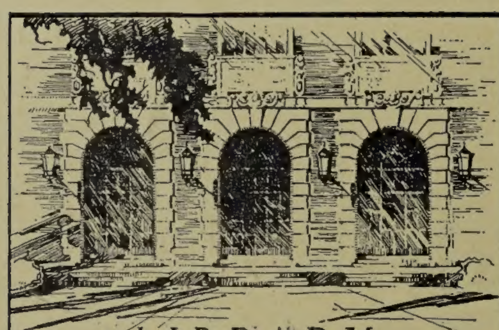


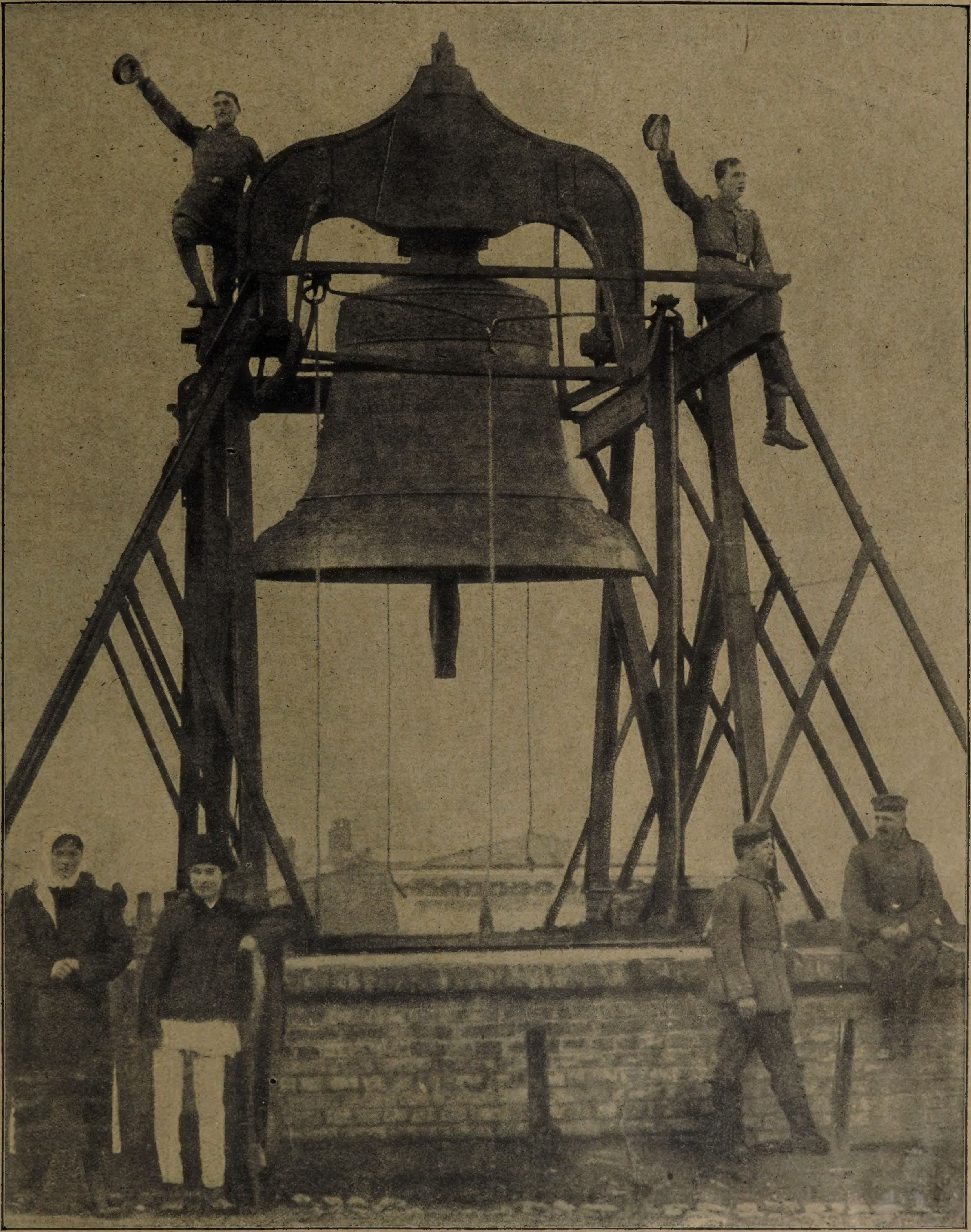
XXVI. Jahrgang
Nr. 1

Berliner

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68

7. Januar 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller



Phot. Presse Centrale Braemer.

Im eroberten Bukarest.

Deutsche Soldaten bei der großen Glocke, einem Wahrzeichen Bukarests, das auf dem höchst gelegenen Punkt der Stadt steht.



Einzug in das eroberte Bukarest: Generalfeldmarschall v. Mackensen besichtigt die einmarschierenden österreichisch-ungarischen Truppen.
Phot. A. Grohs.

Der Einzug in Bukarest.

Der Weltkrieg hat häufig schon Vorstellungen zerstört, die man sich von den Einzelheiten bedeutender historischer Ereignisse zu machen pflegte. Wie alltäglich, beinahe friedlich sich die Eroberung einer feindlichen Hauptstadt vollziehen



Fliegerleutnant Leffers, Ritter des Ordens Pour le mérite, der im Luftkampf gefallen ist.

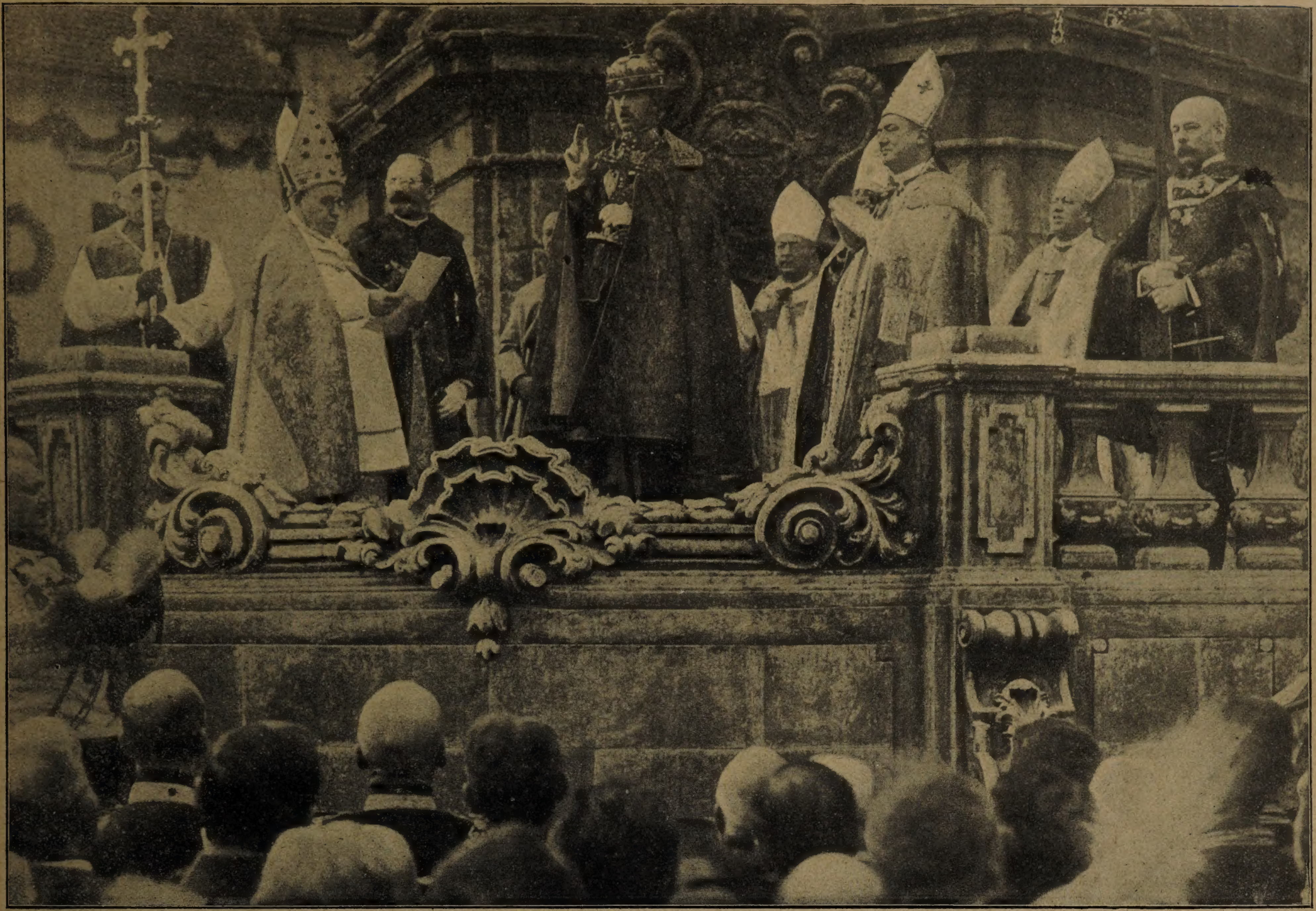


Fort Douaumont in französischem Trommelfeuer.



Graf Czernin, der neue österreichisch-ungarische Minister des Aeußern.

DIE KRÖNUNG IN BUDAPEST

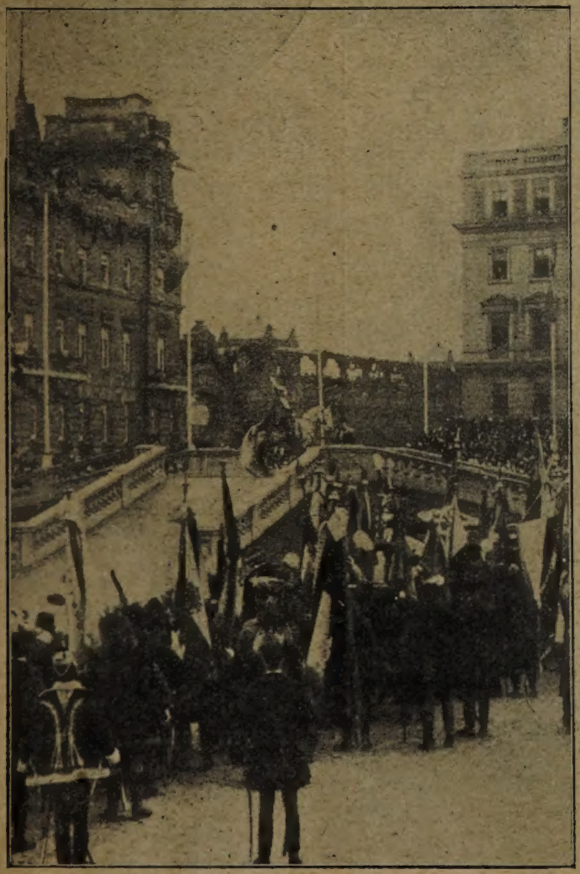


Die Königskrönung in Budapest: König Karl IV. leistet den Treueid auf dem Platz vor der Mathiaskirche. Phot. A. Grohs.
Links der Fürstprimas, der die Eidesformel vorsagt, daneben Ministerpräsident Graf Tisza, der dem König die Krone aufs Haupt gesetzt hatte; in der Mitte: König Karl (mit der goldenen Krone und dem alten Stefansschwert) den Schwur nachsprechend.

kann, wenn erst einmal die siegreiche Armee ihr Schicksalswort gesprochen hat, zeigt die Einnahme von Bukarest; die ersten anlangenden deutschen Offiziere sahen, wie der Rest der feindlichen Soldaten auf den elektrischen Straßenbahnen flüchtete. Nachmittags zog Mackensen in die Stadt ein.

DIE KÖNIGSKRÖNUNG

Das malerische Schauspiel einer Königskrönung in Budapest ist zum ersten Male photographisch festgehalten worden. Wie alte geschichtliche Bilder muten die Szenen an, und nur die hohen modernen Gebäude der Krönungsstadt Budapest wollen nicht recht zum Charakter der Feierlichkeit passen, die nach altem vorgeschriebenen Brauche vor sich ging. Die Leistung des Treueides vor der Säule vor der Mathiaskirche, der Ritt auf den Krönungshügel, die Fahrt zur Kirche, die Feier in der Kirche selbst — dies alles bot Bilder von überwältigender Schönheit.



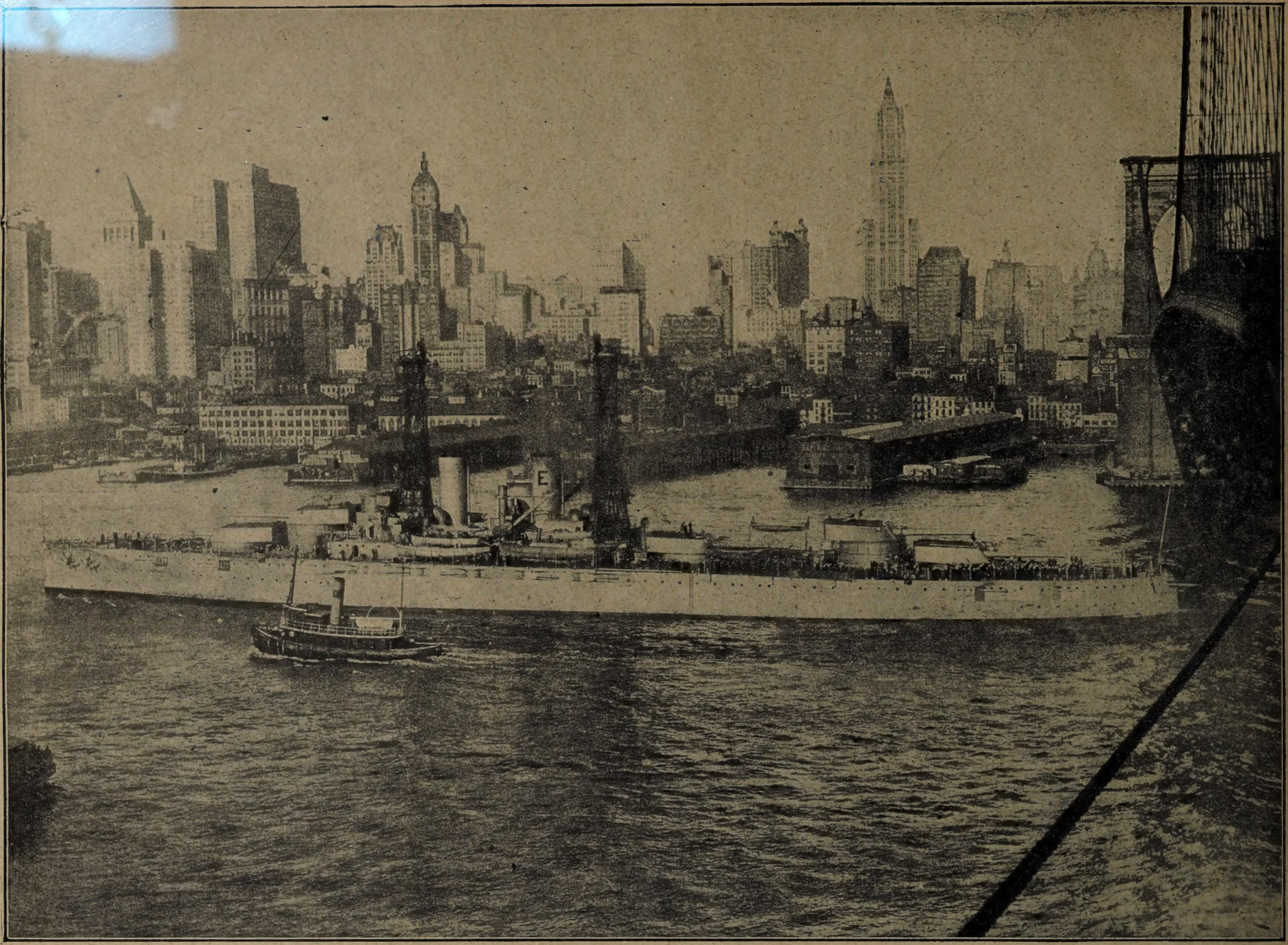
Auf dem Krönungshügel:
Der König führt mit dem Reichsschwert die vier Streiche nach den Himmelsrichtungen aus.
Phot. M. Film- u. Fotostelle.



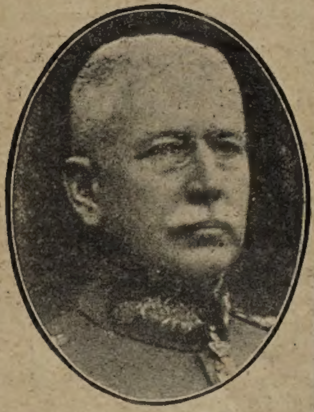
Ungarische Aristokratinnen
in ihren malerischen Krönungstrachten.
Phot. A. Grohs.



Ankunft der ungarischen Magnaten aus den 72 Komitaten.
Phot. A. Grohs.



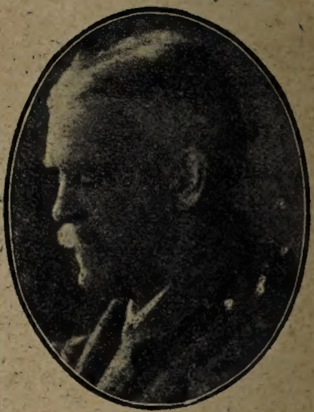
Das kürzlich vom Stapel gelaufene amerikanische Kriegsschiff „New York" bei einer Probefahrt im New-Yorker Hafen vor den Wolkenkratzern aufgenommen.
Phot. Underwood & Underwood.



Generalleutnant Barth, Inspekteur des Ausbildungswesens der polnischen Wehrmacht.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Ein friedliches Bild: Kriegsinternierte Postordonnanzen in der Schweiz.
Von links nach rechts: Franzose, Schweizer, Deutscher, Engländer.
Phot. Müller-Kiefer.



Georg Schweinfurth, der berühmte Afrikaforscher, der seinen 80. Geburtstag feierte.

Ist es den Neutralen schon aufgefallen, daß die Zeitschriften der Entente fast niemals Bilder von dem herrlichen Liebeswerk der Schweiz veröffentlichen? Sie zeigen nicht, daß hier die Angehörigen der kriegführenden Länder zusammentreffen und friedlich miteinander verkehren. Sie zeigen nicht, daß die Schweiz Franzosen, Deutsche und Engländer gleichmäßig behandelt; daß sie alle Kranken und Kriegsversehrten mit der gleichen Freundlichkeit aufnimmt, ihnen Blumen reicht und nichts von einem Unterschied zwischen leidenden Deutschen und leidenden Franzosen wissen will. Besonders die französischen Blätter unterdrücken diese Bilder, denn sie wollen den Haß schüren, wollen glauben machen, daß kein Franzose einem Deutschen je die Hand reicht und daß auch die Neutralen die Deutschen verachten.

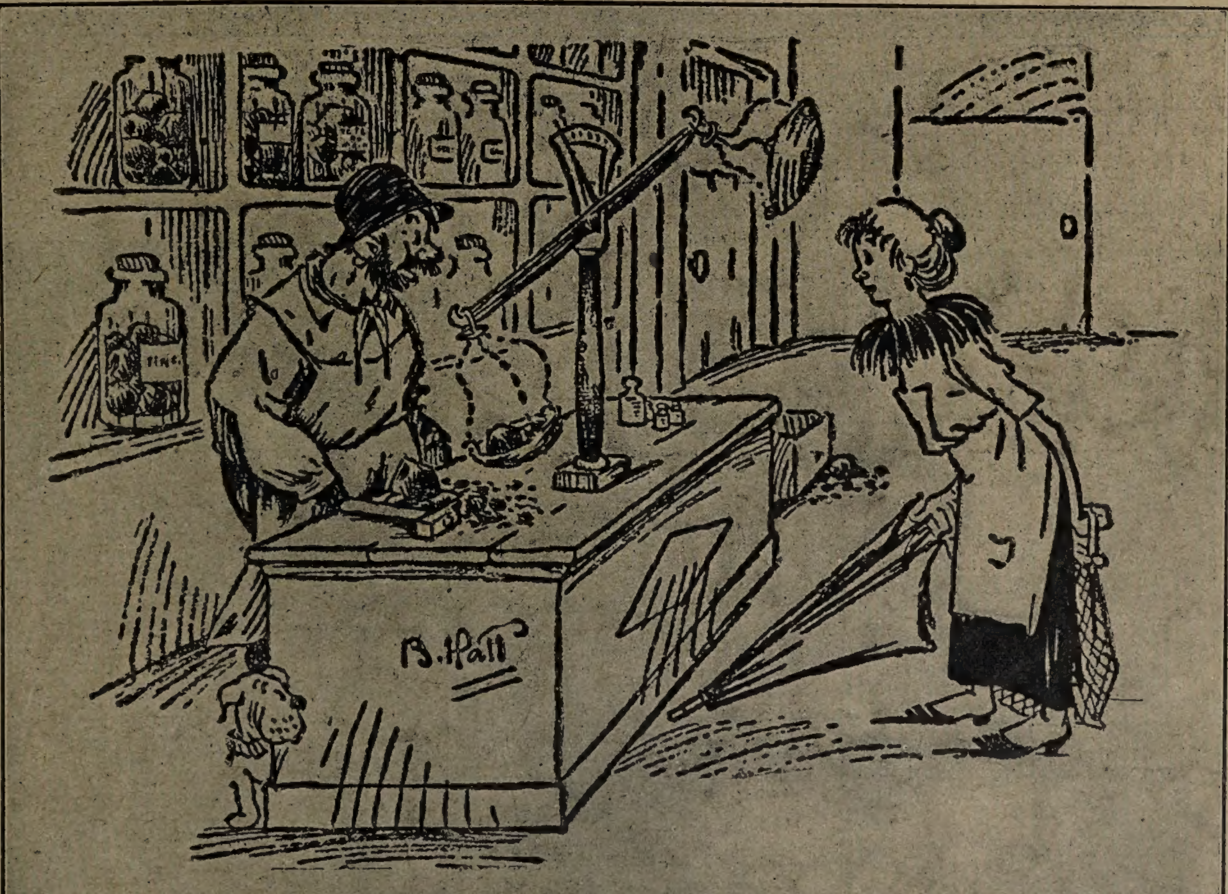


Auf der Feindesseite: Das Völkergemisch bei der Sarrail-Armee, das unsere Feinde gegen uns aufgeboten haben.
Stehend: Engländer, franz. Kolonialsoldat, Russe, Inder, Italiener, Serbe; kniend: Kreter, Senegal-Neger, Franzose, franz. Soldat aus Indo-China, Kreter.

AUF DER FEINDESSEITE

In dem Verhalten unserer Feinde uns gegenüber, wenigstens insoweit dieses Verhalten in ihrer Presse zum Ausdruck kommt, ist seit geraumer Zeit ein bemerkenswerter Umschwung eingetreten. Bemerkenswert, weil er in gewisser Beziehung mit den bisher von ihnen beobachteten Gepflogenheiten stark kontrastiert. Zwar sind wir in den Augen unserer Gegner noch immer die verhaßten „Boches" und „Huns", die das furchtbare Gemetzel dieses Weltkrieges aus reiner Freude am Blutvergießen entfesselt und in den bekannten Formen moderner Kriegsführung organisiert haben. Was aber gerade unsere Methoden anbelangt, über die unsere Feinde im Anfang nicht müde wurden, die Schale ihres Hasses und Spottes auszugießen, so hat diese durch keinerlei Sachkenntnis getrübte Kritik seit einiger Zeit vor einer besseren und gerechteren Würdigung das Feld räumen müssen. Wie ist dieser plötzliche Umschwung zu erklären? Die Antwort auf diese Frage ist einfach genug: unsere Gegner haben sich unter dem Druck der Ereignisse genötigt gesehen, die von ihnen so giftig bekämpften deutschen Methoden auch bei sich einzuführen, nachdem sie die für sie überraschende Beobachtung machen mußten, daß, trotz vorgeblicher Beherrschung der Weltmeere, sich auch bei ihnen die gleichen wirtschaftlichen Beschwerden wie bei uns einstellten. Vielleicht nur mit dem einzigen Unterschiede, daß jene Erscheinungen sich auf Feindesseite etwas später als bei uns fühlbar machten, dafür aber teilweise um so heftiger. Was den getreuesten Trabanten der Herren Poincaré und Briand, Monsieur Gustave Hervé, zu der beweglichen Klage veranlaßt hat, die Entente hinke mit ihren Maßnahmen dem deutschen Beispiel stets nicht nur sechs Monate nach, sondern komme regelmäßig noch sechs Monate zu spät. Mit anderen Worten: die Entente müsse jede Maßnahme Deutschlands sofort mit der gleichen Maßnahme beantworten.

Freilich — mit dem einfachen Nachmachen allein ist noch wenig geschehen, denn auch hier gilt das alte Wort: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe." Wohl kann man uns unsere Brotkarte nachmachen, nicht aber unsere Zeppeline, unsere Soldaten und deren Führer. In letzter Linie kommt es eben doch immer wieder auf den Geist an, der Mensch und Maschine beseelt.



– Je voudrais bien trois livres d'anthracite et six kilos de boulets?
— Trois livres d'anthracite! six kil... !!! Mais, Mademoiselle, je ne vends pas en gros, moi, je ne fais que le détail!... Dessin de B. HALL.

Der Kohlenmangel in Frankreich: Karikatur vom Tage aus der franz. Zeitung „Le petit Journal".
„Ich möchte gern drei Pfund Anthrazit und sechs Kilo Nußkohlen." —
„Drei Pfund Anthrazit! Und sechs Kilo . . . was denken Sie denn, Fräulein, ich verkaufe doch nicht engros!"

Nun müssen unsere Feinde die Feststellung machen, daß sie, deren ganze Hoffnung darin bestand und noch besteht, uns wirtschaftlich niederzuringen, in letzter Zeit gegen die gleichen, von ihnen vielfach verspotteten Wirtschaftsnöte anzukämpfen haben. Zwar hat das Gespenst des Hungers ihnen noch keinen offiziellen Besuch gemacht, wohl aber diesen Besuch bereits angekündigt, indem es ihnen seine Visitenkarte, die Knappheit, zusandte. Und diese Knappheit, die, wie ein vom Winde begünstigtes Feuer, schnell auf nahezu alle Gebiete übergriff, hat auf Feindesseite eine Verteuerung der Lebenshaltung verursacht, die schließlich auch dem wildesten Kriegsfanatiker zu denken geben muß. Dabei dehnen sich drüben Knappheit und Teuerung auf Artikel aus, die bei uns von dieser Entwicklung vergleichsweise wenig berührt worden sind: das Brot des Menschen und das Brot der Maschine, die Kohle. Die Preise dieser für Wirtschaftsführung und Kriegsführung vielleicht wichtigsten Gegenstände haben bei unseren Feinden ein Vielfaches der bei uns dafür geltenden Preise erreicht. Unsere Feinde wissen, daß es vorerst kein Mittel gibt, um diese bedrohliche Entwicklung zu bekämpfen. Vielmehr müssen die Preise der wichtigsten Artikel bei unseren Gegnern sich weiter erhöhen in dem Maße, in dem Vorräte und Zufuhren — infolge von Mißernten in den Getreideländern von Uebersee und als Folge der immer weiter um sich greifenden Schiffsraumnot —, knapper und knapper werden. Wobei noch zu berücksichtigen bleibt, daß einige Mitglieder der Entente, namentlich Frankreich und Italien, für die Bezüge der wichtigsten Artikel, insbesondere der Kohle, angewiesen sind auf den englischen Verbündeten, der den eigenen Riesenbedarf kaum noch zu decken vermag. Das wird zwischen den Alliierten zu Unstimmigkeiten führen, deren Beilegung nicht leicht sein dürfte. Für die Fortsetzung des Krieges muß diese Entwicklung jedenfalls für unsere Feinde sehr ins Gewicht fallen.



Auf der Feindesseite: Die krampfhaften Versuche der Engländer, in den Kolonien Begeisterung für den Krieg zu erwecken und Freiwillige anzulocken. Uniformierte Mädchen als Werber in Südafrika.



Ihre Hoffnung:
Lloyd George, der starke Mann, wird wie ein „Tank" über die deutschen Armeen hinwegbrausen.
Zeichnung aus einer englischen Zeitung.

Es ist nun unter rein menschlichen Gesichtspunkten nur allzu begreiflich, daß derjenige, der allenthalben nur Mißerfolge oder bestenfalls doch nur halbe Erfolge erzielt, ins theatralische Bramarbasieren gerät, wenn ihm mal ausnahmsweise ein Wurf gelingt, oder wenn er glaubt, daß ihm ein solcher gelungen sei. Der kleinste Gewinn wird da, in der Vorstellung des oft Enttäuschten, zum Haupttreffer. Der Fall der englischen „Tanks" kann in dieser Beziehung als Schulbeispiel gelten. Wie ist in der feindlichen Presse die Erfindung der Tanks in Wort und Bild gepriesen worden als die einer besonders sinnreich konstruierten Maschine, die ganze Heere nur so niedermäht, und deren bloßes Erscheinen auf dem Schlachtfelde genügt, um vollständige Armeekorps bedingungslos zur Uebergabe zu zwingen! Wir können unseren Gegnern wohl das Vergnügen gönnen, die gedrückte Stimmung daheim mit so kindlichen Märchen zu beleben, indes wir daraus interessante Schlußfolgerungen auf die geistige Verfassung der feindlichen Seite ziehen. Wir dürfen uns diesen Luxus um so eher gönnen, als wir uns der mehrfachen Würdigung dieses neuen Kampfmittels in den deutschen Tagesberichten wohl erinnern.

Daß auch sonst, bei allem Verständnis für die organisatorischen Leistungen unseres Hauptgegners, nicht alles Gold ist, was glänzt, davon erzählt uns die feindliche Presse, soweit es ihr angesichts der so überaus strengen Zensur möglich ist, fast täglich erbauliche



Unsere Zuversicht:
An unserm Hindenburg und seinen Soldaten werden, wie bisher, ihre „Tanks" zerschellen.
Zeichnung von Edmund Fürst.



Zur Friedensnote des Präsidenten Wilson: Neueste Aufnahme des Präsidenten mit seiner jungen Gattin auf einer Ausfahrt in Washington.
Phot. Underwood & Underwood.

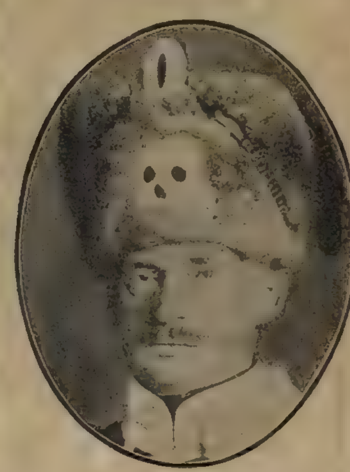
Beispiele. Besonders bezeichnend ist in dieser Hinsicht der Fall des englischen Soldaten Harold Taylor, dessen Eltern zweimal innerhalb von fünf Monaten durch das englische Kriegsamt von dem Tode ihres Sohnes benachrichtigt wurden. Der von seiner Familie doppelt betrauerte Sohn hat seinen Eltern vier Wochen nach der zweiten amtlichen Todesnachricht einen Brief geschrieben, aus dem hervorgeht, daß er seine beiden Tode glücklich überlebt hat. — Man soll sich davor hüten, den Gegner zu unterschätzen, besonders, wenn man es mit einem Gegner wie England zu tun hat. Aber das eine darf man doch in aller Objektivität und Nüchternheit sagen, daß die wirtschaftlichen Nöte, die plötzlich bei unseren Gegnern in die Erscheinung getreten sind, und die sich, nach Lage der Dinge, nur weiter verschärfen können, ihre Aussichten in diesem Ringen doch sehr erheblich vermindern. Daß sich die unserigen dadurch verbessern, versteht sich von selbst. Das ist das Ergebnis der kriegswirtschaftlichen Bilanz der Weltfirma John Bull & Co. (Niederlagen in allen Weltteilen), abgeschlossen per 31. Dezember 1916 . . .



General der Artillerie Viktor Kühne, der den Orden Pour le mérite erhielt.



In Rumänien erobertes englisches Panzerautomobil.



Generalleutnant Graf v. Schmettow, der den Orden Pour le mérite erhielt.

Das Zauberkabinett

Eine Ausstellung zeitgemäßer Kleiderverwandlungs-Künste



Zeitgemäße Verwandlungskünste.
1. Die alte, unmoderne Pelzjacke, aus der . . .



Der alte blaue Offiziers-Uniformrock, aus dem die nebenstehende moderne Damenjacke gemacht worden ist.



2. . . ohne Zerschneidung des Pelzwerks, nur durch Auftrennen der Achselnähte, dieser moderne Pelerinenkragen entstanden ist.

Wahre Wunder der Kleiderkunst waren jüngst in einer originellen Berliner Ausstellung, die von der „Praktischen Berlinerin“ veranstaltet wurde, zu sehen. Hier wurden zum ersten Male die zeitgemäßen Kleider-Verwandlungskünste gezeigt, die im Zeitalter der Bezugsscheine notwendig sind und ein Auskommen mit den vorhandenen Vorräten auch auf diesem Gebiet möglich machen, ohne daß die Frauen auf Anmut verzichten. Aus altem Gewand, aus Resten, aus dem Inhalt der Schränke und Rumpelkammern sind mit Hilfe von Ullstein-Schnittmustern neue Schätze entstanden. Elegante, moderne Kleidung aus längst veralteten, abgetragenen und zum Teil schadhaften Sachen, geschmackvolle Kissen aus alten Einsätzen und Seidenresten, Handtaschen aus alten Ballhandschuhen und Stoffresten, Hüte aus Regenschirmen, Hausschuhe aus Samtflicken sind durch geschickte Hände hervorgezaubert worden, als Anregung für jede Hausfrau und Haustochter, und ihnen zur Nachahmung empfehlen. Verblüffend wirkte eine moderne Damenjacke, die aus einem der alten blauen Uniformröcke gemacht worden ist, und die so gut und modern aussieht, als wäre sie ein neues Modell aus einem angesehenen Schneiderhause. Die nützlichen Anregungen dieser Ausstellung werden sicher dazu beitragen, die Vorräte zu strecken und den Mangel an Textilwaren weniger fühlbar zu machen; unsere Bilder hier mögen künftigen Geschlechtern zeigen, wie es auch die Frauen in Deutschlands schwerster Zeit verstanden haben, mit Anstand und Anmut durchzuhalten.



Ein altmodisches Gesellschaftskleid mit engem Rock, aus dem . . .



. . . mit Hilfe einiger Samt- und Pelzreste dieses Kittelkleid der letzten Mode entstanden ist.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
abcdefg Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 12345

Der Fall Deruga

Roman von Ricarda Huch

9. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Es ist klar, dachte Dr. Bernburger, daß Deruga sich über mich lustig macht. Ueber wieviel Scharfblick, Geistesgegenwart, Frechheit und Kaltblütigkeit verfügt dieser Mensch; es ist ihm alles zuzutrauen. Allerdings, wenn er nicht schuldig wäre, zeugte sein Benehmen nur von der Sicherheit des Unbeteiligten. Aber seine Sicherheit war die des gewiegten, zynischen Täters; es war die Herausforderung eines geistvollen Verbrechers, der sich für unüberführbar hält.

Dr. Bernburger war zu erregt und zu vertieft, um seine Gedanken laut zu äußern, er ging hastig seinem Freund Dr. von Wydenbruck um einige Schritte voraus.

„Er hat Ihre Gedanken erraten,“ sagte dieser. „Das ist wieder ein Symptom von Hysterie, ebenso wie die Kaltblütigkeit. Man wird doch zuletzt einsehen müssen, daß es sich um etwas Krankhaftes, um eine Art Lustmord handelt.“

„Aber die Frau, die er tötete, war zweiundfünfzig Jahre alt,“ sagte Dr. Bernburger ärgerlich.

„Das ist eben die Perversität,“ sagte Dr. von Wydenbruck. „Vielleicht verschmolz sie ihm auch dadurch mit dem Erinnerungsbild seiner Mutter, wodurch der aus Leidenschaft und Vernichtungslust zusammengesetzte Hang verhängnisvoll verstärkt wurde.“

Unterdessen machte Justizrat Fein seinem Klienten Deruga Vorwürfe. „Sie sind wirklich ein Topf voll Mäuse,“ sagte er. „Ich müßte Ihnen ein Schloß vor den Mund hängen. Was war nun das wieder für eine Eruption?“

„Ach,“ sagte Deruga, „warum sollte ich den beiden jungen Haifischen nicht einen Knochen zwischen die schiefen Zähne werfen? Sahen Sie nicht, wie ihnen die Augen aus dem Kopf quollen vor Gier? Es tut mir nur leid, daß ich nicht zusehen kann, wie sie ihn abnagen.“

„Mit Haifischen ist nicht zu spaßen,“ sagte der Justizrat, „und obwohl Sie ein nichtsnutziger Mensch sind, möchte ich doch nicht gerade, daß er Sie zwischen die Zähne bekäme.“

VII.

Die Baronin hatte kaum am Arme ihres Mannes den Saal verlassen, als ein Gerichtsdiener ihr in den Weg trat und sie im Namen des Oberlandesgerichtsrats Zeunemann bat, ihn zu einer kurzen Unterredung in seinem Zimmer aufzusuchen. Er sei bereit, setzte der Gerichtsdiener hinzu, sie sofort hinzuführen.

„Du begleitest mich doch,“ sagte sie zu ihrem Manne hingewendet, der sich willig anschloß. Er müsse zwar gestehen, sagte er, daß er Hunger habe; aber die Herren vom Gericht wären sicher im gleichen Fall, und so würde es nicht lange dauern. Der Oberlandesgerichtsrat, sagte sie in französischer Sprache, wäre ein ganz angenehmer Mann, etwas kleinbürgerlich eitel, aber gefällig, und im Grunde, glaubte sie, ganz auf ihrer Seite.

Dr. Zeunemann hatte sich bereits umgekleidet und knabberte an einem Stückchen Schokolade zur Stärkung. „Ich würde die Herrschaften nicht in diesem Augenblick zurückgehalten haben,“ sagte er, ihnen Stühle anbietend, „wenn es nicht in Ihrem eigenen Interesse wäre; mein Wunsch ist, Ihnen

[illegible] oder eine unangenehme Ueberraschung, [illegible] ganz zu ersparen, so doch zu mildern."

„Einen Schreck, Herr Oberlandesgerichtsrat," rief die Baronin aus, „jetzt, wo meine Nerven durch den gräßlichen Prozeß ohnehin übererregt sind! Nein, so grausam können Sie nicht sein!"

„Ich hoffe, das Unangenehme dadurch abzuschwächen," sagte Dr. Zeunemann, „daß ich Sie persönlich vorbereite. Ich erhielt heute früh einen Brief Ihrer Fräulein Tochter, in dem sie schreibt, sie habe aus der Zeitung von dem Prozeß erfahren. Sie sei außer sich, protestiere dagegen und verlange, daß ihr Protest veröffentlicht werde."

„Aber das werden Sie doch nicht tun, Herr Oberlandesgerichtsrat," rief die Baronin, der das Blut ins Gesicht stieg. „Sie mag unter der Hand protestieren, so viel sie will, aber das geht doch die Oeffentlichkeit nichts an. Als ob der Prozeß nicht schon Skandal genug wäre!"

„Vielleicht ist Ihr Fräulein Tochter aus dem Grunde dagegen gewesen," meinte Dr. Zeunemann, „daß Sie sich damit befassen?"

„Aber, lieber Oberlandesgerichtsrat," sagte die Baronin, „Sie werden nicht erwarten, daß ich auf die törichten Einwände eines jungen Mädchens, eines Kindes, achte, wenn es sich um so wichtige Entschlüsse handelt. Würden Sie das tun?"

„Jedenfalls," sagte Dr. Zeunemann, „würde ich an Ihrer Stelle jetzt zu verhindern suchen, daß Ihr Fräulein Tochter irgend etwas in Szene setzt. Sie scheint in großer Entrüstung und Erregung zu sein, und zwar zum Teil deshalb, weil Sie, gnädige Frau, den Prozeß in ihrem Interesse angeregt zu haben behaupten."

„O, diese Undankbarkeit der Kinder," seufzte die Baronin. „Hätte ich all dies Entsetzliche und Skandalöse auf mich genommen, wenn ich es nicht für meine Pflicht gehalten hätte, meiner Tochter die materiellen Vorteile zu erkämpfen, die ihr gebühren? Warum sagst Du gar nichts, Botho?" wendete sie sich an ihren Mann. „Ich hoffe, Du wirst Deine Autorität gegen Mingo in Anwendung bringen."

„Ich werde versuchen, sie von auffallenden Schritten zurückzuhalten," sagte der Baron. „Uebrigens weißt Du ja, liebes Kind, daß Mingo nicht leicht zu beeinflussen ist."

„Sehr leicht sogar," entgegnete die Baronin, ihre Nasenflügel dehnend. „Man muß nur verstehen, ihr zu imponieren."

„Dazu ist sie wohl zu sehr an uns gewöhnt," entgegnete der Baron ruhig, „und zu sehr von uns verwöhnt."

„Von Dir!" berichtigte seine Frau. „Gottlob, daß sie zu weit entfernt ist, um uns wesentliche Unannehmlichkeiten zu bereiten."

„Der Brief, den ich heute erhielt," sagte Dr. Zeunemann, „trägt den Poststempel Ostende."

„Ostende!" rief die Baronin, indem sie von ihrem Stuhl aufstand. „Sie ist aus England abgereist, ohne uns um Erlaubnis zu fragen! Das darfst Du nicht hingehen lassen, Botho!"

„Sie hat die Absicht, hierherzukommen," fuhr Dr. Zeunemann fort.

„Ich danke Ihnen, Herr Oberlandesgerichtsrat," sagte der Baron, sich gleichfalls erhebend, „daß Sie uns in so rücksichtsvoller Weise gewarnt haben. Wir wollen Ihre kostbare Zeit nicht eine Minute länger in Anspruch nehmen!"

Auch die Baronin bedankte sich mit liebenswürdigen Worten und knüpfte die Bitte daran, von den barocken Einfällen ihrer Tochter nichts bekannt werden zu lassen.

In dem großen Vorsaal zu ebener Erde drängte sich das Publikum noch so, daß das Ehepaar nicht so schnell vorwärts kommen konnte, wie es wünschte. Halb ärgerlich auf ihren Mann, der ihr nicht so oder so die Bahn frei machte, halb beleidigt durch die Menschen, die nicht von selbst vor ihr zurückwichen, stand die Baronin still, als plötzlich etwas sie bewog, den Blick zur Seite zu wenden, und sie ganz in ihrer Nähe das Gesicht eines Mannes sah, der sie, wie es ihr schien, mit zudringlichem Spott betrachtete. Indem sie sich zornig abwendete, sah sie eine auffallende Nadel in seiner Krawatte, und es wurde ihr mit einem Male klar, daß der Mann Deruga war.

Ein Gefühl von Schwäche und Uebelkeit überkam sie. „Warum gehen wir nicht weiter?" wandte sie sich heftig an ihren Mann, ihn am Arme vorwärts drängend. Er bemerkte ihre Gereiztheit, verdoppelte seine Anstrengungen, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, und brachte sie in wenigen Minuten an das wartende Auto. Mit dem Ausdruck äußerster Erschöpfung warf sie sich in die Ecke des Rücksitzes.

„Hast Du Deruga gesehen?" sagte sie zu ihrem Manne, der besorgt nach ihrem Befinden fragte, „und wie frech er mich anstarrte? Es ist unbegreiflich, daß man diesen Menschen frei herumlaufen läßt. So schrecklich hatte ich ihn mir nicht vorgestellt."

„Du hast ihn doch heute nicht zum erstenmal gesehen!" sagte der Baron verwundert.

„Ich erkenne niemand ohne Glas," sagte sie gereizt, „das weißt Du doch. Ich weiß nicht, wie ich mich von diesem Eindruck erholen soll. Ist es nicht unerhört, daß ich schutzlos der Rache dieses Mannes ausgesetzt bin? Ich werde mich keinen Augenblick mehr meines Lebens sicher fühlen."

Was das anbelange, meinte der Baron, könne sie ruhig sein; ein Angeklagter oder Verdächtigter sei immer vorsichtig.

„Und gewisse Menschen glauben immer das, was am bequemsten ist," setzte die Baronin hinzu.

Sie werde selbst ruhiger denken, wenn sie gegessen hätte, prophezeite der Baron gutmütig. Sie sei überhungrig, übermüde und durch die schlechte Luft angegriffen. Dazu sei noch der durch Mingo verursachte Schreck gekommen. Sie solle sich am Nachmittag ausruhen, anstatt sich wieder stundenlang in den dumpfen Gerichtssaal einzusperren und sich widerwärtigen, aufregenden Eindrücken auszusetzen. Er sei bereit, hinzugehen und ihr ausführlichen Bericht zu erstatten; ohnehin würden die nächsten Vernehmungen nichts Neues bringen.

Dies verhielt sich in der Tat so. Frau von Liebenburg, die Inhaberin der Pension im zweiten Hause, erklärte vornehm ablehnend, daß sie nur feines Publikum habe, daß noch nie etwas mit ihren Pensionären vorgekommen sei, daß sie nichts den Prozeß Betreffendes aussagen könne.

Nach dieser empfindlichen Dame erschien Frau Rübsamen, die Frau des Komponisten und Musikschriftstellers im zweiten Stock des dritten Hauses, und entschuldigte ihren Mann, der leidend sei und überhaupt viel zu nervös, um als Zeuge auftreten zu können, da schon die Vorstellung, in einen solchen Prozeß verflochten zu sein, ihn in krankhafte Erregung versetzt habe. Er habe nun einmal ein künstlerisches Temperament, man könne mit ihm nicht umgehen wie mit gewöhnlichen Menschen. Er hätte auch doch nichts nützen können, denn sein Gedächtnis sei schwach, und wenn er Anstrengungen mache, um sich zu besinnen, bekäme er nervöse Zustände.

Sie selbst hingegen besänne sich noch wohl auf den 2. Oktober, weil die Ursula sie am Morgen gebeten hätte, wenn möglich, ein wenig Rücksicht zu nehmen. Frau Swieter habe eine so schlechte Nacht gehabt und könne vielleicht am Tage ein wenig schlafen. Natürlich nähmen ihr Mann und sie gern Rücksicht. Frau Swieter wäre ja auch eine angenehme Partei gewesen, und ihr Mann habe immer gesagt, er könne sie nicht genug schätzen, weil sie nicht Klavier spielte und auch sonst kein Instrument ausübte; nur die Krankheit sei ihm peinlich gewesen. Die Vorstellung, einen Sterbenden oder Toten im Hause zu haben, sei nämlich ganz unerträglich für ihren Mann. Jetzt wohne eine Familie über ihnen, die turnten alle miteinander morgens und abends, und ihr Mann sage fast täglich, er würde noch so gern auf die arme Frau Swieter Rücksicht nehmen, wenn er nur die Turner nicht über dem Kopfe hätte. Sie hätten also das ihrige getan und den Klavierstimmer fortgeschickt. Es sei ohnehin die Zeit gewesen, wo ihr Mann Mittagsruhe zu halten pflegte.

Eine Stunde später sei dann ein Herr dagewesen, sie hätte ihn aber eigentlich nicht für einen feinen Herrn angesehen. Der hätte gebeten, Herr Rübsamen möchte doch seine Stimme prüfen, ob es der Mühe wert sei, sie ausbilden zu lassen. Sie hätte den Herrn in den Salon geführt und es ihrem Manne gesagt; der hätte gefragt, was für ein Mann es wäre, worauf sie gesagt hätte, ihr käme er vor wie ein Kutscher oder höchstens ein Tapezier. Solche Leute hörten nämlich oft, daß irgendein armer Teufel durch seine schöne Stimme sein Glück gemacht hätte, und wenn sie dann so recht brüllen könnten, daß die Wände zitterten, bildeten sie sich ein, sie wären für die Kunst geboren. Nun, daraufhin hätte ihr Mann gar keine Lust dazu gehabt, das Prüfen von Stimmen wäre ohnehin ein undankbares Geschäft. Wenn man es den Leuten ausreden wollte, würden sie oft recht grob, und für einen nervösen Mann wie Herrn Rübsamen sei das Gift. Ihre Aufgabe wäre es denn in solchen Fällen, so einen Menschen mit guter Manier hinauszureden, und das hätte sie auch diesmal getan, indem sie gesagt hätte, ihr Mann sei nicht zu Hause, er möchte ein andermal wiederkommen. Sie müsse aber sagen, er hätte sich nie wieder blicken lassen.

Ob sie den Herrn nach seinem Namen gefragt habe, erkundigte sich Dr. Zeunemann.

„Nein, nein," sagte Frau Rübsamen, „ich wollte mich möglichst wenig einlassen. Nun, nach ein paar Jahren heißt er vielleicht schon Mirabilio oder Virbanti."

„Das führt zu nichts," sagte Dr. Zeunemann leise zu seinem Nachbar, der hinter der Hand gähnte. „Ich wußte es vorher."

„Schluß! Schluß!" antwortete der Beisitzer ebenso.

Ob um die Mittagszeit ein Bettler oder Hausierer bei ihr angeläutet habe, fragte Dr. Zeunemann noch, unterbrach aber die Zeugin, da sie eine Reihe von Möglichkeiten zu erörtern begann, mit der Aufforderung, nur das mitzuteilen, was sie bestimmt wisse. Etwas Bestimmtes in bezug darauf zu wissen, wies jedoch Frau Rübsamen mit Entschiedenheit von der Hand, worauf die Untersuchung über verdächtige Besucher des Hauses an dem verhängnisvollen Tage einstweilen abgeschlossen wurde.

VIII.

„Das war schön von Ihnen, daß Sie die Kaution für mich hinterlegt haben," sagte Deruga zu Peter Hase, indem er ihm die Hand reichte. „Ganz wie Sie, Gentleman durch und durch. Ich bin Ihr ergebener Diener."

Ein Anflug von Röte färbte das blasse Gesicht des Schriftstellers. „Man hatte mir fest versprochen, daß mein Name nicht genannt werden sollte," sagte er, die Augenbrauen zusammenziehend. „Ich verstehe nicht, wie man davon abgehen konnte."

Deruga lachte. „Ich habe Ihnen nur eine Falle gestellt, und Sie sind hineingegangen," sagte er. „Also Sie sind es wirklich. Geben Sie zu, daß ich ein Menschenkenner bin! Wenn ich stillsitzen könnte wie Sie, wäre ich vielleicht auch ein Dichter."

„Ein besserer als ich," sagte Peter Hase ernsthaft. „Sie verstehen es jedenfalls besser, Ihr Leben zu dichten."

„Das fällt bei Ihnen wohl eher trocken aus," meinte Deruga. „Gesellschaftslöwe, reiche Frau, Liebling des Publikums, Geheimrat. Etwa noch der persönliche Adel. Etwas schematisch, aber doch ganz behaglich. Wie? Immer in einer so leicht parfümierten Atmosphäre."

„Ich möchte den Abend mit Ihnen zubringen," sagte Peter Hase ablenkend. „Wenn Sie nichts Besseres vorhaben?"

„Das wäre Bett und Schlaf," sagte Deruga. „Beides wundervoll, aber ich kann es immer haben, Sie dagegen vielleicht nur heute. Machen Sie mit, Justizrat?" wendete er sich an seinen Anwalt.

Dieser sagte, er müsse sich nach seiner Familie umsehen, ein halbes Stündchen habe er aber noch Zeit. Er freue sich, sagte er, als sie in dem abgeteilten Raum einer Restauration beim Essen saßen, Peter Hase kennen zu lernen. Er sei zwar nur ein einfältiger Fachmensch und habe keine Zeit für die schöne Literatur übrig.

„Das glaube ich auch," sagte Deruga. „Ein feines Beefsteak, etwas blutig, auf dem Rost gebraten, darauf verstehen Sie sich besser."

Der Justizrat lachte gutmütig. „Nun ja," sagte er, „das zu studieren hat man auch täglich Gelegenheit; ein gutes Buch ist selten. Und wissen Sie, wahre Geschichten, die würde ich lesen. Dabei kann man etwas lernen. Aber mich von fremder Leute Phantasien an der Nase führen zu lassen, dazu ist mir meine Zeit zu kostbar."

„Das Leben ist leider im allgemeinen alltäglich und fade," sagte Peter Hase, „und die Dichtung soll ein schöner, bunter Teppich sein."

„Ja," sagte Deruga, „ein purpurnes Meer voller Ungeheuer, Wunder, Kostbarkeiten und Seltenheiten. Grün wie Glas, süß wie Opal, schwarz wie Sturm, unerschöpflich, unergründlich, immer von zauberhaften Geburten gärend und gefräßig nach allem Lebendigen. Aber geradeso ist doch das Leben."

Peter Hase betrachtete Deruga aufmerksam, in dessen schmalen Augen sich die Vorstellungen zu spiegeln schienen. „Sie sind eben ein Dichter dem Gefühle nach," sagte er, „Ihr Gefühl macht es so."

„Und im Grunde ist es alles derselbe gemeine Straßendreck," sagte Deruga in verändertem Ton.

„Nun, da gehen Sie wieder zu weit," sagte der Justizrat. „Betrachten wir einmal unseren Prozeß: Sie sind mir gerade originell genug, und die Baro-

nin Truschkowitz ist jedenfalls auch keine gewöhnliche Nummer."

„Ich hasse diese Art Weiber," fiel Deruga schnell ein. „Selbstsüchtig, habsüchtig, beschränkt, kalt und ewig nach neuen Sensationen lüstern. Ohne Geld wäre sie eine Dirne."

„Aber, aber, Verehrtester," sagte der Justizrat, gelinde scheltend, „da scheinen Sie mir doch ein bißchen parteiisch zu sein."

„So," sagte Deruga, sich erhitzend, „finden Sie es anständig, aus Geldgier einen Unbekannten des Mordes zu verdächtigen? Einen Menschen, der ihr nichts zuleide getan hat? Was für eine Gesinnung! Ich sollte eine alternde Frau, die mein Weib war, die Mutter meines einzigen, meines teuren, heiligen Kindes, töten, weil sie mir kein Geld, oder nicht genug Geld, geben wollte, womöglich, um ein paar Monate früher in den Besitz ihres Vermögens zu kommen? Ich, das schwöre ich Ihnen, wäre nie auf einen solchen Gedanken gekommen."

„Herr Gott," sagte der Justizrat, „solche Sachen kommen doch aber vor. Man kann das Leben nicht immer in rosa Beleuchtung sehen. Es sind schon Menschen um ein paar Taler umgebracht worden. Außerdem vergessen Sie oder wollen Sie vergessen, daß die Baronin Ihnen dies Motiv nicht ausdrücklich unterlegt hat, und wenn man Sie für tollköpfig hält, tut man Ihnen eigentlich nicht so unrecht."

Deruga stützte den Kopf in die Hand und antwortete nicht.

„Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu sagen," hub Peter Hase nach einer Pause an, „daß ich der Baronin auf ihre Aufforderung hin einen Besuch gemacht habe. Sie machte mir den Eindruck einer Dame."

„Was für einen Eindruck sollte sie auch sonst machen?" sagte Deruga scharf. „Einer Straßenputzerin oder eines Stallknechtes? Uebrigens ist es ja einerlei. Sie will vermutlich mit dem berühmten Schriftsteller kokettieren."

„Sie kokettiert nicht mehr, als es jede Dame tut," sagte Peter Hase, „sogar in einer besonders geschmackvollen, ihrem Alter angemessenen Art und Weise. Es kommt mir eher so vor, als wäre der Wunsch in ihr aufgetaucht, ich sollte ihre Tochter heiraten. Sie sprach mir immer wieder von ihrer Tochter."

„Nun ja," sagte Deruga, höhnisch lachend, „Dirne und Kupplerin, das ist ja fast dasselbe. Nur ist es besonders gemein, die eigene Tochter zu verkuppeln. Eine Frau, die die Männer kennen muß. Sie werden mir doch zugeben, meine Herren, wir haben uns alle gehörig im Schlamme gewälzt."

„Wir sind allerdings nicht so rein wie ein Mädchen aus guter Familie," sagte Peter Hase unverändert ruhig und höflich, „aber ich weiß nicht, ob das überhaupt zu wünschen wäre. Die Frauen selbst wünschen es augenscheinlich nicht."

„Nein, sie lieben augenscheinlich den Schmutz," sagte Deruga. „Basta, wie denken Sie über die kleine Baronesse?"

„Bevor ich sie gesehen und gesprochen habe," sagte Peter Hase, „enthalte ich mich jeder Entscheidung. Da ihr Vermögen nicht außerordentlich ist, muß sie ungewöhnliche Qualitäten haben, um für eine Heirat in Betracht zu kommen."

„Auf mein Vermögen rechnen Sie also nicht," sagte Deruga. „Das ist anständig und im übrigen sehr verständig."

„Sie sind heute verdrießlich, Deruga," sagte der Justizrat, indem er aufstand, um sich zu empfehlen, „und in Ihrer Lage wäre ich es vielleicht auch. Auf Wiedersehen!"

„Gott sei Dank erst übermorgen," sagte Deruga, dem ein Versuch, liebenswürdig zu lächeln, mißlang. „Morgen ist Sonntag."

Er werde doch vielleicht zum Zweck einer kurzen Unterredung vorsprechen, sagte Fein.

„Auch gut," erwiderte Deruga, „ohnehin ist der Sonntag der Selbstmörderwagen am Zuge des Lebens, der Montag ist der Totengräber."

IX.

Der Sonntag zeigte sich indessen Deruga unverhofft wohltätig, indem ein Freund seiner Kindheit und Jugend eintraf, Dr. Carlo Gabussi, Landarzt in einem Dorfe oberhalb Belluno, den Zeitungsberichte über den Prozeß veranlaßt hatten, nach München zu kommen, um Deruga allenfalls beizustehen. Die Freunde umarmten und küßten sich wieder und wieder, und es dauerte eine Weile, bis sie ein zusammenhängendes Gespräch zu führen imstande waren.

„Kommst Du wirklich meinetwegen, Carlo, lieber Junge?" sagte Deruga. „Das ist doch der Mühe nicht wert, die Reise, die Kosten und alles das."

„Unsinn," sagte Gabussi, „ich war froh, Gelegenheit zu einer Reise zu haben. Ich bin ja seit zehn Jahren nicht von meinem gesegneten Dorfe heruntergekommen. Wenn ich aber etwas für Dich tun könnte, wäre ich allerdings glücklich. Denke, Dir von den vielen Opfern, die Du mir gebracht hast, einmal etwas wiederzugeben!"

„Ich Dir?" lachte Deruga. „Meinst Du, daß Du monatelang Tag für Tag bei mir saßest, als ich krank im Spital lag?"

„Nun ja," sagte Gabussi. „Du bist zwar nicht mir zuliebe krank geworden, aber ich konnte doch

…nen und brauchte nicht immer zu Hause zu sein, wo es so wenig Unterhaltung für mich gab. Du hörtest mir zu, wenn ich von meiner Angebeteten erzählte, und machtest mir Gedichte für sie."

Deruga fragte, wie es ihr gehe, und ob sie noch immer nicht geheiratet hätten.

„Nein," sagte Gabussi mit einem Anflug von Wehmut. „Dadurch, daß meine Mutter bei mir wohnt, und daß meine arme Schwester lahm ist, kann ich nicht gut noch eine Frau unterbringen. Geld verdienen könnte sie auf meinem Dorfe auch nicht, denn eine verheiratete Lehrerin wird nicht angestellt. Aber ich bin ja so glücklich, daß ich meine Mutter noch habe! Sie ist jetzt so leicht, daß ich sie auf einem Arme tragen kann, und ich trage sie jeden Abend ins Bett, obwohl sie sich fürchtet; aber ich kann es nicht lassen, und im Grunde hat sie es auch gern. Natürlich, meine Lisa hat jetzt einige weiße Fäden in ihren schönen schwarzen Haaren. Sie sehen mir so aus wie eine Silberspur, die Gottes liebkosende Hand zurückgelassen hat. Kannst Du Dir das denken? Und wenn ich sie so gut und fröhlich zwischen ihren Schulkindern sehe, dann wird mir wohl das Herz eng, und ich denke: Wenn ihr so unsere Kinder an der Hand hinget! Aber das ist ja selbstsüchtig und unrecht, wenn ich bedenke, wie gut es mir geht, zum Beispiel mit Dir verglichen, mein Dodo, mein alter, lieber Junge! Wie konntest Du aber nur in solchen höllischen Wirrwarr verwickelt werden! Nein, sprich jetzt nicht davon, wenn Du nicht magst! Wir haben Zeit, ich bleibe bei Dir, so lange Du mich brauchst."

„Die Schweinerei soll mir gesegnet sein," sagte Deruga, „denn ohne sie hätte ich Dich so bald nicht gesehen. Gabussi! Ein bißchen magerer bist Du geworden, aber sonst ganz das liebe, alte, ehrbare, erschrockene Gesicht!"

„Aber Du bist mein bronzener David nicht mehr," entgegnete Gabussi. „Du siehst grau aus, das kommt von Mangel an Luft und Bewegung. Laß uns spazierengehen oder, noch besser, ich nehme einen Wagen, und Du zeigst mir die Stadt und die Umgegend." (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten

G. R. In Friedenszeiten ist allerdings stets die Erlaubnis des Königs von Preußen einzuholen, wenn einem preußischen Staatsangehörigen ein außerpreußischer Orden verliehen wird. Den Kriegsteilnehmern aber ist, abweichend von dieser Vorschrift, gestattet, daß sie Kriegsauszeichnungen, die ihnen deutsche Bundesfürsten, oder Monarchen verbündeter Mächte verleihen, sogleich anlegen dürfen, daß es also der Einholung der Erlaubnis des preußischen Oberhauptes nicht bedarf.

H. G. Unsere Vorfahren werden ihre Waffen aus Feuerstein wahrscheinlich durch Druck — nicht durch den Schlag — angefertigt haben. So muß man wenigstens annehmen, wenn man sieht, wie die unzivilisierten Völker von heute ihre Waffen herstellen. Die Feuerländer oder die Eingeborenen der Insel Homulo, die allerdings den Feuerstein nicht kennen und statt dessen eine Art Grünspan oder aufgefundene Glasscherben verwenden, stellen eine Pfeil- oder Lanzenspitze folgendermaßen her. Sie umwickeln mit einem Zipfel des Fells, das sie tragen, das Steinstück bis auf die zu bearbeitende Kante und nehmen es in die linke Hand. Als Werkzeug dient ein Tierknochen, dessen abgerundetes Ende fest auf die äußerste Kante des Feuersteins gepreßt wird und sprengen durch einen Druck abwärts, und ein wenig seitwärts allmählich auf der Vor- und Rückseite größere Stücke muschelförmiger Gestalt ab. Dann werden mit vorsichtigerem Drucke kleinere Stücke abgesprengt, so daß schon die Form der Spitze in rohen Umrissen erscheint. Schließlich werden die kleinsten Splitter abgesprengt und Widerhaken angebracht. In 25 Minuten ist die Arbeit beendet und bei den Urmenschen wird sie kaum länger gedauert haben.

Geschäftliche Mitteilungen.

Natürliche Haarfarbe würde mancher seinen Haaren gern wiedergeben, wenn er hiefür ein ungefährliches Mittel kennte. Vor allem möchte er es unmerklich für die Umgebung tun. Hier kommt ihm die von der altbekannten Parfümeriefabrik W. Seeger, Aktiengesellschaft, Berlin-Steglitz, hergestellte und zugleich sehr preiswerte Haarfarbe „Nüancin" zu statten, eine wasserhelle Flüssigkeit, die allmählich und unmerklich die natürliche Haarfarbe wiedergibt. Sie ist vorrätig in allen Drogen- und Parfümeriegeschäften. Prospekte und Zeugnisse sendet auf Wunsch die genannte Firma gratis.

Deutsche Federn. Die bekannte Firma Schagen u. Co., Aachen-B 4, macht darauf aufmerksam, daß ihre sämtlichen Sorten rein deutsches Erzeugnis sind; besonders macht sie auf ihre Dauerfedern aufmerksam. Jedes bessere Papier- und Schreibwarengeschäft führt ihre Fabrikate.

KIOS CIGARETTEN — TRUSTFREI —

Kleine Kios St.	3 Pf.
Kurprinz	5½
Jubiläum	4
Fürsten	5
Welt-Macht	6

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios“ E. Robert Böhme, Dresden.

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 65. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. 2.40 M. Fein geb. 3.30 M., m. Goldschn. 3.80 M. (Porto 20). Vonj. Buchh. u. geg. Voreinsend. d. Betrag. von Strecker & Schröder, Stuttgart 4.



Der Mensch in körperlicher u. geistiger Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Vererbung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde“. 83 Abbildg. Gegen Voreins. von M. 3.— (auch ins Feld) zu bez. von Strecker & Schröder, Stuttgart 4.

5	Albanien	1.20	Alb., mont.
10		7.—	serb. u. kret.
8	S. Marino	1.—	Post einge-
21		6.50	gangen wer-
14	Kreta	1.—	den selten!
26		4.25	Alle gestemp.
12	alte Mon-	1.20	verschieden.
42	tenegro	7.—	Selbst viele
42	Serbien alte	7.—	Mon. dagewes.

Porto extra unter 25.- M.
Otto Bickel (gegr. 1890) München 19 Bl.

Zahnstein

entfernt in wenigen Sekunden **Dr. Strauß' „Florin-Tinktur“.** Erfolg garantiert, sonst Geld zurück. Sofort blendend weiße Zähne. Greift Zahnfleisch nicht an! Für viele Monate ausreichend. Preis: M. 2.-, Doppelflasche M. 3.50 (Nachn. 30 Pf. mehr). **F. Goetz, Berlin NW. 87/1,** Levetzowstraße 16.

Briefmarken: Sammlungen, auch einzelne, kauft Liebhaber. Meine doppelten Marken verkaufe billig. Hans Schulz, Hamburg, Bismarckstr. 80



Solche Formen

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen **Nasenformer „Zello“** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit Alles, ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: „Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind.“ (Angenehmes Tragen) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet. (Knochenfehler nicht) Einfachste Handhabung. Illustr. Beschreib. umsonst. Bisher 100000 „Zello“ versandt. Preis M 5.—, M 7.— u. M 10.— mit Anleitung u. ärztlichem Rat. Spezialist L. M. Baginski, **Berlin W. 140,** Winterfeldtstraße 34.

Für Photographierende

liefere nach eingesandten Negativen Gaslichtkarten in höchster Vollendung je nach Auflage von 6 Pfg. pro Stück an. Beste Bezugsquelle für photogr. Apparate und Bedarfsartikel. Soldatenkarten für die Ost- u. Westfront in Originalphotographie. Verlangen Sie meinen photogr. Wegweiser, Kriegsausgabe 1917 gratis. **Martin Stein Nachf., Ilmenau 11.** Photogr. Kopieranstalt mit Kraftbetrieb.



VERAX
Gegenwärtig anerkannt beste **Trockenplatte** für alle Zwecke
Unger & Hoffmann A.-G.
Fabrik Dresden 16 Filiale Berlin S.W. 11

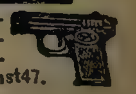




Petri & Lehr, Offenbach a. M. 24 versend. grat. Katalog A über Selbstfahrer (Invalidenräder), Kat. B über Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer, Zimmerklosettstühle

Stottern und nervös schweres Sprechen gründlich zu beseitigen! Aber wie? Auskunft gibt O. Hausdörfer, Breslau 16, Wilhelmsruh A. 31.

Browning Kal. 7,65 M. 38.- „ 6,35 M. 35.- Mauser, Parabellum M. 65.- Benekendorff, Friedenau, Rheinst 47.



Fort mit dem



Beinverkürzung unsichtbar. Gang elast. u. leicht. Jed. Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Brosch. send. Extension G. m. b. H. Frankfurt a. Main, Eschersheim Nr. 255.

Stottern und andere Sprachstörungen beseitigt die Anstalt von **Robert Ernst, Berlin SW,** Großbeerenstr. 67. Prosp. frei.

6000 kleine Schachteln Kola-Dultz umsonst!



Ich möchte gern einem jeden, der schwache Nerven hat, eine Probe meines Mittels zukommen lassen. Es belebt die Nerven, regt sie an und beeinflußt dadurch dermaßen die Gesundheit, daß man sich bald so frisch, wohl und unternehmungslustig fühlt, wie man es von Natur aus sein sollte. Kola-Dultz soll überdies auch die Nerven in Anregung erhalten. Im eigenen Interesse eines jeden Lesers dieses Inserates, der erschöpfte Nerven hat, oder der leicht müde und abgespannt wird oder zu Kopfschmerz und Schlaflosigkeit neigt, wünsche ich, daß er Kola-Dultz versuchen möge, und wahrscheinlich würde er dann bald wie viele andere sagen können:

Die Wirkung von Kola-Dultz ist geradezu überraschend!

Die besten Nerven sind die, von denen man am wenigsten merkt. Kola-Dultz ist ein Freund der Nerven. Es ist angenehm im Gebrauch, und seine Wirkung ist eine Erfrischung. Kola-Dultz ist unschädlich und wird Männern, Frauen und Kindern empfohlen. Das Alter hat dabei nichts zu sagen. Es ist ein Präparat zur Anregung der Nerven. Kola-Dultz ist überall am Platze, wo die Nerven nachlassen oder sich sonst unangenehm bemerkbar machen.

Schreiben Sie mir sofort eine Postkarte und verlangen Sie Gratis-Zusendung einer Probeschachtel.

Max Dultz, Berlin SO 33, Nr. 177.

Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden B



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 11 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Chemie-Schule für Damen und Herren Dr. Davidsohn & Weber, Berlin, Bahnstr. 27. Prosp. frei. Aussichtsv. Beruf.

Große Neuheit!

Mit unzerbrechlichem Glas.
Hell leuchtende Zahlen.

Abbildung natürliche Größe.

2 Jahre Garantie!



Weder Gewehrkolben noch Hammer können die Uhr zerbrechen.

Preis **12.50 M.**

Dieselbe Uhr in echt Silber **17.50 M.** Mit Staubdeckel versehen.

Armeeuhren
4.50, 5.50, 7.50, 10.—, 15.— bis 25.— M.
Preisliste kostenlos.
Versand p. Nachnahme od. Voreinsendung d. Betrages. Garantie für Ankunft im Felde!
Deutschland Uhren Manufaktur Leo Frank
Berlin SW 19, Beuthstr. 4, Fabrikgeb. rechts.

Soldaten-Postkarten!

100 St. einfarb. 1.90, bunt 2.80, 100 St. Tiefdruck 3.50, 300 aller Sorten 7.50. **Herosverlag, Berlin 391.**



Musik-Instrumente für unsere Krieger, für Schule u. Haus. Preisliste frei! Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Schlechte Handschriften verbessert Hofkalligraph **Gander** in Stuttgart. Lehrpl. gr., Schreibvorlagen M. 2.-.



Stephan'sche Leibbinde

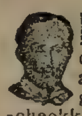
D. R. P. — D. R. G. M. Beste Binde! — Einfachster Verschluß (vorn). — Sitzt ohne Schenkelriemen. Prosp. J. Z. II frei durch den Fabrikanten. Dieselbe Binde in einfacher Ausführung für unsere Feldgrauen geeignet. Bester Schutz gegen Erkältung. Kein lästiges Rutschen. — Preis 3.— M. Versand ins Feld gegen Voreinsendg. des Betrages. **Karl Stephan,** Ilsenburg/H.

Musikinstrumente. Welches Instrument interessiert? Preisliste Nr. 514 umsonst. **Edmund Paulus** Markneukirchen Nr. 514.

Feldpostkarten Serie A. 60 höchst aktuelle Aufnahm. M. 5.—. Voreinsendung od. Nachnahme. Aufgeber: **M. Becker,** Ilmenau i/Thür.

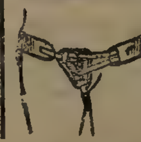
Buchführung lehrt am besten brieflich **F. Simon,** Berlin W35, Magdeburgerstr. Verlangen Sie **gratis** Probebrief 3.

Foto Abzüge, spez. Karten n. Negativ 100 St. M. 6 **E. Heyne, Berlin S. 14,** Neue Jakobstr. 9.



Eleganten flotten Bart in wenig. Minuten durch Bartbinde „O-G“ (D. R. P. ang.). Überall käufl. Auch direkt geg. Voreinsend. v. M. 1.25. Postscheckkonto 3612. Gambke & Co., Berlin 471

Bruchverband ohne Feder



„Schievea“, ges. gesch., mit extra weich. Gummipelotte. Aerztl. empfohl. u. begutacht. Aufklärend. Schrift geg. 20 Pf. i. Mark. d. Schievekamp, Bandagenhaus, Duisburg 63, Königst. 38





RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
bahn — bet — bra — chod — chro — de — den — dith — dys — e — e — ehr — ei — er — fe — fei — gas — ge — graf — grü — har — hau — him — i — jub — ka — kohl — ma — me — na — nau — ne — nist — o — reichs — rich — ro — ro — rot — sah — schwanz — se — sen — sen — sen — sen — seus — sor — stoi — tol — ul — wür — zur
sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben abwechselnd von oben nach unten gelesen einen Ausspruch des Kaisers ergeben. Die einzelnen Wörter bezeichnen:

1. Straßenlied, 2. Sagenhelden, 3. landwirtschaftliches Gerät, 4. Bestandteil der Milch, 5. Gemüse, 6. Vorstadt Konstantinopels, 7. Anrede für einen Geistlichen, 8. polnischen Tanz, 9. Geschichtsschreiber, 10. weiblichen Vornamen, 11. Adelstitel, 12. Baum, 13. Gotenkönig, 14. russ. Dichter, 15. Vorort von Berlin, 16. böhmische Stadt, 17. Frucht, 18. Eisgetränk, 19. arabischen Vornamen, 20. Musikinstrument, 21. Singvogel, 22. Verkehrsmittel.

Glückliches Land.

Wer nennt mir wohl das schöne Land,
Deß' eine Hälfte ich erfand
Als ganzes Paradies fürwahr,
Wo aller Erdennot man bar.

Bilder-Rätsel.



Entwertung.

Wenn ich hinterm Wasser steh',
Gibt's auf mir nicht Fluß noch See;
Stehe vor der Münze ich,
Ist ihr Wert nicht wesentlich;
Und das Schwert, so scharf's auch sei,
Tut Dir nichts, bin ich dabei.

Das beliebte Ganze.

Wie oft schimpft Ihr Euch derb Eins-zwei,
Dann heißt es, halte nur Dein Drei,
Und weiter geht's Geschimpf,
Da haben wir den Vier-fünf.
Macht Ihr das Ganze mir als Schmaus,
Macht Euer Schimpfen mir nichts aus.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:
Wilhelm Tell — Maria Stuart.
1. Ge wit ter, 2. Rechts irr tum, 3. Bal la de, 4. Nord hausen, 5. Auf ent halt, 6. Ta lis man, 7. To ma te, 8. Natri um, 9. Au er hahn, 10. Ma la ga, 11. Gas lam pe.

Rösselsprung:
Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete die Verunglückten. Was ist gut? fragt ihr. Tapfer sein ist gut. von Nietzsche.

Getroffen: Breitseite.

Geographie: Panama.

Sechs Mädel:
Veronika (Vera — Nora — Erika — Eva — Erna).

Humor

Von unseren Jüngsten.

Lehrer: „Müller, warum kommst Du zu spät?"

Müller: „Mein Vater hat mir gebraucht!"

Lehrer: „Konnte Dein Vater niemand anders dazu gebrauchen?"

Müller: „Nee."

Lehrer: „Warum denn nicht?"

Müller: „Er hat mir verhau'n!"

*

Der kleine Hans kommt mit ernstem Gesicht zur Mutter und fragt: „Mutti, wie kommt es nur, daß, wenn der Storch ein kleines Kind bringt, man es gleich nimmt und zur Familie rechnet? Man muß sich doch erst kennen lernen!"

*

„Mutter, warum schwätzest dann nix?"
„Peterle, was soll ich dann schwätze?"
„Kannst net sage: Peterle, willst e Küchle?"

*

Hans beobachtet jeden Abend voll Freude, wenn „der liebe Gott die Sterne ansteckt." Nach einer Reihe von sternenklaren Abenden ist plötzlich kein Stern zu sehen, was Hans zu der nachdenklichen Frage veranlaßt: „Muß der liebe Gott auch sparen, daß er die Sterne nicht anzündet?"

*

Zeichnung von Paul Simmel.



„Mensch, das mit dem Frieden will überlegt sein. Die schulfreien Tage bei den Siegen fallen dann auch weg!"

Erster Feiertag früh. Parterre wohnt Krause, Privatdozent, sehr nervös. Vor seinem Fenster eine Kinderansammlung. Man zeigt sich gegenseitig die Geschenke.

„'Ne feine Trompete haste, Willy?"
Träää, trää!

Maxe: „Gib mal her, ich kann noch besser."
Trääää, trääää, trääää!

Heini: „Det is noch jarnischt, ick kann noch lauter!"

Fritzchen kommt mit seiner neuen Trommel hinzu.

Rum, bum, bum, rumm, bumm, bumm!

Alle: „Feste, schlag' mal 'n Wirbel!"

Rrrrrrrrrrrrrrrr!!!

Das festgefrorene Fenster Krauses fliegt auf: „Verdammt nochmal! Du, Kleiner, gib mir mal die Trommel, hier hast Du einen Taler dafür!"

Das Geschäft kommt zustande.

Fünfzehn Minuten Pause.

Rrrrrrrrrrrrrrrr!!!

Verzehnfachter Wirbel.

Das Fenster Krauses fliegt abermals auf:

„Da schlag' doch der .... rein, ich habe Dir doch eben die Trommel für 3 Mark abgekauft?"

Fritzchen: „Na ja, das ist eene neue, die is besser, wollen Sie die auch haben? Die kostet 10 Mark für Sie."

Simmel.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 2

Berliner
Illustrirte Zeitung

14. Januar 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68

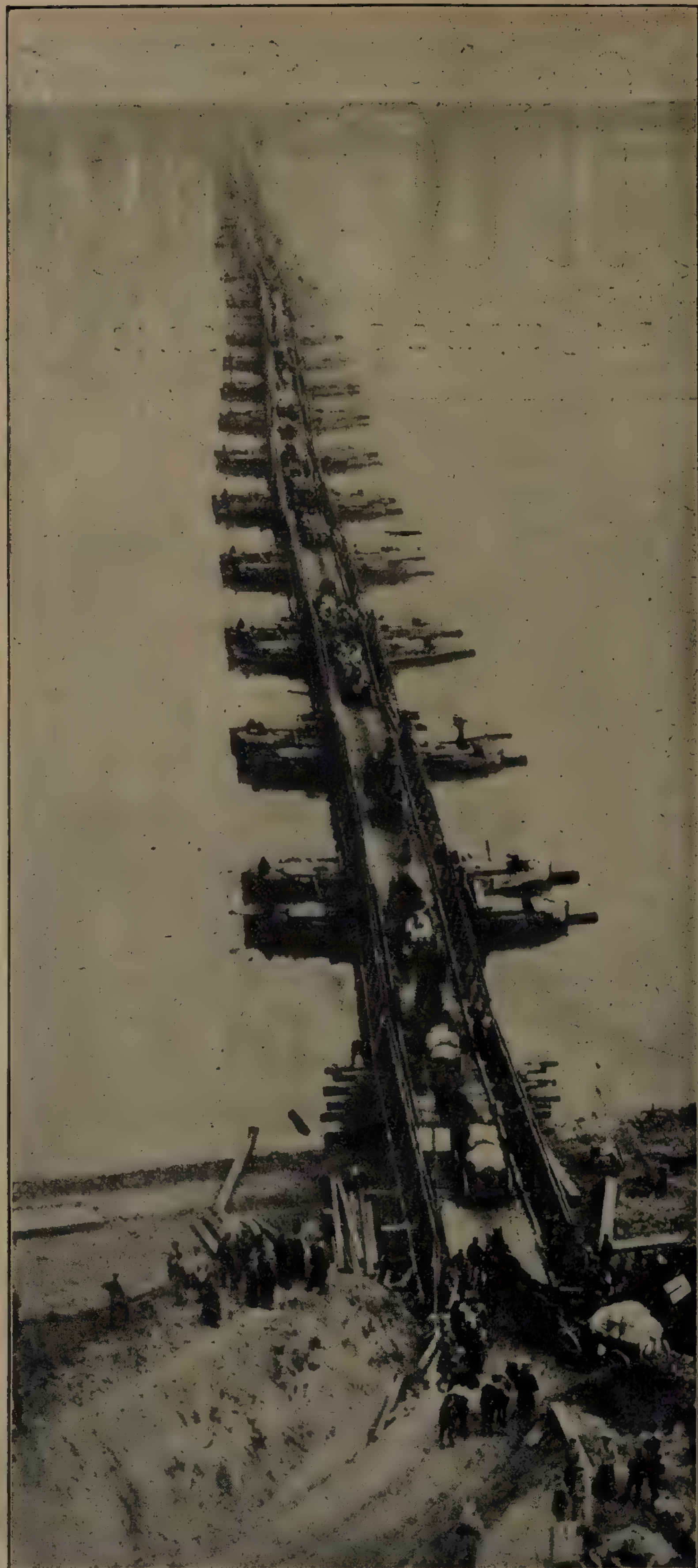


Graf Tisza, der vielgenannte ungarische Ministerpräsident,
im Krönungszuge in Budapest.

Phot. Revesz & Biro.



Fürst Jussupoff,
des Zaren Neffe, der Rasputin aus dem Wege geräumt haben soll. (Siehe den Artikel auf der letzten Seite.) Gemälde von W. Geroff.



Unsere Truppen bei Ueberschreitung der Donaubrücke bei Swistow.
Photothek.



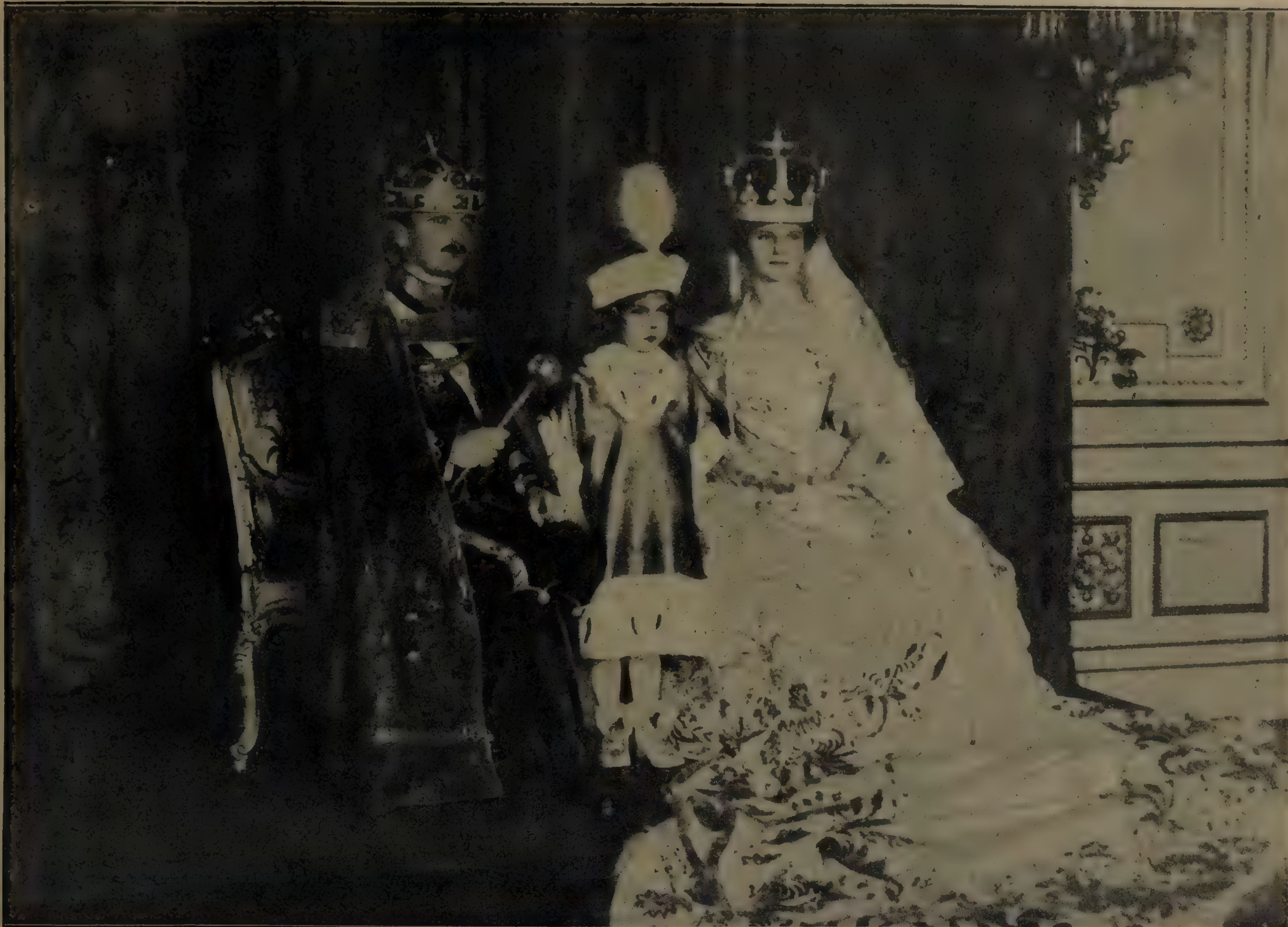
Der französische General Castelnau,
der Nachfolger des Generals Foch, als Führer der Nordarmee.

Die Aufgabe der Flieger.

Die Berichte unserer obersten Heeresleitung haben gezeigt, daß auch unsere jüngste Waffe, die Fliegertruppe, ihren Gegnern weit überlegen ist. Nicht die Zahl der Flugzeuge, sondern zähe Energie, Schneid und die erprobte deutsche Gründlichkeit haben hier den Sieg davongetragen. Die Aufgaben, die an unsere Flieger herantreten, sind mannigfacher Natur; Aufklärung und Kampf sind die hauptsächlichsten. Die Aufklärungsflugzeuge sind im Bewegungskriege der kämpfenden Truppe weit voraus. Sie erkunden den Aufmarsch des Gegners, die Stärke und Stellung seiner Reserven und seine rückwärtigen Verbindungen. Nichts darf ihnen entgehen. Sie vermeiden nach Möglichkeit den Kampf mit den gegnerischen Flugzeugen, um ihre für die oberste Heeresleitung so wichtigen Meldungen schnell zurückzubringen. Der photographische Apparat hält wichtige Einzelheiten fest, die funkentelegraphische Einrichtung verbindet sie mit den eigenen Truppen. In den meisten Fällen wird das Aufklärungsflugzeug Bomben mit sich führen, um besonders günstige Ziele, Truppenansammlungen, große Bagagen, Ausladestellen anzugreifen und den Gegner zu beunruhigen. Im Stellungskriege überwacht das Aufklärungsflugzeug alle Bewegungen des Gegners hinter seiner Front. Photographische Aufnahmen halten jede Einzelheit seiner Stellungen fest und zeigen dem Truppenführer den bevorstehenden Angriff, die Stellungen der gegnerischen Artillerie und die Wirkung der eigenen Beschießung. Neben der Aufklärung bekämpft der Flieger in Verbindung mit der eigenen Artillerie die des Gegners. Hat er die Stellungen der Batterien erkundet und photographisch festgelegt, so tritt er mit der zu dieser Aufgabe bestimmten Batterie in Verbindung und leitet aus der Luft ihr Feuer. Es ist natürlich von größter Wichtigkeit, daß man den Gegner an der Aufklärung hindert. Die Aufgabe fällt dem Kampfflieger zu. Er greift feindliche Flugzeuge an, verwickelt sie in einen Kampf und nimmt ihnen damit die Möglichkeit, ihre Aufgabe zu lösen. Er begleitet die eigenen Aufklärungsflugzeuge und schützt sie vor Angriffen des Gegners. Er bekämpft günstige Ziele wie Munitionsdepots, Truppenansammlungen, Bahnhöfe und Stellungen. Ihm zur Seite kämpft der Kampfeinsitzer. Die Zahlen der abgeschossenen feindlichen Flugzeuge zeigen deutlich, in wie hervorragender Weise unsere Kampfflieger nach dem Vorbilde ihres gefallenen Helden Boelcke ihre Aufgaben bisher geleistet haben.



Am Maschinengewehr in Erwartung eines Gasangriffs. Phot. Rich. Spelling.



Nach der Königskrönung in Budapest: König Karl, Königin Zita und der Kronprinz im Krönungsschmuck.

In dem altertümlichen Zeremoniell der ungarischen Königskrönung spielt die Szene auf dem Krönungshügel eine große Rolle. Hier hat der neugekrönte Ungarnkönig, einem historischen Brauche folgend, mit dem Schwert des heiligen Stefan vier Streiche nach den verschiedenen Windrichtungen zu führen, um zu symbolisieren, daß er das Land gegen alle Feinde, woher sie auch kommen mögen, verteidigen werde. Der Krönungshügel wurde aus einzelnen Häufchen Erde errichtet, die alle Komitate geschickt hatten. So hat das Komitat Féher Erde von dem Platze gesandt, an dem die goldene Bulle verkündet wurde. Auch von dem Schlachtfeld von Mohacs wurde Erde herbeigeschafft. An die vier Schwertstreiche schloß sich als letzte traditionelle Zeremonie das Krönungsmahl an, das unter eigenartigen Umständen — nicht eingenommen wurde. Die Ueberlieferung will es, daß keiner der Teilnehmer auch nur einen Bissen zu sich nehme. Die 18 Gänge der Speisenfolge wurden in den Saal gebracht, jedem der Tischgäste gereicht, aber unberührt wieder hinausgetragen.



Das Krönungsmahl in der Budapester Hofburg.
Phot. Revesz Biro.



König Karl auf dem Krönungshügel bei der Ausführung der vier Schwertstreiche nach den Himmelsrichtungen.
Photopresse Kankowsky.



Neue Gemälde von Adolf Oberländer: „Der Einsiedler und sein kranker Löwe“.
Phot. Herm. Boll.

AUS ATELIERS UND AUSSTELLUNGEN

In der Weihnachts-Nummer der „Vossischen Zeitung“ veröffentlichte der Generaldirektor der Kgl. Museen, Exzellenz von Bode, einen interessanten Aufsatz, in dem er ausführte, daß beim Ausbruch des Krieges die Händler und Sammler sich darüber einig waren, daß für den Kunsthandel eine böse Zeit beginnen würde; aber bald entwickelte sich in München, Berlin und Frankfurt ein regeres Geschäftsleben. Aus dem feindlichen Ausland war nichts zu erwerben, bei den Neutralen so gut wie nichts zu holen, so daß der Kunsthandel auf das Inland angewiesen war.



„Der Kriegsschatz der Bäuerin“. Neues Gemälde von Adolf Oberländer.
Phot. Herm. Boll.



„Der Dieb“. Gemälde von F. von Rayski († 1890).
Aus der Ausstellung des Kunstsalons Fritz Gurlitt, Berlin.



Im eroberten Bukarest: Einreitende deutsche Kavalleriepatrouille.

IM EROBERTEN BUKAREST

Schon in der vorigen Nummer haben wir gezeigt, unter welchen nüchternen, beinahe friedlichen äußeren Umständen sich der Einzug in Bukarest und die Besitzergreifung der eroberten Hauptstadt Rumäniens abspielte. Erst als Mackensen am Nachmittag des 6. Dezembers in der Stadt erschien, jubelte die Bevölkerung ihm laut zu und stürmte fast sein Auto. Dieselbe Bevölkerung, die noch mittags dem Einzug der ersten verbündeten Truppen in stumpfer Gleichgültigkeit zugesehen hatte! In wenigen Stunden hatte sich dieser Stimmungsumschwung vollzogen. Als die ersten deutschen Uniformen völlig unerwartet in dem Alltagsbild der Stadt auftauchten, fuhr es wie ein jäher Blitz durch die Massen, das Leben erstarrte einen Augenblick, gebannt durch



In einer der Straßen Bukarests während des Durchzugs rumänischer Gefangener.

das neue militärische Bild, aber gewohnt, auch den Krieg als Schauspiel der Straße von der leichten Seite zu nehmen, fand es rasch seine oberflächliche Form wieder. Die Calea Victoria, die Haupt-Korso-Straße, bot einige Stunden nach der Einnahme der Stadt ein Bild wie im Frieden. Die Bürgersteige waren gedrängt voll. Damen gingen mit ihren Töchtern spazieren, Müßiggänger trugen ihre neuesten Kleider zur Schau. Man stand, grüßte, gaffte und ging seines Weges weiter. Einzelne rumänische Offiziere, die sich noch in Uniform herumtrieben, genossen aus weiterem Hintergrund den Szenenwechsel. Wo sie nicht ausweichen konnten, erwiesen sie achtungsvoll militärische Ehrenbezeugung. Die mit Waren reichgefüllten Geschäftsläden standen offen und ihre Besitzer hielten



Straßenbild aus dem eroberten Bukarest.
Phot. M. Foto- u. Filmstelle.



Ein deutscher Soldat und ein Bukarester Schutzmann auf einem Patrouillengang.

Ausschau nach den neuen Kunden. Die Kaffeehäuser und Restaurants waren gedrängt voll. Elegante Wagen mit russischen Kutschern und silberbehangenen Pferden, und vornehme Privatautomobile hielten kurz an und ihre eleganten Insassinnen schauten sich die neuen Ankömmlinge einen Augenblick lang interessiert durch das Lorgnon an. Wer am Abend der Besetzung die feindliche Hauptstadt sah, dem kam nach dem Anblick der erschütternden Kriegsbilder, die die vom Blute der Rumänen getränkten Schlachtfelder bieten, der armseligen Dörfer in der Umgebung der Stadt, unmittelbar zum Bewußtsein, in welchem Maße das rumänische Landvolk die Last des Krieges allein getragen hat. Die Hauptstadt aber, die dies Elend verschuldete, hat an dem Krieg nichts als ihr spielerisches Vergnügen gehabt. Die große Charakterlosigkeit dieser Stadt findet schon in ihrer äußeren baulichen Gestaltung einen treffenden Ausdruck. „Hundert Kontraste schreien hier und denken gar nicht daran, sich zu vertragen," schreibt Dr. Max Osborn, der Kriegsberichterstatter unseres Verlages, der bald nach der Einnahme von Bukarest die Stadt besucht hat, und dessen Schilderungen auch die nachstehenden Ausführungen auszugsweise entnommen sind. Der moderne italienisch-französische Greuelstil führt in Bukarest das große Wort. Er brüstet sich mit allen Phrasen seines Formenschatzes namentlich in dem neuen „Cercul militar", dem übergroßen Offizierskasino, in dem jetzt die nach der Einnahme der Stadt aufgefischten Soldaten und Offiziere untergebracht sind. Die Menge umdrängt die geschlossenen Portale und sucht durch die Glasscheiben den Gefangenen zuzuwinken, die im



Das Leben in einer der Hauptstraßen von Bukarest nach der Einnahme der Stadt.



Geputzte Stiefel — ein langentbehrter Genuß.



Kein Ueberfüllungsverbot.



Ein Zug rumänischer Gefangener in der Viktoriastraße, der Hauptstraße von Bukarest.



Wie die Engländer in Rumänien hausen: Englische Pioniere eines Brandkommandos beim Niederbrennen einer Ortschaft in Rumänien.
Auf Anregung der Engländer wurden aus englischen Pionieren und russischen Kosaken zusammengesetzte Brandkommandos gebildet, die beim Rückzug der rumänischen Armeen wichtigere Ortschaften, industrielle Anlagen und landwirtschaftliche Betriebe in Rumänien in Brand stecken.

Vestibül herumlungern. Die Einrichtung des Residenzschlosses, ein Werk der Königin, bezeichnet Dr. Osborn als eine ungeheuerliche ausschweifende Geschmacklosigkeit. Das „Boudoir" — ein Raum, als wollte darin die Witwe eines amerikanischen Häuptlings eine Verschwörung gegen das Leben des letzten Azteken anzetteln. Der „goldene Salon", ein Empfangsraum, in dem die Bandwurmornamente in Gold die Wände hinaufklettern. Den Höhepunkt aber bildet das Schlafgemach: Ein Tempelbau auf Säulen in ein größeres Zimmer eingebaut. Zwischen den Säulen ein niedriges Bett, dessen versilberte Rückwand ragend hoch empor wächst. Und auf dem Rande dieses Silberaufbaues hockt, auf die Schlafende, Ruhende, Träumende dauernd hinabspähend, eine — eiserne Krähe! Ganz einfach, geradezu rührend bescheiden ist das Schlafzimmer König Ferdinands. Und man fragt sich, wer wohl in diesem Schlosse, Land und Staat sich mit größerem Nachdruck durchzusetzen verstand: der gekrönte Mann, der sich so schlicht einquartierte, oder die schöne Königin mit der eisernen Krähe auf der versilberten Bettstatt?

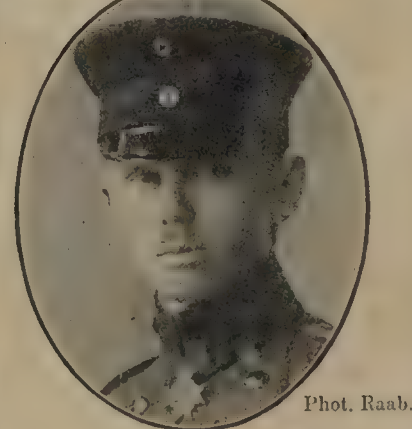


Phot. Urbahns.

Kapitänleutnant Max Valentiner, der auf seinen U-Boot-Fahrten bisher 128 Schiffe versenkte und den Orden Pour le mérite erhielt.



Platzendes Schrapnell, aus 100 Meter Entfernung von einem deutschen Flieger aufgenommen.



Phot. Raab.

Flieger-Oberleutnant Berr, Führer einer Kampfstaffel, der den Pour le mérite erhielt.



Rasputin,
der am Zarenhof bisher so mächtige „Wundertäter“, der jetzt ermordet worden ist.

Rasputins Ende.

Rasputin ist tot, der große Wundertäter und politische Drahtzieher am Hofe des russischen Zaren. Seltsam und von geheimnisvollen Schleiern umdunkelt wie sein Leben war, so ist auch sein Sterben gewesen. Aus der gefrorenen Newa hat man seinen Leichnam herausgeholt; ermordet wurde Grischa Rasputin, ermordet von seinen politischen Widersachern . . . oder von dem jungen Fürsten Felix Jussupoff, dem Sohn des Generaladjutanten des Zaren. Aus Eifersucht soll der dreißigjährige Fürst ihn erschossen haben, und die Gattin des Fürsten, die Tochter des Großfürsten Alexander Michailowitsch, wird mit dem dunkeln Ende des russischen Wundertäters in Verbindung gebracht. Stets war Rasputins Leben eine Verquickung von politischer Machenschaft und handfester Erotik. Dieser sibirische Bauer, der von der Schwester der Zarin, der Großfürstin Sergius, an den russischen Kaiserhof gebracht wurde, hat es mit fabelhafter Geschicklichkeit verstanden, die ganze Hofgesellschaft und mit ihr die politischen Führer in seine schmutzigen Netze zu ziehen. Seinem Willen beugte sich der schwächlichere des Zaren. So stand er groß und geheimnisvoll da, gefürchtet und gehaßt, so ist er gestorben.



Erika Gläßner als durchgebrannte Tochter im Winter-Kurort
in Ludwig Fuldas neuem Lustspiel „Die verlorene Tochter“, das im Komödienhaus in Berlin mit großem Erfolg aufgeführt wurde.
Phot. W. Titzenthaler.



Erich Korngold,
der jugendliche Wiener Komponist, dessen Ballett „Der Schneemann“ in den nächsten Tagen im Charlottenburger Deutschen Opernhaus in Szene geht.

Erich Korngold.

Neunzehn Jahr ist Erich Wolfgang Korngold alt, neunzehn Jahr . . . und schon längst werden seine Opern auf den größten Bühnen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns aufgeführt. Dieser junge Wiener ist kein Wunderkind im eigentlichen Sinne, denn über Wunderkinder ist stets der Schatten des Absonderlichen, ja des Andressierten gebreitet. Trotz Mozart; man weiß, auf welche Art der kleine Wolfgang Amadeus von seinem Vater zum Wunderkind gedrillt wurde! Eher hätte man Erich Wolfgang Korngold ein „wunderbares Kind“ nennen können, denn der elfjährige Knabe brachte es fertig, eine entzückende, von Melodien ganz durchtränkte Pantomime „Der Schneemann“ zu komponieren. Die Pantomime, die bereits in Wien aufgeführt wurde, und die dem damals dreizehnjährigen Komponisten Lob und Weltberühmtheit einbrachte, wird jetzt im Deutschen Opernhaus in Charlottenburg dargestellt. Korngolds beide neuen Opern, die ernsthafte „Violanta“ und die komische „Der Ring des Polykrates“, die in München und im Wiener Hofopernhaus zur Aufführung kamen, zeigen, in welch erstaunlicher Weise der junge Komponist reifer geworden ist.







Wer andern eine Grube gräbt . . .: England spürt den Krieg ebenso wie wir! — Verkehrsbilder von einem Londoner Bahnhof.
Das Reisepublikum, das durch den Mangel an Gepäckträgern zur Selbsthilfe gezwungen ist. — Der Seeoffizier als Rollwagen-Schieber.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26.

Der Fall Deruga

Roman von Ricarda Huch

10. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Tag war grau und weich, und der offene Wagen fuhr langsam durch die tauenden Straßen, vom Geriesel der Tropfen wie von einem musikalischen Geläut begleitet. Deruga saß behaglich zurückgelehnt und gab Antwort auf die Fragen Gabussis, den die stattlichen Plätze und Gebäude entzückten. In einer stillen Straße, in die der Kutscher, dessen Gutdünken sie die Führung überließen, einlenkte, erkannte Deruga plötzlich ein schmiedeeisernes Tor. Der gepflasterte Weg, der an den Häusern entlang führte, lag verlassen, und das Fliedergebüsch war noch unbelaubt, nur eine Weide spannte keimende Zweige in einem feinen Strahlenbogen hinüber.

„Was ist Dir?" fragte Gabussi, seinen Arm in den des Freundes schiebend, der sich aufgerichtet hatte.

„Wir fuhren eben an dem Hause vorüber, wo die arme Marmotte wohnte," sagte Deruga.

Gabussi schwieg. Erst nach einer langen Pause sagte er: „Du warst doch einmal glücklich, Dodo."

„Nein, damals nicht," erwiderte dieser. „Mein Gemüt war zu ruhelos, mein Herz zu empfindlich und mein Verstand zu scharf. Ich glaube, ich müßte ein Gott sein, um mit meinen Gaben glücklich zu sein."

„Es ist doch aber auch schön, so begabt zu sein, wie Du bist," sagte Gabussi. „Weißt Du noch, wie oft unser Religionslehrer zu Dir sagte: ‚Deruga, Verstand hast Du, Verstand genug. Aber der Verstand ist ein höllisches Feuer, die Vernunft ist ein göttliches Licht. Und Vernunft hat mancher alte Besenbinder mehr als Du'?"

Deruga lachte. „Ja, auf den Verstand war er schlecht zu sprechen," sagte er. „Und weißt Du, wie er Dich vor mir warnte und prophezeite, es würde ein Freimaurer und Atheist aus mir werden, wenn ich nicht etwa gar ein Heiliger würde?"

Der Wagen hatte inzwischen die städtischen Anlagen erreicht, und sie sahen einen schnellen, starken Fluß unter den dicken Stämmen alter Weiden und Pappeln durch weite Wiesen fließen. Eine schwere Erinnerung aus naher Vergangenheit vermischte sich in Deruga wunderbar mit den Erinnerungen der Kindheit und stimmte ihn weich und träumerisch.

„Damals, als wir Buben waren," sagte Gabussi, „da warst Du doch glücklich?"

„Wenn ich nicht tief unter dem Glück immer gefühlt hätte, wie häßlich, armselig, falsch und ungerecht alles um mich her war," sagte Deruga.

„Du, der einen solchen Engel zur Mutter hatte," rief Gabussi aus. „Und weißt Du, wie gern Du bei uns warst, und wie Du still hieltest, wenn meine Mutter Dich auf die Stirn küßte und ‚kleiner Fremdling' nannte? Und wie wir unter dem Dach saßen und unsere Aufgaben lernten und uns vor jedem Schatten fürchteten?"

Als die Freunde von der Fahrt zurückkehrten, war eine wohlige Zufriedenheit über Deruga gekommen. „Wenn diese dumme Geschichte vorbei ist," sagte er zu Gabussi, „werde ich ein neues Leben anfangen. Was meinst Du, wenn ich zu Dir in die Berge käme?"

„Aber Dodo," sagte Gabussi außer sich vor Freude, „das wäre ein Paradies für mich. Und wie würden meine Mutter und meine Schwester sich freuen! Und meine Lisa für mich! Das größte Glück für meine Lisa ist, wenn mir etwas Glückliches begegnet. Zu denken, daß Du mich zuzeiten auf meinen Gängen begleitest und wir plaudern und schwatzen und Erinnerungen austauschen wie heute!"

Sie wurden durch ein feines Klopfen unterbrochen, das schon einige Male ungehört in das laute Gespräch geklungen hatte. Als Gabussi zur Tür ging und öffnete, sah er ein kleines, zierliches, blondhaariges Mädchen mit großen, dunkelbraunen Augen, die ihn ängstlich, doch mit Feuer, ansahen.

„Ich wünsche Herrn Dr. Deruga zu sprechen," sagte eine helle, von der Erregung etwas gedämpfte und zitternde Stimme, „sind Sie es?"

Gabussi schüttelte den Kopf und wies auf seinen Freund, indem er ihn zugleich mit den Augen fragte, ob er gehen solle.

„Nein, bleibe," bat Deruga, die Hand auf seinen Arm legend; und er fragte das Fräulein, mit wem er die Ehre habe zu sprechen.

„Ich bin Mingo von Truschkowitz," sagte die kleine Dame, „und komme, um Ihnen zu sagen, daß es mir sehr leid tut, daß meine Mutter den Prozeß gegen Sie angefangen hat, und daß ich nichts, gar nichts damit zu tun habe. Da meine Tante das Vermögen Ihnen vermacht hat, kommt es Ihnen zu. Ueberhaupt hat meine Mutter nicht das mindeste Recht darauf, da sie sich nie um Frau Swieter bekümmert hat."

„Armes Kind," sagte Deruga, „es muß Ihnen schwer geworden sein, so allein zu mir zu kommen. So alt wie Sie würde meine kleine Mingo jetzt auch sein," setzte er nach einer Pause hinzu, während der seine Augen liebevoll auf ihr geruht hatten.

„Dasselbe," sagte Mingo und zögerte einen Augenblick, „sagte Ihre verstorbene Frau, als sie mich sah."

„Haben Sie meine Frau einmal besucht?" fragte Deruga. „Wann war es? Erzählen Sie mir davon."

„Es war vor acht Jahren," berichtete Mingo, „ich besuchte sie, weil ich so vieles von ihr gehört hatte, was mich anzog. Bei uns fand ich alles herkömmlich und alltäglich und unbedeutend. Ich liebte, mir vorzustellen, daß irgendein Zusammenhang zwischen ihr und mir bestünde, weil ich so heiße wie sie. Sie gefiel mir so gut, sie war mir wie ein geheimnisvolles Märchen; aber sie sagte, ich solle nicht wiederkommen, wenn es ohne Vorwissen meiner Eltern geschehen müßte. Vielleicht hatte mein Besuch sie auch traurig gemacht, weil ich sie an ihr verlorenes Kind erinnerte."

„So lebt doch wenigstens ein kleiner Mingo," sagte Deruga warm. „Nach Ihrer Meinung," fragte er nach einer Pause, „bin ich also mit Unrecht angeklagt?"

„Nach dem, was Ihre Frau mir damals von Ihnen erzählte," sagte sie mit Nachdruck, „bin ich überzeugt, daß Sie ihr absichtlich nie etwas zuleide getan haben."

„Ich habe ihr viel zuleide getan," sagte Deruga, „aber aus Liebe."

„Das zählt nicht," sagte Mingo entschieden und fuhr zögernd fort: „Ihre Frau zeigte mir auch ein Bild von Ihnen."

„Es scheint aber nicht, daß es ähnlich war," sagte Deruga lachend, „oder ich habe mich seitdem sehr verändert."

„Nicht so sehr, wie es mir zuerst schien," sagte sie.

Gabussi beteuerte, daß sein Freund sich nur zu seinem Vorteil verändert habe, und forderte das kleine Fräulein dringend auf, dies Urteil zu bestätigen.

„Das weiß ich nicht," sagte sie tief errötend, „aber wie ein alter Mann sieht Herr Deruga nicht aus."

„Ihnen gegenüber bin ich sehr alt und weise," sagte Deruga gütig, „und vermöge dieser Weisheit gebe ich Ihnen den Rat: entzweien Sie sich meinetwegen nicht mit Ihrer Mutter, wenn sie mir auch unrecht tut! Ein Kind schuldet seiner Mutter zu viel, um ihr jemals zum Gläubiger werden zu können. Sprechen Sie es aus, wenn Sie anderer Meinung sind als sie, aber nicht ohne den Ton zärtlicher Liebe! Versprechen Sie mir das?"

Er streckte ihr die Hand hin, in die Mingo völlig überwunden ihre kleine legte.

Carlo Gabussi umarmte, als das Fräulein gegangen war, seinen Freund mit Begeisterung, lobte die Kleine und erkundigte sich nach der Mutter, die eine Teufelin sein müsse.

„Wenn sie das noch wäre," sagte Deruga. „Sie ist nur eine glatte, hohle, genußsüchtige Frau, zu oberflächlich selbst, um lasterhaft zu sein. Ein Bild unserer Gesellschaft, wo die großen Räuber geehrt und die kleinen gehängt werden. Aeußerlich ist sie nicht unangenehm."

„Und warum haßt sie Dich so?" fragte Gabussi.

„Weil ich das Geld bekommen habe, worüber sie bereits zu ihren Gunsten verfügt hatte," sagte Deruga. „Uebrigens scheine ich ihr gar nicht zu mißfallen."

„Wie meinst Du das?" fragte Gabussi. „Hast Du denn mit ihr gesprochen?"

„Bis jetzt nur durch die Augen," sagte Deruga. „Aber ich verstehe mich ja gut auf Weiber. Wenn ich darauf einginge, wäre sie sehr geneigt, eine Liebelei mit mir anzufangen."

„Aber Dodo," rief Gabussi entrüstet aus, „das ist ja eine abscheuliche Entartung! Mit einem Manne kokettieren, den man ins Zuchthaus oder etwa gar auf das Schafott zu bringen im Begriffe ist. Ich

verstehe solche Sachen nicht. Könnte ich Dich nur aus den Weibergeschichten herauswickeln, die die letzte Ursache Deines Unglücks sind! Du solltest wieder heiraten, eine einfache, brave, liebe Frau, und dann zu mir hinauf in die Berge kommen. Was hast Du von dieser heillosen Schlamperei? Luft, Licht, Sauberkeit, das sind die wichtigsten Verordnungen der modernen Gesundheitslehre."

„Für gesunde Seelen ausgezeichnet," sagte Deruga. „Aber Kranke brauchen warmen Dreck und mollige Fäulnis."

„Unsinn," sagte Gabussi in großer Erregung, „der Satz ist Unsinn, und die Voraussetzung, daß Du krank bist, auch. Du bist nur bequem und zu gutmütig. Versprich mir, daß Du nichts Neues anzettelst! Auch nicht aus Mitleid. Schließlich geraten die Frauen durch die Liebe nur noch tiefer in den Sumpf. Und versprich mir, sollte diese Baronin wirklich mit Dir kokettieren wollen, daß Du ihr die verdiente Abfertigung zuteil werden läßt!"

Deruga wollte sich ausschütten vor Lachen über seinen Freund, der, mit den langen Armen gestikulierend, wie ein Bußprediger vor ihm stand. „Ich habe höchstens Lust," sagte er endlich, als er wieder sprechen konnte, „sie noch mehr zu reizen, um sie hernach desto empfindlicher kränken und beschämen zu können. Ich verabscheue diese Person."

„Ach, Dodo," seufzte Gabussi, „das ist schlüpfrig und gefährlich. Laß sie doch gehen, wenn Du sie verabscheust! Tu es um der entzückenden Kleinen willen, wenn Du es nicht aus Selbstachtung tust!"

In Derugas Gesicht kam ein weicher Ausdruck. „Kleine Mingo," sagte er. „Ihr möchte ich wirklich nichts zuleide tun."

„Siehst Du," sagte Gabussi eifrig. „Es war ein Unglück, daß Du Deine Tochter verlieren mußtest. An ihrer Hand wärest Du gewiß nur reine, schöne Wege gegangen."

„Oder ich hätte sie mit mir in den Schlamm gezogen," sagte Deruga, plötzlich verdüstert.

„Mensch, führe nicht so verzweifelte Reden!" schalt Gabussi, „sonst könnte sogar ich an Dir irre werden!"

Deruga umarmte und küßte seinen Freund. „Immer der alte," lachte er. „Hast Du vergessen, daß man mich nicht so ernst nehmen muß? Ich bin kein am Spalier gezogener Pfirsich. Man kann meine Worte nicht so ohne weiteres genießen, es muß erst etwas Schmutz herausgekocht und abgeschäumt werden. Hast Du das vergessen?"

Auch Gabussi lachte nun. „Du hast recht, ich bin ein schwerfälliger Dummkopf," sagte er. „Es ist kein Wunder, wenn Dich in Deiner unglücklichen Lage manchmal tolle Launen überkommen. Der muß vor allen Dingen ein Ende gemacht werden."

Der Justizrat, den er befragte, sprach sich ziemlich hoffnungsvoll aus. Deruga habe zwar nicht durchaus einen guten Eindruck gemacht, und es bleibe zu vieles im Dunkeln, als daß jeder Verdacht aufgehoben würde, aber die vorhandenen Indizien genügten seiner Ansicht nach durchaus nicht, daß gewissenhafte Geschworene daraufhin ein Schuldig aussprechen könnten. Gabussis freundschaftliche Gefühle waren davon nicht befriedigt; er bestand darauf, als Zeuge aufzutreten, damit die Menschen Deruga mit seinen Augen, das heißt, wie er wirklich wäre, sähen und ihn freisprächen, nicht, weil er nicht überführt werden könnte, sondern von seiner Schuldlosigkeit überzeugt.

•

Gabussis Erscheinung machte einen günstigen Eindruck. Man fand, daß seine ehrlichen braunen Augen, sein schlichtes Auftreten und freimütiges Reden eines Deutschen würdig wären. Da er ein paar Semester in Wien studiert hatte, sprach er ziemlich gut Deutsch, wenn er langsam und vorsichtig vorging. Er sei, erzählte er, mit dem Angeklagten seit früher Kindheit bekannt, sie hätten dieselbe Schule und später dasselbe Gymnasium besucht. Dodo, wie er genannt wurde, sei in seinem, Gabussis, elterlichen Hause gern gesehen worden. Man habe bewundert, wie viel er geleistet, unter wie schwierigen Verhältnissen er sich durchgearbeitet habe.

„Worin bestanden die schwierigen Verhältnisse?" fragte der Vorsitzende.

„Seine Familienverhältnisse waren ungünstig," erklärte Gabussi. „Er wurde zu Hause viel beschäftigt, so daß er oft die Nacht zu Hilfe nehmen mußte, um mit den Schularbeiten fertig zu werden."

„Wie kam das?" fragte der Vorsitzende. „Was war sein Vater?"

„Sein Vater war damals Obstverkäufer," antwortete Gabussi. „Er hatte ein kleines Gewölbe hinter dem alten Rathaus."

„So," sagte der Vorsitzende, in den Akten blätternd. „Nach Derugas Angabe war sein Vater Kaufmann."

„Nun ja," sagte Gabussi, „ein Obstverkäufer ist doch ein Kaufmann."

„Uebrigens," setzte er hinzu, indem er einen beunruhigten Blick auf seinen Freund warf, „hat er nicht immer dieselbe Beschäftigung gehabt. Er war ein guter, aber ruheloser Mann."

Der Vorsitzende bat den Zeugen, Derugas Vater etwas ausführlicher zu charakterisieren.

Er habe ihn zu wenig gesehen und gesprochen, um ein maßgebendes Urteil fällen zu können, sagte Gabussi. Wenn er dagewesen wäre, habe er meist schwermütig und ohne Anteil zu nehmen in einem Winkel gesessen, nur selten einmal sei er mutwillig gewesen und habe dann laut gelacht und gescherzt.

„Er war also nicht immer da?" sagte Dr. Zeunemann.

„Nein," sagte Gabussi, „er bekam zuweilen einen Anfall, der ihn zwang, die Familie zu verlassen und sich irgendwo herumzutreiben. Er blieb dann oft wochenlang, ja, monatelang aus."

„Trank er?" fragte der Vorsitzende.

„O, nicht besonders viel," sagte Gabussi; „er war nur sehr eigentümlich. Er bekam von Zeit zu Zeit eine unwiderstehliche Sehnsucht, etwas zu erleben, einen Drang nach Abenteuern. Für das Familienleben war er nicht geschaffen, und das war für seine Frau und seine Kinder ein Unglück. Glücklicherweise war seine Frau ein Engel, einfach ein Engel, und Dodo, der älteste Sohn, nicht weniger. Er war ihr Ebenbild innen und außen."

„Es waren also noch mehr Geschwister da?" schaltete der Vorsitzende ein. „Was ist aus ihnen geworden?"

„O, nichts besonders Gutes," sagte Gabussi zögernd. „Sie haben des Vaters unglückliche Sucht nach Abenteuern geerbt."

„Und der Aelteste hatte nichts davon?" fragte Dr. Zeunemann.

„Im Gegenteil," sagte Gabussi mit Feuer. „Er war schon als Kind die Stütze seiner Mutter. Er pflegte die kleinen Geschwister, er half in der Küche, im Hause und im Geschäft und sang dazu wie eine Lerche. Auch seine Mutter war stets heiter und von Dank gegen Gott erfüllt, daß er ihr einen solchen Sohn gegeben habe. ‚Den holdseligsten seiner Engel hat er mir geschickt,' pflegte sie zu sagen, ‚so daß ich schon auf Erden in der himmlischen Seligkeit bin.' Verursachte es ihr Kummer, daß er so angestrengt arbeiten mußte, tröstete sie sich dadurch, daß Gott seinem Liebling die Kraft geben werde. Während er nachts seine Schularbeiten machte oder später den Studien oblag, saß sie neben ihm und nähte oder flickte. So lebten sie in Wahrheit im Paradies, solange der Vater fort war."

„Mißhandelte er Frau und Kinder?" fragte der Vorsitzende.

„Darüber kann ich nicht viel sagen," antwortete Gabussi, indem er wieder einen beunruhigten Blick nach seinem Freunde warf, „denn weder Dodo noch seine Mutter äußerten sich darüber. Nach ihrem Tode gab es allerdings zuweilen Auftritte zwischen Vater und Sohn; denn die Arme hatte ihn stets etwas in Schranken gehalten."

„Geschäft und Haushalt kamen vermutlich herunter?" fragte der Vorsitzende.

„Mein Freund tat, was möglich war," erzählte Gabussi. „Er war Vater und Mutter für seine unerwachsenen Geschwister, obwohl er damals selbst ein zarter Jüngling war. Er fuhr sogar zuweilen abends, wenn es dunkelte, Waren auf seinem Karren in die Häuser. Der Vater wurde allerdings mehr und mehr unzurechnungsfähig. Namentlich reizte er selbst die jüngeren Kinder zu Unarten und bösen Streichen. Er würde unermeßliches Unheil angerichtet haben, wenn er sich nicht vor Dodo gefürchtet hätte."

„War er hinfällig und gebrechlich geworden?" fragte der Vorsitzende.

„Durchaus nicht," sagte Gabussi lebhaft, „er war ein großer, muskulöser Mann, viel stärker als Dodo. Aber im Zorn schienen sich Dodos Kräfte zu verhundertfachen. Seine arme Mutter würde gesagt haben, daß Gott ihn mit seinem Atem erfüllte, um seinen Liebling zu schützen. Ich habe seinen Vater vor ihm davonschleichen sehen wie einen Hund, der weiß, daß er Prügel verdient."

Langsam richtete sich der Justizrat zu seiner vollen Höhe auf. „Meine Herren," sagte er, „ich glaube zu wissen, was viele von Ihnen jetzt denken: Da sehen wir wieder einmal das unbezähmbare, gefährliche Temperament dieses Menschen! Wer sich an seinem Vater vergreift, warum sollte der sich nicht an seiner Frau vergreifen — und so weiter. Ich, meine Herren, habe im Gegenteil gedacht: Wieder bricht diese beinahe krankhafte Heftigkeit hervor, wenn es sich darum handelt, Böses zu verhüten oder zu bestrafen. Wir haben in Deruga einen ungewöhnlich reizbaren Menschen, aber was ihn reizt, ist das Schlechte, Häßliche, Unharmonische. Daß er sich aus selbstsüchtigen Gründen an jemand vergriffen oder jemand unrecht getan habe, dafür liegt bis jetzt kein Beispiel vor."

„Eifersucht ist denn doch wohl Selbstsucht," entgegnete der Staatsanwalt, „besonders wenn keine Ursache dazu gegeben wird. Auch geht es nicht an, besonders bei Menschen, die krankhaft veranlagt sind, oder, richtiger ausgedrückt, die sich nicht im Gleichgewicht befinden, das reifere und höhere Alter der Kindheit und Jugend gleichzustellen. Wir sehen bei dem Vater des Angeklagten, wie seine verhängnisvollen Anlagen mit dem Alter mehr hervortreten, und wie verderblich ihm das Wegfallen der Hemmung wurde, die die Gegenwart seiner frommen Frau für ihn bedeutete. Etwas Aehnliches liegt bei dem Angeklagten vor: mit der Trennung von seiner durchaus anständigen, guten Frau beginnt sein Fall."

„Sein Fall!" sagte der Justizrat gelassen. „Da muß ich protestieren oder den Ausdruck dahin präzisieren, daß es sich um ein Abweichen von der herkömmlichen, ausgetretenen Laufbahn handelt. Es ist allerdings bei Deruga eine gewisse Vernachlässigung der äußeren Stellung, äußerer Würden, äußerer Ehren eingetreten. Damit braucht aber der Verfall eines sittlichen Menschen nicht Hand in Hand zu gehen. Es kann sogar eine größere Verinnerlichung damit zusammenhängen. Als Staatsangehöriger bin ich allerdings für die bürgerliche Ordnung. Wir dürfen aber doch nicht vergessen, daß auch der Staat, wie jede von Menschen geschaffene Form von Kräften lebt, die ihm von außen, sagen wir meinetwegen aus dem Chaos, zuströmen."

Ein ironisches Lächeln verzerrte das Gesicht des Staatsanwalts. „Das ist Philosophie," sagte er, „und mit Philosophie läßt sich auch die Notwendigkeit von Massenmördern und Giftmischern beweisen. Wir dagegen haben es ganz schlechtweg und einfältig mit strafbaren Handlungen zu tun. Christus durfte sich erlauben, die Zöllner und Sünder zu lieben, wir müssen uns bescheiden, sie zu strafen."

Der Vorsitzende machte die Handbewegung, mit der man Kreidestriche von einer Tafel löscht. „Das führt zu weit," sagte er, und dann zum Zeugen gewendet: „Haben Sie selbst jemals Auftritte mit Ihrem Freunde gehabt?"

„Ich? Niemals, niemals!" sagte Gabussi lebhaft, „und doch ist gewiß nicht leicht mit mir auszukommen. Mein phlegmatisches Temperament, das mir die Natur nun einmal gegeben hat, muß eine feurige Natur, wie mein Freund ist, schon an sich reizen. Meine Langsamkeit im Auffassen hätte ihn oft ungeduldig machen können. Anstatt dessen war er stets opferwillig und hilfsbereit."

„Ein Engel," setzte der Staatsanwalt grinsend hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

»Neu Gewand aus altem Tand«

Ein zeitgemäßes Preisrätsel, aus dem viel zu lernen ist!

Schon in der vorigen Nummer der „Berliner Illustrirten Zeitung“ wurde an einigen Umänderungsbeispielen gezeigt, daß alles, was der Kleiderschrank birgt, noch verwendet werden kann, auch wenn es abgetragen und zum Teil schadhaft geworden ist. Die Zeit verlangt, daß wir nichts vergeuden, nichts verwerfen. Wer praktisch ist, verwandelt Altes in Neues, wer praktisch werden will, lerne es aus diesem Preisausschreiben.



Erraten Sie, aus welchen alten Kleidungsstücken die neuen entstanden sind?

Die hier abgebildeten Verwandlungskünste sind ein Werk der Ullstein-Schnittmuster. Aus sechs alten sind mit Hilfe der Ullstein-Schnittmuster sieben neue Kleidungsstücke entstanden. Die Frage ist: Welche aus welchen?





Tausend Mark

Preise

für die Lösung der gestellten Aufgabe

Ein erster Preis von 300 M
Ein zweiter „ „ 150 „
Drei dritte Preise von je 75 „
und 150 moderne Romane als Trostpreise.











An dem Preisausschreiben darf sich jedermann, aber nur mit einer Einsendung, beteiligen. Zur Einsendung der Lösung verwendet man am besten das Formular auf der nächsten Seite, das dort nur ausgeschnitten zu werden braucht. Die Einsendungen müssen „an das Ullsteinhaus, Preisrätselredaktion, Berlin SW 68, Kochstr. 23“ adressiert sein. Unter den eingegangenen richtigen Lösungen entscheidet das Los über die Verteilung der Preise und Trostpreise. Die Lösungen müssen spätestens am 1. Februar, 12 Uhr mittags, eintreffen. Das Ergebnis wird in einer der darauffolgenden Nummern der „Praktischen Berlinerin“ veröffentlicht. Die Entscheidung der Preisredaktion ist auf jeden Fall endgültig.



Neu Gewand aus altem Tand anzufertigen

wie es das Preisrätsel auf der vorigen Seite lehrt,



ist die wichtige Aufgabe der Hausfrau in den kommenden Wochen! Jedes Modenheft der „Praktischen Berlinerin" bringt hierzu Anleitungen mit abgebildeten Beispielen.

Die Praktische Berlinerin

mit ihren Ullstein-Schnitten ist daher das Blatt der Gegenwart.



Dreierlei bietet die »Praktische Berlinerin«:

Praktische Kleidung, gute Küche und anregende Unterhaltung.

Die Kriegs-Küchen-Rezepte der „Praktischen Berlinerin" sind berühmt. Das Kochen wird immer schwerer und schwerer. Nur Ratschläge über neue Zusammenstellungen helfen darüber hinweg.

Die Geselligkeit früherer Zeiten hat aufgehört; gute Lektüre hilft über einsame Stunden hinweg.

Die „Praktische Berlinerin" bringt Werke unserer beliebtesten Autoren, so jetzt den Roman „Der Herd in der Fremde" von Fedor v. Zobeltitz.

Zur Beschäftigung und Unterhaltung der Kinder liegt der „Prakt. Berlinerin" alle 14 Tage ein eigenes illustr. Kinderblatt bei, in dem „Onkel Otto" den Kleinen seine Kriegsabenteuer erzählt.

Hier ausschneiden und ausfüllen

Formular für die Einsendung der Preisrätsellösung

Ausgefüllt zu senden an das Ullsteinhaus, Preisrätselredaktion
Berlin SW, Kochstraße 23-26

Meine Lösung lautet:

Aus Alt I entstand: Neu ....

Aus Alt II entstand: Neu ....

Aus Alt III entstand: Neu ....

Aus Alt IV entstand: Neu ....

Aus Alt V entstand: Neu ....

Aus Alt VI entstand: Neu ....

Bestellung.

(Falls nicht erwünscht, zu durchstreichen.)

Gleichzeitig bitte ich, mir für die nächste Zeit bis auf weiteres die „Praktische Berlinerin" für 20 Pf. wöchentlich frei ins Haus zu senden und den Anfang des laufenden Romans „Der Herd in der Fremde" von Fedor v. Zobeltitz kostenlos nachzuliefern.

Name ....

Genaue Adresse ....

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

H. W. Beförderungsanzeigen, Ordensverleihungen wurden früher nicht von Amts wegen bekannt gemacht, der Beförderte pflegte diese selbst öffentlich anzuzeigen. Sehr häufig waren solche Anzeigen in der Zeit der Befeiungskriege, und die Jahrgänge der damaligen Zeitung enthalten viele. Sie lauteten etwa so: „Daß des Königs Majestät allergnädigst geruht haben, mich zum Major zu befördern, zeige ich meinen teilnehmenden Freunden ergebenst an. Prenzlow, den 7. April 1814. v. Griesheim, Major im Garnison-Bataillon des Leibinfanterie-Regiments.“ Nicht jeder war so kurz. Ein Leutnant v. Mack annoncierte: „Allen meinen guten Freunden und Bekannten, besonders der Lauenburgschen Gegend in Hinter-Pommern, als meinem Vaterlande, zeige ich ganz gehorsamst an, daß mich Se. Majestät der König zur Dienstleistung bei den Bergischen Truppen angestellt und daß ich daher ungern das brave Kolbergsche Regiment den 18. Februar d. J. aus der Gegend von Maubeuge in Frankreich habe verlassen müssen und gegenwärtig die Blockade von Mainz mitmache.“ Dieser Erguß ist aus Hochheim vom 26. März 1814 datiert, erschien jedoch erst am 19. April in der Zeitung.

H. G. Die Friedensverhandlungen zwischen den Japanern und den Russen dauerten etwa 4 Wochen. Sie wurden im August 1905 geführt. Die ersten sehr weitgehenden Forderungen Japans lehnte Rußland ab, namentlich die Zahlung jeglicher Kriegskostenentschädigung und die Auslieferung der in neutrale Häfen geflüchteten Kriegsschiffe. Japan gab in diesen Punkten nach, und so konnte am 5. September der Frieden geschlossen werden. Japan erhielt die Vorherrschaft in Korea, die bisherigen russischen Besitzungen in Liaotung (Port Artur und Dalny) und den südlichen Teil der Insel Sachalin. Die Mandschurei sollte an China zurückgegeben werden und dem Handel aller Nationen ohne Einschränkung offen stehen. Die Mandschureibahn sollte in ihrem nördlichen Teil von Rußland und in ihrem südlichen Teil von Japan betrieben und militärisch bewacht werden. Die Schiffahrt durch die Meerenge wurde für vollkommen frei erklärt und ein Handelsvertrag in Aussicht genommen. Die Friedensbedingungen haben beim japanischen Volke eine große Enttäuschung und auch Erbitterung hervorgerufen. Man hatte nach den furchtbaren Anstrengungen und großen strategischen Erfolgen mehr erwartet. Es war aber zu berücksichtigen, daß der Widerstand der Russen noch sehr lange hätte dauern können und Japan bald am Ende seiner physischen und pekuniären Leistungsfähigkeit angekommen war. Die Japaner hatten tatsächlich schon die ältesten Jahrgänge der Landwehr zum Kriegsdienst herangezogen und außerdem machte die Beschaffung der nötigen Geldmittel immer größere Schwierigkeiten. Die Verhältnisse drängten also auch Japan zum Frieden, der dann wie eben erwähnt zustande kam. Im Herbst 1905 wurde seitens der Japaner Korea noch zu einem Vertrage genötigt, der dort die japanische Herrschaft begründete. Als zwei Jahre später der Kaiser von Korea sich aufzulehnen versuchte, wurde er abgesetzt, und seinem Sohne nur noch der Kaisertitel gelassen, während alle Regierungsrechte an Japan übergingen.

H. R. Der Schwarze Adlerorden kostet mit Brillanten 6000 M., ohne Brillanten 2400 M. Die Brillanten verbleiben nach dem Tode des Dekorierten den Hinterbliebenen. Der Orden muß an die Generalordenskommission zurückgegeben werden. Billiger stellen sich die mittleren Orden. So kostet der Rote Adlerorden 4. Klasse nur 10 M., der Kronenorden 4. Klasse 22 M.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — bahn — brief — ci — del — di — e — e — e — e — fant — fel — gra — haar — hof — i — lah — land — le — le — lee — li — log — lut — me — mei — na — nau — ne — ner — now — o — on — phe — phi — reg — rik — ro — ro — sa — scha — ser — sieb — sin — sta — ster — stro — ta — te — tus — ul — vi — wa — wald — za

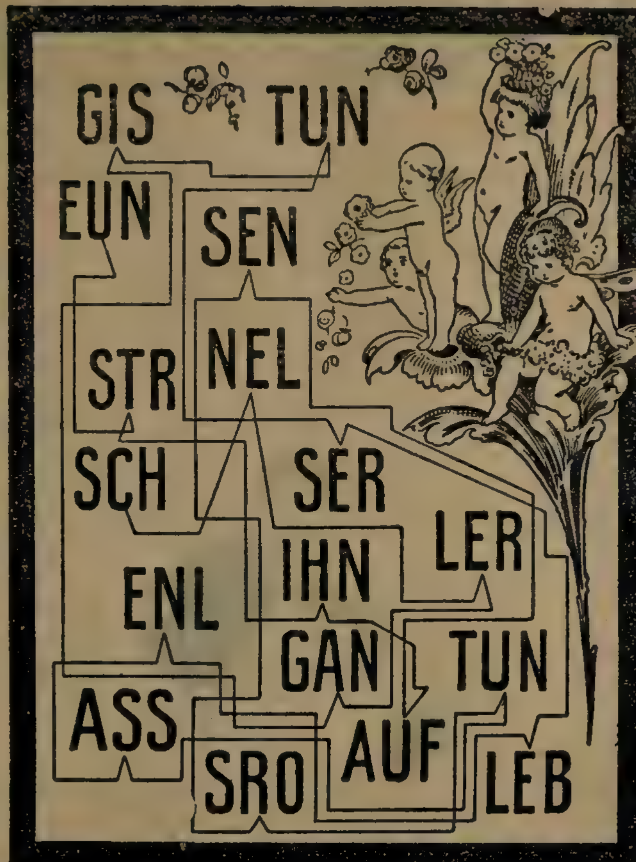
sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch Goethes über das Leben nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Tier, 2. südlichen Kurort, 3. Kampfmittel, 4. russischen General, 5. militärische Ehrenbezeugung, 6. Geschichtsschreiber, 7. Orakelstadt, 8. Gelehrten, 9. Wettkampfplatz, 10. lyrischen Dichter, 11. Farbstoff, 12. Verkehrsgebäude, 13. neutestamentliche Schrift, 14. römischen Kaiser, 15. arabischen Bauern, 16. Baum, 17. türkische Hafenstadt, 18. Sagenheld, 19. Pflanzenart, 20. Blume, 21. Küchengerät, 22. Beförderungsmittel.

Dreierlei.

Wird es die Erde, teilt man sie in Grade,
Hat sich's der Meister, ist's sein eigner Schade,
Bist Du es selbst, befiehl Dich Gottes Gnade.

Bilder-Rätsel.



Das wichtige Wort.

Ich bin ein Wort, das viel gewandt:
Ein Geldstück, Knochenteil und Land;
In mir, dem Land, zahlt man mit mir,
Wer in mir wohnt, ist voll von mir.

Der übermütige Scherz.

Aus der alten Göttersage, ist er uns gar wohlbekannt,
Der, umwallt von Herdesgluten,
Wirkt als Schmied mit nerv'ger Hand!
Nimm ihm's Haupt, nimm ihm die Füße,
Ja, da staunst Du, liebes Herz,
Denn, was Dir als Rest verblieben,
Ist ein übermüt'ger Scherz!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel.
Großes Erleben macht ehrfürchtig und fest im Herzen.
Wilhelm II.

1. Gassenhauer, 2. Odysseus, 3. Sense, 4. Sahne, 5. Rosenkohl, 6. Ejub, 7. Ehrwürden, 8. Mazurka, 9. Chronist, 10. Edith, 11. Reichsgraf, 12. Ulme, 13. Roderich, 14. Tolstoi, 15. Grünau, 16. Nachod, 17. Feige, 18. Sorbet, 19. Ibrahim, 20. Harfe, 21. Rotschwanz, 22. Eisenbahn.

Glückliches Land: Schweden — Eden.

Bilder-Rätsel:
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.

Entwertung: Scheide.

Das beliebte Ganze: Ochsenmaulsalat.



Abgangsprüfung in der Feld-Sanitätsschule. Der examinierende Generalarzt fragt den Kandidaten Unteroffizier Lehmann: „Wie verhalten Sie sich bei einem Falle von Scheintod?"

Unteroffizier Lehmann: „Bei . . . bei Wiederbelebungsversuchen . . . . kniee ich zu Häupten des Verunglückten, schlage die Hände über dem Kopf zusammen und zähle bis drei!"

*

„Es tut mir leid, mein Herr, — aber ich kann Ihnen nicht erlauben, das Hotel zu verlassen, bis Sie Ihre Rechnung bezahlt haben," sagt der Geschäftsführer des Hotels.

„Das trifft sich ausgezeichnet," erwidert unbekümmert der Gast, „ich habe mir schon immer gewünscht, ein dauerndes Heim zu haben."

*

Wir neueingezogenen Landsturmrekruten haben Sachen gefaßt, natürlich dritte Garnitur, und stürmen die Kammer, um im Umtausch möglichst etwas besseres zu erhaschen. Kamerad Müller V, ein biederer Erzgebirgler, hat eine Hose erwischt, die in der Weite ersetzt, was ihr an der Länge fehlt und erhält nunmehr eine solche aus Rippensamt, die aber ebensowenig seinen Beifall findet, denn er meint schüchtern: „Aber die bassen doch gor nich derzu." Mit der in solchen Fällen üblichen Beredsamkeit sucht ihn der Kammerunteroffizier von der Vorzüglichkeit des Tauschobjektes zu überzeugen und schließt seinen packenden Vortrag mit den Worten: „Mensch, was glaubst Du bloß, was so 'ne Hose kostet?" Worauf Müller V herausstottert: „Nu ja, ich will se doch awer gar nich koofen!"

Zeichnung von Paul Simmel.



„Jott sei Dank, durchbrochene Schuhe sind Luxusschuhe und nich bezugsscheinpflichtig."

*

Sängerin (singt): „Ja, die Rache sie naht, ja die Rache sie naht, die Rache sie naht, sie naht, sie naht, sie naht — — —!"

Besucher (auf der Galerie zu seiner Nachbarin): „Wenn jetzt dera ihr **Nazi** net bald kimmt, nacha wird's fad!"

*

Kindermund. Dem kleinen Paul ist vor einiger Zeit gesagt worden, daß er wohl demnächst einen kleinen Bruder oder ein Schwesterchen bekommen würde! Geduldig wartet er, aber eines Tages meint er ganz traurig: „Weißt Du, Mutti, ich glaube die kleinen Kinder sind **beschlagnahmt!**"

*

Felddienst. „Einjähriger Krause, erklären Sie mir das Gelände."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, wir haben hier die archaische Formation der krystallinischen Schiefer vor uns."

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang

Nr. 3

21. Januar 1917

Einzelpreis 10 Pfg. oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Erstes Verhör von gefangenen russischen Fliegern
(die beiden rechts mit Sturzhelmen) nach der Landung, und Durchsuchung ihrer Apparate.



Enver Pascha beim Besuch der Truppen in Mazedonien.
Frühstück mit General Winkler, Führer einer Armee in Mazedonien.

Der rumänische Zusammenbruch.

Der Katzenjammer der Rumänen äußert sich in der üblichen Art: keiner will nun die Verantwortung für den schnellen Zusammenbruch übernehmen; König Ferdinand erklärt, daß ein König in Rumänien nichts zu sagen habe, er müsse sich dem Volkswillen beugen. Das Volk wieder gibt seinen politischen Führern die Schuld. Und die Generale sagen, daß sie vor einer Unterschätzung des Feindes gewarnt und erklärt haben, daß die rumänische Armee nicht genügend ausgerüstet sei. „Mein armes Volk!" sagte ein Schriftsteller und Politiker der Carp-Partei, „es war zum Tode verurteilt von dem Augenblicke an, da diese unselige Kriegsagitation einsetzte. Auch das Parlament war ohne wirkliche Kenntnis der Pläne der Regierung. Meine Freunde, die Abgeordnete sind, klagten mir stets: Bratianu sagt uns nichts. Einer unter ihnen, der einen Wahlkreis vom Alt vertritt, wurde von seinen Wählern in einer erregten Versammlung gefragt: Was wird geschehen? Er konnte nichts antworten. Und eines Tages war das Unheil da. Von dem Leichtsinn, mit dem man sich in das Abenteuer stürzte," fuhr der Politiker fort, „macht man sich keine Vorstellung. In einer Geheimsitzung politischer und militärischer Autoritäten wurde von der Regierung erklärt, man sei der Meinung, zum Schutze der Dobrudscha während des geplanten Einfalls in Siebenbürgen genügten 80 000 Mann. „O ja," rief General Averescu, „damit bin ich einverstanden. Aber so: 80,000 Mann für Tutrakan, 80,000 Mann für Silistrie, 80,000 für Dobric und so fort für jeden bedrohten Punkt 80,000 Mann. Das wird genügen!" Averescu aber drang mit seinen Worten nicht durch. Schließlich hoffte man auf die Einsetzung einer parlamentarischen Kommission — die Kammer selbst war vertagt — ehe die Worte fielen. Doch es kam nicht dazu. Bratianu führte selbständig die Entscheidung herbei. Ein Staatsstreich war es, der uns ins Elend stürzte!"



Generallt. Krafft von Delmensingen, der im Heeresbericht mehrfach genannte erfolgreiche Truppenführer beim Vordringen in Rumänien.



Oberlt. z. S. Wolfgang Steinbauer, Kommandant des U-Bootes, das das franz. Linienschiff „Gaulois" versenkte.
Phot. M. Film- u. Fotostelle.



Die Riesenhaftigkeit der Kriegsmittel:
Französisches 24-cm-Geschütz auf Schienen.



Deutsche Kavallerie in Rumänien bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



JERUSALEM IN DER KRIEGSZEIT

AUF DEM BAHNHOF IN JERUSALEM



Eine deutsche Feldflieger-Abteilung vor ihrem Palmenhaus in der Sinai-Wüste.

Das Leben unserer Soldaten auf dem Kriegsschauplatz in Kleinasien schildert ein deutscher Orientsoldat in der „B. Z. am Mittag". Seiner Beschreibung eines nächtlichen Marsches in der Wüste sind die folgenden Stellen entnommen: „Die Karawane marschiert brav voran. Am besten hat es das Kamel. Seine breiten gespaltenen Zehen finden im lockersten Sand ihren festen Halt. Am schlechtesten haben es die Hammel, deren dünne Beine zum Felsklettern und nicht zum Sandwaten eingerichtet sind. Gegen Mitternacht wird in der Wüste gerastet. Wir lösen Mäntel und Decken von den Tornistern, ziehen die Schaftstiefel aus, stülpen sie um und gießen kleine Sturzbäche von Sand heraus. Die Kamele knien nieder. Und wir hauen uns hin, wo es uns beliebt — die ganze Wüste steht uns ja offen —, hüllen uns in Decken und schlafen im Sand ein. Mir träumt, ich sei ein Stück Gefrierfleisch. Dabei wache ich auf und denke: „Gott sei Dank, daß ich kein Stück Gefrierfleisch bin."



Kampfflieger Hauptmann Buddecke,
Ritter des Ordens Pour le mérite.

Und doch bin ich ein Stück Gefrierfleisch. Meine Gliedmaßen kann ich kaum noch rühren. Sie sind starr und steif gefroren. Ich will aufstehen und falle zurück. „Brr — die Kälte! — machen wir ein Feuer." — „Ja, das Holz haben wir vergessen. So was. In der Wüste . . ." Ich spendiere eine Zeitung, ein anderer sogar einen Roman, den er mitgenommen hatte . . . Wir kauern, und schöne Wärme steigt uns in die Glieder. Da schreit einer wild in die Nacht: „Eisbeene! Eisbeene! Zwee Stück für'n Groschen!" und fährt aus dem Traum. Das war das Signal. Alles ist wach geworden, steht auf und klopft sich warm. Man ist durchgefroren. Der Meerwind macht einen schlottern. Eine Signalpfeife schrillt . . . „Fertigmachen zum Abmarsch!" Und nach der Stunde Rast zieht die Karawane weiter; wehendes Staubgewölk mit sich schleifend, lautlosen Tritts; nur die Becher und Eßgeschirre und Trinkflaschen klappern gespensterisch an den gespensterischen Gestalten der Kamele.

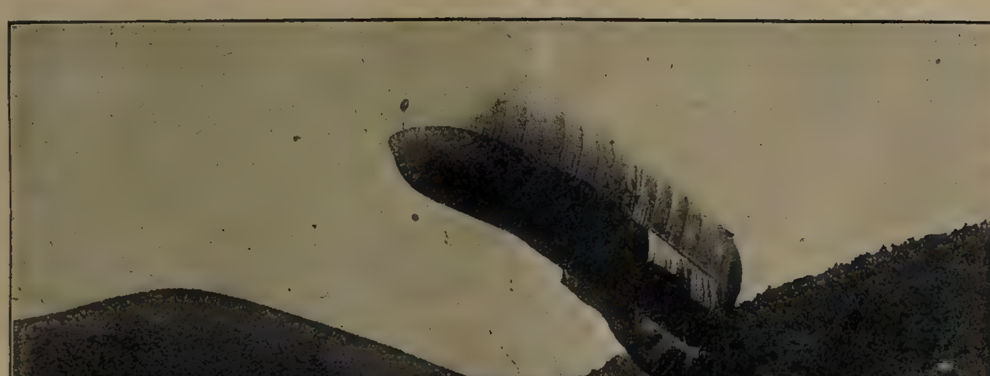


Bei den Feldluftschiffern: Prüfung eines Ballons durch einen Luftschifferoffizier, der zu diesem Zweck in den mit Luft gefüllten Ballon hineinkriecht.

Bei den Feldluftschiffern

Von Offizier-Stellvertreter Bürgel (bei einer Feldluftschiffer-Abteilung im Westen).

Schon von weitem sieht der Wanderer, der sich der Kampffront nähert, hoch droben im Blauen rundliche Körper schweben, die ihren Ort unverändert beibehalten. Der Infanterist, der mit frischgestopftem Pfeifchen am frühen Morgen aus dem Unterstand hervorlugt, begrüßt sie dann wohl mit den Worten: „Da schau her! Die Weißwürscht fliege schon umanand!" Und in der Tat sehen sie in einiger Entfernung mächtigen Würsten nicht unähnlich, diese großen Fesselballons, die hüben und drüben die Kampffront noch in den Himmel hinein fortsetzen, wie Meilensteine ihren Lauf markieren. In diesem „Kriege der angewandten Technik" dürfen auch sie nicht fehlen, sie sind die Augen der Armee, die aus tausend Metern Höhe über Hügel und Wälder hinweg in Mulden und Schluchten hinein den gut verdeckt eingebauten Feind beobachten, selbst dort, wohin kein noch so hoch gelegener Erdbeobachtungsposten mehr zu spähen vermag. Die Wichtigkeit eines solchen Beobachtungspostens hoch droben in der Luft ist auch schon den Heerführern früherer Tage bewußt gewesen; schon die Franzosen bedienten sich im Koalitionskriege (1793—97) mit Erfolg eines Fesselballons, und auch im Feldzuge 1870—71 kam es bei beiden Gegnern zu Versuchen dieser Art. Aber einen kriegsmäßigen, brauchbaren Fesselballon brachten doch erst die letzten Jahrzehnte, und er ist eine rein deutsche Erfindung, die sich an die Namen Parseval, Sigsfeld und Groß knüpft, was freilich nicht hindert, daß sich auch unsere Gegner ihrer heute überall bedienen. Dem Nichtfachmann mag es auf den ersten Blick nicht allzu schwierig erscheinen, draußen an der Front einen solchen Fesselballon aufzulassen. In Wirklichkeit aber gehört ein verwickelter, kostspieliger Apparat, ein großer Troß von Menschen, Pferden, Wagen, Maschinen und Instrumenten dazu. Viel technisches Können und Schulung sind für Offiziere und Mannschaften notwendig. In einem Talgrund, hinter der schweren Artillerie, fährt eine Feldluftschiffer-Abteilung auf. In langen Friedensjahren eingedrillt, halten da in richtiger Reihenfolge und genauem Abstande Gaswagen und Gerätewagen, Kabelwinden und Fernsprechwagen und viele andere Gefährte. Kommandoworte erschallen! Mächtige Pläne werden ...



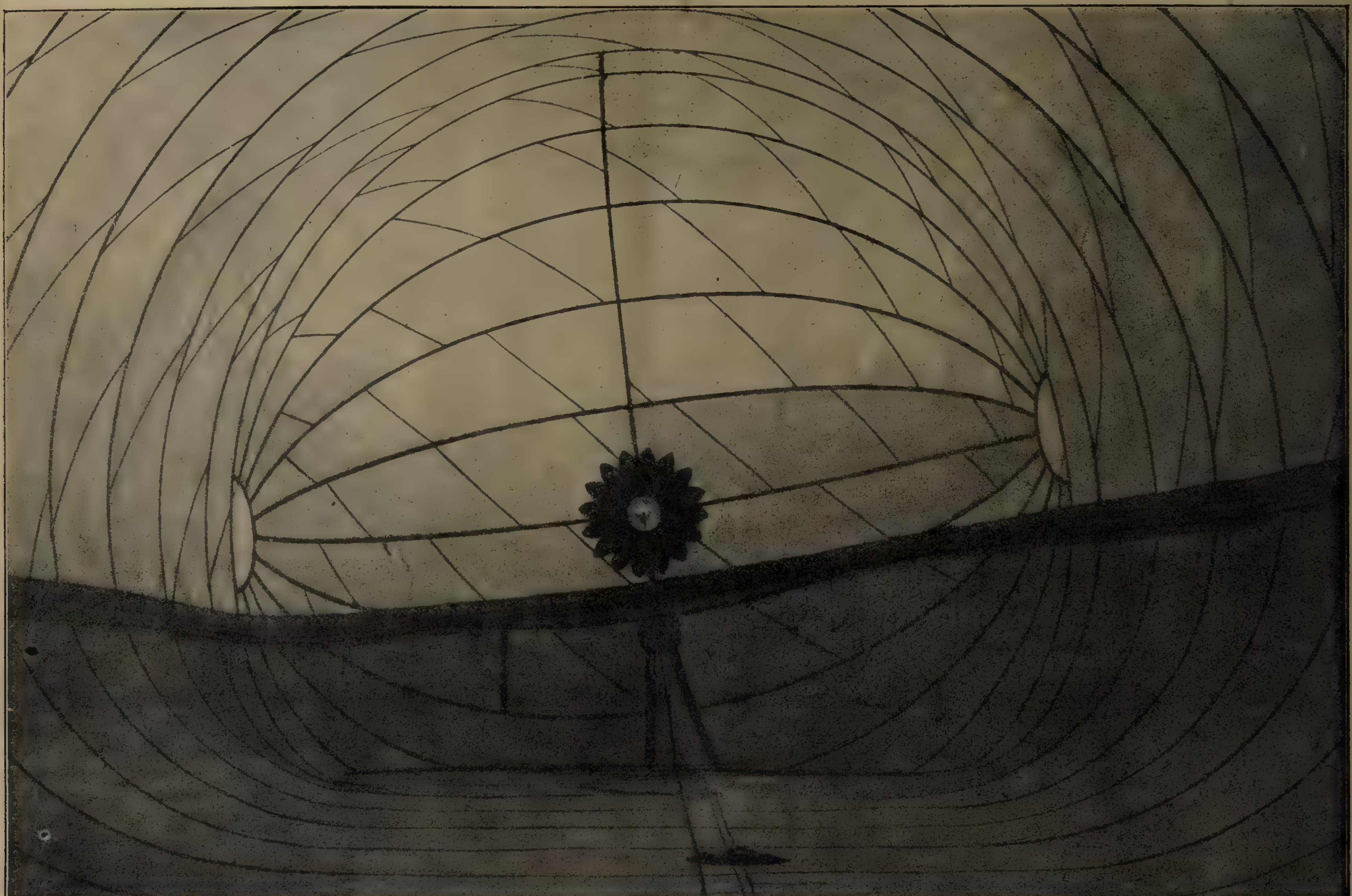
Aufstieg eines Fesselballons aus einem Flußbett in Süd-Serbien.

laden und ausgebreitet, schwer schleppend wuchtet ein Trupp Luftschiffersoldaten mit einem Riesenbündel, dem zusammengerollten Ballon, heran, der — um Beschädigungen der Hülle zu vermeiden — auf der Planunterlage zum Aufstieg hergerichtet wird. Noch ist er eine formlose Masse aus gummiertem Seidenstoff, aber schon haben eilige Hände die Gaszuleitung fertiggestellt, und schon strömt aus Hunderten von Gasflaschen (ähnlich den aus Wirtschaften bekannten Kohlensäureflaschen) zischend das Wasserstoffgas in die unter seinem Druck sich blähende und knatternde Hülle. Gegen tausend Kubikmeter Gas faßt ein solches Luftungetüm, und man kann sich vorstellen, was es allein für Schwie-



Bei den Feldluftschiffern: Das Gas eines beschädigten Ballons wird in einen Ersatz-Ballon umgedrückt.

graphien des feindlichen Geländes, Ferngläser, Barometer zum Messen der Ballonhöhe, sowie ein Fernsprechapparat werden im Korbe untergebracht. Auch Fallschirme werden angehängt, die es den Beobachtern ermöglichen, in Fällen dringender Gefahr, insbesondere bei Fliegerangriffen, abzuspringen. Nunmehr wird das Stahlkabel, an dem der Ballon 100 Meter und höher emporgelassen wird, und mit Hilfe dessen er durch eine schwere und komplizierte Windemaschinerie wieder aus der Höhe herabgezogen werden kann, befestigt, und der Ballon ist zum Aufstieg bereit. — Inzwischen ist auf der Erde eine Fernsprechzentrale errichtet worden, die mit dem Ballonapparat in Verbindung steht. Ebenso sind



Das Innere eines Fesselballons.

rigkeiten macht, bis in die entlegensten, wegearmen, im Winter fast unpassierbaren Gegenden unserer langen Fronten diese Gasmengen in Abertausenden von schweren Stahlflaschen den vielen Ballons zuzuführen! — Immer mehr füllt sich der feldgraue Luftelefant. Er schwankt im Winde hin und her, und die Mannschaft hat alle Mühe, ihn zu halten. Endlich bläst das Ueberdruckventil ab; die Gashähne werden geschlossen, prall steht der Ballon da. Und nun erkennen wir erst seine enorme Größe. Eine ansehnliche Festversammlung könnte in ihm tafeln und tanzen. An ein sinnreich angeordnetes Gurt- und Leinensystem wird nun der Korb, der den oder die Ballonbeobachter aufnehmen soll, befestigt. Genaue Karten und Photo-



Fernsprechzentrale mit Zeichner- und Kartenzimmer.
Von den Mannschaften einer Feldluftschiffer-Abteilung im Osten selbst gebaut.

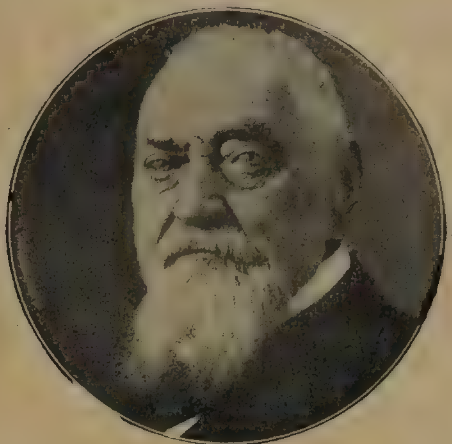
Verbindungen mit der Artillerie und mit den Befehlsstellen der Armeegruppe geschaffen worden, um die Beobachtungen der Ballonoffiziere sofort weiterleiten zu können. Noch einmal werden Ballon und Kabelwinde, Sicherheitseinrichtungen und Fernsprecher geprüft. Die Beobachter besteigen den Korb, Kommandos erschallen, die Mannschaften lassen die Haltetaue los, der graue Riese steigt empor. Das Wasserstoffgas — im Gewicht dreizehn mal geringer als die Luft — gibt ihm einen mächtigen Auftrieb; tragen doch 1000 Kubikmeter dieses leichtesten aller Gase rund 22 Zentner. Ein Feind des feldgrauen Ungetüms ist freilich der Wind, der ihn abzutreiben sucht und, wenn möglich, vom Fesselkabel abzureißen. Damit dieser Winddruck



Der Nachfolger Paul Ehrlichs:
Prof. Dr. Wilhelm Kolle,
der neue Direktor des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt am Main.
Phot. Nicola Perscheid.



Albert Niemann †,
der berühmte Alt-Meister der deutschen Wagnersänger.
Der Künstler als Tannhäuser.



Albert Niemann im 85. Lebensjahre.
Phot. Erwin Raupp.

nur die schmalere, die Kopfseite, treffen kann, ist hinten am Ballon ein Sack angebracht, in den der Wind hineindrückt. Es entsteht so eine Art Steuer. Ebenso sorgt der hinten nachziehende Schwanz mit den regenschirmartigen Windfängern für eine Einstellung des Ballonkopfes in die Windrichtung. An guten Tagen reicht die Sicht wohl 40 Kilometer weit. Die Bahntransporte des Gegners, jeder stärkere Verkehr auf seinen Straßen wird leicht erkannt und sofort gemeldet. Vor allem aber gilt es, die feindliche Artillerie aufzufinden und sie mit Hilfe der Ballonbeobachtung zu beschießen. Dem Feinde ist dieses Auge in der Luft begreiflicherweise höchst unangenehm, und er versucht, es durch Artilleriebeschießung oder Fliegerangriff auszustechen. Natürlich sind wieder Mittel zum Schutze des wehrlosen Luftelefanten da droben bereitgestellt, und wenn er auch zuweilen seinen rundlichen Bauch schleunigst vor dem schnellen Raubvogel, der absolut ein Loch hineinhacken will, in Sicherheit bringen muß, bald hängt er doch wieder da droben als wacher Späher.



Joffre geht in Pension!
(Aus einer französischen Zeitschrift.)
Der Marschall mit seinem Nachfolger im Oberbefehl, General Nivelle, und General Mangin.
Gen. Mangin. Gen. Nivelle. Joffre.



· Von den Bühnen:
Else Eckersberg als Page Cherubim,
den die Gräfin und ihre Zofe als Mädchen verkleidet haben.
(Aus der neuen Aufführung von „Figaros Hochzeit“ im Deutschen Theater in Berlin.)

Von den Bühnen

In dem gelungenen Experiment Max Reinhardts, „Figaros Hochzeit“ als Lustspiel wieder zu beleben, hatte, neben Pallenberg, der Heims und der Eibenschütz, Else Eckersberg den meisten Anteil am Erfolg. Dabei war ihre Aufgabe in einem Sinne die schwerste des Abends, denn von allen Figuren Beaumarchais', die durch Mozart sozusagen endgültig typisiert wurden, ist der Cherubim am schwierigsten zu „entopern“. Frau Eckersberg ließ uns die niedliche „Hosenrolle“, die zuckersüße Opernsoubrettigkeit des landläufigen Cherubim vergessen, indem sie den Knaben, den bübisch-hübschen Taugenichts, glaubhaft zu machen wußte.



Aus der Pantomime „Der Schneemann“ von Erich Korngold im Charlottenburger Opernhaus. Frl. Zimmermann und Herr Steic.



Else Eckersberg als Page Cherubim
in „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais in der neuen Reinhardtschen Inszenierung.
Cherubim bei seiner Zusammenkunft mit der Gräfin.
Phot. Becker & Maaß.

HUMOR

„In einer bitterkalten Nacht krochen wir aus dem Schützengraben,“ erzählt ein Soldat, „und bekamen eine Scheune als Schlafquartier zugewiesen, in die wir wie Sardinen in eine Büchse hineingepfropft wurden. Trotzdem wir fast erfroren, lagen wir bald in tiefem Schlaf. — In der Nacht werde ich durch meinen Nachbarn geweckt, der versucht, seine Stiefel anzuziehen. Nachdem er sich eine Weile vergeblich abgemüht hat, höre ich den Kameraden an seiner andern Seite räsonnieren:

„Was machst Du denn, zum Donnerwetter?!“

„Ich ziehe meine Stiefel an,“ ist die Antwort.

„Ja, das ist aber doch mein Fuß, Du Idiot!“

*

In einer kleinen Bretterbude, die Soldaten als Quartier dient, fliegt durch das Fenster eine Granate, durchbohrt die gegenüberliegende Wand und krepiert im Freien. August, der im Bett liegt und in seiner Ruhe durch derartige Geräusche gestört wird, sagt zu Max, der gerade Briefe schreibt: „Mensch, mach doch das Fenster zu, sonst kommt noch eine rein!“

*

Der Rechenkünstler. Auf einer Volksbühne produziert sich ein Rechenkünstler. Es ist sein Abschiedsabend, man stellt ihm die verschiedensten Aufgaben, die er alle richtig löst. „Nun noch die letzte Aufgabe!“ ruft er in das Publikum, und schon tönt es zurück:

„An welchem Tage ist der Weltkrieg zu Ende?“

Der Künstler verzog keine Miene. Man sah, wie er angestrengt nachdachte und Zeichen und Zahlen vor sich hin ins Leere malte. Endlich rief er dem Manne, der die Aufgabe gestellt, zu:

„Merken Sie sich, bitte, recht gut das Datum: 1. Dezember 1917! Haben Sie es notiert?“

„Ja, ja,“ klang es von allen Seiten.

„Also, an diesem Tage, da bin ich wieder hier engagiert, und da wollen wir über die Sache reden. Auf Wiedersehen!“ Und verneigte sich und verschwand. Poldi.



„Das Kriegsamt fordert in den Zeitungen die Frauen zum vaterländischen Hilfsdienst auf und bietet auch Stellungen in den Kasernen an.“
Frau Fliedermüller: „Großartig, Männchen, ich werde Bursche bei Dir!“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Der Fall Deruga

Roman von Ricarda Huch

11. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Hatte der Angeklagte noch viele Freunde außer Ihnen?" fragte Dr. Zeunemann.

„Er stand mit fast allen gut," sagte Gabussi, „aber befreundet war er nur mit mir. Ich bin überzeugt, daß kein einziger sein Inneres so gut kannte wie ich."

„Das ist eigentlich sonderbar," meinte der Vorsitzende, „bei einem Menschen, dessen feuriges, geselliges Temperament Sie selbst hervorheben."

„Ja, so möchte man denken," sagte Gabussi, „und wenn man ihn unter seinen Schulgefährten und später unter seinen Studiengenossen sah, so mußte man meinen, er sei mit allen verbrüdert. Ich erinnere mich, daß ich mich zuerst nicht an ihn heranwagte, weil ich dachte, ich mit meiner Schwerfälligkeit könne ihm nichts sein, der von so vielen wie von einer Familie umringt war. Aber diese Umgänglichkeit, die er an sich hatte, und die jeden anzog, war nur der Schleier, in den er seine Seele hüllte, um sie unzugänglich zu machen. Niemand ist schwerer zu kennen als er, der das Herz auf der Zunge zu haben scheint. Es gibt zurückhaltende Menschen, die durch Schweigsamkeit oder unnahbares Wesen die anderen von sich abwehren. Das war seine Art nicht. Er richtete durch Gesprächigkeit und Vertraulichkeit eine Mauer um sich auf."

In dem Maße, wie Gabussi eifriger wurde, um dem Präsidenten seines Freundes Eigenart zu erklären, wuchs das verständnisvolle Interesse des Vorsitzenden. „Ich begreife Sie, ich begreife Sie," sagte er, „das kommt bei leidenschaftlichen, übermäßig reizbaren Naturen vor. Sie müssen immer auf der Hut sein, daß sie nicht zu viel von sich verausgaben, und schaffen doch ihrer Lebhaftigkeit einen gewissen Ausweg."

„Ja, ja, so ist es," bestätigte Gabussi. „Er war im Grunde weich und leicht verletzlich, schämte sich, das den anderen zu zeigen, die so viel gleichgültiger und härter waren, und verhüllte sich auf seine Art. Er war kein Tier, das zu seinem Schutze Stacheln oder Schuppen hervorbringt, er konnte nur bunte Fäden spinnen und mit solchem Blendwerk sich unkenntlich machen. Das bewahrte ihn wohl vor der allzu nahen Berührung wesensfremder Menschen, nicht aber vor allen schmerzhaften Zusammenstößen mit der Außenwelt, die sein Herz bluten machten. Ach, was für eine Tragik, daß er so oft beschuldigt wurde, anderen Leid zugefügt zu haben, der immerfort durch andere litt!"

„Sehr interessant," sagte Dr. Zeunemann. „Aber worunter litt er denn so sehr? Nun ja, unter seinem Vater. Dafür hatte er doch aber eine gute, liebevolle Mutter, er hatte Sie und den Verkehr mit Ihrer Familie."

„Seine Mutter liebte er allerdings unendlich," erklärte Gabussi, „und durch sie litt er gewiß nicht, wohl aber durch die Lage, in der er sie sah. Seine Seele fühlte sich nie heimisch in der Umgebung, in die sie gepflanzt war. Er hatte einen lebhaften Schönheitssinn, und alles Geschmacklose, sowohl an den Gegenständen wie an den Menschen, stieß ihn ab. Da er in ärmlichen oder wenigstens sehr beschränkten Verhältnissen geboren war und aufwuchs, kam es mir immer wunderbar vor, daß er gegen alles Kleinliche und Häßliche, was sie mitbringen, so überaus empfindlich war. Ich selbst habe das erst allmählich verstehen gelernt, anfangs klangen mir seine darauf bezüglichen Klagen wie Dichtungen in arabischer oder persischer Sprache. Es bildete oft den Gegenstand unseres Gesprächs und war ein Punkt, wo wir nie zusammenkamen. Da ich ihn nicht begriff, war ich oft ungerecht gegen ihn, wenn er zum Beispiel Reichtum als das Allererstrebenswerteste hinstellte. Ich predigte dann wie ein rechter Moralphilosoph auf ihn ein, vielmehr an ihm vorüber. Denn von den Bedürfnissen, die ihn Reichtum ersehnen ließen, hatte ich keine Ahnung. Meine einfachere, derbere Seele fand sich in jeder Umgebung zurecht. Sie ist gewissermaßen ein Naturlaut, und wenn man sie nur nicht in einen glänzenden Salon versetzt, so kann sie harmonisch einstimmen. Mit einer reichen Sinfonie ist es anders. Mein Freund brauchte Schönheit um sich herum, in der sich die unendlich vielen, daher oft einander widerstrebenden Töne auflösten."

„Hier ist also doch ein Punkt, wo sie voneinander abwichen," sagte Dr. Zeunemann.

„Allerdings," gab Gabussi zu, „aber über freundschaftliche Meinungsverschiedenheit ging das nie hinaus. Wir ließen uns beide gelten, und er beneidete mich wohl sogar manchmal, weil ich so viel leichter zufriedenzustellen bin."

„Es wundert mich," fuhr Dr. Zeunemann gemütlich fort, „daß Ihr Freund bei seinem leicht verletzlichen Schönheitssinn das Studium der Medizin ergriff, bei dem es so viel Abstoßendes zu überwinden gibt."

„O," sagte Gabussi, „da kamen ihm wieder seine Hilfsbereitschaft und Liebe für alle Kranken und Leidenden zugute. Er hatte insofern eine geradezu geniale Begabung für seinen Beruf. Dazu kam, daß er auf diesem Wege am ehesten zu Gelde zu kommen dachte, was sowohl wegen seiner Familie wünschenswert war, wie er es auch aus den erwähnten Rücksichten für sich erstrebte."

„Und woran liegt es denn Ihrer Ansicht nach," fragte der Vorsitzende, „daß es ihm damit doch nicht geglückt ist?"

„Jedenfalls nicht daran," sagte Gabussi, „daß er untüchtig gewesen wäre. Aber ich sagte schon, daß seine Seele reich und vielstimmig war. Er sehnte sich nach Geld und verachtete es andererseits, er warf zwei Hände voll weg für eine Handvoll, die er eingenommen hatte. Er arbeitete flink und gut; aber er träumte noch besser. Er war geboren mit allen Tugenden, Reichtum auf edle Art zu genießen, mit keiner von denen, die Reichtum machen. Beim Reichwerden kommt es ebenso wie auf die Fähigkeit des Erwerbens auf die des Festhaltens an, und die hatte er nicht. Es war jener tragische Zwiespalt in ihm, der meiner Ansicht nach nur dadurch auszugleichen ist, daß man die Nichtigkeit des Reichtums einsieht und alles dessen, was der Reichtum verschafft. Auch der Aermste kann Schönheit im Ueberfluß genießen, wenn er sich in die Natur zurückzieht. Es war der einzige Fehler, den Deruga beging, daß er das nicht von Anfang an getan hat. In der großen Welt konnten die Konflikte seiner Seele keine Lösung finden."

„Wir haben Ihnen ein sehr feines Bild Ihres Freundes zu verdanken," sagte Dr. Zeunemann freundlich. „Nicht minder brauchbar, weil von Freundeshand entworfen." Dann schloß er das Verhör ab, nachdem er noch einige belanglose Fragen gestellt hatte.

*

Als der Justizrat mit den beiden Freunden das Haus verließ, war die Zeit des Feierabends. Die Straßen füllten sich mit Menschen, aber in den Anlagen hinter dem Gerichtsgebäude war es still wie immer. Mit dem Lichte schienen die Gegenstände ihr buntes Kleid abgeworfen zu haben und in sanft schimmernder Nacktheit am Ufer der unendlichen Nacht zu feiern, bevor sie in das tiefe Bad hinuntertauchten. Gabussi erklärte sich mit dem Ergebnis seiner Aussagen nicht ganz zufrieden. Es sei alles anders herausgekommen, sagte er, als er beabsichtigt hätte. Man werde da, ohne zu wissen wie, von einer Strömung ergriffen, die einen von der eingeschlagenen Richtung abbrächte.

„Was Du sagtest, war alles schön und gut," tröstete Deruga. „Es kam mir nur überflüssig vor. Was macht das aber? Für mich war es schön, mit Dir von der Vergangenheit zu träumen."

„Ja," sagte der Justizrat, „das vergangene Leiden dient, wie Shakespeare sagt, zu desto süßerem Geschwätz."

„Während umgekehrt nichts weher tut, wie Dante sagt, als sich im Unglück vergangenen Glückes zu erinnern," fügte Gabussi hinzu.

Bei dem Abhange, wo jetzt ein erstes Schneeglöckchen die gelbliche Spitze herausstreckte, blieb Deruga stehen. „Da ist eins von den kleinen Geschöpfen," sagte er, „es guckt wie eine Maus aus ihrem Loch hervor."

„Sehen Sie," triumphierte der Justizrat. „Sie lachten mich damals aus, als ich ihm die trockenen Blätter vom Kopf wegstocherte."

„Sie hatten auch unrecht," entgegnete Deruga, „denn nun holt es wahrscheinlich die Katze."

„Meinen Sie den Nachtfrost?" fragte der Justizrat. „Diese frühen Pflanzen können viel vertragen, sie sind darauf eingerichtet. Hören Sie, mein Lieber," setzte er hinzu, indem er seinen Klienten fortzuziehen suchte, „Sie werden sentimental, das gefällt mir nicht."

Deruga rührte sich nicht von der Stelle und starrte versunken auf die feuchte Erde. Eine Zeile aus einem alten Gedicht lag ihm im Sinn, und er

führte sie an, als er sich darauf besonnen hatte: „La doglia mia cresce coll' ombra."

„Das klingt wie ein Ton von einer Amati," sagte der Justizrat, die Musik des Verses mit sichtlichem Genusse schlürfend. „Was heißt das?"

„Mein Weh wächst mit den Schatten," übersetzte Deruga. „Das will also sagen, mit der wieder aufgehenden Sonne verschwindet es und bedeutet nicht mehr als eine Abendstimmung." Er schüttelte sich, als würfe er die trübe Laune von sich, und wandte sich rasch dem Ausgange zu.

„Wenn Du erst bei mir in meinem Bergdorfe bist," sagte Gabussi, „werden Dich solche Stimmungen bald ganz verlassen. Das ist der Kohlenstaub der großen Stadt, den der reine Himmel der Höhen verzehrt."

„Ob mir diese Luft wirklich so gut anschlagen würde, wie Du meinst?" sagte Deruga. „Ich bin nun einmal kein Bauer."

„Du wirst einer werden," rief Gabussi lebhaft aus. „Wenn Du erst gelernt hast, Dich für nichts als unsere paar Kühe und Ziegen zu interessieren, dann wirst Du gesund sein." Er forderte den Justizrat zur Bestätigung seiner Meinung auf.

„Ein bißchen zu verbauern, täte Ihnen gewiß gut," sagte dieser vorsichtig.

„Sie meinen," sagte Deruga, „wenn man den verzwickten Kerl in seine Bestandteile auflösen und einen ganz neuen daraus machen könnte, dann wäre ihm allenfalls geholfen."

Der Justizrat lachte. „Aber wenn man den alten Deruga gar nicht mehr herauskennte," meinte er, „das wäre doch schade."

Als Gabussi mit Deruga allein auf seinem Zimmer war, fuhr er fort, ihm das Leben auf seinem Dorf auszumalen. Deruga könne ihn auf seinen Gängen begleiten, er verstehe ja mit einfachen Leuten umzugehen und werde bald der Gott der ganzen Gegend sein. Uebrigens würden seine Frauen genug mit ihm zu schwatzen haben, und wenn er außerdem noch eine Beschäftigung haben müsse, so könne er ja diese oder jene medizinische Frage bearbeiten. Auch zu handwerklicher Beschäftigung gäbe es Gelegenheit. Die Leute dort oben wären um mehr als hundert Jahre zurück, hätten Werkzeuge aus der Urwelt. Da wäre ein Feld für seine Erfindungsgabe und Geschicklichkeit.

„Ach," sagte Deruga, „wie wenig Du mich kennst! Begreifst Du nicht, daß ich mich nach acht Tagen langweilen und nach vierzehn Tagen Dich oder mich umbringen würde?"

„Langweilen?" wiederholte Gabussi erstaunt, seine großen Augen noch weiter öffnend. „Langweilst Du Dich denn in der Stadt?"

„Nein, hier geht es an," sagte Deruga, „dies Gewimmel unterhält mich. Ich verabscheue es, aber ich gebrauche es. Es ist die Form des Lebens, die ich aufnehmen kann. Deine Berge wirken wie nasse Knödel auf meinen Magen."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte Gabussi, sich ereifernd, „das kann Dein Ernst nicht sein. Einem guten Menschen muß das Große und Einfache wohltun."

„Ach, Gabussi," erwiderte Deruga ungeduldig, „der Mensch ist kein Dreieck, worauf man den pythagoräischen Lehrsatz anwenden kann. Glaube mir, daß ich schließlich Deine gute alte Schwester verführen würde, nur um die klare Atmosphäre ein bißchen zu trüben!"

„Dodo, wenn Deine arme Mutter Dich so reden hörte!" klagte Gabussi. „Es sind nur Reden, nur Worte; doch die Worte schon zerreißen mir das Herz."

Die Unterhaltung setzte sich bis tief in die Nacht fort, ohne daß die Freunde zu einem Verständnis gekommen wären. Gabussi bestand darauf, in München zu bleiben, bis der Prozeß beendigt wäre, und dann, falls er nach Wunsch erledigt wäre, Deruga sofort mitzunehmen, wogegen dieser eine stets wachsende Abneigung ausdrückte. Vielmehr redete er Gabussi zu, ohne Zeitverlust abzureisen, da er zu Hause von Mutter und Schwester und von seinen Kranken ungeduldig erwartet würde, hier aber jetzt nichts nützen könne. Gabussi gab endlich nach, aber er war traurig und enttäuscht.

Im Augenblick der Trennung umarmte Deruga ihn mit der alten Herzlichkeit und mit Tränen in den Augen. „Vergiß das verzweifelte Zeug, das ich geredet habe," sagte er, „und glaube nur das eine, daß mein Herz immer dasselbe ist. Und wenn Dich morgen der Schlag träfe und zu einem schlotterigen Idioten machte, der seinen Mund nicht mehr finden kann, so würde ich Dich zu mir nehmen und Dich eigenhändig füttern, solange Du lebtest. Dasselbe laß mich von Dir glauben! Was für ein Strudel von Dreck wäre das Leben, wenn es nicht unwandelbare Herzen gäbe!"

„Gott sei Dank," sagte Gabussi, dessen große braune Augen glänzten, „ich glaube, ich hätte dem Himmel über meinem Kopf mißtraut, wenn ich den Glauben an Dich verlieren müßte."

X.

Die Baronin saß mit ihrer Tochter vor dem mit Gas geheizten Kamin und betrachtete ihre auf das Gitter gestützten schmalen Füße, während sie sagte: „Was meinst Du, Mingo, wenn ich Dir die Erlaubnis zum Studieren gäbe?"

Mingo stand im Rücken ihrer Mutter am Fenster und starrte auf das nach einem raschen, starken Frühlingsregen schwarzblanke Pflaster, in dem die eben angezündeten Lichter sich spiegelten. Ihre Stimme klang schwach und müde zu der Fragenden hinüber, wie sie die Gegenfrage stellte: „Hast Du denn die Absicht, es mir zu erlauben?"

„Ich habe gedacht," antwortete die Baronin, „daß ich es doch nie übers Herz bringen werde, Dich zu einer Dir unsympathischen Heirat zu zwingen, und daß also daran gedacht werden muß, was aus Dir werden soll, wenn Du spät oder gar nicht heiratest. Glaubst Du denn, daß das Studium Dich glücklich machen wird?"

„Glücklich?" sagte die schwache Stimme vom Fenster her. „Ach Mama! Aber es wird mich doch auf eine interessante und nützliche Art beschäftigen."

„Früher," sagte die Baronin erstaunt und fast ein wenig unwillig, „als Du mich mit diesem Wunsch so sehr quältest, tatest Du, als ob Deine Seligkeit davon abhinge."

Mingo trat vom Fenster weg und kauerte sich in einen Sessel, den sie neben den ihrer Mutter gerückt hatte.

„Ob wohl alle Wünsche verblassen," sagte sie, „wenn sie ihrer Verwirklichung nahe kommen? Aber,

Mama, vielleicht kann ich mich nur heute abend nicht so recht freuen, weil ich müde bin. Wenn Du mir jetzt die Erlaubnis mit ins Bett gibst, werde ich morgen früh ganz glücklich damit erwachen."

Die Baronin warf einen nachdenklichen, freundlichen Blick auf ihre Tochter. „Nein, geh noch nicht zu Bett, Kleines," sagte sie. „Ich finde es so hübsch, mit Dir allein zu plaudern. Weißt Du, das Heiraten steht Dir ja immer noch frei, aber es ist lange nicht so unterhaltend, wie Du es Dir jetzt wohl vorstellst, besonders wenn man um des Geldes willen heiratet."

„Hast Du Papa um des Geldes willen geheiratet?" fragte Mingo.

„Nein, nicht in dem Sinne, daß er mir ohne Geld unannehmbar gewesen wäre," sagte die Baronin, „im Gegenteil, er gefiel mir gut und zog mich an. Nur hätte das vielleicht nicht zu einer Heirat geführt, wenn er nicht so vermögend gewesen wäre."

„Gefiel er Dir später nicht mehr so gut?" fragte Mingo zaghaft.

„O, gefallen," sagte die Baronin, „muß er einem doch. Er ist so außerordentlich vornehm, nie aufdringlich, nie geschmacklos. Nur langweilig ist er, kannst Du Dir das denken?"

„Ja," nickte Mingo, „ich kann es mir vorstellen. Aber ich dachte, wenn man sich liebt!"

„Ach, kleine Torheit," lachte die Baronin. „Liebe allein füllt nicht einen einzigen Abend aus, wenn man einmal verheiratet ist."

„Ach," sagte Mingo und träumte mit ihren großen, dunklen Augen auf die rotwogende Kupferplatte des Kamins. „Aber man hat doch Kinder," fuhr sie nach einer Weile fort.

Die Baronin lachte ihr junges, anmutiges Lachen. „Du, Kind, bist mir bald genug davon gelaufen."

Mingo fühlte plötzlich eine große Welle von Liebe und Mitleid für die Mutter in sich aufsteigen, setzte sich mit einem Sprung auf ihren Schoß, schlang die Arme um sie und küßte sie. „Du, meine Frisur und meine Spitzen," rief die Baronin erschreckt, doch war ihr anzumerken, daß sie sich der Erschütterung dieses Zärtlichkeitsausbruchs nicht ungern hingab.

„Siehst Du," sagte Mingo fröhlicher als vorher, „daß es doch besser ist zu studieren! Das ist nicht langweilig und läuft nicht fort."

„Für mich ist es zu spät," meinte die Baronin; „aber für Dich mag es das richtige sein."

Mingo tröstete, ihre Mutter sei so klug; wenn sie wolle, könne sie es auch.

Die Baronin schüttelte den Kopf. „Mein Verstand hat nie geturnt," sagte sie, „er kann mit Grazie über einen Bach hüpfen und eine Blume pflücken und dergleichen, aber nichts, wozu man Muskeln braucht. Anstrengen kann ich mich in gar keiner Weise mehr. Vielleicht hätte ich es früher gekonnt, wenn die Notwendigkeit oder sonst ein starker Antrieb dagewesen wäre."

„Mama," sagte Mingo, die noch immer auf dem Schoß ihrer Mutter saß, „warst Du nie verliebt? Vor Deiner Heirat oder nachher?"

„Nein, so eigentlich verliebt nie," antwortete die Baronin. „Weißt Du, früher, als ich in Deinem Alter war, hielt ich für Liebe das schmeichlerische Gefühl, das man hat, wenn man angebetet wird. Je besser einem der gefiel, der einen anbetete, desto angenehmer war es; selbst zu lieben hatte ich gar kein Talent oder Bedürfnis. Und als ich verheiratet war, hatte ich mir vorgenommen, mir nichts Ernstliches zuschulden kommen zu lassen, und das stand mir immer im Wege."

Mingo hatte sich inzwischen zu Füßen ihrer Mutter auf den Boden gekauert und starrte wieder in den geheimnisvoll wogenden kupfernen Feuerkessel. „Dann weißt Du gar nicht, wie es ist, von einer Leidenschaft hingerissen zu sein?" fragte sie.

„Du scheinst es mir fast vorzuwerfen," sagte die Baronin mit einem Anflug von Schärfe im Ton, aber nach einer Weile fuhr sie milder fort: „Es mag sein, daß ich deswegen nicht schlechter wäre. Uebrigens nahm ich mich nicht eigentlich um Deines Vaters willen zusammen, sondern es war ein Ausfluß meiner Natur. Große Aufregungen und Umwälzungen lagen mir nicht, und das, was ich einmal gewählt hatte, wollte ich durchführen. Ich halte das für ein Erfordernis des guten Geschmacks."

„Ja, Mama," sagte Mingo, indem sie auf die gepflegte, mit vielen kostbaren Ringen allzu belastete Hand ihrer Mutter einen Kuß drückte, „und Papa und ich haben Ursache, Dir dankbar zu sein. Nur für Dich macht es mich fast traurig."

„Mach Dir darüber keine Gedanken, mein Kleines," sagte die Baronin. „Was einem nicht ansteht, das würde einen auch nicht glücklich machen. Ich habe mir einen andern Weg zu meinem Glück ausgedacht."

„Was meinst Du, Mama?" fragte Mingo erschreckt.

Die Baronin errötete, ohne daß es im roten Widerschein der Kaminglut sichtbar geworden wäre. „Das erzähle ich Dir ein andermal, Liebling," sagte sie. „Ich höre eben ein Auto vorfahren. Das wird Dein Vater sein." (Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
a — ad — bad — ce — cy — de — e — e — gutz — hei — hu — i — ich — jac — kow — la — lein — mon — mum — mus — na — ne — neu — ni — nus — per — pres — ra — res — ri — rich — sa — sau — se — so — tau — zip
sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch Storms ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Säugetier, 2. Baum, 3. indische Stadt, 4. volkstümliche Benennung einer Krankheit, 5. mythologische Frauengestalt, 6. deutschen Dichter, 7. männlichen Vornamen, 8. Stadt in Frankreich, 9. Führer im dreißigjährigen Krieg, 10. altitalienische Göttin, 11. Erdschicht, 12. Gebirge, 13. biblische Person, 14. Wüstenwind.

Wer sucht, der findet.

Als ich die Speise machte,
Nahm ich dazu kein Ei.
Wie ich sie nun betrachte,
Sind drin gar ihrer zwei

Wichtig!

Die Kähne, Barken und die Fähren,
Doch: Kreuzer auch auf hohem Meer
Sie können all' mich nicht entbehren
Und: auch das — Staatsschiff braucht mich sehr.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:
„Eng ist das Leben fuerwahr, aber die Hoffnung ist weit."
Goethe, Leben und Hoffnung.
1. Elefant, 2. Nervi, 3. Granate, 4. Iwanow 5. Salut, 6. Tacitus, 7. Delphi, 8. Astrolog, 9. Stadion, 10. Lenau, 11. Eosin, 12. Bahnhof, 13. Epheserbrief, 14. Nero, 15. Fellah, 16. Ulme, 17. Eregli, 18. Roland, 19. Waldmeister, 20. Azalee, 21. Haarsieb, 22. Rikscha.

Dreierlei: Vermessen.

Bilder-Rätsel:
Schneller Gang ist unser Leben,
laßt uns Rosen auf ihn streu'n!

Das wichtige Wort: Mark.

Der übermütige Scherz: Vulkan — Ulk.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 4
28. Januar 1917
Einzelpreis 10 Pfg. oder 20 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Durch ein deutsches Jagdkommando überraschter russischer Vorposten.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



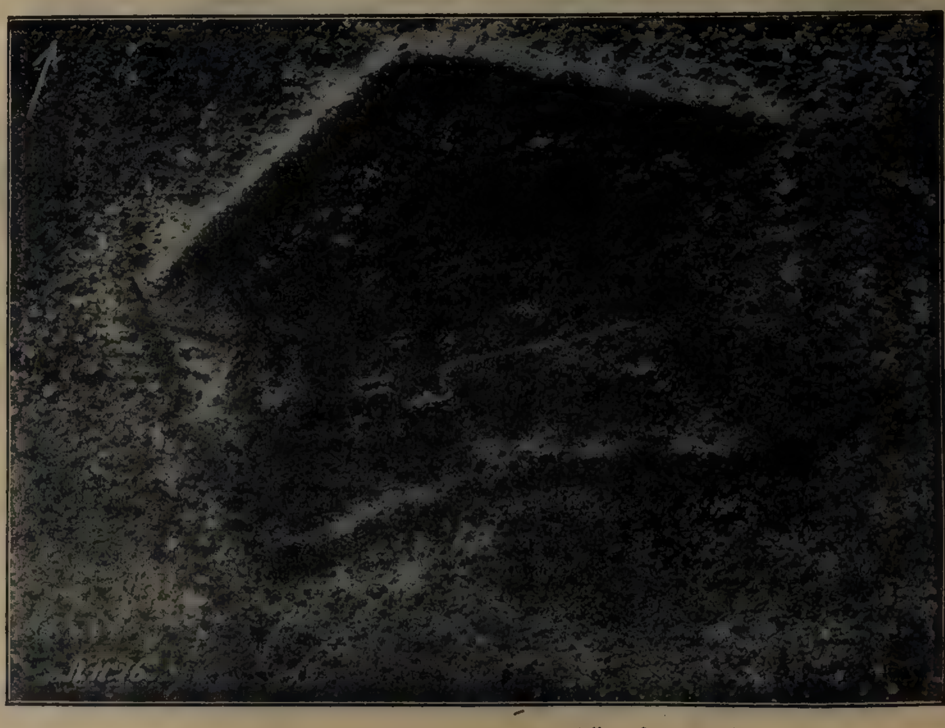
Das Schlachtfeld. Photographische Aufnahme von einem Kampfplatz im Westen.
Aus einer französischen Zeitschrift.

Die Spur des Krieges

Krieg ist Zerstörung. Und die Straße, die ein kämpfendes Heer gezogen, ist mit den Malen seiner Wirkungen gezeichnet. Deutlich sind allen noch die Bilder des verwüsteten Ostpreußens nach dem ersten Russeneinfall vor Augen; die Schutthügel und Trümmerhaufen, aus denen nur vereinzelte Schornsteine in die blutgetränkte, rauchgeschwängerte Luft ragen und die freundliche, saubere Dörfer und Städte gewesen sind, ehe der zermalmende Tritt des Krieges sie getroffen hatte. Aber mit der Kampftechnik, die sich seit Beginn dieses Krieges fast von Tag zu Tag forkentwickelt hat, ist auch die Technik der Zerstörung fortgeschritten, die Zahl und die Wirkung der Riesengeschütze, die mit jedem einzelnen Hauch aus ihren Schlünden unglaubliche Mengen gewaltiger Sprengstoffe herausschleudern, ins Gigantische gewachsen. Wenn man die Bilder, die jetzt von den heißumstrittenen Gebieten an der Somme, im Ypernbogen und vor Verdun aufgenommen worden sind, mit jenen ostpreußischen Photographien aus dem ersten Kriegsjahre vergleicht, sieht man, wie erschreckend vollkommen die Wirkung des modernen Geschützkampfes geworden ist. Der ununterbrochene monatelange Eisenregen hat den Landstrich von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze förmlich durchpflügt, alte, schattige Wälder sind in dem andauernden Granatenhagel völlig verschwunden, zu winzigen, formlosen Holzsplittern zerstampft worden. Geröll- und Steinschichten bedecken meilenweit das Land, das einst fruchtbaren Ackerboden, gepflegte Weinberge, blühende Wiesen trug. Kaum ein Fuß breit Erde ist zu sehen, wo sich kein Geschoß eingebohrt hat, das Antlitz des Landstrichs, der den Krieg über sich ergehen lassen mußte, ist wie mit Pockennarben besät, die lange nicht schwinden werden.



Fort Douaumont im Frühjahr 1915.



Fort Douaumont nach den Kämpfen 1916.

Photographien von deutschen Fliegern.



Von österreichisch-ungarischen Truppen erobertes italienisches Schiffsgeschütz.



Nachtbild von der Somme-Front: Leuchtraketen, die während einer Stunde aufstiegen, auf derselben Platte aufgenommen.



Verhau zwischen den nur wenige Meter voneinander entfernten deutschen und französischen Gräben. (Aus einer französischen Zeitschrift.)

Charakter-Köpfe aus dem neuen polnischen Staatsrat



Einige Charakterköpfe aus dem neuen polnischen Staatsrat:
Hofbesitzer Stolarski.
(Aus dem deutschen Verwaltungsgebiet.)



Prinz Franz Radziwill,
Milizvorsteher.
(Aus dem deutschen Verwaltungsgebiet.)



Andreas May,
Landwirt.
(Aus dem Verwaltungsgebiet Oesterreich-Ungarns.)
Phot. Marjan Fuks.



Viktor von Sokolowski,
Gutsbesitzer und Friedensrichter.
(Aus dem Verwaltungsgebiet Oesterreich-Ungarns.)

Die Feierlichkeiten bei der Eröffnung des neuen polnischen Staatsrats begannen mit einem Hochamt, dem die Generalgouverneure v. Beseler und Kuk beiwohnten. Darauf begaben sich die Staatsratsmitglieder zum Krasinskischen Palais, dem Sitz des Staatsrates. Vor dem Palast empfing sie Kommandant Graf Szeptycki an der Spitze einer Ehrenkompagnie der polnischen Legionen und meldete, daß die Legionen der ersten rechtmäßigen polnischen Regierung militärische Ehren erweisen wollen. Die Staatsratsmitglieder stimmten als Antwort in den Ruf: „Es lebe die polnische Armee!" ein. Unter den Klängen des Nationalliedes, gespielt von der Regimentsmusik der Legionen, betraten die Staatsratsmitglieder den Saal, geleitet vom Grafen Szeptycki. Nach Ansprache des deutschen Kommissars Grafen Lerchenfeld und des österreichisch-ungarischen Kommissars Baron Konopka wurde Waclaw von Niemojewski zum Kronmarschall gewählt. Die Proklamation des Staatsrates an die Bevölkerung wurde an allen Straßenecken Warschaus angeschlagen.



Die erste feierliche Sitzung des neuen polnischen Staatsrats in Warschau.
Phot. Marjan Fuks.



Kriegszeitgenossen im neutralen Ausland: Dänischer Bauer auf der Heimkehr vom Markt.
Spottbild auf die Millionenbauern von Alfred Schmidt (Kopenhagen).

Vom Gulaschbaron und anderen Kriegszeitgenossen im neutralen Ausland

Mit Spottbildern aus dänischen Zeitschriften.

Kopenhagen, die schöne, leichtlebige Stadt am blauen Sund, hat im Verlauf des Krieges ein ganz anderes Gepräge bekommen. Unter den drei nordischen Hauptstädten liegt es den großen Verkehrsstraßen am nächsten und steht mit der Außenwelt in regster Verbindung. Seine Presse verfügt über den glänzendsten Nachrichtendienst, die Kopenhagener selbst sind die lebhaftesten und wißbegierigsten Leute unter der nordischen Sonne. Aus dem Westen und dem Osten, aus Island, aus Washington und Berlin fliegen die tausend Neuigkeiten nach Kopenhagen. Jetzt, zurzeit des Weltkrieges, ist es überhaupt der Mittelpunkt der aufregendsten Nachrichten: eine Rede des Reichskanzlers, die Noten des Washingtoner Kabinetts, die Stimmungsberichte des Petersburger Telegraphenbüros — alles passiert Kopenhagen, ist dort nach wenigen Stunden bekannt, wird debattiert und fliegt durch den Draht weiter



Die Obdachlosen. Karikatur auf die Wohnungsnot in Kopenhagen.
Zeichnung von Alfred Schmidt und Axel Thieß aus der Zeitschrift „Blaekspruten".



Der „Gulaschbaron“: Zu Reichtum gelangter Kriegslieferant, der seinen Gästen mit einem Weihnachtsbaum-Wald aufwartet
Spottzeichnung auf die „Gulaschbarone“ aus der Kopenhagener Zeitschrift „Blaekspruten“.

nach Berlin, Paris, Petersburg . . . Aber auch ein Mittelpunkt des Weltverkehrs ist Kopenhagen geworden. Hier versammeln sich mit Vorliebe Vertreter der verschiedensten Völker, denen es noch möglich gewesen ist, eine Reise nach fremden Ländern zu unternehmen, hier sitzen in ein und demselben Café Dänen, Schweden und Holländer, Deutsche, Franzosen, Engländer, Russen . . . Ein gewaltiger Touristenstrom ist durch den Krieg hierher geleitet. Während die Ausländer sich fast so zahlreich einfinden wie die Tausende von Orangen, die in dem großen Freihafen abgeladen werden, benutzt der umsichtige Kopenhagener Bürger die ungeahnten Möglichkeiten, um Geld zu verdienen. Im stillen bereitet sich Kopenhagen auf die Zeit nach dem Weltkriege vor und träumt davon, seine Hauptstadt zum Mittelpunkt des nordeuropäischen Handels zu machen, und es träumt nicht nur, sondern handelt zugleich. Große Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 15—20 Millionen Kronen sind gegründet worden, die überseeischen Export und Import in ihre Hände nehmen werden; die großen Eisenbahnpläne in Jütland, die Dänemark eine Fährverbindung mit Norwegen sichern sollen, die große Brücke zwischen Falster und Seeland, die die Fahrt nach Deutschland verkürzen wird, stehen mit diesem Erweiterungsbetrieb in engster Verbindung. Die Mehreinkünfte Dänemarks seit dem Ausbruche des Krieges betragen die sehr hohe Summe von einer Milliarde Kronen. Wie man weiß, hat Kopenhagen in Hülle und Fülle die Begleiterscheinungen des geschäftlichen Treibens im Kriege aufzuweisen. Die weltberühmten Gulaschmänner, die tausend Kriegslieferanten der hunderttausend Waren, sind im Laufe des Jahres dem Range nach gestiegen und geadelt worden: sie werden nunmehr ausschließlich „Gulaschbarone“ tituliert. Sie haben noch mehr Villen, noch mehr Autos angekauft. Ihre Frauen tragen die größten Brillanten und leben nur noch für die einzige Aufgabe: das so leicht verdiente Gold in der auffälligsten Weise wieder auszugeben. Die Spekulationen auf der Börse werden immer gewagter und skrupelloser, die Papiere tanzen aus Taschen in Taschen, Vermögen türmen sich über Nacht und stürzen in sich zusammen — über Nacht. — Und der gutmütige, humorvolle Kopenhagener aus alter Zeit reibt sich die Augen, wenn er auf Kongens Nytorv von dem Luxus der Farben der Kleider, der Fuhrwerke schier überwältigt wird. Unmöglich ist es nicht, daß auch er plötzlich von dem



Anstandslehre für neugebackene Millionärsgattinnen in Dänemark.
Spottbild von Axel Thieß auf die Frauen der „Gulaschbarone“.



Berliner Straßenbilder:
Transport gefangener französischer Kolonialsoldaten.
Phot. B. J. G.



Der neue österreichische Ministerpräsident und Graf Tisza in Berlin. Von links nach rechts: Graf Tisza, Botschafter Prinz Hohenlohe, Graf Clam-Martinitz.

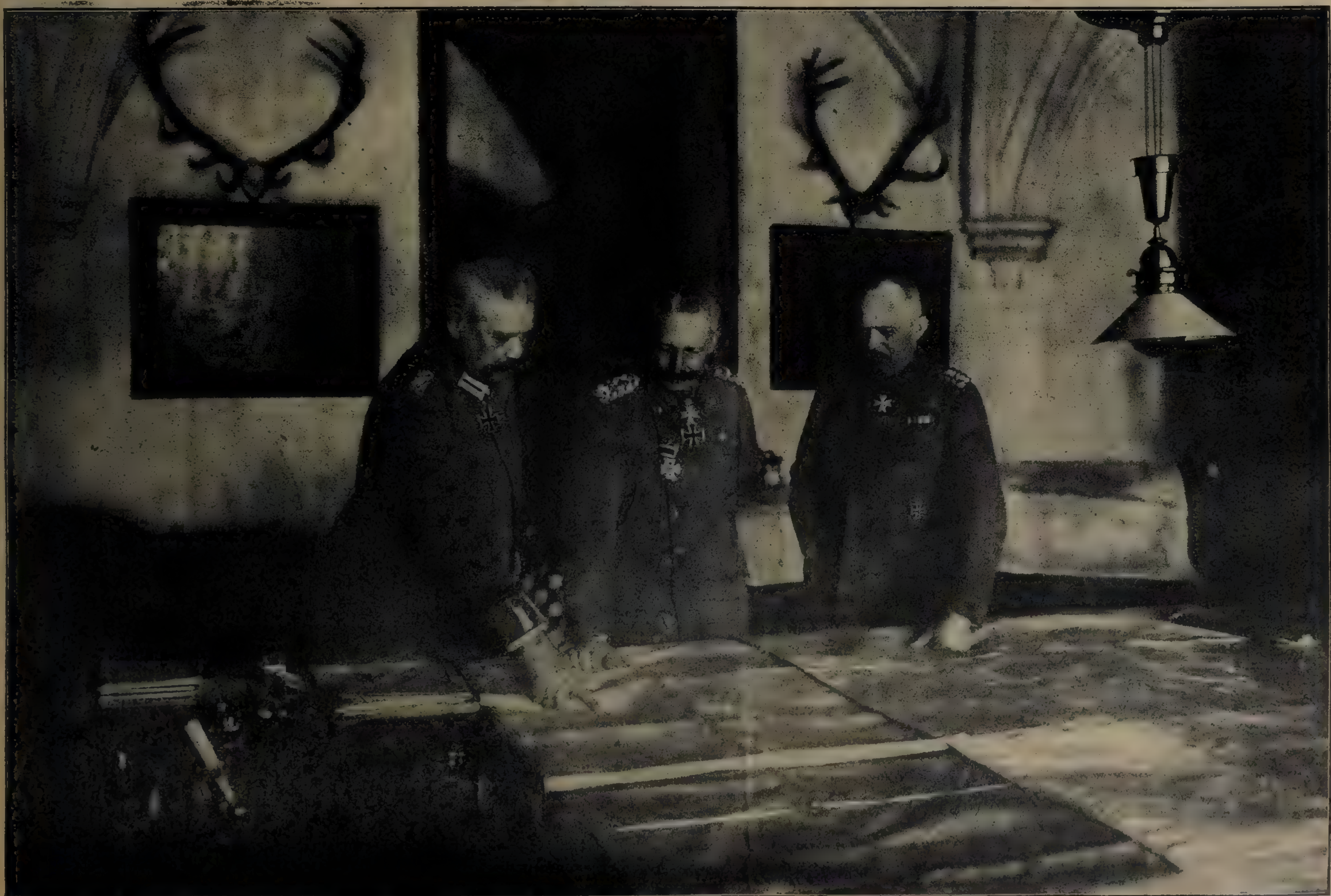
Teufel der Spekulation ergriffen wird und Aktien, am liebsten Schiffahrtsaktien kauft, um dann mit Angst das Treiben der Papiere auf dem Weltmarkt zu verfolgen. Ja, jeder Kellner und Pförtner mit Selbstachtung kauft Schiffahrtspapiere, denn die Trinkgelder fließen reichlicher als je, und es ist so angenehm, sich als Weltenlenker zu fühlen, während das mystische Papier sich allmählich in Gold verwandelt. Die skandinavische Literatur hat sich schon des neuen Typs, des Gulaschbarons, bemächtigt. Verschiedene skandinavische Blätter bringen Romane von bekannten Schriftstellern, die mit Schadenfreude sein Leben und Treiben schildern. Indessen — der Gulaschbaron wird nach dem Kriege verschwinden, er ist ja nur eine unangenehme Begleiterscheinung der Kriegszeit. Die breiten Schichten der Kopenhagener Bevölkerung haben ihre liebe Not auszukommen, und das immer kärglicher werdende „tägliche Brot" zu erwerben. Zwar hat das Land eine Milliarde verdient, der Lebensunterhalt ist aber um unendlich viele Prozente teurer geworden. In diesen Tagen werden Brotkarten in ganz Schweden eingeführt. Dänemark hat schon seine Zucker- und Kohlenkarte — und jetzt steht man vor dem schwierigsten Problem des heutigen Tages: vor der Versorgung der Bevölkerung mit Brot, denn der Mangel an Brotgetreide in Dänemark wird immer fühlbarer.

C. D. M.



Phot. Rohwer.

Ein neuer Ritter des Pour le mérite:
Kapitänleutnant Hans Walter,
Führer des U-Bootes, das das französische Linienschiff „Suffren" torpedierte.



Im Großen Hauptquartier 1917: Der Kaiser mit Hindenburg und Ludendorff.



Kayßler.

Von den Bühnen:
Szene aus Friedrich Kayßlers Lustspiel „Jan der Wunderbare“, das mit dem Dichter in einer der Hauptrollen mit Erfolg im Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin aufgeführt wurde.
Phot. Waldemar Titzenthaler.

Von den Bühnen

Mit den Berliner Theatern ist es eine eigene Sache: 'mal entdecken alle reichshauptstädtischen Theaterdirektoren ihr Schatzgräbertalent und suchen in Archiven, Bibliotheken und in den eigenen Bücherschränken nach vergessenen Autoren und dick verstaubten Dramen, 'mal legen sie sich insgesamt auf einen einzigen Dichter fest — bald ist Schiller, bald Strindberg der Glückliche! — oder sie bringen, was am erfreulichsten ist, funkelnagelneue Stücke unserer Zeitgenossen auf ihrer Bühne. Das ist mit dem Beginn des neuen Jahres einmal wieder der Fall und wird es hoffentlich auch eine Weile bleiben. Das Theater in der Königgrätzer Straße hat sogar einen neuen Hausdichter bekommen, den vielseitigen Schauspieler Friedrich Kayßler. Sein derbes Lustspiel: „Jan der Wunderbare“ ist mit hübschem Erfolg aufgeführt worden. Aus Schwankmotiven, die Boccaccio im Dekameron verwandte, hat Kayßler ein kräftiges Stück aufgebaut, das nach Niederdeutschland verlegt ist und Bauernszenen in der Art der großen niederländischen Maler entrollt. Von Teniers könnte der wundergläubige Jan sein, den seine Freunde zum besten haben, von Ostade der sacksiedegrobe Willem Dauß, der Anführer der schlimmen Gesellen, den Kayßler selbst vierschrötig und lustig darstellte. — Ein neues Lustspiel von Fedor v. Zobeltitz, dem Verfasser so vieler berühmter Romane, hat das Schiller-Theater zum erstenmal aufgeführt. Das unterhaltsame Spiel heißt „Will und Wiebke“ und erzählt die Glücks- und Liebesgeschichte der Adoptivtochter einer Adelsfamilie. Dieses glückhafte fremde Vögelchen Wiebke wurde voll Zartsinn und Heiterkeit von Gusti Becker gespielt; Heinz Senger gab mit bescheidener Resignation den alternden Will, der eigentlich Freiherr von Preysang heißt, und der seine Adoptivtochter sanft von seiner Seite fortgehen sieht . . . — Im Deutschen Künstlertheater unterhielt Kadelburgs neues Lustspiel „Der Reisebegleiter“ die Zuschauer recht gut. Kadelburg zeigt sich in seinem jüngsten Werk als der unterhaltsame Lustspieldichter, den wir seit so langen Jahren schätzen. — Mit der Aufführung neuester Werke in den Schauspielhäusern können die Berliner Opern nicht Schritt halten, wiewohl sie sich redlich mühen. Dankenswert ist aber schon die Neueinstudierung eines bewährten musikalischen Dramas wie etwa Verdis melodienreicher großer Oper „Othello“, die im Königl. Opernhaus mit Pracht und Glanz in Szene ging.



Szene aus dem neuen Lustspiel „Will und Wiebke“ von Fedor v. Zobeltitz, das mit Erfolg im Schiller-Theater O in Berlin aufgeführt wurde.
Phot. B. J. G.



Hermann Jadlowker als Othello
in der neuen Einstudierung der Verdischen Oper im Berliner Kgl. Opernhaus.
Phot. Nicola Perscheid.



Karl Schönherr,
der österreichische Dichter, der für sein neues Bühnenstück „Volk in Not“ den Grillparzerpreis erhielt.
Phot. E. Bieber.



Ludwig Barnay,
der berühmte ehemalige Intendant des Hoftheaters in Hannover, der seinen 75. Geburtstag feiert.
Phot. E. Bieber.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Der Fall Deruga

Roman von Ricarda Huch

12. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

„Mama,“ sagte Mingo rasch, „Du hast mir noch nicht versprochen, daß Du von dem Prozeß zurücktreten willst. Ohne das kann mich nichts glücklich machen. Ich will gern auf das Studium verzichten und immer, solange ich lebe, bei Dir bleiben, damit Du Dich nicht langweilst, wenn Du mir nur das zuliebe tust.“

„Rege Dich nicht auf, Mingo,“ sagte die Baronin abwehrend. „Du weißt, daß ich das nicht liebe. Nichts in der Welt ist wert, daß man sich darüber aufregt. Ich habe Dir gesagt, daß ich es mit dem Anwalt besprechen will.“

„Ach, Dein Anwalt,“ sagte Mingo, „der hat Dich ja gerade hineingehetzt. Er ist ein widerwärtiger Mensch! Er hat etwas Kriechendes, Schleimiges, Saugendes, als ob er zum Spion geboren wäre. Ich begreife nicht, daß Du mit einem solchen Menschen verkehren magst.“

„Das ist doch kein Verkehr,“ entgegnete die Baronin. „Ich bediene mich seiner Gaben, die ihn für diese Arbeit geeignet machen. Wenn er ein Edelmann wäre, würde er mir vermutlich weniger nützen können. Es mag sein, daß er auch mich ausnützt, aber er könnte das ja gar nicht, wenn er nicht meinte, daß ich recht habe, und daß meine Sache Erfolg haben kann. Du tust, als handle es sich um eine Privatangelegenheit, aber es handelt sich um ein Verbrechen, an dem die Oeffentlichkeit Interesse hat.“

„Du sollst die Hand nicht darin haben,“ drängte Mingo. „Du hast mir selbst zugegeben, daß Du an Deiner Ueberzeugung von seiner Schuld irre geworden bist.“

„Meine Ueberzeugung ist nicht maßgebend,“ sagte die Baronin. „Die Geschworenen sind dazu da, das Recht zu finden. Es handelt sich einfach um das Recht. Ich will nichts für mich erzwingen, was nicht dem Recht gemäß ist.“

„O, Mama, Mama,“ rief Mingo. „Der Schein ist aber auf Dir, als wolltest Du Dir das Vermögen erzwingen, das Dir nun einmal nicht bestimmt war.“

Die Baronin war sichtlich verletzt. „Ein Kind, das im Ueberfluß aufgewachsen ist, pflegt nicht nachzudenken, woher es fließt,“ sagte sie. „Du hast es leicht, das Geld gering zu schätzen. Habe ich ein Recht darauf, so wäre es lächerlich von mir, darauf zu verzichten. Ob ich das Recht darauf habe, das heißt, ob Deruga es nicht hat und ich meine Ansprüche mit einiger Aussicht auf Erfolg werde geltend machen können, das wird dieser Prozeß ergeben. Dann ist es immer noch Zeit zu erwägen, ob ich es mit einer Klage wegen des Vermögens versuchen soll.“

„Einstweilen könntest Du doch aber Deinem Anwalt sagen, daß er seine Nachforschungen aufgibt,“ sagte Mingo.

„Ich werde mich mit ihm besprechen,“ sagte die Baronin ausweichend, „und seine Auffassung hören. Hält er Deruga jetzt für unschuldig, so bin ich die erste, mich darüber zu freuen. Persönliche Wünsche in diesen Angelegenheiten kommen weder Dir noch mir zu.“

XI.

Einen Tag nach der Abreise Gabussis besuchte der Justizrat seinen Klienten, der allein im kalten Zimmer saß. Er hatte das Fenster geöffnet, weil der kleine eiserne Ofen zu stark heizte, und hatte vergessen, es wieder

zu schließen, nachdem es längst kalt geworden war. Zuweilen trieb der Wind einen Regenguß hinein, ohne daß der Einsame, der verdrossen vor sich hinstarrte, es bemerkte.

„Ihr Freund ist also abgereist," sagte der Justizrat. „Das ist schade, da werden Sie sehr niedergeschlagen sein."

„Ich bin froh, daß er fort ist," entgegnete Deruga. „Gabussi ist mir der liebste Mensch auf Erden, aber es gibt Zeiten, wo er mir im Wege ist. Er kann sein Lebenlang nüchtern sein, aber ich muß mich zuweilen betrinken."

„So," sagte der Justizrat, der inzwischen das Fenster geschlossen und sich gesetzt hatte, „und jetzt ist der Zeitpunkt für Ihre Saturnalien? Passend gewählt."

Deruga zuckte die Achseln. „Ich richte mich dabei nach dem Kalender, dessen System jeder in seinem Körper trägt."

„Wie Sie wollen," sagte der Justizrat. „Mich hat etwas ganz anderes hergeführt. Kennen Sie eine Frau Valeska Durich aus Prag?"

„Ja," sagte dieser, „ein aus Dummheit und Verliebtheit zusammengesetztes Wesen; Formel D: V."

„Sie müssen es wissen," sagte der Justizrat, „denn sie scheint eben in Sie verliebt zu sein."

„Ich kann wirklich nichts dafür," sagte Deruga. „Wenn Sie eine halbe Stunde mit ihr zusammen wären und sie womöglich etwas grob behandelten, würde sie sich auch in Sie verlieben."

„Nun, wir werden sehen," sagte der Justizrat. „Sie will nämlich herkommen."

Deruga lachte kurz auf und zeigte sich dann geärgert. Was die dumme Person wolle? Der Justizrat solle ihr schreiben, daß er, Deruga, in Untersuchungshaft sei und nichts mit ihr zu tun haben könne und wolle.

„Das käme wohl zu spät," sagte der Justizrat. „Sie will durchaus bezeugen, daß Sie vom Abend des 1. Oktober bis zum Nachmittag des 3. bei ihr gewesen seien. Da hätten wir denn ein Alibi."

„Im Ernst?" sagte Deruga aufhorchend. „Das will die dumme Person? Nun, das ist ja eigentlich sehr angenehm. Besser könnte der Knoten gar nicht gelöst werden."

„Das will ich denn doch nicht gerade sagen," meinte der Justizrat bedächtig. „Es ist doch keine Kleinigkeit, wenn einer einen Meineid auf sich nimmt."

„Das ist ihre Sache," sagte Deruga heftig. „Herrgott, dieser kleinliche Wortkram! Es gibt Lügen, die einen anständigeren Ursprung haben als manche Wahrheit. Ueberhaupt ist das ihre Sache. Ich habe so viele Belästigungen von ihr ertragen, warum sollte ich nicht auch den Vorteil annehmen?"

„Natürlich," sagte der Justizrat, „wenn es ohne ernstlichen Schaden ihrerseits geschehen kann."

„Es ist merkwürdig, daß Sie auf einmal so bedenklich geworden sind," sagte Deruga scharf. „Durch Sie bin ich in diese Lage gekommen. Wäre ich meiner Regung gefolgt, so wäre es längst so oder so zu Ende. Nun sich ein Mittel findet, mir den Prozeß in Ihrem Sinne vom Halse zu schaffen, machen Sie moralische Ausflüchte." Er war vor Erregung rot geworden und warf einen wütenden Blick auf den Justizrat, der ihn nachdenklich betrachtete.

„Ich mußte mir doch erst Klarheit verschaffen," sagte dieser, „und wissen, wie Sie zu der neuen Wendung stehen. Schließlich, wenn Sie einverstanden sind! Hatten Sie denn wirklich etwas mit der Dame?"

„Ich mit ihr?" sagte Deruga. „Sie hatte etwas mit mir. Sie quälte mich mit ihrer Verliebtheit. Uebrigens irren Sie sich, wenn Sie sie als opfermütige Heldin auffassen. Sie ist zu dumm, um die Folgen ihrer Handlungen zu übersehen, und so verliebt, daß ihr jedes Mittel recht ist, um mich zu gewinnen. Natürlich bildet sie sich ein, mich hierdurch zu gewinnen."

„Worin sie sich aber verrechnet?" setzte der Justizrat hinzu.

„Natürlich," sagte Deruga scharf, „dachten Sie, ich solle sie aus Dankbarkeit heiraten?"

„O nein," entgegnete der Justizrat, „Sie wollen jetzt viel höher hinaus."

„Jetzt?" wiederholte Deruga auffahrend. „Was meinen Sie damit? Was erlauben Sie sich? Meinen Sie, Sie könnten mich als dummen Jungen behandeln, weil ich angeklagt und vogelfrei bin? Ich halte mich allerdings für zu gut, mich an eine solche dumme und ungebildete Person wegzuwerfen. Die Weiber sind mir überhaupt widerlich."

„Mit Ausnahmen," sagte der Justizrat kühl.

„Das stimmt," fuhr Deruga in hitzigem Ton fort. „Zum Beispiel mit Ausnahme der Baronin Truschkowitz. Sie ist habgierig, eitel, selbstsüchtig, aber dafür klug, elegant und ganz und gar unmoralisch. Das gefällt mir. So müssen Frauenzimmer sein, damit man sich gut mit ihnen unterhalten kann."

„Geschmacksache," sagte der Justizrat. „Einen Meineid würde sie jedenfalls nicht für Sie schwören."

„Nein, sie ist weder einfältig noch hündisch," sagte Deruga, „und ich mag die Hunde nicht. Was kümmert Sie die Valeska! Lassen Sie sie zugrunde gehen, wenn sie will! Sie haben für mich zu sorgen."

„Das tue ich," sagte der Justizrat, „und ich zweifle eben, ob es ehrenhaft von Ihnen wäre, wenn Sie ein solches Opfer annähmen."

Deruga lachte höhnisch. „Eins von diesen pompösen Worten," sagte er, „die in Eurer Gesellschaft üblich sind. Ehre, Moral, Ideal, Gott, Unsterblichkeit, lauter gemalte Säulen auf Sackleinwand. Man braucht Euch keine dreißig Silberlinge zu bieten, damit Ihr Gott verratet. Uebrigens, wer sagt denn, daß die Valeska einen Meineid schwört? Woher wissen Sie, daß ich nicht vom 1. bis 3. Oktober bei ihr war?"

Der Justizrat stand auf, um zu gehen. „Genug für heute," sagte er; „aber ich nehme an, daß das nicht Ihr letztes Wort ist."

„Und ich bitte Sie," sagte Deruga, „fangen Sie nicht wieder davon an, wenn Sie wollen, daß wir gute Freunde bleiben! Weder Sie noch ich sind Valeskas Hüter. Sie tun am besten, sich an die Tatsache zu gewöhnen, daß sie leichtsinnig genug war, mich vom 1. bis zum 3. Oktober vorigen Jahres bei sich zu beherbergen."

XII.

Die Baronin hatte Peter Hase zum Mittagessen eingeladen, damit er ihre Tochter kennen lerne. Das Diner fand in einem kleinen, behaglichen Salon ihres Hotels statt, dessen in Weiß, Schwarz und Gold gehaltene Wände mit Blumenbüschen von ausschweifender Pracht geflammt waren.

Die Baronin teilte ihrem Gast lächelnd mit, daß er ihrer Tochter noch in jeder Beziehung unbekannt sei. „Meine Tochter," sagte sie, „hat von ihrem Vater eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Literatur geerbt; vielleicht darf ich gleichbedeutend sagen, einen gewissen Mangel an Phantasie."

„Ich möchte es guten Geschmack nennen," sagte Peter Hase, „denn Jugend und Bücher gehören nicht zusammen. Auch steht Herr Baron vielleicht auf dem Standpunkte der Alten, die die Dichter als Lügner verachteten."

„Ich bin zu wenig belesen, um darüber urteilen zu können," sagte der Baron; „aber so viel ist richtig, daß ich Zeitungen gerne lese, weil sie Wahres berichten."

„Ach Papa, Zeitungen," lachte Mingo, „die sollen ja gerade am meisten lügen."

„Die Zeitungen sind vielleicht das interessanteste moderne Epos," sagte Peter Hase, „und jedenfalls ist das Leben die schönste Dichtung."

Die Baronin wiegte zweifelnd den Kopf. „Ich glaube," sagte sie, „auch in bezug auf das Leben sind die großen Talente unter den Menschen selten. Wenige leben ein großes, schöngeschwungenes Leben. Bei den meisten fällt es zerfahren, kleinlich, alltäglich und sehr langweilig aus."

„Für flüchtige Leser," sagte Peter Hase; „man muß sich hinein vertiefen."

„Ach, es lohnt nicht," sagte die Baronin, „und wo es vielleicht lohnte, ekelt es einen. Die Erfahrung haben Sie vielleicht auch bei der geheimnisvollen Dame gemacht, die unserm Prozeß plötzlich eine neue Wendung zu nehmen scheint."

„Die Dame stellte sich allerdings zunächst mehr alltäglich als geheimnisvoll dar," sagte Peter Hase. „Ein vegetatives Wesen, gutmütig, schwach, träge, aber mit einer Anlage zum Heroismus, wie primitive Frauen sie manchmal haben."

Mingo, die bis dahin mit fast unhöflicher Teilnahmlosigkeit dagesessen hatte, blickte tief errötend auf und sagte hastig: „Wer ist die Dame, warum war sie da?"

„Es ist eine Dame, die aussagte, daß Herr Deruga während der verhängnisvollen Oktobertage bei ihr gewesen sei, also die Tat, der man ihn verdächtigt, nicht begangen haben könnte," erklärte Peter Hase. Er sprach mit Zurückhaltung, da er den Gegenstand für gesellige Unterhaltung nicht geeignet, ganz besonders auch für eine junge Dame nicht für passend hielt.

„Siehst Du, Mama," rief Mingo triumphierend. „Aber wer ist die Dame, daß er so lange bei ihr war? Ist er mit ihr befreundet?"

„Nun, unverheiratete Männer haben eben Beziehungen zu gewissen Frauen, Frauen der unteren Stände," erklärte die Baronin. „Das ersetzt ihnen das Familienleben. Und sie bevorzugen ungebildete, anspruchslose Frauen, weil sie sich ihnen gegenüber gehen lassen können. Sich gehen zu lassen, ist Männern ein wesentliches Bedürfnis."

„Ich möchte es eine Schutzvorrichtung der Natur nennen," sagte Peter Hase, „die gerade dem Kulturmenschen als eine Entspannung seiner stets gespannten Kräfte notwendig ist. Aber es ist eine tragische Verkettung, daß gerade der Kulturmensch es mehr und mehr verlernt, sich gehen zu lassen, bis die unterdrückten Triebe sich zuletzt im Wahnsinn Luft machen."

In Mingos Gesicht war zu lesen, daß sie diese Untersuchung weder verstand, noch Interesse dafür hatte. „Wie war die Frau?" fragte sie, angelegentlich zu Peter Hase hingewendet. „War sie ganz ungebildet? War sie eine arme Frau?"

„Nein, das doch nicht," sagte Peter Hase, ernst und schonend. „Sie ist die Tochter eines Hausmeisters an einem Knabengymnasium, und es scheint, daß sie dadurch früh bedenklichen Einflüssen ausgesetzt war. Offenbar sucht sie in rührender Art an dem, was sie für Bildung ansieht, festzuhalten; sie betonte, wann immer es möglich war, die Liebe zur Natur, zu allem Guten, Schönen und Wahren, wie man zu sagen pflegt, und sie sprach geflissentlich von der Freundschaft, die sie mit Deruga verbände. Das Wort Liebe oder Liebesverhältnis ließ sie nicht gern gelten. Ich hatte den Eindruck, daß sie das Bedürfnis hatte, ihrem Leben einen Hintergrund von Schönheit und Besonderheit zu geben, soweit sie es versteht."

Die Baronin zuckte ungeduldig die Schultern, und der Baron suchte das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken, indem er sagte, ähnliche Züge fänden sich viel bei den leichtfertigen Frauen der meisten Völker, und allerlei aus Japan, China, Indien und andern Ländern erzählte, die er bereist hatte. Er sei in seiner Jugend weit herumgekommen, sagte er, aber schließlich habe er gefunden, daß sich in Paris am besten leben lasse.

„O ja, Paris ist stets das mehr oder weniger Gegebene," sagte die Baronin mit einem unterdrückten Seufzer und einem verschmitzten Ausdruck, der sie allerliebst kleidete.

Er liebe Paris auch, sagte Peter Hase, und sei im Begriff gewesen, zu einem mehrwöchigen Aufenthalt hinzureisen, als Derugas Prozeß ihn abgehalten hätte.

„Dieser Mensch scheint eine ungemeine Anziehungskraft zu besitzen," sagte die Baronin.

Peter Hase warf einen unauffälligen Blick zu Mingo hinüber, um zu sehen, wie das Besprochene sie berührte. Ihre großen Augen hingen mit Spannung und Anteil an seinem Gesicht. „Man begegnet so selten," sagte er, „innerhalb der Kultur einem ganz natürlichen Menschen, wie Deruga ist: ein Kind, von der Beschaffenheit und in den Verhältnissen eines Mannes."

„Sie wollen ihn vielleicht in einem Roman verwerten," spottete die Baronin.

„Kaum," erwiderte Peter Hase ernsthaft. „Er ist doch wohl zu zusammenhanglos für den Bau der Dichtung, wo alles Zweck sein muß und nirgends eine Fuge klaffen darf."

„Unschuldig verurteilt," fuhr die Baronin fort. „Das wäre doch ein Titel, der ziehen würde."

„Es wird nicht dahin kommen," sagte Peter Hase, ruhig feststellend. „Die Sache wird irgendwie im Sande verlaufen. Ich schließe aus Derugas Charakter, daß er bunte Erlebnisse, aber keine großen, tragischen, erschütternden haben wird."

„Hörst Du, Mama?" rief Mingo. „Auch Herr Hase ist von seiner Unschuld überzeugt. Jeder ist es. Du bist es Dir selbst schuldig, nichts mehr gegen ihn zu unternehmen."

„Ich sagte Dir schon," fiel die Baronin ein, „daß ich mit dem Anwalt sprechen werde. Seine Sache ist es eigentlich, nicht meine. In der Tat bedaure ich jetzt, daß ich so schwach war, mich von ihm in diese Sache hineinziehen zu lassen. Ich kam nicht auf den Gedanken, daß es ihm in erster Linie daran lag, sich durch einen aufsehenerregenden Prozeß bekannt zu machen. Er spiegelte mir vor, daß ich berufen sei, ein Verbrechen ans Licht zu ziehen, und benützte mich als Mittel, um berühmt zu werden."

Die Baronin hatte kaum ausgesprochen, als der Kellner den Dr. Bernburger anmeldete, den sie zu einer Besprechung ins Hotel gebeten hatte.

„Das ist ungeschickt," sagte die Baronin zögernd, und Peter Hase erhob sich, um nicht zu stören. Nein, sagte sie, er dürfe auf keinen Fall schon gehen, sie hätten ja noch nicht einmal den Kaffee genommen. Im Grunde sei es ihr lieb, wenn sie die Unterredung nicht allein zu führen brauche. Geschäftliches sei ihr ohnehin zuwider, diese Angelegenheit aber vollends verhaßt.

Den nun eintretenden Anwalt begrüßte sie mit einem hochmütigen Kopfneigen, dem sie nachträglich eine etwas höflichere Wendung gab, als sie bemerkte, daß er sie durchschaute und belächelte. Sie erklärte ihm, daß die Anwesenden von allem unterrichtet wären, und daß ihre Gegenwart nicht störe, und sagte dann mit einem kalten Blick: „Die Sache entwickelt sich anders, Herr Doktor, als Sie mir anfänglich einredeten."

„Ich schätze den selbständigen Charakter der Frau Baronin zu hoch," entgegnete Dr. Bernburger, „als daß ich wagen möchte, Ihnen etwas einzureden."

„Nun gut," sagte die Baronin unwillig, „Sie schilderten mir die Vorgänge jedenfalls so überzeugend, wie . . ."

„Wie Sie es sich nur wünschen konnten," fiel Dr. Bernburger lächelnd ein. „Ich bin von der Wahrscheinlichkeit der Vorgänge, wie ich sie damals darstellte, heute noch ebenso überzeugt wie damals."

„Und die neue Zeugin?" fragte die Baronin.

„Eine verliebte Person," sagte Dr. Bernburger wegwerfend, „die sich ein Verdienst um ihren Angebeteten erwerben möchte. Sie ist durchaus nicht wichtig und wurde nicht einmal vereidigt, weil der Gerichtshof sie wegen ihrer Beziehungen zum Angeklagten von vornherein nicht für glaubwürdig hielt. Uebrigens würden sich wohl Zeugen auftreiben lassen, um die Unwahrheit ihrer Aussage darzutun."

„Nein, Mama," rief Mingo in lichter Entrüstung aufspringend, „damit sollst Du nichts zu tun haben. Dies Spionieren und Hetzen ist unwürdig. Ich leide es nicht, daß Du Dich dazu hergibst."

Dr. Bernburger betrachtete das junge Mädchen lächelnd durch seine Brille. „Ginge der Verbrecher nicht dunkle Wege," sagte er, „brauchte man ihm nicht auf dunklen Wegen nachzuschleichen. Die Methode des Verbrechers bestimmt die Methode dessen, der ihn entlarven soll. Wenn ein Dieb mit Ihrer Börse davonläuft und Sie wollen sie wieder haben, müssen Sie ihm nachspringen oder einen andern für sich springen lassen."

„Ich verlange von niemandem, wozu ich mir selbst zu gut bin," sagte Mingo feindlich. „Uebrigens hat uns niemand unsere Börse genommen."

„Mische Dich nicht in Dinge, Kind," sagte die Baronin verweisend, „die Du zu wenig kennst, um sie beurteilen zu können. Ich habe indessen doch das Gefühl," wandte sie sich an Dr. Bernburger, „daß wir keine glückliche Rolle in dieser Angelegenheit spielen."

„Es kommt auf den schließlichen Erfolg an," sagte Dr. Bernburger, „und wie ich Ihnen schon sagte, hat sich meine Ueberzeugung bisher nur gefestigt. Mir ist es, als hätte ich den Vorgang miterlebt. Ich könnte ihn in einem Drama vorführen."

„Und warum tun Sie es nicht?" rief die Baronin gereizt aus. „Ich glaube, die Stimmung wendet sich allgemein dem Angeklagten zu."

„Herr Dr. Deruga hat augenscheinlich viel Glück bei Frauen," sagte Dr. Bernburger, „in deren Augen ein Mann überhaupt durch den Verdacht eines Verbrechens zu gewinnen pflegt. Ferner begehen viele Menschen den Fehler, zu glauben, ein Verbrecher müsse von der Natur mit einem besonderen Stempel gezeichnet sein. Müsse roh, brutal, gemein, entstellt aussehen. Man bedenkt nicht, daß der Grund der meisten Verbrechen die Schwäche des Täters ist, indem er einem Antrieb nicht genug Widerstand entgegenzusetzen vermochte, und was für eine große Rolle der Zufall dabei spielt. Es ist nicht ohne Ursache, daß in früheren Zeiten viele Verbrecher selbst glaubten, der Teufel habe es ihnen eingeblasen."

Der Baron meinte, solche Vorstellungen wären gefährlich, indem sie einem fast den Mut raubten, den Verbrecher zu verfolgen und zu bestrafen.

Der Anwalt zuckte die Schultern. „Hörte man damit auf," sagte er, „so gäbe es ja nur noch Antriebe zum Bösen, beziehungsweise Verbotenen, und alle Hemmungen fielen fort. Es ist wohl das beste, daß jeder schlechtweg das tut, was ihm sein Amt vorschreibt, ohne sich Skrupel über die Folgen und innersten Gründe zu machen. Justizrat Fein bringt unentwegt neue Entlastungszeugen vor; er hat jetzt wieder einen Professor ausgespielt, der eine Zeit lang mit Deruga und seiner Frau dasselbe Haus bewohnte, und der, wie es scheint, bestätigen soll, was wir längst wissen, daß Deruga ein sogenannter guter Kerl ist, dem man zwar Uebereilungen, aber nicht überlegte Schlechtigkeiten zutraut. Ich würde meine Pflicht nicht tun, wenn ich mich nicht bemühte, Beweise für unsere Ueberzeugung aufzutreiben, und ich hoffe noch immer, daß es mir gelingen wird, etwas Abschließendes zu finden. Ich verfolge eine Spur, von der ich aber schweigen möchte, bis ich selbst vollkommene Klarheit gewonnen habe."

Mingo betrachtete Dr. Bernburger mit unverhohlenem Abscheu. „Das geschieht aber nicht für Dich, Mama," sagte sie in flehend befehlendem Ton, „nicht in Deinem Auftrag."

„Bitte, mische Dich nicht ein," sagte die Baronin gereizt, „verlasse uns lieber, wenn Du Dich nicht beherrschen kannst. Weder Du noch ich haben ein persönliches Interesse an der Angelegenheit, sondern einzig ein sachliches. Es kann uns nur angenehm sein, wenn die Wahrheit festgestellt wird."

„Ja, ich habe ein persönliches Interesse," rief Mingo leidenschaftlich aus. „Ich weiß, daß er schuldlos ist. Allen Beweisen zum Trotz, die etwa ausspioniert werden, ist er schuldlos und besser als wir alle." Ihre Stimme zitterte, die Tränen waren ihr nahe.

Der Baron und Peter Hase waren gleichzeitig aufgestanden, wie um die Kleine zu beschützen. Der Baron stellte sich neben sie und schlug einen Spaziergang vor; man müsse bei den immer noch kurzen Tagen die Helligkeit benützen. Dr. Bernburger hatte das Gefühl, in Ungnade und mit Verachtung beladen entlassen zu sein. Die Bitterkeit, die in seinem Innern kochte, verdichtete sich mehr und mehr zum rachsüchtigen Haß gegen Deruga, während er der Baronin gegenüber nur den inständigen Wunsch hatte, ihr zu beweisen, daß er recht gehabt habe.

XIII.

„Wir wurden mit Deruga dadurch bekannt," erzählte Professor Vondermühl, „daß wir im gleichen Hause wohnten. Kurze Zeit, nachdem sie eingezogen waren, bekam meine Frau in der Nacht einen Magenkrampf, und um ihr möglichst schnell Hilfe zu schaffen, ging ich hinauf und bat Deruga zu kommen. Er zeigte die liebenswürdigste Bereitwilligkeit, und auch seine Frau bot ihren Beistand an. Seit der Zeit sahen wir uns häufig und haben in enger Freundschaft verkehrt, bis Derugas ihr Kind verloren und sich bald hernach scheiden ließen."

„Haben Sie jemals etwas von Mißhelligkeiten zwischen den Ehegatten bemerkt?" fragte der Vorsitzende.

„Meine Frau hatte den Eindruck," sagte der Professor, „daß sie sich zwar lieb hatten, aber nicht zueinander paßten. Deruga hatte trotz seiner Verträglichkeit ein unstetes, unberechenbares Temperament und hätte straffer Leitung bedurft; seine Frau vermochte solche nicht auszuüben, sondern war zärtlich, anschmiegsam, gleichsam eine Pflanze, die im Schutze einer Mauer hätte wachsen sollen. Die Verschiedenheit trat wohl nach dem Tode des Kindes, das ein Band zwischen ihnen bildete, schärfer zutage."

„Kam es zuweilen zwischen ihnen zu heftigen Ausbrüchen?" fragte der Vorsitzende.

„Eines Abends," erzählte der Professor, „saßen meine Frau und ich nach dem Abendessen auf unserm kleinen Balkon, der vom Wohnzimmer nach dem Garten hinausging. In Derugas Wohnzimmer, das über dem unsrigen lag, mußte die Tür offenstehen, denn wir konnten ihre Stimmen hören, und wie ihr Gespräch allmählich in einen Wortwechsel ausartete. Wir lachten darüber, und meine Frau sagte: „Der schreckliche Mensch, sein Teufel ist wieder los" — was ein Ausdruck von ihr war, um gewisse Launen, denen Deruga unterworfen war, zu bezeichnen. (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

G. R., Breslau. Die großen englischen Kampfautomobile werden von den britischen Soldaten „Tanks" genannt, weil sie anfangs für riesige Alkoholbehälter gehalten wurden; sie heißen auch scherzhaft bei den Engländern „Big William" und bei den Franzosen „Crème de Menthe". Der Big William, der zum ersten Male am 15. und 16. September 1916 in der Schlacht zwischen Pozières—Leuzewald nach feindlichen Berichten verwendet wurde, hat aber im Kampf gegen uns nichts Wesentliches geleistet. Mehrere Tanks wurden von unseren Truppen erbeutet. Der Heeresbericht vom 21. September v. J. meldet, daß ein an der Somme in unsere Hand gelangter Landkreuzer mit 6 Maschinengewehren und der nötigen Mannschaft ausgerüstet war. — Die Panzerautomobile werden von den Engländern bei Sturmangriffen unter eigenem Artilleriefeuer benutzt, sie sollen hierbei unseren Maschinengewehren Trotz bieten. Nach feindlicher Schilderung können sich die vorn in einen Sporn auslaufenden Wagen über aufgewühltes Gelände hinwegbewegen und sogar Verschanzungen hinaufklettern, dabei sollen sie eine Höchstgeschwindigkeit von 4 englischen Meilen in der Stunde haben. Die Praxis hat uns aber eines anderen belehrt. In den Ruhm der Erfindung der Tanks müssen sich, wie Lloyd George angibt, mehrere einflußreiche Männer Englands teilen, der Leitgedanke des Panzerwagens soll aber durch einen Engländer aus Amerika herübergebracht worden sein. Tatsächlich soll sich ein Amerikaner dänischer Abstammung namens Andersen aus Minneapolis, der seine Erfindung an die kanadische Regierung verkauft hat, von England betrogen fühlen. Die Erfindung, die auf dem Prinzip beruht, ein schwer gepanzertes Auto nicht durch Räder, sondern durch Schlittenkufen vorwärts zu bewegen, ist aber durchaus nicht neu. Vor einigen Jahren wurde in Berlin von einem Deutschrussen, einem Mechaniker, das Modell eines Landkreuzers vorgeführt, das 16 Meter lang war und auf jeder Seite unter der Panzerung je drei Schlittenkufen aufwies, die paarweise zusammen arbeiteten. Dieser Landkreuzer, der auch in Posen vorgeführt worden war, sollte die gleichen Eigenschaften haben wie die englischen Tanks.

Geschäftliche Mitteilungen.

Gute Zahnpulver empfehlen sich angesichts der außerordentlichen Verteuerung der meisten sonstigen Zahnpflegemittel. **Tola-Zahnpulver** ist eins der wirksamsten und preiswertesten, seit Jahren bewährt und beliebt. Sein Boraxgehalt gibt ihm hervorragende hygienische Eigenschaften und große Reinigungskraft. Hergestellt wird es von der bekannten Firma Heinrich Mack in Ulm a. D. und ist in allen Niederlagen des gleichfalls von dieser Firma fabrizierten **Kaiser-Borax** erhältlich.

Der Wiesbadener Tancré-Inhalator bewährt sich vorzüglich bei Husten, Schnupfen, Heiserkeit, Verschleimung der Atmungsorgane, wie überhaupt bei allen Katarrhen der Luftwege. Ueber 20 000 Zeugnisse rühmen seine Wirkung. Nähere Auskunft erteilt gern kostenlos und ohne Kaufzwang die Firma Carl A. Tancré, **Wiesbaden** F. C.











RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

bach — cher — dan — der — ga — ga — her — korb — ma — mal — me — ne — ne — ne — on — roß — ser — sis — ti — ver — wi — zig

sind 8 Wörter zu bilden; der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten Wortes, der dritte des dritten u. s. f. bilden ein Land in Europa; desgleichen der letzte Buchstabe des ersten Wortes, der vorletzte des zweiten Wortes, der drittletzte des dritten u. s. f.

Die Wörter bezeichnen: 1. Göttin, 2. Schlachtenort des siebenjährigen Krieges, 3. Handwerker, 4. weiblichen Vornamen, 5. deutschen Dichter, 6. Stadt in Westpreußen, 7. Teil eines Motors, 8. Verneinung.

Der sorglose Freund.

Eugen Beschiz, mein Freund aus Trier,
Kam heute zum Besuch zu mir;
Und er, der sonst stets elegant,
Heut' äußerst schäbig vor mir stand.
Was ist denn, frug ich, los mit Dir?
Das ist, sprach er, sehr bald erzählt:
Stell um nur meinen Namen mir,
Dann weißt Du gleich, woran's mir fehlt.

Bilder-Rätsel.



Gleichklang.

Schreibst Du das Anfangszeichen groß,
So ist's ein Teil des Ganzen bloß,
Das erst am nächsten Tag wird sein;
Und dieses Ganze schreibst Du klein.

Mannigfach.

Verhältniswort die Erste nennt;
Die Zweite ist ein wildes Tier.
Die Drei. vom Ganzen abgetrennt,
Zeigt nur ein Bruchstück Dir.
1—3 nimmt jeder für sich wahr;
2—3 sei stets gerecht und klar,
Und schließlich sei von 1—2—3,
Wer je zu richten hat, ganz frei.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:

Ich zage nicht, es muß sich wenden.
Storm, Epilog.

1. Ichneumon, 2. Cypresse, 3. Heiderabad, 4. Zipperlein, 5. Ariadne, 6. Gutzkow, 7. Erich, 8. Najac, 9. Isolani, 10. Ceres, 11. Humus, 12. Taunus, 13. Esau, 14. Samum.

Wer sucht, der findet: Reisbrei.

Wichtig: Steuer.



Wahre Geschichte. An der Ladentüre eines Handelsmannes in Polen hing eine Tafel mit der Aufschrift: „Hier spricht man Ungarisch!" Ein ungarischer Soldat tritt in den Laden und nachdem er einige Male in ungarischer Sprache Zigaretten verlangt hat, ohne verstanden zu werden, fragt er endlich in deutscher Sprache:

„Ja, also bitte, wer spricht denn hier eigentlich Ungarisch?"

„Da müssen Se um vier Uhr kommen," meint der Händler. „Da kommen immer die Offiziere vom Stab drüben zum Tee, die sprechen alle Ungarisch!" Poldi.

*

Aus der Schule. „Wozu hat wohl der liebe Gott dem Menschen das Auge gegeben?" fragt der Lehrer die Kleinen in der achten Klasse.

„Zum Gucken!" ist die lakonische Antwort eines der wissensdurstigen Knirpse.

„Richtig, Hans. Und Du, Fritzchen, weißt doch auch gewiß, wozu er uns die Ohren gegeben hat?"

Fritzchen, der seinen Vater daheim beim Briefeschreiben schon öfter beobachtet hat, antwortet darauf freudestrahlend: „Damit wir uns den Federhalter dahinter stecken können, Herr Lehrer."

*

Der kleine Kurt fragt seinen Vater: „Sag' mal Vati, was bedeutet das, wenn ein Offizier einen Stern auf dem Achselstück hat?"

Zeichnung von Paul Simmel.



Soldat (zum Lehrling, der ihn dreimal geschnitten hat): „Verfluchter Bengel, bist wohl 'n Gurkha?"

„Das ist ein Oberleutnant."

„Und wenn er zwei Sterne darauf hat?"

„Ein Hauptmann."

„Und wenn er drei Sterne hat?"

Der Vater (zerstreut): „Ein Hennessy Kognak."

*

Fritzchen wünscht sich zum Geburtstag eine Trommel. Die Mutter denkt mit Entsetzen an den Krach, den ihr Liebling mit diesem Instrument machen würde und schlägt ihm allerhand andere hübsche Sachen vor. Er bleibt aber bei seiner „Trommel". — Da sagt die Mutter: „Fritz, denke an den Vater, er kann bei solchem Radau nicht schreiben." — Darauf entgegnet Fritz: „Mutter, ich will ja auch nur trommeln, wenn der Vater schläft!"

*

Ein Tiroler Landesschütze stürzte von einer steilen Felswand fast vier Meter tief auf eine Felsplatte. Als die Sanitätssoldaten herbeieilten, fanden sie ihn in tiefer Ohnmacht. Sie setzten ihm die Feldflasche an den Mund, worauf der Landesschütze erwachte. Er sah die Sanitäter der Reihe nach an und sagte dann mit schwacher Stimme:

„Ah, Wasser! Sagt's, Leut'ln, wia tief muaß man denn ei'ntli abifall'n, bis daß man an Schnaps kriagt?"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 5

4. Februar 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Englisches Großkampfflugzeug, das bei Laon in unsere Hände fiel.
Flügelspannweite 30 Meter; Besatzung 5 Mann; 3 Maschinengewehre.

(Siehe den Text auf der dritten Seite.)

BILDER VOM TAGE



Generaloberst v. Woyrsch, der populäre Führer der schlesischen Landwehr, der seinen 70. Geburtstag feiert.



Ablassen von kleinen Papierballons, mit denen die „Gazette des Ardennes" (die von der deutschen Heeresverwaltung herausgegebene Zeitung in französischer Sprache) hinter die feindliche Front kommt. Die Zeitungen werden in verschiedenen kleineren Päckchen, etwa je 50 Stück, zusammengebunden; diese Pakete lösen sich nach einer bestimmten Zeit durch eine Vorrichtung und die Zeitungen flattern einzeln auseinander.



Korvettenkapitän Max Schultz, der Führer der Torpedobootsflottille, die am 23. Januar mit englischen Streitkräften kämpfte, wobei Kapitän Schultz den Tod fand. Phot. Urbahns.

Generaloberst v. Woyrsch.

Generaloberst von Woyrsch, der am 4. Februar den 70. Geburtstag feiert, steht seit Kriegsausbruch an der Spitze der schlesischen Landwehr, die sich wiederholt im Weltkrieg ausgezeichnet hat. Der volkstümliche Führer dieser Truppe war bei Kriegsausbruch, wie manche andere unserer erfolgreichsten Generale, im Ruhestand und bewirtschaftete sein prächtiges Schloßgut Pilsnitz. Bald nach Beginn der Feindseligkeiten rückte sein Korps als Verbindungsglied des österr.-ungar. Heeres und der Armee Hindenburg in Rußland ein, und war zunächst defensiv tätig. Als im Frühjahr 1915 die große galizische Offensive Mackensens begann, trug die schlesische Landwehr entscheidend zum Erfolg bei. Nach ihrem meisterhaften Durchbruch bei Sienno am 17. Juli schlug diese Armeegruppe die Russen in ihrer Hauptstellung und machte zwei Tage später 5000 Gefangene. Am 21. Juli stürmte v. Woyrsch den Brückenkopf von Iwangorod und erzwang am 28. den Uebergang über die Weichsel, worauf die ihm unterstellten Truppen des Generals v. Koeveß Iwangorod einnahmen. Im weiteren Verlauf des Krieges durchquerte die schlesische Landwehr den Bialystoker Forst und kämpfte im Verbande der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern. Dort steht sie unter ihrem Führer auch jetzt noch im Kampf gegen die Russen.



In Mazedonien: Begräbnis eines Dorfbewohners, der einer feindlichen Beschießung zum Opfer fiel. Phot. M. Film- u. Fotostelle.



Die Kaiserin, der Kaiser und Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

Im Großen Hauptquartier am Geburtstag des Kaisers.



Der Kaiser im Gespräch mit Kaiser Karl.
Phot. M. Foto- u. Filmstelle.

Ein erbeutetes engl. Großkampfflugzeug

(Siehe das Bild Seite 1)

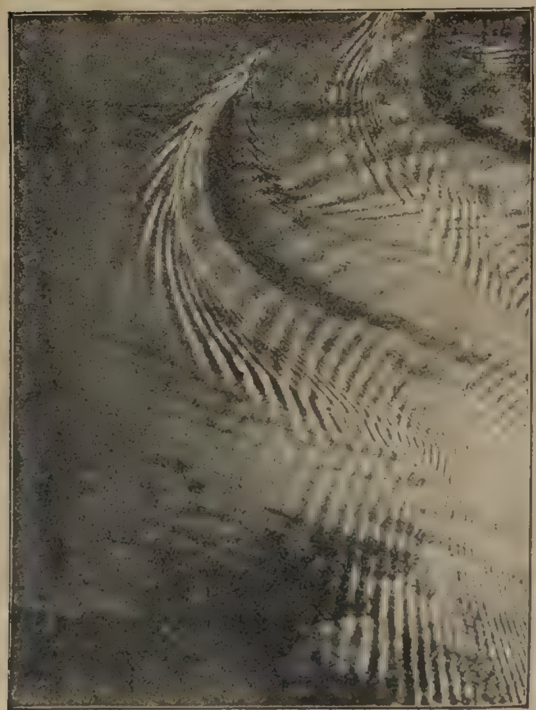
Wir veröffentlichen auf der ersten Seite das Bild eines englischen Großflugzeuges, das bei Laon in unsere Hände gefallen ist. Das Flugzeug kam direkt von Margate in England und sollte durch die Besatzung nach dem Flughafen Esquennoy südlich Amiens gebracht werden. Die Insassen verloren aber die Orientierung und erlebten das Mißgeschick, dieses neueste Erzeugnis des englischen Flugbaues in vollkommen unbeschädigtem Zustand an uns abliefern zu müssen. Die Gesamtflügelspannweite des Apparates beträgt 30 Meter, die Länge 20 und die Höhe 6½ Meter. Zwei 12-Zylinder Rolls Royce-Motore zu je 260 PS geben dem Flugzeug eine Geschwindigkeit von 120—130 Stundenkilometern. Die Bewaffnung besteht aus drei Lewis-Maschinengewehren, von denen eines nach vorn, zwei nach hinten feuern. Die Besatzung des Flugzeugs beträgt fünf Mann.



Der Hafen von Dünkirchen, von einem deutschen Flugzeug aufgenommen.



Am Maschinengewehr eines deutschen Marineflugzeuges.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Vor Bombenwurf flüchtende russische Torpedoboote (die rasende Fahrt verursacht die Wellenstreifen), von einem deutschen Flieger aufgenommen.

Die Behandlung der deutschen Gefangenen

Zu den offiziellen Mitteilungen über die Völkerrechtsbrüche Frankreichs.

Die Aussagen von deutschen Soldaten, denen es in der letzten Zeit gelungen ist, aus französischer Kriegsgefangenschaft zu entfliehen, bestätigen neuerdings die Nachrichten über die grausame, nicht nur dem Völkerrecht, sondern auch der Menschlichkeit Hohn sprechende Behandlung, die unsere kriegsgefangenen Soldaten bei den Franzosen zu erdulden haben. Es ist zweifelsfrei festgestellt worden, daß unsere Soldaten zunächst einmal unmittelbar nach der Gefangennahme ihrer Wertgegenstände planmäßig beraubt werden. Auf dem Transport werden sie dann von der Begleitmannschaft durch Schläge und Fußtritte in der gemeinsten Weise mißhandelt, von der Bevölkerung beschimpft und angespien, oft vor den Augen französischer Offiziere. Der erste Unterkunftsort für die Gefangenen sind offene, mit Stacheldraht umzäunte Pferche, in denen die deutschen Soldaten bei Wind und Wetter auf dem bloßen Erdboden schlafen müssen. Die Disziplinarstrafen, die verhängt werden, sind von beispielloser Härte; so pflegt man wieder ergriffene Flüchtlinge in einen Drahtkäfig zu sperren, der zum Stehen zu niedrig, zum Liegen zu kurz ist. Nach wochenlangem Aufenthalt in den Drahtpferchen kommen die Gefangenen dann in unwürdige trostlose Sammellager. Bezeichnend sind die eidlichen Bekundungen zweier mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneter deutscher Unteroffiziere, die bei Verdun aus französischer Kriegsgefangenschaft entwichen. Aus ihren Angaben, die kürzlich auf offiziellem Wege in die Oeffentlichkeit gelangten, geht hervor, daß sie 1½ Monate lang zusammen mit 38 anderen deutschen Soldaten an einer Arbeitsstelle verwendet wurden, die unter deutschem Feuer lag. Bei Arbeitsverweigerung gab es stets Stockschläge. Löhnung ist den beiden Unteroffizieren niemals ausgezahlt worden. — Ein Vizefeldwebel, der bei Souville und ein Gefreiter, der bei Thiaumont gefangengenommen wurde, gaben nach ihrer Flucht übereinstimmend an, daß die deutschen Gefangenen trotz täglicher Verluste in starkem Artilleriefeuer Bahnarbeiten ausführen und Munition tragen mußten, während sie von den Unterständen aus von den Franzosen mit Karabinern bedroht wurden. Bei Arbeitsverweigerung war den deutschen Arbeitstruppführern laut einem vom General Nivelle unterzeichnetem Befehl mit Erschießen gedroht worden. Eine Zeitlang bekamen sie überhaupt kein Fleisch, dann jeden zweiten Tag Pferdefleisch, das von Kadavern stammte, aus denen häufig erst große eitrige Stücke ausgeschnitten werden mußten. Eines Tages wurden Gefangene dazu befehligt, deutsche und französische Tote zu beerdigen. Nach ihrer Rückkehr erzählten sie, die französischen Offiziere und Mannschaften hätten die Köpfe der gefallenen deutschen Offiziere und Soldaten mit Steinen beworfen. — Ein Soldat eines Grenadierregiments, der aus dem Zeltlager von Marcelcave entfloh, berichtet: „Als Anfang Juli den deutschen Gefangenen bei Wiencourt das Aufladen von Artilleriemunition befohlen wurde, weigerten sie sich, diese Arbeit zu verrichten. Darauf wurde dem aufsichtführenden deutschen Unteroffizier der Revolver vor die Stirn gehalten, so daß er sich genötigt sah, das Aufladen zu befehlen." — Die Wiedervergeltungsmaßnahmen, die die deutsche Regierung jetzt ergriffen hat, werden hoffentlich bald die Wirkung zeitigen, daß die bedauernswerten kriegsgefangenen Deutschen in Frankreich eine menschlichere Behandlung finden.



Die Behandlung der deutschen Gefangenen:
Transport von drei deutschen Gefangenen, die gleich Schwerverbrechern von vier französischen Soldaten eskortiert werden.
(Französische Photographie.)



Durchsuchung deutscher Gefangener durch englische Soldaten.



Unwürdige Behandlung gefangener deutscher Offiziere, die hinter Drahtgittern der Neugier französischer Soldaten ausgesetzt sind.



Flammenwerfer-Angriff, aufgenommen von einem deutschen Fesselballon aus.

Berichte von Mitkämpfern

Trommelfeuer im Wald von Malancourt. Von Colin Roß.

Zur Ablösung an die Front. — Wir reiten durch die Nacht. Wie ein weißes Band leuchtet die Straße, hinter den Bergen grollen die eisernen Löwen. Am Horizont blitzt und wetterleuchtet es in jähen, nervösen Zuckungen. Da wird das Rollen und Dröhnen stärker, schwillt an, bis es ein rasendes Bellen ist wie von zwei wilden Bestien, die einander ihre Wut entgegenfauchen. Und wird wieder schwächer und verklingt zu seltenen, kurzen Schlägen, die schwer und bang in die Nacht hinauszittern.

In den Unterkunftsorten ist schon Leben. Eine Feldküche, sorglich unter ein Dach gebaut, sprüht rote Funken. Leute mit Feldkesseln stehen davor. Eine Kreissäge kreischt auf. Die Sägewerke gehen Tag und Nacht. Vorn die Gräben fressen stündlich Bretter und Bohlen. Ueber die Dorfstraße rasselt eine Kolonne. Dann wieder Nacht und Stille. Man hört nur den Hufschlag der Pferde.

An der Front steigt eine Leuchtkugel auf, rasch und sicher, dann steht sie eine Weile zitternd und unschlüssig und stirbt in verblassendem Schimmer.



Zeichnung eines Mitkämpfers: Material-Transport im feindlichen Feuer.
Skizze von P. Köhn.

Vor einem wüsten Trichter am Wege scheuen die Pferde. Ein paar Kadaver liegen an seinem Rand. Man hat sie noch nicht wegschaffen können. Die Straße steht hier ständig unter schwerem Feuer. Die gedunsenen Pferdeleiber dehnen sich unförmig im Morgendämmern. Die Nacht ist unmerklich gewichen, fahl und feindlich kommt der Morgen.

Hinter unserer Front steht Wald: Stämme ohne Aeste. Weißes zersplittertes Holz: Eichen, geknickt wie Buschwerk. Unten im Waldtal ist der ehemals grüne Wiesengrund schwarz von dem aufgewühlten Moorboden.

Die Batterien in der Nähe sind an der Arbeit, die Schäden der gestrigen Beschießung auszubessern, neue, festere Unterstände zu bauen und die Geschütze noch sorglicher zu verkleiden. Es ist verhältnismäßig ruhig. Die Franzosen schicken nur ein paar Brandgranaten herüber. Hundert Meter vor der Batterie krepieren sie. Eine ekle Flamme entsteht: rot, rußig, wie von Petroleum. Ich weiß



Zeichnung eines Mitkämpfers: Pioniere bei nächtlicher Arbeit. Skizze von P. Köhn.

nicht, woher es kommt, aber man denkt unwillkürlich an Schlangen. Das Unterholz ist feucht vom Nachttau. Es schwelt ein wenig am Fuße der Bäume, dann erlischt die Flamme. Die Kanoniere arbeiten ruhig weiter. Gegen Mittag wird das Feuer heftiger. In rascher Folge jagen sich die schweren Schläge, bis sie zu einem dröhnenden Krachen verschmelzen. Um drei Uhr kommt von einer Nahkampfbatterie — sie steht nicht weit hinter der Infanterielinie — die telephonische Meldung, daß ein Unterstand verschüttet wurde. Aber wie ich mit ein paar Leuten dort eintreffe, haben sie sich schon selbst geholfen. Der Stollen blieb unversehrt, lediglich der Eingang wurde verschüttet.

In der Batterie selbst ist nichts passiert, nur von einem vorgeschobenen Geschütz, auf dem starkes Feuer lag, fehlt jede Nachricht. Das Telephon ist zerschossen. Der Laufgraben dorthin ist teilweise schon eingetrommelt. Das Feuer wird wieder heftiger. Gespenstervögeln gleich, mit langgezogenem Heulen streichen die Granaten durch die kahlen Stämme des geschändeten Waldes. Wenn nur wenige schwere Granaten daherkommen, kann man mit einiger Uebung unschwer aus der Flugbahn den Einschlag voraussehen und sich danach richten. Allein hier kommen ihrer zu viele. Rechts, links, vorn, hinten. Www—umm—krack! Und wieder Www—umm—krack. Und die Luft voll Heulen und Sausen.



Der letzte der Kompagnie.

Sssss! — Da, ganz nah. Die muß direkt in den Laufgraben gehen. Rechts führt ein kleiner Graben ab. Ein instinktiver Sprung, ein Ducken. Das Krachen kommt mir erst zum Bewußtsein, als die Erdschollen auf mich herniederbrechen. Ruhig das Herz. Im ersten Augenblick ein stilles Ergeben in das Schicksal, aber gleich schnellt der Lebenswille auf. Herausarbeiten, ehe die Erdlast erdrückend. Es geht leichter, als es schien. In weitem Umkreis prasseln noch die letzten Schollen und Sprengstücke nieder, wie Hufschlag fern galoppierender Pferde. Dann drei Schritte weiter: der Trichter! Mitten im Graben. Tief aufgerissen und verbrannt die Erde. Die Gase streichen giftig und nieder über den Krater.

Nebenan ein Stöhnen. Da liegt die Bereitschaft des vordersten Bataillons. Ein Mann ist halb verschüttet. Zwei



Deutsche schwere Artillerie, die bei den Verfolgungskämpfen vor Braila in Stellung gebracht wird. Phot. M. Film- u. Fotostelle.

Kameraden versuchen, ihn an den Armen herauszuziehen. — „Spaten her!" — Wir schaufeln stumm und eilig. Der Lehm ist zähe wie Leim. Sssss! — Gott sei Dank; die ging vorüber. — „So, rasch in den Stollen mit ihm." Der Mann hängt wie ein Klumpen in den Armen der anderen.

„Das Geschütz!" — Ich laufe durch den Graben. Man kommt kaum weiter. Ein Brei von Lehm, Aesten und Stämmen. Kein Geschütz mehr da! Ein wirrer Haufen an der Stelle, wo es gestanden. Die Eisenträger, mit denen es eingedeckt war, sind geknickt wie Rohr. Todeswüste. Doch der Stolleneingang ist frei. Ich reiße die Tür auf. Alles noch am Leben.

Ein schweres Beben. Die Tür schlägt zu. Die Kerze erlischt. Vor dem Eingang liegt ein schwerer Klumpen. Keiner spricht. — „Kein Licht machen! Zigarren auslöschen!" — Die Luft ist schlecht und verbraucht. Sie muß für zehn Menschen reichen.

Aber ich halte es da unten nicht aus. Lieber draußen in der größeren Gefahr als dort in der stickigen Finsternis, wo die Angst würgend von einem zum andern kriecht.

Vor zu den Beobachtern in den Sappen! Jetzt ist es gleich. Vorne wie hinten zieht der Tod über die Erde.

Ich höre kein Krachen mehr. Die Sinne nehmen nichts mehr auf. Aber da, ein, zwei, drei Volltreffer mitten im Graben. Es geht nicht mehr weiter. Aus den Trichtern steigt das Gas, kriecht würgend und lähmend in die Kehle. Ein Meer von Tod und verloren darin ein Leben.

Nein, das Herz soll nicht rascher schlagen! Die Angst soll nicht Herr werden! — Die Traumgestalt war der Tod. Er trat hinter den Baum, um uns zu täuschen, als gelte es dem anderen. Aber ich sah ihn blitzschnell kehrtmachen und trat ihm entgegen. — Hier kannst du uns nicht überraschen, hier sind wir bereit, täglich, stündlich. — Aber noch ist es nicht Zeit. Ein Rennen mit dem Tode. In Sprüngen von Trichter zu Trichter, der einzigen Deckung in den verschütteten Gräben. Da, ein Stollen, wie eine Insel im brandenden Meer. Der Stollen ist viele Meter tief. Zwei Ausgänge führen ins Freie. Die Infanteristen darinnen hocken eng beieinander, aber die Luft ist gut. Sie zieht in frischem Strom durch den Gang. „Na, jetzt wer'n ma ja sehn, ob er's aushält," meint einer. Sie nehmen's mit Humor. Der ist der beste Helfer. Sie haben Wasser in ihren Feldkesseln, und ich kann die Kehle spülen.

Wie das Feuer nachläßt, springe ich das letzte Stückchen vor. Der Schützengraben ist zum Teil verschüttet; aber die Posten stehen an ihren Plätzen. Ein Maschinengewehr wird klar gemacht. Die Kompagnieführer eilen durch die Gräben. Doch es bleibt still; der Franzmann kommt nicht. Vielleicht hat er einen Angriff von unserer Seite befürchtet und ihm zuvorkommen wollen. Zerstörungsfeuer heißt es dann in den Berichten. Man liest so leicht darüber hinweg.

Es muß schon spät sein. Zwischen den Stämmen leuchtet es rot. Die Sonne sinkt. Einzelne Granaten ziehen noch, verspäteten Zugvögeln gleich, über den Abendhimmel. Die plötzliche Stille legt sich wie Balsam auf das Herz. Weiß und spitz starren die Splitter der zu Tode getroffenen Stämme. Die Erde ist aufgewühlt und zertreten. Aber da, da sprießt schüchtern ein wenig kümmerliches Grün hervor. Ein junges, zartes Werden, zwischen Tod und Zerstörung. Es soll ja Frühling werden. — Frühling?!

*

Wir entnehmen dieses Kapitel dem Buche „Wir draußen", zwei Jahre Kriegserleben an vier Fronten" von Colin Roß (Preis 3,50 Mark, Verlag Ullstein u. Co.), einem Werk, das das wahre Antlitz des Krieges enthüllt.



Von der Feier am Geburtstag des Kaisers in Berlin: Carl Clewing als „der deutsche Schmied" in dem vaterländischen Spiel von Josef von Lauff.



Prof. Hans Bohrdt, der bekannte Marine-Maler, der seinen 60. Geburtstag feiert. Phot. E. Bieber.



Von links nach rechts: Friedr. Wilhelm I. (Herr Kalkum) Friedrich d. Große (Herr Schmidt-Häßler) und der Große Kurfürst (Herr Janson) in der Aufführung des Spiels „Der deutsche Schmied" im Zirkus Schumann in Berlin.



Arpad Schmidhammer, der bekannte Münchner Maler und Zeichner, der seinen 60. Geburtstag feiert.

WINTER-SPORT



Die Siegerin, Frl. Thea Frenssen

Von der Damen-Kunstlaufmeisterschaft in Berlin



Die zweite Preisträgerin, Frl. Klebe

HUMOR

Professor der Chemie beim Examen zum Abiturienten: „Was geschieht mit Gold, wenn man es längere Zeit der Luft aussetzt?“ Abiturient (nach langem Besinnen): „Es wird gestohlen.“

„Lassen's Ihna nur an anzigs Beispiel erzähl'n, wie aufmerksam a so a Wiener Kellner is',“ erzählte ein Wiener seinem Berliner Bekannten. „Bloß ein einzig's Mal bin i in ein Kaffeehaus g'wes'n und hab' die Olmützer Zeitung verlangt. Nach ei'm Jahr führt mi' der Zufall wiederum in dös Kaffeehaus, und kaum setzt' i mi' nieder, bringt mir der Kellner die Olmützer Zeitung!“

„Det is' jar nischt,“ berichtete der Berliner. „Nach langen Jahren komme ick mal in een Lokal und lasse mir den Jeschäftsführer holen. Hören Se, sag' ich, der alte Oberkellner Meier mit die jroße Glatze, der mir vor drei Jahren täglich bediente, ist denn der nich mehr hier?“

„Nein,“ sacht der Mann, „Meier mit die Glatze, der ist nicht mehr bei uns. Aber wenn Sie es wünschen, wir haben noch sechs Oberkellner, die auch Meier heißen!“

Poldi.

*



Feier des 50. Geburtstages bei J. P. Müller in Kopenhagen, dem bekannten Erfinder des „Müllerns“. Die begeisterten Anhänger seiner Lehre überbringen die Geburtstagsgeschenke. Zeichnung von Alfred Schmidt.

Dame (die im Kolonialwarengeschäft ihre Bestellungen gemacht hat, im Hinausgehen): „Ach ja, Eier können Sie mir noch mitschicken!“

Der Lehrling zupft den erstaunt dreinschauenden Verkäufer am Arm: „Meester, besinnen Se sich doch! Det sind ja die runden Dinger, die die Hennen früher legten.“

*

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz verteidigt ein Infanterie-Regiment tapfer seine Stellung gegen die Franzosen, die das Gelände mit schwerem Kaliber beschießen. Eine Granate reißt in allernächster Nähe ein riesengroßes Loch in den Boden. Ein Berliner steht sinnend davor und sagt endlich: „Det Ding voll Wasser uff'n neuen Markt, det Wasser frieren lassen, 'n Leierkasten jepumpt und denn 'n Schild: ‚Eisbahn mit erstklassigem Konzert‘ —: In sechs Monaten bin ich een gemachter Mann.“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Der Fall Deruga

Roman von Ricarda Huch

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

„Meine Frau schlug vor," fuhr Professor Vondermühl in seiner Aussage fort, „wir sollten hineingehen, um Frau Derugas willen den Auftritt zu unterbrechen. Ich war jedoch dagegen, da mir eine Einmischung in solchem Augenblick zudringlich erschien, vielleicht auch aus Bequemlichkeit oder sonst einer egoistischen Regung. Wir waren noch in der Auseinandersetzung darüber begriffen, als wir Frau Deruga einen unterdrückten Schrei ausstoßen hörten, einen Schrei des Schreckens, des Schmerzes, der Angst, wie es schien. Da sprang meine Frau auf und lief, ohne meine Zustimmung abzuwarten, in das obere Stockwerk hinauf, so daß ich Mühe hatte, mit ihr Schritt zu halten. Als ich atemlos oben ankam, hatte Ursula, das Mädchen, meiner Frau schon die Tür geöffnet und begrüßte uns mit strahlenden Augen. Sie mochte froh sein, daß ihre Herrschaft in diesem Augenblick nicht allein blieb.

Deruga empfing uns mit ungewohnter Herzlichkeit, von Verlegenheit oder Mißstimmung war ihm nichts anzumerken. Außer, daß er ein paar Redensarten wiederholte wie: ‚Ach, die Ehe!' ‚Man sollte sich das Heiraten gründlicher überlegen als das Aufhängen!' und dergleichen. Meine Frau, die sehr temperamentvoll war und keine Menschenfurcht kannte, sagte scheltend, indem sie sich vor ihn hinstellte: ‚Wir Frauen sollten allerdings vorsichtiger sein, und zumal die Ihrige hat unüberlegt gehandelt, als sie sich einem solchen Wüterich anvertraute. Weil Ihre Frau allzu gut ist, darum machen Sie Radau! Sie haben einen kleinen Teufel in sich, der Glück und Frieden nicht verträgt, sondern immer Schwefelgestank und Höllenspektakel um sich haben muß.' Deruga nahm solche Strafpredigten von meiner Frau gern an, weil er fühlte, daß sie wahrer Freundschaft entsprangen, und sie ihrerseits lieh auch seinen Rechtfertigungen Gehör, in welcher Form immer sie gegeben wurden."

„Sie erwähnten vorhin," unterbrach der Vorsitzende, „daß Frau Deruga einen Schrei ausgestoßen habe. Erfuhren Sie, ob sie nur aus Angst geschrien oder ob ihr Mann sie tätlich angegriffen hatte?"

„Das kam nicht zur Sprache," sagte der Professor. „Vermutlich hatte er sie unsanft angepackt. Sie sah bleich und verstört aus. Als wir nach einer Stunde aufbrechen wollten, fragte meine Frau sie, ob wir sie nun auch mit dem Unhold allein lassen könnten. Worauf sie lachend erwiderte: ‚Für heute hat der Vulkan ausgespien.' Das sagte sie laut und unbefangen, und auch Deruga lachte."

„Haben Sie jemals," fragte der Vorsitzende, „klaren Aufschluß erhalten über den Grund der Aufwallungen des Angeklagten gegen seine Frau? Oder lag derselbe nach Ihrer Meinung nur in seinem Temperament und in der Verschiedenheit der Gatten?"

„Deruga deutete gelegentlich an," sagte der Professor, „daß er Ursache zur Eifersucht habe, und zwar bezog sich diese auf einen Mann, zu dem seine Frau, bevor sie Deruga heiratete, eine Zuneigung gehabt hatte, den sie aber, weil er gebunden war, nicht hatte heiraten können. Der Umstand, daß die Frau dieses Mannes starb, scheint seine Eifersucht und seinen Argwohn so sehr gesteigert zu haben, daß ihr Leben an seiner Seite unbehaglich wurde. Man war vielleicht der Ansicht, sie habe die Scheidung betrieben, um jenen anderen zu heiraten, was aber die folgenden Ereignisse nicht bestätigten, denn sie ist bekanntlich allein geblieben."

„Halten Sie für möglich," fragte der Vorsitzende, „daß die Furcht vor dem Angeklagten dabei den Ausschlag gab? Er könnte Drohungen gegen sie und den Mann ausgestoßen haben, falls sie ihn heiratete?"

„Für möglich muß ich das halten," sagte der Professor nach einigem Besinnen, „aber etwas Bestimmtes kann ich nicht darüber sagen. Meine Frau würde besser unterrichtet sein, da sie sehr mit Frau Deruga befreundet und gerade damals viel mit ihr zusammen war. Das weiß ich aber sicher, daß Frau Deruga, nachdem sie geschieden war, sich eine Zeitlang mit der Absicht trug, jenen Mann zu heiraten, daß sie aber davon abstand. Der Betreffende hat sich dann anderweitig verheiratet, soll aber unglücklich geworden sein und ist vor einigen Jahren gestorben."

Ob seine Frau nach dem Wegzuge von Frau Deruga mit dieser im Briefwechsel gestanden habe, fragte der Vorsitzende.

Es wären allerdings Briefe der Frau Deruga vorhanden gewesen, sagte der Professor, er hätte sie aber nach dem Tode seiner Frau verbrannt, damit sie nicht später Unberufenen in die Hände fielen. Er habe darin geblättert, bevor er sie zerstört hätte, der Frieden und die Freudigkeit, die sie sich von der Auflösung ihrer Ehe erwartet hätte, ließe immer noch auf sich warten. „‚Ich ertappe mich jetzt oft darauf,' so etwa schrieb sie, ‚daß ich anstatt wie sonst vorwärts, in die Zukunft zu blicken, stehenbleibe und mich zurückwende. Sollte das die Besinnung des Alters sein? Ach nein, wie konnte ich auch erwarten, daß ich jemals anderswohin sollte blicken können als dahin, wo mein Kind war, in die Vergangenheit! Für mich gibt es keine Zukunft auf Erden mehr.' Diese Stelle ergriff mich, weil ich damals, nach dem Tode meiner Frau, selbst anfing, nach rückwärts, statt nach vorwärts zu leben, und sie hat sich mir aus diesem Grunde eingeprägt."

„Diese Briefstelle," sagte der Vorsitzende, „deutet nicht darauf, daß die Verstorbene eine zweite Heirat ersehnt hätte und nur durch die Furcht vor dem Angeklagten davon zurückgehalten wäre.

„Dazu möchte ich folgendes bemerken," sagte der Professor. „Aus anderen mündlichen oder schriftlichen Aeußerungen der Verstorbenen wäre vielleicht auf jenen Wunsch und jene Furcht zu schließen. Hätte man aber noch so viele Beweise von Derugas damaligem Geladensein, so scheint es mir doch fraglich, ob das mit einem so viele Jahre später begangenen Mord in Verbindung gebracht werden könnte. Es ist wahr, daß die menschlichen Handlungen Ketten sind, deren Glieder ein Götterauge ins Unendliche muß verfolgen können; aber ob wir Menschen uns in den labyrinthischen Verzweigungen nicht verirren müssen?"

Der Vorsitzende blickte schweigend vor sich nieder, während der Staatsanwalt unter kritischen Grimassen den Kopf wiegte.

Es entspann sich nun zwischen den Juristen ein Wortwechsel über den vom Staatsanwalt gestellten Antrag, Fräulein Schwertfeger noch einmal zu vernehmen, ob sie etwas Aufklärendes über Frau Swieters geplante und nicht vollzogene Ehe aussagen könne.

Justizrat Fein verwarf es als zeitraubend und überflüssig, welcher Meinung sich Dr. Zeunemann anschloß, der sagte, noch mehr Einzelheiten, wie sie auch ausfielen, würden den Prozeß nicht weiterbringen. Für die Eigenart Derugas, die darin bestehe, daß er sich im labilen Gleichgewicht befinde, ließen sich vermutlich noch zahllose Beispiele aufbringen. Es handle sich aber nicht darum, die Geschichte seiner Seele zu erforschen, sondern die Geschichte seines Lebens vom 1. bis 3. Oktober festzustellen. Darauf bezüglich habe Fräulein Schwertfeger nichts mehr zu sagen. „Ich bitte die Herren dringend," sagte der Justizrat, „sich auf Tatsachen zu beschränken, damit wir den Knoten nicht noch mehr verwirren, anstatt ihn aufzulösen."

„Was für Tatsachen?" fragte der Staatsanwalt, so plötzlich von seinem Sitz aufschnellend, daß der Justizrat die Antwort nicht gleich bereit hatte. „Uns allen wären Tatsachen auf der Hand lieber; da der Angeklagte, der es könnte, sie uns aber nicht liefert, so bleibt uns nichts übrig, als den Grund zu untersuchen, aus dem die Handlungen wachsen, nämlich das menschliche Gemüt."

„Der Angeklagte liefert sie uns nicht?" begann der Justizrat. Allein Dr. Zeunemann bat, den fruchtlosen Streit zu beenden und forderte Fräulein Schwertfeger auf, dem erhobenen Wunsch Genüge zu tun und noch einige wenige Fragen zu beantworten.

Fräulein Schwertfeger, die blasser und elender aussah als am ersten Tage, ließ das unsichtbare Visier über ihr Gesicht herab und fragte, indem sie zögernd vortrat, ob sie dazu verpflichtet sei, durchaus private Angelegenheiten hier an die Oeffentlichkeit zu bringen. Sie könne sich das nicht denken.

„Im Staat ist das Private durchgehend mit dem Oeffentlichen verknüpft," sagte Dr. Zeunemann sanft belehrend. „Nur soweit die Oeffentlichkeit Interesse daran hat, bitte ich Sie noch um einige Aufschlüsse über die Verhältnisse Ihrer verstorbenen Freundin. Frau Swieter hatte vor ihrer Heirat mit dem Angeklagten freundschaftliche Beziehungen zu einem Mann, die sie abbrach, da sie zu einer Ehe nicht führen konnten und die vermutlich, solange die Ehe mit dem Angeklagten bestand, nicht wieder angeknüpft wurden?"

„Natürlich nicht," sagte Fräulein Schwertfeger hochmütig. „Sie sahen sich erst wieder, als Frau Swieter hierher übersiedelte."

„Dabei lebte die beiderseitige Neigung auf, und die Wiedervereinigten beschlossen, sich zu heiraten. Ist es nicht so?" fragte Dr. Zeunemann.

„Ja," antwortete das Fräulein trocken.

„Was war die Ursache, daß dieser Beschluß nicht ausgeführt wurde?“ fragte Dr. Zeunemann weiter. „Es ist unmöglich, daß Sie, als nächste Freundin der Verstorbenen, nicht davon unterrichtet sein sollten.“

„Es lag nicht in der Natur meiner Freundin, sich bis aufs letzte auszusprechen,“ sagte Fräulein Schwertfeger, „und es liegt nicht in meiner, Verschwiegenes zu erpressen. Meine Freundin war damals sehr aufgeregt und äußerte sich ungleich. Einmal sagte sie mir unter Tränen, ihre alte Liebe sei so stark wie je; wolle sie sich aber an die Brust des Geliebten werfen, so stehe ihr Mann, das Kind an der Hand, dazwischen, und dieser Schatten ihrer Einbildung sei undurchdringlicher als eine Mauer.“

„Haben Sie das so aufgefaßt,“ fragte Dr. Zeunemann, „als fürchte sie sich vor ihres Mannes Rache, oder als dränge sich die Erinnerung zwischen sie und ein neues Glück?“

„Ich habe es damals so aufgefaßt,“ lautete die Antwort, „als sei Dr. Deruga schuld daran, daß meine Freundin den Mann nicht heiratete, den sie liebte. Es tat mir sehr, sehr leid, daß diese Heirat nicht zustonde kam. Ich kannte diesen Mann viel besser als Dr. Deruga und hatte viel mehr Sympathie für ihn, schon deshalb, weil ich glaubte, meine Freundin würde es gut bei ihm haben.“

„Wenn Sie jenen Herrn gut kannten,“ sagte Dr. Zeunemann, „so haben Sie vielleicht mit ihm darüber gesprochen und wissen, wie er es auffaßte?“

„Er faßte es so auf,“ sagte Fräulein Schwertfeger mit bösem Gesicht, „als fürchte Frau Swieter, Deruga würde ihn töten, wenn er sie heiratete. Es ist möglich, daß sie ihm das gesagt hat, weil ihn das weniger traurig machen mußte, als wenn er gewußt hätte, welchen Anteil Deruga an ihrem Gemütsleben hatte. Es kann auch sein, daß er das glauben wollte, weil es seinen Stolz am wenigsten verletzte. Er war stolz und herrschsüchtig.“

„Wenn Ihre Freundin ihn so sehr liebte,“ sagte Dr. Zeunemann, „so muß ein starkes Motiv sie abgehalten haben, ihn zu heiraten.“

„Natürlich,“ sagte Fräulein Schwertfeger. „Sie hat damals auch sehr gelitten. Sie überwand es aber verhältnismäßig bald und sagte später stets, sie glaube, richtig gehandelt zu haben.“

XIV.

Es war Abend, als Dr. Bernburger müde in seine Wohnung kam. Er warf sich auf den schäbigen Diwan, den er alt gekauft hatte, und sah sich fröstelnd nach irgend etwas um, womit er sich zudecken könnte. Drinnen war es kälter als draußen, aber abgesehen davon, daß er aus Sparsamkeit am Abend womöglich nicht mehr einheizte, fühlte er sich auch zu erschöpft und unlustig dazu.

Um seiner Verstimmung zu entrinnen und sich zu erwärmen, beschloß er in ein Café zu gehen. Da fand er vor der Glastür, die seine Wohnung abschloß, eine kleine, verhutzelte Frau stehen, die schon eine Weile nach der Klingel gesucht hatte und ihn fragte, ob hier ein Herr Rechtsanwalt wohne. Der sei er, sagte Dr. Bernburger; aber jetzt werde nicht mehr gearbeitet, sie solle am folgenden Tage in seine Sprechstunde kommen. Die kleine Frau setzte auseinander, daß sie das nicht könne, weil sie tagsüber bei den Herrschaften sei, um zu waschen; ihr Mann habe sie ja verlassen, und sie müsse die Kinder allein durchbringen. Sie komme auch jetzt von der Arbeit, und zwar komme sie, weil der Herr Tönepöhl vom Vorderen Anger sie geschickt habe.

Bei der Nennung dieses Namens durchfuhr den Anwalt ein Gedanke, der ihm das Blut ins Gesicht trieb und ihn bewog, mit der kleinen Frau in sein Zimmer zurückzukehren. Während er Licht machte, bat er sie, sich zu setzen und zu erzählen, was sie herführe, und da sie, als er damit fertig war, noch immer bescheiden an der Tür stand, nötigte er sie selbst auf einen Stuhl und nahm ihr den großen Deckelkorb ab, den sie in der Hand trug. Sie lächelte verlegen und dankbar und begann ihre Erzählung:

Vorgestern sei sie zu Herrn Tönepöhl, dem Tändler im Vorderen Anger, gekommen, um ein Paar Schuhe für ihren Aeltesten zu kaufen, und da habe ihr ein Paar besonders gut gefallen, weil es ungefähr die rechte Größe gehabt hätte; aber es sei zu teuer gewesen. Da habe sie zu Herrn Tönepöhl gesagt, sie habe einen Arbeitskittel von ihrem seligen Mann — sie sage nämlich immer ‚ihr seliger Mann‘, seit er auf und davongegangen sei — der sähe wie neu aus, ob er den nicht dagegen annehmen wolle. Herr Tönepöhl habe barsch gesagt, wie er überhaupt sehr hochfahrend gegen die armen Leute sei, für solches Lumpenzeug habe er keine Kunden. Da habe seine Frau, die in einem alten Koffer gekramt habe, dazwischen geschrien, er solle nicht ein solcher Tölpel sein, der Herr Rechtsanwalt habe ihm doch viel Geld für einen alten Kittel versprochen, und er, der Mann, habe dem Herrn Rechtsanwalt fest zugesagt, sich danach umzusehen, und nun sähe man, was für ein Windbeutel er sei. Darauf habe Herr Tönepöhl seinerseits geschimpft, sie sei dümmer als ein Hering, der Herr Rechtsanwalt würde ihm den Kittel an den Kopf werfen, denn er wolle einen, der auf der Straße gefunden sei. Nun sei nämlich der alte Anzug, den sie gemeint habe, gar nicht von ihrem seligen Mann gewesen, sondern sie habe ihn gefunden, aber wegen der Grobheit des Herrn Tönepöhl habe sie sich nicht getraut, das zu sagen, damit er nicht eine große Angelegenheit daraus mache und behaupte, sie habe ihn gestohlen.

Sie sei also fortgegangen, habe aber an der Tür noch mit Frau Tönepöhl geschwatzt und sie gefragt, was für ein Herr Rechtsanwalt das sei, und sie habe ihr alles erzählt und auch, daß es sich um einen großen Prozeß handle, und daß man ein gutes Stück Geld verdienen könnte, wenn man den rechten Anzug brächte. Darauf habe sie gedacht, sie wolle den Kittel in Gottes Namen dem Herrn Rechtsanwalt bringen, er werde ihr ja nichts Böses antun und sie ins Unglück stürzen, wo sie ja nur komme, weil ihm so viel daran gelegen sei.

Nun freilich, sagte Dr. Bernburger, er sei ihr sehr dankbar, und ob er den Anzug gebrauchen könne oder nicht, er wolle sie für die Mühe entschädigen. Sie sei eine brave kleine Frau und solle recht gründlich erzählen, wie sie zu diesem Kittel gekommen sei.

Es sei der 3. Oktober gewesen, erzählte die Frau. Sie erinnere sich deswegen so gut, weil sie an dem

Tage schon vor fünf Uhr aus dem Hause gegangen sei. Die Frau Kommerzienrat Steinhäger habe sie nämlich ersucht, eine Stunde früher zu kommen und eine oder zwei Stunden länger zu bleiben, damit sie womöglich an einem Tage mit der Wäsche fertig würde; es habe sich ein auswärtiger Besuch auf den folgenden Tag bei ihr angemeldet, und das passe so schlecht, wenn Wäsche sei. Weil nun die Frau Kommerzienrat sonst eine gute Frau wäre, habe sie es ihr zugesagt, und so sei sie denn schon vor fünf Uhr durch die Bahnhofsanlagen gekommen, als noch kein Mensch unterwegs gewesen sei. Ein starker Wind habe geweht, so daß die hohen Bäume sich gebogen hätten, und die dürren Blätter wären ihr wie Fledermäuse um den Kopf geflogen.

Auf der Brücke habe sie einen Augenblick stillstehen müssen, so habe der Wind gegen sie angeblasen, und da habe sie etwa hundert Schritt weiter am Ufer etwas Schwarzes gesehen. Zuerst habe sie gemeint, es sei ein Kind oder ein Hund, weil es scheinbar Arme oder Beine ausgestreckt hätte, und sie sei schnell hingelaufen; anstatt dessen sei es ein mit Bindfaden umschnürter Anzug gewesen. Offenbar sei er in Papier eingewickelt gewesen, das habe aber das Wasser größtenteils aufgelöst und weggerissen. Sie habe den Anzug losgemacht und ausgewrungen und beschlossen, ihn mitzunehmen. Denn der, dem er gehört habe, müsse ihn doch weggeworfen haben, also sei es kein Unrecht, und vielleicht könne ihr seliger Mann ihn gebrauchen, wenn er etwa einmal wiederkäme, oder sonst ihr Aeltester, wenn er erwachsen sei. Ob der Herr Rechtsanwalt meine, daß sie unrecht getan hätte?

Sie betrachtete ihn ängstlich gespannt aus ihren braunen Augen, die wie zwei kleine, fleißige Nachtlämpchen aus dem verschrumpften Gesicht herausleuchteten.

Aber nein, sagte Dr. Bernburger, da könne mancher reiche und angesehene Mann froh sein, wenn er nicht mehr als das auf dem Gewissen hätte. Das sei ja herrenloses Gut gewesen. Sie habe recht getan, sie sei ein wackeres Frauchen. Gewiß habe sie den Kittel in ihrem Henkelkorb?

Ja, sagte die kleine Frau erleichtert, sie habe ihn gleich mitgebracht, um nicht noch einmal kommen zu müssen.

Sie nahm ein Paket aus dem Korb, und Dr. Bernburger faltete den Anzug auseinander.

„Wissen Sie," sagte er, „ich kaufe Ihnen den Anzug ab, ob es nun der rechte ist oder nicht. Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen vorderhand zehn Mark gebe? Sie sollen aber noch mehr bekommen, wenn sich herausstellt, daß es der ist, den ich suche."

Die kleine Frau wurde rot vor schreckhafter Freude. Nun könne sie ihrem Aeltesten die schönen Schuhe kaufen, sagte sie.

Aber sie solle Herrn Tönepöhl nichts von dem Geschäft sagen, das sie miteinander gemacht hätten, rief Dr. Bernburger ihr die Treppe herunter nach. Der brauche nichts davon zu wissen.

Heiß, fast blind vor Triumph, trat Dr. Bernburger in das Zimmer zurück, dessen Kälte und Leere er nicht mehr fühlte. Sein Gedankengang war also richtig gewesen! Einmal kreuzte doch der Weg des Glücks den seines Verstandes. Wie würden sie staunen, wenn er ihnen das Rätsel löste und zugleich das Beweisstück vorlegte. Würde man angesichts dessen noch zweifeln können? Vielleicht war irgendein Abzeichen an dem Anzug, welches die Ermittlung des Geschäfts, wo er gekauft war, erlaubte. Eine genaue Untersuchung des Anzugs ergab nichts derartiges, dagegen war deutlich zu erkennen, daß ein neues, gutes Stück vorlag, dem durch absichtlich eingesetzte Flicken der Schein eines dürftigen, oft getragenen Arbeitergewandes zu geben versucht worden war.

Indem Dr. Bernburger den Rock hin und her wendete, entdeckte er eine zugeknöpfte Seitentasche, öffnete sie, griff hinein und zog einen Briefumschlag heraus, der eine von der Nässe verwischte, aber lesbare Aufschrift trug. Er las: „Herrn Dr. S. E. Deruga", dann die Stadt und die Straße.

Trotzdem dieser Brief ihm nur bestätigte, was er erwartet hatte, war er nicht nur überrascht, sondern fast erschrocken. Versteinert starrte er auf den Brief, der da lag wie die Gaukelei erregter Einbildungskraft und doch Wirklichkeit war, der Zauberschlüssel, der ihm die Pforte zu Ansehen und Reichtum öffnen würde. Daß der Umschlag einen Brief enthielt, hatte er gefühlt, aber noch zögerte er, ihn herauszunehmen und zu lesen. Ihm selbst zum Aerger klopfte ihm das Herz. Wozu die Aufregung? Er zwang sich, die peinliche Spannung zu beendigen, indem er las. Der Brief lautete:

> Dodo, lieber Dodo, ich bin todkrank und muß sterben, aber vorher muß ich schrecklich leiden und habe niemand, der mir hilft. Du bist der einzige, der mich lieb genug hat, um mich zu töten. Komm und befreie Deine arme Marmotte, von der Du weißt, wie sie sich vor Schmerzen fürchtet. Dies ist das erste Wort, das ich nach 17 Jahren an Dich richte, und es ist eine Bitte. Ach, Dodo, an kein anderes Herz als an Deines würde ich eine solche Bitte zu richten wagen. Komme bald, Du wirst wissen, wie es geschehen kann. Daß ich Dir geschrieben habe, wird kein Mensch erfahren.
>
> Deine Marmotte.

Dr. Bernburger las und las wieder. Es war ihm ernüchtert und ermüdet zumute. War dieser Brief vielleicht eine List, ein nachträglich angefertigtes Machwerk, das Deruga oder seine Freunde ihm in die Hände gespielt hatten?

Nachdem er ihn sorgfältig untersucht und eingesehen hatte, daß ein Betrug ausgeschlossen war, schob er ihn in den Umschlag und steckte ihn in seine Brusttasche. Dann nahm er Hut und Mantel, um ins Café zu gehen. Als er nur wenige Schritte von dem Restaurant entfernt war, wo er zu Abend zu essen pflegte, kehrte er um und suchte ein anderes Lokal auf, um nicht von Bekannten angesprochen zu werden; er hatte das Bewußtsein zerstreut zu sein und wollte nicht auffallen.

(Fortsetzung folgt.)

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — ad — beet — chlod — cor — cu — dor — du — e — e — ein — es — fe — gio — har — hes — ho — hym — ich — in — krebs — kro — ler — ler — lith — ma — man — ne — ne — ne — nor — nung — o — raz — reg — rik — ro — roc — sad — sen — sied — ten — thy — un — ven — wig — ze — ze — zi — zob

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch Ruskins ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Gebäck, 2. Vogel, 3. Frankenkönig, 4. Lobgesang, 5. Schalentier, 6. französischen General unter Napoleon, 7. Fischversteinerung, 8. italienischen Maler, 9. Musikinstrument, 10. Berg bei Breslau, 11. veraltetes Gewicht, 12. südamerikanische Republik, 13. Vereinigung Gewerbetreibender, 14. Schicksalsgöttin, 15. türkischen Feldherrn, 16. Streifzug, 17. Großherzogtum, 18. nordischen Vornamen, 19. Gedichtform, 20. großen Komponisten.

Die Brutstätte.

Mein erster Teil gehört dahin,
Woher die schöne Königin —
Des Königs Freundin, jenes weisen
Judäischen, den alle preisen,
Und meinen zweiten jedes Kind
In dieses Königs zweiten findt'.
Mein dritter — man geh' hin und seh' —
Lebt heute noch in Ninive,
Der vierte aber, daß Ihr's wißt,
Genau ein halbes Kilo ist.
Im Ganzen wühlt der Vierverband
Mit Hochverrätern Hand in Hand.

Prof. A. H.

Scherz-Rätsel.

Wenn sie ihn hat,
Wird sie's nicht sein,
Wenn sie es ist,
Wird er entschwunden sein.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel: Norwegen, Schweden. 1. Nemesis, 2. Roßbach, 3. Korbmacher, 4. Malwine, 5. Herder, 6. Danzig, 7. Vergaser, 8. Negation.

Der sorglose Freund: Bezugscheine.

Bilder-Rätsel: Uns lehrt eigener Schmerz, der anderen Schmerzen zu teilen.

Gleichklang-Rätsel: morgen, Morgen.

Mannigfach: Vor, Ur, Teil, Vorteil, Urteil, Vorurteil.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 6

11. Februar 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



U-Boote heraus!

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Versenkung eines Dampfers.



Der letzte Augenblick vor dem Versinken.



Französischer Dampfer vor dem Versinken.

Von der Arbeit unserer U-Boote



Der englische General Ravenshaw, der mit zwei anderen Offizieren bei der Versenkung des bewaffneten britischen Dampfers „Caledonia" im Mittelmeer gefangen genommen wurde.

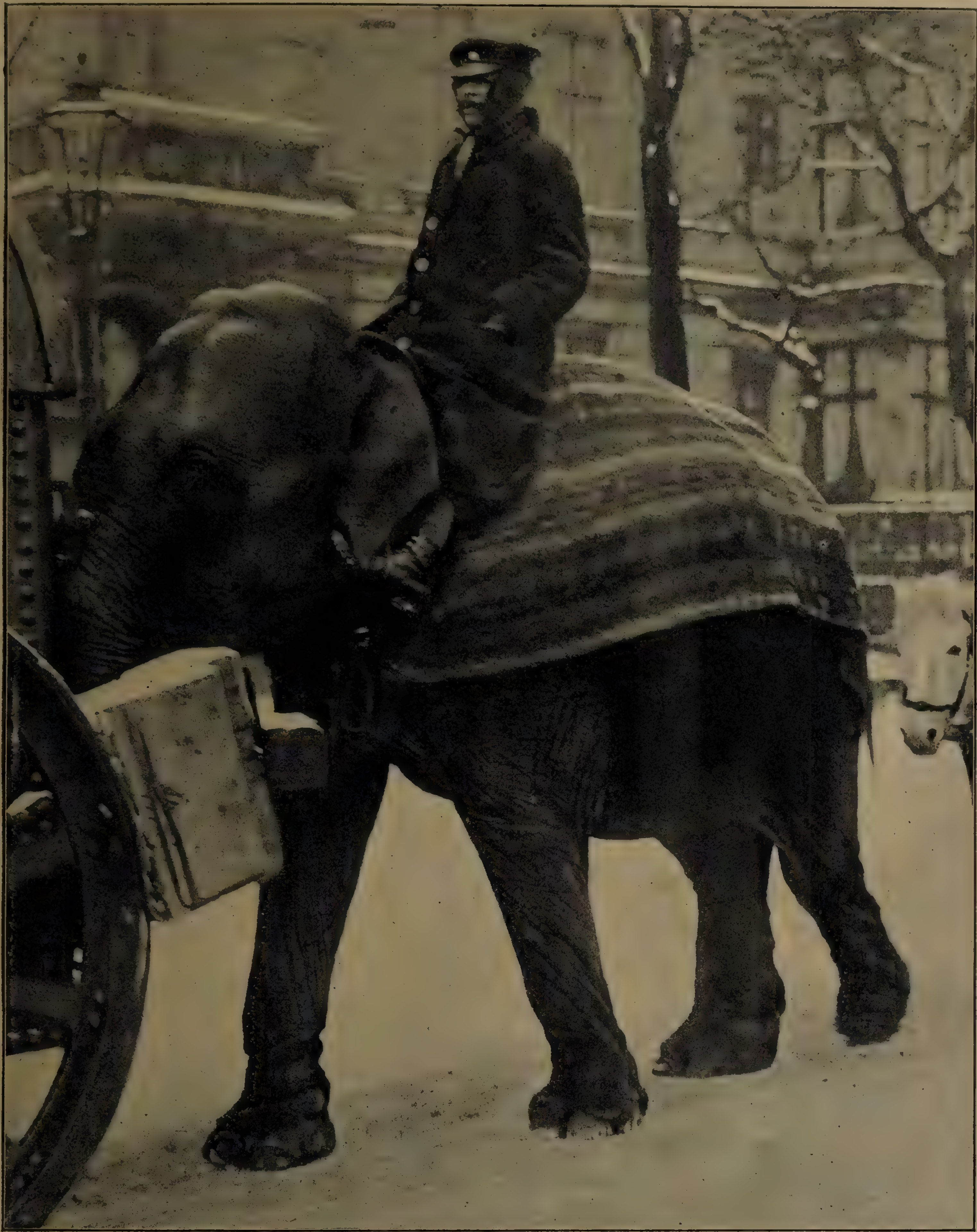
Die Gefangenen an Bord des österr.-ung. Begleitschiffes „Gäa" (von links nach rechts): Kapitän Blaikie, Hauptmann Bickerman, General Ravenshaw, U-Boots-Kommandant Kapitänlt. v. Fischel (der die englischen Offiziere als Gefangene einbrachte).

Die Gefangenen von der „Caledonia"

Zwei Schriftstücke, die bei General Ravenshaw gefunden wurden, werfen ein interessantes Streiflicht auf die Zustände bei den höheren englischen Kommandostellen. Das erste Schriftstück, ein Brief des Generalleutnants Milne an das Londoner Kriegsamt, enthält die Mitteilung, daß Ravenshaw wegen gänzlicher Unfähigkeit als Divisions-Kommandeur abgesetzt und heimgeschickt werde. Das zweite Schriftstück ist der Entwurf einer Rechtfertigung, in der Ravenshaw darauf hinweist, daß Milne, der ehemalige Chef einer Militärreitschule, keine Ahnung von der Infanteriewaffe habe und daher auch nicht berufen sei, über ihn zu urteilen.

Das Land in der Stadt.

Es herrscht jetzt tiefer Winter draußen in der Stadtgärtnerei. Schnee überdeckt die Beete, Stroh und Oeltuch umhüllen frierende Rosenstöcke. Drinnen im blühenden Treibhaus sitzt indessen der Stadtgärtner neben den kostbaren Knollen- und Zwiebelpflanzen, hat seinen Gartenplan vor sich und malt sich froh in bunten Farben aus, wie er im Maienmond, zur Sommer- und Herbstzeit die zarte, reiche Pracht im weiten Park und auf den öffentlichen Zierplätzen zur Augenfreude verteilen will. Ein liebenswürdiger und ehrenwerter Mann; zumal er in der harten Kriegszeit nicht seine Gehilfen zur Hand hat und sich auch sonst mit Ersatz zurecht finden muß. Wir dankten dem Stadtgärtner



Elefanten im Kriegshilfsdienst: Hagenbecksche Elefanten als Zugtiere beim Transport von Riesenkesseln für eine Munitionsfabrik durch die schneebedeckten Straßen Berlins.



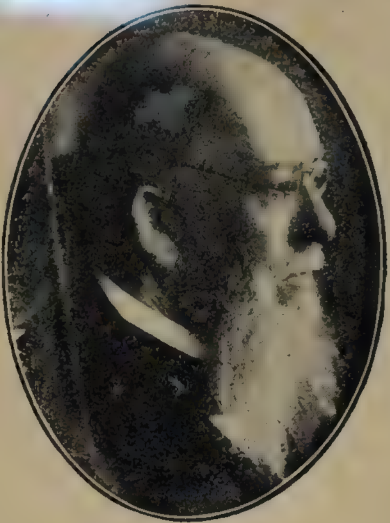


Berliner Straßenbilder im Kriegswinter 1917.

Phot. Berl. Jll. Ges.

Der Transport des Riesenkessels.

Der große Schneefall: Die Klasse einer Schule beim Schneeschippen auf Berliner Straßen.



Exzellenz Kaempf,
der Präsident des Reichstags, der seinen 75. Geburtstag feiert.
Phot. Titzenthaler.



Prof. Philipp Scharwenka,
der bekannte Musikpädagoge und Komponist, der seinen 70. Geburtstag feiert.
Phot. Dührkoop.

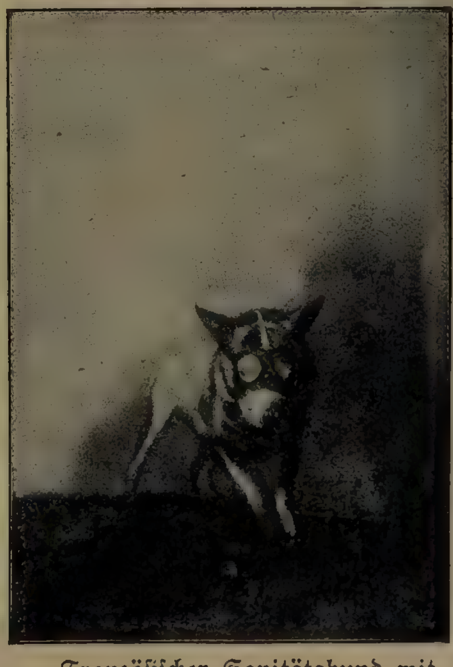
anno 1916 Spaziergänge, die uns eben die harte Kriegszeit vergessen ließen. — Doch da kommt mir in den Sinn, daß wir sie nicht vergessen dürften und daß ein Stück Kartoffelacker statt einem Blumenbeet im Stadtpark uns weniger betrüben sollte, denn ein verhärmtes Kindergesicht. Wir hatten gepflegte Wiesen und „Bosketts" in den Parks — und wir haben von 1916 nicht genügend Kartoffeln. Haben wir alles getan? Vieles gewiß — alles, gewiß nicht. Es tröstet nicht, daß beim Feinde, der Milliarden für überseeische Ernten bezahlen muß, noch weniger geschah. Er will jetzt von uns lernen, in England, in Frankreich. In der Republik, die ein einziger fruchtreicher Garten sein könnte, gab es indessen eine Stadt, von der auch wir lernen dürfen: Rennes, die bretonische Dreyfußstadt, die man bei den Franzosen als einzigartiges Beispiel rühmte. Dort hat der Maire, Jean Janvier, jedes Brachland und selbst den Thabor, den öffentlichen Park und Stolz der Gemeinde, in Gemüsegevierte einteilen lassen. Die Stadtarbeiter hatten in Ueberstunden gewilligt, bekamen den Lohn in 60-Kilo-Säcken schöner Erdäpfel und versorgten zugleich sich und die Wohlfahrtsküchen für ein ganzes Jahr. Rennes erfuhr, daß eine mittlere Stadt sich beinahe allein mit Kohl, Zwiebeln, Salat, Spinat versehen kann. Jean Janvier machte mit der kommunalen Gemüsezucht obendrein solche Geschäfte, daß der Geldgewinn in der Gemeindeschlächterei zum Preisdrücken gegen die Metzgergilde dienen konnte. — In den Schanzgräben von Dyrrachium fand Pompejus Reste des Brotes, das die Soldaten Cäsars aßen: es war aus Häcksel und Bindemitteln bereitet. Was tat wohl Pompejus? Machte er Witze über das KK-Brot? Oder versprach er seinen Truppen, sie würden leicht den hungernden Feind bezwingen? Nein! Er befahl, diese Brotreste zu verbergen, aus Angst, sein Heer könne den Mut verlieren, wenn es sähe, zu welcher Selbstüberwindung und Ausdauer der Gegner fähig war. Urbain Gohier, der im Pariser „Journal" seine Landsleute an die römische Historie gemahnt, fügt den Rat an: „Verhalten wir uns, als müßten die Deutschen aus ihrem Nahrungsmangel eine fürchtenswerte Kraft herleiten . . ." Das gilt für unsere Krieger an der Front und ist Wahrheit. Aber die hinter der Front Kämpfenden haben die Pflicht, den Aushungerungsplan der Feinde vollends zu Schanden zu machen; sie mobilisieren jede Erdkrume. Verwandeln wir unsere Stadtgärten in edle Kartoffel- und Gemüseäcker — nach dem Frieden soll uns allüberall eine um so schönere Flora ersprießen.



Beobachtungsposten am Waldesrand.



Erbeuteter französischer Minenwerfer.



Französischer Sanitätshund mit Gasmaske.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)



Der Zerstörungskrieg unserer Feinde gegen Rumäniens Reichtumsquellen: Englische Pioniere bei den rumänischen Petroleumquellen, die von englisch-russischen Zerstörungskommandos in Brand gesteckt wurden.

DER ZERSTÖRUNGSKRIEG unserer FEINDE
gegen Rumäniens Reichtumsquellen

Die Militärverwaltung der Mittelmächte, die unter der Leitung des Generals von Tuelff in der Walachei eingerichtet wurde, hat vor allem die Aufgabe, die wirtschaftlichen Kräfte des eroberten Landes zu organisieren und auf Grund eines bereits früher abgeschlossenen Uebereinkommens für die verbündeten Länder nutzbar zu machen. Neben Korn und Futtermitteln kommen hauptsächlich die Erzeugnisse der rumänischen Petroleum-Industrie in Betracht, deren Bedeutung unsere Gegner so hoch einschätzten, daß sie alles daran setzten, ihre Verwertbarkeit für unsere Zwecke auszuschließen. Unter Führung des englischen Militär-Attachés Oberstleutnant Thompson vollführten russisch-englische Pionierkommandos ein Zerstörungswerk, dessen Gründlichkeit das sorgfältigste Studium verriet. Durch die überaus sachkundig betriebene Verstopfung der Bohrlöcher und die Entzündung der Vorräte und Leitungen, die nur im Gebiet der deutschen Petroleuminteressen nur aus Rücksicht auf die rumänischen Rückzugslinien eine Einschränkung erfuhr, wurde dem Land und den Eigentümern — vielfach neutralen Kapitalisten — ein nach hunderten von Millionen zu wertender Verlust zugefügt. Wenn das die Absicht der Engländer war, die von dem Vertreter einer amerikanischen Interessentengruppe mit verdächtigem Eifer unterstützt wurde, so ist sie ohne Zweifel völlig erreicht worden. Anders steht es mit dem Schaden, den sie uns und unserer Kriegsführung zuzufügen gedachten. Die Sachkunde und vorsorgliche Bereitschaft unserer Industrie ermöglicht es, im Laufe der Zeit, wenn auch erst allmählich durch neue Bohrungen, vor allem in den reichen Gebieten, die sich der rumänische Staat vorbehielt, die Rohölproduktion und die Gewinnung von Raffinaden wieder aufzunehmen. Inzwischen genügen die in Konstantza und anderwärts gefundenen Vorräte an Oel, Benzin und Schmiermitteln vollauf unserem Bedarf. So trifft der Schlag in seiner ganzen Schwere vor allem Englands „Schützling“, der sich um viele Jahre in seiner Entwicklung zurückgeworfen sieht. Das rumänische Petroleumgebiet befindet sich in nicht allzu großer Entfernung von der ungarischen Grenze. Steigt man von den Südost-Abhängen der Karpathen in die Ebene hinab, so kommt man in das Becken von Ploesti, wo das Gebirge in sanftem Abfall allmählich in das Flachland übergeht. Hier ist es, wo sich auf verhältnismäßig engem Raum die mannigfachen Anlagen der Petroleum-Industrie zusammendrängen, deren Dasein aber bereits hoch oben im Gebirge durch den Geruchsinn wahrnehmbar ist; werden doch die leichten, im Erdöl enthaltenen Kohlenwasserstoffe durch die Luftströmung viele Meilen weit fortgetragen. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die amerikanischen Petroleumquellen erschlossen wurden, begann auch die Ausbeutung der rumänischen. Während sich aber in Amerika die Er-



Brennende Petroleumtanks in Konstantza.



Zu dem Artikel: „Der Zerstörungskrieg unserer Feinde gegen Rumäniens Reichtumsquellen": Brennende Petroleumtanks in Konstantza.

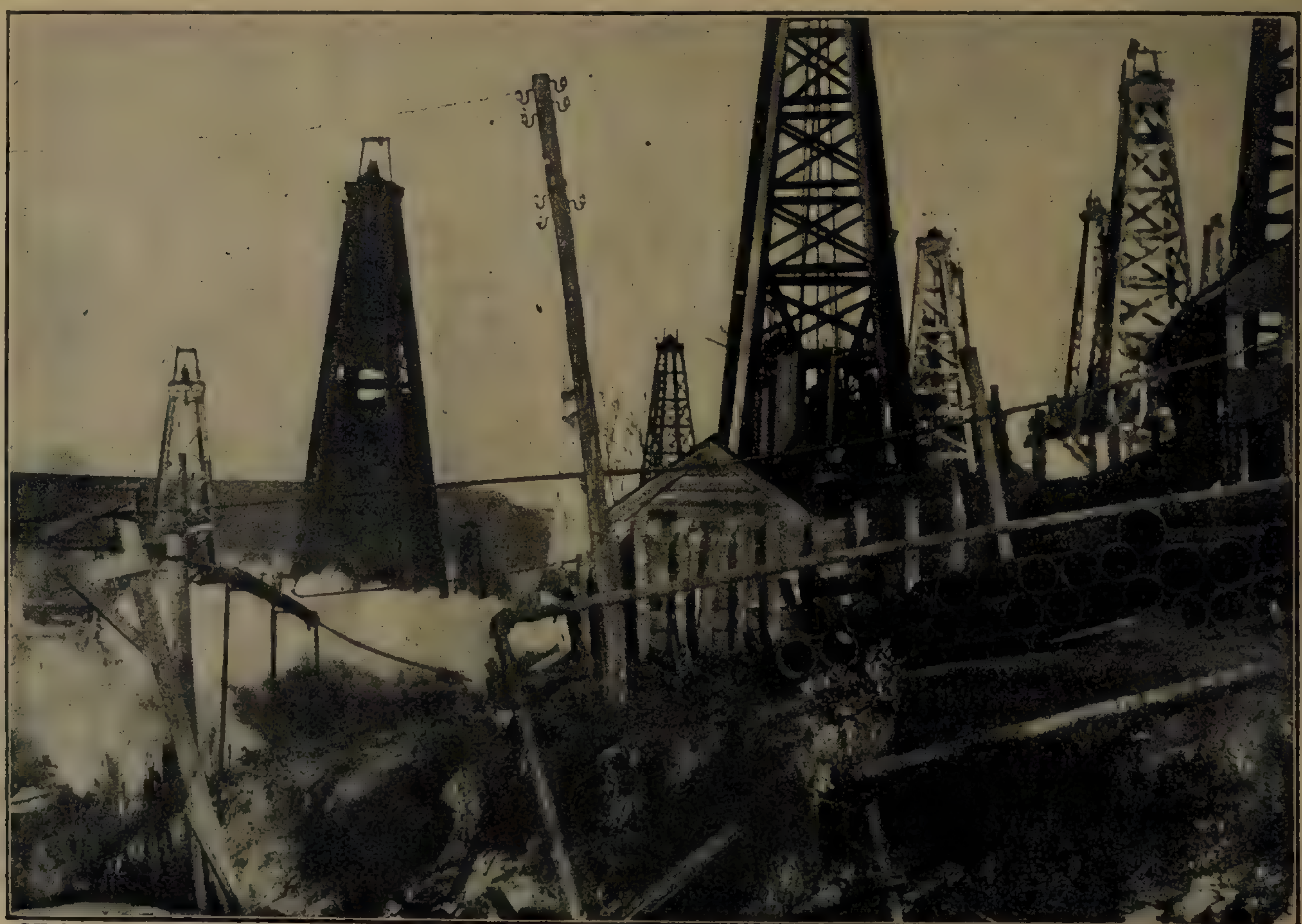
schließung äußerst rasch vollzog, dauerte es in Rumänien ziemlich lange, bis man die Schätze des Bodens in auch nur einigermaßen größerem Umfange gewann. Es bedurfte erst des Eingreifens der ausländischen, vor allem der deutschen Technik, um die gewaltigen, in Bezug auf ihre Anordnung und Durchführung geradezu vorbildlichen Anlagen entstehen zu lassen, die jetzt zum Teil den englischen „Petroleuren" zum Opfer gefallen sind. — Die Tiefe, in der das Oel vorkommt, ist nicht allzu groß. Sie liegt zwischen 50 und 120 Metern. Man errichtet über der Stelle, wo man auf Petroleum bohren will, einen sogenannten „Bohrturm", das heißt ein hohes pyramidenförmiges Gestell, von dem aus die Bohrer niedergetrieben werden. Dringt der Bohrer in einen mit Erdöl gefüllten Hohlraum der Erde ein, so springt das Oel infolge des Druckes der über ihm stehenden Gase oft mit derartiger Gewalt aus dem Boden, daß die Bohrer herausgeschleudert und die Bohrtürme zerstört werden. Bei geringerem Druck quillt es in mehr oder minder raschem Strahle empor. Reicht der Druck nicht aus, um es an die Oberfläche zu fördern, so müssen Pumpanlagen aufgestellt werden. Das rohe Erdöl stellt eine braungrüne opalisierende Flüssigkeit dar, in der hauptsächlich drei Gruppen von Kohlenwasserstoffen, das heißt Verbindungen von Kohlenstoff und Wasserstoff, vorkommen: die leichtsiedenden flüchtigen Oele, deren wichtigstes das Benzin ist, dann die Leuchtöle und endlich die Schweröle. Da jedes der verschiedenen Oele einen anderen Siedepunkt hat, so sind sie sehr leicht zu trennen. Man erhitzt sie bei allmählich steigender Temperatur, wobei sich zunächst das Benzin und andere leicht siedende Oele verflüchtigen, die man in besonderen Behältern, in sogenannten „Vorlagen" auffängt. Geht kein Benzin mehr über, so werden die Vorlagen gewechselt. Es folgen nun bei höherer Temperatur die Leuchtöle, vor allem das Leuchtpetroleum, und schließlich bleiben die Schweröle zurück, die als Schmiermittel für Maschinen, zur Gewinnung von Paraffin, Vaseline, aber auch als sogenannter „Masut" zum Heizen von Dampfkesseln Verwendung finden. Das Rohöl dient in neuester Zeit auch zum Betriebe von Motoren, insbesondere von Dieselmotoren. Die Anstalten, in denen diese Trennung der Oele vorgenommen wird, die sogenannten „Raffinerien", haben weniger durch den Krieg gelitten, als die Quellen und Leitungen. Mustergültig waren auch die Verlade- und Transportanlagen der rumänischen Industrie, vor allem die gewaltigen Rohrleitungen, die das Oel aus dem Quellgebiet in die riesigen Vorratsbehälter oder „Tanks" von Konstantza am Schwarzen Meer leiteten, von wo aus der Seetransport in besonderen Schiffen erfolgte. Im Augenblick dienen die Leitungen dem Transport in umgekehrter Richtung: aus den unversehrten Tanks von Konstantza zur Donau, auf der der kostbare



Bau einer Bohranlage im rumänischen Petroleum-Gebiet. Phot. Leipziger Presse-Büro.



Deutsche Soldaten vor den brennenden Tanks.



Ein Teil der Bohranlagen des reichen Petroleum-Gebiets von Campina bei Bukarest.



Schwedische Rote-Kreuz-Schwestern, die den Transport der Austausch-Gefangenen begleiten, in ihrer Wintertracht. Phot. Max Dreblow.

Stoff in Schiffen den Weg nach Oesterreich-Ungarn und Deutschland nimmt. Die Petroleumproduktion Rumäniens, die sich im Jahre 1857, wo die Erschließung einsetzte, auf nur 275 Tonnen belief, betrug im Jahre 1906 887,000 Tonnen und war bis zum Jahre 1913, dem letzten, aus dem eine zuverlässige Statistik vorliegt, auf mehr als das Doppelte, nämlich auf 1,807,000 Tonnen gestiegen. Dieser gewaltige Aufschwung, der nicht zum geringen Teil deutschem Kapital und deutscher Unternehmungsluft zuzuschreiben ist, bedrohte das Monopol der amerikanischen, von Rockefeller begründeten Standard Oil Company, die allein nach Deutschland nicht weniger als 80 v. H. unseres Verbrauchs geliefert hatte. Nichts zeigt die verbrecherische Torheit des Krieges, den



Die Berliner Ballonmütze als amerikanische Frühjahrs-Hutmode.
Amerikanisches Hutmodell vom Frühjahr 1917.



Edison,
der berühmte Erfinder, der seinen 70. Geburtstag feiert.

Rumäniens herrschende Klasse vom Zaun brach, klarer als die Vernichtung der gewaltigen Gegenwarts- und Zukunftswerte, die in den jetzt zerstörten Petroleum-Anlagen steckten.

*

Thomas A. Edison

Thomas Alva Edison, der Zauberer von Menlo-Park, wird 70 Jahre alt. Auf der ganzen Welt gibt es nur wenig Männer, deren Name allgemein so bekannt ist, wie der des berühmten amerikanischen Erfinders; das kommt, weil man kurzerhand alle neuen brauchbaren Erfindungen ihm zuzuweisen pflegt. Von keinem wird so viel geredet als von ihm, und außer von seinen wirklichen Erfindungen — der elektrischen Glühbirne, dem Phonographen und dem leichten Akkumulator — sprechen tagtäglich wissende amerikanische Freunde von neuen Wunderdingen, die er erfunden hat, beziehungsweise zu erfinden gedenkt. Da wird von dem elektrisch „ferngelenkten" Unterseeboot berichtet, von dem „Kinetophon", von dem „elektrischen Ring", der sich um die kämpfenden Heere spannt und den Krieg unmöglich machen soll, von Zementstädten und anderen Wundern. Sei's drum. Edison bleibt trotz aller Reklame, die so übereifrig für ihn gemacht wird, ein großer Erfinder, ein echter moderner Amerikaner, der wie alle großen Amerikaner bereits als zwölfjähriger Knabe sein Genie offenbarte — er stellte damals eine Zeitung her und verkaufte sie in den Eisenbahnzügen.



Die Filmschauspielerin Henny Porten mit einem charakteristischen Hut der deutschen Frühjahrshutmode, die hochstrebende Garnierungen begünstigt.
Aus dem heute erschienenen neuen Heft der Zeitschrift „Die Dame".

ANNO DOMINI
1917



„Männe, unsere Ente plantscht zu gern im Wasser, jetzt habe ich ihr ein Paar alte Gummischuhe besorgt!"



„Ich sage Ihnen, der Hahn ist unausstehlich. Jedesmal, wenn in der Nacht das elektrische Licht angeknipst wird, kräht das Biest den Morgengruß!"

Der Großstädter als Geflügelzüchter

Neulich besuchte ich meinen Erbonkel Quesemann. Sonst kam mir der alte Herr vergnügt entgegen, fragte, erzählte, hieb mir auf die Schulter. Neulich, was war los?

Hinter einem Berg Meyers Konversations-Lexikon sitzt Onkelchen, tief versunken, mit ernsten Sorgenfalten, schaut nicht auf, wie ich anklopfe.

Ich befürchte Krankheit, empfehle ihm eindringlich einen Prießnitzschen Umschlag, zwei Teelöffel Rizinusöl usw. Nur ein überlegenes, aber sehr, sehr merkwürdiges Lächeln ringe ich meinem guten, alten Onkel ab.

„Onkelchen," sage ich, „was suchst Du eigentlich in dem Lexikon?"

Onkel sieht mich mißtrauisch an.

Dann spricht er, jedes Wort vorsichtig abwägend: „Mein Junge, das ist ein Geheimnis, das heißt... Jungekin, ich kenne Dich ja seit einiger Zeit, man kann sagen, seit Deiner Geburt, ich könnte also immerhin einiges Vertrauen zu Dir haben. Nun gut — es sei. Ich will Dir Aufklärung geben: Ich habe mir Geflügel und ein Pensionsschwein angeschafft!"

„Weiter, weiter," bettelte ich.

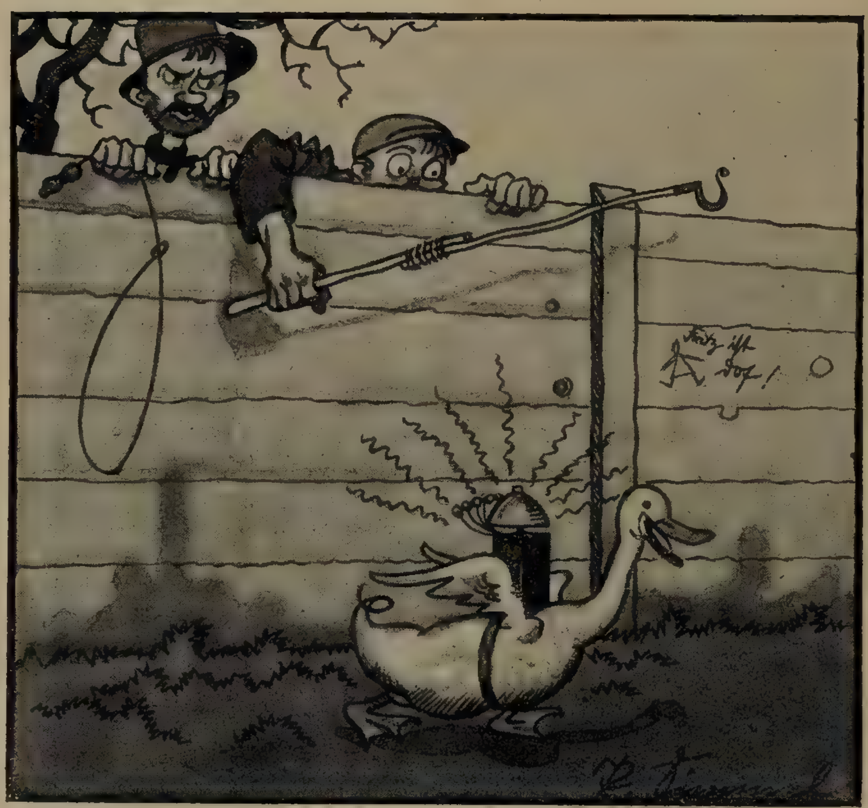
„Na ja, nun darf das doch kein Mensch wissen, Du kennst die liebe Verwandtschaft, alle wollen sie abhaben."

„Das ist ja ganz schön, Onkel, aber was hat das mit dem Lexikon zu tun?"

„Kind, Du hast keine Ahnung. Mein Schwein macht mir nun natürlich Sorgen, augenblicklich hat es anscheinend Heufieber, oder Grippe, oder gar Blinddarmentzündung. Man ist in dauernder Aufregung und Sorge. Nun sehe ich hier sämtliche Werke durch, wie man..., wie man so einem Biest vorerst 'mal den Puls fühlt."

Ich ging mit ernster Besorgnis von meinem guten, alten Onkel mit dem Untergefühl, daß, wenn mein guter, alter Onkel mir was von seinem Schwein erzählt, ich doch immerhin mit einem kleinen, runden, süßen Schinken rechnen könnte!

Text und Zeichnungen von Paul Simmel.



Wie Herr Krause seinen Schatz vor Dieben sichert: Die Gans mit Alarmglocke.



Die Stimme der aufgegessenen Mutter oder Kückenzucht mit Grammophon-Betrieb.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22 26.

Der Fall Deruga

Roman von Ricarda Huch

14. Fortsetzung. – Nachdruck verboten.

Während Dr. Bernburger aß, mußte er denken, daß ihn nichts abhielte, den Brief in den kleinen eisernen Ofen zu werfen, der ein paar Schritt von ihm brannte. In einem Nu würden die hastigen Flammen das verhängnisvolle Zeugnis vernichtet haben. Er hatte nicht die Absicht, es zu tun, aber die Vorstellung war so lebhaft in ihm, daß ihm angst wurde, er müsse es dennoch, wie man unter dem Eindruck des Schwindels wohl fürchtet, man würde sich wider Willen von einer Höhe in den Abgrund werfen.

Wie dumm, dachte er, daß er der alten Frau, durch die er in eine so peinliche Lage versetzt war, zehn Mark gegeben hatte! Würde er es über sich bringen, von dem Mantel Gebrauch zu machen und den Brief zu verschweigen? Wenn er es tat, so war er der Bewunderung und Dankbarkeit der Baronin sicher. Welche Genugtuung würde es ihm geben, sie von seinem Scharfsinn, von der Richtigkeit seiner Auffassung, die er von Anfang an gehabt hatte, zu überzeugen! Was würde sie dagegen sagen, wenn er ihr den Brief zeigte: „Sie versprachen mir, Deruga als Verbrecher zu entlarven, und Sie verschaffen ihm einen Heiligenschein! Sie verstehen es, Wort zu halten." Wahrscheinlich würde sie ihm verbieten, von dem Brief Gebrauch zu machen; und das war schließlich für ihn die glücklichste Lösung, indem sie ihm zur Pflicht machte, was er aus eigener Verantwortung ungern getan hätte. Und wie würde Deruga sich verhalten? Dr. Bernburger begriff nicht, warum er den wahren Hergang verschwiegen hatte. Sollte er auch seinem Anwalt nichts davon gesagt haben?

Plötzlich überkam ihn der Wunsch, in die Anlagen zu gehen und die Stelle aufzusuchen, wo die Waschfrau den Anzug gefunden haben wollte; in der Restauration mochte er ohnehin nicht bleiben, und schlafen hätte er ebensowenig können. Er hatte fast eine Stunde zu gehen, bis er an die Brücke kam, die über den Kanal führte. Der Schnee, der in der letzten Nacht gefallen war, hatte sich aufgelöst und in Schmutz verwandelt, und er hörte in der Dunkelheit die Nässe unter seinen Füßen klatschen. Die hölzerne Brücke war schlüpfrig, und das Wasser stand sehr hoch; schwarz und heimlich-hastig floß es unter ihm fort. Nach einer Weile unterschied er etwas weiter unten die wild sich bäumenden Wurzeln einer alten Ulme, die das Ufer umklammerte; dort mochte das Bündel Kleider, das der Fluß trieb, sich festgehängt haben.

Lange starrte der späte Wanderer auf die Stelle und ging dann weiter, bis er nach einigen Schritten vor einer halbkreisförmigen Steinbank stand, von der aus man in der schönen Jahreszeit einen angenehmen Blick auf die Wiesen hatte, die sich weithin zwischen dunklen Gebüschen erstreckten. Vielleicht, dachte er, hatte in der stürmischen Oktobernacht Deruga dort gesessen und, nachdem er sich umgekleidet, die Stunde erwartet, wo der Zug abging, mit dem er heimfahren wollte. Vielleicht war er sehr bewegt und zugleich sehr erschöpft gewesen und hatte hier ausgeruht, wo niemand ihn beobachtete. Unwillkürlich durchwatete auch Dr. Bernburger die aufgeweichte Erde und setzte sich auf die steinerne Bank, ohne zu beachten, wie naß sie war. Was mochte Deruga gefühlt und gedacht haben, nachdem er die Frau, die er einst geliebt und gehaßt hatte, wiedergesehen und für immer verlassen hatte? Was für Erinnerungen mochten ihn zusammen mit den raschelnden Blättern umschwirrt haben?

Indes er so sann, troff es kalt auf ihn herunter, und plötzlich überlief ihn ein Schauer, und er stand auf und ging schnell, ohne sich umzusehen, der Stadt zu.

XV.

Am anderen Morgen fühlte Dr. Bernburger sich so abgespannt, daß es ihm erlaubt schien, sich als krank zu entschuldigen, und nachdem er das telephonisch besorgt hatte, legte er sich wieder zu Bett, in der Hoffnung, noch einmal einschlafen zu können. Das Klingeln des Telephons weckte ihn, und mit einem lebhaften Gefühl des Ueberdrusses beschloß er zu tun, als gehe es ihn nichts an. Aber als es von neuem begann, stand er mit einem Seufzer auf, um zu hören, was es gebe. Er erkannte sofort die Stimme der Baronin, der der Apparat eine schrille Färbung gab.

„Sie sind krank?" sagte sie. Das sei allerdings im höchsten Grade ungeschickt. Sie sei im Begriff abzureisen, und es sei darum gerade jetzt notwendig, daß er persönlich am Platze sei.

Er sei nicht zum Vergnügen krank, antwortete Bernburger. Die Krankheit sei wohl nicht so arg, sagte die Baronin, daß er nicht auf eine Viertelstunde ins Hotel kommen könne. Sie müsse ihn durchaus vor der Abreise sprechen.

Er bedaure, antwortete Bernburger, er läge zu Bett.

„Aber Herr Doktor, Sie sind ja am Telephon," sagte die Baronin mit dem Lachen, von dem er wußte, wie verführerisch es klang, wenn es ihr darauf ankam.

„So komme ich in Gottes Namen," rief er ärgerlich auf sich und sie.

„Das ist recht, Doktor," antwortete ihre Stimme, „Sie können sich ja einen Wagen nehmen."

„Sie sehen gar nicht krank aus, Doktor," so empfing ihn die Baronin. „Mein Mann und ich haben uns plötzlich entschlossen, nach Paris zu reisen," fuhr sie fort, „da mich der schreckliche Prozeß, wie ich Ihnen schon sagte, so sehr angegriffen hat."

„Die Stellungnahme Ihrer Fräulein Tochter," sagte Dr. Bernburger mit absichtlicher Dreistigkeit, „muß sehr erschwerend für Sie sein."

Die Baronin errötete. „Sie wissen," sagte sie, „daß ich meine Handlungen durch das Urteil der Jugend nicht beeinflussen lasse. Meine Tochter wird uns begleiten."

„Sie sind um den Aufenthaltswechsel sehr zu beneiden," sagte Dr. Bernburger.

„Ja, der Frühling ist in Deutschland unerträglich," sagte die Baronin. „Vielleicht wird er gerade deshalb von deutschen Dichtern so besonders viel besungen; man rühmt ja das, was man nicht kennt."

„Sich niemals kennen zu lernen wäre also das Geheimnis der glücklichen Ehe," erwiderte Dr. Bernburger und setzte, sich selbst verweisend, hinzu: „Aber ich sehe, meine Schwäche macht mich zerstreut und geschwätzig. Was wünschten Frau Baronin mir zu sagen?"

„Ich wollte Ihnen den Prozeß auf Herz und Gewissen legen," sagte sie. „Als wir uns das letztemal sahen, war ich schwankend geworden; eine Folge meiner Unklugheit, persönlich anwesend zu sein, wie ich jetzt eingesehen habe. Die vielen Einzelheiten, die wechselnden Aussagen, alle die starken Eindrücke machen einen nervös, wenn man nicht daran gewöhnt ist. Ich will nun, ohne mich persönlich darum zu kümmern, dem Prozeß seinen Lauf lassen und das Ergebnis abwarten. Daß es gerecht ausfällt, dafür sind die Anwälte und Richter da."

„Jawohl," sagte Dr. Bernburger.

„Ich kann mich doch auf Sie verlassen?" fragte sie. „Ihre Krankheit wird doch nicht lange dauern? Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir zuweilen Bericht erstatten wollten, Sie sagten das letztemal, daß Sie eine entscheidende Entdeckung zu machen hofften."

Dr. Bernburger hatte die Baronin starr angesehen und fuhr bei ihren letzten Worten zusammen. „Leider," stieß er etwas gewaltsam hervor, „muß ich Ihnen mitteilen, daß ich mich gezwungen sehe, die Vertretung Ihrer Angelegenheit niederzulegen."

Die erste Regung der Baronin bei diesen unerwarteten Worten war gekränkte Entrüstung, die sie so stark erfüllte, daß sie kaum Fassung gewinnen konnte, sich zu äußern.

„Das ist unerhört, das ist unmöglich," rief sie endlich aus, während ein kalter, stechender Ausdruck in ihre Augen trat. „Sie wollen sich aus der Verlegenheit zurückziehen, in die Sie mich verwickelt haben. Aber ich entlasse Sie nicht. Und diese Krankheit haben Sie nur vorgeschützt, ich durchschaute es gleich. Es ist der erste Schritt, uns, mich ehrlos im Stiche zu lassen."

Dr. Bernburger wurde bleich, aber er blieb bei wachsender Entschlossenheit ruhig. „Ich fühle mich in der Tat krank," sagte er, „und der Aufgabe nicht mehr gewachsen. Es ist um Ihretwillen, daß ich zurücktreten will."

„Ich danke für Ihr rücksichtsvolles Opfer," sagte die Baronin spöttisch. „Aber ich nehme es nicht an. Ich vertraue Ihnen trotz Ihrer Krankheit."

Inzwischen hatte die aufgeregte und scharfe Stimme ihrer Mutter Mingos Aufmerksamkeit erregt, die sich im Nebenzimmer befand. Sie trat ein und betrachtete die Streitenden mit verwundert fragenden Blicken.

„Wenn ich Ihnen den Namen und die Art meiner Krankheit nenne, Frau Baronin," sagte er, „werden Sie mich besser begreifen. Sie besteht darin, daß ich anderer Ueberzeugung geworden bin."

„So plötzlich?" fragte die Baronin. „Noch vor zwei oder drei Tagen sprachen Sie sich ganz anders aus."

„Es kommt vor, daß einem die Augen ganz plötzlich geöffnet werden," sagte Dr. Bernburger.

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Mingo seine heiße, feuchte Hand ergriff, deren Berührung sie sonst vermieden hatte, und ausrief: „O, Herr Doktor, sagen Sie uns alles! Ich danke Ihnen, Mama freut sich ebenso wie ich, wenn sie es auch nicht gleich zugibt! Wie gut von Ihnen, daß Sie Ihren Irrtum eingestehen!"

Sie hielt seine Hand noch immer mit leidenschaftlichem Druck fest, und ihre Augen standen voll Tränen, während ihre Lippen zitterten. Auch in dem Gesicht der Baronin lösten sich die gespannten Mienen, obwohl sie Zurückhaltung und Ueberlegenheit zu bewahren suchte.

„Seien Sie aufrichtig gegen mich, Herr Doktor," sagte sie mit gemäßigter Strenge. „Das wenigstens darf ich von Ihnen verlangen. Beruht Ihre Sinnesänderung auf psychischen Eindrücken oder auf neuen Tatsachen, die Sie erfahren haben?"

Erst jetzt forderte sie ihn durch eine Handbewegung auf, sich zu setzen, und da er einen Stuhl nehmen wollte, bot sie ihm mit lächelnder Anspielung auf seine Krankheit einen Sessel an. „Auch ein Glas Wein müssen Sie trinken," fügte sie hinzu, indem sie Mingo durch einen Blick bedeutete zu klingeln. „Sie sehen wirklich angegriffen aus."

Als Dr. Bernburger seine Erzählung beendet hatte, war Mingos blasses Gesicht von Tränen überströmt, die zu verbergen sie keinen Versuch machte; zu sprechen war sie nicht imstande. Ihrer Mutter war es nicht anzusehen, daß sie bewegt war.

„Erklären Sie mir nun, Herr Doktor, in welcher Weise sich durch Ihren Fund die Lage verändert hat," sagte sie. „Was werden die Folgen sein?"

„Die Lage hat sich nur verändert, wenn Sie wollen," sagte Dr. Bernburger. „Wenn Sie es verlangen, habe ich die Pflicht, meinen Fund zu verschweigen."

„Das kommt natürlich nicht in Frage," rief die Baronin schnell aus. „Ich habe nie etwas anderes gewollt, als daß ein Verbrechen gesühnt würde. Was Herr Deruga getan hat, halte ich eher für eine großmütige Tat. Ich weiß aber nicht, wie die Justiz sich dazu stellt."

„Durch den Brief," erklärte der Anwalt, „ist einwandfrei festgestellt, daß Dr. Deruga seine geschiedene Frau auf ihre Bitte getötet hat, und seine Tat fällt danach unter eine Rubrik, die ‚Tötung auf Verlangen' betitelt ist. Vermutlich wird er zu einigen Jahren Gefängnis verurteilt. Wird er aber auch freigesprochen, so haben Sie, Frau Baronin, mit einem Versuch, ihm die Erbschaft streitig zu machen, doch kaum noch Aussicht auf Erfolg."

Ein schnelles, tiefes Rot flog über das Gesicht der Baronin. „Davon ist nicht mehr die Rede," sagte sie mit einer abwehrenden Handbewegung. „Jetzt begreife ich die Verfügung meiner verstorbenen Kusine vollkommen. Alles, was ich getan habe, ging aus vollkommener Verkennung der Verhältnisse hervor. Ihrem Eifer, lieber Herr Doktor, habe ich es zu verdanken, daß ich noch rechtzeitig meinen Irrtum einsehen konnte." Sie reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen führte.

Mingo vermochte immer noch nicht zu sprechen. Erst als Dr. Bernburger fortgegangen war, rief sie, indem sie ihrer Mutter um den Hals fiel: „Was für ein guter Mensch, dieser unscheinbare Bernburger! Wie unrecht habe ich ihm getan! Und was für schöne, traurige Augen hat er hinter der Brille!"

Die Baronin küßte Mingo auf die Stirn und sagte: „Süßliche Augen; gut, daß die Brille davor ist."

XVI.

Dr. Zeunemann eröffnete die nächste Sitzung durch eine überraschende Mitteilung. Dr. Bernburger, der von der Baronin Truschkowitz mit Nachforschungen über den Tod ihrer Kusine betraut gewesen sei, habe einige Tatsachen gesammelt, die geeignet wären, dem Prozeß eine andere Wendung zu geben. Nachdem er die Genehmigung der Baronin erhalten habe, bitte er, dieselben dem Gericht vorlegen zu dürfen.

„Meine Herren Richter und Geschworenen," begann Dr. Bernburger, „ich habe einen wichtigen Fund gemacht, den ich Ihnen keine Stunde vorenthalten zu sollen glaube, da er den dunklen Fall, der Sie beschäftigt, mit einem Schlage ins klare Licht setzt. Meine Herren, ich ging von der Ueberzeugung aus, daß Deruga den Mord an Frau Swieter begangen haben müsse, weil er erstens der einzige war, der ein Interesse an ihrem Tode hatte, und zweitens der einzige, dessen Schicksal mit dem ihrigen eng und in tragischer Weise verflochten gewesen war; sodann, weil es mir schien, daß ohne den Willen der Frau Swieter oder ihres Dienstmädchens oder beider niemand ihre Wohnung hätte betreten können. Diese meine Ansicht wurde durch die Zeugenaussagen bestärkt und dahin verändert, daß ich von Frau Swieters Dienstmädchen absah und sie allein für diejenige ansah, die den Mörder eingelassen hatte.

Ich stellte mir den Vorgang so vor, daß entweder Frau Swieter ihren geschiedenen Gatten zu sich gerufen habe, um von ihm Abschied zu nehmen, oder aber, was ich für wahrscheinlicher hielt, daß er sie aufgesucht habe, um Geld von ihr zu erbitten, und daß irgendeine unvorhergesehene Wendung des Gespräches ihn zum Mörder gemacht habe. In beiden Fällen ließ sich das durch die besonderen Beziehungen, die zwischen ihnen bestanden hatten, sowie durch Derugas unbezähmbares Temperament erklären. Ich nahm an, daß er sich angemeldet oder durch irgendein ihnen beiden aus früherer Zeit bekanntes Zeichen bemerkbar gemacht habe. Er brauchte ja nur unter ihrem Fenster ihren Namen zu rufen, eine Melodie zu singen oder zu pfeifen, um von ihr erkannt zu werden.

Als die wackere Ursula von dem Slowaken erzählte, der um die Mittagszeit angeläutet hatte und nachher verschwunden war, stand es bei mir fest, daß dies Deruga gewesen sei. Ich stellte mir vor, daß er irgendwo im Hause, vermutlich im Keller, die Zeit erwartet hatte, wo Ursula ausging, dann von Frau Swieter eingelassen wurde und das Haus verließ, kurz bevor Ursula zurückzuerwarten war. Auf dem Wege zum Gartentor begegnete er dem Hausmeister, der ihn neugierig betrachtete und dadurch, oder nur durch seine Anwesenheit, das Bewußtsein des begangenen Frevels und der Gefahr der Entdeckung in ihm rege machte. Er wollte sich unbefangen stellen, und es fiel ihm nichts Besseres ein, als eine Zigarre aus der Tasche zu ziehen und zu fragen: ‚Haben Sie Feuer, Euer Gnaden?‘ Da er aber nicht in der Stimmung war, zu rauchen und zu aufgeregt, um folgerichtig zu handeln, beging er eine Unvorsichtigkeit und warf die eben angezündete Zigarre in das Gebüsch am Gartentor.“

Die Zuhörer folgten der Erzählung mit einer Spannung, als ob sie die angeführten Ereignisse zum ersten Male hörten. Die Aufmerksamkeit war zwischen Dr. Bernburger und Deruga geteilt, der nicht daran dachte, sein Gesicht wie sonst den Blicken zu entziehen, indem er es in der Hand verbarg.

„Meine Ueberzeugung, daß der Slowak Deruga gewesen sein müsse,“ fuhr Dr. Bernburger fort, „war so stark, daß ich sagen kann, ich wußte es. Ich verfolgte nun alle seine Schritte von dem Augenblick an, wo er am Bahnhof in Prag die Fahrkarte, wie ja festgestellt war, löste. Er trug damals einen gewöhnlichen Anzug, vermutlich einen Gehrock, denn wenn er im Kittel seine Wohnung verlassen hätte, wäre es aufgefallen und gemerkt worden; den Kittel hatte er im Paket bei sich. Die Frage war nun, wo er sich umgekleidet hatte? Geschah es im Eisenbahnzuge? Irgendwo in den Bahnhofsräumen? Oder etwa des Nachts im Freien? Er mußte einen solchen Ort wählen, wo er sich nicht nur umkleiden, sondern auch den gewöhnlichen Anzug zurücklassen, später wiederfinden und gegen den Kittel vertauschen konnte. Den Kittel hatte er entweder wieder im Paket mit nach

Hause genommen oder, wahrscheinlicher, unterwegs weggeworfen oder versteckt. War das letztere der Fall, so konnte er gefunden und an einen Trödler verkauft worden sein, und trotz der schwachen Aussicht auf Erfolg, die eine darauf gerichtete Nachforschung haben konnte, machte ich mir die Mühe, in einer großen Reihe derartiger Geschäfte nachzufragen.

Ich erhielt keine irgendwie brauchbare Auskunft und hatte bereits die Hoffnung, auf diesem Wege eine Spur zu finden, aufgegeben, als sich eine alte Frau bei mir meldete, die zufällig in dem Laden eines Trödlers von meinem Wunsche Kunde erhalten hatte. Diese Frau, eine Wäscherin, war am Morgen des 3. Oktober bald nach fünf Uhr morgens durch die Bahnhofsanlagen gegangen und hatte von der Brücke herunter, die über den Kanal führt, etwas Dunkles im Wasser gesehen, das sie zuerst für etwas Lebendiges hielt. Als sie es näher untersuchte, ergab sich, daß es ein Anzug war in der Art, wie Arbeiter ihn tragen, der sich an der Wurzel eines Baumes festgehängt hatte, und nachdem sie ihn ausgewrungen hatte, nahm sie ihn als herrenloses Gut mit.“

Bei diesen Worten trat Dr. Bernburger an den Tisch, legte das Paket, das er unter dem Arm gehalten hatte, auf den Tisch, wickelte es auf und breitete den Anzug auseinander, über den die Richter und der Rechtsanwalt, von ihren Sitzen aufstehend, sich beugten.

„Der Anzug,“ fuhr Dr. Bernburger fort, „würde nur eben eine Spur gewesen sein. Den Beweis, daß er dem Angeklagten gehörte, erbrachte mir ein Brief, den ich in einer zugeknöpften Seitentasche des Kittels fand. Er ist trotz der stellenweise verwischten Schrift vollkommen lesbar, und ich bitte um die Erlaubnis, ihn vorlesen zu dürfen.“

Im Laufe seines Berichts hatte sich die Erregung des Erzählers mehr und mehr verraten. Beim Lesen des Briefes überschlug sich seine Stimme mehrere Male, und als er ihn zum Schlusse auf den Tisch legte, zitterte seine Hand.

„Donnerwetter!“ Mit diesem Ausruf des Erstaunens unterbrach Justizrat Fein zuerst die eingetretene Stille.

Dr. Zeunemann hatte inzwischen den Brief ergriffen, hielt ihn dicht vor die Augen, prüfte sorgfältig die Schrift, den Poststempel und das Papier und fragte: „Wie mag er denn befördert worden sein?“

„Darüber wird uns wohl Fräulein Schwertfeger Auskunft geben können,“ sagte Dr. Bernburger.

Nach einer neuen Pause wendete sich der Vorsitzende langsam zu Deruga mit der Frage, ob er etwas zu der Mitteilung des Dr. Bernburger zu bemerken habe.

Deruga schüttelte stumm den Kopf, ohne aufzublicken.

„Wir möchten gern eine Bestätigung von Ihnen hören,“ begann Dr. Zeunemann von neuem, „daß die Darstellung des Dr. Bernburger zutreffend ist, oder eine Richtigstellung.“

Bevor er jedoch den Satz vollendet hatte, unterbrach ihn der Staatsanwalt, mit seinen langen Armen gestikulierend und auf Deruga deutend. „Sehen Sie

denn nicht, Herr Kollege," sagte er, „daß der Mann krank geworden ist? Lassen Sie ihm doch jetzt Ruhe, das muß ja den stärksten Magen angreifen! Ein Glas Wasser! Schnell!" winkte er dem nächsten Gerichtsdiener, ihn mit drohenden Blicken zur Eile antreibend.

Justizrat Fein hatte inzwischen seinen Arm um Derugas Schulter gelegt und auf ihn eingeredet. Dann wandte er sich gegen den Richtertisch und sagte: „Mein Klient fühlt sich nicht wohl und bittet um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. Er wird morgen alle wünschbaren Erklärungen geben."

Die beiden verließen zusammen den Saal, und als sie draußen waren, sagte der Justizrat: „Hören Sie, Doktor, ich komme mir zum erstenmal in meinem Leben wie ein gemeiner Kerl vor."

„Da seien Sie froh," erwiderte Deruga mit seinem gewinnenden Lächeln. „In Ihrem Alter könnte es leicht das zehnte oder hundertste Mal sein. Uebrigens hatten Sie ganz recht, die Menschen sind dumme, schwache Tiere. Warum hätten Sie mir glauben sollen?"

Der Justizrat schüttelte den Kopf. „Ein alter Praktiker wie ich," sagte er, „müßte unterscheiden können. Aber daß ich Sie von Anfang an gern leiden mochte, Deruga, das haben Sie hoffentlich bemerkt."

„Ja, obwohl Sie mich nebenbei für einen Hundsfott hielten," sagte Deruga.

Der Justizrat musterte ihn mit liebevollen Blicken. „Sie sehen schlecht aus. Trinken wir eine Flasche Wein zusammen."

Deruga entschuldigte sich mit starken Kopfschmerzen. „Ich weiß nicht, was mich so mitgenommen hat," sagte er. „Ich glaube, es war das Gefühl, wie dieser Herr mir Schritt für Schritt nachgeschlichen ist."

„Eigentlich," sagte der Justizrat, sich besinnend, „habe ich der Kanaille unrecht getan. Er hat sich wie ein anständiger Mensch benommen."

„Schade, nicht?" sagte Deruga, worauf sie sich trennten.

Im Gerichtsgebäude standen die am Prozeß beteiligten Juristen noch zusammen, um Dr. Bernburger geschart, den sie nach verschiedenen Einzelheiten ausfragten. Der Staatsanwalt schüttelte ihm zum dritten Male beide Hände und lobte seinen Eifer. Seine dünnen Haare waren zerzaust und seine hellen Augen blinkten feucht unter den fuchsschwänzigen Augenbrauen.

„Ich gelte für scharf," sagte er, „und das bin ich auch und will es bleiben. Aber diesem Deruga gegenüber mag man gern einmal Mensch sein. Der ist durch und durch Mensch, ohne gemein zu sein, das gefällt mir an ihm."

„Sie sind durch und durch Staatsanwalt, ohne gemein zu sein," sagte Dr. Zeunemann, „das gefällt mir an Ihnen."

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

F. B. in Ch. Sie wünschen zu erfahren, ob Spargel für Gichtleidende und Zuckerkranke von Nutzen ist und ob er Nährwert besitzt. Von eigentlichem Nährwert ist beim Spargel nicht viel die Rede; er ist mehr eine Art Genußmittel. Sicherlich wirkt der Spargel appetitanregend; der Kopf und der obere Teil desselben sind leicht, der untere Teil aber sehr schwer verdaulich. Sehr stark eisenhaltig, enthält der Spargel noch an Kali 24,04 pCt., Natron 17,08 pCt., Kalk 10,85 pCt., Magnesia 4,32 pCt., Eisenoxyd 8,38 pCt., Phosphorsäure 18,57 pCt., Schwefelsäure 6,18 pCt., Kieselsäure 10,9 pCt. (des Aschengehaltes). Außerdem birgt der Spargel das sogenannte Asparagin, das harntreibend wirkt. Aus diesem Grunde ist gewissen Zuckerkranken der Genuß des Spargels nicht anzuraten. Auch Nierenleidende sollen, da der Spargel zur Bildung von Harnsäure beiträgt, ihn möglichst vermeiden. Unter günstigen Umständen, über die aber nur der Arzt ein Urteil abgeben kann, können sowohl Zucker- wie Gichtkranke Spargel essen.

H. R. Die Melodie „Heil dir im Siegerkranz", die mit der englischen Nationalhymne „God save the King" übereinstimmt, stammt angeblich von Henry Carey, einem englischen Dichter und Musiker, der von 1696—1743 in London lebte. Die Komposition dieses Liedes, die ihm von seinem Sohn zugeschrieben worden ist, wurde aber von verschiedenen Seiten angezweifelt. Den Text zu „Heil dir im Siegerkranz" dichtete Heinrich Harries (1762—1802). Eingeführt wurde das Lied in Deutschland durch Balthasar Gerhard Schumacher, der von 1755 bis 1801 lebte.

Geschäftliche Mitteilungen.

Kriegsringe der bekannten Firma Jakob Fischer in Pforzheim erfreuen sich bei unseren Feldgrauen großer Wertschätzung als sichtbare Andenken an die große Zeit. Sie werden gern zu Gegengeschenken für die zahlreichen Liebesgabensendungen aus der Heimat verwendet und als Geschenke für die Urlaubszeit und den hoffentlich nicht mehr fernen Frieden. Reichhaltige Preislisten über diese, trotz ihrer Billigkeit hervorragend ausgeführten Geschenkartikel versendet die genannte Firma an alle Interessenten, Einzelbezieher oder Wiederverkäufer.

Bei Beinverkürzungen, ob durch Hüftgelenkentzündung oder durch Verwundung im Felde entstanden, braucht niemand sich des schweren, dicken Korkstiefels zu bedienen. Gang, Körperhaltung und Bewegung können und müssen normal sein. Auskunft hierüber erteilt gern die ständig in dieser Zeitschrift inserierende Firma „Extension" G. m. b. H., Frankfurt a. M.-Eschersheim, Eschersheimer Landstraße 466, die auf eine 20jährige erfolgreiche Praxis zurückblickt und der einschlägige Behörden, wie Sanitätsämter, Berufsgenossenschaften, Krankenkassen usw. ständig Fälle überweisen.

„Mehr Gemüse," das Buch für Gartenfreunde (Verlag Adler & Co. in Erfurt), wurde der Kriegsbücherei in Posen in 3000 Exemplaren gespendet. Geheimrat Professor Focke, Direktor der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek, bezeichnet dies als außerordentlich willkommen. Der Verlag hat sich bereit erklärt, noch eine große Anzahl Exemplare des auf den vermehrten Gemüseanbau hinwirkenden Buches kostenlos zur Verteilung in Lazaretten und Kriegserholungsheimen auf Anforderung der betreffenden Leiter herzugeben.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — an — ar — biss — bran — burg — cho — dar — de — de — den — gel — geu — gu — her — hi — hol — hos — hut — ja — im — ke — kun — land — le lei — li — list — lit — mes — mi — mo — na — nach — ner — ni — po — ra — sa — te — tel — ter — tri — un — ur — ze — zi

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Satz aus Wielands „Oberon“ ergeben. Die Worte bezeichnen:

1. Teil einer Marschkolonne, 2. Raubtier, 3. Krankheit, 4. slavischen Fürsten, 5. Ameisenart, 6. Neben-Planet, 7. Gott, 8. Blume, 9. Getränk, 10. preußische Provinz, 11. Wandervolk, 12. Gewicht, 13. Musikinstrument, 14. neutrales Land, 15. wichtige Schrift, 16. Empörer, 17. kleine Mahlzeit.

Zwei Punkte.

Zwei Laute nur, ein Wort so klein,
Und doch — wie viel legt man hinein
An Lieb', Verachtung, Haß und Glück!
Auch drohend flammt dabei der Blick.
Zwei Punkte ändern schnell den Sinn:
Durch sie sinkt manches Hoffen hin;
Sie lassen manchen abseits stehn,
Wo andre mutig vorwärts gehn.

Bilder-Rätsel.



Wunderlich.

Zerleg in zwei Teile ein kleines Tier,
So hast Du ein großes und gleich Futter dafür.

Metamorphosen.

Bin ich ein Mann, Dir blutsverwandt,
Von gleichem Ahn: werd' ich's genannt;
Gibst Du ein M zum Haupte mir,
Dann werd' ich gleich ein großes Tier,
Wie man es trifft im Ungarnland;
Wird mir vertauscht ein a in e,
Höchst anziehend ich vor Dir steh;
Schneidst Du mich durch: im Dialekt,
Verweigere ich, was mir nicht schmeckt.

Undank.

Zieh' in ein neues Haus ich ein,
Laß ihn ich mir behilflich sein.
Erst bring'n wir alle Möbel rauf,
Dann hängen seine Frau wir auf!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:

Mache Dich zu einer Herberge schoener Gedanken.
Ruskin.

1. Makrone, 2. Adler, 3. Chlodwig, 4. Hymne, 5. Einsiedlerkrebs, 6. Duroc, 7. Ichthyolith, 8. Correggio, 9. Harfe, 10. Zobten, 11. Unze, 12. Ecuador, 13. Innung, 14. Norne, 15. Essad, 16. Razzia, 17. Hessen, 18. Erik, 19. Romanze, 20. Beethoven.

Die Brutstätte:

Sa — lo — ni — ki (Saba — Salomon — Ninive — Nilo.)

Scherzrätsel: Alt.

HUMOR

Wehrmann Quolke der vierten Kompagnie ist der einzige gelernte Maler im Bataillon und wird infolgedessen mehrfach verborgt. In letzter Zeit ist die Nachfrage erheblich zurückgegangen, seitdem Quolke von seinem Urlaub mit einem Liebeskummer zurückgekehrt ist, der ihn fast bis zur Gebrauchsunfähigkeit herabstimmt.

Eines Tages — das Bataillon liegt in getrennten Ortsunterkünften in Ruhe — unternimmt Feldwebel Lehmann von der Königlichen Zweiten noch einmal das Wagnis, Quolke anzufordern, trotz der dringenden Warnung der Schreibstube der 4. Kompagnie, mit Quolke sei ganz und gar nichts mehr zu machen, er sei vertattert durch und durch. „So viele Gedanken wird er wohl noch beisammen haben," erklärt Lehmann, „wir brauchen bloß ein Schild mit ‚Kommandantur', weil wir doch die Ortskommandantur haben; sonst braucht er nichts pinseln."

„Na, ist Euer Schild geworden?" fragt der Feldwebel der Vierten am nächsten Mittag bei der Befehlsausgabe.

„Zieh Leine, Mensch," erwidert Lehmann, „und koch ihn Dir sauer. Bei den ersten fünf Buchstaben habe ich dabei gestanden, beim sechsten hat er sich auch noch zusammengerissen. Wie ich mir aber abends den Schaden besehn will, was wird über'm Eingang stehn? —Kommanmeinherzl"

Zeichnung von Paul Simmel.



„Sagen Sie, wo ist der Pierre-Waast-Wald?"
„Det is er hier!"

Deutlich. Herr: „Ich finde, Sie haben einen wunderschönen Familiennamen."
Fräulein: „Finden Sie wirklich? Ich bin es so müde, ihn zu tragen."

*

„Emil, was kann man nicht mit Worten ausdrücken?"
„Weeß ick nich."
„'nen nassen Schwamm!"

*

Aus dem Briefe eines Kriegspflegekindes. Vorgestern habe ich gebadet, weil die Frau Kommerzienrat darauf drang, und muß ich sagen, ich war angenehm überrascht.

*

(Zwei Feldgraue beim Schanzen, wie sie gerade die ausgegrabene Erde in Sandsäcke füllen):
„Wie lang jetzt dann bloß der Krieg noch dauern mag?"
„Frag net so dumm! Bis ganz Frankreich in Sandsackerln eig'füllt is, dann is gar!"

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 7

18. Februar 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Vor dem Sturmangriff: „Noch zwei Minuten!"

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

BILDNISSE VOM TAGE



Großadmiral Haus †,
der Chef der österr.-ung. Flotte.



Talaat Pascha,
der neue türkische Großwesir.



Fliegerleutnant Baldamus,
der seinen 11. Gegner im Luftkampf besiegte.

Mit Talaat Pascha, dem neuen türkischen Großwesir, kommt der neben Enver Pascha entschiedenste und tatkräftigste jungtürkische Staatsmann an die Spitze der Regierung. Das türkische Kabinett erhält durch die von Talaat vorgenommene Umbildung größere Kraft und Einheitlichkeit. Talaat und Enver sind die Männer, die den Anschluß der Türkei an die Mittelmächte vorbereitet und durchgeführt haben, und beide haben ihren unerschütterlichen Entschluß, an der Seite ihrer Verbündeten den Krieg bis zum siegreichen Ende durchzukämpfen, wiederholt kundgetan. —

Großadmiral Anton Haus, der Chef der österreichisch-ungarischen Flotte, der an den Folgen einer Lungenentzündung verschieden ist, war seit 1913 Kommandant der k. u. k. Marine. Gleich nach Kriegsausbruch haben die österr.-ung. Seestreitkräfte trotz ihrer numerischen Unterlegenheit gegenüber der italienischen Flotte einen frischen Offensivgeist gezeigt, der zu beachtenswerten Erfolgen geführt hat. Während die Italiener trotz der langen Dauer des Krieges auch nicht einen einzigen Vorstoß zur See wagten, hat die Kühnheit und die Geschicklichkeit der von Großadmiral Haus kommandierten österr.-ung. Flotte oft genug die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Waffe unserer Verbündeten und auf ihren Führer gelenkt.



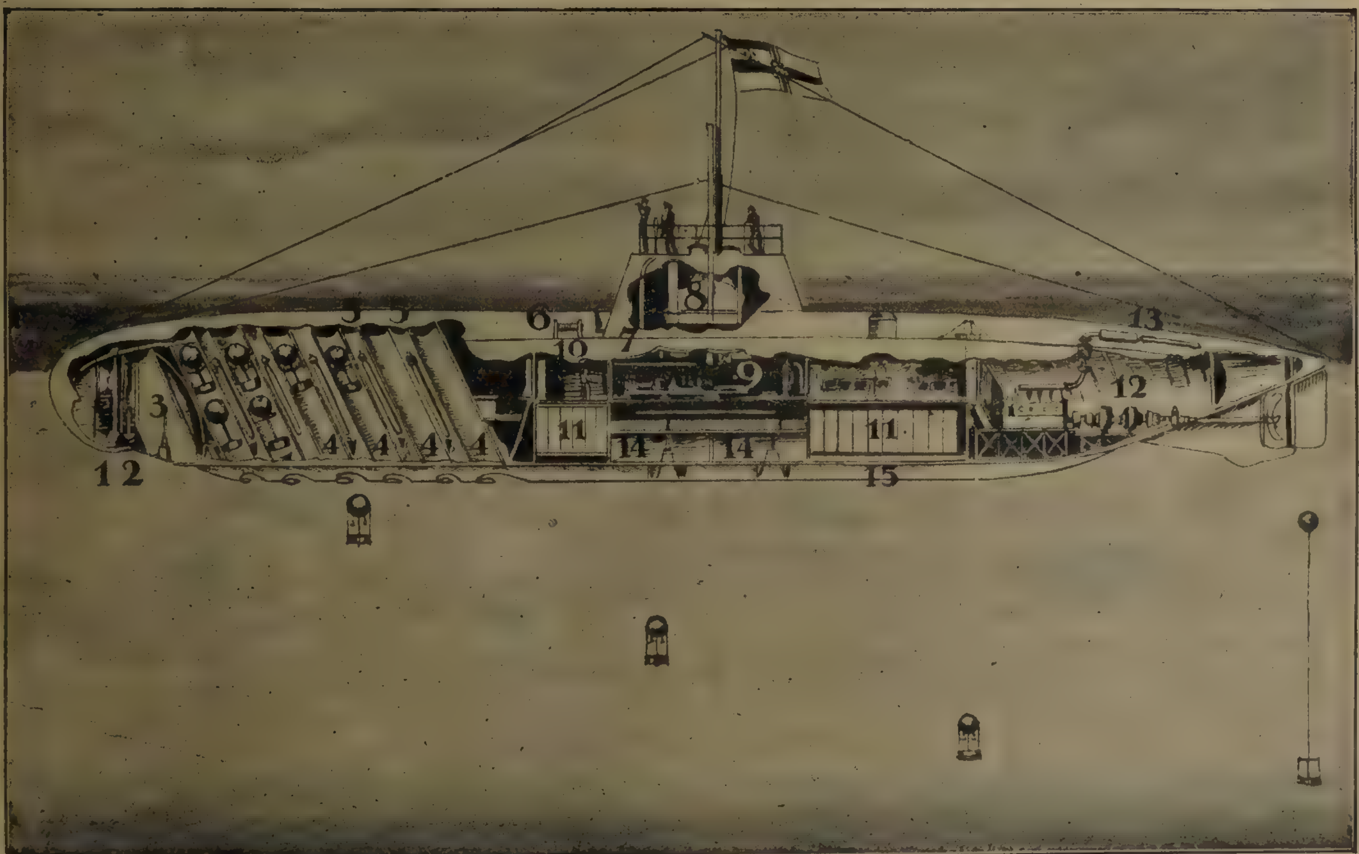
Ostende im Kriegswinter 1917: Auf der Eisbahn im Ostender Park bei deutschem Militärkonzert.



An der Schnellfeuerkanone auf Deck eines deutschen U-Bootes.
Phot. A. Grohs.

Ein deutscher Tauchboot-Minenleger

Wir sind ermächtigt, hier die auch für den Laien interessante Einrichtung eines deutschen Tauchboot-Minenlegers zu zeigen. Das Legen der Minen geschieht in folgender Weise: Nach Lösung des Sperrhebels vom Turm aus gleitet die Mine samt Stuhl und Anker zum Rohr hinaus und sinkt. Nach Berührung des Bodens beginnt die Sperrung der Mine im Stuhl sich zu lösen. Die nach gewisser Zeit freigewordene Mine steigt, das Ankertau wickelt sich ab. Die Mine stellt sich selbsttätig auf bestimmte Tiefe unter dem Wasserspiegel ein. — Die Ziffern in dem Bilde des deutschen Tauchboot-Minenlegers bezeichnen: 1. Kettenlast. 2. Anker. 3. Flutventile. 4. Minenrohre. 5. Preßluft-Flaschen. 6. Lotmaschine. 7. Ventilator. 8. Turm mit Sehrohr und Telesk.-Mast. 9. Zentrale. 10. Wohnraum. 11. Elektrischer Kraftsammler. 12. Maschine. 13. Schalldämpfer. 14. Wasserballast. 15. Ballast…



Deutscher Tauchboot-Minenleger. (Ziffernerläuterung siehe den Text.)



General der Infanterie Kosch, der Führer der siegreichen Donauarmee und Eroberer von Braila auf einem Gefechtsstand am Sereth-Ufer.
General Hilmi Pascha, der Führer der Türken. General Kosch. Phot. M. Film- u. Fotostelle.



Eine seltene photographische Aufnahme: Honved-Husaren bei einem Sturmangriff mit Handgranaten.



Im Fliegerlager: Vor dem Aufstieg.

Ein Tag im Fliegerlager

Es war ein schöner, klarer Frosttag. Kein Wölkchen am Himmel, just das rechte Wetter für unsere Flieger. Noch ehe der Morgen graute, war ich in meinem kippligen Panjeschlitten zu der benachbarten Flieger-Abteilung hinübergefahren, um sie in ihrem Leben und Treiben zu beobachten, um zu sehen und um zu lernen. Als ich zum Flugplatz kam, war es noch dunkel, aber dort war strahlende Helle. Eine Menge elektrischer Lampen erleuchteten den weiten Platz. Die Tore der großen Holzhallen waren weit aufgeschlagen, und drinnen ging es geschäftig zu. Die Flugzeuge wurden startfertig gemacht, denn es sollte nach den Tagen schlechten Wetters einen „Mordsfilm" geben. Man schleppte Kannen Benzin, heißes Wasser für den Kühler, dort befestigte ein Mann ein Maschinengewehr am Beobachtersitz, hier wurden Bomben eingehängt. Der Werkmeister der Abteilung ging von einem Flugzeug zum anderen, prüfte hier die Verspannung, dort die Wärme des Kühlers, nichts entging seinen aufmerksamen Augen. Dann gab er den Befehl, die Flugzeuge aus der Halle herauszuziehen. Die Stahlvögel standen vor den Hallen. Ein Propeller nach dem anderen wurde durchgedreht, und bald sangen die Motore ihr brausendes Lied. Es war ein Brausen und Dröhnen in der Luft, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Jetzt traten die Flugzeugführer und Beobachter zu ihren Flugzeugen, verstauten ihre Sachen, die photographischen Apparate. Der Motor wurde noch einmal geprüft, dann

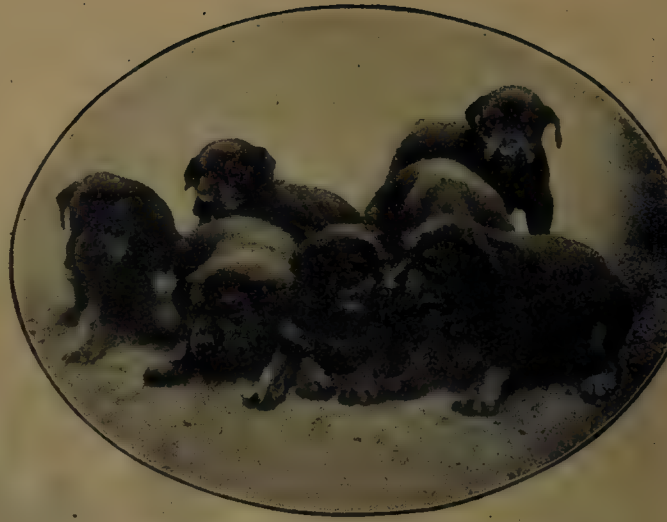


Aufstieg zu einem Geschwaderflug gegen den Feind.



Ein Tag im Fliegerlager: Ein Beobachter beim Niederschreiben seiner Meldung nach der Rückkehr vom Erkundungsflug.

ein Wink, und ein Flugzeug nach dem anderen rollte zum Startplatz. Die Sonne ging gerade auf, als das erste Flugzeug mit brausendem Motor in die frische, kalte Morgenluft schoß, nach Osten, dem Feinde entgegen. Eines jagte nach dem anderen, und bald war der Platz leer, wo eben noch die Stahlvögel gestanden hatten. Der Abteilungsführer trat zu mir. Von vorn hatte man die Meldung erhalten, daß der Russe das schlechte Wetter zu größeren Truppenschiebungen benutzt hatte. Diese sollten festgestellt, Bahnhöfe mit Bomben belegt, Transporte womöglich angehalten werden. Ein Flugzeug sollte die feindlichen Stellungen photographieren, ein anderes eine schwere Batterie auf ein genau erkundetes Munitionsdepot einschießen. Das Programm war also sehr groß, und ich freute mich, zu günstiger Stunde eingetroffen zu sein. Da die Rückkehr der Flugzeuge erst nach Stunden zu erwarten war, bat ich den Abteilungsführer, mir sein Reich einmal zu zeigen. Die Abteilung lag schon seit Monaten an derselben Stelle, und ich konnte mit Bewunderung sehen, was deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit hier geschaffen hatten. Die großen Hallen waren ein Meisterwerk militärischer Baukunst. Heizungen sorgten dafür, daß die Flugzeuge nicht unter der starken Kälte litten, jeder Stahlvogel hatte sein behagliches Nest. Dabei waren auch gleich die Wohnräume der Monteure der einzelnen Flugzeuge, mit Bildern aus der Heimat geschmückt, traulich und warm. Eine besondere Halle war als Werft eingerichtet. Darinnen walteten Schlosser, Schweißer und Tischler ihres Amtes. Man war auf alles eingerichtet und konnte fast alle Reparaturen selbst ausführen. Dann folgten Hallen, in denen die Kraftfahrzeuge ihre Winterruhe hielten, denn der Schnee lag zu hoch, und Pferde mußten die Arbeit leisten. Wo man hinsah, Ordnung und Fleiß. Ganz am Ende des Flugplatzes, unter hohen Kiefern verborgen, war eine kleinere Halle. In ihr stand ein Fokker-Flugzeug, abseits von seinen großen Brüdern, harrend auf den Feind, der es wagen wollte, sich unserer Linie zu nähern. Gerade als wir dort anlangten, rasselte die Alarmklingel, und man meldete von vorn ein feindliches Flugzeug. Im Nu war der Fokker herausgeschoben, der Führer sprang hinein, der Motor wurde angeworfen, und mit einem kurzen Satz schwang sich das leichte, wendige Ding in die Luft. Man sah ordentlich, wie es kletterte, und dann war es unseren Blicken entschwunden. Nach einer Weile hörten wir das charakteristische „Schnurpsen“ über uns, und dann schoß der kleine Fokker in steilem Gleitflug auf uns herab und stand dann wieder vor uns. Der Führer stieg aus und meldete, daß der Russe schon auf große Entfernung Fersengeld gegeben habe und zurückgeflogen sei. „Na, ein anderes Mal!“ tröstete mein Begleiter den ob dieser Flucht ergrimmten Kampfflieger. Wir gingen zu den großen Hallen zurück und kamen gerade zurecht, um das erste zurückkehrende Flugzeug landen zu sehen. Der Beobachter kam heran, ganz in Pelz gehüllt, die Brille vereist und meldete, daß das Einschießen gelungen sei und bereits nach dem ersten Schusse ein Volltreffer das Munitionsdepot zur Explosion gebracht hätte. Es war ein schöner Erfolg und ein gutes Omen für



Ein freudiges Ereignis im Flughafen.





„Glücklich abgelaufen!“
Am Horizont: Explosionen fehlgegangener feindlicher Fliegerbomben, die auf das [illegible]rlager gezielt waren.



Ein deutsch-österreichisch-ungarischer Flughafen.



Von der Kriegstagung der „Deutschen Museums-Gesellschaft“ in München: Phot. Hoffmann.
(Am Vorstandstisch, von links nach rechts): Geheimrat Prof. C. Duisburg, König Ludwig von Bayern, Reichsrat Dr. Oskar v. Miller (München), Dr. Krupp von Bohlen und Halbach (Essen).

den Tag, denn auch die übrigen Flugzeuge, die mit Zwischenräumen eines nach dem anderen unversehrt landeten, brachten wichtige Meldungen, hatten erfolgreich ihre Bomben geworfen, den Feind angehalten, eine Menge Neues gesehen und mit der Kamera festgehalten. Man führte mich in die photographische Abteilung, wo man bereits eifrig damit beschäftigt war, die soeben mitgebrachten Aufnahmen zu entwickeln. Sie waren sämtlich prächtig gelungen, und der Beobachter zeigte mir auf der einen Platte das Treffergebnis seines Bombenangriffes auf einen Bahnhof. Jeder Bombeneinschlag war deutlich zu erkennen. Eine andere Aufnahme zeigte mir das wohlgelungene Einschießen auf das Munitionsdepot. Jede Meldung hatte so ihren photographischen Beleg, und der Truppenführer konnte an der Hand der Aufnahmen sich ein ganz genaues Bild von den Leistungen machen. Leider schlug für mich die Stunde des Abschieds, die Sonne war schon wieder im Sinken, als mein Schlitten mich von dannen führte. Der Flugplatz lag verlassen da, die Hallentore waren geschlossen, und drinnen ruhten die Stahlvögel aus bis zum nächsten Tage, wo sie von neuem über den Feind sollten.



Generalmajor Ritter v. Kneußl,
der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Hans Siemssen.



Die Beratung der nordischen Staatsoberhäupter: Phot. Dangaard.
König Gustav von Schweden in Kopenhagen mit König Christian von Dänemark.
König Christian König Gustav.



Oberst v. Berendt,
der den Orden Pour le mérite erhielt
Phot. Kaufhaus d. Westens.





Wie die Engländer den Verkehr in den wegen der Zeppelingefahr verdunkelten Straßen zu ermöglichen versuchen:
Das freiwillige Frauen-Hilfskorps in Leicester beim Streichen der Stufen und der Bordschwellen mit weißer Farb

Eine Tracht, die sich ein Londoner zum Schutz gegen nächtliches Zusammenprallen erdacht hat.

Seit Jahr und Tag liegt London Abend für Abend in tiefster Finsternis aus Furcht vor den Zeppelinen. Diese allgemeine Lichtlosigkeit ist schon in hellen Sommernächten dem Verkehr einer Weltstadt nicht besonders zuträglich, geradezu verhängnisvoll wird sie aber in der jetzigen Zeit der berühmten englischen Nebel. Der Londoner Nebel ist dem Sprichwort nach „so dick wie Erbsensuppe“; nur das Licht hochflackernder Fackeln — Gaslaternen, denen man die Brenner abschraubt — dringt ein paar Schritt durch seine Dichtigkeit. Diese Beleuchtung ist aber längst in England verboten worden, und so ist man auf den Gedanken gekommen, mit weißer Farbe ein wenig Helligkeit in das Dunkel zu bringen. — Von allen Tieren ist jetzt unbedingt das Schwein das beliebteste. Alle Welt hat es „zum Fressen gern“. Wie aus englischen Witzblättern hervorgeht, wird es jenseits des Kanals ebenso verhätschelt, als bei uns. In allen Lebenslagen wird das appetiterregende Schwein von Londoner Karikaturisten verewigt. Ja, selbst auf der Varietébühne macht es sein Glück. Früher brachte es im Zirkus die radaulustige Jugend zum Lachen, jetzt erweckt es bei seinem Auftreten in einer Revue den Beifall des eleganten Publikums.



Ein Zeichen der Lebensmittelknappheit in England:
Auch dort steigt das Schwein dauernd in der Achtung!
Szene aus der Revue eines Londoner Theaters.

HUMOR

Kleiner Irrtum! Feldwebel (zu einem neu eingetretenen Feldgrauen): „Also was sind Sie, Reservist Hieber? Gastronom? Famos, da können Sie mal sofort die Gasleitung in unserem Unterstand revidieren!“

Die Tante fragt das Hänschen: „Na, wie gefällt es Dir denn in der Schule?“ „Ja,“ sagt der Junge, „es ist alles ganz schön und gut, wenn man nur dem Lehrer besser trauen könnte.“ „Wieso?“ meint die Tante. „Nun, gestern bringt er uns mit vieler Mühe bei, daß fünf und vier neun ist. Und heut will er uns wieder einreden, sechs und drei ist neun.“

*

Die kleine Eva, eben 2 Jahre alt, war bei ihrem Großpapa, einem eifrigen Skatspieler vor dem Herrn, gewesen. Als sie am Abend im Bettchen lag, sprach ihr die Mutter das Nachtgebet vor: „Ich bin klein, mein Herz..“ „Ist Trumpf!“ sagt Eva.



Berliner Schüler als Schneeschnipper:
„Dummer Bengel, paß doch auf!“
„Herr, keine Beamtenbeleidigungen!“

Nach etlichen Nächten im Freien kommt unsere Kompagnie in einem entlegenen Dörfchen zur Ruhe. Um nun bei den Dorfschönen guten Eindruck zu machen, will jeder brave Musketier schleunigst von seinen Bartstoppeln befreit sein. Der Schönheitsrat der Kompagnie, ein gelernter Maurer, kriegt alle Hände voll zu tun, und die Soldaten sehen nach der Prozedur Mensurstudenten nicht unähnlich. Auch unser Leutnant vertraut sich notgedrungen dem Künstler an. Wie wohl er sich aber dabei gefühlt hat, sagt sein Gesicht und die Standrede, die er seinem Burschen am nächsten Morgen hält: „Müller! Wenn Sie künftig meine Sachen nicht in Ordnung bringen, melde ich Sie beim Hauptmann, oder ich lasse Sie von Schwichting rasieren!“

*

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26.

Der Fall Deruga

Roman von Ricarda Huch

15. Fortsetzung. — Nachdruck verboten. Amerikanisches „Copyright 1916, by Ullstein & Co."

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

XVI.

Nachmittags ließ sich die Baronin bei Deruga melden. Er erhob sich aus dem unbequemen Sofa, auf dem er gelegen und geschlafen hatte, und blinzelte verdrossen gegen das Licht. „Lieber Doktor," sagte sie, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte, „ich komme, mir Ihre Verzeihung zu holen. Dem reuigen Sünder vergibt selbst Gott. Sie werden nicht unerbittlich sein."

„Ich maße mir nicht an, mit Gott vergleichbar zu sein," sagte Deruga, „aber es kommt nicht darauf an, da ich Ihnen nichts zu verzeihen habe. Sie verfolgten ja nicht mich, sondern traten für das vermeintliche Recht ein."

„Sie weichen einer Versöhnung aus," sagte die Baronin. „Ich verstehe Sie wohl; aber ich lasse mich nicht so leicht abweisen. Von einem Manne, der so lieben kann wie Sie, erträgt man wohl auch Haß und noch Schlimmeres. Welche Frau gäbe nicht alles hin, was sie hat, um einmal so geliebt zu werden, wie Sie geliebt haben!"

„Wahrhaftig!" rief Deruga, „von Ihnen will das, glaub' ich, etwas sagen."

„Das klingt boshaft," sagte die Baronin, „und doch kränkt es mich nicht, weil ich fühle, daß Sie es nicht böse meinen. Es ist wahr, ich wüßte nicht, wie ich ohne Geld und sogar ohne ziemlich viel Geld sollte leben können. Mein Gott, jeder hat seine Gewohnheiten. Aber habsüchtig bin ich nicht, am Gelde an und für sich liegt mir nicht. Und wissen Sie, warum ich so außer mir war, daß die Erbschaft mir entging? Ich war sehr erpicht auf das Geld gewesen, das leugne ich nicht, und Ihnen, nur Ihnen will ich sagen, warum. Ich habe mich in meiner Ehe unbeschreiblich gelangweilt."

„Sie hatten doch eine Tochter," wandte Deruga ein.

„Sie fand es vermutlich bei uns ebenso langweilig wie ich," sagte die Baronin, „denn seit sie herangewachsen war und mir eine Gesellschafterin hätte sein können, ergriff sie jede Gelegenheit, um von Hause fort zu sein. Inzwischen verkürzte ich mir die Zeit mit einem Zukunftsplan: dem, mich von meinem Manne frei zu machen, sobald meine Tochter versorgt, das heißt verheiratet wäre."

In Derugas Miene malte sich aufrichtiges Erstaunen. „Sie denken wirklich daran, sich jetzt noch scheiden zu lassen?" sagte er.

Ein reizendes Lächeln, das sie jung machte, glitt über das Gesicht der Baronin.

„In meinem Alter, wollen Sie sagen? Solange ich den Wunsch habe, bin ich offenbar jung genug dazu," entgegnete sie.

„Und dann wollen Sie einen amüsanteren Mann heiraten?" fragte Deruga.

„O, heiraten!" wiederholte sie. „Darauf kommt es mir nicht an, auch nicht auf förmliche Scheidung, nur darauf, frei zu sein und die Atmosphäre der Langenweile zu verlassen!"

Deruga zuckte die Schultern. „Im Grunde herrscht auf der ganzen Erde dasselbe Klima," sagte er.

„Nein, nein," rief sie lebhaft, „ich kann mir zum Beispiel nicht denken, wie man sich in Ihrer Gesellschaft je langweilen sollte!" Sie hatte so eine freie Art, die Dinge naiv wie ein Kind herauszusagen, daß selbst Deruga, der sich für einen Kenner der Frauen hielt, nicht unterscheiden konnte, ob die Blüte echt oder künstlich war. „Aber nun," setzte sie hinzu, indem sie aufstand, „geben Sie mir zum Abschied einen Versöhnungshändedruck!"

„Gern, Baronin," sagte er, indem er ihr die Hand reichte. „Ihre Strafe haben Sie ja ohnehin, indem das Geld Ihnen entgangen ist."

„Ja, das Geld," sagte sie wehmütig, „das mir den Käfig öffnen sollte. Wir waren vorhin davon abgekommen: einzig der Umstand, daß ich kein eigenes Vermögen habe und nicht wußte, wovon ich leben sollte, wenn ich meinen Mann verließe, stand vor der Erfüllung meines Wunsches. Das Erbe meiner armen, kranken Kusine sollte mir das neue Leben geben! Nun aber genug von mir! Erlauben Sie mir, Ihnen dies Zimmer für die Zeit, wo Sie es noch bewohnen werden, ein wenig zu erheitern? Mit Blumen?"

„Wenn es Ihnen Freude macht," sagte er.

Während sie zögernd auf der Schwelle stand, ruhten ihre Augen auf seiner wohlgeformten braunen Hand, die sie immer noch hielt, und dann ging sie mit einem Lächeln.

Ihr war zumute, wie sie die etwas abgelegene, düstere Straße entlang ging, als habe sie sich noch nie, in ihrem ganzen Leben nie, in einer solchen das ganze Leben durchglühenden Aufregung befunden. Es war eine prickelnde, zugleich ängstigende und wohltuende Empfindung, in der sich, so schien es ihr, alle ihre Kräfte steigerten und veredelten. Freilich, noch ein wenig mehr, so könnte es unbehaglich werden, ja, schon jetzt lief ein leises Angstgefühl mit unter, das jedoch die Wonne des allgemeinen Aufruhrs noch übertönte.

Die Baronin beschloß, einen Spaziergang zu machen. Es war noch nicht spät, die Lichter auf den Straßen und in den Schaufenstern wurden allmählich entzündet und loderten wie feuergelbe Tupfen in das Durcheinander der dämmerblassen Farben. Langsam und lächelnd ging sie ziellos weiter. Wie reizend war es, sich so jung zu fühlen und wie ein verliebtes Mädchen verbotene Wege zu gehen! Ja, es war fast, als ginge sie zu einem Stelldichein. Als sie an einem Blumengeschäft vorbeikam, das das Aussehen eines pompösen Urwaldes hatte, fiel es ihr ein, etwas für Derugas Zimmer auszusuchen. Sie wählte lange und fragte kaum nach den Preisen, die sie sonst, besonders wenn es sich um Geschenke handelte, durchaus nicht unberücksichtigt ließ. Zufällig erblickte sie in einem Spiegel im Laden ihre Gestalt: schlank, tadellos, voll natürlicher Eleganz. Ein frohes Gefühl von Glück und Stolz durchzuckte sie.

Sie kämpfte mit sich, ob sie am folgenden Morgen zur Sitzung gehen sollte, denn es war ihr, als könne es Deruga mißfallen, und als liege überhaupt etwas Geschmackloses und Gefühlswidriges darin, wenn sie sich jetzt auf dem Platze zeigte, den sie früher aus Neugier und dem ungeduldigen Wunsche eingenommen hatte, ihre Sache triumphieren zu sehen. Doch war es ihr unmöglich, dem Drange zu widerstehen, der sie in Derugas Nähe trieb, sei es auch nur, um sich Gewißheit über sein Befinden zu verschaffen.

„Hat man unrecht gehabt," sagte sie beim Frühstück zu ihrem Mann und ihrer Tochter, „so muß man es dadurch wieder gutmachen, daß man es eingesteht. Ich möchte nicht nach Paris reisen, ehe ich weiß, was aus Deruga wird, und was wir etwa für ihn tun können."

Der Baron war derselben Meinung, und Mingo errötete vor Freude.

„Liebe Mama," sagte sie, „ich bin so froh, daß Du doch ein guter Mensch bist."

„Aber, Mingo," sagte die Baronin verweisend, indem sie sich doch nicht enthalten konnte zu lachen.

„Darf ich mitgehen, Mama?" bat sie, die aufgesprungen war und ihre Mutter umarmt hatte. „Du weißt, wie ich darunter gelitten habe, nun möchte ich auch dabei sein, nachdem es sich so schön gewendet hat. Er wird doch sicher freigesprochen?"

„Daran ist wohl nicht zu zweifeln," sagte der Baron, indes die Baronin sich von Mingos Umarmung freimachte und ein peinliches Gefühl von Eifersucht, das plötzlich in ihr aufstieg, zu unterdrücken suchte. Ihr Blick glitt schnell prüfend über Mingo hin, deren Dasein

sie plötzlich als Einengung und Hemmung empfand. Aber sie wollte ja studieren, sagte sie sich, und das war ein gutes, richtiges Gefühl von ihr, daß sie noch an sich arbeiten und sich entwickeln wollte. Die Berührung der frischen Lippen war doch unsäglich lieblich. Die Baronin legte ihre Hand liebkosend unter das noch kinderrunde Gesicht ihrer Tochter und sagte:

„Ich werde Deruga gelegentlich erzählen, daß Du von Anfang an sein tapferer kleiner Ritter gewesen bist.“

Mingo leuchtete vor Stolz. „Und ich stecke mein Schwert nicht ein, bis er frei ist,“ sagte sie.

XVII.

Die Ungeduld des auf die Aussage Derugas gespannten Publikums wurde nicht sofort befriedigt, da als erste Zeugin Fräulein Gundel Schwertfeger vernommen wurde. Der Vorsitzende legte ihr den Brief der verstorbenen Frau Swieter an Deruga vor und fragte sie, ob er ihr bekannt sei.

„Ja,“ sagte Fräulein Schwertfeger, kaum einen flüchtigen Blick darauf werfend, „es ist derselbe, den ich einige Tage vor Mingos Tod zur Post gegeben habe.“

Dr. Zeunemann räusperte sich ein wenig und sah vor sich auf den Tisch. „Sie haben uns das im Beginn des Prozesses verschwiegen,“ sagte er.

„Nein, ich habe gelogen,“ sagte Fräulein Schwertfeger mit trotziger Tapferkeit, während ihre großen grauen Augen sich verdunkelten. „Es war das erstemal in meinem Leben, und ich mußte es tun, weil ich sonst meiner verstorbenen Freundin das Wort gebrochen hätte. Dazu konnte ich mich nicht entschließen, gerade weil sie tot ist.“

„Wollen Sie uns jetzt vielleicht,“ sagte Dr. Zeunemann sanft, „kurz erzählen, was sich wegen des Briefes zwischen Ihnen begab?“

„Meine Freundin fragte mich, ob ich ihr etwas zuliebe tun wolle. Ich sagte, ich würde alles tun, was in meinen Kräften stände, die leider gering wären. Sie küßte mich und sagte, es wäre nicht viel an sich, aber für mich bedeutete es vielleicht viel: ich sollte nämlich einen Brief an Deruga besorgen, ohne daß es jetzt oder später jemand erführe. Ich versprach, zu tun, was sie wünschte, und fragte, ob sie mir sagen könnte, was sie ihm schriebe, und warum es niemand erfahren dürfte. Sie sagte, sie habe das Bedürfnis, ihm für den Fall, daß sie nicht lange mehr leben sollte, lebewohl zu sagen; und daß sie das heimlich halten wolle, entspringe nur der vielleicht törichten Furcht, man würde sie nicht verstehen und lächerlich finden.“

„Haben Sie sich damals,“ fragte der Vorsitzende, „gar keine Gedanken gemacht, ob es sich wirklich so verhalte?“

„Damals dachte ich,“ sagte Fräulein Schwertfeger, „sie habe ihm vielleicht geschrieben, sie wünsche ihn noch einmal zu sehen, bevor sie stürbe, und habe sich gescheut, mir das zu sagen. Als dann die Anklage gegen Deruga erhoben wurde, sah ich ein, wie gefährlich der Brief für ihn werden könne, sei es, daß sie ihn gebeten hatte, zu kommen, oder daß sie ihn von dem Inhalt des Testamentes in Kenntnis gesetzt hatte; und ich nahm mir vor, lieber zu lügen, als ihn ins Unglück zu bringen, da ich wußte, welchen Schmerz das meiner Freundin bereitet hätte.“

„Steht vielleicht damit in Zusammenhang,“ sagte Dr. Zeunemann, „daß Sie das Vermächtnis Ihrer Freundin ausschlugen und später sogar die Ihnen vermachten Wertsachen verschenkten?“

Fräulein Schwertfeger wurde dunkelrot. „Es schien mir allerdings nun so auszusehen,“ sagte sie, „als wolle meine Freundin mich für mein Stillschweigen belohnen. Später vollends, als der Verdacht gegen Deruga aufkam, den ich teilte, wäre ich mir selbst vorgekommen wie eine Bestochene und wie eine Helfershelferin bei der abscheulichen Tat, wenn ich das Geringste von den Kostbarkeiten meiner Freundin behalten hätte.“

„Es ist Ihnen also niemals,“ fragte der Vorsitzende, „die Möglichkeit des Zusammenhanges aufgetaucht, so wie sie sich jetzt dargestellt hat? Ihre Freundin hat Ihnen doch selbst einmal gesagt, wie Sie gelegentlich erwähnten, daß sie demjenigen dankbar sein würde, der ihrem Leiden ein Ende bereitete, indem er sie tötete?“

„Ich hielt das nur für eine augenblickliche Regung,“ sagte Fräulein Schwertfeger. „Jetzt erst habe ich eingesehen, wie sehr sich meine Freundin im allgemeinen beherrschte, wenn ich bei ihr war. Dazu kommt, daß ich Deruga nichts Gutes, aber wohl Schlechtes zutraute. Ich habe ihm sehr unrecht getan.“

„Aber das bedachten Sie nie,“ sagte Dr. Zeunemann mit mildem Vorwurf, „daß der Gerechtigkeit dadurch Abbruch geschähe, wenn Deruga seine geschiedene Frau gemordet hätte und unbestraft bliebe?“

„Ich dachte,“ sagte Fräulein Schwertfeger trotzig, „ich wollte tun, was mein Gewissen mich hieße, und das übrige Gott überlassen.“

„Als Mensch,“ sagte Dr. Zeunemann nach einer Pause, „kann ich Ihre Handlungsweise nicht tadeln, obwohl sie nicht als Muster für andere Fälle gelten dürfte.“

Nachdem Fräulein Schwertfeger entlassen war, kam Derugas Vernehmung. Um von den Geschworenen besser verstanden werden zu können, wurde er aufgefordert, die Anklagebank zu verlassen und sich auf den für die Zeugen bestimmten Platz zu begeben.

„Sie haben zugestanden,“ begann der Vorsitzende ernst, „Ihre geschiedene Gattin getötet zu haben, was Sie bis jetzt leugneten. Sie reisten zu diesem Zwecke und mit dahinzielender Absicht von Prag ab?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Deruga unmutig, „warum Sie mich noch einmal mit Fragen behelligen, Sie wissen, daß meine Frau sich sehnte, von unerträglichen Leiden befreit zu werden, und daß sie sich an mich wendete, weil sie das Zutrauen zu mir hatte. Ich fühlte menschlich genug, um ihre Bitte zu erhören. Die Aerzte im allgemeinen haben den Mut zu einer so vernünftigen Tat nicht. Ich reiste sofort hin und tat es. Das sollte genügen.“

„Es kommt uns nicht nur darauf an, die Tat zu wissen,“ sagte Dr. Zeunemann, „sondern auch die Absichten kennen zu lernen, die den Täter leiteten.“

„Was wollen Sie damit sagen?" fuhr Deruga heftig auf. „Was für Absichten könnte ich gehabt haben, außer der armen Person zu helfen? Daß ich von der Erbschaft nichts wußte, geht aus ihrem Brief hervor."

„Aus dem Brief geht allerdings hervor," sagte der Vorsitzende mit gelassener Würde, „daß Sie mit Ihrer geschiedenen Frau seit Ihrer Scheidung in keiner Verbindung standen, daß Sie also damals von der Erbschaft nichts wußten."

„Damals!" rief Deruga. „Wollen Sie damit sagen, daß ich hingereist wäre, um meiner Frau anzubieten, ich wolle ihr den Gefallen tun, wenn sie mir soundso viel Geld dafür gäbe? Und um den Preis ihres Vermögens hätte ich mich kaufen lassen? Ich weiß nicht, nach was für einem Maßstab Sie die Menschen beurteilen. Ekelhafte Welt, wo Menschen richten, die nur gemeine Triebe zu kennen scheinen!"

„Ich muß Sie bitten," sagte der Vorsitzende, „Ihre Ausdrücke zu mäßigen. Die gefallenen Worte lasse ich deshalb hingehen, weil ich eine krankhafte Erregung bei Ihnen voraussetze. Nachdem ich Sie aber gewarnt habe, würde ich mich im Wiederholungsfalle zu ernsten Maßregeln gezwungen sehen."

Inzwischen war Justizrat Fein aufgestanden und bat, ein paar Worte mit seinem Klienten reden zu dürfen.

„Aber liebster Doktor," sagte er halblaut, indem er ihn am Rock faßte, „was für Geschichten machen Sie? Es hängt jetzt alles davon ab, daß Sie einen guten Eindruck machen. Nachher ist alles vorüber. Nehmen Sie sich doch zusammen, tun Sie es mir zuliebe! Bilden Sie sich ein, Sie erzählten die ganze Begebenheit mir! Der arme Teufel tut am Ende nur seine Pflicht, wenn er alle Möglichkeiten ins Auge faßt." Deruga brummte, aber sein Blick war freundlicher geworden, und er erklärte sich bereit, die Fragen, die man an ihn richten würde, zu beantworten.

„Als Sie den Brief Ihrer geschiedenen Frau erhielten," begann Dr. Zeunemann von neuem, „faßten Sie da sofort den Beschluß, ihren Wunsch zu erfüllen?"

„Als ich ihre Handschrift sah," sagte Deruga in ruhig erzählendem Tone, „die ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, und die ganz unverändert war, so daß ich sie sofort erkannte, da erfaßte mich sofort das Gefühl von Unruhe, Wut und Haß, das mich immer überkommen hatte, wenn ich zufällig einmal an sie erinnert wurde, was aber in den letzten Jahren nur sehr selten geschehen war. Was kann sie von mir wollen? dachte ich. Will sie mir sagen, es tue ihr leid, daß sie mein Leben zerstört habe? Bildet sie sich ein, es bestehe noch irgendein Band zwischen uns? Bildet sie sich ein, ich könne je vergessen, was ich durch sie gelitten habe? So ungefähr. Als ich den Brief gelesen hatte, war das alles verschwunden, und ich empfand nur Mitleid und Liebe. Ich empfand, was ich noch nie zuvor empfunden hatte: reine, große, ungetrübte Liebe für das leidende Geschöpf, das ich so viel gequält hatte, eine Liebe, die nur in dem Wunsche bestand, sie zu trösten und ihr zu helfen. Ich erinnerte mich an ihre Angst vor Schmerzen, und wie oft sie mich gefragt hatte, ob ich sie lieb genug haben würde, sie zu töten, wenn sie einmal von einer sehr schmerzhaften Krankheit befallen werden sollte, wie dankbar sie mir war, wenn ich es ihr versprach, und wie dann ihre Sicherheit und Ueberlegenheit verschwand und sie wie ein Kind sich an mich schmiegte. Es war alles ausgelöscht, was mich einst an Eifersucht, Empfindlichkeit und Nachsucht gegen sie verbittert hatte, vor dem einen Gefühl, daß sie mich nicht vergeblich angerufen haben sollte, und daß ich sie von ihren Leiden befreien wollte, wenn ich sie nicht etwa heilen könnte."

Die Pause, die Deruga machte, benützte der Staatsanwalt, um durch weitausholende Gestikulationen und im Flüsterton gezischte Anweisungen einen Diener zu beauftragen, daß er dem Angeklagten, der angegriffen zu sein scheine, einen Sessel brächte. Nachdem er sich bedankt hatte, fuhr Deruga fort:

„Meine erste Regung war, sofort abzureisen, aber ich überlegte mir, was für höchst bedenkliche Folgen die Tat für mich haben könnte, und ich beschloß, dieselben, wennmöglich, abzuwenden.

Da meine Frau nicht geschrieben hatte, wie ich zu ihr gelangen könnte, dachte ich, zuerst deswegen bei ihr anzufragen, unterließ es jedoch, weil ich mir sagte, der Brief würde vielleicht einer Dienerin oder Pflegerin in die Hände fallen, die voraussichtlich nicht in das Geheimnis gezogen werden durfte. Nachdem ich vielerlei geplant und verworfen hatte, entschloß ich mich, als Vagabund oder Hausierer verkleidet in ihrer Wohnung anzusprechen und die Gelegenheiten auszukundschaften; ich traute mir zu, daß ich auf diese Art irgendeinen Weg ausfindig machen würde, und rechnete auf die glücklichen Einfälle, die dem Unternehmenden gewöhnlich zu Hilfe kommen. Darauf brachte mich auch der Umstand, daß ich, als ich vor Jahren einmal auf einem Maskenball als Mausefallenverkäufer aufgetreten war, nicht nur von niemandem erkannt, sondern von Verschiedenen sogar für einen echten, zum Spaß eingeschmuggelten Slowaken gehalten worden war. Ich wickelte den Anzug, den ich aufgehoben hatte, in ein Papier ein und nahm ihn als einziges Gepäck mit, um mich entweder in der Eisenbahn oder im Bahnhof umzukleiden.

Unterwegs überlegte ich mir, daß der Kleiderwechsel im Zuge bemerkt werden und Verdacht erregen könnte, wodurch ich vielleicht aufgehalten würde, und im Bahnhof fand ich keine Gelegenheit. Da es noch sehr früh, etwa halb sechs, war, nahm ich an, daß ich in den Bahnhofsanlagen vollkommen unbeobachtet sein würde. In der Tat war es rings öde und still, und als ich die halbrunde, steinerne Bank sah, die uns Herr Dr. Bernburger beschrieben hat, schien mir das der geeignete Ort zu sein. Nachdem ich den Vagabundenkittel angezogen hatte, wickelte ich den anderen Anzug ein und verbarg ihn unter der Bank. Zum Ueberfluß häufte ich noch welkes Laub darüber."

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — as — bär — be — bel — ber — bin — chi — da — de — dek — den — den — di — do — dol — e — eg — en — ein — feld — ge — gi — her — ho — i — i — i — ir — is — ker — le — ma — march — men — mi — na — nan — ne — nen — nis — no — nor — o ra — ran — ras — reu — ri — rie — ro — ru — ru — sar — se — se — sel — si — stra — te — to — tri — u — uel — va — ver — wasch — zen — zog —

sind 29 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen zeitgemäßen Spruch aus Jesuch Sirach ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Vorbedeutung, 2. feindliches Land, 3. Blütenstand, 4. weiblichen Vornamen, 5. Gerät für den Fischfang, 6. Gemüsepflanze, 7. berühmten Geigenbauer, 8. Griechengott, 9. Stadt in der Lüneburger Heide, 10. Flugzeug, 11. berühmtes Pferd, 12. Raubtier, 13. Staat in Nordamerika, 14. zerstörtes Gebäude, 15. Spiel, 16. Ebene in Niederösterreich, 17. Insel bei Neapel, 18. Meergötter, 19. Stadt in Nordamerika, 20. Ackergerät, 21. deutschen Fluß, 22. Himmelsrichtung, 23. Wild, 24. Edelstein, 25. Körperteil, 26. Gewürz, 27. Fürstentitel, 28. Vogel, 29. Metall.

Zweisilbig.

Die Erste ist genießbar,
Die Zwei bedrückt das Herz;
Das Ganze — leicht verdrießbar —
Ist abhold jedem Scherz.

Auf dem Kopf.

Der den Kopf verlor, der dumme Tropf,
Sieht es sich dennoch auf dem Kopf.

Auch ein Konzert.

Ein schöner Gesang,
Ein Abschiedswort,
Die trommeln gemeinsam
Die Feinde fort.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:

„Nichts halb zu thun, ist edler Geister Art."
Wieland, Oberon.

1. Nachhut, 2. Jaguar, 3. Cholera, 4. Hospodar, 5. Termite, 6. Satellit, 7. Hermes, 8. Akelei, 9. Limonade, 10. Brandenburg, 11. Zigeuner, 12. Unze, 13. Triangel, 14. Holland, 15. Urkunde, 16. Nihilist, 17. Imbiss.

Zwei Punkte: Du — D. u.
„Ein eigner Zauber liegt im langgewohnten Alten."

Wunderlich: Heupferd.

Metamorphosen: Agnat, Magnat, Magnet, mag net.

Undank: Portier — Portière.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien.
Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 8

25. Februar 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller.

Berliner
Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Phot. Atelier Jagusch.

Neueste Aufnahme des Kaisers.



Einschlag einer Fliegerbombe im freien Feld vor einer unserer Stellungen an der Westfront.
Phot. Leipziger Presse-Büro.



Neueste Aufnahme des Kapitänleutnants Walther (Führer eines U-Boots) mit dem Orden Pour le mérite. Phot. Rohwer.

Jetzt, da die See zum wichtigen Kriegsschauplatz geworden ist, stehen die Führer unserer U-Boote im Mittelpunkt des Interesses. Wir geben nachstehend nochmals eine Zusammenfassung aller U-Boots-Kommandanten, die bisher für ihre tapferen Taten den Orden Pour le mérite erhielten. An der Spitze dieser Heldenreihe steht der unvergeßliche Otto Weddingen, der Ende September 1914 in rascher Folge die drei englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" versenkte. Für seine Erfolge im Kanal erhielt Oberleutn. z. S. Otto Steinbrinck den höchsten preußischen Kriegsorder. Auf einer einzigen Fahrt torpedierte er 22 Schiffe mit etwa 15 000 Tonnen. Kapitänleutnant Hersings glänzendste Tat war seine Fahrt von Wilhelmshaven mit „U 51" zu den Dardanellen, wo ihm kurz hintereinander die englischen Linienschiffe „Majestic" und „Triumph" zum Opfer fielen. Kapitänleutn. Walter Forstmann hat bis August 1916 nicht weniger als 100 feindliche Schiffe im Werte von 600 Millionen Mark vernichtet. Kapitänleutnant Arnauld de la Perière fuhr mitten durch die Schar der feindlichen Schiffe in den Hafen von Carthagena und überbrachte dem König von Spanien ein Handschreiben des Deutschen Kaisers. Kapitänleutnant Max Valentiner versenkte 125 Schiffe, und Kapitänleutn. Hans Walther gelang es, das französische Linienschiff „Suffren" zu vernichten.



Oberst Schießle,
der neue Oberstkorpskommandant des III. schweizerischen Armeekorps, dessen Ähnlichkeit mit Hindenburg auffällt.



Leichenbegängnis des Admirals Haus in Pola.
Kaiser Karl, Erzherzog Friedrich, Feldmarschall Conrad v. Hötzendorff hinter dem Sarge.
Phot. Schuhmann.



Fahrt zur Front.

Illustrations-Photo-Verlag.



Generaloberst Erzherzog Josef, Führer der verbündeten Karpathen-Truppen.

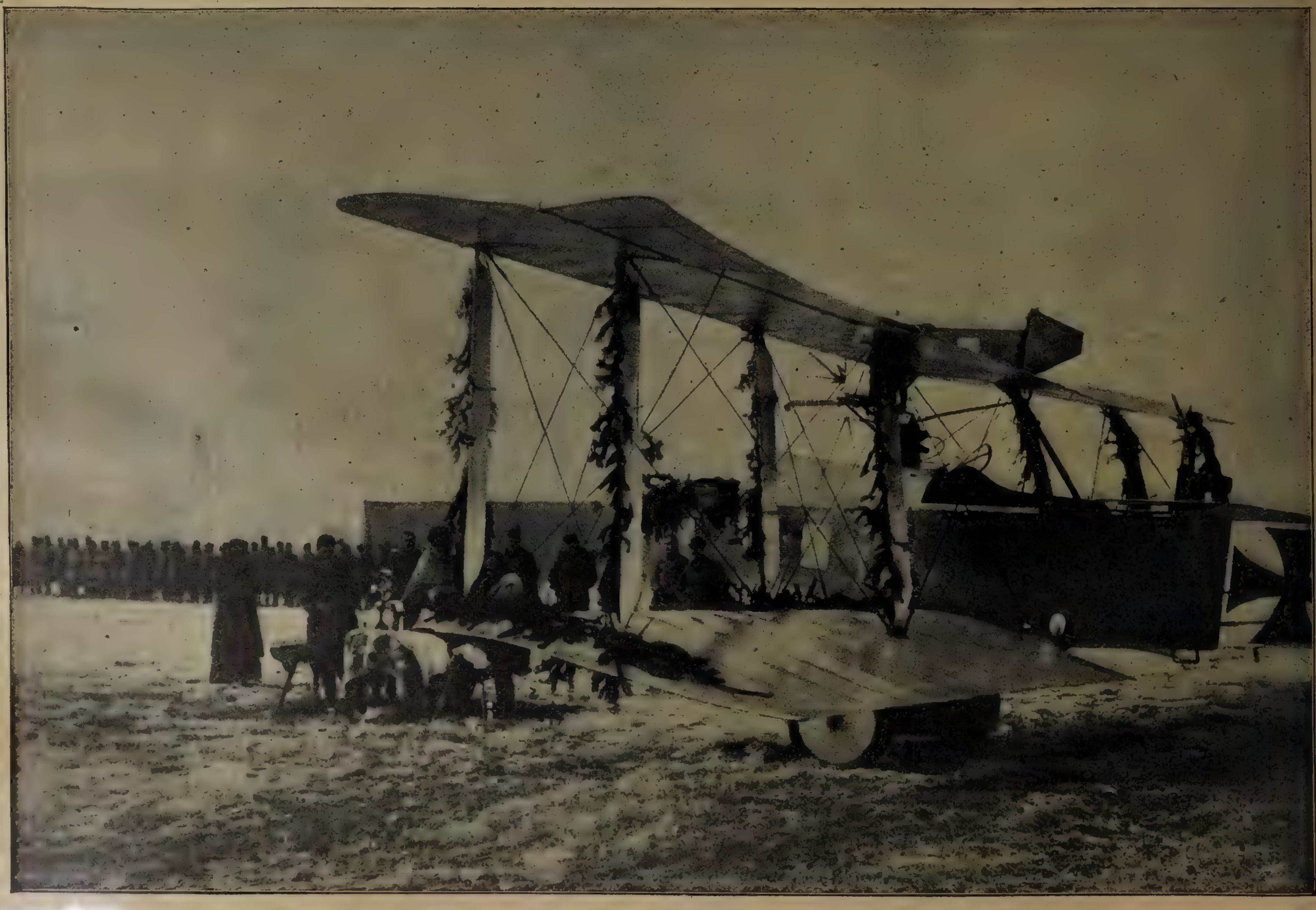


Leutnant Badewitz, der seinerzeit zur Besatzung der „Möwe" gehörte, später als Kommandant des Prisenschiffs „Westburn" Teneriffa anlief, in Spanien interniert wurde, von dort entfloh und vor kurzem als Kommandant des Prisenschiffs „Yarrowdale" mit ganz geringer Besatzung 469 Gefangene in Schach hielt und einbrachte, wofür er zum Leutnant befördert wurde.



Leutnant Bernert, erfolgreicher Kampfflieger, der den achten Gegner besiegte. Phot. B. J. G.

Am 23. Januar brachte der Telegraph die einfache Meldung: „Auf dem Dampfer „Yarrowdale" (4600 To.) hat ein deutsches Prisenkommando von 16 Mann 469 Gefangene eingebracht." — Was ist auch weiter dabei, wenn 16 Leute 469 Gefangene einbringen. Der Kommandant des Prisenschiffes, Offiziersstellvertreter Badewitz, ist in Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen zum Leutnant zur See d. R. befördert worden. Leutnant Badewitz hat in kurzer Zeit eine glänzende Laufbahn durchmessen. Er war seinerzeit Kommandant des Prisenschiffes „Westburn". Mit über 200 Gefangenen lief er Santa Cruz an, setzte die Gefangenen in Freiheit und versenkte das Schiff. Darauf wurde die Prisenmannschaft von den Spaniern interniert. Badewitz gelang es aber zu entfliehen, und er war wieder an Bord, als das neue „Möwe"-Schiff seine abenteuerliche Fahrt antrat. — Badewitz war Obermatrose, ehe er seine neueste Prise einbrachte, und war zuvor vom Kommandanten der „Möwe" zum Offiziersstellvertreter ernannt worden. Am 6. Januar wurde er zum Bootsmannsmaat befördert, am nächsten Tag zum Oberbootsmannsmaat, am 8. wurde er Steuermann d. R., und jetzt erhielt er das Leutnantspatent. Die ganze Marine ist stolz auf ihn. Er selbst findet natürlich „weiter nichts dabei". Auf die Frage, wie er sich den Gefangenen gegenüber gesichert habe, erzählte er: „Ich habe sie frei herumlaufen lassen. Das geht ganz gut, wenn man eine Pistole hat."



Eidesleistung österreichisch-ungarischer Flieger im Felde aus Anlaß des Thronwechsels.
Phot. Az. Erdekes Ujsag.



„Trommelfeuer" bei einer deutschen Batterie — Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.
Die Feuergeschwindigkeit ist so groß, daß zum Zureichen der Munition eine Kette gebildet werden muß.

Trommelfeuer

Von Generalleutnant z. D. H. Rohne

Der gegenwärtige Krieg hat den deutschen Sprachschatz sehr bereichert. Zu den neu geschaffenen Worten gehört auch das „Trommelfeuer", dem man fast in jeder Zeitungsnummer begegnet. Man versteht darunter ein von einer großen Artilleriemasse abgegebenes länger dauerndes Schnellfeuer. Das Trommelfeuer kann verschiedenen Zwecken dienen; meist ist es von unseren Feinden tage-, ja wochenlang zur Vorbereitung eines Hauptangriffs auf unsere Stellung abgegeben in der Absicht, die Gräben mit ihren Unterständen und den davor gelegenen Drahthindernissen zu zerstören, sowie auf die Nerven der Besatzung so einzuwirken, daß sie keinen Widerstand mehr zu leisten vermag. Die zu beschießenden Ziele sind zum Teil von großer Widerstandsfähigkeit; die in Beton ausgeführten Unterstände liegen mehrere Meter tief unter der Erde und können nur durch Granaten stärksten Kalibers zerstört werden. An dem Trommelfeuer nehmen daher auch die schwersten Geschütze teil, die meist erst im Laufe des Krieges hergestellt sind. So



Ein Feuerwall: Photographische Aufnahme eines deutschen Sperrfeuers
Aus einer englischen Zeitung.



„Trommelfeuer." Nach einer englischen Darstellung.

sind neuerdings 40-Zentimeter-Kanonen und Haubitzen verwendet, die achtzehn Zentner schwere Granaten mit etwa drei Zentnern Sprengladung verfeuern. Nach ernst zu nehmendem Bericht hat Schneider-Creusot vor kurzem sogar ein 52-Zentimeter-Geschütz fertiggestellt, das in Kürze an der Front erscheinen soll. Dies Ungetüm wird Granaten von ungefähr 2 Meter Länge und 25 Zentnern Gewicht mit 8 Zentnern Sprengladung verfeuern. Das Trommelfeuer verschlingt natürlich riesige Munitionsmengen. Vor dem großen Angriff in der Champagne, Herbst 1915, waren nach einem Tagesbefehl des General Joffre etwa 5000 Geschütze, darunter 2000 schwere, tätig, die in drei Tagen etwa drei Millionen Schüsse abgegeben haben werden. Bei den späteren Angriffen, besonders an der Somme, wird die Geschützzahl wohl noch größer gewesen sein. Man kann fragen, warum eine so große Geschoßmenge aufgewendet wird, da doch die Treffgenauigkeit der modernen Geschütze so groß ist und die Wirkung eines einzigen Treffers ausreicht, auch das feste Ziel zu zerstören, wie die Angriffe auf die belgischen Festungen gezeigt haben. Die Antwort darauf lautet, daß die größte Treffsicherheit nichts nützt, wenn das zu beschießende Ziel nicht deutlich zu erkennen ist. Das ist aber hier der Fall; denn es sind alle Mittel aufgewendet, um ihr Auffinden zu erschweren. Sie sind von auf der Erde gelegenen Beobachtungsstellen meist nicht einmal zu sehen, so daß man für das Erkunden und Einschießen, d. h. Ermitteln der zu treffenden Richtung in der Regel auf die



„Der Befehlsempfänger" auf dem Lauf durch das Sperrfeuer.
Zeichnung von B. Strzoda.



Sir George Buchanan,
der englische Botschafter in Petersburg, den man jetzt wegen seines großen Einflusses auf alle russischen Angelegenheiten den „Selbstherrscher aller Reußen" nennt.



Die Transportschwierigkeiten in England.
Londoner Straßenbild: Selbsteinholen der Kohlen für den Tagesbedarf.



Dr. Michaelis,
der neue Staatskommissar für die preußischen Ernährungsfragen. Phot. Berl. Jll. Ges.

Beobachtung vom Flugzeug oder Fesselballon aus angewiesen ist. Trotz der unleugbar gemachten großen Fortschritte bleibt diese aber mehr oder minder unsicher, so daß von einem genauen Einschießen gar keine Rede sein kann. Man muß zufrieden sein, wenn es gelingt, gewisse Grenzen festzulegen, zwischen denen das Ziel sich befindet. Dann macht man das ganze zwischen diesen Grenzen gelegene Gelände durch systematisches Streufeuer unsicher. Es kann sich dabei um Flächen von 10, ja 20 Hektar handeln. Nimmt man auch an, daß die Wirkung einer schweren Granate sich über eine Fläche von 50 Quadratmetern erstreckt, so ergibt sich, daß 2000 bis 4000 Granaten nötig sind, um diesen Raum einigermaßen gleichmäßig unter Feuer zu nehmen. Das Trommelfeuer bedarf einer sorgfältigen Leitung und Vorbereitung. Den Batterien sind ihre Ziele oder unter Feuer zu nehmenden Räume ein- für allemal überwiesen; auf diese schießen sie sich mit Unterstützung der Flieger einzeln ruhig ein. Die Geschütze bleiben eingerichtet stehen und prüfen von Zeit zu Zeit, ob ihre Richtung noch zutrifft, damit ihr Feuer im gegebenen Augenblick sofort wirkungsvoll einsetzt. Eine besondere Art des Trommelfeuers ist das Sperrfeuer, das dem Feinde das Betreten eines gewissen Raumes untersagen soll. Sobald die Angriffstruppen aus den Gräben vorbrechen, wird das Feuer hinter die feindliche Front gelegt, um die eigenen Truppen nicht zu gefährden und das Herankommen feindlicher Unterstützungen zu verhindern. Der Verteidiger legt Sperrfeuer vor die feindliche Stellung; nur wenn die beiderseitigen Stellungen sich sehr nahe gegenüberliegen, wird das Feuer hinter die vorderste Linie gelegt, um das Vorrücken feindlicher Verstärkungen unmöglich zu machen. Zum Schutz gegen Trommelfeuer ist die feindliche Artillerie zu bekämpfen; diese Artillerietätigkeit füllt auch die Pausen zwischen den großen Angriffen aus. Gelingt es nicht, der feindlichen Artillerie Herr zu werden, so müssen oft die „zertrommelten" Schützengräben geräumt und die dahinter gelegenen besetzt werden. Das gewährt dann den Vorteil, daß das Sperrfeuer vor die feindlichen Gräben gelegt werden kann. Das Trommelfeuer kostet nicht nur viel Munition, sondern greift auch die Geschütze sehr an. Durch längeres Feuer entstehen im hinteren Teil der Seele durch Wegschmelzen des Rohrmetalls Ausbrennungen, die sich von Schuß zu Schuß schnell vergrößern und die Treffsicherheit herabsetzen. Sehr stark gefährdet ist die Haltbarkeit der Geschütze beim Sperrfeuer. Die große Feuergeschwindigkeit erhitzt die Rohre und die Bremsen sehr stark. Die Erhitzung der Rohre kann soweit gehen, daß der Stahl seine Härte verliert und Aufweitungen der Seele entstehen, die, wenn sie unbeachtet bleiben, leicht eine Detonation der Granate im Rohr hervorrufen. Eine solche macht das Rohr völlig unbrauchbar, zerstört oft das ganze Geschütz und gefährdet die Bedienung. Das einzige Mittel dagegen ist das Bedecken der Rohre und Bremsen mit nassen Tüchern; auch darf das Schnellfeuer nie länger fortgesetzt werden, als die Gefechtslage erfordert.

Generallt. z. D. H. Rohne.



Auch in London gibt es keine Kohlenwagen!



Auf der Flucht vor den Kriegsschrecken: Ein Zug von rumänischen und russischen Bauern, die von den Russen fortgetrieben wurden, jetzt aber wieder zurückkehren, weil sie hinter unseren Linien besseren Schutz finden als bei ihren eigenen Landsleuten. Phot. Leipziger Presse-Büro.

VON DEN BÜHNEN



Aus der neuen Aufführung von Grillparzers „Weh dem, der lügt" im Theater am Bülowplatz (Volksbühne) in Berlin. Auguste v. Pünkösdy und Emil Jannings. Phot. Zander & Labisch.



Bertha Gast Phot. E. Bieber, Hamburg.
als Bettori in der erfolgreichen Aufführung des Lustspiels „Der siebente Tag", im Thalia-Theater in Hamburg.



Halbes „Jugend" als Oper.
Szene aus der Aufführung der neuen Oper von Ignaz Waghalter im Deutschen Opernhaus in Charlottenburg. Hertha Stolzenberg und Bernhard Bötel. Phot. B. J. G.

Die großen Theatererfolge nehmen ihren Weg gewöhnlich von Berlin aus. So hat das neue Lustspiel „Der siebente Tag" von Rudolf Schanzer und Ernst Welisch nach seiner Uraufführung im Berliner Komödienhaus jetzt die meisten größeren Bühnen des Reiches erobert. Der umgekehrte Fall, daß ein Stück aus der Provinz in die Hauptstadt kommt, ist viel seltener. Zwei deutsche Bühnendichter z. B. haben in dieser Spielzeit in Provinzstädten Erfolge mit Stücken errungen, die in Berlin noch nicht gespielt worden sind: In Frankfurt a. M. Georg Kaiser mit den „Bürgern von Calais", in Leipzig Anton Wildgans mit „Liebe".

HUMOR

Der Landsturmmann X, im bürgerlichen Leben Oberlehrer, befindet sich zum ersten Male im Schützengraben. Er bemüht sich, eine ihm ins Feld gesandte gepökelte Gänsekeule, die er fein säuberlich auf ein Stück weißes Papier gelegt hat, mit seinem Feldbesteck zu zerlegen. Er kommt nur langsam damit vorwärts, da er ängstlich vermeidet, seine Finger zu beschmutzen.

Sein Unteroffizier sieht kopfschüttelnd eine Weile zu. Dann sagt er plötzlich: „Mensch, det kann ick nich mehr mit ansehen. Dabei verhungerste ja," nimmt die Keule vom Papier, reißt mit den Fingern die Knochen auseinander und knabbert von einem ein Stück Fleisch ab.

„So mußt' det machen. So, nu eß weiter!" Spricht's und legt jenem die Keule wieder hin.

*

„Meine Frau schreibt, sie schwebt bald in den Wolken, bald ist sie klaftertief unter der Erde!"

„Nanu, so 'ne Stimmungen hat sie?"

„Nee, sie ist Fahrstuhlführerin!"

*



Kriegstorte!
„Herr Wachtmeister, über den Bengel seine verdammte Kriegstorte bin ich gefahren!"

Geschäftsinhaber zum Verkäufer, der sich um Stellung bei ihm bewirbt: „Haben Sie Kenntnisse in Seide und Wolle?"

Bewerber: „Ich habe mein ganzes Leben darin verbracht."

„Und in Bettwäsche — Leintüchern, Decken?" —

Bewerber (eindringlich): „Ich bin drin geboren, Herr."

*

„Weißte, Max, die Kohlrieben, die wachsen mir schon zum Halse heraus!"

„'n Wunder, wenn Du sie so begießt — beim sechsten Teppchen bist Du nu schon wieder!"

*

Zum andauernden Ministerwechsel in Rußland. Telephongespräch in Zarskoje-Selo: „Halloh, hier Zar. Ich ernenne Sie zu meinem Ministerpräsidenten. Wer dort?"

*

Richter: „Wie kam es denn, daß Sie mit dem Kläger in solche fürchterliche Schlägerei gerieten?"

„Ick . . . ick . . . sto . . stottere nämlich und . . . und er . . . ooch, aber de . . det wußte kee . . keener vom . . andern.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6,00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26.

Der Fall Deruga

Roman von Ricarda Huch

18. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Zunächst,“ so fuhr Deruga fort, „ging ich in ein kleines Café in der äußeren Stadt und frühstückte, weniger um mich zu erfrischen, als um den Eindruck zu prüfen, den ich machte, und ich stellte fest, daß ich durchaus für das genommen wurde, was ich vorstellen wollte. Bis zum Mittag trieb ich mich herum, dann begab ich mich in die Gartenstraße. Ich war durchaus nicht aufgeregt, außer, daß ich mich sehnte, die Marmotte wiederzusehen. An den Zweck, der mich hergeführt hatte, dachte ich kaum noch, nur daran, wie viel wir uns zu erzählen haben würden.

Als Ursula mir die Tür öffnete, wurde es mir schwer, mich nicht zu verraten, denn ich freute mich, sie wiederzusehen, und hätte sie gern begrüßt und gefragt, ob sie mich denn nicht erkennte. Als Mingo läutete und Ursula im Weglaufen die Tür zuschlug, steckte ich rasch einen der hölzernen Löffel, die ich als Verkaufsgegenstände bei mir hatte, dazwischen. Es war eine Eingebung des Augenblicks, der ich vielleicht nicht gefolgt wäre, wenn ich Zeit zur Ueberlegung gehabt hätte, denn das Wagnis konnte leicht mißglücken. Immerhin traute ich mir zu, mich mit Ursula, wenn sie mir auf die Spur käme, auf irgendeine Weise zu verständigen. Ich stellte den Teller Suppe, den Ursula mir gebracht hatte, auf die Treppe und ging aufs Geratewohl in die nächste Zimmertür; sie führte in das Fremdenzimmer, das unbenutzt war. Von dort aus hörte ich, wie Ursula wiederkam, die Wohnungstür öffnete und brummte, als sie draußen den vollen Teller fand. Nachdem sie in der Küche verschwunden war, ging ich vorsichtig weiter und erblickte durch die offenstehende Tür des Nebenzimmers Mingos Bett. Ich sagte ganz leise: ‚Marmotte, da ist Dodo!‘ und sie antwortete ebenso: ‚Dodo! Warte, bis Ursula fort ist.‘

Während ich allein in dem Fremdenzimmer saß und wartete, habe ich die Seligkeit des Himmels genossen. Mehrere Stunden lang fühlte ich die mit nichts auf Erden vergleichbare Wonne, die vielleicht gemarterte Heilige empfunden haben, wenn der Schmerz aufhörte und Engel mit der Krone des ewigen Lebens sich aus den Wolken auf sie niederließen. Mein Herz war ganz und gar voll von der göttlichen Liebe, die nichts will als das Glück des Geliebten. Ich hatte sie nun wiedergesehen, die Frau, deren bloßer Name früher einen Ausbruch von Leidenschaften in mir entfesselt hatte. Was ist noch an uns von dem Kinde, das wir vor dreißig, vierzig, fünfzig Jahren einmal waren? Unser ganzer Körper hat sich seitdem erneuert, wir haben vielleicht keinen Gedanken und keine Empfindung mehr von denen, die wir damals hatten, und doch, daß wir es sind, ist das Sicherste, was wir wissen.

Ach, von der Marmotte, die ich einmal mein genannt hatte, war nichts mehr da, und doch hatte ich in dem einzigen Augenblick in ihrem von den Jahren und der Krankheit zerstörten Gesicht gesehen, das ihr als Kind schon eigen gewesen sein mochte: aus Unschuld, Liebe und Güte zusammengezaubert. Es war nur als eine geistige Erscheinung da, und ich weiß nicht, mit was für Augen ich es gesehen habe. Das Körperliche war das einer alternden, todkranken Frau, einer Pflanze ähnlich, die, vom Nachtfrost überrascht, mumienhaft im Sonnenschein steht. Es war nichts mehr an meiner armen Marmotte, was die Leidenschaft irgendeines Mannes hätte erregen können, aber sie war so teuer, kostbar und heilig, daß ich nicht gezögert hätte, mein Leben hinzugeben, wenn ich ihr Glück damit hätte erkaufen können. Armes, ohnmächtiges Geschöpf, dachte ich, Du sollst nicht mehr leiden! Was es mich auch kosten mag, wie hart die Folgen für mich sein mögen, ich will Dir Frieden bringen! Und wenn alle Deine Qualen auf mich übergingen, so wollte ich sie annehmen und mich freuen, daß Du statt dessen ruhen könntest.

Vorher hatte ich gedacht, ich müsse mir erst Gewißheit über den Charakter und Grad ihrer Krankheit verschaffen, aber ihr Anblick zeigte mir überflüssig, wie fortgeschritten sie war. Sowie ich Ursula die Tür hinter sich schließen und die Treppe hinuntergehen hörte, erhob ich mich, und gleichzeitig rief mich auch die Marmotte. Ich setzte mich auf den Rand ihres Bettes und sagte, wie ich mich gefreut hätte, daß Ursula noch bei ihr wäre, und wie ich kaum hätte unterlassen können, sie auszulachen, weil sie mich nicht erkannt hätte. ‚Ich hätte Dich gleich erkannt,‘ sagte sie, und dann schwatzten wir von der Vergangenheit und tauschten kleine Erinnerungen aus. Auch von ihrer Krankheit, ihren Operationen und wie sie behandelt wurde, erzählte sie mir auf mein Befragen. Ihre Stimme war unverändert, nur fast süßer als früher. Sie klang so, wie man wohl des Abends im Gebirge ein entferntes Alphorn hört, in dem die rosigen, grünen und grauen Farben des dämmernden Horizontes mitzutönen scheinen. Während wir sprachen, hielt sie eine meiner Hände fest zwischen den ihren, und einmal küßte sie sie und sagte: ‚Du liebe, gute, schöne Hand, ich habe oft an Dich gedacht, und daß Du mich erlösen würdest!‘

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, da sah ich in ihrem Gesicht, daß ein Anfall von Schmerzen im Anzug war, und ich dachte, nun sei der Augenblick gekommen. Ich hätte etwas mitgebracht, um ihr die Schmerzen zu vertreiben, sagte ich, und wolle es jetzt in der Küche zurecht machen, damit wir ungestört weiterplaudern könnten. „Wird es weh tun?“ fragte sie, indem sie mich ängstlich ansah, und ihre Mundwinkel zitterten. Arme, kleine, furchtsame Marmotte! Trotzdem sie den Tod herbeiwünschte, fürchtete sie sich vor ihm. Ich lachte und sagte: ‚Was denkst Du, so schnell geht es nicht. Erst will ich Dich ein wenig beobachten, denn vielleicht kannst Du durch verständige Behandlung noch einmal gesund gemacht werden.‘ Mit den Worten ging ich in die Küche, suchte mir ein Glas und mischte das Gift so mit Limonade und Zucker, daß man seine Bitterkeit nicht schmeckte. Als ich zurückkam, hatte sie starke Schmerzen, und während ich sie aufrichtete, um sie trinken zu lassen, erzählte sie mir, daß sie in der letzten Nacht von unserm Mingo geträumt hatte. ‚Wie sehne ich mich danach, sie wiederzusehen,‘ sagte sie, ‚und später, wenn Du auch kommst, stehen wir Hand in Hand und warten auf Dich.‘ Ich nickte, stützte sie mit meinem Arm und setzte das Glas an ihre Lippen. Sie sah mich dankbar an und trank begierig.

Ich wartete, bis sie gestorben war, dann legte ich sie nieder, küßte sie auf die Stirn und sagte: ‚Adieu, liebe, süße Marmotte.‘ Dann stellte ich in den beiden Zimmern alles so, wie es vorher gewesen war, ging in die Küche, reinigte das Glas, vertilgte überhaupt jede Spur meiner Anwesenheit und ging fort. Im Hause begegnete mir niemand, aber auf dem gepflasterten Wege, der zum Gartentor führte, sah ich den Hausmeister stehen. Bis dahin war ich vollkommen ruhig gewesen oder hatte geglaubt, es zu sein. Aber als ich den Hausmeister sah, kam es mir vor, als müsse ich ihm auffallen und müsse irgend etwas tun, um unbefangen zu erscheinen. Unwillkürlich faßte ich in die Tasche und zog eine Zigarette heraus, stellte mich vor ihn hin und sagte: ‚Haben Sie Feuer, Euer Gnaden?‘ Als ich einen Zug getan hatte, ekelte es mich, und ich warf die Zigarette ins Gebüsch, ohne in dem Augenblick daran zu denken, daß das auffallen könnte.

Der nächste Zug nach Prag ging in der Frühe, und es war erst halb sechs Uhr nachmittags. Ich schlenderte wieder in die äußeren Stadtteile und setzte mich dort in ein Café. Als es Nacht wurde,

begab ich mich in die Bahnhofsanlagen. Es schien mir noch zu früh zu sein, um mich umzukleiden. Da ich jedoch nicht mehr gehen mochte, setzte ich mich auf die steinerne Bank, unter der ich meinen Anzug verborgen hatte, um die Dunkelheit zu erwarten. Die himmlischen Gefühle, die mich bei Marmotte gehoben hatten, waren verschwunden, ich war schrecklich ernüchtert und mich fror. Ich hatte den ganzen Tag nichts zu mir genommen als etwas schwarzen Kaffee und war so schwach und abgespannt, daß ich kaum wußte, wozu ich eigentlich dasaß. Ich kam mir abgeschmackt und lächerlich vor. Gegen Mitternacht erhob sich ein starker Wind, der mich bis in die Knochen schaudern machte und die trübe Erstarrung, in die ich versunken war, durchbrach. Da weit und breit Totenstille herrschte, stand ich auf, zog das Paket unter den welken Blättern hervor, mit denen ich es bedeckt hatte, und kleidete mich um. Den Arbeitskittel wollte ich nicht mitnehmen und dachte erst daran, ihn wieder unter die Bank zu legen. Da fiel mir plötzlich ein, daß ich ihn, um ihn aus der Welt zu schaffen, noch besser in den Kanal werfen könnte.

Ich stand schon auf der Brücke, als ich an mein Geld dachte, das noch in dem Kittel war. Auf dem Wege zum Bahnhof malte ich mir aus, wie verhängnisvoll es für mich hätte werden können, wenn ich ohne Geld geblieben wäre, und dabei fiel mir endlich ein, daß ich auch Mingos Brief bei mir gehabt hatte, für den Fall, daß ich ihre Wohnung vergäße. Es tat mir leid, den Brief verloren zu haben, aber ich war zu müde und zu gleichgültig, um umzukehren und einen Versuch zu machen, ob ich das Paket noch aus dem Wasser fischen könnte, was ohnehin unwahrscheinlich war. Auch graute mir, obwohl ich solchen Stimmungen sonst nicht unterworfen bin, vor der verlassenen Stelle, und es war mir zumute, als würde ich mich selbst auf der weißen Bank vor dem schwarzen Wasser sitzen sehen, wenn ich zurückkehrte. Im Eisenbahnwagen schlief ich sofort ein und schlief fest, bis ich zu Hause ankam."

„Warum haben Sie den Sachverhalt nicht sofort der Wahrheit gemäß dargestellt?" fragte der Vorsitzende, der während der langen Erzählung mit seinem Bleistift gespielt hatte und in den Anblick desselben versunken schien. „Das hätte Ihnen von vornherein eine andere Stellung gesichert."

„Ja, wenn man mir geglaubt hätte!" sagte Deruga. „Den einzigen Beweis, den ich beibringen konnte, den Brief meiner Frau, hatte ich verloren, und ich dachte nicht an die Möglichkeit, ihn wiederzufinden. Freilich war ich überzeugt, selbst wenn sich der Kittel herbeischaffen ließe, würde das Wasser den Brief zerstört haben."

„Sonderbare Geschichte das!" sagte Dr. Zeunemann nach der Sitzung zu den übrigen Herren. „Ich gestehe, der Mensch hat mich beinahe gerührt. Ein derartiges gegenseitiges Wohlwollen findet man selten bei Eheleuten."

„Die waren ja auch geschieden," sagte der Staatsanwalt listig.

Alle Herren lachten. „Uebrigens," sagte Dr. Zeunemann, „für ein bißchen nervös und empfindsam halte ich unsern Italiener doch. Ich hatte nicht Unrecht, wenn ich ihn mit einem Chamäleon verglich."

„Ein Spielzeug für Damen," sagte der Staatsanwalt vergnügt, „und um der Damen willen muß er freigesprochen werden. Ich hoffe, unsere Geschworenen vergessen nicht, daß es die Damen sind, die im öffentlichen wie im privaten Leben den Ausschlag geben."

„Besonders vergessen sie hoffentlich nicht," sagte Dr. Zeunemann, „daß es Frauen gibt, die weder im öffentlichen noch im privaten Leben hervortreten und doch tapferer sind als unser starkes Geschlecht."

Man wollte allerseits an dem Vorsitzenden eine Vorliebe für Fräulein Gundel Schwertfeger bemerkt haben und neckte ihn damit.

Ja, er sähe auf den Kern, rechtfertigte sich Dr. Zeunemann, lasse sich nicht durch Schein und Schimmer verblenden wie der junge Rechtsanwalt.

„Sie hat gelogen wie eine Heilige," sagte dieser, „und mir ist es recht, wenn das Gericht ihr eine Anrede statt der Strafe zuerkennt, denn das Martyrium hat sie schon hinter sich. Hernach werde ich aber mit verdoppelter Kraft den Buchstaben des Gesetzes schwingen."

XVIII.

Es dämmerte schon, als Mingo ins Hotel kam, wo ihre Mutter am Kamin saß und in einem Buch blätterte.

„Wo warst Du denn?" fragte sie mißbilligend, indem sie das Buch in den Schoß legte. „Ich habe mich Deinetwegen beunruhigt."

„Aber, Mama," sagte Mingo erstaunt, „das habe ich nicht vorausgesetzt. Wenn wir getrennt sind, hast Du doch keine Ahnung, wann ich nach Hause komme, und sorgst Dich nie um mich."

„Das ist etwas anderes, Mingo," antwortete die Baronin gereizt. „Ich wäre nicht mehr am Leben, wollte ich mir Gedanken um Dich machen, wenn Du anderswo bist. Hier mußt Du Dich nach mir und den herrschenden Sitten richten. Ein junges Mädchen aus guter Familie darf in der Dunkelheit nicht allein durch die Straßen laufen."

„Daran dachte ich nicht," entschuldigte sich Mingo kleinlaut, „weil ich es so gewöhnt bin. Ich war so glücklich, Mama."

„Glücklich? Warum?" fragte die Baronin. „Weil wir nach Paris reisen, oder weil Peter Hase uns begleitet? Oder weil Du studieren darfst?"

„Ach nein, Mama," antwortete Mingo, „weil der schreckliche Prozeß nun bald zu Ende ist, und weil er freigesprochen wird. Er wird doch freigesprochen?"

„Ich glaube bestimmt," sagte die Baronin.

Mingo, die sich inzwischen auf ein Kissen zu Füßen ihrer Mutter gekauert hatte, rief aus: „Aber seine Unschuld ist doch sonnenklar!"

„Nach dem Buchstaben des Gesetzes ist er doch nicht unschuldig," sagte die Baronin.

Mingos Gesicht drückte ängstlichen Zweifel aus, allmählich verzog es sich, so daß es kläglich und hilflos wie das eines kleinen Kindes aussah, und in Tränen ausbrechend, umklammerte sie mit beiden Armen die Knie ihrer Mutter. „O Mama, das ertrüg' ich nicht, das ertrüg' ich nicht," schluchzte sie.

Die Baronin schob sie sacht mit den Händen zurück und fragte befremdet, fast tadelnd: „Was ist Dir? Was hast Du, Kind?" während sie sich eines

stechenden Schmerzes zu erwehren suchte, der ihr Herz zusammenzog.

„Stoß mich doch nicht fort, Mama," schluchzte Mingo, ihre Mutter fest umklammernd, „ich kann ja nichts dafür, daß es so ist! Hilf mir doch, ich habe ja nur Dich! Ich kann nicht ohne ihn leben."

Die Baronin beugte sich herab, zog die kleine Gestalt auf ihren Schoß und preßte das tränenüberströmte Gesicht an ihres. „Meine kleine Mingo," sagte sie zärtlich, „so sehr liebst Du ihn?"

Noch schluchzend, drängte sich das Mädchen dicht an ihre Mutter. „Ich wollte gern sterben, wenn ich ihn damit glücklich machen könnte," sagte sie leise.

Die Baronin streichelte sie und drückte sie fest an sich. „Meine liebe Kleine," sagte sie besänftigend, „es ist natürlich, daß er in dieser Lage einen starken Eindruck auf Dein liebevolles, phantastisches Gemüt gemacht hat. Er übt einen großen Zauber aus, das ist wahr. Aber glaube mir, das ist nicht der Mann, der Dich beglücken könnte, ganz abgesehen davon, daß sein Alter und seine Stellung im Leben den Gedanken an eine Heirat mit Dir von vornherein ausschließen."

„Seine Stellung im Leben?" rief Mingo, sich entrüstet aufrichtend. „O Mama, und wenn er ein Straßenkehrer wäre, er stände hoch, hoch über mir und allen Männern, die ich kenne. O Mama, ich kann es nicht ertragen, daß Du so kleinlich denkst oder sprichst. Und was frage ich nach seinem Alter? Will ich denn etwas von ihm? Wenn meine Jugend sein Herz einen Augenblick erfreuen könnte, wie man sich an einer Blume erfreut, so wäre ich glücklich, sie ihm hingeben zu dürfen."

Plötzlich brach sie ab, da sie sah, daß die schönen, grauen, schwarzumsäumten Augen ihrer Mutter feucht und daß auf ihren blassen Wangen Tränenspuren waren. Sie nahm das kleine, spitzenbesetzte Taschentuch, das die Baronin in der Hand hielt, trocknete damit behutsam ihr Gesicht und fragte nachdenklich: „Sind das meine Tränen?"

„Wessen wohl sonst?" fragte die Baronin lächelnd.

„Aber Du hast ja auch Tränen in den Augen," fuhr Mingo fort. „Ach, Mama, was für ein böses Kind bin ich, Dir solchen Kummer zu machen! Aber ich kann ja nichts dafür, es ist ganz gewiß stärker als ich! Alles, alles was ich habe, wollte ich geben, wenn er mich nur ein bißchen liebhaben könnte!"

„Meine süße, kleine Mingo," begann die Baronin.

„Sage mein süßer, kleiner Mingo," bat Mingo.

„Mein süßer, kleiner Mingo," wiederholte die Baronin. „Kühle vor allen Dingen Dein Gesicht, denn Du möchtest gewiß nicht gern, daß Dein Vater, der jeden Augenblick kommen kann, Dich so überraschte. Ich fürchte, er würde wenig Verständnis für Deine Gefühle haben. Und dann laß uns zunächst ruhig das Urteil erwarten. Sollte er nicht freigesprochen werden, so kann er weitergehen; wir brauchen also selbst im schlimmsten Falle die Hoffnung nicht aufzugeben. Was dann wird, hängt nicht von uns ab. Dich zu lieben, können wir ihn nicht zwingen, aber ich glaube, daß er schon um seiner verstorbenen Tochter willen Sympathie für Dich hat."

„Glaubst Du?" fragte Mingo, während sie sich das erhitzte Gesicht mit einem nassen Tuche betupfen ließ. Die ungewohnte mütterliche Zärtlichkeit hatte etwas lieblich Einwiegendes, und sie hielt unwillkürlich die Mutter fest umarmt, als wolle sie die wohltätige Anwandlung verhindern, einem Traume gleich zu entschwinden.

Das Ergebnis des Preisrätsels „Neu Gewand aus altem Tand" mit der Liste der Gewinner ist in dem soeben erschienenen Heft 22 der „Praktischen Berlinerin" und der Zeitschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau" enthalten.

Erst gegen Morgen schlief die Baronin ein und erwachte mit müdem, unfrohem Herzen. Mingos zärtliche Begrüßung, kleine Aufmerksamkeiten und verstohlene Blicke ermunterten sie doch allmählich.

„Nun, Mingo," sagte sie, „ich nehme Dich heute nur mit in die Sitzung, wenn Du brav sein willst. Auftritte sind mir verhaßt, besonders in der Oeffentlichkeit." Mingo versprach es und wurde auf keine zu schwere Probe gestellt. Denn die Reden waren kurz, und die Geschworenen lehnten nach kaum halbstündiger Beratung die Schuldfrage ab.

XIX.

Als die Baronin bei Deruga eingetreten war, der an einem Tische saß und schrieb, blieb sie einen Augenblick stehen und sagte dann: „Sie sehen nicht aus wie ein Sieger. Mir entfällt der Mut, Ihnen Glück zu wünschen."

„Sie irren sich," antwortete Deruga, „ich habe soeben einen Entschluß gefaßt, um dessentwillen ich zu beglückwünschen bin: ich will den Schauplatz, der mir nicht gefällt, verlassen."

„Das habe ich vorausgesetzt," sagte die Baronin. „Hätten Sie nicht Lust, uns nach Paris zu begleiten?"

„Nein, ich will weiter, viel weiter fort," sagte Deruga.

„Nun, das ist auch gut," meinte die Baronin. „In der Ferne werden Sie die häßlichen Eindrücke, die Sie hier gehabt haben, vergessen, und wenn Sie wissen, daß Sie in dem trüben Wust einen kostbaren Schatz gewonnen haben, nämlich ein reines, warmes, treues Herz, so wird Sie das allmählich zurückziehen."

„Ich bin nicht so verwegen, mir einzubilden, ich hätte Ihr Herz gewonnen, Frau Baronin," sagte Deruga, gutmütig spottend, „auf das Ihre Schilderung auch wohl so ganz nicht paßt."

„Nein, nicht so ganz," sagte die Baronin, indem sie mit wehmütiger Koketterie den Kopf wiegte, „immerhin dachte ich an eines, das dem meinigen auch, sehr nah verwandt ist."

„Kleiner Mingo," sagte Deruga träumerisch.

(Schluß folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ba — de — ge — her — ho — ko — la — len — mes — neh — o — o — on — ran — raz — rhe — rei — rei — ron — rung — stein — strut — ta — tar — un — wal

sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Feldherrn des 30jähr. Krieges, 2. Südfrucht, 3. griechischen Gott, 4. trojanischen Priester, 5. chinesische Provinz, 6. römischen Dichter, 7. Fluß in Sachsen, 8. Landstreifen im Meere, 9. Adelstitel, 10. Schiffahrtsgesellschaft.

Der hübsche Rest.

In Spanien einer schönen Stadt
Zwei Zeichen jüngst geraubt man hat,
Jedoch der Rest, der mir verblieb,
Den hab' ich auch von Herzen lieb.

Zeitweise selbständig.

Bei einem Vogel sitze ich
Zu allen Jahreszeiten hinten
Und nur im Sommer kannst Du mich
Auf eigne Faust selbst fliegend finden.

Wortverbindung.

Der Glaube überall besteht,
Daß es nach eins nicht immer geht.
Sieht man als Schmuck das zweit' auch an,
Trägt doch so mancher schwer daran;
Des Vaterlandes Dank dem klingt,
Der heut' das Ganze sich erringt!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silbenrätsel:

Ob Dir's sauer wird mit Deiner Nahrung, das laß Dich nicht verdrießen.
Jesus Sirach.

1. Omen, 2. Belgien, 3. Dolde, 4. Irma, 5. Neuse, 6. Sellerie, 7. Stradivari, 8. Aras, 9. Uelzen, 10. Eindecker, 11. Rosinante, 12. Waschbär, 13. Idaho, 14. Ruine, 15. Domino, 16. Marchfeld, 17. Ischias, 18. Tritonen, 19. Denver, 20. Egge, 21. Isar, 22. Norden, 23. Eber, 24. Rubin, 25. Nase, 26. Anis, 27. Herzog, 28. Rabe, 29. Uran.

Zweisilbig: Gries-gram.

Auf dem Kopf: Scheitel.

Auch ein Konzert: Kanon-ade, Kanonade.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 9

4. März 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller.

Berliner
Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Erste Speisung gefangener Franzosen.

Phot. Max Stein Nachfg., Ilmenau.



Der Hauptplatz von Peronne mit der Kathedrale, einem Prachtwerk der Gotik, das von den Franzosen in Trümmer geschossen wurde, zwei Jahre nachdem wegen der Beschädigung der zu militärischen Zwecken mißbrauchten Kathedrale von Reims die wildesten Anklagen gegen die deutsche Barbarei erhoben worden waren. Phot. Max Stein Nachfl., Ilmenau.

Erfolgreiche U-Boot-Kommandanten.

Kapitänleutnant Willy Petz, der durch Versenkung von 52 000 Tonnen innerhalb von 21 Stunden einen der letzten großen U-Boot-Erfolge errungen hat, steht im 32. Lebensjahre. Er ist in Königsberg geboren und ein Sohn des kürzlich in den Ruhestand getretenen Postdirektors des Königsberger Bahnpostamts, Postrat Heinrich Petz. Kapitänleutnant Petz trat im April 1903 in die Marine ein und ist Inhaber des Eisernen Kreuzes.— Einen anderen großen U-Boot-Erfolg erzielte Oberleutnant zur See Steinbrink, der auf einer einzigen Streiffahrt 23 Schiffe vernichtete. Steinbrink ist bereits als erfolgreicher U-Boot-Kommandant bekannt; er erhielt im März vorigen Jahres den Pour le mérite für eine überaus schwierige Fahrt im englischen Kanal, bei der ihm neben zahlreichen Handelsschiffen auch mehrere französische und englische Hilfskreuzer zum Opfer fielen.



Phot. Urbahns.

Kapitänlt. Petz, dem als Führer eines U-Bootes die Versenkung von Schiffen von zusammen 52,000 Tonnen in 24 Stunden gelang.



Posten einer Feldluftschiffer-Abteilung in Kurland.



Phot. Berl. Ill.-Ges.

Oberlt. z. S. Steinbrink, Ritter des Pour le mérite, der als Führer eines U-Bootes 23 Schiffe vernichtete.



Versenkung des bewaffneten englischen Dampfers „Malcolm“ (4500 Tonnen) im Mittelmeer durch ein deutsches U-Boot.
1. Der Dampfer beginnt zu sinken.

Versenkung eines englischen Dampfers im Mittelmeer



Der bewaffnete englische Dampfer „King Malcolm“, 4500 Tonnen, wurde von einem deutschen U-Boot (Kommandant Kapitänleutnant Forstmann) versenkt. Am Heck des Dampfers ist deutlich das Geschütz zu erkennen.

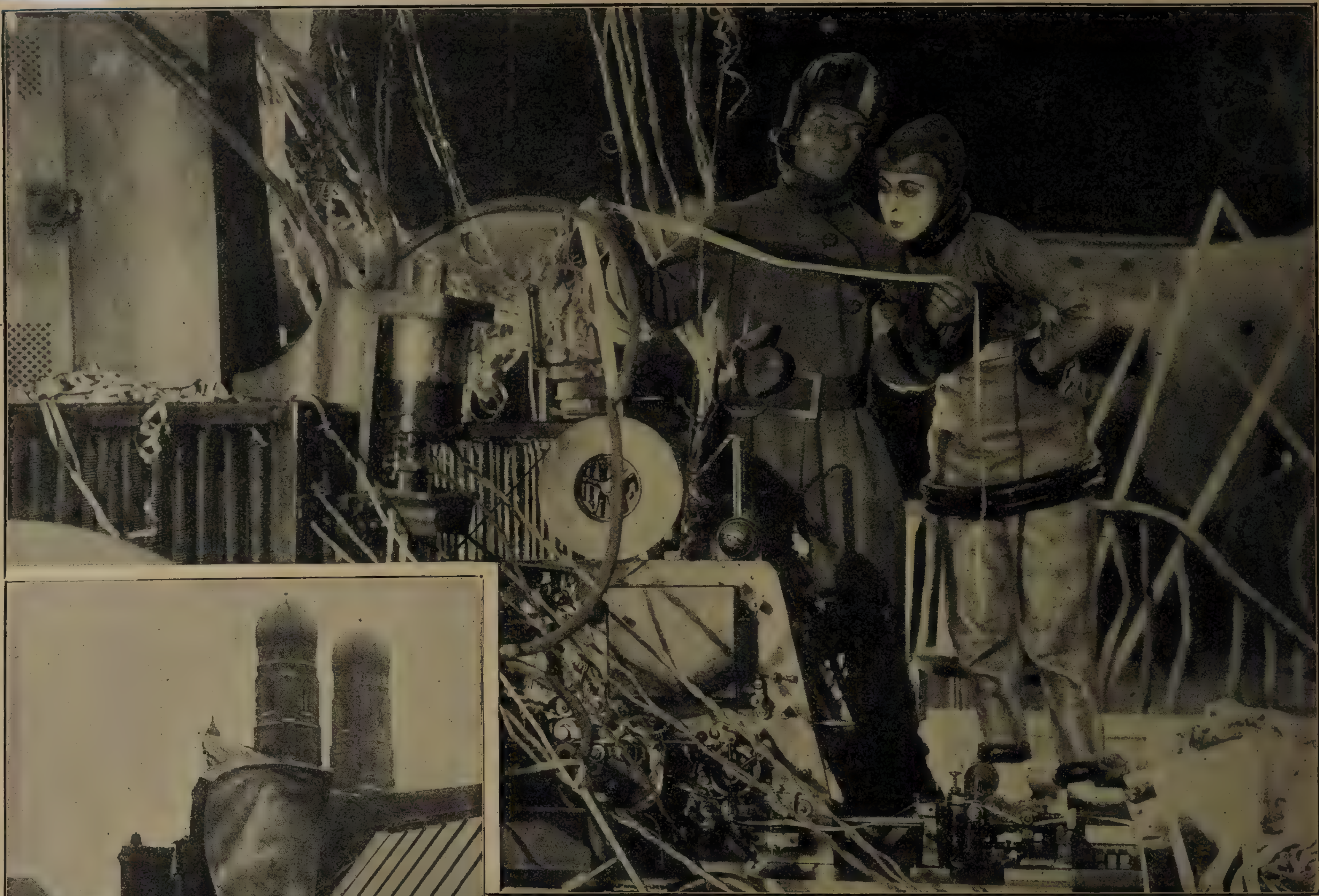
2. Das Vorderteil ist verschwunden.



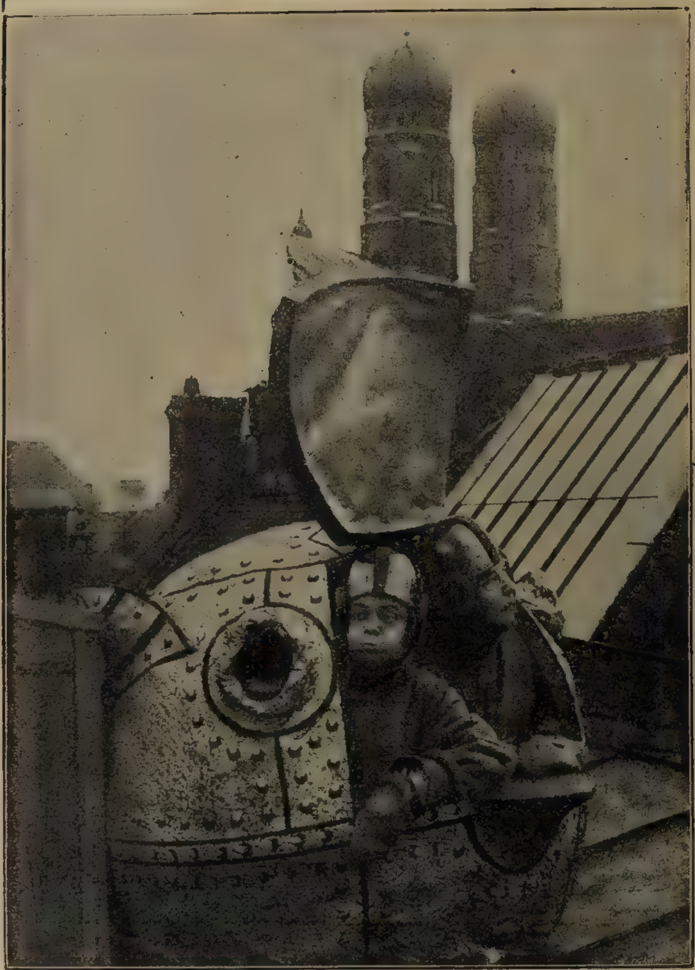
3. Kurz vor dem Untergang.



4. Die Explosion in der letzten Sekunde vor Sinken.



Aus einem neuen Film „Die Entdeckung Deutschlands“, der in origineller Form Bilder aus dem Deutschen Reich im 3. Kriegsjahr vorführt:
1. Eintreffen der Nachricht, daß Deutschland besiegt und verhungert sei, in der Redaktion einer Zeitung auf dem Mars. Der Redakteur will sich selbst überzeugen und fliegt mit einem neuerfundenen Apparat auf die Erde.



2. Ankunft der Besucher vom Mars in München auf dem Dach eines Hauses. (Die Aufnahme ist in München auf einem Hause bei der Frauenkirche gemacht, deren Türme zu sehen sind.)

DIE ENTDECKUNG DEUTSCHLANDS

In origineller Weise ist der Versuch gemacht worden, das Bild, das Deutschland im dritten Kriegsjahr bietet, in einem großen Film festzuhalten, den R. O. Frankfurter unter dem Titel „Die Entdeckung Deutschlands“ verfaßt hat. In der Redaktion einer Marszeitung trifft die Nachricht ein, daß Deutschland besiegt und verhungert sei. Drei Marsbewohner, zwei Herren und eine Dame, fliegen unter Benutzung einer neuen Erfindung auf die Erde, landen in München, staunen die wohlgenährten Menschen an, besuchen das Hofbräuhaus, fahren nach Berlin, dessen äußeres Bild ihnen überraschend genug gegenübertritt, und sehen auf einer Rundreise durch Deutschland den gewaltigen Apparat der Kriegsernährung, die gigantischen Kriegswerkstätten von Zeiß, Goerz, Daimler, Hagen und die Kruppschen Riesenwerkstätten. Der Schluß ihres Erdenwallens läßt sie der zweiten Ausreise von „U-Deutschland“ beiwohnen.





Die Besucher vom Mars bei der Besichtigung des angeblich „verhungerten und besiegten Deutschlands“.
Vorführung der Leistungen der deutschen Mode in einem Modehaus. — Beim Kapitän König an Bord des Handelsunterseeboots „Deutschland“.

BILDER VOM LUFTKRIEG



Eine seltene Aufnahme aus dem Luftkrieg: Brennend abstürzender feindlicher Ballon.



Französischer Kampfflieger beim Aufstieg.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)

Der Flieger. Von Rudolf Hans Bartsch.

Unten auf der Erde brüllte es, um ihn jaulten und sausten die Kugeln, und er flog um Leben und Tod! Der Motor gab her, was er konnte, und sein tiefes Donnern übergrollte das Knattern der Flintenschüsse da unten. Nur wenn eine Kugel Metall faßte oder an die Versteifungsdrähte streifte, da biß sich ihr hohes Wimmern durch das Geratter der Maschine. Der Wind sauste nicht so schneidend durch die Drähte als dieses Jammern der Geschosse, die blutdürstig aufschrien, wenn sie vorbeigingen. Wie das hundertfache Juchzen betrunkener Sennbuben mochte es in einem fort gehen: Uii, wiiiiu! Aber Tikosch Gabor hörte es nicht. Der Motor donnerte tief und metallen; und Tikosch flog wie im Fieber. Er wußte nicht, war er verwundet, lebte er überhaupt. Das Blut brauste ihm und rollte in eins zusammen mit dem knatternden Rasen seines Flugzeugs. Das war ein Dahinstürmen durch die kugelzerrissene Luft! Bei Mehadia war er aufgeflogen.

Nun war er schon über hundert Kilometer geflogen und hatte überall Feuer bekommen. Mit wilder Frechheit war er über den Militärstationen bis auf dreihundert Meter hinuntergegangen, um seine Knallerbsen hinabzuwerfen. Hatten sie gewirkt? Er wußte nicht viel davon, denn ihr Aufschlag unten erstickte in dem rasenden Knattern seines Motors und der Mausergewehre. Durch die Tragflächen sah er die blaue Luft wie durch ein Sieb, und Leib und Steuer des Flugzeuges waren durchlöchert. Er allein noch nicht! Wenigstens fühlte er nichts am Körper und nichts im Hirn als ein Fiebern, ein dunkles: Weiter, weiter, und das Aeußerste gewagt! Dumpf fühlte er die heulende Wut derer dort unten auf der Erde: über den siegreichen Raubvogel, der er noch war. Nur nach Negotin kommen; das andere war gleich! Die Donau war sein Wegweiser. Ungeheuer breit, gelb und träge zog sie ihre zähe Straße. Jenseits das flache Rumänenland, Auen, Sümpfe, das weißliche Graugrün der Weiden, ganz stumpf und wie verstaubt; am diesseitigen Ufer jammervolle Lehmhöhen, immer gleich niedrig längs dem Strome hinkriechend, elende Dörfer, trostlose Wachhäuser, menschenunwürdige Lehmhöhlen, echt slawische Trostlosigkeit. Es war wenig Freude, hier seine Visitenkarten abzuwerfen. Aber da kam Prahowo und mit ihm die Bahn. Und die Höhen, jetzt wurden sie anders! Rechts die Weingebirge, links und vor ihm die Sümpfe: Negotin! Und da war's, wo es ganz böse wurde. Er war der kleinen Brücke ganz nahe gekommen, die über das versumpfte Flüßchen im Süden der Stadt führte, und ein wahres Feuerwerk von Geschossen heulte zu ihm empor. Bedächtig warf er eine Bombe, dann noch eine; die Brücke unten riß sich auf. Menschen liefen zusammen, heulten und schossen, andere



Nächtliche Beschießung eines Fliegers.
Nach einer französischen Darstellung.



Bilder vom Luftkrieg: Deutsches Maschinengewehr in Tätigkeit gegen einen feindlichen Flieger im bulgarisch-griechischen Grenzgebiet.

flüchteten, in Haufen, kreuz und quer über das Feld wie Hasen; ziellos, kopflos. Er sah alles unter sich, sah, wie die weißen Tauben von allen Dächern aufstoben und durcheinander schwärmten, wie die Rebhühner aufstanden und die Hunde wie toll rannten und jafften; und wie im Traum warf er die dritte Bombe da hinunter in all die Angst und Wut hinein. Da wimmerte das Drahtgetäu hell auf. Eine Versteifung war zerschossen; der wirbelnde Propeller schmiß lange Holzsplitter im Kreise herum, der Motor klatschte ein paarmal. Dann schlug es leicht und beinahe fühllos gegen seine Hüfte, und heiß kam es an seinem linken Bein heruntergelaufen; kreuz Teufel, nun war er angeschossen worden. Wird's was Böses sein? Weh tat's nicht, aber es hieß ausreißen, hoch in die sichere Abendbläue hinauf. Er riß das Steuer steil aufwärts, zu steil im ersten Schreck, und der Monoplan überschlug sich. Heulender Jubel kam von der Erde, aber der wilde Flieger ließ das Steuer nicht los. Wie zum Hohn für die dort unten gelang ihm, halb aus Zufall, ein Saltomortale in den Lüften à la Pégoud, dann drängte er flacher hina[illegible] Ein tausendstimmiger Wutschrei hallte ihm lange, lange in seine Adlerhöhen nach, er aber kreiste immer höher und höher, und bald sangen die Kugeln nicht mehr.



Aus der Luftkriegsbeute-Ausstellung in Berlin: Von Boelcke abgeschossener französischer Doppeldecker.
Aufnahme von Riebicke.

Was tun? Untersuchen konnte er seine Wunde nicht. War eine Ader zerschossen, nun, dann wurde er schwächer und schwächer und fiel wie ein todwunder Vogel aus der Luft. Er dachte all das ganz ruhig und wenig erschrocken durch. Niedergehen konnte er nicht; hier nicht. Sie hätten ihn mit toller Wonne in Stücke gerissen da unten. Er hatte doch sterben oder durchsetzen wollen, was er sich vorgenommen; die Brazograder Brücke, die er sprengen wollte, hatte er gar nicht erreicht. Später einmal; jetzt mußte er zusehen, wie er wieder nach Ungarn hinüberkam. Und verzweifelt hielt er das Steuer fest: gegen Nordwesten. — Will denn der Tag kein Ende nehmen? Wenn er niedergehen muß, und sie sehen ihn, dann ist es um ihn geschehen. In der tiefsten Einsamkeit der waldigen Planina finden ihn die Tollgewordenen und hetzen ihn mit Hunden, bis er sich stellt! Tikosch Gabor läßt die eine Hand frei, tastet nach der Wunde und dann nach seinem großen Kriegsbrowning; eine





Wie die Kriegsschiffe nach der Rückkehr von Fahrten im Winter aussehen. Phot. A. Kenard.

Vereistes deutsches Kriegsschiff. Vereistes deutsches Torpedoboot.



Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, der am 13. März sein 25jähriges Regierungsjubiläum feiert. Phot. Hilsdorf.

Neunmillimeterkugel wird wohl für ihn genügen. Aber die letzte wird es sein; alle andern müssen in Feindesleiber schlagen! Und der Motor wird launenhafter und störrischer, Zündungen setzen aus, Vollgas nimmt er nicht mehr, und Tikosch muß drosseln. Da erholt sich der Motor; aber mit der jetzigen Tourenzahl kann er wenig Höhe mehr gewinnen. Tikosch starrt mit glasgewordenen Augen auf das Barometer. Das steht, steigt wohl auch ein wenig. Also geht es doch bergab: Teufel, es geht bergab! — Da ändert Tikosch Gabor seinen Entschluß. Vorwärts kommt er nicht mehr weit. Nach Ungarn und über die Donau sind es freilich nur mehr fünfzig Kilometer. Aber geht er nur ein wenig rechts oder links daran vorbei, so kann es viel weiter werden, und sein Motor hält vielleicht keine zehn Kilometer aus; wenn er fünfzig in der Stunde fliegt, krank, wie er ist, so wär's noch ein Glück. Also wunderbarenfalls noch eine Stunde bis Ungarn! Das aber geht nicht mehr an. Er fliegt also mit gedrosseltem Motor, immer sinkend, über die Golobinje Planina, dort, wo sie am ödesten ist und ihn wenige sehen. Dann wird er sich immer links halten, soweit die Planina unbewohnt und wild ist, bis zum Veliki Krisch hin, wenn es geht. Solange nur kann er fliegen, als sein Apparat über der Kammhöhe der höchsten Gipfel bleibt. Ist er aber bis auf dritthalbtausend herabgesunken, dann muß er schwenken, die Planina wieder südwärts überfliegen und, auf die Dämmerung trauend, knapp über den Kamm streichen wie ein Sperber, der Sperlinge vom Boden weghaschen will, und sofort hinter dem Kamm niedergehen, wo es am höchsten, einsamsten und ödesten ist. Er hat früher hoch oben einen Jungfichtenhorst gesehen, wahrscheinlich eine Neuaufforstung in einer Staatsdomäne. Nun, in jetziger Zeit ist die Försterei einberufen, und es wird dort einsam sein. Sein Flugzeug soll in die Schonung hineinfahren, wo sie am dichtesten ist; da findet es nicht so bald einer. Und er, er wird dann in der erbarmungslosen Oede dieser verlassenen Höhen verrecken wie ein wundes Tier. Oder sich ausheilen? Auf eigene Faust dort oben sein Leben ertrotzen wie ein Mann und Räuber der Urzeit? Es zuckt in ihm vor Hoffnung. — Und der Motor versagt gänzlich. — Nun senkt er sich über den Kamm hin. Keine zwanzig Meter über dem Boden schießt das Flugzeug des Verzweifelten über die Wasserscheide; dann hat es wieder Luft unter sich: Abgrund. Tikosch sucht nach der großen Fichtenschonung; er hat sich den Rückwechsel genau gemerkt und findet das dunkle Wirrsal der hunderttausend schwarzgrünen Bäumchen sogleich. Nun gleitet er nahe an der Erde bis hin. Gott erhalte, jetzt gilt es. Einer dieser sperrigen Wipfel kann höher und stärker sein, als er abschätzte, und dann überschlägt er sich oder wird gepfählt. Aber es muß, es muß! Und mit zusammengebissenen Zähnen saust er hinein in das krause, grüne Sträuben und Schnellen der Aeste und Wipfel.

Das Flugzeug neigt sich, bohrt sich krachend weiter, senkt sich abwärts, eine der Tragflächen knarrt, knirscht, knickt tief ein, aber schon ist der ganze Aeroplan im Netze der Bäumchen, die nur zwei Klafter hoch sind, gefangen. Schwer atmend klettert Tikosch heraus und würgt sich in das unermeßliche Dickicht hinein. Das war auf Leben und Tod gegangen. Und er wirft sich auf die Erde und möchte am liebsten haben, alles wäre schon zu Ende, wie seine Kräfte es sind. Eine Weile brüten unsagbare Dumpfheit und Gleichgültigkeit in ihm. Gerettet? Ha, was: jetzt geht erst die Hetze hinter dem gehaßten, flügellahmen Geier her! Und er ist schwach und verwundet. Ja: die Wunde. Er öffnet seine Kleider und sieht die linke Seite an; dann lacht er leise und grimmig. Gleich neben der Niere kam der Schuß von unten, und über dem Beckenknochen fuhr er wieder heraus, ganz nahe unter der Haut; die beiden glatten Schußöffnungen liegen keine drei Zoll voneinander. Aber nur ein wenig weiter nach hinten, und der wahnwitzige, betäubende Schmerz eines Nierenschusses hätte ihn entnervt. Ein wenig weiter abwärts, und der Beckenknochen wäre zersprengt! Nun war's nur das dicke Lendenfleisch, von großen Adern ist keine mitgenommen, und die Wunde klebt schon fest am Hemd. Er will sie nur oberflächlich reinigen; sie ist ja schon halb verharscht. Und dann kniete der wildeste Leutnant des Ungarlandes, Tikosch Gabor, im Fichtengewirre nieder und betete zu einem Gotte, von dem er lange, lange nichts gewußt hatte.

*

Wir entnehmen diesen Ausschnitt aus der dramatischen Schilderung eines kühnen Fluges dem ersten Kapitel der Kriegs-Erzählung „Der Flieger" von Rudolf Hans Bartsch, die als „Ullsteinbuch" kürzlich erschienen ist.



Das 5jährige Schach-Wunderkind Rzeszewski in Warschau, das Partien mit den stärksten Schachspielern spielte, darunter mit dem Meister Rubinstein, der das Kind erst in zwei Stunden besiegen konnte.



Reichsbankpräsident v. Havenstein, der seinen 60. Geburtstag feiert.



Der neue Direktor der Neuen Freien Volksbühne in Berlin Friedrich Kayßler.

Von den Bühnen

Szene aus dem lustigen Puppenspiel „Grey & Co.“
von Fritz von Ostini.

Grey zu Delcassé und den übrigen:

Grey: Willkommen edle Herrn, Sie wissen schon,
es gilt den Kampf für Zivilisation.
Jetzt wird der deutsche Michel eingekreist,



Aus dem neuen Puppenspiel „Grey & Co., oder King Edwards unselige Erben“ des Marionetten-Theaters der Münchener Künstler in den Ausstellungshallen am Zoo in Berlin:
König Edward VII.,
geschnitzt von Olaf Gulbransson.



Delcassé.
Figur von Olaf Gulbransson aus dem neuen Puppenspiel „Grey & Co.“
Phot. Zander & Labisch.

und was er hat, wird dann
von uns verspeist,
so will's das Testament des
menschenliebenden
und dicken Eduard des sieben-
ten.

Delcassé:
Hurra, jetzt raubt Marianne
sich, die flinke
des Rheines Ufer, wenigstens
das linke!

Grey:
Gemach, Ihr Herr'n, nur nicht
gleich überkochen —

King Edi:
Ich fühle durch Dein Lob mich
hoch geehrt. —
Prost, alter Busenfreund —
Ich komm' Dir was —
Prost, Satanella, süßes Raben-
aas!
Prost, Kitchener, von Dir war's
ganz verflucht
scharmant, daß Du mich hier
hast aufgesucht!

Kitchener:
Sehr liebenswürdig, doch ich
muß gestehn —
im Grunde ist's nicht allzu
gern geschehn.



Szene aus dem Bühnenstück „Anna-Liese“ in der Aufführung des Kriegstheaters in Laon.
Sämtliche Personen (auch die Frauenrollen) werden von Feldgrauen dargestellt.
(Von links nach rechts: Paul Müller, Chemnitz, Willy Sieker, Bielefeld, Arthur Seidel, Leipzig.)

*

wir haben auch noch andern was
versprochen!

(König Eduard in der Hölle mit Pluto, Kitchener und Satanella, der höllischen Kokotte, am Spieltisch.)

Pluto:
Du warst von je mein wack'rer
Lieblingssohn,
gefielst Du mir auf Erden wan-
delnd schon,
erkenn' ich jetzt erst Deinen vollen
Wert.



Vom Kriegstheater in Laon:
Erich Rauch (vom Stadttheater Plauen) als Apotheker „Höhse“.



Lisa Weise in der Titelrolle der „Tollen Komteß“ in dem neuen Schwank des Berliner Theaters in Berlin
Phot. Berl. Ill.-Ges.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26.

EINE JUNGE DAME VON WELT



Zeichnung von Kainer

ROMAN VON FEDOR VON ZOBELTITZ

Das Fräulein von Berg hatte die Scheibentafel an den Nagel gehängt, der in den Stamm der großen Silberpappel auf der Schloßwiese getrieben worden war. Nun stellte sie sich mit dem Rücken dicht an den Stamm, während sie ihr kleines Tesching wie ein geübter Feldsoldat schulterte, und marschierte hierauf in der Richtung nach dem Ministerpalast genau fünfundzwanzig Schritte vorwärts. Dann machte sie auf ihren absatzlosen weißen Schuhen eine forsche Kehrtwendung, legte im selben Augenblick die Büchse an die Wange und drückte den Hahn ab. Die Kugel schlug ein Loch in das Zentrum der Scheibe. Das Magazin des Teschings enthielt noch vier Geschosse. Gunde von Berg setzte nicht ab. Sie schoß fünfmal hintereinander, das rechte Auge ein wenig zugekniffen, den Kopf leicht seitwärts geneigt, mit angehaltenem Atem. Die Bluse strаffte sich über der Brust, unter dem hellen Kleide zeichnete sich die Rundung des Knies am vorgeschobenen Bein ab. Ein sich kräuselndes Strähnchen ihres buttergelben Haares fiel in die Stirn, fast bis zu den Brauen, die so dunkel waren wie ihre Augen.

Dann schulterte sie wieder das Tesching und sprang an die Pappel zurück. Befriedigt schaute sie auf die Scheibe. Genau in der Mitte saß die erste Kugel; ringsum hatten die vier anderen Geschosse eingeschlagen. Das Schwarz des Zentrums war ein klaffendes Loch geworden.

Der rötliche Kiessand des Weges knirschte. Der Minister schritt den Pfad hinab und trat auf das geschorene Wiesengrün, als er seine Tochter sah. Er wiegte seine große, vierschrötige Gestalt in der ihm eigentümlichen Bewegung stark in den Hüften und hatte die Hände auf den Rücken gelegt. Er war barhäuptig, doch schon zur Sitzung angekleidet. Er trug sich selten anders als in dem langen schwarzen Schoßrock, der nach unten zu wie eine Glocke geformt war und eine hochgeschlossene, grauseidene Weste sehen ließ, über deren stumpfen Glanz eine um den Hals geschlungene, goldene Uhrkette von altertümlicher Arbeit fiel. Wie er so daherkam, mit der über einem lockeren Kragen nach Vatermörderart äußerst sorgfältig gebundenen, breiten, schwarzen Krawatte, die im schmalen Westenausschnitt von einem Ring mit einem blutroten Karneol zusammengehalten wurde, hätte man ihn wohl eher für einen seßhaften und soliden hanseatischen Kaufmann halten können, als für einen geschmeidigen, in allen Sätteln sich rasch zurechtfindenden Diplomaten. Er konnte den Mynheertypus noch immer nicht verleugnen. Sein breites, glatt rasiertes Gesicht war ungemein charakteristisch in der kräftigen Buckelung der Stirn und in seiner malerischen Tönung, die alle frischen Farben eines lebensfrohen Genießertums widerspiegelte. Nur die klugen, grauen Augen waren gewöhnlich ein wenig verschleiert, gleichsam in Dunst getaucht oder wie leicht verhängt. Aber sie konnten doch auch aufblitzen und im Zorn ihre Funken sprühen, wenn der Minister sich im Landtag auf die Feindesseite wandte. Und er hatte viele Feinde in dem kleinen Staate.

„Hallo, Papa," rief Gunde ihm entgegen. „Komm her und sieh Dir die Scheibe an! Schuß um Schuß hat gesessen. Halte einen Apfel in der erhobenen Hand — ich wette mit Dir, daß ich ihn treffe. Oder hast Du Angst, ich könnte Dir einen Finger verletzen?"

Der Minister bückte sich. Drei Bäume mit Goldrenetten standen auf der Wiese und dehnten ihr fruchtbeladenes Geäst. Im Grase darunter lag eine Anzahl gelbgetuschter, auf der Sonnenseite strahlend roter kugliger Aepfel, die der Gärtner noch nicht aufgelesen hatte. Der Minister nahm eine der Früchte und behielt sie einen Augenblick in der hohlen Hand. Es war eine starke, fleischige, gut gepflegte Hand, die wohl auch kräftig zufassen konnte; dennoch zitterte sie.

Gunde sah es.

„Vater, was ist Dir?" fragte sie und schaute ihm aufmerksamer in das Gesicht. Irgend etwas in diesem Gesicht gefiel ihr heute nicht: ein grauer Unterton, ein flackerndes Muskelzucken, eine Schwere des Blicks.

Doch er lachte.

„Probier's mit dem Apfelschuß!" sagte er. „Ich kenne Deine sichere Hand und fürchte mich nicht. Soll ich mich wie Tells Knabe hinstellen, den Apfel auf dem Kopf? Tells Junge hatte vermutlich einen Wuschelkopf, da lag der Apfel fest. Ich habe einen Rundschädel, so blank wie eine Billardkugel, da wird der Apfel herunterrollen, wenn ich auch sonst nicht mit der Wimper zucke."

„Behalt' ihn in der Hand," rief Gunde. „Paß' auf — so . . ." Sie legte die Frucht in des Vaters Hand und wendete sie, so daß die gerippte Kelchwölbung über die geschlossenen Finger ragte. „Nun halte ihn hoch," wünschte sie, lud ihre Büchse und sprang wieder zwanzig Schritt zurück.

Als sie sich umwandte, sah sie den Vater vor der Scheibe am Stamme der Silberpappel stehen. Aber er hielt die Hand mit dem Apfel nicht in die Höhe, sondern dicht vor die rechte Wange.

„Wollen sehen, wer bessere Nerven hat, Du oder ich," sagte er lächelnd. „Schieß los, wenn Du Mut hast . . ." Nun zitterte seine Hand nicht mehr.

Gunde legte wahrhaftig an. Sie war sich völlig sicher, daß die Kugel den oberen Teil des Apfels zerschmettern würde, ohne Wange und Fingerspitze zu verletzen. Sie traf unfehlbar. Sie traf wie eine berufsmäßige Kunstschützin. Sie kniff wieder das rechte Auge ein wenig zusammen. Dann setzte sie die Büchse ab.

„Nein," sagte sie, „das wäre ein frivoles Spiel."

„Warum?" fragte der Vater.

„Man muß auch mit Zufällen rechnen."

Er ließ den Apfel fallen. „Du hast doch empfindlichere Nerven als ich," sagte er. „Wenn Du auf mich anlegst, vibriert nichts an mir. Die vergifteten Pfeile im Landtag sind ungleich schlimmer."

„Richtig," rief sie und trat näher, „Du hast eine harte Sitzung vor Dir. Was ist es gleich?"

„Die neuen Kasernen. Aber man macht mir ja immer Opposition."

Ihre linke Schulter zuckte. „Diese Bande. Warum befehdet man Dich so leidenschaftlich?"

„Es ist der Zusammenstoß zweier Welten, die nebeneinander nicht leben können. Der Kampf macht müde, Gunde."

„Du wolltest schon vor zwei Jahren den Abschied nehmen. Damals sprachen wir darüber. Wir wollten das Klatschnest aufgeben und nach Berlin ziehen. Es ist immer noch Zeit dazu."

Ein großer Molosserhund, wollhaarig mit faltigem Kopf, jagte über den Rasenplan, sprang jaulend an Gunde in die Höhe und schmiegte sich dann an den Minister.

„Nein," antwortete die Exzellenz, „die Zeit ist vorbei."

Er sah den Diener den Weg hinabschreiten.

„Ist der Wagen da?" rief er ihm entgegen.

„Jawohl, Euer Exzellenz," entgegnete Holbach und blieb stehen.

„Gut — ich komme . . ." Er umarmte seine Tochter . . . „Was machst Du am Vormittag, Gunde?"

Sie lachte. „Ich habe unmenschlich zu tun — wie immer," rief sie. „Um elf Tennis, vorher wollte Madame Jeanne kommen, nachher muß ich zur Barring. Ich habe noch kein Herbstkostüm, Exzellenz Vater. Ich bin völlig abgerissen."

„Das kenn' ich an Dir. Wenn ich Deine Schneiderrechnungen zusammenbinden lasse, würden sie den Umfang eines Konversationslexikons einnehmen. Adjö, Gunde."

Er küßte sie noch einmal auf die Stirn. Er sah auf dem roten Kiesplatz vor der Veranda, da wo die Sonnenuhr stand, einen Herrn mit blitzblankem Zylinderhute und einer Aktenmappe unter dem Arm auf und ab gehen. Das war der Kammerjunker Baron Feßler, sein Ministerialsekretär; der wartete schon auf ihn.

Gunde schaute dem Vater nach. Er schritt hüftenwiegend über den Rasen. Er war ein Riese mit breiten, eckigen Schultern, als steckten Achselstücke unter dem Rocke. Die mächtige Figur hob sich schwarz vom Glanze des Herbsttags ab. Als er auf den Weg trat, wandte er sich noch einmal und winkte mit der Hand.

Gunde winkte zurück. Der Molosser hatte den Vater begleitet, doch nun blieb er stehen, schaute sich unschlüssig nach Gunde um und jagte dann wieder zu ihr. Sie hob den Apfel auf, der noch unter der Scheibe lag, und ließ den Hund apportieren. Dies wiederholte sie mehrere Male, bis es ihr langweilig wurde.

Sie überlegte, was jetzt zu machen sei. Zur Tennispartie war es noch zu früh. Es war heute auch nicht viel los auf dem Platze. Mister Graig war abgereist, Graf Goeler auf Urlaub, der kleine Bittmann hatte sich den Fuß gebrochen. Langweilig. Aber sie bedurfte der täglichen sportlichen Ausarbeitung. Nerven, Sehnen und Muskeln wollten ihr Recht haben. Sie entsann sich auch: Konsul Brandt hatte sie zu einem Match aufgefordert. Er war der beste Schläger in der Stadt; dem wollte sie einmal heimleuchten.

Nun durchflog sie das Programm des Tages. Vorläufig mußte sie auf Madame Jeanne warten, die Hutmacherin. Sie hatte keine Hüte mehr — aber ein Dutzend lag in den Schränken. Zum Tennis war sie fertig angekleidet. Dann Besuch bei der Barring, der großen Schneiderin, die mit ihren Pariser Modellen schon vorgestern heimgekehrt war. Das war wichtig. Sie wollte sich den Hof nicht zuvorkommen lassen; die Damen aus dem Schlosse waren immer flink hinterher, wenn sie neue Modelle witterten. Also die Barring. Bei ihr konnte man bis zum Frühstück bleiben. Die Kammer tagte heute sicher bis zum späten Nachmittag. Exzellenz Vater kamen nicht zum Frühstück; dafür hatte sie Alix Kremser eingeladen, die immer den neuesten Klatsch zu erzählen wußte. Alix Kremser wollte ihr auch eine Stunde sitzen; das Bild wurde nie fertig und sollte doch auf die Oktoberausstellung bei Weingärtner am Großen Ring. Um fünf wollte Rittmeister von Hartmann sie zu einem Spazierritt nach der Buschmühle abholen. Dann Mittagessen mit Vater, dann Oper. Da mußte sie hin. Prinzessin Friederike hatte sich angesagt und würde sie sicher in ihre Loge befehlen. Das gab wieder Aerger und Eifersucht bei den Töchtern des Oberbürgermeisters und bei den hochnäsigen Zwillingen des Intendanten. So war der Tag totgeschlagen.

Gunde stellte ihr Tesching neben den Patronenkasten an den Stamm der Silberpappel, pfiff dem Molosser und schritt tiefer in den Park. Es war dies eine berühmte Gartenanlage, die wie der Palast des Ministeriums im Baedeker mit einem Stern bezeichnet war. Ein reicher Italiener war zur Barockzeit hierher verschlagen worden, hatte an dem kleinen Fürstenhofe freundliche Aufnahme gefunden und seinen ästhetischen Launen mit freigebiger Hand die Zügel schießen lassen. Er starb als vereinsamter Junggeselle und hinterließ das Schloß dem Herzog; als sogenanntes Prinzessinnenhaus wurde es lange Jahrzehnte von den Prinzessinnen der Nebenlinie bewohnt, später an den Fiskus verkauft und in das Ministerium für innere Angelegenheiten verwandelt, behielt aber nach seinem Erbauer den Namen „Palast Baldassano" bei. Im Laufe der Zeit hatte der Park viel von seinem Barockgepräge verloren, aber er gewann dafür an natürlicher Schönheit, je üppiger er aus seinem Stilkleide herauswuchs.

Gunde war in einer Allee von Weißbuchen stehengeblieben. Sie hörte die Stimme ihrer Zofe.

„Gnädiges Fräulein!" rief das Mädchen.

„Ja, Anna — was gibt's?"

Die Zofe lief rasch atmend die Allee hinab, das Gesicht gerötet vor Aufregung, das helle Perkalkleid mit den hüpfenden Schattentupfen der Bäume übersät.

„Madame Jeanne ist da, gnädiges Fräulein," sagte sie, „mit zehn Kartons — sie hat eine ganze Ausstellung von Hüten mitgebracht."

Die Zofe lächelte glücklich, und ihre Augen strahlten. Sicher hatte sie schon einen Blick in die ver-

borgenen Schönheiten der Kartons geworfen. Sie war auch eine Evatochter.

Aber nun widerstrebte es Gunde, sich der Bewegung der Eitelkeit einzufügen. Sie blieb kühl.

„Ich habe jetzt keine Lust zur Besichtigung," antwortete sie, „Madame Jeanne soll die Hüte dalassen."

Anna war sehr bestürzt. „Aber, gnädiges Fräulein," sagte sie, „Madame Jeanne wird sie brauchen."

„Dann soll sie die Pracht wieder mitnehmen," entgegnete Gunde und schritt ruhig weiter.

Die Zofe blieb noch einen Augenblick stehen. Ihre runden Achseln zuckten. Sie kannte die Launen ihrer Herrin. Mal so, mal so. Sie riß einen Grashalm aus, zerkaute ihn zwischen den Zähnen und ging zurück.

Gunde bog in einen schmalen, von Taxushecken umsäumten Seitenpfad ein. Sie ärgerte sich. Sie hatte das brennende Verlangen, die neuen Hüte zu sehen. Aber sie wollte nicht Sklavin eines kleinlichen Empfindens sein und es vor der Zofe nicht preisgeben. Sie unterdrückte ihre Begierde, sie schob sie auf.

Langsam schlenderte sie den Taxusweg hinab, schaute dabei in die Luft und stählte die Augen im Blau des Himmels. Ueber dem gerade geschnittenen Schwarzgrün der Hecken wiegten sich Wipfelkolosse. Der Blick Gundes tauchte in das Blütengewirr alter Eichen, glitt über die geborstene, fahl gefärbte Rinde der Platanen, stieg zu der Höhe der Ulmen auf, versank in dem helleren Laub der Erlen und Birken.

Dann umwehte es sie wie Weihrauchduft. Ein Lärchenhain klomm über eine gelinde Anhöhe, eine jüngere Anpflanzung auf dem Grunde zerstörter Grotten und Muschelbauten, die der Zeit nicht hatten trotzen können. Gunde schritt jetzt rascher vorwärts; sie wollte die Schwäne füttern, kam aber auf einen anderen Gedanken, bei dem sie so heftig erschrak, daß sie die Augen weitete und die Lippen ein wenig öffnete. „Donnerwetter," sagte sie leise. Sie hatte den zärtlichen Brief des Prinzen in den „Idylls of the king" liegen lassen!

(Fortsetzung folgt.)

Der Fall Deruga

Roman von Ricarda Huch

17. Fortsetzung und Schluß — Nachdruck verboten. Amerikanisches Copyright 1916, by Ullstein & Co.

Ich glaube Ihnen," sagte Deruga, „aber vielleicht können Sie sich nicht in meine Lage denken."

„Es ist natürlich," sagte die Baronin, „daß ich zunächst die meine und die meines Kindes empfinde. Daß eine Mutter ihre Tochter nicht gern einem um so viel älteren Manne gibt, das versteht sich wohl von selbst. Wenn ich mich trotzdem entschlossen habe, Ihnen von dieser Neigung zu sprechen, so geschah es, weil ihre Stärke und unschuldige Zuversicht mich rührten und mir den Glauben erweckten, es könne doch vielleicht — wie man so sagt — Gottes Wille sein. Dazu kommt freilich, daß ich mich davor fürchte, das Kind leiden zu sehen."

„Wirkliches Leiden," sagte Deruga, „würde ihr die Erfüllung ihres Wunsches bringen. Sie kennt mich nicht. Und auch Sie, Baronin, kennen mich offenbar nicht genügend."

„Wäre es nicht am besten für Sie," sagte die Baronin, liebevoll, dringend, „wenn Sie Ihr Leben mit einem jungen, reinen, vertrauenden verbänden?"

„Wenn ich stark wäre, ja," sagte Deruga. „Aber da ich schwach bin, bleibt mir nur der andere Weg, daß ich fortgehe."

Etwas in seinen Mienen oder im Ton seiner Worte machte, daß die Baronin ihn plötzlich richtig verstand. Ihre Hand, die auf der Lehne seines Stuhles lag, zitterte, und sie wurde bleich.

„Es ist entsetzlich, mir das zu sagen," stöhnte sie, die Augen schließend und den Kopf zurücklehnend.

„Nicht so sehr," sagte Deruga, „ich hätte es nicht gesagt, wenn ich nicht wüßte, wie verständig Sie sind. Ich will Ihnen gestehen, als mich Ihre Augen zum ersten Male mit einem Blick trafen, der aus Abneigung und plötzlich erregter Zuneigung gemischt war, wurde eine starke Begierde, zu leben, in mir wach, wie ich sie jahrelang nicht empfunden hatte. Der Reichtum, der mir in den Schoß gefallen war, bekam nun plötzlich doppelten Wert für mich: Von ihm getragen, wollte ich leben um jeden Preis, was für Opfer es auch kosten möchte, leben, um ungeschränkt zu genießen. Wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn der gute Dr. Bernburger nicht den Brief meiner armen Marmotte gefunden hätte!"

„Da verblaßte die neue vor der alten Liebe," sagte die Baronin leise.

„Sie mögen es immerhin so ausdrücken," sagte Deruga. „Vom Finger der Erinnerung berührt, stieg die göttliche Zeit vor mir auf, die mir einmal geschenkt war. Ich sah, wie falsch, zerbrechlich, alltäglich und ekelhaft alles das war, was mich glänzend und genußreich umgaukelt hatte, verglichen mit der Seligkeit, die ich empfand, als ich meiner armen, kranken Marmotte den Tod gab. Mir schmeckt Eure Zeit nicht mehr nach jenen ewigen Augenblicken."

„Vielleicht," sagte die Baronin zögernd, „könnte Mingo Sie umstimmen, wenn sie zu Ihnen käme."

„Das wäre zum Unglück für uns beide," sagte Deruga. „Lassen Sie dem Kinde eine schöne, heilige Erinnerung, die vielleicht einmal dunkle Stellen des Lebens verklären kann. Mich beglückt der Gedanke, daß sie ein unbeflecktes Bild von mir in liebevollem Herzen festhält. Versprechen Sie mir, es nicht zu zerstören, Baronin!"

„Es ist ja mir so teuer wie ihr," sagte sie mit erstickter Stimme. Sie drückte das Taschentuch an die Augen und saß ihm lange stumm gegenüber. Plötzlich kam ihr inmitten verworrener Gefühle und Gedanken ein Einfall, dem nachgebend sie sich schnell aufrichtete und fragte: „Und die verhängnisvolle Erbschaft? Was wird aus der, wenn Sie — fortgehen?"

Deruga lachte. „Wahrhaftig, Baronin," sagte er, „wenn Gundel Schwertfeger nicht wäre, würde ich sie Ihnen von Herzen gönnen. Aber, sehen Sie, Gundel Schwertfeger kommt das Geld eigentlich zu, weil die Murmotte es ihr zugedacht hatte, und weil sie es in ihrem Sinne anwenden wird. Und um mich hat sie es verdient, das treue, tapfere Herz, obwohl ich ihr einmal böse war, weil sie mich zu hart beurteilte. Im Grunde galt mein Zorn nur ihrer Unbestechlichkeit."

„Ach," sagte die Baronin schmollend, „Sie und das Fräulein Schwertfeger gehören zu den Leuten, die nur ein Herz für die Leiden der Armen haben. Glauben Sie mir, verhältnismäßig bin ich ärmer als die ärmste Taglöhnersfrau."

„Ja, aber nur verhältnismäßig," lachte Deruga.

„Nun, lassen wir das," sagte die Baronin, „nur um eines bitte ich Sie: Lassen Sie die Nadel, den Mohrenkopf, den Sie in der Krawatte tragen, nicht in fremde Hände fallen!"

„Sie sollen ihn als Andenken erhalten," sagte Deruga, „wenn ich meine Reise antrete. Machen Sie sich aber niemals Gedanken, Baronin, als hätten Sie den Aufbruch verschuldet! Schon oft, lange vor diesem Prozeß, habe ich die Absicht gehabt, diese öde Station zu verlassen, wo ich mich ebenso langweilte wie Sie in Ihrer Ehe. Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich einmal, im Anfang der Verhandlungen, erzählte, wie ich fortgereist und aufs geratewohl querfeldein gegangen sei, um irgendwo draußen in der Einsamkeit wie ein Tier zu sterben. Das war keine Erfindung, wenn es auch nicht gerade an dem Tag vorgefallen war."

Die Baronin war aufgestanden und hielt ihm zögernd die Hand hin. „Lieber Doktor," sagte sie, „alles, was Sie mir eben sagten, war der Ausdruck einer Stimmung, die noch den vorausgegangenen Eindrücken erklärlich ist, die aber vorübergehen wird. Ihre zahlreichen Freunde werden darauf hinzuwirken suchen, und ich bin überzeugt, schon morgen werden Sie irdischer, menschlicher empfinden. Ich wäre nicht imstande, Ihnen Lebewohl zu sagen, wenn ich nicht fest darauf rechnete."

„Küß die Hand, Baronin, und grüßen Sie Mingo!"

Auf der Treppe zog die Baronin einen Spitzenschleier aus der kleinen Handtasche, die sie in der Hand trug, und band ihn vor ihr Gesicht, über das unaufhaltsame Tränen flossen. Erst nachdem sie eine Zeitlang in den entlegenen, einsamen Straßen dieser Gegend auf und ab gegangen war, versiegten sie und vermochte sie sich zu fassen. Nach Hause zu gehen, fühlte sie sich immerhin noch nicht fähig, und beschloß, auf Umwegen in die innere Stadt zurückzukehren.

Der Gedanke an Paris hatte etwas Befreiendes für sie. Auf der neuen Szene, dachte sie, würden neue Auftritte mit neuen Eindrücken kommen und sie heilen; denn sie bedürfte es doch mehr als Mingo. Ja, für Mingo war es gut so, das fühlte sie mit jedem Augenblick deutlicher. Dies Erlebnis hatte den Boden ihrer Seele erst lockern müssen, der sich bisher vor der Liebe verschlossen hatte. Es lag jetzt nur an ihr, sich eine reiche Ernte für die Zukunft zu sichern.

Sie dagegen, so dachte die Baronin, hatte einen dürren Herbst und einen öden Winter zu erwarten. Es schauderte sie, und sie zog das Pelzgehänge, das sie an den kühlen Frühlingstagen noch trug, dicht um sich zusammen. Gab es denn irgendwo auf Erden die göttliche Zeit, das himmlische Klima, wovon Deruga gefabelt hatte? Ach, mit was für fremdartigen Gedanken hatte er sie gestört! Nein, das Verstiegene und Ueberschwängliche hatte sie sich immer ferngehalten und wollte es auch künftig tun. Als sie im Hotel ankam, strömte ihr Wesen einen so frischen Reisemut aus, daß ein wenig davon auf Mingo überging.

Ein paar Tage später erhielt sie in Paris ein Paketchen, in dem Derugas Nadel mit dem Mohrenkopf war. Ihre Augen wurden feucht, aber sie verbarg das Kleinod schnell in einer Schatulle, wo sie ihre Kostbarkeiten zu verschließen pflegte, um es erst dann wieder hervorzunehmen, wenn ihr Herz ganz still und sicher geworden wäre.

Ende.

Briefkasten.

H. M. Der Kreuzberg in Berlin ist keineswegs vulkanischen Ursprungs, vielmehr ist er als eine Ablagerung aus der Zeit der Vergletscherung der Norddeutschen Tiefebene anzusehen. Die Kuppe des Kreuzberges am Fuße des Denkmals liegt 66,11 Meter über dem Spiegel der Nordsee und 29 Meter über der Kreuzbergstraße, in der die Höhenmarke am Hause Nr. 16/37, 318 Meter aufweist. Früher hieß der Kreuzberg der „Runde Weinberg" und war bis 1718 in königlichem Besitz, bald darauf erwarb ihn ein königlicher Weinmeister namens Götze. Dessen Nachkommen verkauften 1818 die höchste Spitze des Berges nebst einer Zufahrtstraße an den Fiskus zur Aufstellung des Denkmals. Der Grundstein zu diesem wurde im gleichen Jahre gelegt; bei der Einweihung, die am 30. März 1821 erfolgte, erhielt der Berg den Namen Kreuzberg. Das gußeiserne Denkmal ist 18,4 Meter hoch; die daran angebrachten Genien tragen die Züge bekannter Personen aus den Freiheitskriegen, wie Bülow, Blücher, York, Alexander I., Königin Luise, Prinz Wilhelm von Preußen, Prinz von Hessen-Homburg usw. 1878-79 wurde das 120 000 Kilogramm schwere Denmal um 8 Meter gehoben, da es ganz hinter den herangewachsenen Baumpflanzungen verschwunden war.

Geschäftliche Mitteilungen.

Das **Technikum S.-A.** ist eine höhere technische Lehranstalt unter Staatsaufsicht und umfaßt Ingenieur-, Techniker- und Werkmeister-Abteilungen für Maschinenbau und Elektrotechnik, sowie besondere Abteilungen für Automobilbau, Papier-, Gas- und Wassertechnik. Dazu kommen eine Lehrwerkstätte, fünf reichhaltige Laboratorien, verschiedene Sammlungen, eine Bibliothek u. a. m. Das Sommer-Halbjahr 1917 beginnt am 17. April, der unentgeltliche Vorbereitungskursus für das erste Semester am 22. März. Ausführliche Programme versendet das Sekretariat des Technikums kostenlos.

Der **Wiesbadener Taneró-Inhalator** hat sich, wie über 20 000 Zeugnisse beweisen, wirkungsvoll bewährt, sowohl als Schutzmittel gegen Erkältung und Katarrhe der Atmungsorgane wie als außerordentlich Heilung befördernd. Nähere Auskunft erteilt gern kostenlos und ohne Kaufzwang die Firma Carl A. Taneré, Wiesbaden H. D.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — bein — bel — boot — bruch — de — dot — du — e — ei — en — fis — ha — hold — i — i — im — li — lon — ma — man — man — ne — ne — nei — nus — o — pfung — ran — re — rein — ri — sack — se — see — sel — si — sol — ta — tel — ter — trum — tu — tu — un — zac — zen — zi

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Nietzsches aus „Jenseits von Gut und Böse" ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Hygienische Schutzmaßregel, 2. Kleidungsstück, 3. Bittgebet, 4. Ort in Südfrankreich, 5. Verletzung, 6. Fluß in Tirol, 7. weiblichen Vornamen, 8. afrikanischen Volksstamm, 9. Stück von Schiller, 10. Festung in Norditalien, 11. Haustier, 12. persischen Dichter, 13. Wagneroper, 14. politische Partei, 15. Schiff, 16. Volksvertretung, 17. männlichen Vornamen, 18. Frauengestalt einer Wagneroper, 19. Naturerscheinung.

Zug-Rätsel.



Die Flieger.

Mit d kann er auf starken Schwingen
In kühnem Schwung zum Himmel dringen.
Zwar Federn jener auch besitzt,
Der in dem t gar eifrig schwitzt,
Doch der wird, wenn er Fehler macht,
Von andern auf den Schwung gebracht.

Verwandlungsrätsel.

Nation — Sirene — Dattel — Meran — Siegel — Raupe — Dekan — Befehl — Odense — Oberst — Martin.

Durch Streichung eines Buchstabens und Umstellen der übrigen sollen neue Hauptwörter gebildet werden. Die gestrichenen Laute nennen einen Wahlspruch der Zentralmächte.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:

Wohlthun bringt Zinsen.

1. Wallenstein, 2. Orange, 3. Hermes, 4. Laokoon, 5. Tartarei, 6. Horaz, 7. Unstrut, 8. Nehrung, 9. Baron, 10. Rhederei.

Der hübsche Rest: Ma(dr)id.

Zeitweise selbständig: Schwalbenschwanz.

Wortverbindung: Verdienstkreuz.

Humor

Ein Jäger, der nichts geschossen hat sieht Hühner bei einem Bauernhause. Ein Bauer schmaucht seine Pfeife und sieht den Hühnern zu.

„Na, Landsmann,“ sagt der Jäger, „ich gebe 50 Mark, ich werde mal dazwischen schießen; was fällt, ist mein.“

„Ick habe nischt dawedder,“ sagt der Bauer und nimmt die 50 Mark.

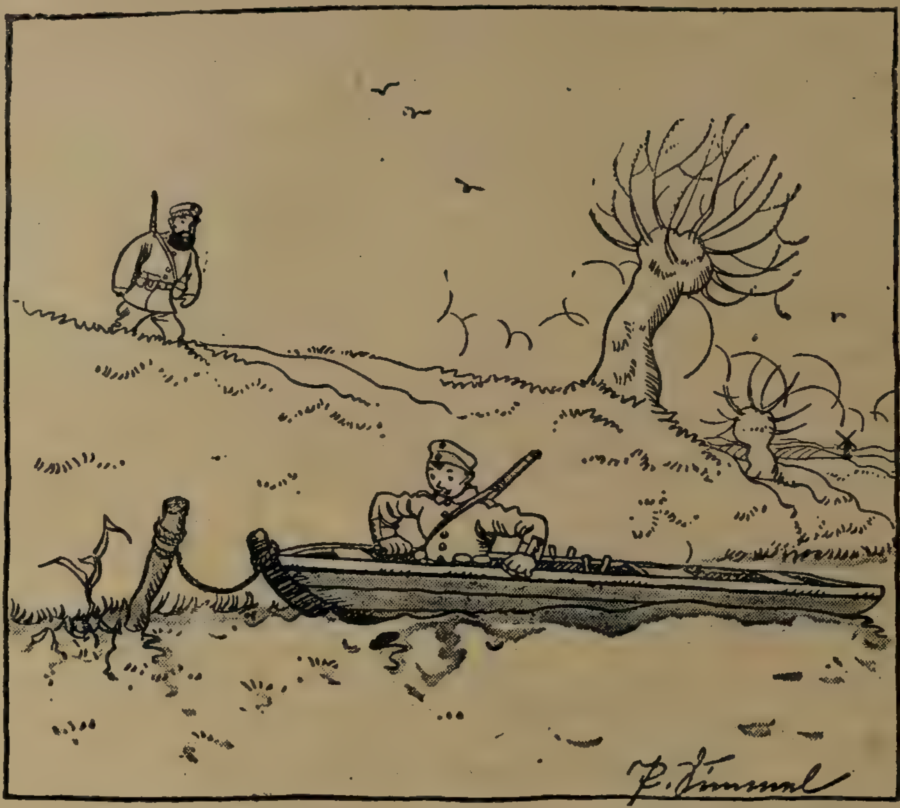
Der Jäger schießt, und vier Hühner liegen da.

„Nu machen Se aber, dat Se wech kommen,“ sagt der Bauer, „dat sin nich meine Hühner.“

*

Elschen, das Töchterchen eines Reisenden, ist eine große Katzenfreundin. Kürzlich belausche ich sie, wie sie, eines von Miezes Jüngstgeborenen auf dem Arm, auf das Tierchen einredet:

„Euch alle kenne ich doch nun: Deine Mutter und Dich und Deine Geschwister, nur Deinen Vater habe ich noch nie gesehen; der ist sicher immer auf der Geschäftsreise.“



„Nanu, wat is'n det für 'n Kahn? Du stehst ja so tief drin, hat det Boot 'ne Kajüte?“

„Nee, keenen Boden hat det Biest!“

In der Religionsstunde wird anschaulich geschildert, wie Abraham Isaak opfern will. Voll Entrüstung erhebt sich da ein kleiner ostpreußischer Flüchtling mit den Worten: „Der liebe Gott könnt meinem Vater dreist sagen, er sollt mir schlachten, mein Vater schlacht mir noch nicht.“

*

Der Tierarzt gibt seinem Burschen ein Pulver nebst einer Röhre. „Du schüttest das Pulver in die Röhre, steckst sie in das Maul des kranken Pferdes und bläst das Pulver in den Hals.“ Nach kurzer Zeit kommt der Bursche aus dem Stall und schneidet fürchterliche Grimassen. „Was ist denn mit Dir los?“ ruft der Tierarzt. Sich windend schreit er: „Das Pferd hat zuerst geblasen!“

*

Klein-Edith schreibt einen Geburtstagsbrief an die Tante. Da sie den Brief gern allein schreiben will und ihr das schwer fällt, helfe ich ein wenig nach mit den Worten: „Na Edith, was wünschst Du denn der Tante so recht herzlich?“ Edith nach kurzer Ueberlegung: „Ich wünsche ihr, daß sie immer mit den Brotkarten reicht.“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

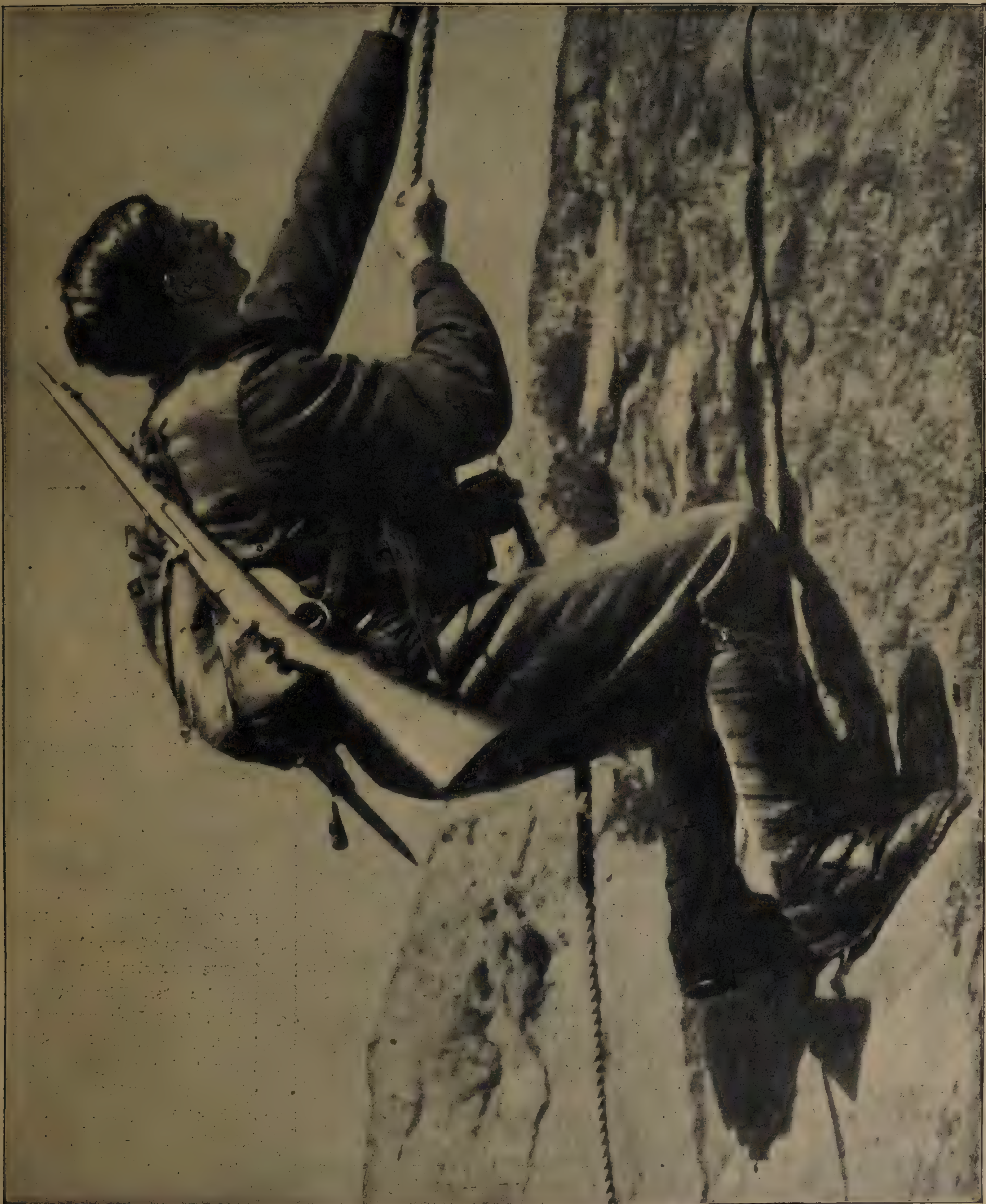
0

XXVI. Jahrgang
Nr. 10

11. März 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Kilophot G. m. b. H., Wien.

Der Krieg im Hochgebirge

Schwierige Erkletterung einer Felswand durch einen auf Erkundung ausgeschickten Posten der österreichisch-ungarischen Gebirgstruppen an der italienischen Grenze.



Flieger-Aufnahme des Bahnhofs Horodzieja: Dieser sonst unbedeutende Bahnhof wurde vor Beginn einer russischen Offensive außerordentlich erweitert. Die deutsche Flieger-Aufnahme läßt erkennen: a und b große Hallen und Schuppen; d neue Ausladebahnhöfe; f Feldbäckereien.



Das Kampfgelände südlich Montanban, aus 3000 Meter Höhe aufgenommen. Die deutsche Flieger-Aufnahme zeigt zwischen verlassenen Schützengräben und Infanteriestellungen feindliche Truppenzelte sowie (bei a) zwei Fesselballons, die im „Windschutz“ liegen.

Was der Flieger sieht



Bahnhof Rowno, Rußland.
Die Flieger-Aufnahme läßt jeden einzelnen Wagen der vielen auf den Rangiergleisen stehenden Güterzüge erkennen.

Sehen ist Uebungssache! Achtlos übersieht das nicht geschulte Auge, was für das Künstlerauge von größter Wichtigkeit, von stärkstem Reiz ist. Der Laie sieht eine anmutige Landschaft, der Generalstabsoffizier erblickt darin eine Fülle taktischer Möglichkeiten. Wer zum ersten Male fliegt, wird seine Freude haben an der Welt wie er sie von oben erblickt: so „sauber und niedlich“ sieht alles aus. Erst allmählich lernt der Flieger „sehen“, d. h. Wichtiges mit raschem geschulten Blick erfassen; Zeit zum behaglichen Beschauen hat er nicht, namentlich heute nicht mehr, wo die Gefahren für ihn von der Erde aus und in der Luft sich vervielfacht haben. Während des Fluges überm Feind arbeitet der Beobachter in angespanntester Tätigkeit; er hat im wahrsten Sinne des Wortes alle Hände voll zu tun. Er gibt nach der Karte die Flugrichtung an, macht Aufnahmen der wichtigen Geländeteile, notiert seine Wahrnehmungen, bedient die Bombenabwurfvorrichtung und muß dabei jeden Augenblick bereit sein, einen Luftkampf aufzunehmen. Unendlich anstrengend ist dies alles, auch das lange Stehen — und stehen muß der Beobachter fast während der ganzen Flugdauer überm Feind — ermüdet sehr, weil ständig ein enormer Luftdruck gegen den Oberkörper liegt. Nerven darf der Flieger gar nicht haben, platzende Schrapnelle in nächster Nähe dürfen ihn in der Arbeit nicht stören; der Auftrag muß erfüllt werden; und läßt der Beobachter sich durch solche „Aeußerlichkeiten“ ablenken, so bedeutet das nur, daß er um so länger im feindlichen Abwehrfeuer bleiben muß, wodurch er wieder unnötig die Nerven seines Führers verbraucht. Was muß nun der Beobachter sehen? Alles, was irgendwie wichtig ist, um daraus Schlüsse auf die Absichten und die Tätigkeit des Feindes zu ziehen. Da ist zuerst die Front selbst. Bis auf kleinste Grabenzipfelchen muß er die feindliche Stellung genau erkunden und sie durch aneinandergereihte Lichtbilder festlegen. Für eigene Infanterieunternehmungen ist es von größter Wichtigkeit, genau im feindlichen Grabensystem Bescheid zu wissen. Dann kommt die feindliche Artillerie! Eins der schwierigsten Gebiete. Nur sehr geübte Beobachter können mit Sicherheit eine besetzte Batteriestellung von einer unbesetzten, eine Scheinstellung von einer wirklichen unterscheiden. Am leichtesten ist eine Batterie während des Schießens am Mündungsfeuer zu erkennen, aber bei Annäherung des Fliegers wird eben jedes Schießen (ausgenommen das der Fliegerabwehrgeschütze) abgebrochen. Da heißt es denn, mit unsäglicher Geduld nach den äußeren Umständen seine Feststellungen treffen; auch hier wird natürlich jede Stellung photographiert. Es klingt so einfach: „wird photographiert“. Der photographische Apparat wiegt etwa 20 Pfund und muß außerhalb des Rumpfes senkrecht und möglichst ruhig gehalten werden, damit die Aufnahme nicht „verwackelt“ wird. Ein Aufstützen auf die Bordwand



Ein Choral vor dem Abmarsch in den Kampf
bei den österreichisch-ungarischen Truppen im Osten.

des Flugzeugs ist nicht möglich, weil sich die Vibration des Flugzeugs dann auf die Kamera übertragen würde, und ein unscharfes Bild die Folge wäre. Hierzu kommt, daß der Luftdruck dem Beobachter fast den Atem benimmt und ihm den Apparat aus den Händen reißt. Da kommt es denn, namentlich bei Anfängern, öfters vor, daß der Lichtbildgehilfe nach dem Entwickeln nur unscharfe Bilder meldet oder daß man nicht die Stellen im Gelände aufgenommen hat, die befohlen waren; dann muß der Auftrag eben noch einmal geflogen werden. Weiter gilt es, beim Feinde Munitionslager, Unterkünfte für Reserven, Flughäfen, Standorte der Fesselballons zu erkunden, Förderbahnen dicht hinter der Front festzulegen, den Ausbau rückwärtiger Stellungen zu überwachen, den Verkehr hinter der Front festzustellen. Bei der tieferen Erkundung ist hauptsächlich die Belegungsstärke der Ortschaften, der Straßenverkehr und vor allem der Eisenbahnverkehr ständig zu überwachen. Macht es anfangs dem jungen Beobachter Schwierigkeiten, überhaupt die Fahrtrichtung einer Kolonne festzustellen, so genügt ihm später ein Blick, um einzelne Waffengattungen zu erkennen. Er muß sich auch Augenmaß anerziehen, denn nicht immer ist Zeit zum Abmessen von Wegstrecken oder Marschtiefen. Einem Laien, der dieselbe Strecke abfliegt, wie ein guter Beobachter, würde staunen, wenn er die Meldung des Beobachters lesen würde. Wo er nur „Landschaft“ gesehen hat, sind diesem eine Menge wichtiger Einzelheiten aufgefallen. Der Laie sieht eine Straße, „ein weißes Band“, mit Pünktchen darauf. In der Meldung steht, daß 8.05 vormittags die Spitze einer Schwadron den Ort Z. erreicht hat, daß dieser Schwadron im Abstand von je 1 Kilometer zwei Bataillone folgten, daß auf der Straße lebhafter Einzelwagenverkehr in beiden Richtungen herrschte, und daß neben der Straße am Südausgang drei Kompanien rasteten. Der Laie sieht eine Ortschaft „wie aus der Spielzeugschachtel“. Aus der Meldung ist ersichtlich, daß der Ort stärker als früher belegt ist, daß zwei neue Mannschaftsbaracken im Ausmaß von 10 : 40 Meter entstanden sind, daß 60 Planwagen mehr als am Vortage dort parkieren, daß eine F.-T.-Station neu errichtet ist. Der Laie sieht einen glitzernden Flußlauf. Der Beobachter meldet drei große Brücken, zwei Laufstege, Neuarbeiten an einer Eisenbahnbrücke, einen Pionierpark am Flußbogen zwischen X. und W., mäßigen Treidelverkehr, bei V. größere Zillenausladungen. Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß doch reichlich viel Phantasie dazu gehören muß, um aus einer Anzahl Pünktchen und Streifen so viel herauszulesen. Nein, Phantasie gibts beim Beobachter nicht. Die muß er ausschalten, denn von seinen Meldungen hängen wichtige Entschlüsse der Heeresleitung ab, und die kann natürlich nur mit Tatsachen rechnen.



Besichtigung der Panzerkuppeln eines Werkes in Tirol durch den General-Artillerie-Inspektor Erzherzog Leopold Salvator.



Im Kampf gegen die Russen: Oesterr.-ung. Schleich-Patrouille mit Flammenwerfer bei der Vernichtung feindlicher Drahthindernisse.



Der Angriff.



Die Sturmtruppen beim Verlassen ihrer Gräben.

Aufnahmen des Ungar. Photopresse-Büros.

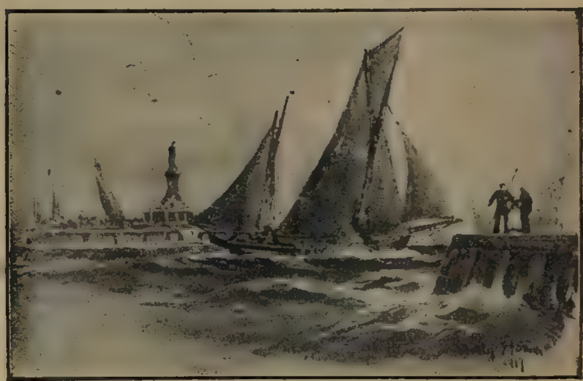


Der U-Boot-Krieg gegen die englische Handelsschiffahrt: Aufbringen eines englischen Vollschiffs im Sperrgebiet durch ein deutsches U-Boot.
Zeichnung für die „Berliner Illustrirte Zeitung" von Prof. Willy Stoewer.



Typen der englischen Handelsfahrzeuge: Kohlendampfer auf der Themse.

DER U-BOOTKRIEG
und die englische Handelsschiffahrt
Typen englischer Handelsfahrzeuge



Englischer Fischdampfer beim Verlassen des Hafens von Lowestoft.



Englischer Turbinen-Schnelldampfer „Mauretania" (45,000 Tons).
Zeichnungen für die „Berliner Illustrirte Zeitung" von Prof. Willy Stoewer.

Nach der letzten amtlichen Bekanntgabe unseres Admiralstabes sind bis Ende Januar von uns rund 5 Millionen Brutto-Register-Tonnen feindlicher und neutraler Schiffe versenkt. Davon fielen rund 2500 Schiffe der verschiedensten Abmessungen, vom 30,000 Tonnen großen Schnelldampfer bis zum Fischdampfer, vom stolzen Viermaster bis zum kleinen Segelkutter, unseren U-Booten zum Opfer. England hatte naturgemäß die stärksten Verluste. Bei seinem riesigen Bedarf an Lebensmitteln und an Rohstoffen für die Industrie, und seiner großen Ausfuhr von Kohlen und Fertigfabrikaten bilden im Ueberseeverkehr die Frachtdampfer den größten Teil seiner Handelsflotte. Zahlreiche englische Werften bauen jahraus, jahrein keine anderen Schiffe als diese und, zur Herabsetzung der Baukosten, möglichst viele nach einem Plan. Daher gleicht sich die Mehrzahl der englischen Trampdampfer im Aeußern vollständig. In seemännischen Kreisen erzählt man eine scherzhafte Geschichte von englischen Werften, die tausend Meter und mehr Schiffskörper bauen und je nach Bestellung davon abschneiden, die Stücke an beiden Enden zusammenklopfen, eine Maschine hineinstellen, und das Schiff



Typen der englischen Handelsfahrzeuge: Englischer bewaffneter Fischdampfer.



Kanaldampfer der Great-Eastern-Bahn.



Schlachtvieh-Transportdampfer vor Deptford.

größtmöglichsten Abmessungen, d. h. soweit es die Verhältnisse in den einzelnen Häfen zulassen, gebaut. Hierher gehören besonders die mit riesigen Kühlanlagen versehenen, dem Fleischtransport von Argentinien und Australien dienenden Schiffe, auf deren regelmäßigen Fahrten die Versorgung Englands beruht, und von denen schon eine bedeutende Anzahl versenkt wurde. Außerdem haben sich die dem Petroleum- und Oeltransport dienenden Fahrzeuge zu einem besonderen Typ entwickelt, der schon durch das Aeußere seine besondere Bestimmung verrät. Statt der sonst üblichen zwei Masten und dem in der Mitte stehenden Schornstein, steht dieser fast am Heck des Schiffes, wo Kessel und Maschinenanlagen untergebracht sind; das ganze übrige Schiff wird durch die großen Oeltanks ausgefüllt. Da die neueren englischen Kriegsschiffe durchweg auf Oelfeuerung angewiesen sind, ist bei der beschränkten Anzahl dieser Spezialschiffe die Versenkung eines Tankdampfers den Engländern immer äußerst unangenehm. Als besonderer Typ bleiben schließlich noch die Erztransportdampfer, die sich von den übrigen Schiffen durch einen Wald von Ladebäumen unterscheiden, die an beiden Seiten des Schiffes stehen, um ein



Englische Bark einlaufend.

ist fertig. Es kommt den Engländern eben mehr auf die Menge als auf die Güte an; Geld ist die Losung. Unter den Frachtdampfern sind die größten Verluste bei Schiffen von 4000 Tonnen zu verzeichnen; diese Größe ist besonders zahlreich in der Handelsflotte vertreten, weil Schiffe dieser Abmessungen unbehindert die meisten Häfen anlaufen können und es auch nicht schwierig ist, die nötigen Frachtmengen für sie aufzutreiben. Bei den dauernden Veränderungen am Weltfrachtenmarkt stellen sich leicht Zeiten ein, in denen größere Schiffe wegen Mangel an Ladung brach liegen müssen. Nur wo es sich um stetige Verhältnisse bei der Ein- und Ausfuhr handelt, werden die Schiffe bis zu den



Englischer Tankdampfer in der Nordsee.
Zeichnungen für die „Berliner Illustrirte Zeitung" von Prof. Willy Stoewer.

Beladen und Löschen durch die Einrichtung des Schiffes selbst zu ermöglichen. Da aber zum Erztransport jeder Frachtdampfer verwendet werden kann, wird dieser Typ verhältnismäßig wenig angetroffen. Der Passagierverkehr stellt eine Menge von besonderen Anforderungen an die Schiffe, die die äußeren Formen ganz bedeutend beeinflussen. Hauptbedingung ist zunächst eine größere Geschwindigkeit, die eine schlanke Schiffsform und starke Maschinen und Kesselanlagen fordern, die wieder die Abmessungen und Anzahl der Schornsteine bestimmen. So haben die großen Schiffsriesen, die dem Verkehr nach Amerika dienen und des Wettbewerbs wegen eine besonders hohe Geschwindigkeit



Von Bühnen- und Wohltätigkeits-Aufführungen:
Die Tänzerin Ellen Petz,
die in der Vorstellung für „Kriegshilfe in Ortelsburg" im Kgl. Schauspielhaus mit großem Erfolg auftrat.

haben müssen, drei und vier Schornsteine, die schon von weitem unseren U-Booten verraten, welcher Art das gesichtete Schiff ist. Ferner sind den Passagierdampfern hohe Aufbauten und lange Promenadendecks eigentümlich. Die Mehrzahl dieser Schiffe dient jetzt als Hilfskreuzer, Transport- oder Lazarettschiff, wozu sie wegen ihrer großen Geschwindigkeit und ihrer Einrichtung besonders geeignet sind. Unseren U-Booten bieten sie bei ihrer Größe ein günstiges Ziel, dafür können sie sich vermöge ihrer großen Geschwindigkeit einem gesichteten U-Boot wiederum leichter entziehen als der langsamere Frachtdampfer; sie verfügen auch durchweg über eine bessere Bewaffnung. Kleinere Passagierdampfer dienen dem Verkehr in engen Gewässern, besonders im Kanal; es sind scharf gebaute schlanke Schiffe von etwa 2000 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 23 bis 25 Knoten. Unter der englischen Fischerflotte haben unsere U-Boote gehörig aufgeräumt. Zahlreiche Ueberfälle durch anscheinend harmlose, aber bewaffnete Fischerfahrzeuge hießen die U-Boote rücksichtslos gegen sie vorgehen, und so sind die englischen Fischerflotten, Dampfer und Segler, die sonst zu Hunderten in der Nordsee angetroffen wurden, jetzt daraus fast vertrieben. Das Gewerbe und die auf Fischnahrung angewiesene Bevölkerung werden dadurch schwer geschädigt. Oft lesen wir von der Versenkung großer Segelschiffe; es mag unseren U-Bootskommandanten nicht immer leicht gewesen sein, die stolzen Schiffe mit ihren hohen Masten und weißen Segeln in die Tiefe zu schicken, aber sie schleppen vorzugsweise Getreide und auch Salpeter für die Sprengstoffindustrie über den Ozean, sie müssen daher vernichtet werden; eine Reihe dieser Schiffe ereilte das Geschick nach einer Reise von hundert Tagen und mehr, oft nur wenige Stunden vom rettenden Hafen entfernt. Von der englischen Handelsschiffsflotte zu Beginn des Krieges sind jetzt mehr als 18 v. H. versenkt; ein Teil konnte durch Neubauten oder Beschlagnahme deutscher Schiffe ersetzt werden. Neutrale Schiffe mußten in immer mehr steigendem Maße aushelfen; jetzt sind diese durch unsere Sperrgebietserklärung abgeschreckt, wagen die Fahrt nach englischen Häfen nicht mehr und unsere U-Boote werden schon dafür sorgen, daß die englische Handelsflotte weiter verringert wird und die nötige Zufuhr nicht mehr ins Land kommt.



Clotilde von Derp,
die ausgezeichnete Münchner Tänzerin.
Phot. Becker & Maaß.



Katta Sterna und Ernst Matray,
Mitglieder des Deutschen Theaters in Berlin in der Pantomime „Marionetten".
Phot. Lili Baruch.



Die Grotesk-Tänzerin Valeska Gert und Arnold Marlé.
Aus der Aufführung von Shakespeares „Wie es Euch gefällt" in den Münchner Kammerspielen.
Phot. Hanns Holdt.

BILDER VOM TAGE



Korv.-Kap. Konrad Albrecht, einer der Führer der Torpedoboots-Streitkräfte, die Ende Februar den Vorstoß in die Themsemündung unternahmen. Phot. Urbahns.



Karikatur vom Tage: Ueberfütterung im Aermel-Kanal.
Neptun: „Hoffentlich kommt bald mal 'ne Kiste Natron runter!"
Zeichnung von Walter Trier.



General Rußki, der vielgenannte russische Führer und Gegner des jetzt kaltgestellten Generalstabschefs Alexejeff.

Von allen kriegführenden Ländern hat zweifellos Rußland den größten Verbrauch an Ministern und Generalen. Die große Liste der „in Ungnade Gefallenen" hat neuerdings abermals eine Bereicherung erfahren, und zwar eine außerordentlich bedeutsame. Nach Meldungen aus zuverlässiger russischer Quelle ist der russische Generalstabschef der Feldarmeen, General Alexejeff, kaltgestellt worden und General Gurko vorläufig mit dessen Funktionen betraut worden. Dieser Personenwechsel an einer der höchsten militärischen Stellen ist die Folge von Unstimmigkeiten, die seit einiger Zeit innerhalb des sogenannten „Generalstabs des Allerhöchsten Kommandierenden" zutage getreten sind. Seit dem 20. Januar russischen Stils kann jedenfalls General Alexejeff als außer Dienst stehend gelten. Das letzte von ihm unterzeichnete Schriftstück ist vom 19. Jan. a. S. datiert; seither tragen die Befehle des russischen Generalstabs den Namen des Generals Gurko, der als „Verwalter des Amtes eines Stabschefs des Allerhöchsten Kommandierenden" zeichnet. Auch die ständigen Berichte über die militärischen Operationen an den Zaren werden seither von General Gurko erstattet. In Petersburger militärischen Kreisen wird der Sturz Alexejeffs auf den Einfluß seines erbitterten Gegners Rußki zurückgeführt. Während Rußki eine neue russische Offensive in absehbarer Zeit für unmöglich erklärt, sieht Alexejeff das Heil Rußlands allein in einer großen Angriffsaktion, die auch von englischer und französischer Seite aus leicht begreiflichen Gründen gefordert wird.



Russischer Parlamentär, der im Auto zu einer ungarischen Truppen-Abteilung gebracht wird.
Phot. Az Erdekes Ujsag.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26.

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

1. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten wird der schon veröffentlichte Anfang dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Nun setzte Gunde zu einem kräftigen Laufschritt an. Das leichte Kleid flog um ihre schlanken Beine, sie stemmte die Ellenbogen fest gegen den Leib und atmete kräftig, sie glitt wie eine weiße Taube durch das Dunkel der Föhren. Ein Quell schwatzte in der Nähe, ein Specht hämmerte, die Spatzen lärmten, ein Regenpfeifer schrie seine Losung aus. Plötzlich öffnete sich der Lärchenhain, als schöben Kulissen sich auseinander, und der Weg senkte sich zu der großen Lichtung.

Von der Veranda des Schlosses aus hatte man den schönsten Durchblick zu diesem Meisterstück landschaftlicher Gartenkunst. Die Lichtung lag wie eine nach Ost und West sich öffnende Rotunde zwischen einer riesigen Mauer von Grün, in das schon vereinzelt sich die bunten Farben beginnenden Herbstes mischten. In der Mitte stand der Alte des Gartens, eine ungeheure Eiche, die man auf Hunderte von Jahren schätzte, und die vielleicht der letzte Sprößling eines großen Waldes war, der sich hier ausgebreitet hatte, als die Römer ihre ersten Heeresstraßen durch Germanien legten. Der Wipfel war von gewaltiger Dehnung, ein Tabernakel an Stille und Dämmerlicht. Den Stamm aber, den sechs Erwachsene mit ausgebreiteten Armen nicht zu umfassen vermochten, hatte die Kernfäule schon so durchfressen, daß sich in ihm eine übermannshohe weite Höhlung gebildet hatte, in der eine Ruhebank stand. Und trotz der Krankheit im Herzen trieb und sproßte der alte Baum weiter von Frühling zu Frühling, immer darauf wartend, daß einmal ein harter Sturm kommen würde, die letzten Wände seines Stammes zu brechen.

Gunde schaute in die Höhlung und lächelte. Da lag auf der Bank noch das Buch, in dem sie gestern gelesen hatte, Tennysons „Idylls of the King", und sie sah sofort: auch der Brief steckte noch zwischen den Blättern.

Sie nahm den Band an sich und setzte sich. Aber im Innern des Baumes war die Luft dumpf, auch das Nagen des Eichenbocks im Holz störte sie und das Rascheln der Eidechsen zu ihren Füßen. Sie sprang wieder auf und warf sich draußen in das Gras, das hier ungeschoren war und hoch stand mit seiner bunten Masse wilder Blumen. Es schlug fast über ihr zusammen. Sie streckte sich auf dem Bauche aus, zog den Brief aus dem Kuvert und las ihn noch einmal. So hatte der Prinz geschrieben:

„Mein sehr verehrtes gnädiges Fräulein!

Würden Sie mir wohl die Ehre erweisen, bei der Reitquadrille am Geburtstagsfeste der Frau Herzogin meine Dame zu sein? Bejahende Antwort würde mir zugleich als beglückendes Zeichen dafür gelten, daß Sie nicht mehr böse sind

Ihrem verehrungsvollst ergebenen
Albert, Pr."

Gunde betrachtete aufmerksam die flotten Schriftzüge, das Papier, das eingepreßte Monogramm. Dann führte sie den Brief an das Näschen. Aber das Parfüm war verflogen. Sie steckte ihn wieder in das Kuvert und legte ihn in das Buch zurück, stemmte das Kinn in die Hände und starrte in die Luft. Die Lider ihrer Augen senkten sich, um die sich fester schließenden Lippen grub sich ein feines Fältchen wie ein Zug über-

legenen Triumphs. Kannst warten, Prinzchen, dachte sie, ich hab' dich am Bändel und lass' dich sobald nicht wieder los. Auf den Kuß mußte ein Katzenkopf folgen — nun bitte um Gnade!

Sie schaute über die wehenden Halme, Rispen und Blümchen hinweg und wurde aufmerksam. Die Lider hoben sich wieder — ihr scharfer Blick entdeckte weit vorn dicht neben der Sonnenuhr vor der Veranda eine Männergestalt. Wer war denn das? War das nicht Werner Dunker — und der wagte sich hierher? . . . Sie fuhr in die Höhe, legte die Hände wie einen Schalltrichter um den Mund und schrie:

„Hallo! . . . Hallo! . . ."

Der Herr drüben hörte es. Er sah sie auch. Er ließ sein Taschentuch flattern, dann sprang er los. Er machte keine Umwege durch den Park. Er lief immer geradeaus, quer über die Wiesenstrecken, und da er näherkam, vernahm sie seinen keuchenden Atem.

„Herrjeh!" rief sie ihm entgegen, „was ist denn los, Werner?"

Nun stand er vor ihr, aber noch so erregt, daß er kaum sprechen konnte. Sein hübsches, derbes Jungengesicht war blutübergossen. Er knäulte sein Taschentuch zwischen den Fingern. Durch den starken Körper flog ein nervöses Zittern.

„Ich suche Deinen Vater," stieß er hervor, „aber er ist leider schon weg. Mein Gott, Gunde, das gibt ja ein furchtbares Unglück, wenn Du nicht . . ."

Er brach ab und stürzte vor ihr in die Knie. Er umschlang ihre Beine und preßte sein heißes Gesicht gegen ihr Kleid.

„Gunde, ich liebe Dich ja so sehr!" rief er. Aber seine Stimme klang verzweifelt bei dieser Erklärung.

Sie machte sich frei. Der Hochmut der Abweisung versteinte ihre Züge.

„Du bist verrückt, mein Sohn," sagte sie grob. „Steh' auf, sonst bekommt Dein neuer Anzug Grasflecke. Und bitte, lege Deiner Passion Zügel an! Du weißt, wie ich darüber denke."

Er fuhr mit dem Taschentuch über sein Gesicht und erhob sich.

„Hör' zu," begann er. „Deinem Vater steht in der Kammer eine peinliche Ueberraschung bevor. Er wird einen Kredit von zwei Millionen als erste Rate für die geplanten Kasernenbauten in der Vorstadt Augustenhof fordern. Er hat die Mehrheit für sich —"

„Nun also," fiel Gunde ein; „die Mehrheit siegt, auch wenn sie blöde ist."

„Aber die Mehrheit kann sich in das Gegenteil verkehren," fuhr Werner Dunker fort, und man konnte ihm ansehen, wie schwer ihm die Worte von den Lippen kamen, „wenn sie erfährt, daß der Minister unter der Hand umfangreiche Terrains in Augustenhof erworben hat, die — verstehst Du, die der Militärfiskus kaufen muß, wenn die Vorlage durchgeht . . ."

Gunde verstand sofort. Sie verfärbte sich. Dann schlug eine Flamme in ihren Augen auf.

„Das ist eine infame Beschuldigung!" rief sie empört. „Von wem geht sie aus? Daß ich noch frage! Von wem anders als von Deinem Vater! Und als Sohn eines Mannes, der einst meines Vaters bester Freund war, um ihn heut als erbittertster Feind zu bekämpfen, wagst Du es noch, mir von Liebe zu reden! Ich bitte Dich, geh', Werner! Ich will kein Wort mehr hören. Geh'!"

Sie stampfte mit dem Fuße auf. Aber nun hatte er seine Ruhe zurückgefunden und war hinausgewachsen über die Leidenschaft.

„Nein, Gunde," sagte er, „ich gehe noch nicht. Ich will, daß Dir die Gefahr zu klarer Bewußtheit kommt. Ob es wahr ist oder nicht, was — man Deinem Vater vorwirft, das weiß ich nicht. Aber es muß — ja es muß irgend etwas dahinterstecken . . . und schon eine Andeutung würde genügen, seine Stellung auf das schwerste zu erschüttern. Begreifst Du das?"

Sie nickte. „Wenn mich ein Gassenjunge mit Schmutz bewirft," entgegnete sie, „natürlich, daß der Schmutz haften bleibt, bis ich ihn fortgewaschen habe."

Er unterdrückte eine lebhafte Entgegnung.

„Ich hatte die Absicht, Deinen Vater zu warnen," sagte er sanft. „Aber vielleicht wäre die Warnung nutzlos gewesen. Ich weiß einen besseren Schutz für ihn. Ich liebe Dich und will Dich entführen. Wir wollen gemeinsam durchgehen — ganz einfach. Du brauchst nichts mitzunehmen als Deine Papiere. Wir fahren mit dem Mittagszug nach Bremerhaven und stechen morgen in See. Dann sind wir Ende November in Lüderitzbucht und ein paar Tage später auf meiner Farm. Aber, Gunde, es eilt!"

Er zog seine Taschenuhr — und Gunde schaute ihn mit so seltsamem Augenausdruck an, als zweifle sie an seinem Verstande.

Da sprach er weiter: „Ich habe nichts mehr zu überlegen, ich für mein Teil. Ich bin mit meinem Vater völlig zerfallen. Immerhin — ich habe noch einen Trumpf in der Hand, der sein Vorhaben stören kann. Bitte, höre genau zu! Ich habe mich erkundigt. Die Angelegenheit der Kasernenbauten wird erst gegen zwei Uhr zur Sprache kommen, wenn die übrige Tagesordnung erledigt ist. Der Angriff meines Vaters gegen Deinen ist gewissermaßen persönliche Sache, geht nicht von der Fraktion aus — es kennt auch kein Mensch weiter die näheren Einzelheiten — kein Mensch außer den Eingeweihten weiß, wer hinter den Grundstückkäufen Brandts eigentlich steckt. Nun gib acht! Ich habe einen Brief in der Tasche. Den sende ich durch einen Dienstmann an meinen Vater in die Kammer. Er enthält nur ein paar Zeilen. Nur die Nachricht, daß wir uns geeinigt haben, Du und ich, daß wir uns heiraten wollen und schon auf dem Wege nach Südwest sind. Gunde, die Ehre der eigenen Familie steht meinem Vater so hoch, daß auch auf den Namen seiner Schwiegertochter kein Makel fallen darf. Da wird er schweigen . . ."

Gunde starrte ihn noch immer mit großen Augen an, mit einem Blick, der aus tiefen Schatten aufstieg und nach Lichtpunkten suchte.

„Werner, das ist ja alles unmöglich," rief sie, „es ist Wahnsinn, was Du mir da erzählst! Einer unehrenhaften Handlung kann mein Vater nie fähig sein — niemals!"

„Es gibt keine Normen für bloße Gefühle, Gunde. Und wenn auch wirklich alles wahr ist — kein Staatsanwalt könnte Anklage gegen Deinen Vater erheben. Aber vor der Welt wäre er dennoch gerichtet. Dem will ich vorbeugen. In den Augen meines Vaters gilt der Deine als ein Schädling am Volke. Er will ihn forthaben — unter allen Umständen und mit allen Mitteln. Ich bin gewiß, daß er den öffentlichen Angriff unterlassen wird, wenn er meinen Brief in der Hand hat. Dann wird eine persönliche Einigung mit Deinem Vater erfolgen, eine Aussprache unter vier Augen, und ich schätze, die Wirkung wird sein, daß der Minister freiwillig seinen Abschied einreicht. Das wäre die Erledigung ohne Skandal, die ich mir wünsche."

Gunde schüttelte den Kopf.

„Es ist unmöglich," wiederholte sie.

Nun verlor er die Geduld.

„Gunde," rief er außer sich und faltete in der Erregung die Hände wie zu einem Gebet, „habe doch Einsicht! Begreife, was für Deinen Vater auf dem Spiel steht — auch für Dich Stolze und Unnahbare! Willst Du, daß die Leute mit Fingern auf Dich zeigen?"

„Auf mich? Man soll es nur wagen! Ich glaube Dir nicht, Werner. Der Haß Deines Vaters ist Verrücktheit geworden. Man wird ihn auslachen. Werner, Du lügst. Du betrügst mich. Du willst mich zu einem törichten Schritte veranlassen, um mich zu besitzen. O, ich durchschaue Dich!"

Er atmete schwer. Gewiß wollte er sie besitzen. Sie war ihm Himmel und Erde und in der Gefühlsüberschwenglichkeit seiner Liebe das Sonnenziel aller Sehnsucht. Und da sie nun in der hellen Frische ihrer Jugend, mit dem klaren, schönen, vom Glanz ihres Haares umflossenen Gesicht und der leuchtenden Pracht ihrer Augen dicht vor ihm stand, verlor er wieder seine besinnliche Ruhe. Er faßte ihre Hände an den Gelenken und zog sie an sich, und in der Rücksichtslosigkeit seiner Leidenschaft schrie er ihr zu:

„Ja, ich will Dich haben! Ich liebe Dich, Gunde, ich liebe Dich, ich liebe Dich . . ." Dann dämpfte er von neuem seine Stimme, suchte seine Erregung zu meistern und jagte doch die Worte vor sich her . . . „Fürchte Dich nicht vor Afrika! Meine Farm ist die schönste in ganz Südwest. Ich habe große Mittel und kann Dir jede Bequemlichkeit gewährleisten — selbst jeden Luxus. Ich bin unbeschränkter Herr auf meinem Besitz, und Du sollst meine Herrin sein. Was Du Dir wünschest, will ich Dir schaffen. Ich kann es, Gunde. Komm' mit mir — wir wollen glücklich werden!"

Aber sie riß sich abermals los. Sie lachte verächtlich auf.

„Närrin, wenn ich es täte," sagte sie. Sie sprach kalt und gelassen. „Ich müßte in Deine Leidenschaft mit dem Bewußtsein einer ungeheuerlichen Dummheit hineingehen. Das hab' ich nicht nötig. Deine Leidenschaft ist nicht meine. Ich liebe Dich nicht. Wie soll ich den Sohn dessen lieb haben können, der nach Deinen eigenen Worten im Begriffe steht, meinen Vater einer Infamie zu bezichtigen?!"

Er wurde plötzlich sehr bleich.

„Gunde," sagte er, „in wenigen Stunden wirst Du anders sprechen."

„Ich werde genau so über Dich denken wie jetzt."

Er würgte die Antwort herunter. Er wurde sinnlos. Er umschlang sie mit seinen starken Armen. Sie sah sein Gesicht und begann sich zu fürchten. Das war absurd. Sie hatte auch kräftige Muskeln und setzte sich zur Wehr. Im Schatten der großen Eiche rangen sie lautlos miteinander. Aber plötzlich gab er sie frei.

Verwirrt strich er über sein Haar, als sei er jäh aus dem Schlaf erwacht.

„Entschuldige," murmelte er. Er schob seine Krawatte zurecht, zupfte an Rock und Weste und hob seinen Hut auf, der zu Boden gefallen war.

„Entschuldige, Gunde!" wiederholte er. „Ich bitte Dich um Verzeihung. Ich bin wieder verständig und nüchtern. So wiederhole ich mein Angebot. Es ist ein Weg der Rettung für Euch. Willst Du mitkommen?"

„Nein," antwortete sie scharf und bestimmt.

Einen Augenblick zögerte er noch, sah sie aber nicht mehr an. Dann ging er ohne Gruß davon. Er schritt wieder quer über die Wiesen der Veranda zu.

Und jetzt sickerte ein sich steigerndes Angstgefühl in das Herz Gundes. Sie mußte sich beherrschen, um ihn nicht zurückzurufen. Was hatte er ihr alles gesagt? Konnte ihr kluger, rechtschaffener, alle Möglichkeiten und Gegebenheiten stets sorgsam erwägender Vater sich wirklich in Gefahren stürzen, die ihm Stellung und Ruf kosten mußten? Es war einfach undenkbar.

II.

Aber denkbar war der Racheplan seines Feindes.

Die Familie des Ministers stammte aus den Niederlanden und schrieb sich ursprünglich van den Berg. Doch schon sein Vater, der bekannte Geschichtsforscher und ehemalige Privatsekretär des verstorbenen Fürsten, hatte den Landesadel erhalten und nannte sich von da ab von Berg. Der Minister ging aus dem Justizdienste hervor. Als Anwalt hatte er sich lebhaft in die politische Bewegung der Zeit gestürzt und der Regierung zuweilen scharfe Opposition gemacht. Aus diesen Jahren stammte seine Freundschaft mit Herrn Wilhelm Dunker, einem reichen Industriellen, dessen Maschinenfabrik zu den bedeutendsten Westdeutschlands gehörte. Aber die Politik, die sie zusammengeführt hatte, brachte die beiden auch wieder auseinander. Der damalige Ministerpräsident sicherte sich die Intelligenz des vielgenannten Herrn von Berg und entzog ihn zunächst dem Anwaltsdienst, indem er ihn zum Direktor der Landesbank und später zum Vorsitzenden der Staatsschuldenverwaltung ernannte. Dann wurde er aus Anlaß eines großen „Revirements" Justizminister, zu dessen Bereich auch das in dem Bundesstaat keine erheblichen Arbeitslasten erfordernde Aeußere gehörte. Seit sechs Jahren verwaltete er die inneren Angelegenheiten.

Gunde hatte sich häufiger mit ihrem Vater über die Ursachen des Zerfalls der Freundschaft mit dem Hause Dunker unterhalten, und der Minister hatte versucht, ihr dies klar zu machen. Dunker, der Freund, konnte nicht einsehen, daß auch leitende Gesetze einer Wandlung unterworfen sind; er empfand als Gesinnungslosigkeit, daß der bisherige Freund unter der stürmenden Wucht realer Elemente die unmittelbare Notwendigkeit den Zusammenhängen einordnete und das nächste Dasein in seiner harten Handgreiflichkeit den Möglichkeiten einer ferner liegenden Zukunft voranstellte.

Wilhelm Dunker war als Querkopf und Eigenbrödler bekannt. Die Reizmittel eines ewigen Kampfes, die ihm Lebensbedürfnis waren, hatten ihm sogar den einzigen Sohn entfremdet. Er war gewohnt, in einer Atmosphäre der Spannung zu leben. Gunde hielt es für möglich, daß er in einer schroffen Feindseligkeit auch einen Angriff aus dem Hinterhalte nicht verschmähen würde.

Freilich, ein Angriff kann abgeschlagen werden. Aber wie hatte Werner gesagt? Schon ein paar leise Andeutungen können genügen, die Stellung eines Ministers zu erschüttern. Eine Verdächtigung ist noch kein Beweis. Immerhin: sie ist ein Gifttropfen, der um sich fressen kann. Und wenn sie auch auf vagen Gerüchten beruht: wo der Klatsch einmal zur Beherrscherin der Wahrheit wird, pflegt der unverfälschte Tatbestand nur mühselig durchzudringen.

Und wieder griff die Angst in das Herz des Mädchens. Noch sah Gunde die Gestalt Werners. Er schritt in seinem grauen Reiseanzug jetzt um die Sonnenuhr, dann rechts an den Orangebäumen vorüber, dann verschwand er in dem kleinen Seitenportal.

Nun war er nicht mehr zurückzurufen. Wozu auch? Er machte seine Hilfe abhängig von ihrer gemeinsamen Flucht — von einem Experiment, das in seinen Voraussetzungen vielleicht gelingen, aber ebenso gut fehlschlagen konnte. Ueberdies: es war für sie ein unfaßbarer Gedanke, sich in Afrika einschachteln zu lassen. Sie fühlte sich mit allen Fasern ihres Lebens viel zu sehr an die Gesellschaft und ihre reizvolle Lebenskunst gebunden, um in einer, wenn auch noch so großartigen Einsamkeit glücklich sein zu können.

Aber immer wieder beunruhigte sie der Gedanke an ihren Vater. Man mußte ihn wenigstens vorbereiten. Ja, das war notwendig. Sie schaute auf ihre Armbanduhr. Gleich Elf. Pah, dann ließ man den Tennisplatz schießen! Sie nahm das Buch mit dem Brief des Prinzen wieder zur Hand und schritt nach dem Schlosse zurück. Jetzt merkte sie erst, daß Tom, ihr großer Molosserhund, nicht mehr in ihrer Nähe war. Sie pfiff ihm, aber er zeigte sich nicht. Vielleicht hatte er sich schon vorhin der Zofe angeschlossen.

Sie ging auf ihr Zimmer. Die drei Fenster standen weit offen. Von ihnen aus schaute man auf das sich wiegende Wipfelmeer und die Rasenflecken des Parkes. Wohn- und Schlafgemach Gundes lagen schon unter dem Mansardendach. Aber sie hatte sich die Zimmer besonders ausgewählt, weil sie freie Aussicht boten, hoch und luftig waren, und weil auch der Vater nur selten in diese Regionen hinaufstieg. In ihrem Reich war sie gern allein.

Die Dienerschaft wohnte im Erdgeschoß. Im ersten Stock lagen die Büros, im zweiten die Repräsentations- und Wohnräume des Ministers, hier oben herrschte sie. Aber sie hatte sich ein Telefon zum Zimmer ihrer Zofe anlegen lassen, und da sie ihrer häufiger bedurfte, so hatte sich Anna im Treppensteigen üben können. Doch das tat sie gern. Sie liebte an ihrer jungen Herrin auch die rege springenden Launen. Sie fühlte sich ihr verwandt. Sie war wie eine Zofe aus einem Lustspiel der alten Schule: ganz Soubrette, innerlich und äußerlich tänzelnd.

Als Gunde ihr Zimmer betrat, mußte sie unwillkürlich lächeln. Unter den vom Winde sich blähenden, ihr entgegenwehenden Gardinen der Fenster standen die Hutkartons der Madame Jeanne in sauberer Aneinanderreihung: zehn Stück von gleicher gewichtiger Größe. Sie füllten beinahe ein Viertel des Zimmers.

Gunde zählte sie mechanisch. Dann ging sie an ihren kleinen Bouleschreibtisch, schloß erst den Brief des Prinzen ein und setzte hierauf ein paar Zeilen an ihren Vater auf.

„Lieber Papa," schrieb sie. „Werner Dunker war soeben hier, flüchtig wie eine Sternschnuppe. Was er alles wollte, kann ich Dir nicht in Eile erklären. Hauptsache ist, daß sich sein Wollen und Wünschen zu einer Art Warnung kondensierte. Der alte Dunker will eine Attacke gegen Dich reiten. Es handelt sich um angebliche Terrainkäufe in Augustenhof. Die Gefahr liegt nahe, daß er einen Skandal provozieren könnte. Also sei vorbereitet! Zeige Dein großes Lächeln oder Deinen Zug der Verachtung (Oberlippe links) oder sittliche Entrüstung! Weiter hat mein Schreiben keinen Zweck. Gruß und Kuß Gunde."

Sie adressierte den Brief und berief ihre Zofe durch den Fernsprecher aus der Unterwelt. Anna knixte und tänzelte herbei und lächelte ihre Herrin freundlich an.

„Grinse nicht," sagte Gunde, „es gilt etwas Wichtiges. Gib diesen Brief Holbach, er soll ihn auf der Stelle in den Landtag tragen! Aber auf der Stelle. Soll sich auf die Elektrische setzen."

Anna knixte abermals.

„Schön, gnädiges Fräulein," antwortete sie. „Und soll ich dann wieder heraufkommen, damit wir die Hüte probieren können?"

„Das kannst Du. Nun hebe Dich fort!"

Sie entschwand, und Gunde war wieder allein. Sie war zufrieden, daß sie den Brief geschrieben hatte. Da erfuhr der Vater, was ihm bevorstand, und konnte dem Verleumder entgegentreten. Nun wollte sie die Hüte besichtigen. Darauf freute sie sich. Sie öffnete die Kartons, packte alle die wundersamen Gebilde modischer Phantasie sorgfältig aus und legte sie zunächst auf die Deckel der Schachteln. Madame Jeanne hatte einen ausgezeichneten Geschmack. Gunde fühlte, daß ihr die Wahl schwer sein würde. Da war ein Marquisenhut, dreiseitig aufgekrempt, mit einem Straußenfederstutz und einer niedlichen Bronzeschnalle. Das war zweifellos das Neueste. Pariser

Modell — man sah es sofort. Daneben lag eine kaffeebraune Amazone mit Zobelschwänzchen und kleinem Reiher.

„Sieh, Anna," rief Gunde der eintretenden Zofe zu, „ist das nicht ein entzückender Promenadenhut! Man muß freilich die Frisur danach einrichten."

Anna schlug zuvörderst die Hände zusammen. „O Gott," sagte sie nur begeistert und starrte auf die Parade leuchtender Wunder. Dann lauschte sie aufmerksam auf die Kritik ihrer Herrin. Mancherlei schied aus. Gunde wußte genau, was sie kleidete. Im Verhältnis zu ihrer Figur hatte sie einen kleinen Kopf; da durfte sie nicht zu große Hüte tragen. Anna dagegen schwärmte für ein Riesenrad von abenteuerlicher Form. Sie hatte Neigung für das Auffallende und Ungeheuerliche. Gunde war schließlich sinnend vor einem braunen Tafthut mit roten Vogelbeeren und braunen Schleifen stehengeblieben. Auch ein weicher Felbelhut von zarter Maulwurfsfarbe mit rosigen und lichtblauen Hortensien gefiel ihr gut. Aber man mußte dies alles erst vor dem Spiegel probieren.

Das währte lange. Gunde stellte sich vor die große Psyche im Schlafzimmer und ließ sich von Anna die Hüte reichen. Anna brachte sie wie Heiligtümer auf den Fingerspitzen; den Dreispitz trug sie wie ein Gralsgefäß, im erneuten Anblick der Amazone mit den Zobelschwänzchen verschwammen ihre Augen.

Eine gute Stunde verrann, ehe Gunde ihre Auswahl getroffen hatte. Inzwischen läutete es am Fernsprecher. Fräulein von Kremser telefonierte vom Tennisplatz aus und fragte, wo Gunde bliebe. Nun rief Gunde zurück:

„Aliz — ich habe keine Lust! Hörst Du? Wie sagst Du? Brandt ist auch nicht gekommen? Na also — dann ist schon gar nichts los. Sei pünktlich zum Frühstück! Nachher mußt Du mir wenigstens eine Stunde sitzen. Ich kann Dir auch die neuen Hüte der Madame Jeanne zeigen. Du hast kein Geld? Ich ebensowenig. Ich nehme alles auf Jahresrechnung. Anfang Januar braust immer ein Sturm durch unser Haus. Da schimpft Exzellenz Vater. Adjö, Aliz..."

Sie stellte sich wieder vor den Spiegel. Sie hatte nur zwei Hüte kaufen wollen, nahm aber vier. Preise waren nicht angegeben. Diesmal sorgte sich Gunde doch ein wenig vor dem Januar. Auch bei der Barring hatte sie eine hübsche Rechnung, und die Herbstkostüme und Wintertoiletten standen noch aus. Einen Augenblick schwankte sie, ob sie nicht den Felbelhut und die Amazone zurückgeben sollte. Aber sie konnte nicht widerstehen. (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

G. R. Ueber die Frage, welches Geschlecht bei den Vögeln überwiegt, sind in den letzten Jahren folgende Ergebnisse amtlich festgestellt worden: Bei vier Bruten der Mauersegler, im ganzen 15 Stück, waren 10 Männchen, 3 Weibchen; bei zwei Individuen war das Geschlecht nicht bestimmt, da sie in früher Jugend eingingen. Beim Haussperling kommen auf 4 bis 5 Männchen 2 bis 3 Weibchen; sehr selten ist die Zahl von Männchen und Weibchen, mehr Weibchen als Männchen sind noch nie beobachtet worden. Unter 5 jungen Edelfinken sind 3, manchmal auch 4 Männchen; bei späteren Bruten fand man unter 4 Jungen 2 Männchen. Bei Amseln fallen auf 5 Junge gewöhnlich 3 Männchen, doch werden auch bei 4 Jungen oft 3 Männchen gefunden. Auch bei Mistel-, Schnarr- und Zippdrosseln ist das männliche Geschlecht stets überwiegend. Stark überwiegt das männliche Geschlecht bei den Goldammern, Rotkehlchen, Kernbeißern, Haubenlerchen, Kohl- und Blaumeisen. Beim Rotkehlchen fand man z. B. unter 5 Jungen kein Weibchen, beim Rotschwänzchen in der ersten Brut 2 Männchen und 2 Weibchen, in der zweiten 3 Männchen und 1 Weibchen. Beim Gimpel scheint folgende Regel obzuwalten: Unter 4 Jungen 2 Männchen und 2 Weibchen, unter 5 Jungen 3 Männchen und 2 Weibchen, unter 6 Jungen 3 Männchen und 3 Weibchen. Die Männchen werden in der ersten Brut geboren, während die folgenden Bruten gewöhnlich gleiche Geschlechtsverhältnisse ergeben.

H. M. Der Exerzierplatz der „Maikäfer" hat seinen Namen „Grützmacher" nach dem Amtmann gleichen Namens, der Generalpächter des dem Invalidenhaus gehörigen großen Geländes war. Friedrich der Große hatte das Invalidenhaus mit diesem Gelände ausgestattet, damit die Invaliden und Veteranen durch dessen Bewirtschaftung eine angemessene Tätigkeit und lohnenden Erwerb finden sollten; u. a. wurde dort auch, an der Stelle, wo sich die heutigen Museen befinden, eine Maulbeerplantage mit Seidenraupenzucht eingerichtet. Die Bewirtschaftung durch die alten Soldaten stieß jedoch auf Schwierigkeiten, so daß das Land 1769 an einen Generalpächter vergeben wurde, der dem Invalidenhause Pachtzins zu entrichten hatte. Der dritte und letzte Generalpächter war der erwähnte Grützmacher. Dieser hatte auf dem Gelände u. a. drei Schankwirtschaften eingerichtet, die weit vor der Stadt gelegen, an Sonntagen den Berlinern vielfach als Ziel von Landpartien dienten. In einer dieser Wirtschaften entstand am 4. April 1820 eine große Schlägerei, an der zirka 1000 Personen, meist Berliner Handwerksgesellen, teilgenommen haben sollen und der nur mit Hilfe aufgebotenen Militärs ein Ende bereitet werden konnte. Infolge dieses Vorkommnisses wurde der Schankbetrieb am Invalidenhaus durch den damaligen Kommandanten des Hauses, Gen.-Lt. v. Kessel, nach dem die Kesselstraße ihren Namen hat, verboten. Grützmacher antwortete durch Nichtzahlung seiner Pacht, so daß schließlich 1823 die Verpachtung eingestellt und die Parzellierung vorgenommen wurde.

PRIMAL Färbt das Haar schnell in allen natürlich. Nuancen.
die neue **Agfa-Haarfarbe**
Bezug durch Drogen-, Friseurgeschäfte u. Apotheken.
Ausführliche Broschüre durch die
Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO 36.

Briefmarken
Katalog gratis.
Philipp Kosack & Co.,
Berlin C 2, Burgstr. 13.

Kriegs-Briefmarken der Zentralmächte
Preisliste kostenfrei.
Bar-Ankauf von Sammlungen.
Max Herbst, Markenhaus, Hamburg K.

Nachbestellung ist die beste Anerkennung!



Armband Nr. 2
zur Erinnerung an das Kriegsjahr mit jed. Inschrift lieferbar.
Gut matt vergoldet **M. 18.50.**
50 Pf. Porto extra.
Für Ankunft im Feld wird garantiert.
Brosche Nr. 2 (dazu passend) **M. 5.—.**
Abbildungen gratis.
Eugen Schwabe Gold- und Silber-Schmiedemeister **Apolda (Thür.)**
Besten Dank für die gute und saubere Ausführung von Armband und Brosche, beides verdient vollste Anerkennung. Vzfldw. M.

Stottern und nervös schweres Sprechen gründlich zu beseitigen! Aber wie? Auskunft gibt O. Hausdörfer, Breslau 16, Wilhelmsruh A. 31.

Chr. Tauber
Photo-Haus Wiesbaden E



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 11 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 65. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. 2.40 M. Fein geb. 3.30 M., m. Goldschn. 3.80 M. (Porto 20). Vorr. Buchh. u. geg. Voreinsend. d. Betrag. von Strecker & Schröder, Stuttgart 4.



Der Mensch in körperlicher u. geistiger Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Vererbung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde“. 83 Abbildg. Gegen Voreins. von M. 3.— (auch ins Feld) zu bez. von Strecker & Schröder, Stuttgart 4.



Solche Formen
und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen **Nasenformer „Zello“** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit Alles, ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: „Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind.“ (Angenehmes Tragen) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet. (Knochenfehler nicht) Einfachste Handhabung. Jllustr. Beschreib. umsonst. Bisher 100000 „Zello“ versandt. Preis M 5.—, M 7.— u. M 10.— mit Anleitung u. ärztlichem Rat. Spezialist L. M. Baginski, Berlin W. 140, Winterfeldtstraße 34.



Echte Haarfarbe
gibt Nüancin ergrauten Haaren unauffällig für die Umgebung in natürlicher Nüance wieder. Ueberall zu haben. Preis M. 4.—. Prospekt mit Zeugnissen wird auf Wunsch übersandt. W. Seeger, Parf.-Fabr. Akt.-Ges., Berlin-Steglitz 82



Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Kriegsbriefmarken
Briefmarken
länderweise geordnete
Auswahlsendungen
in tadelloser Erhaltung.
KARL HENNIG, WEIMAR.

Das Alte stürzt!



Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „NORMAL“ Viele Anerkennungen Prospekte frei durch E. Kompalla, Dresden I. 126.

Deutsche Fachschule
Rosswein i. S. Gegr. 1894.
Eisenkonstruktion-, Bau-, Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie u. Praxis. Studienplan frei.

Foto Abzüge, spez. Karten n. Negativ 100 St. M. 6
E. Heyne, Berlin S. 14, Neue Jakobstr. 9.

Musikinstrumente.
Welches Instrument interessiert?
Preisliste Nr. 514 umsonst.
Edmund Paulus
Markneukirchen Nr. 514.

Inseratenschluss: 18 Tage vor Erscheinen Mittwochs.



Armband Uhren



Hammerfest!
Weder Gewehrkolben noch Hammer können die Uhr zerbrechen.
Hell leuchtende Zahlen.
Deutsches Ankerwerk! Unzerbrechlich!
Viele Tausende zur größten Zufriedenheit im Felde im Gebrauch!
Preis per Stück **12.50 M.**
Versand per Nachn. od. Voreinsendung des Betrages, da Nachn. ins Feld unzulässig. Preisliste kostenlos.
Deutschland Uhren Manufaktur Leo Frank **Berlin SW 19**
Beuthstraße 4, Fabrikgebäude rechts.

Bei Bestellungen u. Anfragen auf Grund d. Ankündigung i. d. „Berl. Jllustr. Zeitung“ bitten wir stets auf diese Bezug z. nehm.

KIOS CIGARETTEN
— TRUSTFREI —

Kleine Kios	St. 3	Pf.
Kurprinz	3½	
Jubiläum	4	
Fürsten	5	
Welt-Macht	6	

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios“ E. Robert Böhme, Dresden.

Siegfried's allerfrüh. Saaterbse „Unermüdliche“



Nicht nur etwas Neues, ganz besonders was Gutes bietet diese sich glänz. bewährte Sorte. Bei ganz bedeutenden Erträgen gibt sie die zart., wohlschmeckendsten und süßesten jungen Erbsen u. ist so anspruchslos in jeder Beziehung, daß ich sie sowohl für den kleinsten Gart. als auch im großen angebaut zu werden wärmstens empfehlen kann. Bei frühesten Erträgen liefert sie fast während des ganzen Sommers im reichsten Maße ein herrlich. Gemüse, sodaß ich sie gerade in jetziger Zeit wo alle Nahrungsmittel gesucht sind, ganz besonders empfehle. Solange Vorrat reicht, liefere ich hiervon: 5 kg 10 M., 1 kg. 2.50 M., ½ kg 1.50 M., 100 gr 80 Pf.
Bei größerer Abnahme Preise brieflich. — Preisliste umsonst.
A. Siegfried, Thüring. landw. Zentral-Saatenstelle, Samenkult., **Großfahner b. Erfurt 5.**



Mama hat vergessen **„Nessib“ Gold-Blüte** zur Haarwäsche mitzubringen
„Mild“
Carton 6 Briefe 1,25 MK.
Brief 25 Pf.
Für jedes Damen-Herren-Kinder Haar in allen modernen Parfümerien.
G. W. Karl Paulke & Co., G. m. b. H., Berlin SW. 61.

Als bestes Verteidigungsmittel im Nahekampf
versenden nachstehendes **Dolchmesser** Ia Stahl, Klinge 15 cm lang, Griff Rehfuß, Schlaufenscheide mit „Gratis“ eingeprägtem Namen des Bestellers in Golddruck, Preis per Stück nur **Mk. 4.—** bei Voreinsendung. Nachnahme 20 Pf. mehr.



Katalog unserer Waren mit Feldbedarfsartikeln und Kriegsschmuck umsonst und portofrei
E. von den Steinen & Cie.
Stahlwarenfabrik und Versandhaus Wald/Solingen 116

Postkarten-Versand!

300 prachtvolle Serienkarten	5.— M.
100 hochf. Osterkarten, portofrei	2.50 M.
100 humoristische	2.50 M.

D. Weinmann, Berlin N. 58
Schönh. Allee 130 p. Jllust. Preisl. gratis.



Kauft Musikinstrumente von der Fabrik Hermann Dölling jr. Markneukirchen i. Sa. Nr. 202
Kataloge gratis und franko.
Ueber Ziehharmonika Extra-Katalog.

Ansichts-Postkarten!

100 Stück schwarz franko gegen	1.90 M.
100 „ bunt, Ia z. 10-Pf.-Verk.	2.80 M.
100 „ Serienkarten	2.30 M.
100 „ Tiefdruckkarten	3.50 M.

300 alle Sort. gem. 7.50, keine Gratismust.
Kunstverlag Berlin 39, Seilerstr. 8.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

Postkarten-Versand
Städte- u. Ortsansichten, Typen, Bauernhäuser, Frauenschönheiten, Landschaften usw., 100 Stück 2.50 und 3.— M., Oster- und Pfingstkarten, 100 Stück 2.— bis 7.— M., Gemäldekarten, Briefpapier usw. billigst. Preisliste gratis. Verlag Gebrüder Hochland, Königsberg i. Pr. Französische Straße 5.

Für unsere Soldaten!



Sämtliche Musikinstrumente, Stahlwaren, Uhren, Waffen etc. liefern wir in bester Qualität zu billigsten Preisen. Katalog gratis und franko.
Herfeld & Comp. Neuenrade No. 37 Westf.

Briefmarken-Zeitung gratis
LEO GSCHWIND, POESSNECK i. Thür.



Backfischchen.
„Den ‚Krubof‘ muß ich himmlisch nennen,
Man läßt jetzt garnichts mehr verbrennen
Hat auch für Backfett keine Spesen,
Und kann dabei Romane lesen!“
„Krubof“ kocht rationell, brät ohne Fett!
Zu beziehen durch alle einschl. Geschäfte.
Preis M. 2.50 (Krubof-Kochbuch 25 Pf.)
Fabrik „Sanitas“, Berlin N. 24

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

alp — an — ba — bal — ber — dad — di — doh — dvo — e — e — en — erd — eu — fa — ga — garn — gen — go — gott — gramm — i — jo — jub — le — leut — lin — lo — mit — nant — ne — ne — nett — ni — nuss — o — pe — pe — pi — rad — rak — ri — rod — scha — se — stif — tag — ter — tri — un — ur — wan — zi

sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben abwechselnd von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Goethes nennen. Die Wörter bezeichnen:

1. Hülsenfrucht, 2. Festung im besetzten Gebiet, 3. männlichen Vornamen, 4. italienischen Nationalhelden, 5. Waffe, 6. Vogel, 7. Zeitbestimmung, 8. Dichtungsform, 9. Gefäß, 10. Antilleninsel, 11. Gebirgsstock im Kanton Uri, 12. Frauengestalt der troischen Sage, 13. militärischen Titel, 14. ölhaltige Frucht, 15. Schweizer Dichter, 16. Vorstadt von Konstantinopel, 17. Alpenblume, 18. Königreich, 19. böhmischen Komponisten, 20. ostindischen Fürstentitel, 21. Musikinstrument.

Für Ruhebedürftige.

Die Eins-zwei, die zum Herzen geht,
Ist sie erschlafft, Gefahr besteht.
Drei ist ein fehlerhaftes Ding. —
Ich sah, als ich durch's ganze ging,
Kein einzig Pferd, kein Auto dort,
Und eine Ruhe war im Ort:
Es hörten dort, ihr könnt's mir glauben,
Ich hab' es oft erprobt, die Tauben.

Bilder-Rätsel.



Gleichklang.

Ein kleiner Fisch, den gern man ißt,
Doch ungern hört, daß Du es bist!

Weltenlauf.

Dem Glücke fern, ein Trost nur für den Schmerz,
Bezeugt mein Wort ein teilnahmvolles Herz.
Schau seine Zeichen nun von rückwärts an
Und häng' zum Schluß noch einen Laut daran,
Dann zeigt sich Dir, was immerdar die Welt
Als ideales Band zusammenhält

Pünktlich.

Er sprach zu ihr: Jetzt geh' ich fort
Von Dir, mein liebes Rätselwort.
Du fragst, wann ich zurücke kehr'?
Gib nur dem Wort ein Strichlein mehr
Und lies es dann von rückwärts Dir:
Dazu bin ich ganz pünktlich hier.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:

Im Lobe ist mehr Zudringlichkeit als im Tadel. Nietzsche, „Jenseits von Gut und Böse".

1. Impfung, 2. Mantel, 3. Litanei, 4. Olonzac, 5. Beinbruch, 6. Eisack, 7. Irene, 8. Senussi, 9. Turandot, 10. Mantua, 11. Esel, 12. Hafis, 13. Rienzi, 14. Zentrum, 15. Unterseeboot, 16. Duma, 17. Reinhold, 18. Isolde, 19. Nebel.

Zug-Rätsel:

Ein liebeleeres Menschenleben ist wie ein Quell, versiegt im Sand.

Die Flieger: Kondor, Kontor.

Verwandlungs-Rätsel: In Treue fest.

1. Notar, 2. Reise, 3. Delta, 4. Name, 5. Gleis, 6. Pera, 7. Dank, 8. Hebel, 9. Sonde, 10. Borte, 11. Arnim.

HUMOR

Mina, unsere Köchin, erhielt von ihrem Schatz im Felde folgenden Brief: „Teure Mina! Leider kann ich Dein Schatz nicht mehr sein. Bürgermeisters Lise hat mir auch Würste geschickt, und die waren mindestens zehn Zentimeter länger wie die Deinen. In Treue Dein Loisl."

*

„Tag, Willem, wie jeht's Dir denn, wat machste denn?"

„Ick, ick jewinne Alkohol aus Torf!"

„Nanu! Nee so wat! Wie machste denn det?"

„Na, ick hole ma Torf, da hinter de Wiese, franko, vastehst De, und denn vakoof ick den Torf und koofe ma Nordhäuser dafor!"

*

Bei unserer Gulaschkanone waren etliche Speckhengste mit Kartoffelschälen und sonstiger Essenzubereitung beschäftigt. Plötzlich erscheint über ihnen im blauen Aether ein feindlicher Flieger, und Bomben fürchtend, erschallt der Befehl: „Fliegerdeckung!"

In der nun folgenden allgemeinen Hast stolpert einer und kippt seinem Nebenmann aus Ungeschicklichkeit einen Kübel geschälter Kartoffeln über den Kopf. „Willem!" schreit der so Verschüttete erbost: „Glaubste, daß mir so der Flieger nich sehen kann?" Werner.

Zeichnung von Paul Simmel.



Zur General-Pape-Straße:*)

„Herr Wachtmeister, wie kommen wir hier nach die General-Papp-karton-Straße?"

*) Straße, in der die Sammelstelle für die zum Heeresdienst einberufenen Berliner liegt.

*

Karl und Gerhard spielen Soldaten. Karl ist Gemeiner, Gerhard sein Vorgesetzter, der ihn drillen will. Mit großem Eifer stampft der fünfjährige Karl mit seinen dicken kurzen Beinchen auf und ab, kann's aber seinem drei Jahre älteren Bruder nicht recht machen. Der bleibt auf einer Stelle stehen, wirft die Beine so hoch er kann, und setzt sie wieder auf denselben Ort. Da entspinnt sich folgender Wortwechsel:

Gerhard: „Guck, so mußt Du's machen."

Karl: „Ja, das ist ja auch ganz einfach, immer so auf einem Fleck zu trampeln!"

Gerhard: „Dummkopf, weißt De denn nich, ich bin doch Offizierstellvertreter!"

*

Dorfschulmeister (zu einem Bauern): „Nun, Hermann, Du warst ja am Sonntag in der Stadt und zum erstenmal im Zoologischen Garten. Wie haben Dir denn die Tiere dort gefallen?" — Hermann: „Ach, das ist ja Schwindel. Solche sonderbaren Tiere, wie dort gezeigt werden, gibt es ja gar nicht!"

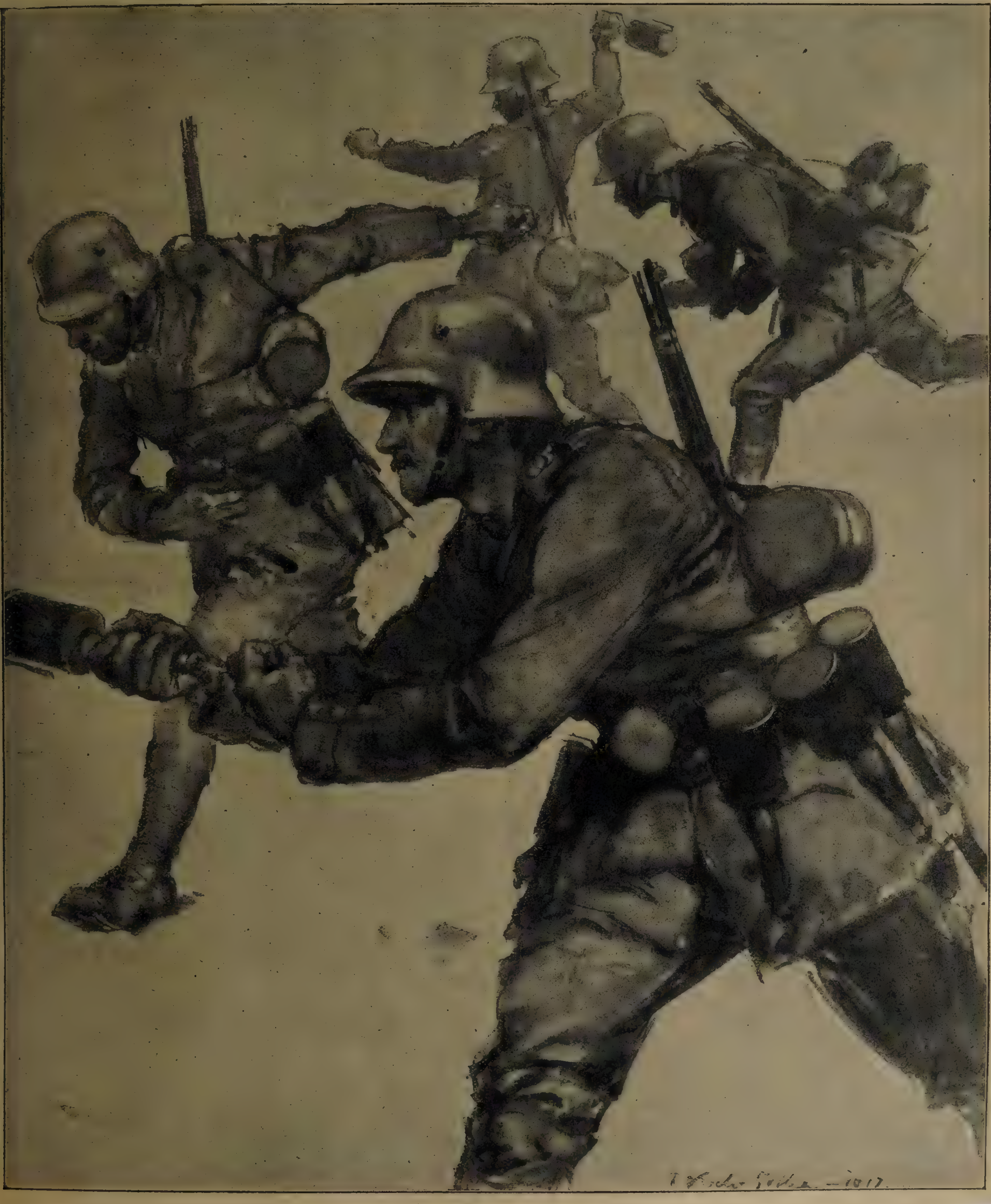
Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 11

18. März 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Handgranaten-Kampf
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Kampf am Stochod.
Nach der Darstellung eines englischen Zeichners bei der russischen Armee.

Graf Zeppelin.

Der Tod dieses Großen, der nächst Hindenburg der populärste Mann Deutschlands gewesen, ist der Schmerz des ganzen deutschen Volkes. Die wunderbare Energie, das Werk zu fördern, dem er seine ganze Kraft, sein Leben, seinen ganzen Besitz restlos widmete, erhob ihn zu einer Idealgestalt. Keinen einzigen gab es im großen deutschen Reich und nicht in der Ferne, wo sich ein Deutscher fand, der nicht vor neun Jahren mit ihm empfunden hätte, als zum zweiten Male binnen kurzer Zeit ein tragisches Geschick ihm das zweite seiner Luftschiffe vernichtete. Kurz nach der Fahrt von Friedrichshafen über Straßburg und Mainz nach Stuttgart. Sein Lebenswerk schien gefährdet. Da erhob sich das Volk, dessen Glaube an ihn in all den Jahren seiner schweren Kämpfe sich immer stärker an seiner Kraft gefestigt, an seiner hinreißenden Begeisterung entzündet hatte und legte den Ertrag der gewaltigsten spontanen Sammlung, die jemals gewesen — sechs Millionen Mark — in seine Hände. Sie sicherten den Bau der Hallen und der Schiffe und damit den Erfolg seiner genialen Erfindung. Sie knüpft für alle Zeiten an ihn und an seinen Namen den Ruhm der Unsterblichkeit.



Vizefeldwebel Manschott, der seinen achten Gegner im Luftkampf besiegte.





Die Beisetzung des Grafen Zeppelin in Stuttgart. Hofphot. Brandseph.

Schleifenfahrt eines Luftschiffs über dem Grabe während der Feierlichkeit.

Der König von Württemberg am Grabe.



Zeichnung von Reinhold Pfeiffer.

Z E P P E L I N

Fanfaren sollen hell ein Klaglied singen,
Die Winde sollen's zu den Sternen tragen,
Durch alle Lüfte weh' ihr Trauerklagen.
Und schluchzend senkt ein Genius seine Schwingen.

Hinsank ein Mann! Ach in dem großen Ringen
Hinsanken Tausende — doch Tausend weinen
Bei dieses Einen Tod. Er kannte Keinen,
Doch alle ihn: Er gab uns allen Schwingen!

Als er nicht abließ ringend mit dem Werke,
Bis daß es segnend ihm Erfüllung brachte,
Als er die Lüfte sich zu Dienern machte,
Den Sternen hintrug seinen Geist und Stärke.

Da riß er uns mit sich hin zu den Sternen,
Sein Wunderschiff trug unser kühnstes Träumen
Durchs Sternenmeer, hin zu des Himmels Räumen;
Da ward er unser in den fernsten Fernen.

Hinsank der Mann! Fanfaren klagt um ihn!
Hinsank der Mann, doch herrlich – ohne Gleichen –
Lebt was er schuf, lebt, deutschen Geistes Zeichen,
Sein Werk – sein Name: – Zeppelin.

Karl Escher.

Hilfsdienst
im besetzten Gebiet



Die Tätigkeit des Hilfsdienstes in der Etappe: Untersuchung eines Belgiers an einer Kontrollstelle durch einen Hilfsdienstpflichtigen.



Untersuchung zweier belgischer Wäscherinnen durch eine Hilfsdienstpflichtige beim Passieren einer Kontrollstelle.



Hilfsdienstpflichtiger als Briefträger.

Der gleiche Hilfsdienst wie in der Heimat findet sich auch hinter der Front, in der Etappe. Wenn der Hilfsdienstpflichtige sich bei der Kriegsamtsstelle meldet, die unter den sich Meldenden jene sondert, die im besetzten Gebiet Verwendung finden möchten, wird mit ihm ein vorerst sechswöchiger Vertrag geschlossen, der mit zehntägiger Kündigung lösbar ist. Dann erfolgt, wenn eine bestimmte Anzahl Helfer beisammen ist, die gemeinschaftliche Fahrt in das Etappengebiet. Dort sind es die unter den gegebenen Verhältnissen relativ besten Arbeitsbedingungen, unter denen die Helfer, die als Heeresgefolge gelten, zu wirken haben. Sie sind nicht unabänderlich an den Ort und an die Arbeit gebunden, für die sie sich ursprünglich verpflichteten. Wenn der berechtigte Wunsch besteht, eine Veränderung vorzunehmen, wird von seiten der Kriegsamtsstelle nach Möglichkeit diesem Verlangen Rechnung getragen. Es gibt keinen Berufszweig, der nicht in der Etappe seine Verwendung finden könnte. Deshalb gilt für alle der Ruf: „Freiwillige vor!"



Untersuchung eines belgischen Kahnes durch Hilfsdienstpflichtige.
Aufnahmen von A. Grohs.



Nach der Arbeit: Die Hilfsdienstpflichtigen bei Besichtigung der Sehenswürdigkeiten in Gent unter ortskundiger Führung.

Die Abenteuer des Ostseefliegers

Von Leutnant zur See Erich Killinger



Leutnant z. S. Killinger,
der als Marineflieger von den Russen abgeschossen wurde, nach einer an Abenteuern reichen Flucht nach Berlin gelangt ist und seine Erlebnisse in einem soeben erschienenen Buche schildert, dem die hier veröffentlichte Episode entnommen ist.

Leutnant z. See Killinger wurde mit Oberleutnant z. See von Gorissen auf einem Fluge abgeschossen. Die beiden Flieger fielen in die Ostsee und wurden von den Russen gefangen. Man behandelte sie barbarisch, brachte sie zuerst in unterirdische Verließe der berüchtigten Peter-Pauls-Festung und dann nach Sibirien. Unterwegs sprang Leutnant Killinger aus dem fahrenden Zug, gelangte unter unsäglicher Mühe nach China, von hier nach Japan, machte eine Hetzjagd durch Amerika und wagte schließlich als Vollmatrose die Fahrt über England nach Norwegen. Leutnant Killinger hat, gleich dem Kapitänleutnant Plüschow, die Schilderung seiner äußerst spannenden Abenteuer in einem soeben erschienenen Buche (Preis 1 M., Verlag Ullstein & Co.) niedergelegt. Wir geben hier den Teil des Kapitels „Britische Menschenjagd auf hoher See" wieder.



Leutnant z. S. Killinger
in der Verkleidung
als Vollmatrose Jean Pâhu auf dem norwegischen Dampfer, mit dem er die Reise über England nach der Heimat wagte und durch seine Energie und Findigkeit den Engländern entschlüpfte.

Wie Leutnant Killinger als Vollmatrose Jean Pâhu auf einem norwegischen Dampfer fuhr und die englische Untersuchungs-Kommission täuschte.

Zwei Tage vor der Küste trafen wir die ersten englischen Wachtschiffe. Eines kam längsseit und befahl uns, den Hafen von Kirkwall anzulaufen. Dann begleitete es uns einige Stunden und gab uns schließlich an ein anderes Wachfahrzeug ab. Dies Manöver wiederholte sich alle vier bis fünf Stunden. Endlich kam die Küste in Sicht. Ein kleiner Kreuzer lief auf uns zu, signalisierte mit dem uns begleitenden Wachtschiff, und dann erhielten wir den Befehl, nicht Kirkwall auf den Orkneyinseln, sondern Stornoway auf den Hebriden anzulaufen.

Vor dem Hafen mußten wir warten, bis ein Lotsendampfer längsseit kam, der gleichzeitig die englische Untersuchungskommission mitbrachte. Ich warf das Seefallreep über Bord, war den englischen Seeoffizieren behilflich, an Deck zu steigen, und brachte sie in die Kajüte des Kapitäns, wo sie sich gleich an die Durchsicht der Schiffs- und Ladungspapiere machten.

Als ich nach vorn in unseren Raum kam, sah ich, daß dieser schon peinlichst von englischen Matrosen durchsucht wurde. Wir mußten alle bei der Untersuchung zugegen sein. Unter meiner Matratze fanden sie einen amerikanischen Anzug, Mantel und Hut. Das fiel weiter nicht auf, da ja auch die übrigen Matrosen ihre Kleider unter der Matratze der Koje verstaut hatten.

Dann erkundigten sie sich nach dem Verlauf der Ueberfahrt und boten uns Zigaretten an. Während der Unterredung fragten sie ganz unauffällig, ob vielleicht ein Deutscher unter der Besatzung oder sonst an Bord sei. Wir verneinten dies alle und fragten sie, da wir über drei Wochen in See gewesen waren, nach den letzten Kriegsereignissen. Sie erzählten uns, die Deutschen hätten mehrere große Schlachten verloren, und der Krieg sei wahrscheinlich bald zu Ende.



Die Untersuchung im englischen Hafen von Kirkwall:
Ankunft der englischen Untersuchungskommission an Bord des norwegischen Handelsdampfers, auf dem Leutnant Killinger als Vollmatrose Jean Pâhu Dienste genommen hatte.

Dann machten sie sich an die Untersuchung der übrigen Schiffsräume.

Inzwischen hatten die Offiziere in der Kajüte die Papiere geprüft und erklärten, wir könnten wahrscheinlich schon nach zwei Tagen unsere Fahrt fortsetzen. Es wurde jetzt die ganze Besatzung vor der Kajüte versammelt und zur Durchsicht der Mannschaftspapiere geschritten. Außer mir hatten alle englische Pässe. Die anderen wurden einzeln in die Kajüte gerufen; Photographien und Fingerabdrücke wurden verglichen, und nach einer Stunde war die ganze Besatzung geprüft.

Als letzter kam ich jetzt an die Reihe.

Ein englischer Seeoffizier betrachtete gerade, als ich eintrat, meinen Paß durch die Lupe. Ein zweiter begann sofort das Verhör mit mir.

„Sie sind Franzose?"

„Ja!"

„Wie lange fahren Sie schon zur See?"

„Seit meinem vierzehnten Lebensjahre."

„Wo sind Ihre früheren Schiffspapiere?"

„Die habe ich zum Teil verloren, zum Teil verkauft."

„Sie wissen, daß es verboten ist, seine Schiffspapiere weiterzuverkaufen?"

„Jawohl, aber ich brauchte Geld!"



Die Abenteuer des Ostseefliegers: Gefangennahme des Marinefliegers Leutnant Killinger, der im Wasserflugzeug abgeschossen wurde, in die Ostsee fiel und von den Russen aufgefischt wurde.

„Sie müssen aber doch noch Ihre Heuerpapiere von Ihrer letzten Fahrt besitzen."

„Ich habe seit vier Jahren nicht gefahren."

„Wo waren Sie während dieser Zeit, und was haben Sie getrieben?"

„Ich war in Bogota in Südamerika und habe dort in einer Automobilwerkstatt gearbeitet. Später war ich in Barranquilla Schofför."

„Da können Sie also Auto fahren?"

„Natürlich kann ich das!"

„Warum fahren Sie jetzt wieder zur See?"

„Weil man an Land nicht mehr genug verdient."

„Als Schofför verdienen Sie doch gerade genug."

„Fahren Sie doch mal selbst als Schofför und leben Sie von zwölf Dollars im Monat! Mir war das nicht genug. Jetzt bekomme ich fünfunddreißig!"

Unvermutet sagte plötzlich jemand hinter meinem Rücken auf deutsch: „Wo sind Sie denn geboren?" Ich tat, als hätte ich nichts gehört. Der Engländer, der soeben diese Frage an mich gestellt hatte, tippte mich auf die Schulter und fuhr auf deutsch fort: „Sie, ich spreche mit Ihnen!" Langsam drehte ich mich um, schaute ihn mit einem möglichst verständnislosen Gesicht an und sagte:

„I don't understand you, Sir."

(„Ich kann Sie nicht verstehen.")

Nun fragte er mich auf französisch, wo ich geboren sei. Ich merkte an seiner Aussprache: der kann mich auf französisch nicht hineinlegen, der kann ja weniger als ich! Ich gab ihm Auskunft und wurde jetzt, wie ich es vorausgesehen hatte, über meine angebliche Heimatstadt Ballorbe und Umgebung ausgefragt. Nach längerer Unterhaltung wandte sich der Engländer an den Offizier, der inzwischen mit der Untersuchung meines Passes fertig geworden war, und sagte ihm leise: „He is allright, I think. Shall we take him ashore?" („Ich glaube, es ist alles in Ordnung mit ihm. Sollen wir ihn mit an Land nehmen?") Obwohl diese Worte nicht für meine Ohren bestimmt waren, fiel ich ihm gleich in die Rede und fragte, wieviel man an Land verdienen könne. Mir gefiele es doch nicht mehr an Bord, und wenn ich gut bezahlt würde, ginge ich ganz gern mit an Land. Das schien den strengen Herren den letzten Zweifel an der Richtigkeit meiner Angaben zu nehmen.

Sie gaben mir meinen Paß zurück und ließen mich gehen. Ich stieg gerade die Treppe hinunter, als mir auf deutsch nachgerufen wurde: „Halt, Sie haben noch etwas vergessen!" Ruhig lief ich weiter.

Damit fangt ihr mich nicht!

Bevor die Kommission, die unsere Schiffspapiere mit an Land nahm, wieder abfuhr, wurde uns allen verboten, das Schiff zu verlassen. Wir ankerten im Hafen neben einem schwedischen Segler.

Ich habe in dieser ganzen Nacht kein Auge geschlossen. Gegen zwei Uhr — die anderen schliefen alle ganz fest — öffnete sich die Tür, und ein Engländer weckte den Finnen. Dann versuchte er, mich wach zu rütteln. Ich ließ ihn erst lange rütteln, bis ich verschlafen die Augen öffnete und „Damned, stop it!" („Zum Teufel! Laß das!") sagte. Er ließ mich in Ruhe, ich drehte mich auf die andere Seite, und bald schien ich wieder fest eingeschlafen zu sein. Nun wurden die anderen der Reihe nach ebenso wie ich geweckt. Fast hätte ich laut gelacht, als der Engländer von einem, den er wohl gar zu sehr gerüttelt hatte, einen kräftigen Tritt bekam. Wie ich ihm das gönnte!

Am Abend des nächsten Tages kam die Kommission wieder an Bord und brachte die Ladungspapiere mit zurück. Ich putzte gerade das Messing der Kajütenfenster und hörte, wie dem Kapitän eröffnet wurde, daß wir noch diese Nacht auslaufen könnten.

Als die Kommission wieder von Bord ging, sah ich mich vorsichtig um, ob nicht jemand zurückgeblieben war. Bei mir sollte



Die berüchtigte Peter-Pauls-Festung, in die man Leutnant Killinger brachte und in ein unterirdisches Verließ sperrte.



Das Leben hinter der Front: Mannschaften vor dem Raum, in dem die Gasmasken von Zeit zu Zeit geprüft werden.
Phot. G. Riebicke.

der englische Schurke aus Hamburg „kein Schwein" haben!

Wir signalisierten um einen Lotsen und lichteten gleich Anker, als dieser an Bord gekommen war. Ich hatte um zwölf Uhr nachts Wache, und gerade, als ich ablöste, ging der Lotse von Bord. Doch auch jetzt noch blieb ich auf der Hut, denn wer konnte wissen, ob die Engländer nicht noch einen anderen Trick vorhatten?

Voll Spannung zog ich auf Wache. Noch war es zu dunkel, um die norwegische Küste zu erkennen. Der Karte nach konnten wir aber nur noch einige zwanzig Seemeilen von Land ab sein. Endlich kam das Feuer von Kristiansand in Sicht. Bald sah man auch die schneebedeckten Felsen der Küste. Nur noch wenige Stunden, dann kamen wir in den Skienfjord. Um elf Uhr morgens machten wir an einem Getreideaufzug in Skien fest. Am liebsten wäre ich gleich spornstreichs davongelaufen. Doch in meinem Aufzug hätte man mich ja verhaftet. Ich ging deshalb zum Kapitän und bat, an Land gehen zu dürfen. Erst sollte ich noch den Schnee von den Ladelucks schaufeln und klarmachen zum Ausladen. Vor Wut traten mir die Tränen in die Augen. Aber was sollte ich machen? Ich hatte mich nach Amerika zurückverpflichtet, und wenn der Kapitän gemein war, so konnte er mich überhaupt an Bord festhalten. Einfach weglaufen ging jetzt noch nicht.

So schaufelte ich denn Schnee, bis ich nicht mehr konnte. Dann riß ich mein Ladeluck auf, stürzte wieder zum Kapitän und sagte, daß meine Arbeit beendet sei.

„Heute ist Samstag, und vor Montag können Sie nicht abmustern, da am Samstag und Sonntag die Büros der Reedereien geschlossen sind."

Ich merkte, daß es ihm nur um mein Geld zu tun war, aber das ließ ich ihm ja mit Freuden.

„Gut, Captain, ich will gar nicht abmustern, ich laufe einfach weg."



Freiherr v. Schorlemer-Lieser, der vielgenannte preußische Landwirtschaftsminister.
Phot. Perscheid.



Das Leben hinter der Front: Pflegeanstalt für verwundete Kriegshunde.
Phot. Franz Planer.



Waldemar Psilander †, der volkstümliche Filmschauspieler.

VON DEN BÜHNEN



Aus dem neuen Singspiel „Die Dose Seiner Majestät“ von Rudolf Presber und Leo Walter Stein, Musik von Gilbert, in der Aufführung der Berliner Komischen Oper:
Rosa Felsegg und Viktor Litzek.



Carl Forest als russischer Polizeiinspektor und Ilka Grüning als seine Frau
in Georg Kaisers Komödie „Die Sorina“ in der Aufführung des Berliner Lessingtheaters. Phot. Zander & Labisch.



Claire Waldorff und Hugo Werner Kahle in dem neuen Singspiel „Die Dose Seiner Majestät“.
Phot. Berl. Ill. Ges.

Wie die Spielzeit 1870/71 das beste Theaterjahr seiner Zeit gewesen ist, so haben auch die Bühnen Deutschlands in dem gegenwärtigen Kriege Besuchsziffern aufzuweisen, die sich über den Durchschnitt normaler Zeiten weit erheben. Trotz der großen Schwierigkeiten, die dem Theaterbetriebe in Kriegszeiten im Wege stehen, findet diese scheinbar widerspruchsvolle Erscheinung ihre natürliche Erklärung. Die Vergnügungsreisen und die meisten übrigen Unterhaltungen haben aufgehört, und das Bedürfnis nach Ablenkung und Zerstreuung kann heute kaum anders als in einem Theaterbesuch befriedigt werden. Interessant ist es, daß das Publikum im Laufe der Kriegszeit sich mehr und mehr den künstlerisch höher stehenden Darbietungen zugewendet hat, nachdem die Verirrung der „Kriegspossen“ des Herbstes 1914 glücklicherweise bald verebbte.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Bei einem Transport neuer Truppen an die Westfront hält der Zug auf einer kleinen französischen Station. „Herrjehmersch,“ ruft ein biederer Sachse, der, um den Ortsnamen zu lesen, aus dem Fenster sieht, „wir fahren wohl immer im Kreise rum? Nun sind wir schon wieder in ‚femmes‘!“

*

Um die Aufmerksamkeit der Kinder zu prüfen, läßt der Lehrer sich von ihnen mehrstellige Zahlen nennen und schreibt sie an die Tafel. „63,“ sagt ein Kind, und der Lehrer schreibt: „36“; das zweite nennt die Zahl „54“; der Lehrer schreibt: „45“. Dem kleinen Hans wird das aber schließlich zu dumm. „99, Herr Lehrer,“ sagt er, „so, nun drehen Sie das mal rum!“

*

Studiosus A.: „Du sagst, Du hättest heute Geld mit Scheffeln verdient; wie ich sehe, hast Du aber doch nur 3 Mark?“

Studiosus B.: „Stimmt, und die habe ich vom Antiquar für Scheffels Werke bekommen!“



„Dummes Vieh, hältst Du die Schnauze, ich bin doch hier in Ruhestellung!“

Der junge Vater gespannt: „Ist es ein Junge oder ein Mädel?“

Wärterin: „Es sind zwei! Zwei famose Jungen!“

Der junge Vater: „Großer Gott! Aber das kommt davon, wenn man ein Mädel heiratet, dessen Vater Grossist war.“

*

Im Anschluß an ein Gespräch über den zeitweisen Nahrungsmangel während seiner Expedition erzählte ein bekannter Südpolforscher einmal, wie es einem seiner Reisegefährten ergangen sei. Nach seiner Rückkehr begegnete diesem sein Schuhmacher, der ihn fragte: „Nun, wie fanden Sie die Stiefel, die ich Ihnen gemacht habe?“ — „Oh, es waren die besten, die ich je ge—kaut habe!“ lautete die Antwort.

*

„Wohin so eilig?“ — Ich laufe schon den ganzen Vormittag dem dicken Herrn da nach!“ — „Und weshalb?“ — „Ich will sehen, wo er zu Mittag speist!“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26.

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

8. Fortsetzung. — Nachdruck verboten. Amerikanisches ‚Copyright 1917, by Ullstein & Co.'

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Dann ging Gunde in ihr Atelier. Das lag nach Norden zu, dem Wohnzimmer schräg gegenüber, und war ursprünglich ein riesiger Bodenraum, in dem Gunde ein großes Fenster hatte ausbrechen lassen. Sie zog die Gardine vor dem Fenster zurück und schaute flüchtig hinaus. Hier schweifte der Blick über Dächer und Straßengewirr. Unten lag der Heinrichsplatz mit dem Reiterstandbild des verewigten Fürsten, gerade gegenüber die neue Handelsschule mit ihrer nüchternen Fassade, daneben der Justizpalast. Man hatte den ganzen Nordteil der Stadt wie eine Reliefkarte vor sich, bis zu den niedrigen Häusern von Augustenhof, wo die Armut wohnte und die Residenz zum Dorfe wurde. Das war der Plan des Ministers: Augustenhof in eine Kasernenstadt zu verwandeln. Das Leibregiment wie die Dragoner brauchten neue Baulichkeiten, und die Verlegung des Artillerieregiments Graf Gurezky von Langen-Baumscheidt in die Residenz war nur noch eine Frage der Zeit.

Gunde stieß das Fenster auf, um Luft in das Atelier zu lassen. Alle Wände hingen voll Oelstudien und Schwarzweißskizzen, meist Porträts, weibliche Köpfe, Leutnantsgesichter, Kinder, auch ein paar Selbstbildnisse: Gunde vor dem Spiegel, Gunde mit dem Molosser, Gunde als Salome, aber statt des Johanneskopfes mit einem dicken Rettig auf silbernem Teller. Einmal hatte ihr wohl auch der Minister gesessen, und bei diesem Porträt hatte Gunde sich kubistisch gegeben; die väterliche Exzellenz war zu einer mathematischen Figur geworden. Damals, in der Zeit vor dem großen Kriege, gärte es gewaltig in ästhetischen Dingen. Der Sturmlauf gegen die Hüter des Herkommens hatte begonnen. Und anscheinend hatte Gunde in spielerischer Laune ihr Talent gelegentlich allen Richtungen und Strömungen anzupassen versucht: geometrische Gebilde wechselten mit expressionistischen Landschaften, und eine wunderliche Phantasie in Farben, die man sich erst erklären lassen mußte, bezeichnete sie selbst als die höchste Feinheit der futuristischen Schule. Es sei jammerschade um ihre Begabung, hatte ihr einmal der alte Dieckmann, der Präsident der Akademie, gesagt; sie verläppere sie in allerhand Albernheiten. Worauf sie ihm lachend erwidert hatte: dies sei eben ihr „springendes Problem".

Das Porträt des Prinzen Albert, das an der einen Wand auf dem Fußboden stand, drehte Gunde herum. Es war erst angefangen, aber auf der Stelle der Nase saß ein violetter Farbenklex. Auf der Staffelei lehnte das Bildnis der Tochter des Oberstallmeisters, der niedlichen rotköpfigen Alix von Kremser, in einem sommerlichen Kleide, das wie eine Wiese geblümt war. Es war sehr hübsch, doch Gunde fand es „kitschig". Es war viel zu ähnlich und zu „sichtbar". Sie reinigte ihre Palette und besetzte sie mit frischen Farbentupfen. Dann zog sie ihren Malerkittel an und begann das Bild zu korrigieren.

Zwischendurch fielen ihr wieder die neuen Hüte ein. Den braunen Tafthut mit den Vogelbeeren wollte sie doch noch einmal probieren. Sie sprang auf, lief hinüber in ihr Schlafzimmer und setzte den braunen vor dem Spiegel abermals auf, wand und drehte sich in ihrem farbenfleckigen Malerkittel, um sich von allen Seiten zu sehen, streckte sich dann die Zunge heraus und schnitt ihrem Ebenbilde ein schiefes Gesicht, nahm den Hut wieder ab und flitzte von neuem in das Atelier.

Ein dumpfes Geräusch wie von einer Menschenansammlung, ein Summen und Schwirren, das durch den Straßenlärm, das Klingeln der elektrischen Wagen, das Räderrasseln auf dem Pflaster, den dumpfen Aufschrei der Autohupen tönte, lockte sie an das Fenster. Unten auf dem Platze schien sich ein Unfall ereignet zu haben; irgendein Verkehrshindernis hielt die Wagen der Straßenbahn in langer Reihe zurück, vor dem Portal des Palastes Baldassano floß ein Strom schwarzer Punkte zusammen, aus deren Mitte sich wie ein Monument die Gestalt eines Schutzmannes zu Pferde erhob, und weiterhin über den Platz verteilten sich die Menschen in einzelnen Gruppen. Es sah von oben aus wie ein riesiger Tintenklex, der nach allen Seiten hin seine schwarzen Spritzer sandte. Das Gesamtbild hatte etwas Anziehendes für Gunde. Sie blinzelte mit den Augen. Sie versuchte, das Heraufwogen und das An- und Abschwellen des Straßenlärms ins Malerische zu übersetzen und das Begriffliche als Farbenbild festzustellen, und griff schließlich nach einem Stückchen Pappe, um von dem mehr Gefühlten und Erdachten als tatsächlich Gesehenen eine flüchtige Skizze zu entwerfen.

Aber da riß Anna die Tür des Ateliers auf und stürzte herein; aufgeregt; mit erhitztem Gesicht und brennenden Augen. Sie schwenkte die Arme und rang nach Atem und schrie endlich:

„Gnädiges Fräulein . . . Herr, Du mein Gott! . . . Exzellenz der Herr Minister . . ."

Dann schwieg sie wieder, da sie sah, daß Gunde schreckensbleich wurde. Jetzt flog der Odem eines großen Unglücks zum Fenster herein, verbreitete sich im Gemach und lastete in der Luft. Im Augenblick ahnte Gunde, was passiert war; die Ahnung wurde zu festem Bewußtsein. Sicher war es in der Kammer zu stürmischen Szenen gekommen . . . Sie beherrschte sich mühsam, legte Palette, Pappe und Pinsel beiseite und schlüpfte aus ihrem Kittel.

„Wo ist mein Vater?" fragte sie.

„Sie haben ihn vorläufig in den Sitzungssaal getragen, gnädiges Fräulein," entgegnete die Zofe zitternd, und dann begann sie zu heulen.

„Ist er tot?" schrie Gunde.

„Ich weiß es nicht," jammerte Anna, „Schlaganfall hat einer gesagt..."

Nun flog Gunde die Treppe hinab und stürmte durch Zimmer, Säle und Korridore. Im ersten Stockwerk waren alle Türen geöffnet, das Büropersonal huschte umher, Diener liefen an ihr vorüber; in einer Fensternische stand eine flüsternde Gruppe von drei älteren Herren. Im großen Treppenhause trat Gunde der Baron Feßler entgegen, der Sekretär ihres Vaters. Er erschrak, als er das Mädchen sah, und riß seinen Zylinderhut vom Kopfe.

„Mein Gott, gnädiges Fräulein," stammelte er.

„Wo?" rief Gunde mit versagender Stimme.

„Ich geh' voran . . ."

Holbach, der alte Diener, stand vor der Tür des Sitzungszimmers, um Neugierige fernzuhalten. Er wandte erschüttert den Kopf ab, als er die Tür öffnete.

Der Sitzungssaal mit dem großen, grünbezogenen Tisch in der Mitte und den geschnitzten Sesseln herum, der ernsten, tiefdunklen Holzbetäfelung an den Wänden und den Bildern des Fürstenhauses darüber war mit Menschen gefüllt. Ein paar kannte Gunde: den Kabinettsrat, den preußischen Gesandten, den Vizepräsidenten der Kammer, den Kultusminister. Sie kannte noch mehr, aber ihr Blick war unsicher geworden. Sie zitterte jetzt an allen Gliedern; sie sah hinter dem Sitzungstische ein paar Herren am Boden knien, und unter ihnen die sich weit vorbeugende Gestalt des Geheimrats Klamm, des Leibarztes. Nun machte der Leibarzt mit sich hebenden Schultern eine Bewegung zur Seite, und Gunde schaute in das erstarrte, sehr weiße, augengeschlossene Gesicht ihres Vaters.

Da schien sich alles Blut vor ihrem Herzen stauen zu wollen. Sie röchelte leise, und ihr Blick tauchte sich in dunkle Schleier. Prinz Albert fing die Schwankende auf.

III.

Kunigunde von Berg war in das üppige, doch auch mit gediegenem Geschmack eingerichtete Arbeitszimmer des Konsuls Brandt geführt worden. Das Gemach war groß und lag nach dem Garten hinaus. Das Wipfelgrün zweier Kastanien beschattete die Fenster. Reichtum und Behaglichkeit gingen hier Hand in Hand. Unwillkürlich fiel der Blick auf den mächtigen, sehr schön in Eiche geschnitzten Schreibtisch; die Bücher- und Aktenregale an den Wänden zeigten ähnliche kunstvolle Arbeit, auch das Eisen des Geldschrankes war durch Täfelung verdeckt. Die stumpfen Farben des Teppichs paßten sich dem würdigen Ernst des Ganzen an. Den einzigen hellen Fleck im Zimmer bildete die auf einem Pfeiler stehende Marmorbüste eines häßlichen Mannes. Es sollte Sokrates sein: als Sinnbild der dialektischen Kunst, das Wahre als solches zu finden und zu erkennen — vielleicht auch als Verkörperung des Daimonion, der warnenden Stimme des Innern. Er paßte hierher.

Konsul Brandt hatte Gunde in seiner zurückhaltenden Liebenswürdigkeit begrüßt und sie gebeten, Platz zu nehmen. Sie saß im vollen Licht, er selbst gegen die Fenster. Er war trotz der Frühe des Tages schon in elegantem, hellem Gehrock, gleichfarbigen Beinkleidern, weißer Weste und mit lichtgrauen Gamaschen über den Stiefeln. In der Kleidung war er tonangebend. Gunde fand, daß er zu weit gehe in der Pflege des Aeußeren;

es war bei ihm immer eine leichte Neigung für das Zuviel. Aber zweifellos war er ein ungewöhnlich hübscher Mensch in seiner schlanken, sehnigen Straffheit und mit den hellen Augen im gebräunten Gesicht. Sein Konsulat, das einer amerikanischen Republik, war Nebensache; da sprach nur der Titel mit, Klangfärbung und die Gelegenheitsuniform, die der Kammerherrentracht des Hofes glich. Aber als einziger Inhaber der Bankfirma Gebrüder Brandt genoß er berechtigtes Ansehen. Allerdings nicht überall gleichmäßig. In den Finanzkreisen hegte man ein leichtes Mißtrauen gegen seinen spekulativen Optimismus, der bei großen Unternehmungen zuweilen auch zur Unbesonnenheit wurde; da Brandt indessen das Glück immer auf seiner Seite hatte, so folgten ihm schließlich auch die Erwägenderen und machten gute Geschäfte dabei. Er verkehrte in der besten Gesellschaft; seine Familie gehörte zu den Altangesessenen, er war Reserveoffizier bei den Leibdragonern, war sehr reich und war Junggeselle. So öffneten sich ihm alle Türen.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, und sein Blick glitt rasch, ohne haften zu bleiben, über die blaßsüße Erscheinung in Schwarz, „es wäre unverantwortlich von mir, wollte ich Ihnen die Wahrheit vorenthalten. Es ist leider tatsächlich der Fall, daß Ihr Herr Vater große Verluste erlitten hat. Man wirft ja auch mir zuweilen einen gewissen Leichtsinn in meinen Unternehmungen vor. Das ist nicht unrichtig. In jedem Wagnis liegt Reiz. Aber immerhin, die Berücksichtigung zukünftiger Möglichkeiten ist die Grundlage jeder Spekulation, und Ihr lieber Vater — ich will ihm keinen Vorwurf nachtragen . . . nein, das will ich nicht, will nur noch hinzufügen: er hatte auch Unglück. Und zwar hatte er Unglück, weil er unsicher geworden war. Verstehen Sie, wie ich das meine, gnädiges Fräulein?"

Sie neigte zustimmend den Kopf, unter dessen schwarzem Hut und Schleier das satte Blond ihres Haares kaum sichtbar war.

„Ja, ich verstehe," entgegnete sie ruhig. „Er hatte die Herrschaft über seine Nerven verloren. Aber S i e waren sein Bankier und Finanzberater. Konnten Sie ihn nicht warnen?"

„Das habe ich selbstverständlich getan, gnädiges Fräulein. Es ist so weit gekommen, daß ich mich einfach geweigert habe, seinen Weisungen zu folgen. Da hat er sich denn mit J. R. Bornemann in Mannheim in Verbindung gesetzt. Ich kenne die Leute. Sie operieren gern mit sogenannten Spielpapieren, die starken Kursschwankungen unterworfen und daher zur Gewinnerzielung aus Kauf und Verkauf ohne Zweifel sehr geeignet sind. Aber wenn man Pech hat, bleibt man auch manchmal hängen. Und wie gesagt: Ihr Herr Vater hatte keine glückliche Hand."

Gundes blasses Gesicht veränderte sich nicht. Sie war mit dem festen Vorsatz hierher gekommen, auch vor dem Schlimmsten nicht sichtbar zu erschrecken.

„Darf ich Sie bitten, Herr Konsul, mir mein Konto zu zeigen?" sagte sie.

„Sehr gern," erwiderte Brandt. „Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß es noch nicht abgeschlossen ist. Es liegt die Möglichkeit vor, daß sich Ihr Guthaben binnen kurzem ganz erheblich erhöhen kann. Vergessen Sie nicht, daß der Antrag der Regierung in bezug auf die Kasernenneubauten nur vertagt worden ist!"

Nun rückte Gunde auf ihrem Sessel und setzte sich fester.

„Ich möchte bitten," begann sie von neuem, „mir über diese Frage Klarheit zu verschaffen: Ist es wahr, daß mein Vater in Augustenhof Grundstücke erworben hat, die ihm der Militärfiskus wieder hätte abkaufen müssen, wenn sein Antrag durchgegangen wäre?"

Konsul Brandt schob ihr die auf dem Schreibtisch stehende Zigarettenschachtel zu.

„Nehmen Sie," sagte er. „Ich weiß, Sie rauchen gern eine Papyros. Es beruhigt auch — und wir sind unter uns."

„Ich danke sehr," erwiderte sie, „jetzt nicht. Doch lassen Sie sich durch mich nicht stören!"

Er legte das Zündholz wieder fort. „Sie haben die Nachricht von Werner Dunker," fuhr er fort. „Er war auch bei mir. Ein guter Junge. Aber sein Vater ist verrückt. Man beschuldigt nicht ohne Beweise. Und ich glaube nicht, daß er den Beweis hätte führen können."

„Es ist also alles nicht wahr?"

„Doch, es ist alles wahr!"

Gunde erhob sich langsam. Ihr Gesicht war jetzt so weiß, daß die dunklen Augen wie Löcher erschienen. Sie zitterte.

„Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich," rief Brandt. „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht gewillt bin, Ihnen gegenüber mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten. Ich könnte es ja, könnte Lügen und Ausflüchte erfinden — aber es wäre Torheit. Denn von heute ab, gnädiges Fräulein, müssen wir Verbündete sein."

Sie verstand nicht, was er mit dieser Bemerkung meinte, ließ sich jedoch wieder nieder, und ihre großen, nun doch verängstigten Augen fesselten wieder seinen Blick.

Brandt rollte spielerisch eine Zigarette zwischen den Fingern und fuhr kaltblütig fort:

„Ich wiederhole: es ist alles wahr. Aber mit einem Unterschiede: Ihr Herr Vater ist nur indirekt der Käufer der Grundstücke in Augustenhof. Die Sache liegt so: Wir beide, er und ich, haben die Reste unseres Vermögens zusammengerafft und fast die gesamte Vorstadt an uns gebracht. Durch Strohmänner. Wissen Sie, was das ist? Dritte Personen, meist nicht am Orte, sondern außerhalb — Winkelbankiers, weitherzige Rechtsanwälte, auch Privatleute, die einem leichten Verdienst zugänglich sind. Schieber nennt man derlei im Jargon der Handelswelt. Ich habe solches Gesindel immer an der Hand. Ueberall in der Welt ist die Kanaille unentbehrlich. Es sind meine Myrmidonen — die Bande, die meine Kämpfe führt. Und nun bitte ich zu begreifen: selbst wenn

Herr Wilhelm Dunker seinen Vorsatz ausgeführt und den Minister im Parlament angegriffen hätte — er hätte immer den Beweis schuldig bleiben müssen. Denn tatsächlich hat Ihr Vater keinen Meter Land in Augustenhof gekauft."

„Aber Sie sagen doch selbst," stieß Gunde hervor, „daß er gemeinsam mit Ihnen das Geld für den Ankauf gegeben hat!"

„So ist es. Und das ist eben der Unterschied, von dem ich sprach."

Gunde hatte sich nicht mehr in der Gewalt. Schwere Tränen stürzten über ihre Wangen.

Brandt schwieg. Er wartete ruhig ab, bis sie wieder Fassung gewonnen hatte. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück, die Lider ein wenig gesenkt, anscheinend gleichgültig und sie dennoch heimlich beobachtend, immer mit rasch sie umzirkelnden Blicken, mit einem Flackerlicht seiner hellen, klugen Augen.

Dann nahm er wieder das Wort, gemessen und ohne jede Erregung, gleichsam erklärend und belehrend.

„Ich stand mit Ihrem Vater jahrelang in engster Geschäftsverbindung," sagte er. „Wir haben auch manches erreichen können, das Beste, als er die Leitung der Landesbank führte. Aber auch später noch hat er mir wertvolle Fingerzeige gegeben, beispielsweise vor Ausbruch des Burenkrieges und bei Beginn der russisch-japanischen Krise. Politische Tips sind für uns Geschäftsleute immer von großer Wichtigkeit, weil sie uns einen Druck auf die Kurse durch rasche An- und Verkäufe ermöglichen. Aber ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren. Ich sagte Ihnen schon, daß Ihrem Herrn Vater bei Spekulationsmanövern die Zielsicherheit fehlte und noch etwas: die Geduld. Eine große Unruhe hat ihn in den letzten Jahren beherrscht, und als ihm bei mir die Geschäfte nicht flott genug gingen, versuchte er es bei Vornemann. Die Erfahrungen, die er in Mannheim machte, führten ihn wieder zu mir zurück, aber auch unsere gute Zeit war vorbei. Das lag in den Verhältnissen, in der ganzen Konjunktur. Nun bot sich in der Sache der Kasernenbauten wieder einmal ein großer Wurf. Augustenhof hat augenblicklich siebzehn Besitzer. Wenn der Regierungsantrag, Augustenhof in ein Kasernenviertel zu verwandeln, die Mehrheit findet, so haben die Siebzehn den Fiskus in der Hand. Die Militärbehörde muß zahlen, was gefordert wird. Selbstverständlich wird man keine übermäßigen Preise stellen; man wird den Fiskus nicht vor den Kopf stoßen. Aber die Terrains sind billig erworben worden. Es können für uns immerhin einige Millionen herauskommen — im Laufe der Zeit natürlich."

„Und wenn der Antrag durchgeht . . .", warf Gunde ein. Sie hatte ihre Tränen getrocknet. Eine gespannte Aufmerksamkeit lag auf ihrem Gesicht und verschärfte die Züge.

Brandt nickte. „Ich sehe nicht ein, warum wir das Gegenteil fürchten sollen," erwiderte er. „Der alte Dunker hat nur etwas läuten gehört. Er mag ahnen, daß jene siebzehn Besitzer eigentlich w i r sind. Aber ich wiederhole, er wird es nie beweisen können; dazu habe ich meine Vorsichtsmaßregeln zu gut und zu umsichtig getroffen. Ueberdies: er haßte Ihren Vater; wenn er überhaupt gesprochen hätte, was mir noch zweifelhaft erscheint — es würde nur ein persönlicher Racheakt gewesen sein. Jetzt hat ihm der Tod Ihres lieben Vaters den Mund gebunden. Er wird bei der Verhandlung vermutlich sein Nein in die Wagschale schleudern, aber es liegt für ihn kein Grund mehr vor, das Andenken eines Toten zu beschimpfen."

Brandt schwieg plötzlich. Er brach so unvermittelt ab, daß Gunde den Eindruck gewann, als reue ihn seine letzte Bemerkung.

„Wenn das Andenken meines Vaters beschimpft werden kann," sagte sie, „so muß doch irgend etwas an der Angelegenheit gegen die gute Sitte verstoßen."

„Das ist nicht gesagt, gnädiges Fräulein. Durchaus nicht. Ein Schimpf kann gegenstandslos sein. Aber lassen Sie mich ehrlich bleiben. Die Oeffentlichkeit würde sofort Stellung gegen uns nehmen, wenn sie die Wahrheit erführe. Denn Ihre Aeußerung ist an sich schon richtig: Wir haben in der Tat gegen die ‚gute Sitte' verstoßen. Wir haben eine Schiebung vollzogen, die uns einen großen Verdienst sichern kann, wenn sie gelingt — was ich noch immer hoffe. Wir haben eine gegebene Situation ausgenützt. Wir haben spekuliert. Aber tat Ihr Vater, als er mich rechtzeitig auf die Angelegenheit aufmerksam machte und mir Zeit ließ, alle die Vorbereitungen zu treffen, die zu dem großen Schlager notwendig waren — tat er da etwas anderes, als was Tausende an seiner Stelle von Machiavelli bis heute nicht auch getan haben?! Gute Sitte — ah bah!"

Gundes Augen waren längst getrocknet. Sie saß fast regungslos dem Konsul Brandt gegenüber. Ihr Blick war starr geworden. Diese Stunde der Rücksprache wurde ein Erlebnis für sie. Sie sah, wie ein vornehmer Mann sich vor ihren Augen geistig entkleidete, und es war wunderlich genug, daß sie viel weniger Grauen und Abscheu empfand als eine wachsende Wißbegierde, die ihre Nerven zum Zerreißen spannte. (Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Kriegs-Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
ar — chau — eh — el — en — gi — gon — gra — is — keit — ki — lich — ma — mä — ment — na — nen — ni — re — ren — rit — ru — sass — schi — se — sold — te — ter — tro — wald — wols

sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen zeitgemäßen Ausspruch ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Seemann, 2. Kampfplatz im Westen, 3. Feindesland, 4. Werft, 5. Truppenteil, 6. begehrtes Land, 7. Geschoß, 8. russischen Diplomaten, 9. Auszeichnung für Krieger, 10. etwas, was unsern Feinden fehlt.

Das gestörte Ständchen.

Der schmachtende Liebhaber ließ sie ertönen,
Umschmeichelnd das Ohr seiner holden Schönen,
Doch ärgert's ihn, daß sie mit anderm Vokal
Neugierig gafften in großer Zahl.

Dreifache Bedeutung.

Was „eins" ist, rührt und regt sich nicht.
Die „zwei": nach Bildung, Rang, Gewicht
Die Menschen unterscheidet.
Das Ganze stellt den Zustand dar,
Den, weil er jedes Fortschritts bar,
Der Strebende vermeidet.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:

„Leiden gibt dem Gemüt doppeltes Streben und Kraft." Goethe.

1. Linse, 2. Iwangorod, 3. Eugen, 4. Garibaldi, 5. Bajonett, 6. Dohle, 7. Mittag, 8. Epigramm, 9. Urne, 10. Trinidad, 11. Oberalp, 12. Penelope, 13. Leutnant, 14. Erdnuß, 15. Stifter, 16. Ejub, 17. Enzian, 18. Ungarn, 19. Dvorak, 20. Radscha, 21. Fagott.

Für Ruhebedürftige: Bene, Di(n)g, Venedig.

Bilder-Rätsel.
Der Geist ist alles, was Du denkst, das wirst Du. (Gautama.)

Gleichklang: Barsch.

Weltenlauf: Beileid — Die Liebe.

Pünktlich: Gattin — Mittag

[Verantwo]rtlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 12

25. März 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller.

Berliner
Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Ausguck bei gutem Wetter

U-BOOT-NUMMER

Kriegsfahrt mit einem U-Boot



Versenkung der französischen Bark „Duc d'Aumale" mit 3150 Tonnen Weizen nach dreimonatiger Reise wenige Stunden vor Erreichung des Heimatshafens



Versenkung des norwegischen Dampfers „Rigel". Die Dünung spült über das Heck.



Krachend bersten Masten und Raaen des stolzen Seglers „Duc d'Aumale".



Die letzte Luft schießt aus den Räumen des Dampfers „Rigel", der Dampfer sinkt achtern tiefer und legt sich nach Steuerbord über.



Versenkung des norwegischen Vollschiffs „Songelv" mit 3300 Tonnen Mais aus Buenos-Aires.



Nur der Bug des „Rigel" sieht noch heraus. Ein breiter Strudel brandet über dem sinkenden Schiff.



Versenkung des britischen Dampfers „Jerington" mit 3700 Tonnen Weizen von Rosario nach Rochefort. Trotz spiegelglatter See hat der Torpedo ungesehen sein Ziel getroffen.



Versenkung des von den Portugiesen geraubten Dampfers „Foz do Duoro" mit Grubenholz für England. Der Dampfer kentert und bleibt einige Minuten kieloben liegen.



In den Mußestunden: „Nelly", der Liebling der Besatzung des U-Bootes

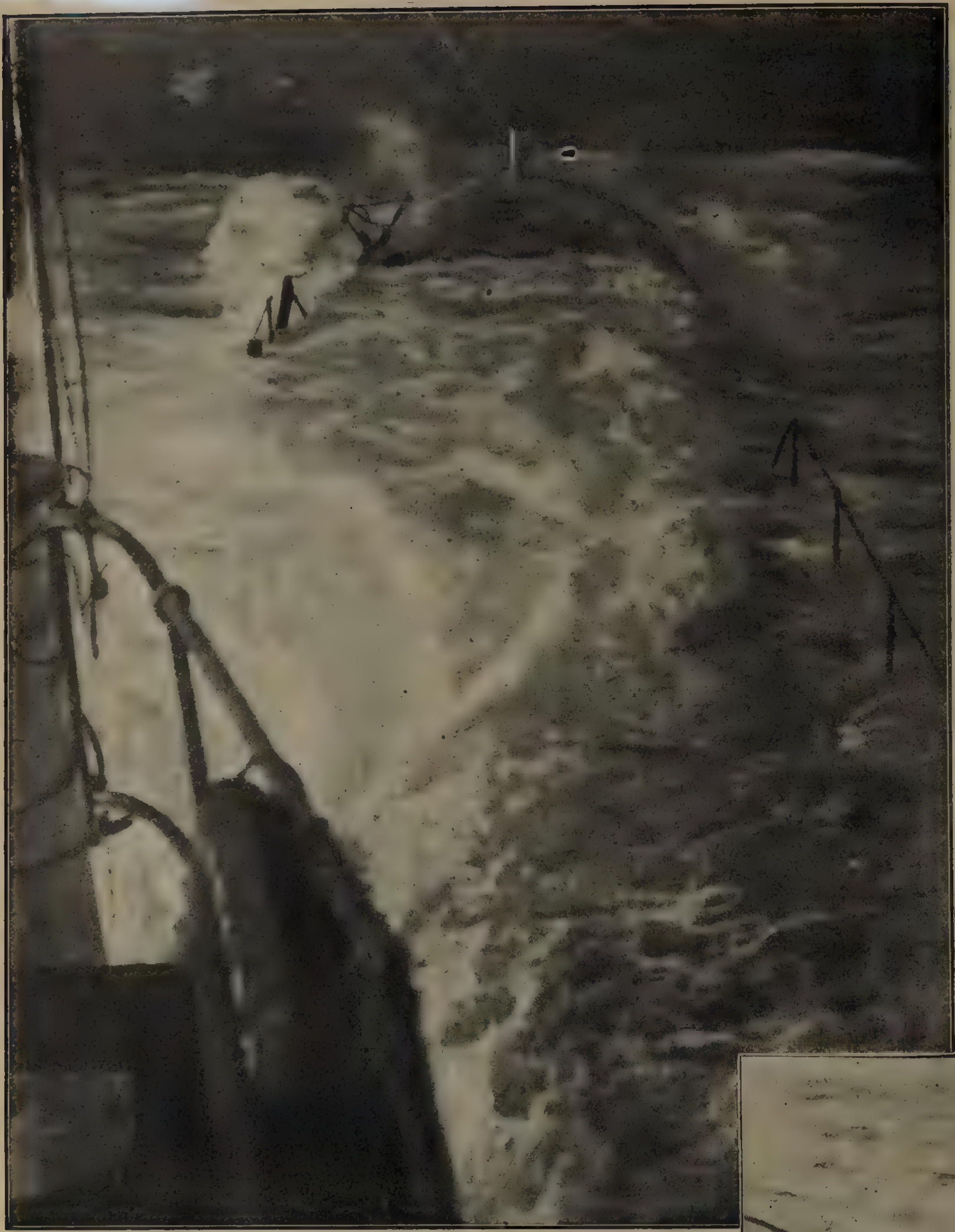
Phot. Korv.-Kapt. Jürst.



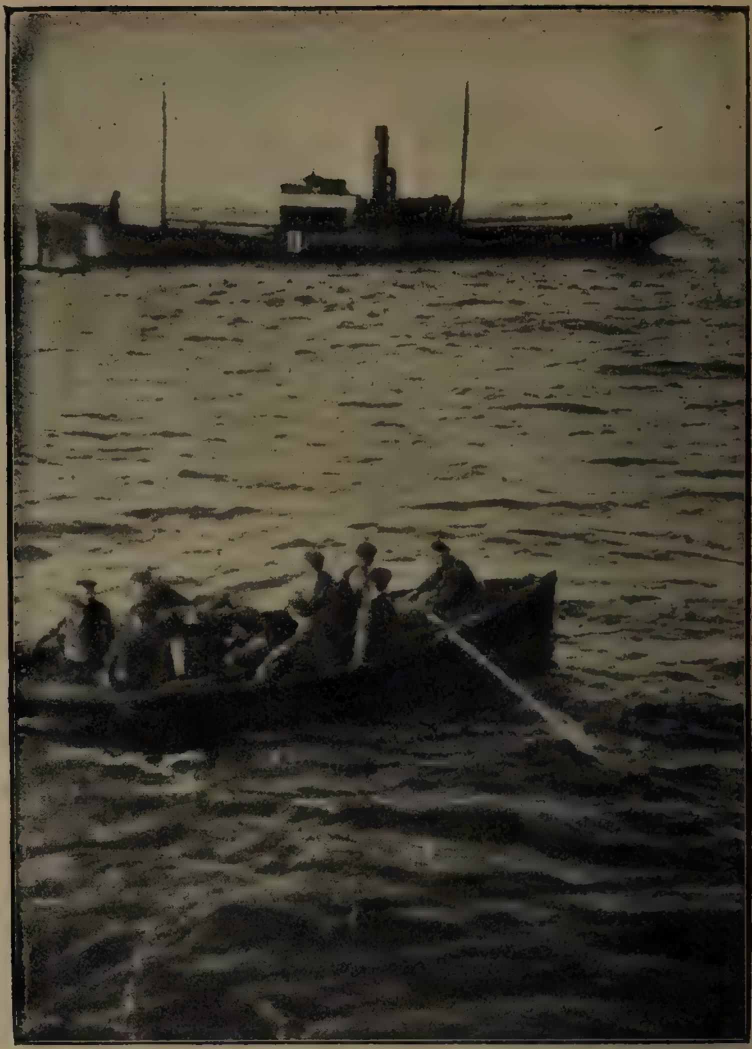
Geretteter Neger von dem versenkten englischen Dampfer „Jerington" auf dem Deck des U-Bootes.



Messen der Sonnenhöhe zur Ortsbestimmung. (Der Steuermann)



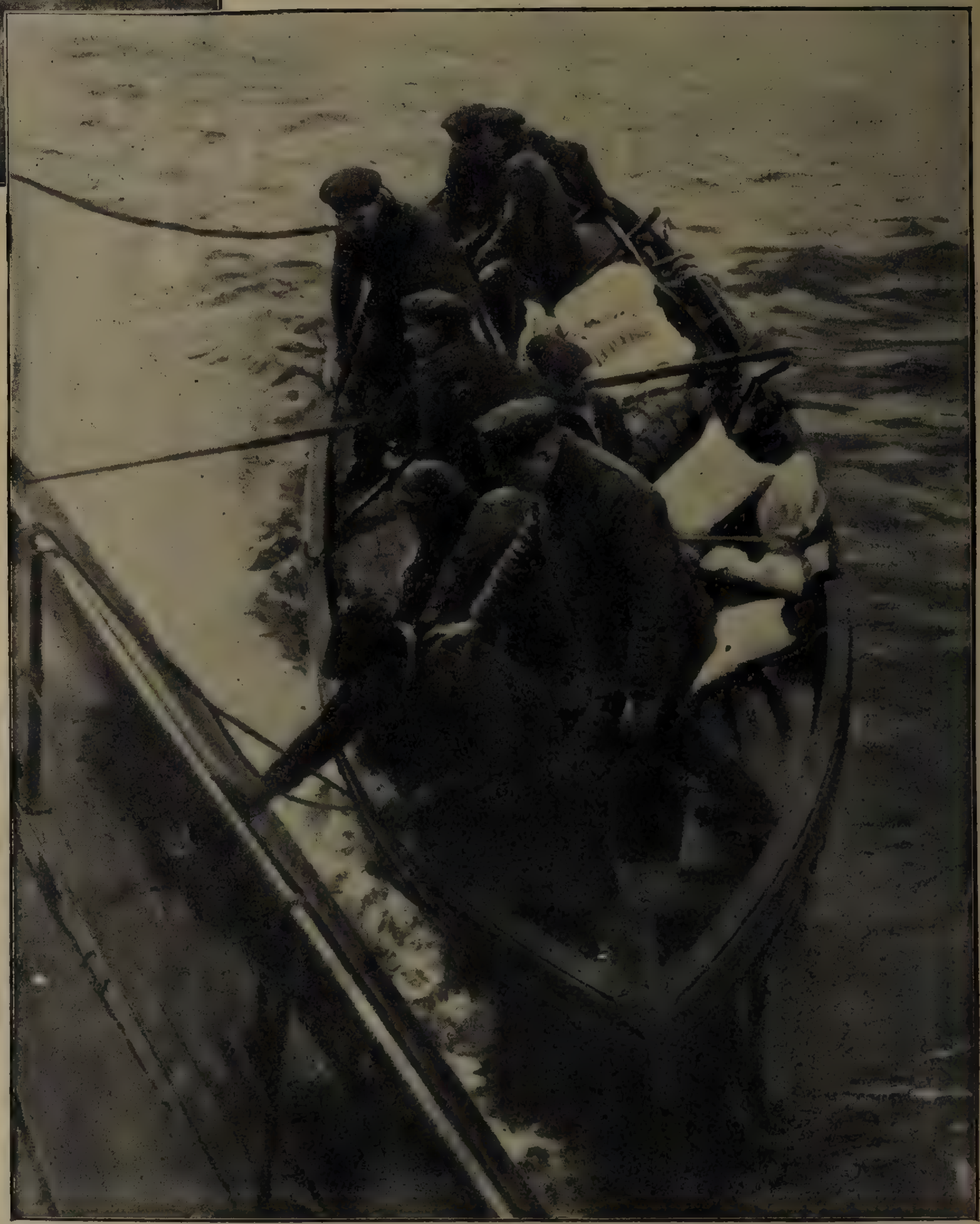
Das U-Boot in schwerer See, hohe Fahrt laufend.



Die Sprengbesatzung wartet den Erfolg der Sprengung ab.



Versenkung des norweg. Dampfers „Donstad"



Rückkehr des Sprengbootes mit dem Gepäck der Besatzung eines versenkten Schiffes zum U-Boot.



Kriegsfahrt im U-Boot: Im Sonnenschein auf Deck, ein seltenes Vergnügen.

Erlebnisse auf einer Kriegsfahrt

Von einem Unterseeboots-Offizier

Das schlechte Wetter, das das U-Boot vor dem englischen Kanal wild hin und her geschleudert hatte, ist vorüber, die See hat sich beruhigt, und nur noch einzelne Böen ziehen über das Wasser. Aber der Himmel ist noch trübe, tief dunkel ist die Nacht. Es ist vier Uhr, Wachwechsel. Wohl ausgeruht und warm angezogen kommt das neue Personal auf die Brücke, gleich mit frischem Eifer den Horizont absuchend und sich bei der alten Wache nach den Geschehnissen der letzten Stunden erkundigend. „Gute Wacht!" „Gute Nacht!" wünschen sie sich gegenseitig, und müde von dem langen Herumstehen auf dem so engen Turm gehen die Seeleute in ihren Wohnraum, den Matrosensalon, wie sie ihn scherzhaft nennen, legen Oelzeug und Wollsachen ab und strecken sich auf ihrer engen Koje zu wohligem Schlafe. Währenddessen hämmert die Maschine ihren gleichmäßigen Takt, sorgsam behütet von der Maschinenwache. Die Wache oben auf der Brücke sucht mit ihren Gläsern immer und immer wieder den Horizont ab, kein Licht ist zu sehen, doch halt, was ist das? Ein großer schwarzer Schatten nähert sich dem U-Boot. Abgeblendet —



Britischer bewaffneter Dampfer „Westhoe Hall", der 7000 Tonnen Konserven und Weizen nach England bringen sollte.

(Auf der folgenden Seite: Die Versenkung.)



So unreif und sauer die als Geschenk von der Mannschaft eines spanischen Dampfers erhaltenen Apfelsinen auch sind, jeder U-Bootsmann läßt sich 12 Stück davon gutschmecken.



Portugiesische Seeleute von dem versenkten Dampfer „Foz do Duoro" auf dem Deck des U-Bootes.

Phot. Korv.-Kpt. Jürst.



Wachoffiziere bei schlechtem Wetter.

Kriegsfahrt auf einem U-Boot



Im Schlepp durch das Treibeis in der Heimat.
Aufnahmen mit Goerz-Tenax 4½×6.

sicher ein verdächtiges Fahrzeug, ein Kreuzer oder wohl ein Zerstörer mit seiner großen Rauchwolke? „Kommandant an Deck!“ Der Posten gibt es herunter in den Kommandantenraum, und in wenigen Sekunden ist der stets in vollständigem Anzuge schlafende Leiter des Ganzen oben, um mit den andern das rätselhafte Schiff auszumachen. Noch ist es nicht zu erkennen, drum „Klar zum Tauchen! Klar zum Schießen!“ Grell schallt das Alarmsignal durch alle Räume, die Schläfer springen auf ihre Stationen, die Kanoniere halten sich bereit, und in wenigen Sekunden ist das Boot in voller Tauch- und Gefechtsbereitschaft. Da hat sich aber schon oben das Rätsel gelöst, ein großes Segelschiff liegt auf das U-Boot zu. „Geschütz besetzen, in die Nähe des Seglers gehen!“ lautet der Befehl des Kommandanten. Mit geladener Kanone nähert sich das U-Boot auf Rufweite, so daß eine Verständigung mit dem Megaphon (Schalltrichter) möglich ist. „Stop. what nation?“ fragen wir. „France!“ ertönt es von drüben zurück. Dann wieder von uns „Envoyez un canot!“ In diesem Augenblick erscheint auf dem Heck des Seglers eine bärtige, kaum bekleidete Gestalt, eine große grellbrennende Fackel über dem Haupte schwingend. Wie eine Furie läuft sie wild hin und her, der Schein beleuchtet die Segel und das Schiff, das unheimlich wie ein Geisterschiff durch die schwarze Nacht dahinfährt. Der Kapitän will zeigen, daß er unseren Befehlen gehorcht und das Aussetzen der Boote ist im Fackelschein zu erkennen. Die Besatzung verläßt das Schiff, der Kapitän kommt herübergerudert und erzählt uns, daß er 3150 Tonnen Weizen mit seiner Bark „Duc d'Aumale“ in dreimonatiger Reise nach Frankreich bringen wollte, nun aber kurz vor seinem Ziele abgefangen worden ist und eine Belohnung von 20,000 Mark verliert. „Voilà c'est la guerre,“ das ist sein Trost. Aber noch ist der „Duc d'Aumale“ nicht versenkt. In der Eile hat die Besatzung die Segel nicht backgebraßt (einen Teil der Segel gegen den Wind herumgeholt), wie man es tut, um die Fahrt aus dem Schiff zu bringen. Daher segelt es ruhig ohne Besatzung weiter und läuft dem Boote fort, das von uns zum Sprengdienst ausgesetzt ist, bis bei Sonnenaufgang der Wind sich völlig legt und damit das Geisterschiff uns überlassen



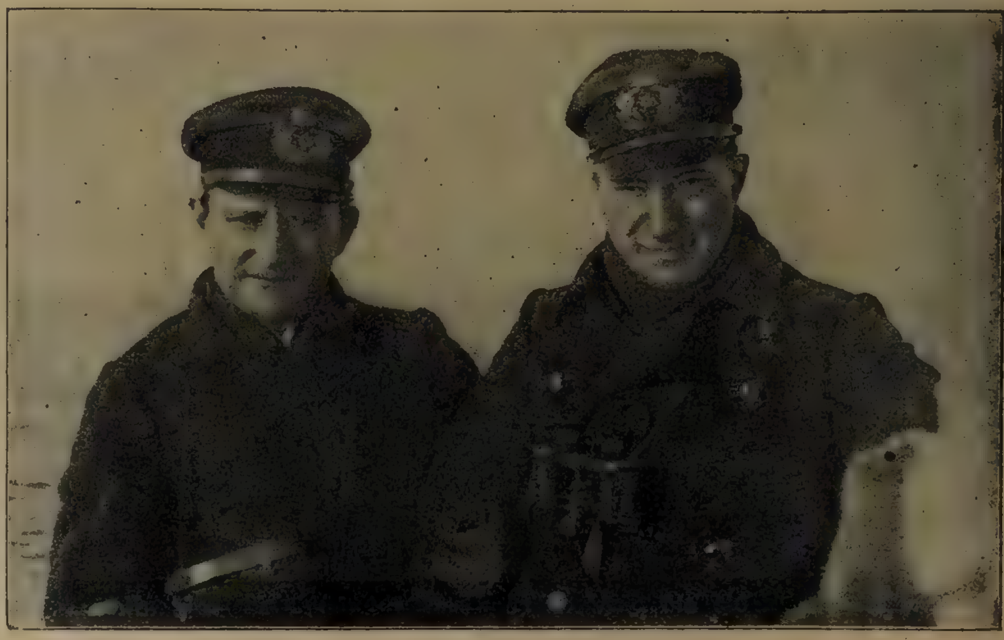
Begegnung mit der norwegischen Bark „Alastor“, die freigelassen wird.



Begegnung mit einem Segelschiff, dessen Boot die Papiere zum U-Boot bringt.
Der U-Boots-Offizier: „What cargo?“ (Welche Ladung?) — Der Mann im Boot: „Grain for England.“ (Korn für England.) — Der U-Boots-Offizier: „Allright, your ship will be sunk in ten minutes!“ (Schön, Ihr Schiff wird in 10 Minuten versenkt!)



Versenkung des englischen Dampfers „Westhoe Hall“ mit 7000 Tonnen Konserven und Weizen. Die Blasenbah[illegible] den Lauf des Torpedos. Die [illegible]t die größte Höhe erreicht.



Bei gutem Wetter auf Deck.



Ein schaurig-schönes Schauspiel: Untergang eines Dampfers in der Dämmerstunde.
Die Explosion der Sprengbombe. Rechts im Vordergrund das Unterseeboot.

ist. Es hätte zwar längst durch Artillerie versenkt werden können, aber wegen etwa darauf befindlicher wichtiger Papiere muß es erst durchsucht werden. Nun geht es aber schnell. Bald ist das Sprengkommando durch das ganze Schiff gegangen. Einige Katzen laufen wildgeworden an Deck herum und entziehen sich fauchend und kratzend den Seemannshänden. So müssen sie ihrem Schicksal überlassen bleiben. Die Sprengbomben werden zur Entzündung gebracht und schnell verläßt das Kommando dieses Schiff, das in seinem Innern freundlich und sauber gehalten, dessen Deck so weiß und blendend gescheuert ist wie das einer Yacht und dessen Tauwerk und Segel fest und steif stehen nach bester Seemannsart. Mit lautem Knall reißen die Bomben große Löcher in die Schiffswand und als ein trauriges Wrack versinkt es in den Fluten. — Den Seemann packt bei solchem Schauspiel ein unendlich wehmütiges Gefühl, aber für den deutschen Soldaten gibt es trotzdem nur das eine: „Herunter von der See mit allem, was unseren Feinden helfen kann." Nur wenige Trümmer bleiben übrig und auf einem schmalen Brett sitzt schrecklich miauend ein schwarzer Kater. „Den müssen wir haben! Ob er noch immer kratzt und beißt?" Das U-Boot geht heran, er springt tollkühn ins Wasser dem Boote entgegen. Wir nehmen ihn auf und siehe da, er ist ganz zahm geworden. Im Maschinenraume wird er in eine warme Ecke gesetzt, doch nach einer Stunde ist er entschwunden. Zum größten Jubel finden wir ihn schließlich auf dem Bauche des schlafenden Steuermannes. Wie wird der gute Steuermann nachher geneckt werden wegen seines Katers. — Nachtangriff. Das Boot hat am Tage schon gute Arbeit verrichtet, es befindet sich auf dem Hauptdampferwege nach der irischen See. Die Opfer sind schwer zu erkennen, die britischen Dampfer, vollbeladen, liegen tief im Wasser, haben sorgsam alle Lichter abgeblendet, um sich nicht zu verraten. Doch der Mond kommt heraus und erhellt den Himmel. Langsam hin- und herkreuzend zieht das U-Boot seine Wege, doppelt aufmerksam in diesem Gebiete, in dem jederzeit ein Opfer, aber auch jederzeit ein Gegner zu erwarten ist. Unermüdlich wird das Fernglas zur Hand



Protopopow, russischer Minister des Innern.



Großfürst Michael Alexandrowitsch, der Bruder des Zaren.



Miljukow, Führer der Kadettenpartei in der Duma.

ZUR RUSSISCHEN REVOLUTION

BILDNISSE VOM TAGE



Zur Revolution in Petersburg: Rodsianko, der Präsident der Duma.



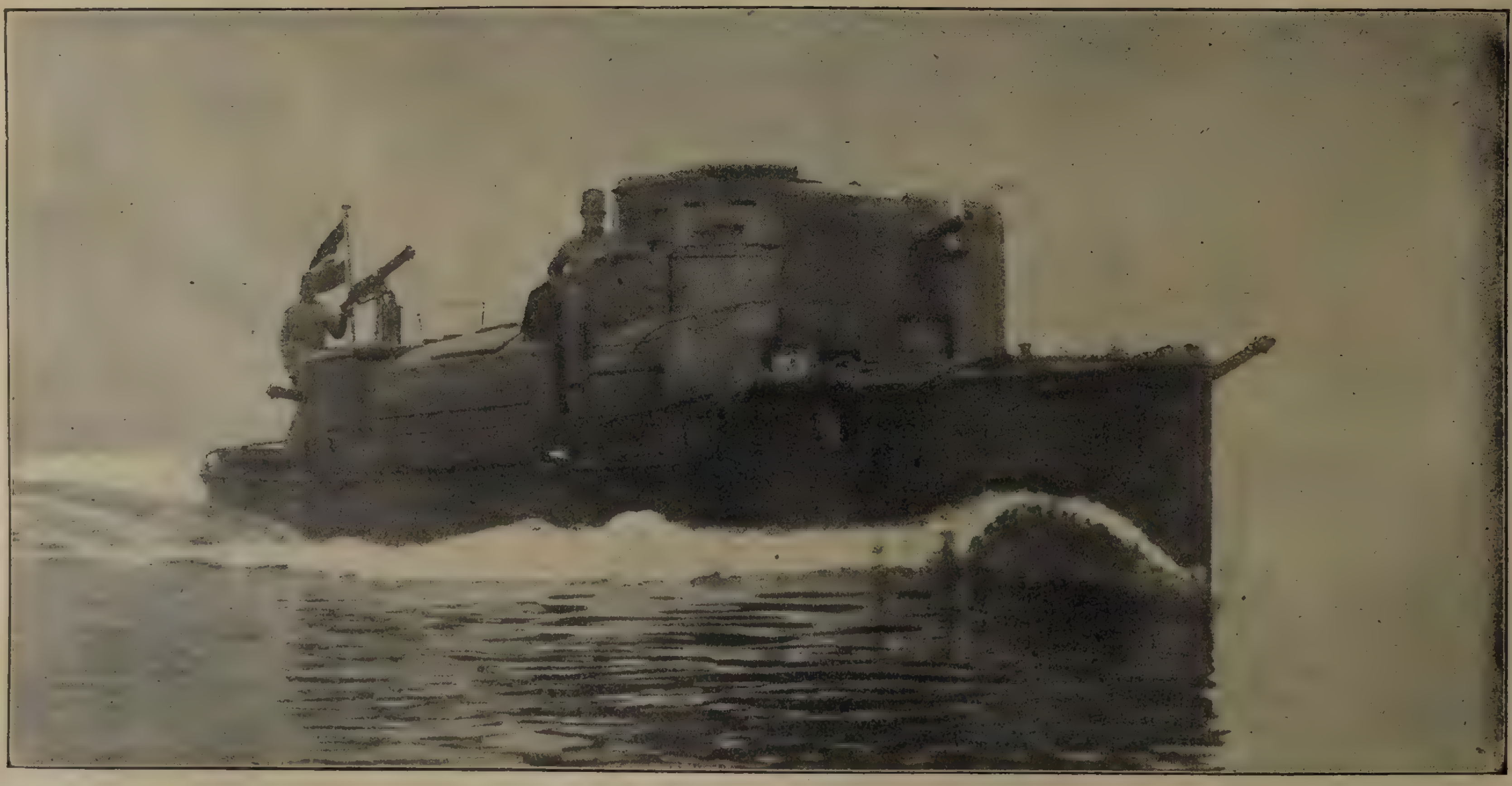
Leutnant Frhr. v. Richthofen (im Pelz links), der ausgezeichnete Fliegeroffizier, der bisher 26 feindliche Flugzeuge im Luftkampf besiegte.



Der neue Chef des österr.-ung. Generalstabes: Arz v. Straußenburg.

(Fortsetzung von Seite 163.)

genommen, das Auge hat sich an die Dunkelheit gewöhnt, und sucht und sucht. Die gute Aufmerksamkeit wird belohnt, deutlich hebt sich ein schwarzer Strich vom Meere ab, alle Gläser richten sich auf ihn: Ein ziemlich großer Dampfer! Die Beleuchtung ist mittlerweile recht ungünstig geworden, der Mond spendet zu viel Licht und kann dem U-Boot zum Verräter werden. Unter Wasser ist der Dampfer nicht deutlich genug durch das Sehrohr zu erkennen, aber herunter muß er! Die Maschinentelegraphen werden auf „äußerste Kraft“ gelegt, um dem Dampfer vorauszulaufen. Jede Wolke wird sehnsüchtig betrachtet, immer wieder zieht ein leichter Schleier über den Mond, aber in den Pausen leuchtet er doch bedenklich hell. Als das Boot endlich so weit ist, daß die Entfernung verringert werden kann, ist überhaupt keine Wolke mehr zu sehen. Ein schwerer Entschluß für den Kommandanten, da fast jeder Dampfer armiert ist, und das Fahrzeug auch ein feindlicher Hilfskreuzer mit guter Wache auf der Brücke und an den Geschützen sein kann. Doch frisch gewagt ist halb gewonnen! „Hart Backbord! Ran an den Feind! Recht so!“ Wieder ruft das Alarmsignal die Besatzung auf die Tauchstationen, und nur der Kommandant und sein Wachtoffizier bleiben oben auf der Brücke, damit das Boot, wenn es not tut, in kürzester Zeit in den Fluten verschwinden kann. Schnell nähern sich die Gegner. Das Torpedorohr wird geöffnet, und nur ein Druck auf den elektrischen Knopf ist nötig, um den Torpedo seinem Ziele entgegen zu jagen. Spannungsvolle Minuten für die beiden dort oben auf der Brücke, die äußerst aufmerksam den Dampfer beobachten, dabei seinen Kurs und die Entfernung stets von neuem schätzend, spannungsvolle Augenblicke für die dort unten, die nichts vom Gegner sehen, aber von dem heruntergeschickten Wachtpersonal gehört haben, um welch schwierigen Angriff es sich handelt. Die Hände umklammern die Tauchkurbeln, gewärtig, im Augenblick die Tauchventile aufzureißen. Immer deutlicher ist der Dampfer zu erkennen, die Aufbauten, die Masten kommen heraus. „Rohr fertig!“ Auf 400 Meter ist das Boot heran, jetzt heißt es entgegendrehen und schießen. „Backbord zehn, Rohr Achtung!“ Der Bug durchwandert die Ziellinie — der vordere Mast — der Schornstein — jetzt: „Rohr — looos!“ Erlösend erklingt das Zauberwort durch das ganze Boot, wohl ein jeder zählt die Sekunden, doch nur bis zwanzig — da ertönt ein gewaltiges Krachen, der Torpedo hat den vorderen Laderaum gefaßt, eine schwarze Rauchwolke, mit Funken durchmischt, steigt gegen den Himmel. Rufen und Schreien an Bord klingt zu dem U-Boot herüber, und lächelnd leuchtet der helle Mond auf die Kanone, die auf dem Achterdeck des Feindes steht. Sie wird nicht besetzt, die Angst vor dem Ertrinken treibt die Leute in ihre Boote. 4000 Tonnen Kohle hat der britische Dampfer „Holinside“ leider nicht nach Marseille bringen können!



Gepanzertes Küstenfahrzeug der österr.-ung. Marine. Kilophot. G. m. b. H.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
abcdefg Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 12345

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

8. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Brandt schob Gunde abermals die Zigaretten zu. Sie achtete nicht darauf. Nun zündete er sich selbst eine Papyros an, nahm ein paar Züge und sprach weiter.

„Mein Vater ist früh gestorben. Mein Onkel als Mitbesitzer der Firma war ein vertrottelter alter Hagestolz und ganz das, was man einen Ehrenmann nennt. Der lebensauslöschende Zweck seines Jammerdaseins war, den guten Ruf des Geschäfts zu wahren. Das hat er auch redlich zustande gebracht. Nach seinem Tode sah ich mich ungefähr dem Nichts gegenüber. Es war die Zeit, da die überall entstandenen großen Banken und Syndikate die kleineren allmählich aufzufressen begannen; es ging in unserer Branche genau so wie bei den Kleinkramhändlern, die von den Warenhäusern zu Boden gedrückt oder verschluckt wurden. Nur der gute Ruf blieb noch übrig, und auf dem baute auch ich weiter. Freilich in anderer Wertungsweise als mein Herr Onkel. Ich hatte zu viel Ueberlegenheitsgefühl, um mich von der Vergutmütigungsmoral der Ehrenfesten packen zu lassen. Und sehen Sie, Fräulein von Berg, so wurde ich denn ein glänzender Komödiant, der das Sand-in-die-Augen-streuen zu einer förmlichen Wissenschaft machte und dadurch unendlich viel erreichte; zunächst als Wichtigstes das Vertrauen der umgebenden Finanzkreise, die allerdings bei manchem gewagten Geschäft die würdigen Köpfe schüttelten, mich aber doch nie ausschalten konnten. Denn die alte Firma, die ich vertrete, gilt ja nicht nur für sehr solide, sondern auch für außerordentlich gut fundiert — und das mußte sie, wenn ich nicht eines Tages ganz plötzlich mein Spiel verlieren wollte. Hundertmal, liebe Gnädige, war ich nahe daran — und wußte mir doch immer wieder zu helfen. Ich habe niemals gegen das Gesetz gefehlt, und wenn heute meine Depositen gekündigt werden sollten, es würde kein Wertstück fehlen. O nein — zu solchen Torheiten war ich zu klug! Aber sonst — ging ich oft genug um das Gesetz herum. Oder lassen Sie mich sagen: ich widerlegte mir das Gesetz. Oder besser noch: ich kam zu einer so unbedingten Bejahung meines Selbst, daß eine Ueberwindung innerer Widerstände mir leicht fiel. Ich wurde mir selber zum Paradoxon. Schließlich wandten sich auch meine Instinkte gegen die der Allgemeinheit, und mein ganzes Leben wurde zu einem Spottwitz, zu einer großen Ironie . . .“

Er lächelte. Aber es war kein fröhliches Lächeln. Die Zigarette brannte ihm auf den wohlgepflegten Nägeln. Er warf sie in den Aschbecher und zündete sich eine neue an.

„Ja, gnädiges Fräulein,“ fuhr er fort, „es war im Grunde genommen ein grandioser Spaß — und ist es ja immer noch. In der Geschichte berühmter Verbrecher hat dieses Doppelleben häufig eine Rolle gespielt. Aber ich bin kein Verbrecher, und wenn es morgen zu Ende gehen sollte, könnte ich immerhin mit dem Aplomb meiner Tugenderbschaft von der Bühne treten. Ich bin nur ein Täuscher und will es sein, weil — ja, ich gestehe das offen zu — weil ein unendlicher Reiz darin liegt, diese kleine Narrenwelt zu betrügen.“

„Bis eines Tages alles zusammenbricht,“ erwiderte Gunde. „Was dann?“

Sie sagte dies in so trocken klingendem Tone, daß Brandt sie erstaunt anschaute. Aber er unterdrückte das Mißbehagen des Augenblicks und entgegnete, abermals lächelnd und leicht mit der linken Achsel zuckend:

„Dann — könnten wir uns zusammentun, Sie und ich, und gemeinsam dem Leben zu trotzen versuchen.“

„Es fragt sich nur, ob ich dazu geneigt sein würde.“

„Natürlich hinge das völlig von Ihrem Willen ab. Immerhin — ich sagte Ihnen vorhin schon, daß wir Verbündete geworden sind. Ich habe Ihnen nicht in der Absicht Konzessionen gemacht, Ihnen in Ihrer Trauer eine halbe Stunde Unterhaltung zu schaffen. Ich habe im Gegenteil sehr gewichtige Gründe, Ihnen klarzulegen, daß wir aufeinander angewiesen sind. Durch die Vermittlung des Prinzen Albert ist Ihnen eine Hofdamenstellung bei der Prinzeß Friederike angeboten worden, nicht wahr?“

Gunde warf den Kopf zurück. „Ich habe bisher mit niemand darüber gesprochen, Herr Konsul,“ sagte sie scharf. „Wer hat Ihnen das anvertraut?“

„Teuerste Gnädige, ich erfahre manches auf Umwegen, was die Chaussee des großen Klatsches noch nicht passiert hat,“ entgegnete er leichthin. „Wollen Sie annehmen?“

„Ich habe noch keinen Entschluß gefaßt.“

„Gestatten Sie mir, Ihnen dringend dazu zu raten. Es wäre unter allen Umständen so eine Art Rehabilitierung, die Sie selbst ja nicht nötig haben, die aber . . . Ich muß einen Augenblick bei diesem Aber verweilen. Ich glaube zwar, daß Dunker schweigen wird. Immerhin wird die Opposition gerüstet sein, und ihr Organ, der ‚Anzeiger‘, ist mit allen Hunden gehetzt. Sie kennen seine Praxis, zwischen den Zeilen zu sprechen. Er gibt Hinweise, deutet an, wirft Möglichkeiten auf, spritzt Gift hinter sicherer Verschanzung. Wenn Sie nun in den Dienst eines Mitgliedes des regierenden Hauses treten, so ist das ein schlagender Beweis für die Hochachtung, die man Ihrem Herrn Vater bis über das Grab hinaus zollt. Da müssen die Gegner vorsichtig sein. Aber in unserem beiderseitigen Interesse würde es auch sonst wünschenswert sein, daß Sie die Stellung bei der Prinzessin annehmen. Ihr Bruder, der Prinz Albert, steht den Regierungskreisen nahe. Sie würden durch ihn leicht in Erfahrung bringen können, was hinter den Kulissen vorgeht. Und es spinnt sich da mancherlei an. Herr von Hasselriede, der Nachfolger Ihres Vaters, ist ein Mann der Kompromisse. Ich traue ihm nicht. Und schließlich: bei der Prinzessin sind Sie in sicherer Obhut. Was wollten Sie sonst anfangen?“

Gunde zog die Brauen hoch. Sie war längst entschlossen — trotzdem entgegnete sie hochfahrend:

„Das wäre meine Sache, Herr Konsul. Aber ich werde überlegen. Darf ich die Frage nach meinem Konto wiederholen?“

„Ich werde es bearbeiten und Ihnen morgen Bescheid geben. Das Konto Ihres Vaters war nie ein offenes. Es steht unter einer bestimmten Chiffre in meinem Geheimbuch. Aber ich will es auf Ihren Namen übertragen lassen. Ein Scheckbuch wird Ihnen zugehen. Sie brauchen keine Sorge zu haben, daß Sie Ihr Konto überschreiten könnten . . .“

Er lächelte wieder.

Gunde erhob sich. Einen Augenblick zögerte sie, ob sie Brandt die Hand geben sollte. Dann tat sie es. Er hatte ja recht: sie waren Verbündete.

„Mut, gnädiges Fräulein,“ sagte er, als er spürte, daß ihre Hand zitterte.

Da erwiderte sie:

„Ich hätte mehr Mut, wenn das nicht geschehen wäre, aber ich kann es nicht rückgängig machen. Guten Tag, Herr Konsul.“

Er verneigte sich und geleitete sie zur Tür.

IV.

Gunde hatte ihren Wagen vor dem Portal halten lassen. Es war noch der Wagen ihres Vaters mit den beiden großen Cleveland-Braunen, die er von Mister Bringham gekauft hatte. Sein Dienstauto hatte der Minister nie benutzt; es gehörte zu seinen Wunderlichkeiten, daß er sich keinem Kraftwagen anvertraute.

Der Landauer war offen. „Nach Hause,“ rief Gunde dem Kutscher zu.

Sie lehnte sich in die perlgrauen Polster zurück und schaute gedankenlos über das Straßengewirr.

Ueberlegendes Denken fiel ihr schwer. Es war alles so grenzenlos verrückt. Sie erinnerte sich ihres Vaters wie eines Menschen, den sie vor langer Zeit einmal kennen gelernt hatte. Er war ein großer, ehrenwerter Herr, den sie alle schätzten. So erinnerte sie sich auch



des Genius Brandt, dieses eleganten, geschmeidigen Mannes, dessen individuelle Lebenskunst in der Gesellschaft für vorbildlich galt, dem die ganze goldene Jugend nachäffte, und vor dem die jungen Mädchen erröteten, weil er so etwas Sieghaftes hatte.

Und dann schoß ihr durch den Kopf, daß das doch nur Trugbilder gewesen waren. Ueber das Grab des Toten strich ein schwerer Dunst an Stelle glockenhellen Nachruhms, und den andern, hatte den sie nicht eben als ein Zerrbild seines Ich vor sich gesehen? Karikaturen der Wahrhaftigkeit — es war so grenzenlos verrückt . . .

Gunde hatte versucht, die Augen zu schließen. Sie hatte schlaflose Nächte hinter sich und war sehr müde. Aber man sah sie in dem offenen Wagen von allen Seiten, und da mußte sie auch Komödie spielen. Sie nahm Haltung an. Sie reckte den Oberkörper und setzte sich gerade. Sie sammelte den würdigen Ernst tiefer Trauer auf ihrem blassen Gesicht.

Alle Augenblicke grüßte man sie; sie war sehr bekannt, und man brachte ihr Mitgefühl entgegen. Das Begräbnis ihres Vaters war ein Ereignis gewesen. Die halbe Residenz hatte daran teilgenommen, der Hof, die Staatsbehörden, die Gesellschaft. Ein endloser Trauerzug: drei Wagen hatten die Kränze und Palmenwedel auf den Kirchhof gefahren. Im Zimmer Gundes lagen Haufen von Kondolenzbriefen noch unerbrochen.

Die beiden Cleveland-Braunen griffen kräftig aus. Der Kutscher trug die Livree des Bergschen Hauses, ockergelb mit Silber, Hut und Arm waren umflort. Neben ihm auf dem Bock saß Holbach, der Kammerdiener. Es war alles sehr vornehm. Es war das letzte Zurschautragen zerfließender Herrlichkeit.

Eine Kompagnie des Leibregiments rückte mit klingendem Spiel vorüber. Die Offiziere an der Spitze grüßten ehrfurchtsvoll. Auf der Freitreppe des Hoftheaters standen in hellem Sonnenlicht zwei bekannte Schauspieler mit dem Tenor der Oper. Sie rissen die Zylinderhüte von den Köpfen. Vor der Konditorei von Becker sah Gunde Aliz von Kremser mit Mister Bingham, dem Rittmeister von Hartmann und dem kleinen Baron Uhse, dem Sohn des Domänendirektors. Alle vier waren im Tenniskostüm und hatten sich wohl bei Becker ein Stelldichein gegeben.

Aliz winkte mit ernster Miene. Gunde winkte ebenso zurück. Dann ließ sie den Wagen halten. Nun sprang Aliz heran und drückte ihr die Hände.

„Meine arme Gunde," sagte sie, „meine geliebte Freundin . . . Ich habe noch nicht gewagt, zu Dir zu kommen. Darf ich?"

„Aliz, ich muß erst wieder meine Ruhe finden."

„Aber vielleicht kann ich Dir helfen . . .? Ich höre, Du löst Euren Hausstand auf."

„Nach und nach. Das hat Zeit. Ich telefoniere Dir."

„Tu' das! Ich bin immer zu Deiner Verfügung."

Sie trat vom Wagen zurück. Die drei Herren waren mit abgezogenen Mützen auf dem Bürgersteig stehen geblieben. Ihre Mienen sprachen von ihrem Beileid.

Gunde mußte ein Lächeln unterdrücken. Der kleine dicke Baron Uhse sah in seinem grauen Tenniskostüm wie eine Leberwurst aus. Sie winkte noch einmal mit ihrer schwarz bekleideten Hand und fuhr weiter.

Der Kutscher hielt vor dem Seitenportal des Palastes Baldassano. Von hier aus konnte man die Wohnung des Ministers erreichen, ohne an den Büroräumen des ersten Stockes vorübergehen zu brauchen.

Im ersten Vorzimmer warteten ein paar Herren. Der Ministerialsekretär von Feßler in fest geschlossenem dunklem Ueberrock trat Gunde grüßend entgegen.

„Gnädiges Fräulein hatten befohlen," sagte er.

„Ja, Herr von Feßler," entgegnete sie; „es handelt sich um die Aktenstücke und sonstigen Dienstpapiere, die noch im Arbeitszimmer meines Vaters liegen. Ich wollte sie Ihnen übergeben. Aber ich bin noch nicht dazu gekommen, alles zu ordnen. Uebermorgen, wenn es Ihnen recht ist."

„Ganz, wie gnädiges Fräulein befehlen," erwiderte der Ministerialdirektor und verbeugte sich.

Nun trat ein anderer Herr näher: ein starker Mann, dessen weiße Weste eine füllige Rundung umspannte. Es war Herr Andreas Huldringer, der bekannte Antiquitätenhändler vom Alten Markt.

Gunde kam ihm zuvor. „Nicht vor nächster Woche, Herr Huldringer," sagte sie. „Dann können Sie mit der Aufnahme des Inventars beginnen. Ich muß erst überschlagen, was ich behalten will."

„Wenn das Biedermeierzimmer zerstückelt wird, ist der Reiz vorbei, gnädiges Fräulein," entgegnete der Händler. „Ich gebe achtzehntausend Mark dafür. Ich weiß einen Käufer."

„Und die Meißner Gruppen?" fragte Gunde.

„Es ist eine dabei mit der alten Marke. Die könnte noch aus der Zeit Böttgers stammen. Das übrige ist nicht viel wert."

„Ich werde mich erkundigen. Auf Wiedersehn, Herr Huldringer . . ."

In der Fensternische erhob sich eine kleine, magere, ältere Dame. Die Gardinen hatten sie bisher verborgen.

„Du verzeihst, Gunde," sagte sie.

„Tante Ida!" rief Gunde erstaunt und bestürzt.

„Ja — Tante Ida. Wir haben jahrelang kein Wort miteinander gewechselt, Gunde. Wir sind uns fremd geworden. Es war nicht meine Schuld. Aber nun hat es mich zu Dir getrieben — ich muß mich einmal aussprechen mit Dir. Mein Mann weiß nichts davon. Er hätte es nicht zugegeben. Meinethalben mag er schimpfen und schelten, wenn er es erfährt. Mir ist jetzt alles gleich."

„Tritt näher," sagte Gunde und öffnete die Tür zum Arbeitszimmer ihres Vaters.

Zusammengeschnürte Aktenbündel lagen auf der Erde. Der Schreibtisch war mit lockeren Briefschaften übersät. Auf einem ledergepolsterten Stuhl mit hoher Lehne war ein Haufen Papiere aufgestapelt, sorgfältig in blauen Deckeln geordnet. Die Fenster standen weit offen.

Gunde schloß sie. „Es sieht hier ungemütlich aus, Tante Ida," sagte sie, „aber ich kann es nicht ändern. Ich wollte, ich wäre erst aus dem Hause. O Gott, was wollte ich alles!" rief sie und hob die Arme.

„Armes Kind," erwiderte Frau Dunker. In ihrem kleinen, zarten, zerknitterten Gesicht spielten die Muskeln in der Erregung des Mitgefühls. Sie öffnete ihr Handtäschchen und holte ihr Taschentuch hervor, steckte es aber wieder zurück und sagte: „Nein, ich will nicht. Wenn ich erst einmal zu weinen anfange, hört's auch so leicht nicht auf ..." Dann streichelte sie Gunde die Wangen und fragte mit noch immer vor Rührung zitternder Stimme: „Ist das Trauerkostüm von der Barring?"

„Ja, Tante — sie hat es in einer Nacht arbeiten lassen. Es kam ja alles so plötzlich."

Nun erst nahm Gunde ihren Hut ab, und da sie nicht wußte, wo sie ihn hinlegen sollte, stülpte sie ihn mit seinem langen Schleier über eine Bronzebüste Bismarcks, die zwischen zwei Bücherschränken stand.

„Du hast noch immer Dein wunderschönes Haar," fuhr Frau Dunker bewundernd fort. „Gunde, Du bist gar zu hübsch geworden! Ich begreife ja den Werner. Er ist damals wie ein Wahnsinniger aus dem Hause gelaufen. Dann habe ich noch ein paar Zeilen von ihm aus Bremerhaven erhalten und nichts weiter von ihm gehört."

Sie suchte nach einem Stuhl. Gunde rollte einen Sessel heran, und die kleine alte Dame setzte sich. Ihre Hände glitten nervös über ihr Kleid, ihre Augen glitten im Zimmer umher. Dann schaute sie wieder Gunde prüfend an und sagte:

„Die Barring ist teuer, aber sie hat einen guten Geschmack. Bei Deiner Figur ist es allerdings kein Kunststück, Geschmack zu entwickeln. Werner meint ... Gunde, der Werner ist doch noch bei Dir gewesen, ehe er abreiste?"

Gunde war am Schreibtisch stehen geblieben. Sie sah den Zweck dieses überraschenden Besuchs nicht ein.

„Ja," antwortete sie kopfnickend, „er war hier, aber in so fürchterlicher Aufregung, daß ich noch heute nicht recht begreife, was er eigentlich wollte."

„Er wollte Dich warnen."

„Aehnliches verstand ich — und verstand es doch nicht. Nur die Feindseligkeit Deines Mannes gegen uns, Tante Ida, konnte auf so wahnwitzige Beschuldigungen kommen."

„Dir ist er nicht feindlich gesinnt, Gunde," erwiderte Frau Dunker hastig, „ganz und gar nicht — aber freilich, Deinen Vater haßte er . . . Das sind alte Geschichten, liebes Kind. Sollen wir sie erst ausgraben? Nun wurde ihm da die Sache gesteckt — die Geschichte von Augustenhof ..."

„Blödsinn!" rief Gunde.

„Es mag sein, Kind, es ist sicher so. Aber er hatte einen anonymen Brief aus Rastatt bekommen . . ."

„Solche Wische wirft man in den Papierkorb, Tante!"

„Gewiß. Trotzdem. Der denkt so, der so. Mein Mann ist selbst in Rastatt gewesen — er ist ein paar Tage herumgereist — er wollte seiner Sache sicher sein."

„Und wurde es auch?" ... Gunde warf die Frage gleichmütig hin, aber sie lauschte mit allen Sinnen. Ungestüm pochte ihr Herz. Sie sah ihr Gesicht im Spiegel zwischen den Fensterpfeilern. Der Ausdruck beruhigte sie. Sie verstand sich schon auf die Komödie. Sie behielt ihre Miene bei.

Frau Dunker zog die Schultern so hoch, daß sich die langen Goldgehänge in ihren Ohrläppchen bewegten.

„Frage mich nicht! Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß er eine erregte Aussprache mit Werner hatte. Die beiden haben sich ja nie vertragen. Es sind zwei Strudelköpfe. Die ewigen Streitigkeiten fingen schon an, als Werner sein Abitur gemacht hatte. Der Vater wünschte, er sollte Ingenieur werden — aus geschäftlichen Gründen —, aber nein, Werner wurde Landwirt."

Gunde wurde unruhig. „Bleiben wir bei der Sache, Tante," bat sie.

Die kleine Dame erhob den Kopf.

„Wieso?" fragte sie. „Wir sind ja bei der Sache. Ich bin extra hergekommen, um Dir zu sagen, daß Du von meinem Mann nichts zu fürchten hast. Gestern abend hat er mit mir über die dumme Geschichte gesprochen. Da sagte er: ‚Berg ist tot und mit ihm meine Gegnerschaft begraben.' Das versteht sich eigentlich von selbst — aber es ließ mir keine Ruhe, es trieb mich förmlich zu Dir, um Dir das mitzuteilen, denn da ich wußte, daß Werner zu Dir wollte, um Dir alles zu erzählen, hatte ich doch ein bißchen Angst, Du könntest vielleicht in Sorge sein ..."

„Nein, Tante," fiel Gunde hochaufatmend ein, „Du irrst Dich: ich war nie in Sorge. Ich habe keinen Augenblick für möglich gehalten, daß hinter dem Klatsch auch nur ein Körnchen Wahrheit stecken könnte . . ." Sie machte eine kleine Pause und fuhr dann in festem Tone fort: „Ich kannte meinen Vater. Trotzdem danke ich Dir, daß Du es so gut mit mir meinst."

Sie küßte der alten Frau die Hand. Und die alte Frau hielt ihre Hand fest und sagte, während von neuem die Tränen in ihre Augen traten:

„Meine liebe, gute, kleine Gunde, wie anders hätte alles kommen können, wenn diese greuliche Politik nicht gewesen wäre! Ist es denn auszudenken, daß zwei Menschen, die sich so gut verstanden und so schätzten und achteten, zu erbitterten Feinden werden

konnten, weil eines Tages die Ansichten des einen von denen des andern auseinandergingen?"

„Mein Vater ist Deinem Gatten niemals feindlich gesinnt gewesen, Tante," entgegnete Gunde. „Ich weiß genau, daß er oft genug bedauert hat, in ihm einen so schroffen Gegner zu haben. Weiß auch, daß er versucht hat, sich ihm wieder in aller Freundschaft zu nähern. Das war damals, als sich die bürgerlichen Parteien fester zusammenschlossen. Aber Dein Mann nahm die ihm entgegengestreckte Hand nicht an."

Frau Dunker nickte bekümmert.

„Er ist ein harter Mann — ja, das ist er," gab sie zu und holte nun doch wieder ihr Taschentuch hervor, um sich die nassen Wangen zu trocknen. „Aber auch ein Ehrenmann, Gunde; seine Arbeiter lassen nichts auf ihn kommen, und selbst an hoher Stelle weiß man, was man von ihm zu halten hat. An seinem letzten Geburtstag sollte er Geheimer Kommerzienrat werden — gleich Geheimer, Gunde, was nur in seltenen Ausnahmen vorkommt —, aber da hat er abgelehnt. Er will keinen Titel haben, und über die Orden lacht er. Er ist ein schrecklicher Demokrat. Meinethalben. Ich kümmere mich nicht um die Politik. Bloß um die Zukunft sorge ich mich. Werner ist unser einziges Kind. Was soll denn aus den großen Betrieben werden, wenn der Werner sie nicht übernimmt? Wilhelm will sie in eine Aktiengesellschaft verwandeln. Das wird ihm selber schwer, denn alles, alles bis auf das Letzte ist doch seine eigene Schöpfung. Wenn Du Dich entschlossen hättest, den Jungen, den Werner zu heiraten — ich bin überzeugt, dann hätte er seine Farm in Südwest verkauft und wäre hiergeblieben."

„Tante, diese Heirat würde Dein Mann gar nicht zugegeben haben, solange mein Vater lebte."

„Na, und jetzt?" ... Frau Dunker schaute Gunde forschend an ... „Zerstörte Brücken lassen sich wieder aufbauen. Wilhelm liebt seinen Jungen. Er würde zu allem Ja und Amen sagen, wenn er wüßte, daß Werner sich entschließen wollte, zurückzukehren und sein Erbe zu übernehmen. Eine Depesche nach Südwest würde genügen . . ."

Einen Augenblick schwieg Gunde. Ein Zukunftsbild huschte an ihr vorüber. Warum zögerte sie noch?

Es pochte an der Tür. Holbach öffnete.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein," sagte er. „Seine hochfürstliche Durchlaucht Prinz Albert sind da und lassen anfragen, ob gnädiges Fräulein für ein paar Minuten zu sprechen seien."

Das Zukunftsbild fiel zusammen wie ein Kartenhaus. Die Vernunft sprach nicht mehr. Das Herz begann wieder stärker zu klopfen.

(Fortsetzung folgt)

Briefkasten.

H. R. Platinschichten sollen in Spanien, zwischen Gibraltar und Malaga, entdeckt worden sein, auf deren Ergiebigkeit man große Hoffnungen setzt. Die spanische Regierung hat bereits eine Reihe von Sachverständigen mit ihrer Untersuchung beauftragt. Die Geschichte des Platins ist höchst merkwürdig. Vor zwei Jahrhunderten bediente man sich seiner in Südamerika, um Goldfälschungen auszuführen. Um diese Fälschungen zu verhüten, hatte die spanische Regierung streng anbefohlen, das gefundene Platin in das Wasser zu werfen. Platin wurde 1741 als einfacher Metallkörper bezeichnet, und als solcher wurde es auch des weiteren betrachtet, bis 1820 die Platinlager im Ural entdeckt wurden. Dem Ural werden heute nicht weniger als 95 v. H. der gesamten Platinproduktion abgewonnen. Vor achtzig Jahren hielt sein Preis noch die Wage zwischen dem Gold- und Silberwerte. Seitdem führten die Preise von Silber und Platin weit auseinander; der Wert des Silbers fiel, während der des Platin eine fabelhafte Höhe erreicht hat. 1880 wurde das rohe Platin in Rußland mit 400 Mark das Kilo bewertet; der Handelspreis des raffinierten Metalls schwankte um 800 Mark. 1898 wurde das Kilo Platin bereits mit 2—2500 Mark bezahlt. Bald darauf war sein Kurs höher als der des Goldes. Der Durchschnittspreis für Platin stieg 1912 in New York, als dem größten Börsenplatz für dieses Metall, bis zu 6000 Mark. Ende 1915 wurde das Kilo bereits mit 12 500 Mark, im Februar 1916 mit 14 000 Mark gehandelt. Die von der russischen Regierung verfügte Streckung hat allerdings einen Preisrückschlag erzeugt. Leider sind die Uralschichten nicht unerschöpflich. Die Produktion der letzten Jahre betrug nicht die Hälfte von der des Jahres 1912. Kolombien, das eigentliche Mutterland des Platin, steht weit hinter Rußland zurück.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Firma Martin (nicht Max) Stein Nachf., Ilmenau, deren Aufnahmen „Erste Speisung gefangener Franzosen“ und „Hauptplatz von Peronne“ wir in Nr. 9 veröffentlichten, gibt Postkarten nach Original-Photographien aus den Kriegsgebieten heraus.

Gute Hausmusik bietet die bekannte Sammlung „Das deutsche Volkslied“, 1056 Lieder für Gesang und Klavier. Besonders hervorstechende Vorzüge dieses von E. L. Schellenberg herausgegebenen Werkes, welche die Benutzung auch weniger geübten Spielern ermöglicht, sind u. a. der große schöne Notendruck und die leicht spielbare Begleitung. Es sind zwei starke Prachtbände, Preis 22 Mark, von der bekannten Versandbuchhandlung Karl Block, Berlin SW 68, Kochstr. 9, auch gegen sehr niedrige Monatsraten zu beziehen. Näheres besagt das Inserat.

Wer Klavier oder Harmonium spielen möchte, findet keine praktischere und billigere Methode als die preisgekrönte Klaviatur-Notenschrift **Rapid**. Vorkenntnisse sind nicht nötig, da alle Noten und Akkorde sofort les- und spielbar sind. Bei der zurzeit herrschenden Teuerung wird diese geld- und zeitersparende Methode allen Musikfreunden willkommen sein. Aufklärung mit Gutachten erster Fachleute versendet der Verlag **Rapid in Rostock 22** auf Wunsch kostenlos.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Gaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS
ZURZEIT AUSVERKAUFT



echt Silber 800 gest.

Solider Vierbundring

Ewige Erinnerung an unsere Waffenbrüderschaft, Inschrift und Landesfarben ff. Email in Silber eingelegt. **Ausnahmepreis nur M. 1.90** Porto 25 Pf., Feld 10 Pf., geg. Vorausz. **Billigste Quelle f. Wiederverk.** Neue ill. Preisl. m. Ringmaß portofrei. **Neuheiten in Kriegsdenk-Schmuck für Heer u. Marine.**
E. O. Keller, Pforzheim 5
Durlacher Straße 80

PRIMAL ✶ Vollwertiger Ersatz für ausländ. Haarfarben.
die neue **Agfa-Haarfarbe**
Bezug durch Drogen-, Friseurgeschäfte u. Apotheken.
Ausführliche Broschüre durch die
Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO 36.



Postkarten-Versand!
300 prachtvolle Serienkarten . . 5.— M.
100 hochf. Osterkarten, portofrei . 2,50 M.
100 humoristische . . . . 2,50 M.
D. Weinmann, Berlin N. 58
Schönh. Allee 130 a. Illust. Preisl. gratis.

Ansichts-Postkarten!
100 Stück schwarz franko gegen 1.90 M.
100 " bunt, Ia z. 10-Pf.-Verk. 2,80 M.
100 " Serienkarten . . . . . . 2,30 M.
100 " Tiefdruckkarten . . . . 3,50 M.
300 alle Sorten gemischt 7,50, 100 Osterkarten M. 3.00, keine Gratismust.
Kunstverlag Berlin 39, Sellerstr. 3.

Staatl. konz.
Vorbereitungsanstalt
für alle Militär- und Schulexamina, einschl. Abiturium (auch für Damen).
Dir. Hepke, Dresden, Johann-Georg-Allee 23. Glänz. Erfolge. Pension. Prosp.

Volkstypen div. Rassen u. a. galiz. u. wolhyn. Dorfschönh. Serb. Zigeunerkind. Rumän. Bauern, Mädchen u. Frauen u. v. and. Originalphoto-Postkart. 53 dies. Kart. i. fst. Ausf. M. 3.50 frko. geg. Voreins. d. Betr. Martin Stein Nachf., Ilmenau 11.

Postkarten-Schlager!
50 div. Serien. kompl., 300 Stück 5.50 M. Oster- und Pfingst-Karten v. 1.50 bis 3.75 M. p. 100 Stck. sort. Ill. Preisl. grat.
Blonder & Co., Berlin C. 54 J.

Zigaretten
B 1000 Stück 25.—, 26.— M.
C 1000 Stück 35.—, 36.— M.
D 1000 Stück 45.—, 47.— M.
Versand Nachn. Feldp. vorh. Kasse
Martin Fabian, Hamburg 5 X

Musikinstrumente
Preisliste Nr. 33 umsonst
W. Kruse Markneukirchen

Für Photographierende
welchen daran liegt, nach einges. Negativ. wirklich einwandfreie Gaslichtkarten zu erhalten, führe ich fortlaufend Aufträge in jeder Auflage und in ganz kurzer Zeit aus. Vorteilhafte Bezugsquelle für photogr. Apparate und sämtliches Zubehör. Einsendung des Betrages bei Bestellung erwünscht. Verlangen Sie meine Preisliste. **Martin Stein Nachf., Jlmenau 11.** Photogr. Kopieranstalt mit Kraftbetrieb.

Das Alte stürzt!



Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „NORMAL" Viele Anerkennungen Prospekte frei durch
E. Kompalla, Dresden I. 126.



Mein bester Zahnarzt
Zahnstein lösend!
Macht dadurch die Zähne glänzend weiß. Uebler Mundgeruch wird beseitigt durch kräftige Desinfektion des Mundes und des Rachens. Angenehm erfrischend durch köstliches Aroma

Große Tube . . . . M. 1.20
Kleine Tube . . . . M. 0.75
Hersteller:
Queisser & Co., Hamburg 19



Der Mensch in körperlicher u. geistiger Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Vererbung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde". 83 Abbildg. Gegen Voreins. von M. 3.— (auch ins Feld) zu bez. von Strecker & Schröder, Stuttgart 4.



Seifenfabrik fertigt mir feines ovales Toilettewaschstück. 31jährige Praxis. Probepostpaket guter Waschmittel Mk. 3,95 frei Nachnahme. **P. Holfter, Breslau S. 70.**

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 65. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. 2.40 M. Fein geb. 3.30 M., m. Goldschn. 3.80 M. (Porto 20). Vonj. Buchh. u. geg. Voreinsend. d. Betrag. von Strecker & Schröder, Stuttgart 4.



Briefmarken: Sammlungen, auch einzelne, kauft Liebhaber. Meine doppelten Marken verkaufe billig. Hans Schulz, Hamburg, Bismarckstr. 80

Preisliste gratis.



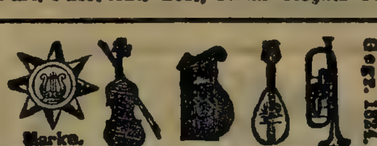
Tabak-Pfeifen
m. Patentdeckel u. Glaspatrone. — D. R. G. M. für Wiederverkäufer.
Rich. Vorberg, Jocketa 2, Vgtl.

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden E



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 11 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Echte Haarfarbe
gibt Nüancin ergrauten Haaren unauffällig für die Umgebung in natürlicher Nüance wieder. Ueberall zu haben. Preis M. 4.—. Prospekt mit Zeugnissen wird auf Wunsch übersandt. **W. Seeger,** Parf.-Fabr. Akt.-Ges., Berlin-Steglitz 83



Marke. Gegr. 1824.
Carl Gottlob Schuster jun.
Markneukirchen No. 342.
Bedeut. Instr.-Firma. Kataloge gratis.

Gummistrümpfe, Leibbind., Geradehalter, elektr. Massage, Inhalations-Apparate, Toilette- und sämtliche einschlägig. Artikel billig. **Josef Maas & Co., G. m. b. H.** Berlin 108, Oranienstr. 108, Preisl. grat. u. fr.

Emser Wasser

Berl. Briefm.-Ztg. Probeheft gratis



Briefmarken
Katalog gratis.
Philipp Kosack & Co.,
Berlin C 2, Burgstr. 13.

Kriegsschmuck
Kriegsuhren
Wiederverkäufer verl. Preisliste
Jakob Fischer, Pforzheim HB



Weltruf!
Celloidinkart. 10 Stck 0.32. 100 Stck. 3.00. Apparate. Gelegenheitskäufe. Platten, Papiere, billigste Bezugsquelle. Liste frko.
Reinhold Wittig, Rudolstadt 16.

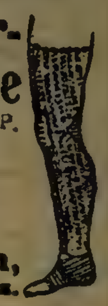
Thüringisches
Technikum Jlmenau
Maschinenbau u. Elektrotechnik, Abteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
Dir. Prof. Schmidt

Postkarten
Tausende v. Wiederverkäufern sind ständige Abnehmer. Gr. Lager. Kein Ramsch. Täglich viele Dankschreiben. 100 Lichtdruck sort. M. 2.20. Oster- u. Pfingstkarten Chromo bunt per Hundert M. 3.20. **Neueste Serienkarten. Schöne Frauenköpfe,** Chromo bunt 100 M. 3.-. **100 Probekarten sort. M. 2.75.** Versand bei Voreinsendung frei, sonst Nachn. Ins Feld Nachn. nicht zulässig. **Berliner Verlags-Institut, Berlin W. 30**



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 24 versend. gratis Katalog A über Selbstfahrer (Invalidenräder), Kat. B über Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Zimmerklosettstühle.

Krampfader-Gamasche
nach Dr. Ludwig Stephan. D. R. P.
Ersetzt die Venenklappen
Beseitigt die Blutstauung
Bestbewährtes Heilmittel
Prospekt J. Z. frei durch den Fabrikanten
Karl Stephan, Ilsenburg am Harz.



KIOS CIGARETTEN
— TRUSTFREI —

Kleine Kios St.	3 Pf.
Kurprinz	3½
Jubiläum	4
Fürsten	5
Welt-Macht	6

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios" E. Robert Böhme, Dresden.

Nachbestellung ist die beste Anerkennung!



Armband Nr. 2
zur Erinnerung an das Kriegsjahr mit jed. Inschrift lieferbar.
Gut matt vergoldet **M. 18.50.**
50 Pf. Porto extra.
Für Ankunft im Feld wird garantiert.
Brosche Nr. 2 (dazu passend) **M. 5.—.**
Abbildungen gratis.
Eugen Schwabe Gold- und Silber-Schmiedemeister **Apolda (Thür.)**
Besten Dank für die gute und saubere Ausführung von Armband und Brosche, beides v[illegible] vollste Anerkennung. Vzfldw., M.

6000 kleine Schachteln Kola-Dultz umsonst!



Ich möchte gern einem jeden, der schwache Nerven hat, eine Probe meines Mittels zukommen lassen. Es belebt die Nerven, regt sie an und beeinflußt dadurch dermaßen die Gesundheit, daß man sich bald so frisch, wohl und unternehmungslustig fühlt, wie man es von Natur aus sein sollte. Kola-Dultz soll überdies auch die Nerven in Anregung erhalten. Im eigenen Interesse eines jeden Lesers dieses Inserates, der erschöpfte Nerven hat, oder der leicht müde und abgespannt wird oder zu Kopfschmerz und Schlaflosigkeit neigt, wünsche ich, daß er Kola-Dultz versuchen möge, und wahrscheinlich würde er dann bald wie viele andere sagen können:

Die Wirkung von Kola-Dultz ist geradezu überraschend!

Die besten Nerven sind die, von denen man am wenigsten merkt. Kola-Dultz ist ein Freund der Nerven. Es ist angenehm im Gebrauch, und seine Wirkung ist eine Erfrischung. Kola-Dultz ist unschädlich und wird Männern, Frauen und Kindern empfohlen. Das Alter hat dabei nichts zu sagen. Es ist ein Präparat zur Anregung der Nerven. Kola-Dultz ist überall am Platze, wo die Nerven nachlassen oder sich sonst unangenehm bemerkbar machen.

Schreiben Sie mir sofort eine Postkarte und verlangen Sie Gratis-Zusendung einer Probeschachtel.

Max Dultz, Berlin SO 33, Nr. 177.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
al — bein — bel — ber — brab — cra — de — do — e — el — fen — ge — gel — gen — he — id — il — in — la — lah — lein — lek — ler — li — lo — lo — lu — ma — me — mi — mis — nach — ne — ni — or — ort — pa — put — ra — ra — ru — se — se — se — son — ste — ster — stinkt — sur — tag — tät — ti — ti — tor — tor — tri — u — us — vo — wand — zel — zi

sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, einen auf den Frühling bezüglichen Ausspruch nennen. Die Wörter bezeichnen:

1. Strom in Indien, 2. Gewebe, 3. italien. Fluß, 4. Naturtrieb, 5. Vergnügungsstätte, 6. König von Sparta, 7. weiblichen Vornamen, 8. Bewegung, 9. assyrische Königin, 10. militärisches Ausrüstungsstück, 11. Gottesbezeichnung, 12. Gerbemittel, 13. Behälter, 14. Münze, 15. Naturprodukt, 16. hornartige Masse, 17. Umstürzler, 18. deutschen Maler, 19. beliebte Sängerin des alten Berlin, 20. Musikinstrument, 21. Waffe, 22. Naturkraft, 23. Berg im Kampfgebiet.

Verwandlung.

Umhergetrieben auf dem wilden Meer,
Wünscht mancher oft, daß es im Worte wär!
Und hätt', — gesteigert —, er es dann als Labe,
Dünkt es ihn sicherlich nicht kleine Gabe.
Doch schiebt sich nur ein winzig Zeichen ein,
Wird's schnell des Hauses treuer Wächter sein.
Jetzt häng' ich eine Note flugs noch an,
Zu einer Wandbekleidung wird's sodann!

Bilder-Rätsel.



Immer zwei.

Wenn zwei sich zusammentun,
Gemeinsam was zu leiten,
So schaffen sie sich erst mein Wort,
Das hindert Zwistigkeiten.
Nehmt Ihr ein Zeichen aus dem Wort,
So könnt Ihr nicht bestreiten:
Da stecken wieder zwei zusammen,
Gemeinsam was zu leiten.

Geköpft.

Den Landbewohnern früher war
Der Medikus noch oft sehr rar,
Und Heilung hofft' man da und dort:
Ließ zum geköpften Wort das Wort.

Der Weg durchs Leben.

Mit eins, zwei hat man gemessen
Weiche Stoffe, buntes Band;
Drei und vier ward festen Griffes
Von den Jägern einst gespannt.

Heitere und ernste Klänge
Auch erweckt die drei und vier.
Und das Ganze ohne Rücksicht
Bahnt den Weg durch's Leben dir.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Kriegs-Silben-Rätsel:
Mars regiert die Stunde.
1. Matrose, 2. Argonnenwald, 3. Rumänien, 4. Schlchau, 5. Regiment, 6. Elsaß, 7. Granate, 8. Iswolski, 9. Ehrensold, 10. Ritterlichkeit.

Das gestörte Ständchen: Laute, Leute.

Dreifache Bedeutung: Stillstand.



Am Telephon. Sie: „Halloh! Bist Du's, Geliebter?"
Er: „Jawohl. — Wer dort?"

*

Dorfbader: „Na, mein Sohn, wo fehlt's?"
Kranker: „Hüftschmerzen, Herr Doktor."
Bader: „Schön. Hier habe ich Dir eine Medizin aufgeschrieben. Nimm einen Eßlöffel voll, eine Stunde bevor die Schmerzen beginnen."

*

Ein junger Rechtsanwalt hatte seinen ersten Fall vor dem als Witzbold bekannten Richter auszufechten. Unter Zittern und Stammeln begann er: „Herr Präsident, mein unglücklicher Klient — Herr Präsident, mein unglücklicher Klient — Herr Präsident —"
„Nur weiter," unterbrach ihn der Präsident, „soweit bin ich mit Ihnen vollkommen einig."



„Als Kraftwagenführer hab' ich mich auch gemeldet, aber sie nehmen mich nicht, sie sagen, bei meinen abstehenden Ohren gibt's zuviel Luftwiderstand. Ich soll auf ein Segelschiff gehen."

Professor Fadusius, der keine Hörer hat, schildert im Bekanntenkreise, wie er jüngst zu Hause einen Einbrecher überraschte. „Ehe er mir entkommen konnte," sagt er, „warf ich ihn auf den Rücken, faßte seine Hände und kniete auf ihm ... er war wehrlos ..."
„Hm," meint sein Kollege Crassus, „da hättest Du ihm ja eine Vorlesung halten können."

*

Herr: „Haben Sie ein statistisches Handbuch?"
Buchhändler: „Tut mir leid, das habe ich nicht. Was suchen Sie denn?"
Herr: „Ich möchte feststellen, wieviel Mädchen in der Stadt als Dienstmädchen angestellt sind."
Buchhändler: „Warten Sie einen Augenblick, bis meine Frau kommt. Sie kann es Ihnen genau sagen. Wir haben sie alle gehabt."

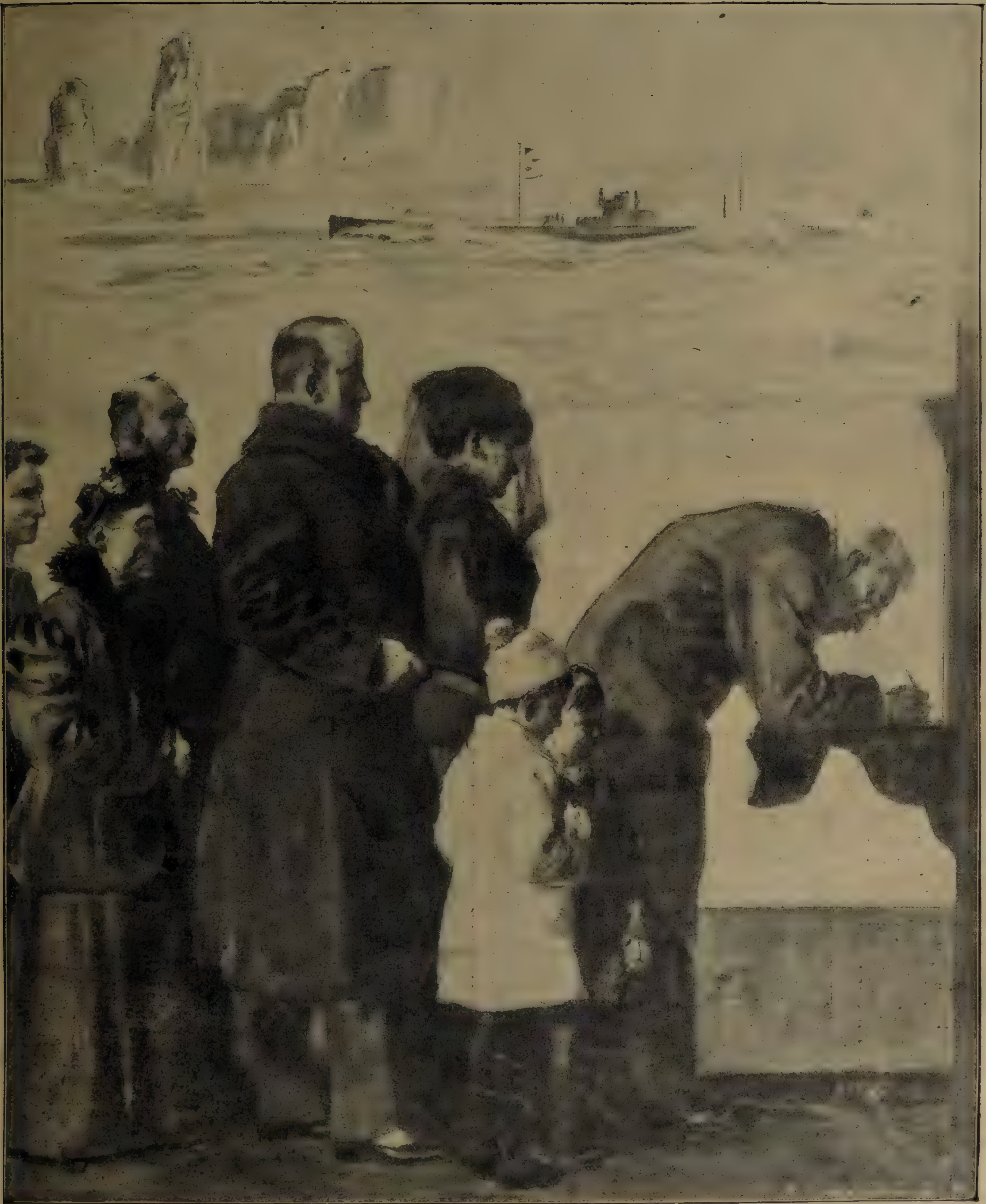
Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 13

31. März 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Für Deutschlands Zukunft!

Die Mark, die Ihr dem Vaterlande leiht,
Wird Stahl und Eisen, wird Torpedorohr.
Sie schafft den Frieden uns für künft'ge Zeit
Und baut den steilen Weg zum Sieg empor.

Zeichnet die Kriegsanleihe!



„Nachmittags-Konzert“ auf Deck eines Unterseeboots.
Ein Matrose spielt der Besatzung eines versenkten Schiffes deutsche Lieder auf der Ziehharmonika vor.

UNSERE FLIEGER

Nach den letzten Heeresberichten haben unsere Jagdflieger den Feinden wieder zahlreiche Luftgefechte geliefert und glänzende Erfolge erzielt. Die unvergeßlichen Leistungen von Boelcke und Immelmann, Wintgens, Mulzer, Leffers und Parschau sind unseren übrigen Fliegern ein leuchtendes Vorbild geworden und eine Reihe neuer junger Helden ist erstanden, deren Taten jetzt in einer nach amtlichen Quellen zusammengestellten Liste veröffentlicht werden. Diese Liste enthält die Namen aller deutschen Fliegeroffiziere und Unteroffiziere, die bis zum 1. März vier feindliche Flugzeuge und mehr abgeschossen haben. Danach steht Ltn. Frhr. v. Richthofen, der bis zum 1. März sein 21. feindliches Flugzeug vernichtete (jetzt 28), an der Spitze. Ihm folgt Leutnant Frankl mit 14 und die Leutnants Hoehndorf und Boehme mit je zwölf Flugzeugen. Von den vier Offizieren, die (bis 1. März) je 11mal Sieger blieben, ist Oberltn. Kirmeier in den Tod gegangen, während die Leutnants Baldamus, v. Keudell und Boß weiter ihrem kühnen Beruf dienen. Je 10 Flugzeuge schossen ab die Oberlts. Buddecke und Berr und Ltn. Mulzer, der im Kampf gefallen ist. Je 9 der gefallene Ltn. Leffers und Ltn. Dossenbach. Je 8: Oberltn. Berthold, Oberltn. Frhr. v. Althaus, Oberltn. Hans Schilling, Ltn. Parschau (gefallen), Ltn. d. R. Pfeiffer, Ltn. Bernert, Ltn. v. Bülow. Je 7: Ltn. d. R. Theiller, Off.-Stellv. Hans Müller, Vfw. Manschott. Je 6: Oberltn. Walz, Ltn. Höhne, Ltn. König, Ltn. Imelmann (gefallen), Off.-Stellv. Götsch.



Unsere Flieger:
Lt. Pfeiffer,
der bisher acht feindliche Flugzeuge abgeschossen hat.
Phot. Bula.



Prinz Friedrich Karl von Preußen,
der nach dem Bericht der Heeresleitung von einem Flug über die feindlichen Linien bei Arras nicht zurückgekehrt ist.
Phot. Eberth.



Fliegerleutnant Baldamus,
der bisher 15 feindliche Flugzeuge zum Absturz brachte und gegenwärtig einer der erfolgreichsten Flieger ist.
Phot. Hugo Erfurt.



Oberlt. Student,
der bisher vier feindliche Flugzeuge abgeschossen hat.
Phot. Bula.

Briefe an die „Berliner Illustrirte"

I. Marschtag in die Wüste

Von Christian Bouchholtz

Wir haben gelernt, was Wüste heißt. Schon dort in Kleinasien, zwischen Taurus- und Amanusgebirge, im „Tal der Blüten" Mamouré, glaubten wir zu wissen, was Wüste heißt. Wir glaubten's erst recht am Rand der Wüste, in Berseba, wo Abraham einst seine Brunnen ausheben ließ. Wir glaubten's ganz gewiß in den ersten Marschtagen, wo wir Muße hatten und Frische genug, Sonnenuntergänge zu bestaunen, und Sonnenaufgangstrunkenheit aufzubringen. Aber jetzt . . . Die Sonne war schon gestorben, als wir aufbrachen. Der Himmel meergrün, dunkelgrün, drohend. Von der kleinen Stadt der Schofföre, dem Autolager her, das nicht sehr weit von uns lag, klang der lustige Klimbim des Festes zu Ehren der eingetroffenen eisernen Halbmonde fast gespenstisch. Während wir die Zelte abgebrochen und aufgepackt hatten, war das ein wildes Gerattere von einem guten Dutzend von Automobilen gewesen. Das hatte die Stille und Oede der Wüste angefüllt mit dem lustigen Gesang der modernen Zeit, wie das stimmenwetteifernde ausgelassene Scherzo einer futuristischen Sinfonie der Technik. Aus der Ferne hatten wir zwischen eiliger Arbeit zugesehen, wie sie mit ihren plumpgraziösen Baracken-Lastwagen den Preis des Kunstfahrens umstritten hatten, wie sie zwischen aufgepflanzten Stöcken und auf schmalen Brettern, die zu befahren waren, und herum um die Eckpfosten, die aufgestellt waren, wie seinerzeit bei den Wettspielen der alten Griechen und Römer die Stelen der Wagenrennbahnen, ihre Kunstserpentinen und Kunstkurven nahmen. Und als wir mit gurgelnden Kamelen, blökenden Schafen und stiller gewordenen Hengsten unter viel treibendem Halloh aufbrachen, schwebten über der kleinen Stadt der Schofföre im dunkelgrünen Himmel, diamantklar gleißend die vier Monde lichtrauschender Bogenlampen. Letzte Spiele wurden dort noch gespielt. Es gab Sacklaufen. Und wie man zur Zeit der Dämmerung bei uns die Kröten zum Sumpf hüpfen sieht, sah man es in halbdüsterer Ferne ungelenk von lachenden Soldaten, die, in Säcke gesteckt, durch die Wüste hüpften. Rufe drangen herüber: „Fritze! Immer feste druff." — „Der hüpft wie ein Sandfloh." Und Lachsalven und Halloh aus der Ferne. Denn verklingt das Leben. Und die Wüste gähnt uns wieder an mit Sanddünen, die höher und höher werden und drohender und drohender. Müde sind wir aufgebrochen. Nach einer Stunde Marsch drücken uns die schweren Infanteriestiefel so, daß wir fast alle hinken. Wir haben Blasen und Wunden an den Füßen. Und der Sand wird tiefer und tiefer. Mit jedem Schritt scheint man einen Zentner Sand emporziehen zu müssen. Man flucht nach Noten, total verdummt durch die Anstrengung. Kamele rennen. Man kann kaum mit ihnen Schritt halten. Man hängt sich an ihre Sättel und läßt sich mitschleifen, wie einen Sack, wie einen toten Schlauch. Ein blonder stud. chem. mit einem Christusbart, den er sich zum Schrecken der Offiziere hat stehen lassen, klagt: „Mich friert und schwitzt zugleich. Ich habe Kopfschmerzen, wie besessen. Alles dreht sich vor mir. Ich glaube, ich kriege die Malaria . . . Ich will eine Handvoll Chinin schlucken." „Heini" kommt aber an uns vorbeispaziert, leichtfüßig, als ging es auf Berliner Bürgersteigen. Er grinst uns an. „Was ist mit Dir los, Heini? Du hast Dir wohl Propeller an die Schuhe gebunden?" — „Noch was an die Schuhe anbinden? Noch besser! Ausgezogen habe ich die Schuhe. Ich gehe jetzt wie ein Beduine. Das ist einfach großartig. Reinster Vergnügungsbummel. Da —" Er knipst die elektrische Taschenlampe an. Tatsächlich, er geht barfuß. Auch den Tropenhelm hat er einem Kamel aufgeladen. Er hat sein im leisen Wind wehendes Araber-Kopftuch mit den langen Zipfeln und Fransen auf, und der silberne Stirnreif erglänzt im Licht der Taschenlampe.

„Idee das!" Einer nach dem andern zieht sich die schweren Stiefel aus und die Strümpfe.



Graf zu Dohna-Schlodien, Kommandant des Hilfskreuzers „Möwe", der von seiner zweiten Kreuzfahrt im Atlantischen Ozean glücklich heimgekehrt ist.

Die „Möwe" hat 27 Schiffe mit 123,100 Tonnen aufgebracht.

Nach dem Leben gezeichnet von Max Wendrich.



Der deutsche Hilfskreuzer „Möwe". Zeichnung von Prof. Stöwer.



Sonntag-Morgen in Wilna
vor der Kasimir-Kathedrale, die jetzt Garnison-Kirche ist.
Phot. Boedecker.

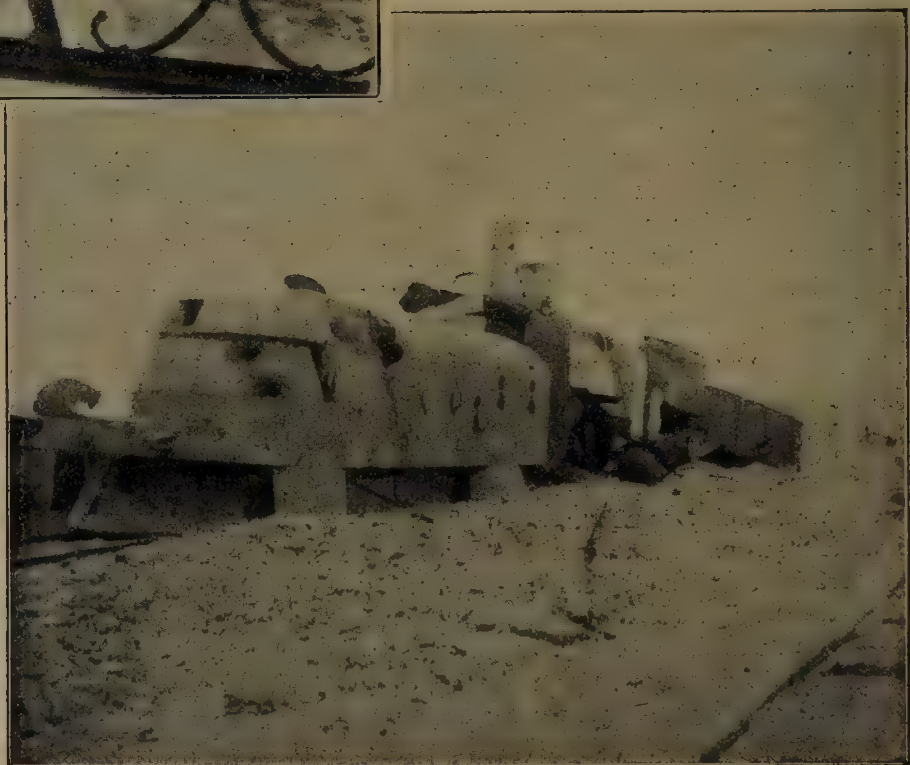


Reichstagsabgeordneter Emil Stahl (sozialdem. Mehrheitspartei),
der bei der Reichstagswahl im Kreise Potsdam-Spandau-Osthavelland als Nachfolger Dr. Karl Liebknechts gewählt wurde.
Phot. Nicola Perscheid.



Der neue französische Ministerpräsident Ribot,
der Nachfolger Briands.

Man atmet auf. Man marschiert, marschiert, marschiert. Aber der alte Stumpfsinn kehrt zurück. Die Wüste mit ihrem ewigen, ewigen Einerlei verdummt und stumpft ab. Kein Weg mehr, keine Karawanenspur mehr. Wir gehen quer über die Dünen mit hochgekrempelten Hosen und sinken übers Knie ein. Hinauf und hinunter, hinauf und hinunter. „Weiß der Teufel, wo wir hinmarschieren." Der Himmel ist sternenklar. Der Mond kommt violett-rot und groß — wie eine neue Welt, schrecklich anzusehen — über den Horizont gestiegen. Sein Violett wird dampfendes Blut, sein Blut orange, sein Orangegelb zum Silber eines blankgeputzten Präsentiertellers. Er strahlt. Weit vorn, an der Spitze der Karawane zuckt es auf von kleinen Blitzen. Der Führer knipst seine Taschenlampe an und vergleicht den Weg mit der Landkarte und orientiert sich auf dem Kompaß. Einmal kreuzen wir die Karawanenstraßen und finden da ein Luxusauto liegen. Die Kette scheint gerissen. Der Chauffeur liegt darin und schläft. Er weiß nichts davon, daß eine deutsche Karawane an ihm vorüberzieht. Denn von uns ist nichts zu hören, als das ewige Geklapper der Trinkgefäße an den Kamelsätteln. Dann geht's weiter durch die Dünen, die Düne hinauf, die Dünen hinab. Plötzlich das wilde Geschrei eines Kamels, Panik-Geschrei, Angstgeschrei . . . . Vor uns hält die Karawane. — „Haalt — Stopp!" Beim Niedersteigen von einer Sanddüne ist ein Kamel gestürzt, ein Wasserkamel, das schwer an den Kanistern zu schleppen hatte. Es wird untersucht. Die Kameltreiber drücken ihm an einem der Beine herum. Es tritt aus und röchelt wild. Es beißt einen der Treiber und spuckt ihn. Er revanchiert sich, haut ihm mit den Knüppel über die Schnauze und spuckt es wieder an. Wie du mir, so ich dir. Das Kamel wird ausrangiert. Man benutzt die Gelegenheit zu einer kleinen Rast. Die beiden Kanister mit Wasser werden geleert, das Wasser verteilt, das Kamel erschossen. Es bleibt liegen. Bald wird es verschwunden sein; die Dünen werden über seinen Kadaver hinschreiten. Und erst nach Monaten wird es wieder zum Vorschein kommen. Wir machen eine kleine Rast und erfrischen uns an dem schönen Wasser, das uns das Kamel durch sein liebenswürdiges Hinscheiden spendierte. Man verfällt gleich in Schlaf.



Zerschossener russischer Panzerzug.
Phot. Ung. Presse-Büro.

In einer deutschen Fliegerschule

Von einem Flieger



In einer deutschen Fliegerschule: Unterricht im „Funken".

„Mensch, treten Sie nicht auf die Tragflächen, die sind doch kein Tanzboden!" rief mir der Werkmeister der Fliegerschule zu, der gerade dabei war, uns Neulingen an einem Flugzeuge, das vor der Halle stand, die einzelnen notwendigen Handgriffe bei der Bedienung des Motors zu erklären. Ich saß endlich vorn in der engen „Kiste", und nun wurde Frage auf Frage gestellt. Wir hatten längere Zeit in der Motorenstube den Motor, das Herz des Flugzeuges, in alle seine Teile zerlegt, wieder zusammengesetzt und mußten nun zeigen, was wir gelernt hatten. Erst nach bestandener Prüfung sollte es ans Fliegen gehen. Die Prüfung war bestanden, und wir gingen zum Startplatz der Schulmaschinen, wo der Fluglehrer schon unserer wartete. Theoretisch hatte uns dieser schon im Hörsaal tagelang fliegen lassen, hatte uns die Funktionen des Höhen- und Tiefensteuers, der Verwindung genau erklärt, und nun sollte es praktisch losgehen. Bei den ersten Flügen durften wir nur mitfühlen, damit wir nicht durch einen groben Steuerfehler den hinter uns sitzenden Lehrer behinderten. Stolz wie die Spanier standen wir nach der Landung auf dem Platze und betrachteten kritischen Auges die ersten Flugproben der „Alleinflieger". Da „hing" eine „Kiste" links, der andere „überzog", der hatte zu spät abgefangen, kurz, wir hatten an jedem etwas auszusetzen, ohne zu ahnen, was uns später selbst einmal bevorstand. Alles ging wie am Schnürchen, auch hier auf dem Flugplatze waltete der bewährte altpreußische Drill, es ging alles in geordneten Bahnen unter den aufmerksamen Augen des Startoffiziers mit der roten Startflagge. Dann kam der Vortrag über Wetterlehre und Kompaß. Gerade diese Stunden gaben uns eine große Menge wichtiger Kenntnisse, denn kein Teil des Feldheeres ist ja so vom Wetter abhängig wie wir Flieger, und deshalb galt es: scharf aufpassen. Der „Wetterfrosch", so nannten wir den braven Gefreiten (er war im Zivilberuf Professor an einer Hochschule), konnte mit uns zufrieden sein, wir waren gut beschlagen und blieben ihm keine Antwort schuldig. Wir waren gerade fertig, als ein Mann vom Startplatz hereingelaufen kam und uns Flugschülern den Befehl brachte, sofort auf den Startplatz zu kommen. Es hatte „Bruch" gegeben, und wir sollten das Flugzeug abmontieren. Richtig, ganz am anderen Ende des Flugplatzes stand eine Maschine „kopf" und streckte traurig den Schwanz gegen den Himmel. Unter sachkundiger Leitung wurde der beschädigte Vogel auseinander genommen und in die Werft gebracht. In wenigen Tagen sollte er wieder in Ordnung sein. Wir blieben in der Werft und wurden hier in die Geheimnisse des Flächenbaues eingeweiht. Es gab tausenderlei zu hören und zu sehen, jeder Winkel des Riesenraumes, in dem in der Hauptsache Frauen arbeiteten, bot etwas Neues. Unser



Beim Schießen mit dem Maschinen-Gewehr



In einer deutschen Fliegerschule: Arbeiten am Motorprüfstand.



Schlechte Landung: „Kopfstand".

Vormittags-Stundenplan war erschöpft und wir gingen zum Essen. Aus allen Gebäuden strömten die hungrigen Scharen zusammen, und bald saßen wir friedlich beieinander. Nicht nur Flugschüler waren da vertreten, sondern eine Menge anderer Leute, die als Montöre, Spleißer, Verspanner und dergleichen mehr ausgebildet wurden. Einem wichtigen Zweig der Flugwissenschaft, der Funkentelegraphie, wird ein ganz besonderes Interesse gewidmet. War der Flieger früher in seinem Flugzeug hoch über der Erde gleichsam getrennt von den unteren Regionen, so ist er heute durch drahtlose Telegraphie jederzeit in der Lage, seiner Truppe unten Kunde zu geben von dem, was er sieht, was in und hinter den feindlichen Linien vorgeht. Ebenso kann er von der Erde aus neue Befehle empfangen. In großen Hörsälen wurden besondere Funkermannschaften im „Hören" und „Geben" ausgebildet, die später die Empfangs- und Sendestationen auf der Erde bedienen sollten. Die deutsche Technik hat auch auf diesem Gebiete bedeutende Triumphe gefeiert; ein kleiner Kasten von ganz geringem Gewicht birgt die ganze Einrichtung, die dem Flugzeug weit vorn im feindlichen Gebiet Mund und Ohr verleiht. — Das Essen war vorüber, und der Dienst begann wieder. Es ging nach den Maschinengewehr-Schießständen. Während zu Beginn des Feldzuges die Waffe des Fliegers die Pistole und der Karabiner war, so ist heute das einzige



Am Ablauf:
[illegible] Flugzeuge durch den Unteroffizier.



Abrollen zum Fluge auf den Wink des Startunteroffiziers.



Eine neue französische Angriffs-Waffe:
Man schreibt uns aus dem Felde: „Daß wir in diesem Kriege auch mit Ungetümen, die sonst nur die Märchenwelt kennt, zu kämpfen haben, zeigt beifolgendes Bild. Das 12 Meter lange Ungeheuer (das in französischer Sprache „torpille“ genannt wird) kroch eines Morgens bei noch völliger Dunkelheit knisternd gegen unseren vorderen Graben heran, schlängelte sich sogar über den etwa 3 Meter breiten Graben hinweg, bis in den vor dem zweiten Graben befindlichen Drahtverhau hinein. Da erst bemerkten wir Drähte, durch die das Gliedertier bewegt wurde. Diese abknipsen, nach rückwärts Handgranaten werfen, war die Tat weniger Augenblicke. Eine Explosion, die Verschüttung unseres Grabens, sowie ein vielleicht geplanter Vorstoß der 40 Meter dahinter liegenden Franzmänner wurden vereitelt. Wir aber freuten uns sehr über das Mißlingen des von den Franzosen geplanten Streiches.“

Kampfmittel neben der Bombe das Maschinengewehr. Der bessere Schütze bleibt stets Sieger, und daher wird der Schießausbildung ganz besondere Sorgfalt gewidmet. Jeder Tag, wo das Wetter es erlaubte, standen wir daher auf den Schießständen. Dann ging es wieder zum Flugplatz. Bis zur einbrechenden Dunkelheit wurde „geschult“, alleingeflogen und Prüfungen abgelegt. Wie oft mußten unsere braven Lehrer ein Veto einlegen, damit wir nicht allzu waghalsig wurden, denn nirgendswo schadet Uebereifer so sehr wie beim Fliegen. Jeder strebte mit allen Mitteln danach, mit den Prüfungen fertig zu werden, um endlich herauszukommen „ran an den Feind!“ immer den Wahlspruch des jungen Fliegers vor Augen: „Ich will ein Boelcke werden.“



Fürst Lwow, der neue Minister des Innern der russischen Revolutionsregierung.



Pferde, die von den Italienern totgeschossen wurden, damit die Tiere nicht in die Hände der Oesterreicher fallen.



Kapitänlt. Morath, Kommandant des U-Bootes, das das franz. Großkampfschiff „Danton“ versenkt hat.

BILDNISSE VOM TAGE



Die Chefs der Firma Opel, denen für ihre Verdienste um die Automobilindustrie der erbliche Adelstand verliehen wurde:
Dr. h. c. Wilhelm von Opel.



Neueste Aufnahme Nikolaus Romanoffs, des entthronten russischen Zaren, mit seinem Sohne.



Heinrich von Opel.
Hofphot. E. Bieber.

Die Verleihung des erblichen Adelsstandes an die Fabrikbesitzer Dr. Wilhelm Opel und Heinrich Opel wird in den Kreisen der deutschen Industrie besonderes Interesse erwecken. Die beiden Herren von Opel sind Mitbesitzer der bekannten Automobilwerke und haben diese seltene Auszeichnung ihren großen Verdiensten um den Automobilismus, besonders auch ihren Leistungen auf dem Gebiete des Kraftfahrwesens im Kriege, zu verdanken. Die Firma Adam Opel in Rüsselsheim, die Fabrikantin der Opelwagen, wird von den vier Brüdern Carl, Wilhelm, Heinrich und Fritz Opel geleitet. Alle Brüder haben sich auf sportlichem Gebiete hervorgetan. Der jüngste Bruder, Dr. Ludwig Opel, ist als Oberleutnant im Kriege gefallen. Heinrich von Opel und Fritz Opel dienen gegenwärtig als Offiziere im Heere. Die jetzt vom Großherzog von Hessen Geadelten haben als ausübende Sportsleute zahlreiche Erfolge in den Herkomer- und Prinz-Heinrich-Fahrten errungen. — Die russischen Zeitungen nennen den Zaren seit seiner Abdankung nur mehr Nikolaus Romanoff. Nach den bei Schluß unseres Blattes eingetroffenen Berichten sind der Zar und die Zarin als Gefangene nach Zarskoje Selo gebracht worden.



Unser Botschafter in den Vereinigten Staaten, Graf Bernstorff und seine Begleitung, die von den Engländern bei der Untersuchung so rücksichtslos behandelt wurde.
Phot. H. Damgaard.

Graf Bernstorff — Gräfin Bernstorff — Prinzessin Hatzfeldt, die Gattin des Botschaftsrats — Prinz Wittgenstein

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

4. Fortsetzung. — Nachdruck verboten. Amerikanisches Copyright 1917, by Ullstein & Co.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Gunde befahl dem Diener: „Führen Sie Durchlaucht in den gelben Salon, Holbach! Ich komme sofort . . .“ Dann wandte sie sich mit gütigem Lächeln an Frau Dunker zurück . . . „Tante Ida, man soll sich nicht in Phantasien einspinnen. Eine Depesche kann noch kein Menschenglück begründen. Ich habe mich erst vor vierzehn Tagen mit Werner ausgesprochen. Wir sind gute Freunde, wie wir es immer waren — nicht mehr.“

Die Tante erhob sich. Die Anmeldung des Prinzen erfüllte sie mit Ehrfurcht.

„Du hast hohe Verbindungen,“ sagte sie.

„Ich soll Hofdame bei der Prinzeß Friederike werden,“ entgegnete Gunde einfach.

Frau Dunker erstaunte nicht mehr. Da war natürlich alles Hoffen bei ihrem armen Jungen vergebens. Sie hatte zuweilen kleinbürgerliche Anschauungen. Eine Hofdame war für sie etwas sehr Glänzendes. Ein Nimbus vornehmster Würde umschwebte diese Frauen. Gunde paßte auch in solche Stellung. Sie hatte als Ministertochter ja schon lange bei Hofe verkehrt; sie gehörte dahin.

„Ich will nicht länger stören, Gunde. Einen Prinzen läßt man ja wohl nicht warten. Das ist schon mehr als ein Geheimer Kommerzienrat. Aber nun freu' ich mich doppelt, daß Onkel Wilhelm die alte ekelhafte Stänkerei — ja, ich kann mich nicht anders ausdrücken —, daß die nun ruhen soll. Es wäre auch gar zu schrecklich gewesen, wenn Du als Hofdame . . . na, Gott sei Dank, daß diese Geschichte erledigt ist! Gunde, ich möchte beinahe glauben, daß wir uns heute zum letzten Male gesehen haben. Gott; sonst — wie sich so alles gefügt hat, wäre ein erneutes Nähertreten ja nicht unmöglich gewesen. Aber wo Du jetzt in höhere Regionen steigst! Mein liebes Kind, ich wünsche Dir recht viel Glück für Deine Stellung und auch für Dein ganzes weiteres Leben — und ich bitte Dich: Vergiß, was zwischen unseren Familien gewesen ist, und wenn Du mich noch einmal brauchen solltest — man kann nie wissen, wie alles kommt — so laß mich nur rufen, und ich bin da. Gott behüt' Dich, mein Patchen!“

Sie küßte sie und wollte gehen. Aber Gunde hielt sie noch einen Augenblick zurück.

„Sei nochmals bedankt, Tante Ida,“ sagte sie. „Es war lieb von Dir, daß Du zu mir kamst. Und höre: Du kannst Deinem Mann — kannst Onkel Wilhelm auch ruhig einen Gruß von mir bestellen, falls Du ihm doch erzählen solltest, daß Du bei mir gewesen bist. Ich würde nämlich gar nichts dabei finden. Ich würde an Deiner Stelle kein Hehl daraus machen. Warum denn auch?“

Die Tante stand schon an der Tür. „Meinst Du?“ fragte sie. „Vielleicht hast Du recht. Warum soll ich ihm das vorenthalten? Ich werd' es ihm ruhig sagen, und ich bin gewiß, daß er sich freuen wird, wenn ich ihm Deinen Gruß ausrichte. Denn unter uns: der rasche Tod Deines Vaters ist ihm doch nahe gegangen. Da regte sich wieder etwas von der alten Freundschaft. Aber ich will mich nicht nochmals festplappern. Nun geh' nur zu Deinem Prinzen . . .“

Sie nickte freundlich und lebhaft, so daß der lächerliche Blumenhut auf ihrem Kopfe schaukelte und die langen, altmodischen Ohrgehänge in Bewegung gerieten. Dann trippelte sie davon. Sie war dieselbe geblieben. „Vögelchen Fliegauf“ war früher ihr Spottname gewesen, weil sie wie eine hüpfende Bachstelze aussah, wenn sie über die Straße schritt: immer teuer und äußerst geschmacklos gekleidet, mit Hüten, die beständig auf ihrem Kopfe hin- und herrutschten, nud behängt mit dem sorgsam gehüteten Schmuck ihrer Mutter und Großmutter. So war sie noch, die Tante Ida, und auch noch genau so gutherzig wie früher.

Die Tür schloß sich hinter ihr. Dicht an der Tür war Gunde stehen geblieben. Sie preßte die heißen Hände gegen die Schläfe. Herrgott, wie ihre Pulse hämmerten! Und wie wild sich das Herz gebärdete! . . . Also das war erledigt. Wilhelm Dunker sprach nicht mehr. Sie konnte ruhig sein.

Im Sonnenlicht, das durch das Fenster flutete, stieg etwas wie ein großer, ernster Schatten vor ihr auf. Sie mußte an ihren Vater denken. Dem hatte ihr Brief den Tod gebracht. Jetzt kannte sie alle Zusammenhänge. Aber der Tod war ein Retter und Befreier gewesen.

Sie schüttelte sich. Ein erkältender Hauch fuhr durch ihr Herz. Dann kam eine warme Welle neuer Lebensfreudigkeit. Der Schatten zerfloß in der Sonne. Die Sonne siegte.

Gunde trat vor den Pfeilerspiegel, um ihr Gesicht zu prüfen, bevor sie zu dem Manne ging, von dem sie wußte, daß er sie liebte, und dem auch ihr Herz gehörte — seit ihre Hand ihn geschlagen hatte . . .

V.

Im gelben Salon, einem halbrunden Gemach mit häßlicher, kanarienfarbener Brokattapete und Polstern aus safrangetönter Seide, schritt Prinz Albert unruhig umher. Er kam aus dem Dienst, trug den Ueberrock der Leibdragoner mit den Rittmeistersternen auf den Achselstücken und bestaubte Kniestiefel; den Säbel hat er eingehakt, die Reitpeitsche lag auf einem Stuhl in der Fensternische neben der Mütze.

Sein hübsches, brünettes Gesicht, das sonst zu lachen liebte, war ernst. Ueber die Stirn, auf der sich der Mützenrand in weißer Linie abzeichnete, rannen ein paar Fältchen. Die Finger strichen häufig in nervöser Bewegung wirbelnd und zwirbelnd über den starken, schwarzbraunen Schnurrbart. Die Oberlippe war etwas kurz; man hätte sehen können, wie sich die gesunden, breiten, weißen Zähne fest aufeinanderschlossen.

Er wartete auf Gunde. Warum kam sie denn nicht? Er hatte sich ihrer angenommen, und seine Schwester wartete nun auf eine Entscheidung. Eine zweite Hofdame war natürlich ganz überflüssig; Friederike gab lediglich seinen Bitten nach — man konnte das arme Mädel, die Tochter eines um den Staat verdienten Mannes, doch nicht rücksichtslos in die Welt stoßen. Sie hatte freilich Verwandte in Holland — aber die kannte sie kaum, hatte sich auch nie um sie gekümmert. Sie war faktisch vollkommen verwaist — und das hatte schließlich Friederike gerührt, obwohl sie ihm lächelnd gesagt hatte: „Aber Scharmuzieren ist nicht, Bertel. Klapp're nicht mit den Augen und verkneif' Dir die Flötentöne! Wir werden versuchen, Fräulein von Berg anständig zu verheiraten. Es wird sich schon einer finden . . .“

Der Prinz hatte dazu schweigend mit dem Kopf genickt und innerlich gelacht. Friederike kannte ihre neue Hofdame doch noch nicht. Die ließ sich nicht so schlankweg „anständig verheiraten“. Es lag auch gar nicht in seinen Absichten, Gunde den Weg zur Ehe zu ebnen. Dazu war er selbst in das hübsche Mädchen viel zu stark verliebt und hatte in seiner Verliebtheit auch gelegentlich eine Dummheit gemacht, die sofort ihre Strafe gefunden hatte.

Das war bei dem letzten Gartenfest des Hofkammerpräsidenten gewesen. Die Töchter des Präsidenten malten auch — wie Gunde —, waren aber weniger realistisch veranlagt, schwärmten vielmehr für das Romantische und hatten daher eine italienische Nacht mit bunten Ballons, Feuerwerk und allerhand elektrischem Zauber im Grünen veranstaltet. Ein fröhliches Nachtfest, bei dem die Büfetts unter den alten Linden aufgeschlagen waren und die Sektflaschen in großen, eisgefüllten Kübeln lagen. Es wurde gehörig gekneipt — das war gewöhnlich so bei dem Hofkammerpräsidenten, an dessen rötlich glänzende Nase sich allerhand Anekdotisches knüpfte, das nichts mit der Analyse des Seelenlebens zu tun hatte. Und an eben diesem Abend war auch der Prinz Albert besonders vergnügt gewesen. Er war sonst wahrhaftig kein Trinker, er konnte wenig vertragen und wußte das auch. Aber es war heiß, und er hatte Durst. Gunde trug ein grünes Kleid, grüne Schuhe und eine grüne Ranke im gelben Haar. Er hatte sie Melusine getauft und behauptete, daß er selber der Aegir sei, der Beherrscher alles Wässrigen. Mit diesem Witz verfolgte er sie, bis sie ärgerlich wurde, und da er ihren Widerstand merkte, wurde er aufgebracht und in seiner Aufgebrachtheit noch kühner, und in einem dunklen Winkel an der Orangerie sagte

er ihr, daß sie die Ranke in ihrem Haar verlöre, die wolle er wieder befestigen, und da er das tat, nahm er sie am Kopf und küßte sie.

Gunde war aber gerade nicht in der Laune, sich diesen fürstlichen Kuß gefallen zu lassen. Eine andere hätte vielleicht gequietscht und „Pfui" gerufen. Sie gab keinen Laut von sich, holte aber aus und versetzte dem Prinzen einen gehörigen Faustschlag auf den rechten Oberarm, und dann lief sie davon.

Nun war der Prinz kein Mann von Hoheitsdünkel. Es war sogar merkwürdig — und vielleicht nicht einmal merkwürdig —, daß dieser Schlag einer festen kleinen Weiberfaust ihn noch mehr erregte. Er versuchte zu lächeln und sagte sich, daß Kunigunde von Berg doch eine ganz tolle Krabbe sei. Aber er spürte zugleich, daß er mit solcher Beurteilung nicht weiterkam. Seine Verliebtheit stieg. Er tat so, als ob gar nichts gewesen sei, und meldete sich bei ihr wieder zum Malen an. Das Porträt mußte doch fertig werden. Doch Gunde schrieb ihm kühl und in höfischem Stil ab: sie wolle nicht mehr porträtieren, sondern sich auf das Landschaftliche verlegen, und zwar auf das Neo-Impressionistische, vielleicht auch darüber hinaus. Jetzt war der Prinz außer sich; es nützte ihm nur nichts. Auf seine Bitte hin, sie für die geplante Reitquadrille am Geburtstag der Herzogin engagieren zu dürfen, hatte sie überhaupt nicht geantwortet; dann kam der Tod ihres Vaters. Prinz Albert war in der Kammer gewesen, als der Unfall eintrat; er hatte den Minister nach Hause geschafft und an seiner Leiche Gunde ohnmächtig auffangen können.

Ehrliches Mitgefühl, auch Freundschaftsempfinden verschmolz mit der Verliebtheit. Man mußte etwas für die arme Waise tun. Er bearbeitete seine Schwester. Gunde sei sozusagen die geborene Hofdame. Prinzeß Friederike entgegnete, sie hätte an der Komteß Cäcilie Laue gerade genug, außerdem hätte sie kein Geld, und schließlich sei ihr Gunde zu jung. Nun schrie Prinz Albert förmlich auf. „Rieke," sagte er, „das ist es ja eben: Du versauerst mit der alten Schachtel, der Laue. Deine Soireen sind die Gipfel der Langweiligkeit. Wenn Deine Einladungen eintreffen, sagt männiglich: ach herrjeh! Sei doch froh, wenn ein bißchen Jugend in Deine Bude kommt. Es ist ja nicht mehr auszuhalten in Deinem Palais. Weißt Du, wie man das nennt? Die Spinnstube. Du bist noch nicht dreißig und tust so, als ob Du fünfzig wärst . . ." Da gab die Prinzessin nach, wollte aber erst den „Thronsessel" fragen. Der „Thronsessel" war die Tante, die Herzoginmutter, die man fast immer nur sitzend sah; eine sehr gütige alte Dame, die ohne weiteres zustimmte, als sie hörte, um was es sich handelte. Waisenkinder waren ihre Spezialität. Sie hatte auch ein Waisenhaus eingerichtet.

Nun hatte der Prinz einen Brief an Gunde aufgesetzt und zunächst um ihre prinzipielle Einwilligung gebeten, weil sie dann erst die entsprechende Aufforderung von der Prinzessin erhalten könnte. Denn natürlich durfte die Prinzessin sich keiner Ablehnung aussetzen; das hätte die Etikette nicht zugelassen. Der Prinz kannte den krausen und eigenwilligen Kopf Gundes und war sich durchaus noch nicht klar darüber, ob sie das ungeheure Glück, Hofdame bei ihrer Großfürstlichen Durchlaucht zu werden, auch restlos anerkennen würde. Und es tat ihm weh, daran zu denken, daß sie vielleicht doch ablehnen würde. So recht von Herzen, so wie jetzt war er noch nie verliebt gewesen.

Die Tür ging, und er sah sie eintreten. Sie stand im Schwarz der Trauer vor ihm, nonnenhaft und klösterlich, und doch in bewundernswerter Schönheit. Sie war eigentlich nur hübsch, sehr frisch, gut gewachsen, anmutig und sportgestählt. Aber für ihn war sie schön, weil sie ganz und gar sein Geschmack war. Er liebte das leicht Amazonenhafte und die Verbindung von Kraft und Grazie.

„Verzeihung, Durchlaucht," sagte sie und reichte ihm die Hand, „daß ich Sie ein paar Minuten warten ließ! Diese traurige Zeit stellt unvorhergesehene Anforderungen an mich."

Er neigte sich tief über ihre Hand. „Ich bitte gehorsamst — ich habe es nicht eilig. Aber ich wollte mir gern persönlich Antwort auf meinen Brief holen — ich komme eben vom Exerzierplatz und muß meinerseits um Entschuldigung bitten, daß ich nicht in Besuchstoilette vor Ihnen erscheine. Haben gnädiges Fräulein meinen Vorschlag überlegt?"

Sie deutete auf einen Stuhl. „Gewiß, und ich bitte Euer Durchlaucht, zunächst meinen herzlichsten Dank entgegenzunehmen."

„Keine Ursache, gnädiges Fräulein. Ich war in Ihrer Schuld."

Sie errötete flüchtig, ging aber rasch über die Anspielung hinweg.

„Gewiß hab' ich überlegt," fuhr sie fort, „weiß auch die Ehre zu schätzen, bei Ihrer Durchlaucht in Dienst treten zu dürfen, habe aber doch gewisse Bedenken. Eigne ich mich überhaupt für eine Hofdamenstellung?"

Nun mußte er lachen. „Aber, gnädiges Fräulein!" rief er. „Sie kennen ja doch das Hofleben und wissen, daß unsere Damen nicht wie die Novizen in der Zelle gehalten werden. Selbst die Gräfin Laue kann manchmal noch ganz vergnügt sein."

„Vor der habe ich Angst," sagte Gunde und kräuselte die Nase.

„Ist aber unnötig. Nun ja — sie hat ja zuweilen so etwas von der Katharina von Siena oder von einer Rose von Jericho, oder wie soll ich mich ausdrücken. Aber sie ist doch auch ein gutes altes Tierchen und wird Ihnen kein Leid antun. I Gott bewahre. Der Dienst ist leicht. Das einzige wäre, daß Sie sich in die Sonderart der Prinzessin ein bißchen einleben müßten. Friederike hat famose Eigenschaften, ist bloß etwas nüchtern und — und, wie soll ich sagen, leicht hochfahrend, meint es aber nicht so. Sie sehen, daß ich ganz offen bin."

„Meinen Dank dafür."

„Na ja — also . . ." Er fuhr wieder in leichter Verlegenheit über seinen Schnurrbart . . . „Nun noch die Frage — die Frage des Ehrensolds. Auch davon muß ich pflichtgemäß sprechen. Wir Apanagierten sind nicht allzu üppig gestellt. Meine Schwester hat zudem eine sparsame Ader. Sie gewährt ihren Damen nur ein sogenanntes Toilettengeld. Aber vielleicht schinde ich noch eine Erhöhung 'raus."

„Bitte nicht," warf Gunde ein. „Das ist nicht die Hauptsache."

Gott sei Dank — das war erledigt. Es lag dem Prinzen am schwersten auf dem Herzen. Nun wurde er sehr vergnügt.

„Sonst ist natürlich alles frei!“ fuhr er fort. „Wie heißt es gewöhnlich? ‚Freie Station und gute Behandlung.‘ Richtig — noch eins. Im alten Wittumshause ist wenig Platz. Die unteren Räume sollen unbedingt für allerhöchste Besuche reserviert bleiben. Die allerhöchsten Besuche holen sich da mit Regelmäßigkeit Schnupfen und Rheumatismus. Aber es existiert noch der sogenannte Pavillon, der mit dem Schlosse durch einen Glasgang verbunden ist. Der steht ganz leer, und ich habe der Prinzessin vorgeschlagen, ihn Ihnen zu überlassen. Das ist ein verrückter Bau, rund wie ein Borsdorfer Apfel, mit vergitterten Fenstern und ganz mit Efeu überwachsen. Er sieht von außen wie eine Kugelakazie aus.“

„Ich entsinne mich,“ sagte Gunde. „Er stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert, und Fritz Ludwig soll darin gehaust haben, der Schwachköpfige.“

„So ist es. Aber Ludwig spukt nicht. Dazu war er doch zu schwachköpfig. Ich habe den Pavillon besichtigt. Riesenwände, keine Feuchtigkeit; Tapeten, Parkett, Deckenmalerei — alles noch gut erhalten. Drei Zimmer, Domestikenkammern, großer Bodenraum. Letzterer auch als Atelier zu benutzen.“

Gunde lächelte. „Das lockt, Durchlaucht. Werde ich auch Zeit behalten, um ein bissel malen zu können?“

„Nu selbstverständlich! Ihr Dienst beginnt erst um zwölf Uhr beim Frühstück. Dann tritt eine Pause ein bis zu den Ausfahrten. Abends ist allerdings gewöhnlich etwas los. Aber man wird Rücksicht auf Ihre Trauer nehmen.“

„Dienst ist Dienst. Die Trauer entbindet mich nicht von meinen Pflichten. Wann befiehlt die Prinzessin meinen Eintritt?“

„Sie sind also einverstanden?“ rief Prinz Albert strahlend.

Sie neigte langsam den Kopf.

„Es wäre Torheit und Undankbarkeit, wenn ich ablehnen wollte,“ erwiderte sie. „Durchlaucht, ich stehe ja ganz allein auf der Welt. Wo soll ich hin? Ich kann nur glücklich sein, wenn mir ein Heim und eine Beschäftigung geboten wird.“

„Ich hoffe, daß Sie wieder glücklich werden können,“ sagte der Prinz ernst. „Ich treffe Friederike am Abend und werde ihr Bescheid sagen. Dann erhalten Sie einen feierlichen Brief von ihr und Ihre Ernennung. Dann erfolgt die Vorstellung; das ist notwendig, obwohl die Prinzessin Sie ja lange kennt. Aber man klebt noch an dem alten Zeremoniell. Der ist wie Fliegenleim. Gnädiges Fräulein, ich bin von Herzen erfreut, daß nun alles in Ordnung kommt. Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie behilflich sein?“

„Tausend Dank, Durchlaucht. Was noch zu erledigen ist, kann ich nur selbst besorgen.“

„Dann darf ich auf Wiedersehen sagen . . .“ Wieder reichte sie ihm die Hand, und jetzt trafen sich auch ihre Augen. Sie errötete, und der Prinz wurde verwirrt. Er vergaß Mütze und Reitpeitsche, kehrte an der Tür noch einmal um, stammelte ein paar Worte unter verlegenem Lachen und ging sodann.

Sie blieb noch einige Minuten im gelben Salon; sie war so erschöpft, daß sie sich setzen mußte. Sie ließ sich auf einem der kleinen gelben Sessel nieder und faltete die Hände im Schoße. Nun versuchte sie, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen.

Das Bild ihres Vaters schob sich wieder vor ihre Augen. Die Stirn verdunkelte sich, die Brauen senkten sich zueinander. Sie wollte jetzt nicht an ihn denken. Erst sollte eine Entfernung von den Ereignissen eintreten, und dann die Erinnerung neu aufgebaut werden.

Gunde stand auf. Man mußte Brandt sagen lassen, daß Dunker nicht mehr zu fürchten war. Da sie an Brandt dachte, verlebendigte sich der Mann in der flinken Rückschau ihrer Gedanken. Er war eine gefährliche Kreatur. War er das? Er war ein Täuscher — so hatte er selber gesagt. Ging sie denn nicht auch als eine große Täuscherin in das neue Leben hinein?

Sie stieg in ihr Mansardenzimmer und ließ sich mit Brandt telefonisch verbinden.

„Sind Sie selbst da, Herr Konsul?“ fragte sie.

„Geben Sie acht, ich spreche englisch weiter. Frau Dunker war soeben bei mir, um mir zu sagen, daß ihr Mann die Angelegenheit ruhen lassen will ... Nein, ein weiterer Ueberfall ist ausgeschlossen ... Die Stellung bei der Prinzessin habe ich angenommen ... Ich danke Ihnen — aber der Glückwunsch ist noch verfrüht. Schluß ...“

Sie hängte das Schallrohr wieder an den Haken. Nunmehr ergriff sie eine tiefe Müdigkeit, ein plötzliches Versagen aller Kräfte. Sie warf sich auf das Sofa, drückte das Gesicht in die Kissen und fühlte, wie ihr die Tränen aus den Augen stürzten.

VI.

Der Pavillon, der Kunigunde von Berg als Quartier angewiesen worden war, lag dicht im Schnee des Winters. Rauhreif hatte das Efeugespinst um den Rundbau in eine schillernde Decke gepackt, und darauf war der Schnee gefallen. Nun sah der Pavillon wie eine große Wattekugel aus. Die Fenster bildeten dunkle Flecken, aber auch um das geschwungene Gitterwerk aus vergoldetem Schmiedeeisen vor den Fenstern hatte sich flimmerndes Weiß gelegt.

Drei winterliche Parkbilder Gundes, nicht groß, aber hübsch ausgeführt, hingen schon bei Weingärtner am Ring. Professor Dieckmann, der Präsident der Akademie, hatte sie gesehen, von rechts und links beschaut, ganz nah und auch von weitem, dann mit dem Kopfe genickt und wohlmeinend geäußert: „I sieh, die Kleine macht sich ...“

Gunde war arbeitslustig geworden, weil sie sich langweilte. Um- und Einzug und die Ordnung ihrer Angelegenheiten hatte sie anfänglich stark in Anspruch genommen. Sie verkaufte viel vom Nachlaß ihres Vaters, vor allem das Biedermeierzimmer, den gelben Salon, die Einrichtung des Speisesaales, die Porzellansammlung, eine Unlast von Kleinkram, der sich im Laufe zweier Geschlechterfolgen angesammelt hatte. Der Erlös ergab fast hunderttausend Mark. Sie trug das Geld auf die Landesbank und nicht zu Brandt. Von Brandt hatte sie das Konto ihres Vaters erhalten; eine riesenhafte Staffelrechnung, die mit erklärenden Bemerkungen versehen war. Sie ersah daraus, daß sie dort nur mit einem sehr bescheidenen Barbestande zu rechnen hatte. Außerdem war sie aber die Besitzerin von acht Grundstücken in der Vorstadt Augustenhof, für die ihr Vater seine letzte Viertelmillion geopfert hatte. Dieser Besitz war indessen auf andere Namen eingetragen, auf einen gewissen Weißvogel in Dortmund, einen Herrn Behagen in Aachen, eine Frau Kampf in Mannheim. Auch ein Graf Stanitzky figurierte unter den Namen; der wohnte irgendwo an der Bergstraße. Diese Besitzanteile gehörten zu den Geheimpapieren, die Gunde sorgfältig in ihrem Schreibtisch verschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Sechste Kriegsanleihe

5% Deutsche Reichsanleihe.

4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen, auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen.

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die **Reichsbank**. Zeichnungen werden

von Donnerstag, den 15. März, bis Montag, den 16. April 1917, mittags 1 Uhr

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere** in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen **Zweiganstalten der Reichsbank** mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung** (Preußischen Staatsbank), der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse** in **Berlin**, der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher **Banken**, **Bankiers** und ihrer Filialen, sämtlicher **öffentlichen Sparkassen** und ihrer **Verbände**, jeder **Lebensversicherungsgesellschaft**, jeder **Kreditgenossenschaft** und jeder **Postanstalt** erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die **Schuldverschreibungen** sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1917, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1918 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Januar 1918, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark **Nennwert** zurückgezahlt. Es werden jeweils so viele Gruppen ausgelost, als dies dem planmäßig zu tilgenden Betrage von Schatzanweisungen entspricht.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

W. G. Die Bundesstaaten des Deutschen Reiches haben folgende Landesfarben: Anhalt: Rot-grün-weiß Baden: Gelb-rot-gelb, Bayern: Weiß-blau, Braunschweig: Blau-gelb, Bremen, Hamburg, Hessen: Rot-weiß, Elsaß-Lothringen: Schwarz-weiß-rot, Lippe-Detmold: Gelb-rot, Lübeck: Weiß-rot, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz: Blau-gelb-rot, Oldenburg: Blau-rot, Preußen: Schwarz-weiß, Reuß (ältere Linie), Waldeck: Schwarz-rot-gelb, Reuß (jüngere Linie): Dieselben Farben vertikal, Königreich Sachsen, Sachsen-Altenburg: Weiß-grün, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen: Grün-weiß, Sachsen-Weimar: Schwarz-gelb-grün, Schaumburg-Lippe: Weiß-rot-blau, Schwarzburg-Sondershausen: Blau-weiß, Württemberg: Schwarz-rot.

H. M. Die im Volksmunde sogen. „Faule Grete" befindet sich jetzt im Innern des Zeughauses. Im Lustgarten steht an ihrer Stelle das auf dem Fort Mont Valerien bei Paris am 20. Januar 1871 erbeutete Geschütz „La belle Josephine", von den Belagerern „der olle Bullerjahn" genannt. Sie wurde an diesem Tage von 18 deutschen Artilleristen vernagelt und dann zur Bahn gebracht, um in Berlin Zeugnis von der Tapferkeit unserer Truppen abzulegen.

Geschäftliche Mitteilungen.

4%ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3½%ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden jährlich 5% vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110%, 115% oder 120%) zurückgezahlt.

4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden . . . . 98,— Mark,

für die 5% Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. April 1918 beantragt wird . . . . . . 97,80 Mark,

für die 4½% Reichsschatzanweisungen . . . . 98,— Mark

für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden*.

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. J. ausgegeben werden.

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 31. März d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 31. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30%	des zugeteilten Betrages	spätest. am 27. April d. J.,
20%	„ „ „	„ „ 24. Mai „ „
25%	„ „ „	„ „ 21. Juni „ „
25%	„ „ „	„ „ 18. Juli „ „

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet ist.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 31. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 90 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 27. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 63 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½ % Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen der früheren Kriegsanleihen in neue 4½% Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die Umtauschanträge sind innerhalb der Zeichnungsfrist bei derjenigen Zeichnungs- oder Vermittlungsstelle, bei der die Schatzanweisungen gezeichnet worden sind, zu stellen. Die alten Stücke sind bis zum 24. Mai 1917 bei der genannten Stelle einzureichen. Die Einreicher der Umtauschstücke erhalten zunächst Zwischenscheine zu den neuen Schatzanweisungen.

Die 5% Schuldverschreibungen aller vorangegangenen Kriegsanleihen werden ohne Aufgeld gegen die neuen Schatzanweisungen umgetauscht. Die Einlieferer von 5 % Schatzanweisungen der ersten Kriegsanleihe erhalten eine Vergütung von M. 1,50, die Einlieferer von 5% Schatzanweisungen der zweiten Kriegsanleihe eine Vergütung von M. 0,50 für je 100 Mark Nennwert. Die Einlieferer von 4½% Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe haben M. 3,— für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

Die mit Januar/Juli-Zinsen ausgestatteten Stücke sind mit Zinsscheinen, die am 2. Januar 1918 fällig sind, die mit April/Oktober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zinsscheinen, die am 1. Oktober 1917 fällig sind, einzureichen. Der Umtausch erfolgt mit Wirkung vom 1. Juli 1917, so daß die Einlieferer von April/Oktober-Stücken auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für ¼ Jahr vergütet erhalten.

Sollen Schuldbuchforderungen zum Umtausch verwendet werden, so ist zuvor ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldenverwaltung (Berlin SW 68, Oranienstraße 92/94) zu richten. Der Antrag muß einen auf den Umtausch hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens bis zum 20. April d. J. bei der Reichsschuldenverwaltung eingehen. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur für den Umtausch in Reichsschatzanweisungen geeignet sind, ohne Zinsscheinbogen ausgereicht. Für die Ausreichung werden Gebühren nicht erhoben. Eine Zeichnungssperre steht dem Umtausch nicht entgegen. Die Schuldverschreibungen sind bis zum 24. Mai 1917 bei den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.

* Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Berlin, im März 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — bal — che — clau — dan — de — der — di — dol — er — erb — feld — glas — go — ha — im — in — ir — jor — ko — lar — laus — lech — ler — ma — mann — me — me — men — muer — ne — ni — null — o — punkt — ren — res — ro — sam — schisch — se — se — se — su — tan — ter — toch — tyst — wein — witz

sind 23 Wörter zu bilden, von denen die senkrechten Reihen der ersten und vierten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Bibelspruch ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Modernen Schriftsteller, 2. Vorzeichen, 3. orientalischen Fluß, 4. Planet, 5. Ort in der Schweiz, 6. antiken Gott, 7. Heiligen, 8. Münze, 9. physikalischen Ausdruck, 10. weiblichen Vornamen, 11. berühmten General und Kriegsschriftsteller, 12. Betäubungsmittel, 13. Verwandte, 14. Tischgerät, 15. Farbstoff, 16. Vogel, 17. historische Ebene, 18. Halbedelstein, 19. Blume, 20. Riechstoff, 21. Hülsenfrucht, 22. Insekt, 23. Baum.

Des Pudels Kern.

Mein Aeuß'res ist nur Schein und Trug,
Mein Inn'res meistens leer.
Wer mir nun Kopf und Hals abschlug,
'Nen Vogel hat wohl der.
Wer aber diesen köpft, ist klug,
Falls Reiten sein Begehr.

Quadrat.

a	a	b	e	e
e	e	h	i	i
i	i	l	l	k
n	n	o	o	s
s	e	s	t	t

Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten und die entsprechenden senkrechten Reihen gleiche Wörter ergeben und zwar: 1. Pflanze; 2. Raubtier; 3. Berg in der Türkei; 4. Göttin; 5. deutsche Stadt.

Scherz.

Er stellt sich vor den Bau,
Er stellt sich hinter; klar
Sieht man jetzt und genau,
Daß er der Schöpfer war.

Trost.

Nett schreibt mir heut der Freund aus u:
„Kind, eine rechte ö bist Du,
Wie's mit dem Krieg sich auch gestalte,
Unsre Liebe bleibt die alte."

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:
Bald tritt im Siegesstrahle
Der Lenz durchs goldne Tor.
Frühlingswehen, A. Trinius.

1. Brahmaputra, 2. Leinwand, 3. Tiber, 4. Instinkt, 5. Tivoli, 6. Menelaus, 7. Ilse, 8. Geste, 9. Semiramis, 10. Tornister, 11. Allah, 12. Lohe, 13. Dose, 14. Rubel, 15. Elfenbein, 16. Zelluloid, 17. Usurpator, 18. Cranach, 19. Sontag, 20. Orgel, 21. Degen, 22. Elektrizität, 23. Ortler.

Verwandlung: Port, Porter, Portier, Portiere.

Bilder-Rätsel: Die Meistersinger von Nürnberg.

Immerzwei: Kontrakt — Kontakt.

Geköpft: Bader — Ader.

Der Weg durchs Leben: Ellenbogen.

Humor

Der Zigarrenhändler L., dessen Liebesgabensendungen des öfteren spurlos verschwanden, legte, darüber erbost, seinem nächsten Paketchen folgenden Zettel bei: „Bist Du der Soldat Schmidt vom Xten Regiment? Stimmt Kompanie und Gruppe? Dann laß Dir die Zigarren schmecken. — Doch bist Du dieser nicht, dann sollst Du dran verrecken; Du Spitzbube!“

Nach einigen Wochen bekam L. nachstehende ruhige Empfangsbestätigung: „Macht nischt — geroocht wernse trotzdem.“

*

Der Lehrer fragt: „Wodurch sind Oesterreich und Ungarn so eng verbunden?“

Fritzchen: „Durch zwei Bindestriche.“

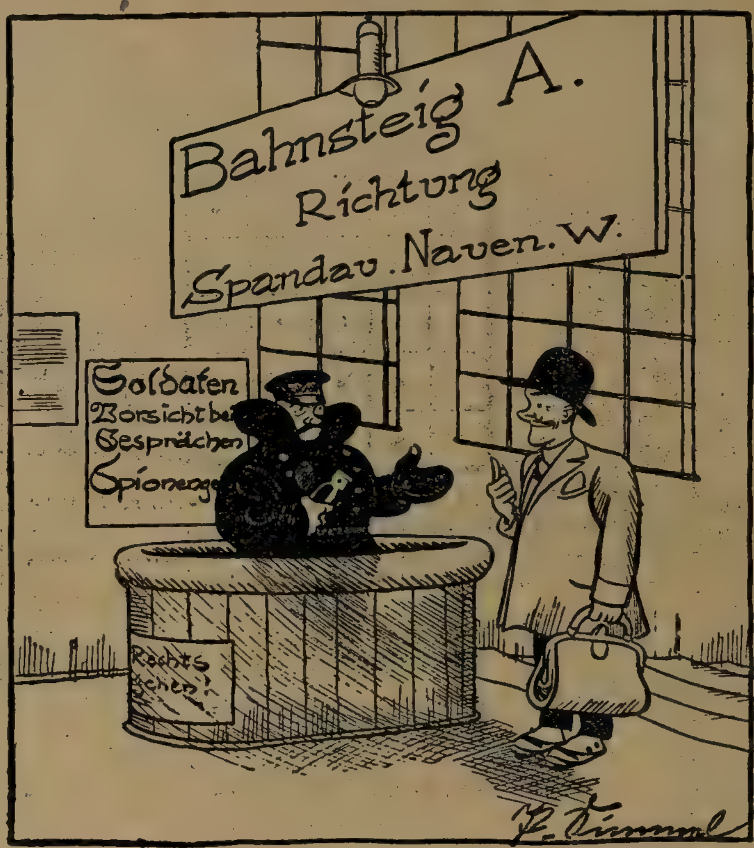
*

Die Köchin bricht bei der Grünkramfrau eine große Masse grüner Bohnen durch, um zu prüfen, ob sie gut seien.

„Nee, die kann ich nich nehmen, die sind ja alle hohl!“

„Na, Freilein,“ sagt die Grünkramfrau, „Ihnen kenn'n wer se ja mit Schak'lade fillen!“

Zeichnung von Paul Simmel.



Ein Tüchtiger.

„Haben Sie keine Fahrkarte?“

„Nee, der Reichskanzler hat doch gesagt: ‚Freie Bahn für alle Tüchtigen‘!?“

Der Lehrer bespricht in der Töchterschule die Einrichtungen des deutschen Justizwesens. Im Laufe der Stunde kommt er auch auf das Reichsgericht. Er fragt: „Wie ist das Reichsgericht zusammengesetzt?“

Darauf meldet sich Lenchen: „Das Reichsgericht besteht aus ‚Kohlrüben‘.“

*

Chef (zum Lehrling): „Versuchsweise sollen Sie von heute an die Portokasse verwalten, Meier. Wenn Sie über irgend etwas im Zweifel sind, brauchen Sie nur auf das Bücherbrett zu langen! Dort steht das — Strafgesetzbuch!“

*

Die Kompanie ist soeben in Stellung gerückt und es stellt sich heraus, daß die Seitenwände des Unterstandes verstärkt werden müssen. Der neue Feldwebel, der die Leute noch nicht kennt, zählt vom rechten Flügel acht Mann ab für dieses Amt. Als er sieht, daß einer sich dabei sehr ungeschickt benimmt, fragt er ihn nach seinem Zivilberuf. Der Mann erwidert stolz: „Ich habe vor kurzem noch den Parsival dirigiert.“

„Na, wenn Sie Luftschiffer sind,“ meint der Feldwebel gemütlich, „dann helfen Sie drüben beim Legen der Telephondrähte, klettern Sie auf die Bäume.“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 14

8. April 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68



Der erste Gruß der „Zivilisation"
Ankunft der ersten französischen „Kulturträger" in den von uns aufgegebenen Ortschaften.



Ostern in Jerusalem: Urlauber auf dem Rückweg vom Augusta-Viktoria-Stift auf dem Oelberg. Phot. v. H

Briefe an die „Berliner Illustrirte"

Marschtag in der Wüste II.

Von Christian Bouchholtz

Ich höre — groß, groß ist die Stimme der großen Wüste — einen feinen, metallisch rauschenden Ton . . . Ich denke an Karl May und wie er von der wandernden Wüste erzählt, Dinge, die uns als Knaben in Schrecken setzten. Diese Wüste ist die „Ghud", von der er Abenteuer berichtete, die er nie erlebt. Von allen Wüsten ist die Wanderwüste mit den endlosen Dünen die schrecklichste. Ist der rauschende Ton, der feine metallische, wirklich der heimliche, unheimliche Gesang der Wüste? Gezeugt vom Aneinanderreiben von Milliarden und Myriaden von Sandkörnern? Oder ist's das feine Meer, das rauscht? — Es wird wohl der Gesang der Wüste sein . . . — Aber nein! Es ist das Chinin, das mir in den Ohren saust. — Schlafen. Schlafen . . . — Und wieder wandert man hügelauf, hügelab. — Allmählich freudige Ueberraschungen gegen Morgen.

Im Mondglanz — die Hügel gehen in Flachland über — sieht man einen See liegen, der mit seltsam mattem Glitzern, wie Opal, wie Perlmutter, den Mond spiegelt. Gar nicht weit von uns. Wir steuern gerade auf ihn zu. Er scheint fast von einer Eisschicht bedeckt. — Aber es ist kein See. Vielleicht war es einmal ein See? Es ist eine weite Salzfläche . . . Und — o Glück — für eine Stunde gehen wir auf der Salzkruste hart und sicher, wie auf poliertem Parkett. — Dann aber sinkt man wieder ein in tiefen Sand. — Als unliebsames Intermezzo: Ein merkwürdiger heißer Wind kommt gezogen. eine Stunde lang und treibt uns scharfe Sandkörner ins Gesicht, glühend, wie der Atem eines Hochofens. Er wird zum Gestankwind und Pestwind . . . In die ersten weißen Lichtstreifen des Horizonts ragen die entfleischten Rippen von Kamelen. Große Aasgeier, groß wie sitzende Menschen, stehen auf den Kadavern, hocken auf einer Rippe, schwarz-weiß gestreift mit großen Hakenschnäbeln. Sie scheren sich den Teufel um uns. — Dann wieder Höhen hinauf. — Und wir sehen in der Oede — o Ueberraschung — eine Telegraphenleitung mit geraden, schön ausgerichteten Telegraphenstangen. Sie singen, die Telegraphenstangen, singen in der Wüste ihren schönen wohlbekannten Gesang unserer Zeit, unserer Städte, unseres Komforts, unserer Zivilisation, deren Pioniere wir allein in dieser „Ghud", in dieser wandernden und begrabenden Dünenwüste zu sein glaubten. Telegraphenmelodie, Telegraphenstangengesang — wir sind nicht mehr einsam in großer Wüste, es ist, als ob die Heimat grüße. Ist der Draht nicht über Tausende von Meilen verbunden mit Berlin? Es ist, als singe der Gesang von Berlins heiterem Leben, von Kurfürstendamms Mädel und von dem Rosenpark im Tiergarten, von Autos und Cinemas, Theatern und prunkenden Hotels. Und der Gesang begleitet uns, Schritt für Schritt, eine ermunternde Heimatsstimme, die liebkost und sagt, daß wir nicht abgeschnitten sind von aller Welt . . . — Und dann bei erwachendem Morgen noch Schöneres! — Wolken! — Treibende Wolken! Weiß aufschäumend mit violetten Schatten. Sich rosig färbend! Dann goldbesäumt! Wolken, Wolken,



Wie sie „Geschichte" machen:
Ein Bild aus unserer Zeitschrift vom 25. Oktober 1914, das eine Straße in Antwerpen darstellt. Die von den geflüchteten belgischen Truppen weggeworfenen Kleidungs- und Ausrüstungsstücke sind hier auf einen Haufen zusammengetragen.



Das gleiche Bild mit der Unterschrift „Plünderung in Antwerpen" aus der von der Zeitung „Times" herausgegebenen „Geschichte des Krieges".



Zur Rückkehr der „Möwe“: Das Deck der „Möwe“ mit den zahlreichen Gefangenen. Phot. Bufa.



Auf der Kommandobrücke der „Möwe“: Megaphonspruch zu der Mannschaft eines versenkten Dampfers. Phot. Bufa.

immer mehr, von der See her. Herden von Wolken, die ruhevoll dahintreiben wie Kähne der Hoffnung. Wochen und Wochen und Monate schon nichts als blauer Himmel, klar, übermäßig klar, glutend, erdrückend wie lauter klare Logik ohne eine Spur Phantasie, wie lauter Mathematik ohne jede Spur von romantischer Ungebundenheit und träumeschwerer Mystik. Und jetzt Wolken der Morgenfrühe, veilchenfarben und purpurn . . . Ein belebendes und verjüngendes Schauspiel, erfrischender als ein Trunk von eisiger Quelle, ein „Nichts“ — und für uns eine Seligkeit.

Wir sehen sogar von fern zwischen den sich manchmal auseinanderschiebenden Kulissen der wieder ansteigenden Berge — grellweiß im ersten Frühlicht — die Oase, zu der wir bestimmt sind. Und alles in uns peitscht sich auf vor Lust. Dort sind ein paar Häuser, dort sind Zeöte, dort sind Palmenhaine. Wir sind glücklich für einige Minuten . . . Aber das mit der Oase ist eine „Vorspiegelung falscher Tatsachen“, mit der die Salzwüste öfter den Wanderer düpiert. Die



Geheimrat Emil v. Behring †, der berühmte Entdecker des Diphtherie-Heilserums.

Oase liegt noch stunden- und stundenweit. Immer wieder kommt sie zwischen den Bergkulissen zum Vorschein, und immer scheint sie greifbar nahe in der klaren Morgenluft und immer wieder breiten sich Kilometerdutzende dazwischen aus, und das winkende Ziel rückt weiter und weiter und scheint nie erreichbar. Genau wie im Märchen von der Brücke, über die der Kutscher fahren will, die vor ihm steht und die er nie erreicht, so garstig er auf seine Pferde peitscht . . . Wüstenhexerei. Wir entdecken den Betrug der Morgensonne und fluchen ihrer erwachenden Glut. Wir hängen uns an die Sättel der Kamele und lassen unsere Füße nachschleppen. Das frischfröhliche Geschnatter, das vorhin bei Telegraph und Wolke erwacht war, verstummt.

Ein Offizier sieht unsere Anstrengung, steigt vom Pferd und gibt dem Müdesten den Gaul, damit er etwas ausruhe. Die übrigen binden sich Stricke um den Leib und lassen sich von den Kamelen ziehen oder hängen an den Sätteln und lassen sich schleppen wie Säcke. Die Karawane zieht lautlos, wortlos dahin



Die letzten harten Wintertage an der Front im Westen: Die Engländer bei der Zurückschaffung ihrer Verwundeten.
Aus einer englischen Zeitschrift.

Die Kämpfe im Caurières-Wald

Gerade ein Jahr ist's her, daß dieselben Geländestreifen, auf denen sich die jüngsten erbitterten Kämpfe vor Verdun abspielen, zum ersten Male vom Sturm der deutschen Angriffskämpfe vor Verdun durchtobt wurden. Unter der Wucht der damaligen, dort versammelten Angriffsartillerie versank jenes Gelände in wenigen Tagen in Schutt und Trümmer. Seitdem hat nun ein volles Jahr das Feuer eines Tag und Nacht nicht ruhenden, erbitterten Kampfes auf ihm gelegen. Die Wälder, die dort standen, sind in alle Winde zerspellt und zerfetzt, daß nur noch meist ausgerissene Wurzelstümpfe von ihnen zeugen, die saftigen Wiesen sind verschwunden unter der ehernen Pflugschar ungezählter Granaten. Selbst die einst schroffen Hänge rutschten unter dem Druck des unaufhörlichen Eisenhagels in sich zusammen und haben aus tief eingeschnittenen Schluchten flache, breite Mulden werden lassen. Wer heute in jene Kampfgefilde kommt, findet sich dort nicht mehr nach der Karte zurecht. Eingeweihte nur können ihm zeigen, wo die auf der Karte verzeichneten Geländepunkte in der Sandwüste zu finden waren.



Sperrfeuer in einer Schlucht des Caurières-„Waldes“, dem Schauplatz der jüngsten Kämpfe vor Verdun.
(Bericht der Heeresleitung vom 6. u. 10. März.)

DER TIERHYPNOTISEUR

Ueber neue Versuche mit Fischen und anderen Tieren

Von Dr. Adolf Koelsch

Gewöhnlich wird Athanasius Kircher, der 1680 in Rom gestorben ist, als Urheber der ersten hypnotischen Tierversuche genannt. Es soll ihm gelungen sein, ein Huhn dadurch vollständig bewegungslos zu machen, daß er ihm den Kopf fest auf den Boden drückte und einen Kreidestrich quer über den Schnabel zog. Die Wahrheit ist, daß Daniel Schwendter, Professor an der ehemaligen Universität Altdorf, dieses Experiment schon im Jahre 1636 beschrieben hat. Kircher hat es nur unter die Leute gebracht und den Erfolg als eine Wirkung der Einbildungskraft des Huhnes gedeutet; es wähne sich durch den Strich gebunden und stehe infolgedessen nicht auf.

Die neuere Biologie hat die Erstarrungsfähigkeit der Hühner bei Anwendung gewisser Griffe bestätigt, hat die Ueberflüssigkeit des Kreidestriches nachgewiesen und gefunden, daß Tauben, Enten, Krähen, Dohlen, Eulen, Frösche, Eidechsen, Schlangen, Kaninchen, Meerschweinchen, Fledermäuse und Affen zu denselben Leistungen fähig sind. Sie ist in allerjüngster Zeit noch tiefer in die Tierreihe hinuntergestiegen und hat gezeigt, daß man auch Krebse und Fische durch bestimmte Griffe in einen Zustand von zeitlicher Bewegungslosigkeit oder Gliederstarre versetzen kann, der mit gewissen Zuständen des tief hypnotisierten Menschen eine starke äußerliche Aehnlichkeit hat.



Hypnotische Versuche an Tieren: Flußkrebs in hypnotischer Kopfhaltung.

Die ersten erfolgreichen Versuche an Krebsen, und zwar an unserm gewöhnlichen Flußkrebs, rühren von dem Physiologen Szymanski her. Man stellt nach seinen Anweisungen das Tier auf den Kopf und auf die beiden großen, nach vorn gebogenen Scheren, dreht den Hinterleib senkrecht in die Höhe und drückt dem Tier mit der umschließenden Hand die strampelnden Beine möglichst fest und sanft an den Körper. Nach einer Weile, oft schon nach 25 Sekunden, ist der Krebs in Starre verfallen. Die Hand kann weggetan werden, das Tier bleibt bewegungslos in der verrückten Kopfstellung stehen. Nach 3 bis 7 Minuten löst sich die Starre von selber.

Ganz neuerdings hat der Wiener Physiologe Alois Kreidl auch Fische zu solchen Versuchen herangezogen. Jeder Biologe hätte ihm sicher einen Mißerfolg prophezeit. Denn der Fisch ist ein reines Bewegungstier, das Urbild der Rastlosigkeit, darauf eingerichtet, jeden fremdartigen Reiz, der an seinen Körper herankommt, zu beantworten durch eine Fluchtbewegung. Aber die Theorie wurde von der Praxis wieder einmal glatt aus dem Feld geschlagen. Denn nach Kreidls Erfahrungen liefern Fische (Schleie, Goldfische usw.) nicht nur ein geradezu klassisches Demonstrationsmaterial, sondern es gelingen die Versuche mit den flinken und temperamentvollen Forellen sogar am besten.

Das Vorgehen ist einfach. In einem Waschbecken wird das Tier in Rückenlage gebracht und darin vorsichtig und schonend festgehalten. Zieht man nach einer Weile die Hände zurück, so bleibt der Fisch in der aufgenötigten Haltung wie versteinert an seinem Platz. Außer einem regelmäßigen Fortgang der Atemtätigkeit bemerkt man keine Anzeichen von Leben. Ueber eine halbe Stunde lang hielten einzelne Forellen so aus, doch ist zu beachten, daß schon leichtes Klopfen an die Gefäßwand, Rütteln des Versuchstisches oder geringe Wassererschütterungen genügen, um die Tiere jederzeit aufzuwecken. Sie schwimmen sofort munter davon.

Die Versuche mit Fröschen, Hühnern, Tauben, Meerschweinchen, Kaninchen usw. fügen diesen Tatsachen nicht viel Besonderes mehr hinzu. Sie belehren höchstens darüber, daß die Erstarrung in den verschiedenartigsten Körperhaltungen stattfinden kann, und daß sie sich bald mehr, bald weniger weit über den Körper



Ein Huhn in hypnotischer Hängelage. Man beachte die verkrampften Zehen und den angezogenen Flügel links.



Meerschweinchen in hypnotischer Hängelage.



Hypnotische Versuche an Tieren: Meerschweinchen in hypnotischer Gliederstarre.



Frosch in hypnotischer Stellung.

hin ausbreitet. (Siehe die Abbildungen.) Sie besagen ferner, daß die Bewegungslosigkeit, je nach der Tierart, 5 bis 25 Minuten anhalten kann, und daß es mit einiger Vorsicht möglich ist, dem bewegungslosen Tier alle möglichen Körperstellungen aufzunötigen, ohne daß der Lähmungszustand verschwindet. Endlich ist den Berichten der Experimentatoren zu entnehmen, daß alle hypnotisierbaren Tiere ohne weiteres aus der Erstarrung erwachen, sobald ihr Körper einem heftigen Reize (Stoßen, Zwicken, Brennen, plötzlichen Geräuschen oder Lichterscheinungen) ausgesetzt wird. Das ist ein Zeichen dafür, daß ihre Sinnestätigkeit nicht erloschen ist, trotz der völligen Willenlosigkeit und Lähmung, mit der sie geschlagen scheinen.

Sehr viel schwieriger als die Beschreibung des Phänomens ist nun freilich seine Erklärung. Meinem Dafürhalten nach sind wir von einem Verständnis noch recht weit entfernt. Es gibt zwar eine Theorie, die den Anspruch erhebt, das Wesen der tierischen Hypnoseerscheinungen durchschaut zu haben. Sie besagt, daß die Zustände von Bewegungslosigkeit und Gliederstarre, in die wir die Tiere verfallen sehen, gar nichts mit jenen Zuständen von körperlicher und seelischer Willenlosigkeit zu schaffen hätten; die wir am hypnotisierten Menschen beobachten. Beim Menschen handle es sich um eine Erscheinung wesentlich seelischen Ursprungs, der hypnotische Zustand der Tiere aber sei eine rein muskulöse Starrkrampferscheinung.

Daß es sich bei dieser Theorie um eine Scheinerklärung handelt, könnte mit einigem Aufwand von Worten leicht dargetan werden, doch stünden wir dann abermals vor einem leeren Raum. Wir wollen uns deswegen abfinden mit dem Gedanken, daß eine befriedigende Erklärung der geschilderten Erscheinungen bis zur Stunde noch nicht vorgelegt werden kann, und uns zum Schluß einem Tier zuwenden, das zwar neue Rätsel aufgibt, aber auch neue fabelhafte Leistungen im Zustand der Gliederstarre produziert. Es handelt sich um die indische Stabheuschrecke Carausius flavus, ein Tier mit streichholzdünnem Leib und sechs Beinen daran, ein wahres Gespenst von Dürre



Huhn in hypnotischer Starrestellung.

und Nachahmung eines abgestorbenen und zerfaserten Zweiges. Während in allen bisher besprochenen Fällen der hypnotische Zustand den Geschöpfen durch bestimmte Eingriffe eines Experimentators aufgezwungen worden war, ist es in diesem Fall das Tier selbst, das sich von Zeit zu Zeit durch einen Akt von Eigenwilligkeit, also ganz selbsttätig in völlige Gliederstarre versenkt. Nach den Beobachtungen Peter Schmidts bringt die Stabheuschrecke sogar weitaus den größten Teil ihres Lebens in diesem Zustand der Versteinerung zu. Mitten im Wandern, sagt dieser Forscher, steht das Tier plötzlich still, „wackelt eine Zeitlang mit seinen Stelzenbeinen und wird bewegungslos“.

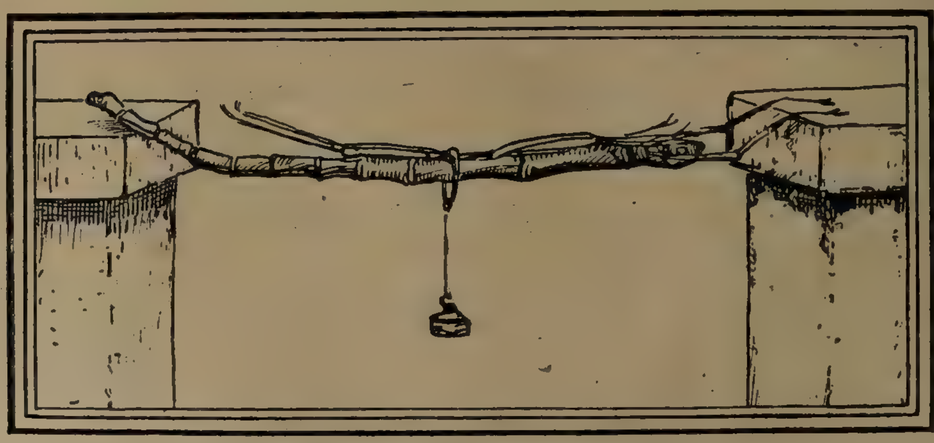
Einmal erstarrt, sind die Tiere nun aber zu Leistungen fähig, die alles bisher Gehörte weit in den Schatten stellen. Nicht nur, daß man den Kopf der Heuschrecke um volle 45 Grad nach oben drehen kann, und daß sie in dieser widernatürlichen Stellung stundenlang ohne den leisesten Mucker aushält; nicht nur, daß man sie zwingen kann, auf den drei Beinen einer Seite oder direkt auf dem Kopf zu stehen, wobei sich das Gespenst während 3 bis 4½ Stunden nicht um Haaresbreite verändert, — man kann seinen Körper auch zum Bau einer Schwebebrücke benutzen, kann ihn bis zum Durchbiegen mit Papierstreifen oder kleinen Gewichten belasten: das Tier harrt abermals, ohne aufzubegehren oder nur aufzuwachen, bis zu einem halben Tag in dieser Stellung aus. Ja, selbst wenn man dem Insekt Stück um Stück die Fühler oder den Hinterleib abhaut, so schüttelt es die Lähmung nicht ab, sondern bleibt gleich einer Bildsäule stehen. Es verhält sich darin ganz ähnlich wie hypnotisierte Menschen, denen man ja auch fingerdicke Hautfalten mit Nadeln durchstechen kann, ohne daß sie davon etwas merken. Kein Nerv erzittert, selbst wenn es ans Leben geht. Diese Geschöpfe gleichen in dem unheimlichen Zustand, der über sie kommt, jenen maschinellen Gebilden unserer künstlichen Welt, die Glieder haben, aber keine Empfindung, keine Seele. Und doch wandeln sie plötzlich davon, fressen und sorgen dafür, daß ihre Art nicht verschwindet. Es gibt nichts Groteskeres als sie.



Stabheuschrecke in hypnotischer Kopfstellung.



Stabheuschrecke auf den vier hinteren Beinen stehend, Vorderkörper unnatürlich nach oben gebogen, vorderes Beinpaar parallel zu den Fühlern frei in die Luft gestreckt und vollkommen erstarrt. Dauer: mehrere Stunden.



Stabheuschrecke in hypnotischem Starrezustand, brückenartig zwischen zwei Pflöcken liegend, mit einem Gewichtchen beschwert.



Erprobung eines Flammenwerfers bei den österreichisch-ungarischen Truppen. Kilophot. G. m. b. H.

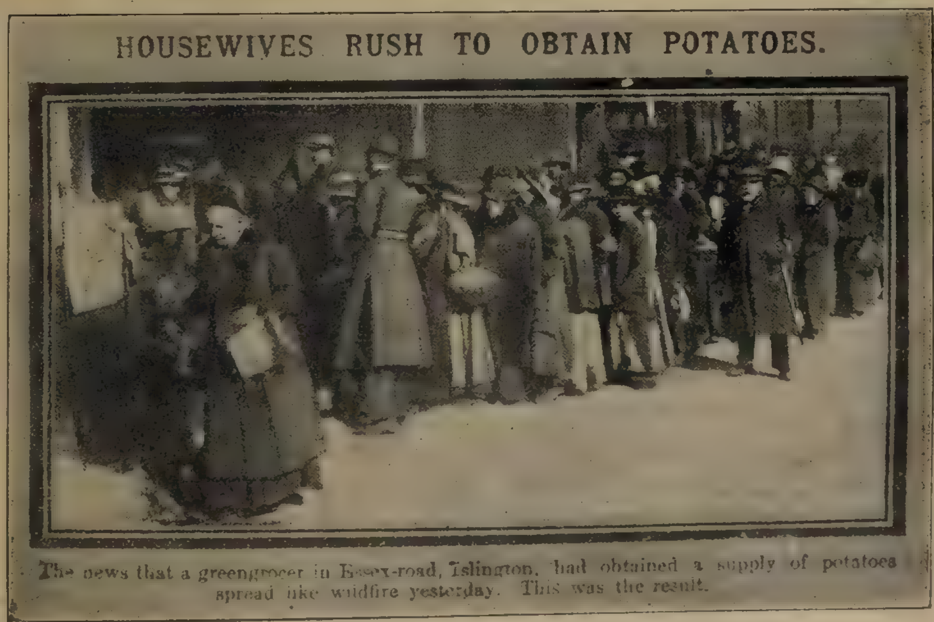
In den Hauptstädten unserer Feinde

Sie haben sich die Verwirklichung des Aushungerungsplanes wesentlich anders gedacht und nicht geahnt, daß sie in die Grube, die sie für uns gruben, selbst hineinfallen werden. Wir leugnen gewiß nicht, daß die Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung bei uns groß sind, daß die Portionen eingeteilt werden müssen, daß vor den Läden oft wartende Frauen stehen und geduldig ausharren müssen, bis die Reihe an sie gekommen ist. Aber wir werden haushalten, unsere Vorräte einteilen und die Absichten unserer Feinde zunichte machen. — Die Nahrungsmittel-Bedrängnisse, in die Petersburg geraten ist sind aus den Zeitungen bekannt, die Bilder der langen Reihe der Wartenden vor den Zucker-, Bäcker- und Fleischläden alltäglich. Die gleichen Bilder kommen jetzt aber als Wirkung unseres U-Boot-Krieges, die sich nicht mehr ableugnen läßt, aus London. Die Kartoffeln beginnen dort zu verschwinden. Mit den Kohlen geht es ebenso. Paris hat bekanntlich unter der Kohlennot besonders zu leiden. Man gewinnt den Eindruck, daß unsere Feinde in die gleiche Not geraten sind, die sie uns zugedacht haben, und daß ihre Bedrängnisse schnell zunehmen. Die unten wiedergegebenen Aufnahmen aus London stammen aus einer englischen Zeitung von Anfang März.



Fliegerleutn. Werner Voß, der seinen 17. Gegner zum Absturz brachte (Bericht der Heeresleitung vom 25. März).





Die Wirkung unseres U-Boot-Krieges auf England.
Kartoffelnot in London: Andrang vor den Läden der Gemüsehändler nach dem Eintreffen einer kleinen Zufuhr. (Aus einer englischen Zeitschrift.)

BILDER VOM TAGE



Aus der Aufführung von Carl Hauptmanns burlesker Tragödie „Tobias Buntschuh" im Deutschen Theater in Berlin: Gertrud Welcker als Schlangenmädchen Radiana.



Maria Fein als Kunstreiterin Luisa und Emil Jannings als Clown Odebrecht in „Tobias Buntschuh".



Max Pallenberg als der bucklige Erfinder Tobias Buntschuh.

Der Bruder des Zaren, Großfürst Michael Alexandrowitsch, den die wechselvollen politischen Ereignisse in Petersburg binnen wenigen Tagen zur höchsten Stellung — der eines Regenten für den minderjährigen Zarewitsch Alexei — erhoben, hat zunächst diesen Posten nicht angetreten. Man muß abwarten, wie sich das Schicksal des Großfürsten weiter gestalten wird. Der jetzt 39jährige, der durch den im Jahre 1899 erfolgten Tod des ältesten Bruders des Zaren, des Zarewitsch Georg, der nächste am Throne wurde, hat sich niemals mit Politik beschäftigt, sondern, nachdem seine militärische Ausbildung beendet war, ein reges Interesse den technischen und exakten Wissenschaften entgegengebracht und sich lebhaft sportlich betätigt, soweit sich dies mit seiner Stellung vereinbaren ließ. Seine Vermählung mit der geschiedenen Gattin des Rittmeisters v. Wulfert wurde die Veranlassung zur Einsetzung einer Vormundschaft über das Barvermögen und die Besitzungen des Großfürsten und dessen Versetzung in die Einsamkeit des kleinen Städtchens Tschernigow. Allen Bemühungen der Kaiserin-Witwe und des Zaren zum Trotz blieb Großfürst Michael seiner Neigung treu. Der Großfürst, dessen innige Liebe zu Frau v. Wulfert, die später den Titel Gräfin Brassow erhielt, alle Hindernisse aus dem Wege räumen wollte, reiste 1911 mit ihr nach Wien. Die russische Geheimpolizei war sehr wohl davon unterrichtet, daß das Paar sich damals in Wien aufhielt und sich dort durch irgendeinen Popen trauen lassen wollte. Man ersuchte infolgedessen von St. Petersburg aus die Wiener Regierung, die Eheschließung zu verhindern. Das gelang aber nicht, weil sie in der Kapelle der — serbischen Gesandtschaft vorgenommen wurde. Der Großfürst unternahm dann mit seiner Frau verschiedentlich Reisen und hielt sich unter anderem auch einige Zeit vor Beginn des Krieges in Kissingen auf. Das Ehepaar, das sich auf deutschem Boden außerordentlich wohlzufühlen schien, gewann Sympathien durch die Einfachheit und Liebenswürdigkeit seines Wesens.



Der vielgenannte Bruder des Ex-Zaren Großfürst Michael Alexandrowitsch von Rußland mit seiner Gattin, Gräfin Brassow, geschiedene v. Wulfert. Phot. Berl. Jll.-Ges.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
a b c d e f g Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Mit dem Mobiliar, das sie behielt, richtete sich Gunde sehr behaglich im Pavillon ein. Eine Glasgalerie verband ihn mit dem alten ungefügen Steinkasten des sogenannten Wittumshauses. Dieser Glaskorridor war heizbar und in eine Art Orangerie verwandelt worden, durch die Gunde in das Schloß gelangen konnte, ohne das Freie zu betreten. Prinzessin Friederike hatte sie sehr liebenswürdig aufgenommen und ihr einen Besuch zugesagt, wenn sie sich eingerichtet haben würde. Dies geschah an einem Nachmittag im November. Die Gräfin Cäcilie Laue begleitete sie, und Gunde empfing die beiden Damen mit einem Tee. Anna, die Zofe, die bei ihrer Herrin verblieben war, trug ein neues, schwarzes Kleid mit weißem Kragen und weißen Aermelaufschlägen und machte die Bedienerin. Alles klappte ausgezeichnet. Dann besichtigte die Prinzessin die Wohnung, fand die Einrichtung ganz reizend und kletterte schließlich auch die schmale eiserne Wendeltreppe hinauf, die in den ehemaligen, nun zum Atelier umgeschaffenen Bodenraum führte. Auch hier war es sehr gemütlich geworden. Das dritte Wort der Prinzessin war „allerliebst“; nur die Bilder starrte sie etwas fassungslos an und erklärte, von der modernen Malerei verstehe sie nichts. Sie war eine zarte, schlanke Dame mit etwas harten Zügen und kalten Augen. Wenn sie sprach, war sie wählerisch im Ausdruck. Ihre Liebenswürdigkeit hatte etwas Herablassendes; es machte immer den Eindruck, als halte sie darauf, ihr Ich hinter die Berührung mit der Umgebung zurückzuverlegen.

Der Dienst ordnete sich von selbst. Er war sehr langweilig. Um zwölf fand das zweite Frühstück im Wittumshause statt. Dazu war gewöhnlich dieser oder jener geladen, auch die Herzogin und die greise Herzogin-Mutter nahmen zuweilen daran teil, aber immer war es ziemlich steif und frostig. Die Gräfin Laue, eine in die Saat geschossene Jungfrau von säuerlichem Empfinden, sprach selten ein Wort, und auch Gunde hatte bemerkt, daß man es liebte, wenn sie nur auf direkte Anrede antwortete. Bei ihrer Lebhaftigkeit kam ihr das schwer an; aber sie verstand sich zu zügeln. Sie gliederte sich der allgemeinen Steifheit ein und lächelte nur mit dem linken Mundwinkel, wenn ihre Prinzessin einmal einen burschikosen Ausdruck fallen ließ, was sie gelegentlich gern tat. Es waren Seitensprünge aus dem Rahmen der Korrektheit, die ihr Spaß machten, weil man darüber erschrak.

Zwischen fünf und sechs am Nachmittag fanden die Ausfahrten statt, Einkäufe, Besuche der Bilderläden, von Wohltätigkeitsveranstaltungen und derlei mehr. Dabei pflegten Gunde und die Gräfin in der Begleitung zu wechseln. Gunde saß wieder steif und gerade im Wagen oder im Auto neben der Prinzessin, gab auf jede Frage eine bescheidene Antwort und schmiegte sich durchaus dem Geschmack ihrer Gebieterin an, wenn man bei der Barring, bei der Madame Jeanne oder in den Konfektionsgeschäften vorsprach. Um acht Uhr war abermals gemeinschaftliche Mahlzeit, meist mit Geladenen; war man allein, so folgte öfters noch eine Stunde Vorlesung. Die Prinzessin erfreute sich an der wohlklingenden Stimme Gundes, aber Gunde erfreute sich nicht an der Lektüre. Man las nur uralte französische und englische Romane, und zwar kapitelweise. Es war unmöglich, daß die Prinzessin das nicht auch langweilen mußte. Sie häkelte dabei und beobachtete Gunde unausgesetzt mit ihren eigentümlichen kalten, stumpfgrauen Augen. Unter diesem eisig beobachtenden Blick spürte Gunde ein beständiges Zupfen an ihren Nerven.

Zu größeren Gesellschaften im Wittumshause zog man sie noch nicht heran. Man schonte ihre Trauer. Sie behielt also genügend Zeit für sich. Nur selten schrillte auch einmal das Telefon am Vormittag, um sie zu einer Stadtfahrt zu befehlen. Aber sie mußte immer gerüstet sein. Das war unbequem, doch sie gewöhnte sich daran und zog über ihr schwarzes Promenadenkostüm den langen Malkittel, wenn sie in das Atelier ging. Sie malte anfänglich mit Eifer, hatte auch das Porträt der kleinen Kremser vollendet. Dann erlahmte sie. Die Arbeitslust verschwand ganz plötzlich, gewissermaßen von einem Tage zum andern. Sie sehnte sich nach Abwechslung in dieser sich ewig gleichbleibenden Einsamkeit.

Freundinnen kamen dann und wann, und ihr schien, als sei sie für alle diese munteren Mädchen in ihrer neuen Stellung nunmehr bloß ein Objekt neugieriger Betrachtung geworden. Die Hofdame schied aus dem Lebenskreise der einzelnen aus. Die Würde ließ es nicht zu, mit ihr nach Fröhlichkeiten zu jagen; die Trauer tat ein übriges. So hörte Gunde denn nur, wie man sich draußen weiter vergnügte, in die Theater lief, sich zu großen Kaffeefesten besuchte und auf der Eisbahn Stelldicheins gab, Quadrille ritt, in der Tennishalle die Bälle schlug, eine Liebhaberaufführung vorbereitete und in ähnlicher Weise die Tage vertrödelte. Sie hörte dabei auch wieder von ihren früheren Anbetern, dem Mister Pingham, dem Rittmeister von Hartmann, dem kleinen Use, dem Grafen Goeler, dem Konsul Brandt. Natürlich auch von dem, und als sie beiläufig fragte, was der schöne Mann denn mache, wurde ihr gesagt, daß er noch immer der alte Ueberall sei und jetzt versuche, einen blauen Frack an Stelle des üblichen schwarzen einzuführen, daß er sich ein rosenrotes Auto und ein isabellfarbiges Reitpferd mit weißer Mähne gekauft habe, und daß er gegenwärtig der Aeltesten des Hofkammerpräsidenten auf Tod und Leben den Hof mache.

Es war also das alte Durchschnittsleben des Zeittotschlagens und der individuellen Eitelkeit, das auch Gunde lang genug geführt hatte, und nach dem sie sich mehr ihrer physischen Natur nach als seelisch zurücksehnte. Denn sie fühlte, daß sie körperlich litt unter dem Zwange der Trägheit; daß ihr die gewohnte sportliche Ausarbeitung fehlte, die für sie auch ein Zurückwerfen dummer Gedanken bedeutete.

Eines Tages hatte sie die Prinzessin gefragt, ob sie sich wohl wieder ein Reitpferd anschaffen dürfe. „Natürlich,“ hatte die Prinzessin erwidert und hinzugefügt: „Wenn Sie sich das leisten können, liebes Kind, meinethalben drei . . .“ Nun schrieb Gunde an den Prinzen Albert und bat ihn, ihr das Pferd zu besorgen.

Am nächsten Vormittag erschien er selbst bei ihr und brachte Schnee und Nässe in das Vorzimmer, scherzte mit Anna, während er sich den pelzgefütterten Reitmantel von der Schulter nehmen ließ, und trat wie ein strahlender Siegesgott vor Gunde.

„Sieht man sich endlich einmal wieder!“ rief er und drückte ihr die Hände. „Ich habe solche Sehnsucht nach Ihnen gehabt!“

„Warum sind Sie dieser Sehnsucht nicht gefolgt?“ entgegnete sie lachend.

„Ich hatte Furcht, gnädiges Fräulein.“

„Herrje — weshalb?“

Er wurde ein wenig verlegen. „Ja, nun — ich wußte wirklich nicht, ob Herrenbesuche in Ihre Verschwiegenheit eindringen dürfen.“

„Die Verschwiegenheit ist so groß geworden, daß mir jedweder Besuch eine willkommene Abwechslung bietet.“

„Es ist langstielzig, was?“ fragte der Prinz.

„Ich danke, es geht,“ erwiderte Gunde.

Nun sah sich Prinz Albert die Wohnräume an. Er schlug die Hände zusammen; was hatte Gunde aus dieser greulichen Turmsiedelei gemacht!

„Fabelhaft,“ sagte er. „Aber doch auch erklärlich. Wo Sie hinkommen, verbreitet sich ein Hauch warmen Lebens. Sie teilen Ihr Leben sogar der stummen Umgebung mit. Sie verinnerlichen die Aeußerlichkeit.“

„Mein Gott, klingt das schön! Es ist leider nicht wahr. Die Außenseiten des Lebens stehen mir näher als die inneren. Im übrigen weiß ich auch nicht, ob ich mit dem geistigen Wesen weiter kommen würde, wenn ich Zweckmäßigkeit und Sorge um Wohlsein aufgeben wollte.“

„Machen Sie sich nicht schlechter als Sie sind!“ rief der Prinz. „Das dulde ich nicht. Sie sind am reizvollsten so, wie Sie sich geben.“

Er wollte ihre Hand küssen. Sie zog sie rasch zurück.

„Ein Handkuß schadet doch nichts,“ sagte er im Tone eines gestraften Kindes.

„Doch — er tut mir weh,“ erwiderte sie.

Er schaute ihr zärtlich in die Augen.

„Gunde, es ist ekelhaft, daß ich ein durchlauchtigster Prinz bin!“ rief er.

„Aber das ist doch ganz hübsch,“ gab sie harmlos zurück.

„Ist es hübsch, wenn man nicht tun und lassen darf, was man gern möchte?“

„Fügen müssen wir uns schließlich alle.“

„Ja — aber nicht immer und nur so lange, bis uns das Gefühl der Selbständigkeit zwingt, einen Punkt hinter das Muß zu setzen.“

„Auch ich habe meine Selbständigkeit aufgegeben, Durchlaucht!“

„Für immer? Nein. Sie hält die Notwendigkeit nicht dauernd fest. Paßt Ihnen die Geschichte nicht mehr, so machen Sie Schluß. Sie können Schranken durchbrechen, denn Ihnen bleibt die Freiheit des Wollens, bleibt Ihnen unbenommen. Sie sind nur freiwillig im Gefängnis — aus Klugheit. Das ist ein Uebergangsstadium. Inzwischen findet sich eine gute Partie für Sie. Dann sind Sie erlöst.“

„Und wenn ich diese Partie nicht finde? Ich suche sie ja nicht einmal!“

„Man sucht für Sie. Gleich, wer. Leute, die Interesse daran haben, Sie unter die Haube zu bringen. Aber Sie können nein sagen, wenn Ihnen die Nase des Auserwählten nicht gefällt. Ich kann das nicht. Man sucht auch für mich.“

„Und wird Sie ebensowenig zwingen können, wenn Sie nein sagen, wie mich.“

„Liebe Gnädige, es gibt bei uns einen Zwang der Verpflichtungen, der an sich Schwäche ist und doch so stark wie Eisenketten. Das ist das Hausgesetz.“

Gunde nickte. „Ich weiß. Es regelt das Erbrecht.“

„Pfiff auf das Erbrecht! Es regelt auch die Bindung der Herzen, kühlschnäuzig, ohne Affekt, prozessualisch, nach praktischen Erwägungen. Es hat die sogenannte Ebenbürtigkeit erfunden und den Blödsinn des Disparagiums. Das klingt gelehrt, weil es lateinisch ist. Feiner französisch: Mesalliance. Am brutalsten auf deutsch: Mißheirat. Was ist eine Mißheirat? Wenn sich zwei Menschen heiraten, die sich nicht lieben ....“ Er schlug mit den abgezogenen Handschuhen auf seinen linken Arm ... „Ja, Kuchen! Das Hausgesetz ist anderer Meinung und hat auch das Staatsrecht auf seiner Seite. Die Lehre von der Ebenbürtigkeit greift in das Menschenrecht ein. Und dagegen möcht' ich mich wehren. Kann ich das? . . .“

Gunde war auf diesen moralisierenden Ueberfall nicht vorbereitet. Sie sah eine Erfüllung auf Umwegen nahen und fürchtete sich doch wieder, daß sie scheitern könne an der Ehrlichkeit dieses Mannes, der mit seinen starken Fäusten gegen Widerstände hämmerte, die sich nur durch Umsicht umgehen ließen. Sie lenkte ab. Sie zauberte ein liebenswürdiges Lächeln auf ihr Gesicht und rollte einen großen Lehnstuhl herbei.

„Erst nehmen Sie einmal Platz, Prinz!“ sagte sie. „Haken Sie das Schwert aus und dämpfen Sie die kriegerische Stimmung! Was schuf mir die Ehre Ihres Besuches? Mich dünkt, die Antwort auf meinen letzten Brief. Pferde haben mit dem Hausgesetz nichts zu tun. Die Vierbeiner stehen über der gesetzlichen Kläglichkeit der Zweibeiner.“

Er setzte sich gehorsam, hakte auch seinen Säbel aus und fuhr mit den Fingern durch seinen Schnurrbart. Einen Augenblick schwieg er. Er mußte erst aus der Verwirrung heraus.

Dann hob er den Kopf und schaute sie an, nickte ein paarmal und lachte.

„Sie haben eine gute Art, einen rebellischen Menschen auf die Grundlinie der reinen Vernunft zurückzuführen. Sie bitten ihn, Platz zu nehmen. Und nun sitze ich auf dem Stuhl der Erkenntnis und könnte meine Gedanken sammeln. Es ist richtig: ich kam hierher, um Ihnen des längeren zu erzählen, daß ich Ihnen den gewünschten Gaul besorgt habe, sogar billig. Aber ich bin unversehens vom Tierischen auf das Menschliche gekommen und möchte dabei bleiben. Bitte setzen Sie sich auch! Es macht sich besser, und ich verliere nicht so leicht das Konzept, wenn ich sehe, daß Sie in Ruhe sind. Setzen Sie sich mir gegenüber.“

Sie tat es und wußte nun, daß eine Erklärung folgen würde. Sie hielt ihr Herz fest und dachte an den Gewinn, der ihr werden sollte.

Er rückte ein wenig näher zu ihr heran und griff sacht und liebevoll nach ihrer Hand.

„Ich war einmal ungezogen gegen Sie, Gunde,“ sagte er in weichem Ton. „Damals — beim Kammerpräsidenten — bei der italienischen Nacht, Sie wissen. Ich habe um Entschuldigung gebeten, aber doch nicht bereut. Keinen Augenblick. Denn Ihrem Faustrecht konnte ich nun das Recht meines Herzens entgegenstellen. Prügeln werden Sie mich ja nicht mehr. Ich bin vorsichtig geworden. Ich umfasse Sie nur in Gedanken. Die sind zollfrei. Aber auch gut und herzlich . . .“ Nun sprach er abgebrochener. Die Worte fügten sich nicht mehr so recht zu wohlgebildeten Sätzen. Er ging sprungweise vor wie beim Manövrieren zu Fuß . . . „Daß ich Sie lieb habe,“ fuhr er fort, „müssen Sie schon damals gemerkt haben. Auch der Kuß hat seine Sprache. Das ist keine Einbildung, Gunde. Ich bin kein Illusionist. Eigentlich ein sehr einfacher Mensch. Leider ein Prinz. Das ist das Unglück. Fragt sich nun: werden Sie den Mut haben, auszuharren, bis ich dies fürstliche Gebrechen überwunden habe? Nein — eine Frage vorher: Werden Sie mich wiederlieben können? Ja oder nein. Ganz kurz . . .“ Ein trockenes, verlegenes Auflachen . . . „Im Hintergrunde wiehert noch immer der gekaufte Gaul. Wollen wir von dem Pferde weitersprechen?“

Das war keine poetische Liebeserklärung; sie war wie der Mann so wahrhaftig und ehrlich. Gunde spürte, daß sie blasser wurde, daß das Blut einen Stauwall am Herzen bildete. Aller Ueberlegenheit zum Trotz baute eine reinere Welt in ihr sich auf. Alle Lebensenergie verdichtete sich in dem Empfinden, daß sie ihn ja doch auch lieb hatte wie er sie. Und nun erschreckte sie auch das Wagnis nicht mehr; die Befreiung vom Denken kam, und die Kühle der Reflexion wich dem Sturm der Gefühle.

Sie erhob sich blaß und schwankend. Er fing sie auf und küßte sie.

„Gunde," sagte er, Arm in Arm mit ihr vor dem Fenster stehend, „nun kommt noch eine schwere Zeit des Wartens für uns."

„Wir wollen geduldig sein."

„Wir müssen es. Wir haben drei Gegner, die sicher: meinen Vetter, den Herzog, die Herzogin-Mutter, meine Schwester. Die müssen langsam bearbeitet werden. Dann das Hausgesetz. Einer Ehe zur linken Hand müßten wir uns unbedingt fügen."

„Mir bleibt auch die rechte."

„Es kommt noch mehr: Verzicht auf die Nachfolge in die Stamm- und Lehnsgüter. Das ist juristisches Beiwerk, denn bei dem Kinderreichtum der herzoglichen Linie käme ich doch nie an die Reihe. Aber wir können auch so leben, Gunde. Nicht fürstlich, immerhin wie ein gut situierter Graf. Denn auch die Möglichkeit liegt vor, daß ich meinen Würden und Titeln entsagen und einen unserer Nebennamen annehmen muß, vielleicht den eines Grafen von Ebenau. Aber das steht noch nicht fest. Es hängt von dem Willen und der Gnade des Herzogs ab."

„Der Dir auch die Genehmigung zur Ehe versagen kann, nicht wahr?"

„Das könnte er als Chef des Hauses. Und er ist ein schwer zu behandelnder Herr. Man muß ihm die Sache tropfenweise beibringen. Es wird nicht rasch gehen, Gunde."

„Wirst Du Soldat bleiben können?"

„Versteht sich. Aber vielleicht lass' ich mich nach Preußen versetzen. Das hängt davon ab, mit welchen Augen die lieben Verwandten die Ehe betrachten werden. Ich könnte auch den Abschied nehmen und Landwirt werden. Mein rheinischer Besitz ist nicht groß, aber sehr hübsch."

„Das ist Leßwangen?!"

„Ja. Schade, daß ich ihn Dir nicht einmal zeigen kann."

„Ich habe das Schloß auf einer Rheinfahrt gesehen. Du, das war immer mein Traum: in kleinem Kreise Herrin sein zu dürfen."

Ein Schatten ging über seine Stirn. „Ich bin von Herzen Soldat," sagte er. „Es würde mir schwer werden, den blauen Rock ausziehen zu müssen. Aber ich tät' es für Dich."

„Das sollst Du nicht. Du gibst mir schon zu viel."

„Du gibst mir mehr . . ." Er zog sie dichter an sich, und als er sie wieder und wieder küßte und sein Gesicht dicht vor dem ihren lag, so daß sie sah, wie der Glanz seiner Augen aus dem Innern stieg, da begann sie sich schwach zu fühlen in seiner Liebe. Es war das Beste an ihr, daß das Herz sich noch regte, doch sie wollte es zügeln. Die Eroberung war noch nicht vollendet, und sie wollte wieder klug sein in der Beherrschung und sich die Ueberlegenheit sichern. So küßte sie ihn denn unter Lachen auf den schnurrbärtigen Mund und rief:

„Jetzt aber, Durchlaucht zu Gnaden, bitte ich um Beantwortung einiger wichtiger Fragen: Wo steht mein Pferd, und wie sieht es aus, und was soll es kosten?"

Richtig — der Gaul! Deshalb war er eigentlich hergekommen. Also, den hatte ihm der Konsul Brandt besorgt — es war ein Zufallskauf. Ein bildhübscher Wallach, Fuchs, siebenjährig, schnittig, kerngesund mit famosen Gängen. War auch schon unter dem Damensattel gegangen. Der Prinz bat, ihn Gunde als Geschenk verehren zu dürfen. Sie gab nach einigem Sträuben nach. Der Fuchs hieß Hasdrubal, und morgen wollte sie ihn zum erstenmal im Marstall reiten . . . . .

Sie ritt nun alle Vormittage. In der Manege des Marstalls war um diese Zeit immer Leben. Auf dem inneren Hufschlag bewegten die Reitknechte die herzoglichen Pferde, auf dem äußeren trabten und galoppierten Offiziere mit ihren Damen, Herren des Hofes, ein paar Gesandte, die Kinder des Obersthofmeisters. Gunde fand viele Bekannte, sie war hier zu Hause. Herr von Kremser, der Oberstallmeister, freute sich, sie wiederzusehen. Er steckte nur gelegentlich den Kopf in die Bahn; er war gichtisch und ritt nicht mehr, weshalb man ihn auch gern den „Oberstallmeister zu Fuß" nannte. Aber er war ein ausgezeichneter Pferdekenner, und so verblieb er in seiner Stellung und ließ sich gutmütig necken. Den Rotkopf seiner Tochter Alix sah man fast täglich durch die Bahn flimmern; zuweilen kamen auch die Zwillinge des Hoftheaterintendanten auf ihren ungezogenen schottischen Ponys.

Seit Jahresanfang erhielt Gunde an jedem Abend von der Gräfin Laue, die zu der Würde einer Hofmeisterin aufgerückt war, den Dienstzettel für den folgenden Tag. Sie nahm jetzt auch an den größeren Abendgesellschaften teil, an denen sie Halbtrauer anlegen mußte; bei Gelegenheit einer Soiree zu Ehren einer fremden Fürstlichkeit bekam sie sogar den Befehl, die Trauer ganz abzulegen und nach gegebener Vorschrift halsfrei und in hellem Schleppenkleide zu erscheinen. Sie mußte nun wieder für Kostüme sorgen und war häufiger bei der Barring zu sehen. Die hundert Mark Toilettengeld, die ihr monatlich

aus der Privatschatulle der Prinzessin ausgezahlt wurden, reichten nicht weit, aber sie machte sich keine Kopfschmerzen. Sie bezahlte ihre Rechnungen durch Schecks auf die Gebrüder Brandt und war der Ansicht, daß der Konsul ihr wohl sagen lassen würde, wann ihr Konto erschöpft sei. Doch das schien unerschöpflich zu sein; ihr Kapital auf der Landesbank brauchte sie nicht anzugreifen.

Mit dem Prinzen Albert traf sie häufiger in der Reithalle des Marstalles zusammen.

Bisher hatte er sich hier nur selten gezeigt, weil er das Reiten in der geschlossenen Bahn nicht liebte, und es fiel natürlich auf, daß er nun öfters zu sehen war. Aber er war vorsichtig und zu Gunde nicht liebenswürdiger als zu Alix Kremser oder zu einer der anderen jungen Damen. Nur dann und wann, wenn sie allein ritt, galoppierte er rasch einmal an ihre Seite und flüsterte ihr ein paar heiße Liebesworte zu. Da durchrann sie immer ein süßer Schauer. Er raunte: „Gunde, ich küsse in Gedanken Deine roten Lippen.“ Und sie raunte zurück: „Ich küsse Deinen Schnurrbart, Bert.“ Er fragte: „Denkst Du noch oft an mich?“ Und sie antwortete: „Ich habe kaum noch andere Gedanken.“ In der Spanne einiger Minuten tauschten ihre verliebten Herzen Grüße aus. (Fortsetzung folgt.)

Verzögerungen

bei Zustellung unserer Zeitschrift sind auf die ungünstigen Beförderungsverhältnisse zurückzuführen und nicht auf ein Versäumnis der Buchhandlung. Wir bitten deshalb unsere Leser, verspätete Lieferung zu entschuldigen u. die Zustellung der Hefte von der gewohnten Stelle abzuwarten.

Briefkasten.

H. M. Ueber die Kosten einer Traubenbeere sind folgende Berechnungen aufgestellt worden: Ein Fuder besten Weines (Forster Kirchenstück, Riesling Auslese) kostete unlängst auf einer Versteigerung in Deidesheim 48 000 Mk. Für ein Fuder Wein braucht man 1200 Liter oder 30 Logel, das Logel zu 40 Liter Maische. Auf ein Logel Maische gehen 85 Pfund Trauben, also auf 30 Logel 2550 Pfund Trauben. Wenn nun 2550 Pfund Trauben gleich 1000 Liter Wein 48 000 M. kosten, so stellt sich ein Pfund Trauben auf 18,82 M. Zu einem Pfund Trauben sind 10 Stück nötig, demnach kostet eine Traube 1,88 M., und da im Durchschnitt 30 Beeren zu einer Traube gehören, so kommt eine Beere auf 6½ Pf. zu stehen. Bekanntlich werden bei den feinsten Qualitätsweinen die Beeren ausgelesen, daher der Name „Auslese" auf den Weinmärkten. Man wird zugeben, daß sich bei einem Preis von 6½ Pf. für die Beere die Auslese lohnt. Im allgemeinen kann aber natürlich so nicht gerechnet werden. Selbst bei den hohen Kriegspreisen dürfte die Beere sonst durchschnittlich nicht einmal einen halben Pfennig kosten.

Geschäftliche Mitteilung.

Vorzugsangebote seltener Marken. Die Preislisten der Firma Paul Kohl G. m. b. H. enthalten auf 64 Seiten ungefähr 4000 beachtenswerte Angebote seltener Briefmarken für Sammelzwecke. Die Listen werden unter Bezugnahme auf unsere Zeitung gegen Einsendung von Rückporto gratis von der Firma Paul Kohl G. m. b. H. in Chemnitz, Sa., verabreicht.



DEUTSCHE ARMEE- UND MARINE-RADIUM-UHREN

Richtig leuchtende Zahlen!
Für Werk und Leuchtkraft Garantie.

29 **Militär-Armband-Uhr** im Dunkeln leuchtend nur M. 6.50
30 Anker-Armbanduhr m. stark. Leuchtblatt u. Zeigern M. 8.50
40 Armbanduhr mit starkem ledernen Schutzgehäuse M. 9.50
80 Dieselbe, leuchtende Zahlen im Schutzgehäuse M. 11.00
81 Armbanduhr mit richtig hell leuchtenden Zahlen und ganz vorzüglichem Werk . . . . M. 12.50
82 Armbanduhr mit richtig leucht. Zahlen, Anker-Präzisionswerk mit Rubingängen, Garantie . . M. 18.50
83 Echt Silber-Armbanduhr, bestes Werk . . . . . . M. 26.00

Nachnahme bei Feldpost unzulässig.

Deutschland-Uhren-Manufaktur Leo Frank



Gutschein. Beim Einkauf gebenbei Einsendung dieses Scheines eine eleg. versilb. Panzer-Uhrkette a. Geschenk.

Garantiert **felddienstfähig.**
Viele Tausende zur Zufriedenheit im Gebrauch.

38 **Militär-Uhr** im Dunkeln leuchtend . . . nur M. 5.50
39K Taschenuhr, leuchtend . . . . M. 6.50
78 **Besonders empfehlenswert!** Hindenburg-Taschenuhr mit richtig leuchtenden Zahlen . . M. 8.50
88 Kaiser-Wilhelm-Uhr mit richtig leuchtend. Zahlen M. 12.50
98 Armee-Taschenuhr mit Leuchtblatt u. Präzisions-Ankerwerk, auf 15 Steine gehend, Garantie . M. 18.50
118 Deutsche Qualitäts-Uhr, mit ganz besonders hell leuchtend. Radium-Zahlen, auf 15 Steine gehend M. 25.50

Versand Voreinsendung! Porto 25 Pf.

Berlin SL. 19, Beuthstr. 4, Fabrikgebäude rechts.

Neuheit! 8-Tage-Uhr 18.50 M.
Armband Uhr 25.- M.





Vollständige Luxus-Rasiergarnitur „VICTORIA"

in der Tasche, Größe: 3×6×8 cm, unentbehrlich im Felde und auf der Reise. **Inhalt:** Rasierbecken, Rasier-Umsteckpinsel, **Rasierseife**, Seifendose, stehend. Klappspiegel, der in ganz Europa bek. Rasierapparat „VICTORIA", drei beste deutsche Klingen u. Gebrauchsanweis. **Preis M. 6.50**

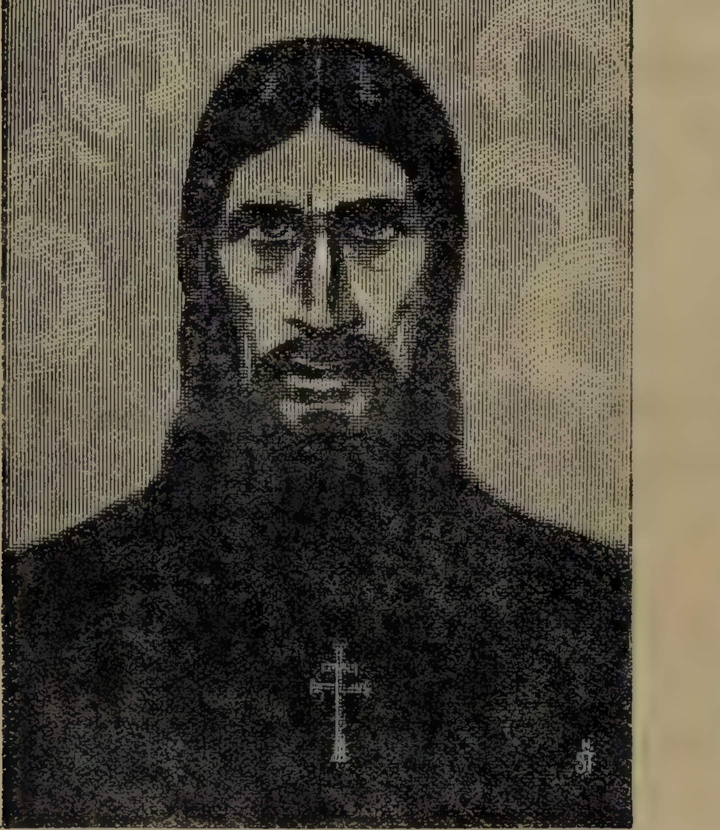
Bei Vorauszahlung freie Lieferung, bei Nachnahme mit 40 Pf. Porto.

Curtius & Knoke, Hamburg 36 A

Man verlange unseren Katalog üb. Neuheiten!

RASPUTIN

ROMAN VON ROBERT HEYMANN



ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCH- EISENBAHN- u. FELDBUCHHANDL. ODER DIREKT VOM VERLAG. PREIS 2 MK

PAUL LIST LEIPZIG

KIOS CIGARETTEN

— TRUSTFREI —

Kleine Kios St.	3 Pf.
Kurprinz	3½
Jubiläum	4
Fürsten	5
Welt-Macht	6

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios" E. Robert Böhme, Dresden.



Neues Sortiment

Postkarten

Typen, Ortschaften, Landleben, Originalaufnahmen. Serien-Karten. **400 sort. Karten 10 M. frei.** Gegen Voreinsendung des Betrages. **Kahan & Co., Postkarten-Verlag, Berlin 126, Friedrichstr. 16.**



Marke. Gegr. 1824.
Carl Gottlob Schuster jun.
Markneukirchen No. 342.
Bedeut. Instr.-Firma. Kataloge gratis.

Photographen!

Erstklassige Drucke auf meinem unübertroffenen Lenbach-Papier. Karten von 6 Pf. an. Lieferzeit 1-2 Tage. Ueberzeugen Sie sich u. senden Sie ein Negativ. Ich liefere Ihnen davon 1 Bild u. 10 Karten ohne jede Berechn. Vergrößer. Kunstdrucke. Alle phot. Arbeit. Preisl. grat. **Wilh. Thurau, Eisenach 6.**

Volkstypen div. Rassen u. a. galiz. u. wolhyn. Dorfschönh. Serb. Zigeunerkind. Rumän. Bauern, Mädchen u. Frauen u. v. and. Originalphoto-Postkart. 53 dies. Kart. i. fst. Ausf. M. 3.50 frko. gog. Voreins. d. Betr. Martin Stein Nachf., Ilmenau 11.

Das Alte stürzt!



Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „NORMAL" Viele Anerkennungen Prospekte frei durch **E. Kompalla, Dresden L. 128.**

Schlechte Handschriften verbessert Hofkalligraph **Gander** in Stuttgart. Lehrpl. gr., Schreibvorlagen M. 2.-.

Deutsche Fachschule Rosswein i. S. Gegr. 1894. Eisenkonstruktion-, Bau-, Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie u. Praxis. Studienplan frei.

Gratis u. fr. ill. Liste üb. Gummi-Strümpfe, Bruchbänder, Verbandsstoffe, Haus- und Toilettebedar A. Maas & Co., Berlin 23, Markgrafenstr. 84.

Photograph. Abzüge auf Postkarten à Stck **6 Pf.** Vergröß. 18 : 24. St. 1.- M
A. Herkner, Stuttgart, Nikolausstr. 8

Stottern und nervös schweres Sprechen gründlich zu beseitigen! Aber wie? Auskunft gibt O. Hausdörfer, Breslau 16, Wilhelmsruh A. 31.

Stottern heilt Prof. **Rud. Denhardt's** Anstalt **Eisenach** Prosp. üb. d. seit 40 J. ausgeübte, wissenschaftl. anerk. und staatl. ausgezeichn. Heilverfahr. frei d. d. Anstaltsleit.

Pädagogium Ostrau *bei Filehne. Von Sexta an. Ostern- und Michaelis-Klassen. Erteilt Einj.-Zgn.*

Postkarten-Versand

300 prachtvolle Serienkarten . . . 5.50 M.
100 hochf. Pfingstkarten, portofrei 2.75 M.
100 humoristische . . . . 2.75 M.
D. Weinmann, Berlin N. 58
Schönh. Allee 130 p. Illustr. Preisl. gratis.

Briefmarken Auswahl ohne Kaufzwang garant. echt. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 J. Preisl. umsonst. Höchste Bezahl. f. Ankauf.

Stottern und andere Sprachstörungen beseitigt die Anstalt von **Robert Ernst, Berlin SW**, Großbeerenstr. 67. Prosp. frei.

Postkarten-Schlager! 50 div. Serien, kompl., 300 Stück 5.50 M. Oster- und Pfingst-Karten v. 1.50 bis 3.75 M. p. 100 Stck. sort. Ill. Preisl. grat. **Blonder & Co., Berlin C. 54 J.**

Browning Kal. 7,65 M. 38.- „ 6,35 M. 35.- Mauser, Parabellum M. 65.- Benekendorff, Friedenau, Rheinst. 47.



Berl. Briefm.-Ztg. Probeheft gratis
Briefmarken Katalog gratis. **Philipp Kosack & Co.,** Berlin C 2, Burgstr. 13.

Stenogr. Buch z. Selbstunterricht (Stolze-Schrey) M. 1.30. Bekannt. Bewährt. Verlag Thimm, Potsdam C.

Musikinstrumente Preisliste Nr. 33 umsonst **W. Kruse** Markneukirchen

Erfinder sollten vor der Patent-Anmeldung die Broschüre **„Denke nach"** von Ingenieur Carl Fr. Reichelt Berlin, Lindenstrasse 116 gratis verlangen

Seifenfabrik fertigt mir feines ovales Toilettewaschstück. 31jährige Praxis. Probepostpaket guter Waschmittel Mk. 3.95 frei Nachnahme. **P. Holfter, Breslau S. 70.**



Weltruf! Celloidinkart. 10 Stck 0,32, 100 Stck. 3,00. Apparate. Gelegenheitskäufe. Platten, Papiere, billigste Bezugsquelle. Liste frko. **Reinhold Wittig, Rudolstadt 16.**

75 Einjährige bestanden Ostern 1914/15 in **Dr. Kramers Institut** Harburg (Elbe). Prosp. mit Refer. frei.

Briefmarken: Sammlungen, auch einzelne, kauft Liebhaber. Meine doppelten Marken verkaufe billig. Hans Schulz, Hamburg, Bismarckstr. 80

Briefmarken-Zeitung gratis LEO GSCHWIND, POESSNECK i. Thür.

Buchführung lehrt am besten brieflich **F. Simon**, Berlin W 35, Magdeburgerstr. Verlangen Sie **gratis** Probebrief 3.

Technikum Hainichen i. Sa. Masch.- Elektro-Ing., T., Werkm. Lehrfabr. Prog. fr.

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Einj.-Abitur. Pr. fr.

Krem Haut-Freund



verleiht Jugendfrische, dringt sofort in die Haut ein ohne zu fetten. Unreinheiten, wie Pickel, Mitesser, Sommersprossen verschwinden n. kurz. Gebrauch. Rote Hände werden blendend weiß.
Tube 1.25 u. 2.50 M.
Franz Schwarzlose, Kgl. Hoflief., Berlin, Leipziger Straße 56.

Reizende
Künstlerpostkarten
Stets Neuheiten
Papier- u. Schreibwaren
Männich & Höckendorf
Hirschberg i. Schl. 1.

H. W. Voltmann Bad Oeynhausen 25



Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder). Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer. Kataloge gratis.

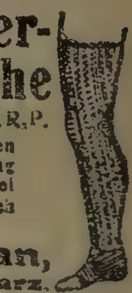
100 Bromsilberkarten nach Platte 12 M. nach Bild 75 Pf mehr, unter 50 Stück à 15 Pf. Aufträge werden ausgeführt gegen vorherige Einsendung des Betrages. **Paul Richard Jähnig, Dresden-A.,** Marienstr. 12.

Fort mit dem ☞



Bein-Verkürzung unsichtb. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar, Gratis-Brosch. senden **„Extension" G. m. b. H. Frankfurt a. M.**-Eschersheim Nr. 255

Krampfader-Gamasche



nach Dr. Ludwig Stephan. D. R. P.
Ersetzt die Venenklappen
Beseitigt die Blutstauung
Bestbewährtes Heilmittel
Prospekt J. Z. frei durch den Fabrikanten
Karl Stephan, Ilsenburg am Harz.

Mein bester Zahnarzt



Zahnstein lösend!

Macht dadurch die Zähne glänzend weiß. Uebler Mundgeruch wird beseitigt durch kräftige Desinfektion des Mundes und des Rachens. Angenehm erfrischend durch köstliches Aroma

Große Tube . . . . M. 1.20
Kleine Tube . . . . M. 0.75
Hersteller:
Queisser & Co., Hamburg 19



RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

al — be — bi — dot — dra — e — el — gelb — ger — go — go — ke — la — li — li — man — muk — na — ne — ne — ne — nu — o — on — po — ra — ra — ran — rausch — te — te — ti — tu — ve

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter nennen:
1. Dolmetscher, 2. Frucht, 3. Farbbestimmung, 4. Ausruf, 5. weiblichen Vornamen, 6. Menschenrasse, 7. Schillersche Frauengestalt, 8. Feuerwerkskörper, 9. Reimform, 10. Wüste, 11. geographische Bezeichnung, 12. Heiligen.

Blumenzauber.

Wenn des Grauchens Ruf erschallt
Nach einem list'gen Tier im Wald,
Dann erscheint sofort das Ganze,
Die an Blüten reiche Pflanze.

Gleichklang.

Es hat als Tier vier Beine
Und geht behenden Lauf,
Als Pflanze hat es keine
Und kriecht doch Wände hinauf.

Bilder-Rätsel.



Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:

So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen.
(II. Brief an die Thessalonicher.)

1. Sudermann, 2. Omen, 3. Jordan, 4. Erde, 5. Myrrhen, 6. Ares, 7. Nikolaus, 8. Dollar, 9. Nullpunkt, 10. Irma, 11. Clausewitz, 12. Haschisch, 13. Tochter, 14. Weinglas, 15. Indigo, 16. Lerche, 17. Lechfeld. 18. Amethyst, 19. Rose, 20. Balsam, 21. Erbse, 22. Imme, 23. Tanne.

Des Pudels Kern: Attrappe, Trappe, Rappe.

Quadrat-Rätsel:

l	i	a	n	e
i	l	t	i	s
a	t	h	o	s
n	i	o	b	e
e	s	s	e	n

Scherz: Erbauer.

Trost: Turin, Tobin.

HUMOR

Eine Schauspielerin bedarf zu einer Aufführung eines Nachthemdes. Wiederholt erklärt sie an der Bezugsscheinstelle, daß sie es zum Theaterspielen brauche. Nach langem Zögern wird ihr endlich der Bezugsschein ausgestellt: „Ein Nachthemd zu Berufszwecken!“

*

Onkel Oskar hatte mich — zum erstenmal in seinem Leben in Berlin — besucht. Der kolossale Verkehr der Hauptstadt behagte ihm aber ebenso wenig wie die schlechte Verpflegung und er beschloß, so schnell wie möglich wieder in sein ruhiges Provinzstädtchen zurückzukehren. Also wies ich ihm den Weg zur nächsten Straßenbahnhaltestelle in der Yorckstraße und empfahl ihm, mit der 82 direkt bis zum Görlitzer Bahnhof zu fahren.

Zwanzig Minuten später schrillt plötzlich bei mir das Telephon, und zu meinem Erstaunen meldet sich Onkel Oskar, den ich bereits abgereist wähnte. Aengstlich und zornig zugleich fragt er: „Kann ich denn nicht eine andere Straßenbahnlinie benutzen? — Wie ich an der Haltestelle in der Yorckstraße stand, kam erst die 1, dann die 2, die 3, die 4, dann die 5 mit je fünf Minuten Zeitabstand. Weißt Du — das ist mir zu langweilig geworden, da kann ich ja lange warten bis die 82 kommt!“



Hamlet auf der Bühne glücklich!
„Donnerwetter, mir hat einer ein Ei an den Kopf geworfen!“

Kindermund.

Unser Jüngster, der kleine Fritz, ist im Gespräch mit dem Vater, der ihn fragt, was er denn später einmal für eine Frau nehmen würde. Darauf antwortet der kleine Bub ernsthaft: „Sieh mal, Vater, Du hast es leicht gehabt, Du hast einfach die Mutter geheiratet, ich muß aber eine ganz fremde Frau nehmen.“

*

Mit meinem Enkelchen gehe ich spazieren und begegne dabei einem befreundeten Feldgrauen, der als Verwundeter heimgekommen ist. Auf meine Frage nach seinem Befinden entgegnet er:

„Es ist Gott sei Dank beinahe alles wieder im Lote. Jetzt bekomme ich nur noch neue Zähne, dann geht es wieder feste ran an den Feind.“

Kaum sind wir von dem jungen Helden geschieden, da fragt Hans:

„Großpapa, muß denn der Soldat die Engländer totbeißen?“

*

Der kleine Hans, ein Großstadtjunge, macht einen Besuch auf dem Lande und wird auch in den Stall geführt, wo er mit großem Interesse dem Melken der Kühe zusieht. Nachdem das Melken beendigt ist, fragt er treuherzig:

„Kann ich jetzt auch einmal bei der Kuh den Hahn aufdrehen?“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 15

15. April 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Vater und Tochter

Die 18jährige Kriegsfreiwillige Viktoria Savs mit ihrem Vater, dem Zugführer Peter Savs aus Meran, auf einem Posten in 2400 Meter Höhe an der Dolomitenfront.



A. J. Gutschkoff,
der Kriegsminister der neuen russischen Revolutionsregierung, der zum Zaren reiste und von ihm die Abdankung forderte.

Briefe an die „Berliner Illustrirte" III.

Die Wüsten-Bar

Von Christian Bouchholtz



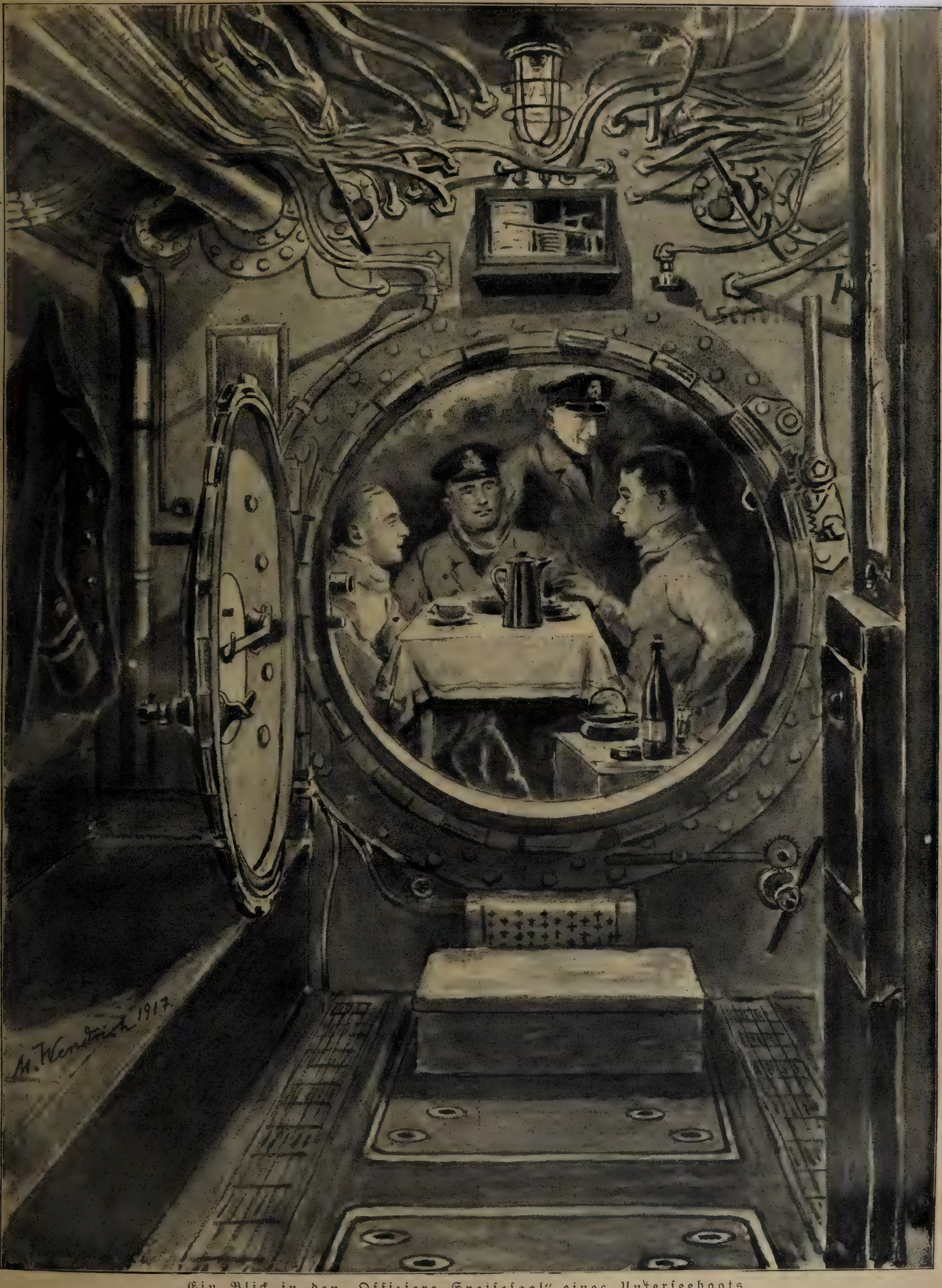
Kerenski,
der vielgenannte, erst 36jährige, jetzt so mächtige neue Justizminister in Rußland, der die Revisionistenpartei der Sozialdemokraten in der neuen Revolutionsregierung vertritt.

Gestank und Pestilenz! Also bin ich wohl richtig. Die Orientierung ist nicht mehr so leicht in dieser weiten Wüste. Es ist schon letzte Dämmerung. Und ich will zum Flieger-Lager, in der Fliegerkantine diverse Sachen einkaufen: wollene Strümpfe, Zigaretten, Schokolade, Taschentücher. Ich weiß, es geht über einen Kamelfriedhof zum Fliegerlager. Und der Friedhof kündet sich mit Gestank an. Also bin ich richtig. Dort der Horizont der Wüste: eine Stulle mit Himbeermarmelade beschmiert. Ein letztes Oval Abendröte. Daran leckt eine hoch am Mast wimpelnde deutsche Flagge — richtig, da liegt der Flugplatz. Umrahmt von Baracken und Zelten. Hochgewölbte Hallen kuscheln sich in der Dämmerung: die Ställe für die eisernen Vögel des Wüstenkriegs. Zu Reih und Glied kanten sich wohlausgerüstete Reihen breitspuriger Mannschaftszelte mit matten Zeltfensteraugen in die sinkende Nacht. Vorbei an zwei flugbereit stehenden Fokkern — den wachsamen Hofhunden der ambulanten Soldatenstadt; ein türkischer Posten geht davor auf und ab. „Achtung, Ihr englischen Flieger! Sie beißen!" — — — „Kamerad, wo ist Eure Kantine?" — „Kantine gibt's nicht. Bar." — „Also, wo ist Eure Bar?" — „An den Zelten Nr. 5." — „Danke. Servus." Sowas Vornehmes! „An den Zelten!" „Nr. 5!" — Entschieden, diese Flieger sind ein vornehmeres Geschlecht. Gegen uns sind sie „Kavaliere" und „Ritter". Und gegen sie sind wir Landknechte, wir andern. Sogar ein Stück Maschinerie, nichts weiter. Sie aber sind die Nachfolger der alten kampflustigen Ritter; ihre Tourniere gehen noch von Mann zu Mann, nur auf dem neuen Boden — losen Boden der Luft, auf der Arena der Wolkenlandschaften, Kampftourniere im Azur! Nur bei diesem vornehmen Soldatengeschlecht haben sich chevalereske Allüren aus längst entschwundenen Zeiten gerettet, die bei der Infanterie und den Bumsern unmöglich wären. Ich denke an die Kränze, die ein deutscher Flieger dem gefallenen Gegner Pégoud oder die englischen Flieger ihrem gefallenen „ritterlichen Gegner" Immelmann spendeten . . . Zur Allüre gehört auch der Komfort. Und sie haben ihn. Ich behaupte sogar, daß diese Bar der Wüstenflieger bei weitem die letzten Berliner Bar-Raffinements übertrumpft, als da waren (zu seligen Friedenszeiten): Schlafzimmer-Dämmerlicht-Effekte, oder von unten erleuchtete Glastische oder Bars, die morgens 6 Uhr erst öffneten oder solche, die morgens 7 Uhr Kabarettvorträge gewitzten Inhalts servierten . . . . Mein Gott, solche Sachen! . . . Ich leuchte mit der elektrischen Taschenlampe diverse Plakate ab, die die kleine Flieger-Zeltstadt orientieren. Wegweiser mit prachtvollen Ueberschriften: „Hindenburgplatz" — „Wolkenavenue" — „Amöben-Gäßchen" (der Soldatenwitz meint damit das Revier, in dem die meisten Kranken, ja Durchfallkranke sind). Und da — „An den Zelten!" —



Erzherzog Josef, der Führer der verbündeten Karpathentruppen, auf einem Inspektionsgang zu den Stellungen.
Phot. Ung. Photopr. Büro.

Ein Extra-Bretterhäuschen im Bruno-Paul-Stil, höchst feudal gebaut: die Bar. Hell erleuchtet! Elektrische Birnen natürlich (oder ist's nicht so natürlich in der



Ein Blick in den „Offiziers-Speisesaal“ eines Unterseeboots

Die Offiziere eines unserer erfolgreichsten U-Boote in ihrer Messe.

Zeichnung von Lt. d. Seewehr Wendrich.



Graf Felix von Luckner,
der Kommandant des deutschen Hilfskreuzers „Seeadler", dessen große Erfolge bei Trinidad gemeldet wurden. Phot. Urbahns.

Wüste?). Davor Beete von Kakteen und Aloes, dick aus der Erde ragend wie Schulterblätter von Elefanten. Und am Eingang sitzen Musikanten. Oesterreicher. Eine ungarische Kapelle. Der Primgeiger in Feldgrau zupft an den Saiten und hält die Geige ans Ohr. Probiert. Drinnen bunt, fabelhaft bunt! Kameraden in gelbem Khaki, in grünem „Feldgrau", Montöre in blauen Kitteln. Die Wände weiß. Hinter dem Bartisch hoch aufgestapelt wie ein Dom — Batterien von Schnäpsen, roten, giftgrünen, gelben, schwarzen. Darüber das rot-grüne Bildnis des Sultans. Links an der Wand der Kaiser, von Palmblättern umrahmt, rechts an der Wand der alte Kaiser Franz Josef, über der Tür der Sachsenkönig, — übrigens richtet sich der „Vierte im Bund" der Monarchen natürlich nach der jeweiligen Staatszugehörigkeit des „Alten". Und der „Alte", das ist natürlich der Chef, der Herr Hauptmann. Man schüttelt sich die mehr oder weniger sauberen Vorderflossen. „Was wünschen Sie, mein Herr?" fragt der Mixer. — Ich setze mich auf einen hohen Barschemel und staune immer weiter über die Vornehmheit des Geschlechts der Flieger. Hier sagt man sich also noch „Sie".— „Was habt Ihr zu verkaufen?" — Barmixer zündet sich eine Zigarette an: „Zunächst, was die Hauptsache ist, Bier. Ein wundervolles, herrliches, großartiges Münchener Bier



Auf Deck des Unterseeboots: Ausguck vom Turm nach dem Feind
Zeichnung von Lt. der Seewehr Wendrich



Im Innern des Unterseeboots: Blick in den Maschinenraum.
Zeichnung von Lt. der Seewehr Wendrich.

— kein Karamelbier, bitte — ein schwarzes, süßes, dickes, durstlöschendes, prickelndes, wonniges, fabelhaft schäumendes Bier. Wenn man nur dran denkt, läuft einem das Wasser im Mund zusammen. Das ist zuerst zu haben. Aber nicht für Sie. Denn Sie sind nicht Flieger. Und andere Formationen bekommen von unserem Bier nichts ab. — Sodann: Schokolade, herrliche Milchschokolade, von der ich Ihnen auch nichts abgeben darf. Türkische Zigaretten, die hinschmelzen wie Sahne und von denen man ganze Ketten rauchen kann, ohne nervös zu werden. Ach so. Die sind aber alle. — Sodann eingemachter Schinken, saftig und frisch." — „Ich nehme eine Büchse." — „Sie nehmen keine Büchse, darf keine abgeben. Tut mir leid. Nur für Flieger. Und sehen Sie das schöne eingemachte Obst? Amerikanische Wunderaprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Pflaumen?"

„Nehme ich. 4 Büchsen." — „Nur für Offiziere." — „Na, — aber —"

„Strümpfe können Sie haben, schöne seidene, mit roten Sternen besät, Kölnisch-Wasser, Patentknöpfe, Hosenträger — —"

Indes spiele ich mit der Schnapskarte.

Kinder, gibts darauf Sensationen:

„O, diese Luftschiffer!" — „Wüsten-Mischung." — „Eingemachte Propeller." — „Englischer Flieger in Spiritus." Und das sind Mischungen, von denen Berlin keine Ahnung hat. (Fortsetzung folgt.)



Oberst v. Lettow-Vorbeck,
Kommandeur unserer seit 2½ Jahren gegen eine Uebermacht kämpfenden Schutztruppe in Ostafrika.
Phot. Noack.

Soldaten-Humor

Aus den Kriegszeitungen unserer Feldgrauen



Soldaten-Humor aus den Kriegszeitungen unserer Feldgrauen: Der Kriegsrat.
Zeichnung von P. Meyer aus der „Liller Kriegszeitung".



Triffst oder triffst net!

Schützen-Scheibe von Unteroffiz. A. Paul Weber aus dem „Scheinwerfer" (Beilage zur Zeitung der 10. Armee.)



Liller Straßenbild: Besprechung der politischen Lage.
Zeichnung von Arnold aus den Kriegsflugblättern der „Liller Kriegszeitung".



„Von den Russen erobertes großes deutsches Geschütz: Es steht z. Z. in Wtschwyschwetschky und erregt dort das allgemeine Staunen der Bevölkerung."
Zeichnung von Arnold aus der „Liller Kriegszeitung".

Ueberall, wohin deutsche Soldaten kommen, kommt auch unser Verbündeter, unser zuverlässiger, lieber Verbündeter, der so wenig von sich reden macht und so hilfsbereit in Gefahr und Not, in Nacht und Nebel, in Regen und Schnee zur Hand ist — der Humor! Als ein rechter Kamerad zieht er mit in die Schützengräben — in die Unterstände und Notquartiere, und muß es sein, auch ins Lazarett. Ueberall und unerwartet ist er da, hilft, wo er kann, ist bei den Fröhlichen und bei den Nachdenklichen, bei den Kecken und bei den Zaghaften. Er packt nicht sehr zart zu, der Humor unserer Soldaten, er ist gewiß ein derber Gesell, aber er verletzt nie, er verspottet auch niemals die Gegner — im Gegensatz zu seinen feindlichen Vettern. Der deutsche Soldatenhumor bleibt hübsch bei den Seinen; mit großartiger Freiheit glossiert er das Denken, Tun und Treiben unserer Soldaten im Felde . . . zur größten Freude der Betroffenen. Zuhause glaubt man meistens, man sollte Scherze über das Leben im Felde, in den Schützengräben lieber unterdrücken. Ganz falsch! Unsere Feldgrauen wissen ganz genau, daß eine nett verzerrende Glosse, eine witzige Schnörkelei, die von den oft drastischen Lebenslagen im Kriege erzählt, ihrer Persönlichkeit keinen Abbruch tut. Ja, sie sind die ersten, die mit guter Laune



Jung-Frankreich in Lille: „Gloria, gloria — gloria Viktoria! miet ers und and — fürs Vaterland — fürs Va—ter—land!"
Zeichnung von F. Breest aus den Kriegsflugblättern der „Liller Kriegszeitung".

Soldaten-Humor

Aus den Kriegszeitungen unserer Feldgrauen



Soldaten-Humor aus den Kriegszeitungen unserer Feldgrauen:
Kommt ein Vogerl —



— geflogen . . . .
Zeichnung vom Soldaten Heinemann aus der „Champagne-Kriegszeitung“.

Witze über sich selbst machen. Der strenge Dienst, die ständige Anspannung aller Sinne und die dauernde Gefahr erfordern geradezu eine Ablenkung; kein Wunder, daß die Soldaten da zuerst sich selber betrachten, sich ein wenig schief ansehen . . . und in hundert Gefahren, die sie erdrücken wollen, ein herzhaftes Lachen finden! Mit Recht haben die Feldzeitungen, diese wahren Spiegel deutschen Soldatenlebens, den feldgrauen Humor von Anfang an gepflegt; aus den nachdenklichen, witzigen, derben und auch schnodderigen Betrachtungen der Feldsoldaten, in Form von Anekdoten, kleinen Erzählungen und Dialogen, ergibt sich ja ein außerordentlich lebendiges Bild von dem Fühlen und Denken unserer Feldsoldaten. Aber auch von den unermeßlichen Leiden, Strapazen und den Schwierigkeiten



Der Horchposten.
Zeichnung von Gestwicki aus dem „Champagne-Kamerad“ (Feldzeitung der 3. Armee).

jeder Art, die da witzig paraphrasiert sind. Besonders ist es die rühmlich bekannte Liller Kriegszeitung, die in jeder ihrer Nummern eine Reihe gelungener Scherze bringt, die im Felde entstanden sind. Gutmütig sind sie meistens, treffend, ohne durch Schärfe



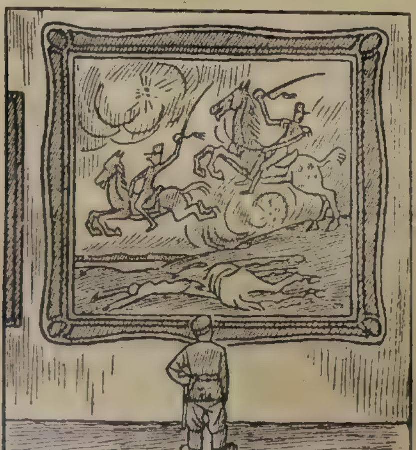
Sonntag hinter der Front.
Zeichnung von P. Meyer aus der „Liller Kriegszeitung“.



Seit langer Zeit — die erste Maid — wie dieses doch das Herz erfreut!
Zeichnung von P. Meyer aus der „Liller Kriegszeitung“.

zu verletzen. Vieles läßt sich zur Psychologie des neuen deutschen Soldatenwitzes sagen, und es werden gewiß späterhin tiefgründige Abhandlungen über dieses interessante Thema veröffentlicht werden. Aber alle Betrachtungen wecken nur die Begier, ihn selbst kennen zu lernen, diesen guten, wackern Kameraden, den feldgrauen Humor, nicht wahr? Drum soll er selber zu Worte kommen. Hier eine kleine Auslese aus der Liller Kriegszeitung — ohne Kommentar, ohne weitere Betrachtung!

Der unvorsichtige Feind. Seit einer Stunde lag die Kompanie im Feuer der feindlichen schweren Artillerie, die sich offenbar vorgenommen hatte, den Schützengraben „auszuräuchern“. Bisher war die ganze Schießerei völlig erfolglos gewesen,



...ätt'n ma ja amal a französische Offensive!“



„Merssi, Madamm!“



„A wott sanktee Mossjö!“



„Die damischen Ritter, die langweiligen.“

Im Museum der besetzten Stadt.
Zeichnungen von Arnold aus der „Liller Kriegszeitung“.



Der Krieg im Hochgebirge: Oesterreichisch-ungarische Soldaten beim Hinaufschaffen von Geschützen auf einen Berggipfel. Phot. Leipziger Presse-Büro.

nun eben schlug eine Granate dicht vor dem Graben ein und beschädigte einen Unterstand. Mit mißbilligendem Kopfschütteln nach dem Feinde hin bemerkte einer der Bewohner: „So eine Unvorsichtigkeit! Die da drüben werden es noch so lange treiben, bis mal ein Unglück passiert. Und dann ist es natürlich zu spät!"

Der verdächtige Vogel. Unseren Feldgrauen ist bekanntlich das eigenmächtige Requirieren streng verboten. Besonders Hühner und Enten müssen der Eier wegen geschont werden. Nur ein gefiedertes Wesen ist vogelfrei: die Brieftaube. Trifft nun ein Leutnant einen seiner Leute beim Rupfen eines erstaunlich großen Viehes und fragt nach der Herkunft, so kommt todsicher die Antwort: „Briefente, Herr Leutnant."

Unbekannte Gegend. Ein Kriegsfreiwilliger, von einem Offizier nach einer in der Nähe befindlichen Ortschaft befragt, gab mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt zur Antwort: „Verzeihen, Herr Leutnant, ich bin selbst fremd hier!"

Unser Landsturm! „Weeßte, Anton, so 'ne Herrenpartie ohne Muttan is ja janz nett, aber es werd eenem doch allmählich etwat länglich! Die jute Olle! Als ick abrickte, hat se mir noch, um mich een besonders Verjnijen zu machen, den Hausschlüssel heimlich in de Manteltasche jestochen!"

Die Artillerie-Beobachtungsstelle. „Du, eben muß der Bierzug angekommen sein — der Fesselballon geht 'runter!"

Beim Schippen. „Nur immer feste, Doktor; das Ei des Kolumbus ist auch nicht an einem Tage gelegt worden."

Der Urlauber. Ein Landsturmmann, der von einem zehntägigen Heimaturlaub zurückkommt, ruft beim ersten Betreten des Schützengrabens aus: „Na, Gott sei Dank! Da wär'n mer ja mal wieder daheeme!" K. E.



Phot. U. P. B.

Die Märchenwelt des Fliegers:
Eine vom Flugzeug aus gemachte Aufnahme eines Wolkenmeeres mit den herausragenden Felsgipfeln im österreichisch-italienischen Kriegsgebiet.

VON DEN BÜHNEN



Ferdinand Bonn in drei interessanten Masken an dem Einakter-Abend des Künstlertheaters in Berlin. Bonn als Graf Arpad in Schnitzlers „Komteß Mizzi“.



Bonn als bayerischer Landtagsabgeordneter in Ludwig Thomas „Erster Klasse“.



Bonn in der Titelrolle von Wedekinds Einakter „Der Kammersänger“.
Phot. Zander & Labisch.

Die Maske des Schauspielers

Die Fortschritte in der modernen Bühnenbeleuchtung haben nicht nur eine völlige Umgestaltung des Ausstattungswesens und besonders der Dekorationsmalerei bedingt, sie haben auch mit der landläufigen Art des „Maske-machens“ gründlich aufgeräumt. Die Zeiten, da der Schauspieler mit ein paar groben Schminkstrichen sich den Charakter einer Rolle anmalen konnte, sind längst vorüber. Dieses Verfahren aus der Zeit der seligen Gas-Rampen-Beleuchtung hält den grellen elektrischen Scheinwerfern von heute nicht mehr Stand. Der Schauspieler von heute muß, wenn er Maske machen will, sich auf Bildhauerei verstehen. Nicht nur die Dekorationen sind plastisch geworden, auch — die Schminke.





Aus der Aufführung von Franz Molnars neuem Bühnenspiel „Fasching“ in den Kammerspielen in Berlin.
Leopoldine Konstantin und Raoul Aslan. — Else Eckersberg und Johannes Riemann.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.30 Mk. vierteljährlich (5.20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

6. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Noch mußte Gunde sich gedulden. Das entscheidende Wort konnte nur vom Herzog kommen, und der war wenig zugänglich. Prinz Albert wollte ihn im Oktober überfallen; da feierte der hohe Herr seinen fünfzigsten Geburtstag, eine passende Gelegenheit zu allgemeiner Amnestie. Wenn man ein paar hundert Strolche aus dem Gefängnis entließ und alle politischen Sünden verzieh, konnte man auch in einer Herzensangelegenheit Gnade walten lassen. Gunde war einverstanden. Dieser fünfzigste Geburtstag wurde zu einem festen Punkt, von dem die Weiterbewegung ihres Lebens ausgehen sollte. Inzwischen mühte sie sich ab, den maßgebenden Persönlichkeiten zu gefallen. Der Herzog selbst, eine herbe Natur von starkem Pflichtbewußtsein, hatte sie gelegentlich die „feine Kleine" genannt. Jungen Damen stand er mit einer gewissen Fremdheit gegenüber und schuf für sie eine eigene Formensprache, die sich immer auf gewisse Aeußerlichkeiten bezog. Liebevoll und gütig war stets seine sehr viel jüngere Gemahlin, aber ohne Einfluß auf den Gatten. Dagegen galt die Herzogin-Mutter als die Egeria des Hofes; den Sinn für einlenkende Diplomatie brachte sie aus dem Vaterhause mit. Gunde hatte sie leicht gewinnen können; sie war einmal mit ihr und der Prinzessin Friederike nach dem Olgaheim gefahren, dem von der Herzogin-Mutter begründeten Waisenhaus, wie man sagte, dem größten und schönsten in ganz Europa, und tat nun so innig interessiert für das Unternehmen, daß die greise Fürstin sie zur Mitkuratorin ernannte. Von da ab kam Gunde häufiger mit der alten Dame zusammen, entwickelte eine große Emsigkeit in der Fürsorge für die Waisenkinder, hatte oft neue Vorschläge, die gut gefielen, und wußte ihrer Tätigkeit auf diesem Gebiete eine so idealistische Fassung zu geben, daß die Herzogin-Mutter ganz glücklich war.

Kühl blieb das Verhältnis Gundes zur Prinzessin Friederike. Bei ihr kam sie nicht weiter. Die Prinzessin schien mit ihren kalten, suchenden, keinerlei Empfinden und Begehren verratenden Augen die Beobachterin bleiben zu wollen. Seit Einsetzen der Gesellschaftszeit hatten gottlob die Vorlesungsabende aufgehört. Aber der Blick Friederikes fand Gunde auch in der Menge der Gäste. Er traf sie zuweilen wie ein entkleidender Blitz; er hatte etwas Unsinnliches und doch auch wieder etwas, was aufstörend in das Blut des Mädchens floß. Sie gestand sich zu: sie hatte eine gewisse Furcht vor der Prinzessin. Diese große Dame vergaß sich nie oder doch nur, wenn sie wollte; wenn sie plötzlich ein derbes Studentenwort in die gewählte Unterhaltung warf. Sie war zu Gunde immer von derselben herablassenden Freundlichkeit, doch ohne jede Wärme. Alles an ihr war von einer merkwürdigen inneren Gestaltlosigkeit.

Trotzdem gab Gunde die Hoffnung nicht auf, auch ihr näher treten zu können. Sie wollte unter allen Umständen erreichen, was erreicht werden konnte, sofern der Prinz fest blieb. Und dessen war sie sicher. Sie liebte Albert mit bewußtem Egoismus, liebte das ewig Männliche in ihm, aber mit einem Hinterhalt von Eigennutz, der an sich gewiß nichts Schlechtes war. Der Mann sollte völlig zum Inhalt ihres Lebens werden. In ihrer Zweckvorstellung verband sich mit einer Unterwerfung in der Liebe zugleich ein Gefühl köstlichster Freiheit. Allerhand Möglichkeiten schwebten ihr vor: zunächst die Sicherung ihres Selbst auf guter gesellschaftlicher Grundlage. Auch als Gräfin Ebenau war sie die Gattin eines Prinzen aus regierendem Fürstengeschlecht und nahm eine vornehme Stellung ein. Sie hatte auch nichts dagegen, wenn Albert sich zu der preußischen Garde versetzen lassen wollte. Ein paar Jahre Berlin oder Potsdam waren gewiß nicht zu verachten. Aber ihre Sehnsucht blieb doch immer wieder Leßwangen, die rheinische Herrschaft. Sie dachte es sich wundervoll, da gebieten zu können: als Schloßherrin, als Landedelfrau, in der Stille und doch auch wieder in einem Dasein fröhlicher Geselligkeit, das mit winterlichen Reisen nach dem Süden wechseln sollte. Das alles kam voll in ihr zur Empfindung, und es war nichts Böses dabei, nur ein starker Glückshunger und eine ausgeprägte Subjektivität, und es war immerhin ein Gewinn ihres Selbstlebens, daß die Liebe das Kleinmenschliche vertiefte. — —

Es ging schon auf den Frühling, der Schnee war geschmolzen, und in dem Park des Wittumshauses begann langsam die Natur zu erwachen, als Gunde eines Tages an das Telefon gerufen wurde und die Stimme Brandts vernahm. Er bat um die Erlaubnis, sie in einer wichtigen geschäftlichen Angelegenheit besuchen zu dürfen. Gunde war am Nachmittag dienstfrei und antwortete, daß sie ihn zwischen fünf und sechs erwarten würde.

Sie hatte Brandt im Laufe des Winters nur gelegentlich flüchtig gesehen und ängstigte sich ein wenig vor dieser geschäftlichen Unterredung. Handelte es sich wieder um die Grundstücksankäufe in Augustenhof? Sie hatte versucht, den Prinzen mit großer Vorsicht über die Absichten der Regierung auszuhorchen. Doch er wußte wenig. Von Herrn von Hasselriede hieß es, daß er politisch auf dem Boden seines Vorgängers stehe und eigentlich nur sein Fortsetzer sei. In der Kammer war der Antrag über die Kasernenbauten noch nicht erneuert worden; auch die Zeitungen, die Gunde mit eifrigem Dilettantismus verfolgte, brachten nichts darüber. Nur eine kurze Notiz hatte einmal darauf hingewiesen, daß die Frage in der neuen Sitzungsperiode wieder angeschnitten werden sollte. Die Wahlen standen bevor, und man hoffte wohl auf eine erhöhte Mehrheit für die Regierung.

Brandt fand sich pünktlich ein: unverändert, elegant wie immer, mit heiterem Gesicht und zurückhaltender Liebenswürdigkeit. Er bewunderte zunächst die Einrichtung des Pavillons, sagte Gunde ein paar schmeichelhafte Worte über ihre bei Weingärtner ausgestellten Bilder, sprach leichtflüssig von diesem und jenem und warf dann unvermittelt die Frage ein:

„Kennen Sie Herrn von Hellsted, gnädiges Fräulein?"

Gunde entsann sich seiner. Er war ein eingewanderter Däne aus gutem Hause, ohne festen Beruf, aber von Unternehmungsgeist, der sich an allen möglichen Geschäften beteiligte, und dessen Name vielfach als Mitbegründer und Aufsichtsrat bei Aktienunternehmungen wiederkehrte. Er galt für sehr wohlhabend, besaß eine mit reichen Sammlungen gefüllte Villa vor dem Frankfurter Tore und hatte eine schöne Frau, die Tochter eines verstorbenen Obersten von Isbert, der einmal Adjutant des Herzogs gewesen war. Durch sie kam er sofort in die Gesellschaft hinein, die sich in letzter Zeit aber allmählich von ihm zurückgezogen hatte, weil allerhand Unliebsames über seinen Lebenswandel und seine wenig erfreuliche Ehe durchzusickern begann.

„Was ist mit Herrn von Hellsted?" fragte Gunde.

„Er stört uns," erwiderte Brandt ruhig. „Uns, sagte ich, nicht mich, gnädiges Fräulein — aber wir gehören ja doch zusammen, wir zwei."

Der Ton, in dem er sprach, war sanft und gelassen, berührte Gunde aber trotzdem unangenehm.

„Aehnliches haben Sie mir schon einmal gesagt, Herr Konsul," erwiderte sie, absichtlich ohne Erregung, doch mit leicht ironischem Beiklang in der Stimme. „Es ist mir nicht ganz verständlich, aber da wir zeugenlos sind, stört es mich nicht weiter."

Er saß vor ihr und verneigte sich nun höflich.

„Es ist kein Zwang dabei, nur eine gewisse Notwendigkeit," entgegnete er. „Sie brauchen auch keine Furcht vor der Eigentümlichkeit dieser Verbindung zu haben, gnädiges Fräulein — im Gegenteil, sie soll Ihnen eine gewisse Sicherheit geben."

„Ich spüre noch nichts davon, Herr Konsul."

Ein gefälliges Lächeln ging über sein Gesicht. „Das bedauere ich, widerspricht aber nicht meiner Ansicht. Ich stehe noch immer fest, verehrte Gnädige, und wenn Sie Veranlassung nehmen wollten, sich bei irgendeinem Auskunftsbüro nach den Gebrüdern Brandt zu erkundigen, so würden Sie ein glänzendes Zeugnis erhalten — das ist zweifellos. Versuchen Sie es — tun Sie es — es wäre auch für mich ein unangenehmes Gefühl . . . Und nun lassen Sie mich zur Sache kommen."

„Bitte," sagte sie kühl.

Er hatte eine Saffianmappe bei sich, aus der er eine Anzahl zusammengehefteter Papiere zog.

„Sie entsinnen sich," begann er von neuem, „daß Ihr Herr Vater auch einmal mit Bornemann in Mannheim in Geschäftsverbindung getreten ist — ich sprach Ihnen davon. Er hat sich von ihm überreden lassen, sich an

der Umwandlung der Mannheimer Fahrzeug-Fabrik G. m. b. H. in eine Aktiengesellschaft zu beteiligen — an sich kein übles Unternehmen, das aber in letzter Zeit etwas zurückgegangen ist und infolgedessen keine Dividende gezahlt hat. Einer der Aktionäre ist nun Herr von Hellsted, und dieser Unglücksmensch hat herausbekommen, daß sich bei dem Gründungsakt ein Fehler eingeschlichen hat. Das Grundkapital betrug anderthalb Millionen, die nach dem Aktiengesetz bar eingezahlt werden mußten; es wurden aber an Stelle einer halben Million Papiere hinterlegt, unter denen sich auch eine Anzahl Bergwerkskuxe Ihres Vaters befinden, die heute nur noch die Hälfte ihres nominellen Wertes repräsentieren. Derlei kommt ja oft genug bei Gründungen vor, und gewöhnlich kräht kein Hahn danach. Nun schlägt aber Herr von Hellsted Radau. Aus Aerger — weil er vielleicht ein glänzenderes Prosperieren erwartet hat —, möglicherweise auch nur aus Querelsucht, denn er ist ein ekelhafter Kerl. Jetzt handelt es sich darum, die Angelegenheit schleunigst zu ordnen, ehe der Staatsanwalt eingreift. Bornemann, der ja doch meine Verbindung mit Ihrem Vater kannte, hat mir die nötigen Unterlagen zugesandt. Die meisten Papiere sind bereits gegen bar umgetauscht worden, nur die Kuxe sind noch zu begeben. Soll ich die Angelegenheit für Sie in die Hand nehmen?"

Gunde strich sich über die Stirn.

„Herr Konsul," erwiderte sie, „Sie können mich totschlagen, wenn ich eine Ahnung von allen diesen Dingen habe. Sie müssen mir das näher erklären."

Brandt tat dies. Er zeigte ihr die Abschriften des Gründungsprotokolls und der Zustimmungsurkunde des Aufsichtsrats, in denen wahrheitswidrig die bare Einzahlung des Aktienkapitals bestätigt wurde, zeigte ihr auch den Protest des Herrn von Hellsted und das Einverständnis der Generalversammlung zu einer nachträglichen Ordnung und schließlich die entsprechenden Paragraphen im Handelsgesetzbuch, die jede Hintergehung der Vorschriften mit Strafe belegen.

„Ihr Herr Vater ist ja nun tot," fuhr er fort, „und es dürfte die Frage sein, ob Sie als seine Erbin in diesem Falle regreßpflichtig gemacht werden können. Unter allen Umständen aber würde ich an Ihrer Stelle zu vermeiden suchen, daß sich die Oeffentlichkeit mit Ihrem Vater beschäftigt. Sie werden mich verstehen, gnädiges Fräulein . . ."

Natürlich verstand sie ihn, und besser, als er ahnen konnte. Sie dachte auch an ihren Prinzen und die erhoffte Verbindung mit ihm, und eine jähe Angst griff in ihr Herz.

„Selbstverständlich, daß alles getan werden muß, den guten Ruf meines Vaters nicht zu schädigen," sagte sie. „Glauben Sie, daß Herr von Hellsted den Mund halten wird, wenn die Sache geordnet ist?"

„Er muß es, da die Generalversammlung sich einverstanden erklärt hat. Ueberdies ist er in Italien. Er liegt in Scheidung mit seiner Frau und will das Ergebnis im Auslande abwarten."

„So haben Sie die Güte, sich der Angelegenheit anzunehmen. Ich weiß, dazu bedürfen Sie einer Auffüllung meines Kontos. Es ist wahrscheinlich längst überschritten. Ich habe noch keine Jahresabrechnung bekommen."

„Weil ich das für unnötig hielt, gnädiges Fräulein. Ich bin auch gern bereit, Ihnen weiteren Kredit zu bewilligen, aber — Vergebung, wenn ich das offen ausspreche — ich fühle mich ein wenig verletzt, daß Sie mir Ihr Vertrauen entziehen."

„Inwiefern?"

„Sie haben der Landesbank ein größeres Depot gegeben, obwohl es bei mir ebenso sicher aufgehoben ist."

Eine leichte Röte huschte über das Gesicht Gundes. „Es ist richtig, daß ich das tat," sagte sie hastig. „Es ist mein letztes. Herr Konsul, ich verstehe ebensowenig von Geschäften wie mein armer Vater. Ich wollte das kleine Kapital, das mir als Erlös der Hinterlassenschaft verblieb, in Staatspapieren anlegen."

„Die hätte auch ich Ihnen besorgen können. Jedenfalls bitte ich begreifen zu wollen, daß ich eine Unterlage haben muß, wenn ich Ihnen helfen soll. Die Kuxe stehen niedrig im Kurse, können indes wieder steigen. An der Rentabilität der Aktiengesellschaft ist ebensowenig zu zweifeln. Verloren geht nichts. Und was die Hauptsache ist: ich habe aus Exzellenz Hasselriedes eigenem Munde gehört, daß der Antrag, Augustenhof in ein Kasernenviertel zu verwandeln, schon in der ersten Sitzung der neuen Session auf die Tagesordnung kommen wird. Unser Weizen blüht also."

„Ich werde keine Freude an der Ernte haben," sagte Gunde.

„Liebes gnädiges Fräulein, bleiben wir doch im Zusammenhang mit der Wirklichkeit! Sich an Sentimentalitäten binden zu wollen — verzeihen Sie, das wäre in unserm Falle eine Albernheit. Wir haben ein festes Gesamtziel, und die Moral bei der Sache geht aus unserem Leben hervor. Wir helfen uns selbst und schädigen nur etwas Wesenloses, einen fatalen Begriff, keinen einzelnen. Im übrigen: wir können nicht mehr zurück."

Gunde ni kte. „Das ist das Entscheidende. Also was soll ich tun?"

„Lassen Sie Ihr Depot von der Landesbank auf die Gebrüder Brandt überweisen! Dann will ich zunächst die Angelegenheit mit der Aktiengesellschaft ordnen — ohne Ihre Papiere anzugreifen. Sie bilden nur die Basis für den Kredit, den ich Ihnen gewähre. Es geht wirklich nicht an, daß Sie mit doppelten Karten operieren, wo wir gezwungen sind, zusammenzuarbeiten. Wir haben nun einmal einen gemeinsamen Standort und müssen gemeinsam handeln. Ich sagte Ihnen schon: ich stehe fester als je. Der Winter hat mir große Erfolge gebracht. Seit gestern bin ich auch Hofbankier Seiner Hoheit des Prinzen Albert."

Sie zuckte leicht mit dem Oberkörper. Nun schwankte sie nicht mehr. Sie ging an den Schreibtisch und warf ein paar Zeilen auf das Papier, steckte es in die Hülle und adressierte.

„Werfen Sie den Brief in den nächsten Postkasten, wenn ich bitten darf!" sagte sie. „Er betrifft die Ueberweisung meines Depots an Ihre Firma."

Der Konsul erhob sich. „Danke. Das ist also ab-

gemacht. Meinen Glückwunsch, gnädiges Fräulein. Sie sind eine Hochfliegerin und haben die Schwungkraft dazu. Sie stellen sich der Welt gegenüber und fassen sie gleich als ein Ganzes. Es steckt eine erstaunliche Energie in Ihrem blonden Mädchenkopfe und Ihren kleinen Händen. Auch deshalb wünsche ich Sie nicht zu verlieren. Ich spreche das offen aus. Ich weiß, was Sie wollen, und weiß, daß es nichts Unerreichbares für Sie gibt."

„Was wissen Sie?"

Durch seine hellen Augen flackerte ein Licht lustiger Schläue. „Prinz Albert," fuhr er fort, „spricht mit großer Herzenswärme von Ihnen."

„Hat sich der Prinz mit Ihnen über mich unterhalten?" fragte sie und versuchte vergeblich, dem Blutzufluß in ihren Wangen zu wehren.

„Ich konnte letzthin zu öfterem mit ihm plaudern — es machte sich so inmitten der geschäftlichen Erledigungen. Und immer wieder — ja, immer wieder brachte er die Unterhaltung auf Fräulein Gunde von Berg. Selbstverständlich, daß mich das interessierte. Selbstverständlich auch, daß ich mir darüber meine Gedanken machte. Ich kombiniere gern —"

„Aber zuweilen falsch," warf sie ein und wandte sich ab.

„In Leßwangen wird die Zimmerflucht modernisiert, die Herzogin Marie bewohnt hat, des Prinzen Mutter."

„Es wird nötig geworden sein, lieber Konsul."

„Darf ich nicht Brücken über gegebene Möglichkeiten spannen, damit die Wahrscheinlichkeit sie passieren kann? Fassen Sie die Modernisierung der Frauengemächer in Leßwangen als Symbol auf! Auch Symbole dienen zuweilen unabweisbarer Wahrheit."

„O Sie Schönredner!" rief Gunde. „Wie soll ich mich in Ihren Phrasen zurechtfinden?"

Er lachte. „Das ist Ihre Sache. Phrasen sind ja immer nur Umschreibungen."

„Können aber auch falsch aufgefaßt werden."

„Wenn ein Unrechter sie hört. Dann wäre es Klatsch, und ich klatsche nicht. Das ist gegen die Tendenz meiner Lebensführung."

„Adjö," rief Gunde und gab ihm die Hand.

„Fest bleiben," sagte er und verneigte sich tief. „Zielsicherheit ist schon halber Gewinn."

Er wollte gehen. Sie hielt ihn indes noch zurück.

„Eine Bitte, Herr Konsul," begann sie stockend. „Sie haben sich mir rückhaltlos vertraut. Und es ist Wahres daran: Sie haben mich dadurch zu Ihrer Verbündeten gemacht. Verbündete haben ein Anrecht auf Offenherzigkeit. Ich bin damals — damals — Sie wissen — mit heftigem Widerwillen gegen Sie heimgekehrt."

„Quittiere dankend," entgegnete er, und ein seltsamer Blick streifte sie.

„Das war auch der Grund, den Erlös aus dem Verkauf unsres Hausstands bei der Landesbank zu deponieren statt bei Ihnen. Nicht die Furcht, daß mein bißchen Kapital verloren gehen könnte."

„War auch dabei — zweifellos. Aber weiter."

„Nun die Bitte. Ich möchte Sie wieder mit anderen Augen betrachten können. Als Bankier des Prinzen haben Sie Verpflichtungen zu erfüllen, die sich nicht immer mit — ich brauche Ihre eigenen Worte — mit Ihrem spekulativen Leichtsinn vertragen dürften."

Brandt drückte die Saffianmappe gegen seine Brust.

„Eine Mahnung," sagte er, „eine Mahnung aus holdem Munde. Ich komme mir wie Zarathustra vor, da er auf die Zeichen wartete, daß seine Stunde nahe sei: auf den lachenden Löwen mit dem Taubenschwarm. Und mit dem weisen Alten frage ich: was ist mir gut und böse? Ich bin Hochflieger wie Sie, gnädiges Fräulein — und achte sorglich darauf, daß ich nicht falle. Das ist auch meine Antwort auf Ihre zarte Mahnung. Sie möchten mich mit anderen Augen betrachten können. Warum, frage ich . . ." Er tauchte seinen Blick tief in den ihren . . . „Sollen wir uns verstellen? Sollen wir zwei Komödie voreinander spielen? Das wäre Torheit, weil wir zu gut uns kennen. So gut, daß wir unsre Instinkte ahnen. Wir nehmen unsere Raublust mit uns auf die Höhenflüge. Sie beschwingt uns und ihre Kraft wird unsre Tugend. Wir fallen nur, wenn sie lahm wird. Das wollen wir nicht. Auf Wiedersehn."

Er ging. Gunde blieb in Verwirrung zurück. Das eine Wort Brandts klang noch immer an ihrem Ohr, der Ausdruck „Raublust". Dies Wort war haften geblieben. Was hieß das — und was meinte er damit?

Sie setzte sich und grübelte. Von ungefähr fiel ihr Blick in den Spiegel, und sie sah sich im Glanz des Glases: zusammengekauert, den Kopf ein wenig vorgeschoben, die Augen so leuchtend, als phosphoreszierten sie. Und wie sie so dasaß, verglich sie sich unwillkürlich mit einer schönen Katze, die raublauernd den Sprung verhält.

Da fuhr sie auf und strich mit beiden Händen wütend über ihr Gesicht, um fortzuwischen, was sie ärgerte.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — aar — ber — ber — bu — chen — da — der — dorff — e — e —ei — gau — ge — ge — hab — kle — küb — land — ling — list — lun — mensch — o — o — pa — po — ra — rat — re — ri — san — si — sicht — sper — to — tra — ü — üs — um — wan

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben abwechselnd von oben nach unten gelesen einen Wahlspruch ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Aegyptische Königin, 2. Kreisbeamten, 3. Stadt am Wardar, 4. Wild, 5. Körperteil, 6. Sinn, 7. israelitischen König, 8. berühmten Baumeister, 9. weiblichen Vornamen, 10. Büchergestell, 11. Schweizer Kanton, 12. Vogel, 13. deutschen Dichter, 14. Nietzsches Ideal, 15. Rechtsverdreher.

Rösselsprung.

		e	die	so	ur-		
	e	start	der	treu-	deut-	ben-	
wie	frey-	gen-	ist	zeit	in	und	sche
treu-	noch	gu-	es	fol-	han-	war	e
stav	sie	tag	vor-	von	noch	ge-	ben

Unverlierbar.

Zwei Betriebe der Nahrungsindustrie,
Die gehen uns verloren nie,
Wenn auch von Einschränkung man spricht,
Denn jeder behält sie im Gesicht.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel: Dornen tragen keine Trauben.
1. Dragoman, 2. Olive, 3. Rauschgelb, 4. Nann, 5. Ella, 6. Neger, 7. Turandot, 8. Rakete, 9. Alliteration, 10. Gobi, 11. Ebene, 12. Nepomuk.

Blumenzauber: Fuchs—ia — Fuchsia.

Gleichklang: Schimmel.

Bilder-Rätsel: Der Feige droht nur, wo er sicher ist.

Helft uns siegen!



zeichnet die Kriegsanleihe

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 16

22. April 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Im Innern des Unterseeboots:
Schottenwand, die den Wohnraum vom Minenraum trennt.
Zeichnung von Wendrich, Leutnant d. Seewehr.



Dr. Elisabeth Lüders,
die als erste Frau kürzlich vom Kriegsamt als Regierungsvertreterin in die Reichstagsausschußsitzung über Arbeiterinnenfragen geschickt wurde. Phot. Hänse Herrmann.



Kardinal v. Bettinger †,
Erzbischof von München.
Phot. Jos. Paul Böhm.



Leutnant Frankl †,
Ritter des Ordens Pour le mérite und Sieger in zahlreichen Luftkämpfen.

Briefe an die „Berliner Illustrirte“ IV.

Die Wüsten-Bar
Von Christian Bouchholtz

Die ungarische Kapelle spielt. „Prinz Eugen“. — — Herrlich!! Ich denke daran, wie bei uns der Prinz Eugen von Loewe gesungen wird . . . Langsam und gewichtig, wie ein „Einzug von Ringkämpferinnen“, die ihre Muskeln blähen . . . Hier, flott, eine Polka der Rhythmen-Paradoxia . . . Abwechselnd Vierer-Fünfer-Takt. Und jeder Phrasenschluß ein eigensinniges Aufstampfen, dreimalig, flott, ohne jede Emphase. „Das braust wie Ungewitter“ — dahin — dahin — berückend — Blut, Pulsschlag, Temperament, Puszta-Ausgelassenheit!

„Herr des Teufels, können sie spielen!“

„Bitte noch einen eingemachten Engländer,“ sage ich dem Mixer.

„Gut.“

„Und dann zwei Paar von den Strümp —“

Bumm! schschschschsssssst — — — pautz! — — —

Kinder, hier sitzt man so schön mollig bei Musik mit Schnaps, und da erinnert man sich wieder, daß Krieg ist.

„Englischer Flieger?“ frage ich. Und dabei gewahre ich erst, daß neben dem Mixer eine Gestalt steht, ähnlich den Kreaturen Berlins, die man Bardamen nennt. Wenigstens so bunt wie sie. Ein Barmamsell-Ersatz natürlich nur. Ein bildhübscher Araberbengel (den Fliegern als Kameltreiber zugeteilt), dessen besseres „Ich“ von dem Mixer entdeckt worden ist. Er hat eine himmelblaue halbseidene Bluse und ein locker umgeschlagenes rosarotes Halstuch, daraus erwächst auf schlankem Hals ein kastanienbrauner Kopf mit pechschwarzer Frisur.

„Dumm, wie seine Füß' ist er,“ sagt der Mixer. „Aber er lacht immer. Ich kann die teuflischsten Mixturen hier zurechtbrauen. Wegen seines fidelen Gesichts trinkt sie doch jeder.“

Bumm — pautz — Schüsse!!

„Was ist denn los?“

„Einer von unseren Fliegern ist heut mittag den Engländern nach, die hier photographiert haben. Bis jetzt ist er noch nicht zurückgekehrt. Das Benzin ist ihm ausgelaufen. Denn er bekam einen Schuß durch M. G. oder Fl. A. K. (Maschinengewehr oder Fliegerabwehrkanone) in den Benzintank. Er telegraphierte hierher. Er machte eine Notlandung in der Wüste. Man schickte ihm per Auto Benzin nach. Er muß jetzt jeden Moment kommen. Man gibt Signal.“ Musik. Schnapsbuntheit . . .

Draußen jagen Leuchtraketen empor, abgefeuert mit dem Gongschlag von Schrapnells, zerstieben in Sterne zwischen den Sternen droben . . .

Schlanke phosphoreszierende Stengel warfen sich empor in die Nacht — lustige Ranken aus Leuchtrauch — droben erblühend in giftroten und stechend grünen Feuerblumen — — — Der nachtdunkle Flugplatz ist in ein Beet von leuchtenden Wunderblumen verwandelt, die einem einsamen eisernen Nachtvogel entgegenblühn. — — — Fliegerphotographien werden herumgezeigt. „Englische Fliegerlager . . . da, da, da — siehst Du, eine Funkenstation . . . Ob sie noch besetzt ist? — Ob es der Mühe wert ist, Bomben auf sie abzuwerfen? — Natürlich ist sie besetzt. Siehst Du, daneben steht ein weißes Zelt in Zuckerhutform. Ein Pferd davor. — Also besetzt. Aber — bis man die Station trifft, aus 1000 Meter Höhe? — Kaum ein günstiges Ziel.“ — — —

„Friede! Meine Herren!“ stürzt einer herein.



Auflassen eines Signalballons bei einer Jagdstaffel im Westen.
Phot. Bufa.



Aus der französischen Gefangenschaft entwichene deutsche Soldaten nach dem Wiedereintreffen bei ihrem Truppenteil. Phot. Bufa.



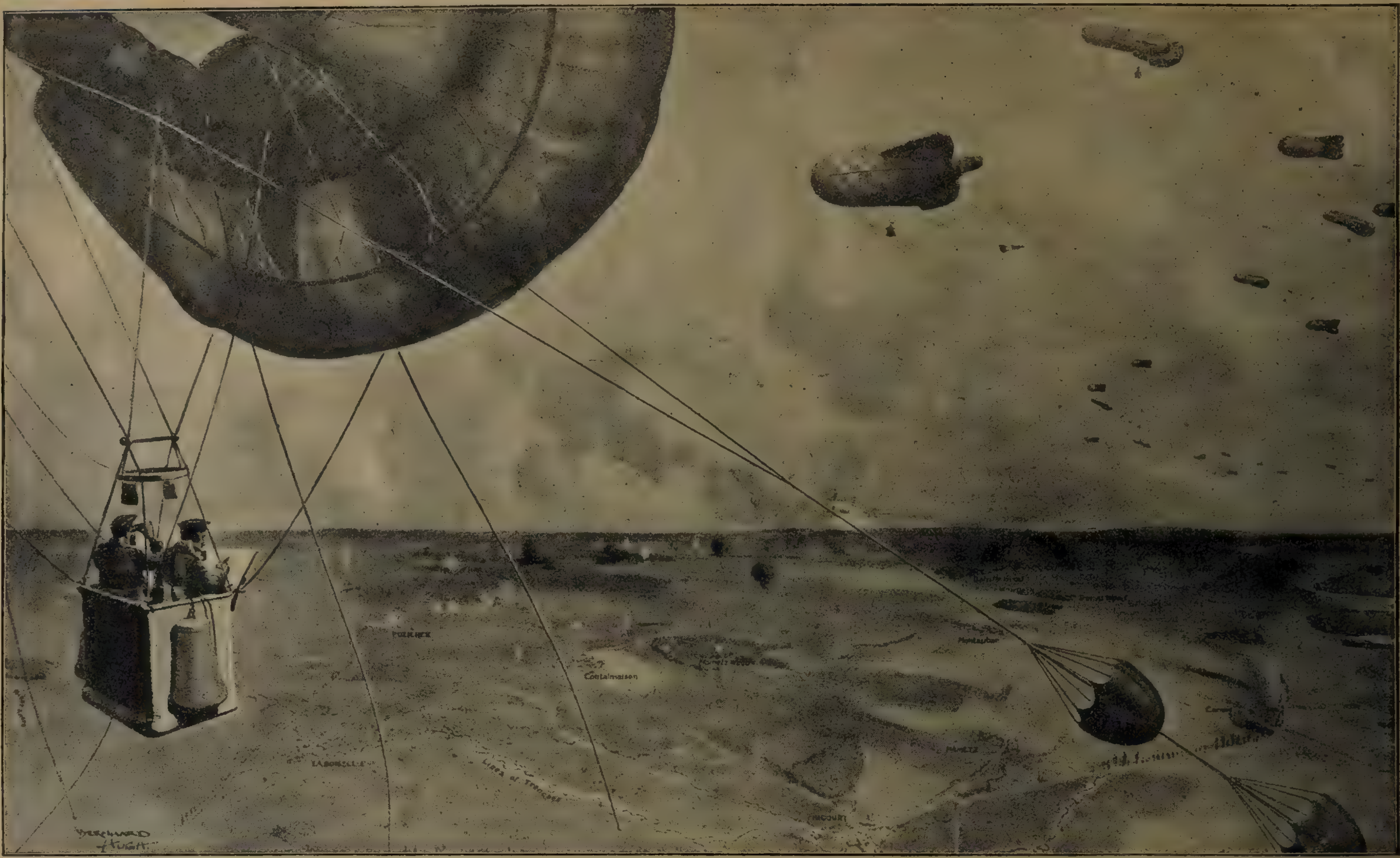
Kasten für Brieftauben im Unterstand zum Schutz der Tiere bei Gasangriffen.
Phot. Bufa.



Nächtliche Wanderung zu der vordersten Stellung: Soldaten, die Kaffee bringen, im Schein der Leuchtraketen. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Auf dem Weg durch das Sperrfeuer: Die Stafette. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha nach einer Skizze von Leutnant [illegible]



Auf der Feindesseite: Englische Fesselballons über einem Schlachtfeld an der Somme bei der Beobachtung der Artillerie-Wirkung.
(Aus einer englischen Zeitung.)



Die Schwierigkeiten, die die Rückverlegung unserer Linien den Engländern schuf
Herausheben eines im Schlamm versunkenen englischen Soldaten.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)

„Friede?" — — „Friedensangebot von S. M.!!" — „Frieden in Sicht! Habt Ihr gehört? Habt Ihr's gehört?" „Grund zum Trinken, meine Herren! Mixer, eine Runde eingemachter Engländer!" Schwarzer Kassis wird in Gläschen verschenkt. Eier werden zerschlagen und ins Schwarz des Johannisbeer-Geistes fallen gelassen. Die Ungarnkapelle spielt weich, träumerisch, lyrisch: „Wenn der Frühling kommt" .... Man singt mit. Man singt variierend mit: „Wenn der Friede kommt." Alles singt mit. Und es blüht auf, wie — — wie, sagen wir, Berliner Tiergarten im Frühling. Musik wie blühender Hollunder, Singsang von blau duftendem Flieder und Goldregen. Einer brüllt im Vereinsrednerton: „Kameraden!! — Ein erster, bunter, torkelnder Friedensschmetterling!! .... Verirrt sich zu uns in die Wüste ... Ach — wenn er sein Ziel erreichte? Was? — Und wenn er's dreist nicht erreicht und ihm die Flügel soweit nicht tragen — — trotzdem lebe er hoch, der Schmetterling, daß er's gewagt hat! Wie? Der frechste Schmetterling unter den Fliegern. Hoch lebe er, hoch!!" Und man läßt den Schmetterling der Zukunft hochleben wie einen Flieger, der zum erstenmal wagt, das Weltmeer zu kreuzen, selbst ohne die Hoffnung, das Ufer der „neuen Welt" zu erreichen. Aber aus der Ferne surrt es melodisch her. Ein Ton. Alles lauscht in der Bar. Mäuschenstille. „Ruhe doch!" ruft Mixer. „Nelly kommt!" flüstert einer. „Ja, das ist Nelly. Ich kenne Nelly (auch die Eisenvögel haben ihre Kosenamen) an ihrem Ton." Der erwartete Flieger kommt zurück. Er singt heran, sanft-schön, von den Sternen her. Die Pusztamusik der Zigeuner schweigt. Man lauscht. Wartet. Gleich wird der eiserne Adler aus der Wüstennacht niedersteigen. — Und wann wird er in seinem Hafen landen, der große Konkurrent, der weiße, weiße Schmetterling?



Tscheidse,
der Führer der russischen Sozialisten-Partei.



Torpedoboot in höchster Fahrt: Blick vom Vorschiff auf die Kommandobrücke. Phot. Korv.-Kpt. Jürst.
Im Vordergrund das auf der Back (Vorschiff) stehende Geschütz.

Im Heizraum meines Torpedoboots

Von Jasper, Oberleutnant z. S. und Kommandant S. M. Tpbt „. . . . . "

Wachwechsel — — —

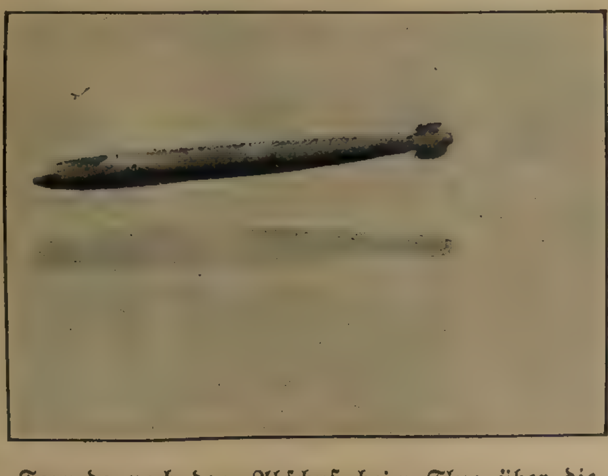
Polternde Schritte auf Deck und Klappern von Holzpantoffeln — das Heizraumluk wird oben aufgerissen und einzeln klettern die vier schwarzen Kerls durch den röhrenförmigen Schacht in den vierten Kesselraum. Der Unteroffizier überzeugt sich kurz ob alles in Ordnung ist; dann meldet er durch das Sprachrohr nach dem Maschinenraum:

„Kesselraum 4 hat abgelöst."

Einzeln, wie die neue Wache gekommen, verlassen die Leute der abgelösten Wache durch den schaufelartig gebauten Schacht den Heizraum.

Noch einmal prüft der Maschinistenmaat sorgfältiger als das erstemal alle Einrichtungen seines Heizraumes. Die Feuertüren, eine nach der anderen, werden geöffnet. Beizende Hitze schlägt ihm hier entgegen und flackernder Feuerschein beleuchtet grell das verkniffene Gesicht. Drinnen liegt wie ein Lavastrom die weißglühende Kohlenmasse. Darüber ein Meer von kurzen gelben durchsichtigen Flämmchen, die sich in dem Röhrensystem des Kessels verlieren. Kleine glühende Kohlenstückchen rutschen knisternd durch die Rosten, um in dem mit Wasser gefüllten Aschfall zischend zu verlöschen.

Die Feuer sind gut: gleichmäßig belegt, vorn der „Kopf" etwas stärker und gut durchgeglüht. Nur beim Oeffnen der vierten und letzten Feuertür zeigt sich in der glühenden Masse ein „Loch", so daß die Rosten zu sehen sind. Das darf nicht sein. Hier kommt die Zugluft ungehindert durch. Der Kessel würde sich erkälten. Ein Rohr könnte reißen. Dampf und heißes Wasser würden durch den Riß spritzen — „Schnell Kohlen her."



Torpedo nach dem Abschuß beim Flug über die Meeresfläche. Phot. F. O. Koch.

Sehnige Heizerarme schwingen wägend die beladene Schaufel. Ein kurzer Ruck, die leere Schaufel sinkt zurück und ihre Last liegt, langsam in Glut geratend, auf dem „Loch". Ja, auch das Heizen muß gelernt sein. Glaub' nicht, daß Du es ohne weiteres kannst. Es ist eine Kunst mit Schaufel und Poker, Brecheisen und Kratze elegant umzugehen. Nicht jeder Mann ist vor den Feuern zu gebrauchen. Wer nichts taugt, kommt in den Bunker und muß Kohlen trimmen.

Linker Hand in der dunklen Ecke steht die Speisepumpe, die dem Kessel das Wasser zuführt. Sie ist ein grämliches Geschöpf, das jeden Kolbenhub mit schweren gequälten Seufzern begleitet. Der Heizraummaat braucht sie nicht zu untersuchen. Wenn sie stöhnt, ist alles klar. Aber wenn sie aufgeregt klappert, sind ihre Ventile nicht in Ordnung und bald wird sie stehen bleiben. Dann heißt's, die



Auf der Kommandobrücke eines Torpedoboot-Zerstörers.
Zeichnung von Wendrich, Leutnant der Seewehr.

Hilfsspeisepumpe in der anderen Ecke anstellen, sonst sinkt das Wasser im Kessel, die Wasserstandsgläser leeren sich und die Kesselrohre beginnen zu glühen.

Möchtest Du, daß Dir das Ungetüm um die Ohren fliegt oder Dich mit Dampf und kochendem Wasser bespuckt? — — Schön, dann paß auf Speisepumpe und Wasserstandsglas.

Und paß auf Dein Manometer!

Das steht oben an der Kesselstirnwand; schwach beleuchtet von einer verrußten Glühlampe. Der zitternde schwarze Zeiger sagt Dir Bescheid. Steht er auf der mit breitem rotem Strich bezeichneten 17, ist alles gut. Steigt er höher, so mußt Du dem Feuer die Luft abschneiden und den Dämpfer schließen. Viel mehr als 17 Kilogramm Druck hält der Kessel nicht aus. Sinkt dagegen der Zeiger auf 16 herunter, so brüllt der Heizraummaat: „Aufwerfen!“ Da klappen die Feuertüren auf, die Schaufeln schwingen und prasselnd fliegen frische Kohlenbrocken in die Glut. Oben über den Köpfen der Heizer beginnt die „Ventiline“ zu brummen. Sie preßt mit tiefem Orgelton frische Druckluft zum Anfachen des Feuers in den Heizraum. Der Dampfdruck steigt und der Zeiger des Manometers wandert wieder auf den roten Strich.

Ja, wenn scharf gefahren wird, dann heißt's sich regen. Die Ventiline singt ihr sausendes Orgellied. Pfeifend stürzt die Luft in die Feuerungen und feiert auf dem Rostenbett mit schwarzen Kohlenklötzen weißglühende Hochzeit. — Schaufel auf Schaufel schwingt kohlenbeladen vor den Feuertüren und knirschend bahnt sich der Poker, von verschwielten Fäusten gestoßen, seinen Weg durch die gluthemmenden Schlacken.

In langen Rinnen perlt der Schweiß über die nackten, rußigen Körper der Heizer. Jeder von ihnen hat einen schmutzigen Lappen zwischen den Zähnen, um Mund und Zunge vor Hitze und Kohlenstaub zu schützen. Der Kaffeekessel wandert von Hand zu Hand. Es wird aus der Tülle getrunken. Zum Eingießen ist keine Zeit. — —

Ja, es wird scharf gefahren.

Der Heizraumtelegraph rasselt: „Mehr Dampf, mehr Dampf“. Ha, die Maschinen schlucken ihn, als ob sie Riesenlungen hätten,



Deutsches Torpedoboot vor Ostende.
Phot. Heinr. Lichte u. Co.



Generallt. v. Hoeppner,
Komm. General der Luftstreitkräfte,
der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Haeckel.



Der neue Feind:
Eines der größten Kriegsschiffe der amerikanischen Flotte, das Linienschiff „Nevada" (28,000 t), mit den charakteristischen Gittermasten der amerikanischen Kriegsschiffe.



Oberstlt. Thomsen,
Chef des Generalstabs der Luftstreitkräfte, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Berl. Jll.-Ges.

und ihr fernes Stampfen läßt die Eisenwände des Heizraumes erbeben, daß das Schürgerät klappert und die Kohlen von selbst aus den Bunkertüren prasseln.

Was ist los? Niemand weiß es, aber jeder fühlt an den Vibrationen: „Das Boot läuft äußerste Kraft".

Da — ein dumpfer Schlag — noch einer — jetzt zwei, drei auf einmal.

„Oben wird geschossen!" ruft der Maat. — Hui, wie fliegen da die Kohlen. Das Boot ist im Gefecht, da müssen die Maschinen ihr Aeußerstes hergeben an Geschwindigkeit. Ha, das ist Arbeit. Die eisernen Feuertüren glühen. Poker und Schaufelstiel kleben an verschwitzten Händen. Keinem kommt der Gedanke, daß vielleicht eine feindliche Granate im nächsten Augenblick krepiert und den Kessel beschädigt. — Daß vielleicht die nächste Sekunde für alle den entsetzlichsten, qualvollsten Tod, den Tod des Verbrühens bringen kann.

Sie denken an nichts dergleichen.

Hastende, heiße Arbeit erfordert alle Gedanken — Kohlen, der Wasserstand — Kohlen, das Manometer — Kohlen, die Ventiline — Kohlen und wieder Kohlen.

Sie wissen nicht, was oben passiert. Sie hören nur die dumpfen Schläge der Geschütze, das Rauschen des Wassers an den Bordwänden und das harte Vibrieren des Bootskörpers.

Sie sehen keinen Feind. — Aber sie hören, er ist da — —

„Mehr Dampf, mehr Dampf!" rasselt unaufhörlich der Telegraph.

„Aufwerfen, aufwerfen!" ruft der Heizraummaat. — — — —
— — — — — — — — — — — —

Oben auf der Brücke steht der Kommandant.

Es hat ein kurzes Gefecht mit einem englischen Unterseeboot gegeben. Der Gegner ist entwischt. Er tauchte, ehe man in wirksamer Schußentfernung war.

Pech — — — —

Aber trotzdem hellt ein froher Schimmer über die Züge des Kommandanten, als er den Befehl zum Feuereinstellen gibt.

Es hat alles geklappt. Er kann sich auf jeden Mann verlassen — ob oben am Geschütz, ob unten im Heizraum — ob der Gegner ein kleines U-Boot oder ein dickes Linienschiff — es klappt.



Keine Beeinträchtigung der Stimmung in der Bevölkerung nach dem Bekanntwerden des Kriegszustandes mit Amerika! Der Riesenbesuch auf der Rennbahn in Karlshorst bei Berlin am Ostermontag, dem Eröffnungstage,

BILDER VOM TAGE



Geheimrat Heinrich Lueg †, eine der führenden Persönlichkeiten der rheinisch-westfälischen Großindustrie.



General Leonard Wood, der voraussichtlich Generalstabschef des Heeres der Vereinigten Staaten werden wird.



Berliner Frühjahrssport: Phot. W. Girke.
Szene aus dem Fußball-Wettspiel Norddeutschland gegen Süddeutschland, dem bedeutendsten Ereignis des deutschen Fußballsports, der zur körperlichen Ausbildung der Jugend auch in der Kriegszeit eifrig gepflegt wird. Norddeutschland siegte knapp mit 2 : 1.



Mitglieder einer Schauspielertruppe auf einer Gastspielreise im Westen, aufgenommen im Augenblick eines drohenden Fliegerangriffs vor dem Keller, der für sie als Zufluchtsort für solche Fälle eingerichtet wurde.
Links im Vordergrund Richard Alexander, der berühmte „Held" zahlloser Schwänke des Berliner Residenztheaters.

Kriegssport in der Armee

In der Geschichte des Sports wird wohl ein interessantes Kapitel dasjenige werden, das vom „Sport während des Krieges" handelt. Man wird staunen, wenn einmal eine offizielle Zusammenstellung darüber vorliegt, wieviel Sport in dieser Zeit voll Blut und Entsetzen getrieben wurde. Was ist nicht alles sportlich veranstaltet worden, besonders dort, wo sich ein längerer Stellungskrieg einstellte, wo man in dessen Eintönigkeit Lust am Vorbereiten eines Sportfestes fand. Jede Division, jede Brigade, jedes Regiment hat seine Veranstaltung gehabt. Die Männer, die man hier sah, froh und lustig, welches Bild hätten sie dem von Aushungerung und Entkräftung der deutschen Soldaten redenden Gegner gegeben! Die Programme vieler Truppenteile waren so reichhaltig wie im Frieden, die Vorbereitung und Ausführung vielfach weit besser als im Frieden, denn wo könnte eine Sache besser klappen, als bei der zur höchsten Willensanstrengung und Pflichterfüllung erzogenen Armee.

Es gibt kaum einen Truppenverband, der im Kriege nicht Fußball gespielt hat. Die Feste brachten Wettlaufen, Schwimmen, Klettern, Ringen; alles Bewerbe, deren nützlicher Zweck auf der Hand liegt; erhalten sie doch den an die Enge des Schützengrabens gebundenen Mann geschmeidig. Noch mehr — man könnte sagen — ausschließlichen kriegerisch-praktischen Zweck haben so fesselnde Sports wie Weitwerfen von Handgranaten, Wettlaufen über Hindernisse (Sturmangriff), Bajonettieren ist nicht weniger wichtig. Die Offiziere haben beim Fechten und Schießen den Sport mit dem Militärischen verbunden. Ebenso wie bei allen reiterlichen Bewerben, denn der Kavallerist, der im Schützengraben liegt, muß von Zeit zu Zeit aufs Pferd; sonst verkümmert er. Im Reitsport hat es im Kriege von den schwadronen- und regimenterweise abgehaltenen Jagden, Springen und kleinen Rennen bis zu dem großartigen, für eine ganze Armee berechneten Reitfeste in Wilna-Antokol mit seinem Geländeritte, seinen Springkonkurrenzen und seinen Rennen alles gegeben.

*

Auch in der Heimat hat die Pflege des Sports in der Kriegszeit nicht ausgesetzt. Die Wichtigkeit des Pferdesports und der Pferdezucht für den Staat hat gerade der Krieg deutlich vor Augen geführt, ebenso die Notwendigkeit der sportlichen Ausbildung der Jugend zur Erhaltung der Volkskraft.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für [illegible] Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. [illegible]eigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

7. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

VII.

Ende April ritt Gunde mit dem Prinzen Albert durch die Berge. Beide vermieden es sonst, sich mitsammen öffentlich zu zeigen; man wollte leicht entstehendem Klatsch vorbeugen. Aber am Abend vorher hatten die beiden sich auf einer Soiree bei der Herzogin-Mutter getroffen und ein Stelldichein bei den drei Eichen im Stadtpark verabredet. Von da an kam man schnell in die Berge, die um diese Jahreszeit nur wenig besucht wurden.

Man war anfänglich im scharfen Trabe geritten; erst tiefer im Walde ließen sie die Pferde in Schritt fallen. Buchen und Birken knospten schon, die Eichen standen noch kahl. Wasserdunst stieg aus der Erde, in den Schluchten lagen Nebelfetzen, es triefte von allen Bäumen. Die Nadeln der Tannen und Lärchen glitzerten. Schwer wogte der Frühlingsduft unter weiß verhängtem Himmel.

„Wonnig," sagte Gunde und atmete aus voller Brust. „Bert, wo sind wir in Jahresfrist um diese Zeit? Ich wollte, in Leßwangen."

„Das wünschte ich auch. Wünsche sind wohlfeil. Ich wollte, wir wären erst ein Vierteljahr weiter. Gestern abend zog mich die Herzogin-Tante in ein kurzes Gespräch. Schade, daß Du es nicht hören konntest, Gunde. Sie meinte, wenn es mailich würde, es sei möglich, daß da auch die Majors-raupen über meine Achseln kriechen könnten. Und ein Major müsse daran denken, sich einen Hausstand zu gründen. Sie scherzte gnädig. Ein Major habe sein gutes Einkommen, und sie wisse im Südwesten des Reiches eine reizende kleine Prinzessin, die gern einen Stabsoffizier mit der nötigen Kaution heiraten würde."

Gunde erschrak und riß unversehens an den Zügeln.

„Ruhe, Hasdrubal," rief sie, „ruhig, mein Herz! Albert, das ist ein Schatten im Sonnenlicht. Was hast Du geantwortet?"

„Ich ging tapfer aus mir heraus und sprach einiges Schöne. Daß ich nicht blutleer genug sei, um nur nach Geld und Gut zu fahnden, daß ich nicht Götzendienst mit Gottesdienst verwechsle, daß auch mein Herz noch lebe. Da wurde sie aufmerksam, und ich mußte mich zu ihr setzen. Sie fragte ganz einfach, ob ich vielleicht schon verliebt sei."

„Fragte sie?"

„Ja. Ich umging die Antwort und sagte, ich würde bei der gnädigen Tante mich melden, wenn es einmal so weit sei. Und nun kam eine Rede, die mich etwas stutzig gemacht hatte, lieb Mädel. Die Tante warnte mich vor dem Aus-der-Rasse-fallen. Sie machte das vorsichtig. Aber ich verstand sie schon: sie streifte das sogenannte Rassenproblem von ihrem Standpunkte aus — einem nicht nur anfechtbaren, sondern höchst verschrobenen Standpunkt."

„Und Du?" fragte Gunde. Sie wollte überlegen lächeln, brachte es aber nicht fertig. Die Hand der Sorge griff wieder in ihr Herz.

„Was sollte ich antworten, Liebling? Ich begnügte mich mit Redens-

arten, bis wir beide im Waschwasser allgemeiner Anschauungen plätscherten. Aber noch etwas fiel mir auf. Sie sah Dich und betrachtete Dich durch ihr Lorgnon, entsann sich dann, daß ich mich seinerzeit für Dich verwandt hatte, und fragte mich aus über Dich."

„Was hat sie gefragt, Bert?"

„Allerlei. Nach Stamm und Art, nach Deinen holländischen Verwandten und auch, ob Du von altem Adel seist. Das ursprüngliche ‚van' Deines Namens sei nämlich, sagte sie, kein Adelsprädikat. Ich mußte zugestehen, daß ich da nicht Bescheid wußte. Es ist mir auch gleichgültig. Aber diese Ausfragerei hat mich nachdenklich gemacht. Möglich, daß das alles nur beiläufiges Geplauder war. Doch auch möglich, daß sie irgend etwas wittert."

„Sprach sie unliebenswürdig von mir?"

„O nein — durchaus nicht. Sie lobte Dein warmes Interesse für ihr Waisenhaus und sagte, Du seiest ein charmantes Fräulein."

„Sehr gütig. Hoffentlich bist Du auf ihr Lob nicht weiter eingegangen."

„Ich stimmte ihr zu. Sollte ich das Gegenteil sagen?"

„Gewiß nicht. Immerhin ist Zurückhaltung gut. Irgendeinen Argwohn spüre ich auch bei der Prinzessin. Sie besuchte mich neulich, und da lag Dein Bild auf meinem Schreibtisch. Das war unvorsichtig, aber sie kam unerwartet. Und nun fing ich wieder einen ihrer forschenden, zergliedernden Blicke auf. Sie will mir nicht wohl, Albert."

„Spricht dabei nicht die Einbildung mit?"

„Ich glaube nicht. Sie hatte ja nie ein Wort der Herzlichkeit für mich übrig, aber sie wird immer kühler und abweisender. Das wäre mir an sich ganz gleichgültig, wenn ich nicht fürchten müßte, daß wir bei ihr mit einer unversöhnlichen Gegnerin zu rechnen haben werden. Ist es klug, Albert, daß Du den Geburtstag des Herzogs abwarten willst? Mißversteh' mich nicht! Ich sehe ein, daß auch in diesem Falle Diplomatie am Platze ist. Aber ist die des Zögerns die richtige?"

Der Prinz lenkte sein Pferd näher an Gunde heran. Sein Gesicht verfinsterte sich.

„Ich habe mir ähnliches in letzter Zeit oft durch den Kopf gehen lassen," sagte er. „Habe auch überlegt, ob es nicht am zweckmäßigsten sein würde, jetzt schon dem Herzog reinen Wein einzuschenken, statt auf die Geburtstagsstimmung zu lauern. Er kann nein sagen. Dann ist zweierlei möglich. Entweder wir warten weiter, bis er einsieht, daß seine Weigerung doch zu nichts führt, oder ich mache kurzen Prozeß und verzichte auf meinen Namen und meine Rechte. Das würde mich nicht unglücklich machen, aber es ist die Frage, ob man mir dann Leßwangen belassen würde, an dem Dein Herz hängt. Denn Leßwangen ist Stammlehn der Krone und die Lehnsfolge wieder an bestimmte Vorschriften gebunden, die nur ein Gnadenakt des Lehnsherrn durchbrechen kann."

Gunde lächelte trübe. „Es ist schwer, in Euren Kreisen die Anerkennung des Herzens durchzusetzen," entgegnete sie. Sie biß die Lippen zusammen und schwieg wieder.

Auch der Prinz blieb stumm. Die Pferde schritten mit gesenkten Köpfen nebeneinander. Die Reiter ließen die Zügel hängen. Es ging mählich bergauf durch tropfenden Lärchenwald.

„Albert, lohnt sich der Kampf?" fragte sie plötzlich.

Er schaute sie von der Seite an. „Ich versteh' Dich nicht."

Das Gesicht Gundes war hart geworden. Die Züge verschärften sich. Der Nervenreiz spannte die Muskeln zu leidvoller Strenge.

„Lohnt sich der Kampf?" wiederholte sie. „Wenn Du am glücklichen Ausgang zweifelst?"

„Hab' ich von Zweifeln gesprochen? Nein. Ich habe nur das Für und Wider erwogen. Immer ist das Resultat von meinem Willen abhängig. Ich kann meinen Willen unter allen Umständen durchsetzen. Aber ich müßte nötigenfalls Bedingungen des Lebens aufgeben, die Du selbst nicht gering achten kannst."

Er brach ab. Seine rechte Hand hob sich mit den Zügeln und wies geradeaus.

„Wer ist das?" fragte er.

Auf der Höhe, wo die Wege sich kreuzten, stand ein Schimmel. Er schnoberte im falben Laub der Erde, warf dann den Kopf empor und stieß ein kurzes Wiehern aus. Er trug einen Herrensattel auf dem Rücken, die Zügel lagen auf seinem Halse, er war frei. Aber unweit von ihm, auf einem niedrigen Grenzstein, saß eine Gestalt, ganz in einen weiten Gummimantel gehüllt, die Kapuze über den Kopf gezogen, und rührte sich nicht.

Gunde hatte scharfe Augen.

„Frau von Hellsted," sagte sie.

„Ja, wahrhaftig," rief der Prinz. „Das arme Hascherl. Kennst Du sie näher?"

„Nur flüchtig."

„Eine originelle Person. Sie läßt sich von ihrem Manne scheiden. Und tut recht daran; er ist ein greulicher Kerl."

„Das hörte ich."

Nun wieherten auch Hasdrubal und der Wallach des Prinzen. Sie begrüßten den Schimmel. Frau von Hellsted schaute den Weg hinab. Unter der Gummikapuze schimmerte ein weißes Gesicht mit großen dunklen Augen. Sie blieb sitzen.

„Trab," sagte der Prinz. Man war bald auf der Höhe. Frau von Hellsted erhob sich nicht. Sie nickte dem Prinzen zu, ohne daß der Ausdruck der Züge sich veränderte. Ihr feines zartes Gesichtchen war wie aus Wachs modelliert.

„So mutterseelenallein, gnädige Frau?" fragte Prinz Albert.

„Nur allein mit mir, Durchlaucht," antwortete Frau von Hellsted. Ihr Blick flog rasch und wie in plötzlichem Verstehen über Gunde. „Wie geht es, Fräulein von Berg?"

„Danke sehr. Und Ihnen?"

„Ganz ausgezeichnet. Es ist ja Frühling."

„Und das Leben wächst wieder. Ist es nicht wundervoll hier draußen im Walde?"

„Ich bin seit sechs in der Frühe unterwegs und habe Natur geschlürft. Das ist mein Beten. Aber nun bin ich müde und will zurück."

„Dürfen wir Sie begleiten?" fragte der Prinz. Er wollte vom Pferde springen, um ihr in den Sattel zu helfen. Aber sie wehrte mit der Hand ab.

„Leg' Dich," sagte sie zu ihrem Schimmel. Und der dicke Weiße ließ sich gehorsam wie ein Zirkusgaul auf den Vorderfüßen nieder. Er beugte die Knie vor seiner Herrin.

Frau von Hellsted schlug ihren weiten Gummimantel ein wenig auseinander. Sie trug derbe Kniestiefel und dunkelgraue Beinkleider und schwang sich nach Herrenart in den Sattel.

Der Prinz ritt zunächst zwischen den Damen. Die Unterhaltung glitt über Gleichgültigkeiten. Es war nicht leicht, Frau von Hellsted in das Gespräch zu ziehen. Sie antwortete immer nur kurz und mit ermüdeter Stimme. Doch ihrem Aeußeren merkte man nichts von Ermüdung an. Sie saß straff im Sattel und hatte nun auch die Kapuze zurückgeschlagen, unter der sie einen kleinen, fast randlosen Hut aus wetterfestem Stoff auf ihrem hochgesteckten schwarzen Haar trug. Das Gesicht war noch immer blaß, aber ohne die Farbe der Kränklichkeit: ein schmales Oval von entzückender Reinheit mit sehr roten Lippen, feinem, geradem Näschen und schönen Augen unter dem Schatten langer, dunkler Wimpern.

Als man in der großen Allee nach dem sogenannten Triangel wieder auf ebenem Boden war, schlug der Prinz einen Tempowechsel vor. Nun ging es in schlankem Trabe vorwärts. Frau von Hellsted ritt englisch und krümmte dabei den Rücken wie ein Jockei. Man merkte, wie ausgezeichnet sie ihr Pferd in der Hand hatte. Der Gummimantel schlug beim raschen Ritt um die Hüften zurück; ihre Knie bewegten sich kaum, die Füße lagen fest in den Bügeln, die Schenkel federten leicht.

Als die drei wieder in Schritt fielen, bog Frau von Hellsted ihr Pferd ab und ritt an die Seite Gundes. Der fürstliche Begleiter schien ihr ziemlich gleichgültig zu sein.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Fräulein von Berg," sagte sie.

„Das letztemal auf dem Gartenfest des Hofkammerpräsidenten, wenn ich nicht irre," erwiderte Gunde.

„Ja, da war's. Im vorigen Sommer. Aber ich habe Sie längst einmal aufsuchen wollen — ich kam nur nicht dazu. Ich bin beim Liquidieren. Ich löse mein Hauswesen auf — Ihnen erging es ja ähnlich."

„Der Tod meines Vaters machte es nötig, gnädige Frau."

Sie nickte. „Bei mir die Scheidung. Uebrigens, Durchlaucht," rief sie zu dem Prinzen hinüber, „wenn man bei Hofe oder in der Gesellschaft fragen sollte: ich bin seit vorgestern rechtmäßig geschieden."

„Konsul Brandt machte mir schon eine Andeutung, gnädige Frau," entgegnete der Prinz, und verbindlich fügte er hinzu: „Wer Sie kennt, wird die Lösung mit Aufatmen begrüßen. Hoffentlich bleiben Sie bei uns."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Die Erinnerung läßt mich nicht hier. Ich muß erst mein eigenes Wesen wiederfinden. Ich muß andere Ausblicke haben. Uebrigens weiß ich auch noch gar nicht, ob nicht Hellsted zurückkehrt. O nein — hier kann ich nicht bleiben."

„Das wird man lebhaft bedauern, gnädige Frau."

„Sehr liebenswürdig, Durchlaucht. Nur glaube ich es nicht. Ich habe meinen Mädchennamen wieder annehmen dürfen, ich heiße Frau von Isbert. Die Gesellschaft wird in mir immer noch Frau von Hellsted sehen. Zum mindesten wird man sagen: da ist Frau von Isbert, die geschiedene Hellsted. Und ich möchte die Färbung loswerden. Ob mir das je gelingen wird, weiß ich nicht. Ich war sieben Jahre verheiratet. Und eine so lange Ehe färbt ab. Da nützt die Auflösung nichts. Die Hellstedsche Farbe sitzt fest."

Sie sprach sehr rasch, mit einem Vorschnellen der Zungenspitze. Sie hatte eine etwas rauh klingende Stimme, das war das einzige Unschöne an ihr. Nun wandte sie sich an Gunde zurück.

„Ich habe beim Aufräumen noch Briefschaften Ihres Vaters gefunden, Fräulein von Berg," fuhr sie fort, „die ich Ihnen zurückgeben wollte."

Gunde horchte auf. „Darf ich sie nicht gelegentlich abholen?" fragte sie rasch.

„Selbstverständlich. Ich bin fast immer zu Hause. Aber telefonieren Sie für alle Fälle vorher bei mir an!"

Sie zog wieder die Zügel leicht an und ritt zurück an die Seite des Prinzen. Nun wurde sie liebenswürdiger und begann zu plaudern. Plötzlich änderte sich ihr Wesen, und diese rasche Wandlung gab auch ihrem Gesicht neuen Ausdruck. Ueber die Wangen glitt ein rosiger Schimmer, die Augen gewannen an Glanz, der reizende Mund wölbte sich zu anmutigem Lachen. Sie war nicht mehr die allgemein bedauerte, geprüfte Frau; sie wurde mädchenhaft, so wie die kleinen Freundinnen Gundes, die über Nichtigkeiten kicherten und in ihrem unbekümmerten Lebensübermut auch den Ernst zum Scherz wenden konnten.

In den Anlagen, die den Stadtpark umkränzten und sich bis zu den Flußufern hinabzogen, traf man auf den Konsul Brandt, der auf seiner Isabelle den üblichen Morgenritt vor Beginn der Börse unternahm. Er grüßte tief und verhielt einen Augenblick die Zügel, weil er wohl erwartete, von dem Prinzen angeredet zu werden. Doch Prinz Albert winkte nur flüchtig mit der Hand und rief ihm heiter zu: „Salve consul."

„Der durchlauchtigste Hofbankier," sagte Frau von Isbert beim Weiterreiten, und ihre Mundwinkel zuckten.

„Ich kann ihn Ihnen empfehlen," erwiderte der Prinz. „Als Geschäftsmann wirkliche Kraft, als Mensch nur eine Vorstellung. Ist er eitel, oder tut er bloß so?"

„Er ist es," entgegnete Gunde, „und weiß es auch. Aber es ist mehr reflektierende Selbstbespiegelung als Genuß an der Sache."

„Richtig," sagte Frau von Isbert. „Es kommt noch etwas hinzu: eine gewisse gesellschaftliche Unsicherheit, der er sich wohl bewußt ist, die er instinktiv fühlt, doch nicht überwinden kann. Und um nicht beständig daneben zu hauen, spielt er sich gern als Original auf. Denn einem Original kann man Lächerlichkeiten verzeihen, sowohl einen blauen Frack mit Goldknöpfen wie ein rosenrotes Auto und ein gelbes Reitpferd mit weißer Mähne. Als Original hält er sich nicht nur gesellschaftlich, sondern wird bei Stroh- und Schafsköpfen sogar Vorbild."

Der Prinz lachte. „Fräulein von Berg," rief er, „wir müssen vorsichtig sein. Die gnädige Frau ist eine firme Menschenkennerin. Knöpfen wir das Allerinnerste zu, damit sie nicht zu tief hineinschaut!"

„Selbst wenn ich das könnte, würde ich nicht davon sprechen, teuerste Durchlaucht. Bei Brandt ist das etwas anderes. Die Distanz bringt den Unterschied. Als Bankier mag er erstklassig sein, als Mensch sitzt er zweiter Güte."

„Sie sind scharf in Ihrem Urteil."

Nun lachte auch Frau von Isbert. „Das ist Stimmungssache. Ich kann ungeheuer naiv sein. Es kommt bei mir immer auf den Standpunkt des Augenblicks an. Aber da ist das Frankfurter Tor — ich will mich empfehlen. Herzlichen Dank, Durchlaucht, für die Begleitung. Auf Wiedersehen, liebes Fräulein von Berg."

Sie gab keinem der beiden die Hand. Ihr Gesicht verlor den fröhlichen Ausdruck; sie wurde wieder ernst

und lenkte, den Kopf geneigt, ihren Schimmel über das Straßenpflaster dem Tore zu.

Auch Gunde und der Prinz trennten sich. Das städtische Leben begann, und man brauchte sie nicht beisammen zu sehen.

Grüßend legte er die Hand an den Mützenschirm. „Vergiß mich nicht,“ sagte er halblaut.

Sie blinkte ihm schweigend zu. Sie konnte nichts erwidern. Hätte man sie in diesem Augenblick auf Pflicht und Gewissen gefragt, ob sie den Mann liebte, sie würde heftig den Kopf geschüttelt haben. So stark regte sich der Widerspruch in ihr, den kein Verstand lösen konnte. — —

Eines Nachmittags, bald nach dem Frühstück im Wittumshause, ging Gunde zu Fuß zu Frau von Isbert. Sie machte einen Umweg über den großen Ring, weil der Kunsthändler Weingärtner ihr geschrieben hatte, er habe zwei ihrer Winterbilder verkaufen können. Das waren die ersten selbstverdienten fünfhundert Mark — und sie hätte gern gewußt, wer die Käufer waren.

Bei Weingärtner war es um diese Zeit völlig leer und so still wie in einer Kirche. Auch der Geschäftsleiter war nicht anwesend, aber seine Sekretärin wußte Bescheid. Das eine Bild hatte Prinz Albert gekauft, das zweite der Konsul Brandt.

Gunde war enttäuscht. Es handelte sich also um eine persönliche Freundlichkeit — nicht um eine Anerkennung ihrer Kunst. Und gerade das beste der drei Bilder war zurückgeblieben; die Käufer verstanden nicht einmal etwas von der Malerei — sie hatten wahllos zugegriffen.

Verärgert ging Gunde weiter. Sie faßte den Entschluß, die fünfhundert Mark für die Kasse des Waisenhauses zu stiften. Die Herzogin-Mutter sollte ihre Freude haben. Das Geschenk war auch eine Klugheit. Dann kam sie bei der Barring vorüber, und da fiel ihr ein, daß sie die fünfhundert Mark ebenso gut brauchen könne wie die Waisenkinder. Sie mußte wieder eine hübsche Rechnung bei der Barring haben; auch die Trauerkostüme kosteten ein Sündengeld. Zuweilen hatte sie daran gedacht, sich eine billigere Schneiderin zu suchen. Aber die kannte die Eigenheiten ihrer Figur nicht, und die kritischen Augen in der Gesellschaft beobachteten scharf. Die hätten sofort gemerkt, daß irgend etwas nicht richtig war. Das sah man, und man würde gefragt und seine Glossen gemacht haben.

Es schien Gunde sowieso, als werde man höflicher und zugleich frostiger gegen sie. Sie begegnete Bekannten wie immer; die grüßten, aber keiner wechselte ein paar Worte mit ihr. Auch die Freundinnen hielten sich zurück. Selbst Aliz Kremser hatte sich seit Wochen nicht sehen lassen.

Zufälligkeiten konnten dabei mitsprechen. Aber Gunde fühlte sich beunruhigt. Ihre ganze Zuversicht war mattgelegt. Sie hatte sich immer abhängig gemacht von der Umgebung und ihren Verhältnissen, und nun kam ihr vor, als wiche diese Umgebung zurück und ließe sie einsam. Mit zwingender Eindringlichkeit sprach die erwachende Erkenntnis zu ihr, daß der Boden unter ihren Füßen sich zu lockern begann. Es war nicht mehr die feste Erde, auf der sie wohlgemut ausschreiten konnte; es war wehender Sand geworden, auf dem sie leicht ausglitt.

Wie kam das, und wer trug die Schuld daran? Das wußte sie nicht. Es gab ja nichts, was man ihr vorwerfen konnte. Oho, sie hielt sich, sie achtete auf sich, sie machte keine Sprünge, sie war nicht leichtsinnig, sie hatte Ziele und Vorsätze. Und doch fühlte sie sich nicht mehr als Ring in der Kette, trotz ihrer Hofdamenstellung und ihrer Toiletten. Sie spürte eine wachsende Unsicherheit und mußte dabei viel an ihren Vater denken: dem war es auch so ergangen ...

Zwischen den Villen unweit des Frankfurter Tors war es stiller als in der Stadt. Der Lenz blühte schon in den Vorgärten, die Balkone schmückten sich mit Blumen, durch das Gegitter leuchteten lichtgrüne Rasenstrecken. Hin und wieder fuhr eine Equipage oder ein offener Kraftwagen an Gunde vorüber. Einmal erkannte sie auch Herrn von Hasselriede, den neuen Minister. Er war Junggeselle und hatte die Dienstwohnung im Palast Baldassano inne. Aber man erzählte sich, hier draußen wohne eine alte Freundin von ihm, bei der er zu Mittag zu speisen pflege. Solche Scherze hatte der Vater sich nicht erlaubt. Auch als rüstiger Witwer hatte er die Weiber sich fern gehalten. Und doch hatte diese kluge Scheu vor der Gefräßigkeit kleiner Zähne ihn nicht vor dem Zusammenbruch retten können.

Oft genug hatte sich Gunde gefragt, wie dieser Zusammenbruch sich vorbereitet haben mußte. Nie hatte ihr der Vater Einblick in seine Verhältnisse gegeben. Sie hatte im Wachstum der Gesellschaft gelebt und sich unter ihren Einflüssen entwickelt, ohne zu überlegen, ob sie auf dem rechten Platze stand und nicht eines Tages wurzellocker werden könnte. Und hätte man sie gewarnt, so würde vielleicht nur ein erstauntes Lächeln geantwortet haben. Denn sie hielt sich für reich, weil sie nie eine Entbehrung kennengelernt hatte. Die kleinen Strafpredigten, mit denen ihr Vater die Bezahlung ihrer Jahresrechnungen zu begleiten pflegte, nahm sie geduldig hin; das war überall dieselbe Geschichte. Keinen Augenblick hatte sie daran gedacht, daß die aristokratische Ordnung dieses Hausstandes einmal brüchig werden könne. Heute wußte sie, daß die Spekulationswut, eine all-

mählich zur Methode gewordene Unsinnigkeit, ihren Vater ruiniert hatte. Aber dies Wissen gab keinen Trost.

Sie stand nun vor der Villa Hellsted, einer der geschmackvollsten des Viertels. Oberhalb des säulengetragenen weißen Vorbaues lagen rote Vorhänge vor den Fenstern. Die Salons waren geschlossen. Aber sonst merkte man nichts davon, daß auch hier ein Hauswesen der Auflösung entgegenging. Im Garten blühte schon ein großer Tulpenbaum, den geschorenen Rasen faßte eine Hecke von Liliputröschen ein, am Straßengitter war der Taxus viereckig geschnitten, die Wege färbte rötlicher Kies. Alles atmete hier Kultur und saubere Pflege.

Ein alter Diener öffnete Gunde, nahm ihr die Karte ab und führte sie in ein Vorzimmer in pompejanischem Stil mit roten Wänden, antiken Giebelgruppen über den Türen und nur wenigen niedrigen, bankartigen Sesseln mit vergoldeten Ziegenfüßen.

Der alte Diener kehrte sofort zurück und geleitete Gunde durch einen Korridor in das Damenzimmer der Frau von Isbert, einen behaglichen, reich ausgestatteten Raum, in dem jede scharfe Linie vermieden war: das mollige Nest einer verwöhnten jungen Dame, die von den Ecken und Kanten des Lebens nichts wissen wollte. Die Tür zum Nebengemach, wohl dem Schlafzimmer, war nur angelehnt, und durch sie hörte Gunde die Stimme der Frau von Isbert:

„Liebes Fräulein von Berg — nehmen Sie immer Platz und entschuldigen Sie mich noch für eine Minute! Ich komme eben aus dem Bade und werfe nur den Schlafrock über . . .“ (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

L. D. Die Glocken der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche sind die größten und schwersten der Kirchen Berlins. „Königin Luise“ und „Kaiser Wilhelm I.“ wiegen zusammen 13 800 Kilogramm, „Augusta“ 8500 Kilogramm, „Deutschland“ 4500 Kilogramm, „Kaiser Friedrich“ 3000 Kilogramm. Alle fünf Glocken zusammen haben ein Gewicht von 82 000 Kilogramm.

G. R. Sie haben recht. Vor einiger Zeit wurden im chemischen Universitätslaboratorium zu Heidelberg französische Infanteriegeschosse auf ihre chemische Zusammensetzung hin untersucht. Nach Vorschrift der französischen Munitionskammern sollen die Geschosse 90 Prozent Kupfer, 6 Prozent Zink und 4 Prozent Nickel enthalten. Die Untersuchung ergab jedoch einwandfrei, daß der Gehalt an Kupfer bis 93 Prozent betrug, der an Zink 7 bis 10 Prozent, so daß Nickel überhaupt nicht vorhanden war. Durch den Zinkzusatz tritt eine starke Verminderung der Oxydierbarkeit des Kupfers ein, während Nickel der Legierung eine größere Härte verleiht. Auch das Gewicht der Pulverladung, die aus nitrierten, mit Graphit überzogenen Cellulosetäfelchen bestand, betrug 2 Gramm, statt 2,7 Gramm. Die durch das Fehlen des Nickels verhältnismäßig weichen Projektile lassen sich durch Hämmern leicht deformieren.

H. G. Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig hat eine Höhe von 91 Metern und eine Breite von 60 Metern. Die innere Kuppelhalle ist [illegible] Meter hoch. Das Denkmal auf dem Niederwald ist nur 38,6 Meter hoch. Dem Völkerschlachtdenkmal am nächsten ist das Kyffhäuser-Denkmal mit 65 Meter Höhe, sein Rauminhalt ist aber 16mal kleiner als der des Leipziger Denkmals.

Deutsche Armee- und Marine-Radium-Uhren!

Seit Kriegsbeginn haben sich 250000 von uns gelieferte Uhren im Felde glänzend bewährt! Unsere Erfahrung durch den Verkauf dieser Riesenmengen bürgt für die Gebrauchsfähigkeit unserer Uhren im Felde!

Wir verkaufen nur tausendfach erprobte Fabrikate! Für Werk- u. Leuchtkraft Garantie!

Sehr wichtig! Für Ankunft aller Uhren im Felde **übernehmen Garantie!**

Zu allen Uhren: passende Kapsel **50 Pf.** passende Kette **60 Pf.**

Grosse Neuheit! Abbildung natürliche Grösse

Mit unzerbrechl. Glas Helleuchtende Zahlen 2 Jahre Garantie



Weder Gewehrkolben noch Hammer können die Uhr zerbrechen.

Nr. 30. Anker-Armbanduhr m. hellleuchtendem Zifferblatt. Deutsches Werk. Garantie . . . **8.50 M.**
Nr. 84. Offiziers-Armbanduhr, im Dunkeln stark leuchtend, besond. gutes Werk. Garantie **15.— M.**

Nr. 38. Militäruhr, helleucht. Zifferblatt mit Anker-Hemmung und extra stark geschliff. Flachglas. Garantie . **5.50 M.**
Nr. 78. Hindenburg-Taschenuhr. Sehr empfehlenswert. Ankerwerk m. richtig hell- u. klarleuchtend. Zahlen. Garantie **8.50 M.**

Nr. 71. Kronprinz - Armbanduhr, helleucht. Zahlen, gutes deutsches Ankerwerk, Garantie . **11.50 M.**
Nr. 82. Armbanduhr m. helleucht. Zahlen. Anker - Präzisionswerk, auf Steine, Garantie . **18.50 M.**

Nr. 88. Kais.-Wilh.-Uhr, mass. Schweiz. Werk m. Steinen, g. bes. zu empf., herrl. helleucht. Zahl., 2 Jahre Garant. **12.50 M.**
Nr. 118. Allerbeste Qual.-Uhr pr. Anker-Werk, helleucht. Zahl., a. 15 Steine geh., unverwüstl., 2 Jahre Garantie **25.50 M.**

Nr. 72. Armbanduhr mit stark leucht. Zahl., auch als Taschenuhr, unerreicht haltbar, Gr. ein. 2-Mk.-Stück., m. stark. Zelluloid-Schutzglas vers. Zertrümmern d. Uhrgl. unmögl. Garantie **12.50 M.**

Der Versand erfolgt nur gegen vorherige Einsendung des Betrages zuzüglich 35 Pf. für Porto und Verpackung. Nachnahme-Sendungen bei der Feldpost nicht zulässig.

Deutschland Uhren-Manufaktur

Leo Frank, Berlin C19, Beuthstr. 4, Fabrikgebäude rechts

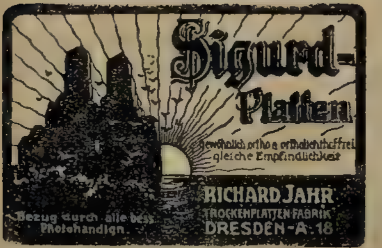
Kein Laden, auf Eingang achten, da Verwechslungen möglich!

Wert-Gutscheine Beim Einkauf geben beim Vorzeigen dieses **eine elegant versilberte Panzer-Uhrkette** als Geschenk

---

Photo-Apparate

u. Bedarfs-Artikel kaufen Sie nirgends **so billig und gut** wie in der **Photo-Zentrale Berlin-Tempelhof** Berliner Straße 90-91. Verlangen Sie Liste Nr. 21.



Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 65. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. 2.40 M. Fein geb. 3.30 M., m. Goldschn. 3.60 M. (Porto 20). Vorr. Buchh. o. geg. Voreinsend. d. Betrag. von **Strecker & Schröder, Stuttgart 4.**



Der Mensch in körperlicher u. geistiger Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Vererbung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde" 83 Abbildg. Gegen Voreins. von M. 3.— (auch ins Feld) ... bez. von **Strecker & Schröder, Stuttgart 4**



Chemie-Schule für Damen und Herren Dr. Davidsohn & Weber, Berlin, Bahnstr. 7. Prosp. frei. Aussichtsv. Beruf.

Zigaretten

B 1000 Stück 25.—, 26.— M.
C 1000 Stück 35.—, 36.— M.
D 1000 Stück 45.—, 47.— M.
Versand Nachn. Feldp. vorh. Kasse **Martin Fabian, Hamburg 5 X**

Photographen!

Erstklassige Drucke auf meinem unübertroffenen Lenbach-Papier. Karten von 6 Pf. an. Lieferzeit 1-2 Tage. Ueberzeugen Sie sich u. senden Sie ein Negativ. Ich liefere Ihnen davon 1 Bild u. 10 Karten ohne jede Berechn. Vergrößer. Kunstdrucke. Alle phot. Arbeit. Preisl. grat. **Wilh. Thurau, Eisenach 6.**

Briefmarken

Katalog gratis. **Philipp Kosack & Co.,** Berlin C 2, Burgstr. 13.

Lauten, Gitarren, Mandolinen u. Violinen sowie alle anderen Instrumente



Vogtländische Musikinstrumenten-Fabrik Hermann Dölling jr. Markneukirchen, Sa. 202. Preisliste umsonst und portofrei b. Angabe des gewünscht. Instruments

POSTKARTEN

neueste Serien, patriotische, Gratulations, Landschafts, Blumen, **Kinder, Pfingst-** usw., feine **vielfarbige Künstlerkarten.** Tausende Muster, 100 M. 2.80, 1000 M. 25.—fr. Voreins., Nachn. 30 Pf. m. F. Bizer, Verlag, Pforzheim, Schloßberg 15.



Weltruf! Celloidinkart. 10 Stck 0.32, 100 Stck. 3.00. Apparate. Gelegenheitskäufe, Platten, Papiere, billigste Bezugsquelle. Liste frko. **Reinhold Wittig, Rudolstadt 16.**

Das Alte stürzt!



Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „NORMAL" Viele Anerkennungen Prospekte frei durch **E. Kompalla, Dresden L. 126.**

Musikinstrumente

Preisliste Nr. 33 umsonst **W. Kruse** Markneukirchen

Briefmarken: Sammlungen, ... einzelne, kauft Liebhaber. Meine doppelten Marken verkaufe billig. Hans Schulz, Hamburg, Bismarckstr. 80

Briefmarken. Vorzugs-Preisliste gratis. **Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz Br.**

1000 Gemäldepostkart. sort. 12.50, Must. 1.75 A. Päschke, Berlin 58, Kastan.-Allee 11 T.

Emser Wasser

Das neueste lustige Buch: Schnurriges und Murriges von P. Riedel. Preis 1 M. Prompte Zusendung, auch ins Feld, gegen Voreinsendung. **Carl P. Chryselius'sche Buchhandlung, Berlin SW. 68,** Friedrichstraße 210. Postscheckkonto Berlin 28599.

75 Einjährige bestanden

Ostern 1914/15 in **Dr. Kramers Institut Harburg (Elbe).** Prosp. mit Refer. frei

Für unsere Soldaten!



Sämtliche Musikinstrumente, Stahlwaren, Uhren, Waffen etc. liefern wir in bester Qualität zu billigsten Preisen. Katalog gratis und franko. Herfeld & Comp. Neuenrade No. 47 Westf.

Ansichts-Postkarten!

100 Stück schwarz franko gegen 1.90 M.
100 „ bunt, la z. 10-Pf.-Verk. 2.80 M.
100 „ Serienkarten . . . . . 2.30 M.
100 „ Tiefdruckkarten . . . . 3.50 M.
300 alle Sorten gemischt 7.50, 100 Osterkarten M. 3.00, keine Gratismust.
Kunstverlag Berlin 39, Sellerstr. 3.

Chr. Tauber

Photo-Haus Wiesbaden B



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 11 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen



Nr. 662. **Mk. 2.—** gegen Einsend. nebst 25 Pf. für Porto.

Roter-Kreuz-Ring

ff. emailliert auf weißem Grunde. Silber, 800 gestempelt. Anstatt rotes Kreuz auch mit den verschiedenen Landesfarben lieferbar. Kriegserinnerungsringe und sonstiger Schmuck in schönster Auswahl. Lieferung ins Feld. Sehr günstig für Wiederverkäufer. Abbildungen kostenlos.

Emil Rothschild, Pforzheim Ring- und Kriegsschmuckfabrik.



Marke. **Carl Gottlob Schuster jun. Markneukirchen No. 342.** Bedeut. Instr.-Firma. Kataloge gratis Gegr. 1824.

Butterbrot-Papier

Ia. 100 Blatt 35 Pf. **Toilette-Papier** Ir. Rollen, fest u. weich, 25, 30, 40 Pf. Postpaket geg. Eins. v. 4, 5, 6, 8 Mark frei, Nachnahme 30 Pf. mehr. Haushalt- und Toilette-Artikel. Liste gr. u. franko. **A. Maas & Co., Berlin 23, Markgrafenstr. 84.**

Neues Sortiment

Postkarten

Typen, Ortschaften, Landleben, Originalaufnahmen. Serien-Karten. **400 sort. Karten 10 M. frei.** Gegen Voreinsendung des Betrages. **Kahan & Co., Postkarten-Verlag, Berlin 126, Friedrichstr. 16.**

Preisliste gratis.



Tabak-Pfeifen

m. Patentdeckel u. Glaspatrone. — D. R. G. M. für Wiederverkäufer. **Rich. Vorberg, Jocketa 2, Vgtl.**

Schottlaender's Haarfarbe

In allen Farben. Orig.-Flasche M. 2.—. **H. Schottlaender, Berlin C. 195, Burgstr. 27**

Photograph. Abzüge auf Postkarten à Stck **6 Pf.** Vergröß. 18 : 24. St. 1.— M **A. Herkner, Stuttgart, Nikolausstr. 6**

Postkarten-Versand

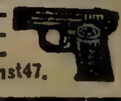
300 prachtvolle Serienkarten . . . 5.50 M.
100 hochf. Pfingstkarten, portofrei 3.75 M.
100 humoristische . . . . 3.75 M.
D. Weinmann, Berlin N. 58 Schönh. Allee 130 p. Illustr. Preisl. gratis

Buchführung lehrt am besten brieflich **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburgerstr. Verlangen Sie **gratis Probebrief 3.**

Erfinder sollten vor der Patent-Anmeldung die Broschüre „Denke nach" von Ingenieur Carl Fr. Reichelt Berlin, Lindenstrasse 116 gratis verlangen

Schlechte Handschriften verbessert Hofkalligraph **Gander** in Stuttgart. Lehrpl. gr., Schreibvorlagen M. 2.-.

Browning Kal. 7,65 M. 38.- „ 6,35 M. 35.- Mauser, Parabellum M. 65.- **Benekendorff, Friedenau, Rheinst 47.**



Seifenfabrik fertigt mir feines ovales Toilettewaschstück. 31jährige Praxis. Probepostpaket guter Waschmittel Mk. 3.95 frei Nachnahme. **P. Holfter, Breslau S. 70**

H. W. Voltmann Bad Oeynhausen 25



Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder). Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer. **Kataloge gratis.**

Reizende

Künstlerpostkarten

Stets Neuheiten Papier- u. Schreibwaren **Männich & Höckendorf** Hirschberg i. Schl. 1.

Fort mit dem



Bein-Verkürzung unsichtb. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Brosch. senden **„Extension" G. m. b. H. Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 255**



Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

Kriegsschmuck Kriegsuhren

Wiederverkäufer verl. Preisliste **Jakob Fischer, Pforzheim HB**

Rheumatismus Gicht u. Nervenleidenden helfen Ciwuco-Bäder von Aerzten verordnet. In Kliniken u. Heilanstalten erprobt. 5 Bäder M. 1.10 in Apotheken u. Drogerien oder bei Ciwuco-Bln. Friedenau

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz. Diätet. Kuren nach Schroth Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei. Zweiganstalt pro Tag 6 Mark.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

bak — brandt — burg — chi — chon — da — de — den — di — e — e — ein — em — gau — ge — gen — ha — i — i — kai — la — lack — ment — mi — mus — net — ni — nung — ol — öl — phi — rem — ri — rich — rüb — rurg — sat — seg — sol — spiel — sta — sti — ta — te — te — tel — thur — us — vig

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch aus Goethes Iphigenie ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Verspaar, 2. Wagnersche Bühnenfigur, 3. kirchliche Handlung, 4. Buchverzierung, 5. Großherzogtum, 6. Maler, 7. Romanschriftsteller, 8. Goethesche Bühnenfigur, 9. Arzt, 10. Kanton, 11. Teil der Reitausrüstung, 12. Narkotikum, 13. männlichen Vornamen, 14. Bedienten, 15. Farbstoff, 16. Willenserklärung, 17. Perserkönig, 18. weiblichen Vornamen, 19. Pfanzenfett.

Die Rache.

Man wirft mich Arme in die Glut,
Steckt mich ins enge Loch,
Schlägt meinen Kopf mit großer Wut,
Und dennoch leb' ich noch
Und räche mich, denn glaube mir,
Dein Geld stahl aus der Tasch' ich Dir.

Bilder-Rätsel.



Neuzeitliches Kampfmittel.

Drei Worte sollt Ihr diesmal finden
Und sie zu guter Letzt verbinden.
Zweisilbig ist das erste Wort,
Von Deiner Nase jagst Du's fort.
Wer's zweite, hohe Wort bekleidet,
Der wird von manchem sehr beneidet.
Unsichtbar oft das dritte droht,
Bringt Schiffen Untergang und Tod.
Das Ganze, ausgeführt gewandt,
In frühern Kriegen unbekannt,
Bringt Not und Tod zu Meer und Land.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:

Kalt überlegt, aber warm ausgeführt.
Wahlspruch Leopold von Hertefelds aus Th. Fontane: „Fünf Schlösser".

1. Kleopatra, 2. Landrat, 3. Üsküb, 4. Eber, 5. Lunge, 6. Gesicht, 7. Ahab, 8. Eosander, 9. Wanda, 10. Repositorium, 11. Aargau, 12. Sperling, 13. Eichendorff, 14. Übermensch, 15. Kabulist.

Rösselsprung.

Treue. Die deutsche Gefolgentreue ist noch vorhanden und noch ebenso stark, wie sie es in der Urzeit war
von Gustav Freytag.

Unverlierbar: Backen — Brauen.

Humor

Dem kleinen Kurt, dessen Vater im Felde steht, wird von der Tante der neu angekommene Familienzuwachs mit den Worten gezeigt: „Da schau mal her, Bubi, Du hast ein Brüderchen bekommen. Wir hatten es beim Klapperstorch bestellt, und nun hat er es uns auch gebracht.“ Kurtchen betrachtet sich seinen Bruder recht interessiert, um dann zu fragen: „Kann denn der auch umgetauscht werden?“ — „Aber nein, Bubi,“ sagt die Tante, „das geht nicht!“ Worauf der kleine Kerl meint: „Dann hätte das Brüderchen jetzt nur nicht bestellt werden sollen. Wer weiß, ob Vati nachher damit zufrieden ist!“

*

Ein Landmann von der Wasserkante hat einen Sohn in Rußland stehen und beschwert sich am Stammtisch, daß der Junge so wenig schreibe. Allwöchentlich käme allerdings eine bläuliche Karte, auf der aber nur der Name des Absenders und die Adresse des Empfängers stände; er zeigt dabei das zuletzt erhaltene Exemplar vor. Da erschallt allgemeines Gelächter: es ist ein Kartenbrief! Man erklärt dem Landmann, er müsse die drei Seiten der Karte aufreißen, dann entpuppe sich der Inhalt. Der Alte macht das und liest erstaunt den Brief seines Sohnes. Darauf sagt er freudig erregt: „Nun muß ich aber schnell nach Hause gehen, denn dort hab' ich noch einen ganzen Kasten voll solcher Karten. Der Kuckuck soll diese neumodischen Kriegsbriefe kennen!“

*

Eine Kriegslieferanten-Gattin läßt sich Schuhe vorlegen. „Hier wäre etwas ganz Apartes,“ zeigt der Verkäufer, „Stil Louis XV!“ „Die Schuhe würden mir gefallen,“ meint die Dame, „nur die Absätze sind mir zu hoch; vielleicht geben Sie mir Louis XIII!“

*

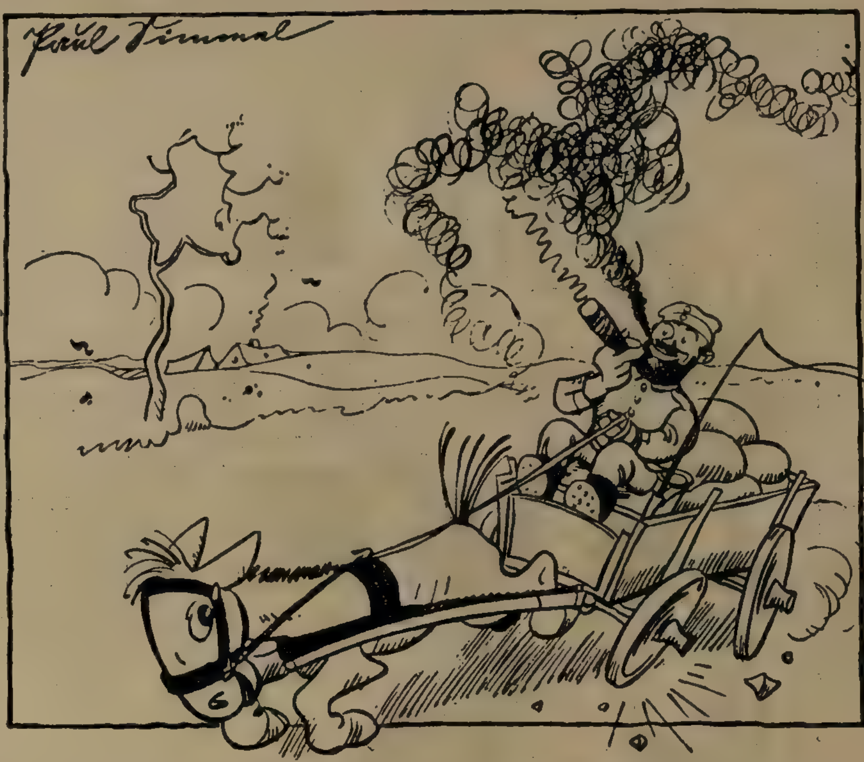
Ich lese meinem kleinen Wolf vor und komme auf das Wort „Quelle“.

„Mutti, was ist eigentlich eine Quelle?“

„Bitte, Wolf, denk mal nach.“

„Ach so, ja! Wenn man weiß, wo man recht viel Butter bekommt.“

Zeichnung von Paul Simmel.



„Mein Gaul wollte nie rennen, jetzt rauch ich 'ne Liebesgaben-Zigarre auf'm Bock!“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 17

29. April 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller.

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



„Sie kommen!"
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Oesterreich-ungarische Offiziere bei der Begrüßung des Kaisers Karl, der mit dem neuen Kriegsminister, General v. Stöger-Steiner, vorüberfährt. (Siehe das Bild rechts.) Phot. Schuhmann.

In der Feuerzone.

Die große Offensive der Franzosen und Engländer hat verschiedenen, bisher noch unversehrt gebliebenen Städten das Kriegsschicksal gebracht. Die große Explosivkraft der modernen Geschosse bringt es mit sich, daß alles zertrümmert wird; der gewaltige Luftdruck hebt Dächer ab und legt feste Steinmauern in wenigen Augenblicken in Schutt. Der Kriegsberichterstatter unseres Verlages, Dr. Max Osborn, schildert in der „Vossischen Zeitung" einen Besuch in La Fère, der zerschossenen Vorstadt von Laon, wie folgt: Man blickt durch die Straßen, um die Ecken, in die schluchtartigen Durchgänge — keine Seele. Kein lebendes Wesen. Kein Mensch und kein Tier. Man hatte mir gesagt, ich würde nur noch Hunde und Katzen antreffen. Aber auch das stellt sich als Uebertreibung heraus, auch die Katzen und Hunde sind auf und davon. An den zerschossenen, aufklaffenden Häusern hängen noch die Schilder, die vom Leben erzählen, hängen



Die Wirkung der Artillerie:
Teil eines Munitionswagens, der durch die Wirkung eines [illegible]s auf einen Baum geschleudert wurde.



Gepanzerter Sappenkopf für ein Maschinengewehr im Kampfgebiet im Westen. Phot. Hanns Eder.



Negerhütte der farbigen französischen Truppen im Westen als Quartier deutscher Luftschiffer in einem eroberten Gebietsteil. Phot. Braemer.



Kaiser Karl mit dem neuen österreichisch-ungarischen Kriegsminister, General von Stöger-Steiner. Phot. Schuhmann.

oft an einem Nagel mühsam noch baumelnd, aber sie blicken auf Stummheit und Tod. Ein Sturm kommt angesetzt und spektakelt und pfeift und heult durch die leeren Häuser, durch die leeren Zimmer, durch die leeren Fensterrahmen. Er poltert und wackelt und stöhnt. Auf dem Pflaster ein wüstes Durcheinander, Glasscherben ohne Zahl, Steine, Holzstücke, Hausrat, von platzenden Granaten herausgeschleudert und in der Straße herumgewühlt. Aus einem Laden, in den ein Loch geschossen ist, sind Rüschen und Kragen und Kartons herausgerollt. Dazwischen ruht, friedlich gebettet, ein Blindgänger. Nicht weit davon liegt vor einem ehemaligen Modegeschäft eine lächerliche Puppe quer über den Weg; ein geschniegelter Herrenwachskopf mit rosigen Wangen stiert uns an. Aber wenn der Franzose drüben etwa glauben sollte, die Festung und Stadt seien für ihn leichte Beute, so irrt er sich. Er hat es schon ausgeprobt, mehrmals, daß das ein Irrtum wäre. Unaufhörlich beschießt er die Werke, die Häuser, die Fabriken am Bahnhof, an dreitausend Granaten hat er kürzlich allein an einem Tage herübergefunkt. Dann ist seine Infanterie wiederholt angerannt, in dichten Kolonnen, in vielen Wellen hintereinander. Aber mit einem Schlage, wie aus dem Boden gezaubert, waren die sächsischen Landwehrmänner zur Stelle, denen die Verteidigung von La Fère anvertraut war, und mit schweren Verlusten fluteten die feindlichen Massen zurück.



Das erste Bild von der russischen Revolution: Zug einer von Soldaten geführten Menge über den Newski-Prospekt in Petersburg nach den Straßenkämpfen. (Aus einer englischen Zeitung.)



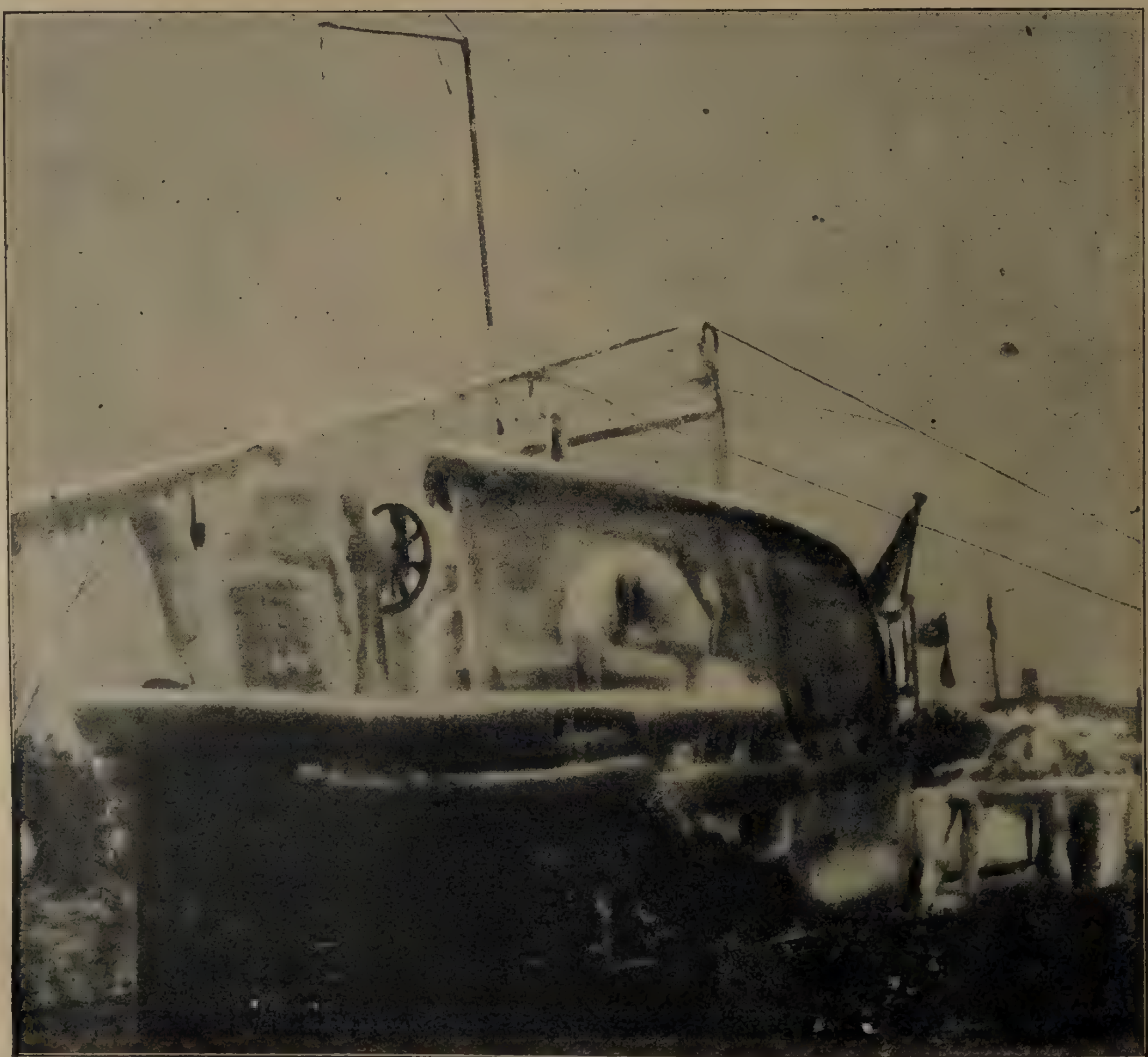
Deutsches U-Boot nach der Rückkehr aus Schnee und Eis: Das vereiste Geschütz auf Deck.

Die Luftkämpfer

Wieder haben zwei jugendliche Ritter des Ordens Pour le mérite den Tod im Luftkampf gefunden: Leutnant Baldamus und Oberleutnant Berr. Beide gehörten zu den erfolgreichsten unserer Kampfflieger, die in der April-Mitte Rittmeister v. Richthofen mit 43 Luftsiegen führt. Sein jüngerer Bruder, Flieger-Leutnant v. Richthofen, gehört ebenfalls zu den in den amtlichen Berichten jüngst erwähnten Fliegern, unter denen Leutnant Wolff, Leutnant Schaefer und Leutnant Doßenbach große Erfolge zu verzeichnen hatten.



Fliegerleutnant Baldamus, gefallen im Luftkampf, nachdem er bisher 18 feindliche Flugz[illegible] [illegible]nichtet hatte.
[illegible] Jll. Ges.



Deutsches U-Boot nach der Rückkehr aus Schnee und Eis.



Oberleutnant Hans Berr, gefallen im Luftkampf, nachdem er bisher 10 feindliche Flugzeuge abgeschossen hatte.
Phot. Jos. Raab.



Das Wiederauftauchen der „Tanks" in der Schlacht von Arras: Ein „Tank" beim Angriff.
Nach einer englischen Zeichnung.

DIE SCHLACHT VON ARRAS

Berichte der englischen Kriegskorrespondenten — Die Feuerhölle — Die Tankgeschwader.

Der Anfangserfolg, den die Engländer bei der Schlacht von Arras erzielten, und der doch weiter nichts war als ein Zurückbiegen unserer Linien vor dem ungeheuern feindlichen Feuerwall, gab den englischen Kriegsberichterstattern vollauf Gelegenheit, unerhörte Siegesmeldungen in die Welt zu schmettern. Was davon zu halten ist, wissen wir alle, denn ungebeugt steht die stählerne Mauer unserer Soldaten da, ungebeugt auf der ganzen Linie, mit der wir in Feindesland einen lebendigen Wall zum Schutze unserer Heimat errichteten. Aus den Schilderungen der großen Londoner Zeitungen aber geht vor allem hervor, welch' unermeßlicher Heldenmut unsere Soldaten beseelte, die dem größten Feuerregen, den trommelnden Granaten und den unaufhörlichen An-



Vorgehende englische Kavallerie, die in Verkennung der Lage in der Schlacht von Arras wieder am Angriff teilnahm und schwere Verluste erlitt. Zeichnung aus einer englischen Zeitschrift.



Was die Engländer „erobert“ haben: Einrücken einer Patrouille in das von Engländern zerschossene Bapaume. Englische Photographie.

griffen mit zäher Kraft standhielten. Unumwunden müssen das selbst unsere Gegner zugeben, denn niemals wurde eine Schlacht von solch verheerenden Geschützkämpfen eingeleitet als die von Arras. — Der Kriegsberichterstatter der „Daily News“ weiß davon zu erzählen: „Die Beschießung des Grabenstückes, das die Deutschen hielten, war wohl das unerhörteste Schauspiel, das in diesem Kriege beobachtet wurde. Im frühen Morgengrauen begann es. Zwischen Arras und Souchez war die englische Artillerie zusammengezogen und gab ein Sperrfeuer von nie dagewesener Kraft ab. Hinter diesem Feuerwall stürmte die Infanterie in den nebligen Morgen hinein, den deutschen Wällen zu. Die ganze Nacht hindurch waren die deutschen Erdwerke und die lange Kette der Betonbefestigungen, die die Höhe von Vimy krönen und Arras im Halbkreis umschließen, bereits von schweren Geschützen beschossen worden. Unaufhörlich, die ganze lange Nacht hindurch. Plötzlich hielt das Höllenfeuer an, eine halbe Stunde lang war es ruhig, bis daß die ersten schwachen Lichtstrahlen am östlichen Himmel durchbrachen, da donnerten die Kanonen wieder los, als wären sie von einer einzigen Hand geführt, und die fernliegenden Höhenzüge bildeten eine rauchende, feurige Kette. Mitten im Geheul der berstenden Granaten zischten die deutschen Signale Raketen in die Höhe, Bündel von roten, weißen, grünen und orangefarbenen Feuergarben, die den Reserven Zeichen gaben, die wir allerdings nicht verstanden. Durch das Scherenfernrohr konnten wir die deutsche Besatzung sehen, die uns durch ihre vollkommene Ruhe unheimlich war. Es schien, als erwarteten diese Männer furchtlos und unbeweglich ihr Schicksal, das die englische Artillerie ihnen bereiten wollte. Schrecklich war auch die Ruhe der deutschen Geschütze, gerade als schwiegen sie, um in dem nächsten Augenblick umso entsetzlicher loszudonnern. Als ob sie auf die vorwärtsstürmenden englischen Infanteristen warteten, um sie über den Haufen zu werfen, wenn sie nahe am Ziel seien. — Und wirklich, erst als unsere Sturmtruppen die völlig zerstörten Unterstände erreicht hatten, begannen die deutschen Truppen zu feuern . . .“ Diesem grandiosen Bild einer modernen Schlacht



Die Ruinen der vielgenannten Stadt Arras: Eine der Hauptstraßen.



... in dem Gebiet jetzt aussieht, das wir geräumt haben: Ein Bild des Geländes im Ancre-Gebiet.
Englische Photographie.



Eine interessante Erinnerung: Ein Bild aus Nummer 21 unserer Zeitschrift vom 24. Mai 1914.
Der Aufsehen erregende Zwischenfall in der russischen Duma wegen der Maßregelung eines sozialistischen Abgeordneten:
Der Chef der Wache im Taurischen Palais, General v. Osten-Sacken, fordert den Abgeordneten Kerenski (Arbeiterpartei) auf, den Saal zu verlassen.
Kerenski ruft: „Die Gewalt triumphiert, die Freiheit wird aber doch siegen!"
(Kerenski ist bekanntlich heute Justizminister und einer der mächtigsten Männer in Rußland.)

*

während der unsere braven Truppen alle Schrecken der Hölle ertragen mußten, und allem Entsetzen standhielten, fügen die englischen Berichterstatter Einzelheiten bei, besonders eingehend beschäftigen sie sich mit den Wirkungen der „Tanks", der großen, gepanzerten Kampfmaschinen, die über Gräben und Granattrichter ungehindert vorwärtsrollen können und die trotz aller Lobeserhebungen doch nicht besonders wirkungsvoll sind. Die Engländer erzählen immer wieder, „daß diese Kampfmaschinen gleich Urwelttieren gegen den deutschen Feuerwall vorwärts gerollt kamen" ... aber in dem deutschen Bericht kann man über den Angriff der Tankgeschwader lesen: „Die englischen Tankgeschwader, die in den Kampf eingriffen, fanden größtenteils ein rasches Ende. Dreiviertel der Panzerwagen wurden vernichtet. Sie liegen zum Teil in den deutschen Linien, zum Teil unmittelbar davor ..." Und weiter: „Bei den Kämpfen am 16. April sind von den vielfach vom Gegner verwendeten Panzerkraftwagen 26 durch unser Feuer zerstört worden." Daraus sieht man, daß unsere Artillerie die Furchtbarkeit dieser „Urwelttiere" zu brechen weiß. K. E.



Frhr. v. Bissing †,
General-Gouverneur von Belgien.
Phot. Perscheid.



Ein Offiziers-Stab der neuen polnischen Armee.
Phot. M. Fuks.



Flieger-Lt. Hans Müller,
der bisher 9 feindliche Flugzeuge im Luftkampf besiegte.



General v. Zwehl, bisher Gouverneur von Antwerpen, der an Stelle des verstorbenen Frhrn. v. Bissing vorläufig das General-Gouvernement Belgien übernommen hat. Phot. F. Hundt Nchflg.



Das neueste Opfer der englischen Granaten: St. Quentin! Das Rathaus mit dem Marktplatz.



Talaat Bey, der türkische Großwesir, der zu einem Besuch nach Berlin kommt.

Nun haben die Franzosen, die sich in ihren Zeitungen andauernd über die Beschießung von Reims durch die Deutschen entrüsten, bei dem Bombardement von St. Quentin gezeigt, wie rücksichtslos sie selbst vorgehen, wenn es sich um eine Stadt handelt, die in der Feuerzone liegt. Seit dem 7. April wird St. Quentin von feindlicher Artillerie aller Kaliber beschossen. Mehrere öffentliche Gebäude und viele Privat- und Geschäftshäuser wurden arg mitgenommen. Der Justizpalast erhielt 12 Treffer, das Denkmal auf dem „Platz vom 8. Oktober“ wurde zerstört, zwei Schuß trafen das Museum Lécuyer, und die schöne Kathedrale wurde durch fünf Treffer schwer beschädigt. Auch das Latour-Denkmal wurde zerschossen. Auf dem Marktplatz liegt dauernd starkes Feuer, so daß die Vernichtung des altehrwürdigen Rathauses und des Theaters nur eine Frage von Tagen ist.

HUMOR

Neulich sah ich mir im Deutschen Opernhaus „Die Königin von Saba“ an. Auf den Plätzen neben mir saßen ein paar Verwundete, die begeistert dem Bühnenspiel zusahen. Als im vierten Aufzug der Held der Oper — Assad — einem Sandsturm in der Wüste zum Opfer fällt und schwer nach Luft ringend zusammenbricht, meint ein biederer Feldgrauer entsetzt:

„Siehste Koarl, det het he davun, warum het he sich nich 'n Gasmask' upsett!“

*

Bei der Schmiere (1917). „Daß Sie aber gar nie mehr den ‚Othello‘ geben, Frau Direktor!“

„Sehen Sie, das ist so: zum Schwarzmachen, die Farbe, die haben wir ja vorrätig, aber nachher zum Abseifen da haben wir gar nichts mehr!“

*

Meine kleine dreieinhalbjährige Freundin Ilse hat die Namen der fünf Finger gelernt. Am nächsten Tage soll sie sie wiederholen und fängt an: „Der kleine Finger, der Ringfinger, der — der — „Na?“ ermuntert die Mutter — „Der — Lebensmittelfinger —“



Zwei „höhere“ Schüler trotten mit der Osterzensur heimwärts. „Wie bist Du denn zufrieden?“

„Na, es macht sich. Geometrie und Physik 4, dafür habe ich aber in Naturgeschichte „gut“ und „sehr gut“ im Schneeschippen.“

Gefreiter (bei der Instruktion über „Benehmen gegen Vorgesetzte“): „Wenn mehrere Vorgesetzte gleichen Ranges zusammenstehen, so sehen Sie bei Erweisung der Ehrenbezeugung den Dienstältesten an. Stehen also an einer Haltestelle mehrere Leutnants, so grüßen Sie den dienstältesten Leutnant.“

Rekrut (fragt): „Woran kann ich denn sehen, wer der Dienstälteste ist?“

Gefreiter: „Der grüßt allein wieder.“

*

Gefreiter (der eine Anzahl Verwundeter im Zoologischen Garten herumführt):

„Das Tier, das Ihr hier seht, ist 'ne Giraffe. Die ist bei den Tieren das, was beim Militär 'n Scherenfernrohr ist.“

*

Dienstmädchen (zu ihrem auf Urlaub gekommenen Feldgrauen): „Willem, weißte, heute Abend woll'n wir mal in's Theater gehn. Wo möchtest Du denn wohl gerne hin?“

„Ach, Karoline, was Lustiges möcht' ich sehen, laß uns ins Opernhaus gehn, da gibt es ‚Fidelio‘, und fidel wollen wir nu mal sein auf Urlaub.“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

1. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Bald erschien Frau von Isbert, und hinter ihr eine Zofe, die in gebückter Stellung noch an ihrem weißen, mit purpurroter griechischer Borte besetzten Schlafrock zupfte. Es war eigentlich mehr ein Bademantel, und Gunde sah mit einiger Verwunderung, daß die junge Frau darunter nicht allzu viel an Kleidung trug. Ihr prachtvolles schwarzes Haar war nur locker aufgesteckt und umrahmte das sehr süße, blasse Gesicht wie ein dunkler Schatten. Sie streckte Gunde beide Hände entgegen und begrüßte sie mit großer Herzlichkeit.

„Nett, daß Sie kommen,“ sagte sie mit einem anmutigen Lächeln ihrer auffallend roten Lippen. „Ich habe Sie längst einmal ein bissel näher kennen lernen wollen — aber Herr von Hellsted fand keinen Geschmack an jungen Mädchen. Für das Tanztüchtige an Kopf und Beinen hatte er nicht viel übrig . . . . Ein Glas Wein, Rose, und irgend etwas zum Naschen,“ rief sie der Zofe zu und wandte sich dann wieder an Gunde zurück. Sie legte ihre kleinen weißen, ringlosen Hände auf ihre Schultern und schaute sie freundlich an. „Sie haben ein so klares und sprechendes Gesicht,“ fuhr sie fort, „und so schönes Haar. Wir schwarzen Katzen können uns verkriechen vor Euch strahlenden Blondinen. Müssen Sie denn immer noch Trauer tragen?“

„Ich möchte das Jahr einhalten,“ erwiderte Gunde, „aber bei Hofe habe ich schon verschiedentlich die Trauer ablegen müssen. Uebrigens gebe ich nicht viel auf derlei äußere Formen. Ich füge mich lediglich der Sitte.“

Die Zofe brachte Backwerk und allerlei Süßigkeiten auf silbernen Tellern und eine Glaskaraffe mit dunklem Wein. An der Art ihres Servierens merkte man die gute Zucht. Die silbernen Teller waren alte Arbeit, die sehr schönen Gläser zeigten die graziösen Linien der Industrie von Nancy. Es war alles von Geschmack und Stil im Hause.

Gunde nippte nur an dem Wein. Es war ein schwerer, süßer Alicante. Frau von Isbert dagegen leerte ihr Glas. „Ich brauche Alkohol,“ sagte sie. „Es ist mir Bedürfnis und Medizin. Ich bin blutarm.“

Sie holte aus dem Schreibtisch in der Ecke des Zimmers ein verschnürtes kleines Paket Briefe und gab es Gunde.

„Herr von Hellsted hat mir für das Aufräumen der Wohnung freie Hand gegeben,“ sprach sie dabei. „Und diese Briefschaften Ihres Herrn Vaters möchte ich doch nicht gern an den Unrechten kommen lassen. Werfen Sie einmal einen Blick hinein, Fräulein von Berg! Herr von Hellsted machte tausenderlei Geschäfte und pflegte in derlei Dingen temperamentvoll zu sein. Das erklärt hie und da den Ton . . .“

Gunde öffnete das Paket und überflog die Briefe. Um was es sich in ihnen handelte, verstand sie meist nicht. Gelegentlich schrieb ihr Vater, daß er sich dies und das noch reiflicher überlegen müsse. Einmal sprach er von einem Verstoß gegen seine Grundsätze, in einem anderen Schreiben ließ er durchblicken, daß er sich mit dem Direktor des Straßenbaues in Verbindung setzen würde und ihn zu seinen Ansichten zu bekehren hoffe. Dann kam wieder ein scharf gehaltener Brief, der unter anderem den Passus enthielt: „Ihr Vorschlag würde mich auf Gnade und Ungnade dem Staatsanwalt ausliefern. Zuweilen vergessen Sie, wen Sie vor sich haben . . .“ Und Gunde erinnerte sich der Gegnerschaft des Herrn von Hellsted in der Angelegenheit der Attiengesellschaft Fahrzeugfabrik Mannheim.

„Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, gnädige Frau,“ sagte sie, „daß Sie mir die Briefe überlassen wollen. Aber ich getraue mich nicht, sie anzunehmen. Ich möchte sie nicht besitzen. Können wir sie nicht vernichten?“

„Ja, natürlich!“ rief Frau von Isbert ohne weiteres. „Geben Sie her!“ . . . Sie nahm die Papiere, warf sie in den Kamin, goß Kölnisches Wasser darüber und zündete sie an. Die Flammen leckten gierig über den

„Abgemacht!“. . . . Sie lachte kurz auf und warf sich in den Sessel Gunde gegenüber . . . „Liebes Kind, ich bin geübt im Anstecken von Scheiterhaufen. Ich habe in den letzten Wochen unendlich viel verbrannt. Ein ganzes Stück Lebenspsychologie, Menschheits- und Kulturprobleme, produktive Weltanschauung — und viel Ekelhaftes. Hellsted hatte keinen Grund mehr, irgend etwas vor mir zu verbergen. Er hat die Schuld in der Scheidungsangelegenheit ohne weiteres übernommen — und vielleicht war es sein letzter Trumpf, mir vor dem Auseinandergehen noch einen Tiefblick in seine Seele zu gestatten. Sonst würde er mir kaum anheimgestellt haben, aus seiner Korrespondenz zu vernichten, was ich des Aufhebens nicht für wert erachtete. Wert hat freilich diese seltsame Briefschaft — aber nur für einen Spezialisten, der . . .“

Sie brach ab und sagte übergangslos: „Unser Spazierritt neulich war hübsch, nicht wahr? Sie lieben auch den Sport?“

„Sehr, gnädige Frau. Schon des Trainings wegen.“

„Ich auch. Ich bin eine leidenschaftliche Reiterin. Aber ich werde mein Pferd aufgeben müssen. Ich muß mich einschränken. Ich bin nicht mehr reich . . .“ Sie blinzelte durch einen ins Fenster fallenden Sonnenstrahl unter gesenkten Lidern zu Gunde hinüber . . . „Ihr Prinz ist wenigstens eine freigebige Natur,“

Gunde verstand nicht sofort.

„Inwiefern?“ fragte sie harmlos.

„Hat er Ihnen nicht den Hasdrubal geschenkt?“

Gunde wurde verlegen. „Allerdings,“ erwiderte sie. „Spricht man davon?“

„Gott — ja. Wer sagte es mir? Ich weiß nicht mehr.“

Gunde fühlte das Bedürfnis, sich zu verteidigen. „Gnädige Frau, er bat darum. Er hat mir das Pferd besorgt. Ich hätte es am liebsten bezahlt — ich brauche mir wahrhaftig keine Geschenke machen zu lassen. Aber er bat und bat — und da nahm ich es an. War das unrecht von mir?“

„I Gott bewahre! Was ist denn dabei? Kümmern Sie sich nicht um den Klatsch des eleganten Pöbels!“

„Ich muß in meiner Stellung doppelt vorsichtig sein.“

„Natürlich, Kind. Das war Ihre Vorgängerin auch.“

„Wer?“ fragte Gunde und richtete sich im Sessel auf.

Frau von Isbert hielt mit der Antwort zurück. Sie sah einen so entsetzten Ausdruck in den Zügen Gundes, daß sie ihre vorschnelle Bemerkung bereute.

„Liebes Herz,“ entgegnete sie ausweichend, „die Männer gleichen sich alle in ihrem Verhältnis zum Weibe. Selbstverständlich: der eine ist vornehmeren Charakters als der andere, den die brutale Beutegier rücksichtslos macht, aber in ihrem Gemeinempfinden uns gegenüber treibt sie im letzten Grunde immer nur ihr eigensinniger Instinkt. Ich bin nicht albern genug, darüber in sittliche Entrüstung zu geraten, sonst müßte ich die Natur anklagen und alles Physische leugnen. Ich meine nur, daß wir uns bewußt sein müssen, bei jeder Liebe und Leidenschaft die Hoffnung auf Lohn zu erwecken, die der Mann erwartet.“

Gunde war glühend rot geworden. In ihren Augen lag etwas Fassungsloses, auch ein Suchen nach Begreifen. Sie starrten die junge Frau so befremdet an, als sähen sie ein Rätselwesen vor sich.

„Gnädige Frau,“ stieß sie in kurzen Absätzen hervor, „ich verstehe nicht ganz — ich weiß nicht so recht, was Sie meinen . . . Sie sprachen von meiner Vorgängerin. Das klang so sonderbar — klang auch verletzend.“

„Um Gottes willen,“ rief Frau von Isbert und sprang hurtig auf. Sie umarmte Gunde und küßte sie auf die Wange, nahm ihre Hände und hielt sie fest. „Liebstes kleines Mädchen, nichts lag mir ferner, als Sie verletzen zu wollen! Sie müssen mich kennen lernen. Ich bin ein unbeständiges Geschöpf, kann die Seele nicht einsperren in Schweigsamkeit, leide auch wieder an Gedankenfluchten, die nach Ausdruck drängen, und dann entschlüpft mir wohl ein unbedachtes Wort, das aber wahrhaftig nie böse — nie böse gemeint ist.“

„Aber was heißt das: Vorgängerin?“ rief Gunde außer sich. „Es muß doch einen Bezug haben auf mich selbst!“

„Herrgott ja! Kindchen, Sie sind doch nicht die erste Liebe des Prinzen!“

Nun jagten wieder Schatten über die Wangen Gundes. Sie erhob sich. Ihre Lippen zitterten. Sie steifte sich mechanisch, und ihre Finger spreizten sich.

„Wer spricht von dieser Liebe?“ fragte sie tonlos.

Frau von Isbert umschlang sie wieder. „Regen Sie sich nicht auf,“ sagte sie zärtlich. „Gunde von Berg, leben Sie auf so einsamer Höhe, daß Sie das Gesindel im Tal nicht kennen? Alle die Guten und Gerechten, die in ihrem Schafstall blöken, wenn einmal ein schwarzes Lämmchen seine eigenen Wege sucht? Fräulein Gunde, Sie können doch unmöglich der Ansicht sein, daß auch nur ein einziger dieser Herde an die bloße Menschenfreundlichkeit des Prinzen glaubt?“

Gunde sank wieder in den Sessel zurück. Ihre Tränen rannen, alle Nerven bebten, sie schluchzte jämmerlich.

Frau von Isbert zuckte mit den Achseln. „Mein Gott,“ sagte sie. Sie schritt auf und ab. Ihr Schlafrock schlug auseinander und zeigte die schlanken Beine in schwarzen Seidenstrümpfen und das Spitzengekräusel der Höschen. Sie achtete nicht darauf. „Verdreht,“ murmelte sie und blieb wieder vor Gunde stehen. Sie sprach ruhig und eindringlich.

„Was ist denn eigentlich los? Warum heulen Sie, Kleine? Sind Sie des Prinzen Geliebte, so freuen Sie sich des Heroismus Ihrer Gefühle! Sind Sie es nicht, so scheren Sie sich den Teufel um Nachrede und Spott! Aber jammern Sie nicht! So oder so können Sie den Kopf hoch tragen, denn Ihr stolzes Selbstbewußtsein bleibt Ihnen. Das bleibt.“

Gunde wischte die Tränen ab. Sie schaute die junge Frau ernst und ehrlich an.

„Ich bin nicht seine Geliebte,“ sagte sie, „— was die infame Welt darunter versteht. Aber gewiß weiß ich, daß er mich liebt und heiraten will.“

Frau von Isbert setzte sich. Sie war so erstaunt, daß sie nicht rasch genug Worte fand.

„Heiraten?“ wiederholte sie. „Liebes Kerlchen, lassen Sie sich doch nichts vormachen!“

Gunde wurde eifrig. Nun schüttete sie ihr Herz aus. Sie sprudelte Geständnisse über die Lippen. Alles sei besprochen und abgemacht. Und der Prinz sei ein Ehrenmann. Das sagte sie dreimal. Es war immer der Kapitelschluß.

Frau von Isbert schüttelte den Kopf. Ihr Haar löste sich, die schwarzen Wellen fielen über die Schultern.

„Ehrenmann — selbstverständlich. Man kann auch bei Hunger und Durst ein Ehrenmann bleiben. Gunde, ich will Ihnen keine Ihrer Hoffnungen stehlen. In der Buntheit der Welt wird manches Unwahrscheinliche zur Wirklichkeit. Wir haben es erlebt. Und in der Intensität des Wunsches liegt eine gewisse Gewähr dafür, daß Ihr über die Klippen hinwegkommen könnt. Könnt — das ist möglich. Nun versteh' ich Sie auch. Nicht Geliebte, nur Disposition dazu. Gleich, ob aus Kühle des Gefühls, ob aus gescheiter Berechnung. Es ist vernünftig.“

„Gnädige Frau,“ sagte Gunde mit zaghafter Stimme, „ich möchte noch einmal die Frage wiederholen: wer war meine Vorgängerin?“

„Aber, Herzchen, so vergessen Sie doch die törichte Aeußerung!“ rief Frau von Isbert lebhaft. „In Ihrem Sinne hatten Sie keine Vorgängerin. Zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über eine rasch hingeworfene Bemerkung! Daß ein Mann in den Dreißigern wie Prinz Albert schon ein Bündelchen Herzensgeschichten hinter sich hat, ist nur natürlich. Was schadet das auch? Es ist die übliche experimentelle Psychologie der Männer. Der Lichtreiz ihres Lebens. Die alte Geschichte . . . Trinken Sie noch einen Schluck Wein und zünden Sie sich eine Zigarette an, und dann wollen wir von etwas anderem plaudern . . .“

Eine schlaflose Nacht folgte für Gunde diesem ersten Besuch bei der Frau von Isbert. Sie wußte nun, daß man bereits über ihr Verhältnis zu dem Prinzen klatschte. Alle Vorsicht hatte nichts genützt; im Dunkel regte sich die Niedertracht, und aus verborgenen Tiefen flogen die ersten Giftpfeile.

Das war immer so. Der Schlange Gesellschaft gegenüber gab es auch keine andere Verteidigung als die des hypnotisierenden Blicks. Gundes Kunst in der Schauspielerei verstärkte sich. Sie hielt den Kopf noch höher als sonst, sie markierte einen unverletzlichen Stolz. Sie hob sich über ihre Umgebung und trug eine trotzige Selbstgewißheit zur Schau. In ihrem hübschen Mädchengesicht sammelte sich ein reifer Ernst, ihr Lächeln bekam eine stille Wehmut, sie scherzte nicht mehr. Ihr ganzes Wesen schien an Innerlichkeit zu gewinnen.

Aber sie wußte sehr gut, daß das alles nur flache Komödie war. Längst war ihre starke Zuversicht brüchig geworden; was ihr schon als fester Besitz erschienen war, rückte in weite Ferne.

Der Zufall wollte, daß sie den Prinzen einige Wochen hindurch nicht sah. Der Dienst nahm ihn um diese Zeit stark in Anspruch. Und da wurde die Sehnsucht übermächtig in ihr. In ihrer Haltlosigkeit gab sie Hoffnungen auf, mit denen sie schon die Zukunft phantastisch geschmückt hatte. Nun klammerte sie sich an den **Mann**. Wenn er nur fest blieb! Wenn der zerstörende Klatsch, dieser Zusammenfluß schamloser Massenwirkungen, ihn nur nicht zu Unüberlegtheiten trieb! Mußte man Letzwangen aufgeben — nun gut, es war eine Resignation mehr. Und wenn man ihn zwang, den Abschied zu nehmen — auch das war das Schlimmste noch nicht. Gunde kannte jetzt seine ökonomischen Verhältnisse. Sie waren nicht glänzend, „nicht fürstlich, immerhin gräflich“, wie Prinz Albert sich ausdrückte. Man konnte sich in hübscher Gegend eine kleine Herrschaft kaufen und den Umkreis des Schaffens begrenzen in wohliger Unabhängigkeit von der Gesellschaft. Denn nun war Gunde so weit, daß sie gern alle sorglich gepflegten Anrechte an die Gesellschaft aufgegeben hätte, um eine sichere Ruhe dafür einzutauschen. Sie stellte keine Forderungen mehr; sie nahm mit Bescheidenerem vorlieb.

In diesen Wochen kam sie häufiger mit Frau von Isbert zusammen. Die Scheidungsangelegenheit wurde auch im höfischen Kreise besprochen und glossiert. Der alte Oberst von Isbert, ein origineller Kopf und bei aller soldatischen Rauheit eine überlegene geistige Kraft, war noch unvergessen. Ihm verdankte auch seine Tochter Ulrike die Sympathien, die man ihr entgegentrug. Greuliche Geschichten erzählte man von Herrn von Hellsted. Er war dänischer Kammerherr gewesen, und man hatte ihn auch in die Kammerherrnliste des kleinen deutschen Hofes aufge-

nommen. Aber er hatte den goldenen Schlüssel auf der violetten Rosette freiwillig dem Oberkämmerer zurückgestellt, als er zum Zwecke seiner Ehetrennung auf Reisen ins Ausland gegangen war. Nun stand das Urteil über ihn fest. Wenn man von ihm sprach, dämpften die Stimmen sich ab. Selbst an den Whisttischen flüsterten die Herren nur, wenn sie seiner gedachten. Allgemein war die Ansicht, daß er im Ausland verbleiben würde. Der Oberstaatsanwalt bestätigte das gelegentlich.

Frau Ulla von Isbert wurde bedauert und auch beglückwünscht — weiter kümmerte man sich nicht um sie. Wenn man sie sah, erinnerte man sich ihres Mannes — deshalb ging man ihr gern aus dem Wege: ohne Unfreundlichkeit zu zeigen, aus einem Empfinden der Selbstsicherung. Aber Gunde war in ihren freien Nachmittagsstunden des öfteren bei ihr und half ihr bei der Ordnung ihrer Angelegenheiten.

Diese Frau war sicher keine Alltagserscheinung. Gunde spürte zuweilen Schwingungen ihrer Seele, die sich auf ihr Eigenstes übertrugen und sie seltsam berührten; wie Striche einer magnetischen Hand. Es ging ein starkes Fluidum von Frau Ulla aus, ein bestechender Reiz an Stimmung, die alle Räume durchflog, von sacht gleitender Melancholie bis zu bacchischer Fröhlichkeit und auch zu grimmig stachelndem Zynismus. Wandelbar wie in ihrem Wesen zeigte sie sich zugleich äußerlich. Gunde traf sie in einem unglaublich saloppen Gewande mit einem fleckigen Kopftuch über dem Haar, dann wieder in kostbarer Toilette, oft nur halb angekleidet, und einmal empfing sie das junge Mädchen sogar splitternackt auf ihrem Ruhebett, während sie sich von der Zofe massieren ließ. Sie lachte dabei behaglich und ohne Scheu, bat Gunde, Platz zu nehmen und freute sich über die zeitverkürzende Unterhaltung beim Kneten ihrer geschmeidigen Glieder.

VIII.

An einem Juninachmittage, an dem die Luft schon schwül wie im Hochsommer über der Residenz brütete, hatte Gunde Einkäufe in der Stadt gemacht, schritt über den Heinrichsplatz und traf vor der Akademie den Professor Dieckmann, der sie einen Augenblick anhielt, um ihr ein freundliches Wort über ihre Winterbilder zu sagen.

„Sie haben so viel Talent," meinte er mit gutmütiger Protektormiene, „daß es eigentlich schade um Sie ist, gnädiges Fräulein. Warum versuchen Sie nicht, festen Grund unter Ihr Können zu legen? Warum besuchen Sie nicht eine unserer Meisterschulen? Soll ich Sie anmelden? Vielleicht bei Lückner? Nein, der ist nichts für Sie. Aber bei Gerd Mellin. Der wird sich freuen, wenn Sie zu ihm kommen, und hat auch sonst die rechte Art, mit vornehmen jungen Damen umzugehen."

„Schönsten Dank, lieber Professor," erwiderte Gunde, „ich will überlegen. Eigentlich habe ich Angst vor dem Akademischen. Ich bin lieber in Arkadien als in der Schulstube. Ich bin auch eine böswillige Schülerin und lerne sicher nichts Besseres als das, was mir durch die Sinne tanzt."

Nun schrak sie leicht zusammen, denn plötzlich stand Prinz Albert zwischen ihr und dem langen Professor. Er grüßte lachend und gab beiden die Hand.

„Halten Sie der Gnädigsten eine Vorlesung über das Cinquecento, Professor?" fragte er heiter.

„Nein, Durchlaucht, eine Lektion über die Vernachlässigung ihrer Begabung. Sie kann viel, aber ihr fehlt die solide Grundlage. Sie sollte noch in eine gesunde Lehre gehen."

„Bravo!" rief der Prinz. „Sind Sie dagegen, gnädiges Fräulein?"

„Durchaus nicht. Ich bange mich nur vor ihrer Nutzlosigkeit. Wenn ich besser zeichnen lerne, werde ich schlechter malen, und wenn ich die Wirklichkeit abzubilden versuche, geht sicher meine Phantasie zum Teufel."

Nun hob Dieckmann die Hände und schalt auf die ewige Opposition der Jugend. Er stieß etwas mit der Zunge an, und dies kleine Gebrechen machte seinen Vortrag noch langweiliger. Prinz Albert unterbrach ihn; er müsse zu einem Liebesmahl. Aber als der Professor sich empfohlen hatte, blieb er doch noch bei Gunde stehen.

„Wissen Sie, woher ich komme?" fragte er. „Aus dem Palast Baldassano. Da hab' ich so viel an Sie gedacht. Ich stieg im Geiste die Treppen hinauf und kletterte bis in Ihr altes Atelier und setzte mich auf den Stuhl mit dem zerbrochenen Strohgeflecht, auf dem Sie mich damals malten."

„Seit wann hat der durchlauchtigste Prinz im Ministerium des Innern zu tun?" fragte Gunde zurück.

„Mein Geheimnis," erwiderte er lächelnd. „Ich kann Hasselriede eine Gefälligkeit erweisen und erwarte eine solche von ihm . . ." Dann wurde seine Stimme leiser . . .

„Gunde, gegen sechs bin ich im Pavillon. Ich komme durch den Park und läute zweimal an. Gib Anna Bescheid." . . Und lauter fügte er hinzu: „Auf Wiedersehn, gnädiges Fräulein — habe mich sehr gefreut . . ."

(Fortsetzung folgt.)

R Ä T S E L

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ak — am — ban — bir — chi — de — di — do — ei — en — es — gen — ger — gra — helm — i — ir — ling — ma — mo — na — nau — ne — nett — ni — nin ra — sen — sig — so — te — tur — wa — wil — sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch aus Goethes „Die natürliche Tochter" ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Waffe, 2. Gas, 3. Gedicht, 4. männlichen Vornamen, 5. weiblichen Vornamen, 6. Heilmittel, 7. Kopfbedeckung, 8. Strom in Indien, 9. Geschoß, 10. Käferlarve, 11. Frucht, 12. Metall, 13. Fluß, 14. Flüssigkeit.

Dreierlei Bedeutung.

Zum Ersten möchten wir als Sieger!
Zwei, drei sind Sonne, Mond und Stern.
Das Ganze täten uns're Krieger
Baldmöglichst unsern Feinden gern!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel: Die Vorsicht stellt der List sich klug entgegen. Goethe, Iphigenie.

1. Distichon, 2. Isolde, 3. Einsegnung, 4. Vignette, 5. Oldenburg, 6. Rembrandt, 7. Spielhagen, 8. Iphigenie, 9. Chirurg, 10. Thurgau, 11. Sattel, 12. Tabak, 13. Erich, 14. Lakai, 15. Lackmus, 16. Testament, 17. Darius, 18. Emmi, 19. Rüböl.

Die Rache: Die Niete. — Bilder-Rätsel: Kinder, ihr habt euch brav geschlagen. — Neuzeitliches Kampfmittel: Fliege, Rang, Riff; Fliegerangriff.

[illegible] Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 18

Berliner

Illustrirte Zeitung

6. Mai 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Phot. R. Sennecke.

Die Mannschaft der „Möwe" in Berlin.
Bewirtung bei den Berliner Pfadfinderinnen in Berlin-Grunewald.




Die Mannschaft der „Möwe" als Gast bei den Berliner Pfadfinderinnen in Berlin-Grunewald.
Aufnahmen von C. Hünich.

Artilleriebeobachtungsflieger.

Von Ernst Trebesius, im Felde.

Tadelloses Fliegerwetter ... In den geräumigen Flugzeugzelten sind die Vorbereitungen zum Aufstieg in vollem Gange. Die Flugzeuge sollen um 10 Uhr startbereit sein. Der Werkmeister, seine Monteure und die Hilfsmannschaften arbeiten mit Hochdruck, um die Fahrzeuge bis dahin klar zu bekommen. Um jeden der Riesenvögel eilt eine kleine Schar geschäftig hin und her. Hier hockt ein Monteur tief im Rumpf, irgend ein Ventil, eine Verschraubung oder Lagerstelle am Motor nachsehend. Sein Gehilfe steht indessen auf hoher Stehleiter, der Maschine von außen zu Leibe gehend. Die Hilfsmannschaften versehen die Kühlwassertanks mit frischem Wasser; füllen einige hundert Liter Leichtbenzin in die Behälter. Andere bauen die Goerz- oder Ika-Kamera ein — das dritte Auge des Beobachters, und zugleich sein schärfstes und unbestechlichstes. Während der Büchsenmachergehilfe die Maschinengewehre klar macht und die Munitionskästen frisch auffüllt, verstauen andere eine Anzahl Bomben in den Rumpf jedes Flugzeuges. Gegen 10 Uhr werden die Zelte geöffnet. Langsam rollen die Apparate auf ihrem Fahrgestell heraus. Jetzt sind nur noch die beiden Monteure jedes Flugzeuges tätig. Das Herz der Riesenvögel, den Motor, gilt es auf ihren richtigen Schlag zu untersuchen. Der Motor springt an. Zitternde Silberkreise zieht der Propeller im Licht der Morgensonne. Die beiden Bremsschuhe vor den Rädern des Fahrgestells vermögen den flügge gewordenen Vogel kaum zu bändigen. Auf das Schwanzende des Apparates hängt sich einer vom Hilfspersonal mit voller Körperschwere, um ein Ueberschlagen des Flugzeuges zu verhindern. Die hundertfünfzig



Abgeschossenes italienisches Luftschiff im Augenblick des Absturzes ins Meer. Phot. Az Erdekes Ujsag.
Das Luftschiff ist wolkenartig bemalt, damit es in der Luft weniger auffällt.



Der Krieg im Orient

Der fremde, nie gesehene Vogel.
Kilophot. G. m. b. H.

Pferde des Motors sind erwacht und drängen nach Betätigung.

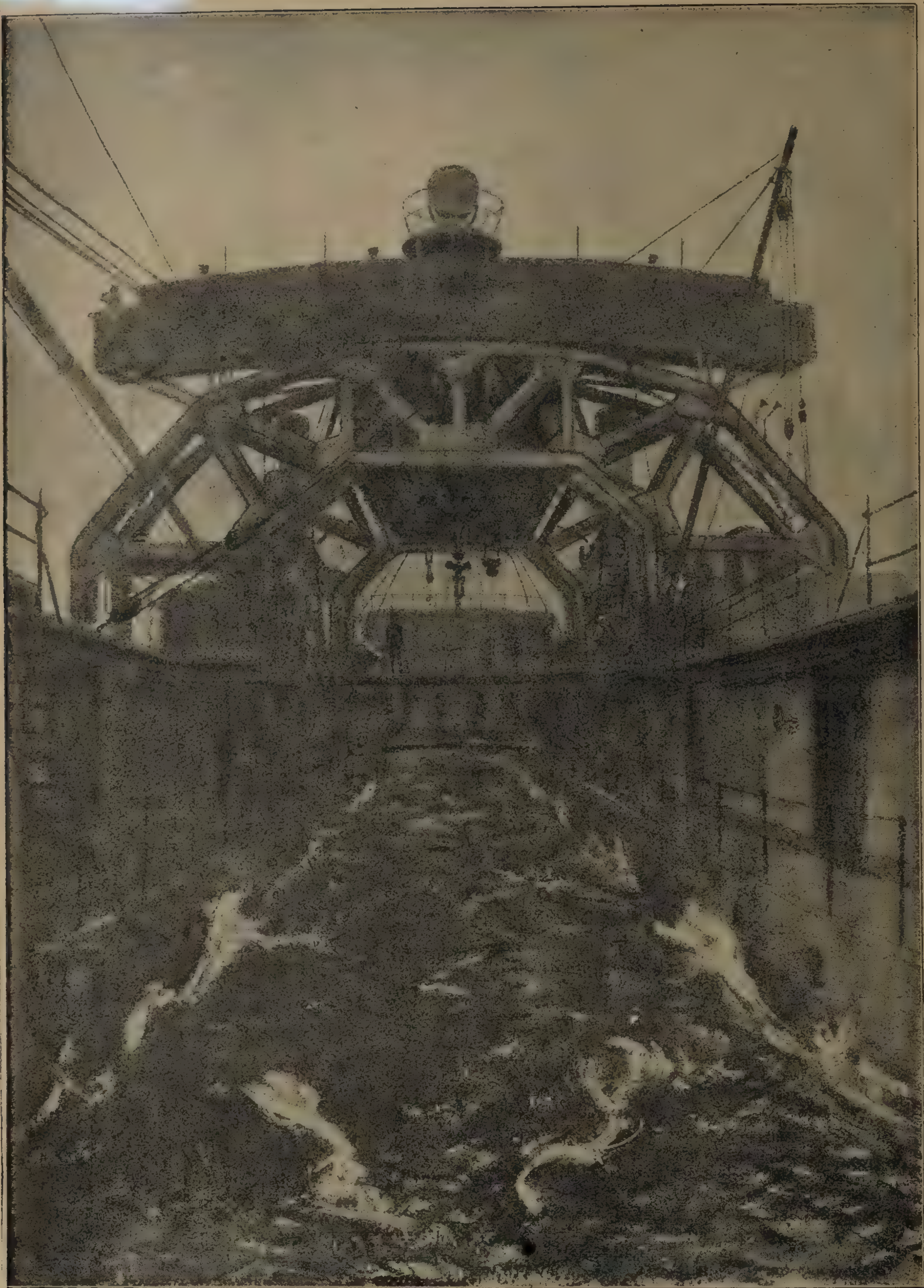
*

Auf der kleinen Fernsprech-Vermittlung der Fliegerabteilung herrscht schon seit dem frühen Morgen ein ungewöhnlich lebhafter Betrieb. Bald ist es das Generalkommando, bald der Kommandeur der Flieger, bald der Armee-Flugpark, bald die Kartenabteilung beim A. K., die den Abteilungsführer sprechen wollen, bezw. von ihm verlangt werden. Vor allem jedoch sind es die Artilleriekommandeure der verschiedensten Abschnitte, mit denen heute sehr viel gesprochen wird. Drüben beim Feinde sollen einige wichtige Brücken zusammengeschossen und dem Gegner das weitere Arbeiten an einer im Bau begriffenen Brücke gründlich verleidet werden. Die Bauwerke liegen nicht in Sicht unserer Scherenfernrohre, also müssen unsere Flugzeuge das Feuer dirigieren und zugleich den Erfolg beobachten. Zugleich gibt es einige in den letzten Tagen entdeckte feindliche Batterien unter Feuer zu nehmen, was ebenfalls nur mit Hilfe von Fliegerbeobachtung möglich ist. Es wird ein arbeitsreicher Tag für unsere Flieger werden... Rrrr ...Leise rasselnd fiel eine Klappe am Telephonschrank. „Hier Vermittlung!" Hier Hauptmann W... Das Flugzeug von Leutnant L. wird sogleich starten. Sagen Sie sofort den Funkern Bescheid, damit sie scharf aufpassen. Haben Sie richtig verstanden?" — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" — „Schluß!" — Rrrr... Rrrr... Rrrr... Zehn Minuten später kommt von der Hauptfunkenstation der Abteilung die Nachricht, daß die Antennen übereinstimmen, und der Telephonist gibt die Meldung sogleich nach vorn zur Artillerie, wo der dort zugeteilte Fliegeroffizier die Nachricht an sämtliche Funkertrupps weiterleitet.

(Fortsetzung folgt.)



Der Krieg im Orient: Verkehr auf einer „Straße" in den mazedonischen Bergen.
Phot. Bufa.



Das Unterseeboot-Hebeschiff „Vulkan“.
Zeichnung von Wendrich, Leutnant d. S.

Wie sich die Mannschaft eines gesunkenen U-Boots retten kann.

Gelegentlich lesen wir in den Zeitungen von Rettungsversuchen der mit einem Unterseeboot in die Tiefe gegangenen Mannschaften, ohne einen rechten Begriff davon zu haben, wie diese Rettungsversuche überhaupt bewerkstelligt werden können. Für jeden Mann der U-Boot-Besatzung wird ein entsprechender Rettungsapparat mitgeführt, der eine überaus große Rettungsmöglichkeit gewährt. Der Apparat selbst besteht in der Hauptsache aus einem Luftsack mit einem entsprechenden Zuführungsrohr für die Atmungsorgane. Die Auffrischung der Atmungsluft geschieht mit Hilfe einer kleinen Sauerstoffpatrone, die in dem Sack untergebracht ist und mit der Atmungszuführung in enger Verbindung steht. Die Beseitigung der ausgeatmeten Kohlensäure geschieht durch eine Kalipatrone. Das ganze Gerät ist ein Mundatmungsgerät ohne Helm. Der Tauchretter erlaubt dem Auftauchenden eine bewußte Regelung des Auftriebs. Das Hochgehenlassen aus Tiefen bis zu 14 Metern ist im allgemeinen nicht gesundheitsschädlich. Plötzliches Hochgehen aus größeren Tiefen verursacht unter Umständen schwere Störungen des Allgemeinbefindens, die eine Rettung überhaupt in Frage stellen können. (Taucherkrankheit.) Um nun den Aufenthalt in großen Tiefen zu regeln, befindet sich in der Armatur der Luftzirkulation noch ein zweiter Stahlzylinder mit Preßluft, so daß der Auftauchende nicht nur seinen Auftrieb zu regeln, sondern auch seine Atmungsluft mit den Bedingungen, unter denen er in Tiefen über 20 Meter gefahrlos atmen kann, in Einklang zu bringen vermag. Der mit einem solchen Tauchretter Ausgerüstete hat es nicht nötig, Luftsäcke aufzublasen (wie z. B. bei der englischen und französischen Marine). Sein Gerät ist mit einer den Körper umschließenden Schwimmweste verbunden, die ihn stundenlang über Wasser hält.



Graf Tarnowski,
der österr.-ung. Botschafter in Washington, dessen Heimreise Hindernisse in [illegible] gelegt werden.



Hermann Stegemann,
der vielgenannte Militär-Schriftsteller.

Bildnisse vom Tage.

Die Rückreise des Grafen Tarnowski stößt auf Schwierigkeiten. Graf Tarnowski, der freies Geleit erhielt, kann kein Schiff zur Rückreise finden, weil die neutralen Schiffahrtslinien wegen der U-Boot-Gefahr den Verkehr eingestellt haben und Schiffe der Entente für seine Ueberfahrt selbstverständlich nicht in Betracht kommen. — Hermann Stegemann ist durch seine Tätigkeit als Militär-Schriftsteller jetzt eine Weltberühmtheit geworden.



Wie sich die Mannschaft eines untergegangenen U-Bootes zu retten vermag.

Bilder aus den Revolutionstagen in St. Petersburg

Nach jetzt eingetroffenen Momentphotographien gezeichnet von Fritz Koch-Gotha.



Bilder aus den ersten Tagen der Revolution in St. Petersburg: Entfernung der Wappen von den Geschäften.

Die Berichte in den englischen Blättern über die Revolutionstage in Petersburg und die Erzählungen von Reisenden, die aus der russischen Hauptstadt in neutralen Ländern eingetroffen sind, lassen erst allmählich ein genaueres Bild der kritischen Tage des Umsturzes erkennen. Am Sonntag, den 10. März kam es zu den ersten Kämpfen. Der Newski-Prospekt war schon morgens ungewöhnlich belebt, am Nachmittag füllten schon Hunderttausende die breite Hauptstraße der Stadt. Die Straßenbahn und die meisten Kutscher streikten. Gegen 3 Uhr ordnete die Regierung die Räumung der Straße an. Zuerst gab eine Abteilung Garde-Infanterie eine Salve ab, die etwa hundert Opfer gefordert haben soll. Die Menge wich aber nicht. Gleichzeitig wurde auch in anderen Stadtteilen gekämpft; besonders beim Nikolajbahnhof, wo die Gendarmerie auf den Dächern Maschinengewehre aufgestellt hatte und nicht nur auf die Demonstranten schoß, sondern auch auf Truppen und Schutzleute, die offenbar zum Kampf gegen die Menge provoziert werden sollten, zu dem sie schon damals anscheinend wenig Neigung zeigten. Am Montag morgen wurde zugleich mit der Nachricht von der Vertagung der Duma bekannt, daß sich drei Garde- und mehrere Linienregimenter empört hatten. Im Laufe des Vormittags nahmen die Aufständischen das Arsenal und verteilten sofort Waffen und Munition an die Menge. Dann breiteten sich die Kämpfe rasch über die ganze Stadt aus. Die Revolutionäre requirierten Lastautos, stellten Maschinengewehre darauf und fuhren damit vor die Kasernen, Postämter, Polizeireviere usw. Das große Gerichtsgebäude wurde erstürmt, das Untersuchungsgefängnis geöffnet und in Brand gesteckt, nachdem die Gefangenen befreit worden waren. Bald darauf bemächtigten sich die Revolutionäre des Ministeriums des Innern und der Stadthauptmannschaft. Nach einer Beratung in der Duma telegraphierte Rodsjanko an den Zaren, er müsse sofort eine neue Regierung einsetzen. Gleichzeitig wurde der Exekutivausschuß eingesetzt. Erst als eine zweite Depesche an den Zaren unbeantwortet blieb, beschloß die Duma die Einsetzung einer provisorischen Regierung. Sofort nach ihrer ersten Sitzung wurde die Verhaftung der alten Regierung angeordnet, aber als die Leute der Duma im Palaste des Reichsrates eintrafen, waren die früheren



Soldat und Student als Straßenpatrouille.



Soldaten und Studenten im Feuergefecht mit der Polizei am Moika-Kanal in Petersburg.



Ein Soldat mit der roten Schleife am Arm.



Bilder aus den ersten Revolutionstagen in Petersburg: Szene auf dem Newski-Prospekt.
Aus einem Fenster ist ein Schuß gefallen, die Vorübergehenden flüchten nach allen Richtungen.
Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha nach jetzt eingetroffenen Augenblicksaufnahmen.

Minister verschwunden. Am Dienstag, den 13. März, ist die Revolution auf ihrem Höhepunkt angelangt. Die alte Regierung war an diesem Tage noch Herrin eines engen Gebietes im Herzen Petersburgs, das von den Revolutionären regelrecht belagert wurde. Auf dem Turm der Admiralität waren Maschinengewehre postiert, ebenso auf den Straßen des Stadtzentrums. Allmählich wurden sie von den bewaffneten Lastautos der Aufständischen niedergekämpft. Um 3 Uhr nachmittags fiel die Admiralität in die Hände der Revolutionäre. Tags darauf, am 14. März, ist die Revolution so volkstümlich geworden, daß alle Welt rote Fahnen trägt. Nach Tagen erscheint jetzt die erste Zeitung, ein Blatt, das von freiwilligen Kräften hergestellt und in den Straßen umsonst verteilt wurde. Die meisten alten Minister sind bereits verhaftet. Der Justizminister Dobrowolsky flieht auf die italienische Botschaft und bittet von dort aus telegraphisch Rodszianko um seine Festnahme, um auf diese Weise sein



Durchsuchung eines Zivilisten nach Waffen.



Soldaten auf dem Trittbrett eines Autos mit roten Fahnen auf ihren Bajonetten.



In Brüssel am Tage der Ueberführung der Leiche des Generalgouverneurs v. Bissing: Die Volksmenge auf dem Platz vor dem Nordbahnhof.
Phot. Gerhaeuser.

Leben zu retten. Am Abend erschien ein vom Umherirren ermüdeter Mann vor dem Taurischen Palast und sagte: „Ich bin der ehemalige Minister des Innern Protopopoff und bin gekommen, mich den Händen der provisorischen Regierung zu übergeben.“ Am Mittwoch wurden zum ersten Male auch wieder die Geschäfte geöffnet. Eine vom Stadtrat rasch organisierte Miliz, in die sich viele Studenten aufnehmen ließen, sorgte für die Ordnung und entwaffnete die Verbrecher und die jungen Burschen, die sich während der Unruhen allmählich Revolver und Gewehre verschafft hatten und nun die Stadt unsicher machten. Nach und nach kehrte die Ordnung wieder zurück.



Generaloberst v. Falkenhausen, der neue Generalgouverneur von Belgien.
Hofphot. E. Bieber, Hamburg.



Deutsches U-Boot am Goldenen Horn vor Stambul: Signalgeben.
Phot. Bleichrot.



Leutnant Bernert, der nach dem Heeresbericht das 22. Flugzeug im Luftkampf besiegte.

VON KUNST UND KÜNSTLERN



Lina Lossen als „Madame Legros“ in dem neuen Drama von Heinrich Mann in der Aufführung des Berliner Lessingtheaters.
Phot. Zander & Labisch.

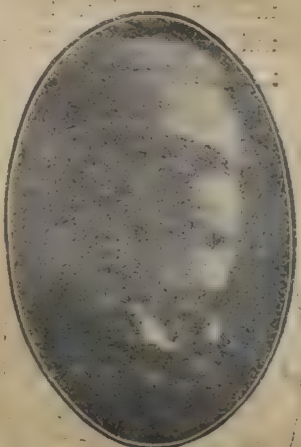


Max Pallenberg als „Der Geizige“ in Sternheims neuer Bearbeitung von Molières Komödie im Berliner Deutschen Theater.
Phot. Zander & Labisch.



Emilia Unda als „Königin Marie Antoinette“ in Heinrich Manns Drama „Madame Legros“.
Phot. Hanns Holdt.

Vereine, Stadtverwaltungen und Truppenteile haben sich in der letzten Zeit wiederholt an die „Berliner Illustrirte Zeitung“ mit dem Ersuchen gewendet, Bilder von neu errichteten Kriegsdenkmälern, Erinnerungszeichen usw., die auf Anregung dieser Stellen errichtet wurden, zu veröffentlichen. Die „B. I. Z.“ konnte diese Wünsche, deren Zahl immer größer wurde, nicht erfüllen. Jetzt nimmt ein Erlaß des preuß. Ministers des Innern gegen solche vorzeitigen Kriegsdenkmalspläne Stellung. „Die Sorge hierfür muß“ — so heißt es in dem Erlaß — „der Zeit nach dem Friedensschluß vorbehalten bleiben. Solange wir noch im Kriege stehen, kann ich es nicht für nützlich halten, daß derartige Bestrebungen gefördert oder gar durch Sammlung von Geldmitteln in die Tat umgesetzt werden. Während des Krieges sind alle Anstrengungen ausschließlich auf die Erringung des Sieges zu richten und alle verfügbaren Mittel den großen Aufgaben der Gegenwart zu widmen. Wenn Bestrebungen der angegebenen Art in der Oeffentlichkeit hervortreten oder sich an Behörden mit der Bitte um Unterstützung wenden sollten, ersuche ich, ihnen in geeigneter Weise entgegenzutreten.“ — Die Nachrufe für Oskar Blumenthal bringen in Erinnerung, daß der berühmte Lustspieldichter einer der witzigsten Köpfe der Berliner Theaterwelt war und zählen eine Menge seiner Scherze auf, die geflügelt geworden sind. „So soll ein Graf aussehn?“ rief Blumenthal verärgert einmal einem Darsteller zu. „Wissen Sie, wie Sie aussehen? Wie i ch!“ Doch nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen andere übte Blumenthal seinen scharfen Witz. Von ihm stammt das Wort von dem „Veilchen, das im Verblühen borgt“, wie Blumenthal eine alternde vermögende Schauspielerin bezeichnete, die Geldgeschäfte machte; als man ihn fragte, weshalb er das schlechte Stück eines Schriftstellers nicht getadelt habe, erwiderte er schnell: „Ne, den greif ich nicht an, nicht einmal mit der Feuerzange.“



Geheimrat v. Ihne †, der Berliner Architekt, Erbauer des Kaiser-Friedrich-Museums, der Kgl. Bibliothek usw.
Phot. Deutsche Jll. Ges.



Oskar Blumenthal †.
Der berühmte Lustspieldichter, u. a. Verfasser des „Weißen Rößls“ (zusammen mit Kadelburg), im Park seines Landhauses bei Ischl.



Prof. Max Slevogt, der an die Hochschule für bildende Künste (Berlin) berufen wurde und das Meister-Atelier A. v. Werners übernimmt.
Phot. Martha Wolff.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
a f Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

9. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Anna war die Vertraute ihrer Herrin geblieben. Heute freilich brauchte man nicht allzu geheimnisvoll zu Werke zu gehen. Prinzessin Friederike war mit der Gräfin Laue in Wildbad und eine Ueberraschung nicht zu fürchten. Der Prinz war pünktlich und fand den Teetisch vor.

Er war in rosiger Laune und küßte Gunde zunächst herzhaft ab, als Anna aus dem Zimmer geschickt worden war.

„Lieb Mädel," sagte er, „ich hoffe, daß wir unserem Ziele ein kräftiges Stückchen näher gerückt sind."

„Mein Gott, Bert," rief sie, „wenn es nur so wäre! Der Klatsch rührt sich schon an allen Ecken der Stadt. Man flüstert über uns und nagt an meinem guten Ruf."

„Ah bah," entgegnete der Prinz leichtherzig, „laß die Leute flüstern und tuscheln! Was schiert es uns! Sie werden gefälligst das Maul — entschuldige, den geehrten Mund zu halten wissen, wenn es erst soweit ist."

„Wenn — ja, wenn!"

„Unsere Aussichten stehen gut. Ich kann dem Militärfiskus ein paar Millionen ersparen und will keinen anderen Dank dafür als die Genehmigung des Herzogs zu unserer Ehe. Deshalb war ich bei Hasselriede. Er ist ein Universitätsfreund des regierenden Herrn, und in vertrauten Stunden duzt er sich sogar mit ihm. Er ist der gegebene Mittelsmann in unserer Sache."

„Ist ein Mittelsmann nötig?"

„Ja — zur Vorbereitung. Als ehrlicher Makler. Diplomatie, lieb Mädel!"

„Trink aus, ich schenk' Dir noch einmal ein. Es ist der russische Tee, der Dir so gut schmeckt. Was ist das für eine Geschichte mit dem Militärfiskus?"

„Also, hör' zu! Da war neulich ein Mensch bei mir, ein gewisser Dunker, ein reicher Industrieller."

Gunde warf ihren Teelöffel auf die Erde. Sie hob ihn wieder auf und fragte:

„Wer war bei Dir?"

„Dunker, heißt er. In der Kammer ist er ein ewiger Nörgler, aber persönlich ein Ehrenmann. Das zeigt sich auch jetzt wieder. Du bist so blaß, Gunde. Fehlt Dir etwas?"

Sie antwortete lächelnd, das liege wohl an der Beleuchtung, an dem Widerschein des grünen Laubes vor den Fenstern. Aber sie wußte, daß der jähe Schreck ihr alles Blut aus den Wangen gejagt hatte, und daß sie vorbereitet sein mußte: auf eine im noch Unbekannten sich regende Gefahr, eine neue Mißgunst des Schicksals. Der Name Dunker war wie eine warnende Fanfare.

„Sprich nur weiter," sagte sie. „Was wollte der Mann?"

„Er bot mir ein Terrain für die neue Dragonerkaserne an."

„Ah! In Augustenhof?"

„Nein, auf seinem Gelände an der sogenannten Kattenwiese. Du weißt —"

„Ja, ich weiß: hinter der alten Stadtmauer."

„Ich glaubte zuerst, er wolle mir ein Geschäft vorschlagen. Aber es soll sich um ein Geschenk handeln. Dieser Herr Dunker hat philanthropische Regungen. Er will dem Volke neue Steuern ersparen. Er meint, der Ankauf von Augustenhof würde den Staatshaushalt ungeheuer belasten — ist auch der Ansicht, daß die Kasernen weiter hinaus verlegt werden müßten, und zwar aus Gesundheitsrücksichten möglichst dezentralisiert. Er sprach sehr vernünftig. Ich witterte hinter seinem Vorschlage immer noch eine kleine Portion Eigennutz, Sehnsucht nach einem Hausorden oder einem schönen Titel, und baute daraufhin in List und Schläue seinen Gedankengang weiter aus, erzählte ihm, daß auch die Leibinfanterie eine neue Kaserne dringend gebrauche, und daß die Absicht bestehe, das Artillerieregiment Graf Guretzky nach der Residenz zu verlegen — und was soll ich Dir sagen, Gunde, der Mann ging schließlich auf alles ein: er will uns die Kattenwiesen schenken und auch die anschließenden dreißig Morgen Birkenwald, den er eigentlich zu einer Fasanerie einrichten wollte. Er muß viel Bimse haben."

„Ja, er ist sehr reich," erwiderte Gunde, „jetzt entsinne ich mich seiner. Und was stellt er für Bedingungen?"

„Gar keine. Aber selbstverständlich sagte ich ihm, daß der Dank Seiner Hoheit nicht auf sich warten lassen würde, und da antwortete er gleich, daß er auf jede Belohnung verzichte und sich lediglich die Unterstützung der Regierung bei einem Antrage erbitte, den er in der nächsten Sitzungsperiode vorbringen will: einen Teil der durch die Altersversicherungsanstalten angesammelten Kapitalien für den Bau neuer Arbeiterwohnungen herzugeben. Hasselriede sagt, daß er das ohne weiteres befürworten könne. Dieser Dunker hat den Wohltätigkeitspuschel."

Gunde nickte etwas müde. „Es wird wohl so sein," sagte sie. „Willst Du eine Zigarette, Albert?"

„Wenn Du erlaubst, stecke ich mir eine Zigarre an — ich kann das Papier nicht vertragen." . . . Er zog sein Etui aus der Tasche, nahm die Zündhölzer, die Gunde ihm reichte, und sprach dabei weiter: „Ich bin egoistischer als Herr Dunker — aber er wird es mir nicht übelnehmen. Ich habe dem Minister gegenüber getan, als ob ich selbst die Geschichte gefingert hätte? Verstehst Du? Ich habe mit der Wurst nach der Speckseite geworfen. Ich bringe dem Herzog ein stattliches Geschenk — und ich verlange dafür meine Belohnung. Eine ganz bescheidene: mein Herzensrecht. Hasselriede ist förmlich in die Höhe gesprungen, als ich ihm die Sache erzählte. Nun braucht die Regierung ihren Anleiheantrag nicht zu erneuern, und das ist dem Minister um so lieber, als irgend etwas von unsauberen Transaktionen in Augustenhof durchgesickert ist. Da haben plötzlich eine Menge Leute Grundstücke gekauft, in der Hoffnung, sie dem Fiskus zu doppelten und dreifachen Preisen anschmieren zu können. Die sitzen nun fest."

Gunde tat einen tiefen Atemzug. „Ist ihnen ganz gesund," sagte sie.

„Ja, natürlich. Lieb Mädel, Du siehst also, daß wir nicht zu verzagen brauchen. Schon in den nächsten Tagen kann die Entscheidung da sein."

Gunde stand auf, umschlang ihn und küßte ihn herzlich. Ihre Augen tropften.

„Ein Freudenträndchen, Mausi?" rief er heiter. „Ich spür' es auf meiner Lippe. Es schmeckt aber genau so wie eine Zähre des Leids. Lächerlich, daß die Natur da keinen Unterschied kennt. So lieb wie Dich hab' ich noch keinen Menschen gehabt!"

„Hatte ich keine Vorgängerin?" fragte sie und kniff ein Auge zusammen.

„Nein. Nun ja. Immerhin, so eine nicht. Wir taugen ja nichts, wir Männer. Aber es kommt doch einmal der Tag, da auch für uns die Tugend siegt."

„Was hast Du an mir, Bert? Ich bin nicht hübsch, ich bin arm, ich bin von fragwürdigem Adel. Warum nimmst Du nicht lieber die Prinzeß aus dem Südwesten des Reichs?"

„Ja, mein Gott, warum soll ich mir denn ein Mädchen aus dem Südwesten holen, wenn ich ein anderes viel näher habe! Warum soll ich in die Ferne schweifen, wenn ich zwei rote Lippen dicht vor mir sehe, zwei Lippen, die ich mit Deiner Erlaubnis in vorsichtige Berührung mit meinem Munde bringen werde — vorsichtige, sage ich: des Schnurrbarts wegen ..." Er war in frohester Stimmung, und Gunde hätte so gern seinen Herzensjubel geteilt.

Aber es brannte kein Licht in ihrer Seele. Erst in späterer Stunde, als er längst fort war, kam ein ruhigeres Ueberlegen. Was war geschehen? Sie versuchte, das Tatsächliche logisch zu gliedern. Dunker hatte dem Staate ein Millionenobjekt geschenkt. Aus welchem Grunde? Vielleicht um sie zu schädigen. Nein, der Gedanke war lächerlich. Viel eher ließ sich annehmen, daß er die ganze böse Geschichte aus der Welt schaffen wollte, um seinen alten Freund über das Grab hinaus zu schützen. Denn dieser Dunker war ein merkwürdiger Mensch; er konnte den Lebenden angreifen und zu vernichten suchen, aber der Tote war ihm kein Feind mehr. Das hatte auch Tante Ida gesagt. Der Tote war der politisch-sozialen Sphäre für immer entrückt, in der die Geister aufeinanderplatzten, wenn um das Bild der Welt

gekämpft wurde. Ueber dem geschlossenen Grabe hörte die Feindschaft auf; da wurde das Mitgefühl wach.

Alles das war denkbar. Gunde hatte gehört, daß man bereits von „unsauberen Transaktionen“ in Augustenhof sprach. Dunker konnte sich gesagt haben, daß auch ihr Ruf in Gefahr schwebe, wenn der Antrag der Regierung von neuem aufgenommen werden sollte. Und ihr, dem Patenkind seiner Frau, hatte er ganz gewiß niemals ein feindseliges Empfinden entgegengebracht. Im Gegenteil, es hätte seinem Charakter entsprochen, sie vor übler Nachrede zu bewahren. Vielleicht regte sich auch etwas von Reue in ihm, daß er den Feind von einst mit so grimmigem Hasse verfolgt hatte. Es gab manches Vielleicht in diesen Erwägungen. Sicher aber sprach bei seinem Geschenk die Größe seiner sozialen Gesinnung mit.

Doch mochte es sein, wie es wollte: die Folge war für Gunde zunächst ein bedeutender materieller Verlust. Sie hatte sich in sophistischen Umschreibungen des Geschehenen geübt und an die These des Unabwendbaren geklammert. Sie konnte nicht den eigenen Vater preisgeben. Sie mußte die Kugel im Rollen lassen. Sie mußte die Hunderttausende einstecken, die Brandt aus den Grundstücksverkäufen an den Militärfiskus herausziehen wollte.

Nun aber mußte sie es nicht mehr. Es war alles vergebene Liebesmüh' geworden. Die ganze verdammte Schiebung war mißglückt — und das hatte Dunker gewollt. Gleich, aus welchen Motiven und Absichten: so hatte er es gewollt.

Nahende Armut hätte Gunde sonst in Verzweiflung gebracht. Sie fühlte sich nicht gewappnet gegen einen Zusammenbruch aller Lebenshoffnungen. In diesem Falle aber brachte ihr die Enttäuschung einen festeren Halt. Im Grunde genommen konnte sie glücklich darüber sein, daß alles so gekommen war. Auch der Prinz versuchte es mit einer geschickten „Schiebung“. Er packte eine ihm in den Schoß gefallene angenehme Zufälligkeit und behandelte sie nach seinen Wünschen. Das war wahrhaftig kein sündhaftes Unterfangen. Es war nur eine List, um die Unvernunft gesetzlich gewordener Ueberlieferungen zu brechen.

Gunde fühlte ein größeres Freiwerden, ein Einlenken der Gegensätze, eine Ueberwindung aller Irrungen, die von draußen nach innen flossen. Sie war ja nun arm, aber sie brauchte auch keine Angst mehr zu haben, daß doch noch ein Schatten des Bösen auf ihren Namen fallen könne. Und ihre Armut störte den Prinzen nicht; man hatte genug, um „wenigstens gräflich“ zu leben.

Sie war froh, daß der Prinzessinnendienst sie in diesen Tagen nicht festhielt. Sie hatte sich lange nicht so voll ungetrübter Heiterkeit gefühlt. Sie schlief bis in den Vormittag hinein, ritt viel spazieren, zuweilen auch mit Frau von Isbert, die mit Schmerzen daran dachte, sich von ihrem gelehrigen Schimmel trennen zu müssen. Denn für sie rückte der Zeitpunkt nun näher, da sie die Stadt verlassen wollte. Sie wußte noch immer nicht wohin, aber sie hatte beschlossen, sich völlig unabhängig zu machen; sie wollte die Mobilien, die sie zu behalten wünschte, einem Spediteur übergeben und dann auf Reisen gehen.

„Ich muß erst wieder einmal andere Luft atmen,“ sagte sie zu Gunde. „Ich möchte in die Berge oder an die See, um mir Herz und Seele durchpusten zu lassen. Da muß vieles heraus, was sich festgesackt hat. Wüßte ich ein Purgatorium, ein Reinigungsbad, aus dem man innerlich verjüngt wieder ins Leben treten könnte — ich kröche gern hinein, und wenn es tausend Taler kostete.“

„Ich kröche mit,“ entgegnete Gunde.

„Ah nein,“ rief Ulla, „Sie haben es nicht nötig, Sie Glückliche! Sie haben eine neue Lebensordnung vor sich und nichts nachzuschleppen von dem, was hinter Ihnen liegt. Anders bei mir. Sehen Sie, Gunde, das Urteil der Gesellschaft über die geschiedene Frau ist mir herzlich gleichgültig. Es ist mir ja nicht ungünstig — im allgemeinen wenigstens. Doch wenn man mich auch verketzern wollte — ich würde darüber lachen. Ich erkenne nur eine einzige Autorität an: die bin ich selbst. Aber seltsamerweise habe ich eine ängstliche Scheu vor mir. Ich habe in meiner Ehe zu viele Grade des Verstehens durchmachen müssen, und jeder einzige wurde eine Etappe neuer Erkenntnis — und die Gesamtheit wurde zu heimlicher Furcht, weil nun der Prozeß des Vergessens kommen soll und ich nicht weiß, ob ich überhaupt jemals vergessen lernen kann. Wie soll ich Ihnen das näher erklären, Sie weiße Taube? Gunde, ein siebenjähriges Nebeneinander mit einem Menschen wie Hellsted hat seine Gefahren. Es nimmt uns manches ängstlich gehütete Eigentum, erschüttert alles Vorbestimmte, weckt unbekannte Instinkte. Ich sagte schon einmal: es färbt ab. Man kommt in ein unsichtbares Machtverhältnis hinein — und von dem muß ich mich erst wieder freimachen . . .“

So sprach Frau von Isbert, und allmählich begann Gunde sie zu verstehen. Die Wesenheit des Weibes war das Unglück dieser Ehe, und die Schuld trug der Mann.

Aber Gunde hatte an sich selbst zu denken: das Leben ließ ihr nicht Zeit, sich für das Schicksal anderer zu interessieren — es pochte wieder an die eigene Tür und wurde von neuem drohend in seiner dunklen Sinnlosigkeit.

An einem Spätnachmittag meldete sich Konsul Brandt an ihrem Telefon. Er sprach wieder englisch.

„Haben Sie schon gehört,“ fragte er, „daß Wilhelm Dunker der Regierung ein ihm gehöriges Terrain zum Bau einer neuen Kaserne zur Verfügung gestellt hat?“

„Ja,“ antwortete Gunde unumwunden, „ich hörte davon und will Ihnen auch sagen, daß ich sehr froh darüber bin.“

„Meinen Glückwunsch zu dieser überraschenden Gemütswallung, meine Lady. Ich kann sie leider nicht teilen. Haben Sie auch schon das Abendblatt des ‚Anzeigers‘ gelesen?“

„Nein. Bringt es die Nachricht?“

„Nicht nur das. Lassen Sie sich freundlichst die Zeitung holen! Bin sehr neugierig, ob nach der

Lektüre Ihr Frohgefühl noch anhalten wird. Telefonieren Sie mir, ob ich zu Ihnen kommen soll, oder ob Sie mir die Ehre Ihres Besuchs schenken wollen! Eine Konferenz dürfte doch notwendig sein ..."

Gunde schickte Anna nach dem Abendblatt. „Schmutzige Wäsche" betitelte sich der Leitartikel. Die Zeilen tanzten vor ihren Augen, die Buchstaben hüpften durcheinander. Ehe sie den Artikel noch durchflogen hatte, wußte sie, was er enthielt. Es war ein Todesurteil.

Sie schritt im Zimmer auf und ab und sammelte sich, löste ein Brompulver in einem Glase Wasser und trank es. Dann setzte sie sich und nahm wieder das Blatt zur Hand. Nun las sie aufmerksam, Wort für Wort, bis zum Ende.

Der Verfasser verteidigte sein Vorhaben in der Einleitung. Er müsse in den Schmutz greifen, um zu beweisen, daß dieser Schmutz der Nährboden der Gesellschaft von heute sei. Es sei nötig, in die Wirrnis hineinzuleuchten und Klarheit zu schaffen, auch auf die Gefahr hin, den Nimbus zu zerstören, der einen Toten umgebe.

Und nun folgte sachgemäß eine eingehende Schilderung des allmählichen Ankaufs jener Grundstücke in der Vorstadt Augustenhof, auf denen die neuen Kasernen errichtet werden sollten, durch eine Anzahl Persönlichkeiten, die wieder nur Strohmänner des Bankiers Brandt und seines Hintermannes, des ehemaligen Ministers von Berg seien. Zweifellos hatte der Verfasser das gesamte Material in der Hand. Er gruppierte das Tatsächliche sehr gewandt und ließ auch durchblicken, daß Herr Wilhelm Dunker sich jedenfalls zu seinem Millionengeschenk nur entschlossen habe, um damit ein für allemal der schamund würdelosen Spekulation einer Gruppe Unverantwortlicher einen Riegel vorzuschieben. Das hindere aber nicht, die ganze Angelegenheit in das Licht der Oeffentlichkeit zu rücken, und auch das inzwischen erfolgte Hinscheiden des Ministers könne keinen Grund bilden, die Wahrheit zu enthüllen, die stärker sei als der Respekt vor dem Tode.

Der Artikel war so geschickt abgefaßt, daß das Sensationelle des Mitgeteilten hinter der höheren

Idee zurücktrat. Es war ein wuchtiger Hieb gegen Regierungsgewalt und Gesellschaft, ein strammes Eintreten für die Sache der Gerechtigkeit. Der Verfasser verlangte schließlich eine Untersuchung des Vorfalles durch die maßgebenden Behörden und eine Besprechung aller Einzelheiten in der Kammer. Obwohl der verstorbene Minister nicht geschont wurde, fielen die kräftigsten Schlaglichter doch auf den Konsul Brandt. Der Leitartikler wurde nun zum Satiriker, wurde juvenalisch und zeichnete eine bissige Karikatur der eleganten Welt, wie jenes Mannes, der es verstanden habe, sich bei einem Prinzen des regierenden Hauses in Gunst zu setzen. Auch Wilhelm Dunker bekam seinen Anteil ab; wenn ihm die unsaubere Geschichte bekannt geworden sei, hätte er nicht schweigen dürfen. Es sei seine Pflicht als Volksvertreter gewesen, derartige Machenschaften an die Oeffentlichkeit zu bringen, und auch sein fürstliches Geschenk an den Staat könne ihn nicht von dem Vorwurf befreien, gegen die Interessen der Allgemeinheit gehandelt zu haben.

Als Gunde den Artikel gelesen hatte, ließ sie das Blatt zur Erde fallen und schaute mit leeren Augen vor sich hin. Ein merkwürdiger Zustand bemächtigte sich ihrer, ein plötzliches Erschlaffen des Empfindens und auch eine krasse Furcht vor logischem Denken.

Die Korridorklingel schlug an. Gunde fuhr in die Höhe, und ihr war, als sei sie aus schwerem Traume erwacht. Sie wollte der Zofe zurufen, daß sie für niemand zu sprechen sei, aber da hörte sie schon die Stimme des Prinzen, und ihre Hände griffen nach dem Herzen.

Der Prinz trat ein. Er war in Zivil, sehr blaß im Gesicht und von finsterem Ernst. Er küßte ihr die Hand, sah das Zeitungsblatt auf der Erde liegen und rief:

„Also schon eingeweiht! Der Halunke hat gut gezielt. Hat uns mitten ins Herz getroffen. Nun ist es aus, aus, aus!"

Gunde fiel in den Sessel zurück und begann zu schluchzen. Sie wehrte auch den Tränen nicht, sie mußte sich ausweinen.

Seine Hand strich in flüchtiger Liebkosung über ihr Haar. Er schritt auf und ab.

„Mir ist auch zum Heulen zumute," sagte er. „Dicht am Ziel und nun zurückgeschleudert. Unrettbar zusammengebrochen. Gunde, warum hast Du nicht den Mut gehabt, mich ins Vertrauen zu ziehen? Du wußtest doch um diesen verdammten Streich. Brandt ist auch Dein Bankier. Hat er Dir nie Aufklärungen gegeben?"

„Ja," antwortete sie, fuhr über ihre Augen und wurde fester. „Er hat mir alles erzählt — ein paar Tage nach dem Tode meines Vaters. Er hat mich über nichts im Unklaren gelassen und alle Kindesliebe aus meinem Herzen gerissen. Ich habe meinen Vater nur gekannt, wie er schien. Jetzt sah ich ihn, wie er war. Aber er war tot. Es ließ sich auch nichts mehr rückgängig machen. Sollte ich seine Ver-

fehlungen preisgeben? Sollte ich Dir sagen, daß ein Makel auf meinem Namen haftet?"

Der Prinz setzte sich. „Hast Du keine Ahnung von den verworrenen Verhältnissen gehabt, in denen Dein Vater lebte?"

„Keine Ahnung, Albert. Ich hielt ihn für reich. Der ganze Lebenszuschnitt in unserm Hause mußte mich das glauben lassen. Heute weiß ich, daß er aus seinen ökonomischen Verlegenheiten nie herauskam und sich in allen möglichen Geschäften versuchte, um sich wieder eine Grundlage zu schaffen. Es war sein Unglück, daß er dabei Leuten in die Hände geriet, die ihn auszunützen und, was schlimmer noch, ihn zu beeinflussen verstanden. Denn er war ein schwacher Charakter. Oder laß mich sagen, er war haltlos geworden."

Prinz Albert nickte. Eine dicke Falte lag auf seiner Stirn. „Es stimmt also alles, was dieser Zeitungsschmierer hervorgebracht hat?" fragte er.

„Ja, es ist die Wahrheit!"

„Da kanntest Du auch die Lumperei Brandts?"

„War ich denn nicht in seiner Hand?"

„Richtig."

„Natürlich betrachtete er die ganze Angelegenheit von **seinem** Standpunkt. Als eine gewagte Spekulation. Als etwas Unerlaubtes, aber nicht Verbotenes. Als eine Ausnützung der Konjunktur. Man könne nicht einmal klagbar werden, sagte er!"

„Das ist die Frage. Immerhin möglich. Es gibt auch Ungesetzlichkeiten, die kein Gesetz vorsieht. Hier liegt die Sache so, daß die Beschuldigungen des ‚Anzeiger' den Tatsachen entsprechen. Auf welche Weise der Verfasser des Artikels dahintergekommen ist, weiß ich nicht. Ist auch gleichgültig. Er hat seine Kenntnis der Welt mitgeteilt. Jetzt ist die Oeffentlichkeit Richterin. Zu leugnen und zu verheimlichen ist nichts mehr. Damit hat die Kanaille auch alle unsere Hoffnungen totgeschlagen. Siehst Du ein, daß wir uns nicht mehr heiraten können?"

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

G. K. Die Lichtspieltheater sind nicht so jung, wie Sie annehmen; schon vor 100 Jahren erfreuten sich die schaulustigen Berliner daran. Eine für die damalige Zeit höchst eigenartige Bühne war das Theater von Gropius, eines Buch- und Kunsthändlers in der Französischen Straße 43, später an der Ecke der Georgen- und Universitätsstraße. Einen Konkurrenten hatten die Gropius in dem Mechaniker Enslen, der ursprünglich in der Behrenstraße, später im Tiergarten eine „Optisch-Cosmoramische Anstalt" hatte, in der neben Lichtbildvorführungen auch der gestirnte Himmel durch Fernrohre zu sehen war. Vor 100 Jahren standen die Ereignisse im Vordergrunde des Interesses, die sich auf den Fall Napoleons bezogen, und so zeigten die Gropius damals lange Zeit außer „merkwürdigen Bauwerken und Naturgegenständen" Bilder von der Insel St. Helena. Es gab abends zwei Vorstellungen, die erste um 7, die andere um 8 Uhr. Im Jahre 1815 wird mehrmals angezeigt, daß die Einnahmen zum Besten der verwundeten Krieger bestimmt sind, dazu gesellt sich die Bemerkung, „es hat sich eine Gesellschaft Musikfreunde erboten, einige Stücke mit passendem Gesang zu begleiten".

H. M. Der kälteste Ort der ganzen Welt ist Werchojansk am Jana in Nordsibirien. Die niedrigste dort gemessene Temperatur betrug 67,8 Grad; um die Wintersonnenwende scheint die Sonne in Werchojansk nur wenige Augenblicke. Im Sommer steigt die Temperatur dagegen bis auf 33,7 Grad über den Gefrierpunkt, weil die Sonne im Sommer in Werchojansk 20 Tage lang nicht untergeht.

Geschäftliche Mitteilungen.

Augenbrauen und Wimpern bedürfen als wichtiger Bestandteil der Schönheit eines Gesichts besonders sorgfältiger Pflege. Die Erzeugnisse der Frau Elise Bock G. m. b. H. in Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 158 (am Zoo), genießen Weltruf und ermöglichen jeder Dame, Schönheitsfehler, welcher Art sie auch seien, zu beseitigen. Prospekte werden von dort kostenfrei zugesandt.

Tola-Zahnpulver ist ein vorzüglicher Ersatz für die meisten bisher gebräuchlichen, infolge des Spiritus- und Glyzerinmangels sehr teuer gewordenen Zahnpflegemittel. Mit seinem starken Boraxgehalt besitzt es eine starke Reinigungskraft und wirkt fäulniswidrig und heilend auf die Mundschleimhäute, also vorbeugend gegen das Stocken der Zähne und gegen Zahnweh. Hergestellt von der bekannten Firma Heinrich Mack in Ulm a. D., ist es in allen Kaiserborax-Niederlagen erhältlich.

Für **die rationelle Hautpflege** hat sich die „Schälkur" der Firma Schröder-Schenke, Institut für Schönheitspflege, Berlin, Potsdamer Straße 26b, des altbekannten, seit mehr als 20 Jahren bestehenden Instituts sehr bewährt. Sie wird ärztlicherseits empfohlen. Sie beseitigt, ohne daß die Umgebung es merkt, die Oberhaut mit allen Unreinheiten und sämtlichen Teintfehlern und läßt die neue Haut in wunderbarer Reinheit erscheinen.

Fettseifen

gibt es nicht mehr, deshalb nehme man zur Pflege der Haut unsere Waschkreme in Tuben. Kein Ton, Kaolin oder Mangnesia, stark schäumend, macht die Haut sammetweich und geschmeidig, sehr sparsam im Gebrauch. 10 Tuben frei gegen Nachnahme **6.70 Mark.**

Oranienburger Waschmittel-Industrie Oranienburg, Roonstraße 1.

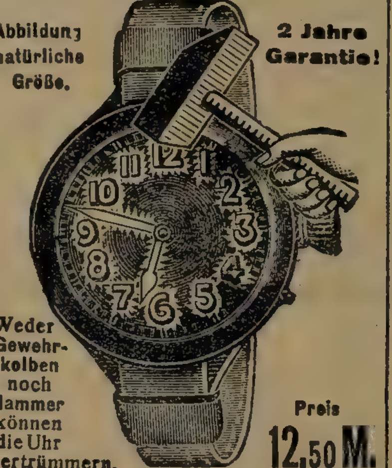
Kaiser-Borax

Kaiser-Borax hat sich seit Jahren zur **Haut- und Körperpflege** als **Reinigungs- u. Schönheitsmittel** glänzend bewährt und ist bei Waschungen des Gesichts und Körpers der Seife vorzuziehen. Überall vorrätig. Fabrik: **Heinrich Mack i. Ulm a. D.**

Hammerfest!

Unzerbrechlich!
Hell leuchtende Zahlen.

Abbildung natürliche Größe. 2 Jahre Garantie!



Weder Gewehrkolben noch Hammer können die Uhr zertrümmern.

Preis **12,50 M.**

Deutsches Ankerwerk
Armeeuhren

5.50, 6.50, 7.50, 10.— bis 35.— M.
Preisliste kostenlos.
Versand p. Nachnahme ins Feld nicht zulässig. Nur Voreinsendung des Betrages. Garantie für Ankunft im Felde.

Deutschland Uhren Manufaktur Leo Frank
Berlin SW 19, Beuthstr. 4, Fabrikgeb. rechts.

„Benefactor"

verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!** bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion **sofort gerade Haltung** ohne Beschwerde u. **erweitert die Brust!** Beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.





Für Herren und Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.
Preis Mark 7.— für jede Größe.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrlich. Maßang.: Brustumfang, mäßig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen außerdem Taillenweite. Bei Nichtgefallen Geld zurück.
Man verlange illustrierte Broschüre.
E. Schaefer Nchf., Hamburg B 36.

Eisenmoorbad Wilsnack.

Rheumatismus und Frauenleiden. Luftkurort und Sommerfrische. Ausgedehnte Waldungen. **Gute Verpflegung. Milch für Kinder und Kranke.** Schriften durch die Badeverwaltung.

Für Photographierende

welchen daran liegt, nach einges. Negativ. **wirklich einwandfreie Gaslichtkarten** zu erhalten, führe ich fortlaufend Aufträge in jeder Auflage und in ganz kurzer Zeit aus. Vorteilhafte Bezugsquelle für photogr. **Apparate und sämtliches Zubehör.** Einsendung des Betrages bei Bestellung erwünscht. Verlangen Sie meine Preisliste. **Martin Stein Nachf., Jlmenau 11.** Photogr. Kopieranstalt mit Kraftbetrieb.

Das Vorwärtskommen

nach dem Kriege. Ratschl. für alle Berufe (223 S.). Preis 3 M. Prospekt gratis. **A. Bartz, Buchhandlung, Ulm a. D.**

Schlechte Schreiber!

verlangen sofort kostenlos Aufklärung über mein neues Verfahren. Jede, auch die allerschlechteste Schrift wird mühelos garantiert flott, elegant u. schön. Erregt wegen der großartigen Erfolge überall Aufsehen. Schreiben Sie sofort an den Verlag **W. Pirker, Bielstein 413, Rhld.**

Photo

Moment-Apparate von M. 6.75 an. Filme, Platten. **Mordhorst, Berlin W. 30.** Katalog frei.

Das neue Haarnetz

„Haubennetz" umschließt von selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar zu sein. Preis p. Stck. 70 Pf., bei 6 Stck 60 Pf. (garant. echt. Menschenhaar). Dazu gratis mein neues Lehrbuch Nr. 31 mit vielen Abbildungen zum Selbstfrisieren. **Haarnetz-Versand Wörner München 31, Färbergraben 27**

Krem Haut-Freund



verleiht Jugendfrische, dringt sofort in die Haut ein ohne zu fetten. Unreinheiten, wie Pickel, Mitesser, Sommersprossen verschwinden n. kurz. Gebrauch. Rote Hände werden blendend weiß.
Tube 1.25 u. 2.50 M.
Franz Schwarzlose, Kgl. Hoflief, Berlin, Leipziger Straße 56.

Briefmarken.

Vorzugs-Preisliste gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 3r.

Künstlerpostkarten

darunter von Hans Thoma, Ernst Liebermann, Walter Firle, v. Zumbusch u. and. Meistern
Wiederverkäufer überall gesucht
Verlag für Volkskunst
Stuttgart 10

Seifen

fabrik fertigt mir feines ovales Toilettewaschstück. 31 jährige Praxis. Probepostpaket guter Waschmittel Mk. 3.95 frei Nachnahme. **P. Holfter, Breslau S. 70**

Chemie-

Schule für Damen und Herren **Dr. Davidsohn & Weber, Berlin.** Bahnstr. 27. Prosp. frei. Aussichtsv. Beruf.

Das Alte stürzt!



Unsichtbar wird das Leiden durch den **Beinverlängerungs-Apparat „NORMAL"** Viele Anerkennungen Prospekte frei durch
E. Kompalla, Dresden I. 126.

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 65. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. 2.40 M. Fein geb. 3.30 M., m. Goldschn. 3.80 M. (Porto 20). Vorr. Buchh. u. geg. Voreinsend. d. Betrag. von **Strecker & Schröder, Stuttgart 4.**



Der Mensch

in körperlicher u. geistiger Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Vererbung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde". 83 Abbildg. Gegen Voreins. von M. 3.— (auch ins Feld) zu bez. von **Strecker & Schröder, Stuttgart 4.**

6000 kleine Schachteln Kola-Dultz umsonst!



Ich möchte gern einem jeden, der schwache Nerven hat, eine Probe meines Mittels zukommen lassen. Es belebt die Nerven, regt sie an und beeinflußt dadurch dermaßen die Gesundheit, daß man sich bald so frisch, wohl und unternehmungslustig fühlt, wie man es von Natur aus sein sollte. Kola-Dultz soll überdies auch die Nerven in Anregung erhalten. Im eigenen Interesse eines jeden Lesers dieses Inserates, der erschöpfte Nerven hat, oder der leicht müde und abgespannt wird oder zu Kopfschmerz und Schlaflosigkeit neigt, wünsche ich, daß er Kola-Dultz versuchen möge, und wahrscheinlich würde er dann bald wie viele andere sagen können:

Die Wirkung von Kola-Dultz ist geradezu überraschend!

Die besten Nerven sind die, von denen man am wenigsten merkt. Kola-Dultz ist ein Freund der Nerven. Es ist angenehm im Gebrauch, und seine Wirkung ist eine Erfrischung. Kola-Dultz ist unschädlich und wird Männern, Frauen und Kindern empfohlen. Das Alter hat dabei nichts zu sagen. Es ist ein Präparat zur Anregung der Nerven. Kola-Dultz ist überall am Platze, wo die Nerven nachlassen oder sich sonst unangenehm bemerkbar machen.

Schreiben Sie mir sofort eine Postkarte und verlangen Sie Gratis-Zusendung einer Probeschachtel.

Max Dultz, Berlin SO 33, Nr. 177.

Brief-Mappen

mit je 5 weißen lin. Briefbogen u. 5 weißen Kuvert (inn. blau) 100 Mappen 9 M., dieselb. $^{5}/_{5}$ m. Versen, Schwalben, Rosen od. Vergißmeinnicht in Vierfarbendr., 100 Mapp. 11 M.

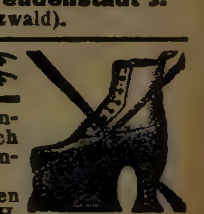
Leinenpost

rosa, grün, hellblau weiß, bedr. gleichfarbige Kuvert $^{4}/_{4}$, jede Farbe für sich in Mappe, 100 Mappen 9 M., $^{4}/_{4}$ Kuvert gefütt. Seidenpapier-Einlage, 100 Mappen 11 M. 30 Mustermappen 3 M. Nachnahme.

Ansichtskarten

Serien-, Blumen-, Glückwunsch-, Künstler-Postkarten. 100 Muster 2 M. Nachnahme.
Paul Rupps, Freudenstadt J. (Schwarzwald).

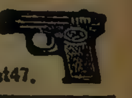
Fort mit dem



Bein-Verkürzung unsichtb. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Brosch. senden **„Extension" G. m. b. H. Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 255**

Browning

Kal. 7,65 M. 40.-
„ 6,35 M. 35.-
Mauser, Parabellum M. 65.-
Benekendorff, Friedenau, Rheinst 47.



Postkarten.

100 Stück Serienkarten Brom Ersatz 1.80 M., 100 Stück Serien farb. 2.— M., 100 Stück Spruchkarten, ff. farbig, 1.50 und 2.50 M., 100 Stück Blumenkarten, f. farbig, 1.50, 2.— und 2.50 M., 100 Stück die so beliebten Vierfarbendruck-Landsch. 2.— und 2.50 M., 500 Stück sortiert in allen Nummern 9.— M. Kein Ramsch, fortwährend Neuheiten. Kassa voraus.
Fritz Schardt, Postkarten-Verlag, Nürnberg, Färberstraße 29.

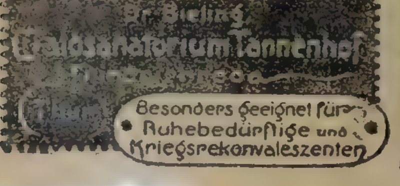
Wer photographiert

sende seine Negative zum Kopieren pp. nur an unsere elektr. Photowerkstätte. Allerbeste, sauberste Arbeit, billigste Preise, schnellste Lieferung.
Hochinteressante Photo-Karten nach von uns erworbenen Original-Aufnahmen; 60 Stück Mark 5.— franko. Wiederverkäufer Extra-Preise.
M. Becker & Co., Jlmenau 82.



Solche Formen

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen **Nasenformer „Zello"** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit Alles, ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: „Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind." (Angenehmes Tragen) 7 fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet. (Knochenfehler nicht) Einfachste Handhabung. Jllustr. Beschreib. umsonst. Bisher 100000 „Zello" versandt. Preis M 5.—, M 7.— u. M 10.— mit Anleitung u. ärztlichem Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W. 140,** Winterfeldtstraße 34.



Ansichts-Postkarten!

100 Stück	schwarz franko gegen	1.90 M.
100 „	bunt, Ia z. 10-Pf.-Verk.	2.80 M.
100 „	Serienkarten.	2.30 M.
100 „	Tiefdruckkarten	3.50 M.

300 alle Sorten gemischt 7.50, 100 Osterkarten M. 3.00, keine Gratismust.
Kunstverlag Berlin 39, Sellerstr. 3.



Weltruf! Celloidinkart. 10 Stck 0.32. 100 Stck. 3.00. Apparate. Gelegenheitskäufe. Platten, Papiere, billigste Bezugsquelle. Liste frko. **Reinhold Wittig, Rudolstadt 18.**

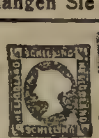
Stottern

heilt Professor **Rud. Denhardt's** Anstalt **Eisenach**
Prosp. üb. d. seit 40 J. ausgeübte wissenschaftl. anerk. u. staatl. ausgezeichn. Heilverfahren frei d. d. Anstaltsleit.

Buchführung

lehrt am besten brieflich **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburgerstr. Verlangen Sie **gratis** Probebrief 3.

Berl. Briefm.-Ztg. Probeheft gratis



Briefmarken

Katalog gratis.
Philipp Kosack & Co., Berlin C 2, Burgstr. 13.



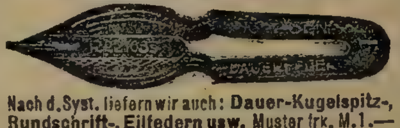
Briefmarken: Sammlungen, sowie einzelne, kauft Liebhaber. Meine doppelten Marken verkaufe billig. Hans Schulz, Hamburg, Bismarckstr. 80

Schottlaender's Haarfarbe

In allen Farben. Orig.-Flasche M. 2.—.
H. Schottlaender, Berlin C. 105, Burgstr. 27

Emser Wasser

Jahrzehnte deutsches Erzeugnis!
Schagen's Federn
sind unübertrefflich und bieten Vorteile wie keine andere Schreibfeder.



Nach d. Syst. liefern wir auch: Dauer-Kugelspitz-, Rundschrift-, Eilfedern usw. Muster frk. M. 1.— geg. Voreinsend. **SCHAGEN & CO., Aachen-B. 4.**

Echte Briefmarken

sehr billig. Preisliste für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Schönheit

des Teints, natürliche Frische der Farben, jenen viel bewunderten samtnen Pfirsichflaum, blütenweißen Hals, zarte Hände erwirkt **Creme Benzoe**
Edelstes aller Schönheitsmittel, das unfehlbar gegen gelbe Flecken, Gesichtsunreinheiten und Hautröte hilft u. die erschlaffte, welke Gesichtshaut verjüngt. Dose 3.— M. Mehr als 25 jährige glänzende Erfolge. Wertvolles Buch „Die Schönheitspflege" gratis. Man nehme nur Creme Benzoe, da in Wirkung einzig und unübertroffen! / Alleiniger Fabrikant: **Otto Reichel, Berlin 28, Eisenbahnstraße 4.**

Neues Sortiment Postkarten!

Typen, Ortschaft., Landleben. Orig.-Aufn. Serienkart. **400** sort. Karten **10.—** M. frei geg. Voreinsend. d. Betr. Kahan & Co. Postkarten-Verlag, Berlin 126, Friedrichstr. 16.

Stottern

und nervös schweres Sprechen gründlich zu beseitigen! Aber wie? Auskunft gibt **O. Hausdörfer, Breslau 16, Wilhelmsruh A. 31.**

Postkarten-Schlager!

50 div. Serien, kompl., 300 Stück 5.50 M. Pfingst-Karten v. 1.50 bis 3.75 M. p. 100 Stck. sort. Jll. Preisl. grat. **Blonder & Co., Berlin C. 54 J.**

Briefmarken

Auswahl ohne Kaufzwang garant. echt. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 J. Preisl. umsonst. Höchste Bezahl. f. Ankauf.

Volkstypen

div. Rassen u. a. galiz. u. wolhyn. Dorfschönh. Serb. Zigeunerkind. Rumän. Bauern, Mädchen u. Frauen u. v. and. Originalphoto-Postkart. 53 dies. Kart. i. fst. Ausf. M. 3.50 frko. geg. Voreins. d. Betr. Martin Stein Nachf., Ilmenau 11.

Erfinder sollten vor der Patent-Anmeldung die Broschüre **„Denke nach"** von Ingenieur Carl Fr. Reichelt Berlin, Lindenstrasse 116 gratis verlangen

Zigaretten

B 1000 Stück 25.—, 26.— M.
C 1000 Stück 35.—, 36.— M.
D 1000 Stück 45.—, 47.— M.
Versand Nachn. Feldp. vorh. Kasse
Martin Fabian, Hamburg 5 X

Schönheit



Rosiger Teint, weiße Hände, weiche glatte Haut erzielt mein **Krem Birkon**
Nicht fettend. Unentbehrl. b. spröd. Haut, Frost, Wundsein, Röte, Mitessern und Sommersprossen.
Dose Mk. 3.—, Tube Mk. 2.—
Schwarzlose, vormals Adolph Heister, **Berlin SW, Friedrichstraße 183.**

Sitzkissen

aus Filz für Stühle etc. liefert **Heinr. Gressner, Bln.-Lichterfelde 16.**

Photo-Abzüge

auf **Lenbach-Kunstdruck-Papier** nach eingesandt. Negativen. Vorn. Bildwirkung. Sich. Absatzmöglichkeit. Eine Serie von 12 Stück in verschied. aktuellen Motiven, Farben u. Größen z. Probe 2 Mark. Probeserien werden nur einmal abgegeben. **Kunstdruckkarten 100 Stück = 12 M.** Alle photogr. Arbeiten gediegen, schnell, preiswert. Preisliste gratis. **Wilh. Thurau, Photogr., Eisenach.**

H. W. Voltmann

Bad Oeynhausen 25
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder). Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer. Kataloge gratis.



RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
a — ba — be — bel — bob — burg — chel — chen — den — des — dorff — du — e — ei — el — eu — fen — frö — ha — hin — i — la — lau — les — ma — na — nar — nat — ne — no — or — pi — ra — ri — ri — ru — sa — salt — sto — stra — te — wal
sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter ergeben:

1. Gestein, 2. griechischen Dichter, 3. Ort in der Nähe Berlins, 4. Wüste, 5. deutschen Romantiker, 6. zerstörtes Bauwerk, 7. Amtskleidung, 8. Würzkraut, 9. Pädagogen, 10. weiblichen Vornamen, 11. indischen Statthaltertitel, 12. geographische Bezeichnung, 13. deutschen Feldherrn, 14. griechischen Philosophen, 15. Walart, 16. Parlament.

Die verlorenen Federn.

Ein Vogel — nicht grad' groß, nicht klein —
Flog mitten in eine Fläche hinein,
Die war genau so lang, wie breit.
Dabei entfiel sein Vogelkleid:
Es stand, man sah kaum, wie's geschah,
Ein brauner Orientale da.

Bilder-Rätsel.



Dreifache Bedeutung.

Kann mein Rätselwort entzücken
So es wird Gewänder schmücken,
Wird's uns heftig doch erbosen,
So man wird am Wort sich stoßen.
Füg' ein Stück vom Taler ein:
Und es muß gesungen sein.

Immer lustig.

Die Zwei verhilft zum Stehen,
Die Erste ist nicht schwer;
Das Ganze keck und heiter
Kommt seines Weg's daher.
Es plagt sich nicht mit Sorgen,
Fehlt ihm auch Geld und Gut,
Wird nur die Sonne scheinen,
Hat's immer frohen Mut.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Das Wichtige bedenkt man nie genug.
Goethe, „Die natürliche Tochter".

1. Degen, 2. Ammoniak, 3. Sonett, 4. Wilhelm, 5. Irma, 6. Chinin, 7. Turban, 8. Irawadi, 9. Granate, 10. Engerling, 11. Birne, 12. Eisen, 13. Donau, 14. Essig.

Dreierlei Bedeutung: Heimleuchten.

HUMOR

Dem kleinen Horst, der Ostern die Schule besucht, aber sehr wenig Lust dazu verspürt, wird von seiner Mutter erzählt, daß er bald sein Schulränzel schnüren muß, worauf der kleine Mann prompt erwidert: „Hoffentlich werde ich reklamiert.“

*

Einbrecher zum Verteidiger, der eben seine Freisprechung erwirkte: „Vielen Dank, Herr Doktor, ich werde Sie bald in Ihrem Büro besuchen.“

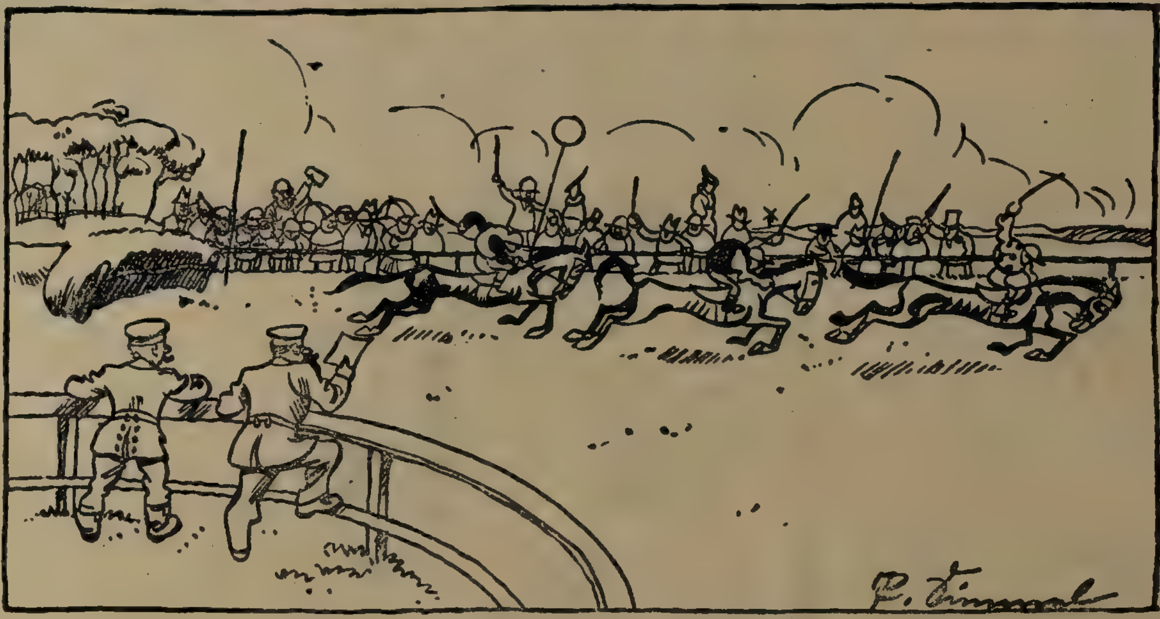
„Ganz recht, aber bitte, lieber tagsüber,“ wird ihm zur Antwort.

*

Prüfling, über die Friedensorganisation des Landheeres befragt: „Wir haben das aktive Heer, die Reserve, die Landwehr und den Landsturm.“

„Wie ist es bei der Marine?“

„Neben der aktiven Marine gibt es die Marine-Reserve, die Seewehr ... und ... und den Seesturm!“



Frühlings-Eröffnungs-Rennen.
„Maxe, Dein Tip is aber ein höflicher Gaul, läßt die anderen alle vorgehen!“

Im Referendar-Examen wird deutsche Rechtsgeschichte geprüft. Der Examinator beschäftigt sich eingehend mit den Teilungen des fränkischen Reiches und den verschiedenen Karolingern. Ein Kandidat kommt absolut nicht auf den Beinamen Karls des „Kahlen“. Da will der Vorsitzende, der über eine ausgedehnte Glatze verfügt, dem Prüfling ein wenig helfen. Er sieht ihn bedeutungsvoll an und tippt mehrmals mit dem Finger auf seinen kahlen Schädel. Da blitzt es im Geiste des Kandidaten auf, und er ruft siegesbewußt ins Lokal: „Karl — der Einfältige!“

*

Fremder: „Entschuldigen Sie, komme ich so recht nach der Leipziger Straße?“ — „Nee, in't jrade Jegenteil, da müssen Se so runter.“ — „Also muß ich rückwärts gehen?“ — „Det jrade nich. Wenn Se sich umdrehen, können Se wieder vorwärts jehen.“

*

Richter: „Also, was geschah, nachdem Ihnen der Zeuge den ersten Schlag versetzt hatte?“ — Angeklagter: „Da hat er mir den dritten gegeben.“ — Richter: „Sie meinen wohl den zweiten?“ — Angeklagter: „Nein, Herr Richter, den zweiten hab' ich ihm runtergehau'n.“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Altnenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 19

13. Mai 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Der Kom. General der Luftstreitkräfte v. Hoeppner bei der Beglückwün'chung des Rittmeisters Frhr. v. Richthofen, der bisher 52 feindliche Flugzeuge abgeschossen hat.

Die Frühjahrsoffensive unserer Gegner an der Westfront

Von einem militärischen Mitarbeiter

I.

Monatelang hatten Engländer und Franzosen ihre Stellungen verbessert, die Munitionsfabriken der ganzen Welt angespannt, um ungeheure Munitionsmassen aufzustapeln, ungezählte Batterien aller Kaliber herangeführt und in Stellung gebracht und ihre Divisionen durch Heranziehung neu ausgebildeter Truppen aller Farben aus den Ländern der Entente und deren Kolonien aufgefüllt, um die deutsche Westfront, die ungeachtet der schweren Anstürme des letzten Sommers wie ein Felsen im Meer gegen alle Brandungen standgehalten hatte, in gewaltigem Stoß endgültig zu durchbrechen. Die deutsche Front aufzurollen, unsere Heere aus dem besetzten Frankreich zu verdrängen und selbst über den Rhein vorzustoßen, waren die stolzen Ziele unserer Gegner. Da machte plötzlich Hindenburgs geniale Führung ihnen einen Strich durch die Rechnung. Am 16. 3. meldete unser Heeresbericht in voller Ruhe und Zuversicht: „Zwischen Arras und Oise haben die Engländer und Franzosen in dem von uns planmäßig aufgegebenen Geländestreifen unsere früheren Stellungen besetzt." Die deutschen Heere, die seit Jahr und Tag in ihren Stellungen Uebermenschliches geleistet und das Trommelfeuer von vielen Tausenden von Geschützen Monate hindurch ausgehalten hatten, waren zurückgenommen auf die von langer Hand vorbereitete Siegfried-Stellung. Die von den Feinden angekündigte „große" Offensive war damit zum Scheitern gebracht, noch ehe sie einsetzte. Der anzugreifende Gegner war verschwunden, er hatte seine völlig zertrümmerten, einem ernsten Angriff nicht mehr gewachsenen Stellungen aufgegeben und war zurückgegangen in eine Linie, gegen die anzugreifen es den Alliierten angesichts der völligen Zerstörung aller Straßen und Deckung bietenden Oertlichkeiten im Vorgelände für Monate unmöglich sein mußte. Damit standen sie vor der bangen Frage: „Was wird nun weiter?" Soviel war klar, eine gemeinsame Offensive dort, wo die englische und französische Armee sich berührten, war durch Hindenburgs genialen Schachzug unmöglich geworden. Andererseits aber drängte die innerpolitische Lage und die Wirkung des U-Bootkrieges in England, ganz besonders aber die Volksstimmung in Frankreich mit aller Macht auf baldige Erfolge; was lag da



Vom neuen Bewegungskrieg im Westen: Deutscher Meldereiter.
Phot. Bufa.



Die Engländer bei den Vorbereitungen zu ihrer Offensive: Ueberbrückung eines von unseren Truppen verlassenen Schützengrabens im geräumten Gebiet.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)

näher, als daß unsere Gegner suchten, zu retten, was noch von dem alten Artillerieaufmarsch für ihre neuen Operationen zu retten war, daß sie beiderseits der ursprünglich beabsichtigten Angriffsfront im unmittelbaren Anschluß an diese sich zum Vorstoß entschlossen. Einmal war es am schnellsten möglich, die Artillerie, die Munition und die zum Angriff bereitgestellten Truppen dorthin zu verschieben, dann konnten zweifellos zahlreiche Batterien und Munitionsdepots von den äußeren Flügeln in ihren einmal eingebauten Stellungen bleiben, schließlich aber winkte als strategisch lockendes Ziel eines möglichst gleichzeitig einsetzenden Angriffes beider Gegner die Möglichkeit, hier über unsere alten Stellungen vorstoßend, die neue Linie an ihren beiden Flügeln zu fassen, an den Angelpunkten, wo sie in die alten Stellungen einmündeten. Unbedingt ist anzuerkennen, daß bei geschickter Durchführung dieses Gedankens die Offensive gewisse Aussichten auf Erfolg hatte. Allein es zeigte sich bald, daß die Einheitlichkeit der Heeresleitung unserer Gegner wieder einmal nur auf dem Papier stand. Als die Engländer Ende März alle Vorkehrungen zu ihrer Offensive zwischen Lens—Arras und dem Cojeul getroffen hatten, waren die Franzosen mit ihren Vorbereitungen bei Soissons noch lange nicht fertig, und statt daß die Zange, wie allein ein Erfolg erzielt werden konnte, gleichzeitig von beiden Seiten zupackte, wurde sie wechselweise angesetzt, um erst auf dem einen, dann auf dem anderen Flügel am zähen Widerstand deutscher Truppen abzugleiten. Nach einer Feuervorbereitung von mehr als 10 Tagen war am 8. 4., wie der deutsche Heeresbericht kurz und klar meldet, „die Schlacht von Arras im Gange." Zwei Tage tobte sie in nahezu unverminderter Heftigkeit. Infolge des Masseneinsatzes aller verfügbaren mechanischen Kampfmittel und ungezählter Munition war es den Engländern am ersten Tage gelungen, in die eingetrommelten deutschen Stellungen einzubrechen, und während sie an beiden Flügeln, bei Givenchy und bei Hénin, nur geringe Fortschritte machten, konnten sie im Zentrum, im Tale der Scarpe, durch das Gelände begünstigt, nahezu 4 Kilometer tief vorstoßen. Dank den zweckentsprechenden Maßnahmen der deutschen Führung, dem schnellen Einsetzen zur Verfügung stehender Reserven, kam schon am zweiten Tage die Offensive zum Stehen und die Widerstandskraft der Angriffsfront verstärkte sich zusehends. Schon vom 10. 4. an ließ die Kraft der Gegner nach. Trotz gewaltiger blutiger Verluste konnten sie keine Erfolge mehr melden. An der überlegenen deutschen Führung war die erste



Nach dem Trommelfeuer: Am Maschinengewehr hinter einer Kanalböschung in Erwartung des feindlichen Ansturms.



Schweres Feuer im Kampfgebiet bei St. Quentin.
Phot. Bufa.



Abwurf einer großen Torpedobombe von einem Flugzeug.
Die Aufnahme erfolgte von dem zweiten Flugzeug aus, dessen Führer und Steuerflächen im Vordergrund zu sehen sind.
Phot. W. Ruge.



General Petain,
der infolge der mißglückten franz. Offensive nach dem Rücktritt des Generals Nivelle zum franz. Generalstabschef ernannt wurde.

Schlacht bei Arras gescheitert. Wenn wir auch einigen Raum verloren hatten und sogar eine größere Gefangenenzahl dem Gegner überlassen mußten, so hatte sich doch die deutsche Abwehrtaktik bewährt. Nicht im starren Festhalten einmal besetzter Linien, sondern in der zielbewußten Führung der Verteidigung auf Grund taktischer Erwägungen, selbst unter Preisgabe bisher gehaltener Stellungen, hatte unsere Führung es verstanden, sich die von ihr gewollten günstigen Bedingungen zur späteren Fortführung der Schlacht im besser geeigneten Gelände zu schaffen. Inzwischen war auch im französischen Frontabschnitt der Artilleriekampf zum Trommelfeuer angeschwollen. Offenbar in der sicheren Erwartung, daß unsere Reserven zur Abwehr des englischen Einbruches von der Aisne-Front fortgezogen werden würden, hatten die Franzosen jedoch ihre Infanterieangriffe bis zum 14. hinausgezögert. Als diese dann am 15. April abends in zahlreichen breiten Abschnitten entbrannten, scheint der Grundgedanke der Offensive, welche die Entscheidung des Feldzuges bringen sollte, der folgende gewesen zu sein: Nordöstlich Soissons, im Abschnitt Laffaux-Condé sowie nördlich Reims längs der Straße Laon—Reims, also an den beiden Frontteilen, die im allgemeinen in der Richtung von Nordwest nach Südost verlaufen, sollten Heeresgruppen mit der Front nach Nordosten angreifen, die deutschen Linien durchbrechen, um dann die anschließenden längeren Frontteile nach Osten zu aufzurollen und so für die bereitgestellte Armee de poursuite Raum schaffen, den Südflügel der Hindenburgstellung zu umfassen. Daß auch dieser so klug ersonnene und durch ein Trommelfeuer von vollen zehn Tagen vorbereitete Durchbruch völlig mißlungen ist, haben wir aus unseren Heeresberichten ersehen und danken wir lediglich unsern neuen Kampfmethoden.

(Fortsetzung auf Seite 265.)



Oberst Graf v. d. Schulenburg,
der Stabschef bei der Kronprinzen-Armee, der jetzt den Pour le mérite erhielt.



Straßensprengungen im geräumten Gebiet im Westen, aus geringer Höhe von einem deutschen Flieger aufgenommen.

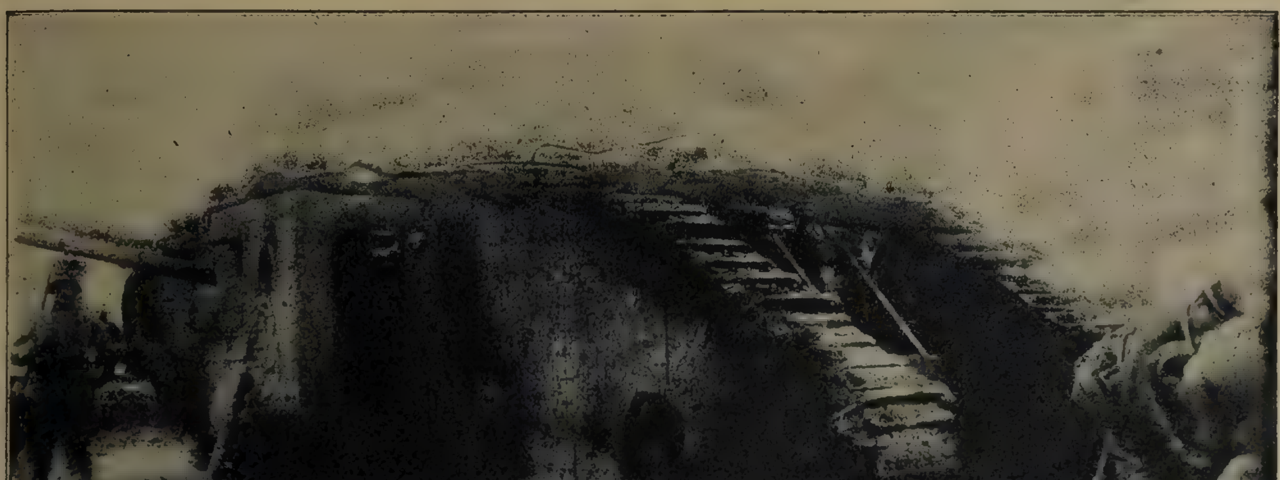
AUS DER RIESENSCHLACHT IM WESTEN



Aus der Riesenschlacht im Westen: Anstürmende Engländer, vom Maschinengewehrfeuer in der Flanke gefaßt.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

II.

Nahezu acht Tage dauerten die immer wiederholten französischen Angriffe, bis die namenlosen Verluste und die völlige Erschlaffung der Truppen dank der auch hier von unserer Obersten Heeresleitung angewandten Abwehrtaktik eine weitere Fortsetzung der Kämpfe unmöglich machten. Wohl haben wir im ersten Ansturm Gelände preisgegeben, haben zahlreiches Material dem Gegner überlassen und haben Gefangene in leider nicht unbeträchtlicher Zahl verloren, aber dies alles mußte geopfert werden, um in wohldurchdachter, planvoller Weise die



Bei Arras erbeuteter englischer Tank-Panzerwagen.
Phot. A. Grohs.

lebendige Kraft, die Infanterie, zu schonen vor blutigen Verlusten, wie wir sie an der Somme erlitten, zu bewahren und zur aktiven Verteidigung bereitzuhalten. Die glänzende Führung, der herrliche Offensivgeist unserer Truppen haben dann Wunder vollbracht, unendliche Opfer hat es dem Gegner gekostet, das Zwischengelände vor unserer neuen Linie zu durchschreiten, immer wieder warfen sich überraschend unsere Reserven auf seine Schützenlinien, brachten sie zum Halten, zum Weichen, ja, zur Aufgabe gewonnenen Geländes, und unsere Infanterie erschütterte endlich durch ihre Sieges-

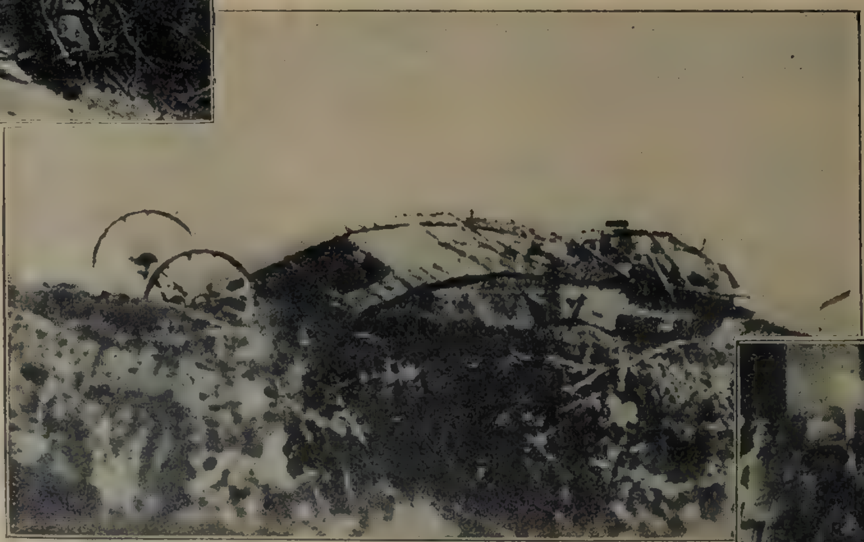


Nach dem Trommelfeuer: Verschüttet!
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Aus der Riesenschlacht im Westen: Transport eines Schwerverwundeten nach dem Feldlazarett. Phot. Bufa.

zuversicht im Vorwärtsgehen die moralische Haltung des Gegners, ebenso wie unsere Artillerie und Maschinengewehre ihn physisch zermürbt hatten. 30 Divisionen sind vor unserer Front durch diese Methode der Abwehr aufgerieben. Auch der Einsatz des neuesten Kriegsmittels unserer Gegner sollte völlig versagen. 80 englische Tanks, die zur Hebung der Moral des Verbündeten an der Aisne und in der Champagne eingesetzt waren, hatten den Erfolg nicht bringen können. Ueber 50 lagen zerschossen vor unserer Front im Aisne-Tal, durch eine einzige Lage einer Haubitz-Batterie waren am zweiten Gefechtstage vier dieser Höllenmaschinen gleichzeitig



Ein vor unseren Gräben in Trümmer geschossener englischer Tank. Phot. Bufa.

vernichtet. Kaum war auch dieser lange Zangenarm abgebrochen, als von neuem die Engländer bei Arras zum Angriff schritten. Seit dem 19. hatte sich dort die Feuertätigkeit wieder mehr und mehr gesteigert, und am 23. war auf der 30 Kilometer breiten Front von Loos bis zur Straße Arras—Cambrai der Kampf wieder im Gange. An der erprobten Tapferkeit der deutschen Truppen brachen sich auch jetzt wieder Englands stolze Hoffnungen. Ueberall, wo der Gegner im Sturm hatte Boden gewinnen können, warfen unsere angesetzten Gegenstöße ihn erbarmungslos zurück. Obwohl der Tag noch einen zweiten gewaltigen Ansturm brachte, konnte sein Schicksal nicht gewendet werden — die zweite Schlacht bei Arras war verloren, der neue Ansturm brach ebenfalls zusammen und konnte die Niederlage nur vollenden. Restlos war die alte Linie am Abend des 23. in den Händen unserer Truppen. Ein Siegestag lag hinter uns, wie ihn dieser Krieg noch selten sah. Aber trotz der ungeheuer schweren Verluste, welche die Engländer am 22. und 23. erlitten hatten, gaben sie die Hoffnung auf einen Erfolg nicht auf. Schon am 24. entbrannte die Artillerieschlacht unter Einsatz neuer Munitionsmassen von neuem, mehr und mehr anschwellend, steigerte sich bis zum 27. wieder zum Trommelfeuer und griff sogar südlich der Scarpe bis Quéant über. Ueber 24 Stunden dauerte die gewaltige Vorbereitung neuer Infanterieangriffe, Gasgranaten sollten unsere Batterien gefechtsunfähig machen, und unter dem Schutze eines Hagels von Eisen und Stahl, der auf unsere vordersten Gräben niederging, im Staub der Einschläge und im Rauch krepierender Geschosse stellte der Gegner seine Angriffsmassen bereit, legte plötzlich am 28. früh sein Feuer hinter unsere Linie, und die Infanterieschlacht war im Gange. Allein auf der ganzen 30 Kilometer langen Front von Loos bis Quéant war



Ausrückende Schipper-Abteilung in dem von den Engländern beschossenen St. Quentin. Phot. Bufa.

schon gegen Mittag, also nach Verlauf weniger Stunden, der Sieg unser. — Auch die dritte Schlacht von Arras war zu unseren Gunsten entschieden, wenn sie auch nahezu fünf Tage weitergeführt wurde. Es handelt sich hierbei lediglich um die letzten Zuckungen des verwundeten Riesen, um das Zusammenraffen der Trümmer seiner Divisionen zum letzten verzweifelten Durchbruchsversuch. Die Engländer hatten eine Niederlage erlitten, die von größtem Einfluß auf den weiteren Gang des Feldzuges sein muß. Der Verlust drei solcher Schlachten, wie sie ihr Landheer an der Arras-Front getroffen, in Verbindung mit den Erfolgen, die der U-Boot-Krieg auf dem Meere erzwingt, muß ihnen die Augen darüber öffnen, daß dieser Krieg für sie nicht mehr gewonnen werden kann. Dem Drucke ihrer Verbündeten folgend, hatten auch die Franzosen sich zu einer neuen Offensive an der Aisne und in der Champagne entschlossen. Der zeitweilig äußerst starke Feuerkampf, die von unseren Fliegern erkannten Ansammlungen feindlicher Reserven hinter der Front und die seit Tagen immer wieder gegen den Chemin des Dames und die Hochfläche von Moronvilliers angesetzten Erkundungsvorstöße hatten seit Tagen darauf hingewiesen, daß wir an der Aisne und in der Champagne mit einer Wiederholung des Durchbruchsversuches rechnen mußten. Am 30. 4. entbrannte die Artillerieschlacht am Aisne-Marne-Kanal und in der Champagne von neuem und verstärkte sich zu äußerster Heftigkeit. Dann brach kurz nach Mittag auf der ganzen Front Prosnes—Aubérive ein starker französischer Angriff vor, aber auch dieser Stoß wurde abgewiesen, die frischen Divisionen, die die Franzosen herangeführt hatten, um uns die Höhenstellung südlich von Nauvrois und Moronvilliers zu entreißen, waren nach hartem Ringen geschlagen. Auch der zweite Angriff am späten Abend vermochte an dem Mißerfolg nichts zu ändern. Nahezu zwei Monate sind vergangen, seit unsere Gegner sich nach Zurücknahme unserer Front an der Somme vor die neue Aufgabe gestellt sahen. Der Gedanke, unsere Siegfriedstellung zwischen den Armen einer Zange zu zerquetschen, ist gescheitert. Wo sie auch den Hebel ansetzten, an deutscher Zähigkeit und Disziplin, an deutscher Ausbildung und Truppenführung sind ihre Anstrengungen zunichte geworden.



Die fünf erfolgreichsten Flieger der Jagdstaffel des Frhrn. v. Richthofen, die zusammen bisher 132 Flugzeuge abgeschossen haben.
Erste Reihe: Vize-Feldwebel Festner (12), Rittmeister v. Richthofen (52), Lt. Wolff (29); zweite Reihe: Lt. Schaefer (25), Lt. Frhr. v. Richthofen (14).



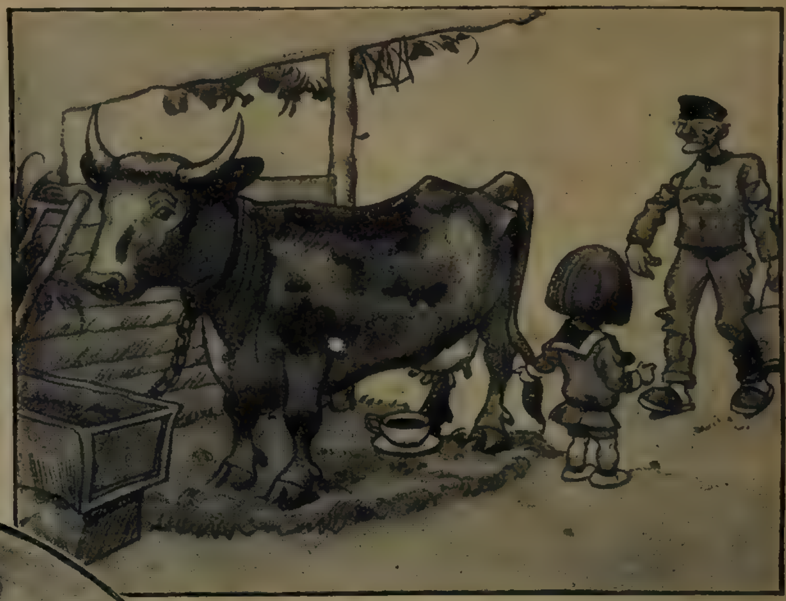
Abgestürztes französisches Flugzeug, das in eine Straße von Paris gefallen ist.



Unsere Großstadt-Schüler bei den Bauern:
„Was, wo ich bald Gutsinspektor werde, beißt Du Affe mir in die Beene?“

Unsere Großstadt-Schüler bei den Bauern

★



„Jung', wat makst Du denn do?“
„Ich habe heute bloß schwarzen Kaffee gekriegt, nun mache ich mir 'n Schuß Sahne ran!“



Quartaner Max Lemke schreibt vom Lande an seine Mutter:

Liebe Mutter!

Ich habe Bauer Lehnert erzählt von dem Alcibiades, von Agamemnon, von den Irrfahrten des Odysseus usw. Da hat er sich auf den Pantoffel gespuckt und gesagt: „So'n Quatsch muß in Dienen kleenen Kopp? Weeste aberst, wat der Sack Hafer da wiegt?“ Ich: „Zwei Zentner ca.“ Er: „So, Du Schopsnäse? Eenen Zentner! Denkst, ick kann twi Zentner upp die Leiter nehmen, die knackt mich mitten mang durch und ick liege upp die Kehrseite.“ Ja, Mutter, das hat er gesagt, er meint's aber nicht so böse. Dann hat er gefragt: „Jung, nu hast mir doch so 'ne Märchen vertellt, von eenen „Profeteus“, den ein Habicht die Leber ausgefressen hat, und dem Herkules, dem Dösel, der umsonst anderen Leuten die Arbeit gemacht hat? Siehste, so wat hat mir im Leben noch keener vertellt. Du bist doch een verdeibelt kluger Jung ... aberst, kiek Dir mal 'n Himmel an! Meenst, ob wa morgen Regen runner kriegen?“

Ich sagte ja, es sieht so aus, der Himmel ist bewölkt und Cirruswolken ...“

„Wat, kemmste schon wieder mit's verdammigte Englisch? Bei dem Wind jiebts kein Regen nich ... basta ... trotz die „Cirkuswolken“. Siehste, Du Schopskopp, und mit Diene Wissenschaft haste mir ook min Sägeblatt kaputtgebroken, und der Liese haste frischen Klee gegeben; soll sie mir Kolik kriegen? Du Schop, mit die ausländische Wissenschaft!“

Aber Lehnert meint es wirklich nicht so, er hat mir nachher zwei Eier gegeben und Milch und Brot und hat gesagt: „Fret Die orndtlich vull, daßt die blasse Visage verlierst, in acht Tagen siehste anders aus, und denn kannste schon den Fuchs richtig anspannen, und grüß' Dien Mutting in Dien Brief und segg ihr, sie soll die doten Griechen ruhen lassen, die hebben über uns ook keen Tagebuk geführt!“

Dann hat er mich umgefaßt und gesagt: „Nix für ungut, kleiner Herr!“ Und ist schlafen gegangen.

Liebes Mutterl, recht hat er, ganz recht. Ich springe auch in die Klappe.

Gute Nachtkuß. Dein Maxel.



„Jung', wo willste mit die Sense hin?“
„Na, ich bleibe doch bloß bis Ende Mai hier und da will ich meinen Teil gleich jetzt ernten!“

Nach des Tages Last und Müh.
Sekundaner: „Kennen Sie Homer?“
Bauer: „Nee, in unse Sommerfrische war hei nich!“





Sein Werk.
In Mathematik schwach, aber diesen Wagen allein geladen!

Zeichnungen von Paul Simmel.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale [illegible] vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. [illegible]eigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

10. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Nun erhob sich Gunde. Die Züge ihres Gesichts festigten sich. Das Zusichselbstkommen gab ihr Ruhe und hob sie über die Verzweiflung des Augenblicks.

„Vollkommen,“ entgegnete sie. „Du kannst kein Weib heiraten, das einen befleckten Namen mit sich schleppt. Du bist auch frei, Albert.“

Er überhörte die letzten Worte. „Trotz allem,“ sagte er, „kann ich Dir den Vorwurf nicht ersparen, daß Du mein Vertrauen getäuscht hast, Gunde. Ich erkenne an, daß Dich die Scheu zurückhielt, einen Schatten auf das Andenken Deines Vaters fallen zu lassen. Und dennoch: wenn Du mich liebtest, mußtest Du diese Scheu überwinden. Dann wärst Du schuldlos gewesen. Nun bist Du mitschuldig.“

Sie neigte den Kopf und erwiderte nur: „Du hast recht.“

„Liebst Du mich denn wirklich, Gunde?“ fragte er, und seine Stimme zitterte.

Da stürzte sie zu seinen Füßen und umschlang ihn. Sie weinte wieder, aber sie sprach nicht.

Er nahm ihren Kopf in seine Hände und hielt ihn zärtlich fest.

„Ich kann Dich nicht lassen, lieb Mädel,“ fuhr er fort. „Du sollst mein sein und mein bleiben auch ohne gesetzliche Bindung. Wenn Du mich liebst, wirst Du den Mut haben, der Gesellschaft zu trotzen. Herr von Hellsted will seine Villa loswerden. Ich kaufe sie für Dich. Will Dir auch einen Landsitz in der Nähe kaufen, wenn Dir das lieber ist — es wird nicht schwer sein, ein geeignetes Objekt zu finden. Ich werde Dich materiell unabhängig stellen. Du brauchst keinen Kampf mit dem Leben zu fürchten. Ich halte Dich so, als wärst Du meine angetraute Frau, aber Du darfst nicht erröten, weil Du nur meine Geliebte bist . . .“

Sie stand langsam auf und sah ihn starr an. Sie antwortete nicht sogleich. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte:

„Soll ich Deine Dirne werden?“

Der Prinz zuckte ein wenig zusammen.

„Das ist ein häßliches Wort, Gunde,“ erwiderte er. „Es verschiebt absichtlich meine Gedanken und zieht mein Empfinden in die Gosse. Ich will uns aus einer Unmöglichkeit heraushelfen. Was ich Dir vorschlage, widerspricht landläufiger Sitte, die unser ganzes Leben unter ihre Vorschrift stellt. Aber frage Dich, ob die Sittlichkeit Deines Herzens nicht eine treibendere Kraft besitzt. Wir können zusammen nicht kommen, das Wasser ist viel zu tief. Und doch kann unsere Liebe eine Brücke bauen, so fest, Gunde, daß kein Mensch sie niederzureißen vermag. Graut Dir vor einem leeren Begriff? Willst Du nicht tapfer sein um unserer Liebe willen?“

„Ich werde schon verstoßen sein,“ stammelte sie, „wenn erst der Inhalt dieses infamen Artikels zu aller Bewußtsein gekommen ist. Soll ich auch den schäbigen Rest an gutem Ruf verlieren, der mir noch verbleibt?“

Der Prinz sprang auf und durchmaß von neuem das Zimmer mit großen Schritten.

„Noch eins wäre möglich," sagte er. „Ich könnte meinen Abschied erzwingen. Das könnte ich nötigenfalls — die Heirat nicht. Könnte mich nach Leßwangen zurückziehen und Dir da eine Stellung als Hausdame schaffen."

„Es würde eine unmögliche Stellung sein, Albert. Ich müßte mich vor der Dienerschaft schämen."

„Schämen!" rief er außer sich. „Hast Du Dich geschämt . . . nein, keine Vorwürfe mehr. Ein Letztes, Gunde. Keine Macht der Welt kann meinen Willen binden. Man wird sich fügen müssen, wenn ich allem entsagen will: Namen, Rang, Würden, Titeln. Dann würde ich Leßwangen verlieren und nur mein persönliches Vermögen behalten. Bist Du bereit, mit mir auszuwandern? Ich könnte Farmer werden — drüben in Amerika oder sonstwo. Aber das ist kein Leben auf Rosenblättern. Es verlangt Kraft des Entschlusses und derbe Hände. Mir gleich. Ich kann sehr arbeitsfreudig sein. Selbst im Gamaschendienst finde ich Genugtuung. Doch Du, Kind? Wirst Du entbehren können, was die Welt sonst bietet?"

Sie schwieg. Ihre Gedanken flogen schon über das Meer, aber in die Berge von Deutsch-Südwest, wo Werner Dunker sich angesiedelt hatte. Sein Angebot war ähnlich gewesen, nur ungleich verlockender. Bei ihm wäre sie immer die Herrin geblieben. Der Prinz war selbst eine Herrennatur. Sie kannte den Mann. Freischwebende Zuständlichkeit war ihm fremd; er griff fest an und packte das Leben auch von seinen rauhen Seiten. Er war in den letzten Gründen seines Lebens immer ein Aufbauer, kein genießender Verweiler. Mit ihm allein in der Einsamkeit, was gab ihr da noch das Dasein? Seine Liebe. Und nun bangte die Frage in ihrem Herzen auf: wird sie dein Dasein füllen? —

Er sah ihr Zögern, aber es machte ihn nicht unwirsch.

„Gunde, ich will keinen übereilten Entschluß," sagte er. „Du sollst Bedenkzeit haben. Ueberlege alles! Aber löse inzwischen Dein Verhältnis zum Hofe, damit Du frei bist! Schreibe der Prinzessin, daß Du Dich genötigt sehest, infolge der Zeitungsangriffe auf Deinen Vater Deine Stellung als Hofdame aufzugeben! Das halte ich für schicklich."

„Selbstverständlich, Albert."

„Natürlich bleibst Du noch ruhig im Pavillon. Man wird Dich nicht auf die Straße setzen. Ich will den morgigen Tag benützen, mit Hasselriede zu sprechen — auch mit Dunker. Will einmal hören, ob die verdammte Geschichte nicht doch noch auf irgendeine Weise zu applanieren ist. Ekelhaft, wenn man sie in den Landtag zerren wollte! Das darf nicht sein. Auch mit dem Menschen, dem Brandt, muß ich mich auseinandersetzen. Ich danke für seine ferneren Dienste. Also, lieb Mädel, prüfe Herz und Gewissen! Fürchte Dich nicht vor der Meute! Zeig' ihr Dein altes Gesicht — oder dreh' ihr den Rücken! Und glaub' mir nur eins — ich kenne die Bande. Glaub' mir, wenn erst alle Welt sich einig darüber ist, Du seiest meine heimliche Geliebte — dann wird sie Dir wieder die Schleppe tragen. Dann wirst Du erst interessant für sie. Kein verletzendes Wort gegen Dich wird laut werden. Man weiß, ich stehe schützend vor Dir, und man hat Respekt vor der Durchlaucht. Fertige Schablonen haben die stärkste Bindungskraft — und außerdem: auch in der Unwahrhaftigkeit ihrer Gesinnung liegt ein Schutz für Dich . . ."

Sie schwieg wieder, und da riß er sie an sich und drückte sie so fest an sein Herz, daß ihr der Atem verging und sie die Augen schloß. Aber er küßte ihre Augen, ihren Mund, ihre Wangen, er herzte sie, als gehe es an das Abschiednehmen, und dann rief er: „Sag', daß Du mich lieb hast, Gunde, und daß ich Deiner sicher sein kann! Nur das!"

„Ja, ich habe Dich lieb," gab sie zur Antwort, „und will die Deine werden. Aber nicht in Heimlichkeit. Das nicht. Ich will kein Geheimnis mehr. Ich will Deine Frau sein. Nur das," wiederholte sie seine Worte.

„Und sollst es werden," schloß er. „Die Welt ist ja groß — und ich schwöre Dir, ich werde uns ein Winkelchen suchen, in dem Du glücklich sein wirst . . .!"

Als sie wieder allein war, dachte sie nach über das, was er gesagt hatte.

Sie sehnte sich nach einer Aussprache, ging an das Telephon und fragte bei Frau von Isbert an, ob sie daheim sei. Es war so, und nun rief Gunde nach Anna, ließ sich hastig umkleiden und nahm sich dann [illegible]schke.

[illegible] inzwischen Abend geworden, ein lauer Sommerabend, und die Straßen waren mit Menschen gefüllt. Ueberall schrien die Zeitungsjungen ihre Blätter aus. Auf dem Heinrichsplatz standen die Leute zu Haufen, und hier machten die Bengels die besten Geschäfte. „Schmutzige Wäsche!" gellten ihre Stimmen; „großer Skandal! Grundstücksschiebungen in Augustenhof! Schmutzige Wäsche!" . . . Sie waren gut gedrillt. „Schmuuutzige Wäsche!" riefen sie, mit langausgezogenem „u", so daß es wie das Geheul eines Fabelwesens klang. Alle Welt hatte den „Anzeiger" in der Hand.

Gundes Gesicht hatte die Farbe eines Leinentuchs. Ihr Wagen war offen, aber sie drückte sich tief in die Polster, um nicht gesehen zu werden. Man sah sie dennoch hier und da im hellen Licht der Bogenlampen, zeigte nach ihr und zischelte.

Sie verlor den Mut und fand ihn wieder. Sie versteckte sich nicht mehr, sondern richtete sich straff auf und ließ sich beschauen. Augenweide für die Plebs, dachte sie, und eine große Verachtung der Menge trat in ihre Seele. Die öffentliche Meinung beginnt sich zu regen. Wer kecken Sinnes eine Gemeinheit hinausschreit, hurra — blindlings folgt ihm der Pöbel . . . „Verfluchtes Pack," murmelten ihre erblaßten Lippen. In dem Gesumme ringsum schien ihr auch, als werde ihr Name genannt. Der Name Berg mußte ja in aller Munde sein. Man riß ihn in Fetzen. ‚Reißt nur,' sagte sich Gunde, ‚ich speie Euch an!' . . . Eine aufschäumende Wildheit schüttelte sie.

In der Villa Hellsted waren alle Fenster erleuchtet. Auch hinter den roten Vorhängen des ersten Stockwerks sah man den Glanz der elektrischen Lampen. Gunde stieg aus und bezahlte den Kutscher. Als sie sich umwandte, um in das Haus zu gehen, schritt ein großer Mann an ihr vorüber. Sie erkannte ihn sofort, obwohl sie ihn jahrelang nicht gesehen hatte; es war Herr Wilhelm Dunker. Auch er stutzte, lüftete den Hut, wollte weiter, zögerte und sprach sie plötzlich an. Sein breites, ausgearbeitetes Gesicht, das nur auf den Wangen ein paar kurz gehaltene graue Bartflocken trug, war ernst, aber freundlich.

„Entschuldige, wenn ich Dich aufhalte," begann er. „Ich darf doch noch Du sagen. Eigentlich wollte ich selbst zu Dir kommen, aber ich überlegte. Es hätte falsch aufgefaßt werden können. Nun hilft mir der Zufall. Ich möchte Dich bitten, uns zu besuchen. Aber bald — morgen oder übermorgen. Willst Du?"

„Was soll ich bei Euch?" fragte sie. „Noch einmal hören, was sich die Menschen auf der Straße erzählen?"

Er schüttelte den Kopf, auf dem ein breitkrämpiger, das halbe Gesicht beschattender Filzhut saß.

„Unsinn," sagte er. „Ich wollte Dir meine Hilfe anbieten."

„Wozu? Ich brauche keine Hilfe."

„Wenn Du meinst," entgegnete er und zog die Schulter hoch. „Es wäre doch möglich. Du stehst allein. Das tut mir leid. Ich habe nie gegen Dich gekämpft. Im Gegenteil: ich habe ein Vermögen geopfert, um Dir Schwierigkeiten zu ersparen."

„Und hast mir damit ein Vermögen genommen," antwortete Gunde.

Seine klaren, aber sehr harten Augen schauten sie verwundert an. „Du weißt sicher nicht, was Du sprichst, Mädchen," sagte er. „Denn wüßtest Du es, so würde ich Dich nicht zum zweiten Male um Deinen Besuch bitten. Du irrst Dich auch. Ich konnte schweigen zur Sache, aber da sprachen andere . . ." Nun wurde er ungeduldig. „Also können wir Dich erwarten?" fragte er.

„Wann ist es Dir recht?"

„Morgen. Zwischen elf und zwölf am Vormittag, wenn ich bitten darf. In meinem Hause, nicht im Geschäft."

Seine Hand zuckte. Er wollte ihr die Hand reichen. Aber er ließ es, da er sah, daß sie nur grüßend den Kopf neigte. Und während sie weiterschritt, trug sie ein unbestimmtes Haßgefühl gegen den Mann mit sich, der ihr helfen wollte.

Diesmal öffnete ihr nicht der Diener, sondern die Zofe Ullas und führte sie wieder durch das pompejanische Vorgemach. Ein junger Mensch verbeugte sich hier vor ihr, mit glattem, merkwürdig weißem, gleichsam gepudertem Gesicht. Er hatte ein umfangreiches Aktenstück in den Händen und machte sich Notizen: er nahm wohl Inventur auf.

Im Damenzimmer der Frau von Isbert war der Abendtisch gedeckt. Sie begrüßte Gunde mit Herzlichkeit, umarmte sie und küßte sie auf beide Wangen.

„Ich dachte mir, daß Sie kommen würden, Kleinchen," sagte sie. „Ich bin schon eingeweiht. Habe das Schandblatt gelesen. Ich wundere mich nur, daß ich nicht auch schon bespuckt worden bin. Aber vielleicht wartet man nur auf den Augenblick meiner Abreise. Nun geht's bald los, Gunde. Haben Sie den Menschen gesehen, der mit seinem Aktenbündel durch die Zimmer schleicht, um nachzuspähen, ob auch nichts gestohlen worden ist? Das ist der Generalbevollmächtigte des Herrn von Hellsted. Seine Ausweise stimmen — alles in Ordnung, er kann machen, was er will. Aber sieht er nicht wie die verkörperte Lasterhaftigkeit aus? Hellsted scheint Wert darauf zu legen, daß mein letzter Eindruck im alten Heim auch gründlich haften bleibt . . . Gunde, wir essen zusammen. Ich habe eine Flasche Cliquot kalt stellen lassen. Ich möchte Sie ein bißchen aufmöbeln, denn ich kann mir denken, daß Ihnen der Kopf wirbelt . . ."

Gunde atmete freier in der behaglichen Atmosphäre dieses lauschigen Nestes, in dem auch der Mann mit dem Aktenbündel nichts zu tun hatte. Im Pavillon des Wittumshauses kam sie sich schon wie eine Fremde vor, wie eine nur noch Geduldete; hier empfand sie das Wohlige einer sicheren Geborgenheit. Es war auch wieder die Umgebung da, die sie liebte. Stimmungen ästhetischen Befriedigtseins zogen durch den feinen Duft des Zimmers; alles klang harmonisch zusammen — es störte sogar nicht, daß im Damengemach der Speisetisch gedeckt stand: er schmiegte sich mit lockender Liebenswürdigkeit der warmen Anmut der Umgebung ein.

Und wie hübsch war alles gemacht! Der Damast glänzte, es blitzte das Silber, im Kristall der Gläser sprühten die Funken des Lichtes, rote Rosen blühten in der Mitte des Tisches. Die beiden Damen saßen sich gegenüber, die Zofe bediente. Gunde spürte, daß sie Hunger hatte: sie hatte seit Mittag nichts gegessen. Es schmeckte ihr auch recht gut; man konnte ihr keine Kümmernis anmerken. Frau Ulla hielt sich an den Bordeaux; es war eine gute Marke, und sie liebte das Gehaltvollere. Gunde trank nur Champagner. Der eisige Schaum tat der trocken gewordenen Kehle gut; sie fühlte einen brennenden Durst.

Endlich wurde die Zofe hinausgeschickt. Frau von Isbert bereitete den Kaffee selbst. Inzwischen sollte Gunde erzählen. Sie tat es ohne Vorbehalt. Der Zeitungsklatsch sagte die Wahrheit und machte die geplante Heirat zu einer Unmöglichkeit. Gunde schilderte den letzten Besuch des Prinzen und verhehlte auch nicht, welche Wahl er ihr gelassen hatte: Geliebte oder Frau — aber Frau nur in der Fremde, gewissermaßen in der Verbannung. Freiwillige Verbannung war beides.

Ulla lauschte aufmerksam und nippte dabei ab und zu an einem Glase Curaçao. Ihr feines, schmales Gesicht durchschattete sich mit dem Ernst der Ueberlegung. Die Zigarette zwischen ihren roten Lippen wippte auf und nieder, und der Blick folgte dem Geräusel des blauen Rauches. Dann warf sie die Papyros fort und lächelte — ein wenig ironisch, auch überlegen.

„Geliebte," sagte sie, „ja, das kommt darauf an. Sie wissen ja, Gunde, was ich Ihnen neulich schon sagte: man hält Sie bereits für die Geliebte des Prinzen."

„Ich bin es aber nicht! Diese niederträchtige Welt lügt!"

„Regen Sie sich nicht auf! Sie kennen auch meinen Standpunkt. Die Satzungen der Gesellschaft sind nur Vertreter der Sitte, aber keine Moral an sich. Ihr Prinz hat schon recht. Ja natürlich, er hat tausendmal recht, wenn er sich Ordnungen widersetzt, die allem Menschlichen spotten. Nur macht er es sich herzlich leicht mit seinem Widerstand, denn er leidet am wenigsten darunter. Für ihn selbst ist die Moral der Welt ja doch lediglich eine Schutzwehr, hinter der er sich bequem verstecken kann. Was verliert er denn? Gar nichts. Er bleibt, was er ist. Herzchen, mit der sogenannten freien Liebe ist es eine eigene Sache. Die Freiheit ist immer das Höchste, ein Liebesbund aus Neigung die edelste Selbstverständlichkeit. Es liegt ja auch kein vernünftiger Grund vor, der Frau zu verwehren, was der Mann zu allen Zeiten unbestritten besaß; aber wir armen Weiber fahren selbst bei dieser Freiheit ungleich schlechter als unsere Genossen vom stärkeren Geschlecht. Die außereheliche Gemeinschaft hat nur für uns ihre Schattenseiten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihr die gesetzliche Rechtlichkeit fehlt, weil die Gesellschaft sich dagegen sträubt, weil unsere Kinder nicht einmal den Namen des Vaters führen dürfen, falls er sie nicht adoptiert, was auch immer mit gewissen formalen Schwierigkeiten verknüpft ist. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen das sagen, weil in allen solchen Fällen Theorie und Praxis sich wie

Wasser und Feuer gegenüberstehen. Etwas anderes ist es, wenn Ihre Liebe so stark ist, so allgewaltig und elementar, daß sie lachend über unsere beschränkte Moral hinweggleiten und ihre Hindernisse und Schutzwälle unbeachtet lassen kann, als wären sie überhaupt nicht da. Dann kann ich Ihnen nur wiederholen: freuen Sie sich Ihres Heroismus und seien Sie stolz! Aber nur dann!"

„Das ist es ja, was ich mich frage," erwiderte Gunde, „was ich mich jetzt, wo ich vor der Entscheidung stehe, immer und immer wieder frage: liebe ich Albert wirklich so, daß es mir leicht wird, außerhalb der Gesellschaft zu treten? Der Prinz läßt mir ja die Wahl. Er ist auch bereit, sich mit mir trauen zu lassen — dann müßte er auswandern, und er denkt daran, sich in Südamerika eine Farm zu kaufen. Das wäre abermals ein Bruch mit der Gesellschaft, wenn auch in zulässiger Form. Können Sie sich denken, daß ein lebensfrohes Geschöpf wie ich — mein Gott, ein junges Mädel, das doch ein Anrecht auf heitere Bewegungsfreiheit hat, sich in unendlicher Einsamkeit wohlfühlen kann? Ich liebe auch das Landleben und hätte nichts dagegen, wenn der Prinz mir meinetwegen vorschlüge, mich mit ihm nach Leßwangen oder auf irgendeinen Besitz zurückzuziehen, der es erlaubt, mit den Strömungen des Lebens in Fühlung zu bleiben. Aber schlankweg alles aufgeben zu sollen, was mir Anregung bietet und Frische und Frohsinn, was zu meinem Befinden gehört — ja, zu meiner Gesundheit, der geistigen und körperlichen — Ulla, das wäre mein Tod!"

Sie hatte sehr lebhaft gesprochen, und Frau von Isbert war viel zu klug, um nicht zu merken, daß diese starke Lebhaftigkeit nur ein Bestreben war, sich ihre Zustimmung zu sichern.

„Wenn ein anderer Sie hörte," entgegnete sie, „einer von denen, die die Moral in Erbpacht genommen haben, der würde Ihnen vielleicht eine hübsche Vorlesung über den Egoismus halten. Aber ich meine, Ihr Egoismus ist nicht einmal das Ausschlaggebende. Wie ich die Männer kenne, dürfte auch für den Prinzen der Zeitpunkt kommen, da er

sich nach dem Verlorenen zurücksehnt und Sie dafür verantwortlich machen wird."

„Das könnte er nicht, Ulla, denn von ihm selbst gingen die Vorschläge aus."

„Trotzdem — — es scheint mir sehr fraglich, ob er Ihnen je verzeihen wird, daß Sie ihn auf eine Gefühlshöhe gehoben haben, die er auf die Dauer nicht einhalten konnte. Denn, Herzchen, die Liebe ist wie ein Gewitter, bei dem der abkühlende Wind nachkommt, und wenn sich der Himmel des Bewußtseins erst wieder geklärt hat, wird manches anders. Das klingt sehr skeptisch, aber es ist so — und auch gute Freundschaft ist nicht immer ein vollgültiger Ersatz . . ." Sie änderte den Ton und fragte: „Haben Sie sich schon irgendein Bild Ihrer Zukunft entworfen?"

Gunde schüttelte den Kopf.

„Nein — wenigstens kein festes. Daß ich hier nicht bleiben kann, ist selbstverständlich. Vielleicht zieh' ich nach München. Ich möchte versuchen, mein Maltalent auszubilden, auch zu verwerten."

„Das ist ein sehr verständiger Entschluß. Sind Ihnen noch Mittel verblieben, um für alle Fälle ein paar Jahre sorgenlos leben zu können?!"

„Ich muß erst mit Brandt Rücksprache nehmen. Er erwartet mich. Ich habe große Verluste gehabt, aber nach dem ungefähren Ueberschlag, den ich mir machen konnte, muß doch noch genügend da sein, mir eine gewisse Auskömmlichkeit zu sichern."

Frau von Isbert hielt ihr Likörglas gegen das Licht und schaute sinnend in den rotgelben Farbenglanz.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Gunde," sagte sie und setzte das Glas wieder auf den Tisch. „Ich glaube, Sie gründlich verstanden zu haben. Nach meiner Ueberzeugung würden Sie unglücklich werden, wenn Sie dem Prinzen folgen wollten. Ja, das ist meine Ueberzeugung, Sie sind keine leidenschaftliche Natur, die auch zur Aufopferung ihres Selbst fähig sein könnte. Sie sind kühler abgestimmt, überlegender, gescheiter — und für die Realitäten des Lebens ist das vielleicht der größere Vorzug. Sie haben auch noch andere Vorzüge: die Reize Ihres Aeußeren, Ihres Wesens, Ihres Geistes. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Sie nicht einen Mann fänden, dessen Besitz Ihnen tausendmal bessere Chancen bietet als ein gesellschaftliches Zwitterdasein oder ein Leben an den Grenzen der Kultur. Nein, mein Kind, ich sehe ein, daß Sie zu schade für ein Experiment sind. Begleiten Sie mich — ohne Bindung natürlich, und so lange, wie Sie wollen. Ich sagte Ihnen schon, daß ich Lust habe, in nächster Zeit ein Dasein der Vogelfreiheit zu führen. Ich will hierhin und dahin, mich von tausend verschiedenen Eindrücken durchrütteln und durchschütteln lassen, will vergessen und neu denken lernen — alles das, Gunde, was auch Ihnen nur dienlich sein kann. In gewisser Weise ähnelt sich ja unser Schicksal. Wir haben die

Fundamente verloren und müssen uns erst wieder eine Lebensordnung schaffen — ein neues Verhältnis der Welt zu uns. Sie sind mir außerordentlich sympathisch, und ich habe das Gefühl, daß da Gegenseitigkeit vorliegt: daß uns eine gute und ehrliche Kameradschaft verbinden könnte. Und ich schätze, in dieser schweren Zeit brauchen Sie eine aufrichtige Freundin — nicht wahr?"

Gunde nickte. Es lag so viel herzliches Empfinden in den Worten der Frau von Isbert, daß sie ein Gefühl der Rührung nicht unterdrücken konnte. Als Ulla ihr die Hand über den Tisch entgegenstreckte, stand sie auf und küßte die Hand.

„Hallo!" rief Frau von Isbert und lachte, „so war es nicht gemeint! Aber es ist geschehen, und da ich ein Dutzend Jährchen älter bin als Sie — wir wollen nicht nachrechnen — immerhin, ich kann auch Ihre mütterliche Freundin sein, und da wäre ja der Handkuß am Platze gewesen."

„Er sollte nur ein Ausdruck meines Dankes sein," erwiderte Gunde. „Ja, liebe Ulla, ich brauche eine Freundin. Ich begleite Sie mit tausend Freuden — es paßt auch mir, mich erst einmal von neuen Eindrücken durchrütteln zu lassen, ehe ich wieder festen Fuß fasse. Wohin gedenken Sie zunächst zu gehen?"

„In irgendein Bad, Gunde — vielleicht nach Scheveningen oder Ostende. Ich möchte den Sommer ausnützen. Was wir dann weiter beschließen, wird sich ja finden. Aber es eilt mir nun, und ich denke, Sie werden ebenso wenig Lust verspüren, sich noch länger dem Getratsch der lieben Nächsten auszusetzen."

„Je früher ich fortkomme, um so besser. Mich hält nichts mehr als . . . ja, mit meinem Bankier muß ich noch sprechen . . ." Sie schaute auf ihre Uhr . . . „Erst acht. Darf ich Ihr Telefon einmal benützen? Sie können unbesorgt zuhören . . ."

(Fortsetzung folgt.)

: :: **Inseratenschluß 18 Tage vor Erscheinen Mittwochs.** :: ::

Briefkasten.

Fr. C. Das plötzliche Ergrauen oder Weißwerden des Haares ist eine Erscheinung, die man sich bisher nicht erklären konnte. Denn man kennt bis jetzt keine physiologischen Vorgänge im Haar, durch die der dunkle Farbstoff (plötzlich, oder innerhalb kurzer Frist) zerstört werden könnte. Es liegt aber die Vermutung nahe, daß beim plötzlichen Weißwerden eines gesunden Haares die Pigmentkörper einfach aus den Haaren in den Körper zurückgezogen werden. Der Stabsarzt Dr. Diesing vertritt in seinem Werke die Ansicht, daß alle Farbstoffe des Organismus in letzter Linie nichts anderes als chemisch gebundene Lichtenergien sind, wie die Einstrahlung der Sonne sie liefert. „Bei psychischen Depressionen", sagt Dr. Diesing, „wird von den nervösen Organen ein Uebermaß von Lichtenergie in Form von Farbstoffen des Gehirns und des Nervensystems verbraucht und den anderen Organen, in erster Linie der Haut und den Haaren, entzogen; während eines heftigen Schreckens oder starker Aufregung ziehen sich bekanntlich die Hautgefäße stark zusammen, die Haut wird blutleer und stellt ihre Funktionen für kürzere oder längere Zeit ein. Bei längerer Dauer dieses Zustandes und bei empfindlichen Personen kommt es dann zu einer dauernden Schädigung der Hautzellen, die zur Folge hat, daß die Farbstoffzufuhr zu den Hautanhängen aufhört; das betreffende Individuum ergraut." Ist die Schädigung nicht zu schwer, so kann sich die Funktion wieder herstellen, und es kommt dann zu der Erscheinung der farbig geringelten Haare, an denen nur ein kürzeres oder längeres Zwischenstück des Haarschaftes weiß erscheint.

Geschäftliche Mitteilungen.

Ein **Institut für Schönheitspflege**, dessen anerkannt gute Erzeugnisse auf jahrelangen Erfahrungen basieren, ist die Firma Frau Elise Bock G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 158, am Zoo. Nach vielen Tausenden zählende Dank- und Anerkennungsschreiben, vor allem die Tatsache, daß Aerzte und Aerztinnen zu den Kunden dieses Instituts gehören, bürgen für den Ruf der Firma, die auf Wunsch Proben und Prospekte abgibt.

Im **Pädagogium Ostrau bei Filehne** fand am 27. bis 29. März die Abschlußprüfung statt. 20 Prüflinge bestanden diese und erwarben dadurch die wissenschaftliche Berechtigung für den einjährig-freiwilligen Dienst.

W. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz. Diätet. Kuren nach Schroth. Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei. Zweiganstalt pro Tag 6 Mark.

Beste Bezugsquelle für **photograph. Apparate** u. Bedarfsartikel in solider bis feinster Ausstattung. Liste franko. J. Bertmann, Photo-Haus, Berlin SO. 16, Neanderstr. 7

Postkarten-Versandhaus! 100 hochfeine Karten, Köpfe, Landschaften 2.75 M., 500 Stück Prachtsortiment 12.— M. B. HINZ, Wilmersdorf, Bayerische Str. 32.

Ansichts-Postkarten! 100 Stück schwarz franko gegen 1.90 M. 100 „ bunt, Ia z. 10-Pf.-Verk. 2.80 M. 100 „ Serienkarten . . . . . 3.— M. 100 „ Tiefdruckkarten . . . . 3.50 M. 300 alle Sorten gemischt 7.50, 100 Pfingstkarten M. 3.00, keine Gratismust. Kunstverlag Berlin 39, Sellerstr. 3.

Das Alte stürzt! Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „NORMAL" Viele Anerkennungen! Prospekte frei durch E. Kompalla, Dresden l. 126.

Briefmarken Auswahl ohne Kaufzwang garant. echt. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 J. Preisl. umsonst. Höchste Bezahl. f. Ankauf.

300 Serienkarten 5.50 u. 6.— M. Künstlerkarten u. patr. Karten von 1.75—3.75 M. Jll. Preisl. grat. A. Zanger, Berlin C. 25, Münzstraße 26.



KAYSER BESTE DEUTSCHE NÄHMASCHINE Kayser-Fabrik Kaiserslautern

PRIMAL die neue **Agfa-Haarfarbe** Färbt das Haar schnell in allen natürlich. Nuancen. Bezug durch Drogen-, Friseurgeschäfte u. Apotheken. Ausführliche Broschüre durch die Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO 36.

Schottlaender's Haarfarbe In allen Farben. Orig.-Flasche M. 2.— H. Schottlaender, Berlin C. 165, Burgstr. 27

Photographierende! Nach eingesandten Negativen kopiere Gaslichtkarten in prima Ausführung, 100 Stück M. 7.—, auch von verschiedenen Negativen, 1000 Stück von einer Platte M. 6.—. Billigste Bezugsquelle für sämtlichen Photobedarf. Verlangen Sie Liste. Photo-Zentrale, Berlin-Tempelhof, Berliner Straße 90-91.

Briefmarken billige Alle verschieden! 100 Asien, Afrika, Australien M. 2.25. 25 alte Montenegro M. 3.— 5 gest. Warschau M. 2.— 30 versch. Türkei „ 1.50 25 versch. Persien „ 1.50 1000 verschied. nur 12.— 2000 verschied. nur 45.— 100 verschied. Kriegsmarken der Zentralmächte nur 17.50 Max Herbst, Markenh., Hamburg K. Jllustr. Markenliste auch über Alben kostenl.

Musikinstrumente Preisliste Nr. 33 umsonst W. Kruse Markneukirchen

Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden 9. Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 11 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Photo Moment-Apparate von M. 6.75 an. Filme, Platten. Nordherst. Berlin W. 30. Katalog frei.

Fort mit dem Bein-Verkürzung unsichtb. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Brosch. senden „Extension" G. m. b. H. Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 255

Wie im Frieden



kann man sich waschen, rasieren und die Zähne putzen, wenn man die neuen, vermöge ihrer antiseptischen wie ihrer Hautheilwirkung aufsehenerregenden Tangosolpräparate benutzt. Rein pflanzlichen Ursprungs, sind die Präparate ohne Seifenkarte erhältlich, im Gebrauch äußerst sparsam und beseitigen alle Seifennot. Um den Präparaten allgemeines Vertrauen zu erwerben und sie raschest einzuführen, liefern wir sie zur kostenlosen Probe mit bedingungslosem Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen innerhalb acht Tagen nach Empfang. Wir bringen zunächst:

Tangosol-Waschkrem. Das ideale Toilette-Waschmittel für Gesicht, Hände und Körper. Es beseitigt und verhütet alle Unreinheiten des Teints, verleiht ihm ein gesundes, frisches Aussehen und ist trotz starker Reinigungskraft wegen seiner Reizlosigkeit auch da zu verwenden, wo selbst mildeste Seife nicht vertragen wird. In der Krankenpflege, für Arzt und Zahnarzt sowie zum Entschminken ist es unübertrefflich.
Preis der 100-Gr.-Tube **Mk. 1.25**

Tangosol-Zahnpasta erzeugt schon nach einmaligem Gebrauch ein nie gekanntes Gefühl glatter und sauberer Zähne. Das Mittel beseitigt und verhindert Zahnstein und macht naturrein, glänzend weiße Zähne. Von angenehmem Wohlgeschmack, desinfiziert es und schützt Mund- und Rachenhöhle vor schädlichen Keimen. Preis der 70-Gr.-Tube **Mk. 1.30**

Tangosol-Rasierkrem. Kein Pinsel, kein zeitraubendes Einseifen, kein scharfes Nachwaschen oder Pudern mehr. Der Krem schützt in denkbar größtem Maße vor Ansteckungen, wie Bartflechte etc. und wird auch für den empfindlichsten Hals, den es gesunden läßt und dauernd gesund erhält, zur Wohltat.
Preis der 100-Gr.-Tube **Mk. 1.60**

Die Zusendung — *auch einzelner Tuben* — erfolgt ohne Kosten für Porto oder Verpackung. Senden Sie uns den Kaufpreis in bar oder Briefmarken nebst Ihrer genauen Adresse per Brief, bedienen Sie sich einer Postanweisung oder unseres Postscheck-Kontos Berlin 1067, oder verlangen Sie Nachnahme gegen Erhebung der geringen Gebühren!

Wir berechtigen Sie, unsere Präparate zu probieren und bei Nichtgefallen noch innerhalb 8 Tagen nach Empfang an uns zurückzusenden. In diesem Falle erstatten wir Ihnen den vollen von Ihnen gezahlten Kaufpreis zurück. Sie haben also keinerlei Risiko!

Nur die Überzeugung von der unübertrefflichen Güte unserer Präparate gestattet uns, ein derartiges Zugeständnis zu machen.

Schreiben Sie sofort an die
Mora-Gesellschaft m. b. H.
Berlin S 42, Postfach 172/101.
General-Vertrieb der Tangosol-Präparate.
Wiederverkäufer wollen der Adresse hinzufügen: **Abt. W.**

Für unsere Soldaten! Sämtliche Musikinstrumente, Stahlwaren, Uhren, Waffen etc. Beachten wir in bester Qualität zu billigsten Preisen. Katalog gratis und franko. Herfeld & Comp., Neuenrade No. 67 Westf.

Gratis u. fr. ill. Liste üb. Gummi-Strümpfe, Bruchbänder, Verbandsstoffe, Haus- und Toilettebedarf A. Maas & Co., Berlin 23, Markgrafenstr. 84.

H. W. Veltmann Bad Oeynhausen 25 Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invaliden-räder). Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer. Kataloge gratis.

Buchführung lehrt am besten brieflich F. Simon, Berlin W35, Magdeburgerstr. Verlangen Sie gratis Probebrief 3.

Sigurd-Platten Richard Jahr

Postkarten Tausende v. Wiederverkäufern sind ständige Abnehmer. Gr. Lager. Kein Ramsch. Täglich viele Dankschreiben. 100 Lichtdruck sort. M. 2.20. Pfingstkarten Chromo bunt per Hundert M. 3.20. Neueste Serienkarten. Schöne Frauenköpfe, Chromo bunt 100 M. 3.-. 100 Probekarten sort. M. 2.75 Versand bei Voreinsendung frei, sonst Nachn. Ins Feld Nachn. nicht zulässig. Berliner Verlags-Institut, Berlin W. 30.

Reizende **Künstlerpostkarten** Stets Neuheiten Papier- u. Schreibwaren **Männich & Höckendorf** Hirschberg i. Schl. 1.

Postkarten-Schlager! 50 div. Serien, kompl., 300 Stück 5.50 M. Pfingst-Karten v. 1.50 bis 3.75 M. p. 100 Stck. sort. Jll. Preisl. grat. Blonder & Co., Berlin C. 54 J.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 24 versend. gratis Katalog A über Selbstfahrer (Invalidenräder), Kat. B über Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer, Zimmerklosettstühle.



Photoapparate & Zubehör



Sie weinen alle **Mama** hat vergessen **„Nessib" Gold-Blüte** zur Haarwäsche mitzubringen „Mild" Carton 6 Briefe 1,25 Mk. Brief 25 Pf. Für jedes Damen-Herren-Kinder Haar in allen modernen Parfümerien. G. W. Karl Paulke & Co., G. m. b. H., Berlin SW. 61.

Gütermanns Nähseide Im Gebrauch am billigsten

Maltocrystol Altbewährtes Kräftigungsmittel. Aerztlich empfohlen. Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien Dr. Chr. Brunnengräber, Rostock i. M.

Marke. **Carl Gottlob Schuster jun.** Markneukirchen No. 342. Bedeut. Instr.-Firma. Kataloge gratis. Gegr. 1824.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben
a — ard — bo — cag — dau — den — der — du — e — e — gau — ge — gur — hum — ke — leib — lein — lin — lus — mas — me — na — ni — nin — nis — o — pi — sta — sul — sund — tan — tan — tan — ti — tik — tis — ul — wa — wand — wo — zan sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers aus Goethes Tasso ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Amerikanischen Hirsch, 2. Körperbestandteil, 3. Wissenschaft, 4. Gartenfrucht, 5. Paradies, 6. Stadt am Bodensee, 7. Gerbstoff, 8. männlichen Vornamen, 9. Prophet, 10. Teil des Elsaß, 11. Münze, 12. Philosoph, 13. Gewebe, 14. Komponist, 15. Baum, 16. Herrschertitel, 17. Handwerkszeug, 18. germanischen Gott.

Fortschritt.

Ein junger Mann, der einer Maid
Das Wort gewesen lange Zeit,
Auf mancher schönen Wandertour,
Durch Berg und Wald, durch Feld und Flur,
Den kann dann wohl im Lauf der Zeit,
Wenn Herz zu Herz sich fand, die Maid
Beglücken mit dem Wort, dem jetzt
Die Zeichen anders sind gesetzt.

Bilder-Rätsel.



Zusammensetz-Rätsel.

Drei Worte, Leser, ich verband,
So daß ein neues d'raus entstand.
Als erstes spricht zu jeder Frist,
Man etwas an, das übrig ist!
Vom nächsten tue ich Dir kund:
Bald ist es eine Wiese bunt,
Bald auch, — dies nicht vergessen sei, —
Ist es ein Hohn- und Wehgeschrei.
Das letzte ist — ob arm ob reich —
Jetzund für alle Deutschen gleich,
Und unser tapfrer Feldsoldat,
Sogar es immer bei sich hat.
Denn selten glückt's dem braven Knaben
In einem ganzen sich zu laben!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

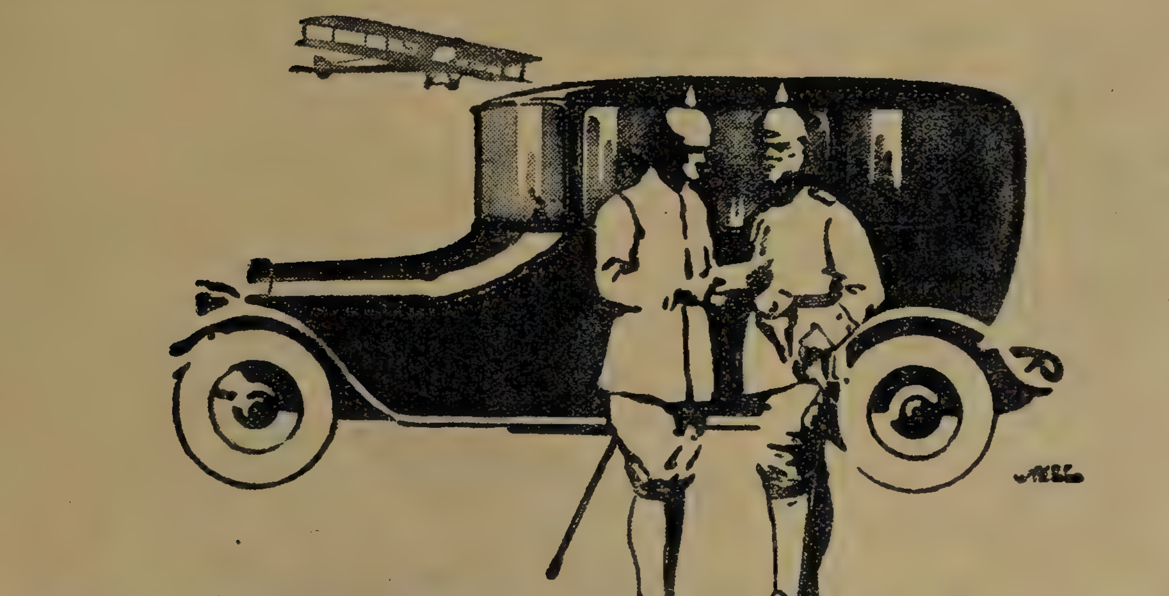
Silben-Rätsel:
Besser offene Hand als geballte Faust.
1. Basalt, 2. Euripides, 3. Stralau, 4. Sahara, 5. Eichendorff, 6. Ruine, 7. Ornat, 8. Fenchel, 9. Fröbel, 10. Ella, 11. Nabob, 12. Ebene, 13. Hindenburg, 14. Aristoteles, 15. Narwal, 16. Duma.

Die verlorenen Federn: A(rabe)r.

Bilder-Rätsel:
Der Freude Maß wird spärlich zugewogen,
des Leides Knäuel langsam abgewunden.

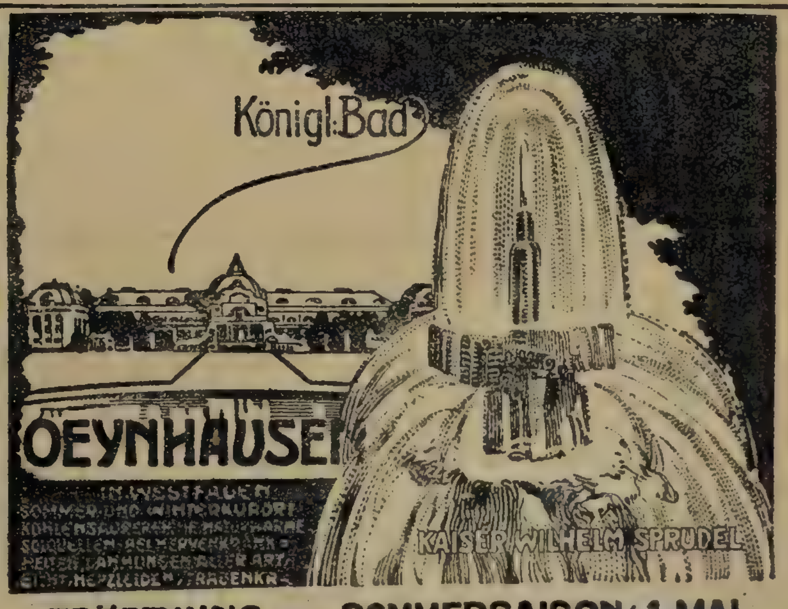
Dreifache Bedeutung: Kante, Kantate.

Immer lustig: Leichtfuß.











An einem Gasthaus in einem Vorort in der Nähe Berlins prangt am Eingang ein kleines schwarzes Schild mit weißen Buchstaben:

Kaffeehaus und Bierhalle

Der schöne Sonntag hatte so viele Ausflügler herausgelockt, daß dem Wirt schon in der ersten Hälfte des Nachmittags der Vorrat ausging. Als er dann vor die Tür trat, sah er, daß die Vorübergehenden auffallend heiter waren. Ein Spaßvogel hatte die zwei h auf dem Schild geschwärzt, so daß man nun las:

Kaffee aus und Bier alle

*

„Mensch, wovon sind Sie so krank geworden?"

„Vom Gesundheitstee."

*

Richter zum Angeklagten: „Sie können wählen zwischen 50 Mark oder zehn Tagen Gefängnis."

Angeklagter: „Dann nehme ich das Geld, Herr Richter."



Wir marschieren in Stellung.

„Hör mal, wie meine Zähne klappern!" sagt mein Nebenmann zu mir.

„Wieso?" frage ich. „Ist Dir so kalt, oder — hast Du gar Angst?"

„I wo, keins von beiden," meint er. „Meine Zähne klappern bloß so, weil ich sie hinten in meinem Kochgeschirr liegen habe!"

Zeitgemäß.

„Sie werden uns doch auch am nächsten Sonntag zu unserm literarisch-musikalisch-aesthetischen Tee beehren, meine Herrschaften?"

„Da müssen wir sehr bedauern; am Sonntag besuchen wir nämlich immer unser Pensionsschweinchen!"

*

A.: „Du nimmst also türkischen Unterricht. Das ist gewiß sehr lobenswert. Ist das Erlernen der Sprache sehr schwierig?"

B.: „Aeußerst schwer!"

A.: „Nun sage mal, lieber Freund, bist Du denn auch sicher, daß der Lehrer Dir wirklich die türkische Sprache beibringt? Da Du die Sprache nicht kennst, kann er Dir doch eigentlich viel vorreden."

*

Einen blinden Bettler fragte eine Dame nach dem Lahmen, der ihn sonst ständig zu begleiten pflegt.

„Ich weiß nicht, wo der Kerl steckt," sagt der Blinde, „ich habe ihn seit ein paar Tagen selber nicht gesehen!"

Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien.
Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 20

20. Mai 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Vor einem erbeuteten Tank
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Dr. v. Hauck, Erzbischof von Bamberg, der als Nachfolger des Kardinals v. Bettinger für den erzbischöflichen Stuhl von München-Freising genannt wird.



Der Kronprinz mit seinem Generalstabschef Oberst Graf v. d. Schulenburg, der jetzt den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Bufa.



Gen. d. Inf. von Jacobi, der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Berl. Jll.-Ges.

Die Tanks

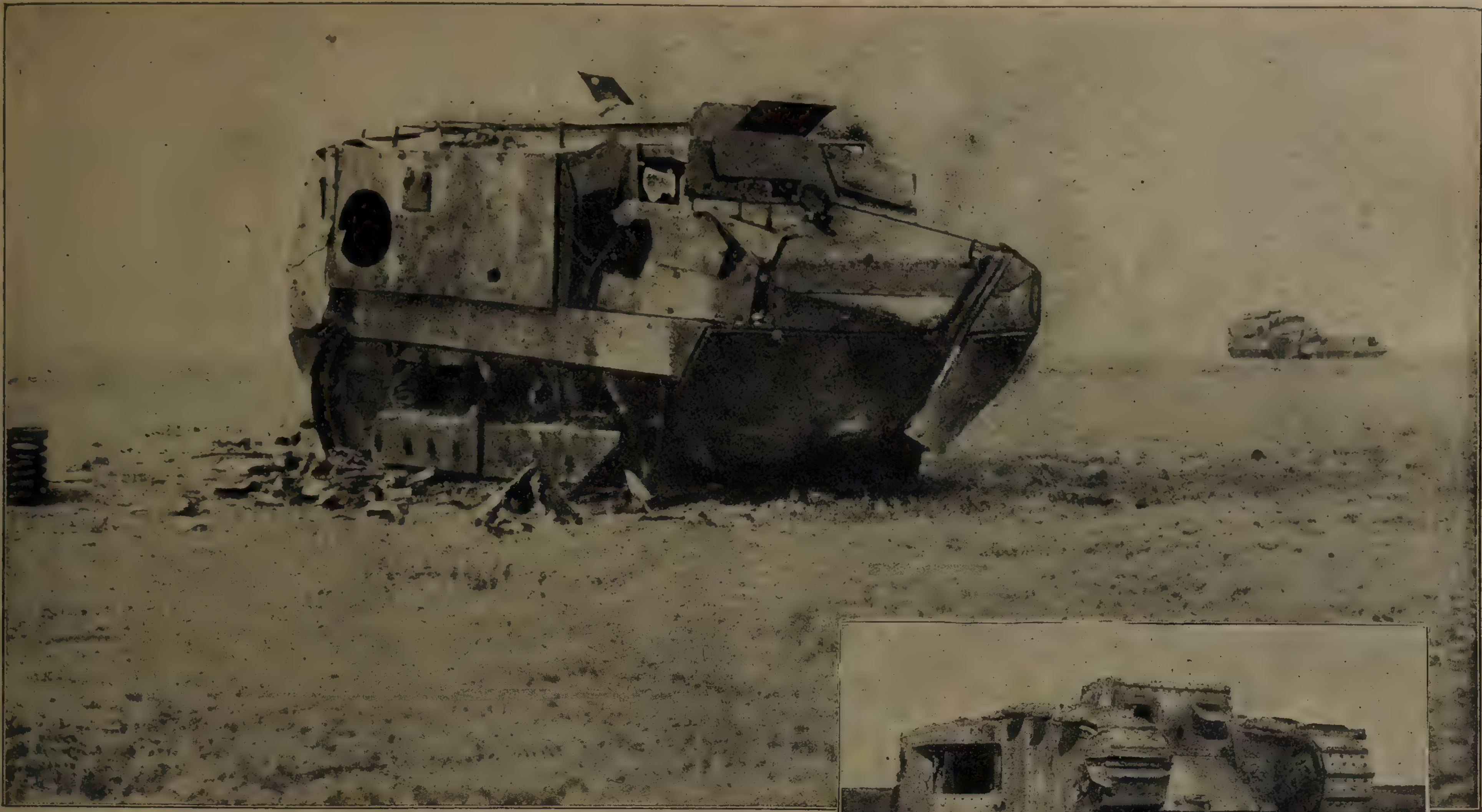
Die zuletzt verwendeten englischen „Tanks" sind ungefähr 8 m lang, 2 m hoch und 3 m breit. Man unterscheidet zwei verschiedene Arten: die „Male" (Männchen) mit zwei leichten Geschützen und mit zwei auf die Geschütze aufgesetzten Maschinengewehren, und die „Female" (Weibchen) mit fünf Maschinengewehren — zwei an jeder Seitenwand und eines an der Stirnseite des Wagens. Die Wagenbesatzung besteht aus einem Offizier, einem Fahrer und 6 Mann. Die Panzerung ist etwa ½zölliger Schiffspanzer. Die Beobachtung geschieht durch Periskope, eines für den Offizier und je eins für jedes Geschütz. Die Bewegungsschnelligkeit ist die eines langsam gehenden Mannes, also etwa 3—5 Kilometer in der Stunde.

In den Kampftagen bei Arras und an der Aisne haben wir eine große Anzahl dieser Tanks vernichtet (am 16. April allein 26!). Der Kriegsberichterstatter Dr. Osborn schildert in der „Vossischen Zeitung" die Wirkung unserer Artillerietreffer bei den Tanks: „Ungeheures Krachen und Knallen ertönte. Das Panzertier barst unter Gebrüll



Vereidigung der russischen Truppen in Frankreich auf die neue ru[illegible]e Regierung. General Lokwitzky mit seinem Stabschef und den Soldaten bei der Eidesleistung.

(Aus einer französischen Zeitschrift.)



Das Schlachtfeld mit Tanks, die von unserer Artillerie zerschossen wurden.



Zerschossener, acht Meter langer Tank.

auseinander, und mit Jubel und Schauern zugleich sahen die Artilleristen an den Geschützen und an den versteckten Beobachtungsposten, sahen die Infanteristen in ihren Gräben und Auslugstellen, wie Stichflammen aufblitzten, lodernde Brände entstanden und der ganze Koloß sich in eine glühende, kochende, rotschimmernde Masse verwandelte. Dann sank er zusammen. Ein furchtbares Ende nahmen die Besatzungen. Sie wurden zerquetscht, zermalmt, verbrannt, oft buchstäblich auseinandergeschnitten . . "



Wie die Engländer den Kampf unserer Soldaten mit den Tanks darstellen!
Zeichnung aus einer englischen Zeitschrift.



Frühlingsbilder aus der Heimat: Das Moseltal bei Cochem. Phot. Aug. Rupp.



Auf dem Ruder-Ausflug am ersten schönen Mai-Sonntag.
Ein Bild vom Ufer der Spree bei Berlin.
Phot. C. Hünich.

Frühlingsbilder

aus der Heimat

★



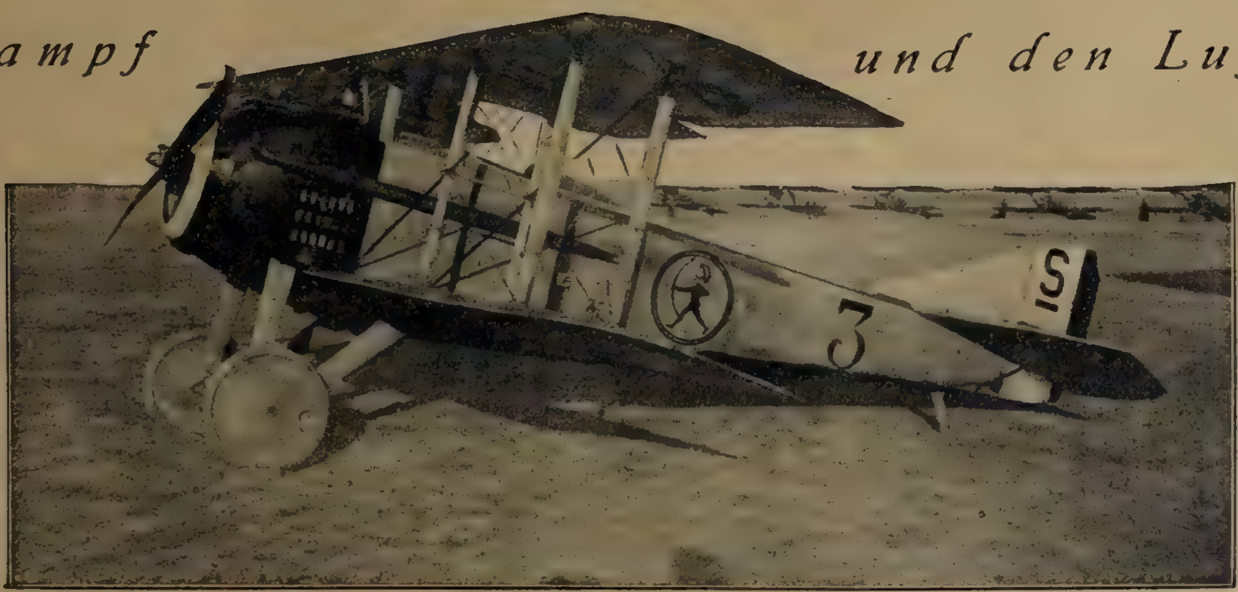
Frühling im Lazarettgarten.
Phot. Waldemar Titzenthaler.

Ein Leser, der auf einem Gutshofe zu Gast ist, sendet uns folgendes nette Geschichtchen: „Auf unserm Gutshofe wird unter anderen Gefangenen auch ein Franzose mit Landarbeiten beschäftigt. Er besitzt eine Leidenschaft: Zigaretten. Sobald es nur die Umstände gestatten, raucht er. Geht ihm das Rauchmaterial aus, dann ist er tiefunglücklich. — Eines Abends kommen die Arbeiter vom Felde und weil das Abendbrot noch nicht fertig ist, bittet der Franzose den Verwalter, rasch noch ins Dorf laufen zu dürfen, um sich die geliebten Zigaretten kaufen zu können. „Ick sein zurück in zehn Minüts," beteuert er. Nun wohnt der Krämer zehn Minuten entfernt, also beansprucht die Besorgung die doppelte Zeit. Ueberdies sollen die Gefangenen nicht ohne Begleitung ins Dorf gehen. Der Franzose bittet aber so beweglich, daß der Verwalter ihn laufen läßt. Nach kaum zehn Minuten meldet er sich tatsächlich zurück. — „Donnerwetter!" sagt der Verwalter ehrlich erstaunt, „da muß man sich wahrhaftig wundern, daß sie den Kerl erwischt haben."



Deutscher Flieger, der mit Maschinengewehrfeuer aus geringer Höhe vorgehende französische Infanterie angreift.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Vom Luftkampf und den Luftkämpfern



Englischer Spad-Kampfeinsitzer,
das englische Flugzeug, von dem sich die Engländer die Wiedergewinnung der Ueberlegenheit in der Luft versprechen. Diese Spads sind in großer Zahl von unseren Fliegern abgeschossen oder zur Landung gezwungen worden.

Artillerie-Beobachtungs-Flieger.

II. (Siehe auch Nr. 18)

10 Uhr vormittags. Die Flugzeuge sind alle startbereit. In warme Pelze gehüllt, den Kopf bedeckt mit der Sturzkappe, stehen die Flugzeugführer und Beobachter an ihren Maschinen, des Befehls zum Starten gewärtig. Sie haben verschiedene Instruktion erhalten. Zwei Flugzeuge sollen das Feuer der Artillerie dirigieren; die anderen sind mit Bomben ausgerüstet, womit sie einige, tags zuvor erkundete Proviant- und Munitionslager des Gegners belegen sollen. „Alsdann vom gesamten ... abschnitt soviel als möglich photographische Aufnahmen machen," so lautet ihr weiterer Auftrag. Jedes Flugzeug hat einen genau bestimmten Bezirk zugewiesen erhalten. — Die Besatzungen haben inzwischen



Rittmeister Frhr. v. Richthofen, unser erfolgreichster Flieger, bei einem Besuch in der Heimat. Phot. Carl Kreh.
Von links nach rechts: Fräulein v. Forkenbeck, Rittmeister Frhr. v. Richthofen, Oberleutnant v. Falkenhayn.

die Flugzeuge bestiegen. Bei der ersten Maschine ist der Motor angeworfen. Die Haltemannschaften haben Mühe, den Apparat festzuhalten. „Los!" tönt es von oben aus dem Rumpf, und aller Fesseln ledig rollt, hüpft und tänzelt der gedrungene Riesenvogel über die weite Startbahn dahin. In wundersamer Kurve umkreist der Apparat einige Male den weiten Flughafen, zugleich höher und höher steigend. Tak—tak—tak hämmert es leis und doch ganz deutlich vernehmbar aus den Lüften hernieder. Der Beobachter oben läßt probeweise beide Maschinengewehre spielen. Endlich wendet sich das Flugzeug in östlicher Richtung der Front zu. Mehr und mehr verstummt das Surren des Propellers, und schließlich ist es völlig im Blau des Frühlingshimmels verschwunden. Das zweite und dritte Flugzeug sind indessen gestartet; auch die anderen kommen glatt vom Boden los, und dann liegt das weite Flugfeld wieder vereinsamt da.

*

An der Front sind die ersten Tagesstunden in der gewöhnlichen Weise verlaufen. Hin und wieder der Abschuß eines Geschützes, das sirenenhafte Pfeifen der Geschosse, und bald danach der Donner des Einschlages. Ganz plötzlich mischt sich ein neues Geräusch in das monotone Morgenkonzert der schweren Kaliber. An drei, vier Stellen zugleich ertönt drüben beim Feinde das scharfe



Englischer Flieger-Oberstleutnant Redborne,
der beim englischen Flieger-Angriff auf die unbefestigte Stadt Freiburg i. B. am 14. April 1917 gefangen wurde. Das Führer-Flugzeug wurde durch einen deutschen Kampfflieger aus dem Geschwader herausgeschossen.

Brüllen der Rohre, und nach neun, zehn Sekunden erst folgt das Dröhnen des explodierenden Geschosses. Diesmal jedoch ganz oben in der Luft. Kleine weiße Wölkchen betupfen die blaue Wölbung des Himmelsdomes. Unsere Flieger sind drüben über den feindlichen Stellungen angelangt. Der Gegner begrüßt sie mit Schrapnells. Unablässig späht der Beobachter mit scharfem Glas nach den Stellungen hernieder. So, jetzt hat er die Lage da unten vollkommen erfaßt. Mit ruhiger Hand drückt er die Taste des Senders auf und nieder. Unsere Artillerie kann ihr Zerstörungswerk beginnen. Scharf lauscht der Funker unten am F.-T.-Empfänger auf die Befehle, die ihm der Beobachter von oben erteilt. Sofort gibt sein Kamerad am Fernsprecher den Funkspruch zum Batteriechef weiter. Der gibt Entfernung und Richtung an und befiehlt dem ersten Geschütz Feuer. Gleich darauf öffnet eines der Flachbahngeschütze seinen ehernen Schlund, und mit scharfem Winseln bahnt sich das erste Geschoß seinen Weg hinüber zum Gegner. Ruhig zieht das Flugzeug oben seine Kreise. Bald vorn, bald hinten, bald rechts, bald links von ihm krepieren die feindlichen Schrapnells. Die kleinen weißen Wölkchen vermehren sich zusehends. Aufmerksam verfolgt der Flugzeugführer die Bahn der plötzlich aus dem Nichts aufzuckenden Pulverdämpfe. Geschickt steuert er den schwanken Segler der Lüfte durch die Hölle der platzenden Geschosse, die ihm

der Gegner in wahrhaft verschwenderischer Fülle emporschleudert. Der Beobachter hat keinen Blick dafür. Mag der am Steuerrad sehen, wie er das Fahrzeug sicher durch alle Klippen steuert, er selbst muß jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vorgänge da unten richten. Deutlich sah er drüben bei der eigenen Batterie den Abschuß: wenige Sekunden, dann muß das Geschoß unter ihm einschlagen. Da fliegt auch schon, etwa 100 Meter von der Brücke entfernt, eine dunkle Wolke von Erde und Pulverdampf auf. Die Richtung stimmt vorzüglich, nur gilt es etwas Entfernung zuzulegen. Wieder bewegt der Beobachter die Taste des Senders. Der Funker am Empfänger gibt die Korrektur sofort weiter zur Batterie. Das zweite Geschütz tritt in Tätigkeit. Dicht vor den diesseitigen Brückenpfeiler legt es seine Ladung. Noch fünfundzwanzig Meter Zugabe, dann ist das Ziel genau gefaßt. Der dritte Schuß sitzt mitten in dem eisernen Gitterwerk. Der Beobachter funkt Treffer, und alsbald schleudern vier Geschütze in flottem Tempo eine Anzahl Granaten auf die Brücke. Gespannt verfolgen oben zwei bewaffnete Augen die Wirkung der Beschießung. Mit Befriedigung gewahrt der Beobachter klaffende Lücken, die von den Geschossen gerissen wurden. Schnell macht er eine photographische Aufnahme von dem zerstörten Bauwerk. „Brücke zerstört, Feuer einstellen!“ funkt er noch hinunter und gibt dann dem Führer durch Zeichen zu verstehen, den Rückweg anzutreten. So plötzlich wie es aufgetreten, verläßt das Flugzeug den Schauplatz seiner wirksamen Tätigkeit, eine Schar weißer Schrapnellwölkchen in Form eines Kometenschweifes hinter sich herziehend. — Die anderen Flugzeuge haben heute ebenfalls mit ausgezeichneten Resultaten gearbeitet. Die Maschinen haben an den befohlenen Plätzen ihre Bomben abgeworfen und sind dann, sich verteilend, zur Fernaufklärung weiter hinein über das feindliche Gebiet geflogen. Gegen 1 Uhr mittags ist auch das letzte der Flugzeuge glücklich wieder gelandet. Mit zufriedenem Lächeln nimmt der Abteilungsführer die interessanten Meldungen seiner Beobachter entgegen. Unter fröhlichen Scherzen wickeln sich die Flieger aus ihren warmen Tüchern und Pelzen, und dann gehts auf schnellem Auto den Quartieren zu, wo im Kasino das Mittagessen ihrer harrt. Ein Bote bringt die Kassetten mit den photographischen Aufnahmen sofort zur Bildabteilung, wo einige Berufsphotographen sich sofort an das Entwickeln der Platten und Anfertigen der Kopien begeben. Gegen Abend fährt der Abteilungsführer zum Generalstab des Armeekorps, um dem Chef des Stabes an der Hand der fertiggestellten Bilder Vortrag über die Ergebnisse des heutigen Flugtages zu halten und mit ihm die für die nächsten Tage vorzunehmenden Erkundungsflüge zu besprechen. Heute kann der Hauptmann ein ganz besonderes Lob über die Tätigkeit seiner Abteilung einheimsen. Die Zerstörung der Brücke bildet für den Feind einen recht ernsthaften Schaden, der nur in langwieriger Arbeit wieder gut gemacht werden kann. Insbesondere aber ergeben die photographischen Aufnahmen interessante Aufschlüsse über besondere Veränderungen in der feindlichen Front, deren Kenntnis für den Stab von höchster Wichtigkeit ist.

Ernst Trebesius
(im Felde).



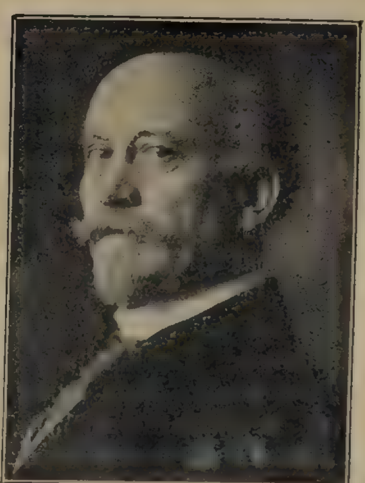
Neueste Aufnahme des Kaisers Karl mit dem Kronprinzen Otto.
Phot. Helene v. Zimmerauer.



Skobelew,
der Vorsitzende des russ. Arbeiter- und Soldatenrates.



Karikatur vom Tage: Der Herabkömmling.
John Bull: „Ach Gott ja, lieber Jonathan, ich war auch mal so dick wie Du!“
Zeichnung von Walter Trier.



Philipp Scheidemann,
der vielgenannte Führer der Mehrheitspartei der deutschen Sozialdemokraten. Phot. A. Binder.

BILDER VOM TAGE



Prof. Dr. Backhaus, der technische Leiter der neuen Gewinnung von Fett und Eiweiß aus Getreide, die der Kriegsausschuß für Oele und Fette jetzt einführt.
Phot. Berl. Ill. Ges.



Generaloberst v. Falkenhausen, der Generalgouverneur von Belgien.
Neueste Aufnahme.

Das neue Verfahren des Kriegsausschusses für Fette und Oele zur Gewinnung von Fett und Eiweiß aus den Getreidekeimen hat uns eine neue Nährstoffquelle von großer Bedeutung erschlossen. Ohne daß die Mehlausbeute geringer wird, gewinnen wir ein brauchbares Speiseöl, ein Rohmaterial für die Margarineerzeugung und ein Eiweißmehl, das 3½mal so nahrhaft ist als Fleisch. Die technische Leitung des Verfahrens ruht in der Hand von Prof. Dr. Backhaus, dessen Name durch die Kindermilch bekannt ist. Backhaus wies schon vor längerer Zeit darauf hin, daß man den Getreidekeimen in der Nahrungsmittelindustrie zu wenig Beachtung schenke. In ganz Deutschland kommen jährlich 15 Millionen Tonnen Getreide in Verkehr; rechnet man nur, daß 10 Millionen Tonnen zur Gewinnung von Keimen dienen sollen, so entstehen bei einer Ausbeutung von 1 Prozent 100,000 Tonnen, die 90,000 Tonnen Ei- und Fleischersatz und 10,000 Tonnen Oel bieten können. Der Vorstand des Kriegsausschusses für Oele und Fette, Dr. Weigelt, der die Vorschläge von Prof. Backhaus in ihrer Bedeutung erkannt hatte, führte die nötigen finanziellen und behördlichen Schritte durch.



Bei der „Ewigen Lampe“ im Gefangenenlager in Zerbst.
Die Gefangenen dürfen keine Streichhölzer besitzen und müssen sich ihre Pfeifen und Zigarren an dieser Lampe anzünden. Zeichnung eines Gefangenen.

HUMOR

Viel Rätselvolles ist mir im Krieg begegnet, aber nichts, was mir so viel Kopfzerbrechen machte, wie ein Train, der eines Tages in den Karpathen an mir vorüberzog. Jeder Wagen trug die Aufschrift:

E. T. A. Hofmann.

Es war die Ersatz-Telephon-Abteilung des Korps Feldmarschalleutnant Hofmann.

Roda Roda.

*

Mesopotamischer Krieg.

„Maxe, wat sind denn det: Schiiten?“

„Orientalische Sekte.“

„Sieh mal an — ick wußte jar nich, det es hier ooch Sekte jibt.“

Roda Roda.

*

Zu dem Leiter einer kleinen Stadtkapelle kommt ein Mann mit dem Ersuchen, er möchte bei der Leichenfeier seines Vetters spielen. „Es war sein letzter Wunsch, daß gerade Ihre Kapelle an seinem Grabe spielen soll!“ sagt der Mann.

„Ist das wirklich so?“ fragte geschmeichelt der Kapellmeister.

„Aber gewiß. Mein Vetter sagte immer, er möchte wenigstens, daß jeder Mann an seinem Grabe von Schmerz erfüllt sein möge. Poldi.



„Meine Frau schreibt mir, es gibt wenig Seife.“

„Seife? — Seife? Sind das die gelben kleinen Stückchen, die so viel Schaum machen?“

Ich stand auf dem Gefechtsstandpunkt der Division und äugte ins Vorgelände.

Da gesellte sich ein Kadett zu mir. Seine Blicke blieben auf meinem Feldstecher haften.

„Ah, ein Prismenglas . . . Hat sich bei mir nicht bewährt. Ich hatte schon zwei, und beide sind mir gestohlen werden.“

Roda Roda.

*

Au! Die Rekonvaleszenten von Zimmer Nr. 8 erzählen sich von ihren überstandenen Krankheiten. Da beginnt Gefreiter Schmidt: „Was ich durchgemacht habe, ist doch sonst keinem passiert! Durch einen unglücklichen Zufall hatte ich ein Fünfpfennigstück verschluckt. Die Folge war 'ne schlimme Blinddarmentzündung. Ich wurde operiert und wie alles gut vorüber war, wollte ich mir den herausoperierten Sechser, der so viel Schmerzen verursacht hat, doch mal besehen, da bringt mir der Arzt fünf einzelne Pfennige. Ich war natürlich ganz baff darüber, bis mich der Arzt aufklärte und mir berichtete, daß ich vor der Operation einen Anfall von Wechselfieber gehabt habe.“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
abcdefg Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

11. Fortsetzung. — Nachdruck verboten. Amerikanisches Copyright 1917, by Ullstein & Co.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Apparat stand neben dem Schreibtisch. Gunde ließ sich mit Brandt verbinden.

„Selbst da, Herr Konsul?“ fragte sie.

„Jawohl, persönlich. Ich kenne Ihre Stimme, gnädiges Fräulein. Sie klingt nicht mehr so munter wie vor einigen Stunden.“

„Ohrentäuschung, verehrter Herr. Bleiben Sie daheim, oder wollen Sie ausgehen? Ich möchte zu Ihnen kommen. Geschäftlich.“

„Immer zu Ihrer Verfügung.“

„Gut. Also in einer halben Stunde . . .“ Sie legte das Sprechrohr zurück und wandte sich wieder an Frau von Isbert . . . „Erledigt,“ sagte sie. „Ich habe nicht mehr viel Zeit. Aber eine wichtige Frage habe ich noch auf dem Herzen. Wie soll ich mich mit meinem armen Prinzen auseinandersetzen?“

„Nicht mündlich!“ rief Ulla. „Unbedingt nicht! Ersparen Sie sich und ihm unnötige Szenen! Schreiben Sie ihm möglichst noch heute! Was, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Das beste wäre, wenn Sie ihn vor Ihrer Abreise überhaupt nicht mehr sähen!“

„Können wir unsere Abreise beschleunigen?“

„Ich bin bereit. Der Spediteur ist bestellt. Alles sonstige geht mich nichts mehr an. Ich brauchte nur noch meine Koffer zu packen.“

„Schön. In drei Tagen kann auch ich gerüstet sein . . .“ Sie verabschiedete sich mit erleichtertem Herzen: mit dem Gefühl eines Gefangenen, der den Weg zur Flucht frei vor sich liegen sieht.

Draußen fand sie bald eine Droschke und fuhr zum Konsul Brandt. Der Diener führte sie in das Arbeitszimmer des Bankiers, in dem nur die Lampe auf dem Schreibtisch brannte. Brandt erhob sich bei ihrem Eintritt und reichte ihr die Hand. Man merkte ihm keine Verstimmung an. Er scherzte über den Artikel des ‚Anzeigers‘.

„Ich hätte ihn verhindern können,“ sagte er, „aber ich wollte mich nicht abhängig von dem Gesindel machen. Ein Graf Stanitzki, eine böse Kanaille, ein Mensch, dem ich leider zu viel Vertrauen geschenkt habe, ist der eigentliche Urheber. Er hat dem Redakteur des ‚Anzeigers‘ das nötige Material zur Verfügung gestellt, weil — weil ich ihm die zehntausend Mark Schweigegeld, die er verlangte, verweigert habe.“

„Wäre es nicht besser gewesen, ihm den Mund zu stopfen?“ fragte Gunde.

„Ich bin nicht der Ansicht, gnädiges Fräulein. Der Mann wäre wiedergekommen. Er hätte mich in der Zange gehabt — und nun habe ich i h n. Ich kann nachweisen, daß es sich um eine einfache Erpressung handelt. Das allein verschiebt schon die ganze Angelegenheit zu unsern Gunsten. Ich bin aber noch besser gewappnet. Ich kann Zeugen beibringen, die eidlich bestätigen können, daß wir den größten Teil der Grundstücke schon gekauft hatten, ehe die Frage der Kasernenbauten überhaupt zur Anregung gekommen war. Auguftenhof sollte nach unsern ursprünglichen Plänen auch keine Kasernen-, sondern eine Fabrikstadt werden.“

„Und die Strohmänner? Die sind nicht aus der Welt zu schaffen?“

„Nein, die sind da! Wir wählten sie geflissentlich, um Aufsehen zu vermeiden. Derlei kommt im Geschäftsleben jeden Augenblick vor. Das ist ein erlaubter Verschleierungsversuch, um die Aufmerksamkeit des Marktes von einer Spekulation abzulenken, die noch in der Entwicklung steht. Ich habe dem ‚Anzeiger‘ bereits unter Berufung auf Paragraph elf eine entsprechende Erwiderung geschickt, die er morgen bringen wird.“

„Es ist nur die Frage, ob die Welt sie glaubt.“

„Das kümmert mich nicht. Die Hauptsache ist, daß die Beweisführung des ‚Anzeigers‘ durch meinen Gegenbeweis illusorisch gemacht wird. Es kommt noch etwas dazu. Wilhelm Dunker hat uns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Der Kasernenplan fällt. Dafür taucht die Idee der Fabrikstadt wieder aus der Versenkung. Augustenhof eignet sich ausgezeichnet zur Anlage großer industrieller Betriebe. Ich habe eine Kapitalistengruppe an der Hand, mit der ich zusammenarbeiten will. Die Mannheimer Fahrzeugfabrik soll hierher verlegt werden. Damit beginnen wir den neuen Feldzug. Uebrigens, gnädiges Fräulein, ich muß mir eine Vollmacht noch von Ihnen erbitten. Sie sind doch damit einverstanden, daß wir unsern gemeinsamen Besitz in Augustenhof in eine Terraingesellschaft, ein Aktienunternehmen, verwandeln?“

„Ich würde meine Grundstücke am liebsten verkaufen,“ entgegnete Gunde. „Ich stehe im Begriff, die Stadt zu verlassen.“

Sie schaute erstaunt zu ihm hinüber. Der Mann schrak heftig zusammen. Sein hübsches, gebräuntes Gesicht mit den auffallend hellen Augen erblaßte jäh. Er versuchte auch nicht, seine Verblüffung zu maskieren.

„Aber um Himmel willen, gnädiges Fräulein,“ rief er, „Sie werden doch nicht töricht genug sein, in einem Augenblick die Flucht ergreifen zu wollen, in dem ein tapferes Standhalten den Lästerzungen gegenüber einziges Gebot der Klugheit ist?“

„Es ist nicht gut denkbar, Herr Konsul, daß ich unter den gegebenen Verhältnissen in meiner Stellung verbleibe.“

„Auch darüber ließe sich streiten. Aber gut — hängen Sie die Hofdame an den Nagel. Ich schätze, Sie verlieren wenig dabei, denn es muß ein ziemlich langweiliges Geschäft sein, sich den Launen einer Dame zu fügen, der man nicht widersprechen darf. Immerhin, das Aufgeben Ihrer Stellung ist noch keine Notwendigkeit für Sie, die Stadt zu verlassen. Oder aber, es müßten andere Gründe für Sie maßgebend sein . . . ah, ich glaube zu verstehen — vielleicht hat schon Prinz Albert Gelegenheit gefunden, sich mit Ihnen auszusprechen . . .“

Er zögerte, und Gunde fiel gelassen ein:

„So ist es. Ich brauche Ihnen auch durchaus nicht zu verschweigen, daß der Artikel des ‚Anzeigers‘ meine Verheiratung mit dem Prinzen unmöglich gemacht hat.“

„Aber das ist doch Wahnsinn, Fräulein von Berg! Ich decke die Lügen des Blattes auf — ich enthülle die Grundursachen dieses Pressefeldzuges, ich beweise, daß es sich um nichts als um eine schamlose Erpressung handelt. Jeder Mensch kann schließlich auf böswillige Angriffe gefaßt sein. Nun gut — man wehrt die Angriffe ab. Ich tue es mit gepanzerter Faust. Ich schlage gewaltig drein. Mit der gesamten übrigen Presse stehe ich mich ausgezeichnet. Die anständigen Zeitungen sind auf meiner Seite. Schon morgen wird die Sachlage geklärter sein. Der Durchlauchtigste hätte abwarten sollen.“

„Nicht darauf kommt es an,“ entgegnete Gunde. „Sie haben mich mißverstanden. Ich sprach von der Unmöglichkeit einer Heirat in den Formen, wie ich sie mir wünschte. Der Prinz hat mir neue Vorschläge gemacht. Aber ich lehnte sie ab. Ich will nicht mehr.“

Sie sagte dies letztere mit erhobener Stimme und unter Betonung des „Ich“.

Ein seltsamer Ausdruck stieg in das Gesicht Brandts und färbte seine Augen dunkler. Es war wie ein Vergeistigen des Sinnlichen: eine Veredlung seiner männlichen Schönheit. Er schaute Gunde voll und unbefangen an und erwiderte:

„Ich bin nicht fähig, meine Freude über diesen Entschluß zu unterdrücken. Solange ich sah — nein, solange ich fühlte, daß Sie einem Ziele zustrebten, das Ihrer Sehnsucht nach Höher- und Immerhöherfliegen entsprach, habe ich geschwiegen. Da wurde ich hart gegen mich selbst, weil ich Ihren Sieg nicht stören durfte. Nun kann ich sprechen, und ich bitte Sie herzlich, mich ruhig anzuhören . . .“ Seine Stimme nahm einen feinen und weichen Beiklang innerer Wärme an, als er fortfuhr: „Ich habe Sie immer sehr lieb gehabt, und ich habe auch bei Ihrem Vater noch kurz vor seinem Tode angefragt, ob ich um Sie werben dürfe. Er riet mir damals davon ab — wie er lächelnd zugestand, aus Egoismus, denn es wäre ihm schmerzlich gewesen, Sie verlieren zu müssen, aber auch aus Klugheit, weil er der Ansicht war, daß eine solche Werbung eine gewisse psychologische Vorbereitung verlange. Und ich mußte ihm recht geben. Wir kennen uns zwar schon eine geraume Reihe von Jahren, ich habe Sie noch in kurzen Kleidchen gesehen, wir haben auf dem Tennisplatz manchen Strauß aus-

gefochten, gemeinsame Spazierritte unternommen, sind uns oft genug in der Gesellschaft begegnet. Aber ich bin in meiner Verehrung für Sie zurückhaltend gewesen — ich habe mit anderen geflirtet —, bei Ihnen hielt mich der Respekt im Zaume. Ich möchte auch, daß Sie aus diesem offenherzigen Geständnis den tiefen Respekt heraushören, den ich Ihnen zolle. Ich spreche mich aus, weil ich nicht weiß, ob Sie Ihren Plan, die Residenz zu verlassen, nicht doch noch ausführen werden: weil ich Ihnen sagen will, daß ich auf Sie warte. Ich begreife vollkommen, daß Sie mir im Augenblick keine Antwort geben können, denn tatsächlich ist Ihr Herz noch immer nicht frei. Wenn Sie auch mit einer Liebe gebrochen haben, von der Sie sich Dauer versprachen — die Empfindung wirkt nach — oh, ich kann das verstehen. Nur sollen Sie wissen, daß Sie in mir einen Freund zurücklassen, der in unerschütterlicher Treue an Ihnen festhält, und der den sehnlichen Wunsch hat, von Ihnen mit anderen Augen betrachtet zu werden als bisher. Das sind Ihre eigenen Worte, Fräulein Gunde, aber ich kann ihnen heute eine friedsamere Auslegung geben als vor einigen Wochen. Es gilt keinen Höhenflug mehr, auf dem uns die Schwingen brechen können — wir werden auf der Erde bleiben und können auch hier auf Berge steigen — wenn Sie wollen, auf heilige Berge und Hand in Hand. Nicht heut', nicht morgen, aber vielleicht doch noch einmal, denn wie gesagt: ich warte auf Sie . . ."

Gunde war fast bewegungslos sitzen geblieben und wie in Erstarrung versunken. Alles hatte sie erwartet, nur keine Liebeserklärung. Es war sehr schwer, den Mann auszukennen, der da still und bescheiden vor ihr saß, dem es nie an großen und gefahrvollen Antrieben fehlte, und der nun plötzlich seine starke Bejahungskraft mit einem ruhigen Entsagen vertauschte, in dem kaum noch ein Fünkchen Hoffnung glühte. Denn darüber mußte er sich klar sein, mußte es schon aus ihrem Benehmen im gegen-über im Laufe des letzten halben Jahres wissen, daß sie ihm keine Liebe, sondern nur kühlen Widerstand entgegenbringen würde. Sie erwog auch nicht lange ihre Antwort; sie blieb nur einen Augenblick stumm und entgegnete dann ohne jede Erregung:

„Sie sehen mich überrascht, Herr Konsul — aber nicht wortlos. Ich bin Ihnen auch eine Antwort schuldig, obgleich Sie keine verlangten. Sie kann indessen nur kurz sein. Ich bitte Sie, nicht auf mich warten zu wollen, denn Sie würden vergebens warten."

Er lächelte ein wenig müde.

„Das ist eine Absage in aller Form, gnädiges Fräulein," erwiderte er. „Aber sie ist nicht zwingend für mich. Denn meine Liebe ist mein, und mein Freundschaftsgefühl auch. Sie können mir beides nicht nehmen. Eine ergebenste Frage: Haben Sie keine Lust, sie zu beantworten, so unterlassen Sie es. Wo gedenken Sie sich künftig ansässig zu machen?"

„Das brauche ich Ihnen nicht zu verschweigen. Ich wollte zunächst in irgendein Seebad — meine Nerven sind angegriffen und verlangen Erholung. Dann übersiedle ich vielleicht nach München."

„Oder in eine andere Kunststadt," ergänzte er und neigte den Kopf. „Ich verstehe. Gestatten Sie, daß ich auch weiterhin als Ihr Bankier mit Ihnen in Verbindung bleibe?"

Er sah ihre etwas zögernde Haltung und fuhr fort: „Es versteht sich von selbst, daß ich Sie nicht dazu überreden will. Erwägen Sie es in aller Ruhe! Aber lassen Sie mich etwas hinzusetzen: Sie kommen schlecht dabei weg, wenn Sie im Augenblick Ihr Konto bei mir auflösen wollen. Die Einzahlung bei der Fahrzeugfabrik Mannheim hat Ihr kleines Kapital stark in Anspruch genommen, und das Unternehmen befindet sich erst in der Entwicklung. Nun bin ich ja auch ohne weiteres bereit, Ihre Anteile an dem Besitz in Augustenhof zu übernehmen. Dagegen spricht nur, daß die Tage der Objekte jetzt ganz gewiß nicht einmal die Höhe der Ankaufspreise erreichen würde. Sie hätten also mit neuen Verlusten zu rechnen — und die möchte ich Ihnen ersparen. Ich möchte auch künftighin Hand in Hand mit Ihnen arbeiten, Fräulein Gunde — ich möchte für Sie sorgen. Die Umwandlung von Augustenhof in eine Fabrikstadt hat eine glänzende Zukunft. Das letzte Terrain, das für industrielle Anlagen noch frei war, das Gelände der Kattenwiesen, hat Dunker dem Staate geschenkt. Unsere wachsende Industrie ist tatsächlich auf Augustenhof angewiesen — und ich glaube, Ihnen mit Zuversicht sagen zu können, daß wir dabei noch ungleich bessere Geschäfte machen werden als mit den Kasernenbauten."

Gunde wurde unsicher. „Wenn ich nur ein paar Jahre sorgenlos vor mir hätte," sagte sie mit leisem Aufseufzen.

„Aber, gnädiges Fräulein!" rief er, „wie können Sie so sprechen! Ich wiederhole Ihnen: Ich würde glücklich sein, wenn ich für Sie sorgen dürfte! Ich weiß ja, was Sie brauchen — und ich gebe Ihnen unbeschränkten Kredit — nein, ich will nicht töricht sein: keinen unbeschränkten, aber Kredit bis zu einer Viertelmillion. Sie brauchen die Zinsen nicht ängstlich zu berechnen — es kommt in der Tat nicht darauf an, ob Sie ein paar tausend Mark mehr abheben — Ihr Kapital arbeitet ja ununterbrochen — ununterbrochen. Herrgott, wenn Sie mich doch richtig verstehen wollten! Dieser alberne Zeitungsangriff ist nicht einmal eine Krise, ist eine Lappalie. Sie werden sich auch schon morgen davon überzeugen. Auch Exzellenz von Hasselriede ist mein Kunde. Ich lege ihm mein Beweismaterial vor, und er wird für die Regierung antworten, wenn die Angelegenheit wirklich noch in der Kammer zu Sprache kommen sollte, was ich bezweifle. Man läßt einen verdienten Mann wie Ihren Herrn Vater nicht im Grabe beschimpfen."

Gunde hatte eine andere Antwort auf der Zunge, als sie gab. Sie erhob sich und sagte kurz:

„Sie erhalten noch Nachricht von mir, ehe ich abreise, Herr Konsul."

„Gut," erwiderte er. „Ich will Ihnen für alle Fälle die Vollmacht mitgeben, deren ich bedarf, um Ihre Einlage in die neue Aktiengesellschaft zu bewerkstelligen. Sie brauchen das Formular nur zu unterzeichnen und sich den Namenszug notariell bestätigen zu lassen. Aber ich wiederhole, daß ich

Ihnen keinen Augenblick gram sein würde, wenn Sie es nicht tun wollen."

„Ich werde es überlegen."

„Selbstverständlich. Hier ist die Vollmacht. Sind Sie nicht damit einverstanden, so überweise ich Ihr Guthaben bereitwilligst der Landesbank. Sie sind vollkommen frei in Ihren Entschlüssen . . ." Er hatte sich erhoben und stand nun vor ihr . . . „Geben Sie mir ruhig Ihre Hand," sagte er. „Sie können es. Ich meine es von ganzem Herzen gut mit Ihnen, und nur dies Empfinden . . . ja, Fräulein Gunde, ich bereue nicht, mich so offen ausgesprochen zu haben — selbst auf die Gefahr einer schroffen Abweisung hin. Sie mußte kommen, ich war mir klar darüber. Aber ich konnte auch nicht schweigen. Und wenn Sie sich von mir trennen und jeden Zusammenhang mit mir lösen — das alte Bündnis besteht dennoch weiter. Ich warte — und bin gewiß, daß Sie wiederkommen."

Sie wollte heftig auffahren, aber sie begegnete seinem Blick und schwieg. Es lag in seinen Augen etwas viel stärker Sprechendes, als die Lippen es sagen konnten: ein Ausdruck von Gemeinsamkeit in der Selbstsucht, von einer rasenden Lebensgier, von individuellem Eigensinn.

Er geleitete sie durch das Vorzimmer und nahm hier Abschied von ihr. Aber ihr war, als folge sein Blick ihr auch noch hinaus ins Freie.

Sie fuhr nach dem Pavillon zurück, ließ sich von Anna den Schlafrock reichen und Tee kochen und setzte sich dann an den Schreibtisch, um den Brief an den Prinzen abzufassen.

So schrieb sie:

Lieber Albert!

Wenn Du diese Zeilen liest, wirst Du sagen, ich habe ein kaltes Herz. Das wäre aber ein vorschnelles Urteil. Ich bin nur keine blinde Optimistin. Die Vorschläge, die Du mir bei Deinem letzten Besuch machtest, sind unausführbar. Deine Geliebte kann ich nicht werden; ich brauche darüber kein Wort zu verlieren. In die Einsamkeit aber will ich Dir nicht folgen, weil sie mich unglücklich machen würde. Das ist das, was mich selbst betrifft. Ich denke indessen

auch an Dich. Die Entsagung auf Deiner Seite würde nicht minder groß sein als auf meiner — und ich möchte mir den Vorwurf ersparen, Dich von der Höhe gezogen zu haben, auf die Du gehörst.

Also laß uns scheiden! Ich hätte noch tausenderlei zu sagen, aber ich verzichte darauf, weil ich uns die Trennung nicht noch schwerer machen will, als sie schon ist. Unsere Herzen haben sich angehört — nun wollen wir auch ohne Groll auseinandergehen. Wir wollen als gute Freunde Abschied voneinander nehmen. Ich reise in diesen Tagen ab und werde Dich nicht wiedersehen. Aber jeder meiner Gedanken grüßt Dich.

Deine Gunde."

Sie durchflog den Brief noch einmal und nickte. So war es gut. Einen Augenblick wurde sie weich. Sie wurde theatralisch. „Leb' wohl, mein Bertl" murmelte sie, während sie die Hülle schloß. Dann lächelte sie und fuhr sich über die Augen. „Aus!" sagte sie aufatmend. Nun konnte das Leben weitergehen.

Ein zweiter Brief war an die Prinzessin Friederike gerichtet. Gunde bat in respektvollen Worten um ihre Entlassung aus dem Hofdienst, dem sie sich nicht mehr gewachsen fühle. Beide Briefe übergab sie Anna, damit sie gleich auf die Post getragen würden.

Sie war nicht trübselig; sie empfand im Gegenteil ein Gefühl der Befreiung. Als sie ihre Papiere auf dem Schreibtisch ordnete, fiel ihr die Vollmacht Brandts in die Hände. Sie wußte noch nicht, wie sie sich dazu verhalten sollte, und beschloß, morgen auf die Landesbank zu gehen und sich bei dem Direktor eine Besprechung zu erbitten. Sie wollte hören, wie es eigentlich mit der Firma Gebrüder Brandt stand, sie wollte klar sehen. Die plötzliche Liebeserklärung des Konsuls hatte sie im Augenblick nur komisch berührt. Das wäre noch vor Jahresfrist anders gewesen. Damals hatte sie für gesellschaftliche Erscheinungen seiner Art viel übrig gehabt. Alle jungen Mädchen liefen ihm nach. Sein Reichtum, seine Daseinsführung, seine sportliche Gewandtheit, auch seine Extravaganzen waren größere Anreize als seine unleugbare geistige Vielseitigkeit und die sympathischen Züge seines Wesens, wie seine Gutherzigkeit der Hilfsbedürftigkeit gegenüber und sein gefälliges Bereitsein. Erst die schonungslose Aufdeckung seiner Instinkte hatte sie stutzig gemacht. So hatte sie noch nie einen Mann sprechen hören. Und doch fühlte sie, daß er auf verwandte Saiten ihrer Seelen traf. Sie wollte etwas erreichen, sie ging auf Eroberungen aus. Jeden Eroberer lockte eine unwillkürliche „Raublust". Brandt hatte schon recht; das war die Verbindungslinie.

Sie schüttelte sich. Nein, sie wollte nichts mehr von ihm wissen! Sie war froh, daß sie fortkam. Sie wollte sich auch ihrer Freiheit freuen. Sie war noch jung und jauchzte dem Leben entgegen — und hatte ein halbes Jahr in der Abhängigkeit vertrauert.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
and — ba — bad — band — be — ber — bräu — bri — cha — det — dow — dun — en — er — gel — gen — groß — gum — hal — her — ker — kreuz — kü le — lei — ma — mand — mi — mo — ne — pschorr — rat — re — rei — ri — schiff — schmalz — schu — se — se — ses — stadt — stul — te — teau — ti — wal — wil — ze — zog

sind 18 Wörter zu bilden, deren mittelste Buchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Ausspruch Schillers ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Wagneroper, 2. franz. Schriftsteller, 3. ein Bier, 4. guten Imbiß, 5. Musikinstrument, 6. Fahrzeug, 7. Säugetier, 8. franz. Diplomaten von 1870, 9. internationales Bad, 10. deutsche Stadt, 11. biblischen Namen, 12. Land in Asien, 13. Fürstentitel, 14. elastischen Stoff, 15. Pädagogen im 18. Jahrhundert, 16. Lichtquelle, 17. Verpackungsart, 18. deutschen Badeort.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel: Was gelten soll, muß wirken und muß dienen. Torquato Tasso.

1. Wapiti, 2. Ader, 3. Statistik, 4. Gurke, 5. Eden, 6. Lindau, 7. Tannin, 8. Eduard, 9. Nahum, 10. Sundgau, 11. Obolus, 12. Leibniz, 13. Leinwand, 14. Mascagni, 15. Ilme, 16. Sultan, 17. Zange, 18. Wotan.

Fortschritt: Begleiter, Geliebter. — Bilder-Rätsel: Wer den Frieden will, muß für den Krieg gerüstet sein. Zusammensetz-Rätsel: Rest — au — ration.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 21

Berliner
Illustrirte Zeitung

27. Mai 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



An der Grenze zum neutralen Land in Kriegszeiten.
Schweizer und deutsche Soldaten an der neutralen Zone.



Aus der Riesenschlacht im Westen: Gefangene Engländer, die aus der Kampffront zurückgebracht werden. Phot. Bufa.

Die Führung an der Westfront

Die Westfront ist in drei Heeresgruppen gegliedert, die vom rechten Flügel aus vom Kronprinzen von Bayern, dem Deutschen Kronprinzen und dem Herzog Albrecht von Württemberg befehligt werden. Die erste Heeresgruppe Kronprinz von Bayern reicht von der Nordseeküste bis in die Gegend nördlich von Soissons, diejenige des Deutschen Kronprinzen von dort bis nach Verdun, während der Herzog von Württemberg die Heeresgruppe in Lothringen und Elsaß befehligt. Durch die Bildung dieser Heeresgruppe ist für die einheitliche Verwendung aller vorhandenen Truppen auf den verschiedenen Kampffronten Sorge getragen. Stabschef bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz ist der Oberst Graf von der Schulenburg. Der General von Boehn befehligt eine Armee an der Aisne, sein Stabschef ist der Oberstleutnant Reinhardt. Der General Fritz von Below steht an der Spitze einer Armee in der Champagne, sein Stabschef ist der Major von Klüber, der vor dem Kriege Militärattaché in Brüssel und Paris gewesen war. Der General von Gallwitz befehligt eine Armee vor Verdun. Auf der englischen Front ist namentlich der General Otto von Below zu erwähnen, der eine Armee im Artois kommandiert, und dessen Generalstabs-Chef der Oberst von Loßberg ist.



Geheimrat Prof. Rudolf Sohm †, der berühmte Rechtslehrer an der Universität Leipzig, Ritter der Friedensklasse des Pour le mérite. Hofphot. Hoenisch.



Vor St. Quentin gefangene Senegalesen. Phot. Bufa.



General d. Inf. v. Plüskow, der den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. Höffert.



Französische Truppen auf dem Vormarsch über eine gesprengte Brücke in dem von unseren Truppen geräumten Gebiet.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)



In Brand geschossener, glühender Tank. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Kriegsberichterstatter Dr. Osborn schreibt in der „Vossischen Zeitung": „. . . . mit Jubel und Schauern zugleich sahen die Artilleristen an den Geschützen, sahen die Infanteristen in ihren Gräben, wie Stichflammen aufblitzten, lodernde Brände entstanden und der ganze Koloß sich in eine glühende, kochende, rotschimmernde Masse verwandelte. Dann sank er zusammen."



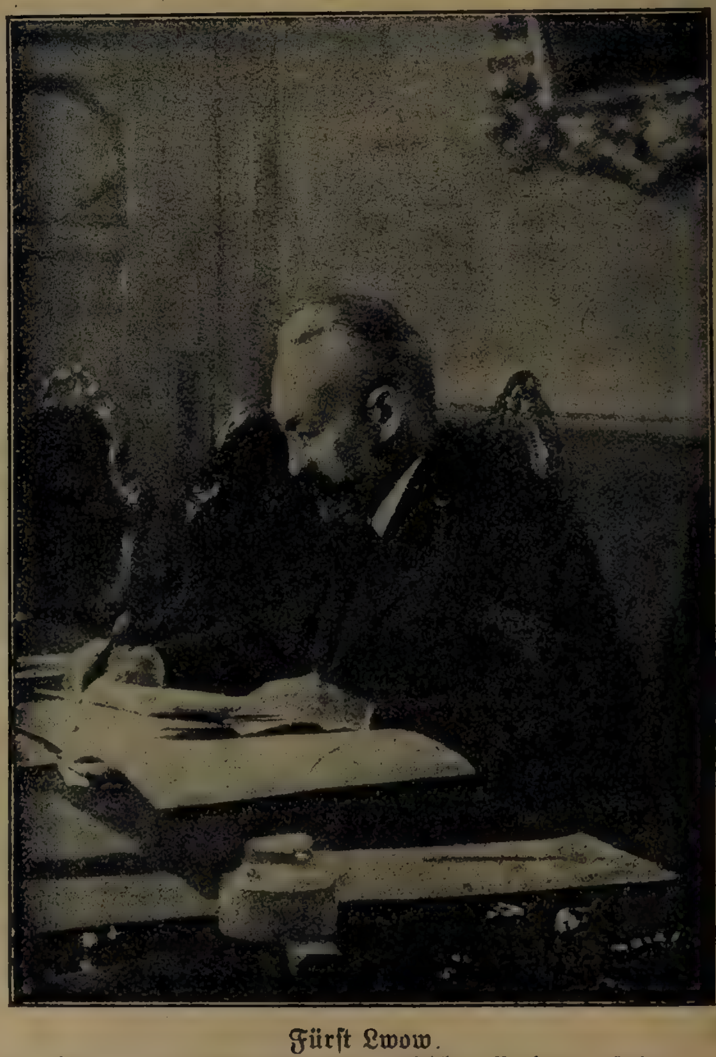
Rittmeister Frhr. v. Richthofen bei einem Besuch in der Heimat: Die Kaiserin bei der Besichtigung der Flugmaschine des erfolgreichsten Kampffliegers.
Phot. Carl Kreh.



…lexander Feodorowitsch Kerensky,
…e Kriegsminister der neuen russischen Regierung.

Kerensky

Alexander Feodorowitsch Kerensky, 1881 geboren, ist demnach ein sehr junger Minister. Im Jahre 1899 beendete er das Gymnasium zu Taschkent, wo sein Vater — Wirkl. Staatsrat und Exzellenz — Chef der turkestanischen Schulverwaltung war. Nach absolviertem Studium der Rechte in Petersburg wurde er Rechtsanwalt, trat in großen politischen Prozessen als Verteidiger auf und erwarb sich durch seine glänzende Beredsamkeit einen so berühmten Namen, daß er — damals erst 30jährig — im Gouvernement Saratow zum Abgeordneten für die vierte Duma gewählt wurde. Dort zeichnete er sich durch seine Angriffe gegen den Zarismus aus. Als Mitglied der provisorischen Regierung wurde er Justizminister. Die Rede, die er am 28. Februar für den Frieden hielt, kann als ein weltgeschichtliches Dokument bezeichnet werden.



Fürst Lwow,
der an der Spitze der neuen russischen Regierung steht.





Der Sturz der Romanows: Zar Nikolaus und die Zarin, die jetzt entthront wurden, in ihrer Krönungstracht.

DIE ROMANOWS

Von Dr. W. Herse

Unser Land ist gut und fruchtbar, aber Ordnung ist nicht darin! Kommt also und herrschet über uns und gebt uns Ordnung und Recht!" Mit dieser treuherzigen Botschaft hat das russische Volk nach der Erzählung seines ältesten Chronisten das schwedische Fürstenhaus Rurik zur Herrschaft berufen. Die Ruriks sind in ihren Hauptstädten Nowgorod, Kiew und zuletzt Moskau schnell zu echten Russen geworden. Sie duckten sich mitsamt ihrem Volk unter dem Mongolensturm und regierten, nachdem er verbraust war, ihr Rußland weiter als ein halb asiatisch-orientalisches Reich. Europäischen Reisenden erschien es ebenso fremdartig wie Abessinien oder Persien. Den Russen galten dafür alle Europäer als Heiden und Unchristen. Ihr Nationalhaß kostete nach dem Aussterben des Hauses Rurik dem falschen Demetrius, der europäische Sympathien zeigte und russische Sitte verachtete, Krone und Leben. Nach langen Wirren erhob im Jahre 1613 eine Versammlung aller russischen Stände den Bojaren Michael Feodorowitsch Romanow aus einer mit den Ruriks verschwägerten Familie auf den Thron. Die ersten Romanows regierten, wie es Mütterchen Rußland von einem rechtgläubigen Zaren erwartete. 1652 wurden alle Ausländer und Ketzer aus dem heiligen Moskau ausgewiesen. So entstand „die deutsche Vorstadt" von Moskau, ein Stück europäischer Kultur vor den Toren Halbasiens. Sie wurde der Ausgangspunkt des modernen Rußland. In ihr fand der junge Zar Peter Michailowitsch seine Lehrer und Gefährten, als er in vollem Gegensatz zu der ursprünglichen Mission seiner Familie die Europäisierung Rußlands begann. Mit der wilden Kraft des Barbaren und der unerschütterlichen Ueberzeugtheit des Selbstherrschers hat dieser größte aller Romanows seinen Willen durchgesetzt. Die Geistlichkeit hielt ihn für den Antichrist, und im Volke ging die Rede, Zar Peter tränke Menschenblut. Mit solcher Stimmung seiner Untertanen im Rücken führte er seine Kriege gegen Schweden und Türken.



Die vielgenannte Sommerresidenz, Schloß Zarskoje Selo, in dem der entthronte Zar jetzt gefangen gehalten wird.



Die Romanows: Zar Peter der Große (1689—1725) und sein Sohn Alexei, den er „wegen Hochverrats" zum Tode verurteilen und im Gefängnis unter Kissen ersticken ließ.
Gemälde von Gué im Museum Kaiser Alexander III. in Petersburg.
Aus „Ullsteins Weltgeschichte", V. Band.



Das Stammhaus der Familie Romanow in Moskau.

verschaffte er seinem Reiche den Zugang zum Schwarzen Meer und zur Ostsee, schuf er sich das Heer, die Flotte, das Beamtentum und die Staatskirche, wie er sie brauchte, und gründete sich 1703 in den Sümpfen der Newamündung seine neue Hauptstadt „Sankt Peterburg". Es ist keine Legende, sondern buchstäbliche Wahrheit, daß Peter der Große bei der Hinrichtung der Verschworenen in Moskau, ebenso wie bei den Zimmermannsarbeiten in Petersburg selbst mit Hand angelegt hat. Das Schwerste blieb ihm bis zuletzt aufgespart. Sein einziger Sohn Alexei war von der altrussischen Partei gewonnen worden; Peter entriß ihm in einer Unterredung unter vier Augen die Namen aller seiner Mitschuldigen; es war das letzte Zusammensein von Vater und Sohn. Auf Befehl des Zaren wurde Alexei im Gefängnis unter Kissen erstickt; hinter seinem Sarge schritt Peter Michailowitsch unaufhörlich weinend, in ungeheucheltem Schmerz über den Tod des Sohnes, den er seinem Lebenswerke hat opfern müssen. Peter der Große hinterließ keine Thronfolgeordnung. Die Verfassung des Reichs war der Absolutismus, beschränkt durch den Meuchelmord. Die Romanows regierten ungefährdet, aber kein einziger Zar war seines Lebens sicher. Iwan VI., Peter III. und Paul I. starben eines unnatürlichen Todes unter Mitwissenschaft oder stillschweigender Billigung ihrer nächsten Verwandten. Von dem unglücklichen Zarewitsch Alexei an wurden alle künftigen Kaiser mit europäischen — und mit Ausnahme der dänischen Dagmar mit deutschen — Prinzessinnen vermählt. Die offizielle Genealogie spricht seit Peter III. von einem Hause Romanow - Holstein - Gottorp, und wenn sie recht hat, fließt in den Adern der heutigen Romanows sehr viel mehr deutsches, als russisches Blut. Es gibt aber auch eine nichtoffizielle Genealogie, nach der Tichon Treschnew der wahre Vater Peters I. und Sergei Saltykow der Pauls I. gewesen wäre . . . Im neunzehnten Jahrhundert hörten die Palastrevolutionen auf. Nach festem Erbrecht folgten auf Alexander I., den schwärmerischen Verehrer der Königin Luise und Kaiser Napoleons und Stifter der heiligen



Der erste Zar aus dem Hause Romanow: Zar Michael Feodorowitsch.
Gemälde in der Romanow-Galerie in St. Petersburg.



Der böse Engel des letzten Romanow-Zaren: Rasputin, der sibirische Bauernprophet und einflußreiche Ratgeber des entthronten Zaren Nikolaus, im Kreise der Petersburger Adelsgesellschaft.



Hinter der Riesenschlacht im Westen: Transport eines Verwundeten aus dem Kampfgebiet nach dem Verbandplatz. Phot. Bufa.

Allianz, sein Bruder Nikolaus I. und dann dreimal der Sohn auf den Vater: Alexander II., Alexander III. und Nikolaus II. Eine neue Gefahr bedrohte das Leben dieser Zaren, die Revolution von unten, die Empörung des Volkes gegen den Zarismus. Bei der Thronbesteigung Nikolaus I. erhob sie zum erstenmal ihr Haupt im Dekabristen-Aufstand. Nikolaus I. suchte durch strenge Polizei- und Zensurwirtschaft ihrer Herr zu werden. Durch liberale Reformen hoffte Alexander II., die sympathischste Gestalt unter den Romanows, ihr ein Ventil zu schaffen. Beides vergebens. Alexander II. fiel den Bomben der Nihilisten zum Opfer, Alexander III. entging nur wie durch ein Wunder den zahlreichen Attentaten gegen sein Leben. Mit ihm, dem hünenhaften, riesenstarken, bornierten, aber ehrlichen Vertreter des altrussischen Herrschergedankens war die Kraft der Rasse in ihrem Hauptstamm erschöpft. Nikolaus II. hat als Einberufer der beiden Haager Friedenskongresse, als „erhabener Verbündeter" Frankreichs und Englands den betäubenden Duft der Schmeichelei einatmen können, wie keiner seiner Vorgänger. Sicherheit vermochte er nicht daraus zu gewinnen. Der Zug zu krankhafter Mystik, der durch Paul I. und Alexander I. in sein Haus gekommen war, lieferte den nervösen Schwächling Betrügern in die Hände. Auf Johann von Kronstadt, auf den französischen Geisterseher Philippe und unzählige andere folgte der sibirische Bauernprophet Grigori Rasputin, der durch seine Ratschläge die Ernennung und den Sturz von Ministern entschied. Wegen Teilnahme an der Ermordung des heiligen Mannes hat Nikolaus II. noch zuletzt zwei Mitglieder seiner Familie in die Verbannung geschickt. Nun ist er selbst mit allen Romanows der machtlose Gefangene des russischen Volkes geworden. In Zarskoje Selo, dem „Zarendorf", das Peter der Große gegründet, in dem Palast, den Peters Tochter Elisabeth erbaut, und den die große Katharina mit allem Prunke ihres Jahrhunderts ausgestattet hat, kann der letzte Romanow nachdenken über die Vergänglichkeit irdischer Größe. Ist die Uhr der Monarchie in Rußland für immer abgelaufen, oder wird sie, wie schon einmal, aus den Wirren verjüngt hervorgehen und den Ruriks und den älteren Romanows noch ein dritter Zweig des alten Zarenhauses folgen? Wer will es sagen. Vorläufig hat der alte Chronist wieder das Wort. „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber Ordnung ist nicht darin . . ."



Leutnant Wolff, der als Kampfflieger bisher 30 feindliche Flugzeuge abgeschossen hat.



Zeoditu, die neue Kaiserin von Abessinien, die im Februar gekrönt worden ist, mit dem Kronprinzen Tafari.



Leutnant Gontermann, der als Kampfflieger bisher 20 Flugzeuge abgeschossen hat. Phot. Berl. Jll. G.

Leute, vor denen ich ausreiße

Gezeichnet von Fritz Koch-Gotha

☆



Leute, vor denen ich ausreiße:
I. Vor dem Herrn, der mich begrüßt: „Donnerwetter, Sie sehn aber nicht gut aus!"



III. Vor dem Kollegen, der die „Helden-Tintenfässer" und „Hindenburg-Taschentücher" entwirft.



II. Vor den lieben Nachbarinnen, die es „dem armen Mann ins Feld schreiben werden, daß sich die Frau schon wieder einen neuen Hut gekauft hat . . ."

Die Zahl der Leute, vor denen man ausreißt, hat sich wieder vermehrt. Zuerst schlich man beiseite, wenn die Herrschaften, die alle einen Vetter im „Großen Generalstab" hatten, ihre Geheimberichte zum Besten gaben, dann begann man den heimatlichen Strategen zu meiden, der mit Streichhölzern auf dem Tisch erklärte, daß Hindenburg . . . wenn er . . . und nun versucht man sich vor den Lauten aus mehr oder minder holdem Frauenmunde zu retten: „. . . ja, Sie hätten eben die Kohlrüben in s o o kleine Stücke schneiden müssen . . ."



IV. Vor der Zeitgenossin, die nur vom Essen redet: „. . . s o o ein kleines Stückchen Butter — Kohlrüben kann er nicht mehr sehen — ein Pfund Kaffee — alles eingeweckt — s o o ein kleines Stückchen Speck" u. s. f. . . .

★



V. Vor dem Mann, der seit dem Frühjahr 1915 „Friedensschluß binnen vierzehn Tagen" prophezeit, „denn die Russen schießen nicht mehr . . ."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
abcdefg Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

12. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

IX.

Das schöne Wetter dieses Jahres verlängerte die Badesaison in Ostende bis in die zweite Hälfte September hinein. In dem Winkel der Digue am Kurhaus war es in den Vormittagsstunden so belebt wie im Hochsommer. Die Badekutschen waren beständig in Bewegung; sie wurden in die See geschoben und rollten wieder zurück und spien unermüdlich ihre Insassen aus. So nämlich sagte einer der zahlreichen Zuschauer, die nicht selbst im Wasser plätscherten, sondern sich begnügten, Seeluft zu atmen und damit eine erfreuliche Augenweide zu verbinden. Er zitierte ein Stückchen Schiller. Er sprach soeben:

„Sehen Sie, Herr von Kalinsky, da speit das doppelt geöffnete Haus zwei reizende Krabben auf einmal aus" — und die in hellem Wildleder steckende Hand deutete flüchtig in die aufgelöste Linie der Badekarren.

Der alte Herr schob das Einglas fester in die Augenhöhle. „Ich sehe," antwortete er, „und wenn mich nicht alles täuscht, sind die beiden niedlichen Krabben unsere gnädigsten Freundinnen. Halten Sie Ihr Herz fest, Herr von Müller! Wem gilt's? Haben Sie sich noch immer nicht zu einem festen Entschluß durchgerungen?"

Der Angeredete schaute den beiden Frauengestalten nach, die in ihren knappen Badekostümen über den gelben Strand huschten und sich in den Gischt einer heranrollenden Welle warfen. Er seufzte:

„Die Wahl ist schwer, lieber Baron — sehr schwer. Die kleine Berg ist ein süßer Käfer, aber ich taxiere, nicht so recht geeignet für einen Mann in meinen Jahren. Eine Ministertochter, nun ja — immerhin, die andere hat einen zuverlässigeren Pedigree. Ich habe mich genau erkundigt. Uradel, alte Offiziersfamilie, absolut schuldlos an ihrer Ehescheidung, freilich arm."

„Spricht nicht mit!"

„Nein. So war's ja abgemacht. Ich brauche kein Geld. Der Müller zu Mühlheim hat Mehl genug. Aber der Mehlstaub geniert. Herr von Kalinsky, wenn ich es hin und her bedenke — meine Ansicht festigt sich doch, daß Frau von Isbert gerade die — die — d i e Frau ist, die ich haben möchte. Warum? Weil sie kein Gänschen mehr ist, das erst flügge werden muß. Die kleine Berg steckt mir doch zu sehr in den Flaumfedern. Sie hat noch keine Erfahrung. Was ist ihr Herz? Ein unbeschriebenes Blatt."

„Wissen Sie das?"

„Mit zweiundzwanzig Jahren trägt man keinen Band Liebesabenteuer in der Brust. Und für einen wie mich kann die Naivität gefährlich werden. So ein Dingelchen bleibt nicht immer naiv. Die Augen werden sehender und beginnen zu vergleichen. Es gibt Nasen, die hübscher sind als die meine."

„Es kommt nicht auf die Nase an, Edler von Müller!"

„Gleichviel! Frau von Isbert ist die Reifere. Sie hat viel durchmachen müssen. Sie ist von allen Torheiten der Jugend gründlich kuriert — und hat doch noch die Jugend für sich. Ist sie nicht bezaubernd? Das Haar, die Augen, der Teint, diese Figur!"

„Nur die Stimme wünschte ich mir melodiöser," sagte der alte Herr.

„Ach, die Stimme! Auch die Sonne hat ihre Flecken. Wer eine Nase hat wie ich, darf sich über die Stimmbänder seiner Zukünftigen nicht beklagen."

Herr von Müller schielte auf seine Nase. Sie war eine sogenannte partie honteuse. Sie stand wie eine schlecht geratene Kartoffel in dem sonst nicht üblen Gesicht des etwa vierzigjährigen Mannes, war leider auch rötlich gefärbt, war entschieden häßlich. Keine kosmetischen Hilfsmittel hatten da nützen wollen, weder Salben, Tinktur noch Puder, und zu einer rhinoplastischen Aenderung hatte der unglückliche Träger sich noch nicht entschließen können. So blieb denn die Nase, wie sie war und stand.

„Gehen wir an den Strand," sagte Herr von Kalinsky. Er war eine sehr vornehme Erscheinung von leicht erkennbarem österreichischem Zuschnitt: groß, schlank, von tadelloser Haltung, in gutsitzendem perlfarbigen Sakkoanzug, mit kleinen Füßen in gelben Stiefeln und ungewöhnlich schönen Händen. Auf dem grauen, sorgfältig gescheitelten Kopfe trug er einen flachen Strohhut. Das rosige Gesicht mit den stahlblauen Augen teilte ein weißer, lang ausgezogener Schnurrbart. Man sah dem alten Herrn die edle Rasse an.

Er blinzelte beim Weiterschreiten zu Herrn von Müller hinüber, der ihm auch heute wieder nicht korrekt genug angezogen schien. Der Mann machte immer den Eindruck, als sei er soeben erst von einem höchst mittelmäßigen Schneider entlassen worden; es sah alles zu neu an ihm aus, und es saß alles stets gleichmäßig schlecht.

„Herr von Müller — ein Wort," sagte der alte Aristokrat. „Keine bunte Krawatte zu der blauen Strandjacke — das stört. Und können Sie denn die Hose nicht eine Kleinigkeit höher ziehen? Merken Sie es sich doch endlich einmal: aufgeschlagene weiße Flanellbeinkleider müssen so kurz sein, daß noch eine winzige Zone Strumpf über den Schuhen zu sehen bleibt."

Der andere blieb lächelnd stehen. „Liebwerter Mentor," entgegnete er, „ich gebe mir, weiß Gott, alle Mühe, mich äußerlich zu einem vollendeten Edelmann zu entwickeln. Aber sehen Sie, gerade im Hosensitz gelingt mir das regelmäßig vorbei. Wenn die Beinkleider den Anschluß an die Stiefel suchen sollen, sind sie sicher zu kurz und rutschen bei der ersten Gelegenheit in die Höhe —, und soll es umgekehrt sein, so zertrete ich sie mit den Absätzen. Es muß wohl an meinen Gehwerkzeugen liegen. Aber seien Sie nicht ungeduldig, Baron! Auch die Pedalle werden sich noch aristokratisch fügen, wenn ich erst den Müller fortlasse und mich nur noch Herr von Mühlheim nenne, was doch beinahe schon uradligen Anklang hat."

Der Freiherr von Kalinsky klopfte seinem Begleiter auf die Schulter. „Ihnen kann man gar nicht böse sein, lieber Müller — ich sage immer noch Müller, weil Sie zu dem Edlen von Mühlheim ohne bürgerlichen Auftakt erst noch die Noblesse der Bewegung steigern müssen. Aber das wird ja kommen, und kommt es nicht — die Gabe fröhlicher Selbstironie, die Sie in so hübschem Maße besitzen, steht Ihnen jedenfalls viel zu gut, als daß ich wünschen möchte, sie zugunsten Ihrer reichsritterlichen Gesamterscheinung abzustreifen. Nun möchte ich vorschlagen, daß wir uns unsere Strandkörbe suchen und gemütlich abwarten, bis unsere beiden Najaden wieder auf dem Trockenen sind . . ."

Die Körbe waren bald gefunden, die Herren rückten sie in eine bessere Aussichtslinie, nahmen dann Platz und steckten sich Zigaretten an.

Es war die Höhe der Ebbezeit, es war auch das gewohnte Farbenbild: ein Gewimmel von Menschen jeden Alters und jedes Geschlechts, von spielenden Kindern, die sich mit kleinen Holzschaufeln im Sande Burgen und Verschanzungen bauten, von elegant gekleideter Herrenwelt, von Damen in lichten Toiletten und von zahlreichen Badeengeln, die herüber und hinüber liefen, sich in die Flut stürzten und wieder herausstampften und nach der Nummer ihrer Kutsche suchten. Die Karrenlinie war weiter nach der See gerückt; die Gäule platschten durch das Wasser, auch dicke Badewärter spannten sich vor, und eine Luxuskabine wurde sogar von vier Herren gezogen, die alle vier Monokel trugen und über ihr gestreiftes Trikot noch ein frackartiges Gebilde aus irgendeinem schwarzen Stoff angelegt hatten.

„Aufgepaßt," sagte der Baron Kalinsky, „das sind die blödsinnigen Heringe, die an der Trente-et-Quarante nebeneinander zu sitzen pflegen —, der eine ist ein französischer Marquis, zwei sind belgische Grafen, einer ist ein reicher Schweinezüchter aus Ungarn, aber alle vier sind gleich verrückt und beten die Denys Larda an, die abends im Casino della Scala ihre Cochonnerien singt. Jetzt haben sie die Gäule vor ihrem Karren ausgespannt und ziehen sie höchsteigenhändig ins Wasser — das wird also wohl das Vornehmste sein. Zu meiner Zeit galt alles für unvornehm, was auffällig war. Aha — nun öffnet sich die Karrentür — es ist genau so wie im Theater; noch einen Augenblick Pause — und bums, da ist die Gefeierte . . ."

So war es auch. Fräulein Denys Larda erschien in der Tür ihrer Kabine, blieb stehen und ließ sich bewundern, nickte ihren Anbetern zu, die schnaufend im Wasser paddelten, warf dann ihren Mantel ab und zeigte sich in der Glorie ihrer hübschen Figur, für die auch das vorgeschriebene Badekostüm nur eine unzureichende Deckung war. Dann stürzte sie sich mit einem anmutigen Kopfsprung in die Flut, und ihre vier Anbeter tauchten schleunigst mit.

„Gesindel," äußerte Herr von Müller. „Für derlei habe ich nun zeitlebens wenig übrig gehabt, lieber Baron. Habe ja auch meine Dummheiten gemacht — aber es ist merkwürdig, daß es mich, der ich doch aus gesellschaftlicher Tiefe komme — sozusagen wenigstens und der Abstammung nach —, daß es mich immer viel mehr nach dem Besseren hingezogen hat als nach dem Fragwürdigen. Oder ist es nicht merkwürdig? Zuweilen belächle ich mich selbst. Warum suche ich nach einer Frau, die durchaus Dame sein soll? Warum begnüge ich mich bei meiner Nase nicht mit Simplerem?"

„Lassen Sie die Nase in Frieden, lieber Freund! Sie sitzt nicht im Herzen. Und beunruhigen Sie sich nicht über Ihre Empfindungswelt. Wenn ich beauftragt wäre, Ihnen Aufschlüsse über Ihre Psyche zu geben, so würde ich das anders anfangen. Da könnte ich Ihnen manche verständnisvolle Erklärung geben. Aber ich bin ja nicht Ihr seelischer Schützer, sondern nur Ihr Freund für Jahr und Tag — so lange nämlich, bis das gemeinsame Objekt sich glücklich gefunden hat. Und wir haben es vor uns. Das steht doch fest."

„Ja, das steht fest. Es fragt sich nur, ob wir es halten können."

„Das lassen Sie meine Sache sein. Mein guter Müller, ich habe die beiden Damen schon im vorigen Jahre hier in Ostende kennen gelernt. Da tauchten sie zum ersten Male an meinem Horizont auf. Dann traf ich sie im Winter darauf in Paris, als ich den schwierigen Auftrag hatte, die langweilige Witwe eines rumänischen Petroleumfritzen in die alten Faubourgkreise einzuführen, und nun sind sie abermals hier, wo ich das Glück hatte, sie auch Ihnen vorstellen zu dürfen. Nach Frau von Isbert haben Sie inzwischen Erkundigungen eingezogen, die Ihnen zusagen. Ich für meinen Teil brauchte solche Erkundigungen nicht mehr. Ich war mir nach den ersten flüchtigen Begegnungen klar über die Damen. Guter Stamm, Herr von Müller, aber er sucht schon nach einem Halt."

Herr Müller zu Mühlheim trat den Rest seiner Zigarette mit der Fußspitze in den Sand.

„Sie haben mehr Menschenkenntnis als ich," erwiderte er nachdenklich, „das ist auch natürlich. Aber ich verstehe Sie doch nicht so ganz. Haben Sie irgendwelche Bedenken?"

„Bedenken — nein," fiel Herr von Kalinsky ein, „durchaus nicht — in keiner Weise. Ich möchte um Gottes willen nicht mißverstanden sein. Aha — da sind unsere Wassernixen! Halt — lassen Sie ihnen erst von der Badefrau die Mäntel reichen! Bei hübschen Aussichten verliert man zu leicht den Kopf. Hoppla!"

Er erhob sich. Herr von Müller war schon aufgesprungen. Die Verliebtheit beflügelte ihn. Er schritt den Damen entgegen und schwang die weiße Strandmütze.

„Habe die Ehre ... Gnädigste Frau — gnädiges Fräulein . . ." Dann suchte er nach einer schönen Wendung ... „War die See liebenswürdig?" fragte er, weil ihm nichts Besseres einfiel.

„Warmherzig und doch auch aufschäumend, aber immer anschmiegend," erwiderte Frau von Isbert und reichte Müller die Hand, der sie küßte.

„Sie schmeckt nach Seewasser," rief Gunde lustig.

„Nach schöner Seele und Frische des Herzens," sagte Herr von Müller begeistert.

Frau von Isbert lächelte gutmütig. „Ein bißchen gewagt, aber hübsch," entgegnete sie. „Ich habe nichts dagegen. Was haben die Herren heute vor? In Knocke ist Bogenschützenfest und im Hippodrom Kirmesrennen."

„Und im Theater," fügte Gunde hinzu, „ein neues Lustspiel von Donnay, das aber so gewagt sein soll, daß man nicht hingehen kann."

„Ich möchte darauf aufmerksam machen," sagte Herr von Kalinsky, „daß unser Freund Müller den gnädigsten Damen eine Bitte vortragen wollte. Er hat den Wunsch, Sie heute abend zum Diner zu laden, und da ich weiß, daß er bei seiner angeborenen Schüchternheit eine Absage fürchtet, so möchte ich seine Bitte mit der Begründung unterstützen, daß der heutige Tag eine feierliche Handlung verdient, die sich natürlich am besten am festlich gedeckten Tisch erledigen läßt. Meine Damen, Herr Josef Kajetan Müller Ritter zu Mühlheim tritt nämlich heute in das vierzigste Jahr seines in Ehren geführten Lebens."

„Sie sind indiskret, Baron Kalinsky," rief Müller und tat sehr entrüstet, nahm aber nichtsdestoweniger mit heimlicher Wonne die Glückwünsche der beiden Schönen entgegen, die ihm erneut die Hand drückten, ohne dabei zu beachten, daß ihre Bademäntel sich verräterisch öffneten. Herr von Kalinsky war einen Schritt zurückgetreten und sagte mit dem liebenswürdigsten Lächeln, das seinem vornehmen alten Gesicht so gut stand: „Nun sprechen Sie selbst weiter, lieber Herr von Müller — die Einleitung ist gegeben, die erste Schüchternheit überwunden — schießen Sie los, schießen Sie los!"

„Also ich erkläre," nahm Müller das Wort, „daß die Tatsache richtig ist, doch sie ist unwichtig, und eigentlich sollte man darüber zur Tagesordnung übergehen. Aber die Tagesordnung, soweit sie aus dem ‚Programme des Fêtes de la Journée' ersichtlich, ist auch nicht viel wert. Am Abend käme nur die neue Donnaysche Komödie in Frage, und wie gnädiges Fräulein schon bemerkte, soll sie nichts sein für Leute, die auf Sitte und Anstand halten. Unter diesen Umständen wollte ich mir selbst gern eine kleine Geburtstagsfreude bereiten — und wenn Sie, meine Damen, sie mir nicht versagen, möchte ich bitten, daß wir uns um acht Uhr im Restaurant des Kursaals zu einer kleinen Gruppe vereinen — Tisch zwölf, hinter der spanischen Wand, gleich rechts neben der Eingangstür."

Er verbeugte sich, und die beiden Damen verneigten sich gleichfalls.

„Das haben Sie so nett gesagt," erwiderte Gunde, „daß es unrecht wäre, wollten wir Ihre Einladung nicht annehmen . . .", und Frau von Isbert fügte hinzu:

„Außerdem geht aus Ihrer genauen Bezeichnung des Tisches ersichtlich hervor, daß Sie das Geburtstagessen bereits bestellt haben. Wir werden pünktlich sein, damit es nicht kalt wird."

Die erste kräftige Flutwelle rollte in diesem Augenblick heran, und die Herren sprangen eilfertig zurück.

„Rücksichtslos," meinte Herr von Kalinsky. Die Damen lachten. „Auf Wiedersehen!" riefen sie, rafften die Mäntel und liefen ihrem Karren zu . . .

Frau von Isbert und Gunde wohnten auch diesmal wieder im Hotel Royal Belge zwischen Kurhaus und dem Eingang der Rue du Cerf. Ostende mit seinem immer sehr interessanten, vielfarbigen Leben hatte ihnen so gut gefallen, daß sie gern zurückgekehrt waren. Es sollte übrigens die letzte Station ihres Reiselebens sein — Gunde hatte die Absicht, in Berlin wieder festen Fuß zu fassen.

Das Jahr war schnell vergangen, und es war ein Bummeljahr gewesen, durchaus mit den gewünschten „neuen Eindrücken". Gunde überließ sich in dieser Zeit willig der Führung der neuen Freundin, ohne nach dem Sinn ihres Lebens und den Zielen ihres Handelns zu fragen. Sie hatte an dem Tage, da sie die kleine deutsche Residenz verlassen, sofort die Trauer abgelegt, und es schien, als sei mit dem schwarzen Kostüm auch der Rest ihrer ernsteren Vorsätze gefallen. Sie warf sich mit frohem Aufatmen und dem Jubel einer endlich aus langer Gefangenschaft Befreiten dem bunten Spiel der Erscheinungen entgegen, die das Dasein in der Fremde bot. Zuweilen war ihr, als sei die ganze Vergangenheit hinweggefegt oder wenigstens weit, weit in die Ferne gerückt, so daß sie ihr fremd geworden war. Alle Verhältnisse hatten sich merkwürdig verschoben; unangenehme Begleiterscheinungen fielen fort, das Leben bestand nur noch aus Genießen und floß in einem so glatten Gelingen dahin, daß kein Hindernis, kein Widerspruch zu inneren Erschütterungen führen konnte.

Von Ostende zog man zunächst mit Sack und Pack nach dem Süden, verlebte den Spätherbst in Nizza, trieb sich ein wenig in Monte Carlo herum und fuhr dann nach Paris, wo Gunde, etwas müde geworden der Halbheiten und der allzu vagen Stimmungen, beabsichtigte, sich wieder ihren Studien zu widmen. Aber es wurde nicht viel daraus. Sie ließ sich allerdings in der Akademie Ranςon einschreiben, fand auch an einigen ihrer Lehrer Gefallen, stürzte sich vierzehn Tage lang mit fieberhaftem Eifer in ihre Arbeit und erlahmte dann ebenso schnell. Sie kannte Paris noch gar nicht, und ihre üppige Lebenslust sehnte sich danach, sich in dem Glanz dieser reizenden Stadt zu baden. Bekannte fand Frau von Isbert schnell, andere Bekanntschaften wurden mit leichter Hand angeknüpft. Ulla hielt immer auf eine gewisse Kultur des Aeußeren und die feine Beweglichkeit des Sichgebens, die eine ästhetische Lebensanschauung bedingt, sonst aber war sie wenig wählerisch. So kam man in Kreise hinein, in denen man sich außerordentlich gut unterhielt, ohne sich nach irgendeiner Seite einengen zu lassen, und trat mit Menschen in Berührung, die zum Teil doch schon auf den Grenzlinien zweier Welten wandelten und für die bürgerliche Gesellschaft mit ihren Gesetzen und Ordnungen nur ein skeptisches Lächeln übrig hatten. Daß Gunde in diesem amüsanten Zigeunertum nicht haltlos wurde, verdankte sie lediglich ihrem noch immer festen Vorhaben, das Ziel einer bestimmten Lebenssicherheit unbedingt zu erreichen, und dies Ziel sah sie in einer Ehe, die alle Vorbedingungen menschlichen Glückes in vollem Umfange bieten konnte. Sie ging also von neuem auf das Erobern aus und wollte nicht wenig. Aber sie ließ sich Zeit. Sie war vor kurzem vierundzwanzig Jahre alt geworden und sah wie achtzehn oder neunzehn aus, und sie schien in diesem Dasein fröhlicher Nichtstuerei sich noch mehr zu verjüngen. Ein paar Partien hatte sie vorübergehen lassen. Ein junger Maler hatte sich wahnsinnig in sie verliebt, und aus dieser Leidenschaft war auch sie selbst nicht ohne Herzklopfen hervorgegangen. Einmal hatte ein reicher Russe um sie angehalten, der war ihr zu schmutzig gewesen — ein andermal ein hübscher kleiner Diplomat, noch dazu ein Marquis, der durch sie seine Krone neu zu vergolden hoffte.

Denn man war allgemein der Ansicht, daß sie über große Mittel verfügen mußte. Und sie sparte auch wirklich nicht — sie gab mit vollen Händen das Geld aus und lachte, wenn Ulla ihr klagte, daß sie ihr nicht zu folgen vermöge. Die Kreditbriefe Brandts trafen immer pünktlich ein, meist von einigen persönlichen Zeilen begleitet: die Geschäfte gingen gottlob glänzend — Augustenhof sei eine Ruine geworden, aber wie ein Phönix aus der Asche werde sich die neue Fabrikstadt erheben — im übrigen warte er nach wie vor . . . Warte nur, dachte Gunde, warte bis an den jüngsten Tag! Ihr genügte, daß er ein umsichtiger Verwalter ihres Vermögens war, und daß seine Geschäftspraxis ihr gestattete, „auf der Höhe" zu bleiben! Aber oft begriff sie auch selbst

nicht, wo ihr Geld eigentlich hinfloß. Zuweilen beunruhigte sie sich und legte sich ein Ausgabebuch an, um wenigstens eine gewisse Kontrolle zu haben. Die Wendung zur Ordnungsliebe währte indes nicht lange. Wenn eine hohe Schneiderrechnung kam, empfand sie eine gewisse Furcht, die Riesensumme dem Buche anzuvertrauen. Wozu auch? Das Geld ging ja doch heidi — man brauchte sich nicht mehr daran erinnern zu lassen! —

Schon daheim, zu Zeiten ihres Vaters, hatte Gunde sich nie Sorgen gemacht, und die alljährliche Strafpredigt des Ministers in der ersten Hälfte des Januar, wenn die Rechnungen sich häuften, stillschweigend entgegengenommen. Jetzt wurde sie verschwenderisch, weil der Geschmack am Luxus in dem sich weitenden Rahmen ihres Lebens zusehends wuchs.

In der Pariser Zeit hatte sie sich Anna, ihre frühere Zofe, nachkommen lassen. Sie wollte nicht länger von fremder Bedienung abhängig sein, und Anna hatte es immer ausgezeichnet verstanden, sich ihrer Eigenart anzupassen. Dadurch verteuerte sich das Reiseleben noch mehr. Nur ein Aufenthalt während des Hochsommers in der Bretagne brachte eine kleine Ersparnis, dann kam wieder Ostende an die Reihe, und Brandt mußte ein neues Akkreditiv an J. Staessens & Co. schicken, das nicht lange reichte.

Die beiden Damen bewohnten im Royal-Hotel zwei hübsche Schlafzimmer, die durch einen Salon verbunden waren, in dem sie häufiger des Abends speisten, wenn ihnen der Kurhaustrubel zu viel war oder sie sich gesundheitlich nicht ganz auf dem Posten fühlten. Nach dem Seebade pflegte sich Ulla gern noch ein Stündchen zu Bett zu legen, während Gunde den Tennisplatz besuchte, wo sie immer Bekannte fand und durch ihre erstaunliche körperliche Gewandtheit Aufsehen erregte.

So war es auch heute gewesen. Als sie nach dem Hotel zurückkehrte, fand sie Frau von Isbert schon fertig angekleidet am Schreibtisch sitzen.

„Ich berechne eben, was ich Dir schuldig bin," sagte Ulla. „Es kommen immerhin ein paar tausend Francs heraus."

„Du solltest Dich mit wichtigeren Dingen beschäftigen," entgegnete Gunde lachend. „Zum Exempel mit Deiner Toilette für das Opferfest am Abend."

„Glaubst Du, daß es ein Opferfest wird — und soll ich wirklich das Opfer sein?"

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

H. R. Das Gesamtgewicht eines Schiffes wird auf sehr einfache Weise berechnet. Man geht hierbei von dem Satz aus: Damit ein Körper schwimmt, muß er gerade so schwer sein wie die Wassermenge, die er verdrängt. Darum nimmt man die Masse eines Schiffes, berechnet den Rauminhalt des im Wasser befindlichen Teiles und erhält dadurch die Zahl der durch die Schiffsmasse vertretenen Tonnen Wassers. Diese Tonnenzahl nennt der Fachmann Deplacement. Er versteht unter Tonne aber das Gewicht einer Raumtonne Wassers, das 1020 Kilogramm beträgt. Der „Kronprinz“, eines unserer neuesten Linienschiffe, wiegt mit seinen 25 800 Tonnen Deplacement 25 800 × 1020 Kilogramm = 26 316 000 Kilogramm, während einer unserer besten großen Kreuzer ein Gewicht von 23 000 × 1020 = 23 460 000 Kilogramm hat. Die kleinen Kreuzer erscheinen mit 4500 × 1020 = 4 590 000 Kilogramm. Ein größeres Transportboot kommt mit 650 × 1020 = 663 000 Kilogramm zur Berechnung, ein modernes U-Boot mit ungefähr 1000 × 1020 = 1 020 000 Kilogramm. Gewichtiger als das schwerste Linienschiff sind die neuen Schiffe der Handelsflotte, z. B. der „Imperator“, der im vollbesetzten Zustande ein Bruttogewicht von 63 000 × 1020 = 54 060 000 Kilogramm hat.

J. W. Die Landschaften Teltow und Barnim wurden etwa im Jahre 1230 auf friedlichem Wege von den Markgrafen Johann I. und Otto III. erworben. Die Kolonisation setzte sofort mit der Begründung von Städten ein. Es ist wahrscheinlich, daß Berlin-Cölln in erster Linie in Betracht kam als eine Etappe auf der wichtigen Straße, die ihren Anfang bei Magdeburg nahm und über Brandenburg und Berlin bis zu jener Furt der Oder führte, wo die Stadt Frankfurt begründet wurde. Daß Berlin-Cölln schon in wendischer Zeit besiedelt war, verraten die slawischen Namen; wann Berlin gegründet ist, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Waldsanatorium Sommerstein b. Saalfeld i. Thüringen. Der Betrieb wurde auch während des Winters in vollem Umfange bei recht befriedigendem Besuch aufrecht erhalten. Für das Sommerhalbjahr wird reger Zuzug erwartet auf Grund sehr zahlreich vorliegender Anfragen über die Sommersteiner Kuren, namentlich über die Regenerationskuren, die sich auch im Vorjahr durchgehend als recht zufriedenstellend erwiesen haben.

Die neue Halpaus-Zigarette „Attacke“ zu 6 Pfennig bedeutet in der Tat eine schneidige Vorwärtsbewegung in der Zigarettenfabrikation. Das große Format bietet bei größerem Genuß vollwertigen Ersatz für mittlere Zigarren. Um auch Zigarrenrauchern das ungewohnte Zigarettenrauchen zu erleichtern, ist jedem Karton à 25 Stück eine elegante, leicht zu reinigende, imitierte Bernstein-Zigarettenspitze beigepackt. Man fordere also „Halpaus Attacke“ mit Spitze.

Leciferrin

für **junge Mädchen** und **schwächliche Frauen** mit matten Augen, blassem Aussehen, schwächlichem Körper.
Bereichert das Blut, kräftigt Körper u. Nerven, macht den Körper widerstandsfähig.
Von **hervorragenden Aerzten** empfohlen.
Überall erhältlich, auch in Tablettenform, bequem auf Reisen.

Willensstärkung

Persönl. Unterricht in Geistesschulung, Gedächtnislehre, Charakterbildung, Willensstärkung. Mehr als 20jähr. Erfahrung. Prospekt mit zahlr. Zeugnissen frei von L. Poehlmann, München A54, Amalienstr. 3



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 24, versend. grat. Katalog A über Selbstfahrer (Invalidenräder), Kat. B über Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer, Zimmerklosettstühle

Briefmarken Auswahlsendg., länderweise geordnet, ohne Kaufzwang. Karl Hennig, Weimar

Das Alte stürzt!
Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „NORMAL" Viele Anerkennungen. Prospekte frei durch **E. Kompalla**, Dresden i. 128.

Reizende
Künstlerpostkarten
Stets Neuheiten
Papier- u. Schreibwaren
Männich & Höckendorf
Hirschberg i. Schl. 1.

Musikinstrumente.
Welches Instrument interessiert? Preisliste Nr. 514 umsonst. **Edmund Paulus** Markneukirchen Nr. 514.



Das Feldherrnspiel. Ein Spiel von 40 Karten. Neu! Interessant. Preis M. 1 Nachn. Ins Feld Vorauszahlung. **F. Heierhoff**, Kabel 25 i. Westf.

Wasch - Toilette - Stücke
parfümiert, v. Kriegs-A. für Oele und Fette genehmigt.
Ueber 3 Millionen Stück verkauft.
Zahlreiche Nachbestellungen und Anerkennungen. — Postpaket 5 Mark frei.
A. Blachmann, Breslau 23, U. 1.

echte billige **Briefmarken** Alle verschieden!
100 Asien, Afrika, Australien M. **2.25**

25 alte Montenegro M. 3.—	5 gest. Warschau M. 2.—
30 versch. Türkei „ 1.50	25 versch. Persien „ 1.50
1000 verschied. nur 12.—	2000 verschied. nur 45.—

100 verschied. Kriegsmarken der Zentralmächte nur 17.50
Max Herbst, Markenh., **Hamburg** K.
Illustr. Markenliste auch über Alben kostenl.



Der **Mensch** in körperlicher u. geistiger Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Vererbung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde". 83 Abbildg. Gegen Voreins. von M. 3.— (auch ins Feld) zu bez. von **Strecker & Schröder, Stuttgart 4.**



Militär-Taschenuhren
nachts hellleuchtend (mit Garantie) M. 8.75 15.25 22.50 bis 25.—
Militär-Armbanduhren
mit Radium-Zifferblatt u. -Zeigern M. 12.75, 16.—, 24.— 30.— etc.
Kriegsschmuck
zeitgemäße Geschenkartikel



No. F109a. Modernes Granatarmband aus Goldbronzemetall stark matt. — Vergoldet m. Scharnier z. Oeffnen. Eisernes Kreuz (Natur imit.) M. 9.25
No. F148. Granatring, matt vergold., mod. verziert m. Eisern. Kreuz M. 1.20
★
Ferner billigst: Taschenmesser, Rasier-Apparate, Zigarren-Etuis, Geldbörsen, Tabakpfeifen, Papier- und Schreibwaren etc.
Kataloge erhalten Soldaten auf Verlangen kostenlos nach allen Fronten.
M. Liemann Akt.-Ges. Berlin C. 25, Prenzlauerstr. 60. Größtes Unternehmen seiner Art.

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenarzt Dr. Em. Meyer. 65. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. 2.40 M., Fein geb. 3.30 M., m. Goldschn. 3.60 M. (Porto 20). Vonj. Buchh. u. geg. Voreinsend. d. Betrag. von Strecker & Schröder, Stuttgart 4.

Ansichts - Postkarten!

100 Stück	schwarz franko gegen	1.90 M.
100 „	bunt, la z. 10-Pf.-Verk.	2.30 M.
100 „	Serienkarten	3.— M.
100 „	Tiefdruckkarten	3.50 M.

300 alle Sorten gemischt 7.50, 100 Pfingstkarten M. 3.00, keine Gratismust.
Kunstverlag Berlin 39, Sellerstr. 3.

Butterbrot-Papier
Ia. 100 Blatt 35 Pf. **Toilette-Papier** gr. Rollen, fest u. weich, 25, 30, 40 Pf. Postpaket geg. Eins. v. 4, 5, 6, 8 Mark frei, Nachnahme 30 Pf. mehr. Haushalt- und Toilette-Artikel. Liste gr. u. franko. **A. Maas & Co., Berlin 23, Markgrafenstr. 84.**

Dr. Bieling, Waldsanatorium Tannenhof, Friedrichroda (Thür.) Besonders geeignet für: Ruhebedürftige und Kriegsrekonvaleszenten

Feld-Photo Apparate mit allem Zubehör. Carl Bodensteiner, München NW 1, Karlspl. 17

Browning Kal. 7,65 M. 38.-, „ 6,35 M. 35.- Mauser, Parabellum M. 65.- Benekendorff Friedenau, Rheinst. 47

Stottern
und nervös schweres Sprechen gründlich zu beseitigen! Aber wie? Auskunft gibt O. Hausdörfer, Breslau 16, Wilhelmsruh A. 31.

Fort mit dem [Hand-Symbol]
Bein-Verkürzung unsichtb. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar, Gratis-Brosch. senden **„Extension" G. m. b. H. Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 255**

Wir kaufen
Markensammlung
gegen sofortige Kasse.
Philipp Kosack & Co., Berlin C, Burgstr. 13

Krankheit
und ihr Einfluß auf den Charakter
von Dr. Kreuser. Ein wertvolles Buch für Leidende. Geg. Einsendung von 3.40 M. (geh.) oder 4.60 M. (geb.) freie Zusendung durch jede Buchh. od. direkt vom Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart 4.

Briefmarken Zeitung gratis LEO GSCHWIND, POESSNECK i. Thür.

Foto Abzüge, spez. Karten n. Negativ 100 St. M. 6 **E. Heyne, Berlin S. 14,** Neue Jakobstr. 9.

Carl Gottlob Schuster jun. Markneukirchen No. 348. Bedeut. Instr.-Firma. Kataloge gratis. Gegr. 1824

Neuester Kriegsring



Nr. 2010, echt 800 Silber gestempelt, mit Landesfarben schwarz-weiß-rot u. Eisern. Kreuz in echt Email, feinste Relief-Arbeit.
Reklamepreis Mark 1.90,
auch mit Inschrift „Ost-Front". Betrag per Postanweisung oder in Scheinen bzw. Briefmarken. Porto und Verpackung 25 Pf., Feld nur 10 Pf. extra. Nachnahmen ins Feld sind nicht zulässig. Als Ringgröße genügt Papierstreifen. **Neuer Katalog v. 1917 kostenlos.**
Sims & Mayer, Berlin SW 68 nur Oranienstr. 117/118. Abt. 16.



Für die Krieger im Felde!
Für die Verwundeten in der Rekonvaleszenz!
Blutan ohne Zusatz zur allgemeinen Stärkung.
Brom-Blutan zur Beruhigung der Nerven.
Preise wie früher mitgeteilt.
Die Blutane sind alkoholfreie Stärkungsmittel, wohlschmeckend und billig.
In allen Apotheken zu haben.
Chemische Fabrik Helfenberg A. G. vorm. Eugen Dieterich in Helfenberg (Sachsen).

Gaslicht-Postkarten z. 5, 5½ u. 6 Pf. pro Stück, je nach Auflage, liefere ins Feld. Vergrößerungen. Preisl. kostenl. **Artur Pfau**, Vergröß. u. Kopieranstalt, **Eßlingen a. N. 9.**

Deutsche Haarfarbe
Kinoir verleiht grauen Haaren ihre ursprüngliche Farbe v. blond, braun, schwarz usw. sofort waschecht wieder. Karton 5.— M., Probe 1.50 M. Bei Bestellung bitte die Farbe der Haare anzugeben.
Franz Schwarzlose Königlicher Hoflieferant. Berlin SW, Leipziger Straße 56.

Kein Leser versäume meine neue Preisliste zu verlangen. **August Dürrschmidt** Musikinstrumente und Saitenfabrik Markneukirchen i. S. 60.

Weltruf! Celloidinkart. 10 Stck 0.32, 100 Stck. 3.00. Apparate. Gelegenheitskäufe. Platten, Papiere, billigste Bezugsquelle. Liste frko. **Reinhold Wittig, Rudolstadt 18.**

Schottlaender's Haarfarbe In allen Farben. Orig.-Flasche M. 2.— H. Schottlaender, Berlin C. 105, Burgstr. 27

Wer photographiert
sende seine Negative zum Kopieren pp. nur an unsere elektr. Photowerkstätte. Allerbeste, sauberste Arbeit, billigste Preise, schnellste Lieferung. **Hochinteressante Photo-Karten** nach von uns erworbenen Original-Aufnahmen; 60 Stück Mark 5.— franko. Wiederverkäufer Extra-Preise. **M. Becker & Co., Ilmenau 82.**

Briefmarken Auswahl ohne Kaufzwang garant. echt. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 Preisl. umsonst. Höchste Bezahl. f. Ankauf.

Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden. Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 11 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen.

Mein bester Zahnarzt



Zahnstein lösend!
Macht dadurch die Zähne glänzend weiß. Uebler Mundgeruch wird beseitigt durch kräftige Desinfektion des Mundes und des Rachens. Angenehm erfrischend durch
köstliches Aroma

Kaliklora
Queisser's Zahnpasta
In halben und ganzen Tuben zu bekannten Preisen und Bedingungen.
Hersteller:
Queisser & Co., Hamburg 19

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — bach — brah — bung — dan — dau — dau — de — de — di — dol — e — e — e — es — fa — fisch — gau — hen — i — la — la — la — lai — lan — land — lar — le — licht — ma — mar — men — mit — mond — nach — nat — ne — neu — nord — or — pe — ragd — re — ri — ri — ruf — schie — se — sel — sma — sol — su — sur — stock — tah — tha — tul — u — u — uh — van — ve

sind 27 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen zeitgemäßen Ausspruch ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Glied, 2. Rauchableiter, 3. amerikanische Provinz, 4. Blume, 5. Betrug, 6. durchsichtiger Farbüberzug, 7. australische Stadt, 8. Naturerscheinung, 9. bequemes Möbel, 10. ostpreußische Stadt, 11. Amtstracht, 12. Stadt in Oesterreich, 13. unsinniges Geschwätz, 14. Reiter, 15. Gedächtnisrede, 16. Münze, 17. Flotowsche Oper, 18. deutschen Dichter, 19. Edelstein, 20. afrikanische Landschaft, 21. ein Gott, 22. Säugetier, 23. Fischart, 24. Einsiedler, 25. alte deutsche Landschaft, 26. Lehrling, 27. Mondphase.

Scherz-Rätsel.

Zum Großen hat ihn die Geburt gemacht,
Was tut er, nimmt man sich was raus? Er lacht.

Rösselsprung.

ein	der	steht	ist	See	mir	Beine	Wind
mein	auf	See	auf	Wind	der	der	an
fernen	Segel	Schatz	der	Wind	die	der	weht
Wind	schnell	her	von	See	wie	tief	Herz
zu	der	du	der	so	mein	der	stark
zu	du	ihn	ihn	der	Meer	ist	wie
See	mir	auf	her	See	tief	so	auf
Wind	mir	blas	blas	und	Wind	das	so

Geltung.

Im Wort mit F gilt nur der H,
Das G spielt keine Rolle da.

Kapsel.

Nimm einem Baume Kopf und Fuß;
Dann aber halte ein!
Denn was noch übrig bleibt, das muß
Dir unverletzlich sein.

Unterschied.

Hast Du als Kind es oft genossen,
Sind Dir wohl Kräfte draus entsprossen,
Doch bist als Mann Du häufig drin,
Erwächst Dir Nachteil statt Gewinn.

Unermüdlich.

Sie hebt die schwersten Lasten,
Schmückt zart die Laube auch,
Sie lassen niemals rasten
Schiff, Mühle, Wolke, Rauch.

Warm und kalt.

Mein Wort wird gerne warm gegessen,
Doch trifft man's heute selten an.
Es wird sogleich sehr kalt indessen,
Fügt hinten man ein s ihm an;
Setz' noch en zu und sogleich
Wird's kalt, sehr hart und warm, sehr weich.

Lösung des Silbenrätsels aus voriger Nummer:

Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude. (Schiller.)

1. Walküre, 2. Chateaubriand, 3. Pschorrbräu, 4. Schmalzstulle, 5. Leier, 6. Segelschiff, 7. Ratte, 8. Benedetti, 9. Marienbad, 10. Halberstadt, 11. Moses, 12. Mandschurei, 13. Großherzog, 14. Gummi, 15. Basedow, 16. Kerze, 17. Kreuzband, 18. Wildungen.

Humor

In der Wislokastellung war ein „starschij unterofizér“, „älterer Unteroffizier“ der Russen, Feldwachkommandant, zu uns übergelaufen.

„Warum?“ fragte man ihn, „hast Du nicht auch Deine Leute mitgebracht?“

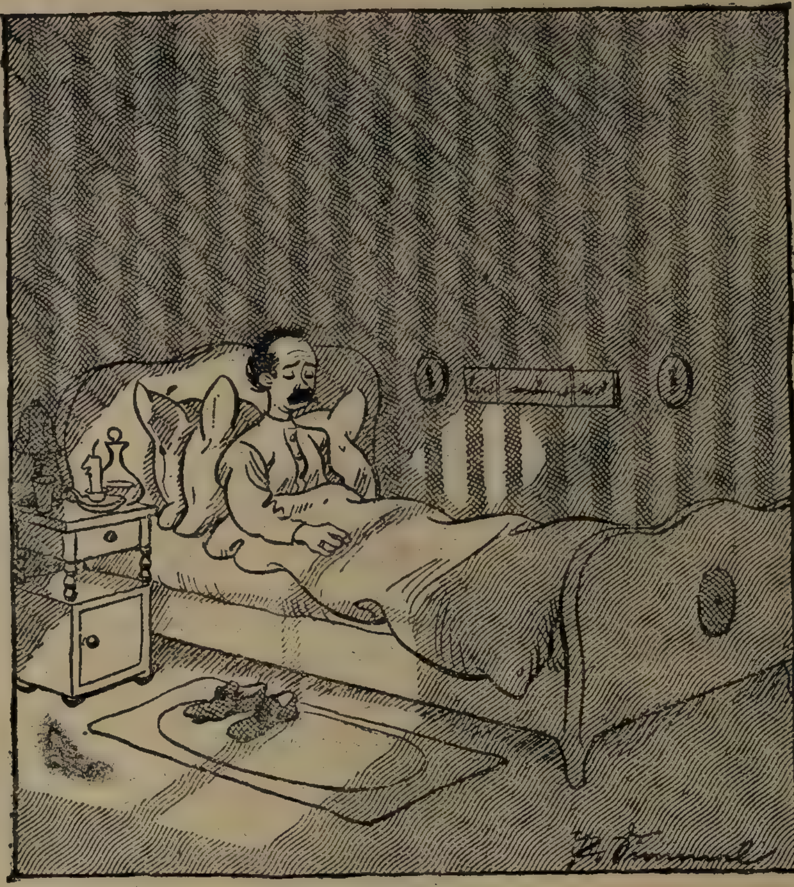
Er zuckte die Achseln. „Es waren unverläßliche Elemente darunter.“

Roda Roda.

*

Die gnädige Frau war während der Ausbildungszeit ihres Mannes mit in die kleine Garnison übersiedelt und hatte die Wohnung der Obhut des Mädchens anvertraut. Bei ihrer Rückkehr findet sie jedoch ihr Vertrauen so schmählich getäuscht, daß sie die Küchensee Knall und Fall entläßt. Als die, zum Fortgang gerüstet, ihrer Gnädigen mit Armsündermiene das Dienstbuch übergibt, tut es der jungen Frau leid, dem sonst tüchtigen Mädchen das Finden einer neuen Stelle zu erschweren, und sie sucht nach einer möglichst milden Umschreibung des Kündigungsgrundes. Ihre Eintragung lautet demgemäß: Entlassen, weil sie eigenmächtig unsere Wohnung in ein Soldatenheim umwandelte.

Zeichnung von Paul Simmel.



Schlaflosigkeit.

„Der Arzt hat mir gesagt, ich soll zählen, bis ich müde werde. Jetzt bin ich schon über die Kriegsanleihe raus und schlafe noch nicht!“

Dicht hinter der Front bei Czernowitz kam ein Trupp Dragoner des Wegs, und an ihrer Spitze ritt ein Mann in Nachthemd und Unterhosen.

Ich schaute maßlos verwundert.

Da sagte der sonderbare Mann:

„Gelt, das täten S' mir net ansehen, daß ich Major bin? Grad is mir mein Quartier abgebrannt, und ich bin aus 'm Fenster gesprungen.“

Roda Roda.

*

Vor dem Schulgerichtshof. Der vorsitzende Primaner zum beschwerdeführenden Tertianer: „Müller, Du klagst den Sekundaner Meier an, daß er Dich einen Hippopotamus genannt hat. Das ist aber doch schon vier Wochen her! Warum meldest Du das erst jetzt?“

Müller: „Weil ich gestern zum ersten Mal einen Hippopotamus gesehen habe.“

*

Es war bei einer Aufführung des „Kaufmanns von Venedig“. Alles verharrte in atemloser Spannung, als Shylock, von Porzia ermahnt, Milde walten zu lassen, dennoch ingrimmig ausrief: „Ich steh' auf meinem Schein: ein volles Pfund von seinem Fleisch begehr' ich!“ Da erscholl es plötzlich „vom hohen Olymp herab“ mit Donnerstimme: „Mensch — besinn' Dir doch, — de Wochenrate beträgt ja man bloß dreihundertfünfzig Gramm!“

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 22

3. Juni 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Phot. Leipz. Presse-Büro.

Im Schützengraben an der Isonzo-Front:
Ein Geschütz mit Periskop.



An der Isonzo-Front: Kaiser Karl und Feldmarschall Freiherr Conrad v. Hötzendorff bei der Beobachtung des Kampfes.
Phot. A. Grohs. Frhr. v. Conrad, daneben Kaiser Karl.

Die Isonzoschlacht.

Der italienische Kriegsberichterstatter Barzini berichtet über die neu entbrannte zehnte Schlacht am Isonzo: „In diesem europäischen Kriege ist manche andere Schlacht mit ungeheurem Einsatz von Menschen und Kanonen ausgefochten, manche andere Schlacht auf bergigem Gelände geführt worden, nie zuvor aber einten sich die charakteristischen Merkmale des Bergkrieges mit denen einer gewaltigen Materialschlacht zu einer so gigantischen Größe. In tiefen Tälern, auf hohen Bergkuppen, in dunklen Wäldern, auf schwindelnden Felsengraten, an wild zerklüfteten, steilen Wänden und in schauerlichen Klüften tobt der Kampf, der hier kein Schema kennt, der so veränderlich, unberechenbar und voller Ueberraschungen ist, daß er jeden Augenblick wechselt, bei jedem Schritt eine neue Kampfweise erheischt, unter tausenderlei Gestalt auftritt. Denn jedes neue Ziel erfordert hier seine eigene Angriffstechnik. Für jeden noch so unwesentlichen Punkt muß ein besonderer Kriegsplan entworfen werden. Hier heißt es drohen und hinhalten, um dort im Sturm vorzugehen, hier müssen die Kräfte sich auf ein Ziel vereinigen, dort umgekehrt sich fächerartig nach allen Seiten entfalten. Das Auge sieht nichts als Episoden, und nur allmählich ergibt und klärt sich in dem rasenden Tumult der Grund, warum hier gehalten dort vorgegangen wird. Niemand, der unsere Stellungen an gewissen Punkten gesehen hat, würde es für glaublich gehalten haben, daß nach Tausenden zählende Mannschaften auf geheimen Pfaden ungesehen vom Feind unter dem granatenbefegten Gelände herangeführt werden könnten. Ein Jahr lang haben Sprengstollen und Hacke die Vorbereitungen für diese Schlacht treffen müssen. Der Feind ahnte es und sah sich vor. Er arbeitete an seiner Verteidigung, wie wir am Angriff. Er schachtelte sich in den Fels ein, baute sich Galerien, Höhlen, Verbindungswege, ganze unterirdische Städte mit elektrischer Beleuchtung und legte sich unzählige gepanzerte Maschinengewehrverstecke an, die durch in die Tiefe führende Gänge mit den Unterständen verbunden waren. Ihn zu überraschen, war ausgeschlossen. Die Schlacht war vorausgesehen und mußte den Zusammenstoß zweier vollendeter Organisationen bringen.



Linienschiffsleutnant Banfield, der im Kampf gegen die italienischen Flugzeuge die größten [illegible] erzielt hat.

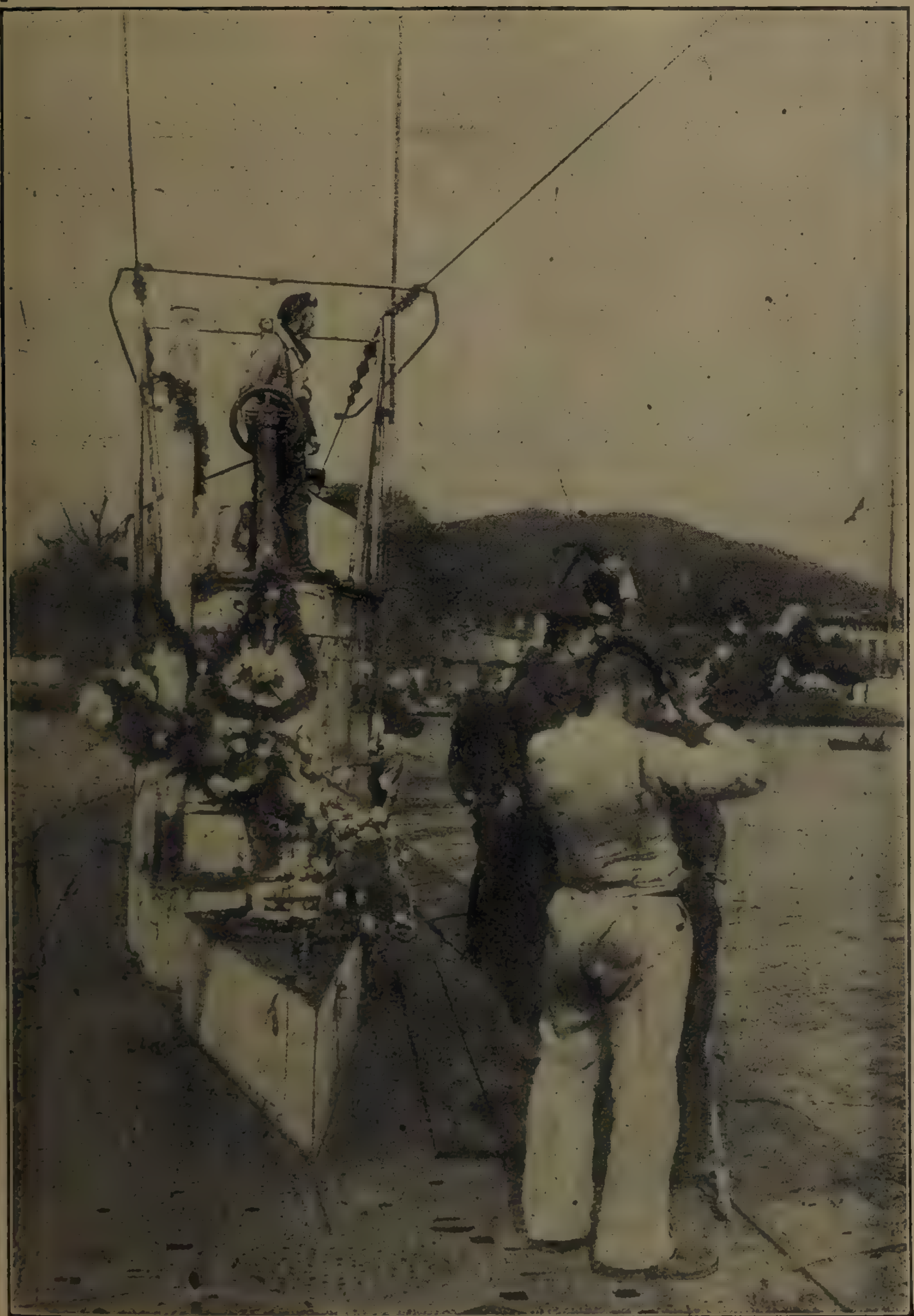


Generaloberst Boroevic v. Bojna, der Kommandierende der österr.-ungar. Truppen an der Isonzo-Front. Aufnahme von Alice Schalek.

U-Boot-Ausfahrt aus einem Heimathafen



Vor der Ausfahrt eines U-Boots aus dem Heimathafen.
Prinz Heinrich von Preußen auf einem U-Boot vor der Ausreise. Das Kaiserhoch.



Mit Blumen geschmücktes U-Boot vor der Ausreise.
Phot. Bufa.



Losmachen des ausfahrenden U-Boots vom Kai.
Phot. Bufa.

Die englische Flieger-Untat in Zierikzee in Holland

Die Engländer schreien sofort: „Seht, die Frauen- und Kindermörder!“ wenn einem Angriff auf eine feindliche Anlage, die militärischen Zwecken dient, Zivilisten zum Opfer fallen. Aber sie übergehen es mit Stillschweigen, wenn ihre Flieger, fernab vom Kriegsgebiet, Bomben werfen und Frauen und Kinder töten, wie es in Freiburg und Karlsruhe und jetzt auch im neutralen Holland geschehen ist.

Am 29. April warf ein englisches Flugzeug sechs Bomben auf die holländische Stadt Zierikzee in der Provinz Zeeland. Aus den gefundenen Sprengstücken geht unzweifelhaft hervor, daß die Bomben von einem englischen Flieger abgeworfen wurden; ferner haben unsere Untersuchungen ergeben, daß ein Flugzeug der Mittelmächte nicht in Frage kommt. — Hollands Proteste wurden von England mit lauen Wendungen abgefertigt. Und mehr noch: die Ententepresse sowie die neutralen Zeitungen, die unter dem Einfluß der Entente stehen, übergehen diese Untat einfach mit Stillschweigen. Wenn bei der furchtbaren Kriegführung, zu der uns unsere Gegner zwangen, in einer von uns bombardierten feindlichen Festung Zivilisten zum Opfer fallen, — Opfer, die sich bei einem Angriff im Kriegsgebiet nicht vermeiden lassen —, dann gelten wir unsern Feinden als Frauen- und Kindermörder. Sie vergessen, daß der Angriff auf eine feindliche Anlage, die militärischen Zwecken dient, mit jedem Mittel unser gutes Recht ist. Unsere Gegner aber bilden sich noch etwas darauf ein, wenn sie offene deutsche Städte mit Bomben bewerfen; sie sind die Mörder von Freiburg und Karlsruhe, sie töteten Frauen und Kinder hier und in Zierikzee!



Die englische Flieger-Untat in Zierikzee in Holland: Das zerstörte Haus der Familie Leydekker, die durch die Bomben getötet wurde. In der Mitte: die Bildnisse der Getöteten.





Bilder von den Zerstörungen in Zierikzee der holländischen Zeitschrift „Het Leven“.

Verwüstungen in einer Straße in Zierikzee, die durch den Angriff des englischen Fliegers angerichtet wurden.



Bilder aus dem Leben der deutschen Soldaten bei der türkischen Armee: Baden der Büffel im Mittelmeer. Phot. A. Grohs.

Der Krieg in der Wüste

Mit den deutschen Truppen bei der türkischen Armee. Tagebuchblätter von Christian Bouchholtz.

Heuschreckenschreck.

Eine Wolke über Jerusalem — diese Seltenheit! Und es ist eine große Wolke, denn die Sonne kriecht nicht mehr hervor. Es wird dämmerdunkel im Keller. Es rauscht und braust draußen in der Luft, wie wenn Wind in Schilf wühlt. „Ein Unwetter gibt's!" hebt die Klosterschwester die dünnen Brauen. Und das Rauschen wird vernehmlicher, näher, drohender, wird orkanartig, wie von dem Gesurre von Hunderttausenden von Propellern; plötzlich prasselt's draußen nieder. — „O Gott! Hagel!" springt die Schwester auf und läßt ihren Kranz fallen.



Oberst v. Kreß mit seinem Stab auf einem Ritt zur Front. Phot. A. Grohs.



Baden der Reit-Kamele.



Araber-Frau.

Bilder aus dem Leben der deutschen Truppen bei der türkischen Armee:



Türkische und deutsche Truppen auf dem Vormarsch.

Es wird schwarz wie Nacht, Wolkenbrüche stürzen nieder. „Das müssen Hagelkörner sein! Reinste Taubeneier!!" Der Klosterbruder springt auch auf, steigt auf eine Kiste und sieht zur Kellerluke hinaus: „Erbarmen! Das sind ja wieder die Heuschrecken!" Und gleich springt er zurück; denn die Heuschrecken kommen schon hereingekrochen, hereingeflattert durch die Kellerluke. Kommen wie ein gelblichgrünes Quillen. „Schnell eine Kiste vor die Luke!" ereifert sich der Bruder, verstopft die Luke. Es wird stockfinster. Eine Frauenstimme — höchsten Soprans — klagt im Dunkel: „Ach, meine schönen Blumen im Garten!" Wir laufen hinaus, in den Garten, um zuzusehen . . . Der Bruder erwischt den Araberknirps, will sein Ohr erhaschen und erhascht statt dessen das grüne Kürbisblatt, das er unterm Fez trägt. Er brüllt ihn an: „Mach, daß Du in die Kapelle kommst, Glocken läuten!" „Hä?" fragt der Knirps, der nicht versteht. Der Bruder macht die Bewegung des Glockenläutens nach, singt dabei: „Bimbaum, Bimbaum!" und mit einer befehlenden Bewegung: „Talla, Talla. Schnell!" „Ach —" lacht der Kleine. „Zu Befähl!" Klappt die Hacken zusammen, salutiert. Verschwindet. — „Glockenläuten! — Die Heuschrecken sind da!" stürmt Bruder Egidius in die Singstunde. Und von da hinauf zum Gesinde und trommelt es auf. „Warum sollen Glocken geläutet werden?" frage ich die Schwester. „Den Schall können die Tierchen nicht vertragen, sagt man. Aber es ist ja schon zu spät. Bevor sie sich niedergelassen, hätte man läuten sollen. Da wären sie vielleicht mitgeflogen . . ." — Sie verschwindet in ihrem Zimmer. — Der Bruder rumort im Haus. „Heuschrecken! Heuschrecken!" Den Flur gehe ich lang, den langen Klosterflur mit den Spitzbögen. Hier und da springen schon Heuschrecken an den Pilastern hoch, fallen wieder



Die Wüsten-Feldbahn, die die Soldaten den „Wüsten-Expreßzug" nennen. Phot. A. Grohs.



Ein amerikanischer Tank.

Phot. A. Grohs.

zurück mit dürrem Aufschlag. Ein bewegtes, grünbraunes Gemengsel wimmelt da durch den Garten. Der ganze Garten ist zu einem kriechenden Moor geworden. Ueberall wimmelt's, auf jeder Blume, auf jedem Zweig, jeder Baumkrone . . . Eine Art dürren, fressenden Lavastroms. Die Mauer ist hoch bedeckt von einer Schicht Heuschrecken (fliegen können sie nicht mehr, so dicht gehäuft sind sie). Bruder Egidius erscheint neben mir. Gefolgt von den Schülern, gefolgt von den Dienern und Mägden. Jeder trägt eine Gießkanne. eine Pfanne, einen Deckel. Und da geht's los. Seltsames Gebaren. Sie wandeln durch den Garten. Sie schlagen alle mit Kochlöffeln und Feuerhaken auf den Blechgeschirren und vollführen einen ohrenbetäubenden Radau. Das soll die Heuschrecken vertreiben. „Die Musik vertragen sie nicht!" sagen sie. Und die Araberbediensteten heben ein Geschrei an, als würden sie geröstet bei lebendigem Leib. Ob sie flüchten vor dem Radau, die Heuschrecken? Ich sehe, wie kleine Zweige an den von Heuschrecken überhäuften Bäumchen einknicken. Wie die Blumen — hier eine rosa Federnelke, dort eine gelbe Marguerite — auf den Beeten im Heuschreckenstrome zu wandern scheinen; ja, sie wandern, treiben, wie Blüten auf dem Wasser, nicken, wanken, tauchen unter, verschwinden, sind zernagt. Einige Zweige. die dünn genug sind, ragen schon: weiß, ohne Rinde, ohne Grün, wie gebleichtes Gebein, naßglänzend in die Luft . . . Ich flüchte. Und zwar im Sturmschritt hinauf, auf das blanke Dach des Klosters, und lehne mich über die rosaweiß strahlende Balustrade. Da oben ist nichts zu fressen. Ich haue die paar Riesenexemplare, die mir am Anzug kleben, vom Leib. Von da oben sehe ich, wie Bruder Egidius das Millionenheer über die eine Mauer hinüberlockt — und auf der anderen Seite die Heuschrecken wieder hineinkommen . . . Nachschub . . . Nachschub . . . Selbst die Russenheere haben keinen solchen Nachschub. Dann gehe ich wieder hinab in den Keller. Und finde das Negermädchen, am Herd, sich schmackhafte Schrecken röstend. Es grinst. Es hat schon lange ein Auge auf mich geworfen. Es ist ganz hübsch. Es reißt den gerösteten Schrecken die Beine und den Kopf ab und knuspert sie. „Da," sagt sie, lieblich dreinblickend. „Gib her." Ich esse. Schmeckt prima. Der Prophet Jochanaan war ein Leckermaul!



Tereschtschenko,
der Kiewer Multimillionär und (erst 33jährige) Nachfolger Miljukows als neuer russischer Minister des Aeußern.



Theater an der Front.
Der Berliner Komponist Viktor Holländer (mit Fritzi Arco) als Darsteller in seiner Operette „Die Prinzessin vom Nil" in einer Aufführung am „Theater an der Westfront".



Prof. Dr. Gustav Jaeger †,
berühmt als Erfinder der „Jaegerhemden".

BERLINER KINDER IN OSTPREUSSEN



Die Berliner Kinder auf dem Lande in Ostpreußen:
Kartoffelsetzen, eine hochinteressante Beschäftigung für die Großstadt-Kleine.



Ansichtskarte nach Hause:
„Mutti, hier ist's herrlich!"



Eine ostpreußische Riesenstulle mit Butter und Käse!
Phot. Berl. Jll. Ges.

Im Kriegssommer 1917 ist eine schon in den Vorjahren mit gutem Erfolg begonnene Hilfsaktion zu einer großzügigen Organisation ausgebaut worden. Es handelt sich um die Versendung von Großstadtkindern aufs Land, die in diesem Jahre von den Behörden selbst organisiert ist, und deren Ziele sowohl vom Stadt- wie vom Landpublikum in freudiger Begeisterung gewürdigt wurden. Etwa 30,000 Schulkinder sind im Verlaufe von zehn Tagen von Berlin nach den östlichen Provinzen geschickt worden und haben dort, zum größten Teile unentgeltlich, in Familien Aufnahme gefunden. Die kleinen Großstädter, von denen viele überhaupt zum ersten Male aufs Land kamen, waren über die neuen Eindrücke ebenso erstaunt wie erfreut. Vier Monate lang soll der Aufenthalt auf dem Lande dauern. Berliner Lehrer haben die Kinder begleitet und führen die Aufsicht während dieser Zeit.

HUMOR

Januschewski, Kommandant des russischen 9. Korps, fragte:

„Wieviel Oesterreicher sind gestern gefangen worden?"

Der Generalstabschef übergab ihm die Liste, und Januschewski las:

Beute des 25. März:
Anzahl der Gefangenen bei der

1. Brig.	2. Brig.	3. Brig.	4. Brig.
1	0	0	0

„Schön," sagte Januschewski. „Melden Sie diese 1000 Mann dem Armeekommando."

Roda Roda.

*

Mehrere tausend Kinder, die zur Erholung nach Ostpreußen verschickt werden, stehen auf dem Bahnsteige. Sie tragen alle eine Marke mit ihrem Namen und späteren Aufenthaltsorte und haben sich danach gruppenweise in die bezeichneten Abteile zu begeben. Diese Einteilung soll den Eltern das schnelle Auffinden ihrer Sprößlinge beim späteren Abschiednehmen erleichtern.

Ein kleiner Bengel steht noch zögernd vor dem Zuge und weiß nicht, wo er einsteigen soll.

„Zeige Deine Marke," sagt ein hilfsbereiter Lehrer, „sonst findet Dich Mutter nachher nicht."

Der Knirps setzt ein hochmütiges Lächeln auf:

„Meine Mutter kennt mir ooch ohne Marke!"

*

Rudolf (aus der Schule kommend): „Mutti, gib mir doch mal eines von Deinen Gewichten."

Mutter: „Was willst Du denn damit machen, Rudi?"

Rudolf: „Ich habe mich in der Pause mit dem neuen Messer geschnitten, und da will ich das Gewicht auf die Wunde legen."

Mutter: „Und was für einen Zweck soll das haben?"

Rudolf: „Dr. Hansen sagte neulich, daß sich ein Junge geschnitten habe, und weil die Eltern kein Gewicht auf die Wunde gelegt haben, ist er an Blutvergiftung gestorben."

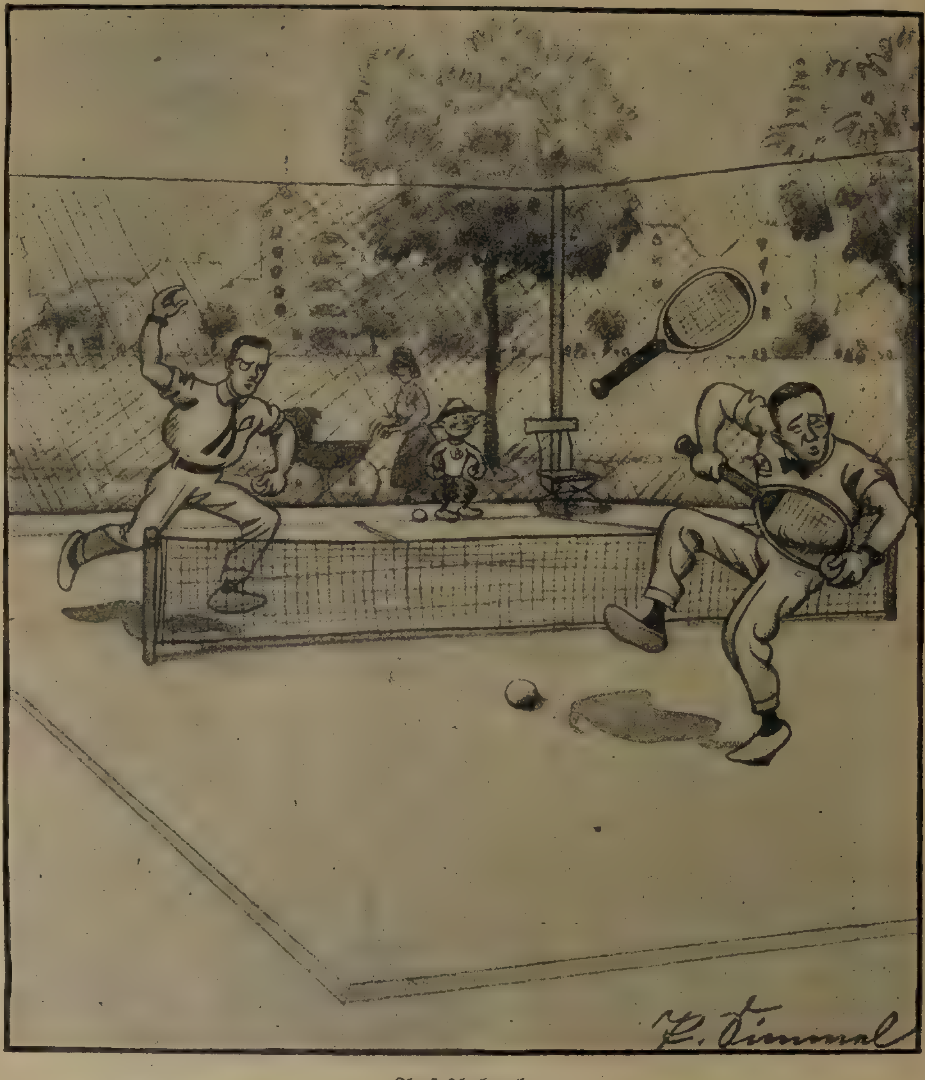
*

Lehrer: „Wann wurde Schiller geboren?"

Schüler: „Am 13. April 1752!"

Lehrer: „Falsch! — Wo wurde Schiller geboren?"

Schüler: „In Marbach, während seine Eltern sich unterdessen nach Ludwigsburg begeben hatten!"



Auf Urlaub.
Aber Herr Leutnant, Sie werfen mir ja schon zum dritten Male den Schläger an den Kopf!"
„Ja, scheußlich, ich denke immer an Handgranaten!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
abcdefg Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

13. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Gunde warf ihren Schläger auf das Sofa und setzte sich. Sie wurde ernster.

„Wem bringst Du ein Opfer?" fragte sie. „Doch nur Dir selbst."

„Ich weiß es selbst nicht," erwiderte Ulla. „Ich weiß nur, daß ich morgen oder übermorgen oder in diesen Tagen auf eine bestimmte Frage mit einem bestimmten Ja oder Nein antworten muß. Ja oder Nein, Gunde — wie würde Deine Antwort ausfallen?"

„Ich kann mich nicht an Deine Stelle versetzen. Aber wenn Herr von Müller um mich anhalten wollte, so würde ich Nein sagen, und zwar aus denselben Gründen, die mich bewogen, die Werbung des Herrn Nikolajew dankend abzulehnen."

„Also aus rein ästhetischen. Immerhin, es ist ein Unterschied zwischen den beiden. Hätte Müller nicht die häßliche Nase, so könnte er passieren. Die Augen sind sogar hübsch."

„Aber die Nase ist da," sagte Gunde.

Ulla lachte. „Das läßt sich nicht leugnen," entgegnete sie. „Indes — man muß auch über nicht Gefallendes hinwegzusehen verstehen. Unverwerfliches gibt es nicht, und Schatten und Licht stehen überall nebeneinander."

„Ich glaube nicht, daß ich einen Mann heiraten könnte, der meinen Schönheitssinn beleidigt," erklärte Gunde sinnend.

„Erlaube, daß ich widerspreche. Meiner Ansicht nach würde Dein Widerstand nur in einer gewissen Eitelkeit zu suchen sein. Aber auch die verfliegt, wenn stärkere Interessen in Frage kommen. Wollte ich dem Instinkt der Auswahl nachgeben, so könnte ich lange suchen. Die Wirklichkeit schafft mir ein Ideal doch nicht. Aehnliches wirst ja auch Du einmal erfahren."

„Es ist möglich," sagte Gunde und seufzte.

Frau von Isbert erhob sich. Sie trat vor den Spiegel.

„Komm' einmal her, Gunde," sagte sie. „Sieh mein Gesicht! Es hat noch seine Reize. Aber um die Augen herum ziehen sich schon die ersten Fältchen, und um den Mund legt sich ein herber Ausdruck. Eine fleißige Massage kann die zarten Risse wieder fortbringen, und auch die Sorge, die sich in den Mundwinkeln einnisten will, wird flüchten, wenn sie keinen Anhalt mehr findet. Bleibt noch das Herz. Es will seine Ruhe haben. Meine Unglücksehe hat sie mir genommen. Ich bin die Hellstedtsche Färbung noch immer nicht los geworden. Das fühle ich recht gut — und deshalb bin ich Dir auch nicht der Schutz und Trutz gewesen, der ich Dir sein wollte. Es zieht mich mehr abwärts als aufwärts, Gunde. Widersprich mir nicht — landläufige Phrasen ändern nichts an der Tatsache. Ich will eine Lebensentfaltung ins Positive — und die hoffe ich an der Seite des Herrn von Müller zu finden."

„Als seine Erzieherin," entgegnete Gunde. Sie wurde spöttisch. „Du trittst nun an die Stelle des Herrn von Kalinsky."

Frau von Isbert nahm den Spott nicht übel. „Du hast ganz recht," antwortete sie. „Weshalb wählt er mich? Weil ich sein Geschmack bin. Er ist darauf versessen, eine sogenannte Dame von Welt zu heiraten — vielleicht nur, weil er sich von ihr eine Einführung in Gesellschaftskreise verspricht, die ihm bis dahin verschlossen waren, sicher aber auch aus dem Urbewußtsein des Empfindens, daß ich fähig sein könnte, ihm das ganze Dasein zu veredeln. Und das ist eine Aufgabe, die mich reizt, weil in ihrer Voraussetzung auch für mich ein neu schaffendes Leben liegt."

Gunde küßte die Freundin. „Ich freue mich," sagte sie heiter, „wie fein und klug Du Deine Entscheidung zu begründen verstehst. Du rufst alles zu Hilfe, um Deinem Entschluß ein idealistisches Mäntelchen umzuhängen."

„Halte mir aber doch jeden verfälschten Idealismus in genügender Entfernung, Gunde. Er gibt mir viel, und ich gebe ihm andere Werte zurück, die er braucht, wie ich die seinen. Ich bin arm, und er ist reich. Ich kann mich in die Armut nicht hineinfinden — und er kann nicht heraus aus der Welt, aus der er hervorgegangen ist. So helfen wir uns gegenseitig."

„Hat er seinen Reichtum ererbt?"

„Ja. Sein Vater besaß umfangreiche Poudrettefabriken. Weißt Du, was das ist? Bitte, erschrick nicht! Es sind Anstalten zur Verarbeitung der Auswurfstoffe in Streudünger zu landwirtschaftlichen Zwecken. Man stieß sich nur allzulange an den zu hohen Preisen, und da hat der alte Müller denn eine Erfindung gemacht, ich glaube, eine chemikalische, die das Zeug durch irgendwelche Preßsysteme konzentriert, und so wird seine Versendung erheblich verbilligt. Daran hat er ungezählte Millionen verdient — und weil die Geschichte einen unangenehmen Geruch hat, ich meine wirklich und nicht symbolisch, so nannte man ihn ironisch den Parfüm-Müller. Das ärgerte aber den alten Müller, und um dem Spott den Dorn zu nehmen, legte er sich auch wirklich noch eine Parfümfabrik zu, die so ausgezeichnet ging, daß er abermals ein paar Millionen dazu verdiente. Jedenfalls war es ein guter Witz, sich zwischen die Gerüche zu stellen, aber der Witz schlug bei ihm gleich wieder zur Tat um: er wurde der Begründer des ersten hygienischen Instituts in Oesterreich. Dafür erhielt er den Adel und soll sich über die Auszeichnung so erschreckt haben, daß er bald darauf starb und seinem Sohn ein ungeheures Vermögen hinterließ. Natürlich war Joseph Chemiker geworden, denn er sollte die väterlichen Unternehmungen weiterführen. Aber er dankte dafür — und zwar seiner Nase wegen."

Gunde lachte, und Frau von Isbert fuhr fort: „Ja, Du lachst, Kleine, und es ist ja auch komisch, aber doch mehr tragikomisch als bloß lustig. Der arme Joseph litt nämlich an Geruchshalluzinationen, einer unglücklichen Erbschaft seiner Mutter, die das Gewerbe ihres Gatten haßte und der festen Ueberzeugung war, daß die verfehlte Nasenbildung ihres Sohnes — jetzt spreche ich von der äußeren — auf physiologische Ursachen vor seiner Geburt zurückzuführen sei. Jedenfalls übernahm Joseph den Haß der Mutter, und als sein Vater starb, verkaufte er schleunigst dessen verschiedene Fabriken und schuf sich damit die gewünschte Unabhängigkeit."

„Vor allem die seiner Nase," setzte Gunde hinzu. „Du, das ist eine possierliche Geschichte. Haben die Geruchshalluzinationen denn nun aufgehört?"

„Merkwürdigerweise ja. Sie sind spurlos verschwunden. Behauptet wenigstens Herr von Kalinsky, von dem ich alle diese Intimitäten weiß."

„Hinter das Geheimnis der Wesenheit dieses Herrn von Kalinsky bin ich auch noch nicht so recht gekommen," sagte Gunde.

„Er macht kein Hehl aus sich," entgegnete Frau von Isbert. „Durchaus nicht. Er hat mir auch einen Vorschlag in bezug auf Dich unterbreitet . . ."

„Auf mich?"

„Ja. Ich wollte Dir das bei Gelegenheit erzählen. Er hat manches für sich. Aber erst zieh' Dich um, Gunde! Wenn wir vor dem Frühstück noch einmal in die Spielsäle wollen, müssen wir uns beeilen."

Gunde stand schon an der Tür ihres Schlafzimmers. „Da müssen wir hin," rief sie; „ich habe den Konsul Brandt getroffen, der uns im Klub erwartet, und der mit uns frühstücken möchte. Mir liegt nichts daran — aber ich will ihn auch nicht unnötig vor den Kopf stoßen."

„Seit wann ist Brandt denn in Ostende?"

„Er kommt aus Scheveningen — da war's ihm zu langweilig."

Sie hatte geklingelt und ließ sich vom Kellner ihre Zofe rufen. Während sie ihr Tenniskostüm ablegte, plauderte sie mit Ulla weiter.

„Brandt sieht elend aus," sagte sie. „Eine verschleppte Influenza, meint er. Uebrigens kann er nur ein paar Tage bleiben. Er ist mehr denn je mit Arbeiten überhäuft, und alles geht brillant. Er hat tausend neue Pläne. Dem Mann ist nur wohl, wenn ihm die Geschäfte über den Kopf wachsen. Dann ist er in seinem Fahrwasser . . ." Nun kam Anna und brachte das Promenadenkostüm, das sie noch einmal unter das Bügeleisen genommen hatte: ein Jackenkleid aus weißem Tussort mit einem Kragen

aus echten Spitzen. Die Spitzen waren ein Geschenk des Herrn Wladimir Nikolajenko — aber es hatte ihm nicht viel genützt.

Die Freundinnen gingen nach dem Kursaal. Sie bildeten ein schönes Paar, und viele Männeraugen folgten den beiden. Man konnte nicht sagen, daß sie in Kleidung und Sichgeben etwas Auffallendes hatten. Aber ein feiner Duft des Ungewöhnlichen umschwebte doch auch sie: die Atmosphäre internationalen Lebens, die alle Konturen des Bildhaften einer überreif gewordenen Kultur schärfer hervortreten läßt. Von zwei vorübergehenden Herren sagte der eine zum andern: „Gehören die Damen in Weiß der Welt an oder nur der halben?" Die Atmosphäre verwischte die Scheidelinien.

Ulla und Gunde wiesen am Eingang zu den Klubräumen ihre Karten vor und traten in die Speisesäle. Sie hatten sich schon am ersten Tage ihres Hierseins die Einführung beschafft. Gunde spielte gern einmal, doch ohne Leidenschaft. Frau von Isbert war hitziger, aber da sie gewöhnlich verlor, vermied sie die grünen Tische. Als die beiden eintraten, kam ihnen eine junge, elegante Frau entgegen, die sie freundlich begrüßte und dann lachend auf ihre Handtasche wies.

„Ich habe Glück gehabt," sagte sie. „Zwölftausend Francs in einer halben Stunde. Aber jetzt höre ich auf. Man muß den entscheidenden Augenblick abpassen. Das liegt im Gefühl. Wer die Nerven in der Gewalt hat, verliert selten."

Sie nickte mit liebenswürdigem Lächeln und verließ den Saal.

„Eine Spielratte, die kleine Baronin," bemerkte Gunde. „Ich glaube, sie lebt vom Spiel. In ihrer Wohnung in der Rue d'Antin klapperte die Roulettekugel oft die halbe Nacht hindurch . . ."

Die Baronin Götz von Ruffino — aus Welschtiroler Adel, wie sie sagte — war eine jener Pariser Bekanntschaften, die den Damen durch den Marquis d'Espineaux vermittelt worden waren, der sich einmal lebhafter für Gunde interessiert hatte. Man wußte nur von ihr, daß ihr Gatte, ein junger Husarenoffizier, bei Gelegenheit einer Jagd in den Karpathen tödlich verunglückt sei, kümmerte sich aber wenig um ihr Vorleben. Sie reiste viel, lebte bald hier, bald dort, im Winter immer einige Monate in Nizza und Paris, und hatte sehr gute gesellschaftliche Beziehungen. Eine alte Kammerfrau war ihre einzige Begleiterin; vor ihr hatte sie auch einen gewissen Respekt und behandelte sie stets mit großer Achtung. Sie war eine kluge, kleine Frau, über den Durchschnitt gebildet, von raschem Geist und entzückendem Wesen. Die Männer behaupteten, sie sei unnahbar. Ihr einziger Fehler war ihre Spielwut. In Nizza war sie einmal der Polizei denunziert worden, aber sie lachte darüber. Sie hatte immer eine zerlegbare Roulette in ihren Koffern und machte kein Geheimnis daraus. Uebrigens malte sie auch, und zwar mit unverkennbarem Talent.

An einem der Tische für das Trente et Quarante entdeckten die Damen den Konsul Brandt. Er sah sie nicht gleich, saß sehr ernst und schweigend auf seinem Platze und schien ganz in das Spiel vertieft. Sein Gesicht war hagerer geworden, die bräunliche Farbe der Gesundheit hatte mit einem gelben Wachston gewechselt, die Augen lagen tief. Man merkte ihm noch die kaum überstandene Krankheit an.

Plötzlich blickte er auf und sah die Freundinnen, nickte ihnen zu, wartete noch den Abzug der letzten Taille ab, pfropfte einen gewonnen Tausendfrancsschein in die Westentasche und erhob sich dann zur Begrüßung.

Während er noch mit Frau von Isbert plauderte, fanden auch Baron Kalinsky und Herr von Müller sich ein, wurden dem Konsul vorgestellt, und nun bildete sich eine kleine Gruppe unweit der Spieltische, bis einer der Saaldiener herantrat und mit flüsternder Stimme in großer Höflichkeit bat, die Spielenden nicht stören zu wollen. Denn in diesem Heiligtum galten Roulette und Trente et Quarante für Altäre, in deren Nähe jedes lautere Wort verpönt war, damit die innere Sammlung und das feierliche Beisichselbst der Opfernden keine Abirrung erlitt.

Belustigt zogen die Herrschaften sich aus dem Umkreise des Tabernakels weiter zurück, und nun ergab es sich zwanglos, daß die Gruppe sich trennte. Frau von Isbert trat mit Herrn von Müller in das kleine Vorzimmer zur rechten Hand — Baron Kalinsky tat so, als ob er beiden folgen wollte, besann sich anscheinend, wandte sich wieder dem mittleren Spieltisch zu, wo er, das Einglas in der Augenhöhle, beobachtend und sinnend stehenblieb, ohne sich selbst an dem Kampf um das Glück zu beteiligen. Inzwischen hatte Brandt Fräulein von Berg zu einem Diwan an der Wand geführt, wo man miteinander plaudern konnte, ohne störend auf die Umgebung einzuwirken.

„Sie spielen nie, gnädiges Fräulein?" fragte Brandt und setzte sich neben Gunde.

„Doch, lieber Konsul, aber ohne den liebevollen Eifer, der schließlich zur Sache gehört. Sie brauchen sich nicht zu ängstigen, daß ich meine Millionen am grünen Tisch verläppern könnte. Und da wir gerade einmal von meinem Goldschatz sprechen, erlauben Sie mir die diskrete Anfrage, wie es derzeit um meine Vermögensverhältnisse steht! Ihre Jahresabrechnungen sind mir ein Buch mit sieben Siegeln und verstimmen gewöhnlich meine Denktätigkeit."

„Das ist mir eine Freude zu hören — sie erreichen damit vollkommen ihren Zweck. Denn eine so schöne junge Dame hat natürlich Besseres zu tun, als in die Niederungen einer gemeinen Rechenkunst zu steigen. Dafür bin ich da — das vermittelnde Subjekt zwischen Ihrem Soll und Haben, die Maschine, die für Sie arbeitet . . ."

„Und die rechtzeitig stoppt," fiel Gunde ein, „wenn die nötige Betriebskraft aussetzt."

„Zweifellos richtig, aber sie läuft immer noch lustig weiter und hat in letzter Zeit sogar ihre Schnelligkeit erhöhen können — was übrigens notwendig war, um mit der glücklichen Leichtigkeit Ihres Lebens Schritt zu halten."

„Inwiefern?" fragte Gunde ein wenig betroffen. „Habe ich zuviel verbraucht?"

Der Konsul lächelte. „Ich spüre im allgemeinen der Lebensführung meiner Kunden nicht nach," ent-

gegnete er. „In unserm Geschäft regelt sich alles sozusagen automatisch. Aber bei Ihnen mache ich eine Ausnahme, weil das persönliche Interesse sich regt. Ihr Konto studiere ich — und es ist immer ein eigentümliches süßes Empfinden dabei, ein Ausbilden der Stimmung . . ."

„Und noch allerhand Schönes," ergänzte Gunde, „das sich aber vielleicht in das Gegenteil wendet, wenn Sie den Schlußstrich ziehen."

„I Gott bewahre — auch dann suche ich zu verstehen . . . Haben Sie eine Ahnung von Ihrem Verbrauch?"

„So ungefähr."

„Genügt auch. Im letzten Jahre summierten sich Ihre Ausgaben auf rund hunderttausend Francs."

Nun erschrak Gunde. „Mein Gott," sagte sie, „das ist ja riesig! Ich hätte den Halsschmuck nicht kaufen sollen — damals in Nizza . . . Und dann die verdammten Toiletten . . . Aber ich werde mich einschränken — ganz bestimmt — ich verspreche es Ihnen."

„Tun Sie es nicht! Sie würden Ihr Versprechen ja doch nicht halten. Ich will Ihnen auch sagen, warum nicht. Weil Sie nicht können. Weil für Sie nur das Selbsterlebte wirkliches Leben atmet und ein plebejisches Einschränken Ihren Lebensnerv zerstören würde. Das Liebenswürdige und Gesellige Ihres Wesens, Ihre Anmut, Ihre freie Beweglichkeit, Ihr ganzes Gehaben und Ihre Schönheit würden leiden."

Er schwieg, und Gunde nickte, während ein merkwürdig ernstes Lächeln ihre Lippen bog.

„Ich kenne ja Ihre Rednergabe," sagte sie, „auch das Spekulative Ihrer Lebensauffassung. Will Ihnen sogar recht geben: ich würde in der Armut mich sehr unglücklich fühlen — nicht, weil ich dann arbeiten müßte, sondern weil die Armut mit ihrem Gefolge des Häßlichen auch meinen Arbeitstrieb ersticken würde. Also gut: die Rolle, die Sie mir andichten oder vorschreiben, entspricht der Luft, in der ich am liebsten atme und mich am wohlsten fühle. Es ist keine Fälschung dabei, es ist wirklich so. Ich verfälsche nicht mich, ich fälsche nur vor der Welt. Denn ich spiele eine Rolle, die mir nicht zukommt. Ich betrüge nicht wie die Hochstaplerin, die sich unter anderm Namen auf angemaßten Kredit hin Schmuck kauft, um ihn schleunigst wieder zu versetzen. Aber ich betrüge dennoch, weil ich einen Schein aufrechterhalte, der zu unrichtigen Voraussetzungen führt. Geben Sie mir den Nachweis, daß ich so reich bin, um ohne Kopfschmerzen jährlich hunderttausend Francs zu verausgaben — dann hätte ich ein Recht zu meiner Rolle."

„Den Nachweis könnte ich nicht führen," entgegnete Brandt, „heute bestimmt noch nicht. Er ist auch nicht notwendig. Ihre Logik in Ehren, jeder Lehrer der Tugend könnte sie predigen — nur widerspricht sie dem gesunden Menschenverstande. Liebes Fräulein Gunde, das Recht des Scheins ist ein so uraltes Gesellschaftsprivileg, daß kein Stachelgürtel frommer Asketen es aus der Welt schaffen kann. Im übrigen: sagte ich Ihnen nicht einmal, daß es mir eine Herzensfreude ist, für Sie sorgen zu dürfen? Schalten Sie den Begriff Herz aus, wenn Ihnen das lieber ist — nehmen Sie an, daß nur eine warme Freundschaft aus mir spricht! Sie dürfen noch immer leichtsinnig sein, denn noch immer stehe ich hinter Ihnen. Ich, der große Spekulant. Sie legten dereinst einen Ton der Verachtung auf dieses Wort. Heute nicht mehr, denn heut spekulieren wir beide. Wir brauchen nicht alle Katzen im Deutschen Reich totzuschlagen, um den Preis für die Mausefallen in die Höhe zu treiben — wir arbeiten mit besseren Ideen. Lassen Sie mich einen geschäftlichen Ausdruck gebrauchen: unsere Aktien steigen gewaltig."

„Sie sprachen schon davon, daß unsere Terraingesellschaft sich gut entwickelt."

„Sie ist nur ein kleiner Teil der Unternehmungen, die ich neuerdings in die Hand genommen habe, und in denen auch Ihr Vermögen arbeitet. Denn, liebe Gnädige, man reißt sich wieder um mich. Der peinliche Zwischenfall, der Sie bewog, die Residenz zu verlassen, war für mich nur ein Sprungbrett mehr. Es gehört zu meiner Lebenskunst, auch Unangenehmes nutzbringend zu verspinnen. Ich habe den Dolus der Erpressung nachweisen können — freilich habe ich den Erpresser vorher nach Amerika geschafft, so daß er nicht mehr von den Gerichten zu fassen war. Jedenfalls habe ich glänzend gesiegt, und nun glaubt man wieder an mein Glück als meinen innersten Geist, der ausführt, was ich will — und der schließlich doch nichts ist als eine gewisse Spannkraft der Seele, die sich auch den Widerwärtigkeiten des Lebens überlegen zeigt. So bin ich denn nicht nur Hofbankier Seiner Durchlaucht des Prinzen Albert geblieben, sondern bin auch Schatullenverwalter der Frau Herzogin-Mutter geworden, gleichgültige Dinge an sich, immerhin von Wichtigkeit für unser Klatschnest."

(Fortsetzung folgt.)

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ba — da — de — de — die — eh -- ei — gat — gelb — i — le — li — me — men — nat — **pa** — pam — pach — preis — rau — re — ren — se — stei — ta — te — ti — tor

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben abwechselnd von oben nach unten gelesen, einen bekannten Ausspruch des Kronprinzen ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Brettspiel, 2. deutschen Dramatiker, 3. berühmtes Epos, 4. Felsen in der Sächs. Schweiz, 5. Rat der freien Städte, 6. Richtigstellung, 7. Bestandteil des Eis, 8. Pflanze, 9. Gebäck, 10. Steppe, 11. Wettfahrt, 12. Vorraum.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel: Deutschland soll und muß bestehen, Deutschland darf nicht untergehen.
1. Daumen, 2. Esse, 3. Utah, 4. Tulpe, 5. Schiebung, 6. Lasur, 7. Adelaide, 8. Nordlicht, 9. Divan, 10. Soldan, 11. Ornat, 12. Laibach, 13. Larifari, 14. Ulan, 15. Nachruf, 16. Dollar, 17. Martha, 18. Uhland, 19. Smaragd, 20. Sudan, 21. Brahma, 22. Esel, 23. Stockfisch, 24. Eremit, 25. Hennegau, 26. Eleve, 27. Neumond.

Scherz-Rätsel: Erlaucht. — Geltung: Feld, Held, Geld. — Kapsel: Weide, Eid. — Unterschied: Tran. — Unermüdlich: Winde. — Warm und kalt: Ei, Eis, Eisen.

Die Lösung des „Rösselsprungs" folgt in Nr. 23.



Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **5%igen Schuldverschreibungen** und **4½%igen Schatzanweisungen der V. Kriegsanleihe** können vom

21. Mai d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. November 1917** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5%ige Reichsanleihe und für die 4½%igen Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III.** und **IV. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916 und 2. Januar d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald **bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Mai 1917.

Reichsbank-Direktorium.
Havenstein. v. Grimm.









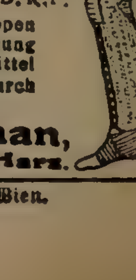












Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 23

10. Juni 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Stoßtrupp beim Aufrollen eines feindlichen Grabens
Zeichnung von B. Strzoda (im Felde).



Vom Riesenbrand in der ungarischen Stadt Gyöngyös: Kaiser Karl und Kaiserin Zita in Gyöngyös im Gespräch mit Bauern. Phot. A. Grohs.



Eine Sitzung des russischen Arbeiter- und Soldatenrates in der Duma.

Die Fernsprech-Truppe im Felde.

Im Verborgenen arbeitet und schafft der Telegraphist im Felde; teils im stillen Kämmerlein der Fernsprechstation, teils im feindlichen Granat- und Schrapnellfeuer, querfeldein zwischen den Stäben, den Artillerie- und Infanteriestellungen, unermüdlich bei Tag und Nacht: es gilt, zerschossene Leitungen zu flicken und sie der kämpfenden Truppe nutzbar zu machen. Wenig hört und sieht man von ihm. Durch tiefe Stollen, die in die Erde eingelassen sind, gelangt man in das kleine, unterirdische Reich des Fernsprechers, in dem der Telegraphist beim Kerzenschein bei Tag und Nacht am Klappenschrank seine Arbeit verrichtet. Die Aufmerksamkeit lenkt er erst dann auf sich, wenn die gewünschten Verbindungen nicht „klappen", was selten genug vorkommt. Mit größter Schnelligkeit werden auftretende Störungen beseitigt. Die Arbeit, die hierbei zu leisten ist, wird ersichtlich durch die Tatsache, daß das ganze Kampfgelände wie ein Spinnengewebe von Fernsprechleitungen durchzogen ist,

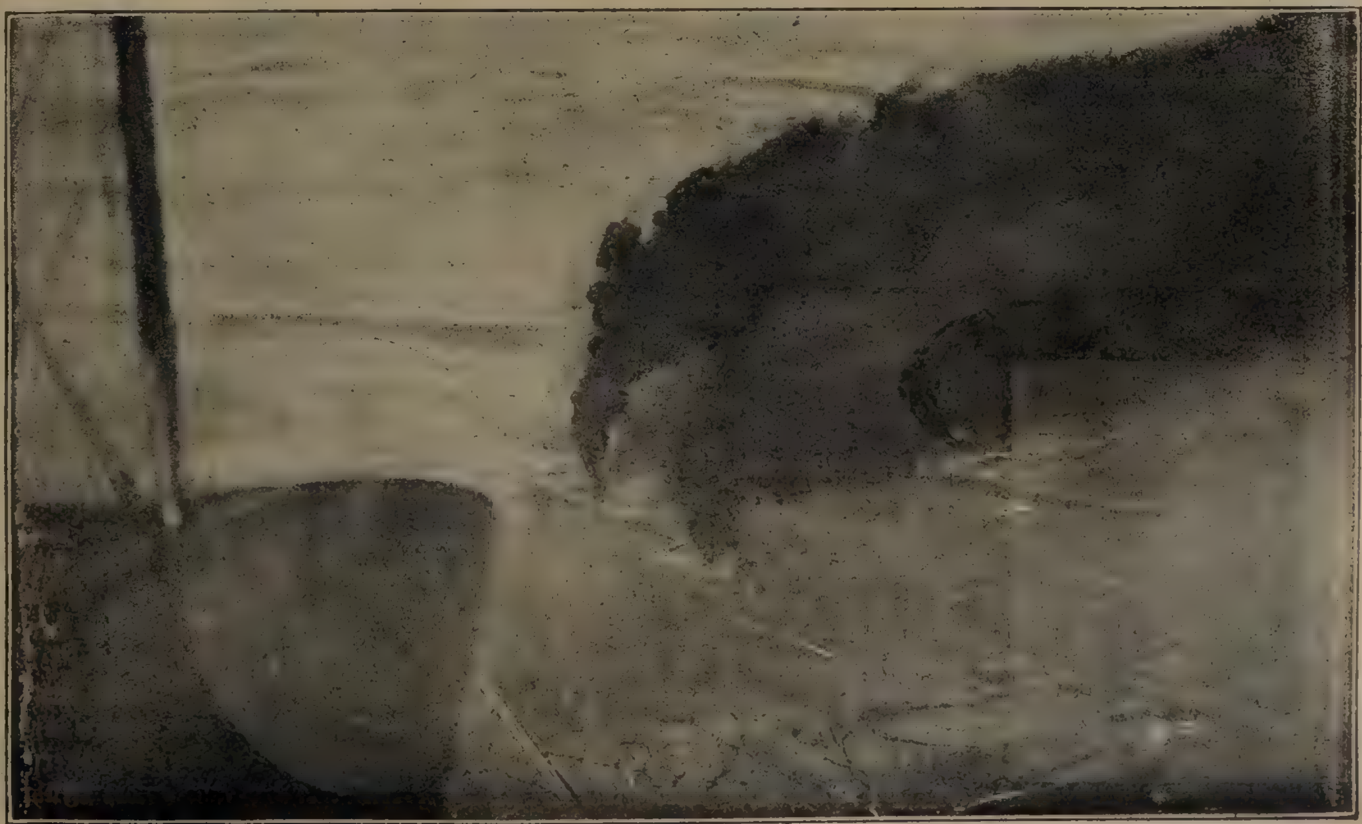


Bergung eines abgestürzten feindlichen Fliegers durch ein deutsches Wasserflugzeug

Phot. Fels.

die der dauernden, sorgfältigen Ueberwachung bedürfen. Es gab Kampfhandlungen, in denen sogleich nach dem Sturm in weniger als 2 Minuten dem Armee-Oberkommando unmittelbar aus vorderster Stellung gemeldet werden konnte, wie weit der betreffende Führer mit seiner Kompagnie vorgedrungen ist, auf welcher Stelle er sich z. Zt. befindet. Mit vorgebundenen Gasmasken folgen einige Telegraphisten den stürmenden Truppen durch den Hagel der Geschosse und flicken hier und flicken dort die vorgenommenen Leitungen, so daß die kämpfende Truppe in jedem Stadium des Kampfes ihre Meldungen telephonisch nach rückwärts geben kann. Vorne versieht der Telegraphist in stärkstem Feuer seine harte, verantwortungsvolle Arbeit, weiter rückwärts arbeitet er unermüdlich mit der Hand und mit dem Kopf an dem Ausbau des Leitungsnetzes. — Das Verdienst, das sich die Fernsprech-Abteilungen im Felde erworben haben, ist durch die Auszeichnung einer großen Anzahl von Angehörigen der Fernsprechtruppe mit dem Eisernen Kreuz 1. und 2. Klasse anerkannt worden.

*



Brennende Petroleumbehälter, vom Flugzeug aus aufgenommen.



Deutsches U-Boot-Mutterschiff mit seinen Pfleglingen. Phot. Bufa.

BILDNISSE VOM TAGE



v. Wenninger,
bayer. Generalleutnant, der den Pour le mérite erhielt.
P[illegible] Lützel.

Generalleutnant Ritter v. Wenninger war 1911 Kommandeur der 6. bayerischen Kavallerie-Brigade und kam zwei Jahre später als Militärbevollmächtigter nach Berlin. — Oberstleutnant Sick war vor dem Kriege Bataillons-Kommandeur im Infanterie-Regiment 47. Anfang 1915 wurde er Oberstleutnant und trat bald darauf an die Spitze des 163. Infanterie-Regiments, das sich zu wiederholten Malen ausgezeichnet hat. — Graf Andrássy, der Mann, der allem Anschein nach berufen wird, Ungarns Politik zu leiten, ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Donaumonarchie. Er gehört seit über drei Jahrzehnten dem ungarischen Parlamente an und war wiederholt Minister; gegenwärtig ist er der Führer der Verfassungspartei, der einzigen oppositionellen Partei, die auf der Grundlage des 1867er Ausgleichs steht.



Graf Julius Andrássy,
der zum Nachfolger Tiszas als ungarischer Ministerpräsident ausersehen ist.



Oberstleutnant Sick,
Kommandeur des Inf.-Reg. 163,
der den Pour le mérite erhielt.

Die Maler und der Krieg

Zur Kriegsbilder-Ausstellung in der Akademie der Künste in Berlin.

In der Ausstellung der Akademie der Künste am Pariser Platz zeigen drei verbündete Staaten zu gleicher Zeit, in welcher Art und in welchem Sinne das gewaltige Erlebnis des Krieges anregend auf ihre Kunst gewirkt hat: außer den deutschen kann man an den bulgarischen, den österreichischen und ungarischen Kriegsbildern verfolgen, wie sich das kriegerische Problem der künstlerischen Phantasie bemächtigt, sie anregt und beeinflußt und den Künstler zwingt, sich in irgendeiner Form mit ihm auseinanderzusetzen. Das Kriegserlebnis ist ja ein Erleben, in dem wir noch alle stehen, das täglich mit leidenschaftlichen Gefühlen, mit Wunsch und Anteilnahme unsere ganze geistige Existenz maßgeblich bestimmt, ja es formt, das ganze geistige Antlitz dieser seit drei Jahren in einem Kampf ohnegleichen befindlichen Welt überhaupt. Es ist schlechterdings unmöglich, sich seiner bestimmenden und zwingenden Gewalt auf die Dauer zu entziehen. Sicher aber am allerwenigsten kann dies die Kunst, zu deren wesentlichen Aufgaben es gehört, den großen Inhalten ihrer Zeit die ewige Form zu geben und damit der Nachwelt vom Erlebnis das zu überliefern, was sein innigster und sein wertvollster Gehalt gewesen ist. Darum verdient diese Ausstellung von Kriegsbildern, in der drei Reiche von gleichen Interessen, aber sehr vielfach verschiedenen Elementen ihr gemeinsames großes Erlebnis künstlerisch auszusprechen suchen, ein natürliches starkes Interesse. Ob der ganz große Künstler des Krieges bereits gefunden ist oder noch irgendwo im Unbekannten heimlich an seinem homerischen Werke arbeitet, ist dabei zunächst weniger maßgebend als die Erkenntnis, wie sich der Krieg überhaupt als Erlebnis in der Phantasie der Künstler spiegelt, und wie ihre Werke den geistigen Inhalt des Krieges und seinen tatsächlichen Gehalt wiedergeben. Im ganzen ist die selbstverständliche Antwort auf diese Frage natürlich die, daß gerade die maßgebenden Künstler der verschiedenen Verbündeten in allem getreue Söhne ihrer Völker sind und in ihren Werken durchaus deren Temperamente verraten. Die stärkste reine Erlebnisfreude als solche dürfen vielleicht die Bulgaren für sich in Anspruch nehmen. Als das relativ jüngste dieser Völker sind sie noch im höchsten Grade von dem wirklichen Erlebnis als solchem hingerissen, sie erleben gewissermaßen das Körperliche des Krieges noch mit einer schönen, ungestörten und leidenschaftlichen Anteilnahme, die ihren Kriegsbildern den starken Ausdruck des unmittelbaren Erlebnisses, und damit die Gewalt eines kultivierten Volksliedes verleiht. Daneben spricht aus ihren Bildern die Freude am Repräsentativen des Krieges, die Lust eines waffenstarken und waffengeübten, eines von Natur kriegerischen Volkes an



Aus der Kriegsbilder-Ausstellung in der Akademie der Künste in Berlin: „Bayrischer Soldat" von Prof. Ferdinand Spiegel. (Besitzer: Kgl. Nationalgalerie, Berlin.)



„Eskortierung serbischer Komitatschis" von Prof. Berthold Löffler (Wien).
Aus der österr.-ung. Abteilung der Kriegsbilder-Ausstellung. Phot. Quidde & Müller.



Die Maler und der Krieg: „Soldatenbegräbnis". Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



„Westfälischer Soldat" von Prof. Ferdinand Spiegel. (Besitzer: Nationalgalerie, Berlin.) Phot. Reinhold Lissner.

der Prunkentfaltung, die der Krieg mit sich bringt, an der Erscheinung seiner führenden Männer und am Glanze des kriegerischen Handwerks überhaupt. So glaubt man manchmal beim Anblick ihrer Kriegsbilder den leisen Klang der Balajka zu hören, des schwermütigen Saiteninstruments, dessen Klänge zugleich etwas so Anfeuerndes und Anspannendes haben. Die Künstler aus Oesterreich-Ungarn sehen den Krieg nicht unwesentlich anders. Er ist ihnen nicht so das reine Erlebnis wie den Bulgaren, und ihre Bilder wollen nicht so volksliedmäßig das unmittelbare Erlebnis wiedergeben wie die Kunst der tapferen Verbündeten. Sie erleben den Krieg in einer nicht minder unmittelbaren Weise, aber sie geben ihn weit mittelbarer wieder. Die Kunst eines in der europäischen Kultur bereits auf der Höhe seiner Reife stehenden Volkes nimmt den Krieg innerlich in sich auf, aber sie versucht dann, ihn sich einzuordnen. An die Stelle der unmittelbaren Hingerissenheit tritt also das ergriffene Suchen nach dem künstlerisch besten Ausdruck für das tiefe Erlebnis, der Wunsch, zugleich das Momentane und das Dauernde zu geben, wie denn beispielsweise Laske in einer oft leicht an die künstlerischen Verhältnisse des japanischen Farbenholzschnittes erinnernden Form zugleich große Massen zu bewältigen und den ihnen gemeinsamen geistigen Impuls, gewissermaßen den Takt des Krieges unüberhörbar aufklingen lassen möchte. Eine an künstlerischen Mitteln überreiche Kultur hat die schwierige Wahl unter diesen Mitteln. Diese Verschiedenheit in der Wahl der Mittel, die Möglichkeit, dieselbe Sache künstlerisch in sehr verschiedenen Formen auszudrücken, bestimmt auch im wesentlichen das Gesamtbild der deutschen Kriegskunst. Neben denen, die das rein Tatsächliche des Erlebens im Abglanz der dabei empfundenen Gefühle der Nachwelt zu übermitteln suchen, stehen diejenigen, die diesem Erleben mehr in ihrer besonderen Form nachgehen. Da ist jener Kreis, als dessen Führer Dettmann vielleicht als der stärkste



„Barackenbau" von Prof. Friedrich Fehr (Karlsruhe).
Aus der Kriegsbilder-Ausstellung der Akademie der Künste in Berlin. Aufnahme der Photogr. Gesellschaft, Berlin.



Der Maler Prof. Ludwig Dettmann, dessen Kriegsbilder so großen Eindruck gemacht haben, mit seinem Sohne, dem Oberlt. z. S. Hans Dettmann, bei einer Kampfstaffel im Westen. Phot. Berl. Jll. Ges.

deutsche Maler des Weltkrieges anzusprechen ist. Hier werden gewissermaßen die einzelnen Erlebnisse des Krieges summiert, in jedem einzelnen Bilde, das nur einen Ausschnitt aus dem Gesamterlebnis bietet, weil zugleich das Gesamterlebnis mit seiner ganzen erschütternden seelischen Gewalt zu Worte kommt. Eine zerschossene Kirche, in der ein einsames Pferd mit gesenktem Haupte auf den Schlachtendonner draußen zu lauschen scheint, zeigt die Einsamkeit des Einzelwesens inmitten der kämpfenden Allgemeinheit. Ein geschlossener Trupp singender Krieger zieht an der Zerstörung vorbei, Kampf und Leben gehen weiter. Im Granattrichter drängen sich kampfdurchlebte Gesichter, der Krieg ist unendlich mächtiger als das Einzelwesen, und doch ist er wieder dieser Einzelwesen Gesamtheit. Aber daneben gehen der Soldat und seine Geliebte eng umschlungen in den neuen Frühling hinaus, was bleibt von allen menschlichen Aufregungen und Ereignissen, ist zuletzt doch immer die Liebe, die das Leben tröstet und erhält. Einen anderen Weg geht die Gruppe um Erler, sie sucht im Kriege die große Monumentalität, das Unwirkliche und Ueberwirkliche, nicht so sehr das wirkliche Erlebnis als das hinter diesem verborgene unpersönliche Heldentum. Schließlich dann die Gruppe, die Vogel führt, die ihren künstlerischen Weg in der großgesehenen Wiedergabe des tatsächlichen Erlebens an sich sieht, und deren Werke Hindenburg und die militärischen Führer des Weltkrieges im Felde zeigen.

Lothar Brieger.



Der dänische Minister Stauning (Sozialdemokrat), der bei den Konferenzen in Stockholm eine führende Rolle spielt.



Prof. Max Liebermanns Gemälde „Badende Knaben", das jüngst den Preis von 80,000 Mark bei der Versteigerung im Auktionshaus am Kurfürstendamm in Berlin erzielte.



Der neue Erzbischof von München, Dr. Michael v. Faulhaber, bei einem Besuch an der Westfront. Phot. Giercke.

Auf Deck eines deutschen U-Bootes

während einer Kriegsfahrt im Atlantischen Ozean.



Auf Deck eines deutschen U-Bootes während einer Kriegsfahrt im Atlantischen Ozean:
Ein verhörter Engländer von dem versenkten Dampfer „Cordelia".



Der Hilfssteuermann und der Obermaschinist des U-Bootes.



Ein Amerikaner von der Mannschaft des versenkten Dampfers „Cordelia".

Die U-Boot-Nummer der „Berliner Illustrirten Zeitung" (Heft 12 vom 25. März) ist auch nach England gekommen und ist dort begreiflicherweise mit großem Mißvergnügen betrachtet worden. Auf einem unserer Bilder waren einige Matrosen zu sehen, die auf dem Deck des U-Bootes sitzen und den schönen Sonnenschein genießen. Sie blinzeln in die Sonne und gucken gespannt den Photographen an. Die Gesichter sind von der Sonne gebräunt, die Mützen gegen den Wind fest auf den Kopf gedrückt. Dieses Bild gibt eine englische Zeitung wieder, nur zu dem Zweck, um ihre Leser auf die „bestialischen Gesichtszüge" der Unterseeboot-Hunnen aufmerksam zu machen. Es ist nicht anders denkbar, als daß auch England an der Haß-Suggestion leidet, die die Franzosen beherrscht. Andernfalls wäre es nicht möglich, daß das englische Publikum sich solchen Unsinn vorsetzen läßt. — Wir zeigen hier einige neue Bilder, die an Bord eines U-Bootes auf einer Kriegsfahrt im Atlantischen Ozean aufgenommen worden sind.



Die U-Boot-Nummer der „B. I. Z." an Bord des U-Bootes auf der Kriegsfahrt:
Der gefangene Kapitän (links) des versenkten englischen 10 000-Tonnen-Dampfers „San Hilario" und zwei Schweden (rechts) von dem versenkten Dampfer „Cordelia" bei der Betrachtung unserer U-Boot-Nummer.



Mußestunde auf der Fahrt im Atlantischen Ozean:
Ein Skat auf Deck des U-Bootes.
Phot. Korv.-Kap. Jürst.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.30 Mk. vierteljährlich (5.20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich.
Anzeigen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

14. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Blick Gundes glitt in rascher Prüfung über das blasse Gesicht Brandts, das in seinem leidenden Ausdruck an männlicher Straffheit verloren hatte, dafür aber vergeistigter und edler geworden war.

„Ich gratuliere Ihnen," sagte sie. „Ich habe Bewunderung für Sie, das sprach ich schon einmal aus — aber immer nur bedingte."

„Ich weiß," fiel er ein, „Sie wollten mich mit andern Augen betrachten können — ich habe das nicht vergessen. Sie können das auch. Ich bin beharrlicher geworden, Gunde, kann immer noch waghalsig sein wie Napoleon auf seinem Marsche nach Moskau und mein Alles einer einzigen Gefahr aussetzen, aber ich wage nichts mehr ohne rechtfertigende Motive. Das ist nicht nur ein Gewinn herber Erfahrung, es ist ein Gefühlsdrang, etwas Zwingendes. Denn ich arbeite ja auch für Sie und lebe immer in dem Bewußtsein, von Ihnen mit Augen betrachtet zu werden, die mich eben anders sehen wollen als früher. Bitte, stehen Sie nicht auf — es folgt keine neue Erklärung, weil ich mir eine neue Abweisung schenken will. Ich spreche nur aus, was die Wahrheit ist. Ich denke stündlich an Sie — und so sind Sie denn unbewußt zu meinem guten Genius geworden . . ."

Gunde schaute über ihn hinweg. Sie sah Frau von Isbert mit den Herren von Kalinsky und von Müller wieder aus dem Nebenzimmer treten. Gleichmütig fragte sie: „Hörten Sie wieder einmal etwas von Herrn Wilhelm Dunker?"

„Gewiß. Er ist Aktionär unserer Terraingesellschaft geworden."

„Sieh da! Also auch den haben Sie eingefangen?"

„Die Aussicht auf das gute Geschäft fing ihn ein."

„Und Prinz Albert? Erzählen Sie mir rasch noch etwas aus dem alten Neste, lieber Konsul!"

„Es gibt wenig Neues zu berichten. Den Prinzen seh' ich selten. Es heißt, er soll zu unserer Botschaft nach Wien kommen. Fräulein von Kremser hat sich mit dem Rittmeister von Hartmann verlobt und die älteste Tochter des Hofkammerpräsidenten mit dem kleinen Baron Use."

Gunde lachte. „Alle meine alten Anbeter sind mir untreu geworden," rief sie.

„Nicht alle," entgegnete er. Und dann mußte er schweigen, weil Frau von Isbert mit ihren Herren sich näherte.

Man frühstückte gemeinsam im Cercle Caecilia, wo man auch die kleine Baronin Göß von Rufino wiedertraf, die um die Erlaubnis bat, sich mit an den Tisch setzen zu dürfen.

Das war nun eine heitere Stunde, und es gab ein fröhliches Geplauder mit einem einzigen verdüsternden Augenblick für Herrn von Müller, als Frau von Isbert sich Seezunge à la Joinville bestellte, die er auch auf das Menü des abendlichen Festessens gesetzt hatte, weil er wußte, daß dies also bereitete Seegeschöpf zu den Leibgerichten seiner Dame gehörte. Er nahm sich vor, die Speisenfolge des Diners abzuändern, und schwamm im

übrigen in einer Hochflut des Entzückens, da er neben Frau von Isbert sitzen konnte, die sich heute von besonders liebenswürdiger Seite zeigte. Brandt hatte Gunde als Nachbarin; er war weniger gesprächig als sonst und schien ein wenig elegisch gestimmt zu sein. Gunde bemerkte auch ein leises Zittern seiner Hand, wenn er zum Weinglas griff — die Nachwirkung seiner Erkrankung machte sich doch immer noch fühlbar. Lebhaft wie gewöhnlich war die kleine Baronin Götz, die mit Herrn von Kalinsky über die Berechtigung des Spiels stritt und sie damit motivierte, daß man auch die täuschenden Hoffnungen nicht aus dem Leben streichen dürfe, weil sie oft glückbringender seien als die erfüllenden. Sie war eine allerliebste Frau mit einem so klaren und fröhlichen Gesicht, als habe das Dasein ihr nur dornenlose Rosen geschenkt gleich denen des heiligen Franz von Assisi. Herr von Kalinsky freilich, der alles kannte, wußte es besser.

X.

Das Festessen am Abend war gewissermaßen die Fortsetzung des heiteren Mittags. Herr von Müller hatte es sich nicht nehmen lassen, die Damen in einem Landauer abzuholen, obwohl ihr Hotel nur wenige Schritte vom Kurhaus entfernt lag. Er war natürlich im Frack, und auch der Sitz der Beinkleider ließ diesmal nichts zu wünschen übrig. Alles an ihm strahlte vor Freude, und in diesem Glück des Empfindens schien sogar die gefährliche Nase etwas von dem Stempel der Häßlichkeit zu verlieren. Er errötete, als er Frau Ulla in ihrer Toilette aus mauvefarbener Crêpe de Chine, mit kleinen Perlchen gestickt, vor sich sah, und wurde so verlegen, daß er ihre Hand, nachdem er sie dreimal geküßt hatte, gar nicht wieder losließ, bis Gunde schließlich lachend rief:

„Nun komme ich auch an die Reihe, Herr von Müller! Ich stehe hier und strecke Ihnen die biedere Rechte entgegen, aber es scheint, als existiere ich nicht für Sie . . ."

Das war in lustigem Tone gesagt und natürlich auch nicht böse gemeint. Tatsächlich aber empfand Gunde etwas wie leise heranschleichende Eifersucht, daß man die Freundin bevorzugte. Sie gab es sich selbst nicht zu, und sie würde sicher auch Herrn von Müller abgewiesen haben, wenn er um sie angehalten hätte. Das hinderte indessen nicht, daß sie sich zurückgesetzt fühlte. Sie litt auch unter dem Gedanken, Ulla entbehren zu müssen, die ihr eine gewisse mütterliche Zärtlichkeit entgegentrug, und an die sie sich in ihrem Mangel an Selbsttätigkeit gewöhnt hatte.

Natürlich hatte Gunde sich gleichfalls für den Abend schön gemacht und zu ihrer Toilette aus weißer Duchesse ihre echten Spitzen angelegt, die wenigstens in Herrn von Kalinsky einen kenntnisreichen Bewunderer fanden. Der alte Herr beschäftigte sich an diesem Abend fast ausschließlich mit ihr. Wie auf Verabredung teilte sich die kleine Tischgesellschaft in zwei Parteien, ohne sich gegenseitig zu vernachlässigen. Ulla hielt ihren Zukünftigen fest und steuerte damit einer kräftigen Wirklichkeit zu; nun wollte sie das Asyl auch erreichen, das sie suchte. Herrn von Kalinsky wiederum schien es zu interessieren, Gunde ein wenig näher kennen zu lernen, und er verstand es, sie mit so außerordentlicher Geschicklichkeit auszufragen, daß er sich ziemlich schnell über die Regungen und das Verlangen dieser kleinen Mädchenseele klar war.

So verfloß der Geburtstagsabend in angeregtester Stimmung. Die Tafel war in Blumen getaucht, das Essen ausgewählt und vortrefflich, der Wein beste Marke: nichts übertrieben, aber alles erlesen. Es war das, was Gunde an der Außenwelt schätzte, und was ihrem eigenen Geschmacke zusagte. Nur Herr von Müller fiel aus dem Ganzen; wenn sie ihn sah mit seiner in vorschreitender Stunde sich stärker rötenden Nase, war ihr die Freundin immer von neuem unbegreiflich. Mein Gott, sie war ja doch noch jung; packte sie denn schon die Torschlußangst?

Es schien so. Als die beiden Damen wieder in ihrem Hotel waren, setzte Frau von Isbert sich müde in einen Sessel des gemeinsamen Wohnzimmers und sagte lächelnd:

„Ein gelungener Abend, aber ein anstrengender."

„Warum anstrengend, Ulla?" fragte Gunde. „Ich habe mich mit Herrn von Kalinsky ausgezeichnet unterhalten. Er ist ein prächtiger Plauderer."

„Das kann ich von meinem Freunde Müller nicht behaupten," erwiderte Ulla. „Er ist keineswegs ungebildet — o nein. Er hat auch mehr Tiefe als Flachheit und eine gewisse ironische Bekenntniswut, die mir gut gefällt. Aber seine Verlegenheit mir gegenüber ist noch so groß, daß sie beständig Hemmungen schafft und ein unnötiges Kleinmachen und Sichducken. Ich glaube, er würde leicht unter den Pantoffel zu bringen sein. Aber das will ich gar nicht."

„Ist's denn nun so weit, Ulla?"

„Ich glaube wohl. Beim Abschiede fragte mich Baron Kalinsky, wann er mich morgen besuchen dürfe. Ich schätze, Müller wird ihn als Vortrupp senden. Sozusagen zur Aufklärung des Terrains. Vielleicht hält er auch direkt für ihn an. Ich muß auf alles vorbereitet sein."

„Und bist es auch?"

„Ja, ich bin es."

Das sagte sie ruhig und fest und unter energischem Kopfnicken.

„Wann soll die Hochzeit sein?" fragte Gunde mit zager Stimme.

„Ich möchte ihm vorschlagen, sobald als möglich."

„Sehnst Du Dich danach, Dich so rasch von mir zu trennen?" rief Gunde. „Ach, Ulla, was soll aus mir werden, wenn ich Dich nicht mehr habe! Denkst Du denn gar nicht an mich?"

Frau von Isbert stand auf und küßte sie herzlich.

„Doch, mein Lieb," sagte sie. „Aber ich muß auch an mich selbst denken. Ich weiß, Du verargst mir diese Heirat — ich fühle das. Du vergißt, daß ich in einem größeren Notstand bin als Du, die Du noch die Jugend für Dich hast, vor allem die Jugend des Herzens mit ihren holden Täuschungen. Ich täusche mich nicht mehr. Täusche mich auch darüber nicht, daß es nur gut für Dich sein kann, wenn wir uns trennen. Das sage ich ohne Beschönigung, Gunde. Ich bin keine Gouvernante, keine Erzieherin. Es stürmt zu viel von mir in Dich hinein, was schädlich ist. Ich kenne mich mit meinem Manko an Beherrschung, meinen Augenblickseinfällen, meiner Prüfungslosigkeit. Ich war auch immer noch die geschiedene Frau und blieb es. Schuldlos — gewiß. Aber im Draußen der Welt fragt man nicht nach den Ursachen. Du hättest Dir eine andere Begleiterin wählen sollen als diese geschiedene Frau. Sage nicht, daß das sinnlos ist: es war eine Torheit von mir, Dich aufzufordern, bei mir zu bleiben. Denn als wir uns zusammentaten mit unseren lieben kleinen Ichs — sei ehrlich, sprach da nicht in der Hauptsache die Neigung mit, unserm gemeinsamen Leben einen verschönernden Aufputz zu geben? Und das haben wir ja auch glücklich erreicht — aber nicht mehr, Gunde."

„Nicht mehr?" schluchzte Gunde. „Gilt Dir die Freundschaft so wenig? Haben wir uns nicht liebgewonnen?"

„Gewiß, Schatz. Ich war Dir eine ehrliche Freundin — doch auch eine gefährliche. Natürlich unbewußt gefährlich, denn meine Absichten waren immer die besten. Ich glaubte, auch Dir würde ein völliges Herausreißen aus der Vergangenheit nur gut tun — aber ich vergaß, daß Du ein junges Mädchen bist und ich eine Frau von Erfahrung, vergaß den riesengroßen Unterschied zwischen der Unberührtheit und der Schule des Wissens. Ich wollte abschütteln, was aus einer verfehlten Ehe noch an mir haftete, und das war gewiß ein richtiges ethisches Empfinden. Nur hätte ich D i ch nicht an mich binden sollen. Es ist übrigens auch die Ansicht eines fremden, sehr scharfsichtigen Beobachters, der Dir in besonderem Maße wohl will."

„Wer ist das?" fragte Gunde und trocknete ihre Tränen.

„Der Baron Kalinsky."

„Was geh' ich ihn an?" rief das junge Mädchen zornig.

„Nichts. Aber die Verhältnisse fügten es, daß ich ihm nähertreten konnte. Und da er auch Dir Interesse entgegenbringt, so ergab es sich von selbst, daß wir unsere Ansichten über Dich austauschten. Er ist ein feiner Kenner des Lebens."

„Du sagtest mir, daß er mir Vorschläge machen wollte."

„Ja. Aber ich möchte erst seinen morgigen Besuch abwarten. Was ich tue, ist meine Sache und dient meiner Selbsterhaltung. Doch ich sorge mich noch um Dich. Ich möchte auch Dir noch ein warmes Nest bauen helfen. Da kommt Anna. Wir wollen zu Bett gehen, Kind. Schlaf' wohl!"

Die Zofe war eingetreten. Frau von Isbert küßte Gunde nochmals auf die Stirn und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück.

Gunde fand nicht so rasch ihren Schlummer. Allerhand Gedankenfluchten scheuchten ihn von ihrem Lager fort. Was Ulla ihr gesagt hatte, klappte merkwürdig zusammen mit den Aeußerungen Brandts. Sie hatte selbst das Gefühl, daß es sinnwidrig war, dies lockere Spiel weiter zu treiben. Es war das Täuscherdasein, das ihr Vater geführt hatte und das Brandt vielleicht heute noch führte; war Betrug vor der Welt und ein Hinabgleiten in ein geistiges Hochstaplertum.

Gunde überschlug in dieser Nacht ihr junges Leben. Sie konnte den Tag festsetzen, da der Abstieg begonnen hatte: damals, als sie die „Verbündete" Brandts geworden war. Die Verheimlichung der Angelegenheit von Augustenhof hatte ihr das Vertrauen des Prinzen verscherzt und ihre Heirat mit ihm unmöglich gemacht. Die ganze Komödie, in die sie sich hineingespielt hatte, um ihn zu gewinnen, war gründlich mißlungen.

Einmal hatte ihr das Schicksal die Hand gereicht — mit freundlicher Gebärde eine rauhe Hand. Hätte sie das Anerbieten Wilhelm Dunkers angenommen — vielleicht, daß sie heute schon die Gattin Werners sein konnte. Sie allein hatte es in ihrer Macht gehabt, ihn heim zu rufen.

Das wäre eine gerade Linie zu einem Ziel gewesen. Aber dies Ziel hatte sie verschmäht. Nun kamen die Umwege, und sie wußte nicht, wohin sie führten.

Sie weinte in ihre Kissen. Ulla ging fort, das Alleinsein hub an — und sie fürchtete sich vor der Welt, in die sie mit triumphierendem Erobererlächeln geschritten war. Sollte sie als Abenteuerin enden?

Sie weinte in ihre Kissen und weinte sich in den Schlaf. Aber als am Morgen die Sonne durch ihre Fenster fiel, spottend dem Raunen der Nacht, fuhr sie mit heiterem Gesicht aus den Betten und dehnte und reckte sich, und der Spiegel gegenüber erzählte ihr, wie jung und schön sie noch war.

XI.

Heute stieg Gunde allein in die See, während Frau Ulla im Hotel blieb und auf den angemeldeten Besuch wartete. Pünktlich um zwölf erschien denn auch der Zimmerkellner und brachte die Karte: „Florian Freiherr von Kalinsky von Kalin. K. u. K. Kämmerer."

Frau von Isbert empfing ihn mit freundlicher Begrüßung. Der alte Herr küßte ihr die Hand und sagte mit lächelnder Miene:

„Ich habe mir vorgenommen, mit bewußter Feierlichkeit vor Ihnen zu erscheinen, teuerste gnädige Frau — aber es gelingt mir nicht recht. Das Feierliche würde auch auf die Freudigkeit meines Empfindens drücken. Nein — bitte — ich setze mich nicht: ein wenig möchte ich doch an äußerer Haltung bewahren, während ich mich des Auftrags entledige, der mich zu Ihnen führt."

„Sie können nichtsdestoweniger Platz nehmen, lieber Baron," entgegnete Ulla. „Ich glaube Ihren Auftrag zu kennen und verzichte gern auf die übliche Förmlichkeit. Gehen Sie auch über alle Präliminarien hinweg — wir haben uns ja längst ausgesprochen. Es bliebe nur noch die Frage für mich übrig: warum kommt er nicht selbst? Ich weiß auch schon die Antwort: aus angeborener Schüchternheit. Wollen wir ihm nicht eine telephonische Aufmunterung geben? Mag er sich mein Jawort persönlich holen."

Herr von Kalinsky ließ sich in dem ihm zugeschobenen Sessel nieder. „Tausend Dank, liebe gnädige Frau, daß Sie mir eine längere und sicher langweilig wirkende Rede schenken. Ich hätte meinerseits auch nichts dagegen, Herrn von Müller drahtamtlich herbeizurufen — aber der unglückliche Mensch wird im Augenblick gar nicht telephonisch zu erreichen sein. Er irrt umher und klagt dem Meere sein Hoffen und Harren. Erst um ein Uhr soll ich ihn im Café Noppenay treffen — wenn ihn bis dahin nicht der Schlag gerührt hat."

„Was ich nicht fürchte. Mein Händedruck beim Abschied gestern abend wird ihm ja wohl schon gesagt haben, daß er sich auf eine Abweisung nicht einzurichten braucht."

„Ich glaube das allerdings bestätigen zu können. Aber eine gewisse Mutlosigkeit liegt nun einmal in seiner Natur — das dürfte sich indes leicht ändern unter einem zweckentsprechenden Eheregiment. Also, gnädige Frau, was soll ich nun noch sagen? Sie wissen bereits, daß mein Freund Müller Sie aufrichtig liebt. Er ist so reich, daß er allen Ihren Wünschen Rechnung tragen kann, und nach Ihren Wünschen will er an den Aufbau seiner Zukunft

gehen — nach Ihren Wünschen allein. Er tritt gern in die Industrie zurück — soweit sie, muß ich hinzufügen, nicht die Geruchsnerven belästigt —, er ist auch bereit, sich eine große Herrschaft zu kaufen oder mit Ihnen auf Reisen zu gehen oder Ihnen in Wien, Berlin und Paris Hütten zu bauen, die natürlich allem Komfort der Neuzeit entsprechen würden — er wartet also nur auf die Befehle seiner Herrin. Und vorläufig wartet er auf Ihr Ja."

Bei diesen letzten Worten hatte der alte Herr in die Taschen seines Schoßrockes gegriffen und zog zwei kleine Saffianetuis an das Tageslicht.

„Soll ich sie öffnen?" fragte er. „In dieser Hand halte ich den Ring, und in dieser eine Perle. Der Ring ist ein schlichter Goldreif, entsprechend der Tiefe des Symbols — die Perle ein Wunder ihrer Art und schön gefaßt und soll als Brautgeschenk den Hals der Gnädigsten schmücken."

Ulla errötete leicht.

„Erlauben Sie mir zunächst eine kurze Erklärung, Herr von Kalinsky," entgegnete sie. „Sie werden nicht verlangen, daß ich Sie in alle Gründe meines Herzens schauen lasse. Da aber Ihr Auftraggeber eine bestimmte Antwort erwartet, die doch wohl ein wenig über das kurze Ja hinausgehen muß, so bitte ich ihm zu sagen: daß ich mit dem festen Willen in meine neue Ehe gehe, ihm allezeit eine liebe und treue Frau und eine gute Freundin sein zu wollen. Ich will sein Glück, weil ich mein Glück will."

Der alte Herr verneigte sich und zog wieder ihre Hand an seine Lippen. Dann öffnete er die Etuis.

„Ich danke Ihnen," sagte er, „und bin der innersten Ueberzeugung, daß Sie Ihre Wahl nie bereuen werden. Nun lassen Sie mich, da ich ja doch einmal in Protura handle, den Verlöbnisring an den vierten Finger Ihrer Linken stecken. Und hier überreiche ich Ihnen auch die Morgengabe — zugleich mit einer notariellen Verschreibung, die Ihnen für alle Fälle eine bestimmte Rente sichert. Mein Freund Müller bittet, sie als das obligate Toilettengeld, aber auch als einen entsprechenden Ersatz für die Ihnen bisher von Herrn von Hellsted gewährte Alimentation betrachten zu wollen, die von nun ab selbstverständlich fortfällt."

Er reichte Ulla das Etui mit der Perle und ein großes Kuvert, das er seiner Brusttasche entnahm.

Wieder huschte ein zartes Rot über die Wangen der jungen Frau. Sie ließ einen raschen Blick über die Perle gleiten, eine wundervolle, mattgraue, birnenförmige Perle an einer feingliedrigen Goldkette. Auch dem Kuvert galt nur ein flüchtiges Hinschauen. Die Aufschrift verhieß ihr eine Jahresrente von sechsunddreißigtausend Kronen.

Keine Muskel zuckte in ihrem Gesicht. Sie legte das Papier und das Etui auf einen Schreibtisch.

„Meinen Dank will ich dem gütigen Geber selbst aussprechen," sagte sie, und da sie fühlte, wie banal das klang, fuhr sie warmherziger fort: „Aber auch Sie sollen nicht vergessen sein, Herr von Kalinsky, der Sie mir seine Bekanntschaft vermittelten und in so diskreter und vornehmer Weise die Fäden zu spinnen verstanden, die schließlich zu verbindenden wurden."

Sie gab ihm die Hand, die er diesmal nicht küßte, sondern nur herzhaft drückte.

„Meine liebe und teure Gnädige," antwortete er, „ich habe Ihnen ja keinen Augenblick verhehlt, daß ich damit nur den Spuren meines Berufs gefolgt bin — und wenn er mich in diesem Falle auch wirklich zum Heiratsvermittler stempelt — ein Wort, das in der Welt der täuschenden Begriffe noch immer einen üblen Beiklang hat —, so tröstet mich das angenehme Bewußtsein, wieder einmal dem Guten zum Siege verholfen zu haben. Und sehen Sie, das ist es auch, was ich bei Ihrer kleinen Freundin erstrebe. Ich würde sehr glücklich sein, wenn es mir gelänge, ihr einen festen Platz im Leben zu schaffen. Darf ich noch einmal auf den Vorschlag zurückkommen, den ich Ihnen gelegentlich andeutete? Ich habe den Auftrag, für einen jungen Majoratserben eine geeignete Gattin zu suchen — und da ich Ihre Diskretion kenne, will ich Ihnen auch den Namen nennen. Es ist ein Freiherr von Ettern, ein sehr hübscher, angenehmer, liebenswürdiger junger Mensch, der ohne weiteres eine ausgezeichnete Partie machen könnte — wenn er wollte. Aber er will nicht. Das ist eben der Haken. Er hat sich bis über beide Ohren in eine hübsche kleine Schauspielerin verliebt, die er durchaus heiraten möchte. Dagegen sträubt sich vor allem die Ausschlaggebende in der Familie, die alte Großmutter, und sie hat mich in ihr Vertrauen gezogen. Ich muß vorausschicken, daß diese greise Dame seit dreißig Jahren eine gute Freundin von mir ist. In Fräulein von Berg glaube ich nun ein Wesen gefunden zu haben, das seiner ganzen Artung

... den bewußten Willen des jungen Ettern entscheidend beeinflussen könnte. Es handelt sich einfach darum, in ihm eine neue Liebe zu entfachen, die stark genug ist, eine Liebelei der Vergangenheit fortzuwischen, so wie man Geschriebenes auf einer Schiefertafel löscht. Das könnte Fräulein von Berg dank den Reizen ihrer Natur und ihres Wunsches zum Siege. Sie sagten mir, Ihre Freundin sei gewissermaßen prädestiniert zur Ehe. Ich antworte Ihnen: der junge Ettern ist ihr prädestinierter Gatte. Er ist hübsch, gut erzogen, trefflich von Charakter, von bestem Namen und reich."

„Aber es ist fraglich" wandte Frau von Isberk ein, „ob Gunde selbst die Frau ist, die man für ihn wünscht."

„Wie ich glaube, durchaus. Die Großmutter als bestimmende Gewalt des Hauses hat mich genau informiert. Was man sucht, ist eine ansprechende Jugend, eine gute Familie, vornehme Gesinnung, äußere Distinktion, Bildung, Herzenswärme, möglichst etwas Vermögen. Immerhin viel — aber ein Besitz, den Fräulein von Berg ohne weiteres nachweisen kann. Es klappt alles."

Nun wurde Ulla freudig erregt.

„Topp, Herr von Kalinsky," rief sie; „wenn Sie das arrangieren können, sind Sie meiner lebenslänglichen Dankbarkeit sicher."

„Sehr liebenswürdig," entgegnete der alte Herr und verneigte sich. „Das Arrangement ist leicht. Die Baronin von Ettern besitzt eine Villa in Wiesbaden und pflegt dort stets einige Winterwochen zu verleben. Ich werde dafür Sorge tragen, daß ihr Enkel sie begleitet — Fräulein von Berg zieht dann in irgendein Hotel, und ich werde Gelegenheit finden, sie mit dem jungen Manne bekannt zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

H. M. Warschau fiel durch die dritte Teilung Polens im Jahre 1795 an Preußen und wurde zur Hauptstadt der Provinz Südpreußens ernannt. 1806 wurde die Stadt von den Franzosen besetzt und nach dem Frieden von Tilsit 1807 mit ganz Südpreußen von Preußen abgegeben, worauf das Land von Napoleon zum Herzogtum Warschau erhoben wurde. Die Hauptstadt dieses neuen Herzogtums wurde Warschau. Auf dem Wiener Kongreß 1815 wurde Warschau den Russen zugesprochen und zur Hauptstadt des neugegründeten Königreichs Polen erwählt.

Geschäftliche Mitteilungen.

Ueber die Nationale Kriegspfanne schrieb Professor **Voß** vom Verein für die Geschichte Berlins: „Durch diese eiserne Pfanne ist ein würdiges Gegenstück geschaffen zu den eisernen Ringen aus der Zeit der Befreiungskriege, an deren Opfermut die deutschen Frauen auf diese Art in der wirksamsten Weise erinnert werden.“ Näheres ist aus dem Inserat in der gleichen Nummer zu ersehen. Der Ausschuß zum Vertrieb der Nationalen Kriegspfanne, Frankfurt a. M., Kaiserstraße 23, dient gern mit weiteren Aufklärungen.

Meister der Zeichnung betitelt sich ein von Professor Dr. Hans W. Singer im Verlage von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig herausgegebenes Unternehmen, von dem bisher sieben Bände erschienen sind, darunter die Bände M. Klinger, Max Liebermann, Franz v. Stuck, Emil Orlik usw. Näheres ist aus der heutigen Anzeige ersichtlich.

Wie im Frieden



kann man sich waschen, rasieren und die Zähne putzen, wenn man die neuen, auf dem kosmetischen Gebiete aufsehenerregenden Tangosol-präparate benutzt. Rein pflanzlichen Ursprungs, sind die Präparate im Gebrauch äußerst sparsam. Um den Präparaten allgemeines Vertrauen zu erwerben und sie raschest einzuführen, liefern wir sie zur kostenlosen Probe mit bedingungslosem Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen innerhalb acht Tagen nach Empfang. Wir bringen zunächst:

Tangosol-Waschkrem. Das ideale Toilette-Hilfsmittel für Gesicht, Hände und Körper. Es bewahrt dem Teint sein gesundes, frisches Aussehen und ist trotz starker Reinigungskraft wegen seiner Reizlosigkeit auch da zu verwenden, wo selbst das mildeste Waschmittel nicht vertragen wird. Preis der 100 gr fassenden Tube **M. 1.25**

Tangosol-Zahnpasta erzeugt schon nach einmaligem Gebrauch ein nie gekanntes Gefühl glatter und sauberer Zähne. Tangosol-Zahnpasta macht naturrein, glänzend weiße Zähne und ist von angenehmem Wohlgeschmack. Preis der 70 gr fassenden Tube **M. 1.30**

Tangosol-Rasierkrem. Kein Pinsel, kein scharfes Nachwaschen oder Pudern mehr. Der Krem ist auch für den empfindlichsten Hals eine Wohltat. Preis der 100 gr fassenden Tube **M. 1.60**

Die Zusendung — *auch einzelner Tuben* — erfolgt ohne Kosten für Porto und Verpackung. Senden Sie uns den Kaufpreis in bar oder Briefmarken nebst Ihrer genauen Adresse per Brief, bedienen Sie sich einer Postanweisung oder unseres Postscheck-Kontos Berlin 1067, oder verlangen Sie Nachnahme gegen Erhebung der geringen Gebühren!

Wir berechtigen Sie, unsere Präparate zu probieren und bei Nichtgefallen noch innerhalb 8 Tagen nach Empfang an uns zurückzusenden. In diesem Falle erstatten wir Ihnen den vollen von Ihnen gezahlten Kaufpreis zurück. Sie haben also Keinerlei Risiko! *Nur die Überzeugung von der unübertrefflichen Güte unserer Präparate gestattet uns, ein derartiges Zugeständnis zu machen.*

Schreiben Sie sofort an die
Mora-Gesellschaft m. b. H.
Berlin S 42, Postfach 172/102.
Wiederverkäufer wollen hinzufügen: Abt. W.

:: **Inseratenschluß 18 Tage vor Erscheinen Mittwochs.** :: ::

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
a — ak — bob — cä — ce — cir — da — dau — de — den — disch — do — e — e — el — gam — gelb — gen — ha — ha — hu — i — in — kord — la — le — li — licht — lon — mal — mud — na — nau — nie — nor — nord — o — rauch — ri — ro — ro — sach — sar — se — se — sel — sen — sin — so — tal — tes — u — us — zi
sind 25 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Vers aus einem Gedicht von Bruno Wille ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Fluß, 2. altes Längenmaß, 3. berühmten Bildhauer, 4. Weltweisen, 5. großen Feldherrn, 6. Nagetier, 7. Zusammenklang, 8. Kanton, 9. nordischen Gott, 10. Perserkönig, 11. Paradies, 12. Blume, 13. Legierung, 14. Raubvogel, 15. Haustier, 16. indischen Titel, 17. Königreich, 18. feinen Spott, 19. Naturerscheinung, 20. Waffe, 21. Schriftsteller, 22. Malerfarbe, 23. Zauberin, 24. Jagdfanfare, 25. Gesetzbuch.

Neue Zeit.

Ach, wie sehr war doch vordem
Strümpfe stricken unbequem!
Jedes Wort bracht' fleiß'ge Hand
Einzeln langsam nur zustand'!
Heutzutag' geht's anders her.
Nur dem Wort zwei Zeichen mehr,
Und von selbst fast wächst der Strumpf;
Denn das neue Wort ist Trumpf.

Bilder-Rätsel.



Der getauschte Kopf.

Wie schwer fällt oft das Wort mit B,
Deß Zweck nur ist ein Wort mit G.

Ergänzung.

Die Striche sind durch Worte zu ersetzen; das zweite Wort ist stets die Steigerung des ersten.

1. Die Nacht war hell und —; so hielt er's lange aus auf seiner —. 2. In der Stadt — übte er mit — und Ambos sein Gewerbe. 3. So viel — hätte ich dem dürren — gar nicht zugetraut. 4. An einer gut belegten — labte sich der — nach schwerer Arbeit. 5. Durch seelisches — verschlimmert sich — auch der körperliche Zustand. 6. Mit zusammengezogener — betrachtete der — das trübe Bier. 7. Durch Schlamm und — jagte der treue — seinem Herrn nach. 8. Mit einem — war der neue — bei allen Operetten-Bühnen auf dem Spielplan.

Lösung des Silbenrätsels aus voriger Nummer:

Der Hieb ist die beste Parade.

1. Dame, 2. Raupach, 3. Iliade, 4. Bastei, 5. Senat, 6. Dementi, 7. Eigelb, 8. Ehrenpreis, 9. Torte, 10. Pampa, 11. Regatta, 12. Diele.

Lösung des Rösselsprungs aus Nummer 21:

Sang des Schiffermädels.

Auf der fernen See ein Segel steht,
Mein Schatz ist auf der See;
Der Wind mir an die Beine weht,
Der Wind, der Wind von der See.
Blas' ihn her zu mir, blas' ihn schnell zu mir her,
Du Wind, Du Wind auf der See;
Mein Herz ist so tief, so tief wie das Meer,
Und so stark wie der Wind auf der See.

Otto Julius Bierbaum.

Humor

„Wie, Müller, Sie schreiben einfach aus dem Xenophon unter der Bank ab? . . Es ist jetzt schon das dritte Mal, daß ich Sie bei solchen Betrügereien abfasse! . . Ich sage Ihnen, ich sage Ihnen: Wir sehen uns noch 'mal im Zuchthaus wieder!"

*

Der Papa: „Also, Hans, für Dein gutes Zeugnis darfst Du Dir etwas wünschen."

Hans: „Ein gutes Buch, Papa."

Der Papa: „Kannst Du mir nicht ungefähr sagen, was für ein Buch?"

Hans: „Doch, ich habe eins im Schaufenster gesehen beim Buchhändler. Es heißt: Wie man Männer fesselt."

*

Kathederblüte: „Borchardt, ich habe unter Ihren Aufsatz schreiben müssen ‚Ungenügend'. Außerdem habe ich noch den Vermerk hinzugefügt: ‚Wimmelt von fehlenden I-Punkten und Interpunktionen'!"

Zeichnung von Paul Simmel.



Auf dem Müggelsee bei Berlin.
„Au, siehste eene Schaumbahn von een Torpedo!"
„Quatsch! Heini führt hinten die Fische mit Spucke an!"

„Hör mal, Fritze, ich gehe jetzt auf Wache. Und damit Du nicht erst heimlich suchst: Die Zigarren, die ich von zu Hause gekriegt habe, die liegen unterm Kopfkissen!"

Willem geht auf Wache. Bei der Rückkehr empfängt ihn Fritze mit den vorwurfsvollen Worten:

„Bist ja ein netter Kamerad! Unter Deinem Kopfkissen waren die Zigarren nicht!"

„Richtig," antwortet Willem, „aber unter Deinem!" Poldi.

*

Zensurbedenken.

Unter den zur amtlichen Zensur eingereichten Vorträgen der Kabarettkünstler las der Beamte auch den folgenden Vortrag: sinn, sinn, nbazi, kirtschi, nbazi, sinnn, haff, hu, du bist verrückt mein Kind, bäbä, zipp, steh ich in finsterer hast du mich lieb? zinktiv, u. s. f.

Als der Beamte sich von seinem Erstaunen erholt hatte, sagte er zu dem Künstler:

„Leider kann ich Ihnen diesen Blödsinn nicht streichen. Aber sicherlich sperrt man Sie in ein Irrenhaus, wenn Sie dieses Zeug öffentlich vortragen!"

„Sorgen Sie sich nicht," entgegnete der Künstler. „Diesen Text bringe ich stets mit großem Erfolg. Ich bin doch Tierstimmen-Imitator!" Poldi.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 24

17. Juni 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Deutsches U-Boot im Mittelmeer: Türkischer Besuch an Bord.

U-BOOT-NUMMER II.

U-Bootsabwehr / Von einem Unterseebootsoffizier.



Auf der Kriegsfahrt mit einem U-Boot: Schwere Stacheldrahtarbeit auf hoher See.

Ernst und schwer ist das Leben auf dem Unterseeboot, aber beneidenswerte Menschen sind es, die es durchleben und an dem höchsten Kriegsziel mitarbeiten: Deutschlands schlimmsten Feind zu besiegen. — Nach Tagen angestrengter Arbeit ist die Ausreise erfolgt. Nach allen Seiten wird scharf ausgeguckt, immer wieder der Horizont und die Meeresfläche mit dem Doppelglase abgesucht; geringe Unaufmerksamkeit kann einem feindlichen U-Boot das Herankommen und die Abgabe des todbringenden Torpedoschusses ermöglichen. Rauchwolke in Sicht, feindliche Bewachung! Schnelle Hilfskreuzer, eigens gebaute U-Bootsjäger mit allen erdenkbaren Geräten, Torpedobootszerstörer und eine unendliche Zahl von armierten Fischdampfern umkreuzen Großbritanniens Küste, laufen weit nach See hinaus, um deutsche „Möwen" abzufangen, unsere U-Boote im Vormarsch zu stören, unter Wasser zu zwingen, zu vernichten. Sind sie einem Boot auf der Spur, so können sie recht gefährlich werden. Geringe Tropfen Oel, durch ein leckes Niet sickernd, werden zum Verräter. Der Zerstörer nimmt die Verfolgung auf, andere gesellen sich zu ihm. Sobald sie über dem U-Boot zu sein glauben, werfen sie ihre Wasserbomben, große, mit schärfster Sprengladung gefüllte Blechbehälter, die erst detonieren, wenn sie tief unter Wasser angelangt sind. Eine riesige Sprengung, ein ohrenbetäubender Knall im Unterseeboot. Die Leute fliegen durcheinander, das Licht geht aus, die Gläser springen, das Boot macht in der Tiefensteuerung einen Sprung. Aber sofort kommt aus allen Räumen die Meldung, daß kein Wasser einbricht, die alte Sicherheit ist nicht gewichen, unter Kursänderung geht das U-Boot seinen Verfolgern aus dem Wege. Wann aber kommt die nächste Bombe?! Bleiern schleichen die Minuten. Da dröhnt es wieder, aber weiter ab, die Zerstörer entfernen sich. Der Kommandant bleibt noch einige Zeit unter Wasser, dann streckt



Versenkung des englischen Dampfers „San Hilario" (10,055 Tonnen), des größten Tankdampfers der Welt (Ladung 18,000 Tonnen Oel), der in langem, hartnäckigem Gefecht zur Uebergabe gezwungen wurde.

er das Sehrohr heraus und sucht den Horizont ab. Es ist nichts mehr zu sehen, also wird aufgetaucht. Als erster springt er aus dem Luk heraus, um Ausschau zu halten. Es ist unsichtig geworden, nur einige hundert Meter kann er sehen. Da — aus dem Nebel heraus kommt ein schwarzer Schatten, mit hoher Fahrt läuft ein Zerstörer auf das Boot zu. „Schnelltauchen." Zu lange dauert es, aber es glückt, das Boot gelangt auf Tiefe. Bald darauf wird das Sägen der Propeller gehört, der Zerstörer braust über das U-Boot hinweg. Wasserbombe? Nein, aber ein klirrendes Geräusch ist zu hören, das Boot wird unruhig in der Steuerung, ein Knacken, ein Ruck — eine Stahlleine ist von dem Zerstörer und seinen Genossen über das Boot geschleppt worden, um es zu fangen; sie ist abgeglitten. Einige Stunden später wird aufgetaucht, der Handelsstraße entgegengefahren. Es kommt ein Dampfer in Sicht, das U-Boot geht unter Wasser heran. Spiegelglatte See, ungünstig für den Angriff. Gleich soll der Schuß fallen, da sieht der Dampfer das Sehrohr und dreht mit hoher Fahrt zum Rammstoß. Das U-Boot sieht das Manöver rechtzeitig, taucht tiefer und weicht aus. Warte, Freund, dich kriegen wir noch! Aufgetaucht zum Artilleriegefecht. Der Dampfer schießt sofort auf das U-Boot, seine Aufschläge liegen gut, unsere aber besser, Treffer auf Treffer sitzt im Dampfer, der schließlich stoppt und kapituliert. Er hat mit seiner Funkentelegraphie Hilfe herbeigerufen. Die Boote verlassen das Schiff, sie rudern auf das U-Boot zu, um die Papiere zu bringen. Eine Rauchwolke kommt in Sicht, ein Zerstörer eilt zur Hilfe herbei. So muß der Dampfer so schnell wie möglich durch Torpedoschuß versenkt werden. Das U-Boot taucht, ein Rettungsboot kommt nahe an das Sehrohr heran, läuft scheinbar hinter

(Fortsetzung auf Seite 339.)



Versenkung des Russen „Endymion". Das Schiff liegt flach auf dem Wasser, wie ein toter Schmetterling.



Versenkung der russischen Bark „August", die Holz nach England bringen wollte.



Vom U-Boot-Krieg: Deutsches U-Boot im Artilleriegefecht auf einer Fahrt im Atlantischen Ozean.



Versenkung des russischen Schiffes „Endymion"

Phot. Korv.-Kap. Jürst.



Blick auf das Deck eines deutschen U-Boots auf der Kriegsfahrt im Atlantischen Ozean
Durch die schnelle Fahrt ist das ganze Verdeck überflutet, nur die Kanone ragt hervor.

Versenkung des amerikanischen Schiffes „Woodward Abrahams“, das Holz von Amerika nach England bringen wollte:



Das brennende Schiff. Aufnahmen von Korv.-Kap. Jürst.



Der Kaiser im Westen im Gespräch mit einer Abordnung von Krankenschwestern aus den Feldlazaretten. Phot. Bufa.

Bilder vom Tage

Den Orden Pour le mérite erhielt jüngst der Kom. General des XII. Armeekorps Edler von der Planitz. Er wurde 1894 als Hauptmann in den Großen Generalstab in Berlin berufen, befehligte dann als Major das Schützenregiment Nr. 108 und kam 1904 als Oberstleutnant und Abteilungschef in das sächsische Kriegsministerium; zugleich wurde er mit der Inspektion der Infanterieschule beauftragt. 1905 erfolgte seine Ernennung zum Obersten und Kommandanten des Schützenregiments, 1910 erhielt Edler v. d. Planitz das Kommando der 46. Infanteriebrigade. Im Kriege wurde der Name des Generals v. d. Planitz viel genannt, als er im Januar 1915 in den siegreichen Kämpfen der sächsischen Truppen bei Craonne mit General v. Gersdorff einen großen Infanterieangriff leitete.



Edler v. d. Planitz, Kom. Gen. d. XII. Armeekorps, der den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. Berl. Jll.-Ges.



Verhör eines gefangenen französischen Fliegers bei einer Flieger-Abteilung im Westen.

*

Vom Kriegsschauplatz im Orient

Schnadahüpfeln in Jerusalem. Tagebuchblätter von Christian Bouchholtz

Wir lasen im „Deutschen Soldatenheim" in der Jaffastraße, Jerusalem, folgenden Zettel, mit Schreibmaschine geschrieben und mit Reißzwecken unterm großen Buntdruck des Sultans an die Wand geheftet:

Sonntag 8 Uhr geselliger Abend
in der deutschen Kolonie.
Alle deutschen Feldgrauen
herzl. eingeladen!

„Wir gehn hin, Erwin?"
„Wir gehn hin."
Wir gingen hin.

Die Monduntertasse (Mondsichel gibt's ja hier nicht, da der Mond über Jerusalem nicht aufrecht, sondern auf dem Bauch liegt, so daß man nicht wissen kann, ob daraus ein Z oder ein A gemacht werden soll, ob er also zu- oder abnimmt),... die Mondschale schwebend über den nachtdunkelgrünen heiligen Kuppeln und hinter den schwarzen Zypressenschwertern herwandelnd, sehr scharfe Schatten hohen zerbröckelten Gemäuers auf den mondsilbernen Weg malend. Zur deutschen Kolonie.

Diese deutschen Kolonisten (es gibt deutsche Kolonien in Jerusalem, Jaffa, Hafio, die Kolonien Wilhelma, Sarrona usw.) stammen sämtlich aus der Stuttgarter Gegend und gehören der Sekte der „Templer" an. Uebrigens keine Sekte mit starr umkrustenden Dogmen. Die Großeltern dieser Schwaben wollten, als sie herkamen, nichts, als auf einfache Weise Gott mit Leib und Seele möglichst naherücken. Keine Träumer oder Schwärmer. Man soll sich mal ihre Kulturen ansehen. Sie bebauen das Land nach modernsten Methoden und haben sehr lobenswerte Resultate erzielt. Ihre Felder sind kleine Paradiese, wohlgewässert, wohlgedüngt, wohlbestellt — gleich hinter den Umfassungsmauern lagert Wüste, Oede — sie sind ein fabelhafter Beweis für die Fruchtbarkeit des Landes, einer Fruchtbarkeit, die, mit europäischem Maß gemessen, an Wunder grenzt.



Eine deutsche Maschinengewehr-Abteilung in der Wüste. Phot. v. H.

Vor 40 Jahren kamen die Großeltern dieser Leute ins Land. Arme Leute. Ohne Unterstützung haben sie sich hochgebracht. Ihre Enkel sind bereits sämtlich wohlhabend geworden und vergrößern — unternehmungslustige Schwaben — ständig ihre Betriebe. Sind meist Kaufleute, Handwerker und Bauern zugleich. Haben etwa eine Wirtschaft und einen Kintopp und ihr Feld bei Jerusalem und dazu noch Ackergebiet im Ostjordanland, das sie aufgekauft, organisiert und weiter-



Vom Kriegsschauplatz im Orient: Türkische Transportkolonne auf dem Vormarsch.
Phot. v. H.



Sandschlitten des englischen Roten Kreuzes für Verwundeten-Transport in der Wüste.
Aus einer englischen Zeitschrift.

verpachtet haben. Die ganze Sache in einer Hand. Diese paar Menschen rühren sich und wissen auf eine sehr lobenswerte Art mit dem ihnen „anvertrauten Pfund zu wuchern".

Wir kommen oft mit diesen Leuten zusammen.

Manchmal passiert's, daß man einen Abend im Wüstenzelt verbringt, dem Kinderwimmern der schleichenden Schakale und dem großen Wind der Ewigkeit lauschend. Und den anderen — nach 100 Kilometer Reise im Lastauto, wenn es der Dienst erlaubt — in einer deutschen Familie, in echt deutschen Zimmern, wo deutsche blonde (ach so saubere) Kinder deutsche Lieder singen, wo deutsche Zigarren geraucht und deutscher Napfkuchen gegessen wird. —

Hinter dem Bahnhof Jerusalem, in einem Hain nachtdunkler Kiefern leuchten ein paar hohe Fenster: die Kapelle der Templerkolonie, die Bethaus und Vereinslokal zugleich ist.

Schon an der Tür hört man eifriges schwäbisches Geschwabbel. Man dächte, irgendwo bei Stuttgart auf dem Lande zu sein.

Und man staunt — nach Monaten Wüste! — hier in dieser großen Fremde, nach kreuzbeinigen schweigsamen [illegible] mit Arabern, nach Sitzungen bei gluckender Nargileh-Wasserpfeife, und nach Bauchtänzen von Wüstenschönen, plötzlich hier ein Stück waschechten, prima deutschen Vereinswesens aufgetischt zu bekommen. Man rangiert sich an langen, weißgedeckten Tischen. Auf jedem Tisch stehen mehrere breite Schalen blutroter Anemonen, die jetzt im Teppichen draußen vor den Mauern Jerusalems blühen, rot, rot, mit einer kohlschwarzen Puderquaste in der Mitte.

Salzbretzeln, Napfkuchen, Tee, Weine von Sarrona, Zigaretten, gratis alles. Frauenchor. Männerchor. Posaunenchor; blasend, daß einem das Trommelfell schnattert. Ein Reigen achtjähriger Kinder — Knirpse und Knirpsinnen in Tiroler-Kostümen tanzen einen Schuhplattler und hauen sich in die Hände, knallen mit den Fingern, klatschen sich (au, so schneidig!) auf die mageren Waden. — „Holdrio!"

Schluß. Applaus wie Wasserfall.

Sogar ein schwäbisches Lustspiel wird aufgeführt. Mit der üblichen alten Schrullentante und Erbtante. Und einem Ollen, der eine neue leckere Suppe für die Damen des Sultan-Harems erfunden hat. Und die roten Anemonen leuchten in ihren Schalen — — so fremd, so fremd in diesen Arabesken deutschen Vereinslebens, die roten Anemonen des heiligen Jerusalem.



Englische Truppen beim Durchmarsch durch Kut-el-Amara.
Aus einer englischen Zeitschrift.



Fliegenfalle bei den englischen Truppen in Mesopotamien: Leinwandstreifen, der mit einer Arsenik- und Zuckerlösung getränkt ist.



Indischer Soldat beim Uebermitteln einer Meldung über den Tigris mit Hilfe des Heliographen. Aus einer englischen Zeitschrift.

U-Bootsabwehr

(Fortsetzung von Seite 334)

dem U-Boot her. Im Rettungsboot wird etwas über Bord geworfen — Detonation — Wasserbombe! Sie arbeiten mit allen Mitteln! Nur schnell den Dampfer versenken. Gerade ist der Zerstörer heran, da trifft der Torpedo, und sein Opfer versinkt in den Fluten Das Rettungsboot läuft mit seinem Motor dem Zerstörer entgegen, ihm kann leider nicht die verdiente Vergeltung zuteil werden. — Es ist dunkel geworden, aber nicht befriedigend dunkel für einen Nachtangriff. Ein schwarzer Schatten naht, der Angriff muß gewagt werden. Ob der Dampfer das U-Boot sieht und es zu überrennen versucht? Aber es glückt, auf nahe Entfernung fällt der Schuß. Im selben Augenblick hat der Dampfer das U-Boot bemerkt, sein Heckgeschütz speit Feuer, den U-Boots-Leuten fliegen die Granaten um die Ohren, da fährt ihm aber der Torpedo in die Seite — er schießt nicht mehr! Aber in eine dicke Rauchwolke gehüllt, saust ein Zerstörer heran, der den wertvollen Dampfer eskortiert hat. Schnelltauchen! — Am hellen Morgen wird ein Segler gesichtet, harmlos treibt er in der Flaute. Auf die Schüsse des U-Bootes hin verläßt die Besatzung das Schiff. Mit dem Doppelglas ist kein Mann mehr an Deck zu sehen, trotzdem wird mit Vorsicht herangegangen. „Blasenbahn voraus!" Ein feindliches U-Boot hat vorbeigeschossen! Der Kommandant entschließt sich, das höchst verdächtige Schiff unter Wasser zu erledigen. Er ist bereits etwas näher herangekommen. Als er das Tauchen befiehlt und gerade in den Turm eilt, verändert sich der Segler, seine Bordwand klappt herunter und ein Hagel von Granaten schwirrt über das Boot hinweg, das rechtzeitig in den Fluten verschwindet. Die harmlose U-Boots-Falle stellt ihren Motor an und weicht dem angreifenden U-Boot aus. — U-Boots-Abwehr; unerschöpflich sind die Mittel, die der Gegner unter jedem Kostenaufwand erfindet, um unseren U-Booten ihr Handwerk zu legen. Unter der Küste liegen Netze mit daran befestigten Sprengkörpern aus, Minen gefährden die U-Boote, Luftschiffe und Flugzeuge werfen von oben ihre Geschosse. Es steuert kein Dampfer mehr einen geraden Kurs. Im wilden Zickzack versuchen sie, den U-Boots-Angriff unmöglich zu machen. Flottillen von Zerstörern und U-Bootsjägern umschwirren wertvolle Schiffe. Aber es hilft alles nichts, das U-Boot kommt heran und schießt manch fetten Bissen aus dem Konvoi heraus. Unbeirrt aller Gefahren, schlägt das U-Boot drein und führt diesen Krieg, den die Briten heraufbeschworen, zu einem für uns siegreichen Ende.



Vorschlag für eine Einheits-Herrenkleidung in England.
(Aus einer englischen Zeitung.)

Die Weltnot an Stoffen zwingt jetzt auch die Engländer, sich mit der Bekleidungsfrage zu beschäftigen. Um Stoff zu sparen, wird für Männer die Abschaffung der langen Hose und Einführung einer Einheits-Tracht, in der Art der obenstehenden Abbildung, vorgeschlagen.



Flieger-Leutnant Schaefer †,
Ritter des Pour le mérite und Besieger von 30 feindlichen Flugzeugen im Luftkampf.



Major Lincke,
im Frieden Kompaniechef beim Inf.-Regt. 55 in Detmold, der den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. Ernst Kracht.



Aus der Kinderstube im Zoo: Hulman-Affe mit seinem 9 Tage alten Jungen.



Puma (Silberlöwe), mit seinem Jungen spielend.

Aus der Kinderstube im Zoo

Für den Wärter im Zoo ist es eine große Freude, wenn er den Besuchern ein Tierjunges vorführen kann. Besonders jetzt in der Kriegszeit, die den Zoologischen Gärten die Zufuhr exotischer Tiere abgeschnitten hat und sie zwingt, doppelt sorgsam ihren Bestand zu pflegen. Es ist den Leitern der Tiergärten gelungen, die Ernährung der Tiere durchzuführen, ohne der menschlichen Kriegsernährung nützliche Stoffe zu entziehen. Am leichtesten gelang es, für die Fleischfresser zu sorgen, die bei der Ungewißheit ihres Nahrungserwerbs durch Raub in der Freiheit schon von Natur aus oft mit schmälerer Kost sich begnügen und, wie Prof. Heck sagt, geborene Hungerkünstler sind. Für die Affen und die Kleinvögel hat die Leitung des Berliner Zoo ein ganz eignes Kriegsfutter erfunden, das man sogar für die Friedenszeit beizubehalten gedenkt. Es wird im Gasbackofen eine Art Kriegsbrot gebacken, das durch Zusatz von Blutabgängen aus dem Schlachthof noch besonders nahrhaft gemacht wird. Den Affen wird dieses gemahlene Kriegsbrot mit einer Art Kefirbrühe übergossen, und sie rissen sich lange Zeit geradezu um dieses Kriegsgericht.

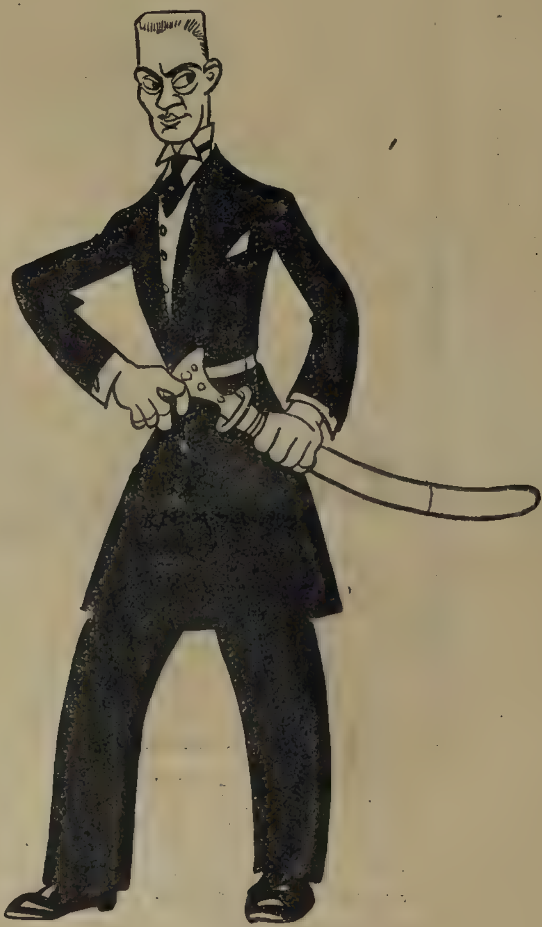


Katta-Halbaffe mit seinem Jungen.
Phot. Franz Otto Koch.

BILDNISSE VOM TAGE VON PAUL SIMMEL



Die schlechte Ernährung in England.
König Georg.



Kerenski,
der russische Kriegsminister.



Der Nagel zu Rußlands Sarg.
Botschafter Buchanan.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.30 Mk. [illegible]jährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. [illegible] Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

15. Fortsetzung. — Nachdruck verboten

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Ulla erhob sich. „Und Sie selbst, Herr von Kalinsky — bleiben auch Sie in Wiesbaden?“

„Das weiß ich noch nicht. Ich habe den Winter über vollauf zu tun, soll ein paar Jagden besorgen, einen ägyptischen Prinzen beobachten, der das Theresianum in Wien besucht, muß im Februar wieder in Paris sein — und wer weiß, ob ich nicht für Herrn von Müller die Herrschaft in Österreichisch-Schlesien kaufen soll, die ihm im Sinne liegt? Oder besorgt Frau von Müller derlei künftig allein?“

„Ich denke ja,“ erwiderte Ulla belustigt. „Immerhin, Ihres Rates wollen wir nicht entbehren. Also, wir sind einig, Baron. Ich werde mit Fräulein von Berg Rücksprache nehmen . . .“

Als Gunde vom Tennisplatz heimkehrte, wo sie wieder einmal über den Konsul Brandt gesiegt hatte, saß Herr von Müller mit am Frühstückstische, und zwischen ihm und Ulla stand eine blaßrote Languste und daneben eine Flasche Cliquot in Eis.

„O du mein . . .,“ rief Gunde verwundert, „das sieht ja schon ganz häuslich aus!“

Sie kannte Freund Müller kaum wieder. Er war keineswegs verlegen, sein junges Glück schien allen hemmenden Ballast entfernt zu haben; er war etwas laut in seiner Fröhlichkeit, aber hatte doch die rechte Anpassung gefunden, und als Gunde sagte, das rosige Schaltier wecke ihren Appetit, wurde zum dritten Male Frühstück bestellt.

So feierte man denn vorläufig die Verlobung zu dreien, und Gunde erfuhr dabei, wie sich alles weiter entwickeln sollte. Einengende Rücksichten irgendwelcher Art brauchte man nicht zu nehmen, die nötigen Papiere hatte man bei sich: so sollte die Hochzeit denn nicht unnötig aufgeschoben werden. Der erste Oktober wurde als Termin angesetzt. „Und was dann?“ fragte Gunde. Das ließen die Glücklichen noch unbestimmt. Den Winter über ging man vielleicht nach dem Süden, und im Frühling wollte man sich Landbesitz anschauen. Denn Ulla traf sich mit Gunde in der Neigung für ein Landleben in englischem Stil, und damit war auch Müller sehr einverstanden. Es war im Grunde genommen gleichgültig, welchem neuen Berufe er sich zuwandte — nur durfte er nicht an das Aufgegebene erinnern, weder an die Parfümfabrik noch an ihr Gegenteil. Im übrigen hatte seine geliebte Ulla zu entscheiden . . .

„Es macht den Eindruck, als sei hier ein Gelage abgehalten worden,“ sagte Gunde, als Müller sich mit dem Versprechen entfernt hatte, seine schöne Braut zum nachmittäglichen Spaziergange abzuholen. „Wir wollen dem Kellner klingeln, damit er die Spuren dieses Verlobungsfestmahls entfernt.“

„Das eigentliche Festmahl kommt erst heute abend,“ entgegnete Ulla. „Herr von Kalinsky muß doch dabei sein.“

„Eine solche Verlobungszeit hat allerhand Anstrengungen im Gefolge,“ behauptete Gunde.

„Ja, das hat sie. Nicht nur der einleitenden Festlichkeiten halber. Man soll auch immer in Feststimmung bleiben, und so ein Gleichklang der Stimmung macht müde. Deshalb bin ich sehr froh, daß die Hochzeit beschleunigt wird.“

„Und ich?“ fragte Gunde. „Was würdest Du sagen, wenn wir am selben Tage Hochzeit feierten?“

Ulla schaute die Freundin betroffen an.

„Nun ja,“ fuhr Gunde fort, „Konsul Brandt hat neuerdings um mich angehalten. Meinst Du nicht, daß wir recht gut zusammenpaßten?“

„Pfui Geier!“ rief Ulla.

„Warum?“

„Weil ich Brandt für einen schlechten Charakter halte.“

„Bin ich selbst denn ein besserer? Ulla, der Respekt vor meiner eigenen werten Person steht nicht mehr sehr hoch. Ich komme mir zuweilen recht erbärmlich vor. In der letzten Nacht konnte ich nicht schlafen und habe ein bissel über mich nachgedacht. Und ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß ich eigentlich ein ziemlich oberflächliches, egoistisches, im letzten Grunde recht unnützes Geschöpf bin. Ohne daß ich es zu sein brauchte.“

Frau von Isbert setzte sich neben sie auf das Sofa und nahm ihre Hände.

„Das ist richtig,“ sagte sie, „Du hättest Dich ganz anders entwickeln können, wenn ich nicht gewesen wäre. Aber mich wirst Du nun ja los. Immerhin, das genügt noch nicht. Hör' mich einmal an, Gunde. Es ist nicht wahr, daß Du schlecht bist. Du bist nur verzogen und hast das Unglück gehabt, elegant geboren worden zu sein. Das klingt verdreht, aber es ist wahr. Das Schicksal hat Dich in Lebensformen geworfen, die nur für feiner organisierte Menschen da sind. Das Ethische und Aesthetische sprechen dabei gleich gewichtig mit — deshalb scheust Du Dich auch vor der Häßlichkeit der Armut, genau so wie ich. Aber wie ich sehnst Du Dich nach einer gewissen Ruhe. Sie würde Dir nichts bieten ohne die Kunst, die Ruhe zu beleben. Wie mache i c h es denn, Herzchen? Ich heirate einen Mann, dessen Charakter mir volle Gewähr für eine innere Harmonie und dessen Besitz mir die Vollendung des äußeren Lebens bietet. So finde ich das, was ich suche, und kann Dir nur raten: folge meinem Beispiel.“

„O, Ulla,“ rief Gunde, „ich kenne das Gefährliche Deiner Philosophie! Du hast auch immer den rechten Standpunkt, mich nach Gebühr einzuschätzen. Leider habe ich weniger Glück als Du — und bin auch wählerischer.“

„Dazu bist Du berechtigt, weil Du jünger bist als ich. Du bist die Spielart der Gattung Mensch, die zu dem einzigen Zweck ins Leben gerufen zu sein scheint, geliebt zu werden. Und das eben ist Dein Glück. Ich sagte Dir schon, daß Herr von Kalinsky Dir einen Vorschlag machen wollte.“

„Ja, Du erwähntest das mehrfach. Erzähle!“

Ulla sprach sich aus, und Gunde hörte gespannt zu. Ein Fältchen schob sich in ihre Stirn, die Brauen vereinigten sich. Sie wurde nachdenklich.

„Jung, hübsch, reich, vornehm,“ wiederholte sie Ullas letzte Worte. „Aber es ist noch eine Bedingung dabei. Er soll mich lieben müssen.“

„Der Fall liegt sogar so, daß er Dich ohne Liebe gar nicht heiraten würde. Denn Du mußt die Fesseln lösen, die sein Herz schon gebunden haben.“

Gunde sprang auf. „Ulla,“ rief sie, „sei ehrlich: ist das anständig gehandelt?“

„Liebes Kind, das ist eine Frage, die Du Dir selber beantworten mußt. Und erst beantworten k a n n s t, wenn Du den jungen Herrn kennen gelernt hast. Denn Du hast keine Zwangsarbeit vor Dir. Nur, wenn er Dir nicht gleichgültig ist, wirst Du auch Liebe in ihm erwecken können. Dann kommt ein Naturrecht in Frage. Dann kämpfst Du um Deine Neigung und darfst ohne Gewissensbisse die Nebenbuhlerin niederringen — mit allen Mitteln, die Dir zu Gebote stehen.“

„Das könnte mich reizen,“ sagte Gunde. Dann wurde sie plötzlich träumerisch. „M u ß ich denn heiraten?“ fragte sie in klagendem Tone.

„Ei bewahre — Du kannst auch alte Jungfer werden und Strümpfe für Waisenkinder stricken oder Dich in ein Stift aufnehmen lassen. Die Beghinen in Flandern üben sich am härtesten in der Weltentsagung.“

„Ich will aber noch nicht entsagen!“

„Nun also. So genieße Dein Leben! Das kannst Du natürlich auch als junges Mädchen — aber Grenzen sind Dir gesetzt. Du gingst fast schon darüber hinaus, und das war ein Fehler. Und dann: wie lange bleibst Du jung als Mädchen? Es kommen Zeiten, in denen man ungern in den Spiegel sieht. Die erste Falte verzeiht man ohne weiteres der Frau. Aber man kritisiert sie am Mädchen. Das gehört zu den Ungerechtigkeiten der Welt.“

Gunde nahm wieder die Hände Ullas. „Du hast eine grausame Art, wahr zu sein,“ sagte sie. „Aber — lieber Gott, ist es denn ein Verbrechen, heiraten zu wollen?“

„Davon habe ich noch nicht gehört,“ erwiderte Ulla.

„Man soll es nur nicht eilig haben,“ fuhr Gunde fort, als wolle sie

sich selbst belehren, „man soll nicht suchen nach dem Mann. Das verstößt wieder gegen Sitte und Tugend."

„Ich las einmal, die Sitten seien nur die Heuchelei der Völker. Und ihre Tugend ist sicher nicht mehr. Uebrigens brauchst Du auch gar nicht zu suchen. Wer rät Dir das? Kein Mensch. Du wirst eine neue Bekanntschaft machen — nichts weiter. Gefällt sie Dir, so spinne sie aus — nach Deinem Belieben! Paßt sie Dir nicht, so gib sie auf! Zu fürchten hast Du nichts. Herr von Kalinsky führt Dich bei der alten Baronin Ettern ein. Seine große Geschicklichkeit bei derlei Aufträgen ist uns ja bekannt — außerdem ist er ein Freund der Baronin."

Gunde zuckte mit den Achseln. „Es kommt mir nicht darauf an," sagte sie, „wo ich den Winter zubringe. Wiesbaden ist mir ebenso recht wie Nizza. Also sei es! Ich glaube freilich nicht, daß sich alles so fügen wird, wie Du denkst und hoffst. Ein Glück, auf das man mit der Nase gestoßen wird, hat für mich schon von vornherein etwas Zweifelhaftes. Und wenn ich durchaus lieben soll, wird ganz gewiß nichts draus. Auch ist die Voraussetzung der Gegenliebe noch lange nicht gegeben. Ueberall Haken und Fragezeichen — nichtsdestoweniger: ich bin einverstanden . . . Räumen Sie ab," rief sie dem eintretenden Kellner zu, und halblaut sagte sie zu Frau von Isbert: „Ich wollte, ich könnte auch einmal reinen Tisch machen — aber gründlich . . ."

XII.

In Wiesbaden nahm Gunde im Nassauer Hof Quartier. Ein neuer Kreditbrief Brandts hatte sie wieder genügend mit Geld versorgt — sie dachte auch gar nicht daran, sich einzuschränken. Der Abschied von Ulla war tränenreich gewesen; es wurde beiden von Herzen schwer, sich voneinander zu trennen. Herr von Kalinsky begleitete Gunde nach Wiesbaden; da die Baronin Ettern aber noch nicht anwesend war, so fuhr er wieder weiter. Er hatte bei einem reichen Grundbesitzer in Nieder-Oesterreich eine große Jagdfestlichkeit zu arrangieren, der auch einer der Erzherzöge beiwohnen sollte.

Gunde hatte ihre Zofe nicht entlassen. Sie hatte sich so sehr an Anna gewöhnt, daß sie das Mädchen gar nicht mehr entbehren konnte. Anna sorgte nicht nur ausgezeichnet für die Toiletten ihrer Herrin, sie hatte auch ein Benehmen vertraulicher Ergebenheit, das Gunde zusagte. Es kam vor, daß Herrin und Zofe zuweilen eine Stunde harmlos verplauderten. In der steigenden Oberflächlichkeit ihres Daseins begann Gunde an dem Klatsch Gefallen zu finden, und Anna wußte sich in den Domestikenzimmern des großen Hotels rasch Anschluß zu verschaffen und berichtete getreulich den Tratsch der Hintertreppen, meist zum großen Vergnügen ihrer Herrin, die auf diese Weise allerlei Intimitäten über die Gäste des Hauses erfuhr.

Im übrigen lebte Gunde anfänglich sehr zurückgezogen, und da sie glaubte, etwas stärker geworden zu sein, was weniger der Rundung der Brust als der Feinheit der Taille schadete, so nahm sie auch Bäder und war täglich auf der Promenade des Kochbrunnens zu sehen. Sie langweilte sich nicht, obwohl sie noch keine Bekanntschaften gemacht hatte. Sie stählte wieder ihren schönen Körper, unternahm weite Spaziergänge, ritt viel, machte Ausflüge in das Rheintal und hatte des Abends ihren Logenplatz im Hoftheater.

Nach vierwöchigem Aufenthalt war sie eine der bekanntesten Erscheinungen des Badeorts. Man wußte genau, wer sie war: eine reiche Waise, eine Ministertochter, eine sehr vornehme junge Dame, und man fand sie allgemein entzückend. Hier und da hatte einer gehört, daß über den Minister von Berg einmal irgendwo irgend etwas geklatscht worden war, ein holländisches Ehepaar kannte Gundes Verwandtschaft und wollte wissen, daß es mit ihrem Adel nicht weit her sei. Aber darüber regte man sich nicht auf.

In dieser Zeit stand sie auf der Höhe ihres gesellschaftlichen Könnens. Sie war nie auffallend, aber sie fiel dennoch auf durch die selbstverständliche Sicherheit ihrer Eleganz, der nichts Mühsames anhaftete, und die alle Bedürfnisse auf eine Linie anscheinender Einfachheit verschob, die doch wieder nur ein Luxus an Einfachheit war.

Nach und nach begann man sich um sie zu bemühen. Im Hotel wimmelte es von jungen und alten Bummlern, die entweder gar nichts zu tun hatten oder doch ihre Kur nicht so ernsthaft betrieben, um nicht noch genügend Zeit zu vergnüglichen Torheiten zu finden. Ein baltischer Baron mit seiner Gattin waren die ersten, die sich mit Gunde bekannt machten; sie hatten bereits einen kleinen Kreis um sich geschart, der aus mancherlei netten und zugänglichen Elementen bestand, und schließlich gab es nur noch wenige im Hotel, mit denen Gunde nicht mindestens auf einem freundlichen Grüßfuß stand. Wenn sie zur Essenszeit im Restaurant erschien, entstand Leben an allen Tischen, die Köpfe neigten sich, die Mienen wurden hell. In den Wandelgängen des Theaters bildete sich rasch ein Schwarm von Verehrern um sie, und wenn ihr Logenplatz einmal leer blieb, fragte man nach der „schönen Baronesse", wie sie allgemein genannt wurde.

Zuweilen überlegte sie, ob sich im Kreise ihrer Anbeter wohl auch Partien ermöglichen ließen. Da war ein etwas gichtischer russischer Fürst mit stattlichem Schnurrbart und funkelnden Augen; da ein junger Leutnant mit chronischem Magenkatarrh — ein reicher Deutsch-Amerikaner aus Chicago, ein Gutsbesitzer aus der Provinz Posen, ein Berliner Assessor, der sehr verliebt tat, ein rheinischer Industrieller, der sein Reitpferd mitgebracht hatte und ein zweites für Gunde nachkommen ließ.

Aber bei allen diesen Herren wußte man nicht, ob hinter dem üblichen „Badeflirt" eine ernsthafte Absicht steckte. Es war zudem auch nicht einer dabei, der Gunde gefallen hätte. Sie hielt sich nun weniger zurück als anfänglich, ritt mit diesem und jenem gemeinsam bis zum Waldhäuschen oder nach Schlangenbad, besuchte mit ihnen die Sinfoniekonzerte und Réunions, nahm gelegentlich auch eine Einladung zu einem größeren Ausfluge an, aber verstand es doch immer, zwischen sich und ihren Verehrern eine unsichtbare Scheidewand zu errichten. Das gefiel wieder den Ehepaaren im Hotel und besonders den älteren Damen, die der russische Fürst die „Bruthennen" zu nennen pflegte, und die sich lobend

dahin äußerten, die kleine Baroneß (s i e sagten nicht die schöne) vergebe sich doch nie etwas, nie. So gewann Gunde also auch die Bruthennen für sich, lud die erlesensten unter ihnen sogar einmal zum Tee in ihren kleinen Salon ein, um ihnen ihre Bilder zu zeigen: die kleine Auswahl, die sie immer mit sich schleppte, um zuweilen an ihr Talent erinnert zu werden. Das gab nun viel Ahs und Ohs und eine neue Offenbarung: die Baroneß malte auch. Es war fabelhaft. —

Gleich nach dem Weihnachtsfeste, das vorübergehend das Hotel leerte, kehrte Herr von Kalinsky nach Wiesbaden zurück, begrüßte Gunde wie ein väterlicher alter Freund und erzählte ihr, nun sei auch die Baronin Ettern eingetroffen, und er habe darum gebeten, sie bei ihr einführen zu dürfen.

Jetzt geht es aufs Ganze, sagte sich Gunde. Aber die Eroberungslust fehlte. Es schwirrten so viele junge Herren umher, und unter ihnen sehr schätzenswerte, doch es rührte sich nichts mehr in ihrem Herzen. Das hatte sie auch Ulla geschrieben. „Es ist nichts los mit mir, geliebte Freundin. Es lebt so eine gewisse Energie der Verneinung in mir — der alte Widerspruchsgeist ist zäher geworden. Ich gehe hier meinen Siegesgang, und es sind auch genug Schmetterlinge da, die sich fangen lassen würden, wenn man das Netz schwingen wollte. Aber die Mühe verdrießt mich. Ich glaube, ich bin mannsmüde geworden. Ich habe einen förmlichen Ekel vor der schalen Kurmacherei und dem unermüdlichen Phrasengedresch — dieser Fliegenwedelei gegenüber scheint mir Brandts zynische Offenheit wahrhaftig beinahe wie ein Zeichen gesunder Kraft. So fürchte ich denn auch, daß der neue Versuch scheitern wird. Ist's überhaupt ein Versuch? Was soll ich versuchen? Ich frag' mich nicht erst. Ich komme mir manchmal so blasiert vor wie ein alter Lebemann. An allem fehlt mir die Freude. Du müßtest mir wieder einmal eine Standpauke über meinen ‚hysterischen Eigensinn' halten. Du fehlst mir überhaupt — ach, wie sehr!" . . .

Ulla war mit ihrem Gatten vorläufig noch in Wien. Er hatte dort ein Absteigequartier, wie er es nannte, das man nun in ein „Familienheim" umzuwandeln gedachte. Die Wohnung wurde vergrößert und neu eingerichtet; es gab so viel zu tun, daß man die geplante Reise nach dem Süden aufgeschoben hatte. —

Gunde hatte sich die Villa Ettern am Hainerweg bereits bei Gelegenheit eines Spazierganges angesehen. Es war ein hübsches, anspruchsloses kleines Haus, aber mit einem geräumigen Wintergarten an der Südseite, dem sich eine offene Veranda anschloß. Als Gunde das erstemal an der Villa vorübergegangen war, fand sie alle Fenster fest durch Markisen geschlossen. Heute glänzte die helle Sonne auf den Spiegelscheiben, und hinter dem Glas des Wintergartens wiegten sich Palmen, schwarzsamtene Kallas und üppige Farnbüsche.

Das junge Mädchen hatte eine einfache Toilette angelegt. Aber sie war dennoch wieder die „schöne Baroneß": von einer so blühenden Frische, daß Herr von Kalinsky es sich nicht versagen konnte, sie in seiner etwas altväterischen, an die Galanterie vergangener Zeiten erinnernden Liebenswürdigkeit durch ein gewähltes Schmeichelwort zu erfreuen.

Man ließ den Wagen vor der Villa halten und schickte den Diener mit den Karten in das Haus.

Die beiden wurden sofort angenommen und in einen kleinen Salon geführt, der mit Blumen fast überfüllt war. Blumen waren die Leidenschaft der Baronin Ettern.

Gunde fühlte ein stärker einsetzendes Herzklopfen und ärgerte sich darüber. Dieser Besuch kam ihr albern vor, weil sie den Zweck für verfehlt hielt.

Die Baronin erschien: eine große alte Dame, ein wenig gebeugt an einem Stocke mit goldener Krücke schreitend, aber mit feinem rosigem Gesicht und munteren Augen. Ueber den Ohren bauschten sich nach einer Mode vor fünfzig Jahren ein paar sorgsam gerollte eisgraue Löckchen.

„Mein lieber Kalinsky," sagte sie mit weicher, sehr melodischer Stimme, „ich freue mich . . . Ja, lieber Freund, werden Sie denn überhaupt nicht älter? So, wie Sie jetzt vor mir stehen, habe ich Sie schon vor fünfzehn Jahren gekannt . . . Und das ist Ihr kleiner Schützling . . ."

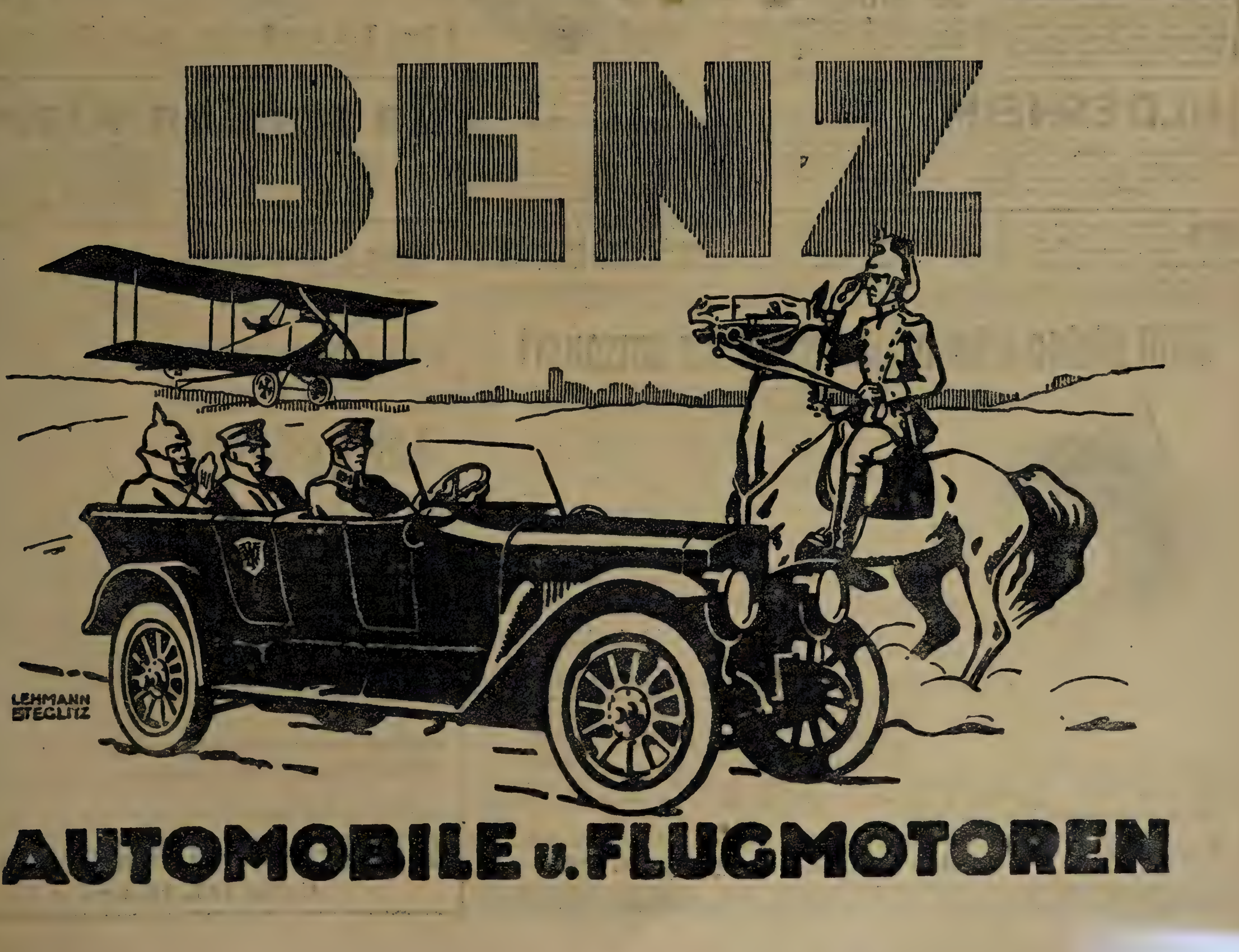
„Fräulein von Berg, teuerste Baronin, die Tochter des Ministers. Ihre Mutter war eine Gerberstein — von der Jülicher Linie — die Großmutter eine Rimsdyk, holländischer Adel wie das Geschlecht derer von Berg . . ."

Nach dieser kurzen Genealogie küßte Kalinsky der Baronin die Hand. Gunde tat dasselbe. Ein überprüfender Blick der alten Dame umkreiste rasch ihre ganze Erscheinung. Das Lächeln auf dem rosigen Faltengesicht der Baronin war jetzt nicht mehr freundliche Konvention. Es gab wohlgefälliger Ueberraschung Ausdruck. Gunde fühlte, hier hatte sie im Augenblick gesiegt.

Man nahm Platz. Gunde war zurückhaltend, auch in leichter Verlegenheit. Das ganze Spiel machte ihr keinen Spaß. Der Widerstand setzte doch wieder ein — der „hysterische Eigensinn", wie Frau von Isbert sich ausdrückte. Aber sie ging auf alle Fragen der alten Dame bereitwillig ein. Und die Baronin fragte viel, immer mit dem ihr eigenen gütigen Lächeln und gewissermaßen mit dem Herzen interessiert. Gunde mußte ihr eine Art Lebenslauf geben. Sie verschwieg manches und malte andres farbig aus. Sie log nicht, aber sie fügte sich dem, was man erwartete. Sie wußte ganz genau, daß die Baronin nur ihr Genehmes zu hören wünschte.

„Armes Kind," sagte die alte Dame, „so ganz allein auf der Welt . . . Aber wollen Sie sich nicht wieder einen festen Platz suchen? Das Reiseleben hat gewiß seine Reize. Es gibt tausend neue Anregungen, es erweitert den Horizont. Ich bin selbst viel gereist, und immer mit großer Passion. Schließlich kommt aber doch einmal der Wunsch, das Leben aus dem Koffer mit ruhiger Seßhaftigkeit vertauschen zu können . . ."

Nun sprach Gunde sehr verständig. Sie gab der Baronin in allem recht. Sie holte alte Vorsätze von neuem hervor. Ein gediegener Ernst trat in ihre Miene. Ja natürlich, das Dasein in der Fremde mußte einmal sein Ende finden. Auch die Reize des Reiselebens schleifen sich ab. Aber in den Hofdienst wünsche sie sich nicht mehr zurück. Sie erklärte, daß sie sich einen Beruf suchen wolle. Wenn ihre Begabung zur Malerei nicht ursprünglich und stark genug sei, wolle sie es mit dem Kunstgewerbe



[illegible] eine Tätigkeit werde sie schon finden — eine zielbewußte Arbeit, die ihr auch Freude mache. Sie sagte dies in ruhiger Bescheidenheit und in einem Tone innerer Klarheit. Es klang klug und gut.

„Sehr verständig," entgegnete Frau von Ettern. „Sie sind ja gottlob noch so jung und haben noch nichts versäumt in Ihrem Leben. Bis zum Frühling bleiben Sie aber doch in Wiesbaden?"

„Das möchte ich gern, gnädige Frau. Ich bin noch nicht so ganz wieder im Gleichgewicht."

„Wird schon kommen, liebes Kind. Wer so viel durchgemacht hat wie Sie, bedarf einer gründlichen Erholung. Jedenfalls freue ich mich, daß ich Sie kennengelernt habe. Besuchen Sie mich, so oft Sie wollen. Wir machen ja hier kein großes Haus, haben aber doch einen sehr angenehmen kleinen Kreis, der Ihnen vielleicht eine willkommene Abwechslung im Trubel des Hotellebens bietet. Uebrigens möchte ich Ihnen auch meinen Enkel vorstellen."

Sie erhob sich und schritt zur Klingel. Der Diener erschien, der die beiden empfangen hatte.

„Ist Baron Hanskarl schon zurück?" fragte die alte Dame.

„Er ist eben gekommen, Frau Baronin."

„So bitten Sie ihn hierher!"

Der Diener ging wieder, und Frau von Ettern wandte sich an Kalinsky zurück.

„Nun, und Sie, lieber Freund?" fragte sie. „Haben Sie Ihr Programm für die nächsten Monate schon festgesetzt? Morgen in Konstantinopel, übermorgen in London; im Februar Paris, im März Berlin oder Wien. Sie sind doch noch immer der alte Ahasver?"

„Auch der unverbesserliche, gnädigste Freundin. Die Rastlosigkeit hält mich frisch. Ich habe ewig zu tun, und je enger sich meine Tätigkeit mit den Dingen selbst verflicht, je interessierter ich mich meinen freiwilligen Aufgaben widme, um so energischer schlage ich die Langeweile tot . . ."

Nun trat Hanskarl von Ettern ein und begrüßte Herrn von Kalinsky mit Herzlichkeit. Dann wurde er Gunde vorgestellt und reichte ihr unbefangen die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

G. R. Wann die erste Papiermühle in Deutschland gebaut wurde, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Zwischen Köln und Mainz sollen 1320 die ersten gearbeitet haben. Die erste Papiermühle, von der wir sichere Nachrichten besitzen, lag in Nürnberg. Der Besitzer Ulmann Stromer berichtet in seinem Tagebuch „Büchel von meine Abenteuer und mein Geschlecht", das im Germanischen Museum in Nürnberg aufbewahrt wird, über die Inbetriebsetzung dieser Mühle. Lombardische Papiermacher leiteten den Bau und stellten 1390 die ersten Bogen her. Die Erfindung der Buchdruckerkunst (1455), die Reformation (1517) und das Erscheinen der ersten deutschen, regelmäßig herauskommenden Zeitung (1609), der bald weitere folgten, beförderten den Papierverbrauch und ließen schnell eine Mühle nach der anderen entstehen. Durch den Dreißigjährigen Krieg fand diese Blütezeit der deutschen Papiermacherkunst ihren vorläufigen Abschluß, und erst nach dem Siebenjährigen Krieg wurden ernste Anstrengungen zur Hebung der Papierindustrie gemacht. So ließ Friedrich der Große 1781 in Spechthausen eine Papiermühle nach holländischem Muster bauen und sorgte auch sonst durch Privilegien aller Art für die Förderung der Papierindustrie.

Geschäftliche Mitteilungen.

Rückgratverkrümmungen. Berühmte Autoritäten auf orthopädischem Gebiete haben die Wirkung des Haasschen Redressionsapparates bei Rückgratverkrümmungen aller Art anerkannt. Der wichtigste Vorzug ist der, daß die Patienten die Apparate ohne Beschwerde auch während der Nachtruhe anbehalten können und in dieser Zeit den Körper der unentbehrlichen Stütze nicht zu berauben brauchen. Interessante Broschüre sendet kostenlos die Firma Franz Menzel, Berlin W. 135, Magdeburger Straße 25.

Der herrliche **„St. Afra-Likör"** und sein Gegenstück, der köstlich belebende **„Cognak-Exquisit"**, die Spezialmarken der bekannten Cognakbrennerei von **Kempe & Co., A.-G., Oppach i. Sa.**, haben längst Eingang gefunden in das deutsche Haus. Auch andere Marken der berühmten Firma sind hier heimisch geworden, die anregende „Witwe Bolte", der süffige „Van Dietrich" und die prickelnde „Fromme Helene".

Magen, Darm, Leber- u. Stoffwechselkrankheiten, Gicht und Rheuma

BAD HOMBURG

Prospekte und Auskünfte durch die Kurverwaltung

Herz-Krankheiten, Frauenleiden. — Alle Arten Bäder u. Heilverfahren

Postkarten

Zentralversand.

Wir liefern Blumen-, Landschafts-, Kinder-, Sport-, Typen-, Städtekarten in Lichtdruck, Buntdruck, Bromsilber.

Wir empfehlen Karten per 100 Stück von Mark 1.30 an.

Tausende Dankschreiben. Verlangen Sie unseren reichh. Prosp sowie Muster gratis und franko.

Karl Voegels Verlag
Berlin O 27, Blumenstrasse 75.

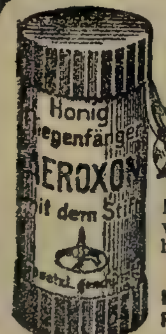


Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung.
Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- u. X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt u. wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach und nach **normal** gestaltet werden, **bequem im Felde zu benutzen,** da sehr leicht ($1^1/_2$-2 kg) u. in wenigen Augenblicken an- u. abgelegt werden kann. Verlangen Sie geg. Einsendung von 1 M. od. in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschrieb.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt, Beinfehler **zu heilen.** Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale" Arno Hildner Chemnitz 5, Zschopauer St. 2

Musikinstrumente.
Welches Instrument interessiert? Preisliste Nr. 514 umsonst. **Edmund Paulus** Markneukirchen Nr. 514.



Verlangen Sie nur den **Honig-Fliegenfänger Aeroxon** mit dem Stift. Millionenfach bewährt! Wo nicht erhältlich, weist Niederlagen nach: Honig-Fliegenfänger-Fabrik „Aeroxon" Waiblingen b. Stuttgart



Der Mensch in körperlicher u. geistiger Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Vererbung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde". 83 Abbildg. Gegen Voreins. von M. 3.— (auch ins Feld) zu bez. von Strecker & Schröder, Stuttgart 4.

Reizende

Künstlerpostkarten

Stets Neuheiten
Papier- u. Schreibwaren
Männich & Höckendorf
Hirschberg i. Schl. 1.

Gummi strümpfe, Leibbind., Geradehalter, elektr. Massage, Inhalations-Apparate, Toilette- und sämtliche einschlägig. Artikel billig. **Josef Maas & Co., G. m. b. H.** Berlin 108, Oranienstr. 108, Preisl. grat. u. fr.

Postkarten-Schlager!
50 div. Serien, kompl., 300 Stück 5.50 M. Karten von 1.50 bis 3.75 Mark p. 100 Stck. sort. Jll. Preisl. grat. Blonder & Co., Berlin C. 54 J.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 24 versend. gratis Katalog A über Selbstfahrer (Invalidenräder), Kat. B über Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Zimmerklosettstühle.

Schottlaender's Haarfarbe
In allen Farben. Orig.-Flasche M. 2. — H. Schottlaender, Berlin C. 195, Burgstr. 27

Chemie- Schule für Damen und Herren Dr. Davidsohn & Weber, Berlin. Bahnstr. 27. Prosp. frei. Aussichtsv. Beruf.

Stottern und andere Sprachstörungen beseitigt die Anstalt von **Robert Ernst, Berlin SW,** Großbeerenstr. 67. Prosp. frei.

Axela-Krem zur Erzeugung guten Teints, weich. glatt. Haut u. zart. Hände, beseit. unt. Garant. Sommersprossen. Prosp. grat. Apotheker J. Gadebusch, Posen O 1, Abt. E-B.

Erfinder sollten vor der Patent-Anmeldung die Broschüre **„Denke nach"** von Ingenieur Carl Fr. Reichelt Berlin, Lindenstrasse 116 gratis verlangen.

Herren u. Damen gesucht z. Vertrieb eines schön. Kriegsbuches an Private. 3 Bd. 60 M., bei Monatsraten à 2 M. Hoher Verdienst. Hans Schulz, Hamburg, Bismarckstr. 80.

Gummi- sauger, echte, nicht an Händler. Haus- und Toilettemittel, Krankenpflegebedarf. Liste gratis und franko. A Maas & Co., Berlin 23, Markgrafenstr. 84

Briefmarken-Zeitung gratis LEO GSCHWIND, POESSNECK i. Thür.

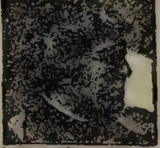
PHOTO-Aufn. gelingen todsicher m. d. „Alphina". Pr. M. 1.00. Prosp. grat. Au & Co., Hamburg 5 Nr. 126

Buchführung lehrt am besten brieflich F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. Verlangen Sie **gratis** Probebrief 3.



Schönheit
Rosigen Teint, weisse Hände erzielt mein **Krem Birkon** Nicht fettend. Unentbehrlich. Dose M. 3.—, Tube M. 2.—. **Schwarzlose** vorm. Adolf Heister Berlin W 8, Friedrichstr. 183. n. Untergrundb.

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 65. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. 2.40 M. Fein geb. 3.30 M., m. Goldschn. 3.80 M. (Porto 20). Vonj. Buchh. u. geg. Voreinsend. d. Betrag. von Strecker & Schröder Stuttgart 4.

In den besten Familien erhält man Stellung durch die Vossische Zeitung Berlin SW 68, Ullsteinhaus

Dr. Emmerichs Sanatorium, Baden-Baden, für Nervenkranke u. Entziehungskuren (Morphium, Alkohol etc.). Prospekt frei. Dr. A. Meyer, dirigierender Arzt.

Zigaretten
B 1000 Stück 27.—, 28.— M.
C 1000 Stück 36.—, 38.— M.
D 1000 Stück 48.—, 52.— M.
Versand Nachn. Feldp. vorh. Kasse
Martin Fabian, Hamburg 5 X





Mama hat vergessen **"Nessib" Gold-Blüte** zur Haarwäsche mitzubringen

"Mild"

Carton 6 Briefe 1,25 MK. Brief 25 Pf.

Für jedes Damen-Herren-Kinder Haar in allen modernen Parfümerien.

G. W. Karl Paulke & Co., G. m. b. H., Berlin SW. 61.



Nr. 1208. M. 2.75

U-Boot-Ring
Echt Silber 800 gest., f. emailliert u. gemalt. Solide Ausführung. Erinnerung für jeden Deutschen. Verlangen Sie bei Bedarf Vorzugsofferte für Wiederverkäufer u. Sammelbestellung. Hunderte von Mustern in Ringen und Damenschmuck. Taus. Anerkennung. Einzellieferung gegen Voreinsendung des Betrages sowie Porto (Feld 10 Pf.). Jakob Fischer, Pforzheim H.

Photo- Platten Chemikalien Lenbach-Papiere
Lenbach-Gaslicht-Kart. mod. u. allbegehrt: 100 St. 4 M., 1000 St. 32 M. Kopier-Anstalt f. Massenaufl. Abtl. f. Vergrößer. u. Kunstdrucke. Preisl. gratis. W. Thurau, Eisenach.

Hofkalligraph **Gander** in Stuttgart, verbessert j. schlechte **Handschrift** Präm. Meth. Deutsch u. Lat. 4- Ronde 4-. All. zus. 6 M. Lehrpl. grat. *Lizenz an Handelsschulen für div. Bezirke noch zu vergeb.*

Kriegsschmuck
für das Feld liefert an Wiederverkäufer
Fr. Jäck, Schmuckfabrik
Pforzheim 1, Maximilianstr. 16.

Stottern und nervös schweres Sprechen gründlich zu beseitigen! Aber wie? Auskunft gibt O. Hausdörfer, Breslau 16, Wilhelmsruh A. 31.

Wer photographiert
sende seine Negative zum Kopieren pp. nur an unsere elektr. Photowerkstätte. Allerbeste, sauberste Arbeit, billigste Preise, schnellste Lieferung. **Hochinteressante Photo-Karten** nach von uns erworbenen Original-Aufnahmen; 60 Stück Mark 5.— franko. Wiederverkäufer Extra-Preise. **M. Becker & Co., Jlmenau 82.**

Briefmarken Auswahl ohne Kaufzwang garant. echt. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 J. Preisl. umsonst. Höchste Bezahl. f. Ankauf.

Marke. Gegr. 1824. **Carl Gottlob Schuster jun.** Markneukirchen No. 342. Bedeut. Instr.-Firma. Kataloge gratis

Krampfader-Gamasche
nach Dr. Ludwig Stephan. D. R. P.
Ersetzt die Venenklappen
Beseitigt die Blutstauung
Bestbewährtes Heilmittel
Prospekt J. Z. frei durch den Fabrikanten
Karl Stephan, Ilsenburg am Harz.

Postkarten

Original-Aufnahmen
100 Stck. 2.— M., 500 Stck. 9.50 M.
1000 Stck. 18.— M. — Vielfarbige

Ansichtskarten
100 Stck. 3.— M., 500 Stck. 14.— M.
1000 Stck. 27.— M. — Porto und Verpackung wird nicht berechnet. Eigene Herstellung. Prospekte gratis.
J. Emil Andrae, G. m. b. H., Potsdam Postfach 20.

Fort mit dem (Stiefel)
Bein-Verkürzung unsichtb. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Brosch. senden „Extension" G. m. b. H. Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 255

300 Serienkarten
5.50 u. 6.— M. Künstlerkarten u. patr. Karten von 1.75—3.75 M. Jll. Preisl. grat. A. Zanger, Berlin C. 25, Münzstraße 26.

Waschmittel-**Vertreter** sucht P. Helfter, Breslau V. 70.

Dr. Bieling
Waldsanatorium Tannenhof, Friedrichroda Thür.
Besonders geeignet für Ruhebedürftige und Kriegsrekonvaleszenten

Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Helft dem Roten Kreuz durch Abnahme v. Losen

Ziehung am 7. Juli

Rote-Kreuz-Lotterie

Gesamtw. der Gewinne: Mark

Hauptgewinne:
100 000
50 000
10 000

LOSE zum amtlichen Preise von 3 M. Postgebühr u. Liste 35 Pf. außerdem
10 Lose in fein. Banknotentasche 30 M. Postgebühr u. Liste einschließlich.
Gustav Haase Nachfg. Berlin NO 43, Neue Königstr. 86

Wir kaufen
Markensammlung
gegen sofortige Kasse.
Philipp Kosack & Co., Berlin C, Burgstr. 13

Für 1917 erschienen: Untersuchungen und Favoriten sämtl. Rennen Deutschlands 1917 von W. Voll. M. 1.50. Zu bez. d. j. Buchhdlg. oder v. Verl. J. Haase, Hannover-M., Bähnkerstr. 5.

Das Alte stürzt!
Unsichtbar wird das Leiden durch den Beinverlängerungs-Apparat „NORMAL" Viele Anerkennungen Prospekte frei durch E. Kompalla, Dresden L. 128.

Kaiser-Borax hat sich seit Jahren zur **Haut- und Körperpflege** als **Reinigungs- u. Schönheitsmittel** glänzend bewährt und ist bei Waschungen des Gesichts und Körpers der Seife vorzuziehen. Überall vorrätig. Fabrik: **Heinrich Mack i. Ulm a. D.**



Gegen Monatsraten von **2 Mark** an. Ohne Anzahlung — 5 Tage zur Probe. Illustrierter Katalog gratis und frei. **Bial & Freund,** Postf. 172/108 **Berlin S. 42**

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
ben — bens — chs — chen — di — di — dok — e — e — er — eu — fa — fe — gramm — i — land — le — le — lek — ler — na — na — no — pi — ra — rab — ral — rich — ru — schlag — se — sei — skop — tan — ter — trin — tro — tum — u — ub — wa
sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen dringenden Wunsch ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Oper, 2. indischen Fluß, 3. Sinngedicht, 4. Verhängnis, 5. Vogel, 6. Gebirge, 7. Maler, 8. physikalisches Instrument, 9. Körperteil, 10. wissenschaftliche Lehre, 11. Dichter, 12. Baum, 13 juristischen Beruf, 14. Waschmittel, 15. Geflügelstall, 16 Schmetterling, 17. kleines Schiff.

Tüchtig schütteln

Geschäft'gen Sinns sorgt der,
Den's erste Wort Dir sagt,
Daß Dir die Häuslichkeit behagt.
Mit scheelem Blick schaut er —
Stellst um die Zeichen Du —
Dem Glück und Wohlsein andrer zu.

Vereinigung

Ein paar Stück Land getrennt,
Vereint der Orient.

Rösselsprung.

viel	grund-	ü-	des	ßes	nicht
ber-	dem	gro-	der	geht	da-
den-	so-	ton	und	nen	kann
nach	wäl-	hel-	da	seins	vor-
soh-	tod	wo	zel-	der	des
ti-	roon	nes	mer	des	wer-
sei-	nes	gen-	den	ein-	tum-

Vergebliche Mühe

Druckt so man Erlasse noch so sehr,
Auf's Brot bekommt man drum nicht mehr.

Wortverbindungs-Rätsel.

Ergreif' den Ersten an dem Zweiten,
Zu ebnen Deines Gartens Wege;
Und widmest Du zu allen Zeiten
Dem Lebensweg die gleiche Pflege,
Dann wirst Du auch die Sünde meiden,
Kommt die Versuchung Dir entgegen,
Und kannst, wenn Du von hier mußt scheiden,
Das Ganze einst vor Gott ablegen.

Himmlische Kriegshilfe.

Vom Mond das erste Viertel trat
Hinein ins Paradies;
Nun tat es manche Heldentat,
Die jeder Deutsche pries.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:
Der Schatz der Auen sind nicht die bunten Blumen, sondern — Heu.
Bruno Wille: Der Träumer.
1. Donau, 2. Elle, 3. Rauch, 4. Solon, 5. Cäsar, 6. Hase, 7. Akkord, 8. Tessin, 9. Zio, 10. Darius, 11. Eden, 12. Rose, 13. Amalgam, 14. Uhu, 15. Esel, 16. Nabob, 17. Sachsen, 18. Ironie, 19. Nordlicht, 20. Degen, 21. Nordau, 22. Indischgelb, 23. Circe, 24. Halali, 25. Talmud.

Neue Zeit: Masch—in—e.

Bilder-Rätsel:
Die Erfolge der Jagdstaffel Richthofen.

Der getauschte Kopf: Besuch — Gesuch.

Ergänzung:
Die Nacht war hell und lau; so hielt er's lange aus auf seiner Lauer. 2. In der Stadt Hamm übte er mit Hammer und Amboß sein Gewerbe. 3. So viel Schneid hätte ich dem dürren Schneider gar nicht zugetraut. 4. An einer gut belegten Schnitte labte sich der Schnitter nach schwerer Arbeit. 5. Durch seelisches Leid verschlimmert sich leider auch der körperliche Zustand. 6. Mit zusammengezogener Braue betrachtete der Brauer das trübe Bier. 7. Durch Schlamm und Kot jagte der treue Köter seinem Herrn nach. 8. Mit einem Schlage war der neue Schlager bei allen Operetten-Bühnen auf dem Spielplan.

Humor

Das Los. Herr Lehmann hat in einer Stadt Sachsens ein Los gespielt und spricht nach einer Ziehung bei seinem Kollekteur vor, um sich zu erkundigen, ob seine Nummer vielleicht herausgekommen ist. Der Kollekteur sieht nach, findet endlich die betreffende Nummer und bemerkt dann bedauernd: „Nummer 67 — leider nicht gezogen!" Herr Lehmann geht. Nach etwa einer Viertelstunde Weges kommt ihm der Lehrbursche des Geschäftes atemlos nachgestürzt und schreit: „Herr Lehmann — mein Chef hat sich geirrt! Sie haben 76 und nicht 67! Aber die Nummer ist auch nicht gezogen!"

*

Ein Gutsbesitzer beschäftigt einen gefangenen Russen als landwirtschaftlichen Arbeiter. Dieser Mann ist, wie viele seiner Landsleute, mitunter recht dickköpfig. Er bleibt dann im Bett liegen und ist nicht zu bewegen aufzustehen und zu arbeiten. Weil der Russe sonst brauchbar ist, sieht sein Arbeitgeber von einer Meldung an das Lager-Kommando ab, doch sinnt er auf Abhilfe. Da fällt ihm das Packpapier einer Teesendung in die Hände, die der Gefangene bekommen hat. Es sind eine Menge russischer Schriftzeichen darauf gedruckt. Diese Zeichen malt der Gutsbesitzer fein sauber auf einen Briefbogen, bestellt den Ortspolizeidiener und läßt durch diesen dem bockbeinigen Russen die Schrift vor Augen halten. Lesen kann der Mann nicht, aber daß es russisch ist, erkennt er. Flugs springt er aus dem Bette, spricht angstvoll: „Nix totschießen" und macht sich an seine Arbeit. Sobald nun ein Russe im Dorfe nicht arbeiten will, kommt der Polizist mit dem russischen Befehle. Jeder schreit: „Nix totschießen!", aber die Teeanpreisung hat noch keiner lesen können.



„Haben Sie schon gehört? Von der letzten Kartoffelernte hat man weit über die Hälfte ins Wasser werfen müssen!"
„Das ist ja schrecklich — und aus welchem Grunde?"
„Tja, weil man Kartoffeln ins Wasser werfen muß, wenn man sie kochen will!"

*

Vergeltung. In der Abenddämmerung wandert der Herr Pfarrer seiner Behausung zu und entdeckt im Straßengraben, sehr betrunken, den Obermaier liegen.

„Aber Obermaier," sagt der Pfarrer, „schämt Ihr Euch denn gar nicht? In diesem Zustande? Wo seid Ihr denn gewesen?"

„Bei mein Bruder seiner Kindstauf, Herr Pfarrer!" lallt der Obermaier.

„Schön; wie könnt Ihr denn aber nur so unmäßig sein im Trinken?"

„A was," entgegnet der Obermaier, „mein Bruder hat bei meiner Kindstauf a net weniger g'soffen!" Poldi.

*

Polizist (zum Landstreicher): „Können Sie sich ausweisen?"

Landstreicher: „Nee, det hat bis jetzt immer die Polizei besorgt."

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 25

24. Juni 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner
Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Englische Kavallerie bei Messines. (Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.)

„Nachmittags ritt englische Kavallerie gegen unsere Linien östlich von Messines an; nur Trümmer kehrten zurück."
Deutscher Hauptquartiers-Bericht vom 12. Juni.



Ein berühmter Zuschauer am letzten Renn-Sonntag auf der Grunewaldbahn in Berlin:
Rittmeister Frhr. von Richthofen, der erfolgreichste deutsche Flieger.
Phot. C. Hünich.



Terese Carreño †, die bedeutendste Klaviervirtuosin.

Freie Bahn den Tüchtigen.

Nach dem Kriege soll ja das geistige Kapital, das im Volke steckt, eine pfleglichere Behandlung erhalten als bisher. Der Respekt vor diesem geistigen Kapital kann aber, besonders den maßgebenden Stellen, nicht tief genug beigebracht werden; dazu dient der Nachweis, daß auch aus allerlei Berufen, von denen man es kaum erwartet hätte, hervorragend tüchtige und später berühmt gewordene Männer hervorgingen.

Wessen Sohn war der Unterseebootserfinder Wilhelm Bauer? Eines Reiterkorporals, der später Gardewachtmeister in München wurde, ein ehrenhafter, rechtlich gesinnter Mann, der sinnreiche Arbeitsmaschinen konstruierte und seinem Sohne sowohl die technische Begabung wie die militärische Schneidigkeit vererbte; beides brauchte der Sohn zu seinem Erfinderberuf. Für den Charakter des Wachtmeisters ist folgende Geschichte bezeichnend. Der kleine Bauer hatte, empört über einen Stadtsoldaten, der seinem Freunde eine Tracht Prügel verabfolgte, den Mann von hinten angegriffen und ihm die Uniformschöße abgerissen. Das gab großes Hallo bei den Zuschauern, zu Hause aber bleiches Entsetzen des Vaters über die geringe Achtung, die der Sohn einer Behörde gezollt hatte! Deshalb führte der Vater das Söhnlein nach der Polizei und ließ ihm dort eine gehörige Prügelstrafe verabfolgen. Das war eben noch die gute alte Zeit!

Ein Techniker steigert unsere Kräfte ins Tausendfache, das gleiche tut aber auch der Pädagoge, der eine neue Methode erfindet oder durch Abfassung eines guten Lehrbuches uns Kraft und Zeit beim Lernen erspart. Ein solcher Erziehungstechniker war der gute alte Plötz, dessen Lehrbücher noch heute in ganz Deutschland verbreitet sind. Dieser Plötz war keiner von den zünftigen Schulbuchverfassern. Sein Vater war Gendarmeriewachtmeister bei den Ulanen und erlangte für seinen begabten Sohn eine Freistelle am Joachims-



Das Staatsgefängnis in Petersburg nach dem Brande, der bei den Revolutionskämpfen ausgebrochen ist.



Der neue ungarische Ministerpräsident Graf Moritz Eßterházy.
Phot. Erdelyi.



Ein 15-cm-Geschütz an der Westfront.



Deutsches U-Boot mit einem angehaltenen italienischen Segler im Mittelmeer.

thaler Gymnasium in Berlin. Für einen jungen genialen Menschen gilt das Faustische Wort: „Ihn treibt die Gärung in die Ferne." So war der junge Unterseebootserfinder von einem unbändigen Wandertrieb beherrscht, und ebenso trieb es den jungen Plötz nach bestandenem Abitur ins Weite und Ferne. Kein Mensch dachte zu seiner Zeit daran, neuere Sprachen zu studieren: Plötz wählte sich gerade dies Gebiet, und statt sich auf den Universitäten dem Trinken und Fechten hinzugeben, wanderte er schon nach einem Jahre, nachdem er bis dahin Geld durch Stundengeben verdient, nach Paris und war neben eifrigem Studium auch journalistisch tätig. Nach Deutschland zurückgekehrt, legte er alle höheren Prüfungen ab und schrieb seine Lehrbücher, die geradezu Epoche machten.

Einer von Frankreichs größten Gelehrten und lautersten Charakteren war der Verfasser eines berühmten Wörterbuches, Littré, ein Mann von herkulischem Körperbau und herkulischer Arbeitsfähigkeit. Arzt Sprachforscher und Philosoph zugleich und Revolutionskämpfer. Sein Vater diente im Seekriege Frankreichs gegen England und brachte es bis zum Feldwebel. Später wurde er kleiner Beamter. Dieser schlachtenerprobte Soldat lernte mit eisernem Fleiße alte und neue Sprachen und erzog seinen Sohn, den er in die beste Schule schickte, nicht nur zu einem großen Gelehrten, sondern, was mehr besagen will, zu einem unbestechlichen Charakter. Und dabei hatte es dem Vater, als der Junge schon geboren war, dann und wann noch am täglichen Brot gefehlt. Wenn Keplers, des berühmten Astronomen, Vater als Soldat und Protestant in die Armee des Herzogs Alba eintrat, um gegen Protestanten zu fechten, so wird er es wohl auch zum Unteroffizier gebracht haben; ebenso wird der Vater des berühmten Denkers Giordano Bruno, der Soldat gewesen sein soll, nicht nur den niedersten Grad bekleidet haben, dafür dürften in beiden Fällen die unvergleichlichen Gaben der Söhne zeugen. Man könnte hier auch noch Herschel nennen, den hervorragenden Astronomen, der wie sein Vater Regimentsmusikus gewesen ist. Wie der alte Littré, so lernte auch der alte Herschel noch mit seinem Sohne und diesem zu Liebe. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der Vater Scharnhorsts, des Reorganisators der preußischen Armee unter Napoleons Joch, beim Militär nur bis zum Dragonerunteroffizier aufrückte. Wollte aber jemand systematisch nach solchen Beispielen suchen, so bin ich überzeugt, er würde noch eine Menge finden.

Dr. Georg Biedenkapp.



Ein wichtiger und beliebter Mann auf dem U-Boot: Der Koch.



Von den Bühnen: Kammersänger Erb als „Palestrina“ und Maria Jvogün als dessen Sohn in Hans Pfitzners neuer Oper, die mit großem Erfolg am Münchener Prinzregenten-Theater aufgeführt wurde.



Ende des 1. Aktes von Hans Pfitzners neuer Oper „Palestrina“. in der Aufführung des Münchner Prinzregenten-Theaters. Phot. Hoffmann.



Kammersänger Feinhals als „Kardinal Borromeo“ in Pfitzners Oper „Palestrina“. Phot. Hoffmann.

Von den Bühnen.

Zu Meister Hans Pfitzners, des bedeutenden Tondichters, Ehren veranstaltete das Münchener Prinz-Regenten-Theater eine Pfitznerwoche. Weihe und Erhabenheit bekam sie durch die Uraufführung des neuen Tonwerkes „Palestrina“, einer herrlichen Schöpfung, die Pfitzner dichtete und komponierte. Unter Bruno Walters Leitung, dem Propheten des Meisters, errang dieses tiefe und blendende Werk einen großen Erfolg. Pfitzner hat in seiner Oper „Palestrina“ den großen italienischen Kirchenkomponisten verherrlicht, den Meister der Missa Papae Marcelli, der großartigen Kirchenmusik, deren sechsstimmige Tongewalt noch heute in der Laterankirche nach vielen hundert Jahren die Zuhörer erbaut und in Entzücken versetzt. Legendar ist Pfitzners Oper; er zeigt die Empfängnis des himmlischen Werkes durch himmlische Helfer. Engel und verklärte Kirchenmusiker treten Palestrina zur Seite, als er den Auftrag des Kardinals Borromeo ausführt, und eine Messe komponiert, die die Kirchenväter auf dem Tridentiner Konzil von der Reinheit seines Stiles überzeugen soll. Aus Not und Verzweiflung über die Erschöpfung seines Genius erhebt sich der große Meister — und das Wunder entsteht. In dem Mysterium lehnt sich Pfitzners Tonsprache an Palestrinas an, sonst schweift er frei in dem Garten seiner Töne, ist üppig und wieder verträumt, elegisch und auch brutal. Aber immer groß.— In Wien zuerst hatte Leopoldine Konstantin als „Die Tänzerin“ in Melchior Lengyels Komödie rauschenden Erfolg; in den Kammerspielen zollten ihr auch ihre Berliner Verehrer vielen Beifall. Dem leicht erregten, sentimentalen und stets beglückenden Spiel der Tänzerin leiht Frau Konstantin Schönheit und zierliche Kunst. Sie gleicht einem seltenen Falter der durch die wache und belebte Sommernacht flattert, sacht, fein und schnell entschwindend. — Das Dresdener Alberttheater, verdienstvoll durch sein tapferes Eintreten für die Werke der jüngsten Dichter, brachte drei kleine, sonderbare Werke des Maler-Dichters Oskar Kokoschka zur Uraufführung: „Sphinx und Strohmann“, „Hiob“ und „Der brennende Dornbusch“. Voll Seltsamkeiten wie Kokoschkas Bilder sind auch diese Dramen, phantastisch, erfüllt mit eigenartiger Lyrik und merkwürdig psychologisch vertieft, — bizarr. Etwas von Strindbergs Atmosphäre geht durch die vorbildlosen Stücke des dichtenden Malers.



Leopoldine Konstantin als „Tänzerin“ in der erfolgreichen Aufführung der Komödie von Lengyel in den Kammerspielen in Berlin. Phot. d'Ora.



Szene aus der Aufführung des merkwürdigen Dramas „Der brennende Dornbusch“ von dem Maler und Dichter Oskar Kokoschka im Alberttheater in Dresden: Käthe Richter und Ernst Deutsch. Phot. Erfurth.



Die Engländer bei der Vorbereitung ihrer Offensive: Heranführung der Munition bis dicht an die vorderen Linien mit Hilfe schnell legbarer Feldbahnen.
Aus einer engl. Zeitschrift.

Die veränderte Kampfesweise.

Von Major a. D. v. Schreibershofen

Uralt ist in der Kriegsgeschichte die „Konkurrenz" zwischen Angriff und Verteidigung. Jede Steigerung der Angriffsmittel hat sofort zu einer Verstärkung der Deckungsmittel geführt. Vor dem Weltkriege hielt man die Panzerbefestigungen für unbezwingbar, da zerstörte die „Dicke Berta" und der österreichische 30,5-cm-Mörser diesen Wahn. Lüttich, Namur, Antwerpen sind die klassischen Zeugen. Wer aber nun gehofft hatte, daß damit das Ende der Festungen überhaupt gekommen sei, sah sich getäuscht. Es galt nur neue Formen zu finden. An Stelle des einheitlichen, geschlossenen, weithin sichtbaren Panzerwerkes trat eine Teilung in einzelne Batterien ein, die, im Gelände verdeckt angelegt, der Sicht des Angreifers und damit auch seiner Beschießung entzogen wurden. Die Unterstände wurden so tief in den Erdboden versenkt, daß sie auch durch die neuen Geschosse nicht mehr zerstört werden konnten. So entstanden neue Festungsanlagen, die trotz der Dicken Berta erfolgreichen Widerstand leisten konnten.

Die deutsche Armee war vor dem Weltkrieg auf den Bewegungskrieg hin ausgebildet und erzogen worden. Auf ihn bezogen sich die hauptsächlichsten Verordnungen und Dienstvorschriften. Ihm sind auch die ersten großen Erfolge in



Flammenwerfer-Angriff an der Westfront, von einem deutschen Flugzeug aus aufgenommen.



Ein Vorstoß der Engländer: Englische Infanterie, die dicht hinter dem Feuer-Vorhang anmarschiert, den die Artillerie mit ihrem Trommelfeuer über die anzugreifenden Stellungen zieht. Nach einer englischen Darstellung.

Belgien und Nordfrankreich, in Ostpreußen und Polen zu verdanken. Aber plötzlich entwickelte sich ein Stellungskampf von einer Ausdehnung und Länge, sowohl örtlich wie zeitlich, wie er bisher in der Kriegsgeschichte noch nicht vorgekommen war. Er hatte eine ganz neue Kampfesweise zur Folge. Die Offensive hatte bisher immer als die Grundlage der deutschen Heerführung gegolten und seit zwei Jahren führen die deutschen Truppen im Westen und Osten die Defensive im größten Maßstabe durch und bewähren sich auch auf diesem Gebiete als Meister der Kriegskunst. Unsere Gegner waren durch die allgemeine militärpolitische Lage gezwungen, eine Entscheidung durch eine offensive Kriegführung herbeizuführen, denn nur durch einen glücklich durchgeführten Angriff konnten sie hoffen, die Mittelmächte aus den von ihnen besetzten Gebieten in Belgien, Nordfrankreich und Polen zu vertreiben. Sie suchten sich den Erfolg durch eine bis dahin unbekannte Anhäufung von Angriffsmitteln zu sichern. Die Wirkung der Artillerie wurde durch Minensprengungen unterstützt. Um das Feuer auf die nächsten Entfernungen fortzusetzen, wurden Minenwerfer verwendet. Das Herankommen der Reserven wurde durch ein Sperrfeuer, das hinter die vordersten Linien gelegt wurde, vereitelt. Ganze Geländestrecken wurden durch Anwendung tödlicher Gase abgesperrt und waren unbetretbar. Im Nahkampf kamen Handgranaten zur Anwendung. Zahlreiche, tief gestaffelte Angriffskolonnen standen bereit, um die Wirkungen der Artillerie und der übrigen Angriffsmittel auszunützen. Der Angriff hatte dadurch eine bedeutende Ueberlegenheit erhalten, und dieses Angriffsverfahren schien sich auch zu bewähren. In der Somme-Offensive des vergangenen Jahres hatte es seine Wirkung und Stärke bewiesen. Bei weiterer Steigerung der Angriffsmittel konnte man wohl die Befürchtung hegen, ob die Verteidigung auf die Dauer in der Lage sein würde einem derartig vorbereiteten Angriff erfolgreich Widerstand zu leisten. Die deutsche Heeresleitung hatte aber in aller Stille und Ruhe das wirksame Gegenmittel dagegen gefunden. Der Verteidiger konnte das Gleichgewicht nicht ebenfalls durch eine m-



Vorgehende deutsche Reserven am Rande eines der riesigen Sprengtrichter. Phot. Bufa.



Im besetzten Gebiet: Sonntag-Nachmittag im Stadtpark von Wilna. Phot. Boedecker.

materielle Steigerung der Abwehrmittel herstellen, da er seine Kräfte auf eine Front von vielen Hunderten von Kilometern verteilen muß. Er kann nicht wissen, an welcher Stelle der Angriff erfolgen wird, und dort in derselben Weise seine Geschütze anhäufen, die Munition aufstapeln, wie dies der Angreifer tut. Darauf mußte von Anfang an verzichtet werden. Das Gegenmittel bestand in einem neuen Kampfverfahren. Man ging dabei von der Tatsache aus, daß den gewaltigen Angriffsmitteln gegenüber die vorderste Linie, die tagelang unter dem feindlichen Trommelfeuer gelegen hat, doch nicht gehalten werden kann, oder nur unter so schweren Verlusten und unter Einsatz so starker Kräfte, daß dies nicht mehr im richtigen Verhältnis zu der taktischen Bedeutung der vorderen Linie steht. Mit ihrem Verlust und ihrer Räumung wurde von Anfang an gerechnet. Um den Kampf auch dann noch fortsetzen zu können, wurden rückwärtige Stellungen ausgebaut, in denen der Widerstand fortgesetzt werden konnte. So trat an Stelle einer einzigen Hauptverteidigungslinie ein System hintereinander liegender Stellungen. Die Verteidigung gab dem ersten Stoß des überlegenen Angreifers biegsam nach, setzte ihre Reserven in den hinteren Linien ein, die unzerschossen und deshalb verteidigungsfähig waren, und ging mit ihnen zum Gegenangriff vor. Der Stellungskampf näherte sich damit wieder den Formen des Bewegungskrieges. Damit fielen dem Angreifer allerdings zunächst Anfangserfolge zu, die aber an und für sich nichts Entscheidendes besitzen. Nur wenn der Angriff in ununterbrochenem Fluß bleibt und von Erfolg zu Erfolg schreitet, kann sich der Anfangserfolg zu einem strategischen Durchbruch entwickeln. Ehe aber der Angreifer seine schweren Geschütze vorgebracht und die notwendige Munition herangeschafft hat, wird geraume Zeit vergehen, und in dieser Zeit ist ein gewisses Gleichgewicht zwischen Angriff und Verteidigung eingetreten, das zur Ausführung von Gegenangriffen ausgenutzt wird. Es muß auch verhindert werden, daß sich der in die vorderste Linie eingedrungene Gegner seitlich ausdehnen kann. Dazu werden die sogenannten „Riegelstellungen" ausgebaut, die die einzelnen hintereinander liegenden Linien miteinander verbinden. Dem Gelände entsprechend verlaufen sie mehr oder minder senkrecht zu den einzelnen Fronten. Hat ein vorspringender, bogenförmig gestalteter Teil der Stellung aufgegeben werden müssen, so liegt die rückwärtige Linie häufig auf der Sehne des Bogens; man bezeichnet sie dann auch wohl als „Sehnenstellung". Auch das Kampfverfahren der Artillerie ist in der modernen Abwehrschlacht vielfachen Aenderungen unterworfen gewesen. Zunächst ist die Zahl der Batterien und Geschütze bedeutend vermehrt worden. Sie nimmt das Feuer mit der Angriffsartillerie auf, um sie an der Zerstörung der vordersten Linien zu hindern. Durch „Sperrfeuer" vor die feindlichen Sturmstellungen wird das Vorgehen der gegnerischen Infanterie verhindert, durch Sperrfeuer hinter die Linien das Herankommen der Reserven erschwert. Werden Truppenansammlungen, die Bereitstellung von Sturmkolonnen erkannt, wird das Feuer darauf vereinigt und zum „Vernichtungs- und Zerstörungsfeuer" gesteigert. Vom Gasschießen wird umfassender Gebrauch gemacht. Der Feuerplan regelt die Tätigkeit der Batterien für alle möglichen Fälle in allen Einzelheiten, so daß sich die verschiedenen Feuerarten gegen die einzelnen Ziele selbständig oder auf bestimmte Zeichen der vorn kämpfenden Infanterie ohne weiteres auslösen. Wie erfolgreich dieses neue Kampfverfahren gewesen ist, haben die letzten Kämpfe an der Westfront und am Isonzo-Abschnitt bewiesen.



Major Steinwachs, Kommandeur eines Ref.-Inf.-Reg., der den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. Berl. Ill. Ges.



König Konstantin von Griechenland mit dem neuen König Alexander, seinem zweiten Sohn, zu dessen Gunsten er auf den Thron verzichtete.



Oberstlt. Schütz, Kommandeur eines Inf.-Reg., der den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. Schindler.

Berliner Bilder

von

Paul Simmel

Berlin hat immer noch seinen Humor. — — Von Zeit zu Zeit mache ich „Witz-Entdeckungsreisen" und hamstere Witze. Wie so'n Schmetterlingssammler picke ich die guten auf und bringe sie dann Kennern.

Verpasse ich neulich bei einem Ausflug den letzten Zug. In dem Nest, wo ich festsitze, ist ein Hotel. Leider alles besetzt.

Der Wirt sagt, wenn's mir recht ist, kann ich auf dem Billard schlafen.



Die Raupenplage 1917 in den Berliner Parkanlagen:
I. „Nun sieh' einer dieses Riesenbiest von Raupe . . . ."



II. „. . . Das Viech muß man gleich tottrampeln . . ."

„Ick jebe Ihnen 'ne Decke und hier stört Ihnen ooch keener," sagt der Wirt.

Ich penne todmüde 9 Stunden, wache etwas zerschlagen auf und möchte zahlen.

„Macht dreizehn Mark 50 Pfg.", sagt der Wirt.

„Wat?" sage ich. „Ick höre immerzu Dreizehn Mark 50 Pfg."

„Stimmt ooch, sehen Sie doch die Tafel an:

Billard, Stunde 1,50 Mk."

*

35 Grad Celsius im Schatten, die Sonne knallt auf den Asphalt, der weich wie Pfefferkuchen ist. Man schleicht auf der Schattenseite der Straßen hin, die Zunge klebt am Gaumen, an den Beinen hängen sehr schwere Gewichte. Jede Bewegung setzt kleine Schweißfontänen in Tätigkeit.

Da kommt Hugo Rachmann aus der Belziger Straße.

Im Kragen ein Taschentuch, an der Bauchbinde baumelt der Panama. Völlig aufgelöst, eine kochende Masse.

„Mensch," sagt Hugo, „det jiebt Tauwetter!"

*



III. „Sind Sie verrückt? Ich verliere meine Boa und Sie trampeln drauf rum?"

In der Instruktionsstunde wird den Rekruten gesagt, daß die Ehrenbezeigungen oft falsch erwiesen wurden.

Auch daß fälschlich Personen gegrüßt werden, denen der Gruß nicht zukommt, wie Zoll- und Postbeamte.

Tags darauf steht Alex Stresemann Posten.

Er paßt wie'n Schießhund auf.

Da stellt ihn ein Marineoffizier mit Dreimaster zur Rede, warum er nicht grüßt?

Stresemann: „Alter Freund, mir kannst Du nicht verkohlen, Euch Brüder von die „Pietät-Beerdigungsanstalt" kennen wir schon!"

*

Sie haben sich erst kennen gelernt und sitzen auf einer hell erleuchteten Tiergartenbank. Man spricht vom Preßkohlenhamstern, daß man Graupen durch die Kaffeemühle drehen kann und vom Theater.

Sie (schwärmerisch): „Kennen Sie Ibsen?"

Er: „Nee, so nicht, aber wenn ick 'ne Selter getrunken habe."

*



Bei der Wahrsagerin:
„Ja, aus was für Kaffeesatz soll ich Ihnen die Zukunft lesen, Frollein? Aus Bohnenkaffee kostet es zwei Mark, aus Kaffee-ersatz eene Mark."



Selbsthilfe gegen die Einschränkung der Haltestellen der „Elektrischen":
Piesecke schafft sich seine eigene Haltestelle an!

Zeichnungen von Paul Simmel.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.3[illegible] Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. [illegible]igen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

16. Fortsetzung — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

„Ihren Namen habe ich schon gehört, gnädiges Fräulein," sagte der junge Herr von Ettern. „Aber Sie raten nicht wo. In der Tennishalle zuerst. Dann im Eisklub, dann im Rennverein. Sie lieben den Sport?"

„An sich wie als Mittel zum Zweck, Herr von Ettern. Ich liebe die Bewegung."

„Sind Sie auch Bergsteigerin?

„Wenn der Berg nicht zu hoch ist," entgegnete Gunde lachend.

Er setzte sich und plauderte munter weiter, während die Großmutter und Baron Kalinsky gelegentlich ihre Bemerkungen dazwischen warfen. Dann begannen die alten Herrschaften von der Vergangenheit zu schwatzen, neigten sich zueinander und tauschten Erinnerungen aus, während Hanskarl sich nunmehr allein mit Gunde beschäftigte. Er hatte eine heitere Natürlichkeit in seinem Wesen, die sich auch mit dem Träumerischen in seinen hübschen Augen vertrug. Man sprach von allerlei in rascher Wechselwirkung von Hingeworfenem und Entgegnen: von Sportlichem, vom Theater, von der Gesellschaft, von diesem und jenem, und Gunde merkte wohl, daß in dem jungen Mann lebendige Triebkräfte steckten, keine Höhe der Anschauung, aber jene frische Menchlichkeit, die auch die Gunst des Geschickes zu binden vermag.

Doch man hielt sich nicht lange mehr auf. Herr von Kalinsky erhob sich.

„Sehe ich Sie noch einmal vor Ihrer Abreise?" fragte die Baronin.

„Ich erwarte ein Telegramm, das mich dieser Tage nach dem Salzkammergut ruft," erwiderte Kalinsky, „wo ich ein Gemsrevier besichtigen soll. Aber selbstverständlich verabschiede ich mich noch von Ihnen."

„Machen auch Sie uns bald wieder die Freude Ihres Besuchs!" sagte Frau von Ettern zu Gunde. „Donnerstags und Sonntags zwischen fünf und sieben habe ich Teestunde. Auf Wiedersehen, liebes Fräulein von Berg."

„Auf Wiedersehen," sagte Hanskarl gleichfalls und schüttelte Gunde kräftig die Hand.

Als man im Wagen saß und nach dem Hotel zurückfuhr, äußerte Herr von Kalinsky leichthin:

„Ein netter Mensch, der junge Baron Ettern —, nicht wahr?"

„Ja, es scheint so," erwiderte Gunde.

Herr von Kalinsky streifte das Wildleder über seine linke Hand. „Ich hoffe," begann er von neuem, doch Gunde fiel ihm rasch ins Wort:

„Hoffen Sie nichts, Herr von Kalinsky! Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, den Ihnen gewordenen Auftrag mir gegenüber nicht mehr zu erwähnen. Es ist in der Tat überflüssig."

Er neigte höflich den Kopf. „Ganz, wie Sie befehlen," entgegnete er. — Zwei Tage später ließ er sich bei Gunde melden.

„Ich wollte mir erlauben, Ihnen adieu zu sagen, gnädiges Fräulein," begann er. „Sie sehen mich reisefertig: ich will mit dem Mittagszug nach Salzburg."

„Wann kommen Sie wieder?" fragte Gunde.

„Es ist noch unbestimmt, aber immer, wenn Sie meiner bedürfen."

„Sehr liebenswürdig, nur glaube ich nicht, daß dieser Fall eintreten wird."

„Es wäre möglich. Darf ich mich einen Augenblick setzen? Ich muß noch etwas hinzufügen. Sie wünschen nicht, daß ich von meinem Auftrag spreche. Aber das schließt nicht aus, daß ich Ihnen noch einige kurze Informationen geben kann."

„Ueber wen?" fragte Gunde. Sie war stehen geblieben und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Tisch.

„Ueber die Familie Ettern. Keinen Klatsch, nur Tatsächliches. Sie können ohne Besorgnis zuhören. Die alte Baronin ist eine geborene Gräfin Belting und die Fideikommißherrin auf Türkheim in Oberbayern, ein sehr schöner Besitz, der ihrem Onkel zufallen soll. Dieser Besitz ist aber nicht an eine Erbfolge aus adliger Ehe gebunden, und aus diesem Grunde fürchtet die Baronin doppelt, daß die Liaison ihres Enkels sich zu einer rechtsgültigen Dummheit auswachsen könne. Sie will die Schauspielerin nicht in ihrer Familie haben. Ueber die Berechtigung dieses Wunsches wird sich natürlich streiten lassen — es kommt da lediglich auf den jeweiligen Standpunkt an, den man zu derlei Fragen einnimmt. Ich war gestern abend noch einmal in der Villa Ettern und habe die Baronin allein sprechen können. Sie wollte noch verschiedenes über Sie wissen, und ich habe ihr auch im allgemeinen Bescheid gegeben. Sie fragte nur beiläufig nach Ihren Vermögensverhältnissen, und als ich ihr entgegnete, daß Sie meines Wissens durchaus nicht unbemittelt seien, da erwiderte sie, es komme ihr nicht mehr darauf an, und zwar ganz und gar nicht, da Sie sonst allen Wünschen entsprächen, die sie an ihre Schwiegerenkelin — oder Großtochter muß ich wohl sagen — stellen möchte."

Gunde lächelte. „Die Wünsche des jungen Barons sind maßgebender," sagte sie.

„Ich referiere nur, gnädiges Fräulein. Die Baronin Ettern ist in hohem Maße entzückt von Ihnen. Sie verstehen, daß man bereits mehrfach versucht hat, den jungen Hanskarl für Damen seines Standes zu interessieren, aber das ist bisher regelmäßig vorbeigelungen. Sein Vater lebt nicht mehr, seine Mutter, eine Kendessy von Szaray, eine geborene Ungarin, hat nur schöngeistige Neigungen — sie dichtet nämlich unentwegt, aber es ist auch danach. So ist also die Großmutter im Hause Ettern das regierende Haupt, und alle Liebe vereinigt sich auf den rebellischen Enkel. Sie hat ihn nicht im Zweifel darüber gelassen, daß sie energisch auf einen Bruch seines Verhältnisses mit der kleinen Schauspielerin drängt, und er hat dies ja auch zugesagt und scheint sich in der Tat von dem Dämchen zurückgezogen zu haben — aber Sicherheit und Ruhe findet die Baronin natürlich erst, wenn Herr Hanskarl glücklich unter die Haube gebracht worden ist, die sie für ihn wünscht."

Herr von Kalinsky erhob sich wieder. „Weiter wollte ich Ihnen nichts sagen," schloß er.

„Besten Dank für Ihre Mitteilungen," erwiderte Gunde. „Nun wollen wir abwarten."

„So ist es. Darf ich die Gewißheit mit auf die Reise nehmen, daß der junge Ettern Ihnen wenigstens nicht antipathisch ist?"

„Das können Sie. Warum soll ich leugnen, daß er mir recht gut gefällt? Aber das ist nicht die Hauptsache."

„Jedenfalls etwas sehr Wesentliches. Es gibt sicher kein Mädchenherz, das stolz genug wäre, eine beginnende Neigung zu unterdrücken, falls kein vernünftiger Grund dagegen spricht. Wenn Hanskarl Ihnen gefällt, liebe Gnädige, so wollen auch Sie ihm gefallen. Das ist selbstverständliche Psychologie. Ich reise beruhigt ab. Wenn ich in fünf oder sechs Wochen wiederkomme, kann ich Sie vielleicht schon als künftige Herrin von Türkheim begrüßen. Das liegt wundervoll, Fräulein von Berg — es ist da ein Schloß, das in seinen Grundmauern noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt — aber natürlich ist es neuzeitlich ausgebaut . . ."

„Mit Wasserleitung und elektrischer Beleuchtung," fiel Gunde in luftiger Ironie ein.

„Auch mit einem Aussichtsturm und Zentralheizung und mit einem Vakuumreiniger — jawohl — es ist alles vorhanden. Und von der Turmhöhe aus schaut man in die Berge hinein . . ."

„Lieber Baron, nun müssen Sie mir noch den ‚Ring des Polykrates' vordeklamieren! Der fehlt mir noch."

„Doch nicht — Ihnen fehlt ein andrer Ring, einer, der das Glück fester zu binden vermag, als es dem König von Samos gelingen wollte. Wenn der Sohn des Leutnants Bühren ein Prinz Biron und erblicher Herzog von Kurland werden konnte — um wie viel leichter ist es für Sie . . ."

„Halt, Herr von Kalinsky — ich muß Sie noch einmal unterbrechen. Es kommt nicht darauf an, was ich könnte, sondern auf das, was ich will. Aber auch der Wille tut nicht immer alles. Glückliche Reise, verehrter Freund!"

XIII.

Beim nächsten Fünfuhrtee in der Villa Ettern war auch Gunde anwesend. Sie fand ein paar alte Damen vor, zwei Offiziere, einen vielgenannten Schriftsteller und einen in Wiesbaden gastierenden berühmten Schauspieler. Es war nicht überwältigend unterhaltend, doch auch nicht langweilig. Es war wie immer bei derlei Zusammenkünften: ein flüchtiger Austausch von Gedanken und Meinungen ohne charakteristischen Inhalt. Aber Gunde bemerkte, daß die Baronin sie sichtlich bevorzugte, und das erfreute sie. Der „hysterische Eigensinn" begann umzuschlagen. Es war hier ein Entgegenkommen, das sie nicht gleichgültig lassen konnte. Sie war schon nicht mehr ganz gleichgültig gewesen, als sie nach dem ersten Besuch in diesem Hause heimgekehrt war.

Der Schauspieler nahm sie schließlich in Beschlag. Er setzte sich mit der Teetasse in der Hand zu ihr und eröffnete ein sprudelndes Wortgefecht. Dann kam der Schriftsteller hinzu und versuchte, ihn zu überbieten. Beide gaben ihrem Geist die Sporen und bemühten sich um die Höhe ihrer Schätzung in den Augen des reizenden Gastes. Doch Gunde war unruhig und fühlte es auch.

Hanskarl kam in späterer Stunde. Sie hatte auf ihn gewartet; die alten Damen hatten sich bereits verabschiedet, auch der Schauspieler war gegangen im triumphierenden Gefühl eines Sieges, mit überlegenem Lächeln und der Verbeugung Posas nach dem Dogma realistischer Bühnenkunst. Die übrigen Herren begrüßten Hanskarl als alten Bekannten.

Als er eintrat, fühlte Gunde ein Zucken in ihrem Herzen, als habe da etwas auf der Lauer gelegen, was man freigeben oder töten mußte. Die Jugend trat in das Zimmer und trat ihr entgegen.

Sie hatte die Jugend oft gesehen, aber nie, meinte sie, in dieser Erscheinung. Hanskarl trug die Jugend in seiner schlanken, sehnigen, nervenfesten Gestalt, in seinem freien, nicht von beständiger Sonne übergossenen, aber von Lebenslust und Lebensmut durchleuchteten Gesicht, auch in seinen Augen, die glücklich träumen konnten wie der Tristan in den Fabliaus der alten Erzähler.

Er saß bald neben ihr in heiterer Unterhaltung, und Gunde ärgerte sich, daß die Leutnants und der Schriftsteller nicht längst gegangen waren, sondern sich an dem Gespräch beteiligten, das doch nur ihr gelten konnte, ihr ganz allein. Denn ihre Seele faßte ihn schon als Eigentum, und jedes gleichgültige Wort hatte einen besonderen Wert für sie, an dem sie Halt gewann, und das sie in Beziehungen zu sich selbst brachte. Sie fing Blicke von ihm auf, von denen sie glaubte, daß sie für die Gesamtheit nicht da seien, und hörte im Tonfall seiner weich anmutenden Stimme zuweilen ein sanftes Vibrieren, das wie ein Klang vom Herzen zum Herzen war.

Das alles währte nicht lange. Es waren nur Stimmungen vorüberhuschender Augenblicke, Einzelheiten eines reifenden Glücks. Die vorschreitende Zeit drängte zum Aufbruch.

„Laufen Sie Schlittschuh, gnädiges Fräulein?" fragte Hanskarl beim Aufbruch.

„O ja — sehr gern," entgegnete Gunde.

„Darf ich Sie morgen nachmittag abholen? So gegen vier? In der Nähe des Felsenkellers hat man einen neuen Eispalast gebaut. Da ist es ganz hübsch. Immer Musik — und auch gute Gesellschaft . . ."

Er drückte ihre Hand. Sein Handschlag war fest und kräftig. Aber Gunde fühlte dabei auch den Nagel seines kleinen Fingers. Er rührte wie im zärtlichen Streicheln an der Weichheit ihrer Handfläche.

Sie hatte keine Schlittschuhe und kaufte sich neue. Dann mußte Anna an dem Kostüm, das sie anlegen wollte, den Rock verkürzen. Gunde probierte das Kostüm vor dem Spiegel und war zufrieden. Aber es war noch unvollständig. Zu dem Pelzbesatz gehörte auch eine Pelzmütze. Sie lief umher und stürmte die Läden und fand endlich eine Art Konfederatka, die sie gut kleidete.

Nun ging sie mit Hanskarl nach dem Eispalast. Die Schlittschuhe klirrten an ihrem Arm; sie schritt kräftig aus, in ihrem nur leicht wiegenden, von Kraft und Schönheit erfüllten Gang, den Oberkörper frei gerichtet, den Kopf ein wenig zurückgeworfen — die ganze Erscheinung gleichsam ein beseelter Ausdruck bildender Kunst.

Sie hatte in dem braunen, mit Lichtern von Rotgold gemischten Auge Hanskarls ein Aufflackern bemerkt, als er sie abholte. Es war etwas wie ein unverhehltes ästhetisches Entzücken, das sie mit freudiger Genugtuung erfüllte. Gewiß hatte Herr von Kalinsky recht: sie wollte dem auch gefallen, der ihr gefiel. Nun ging sie wieder auf einen Staatsstreich aus und ließ alle Minen springen, die sie in dem Fahrwasser weiblicher Koketterie ausstreuen konnte, nützte die kleinen Listen in der Technik des Gehabens, die sie mit so großer Vollkommenheit beherrschte, und suchte in der Strategie der Annäherung alles zusammen, was einen erfolgreichen Angriff versprechen konnte. Und diesmal waren in der Tat die besten Vorbedingungen des Sieges gegeben: nicht nur, weil in dem System ihres Eroberungszuges die Umstände günstig für sie lagen, sondern weil sie mit Seele und Leib bei der Sache war, mit klopfendem Herzen und erwachten Sinnen, mit der vollen Kampfkraft von Liebe und Leidenschaft. —

In der Arena drehte man sich schon nach der Musik und zog über die glitzernde Eisschicht Kurven, Kreise und Verschlingungen.

Hanskarl selbst schnürte ihr die Stahlsohlen an die kleinen Füße. Sie trug derbe Stiefelchen mit niedrigen Absätzen, und unter dem verkürzten Rock sah man die zur Farbe des Kostüms passende eisengraue Seide des Strumpfes. Als Hanskarl sich wieder aufrichtete, schien sein Gesicht ihr um eine Blutwelle dunkler. Das entzückte sie bei einer leisen Scham, die sie empfand; Bewußtes und Unbewußtes flossen ineinander, das instinktive Gefühl, begehrenswert sein zu wollen, und die Scheu, sich so auch zu geben.

Dann faßten sie sich an und flogen über die blanke Fläche. Sie war keine Meisterin im Lauf, die Bewegung ging ihr über die Kunst. Aber sie hatte eine unendlich natürliche Grazie, und es sah schön aus, wie die beiden im Fluge dahinsausten und dann wieder den rasenden Lauf mäßigten zu ruhigerer Rundung und Figuren in das Eis zogen.

Arm in Arm, in verlangsamtem Tempo, fuhren sie auf der freigelassenen Bahn, als in der Mitte der Arena sich ein Künstlerpaar zeigte.

„Ich habe im letzten Winter den Skilauf erlernt," erzählte er. „Das ist nicht leicht, macht aber viel Vergnügen. Es ist ein eigenes Gefühl, über den Schnee zu fliegen, ohne einzusinken. Haben gnädiges Fräulein das schon einmal versucht?"

„Nein, noch nie," antwortete sie. „Man kommt bei uns zu wenig dazu. Wir haben nicht Berge genug und auch keinen entsprechenden Winter."

„Sie müssen uns gelegentlich in Türkheim besuchen," sagte er. „So ein Winter im Hochgebirge ist wunderschön. Ach ja, kommen Sie einmal zu uns! Sie sind so fabelhaft gewandt, daß Ihnen auch der Schneeschuh bald nicht mehr zur Last fallen wird. Dann machen wir Ausflüge in die Berge und spüren den Gemsen nach, und ich zeige Ihnen die Stellen, wo unsre Adler horsten . . ." Er lachte kurz und fröhlich auf . . . „Sie müssen wahrhaftig denken, daß ich nur dem Sport lebe," fuhr er fort. „Es ist nicht so schlimm. Er ist mir bloß Wechsel in der Arbeit. Der Winter bringt mir ja ausgiebig freie Zeit. Aber im Frühling, Sommer und Herbst habe ich gehörig zu tun. Seit zwei Jahren bewirtschafte ich Türkheim ziemlich selbständig, und das ist keine Kleinigkeit bei dem ausgedehnten Besitz."

„Sprachen Sie nicht neulich einmal von Ihrer Studentenzeit?" fragte Gunde. „Was haben Sie studiert?"

„Jurisprudenz, gnädiges Fräulein. Ich sollte ursprünglich in den Staatsdienst treten und mein Bruder Türkheim übernehmen. Aber er starb leider an einer Blutvergiftung, und da kam ich an die Erbschaftsreihe. Es ist mir nicht ganz leicht geworden, den Beruf zu wechseln. Ich wäre am liebsten Diplomat geworden — wie mein Vater. Nun habe ich mich aber auch in die Landwirtschaft hineingearbeitet und finde Freude an ihr. Die Großmutter ist eine gute Lehrmeisterin. Sie hat ihre Inspektoren und Leute in der Zucht wie ein Brigadekommandeur seine Regimenter. Sie ist vor allem eine famose Antreiberin und versteht es, Begeisterung zu entfachen — ganz gleich, ob es sich um Kleinigkeiten oder um Großzügiges handelt. Sie ist die Realpolitikerin im

Hause, im Gegensatz zu meiner Mutter, die sich am liebsten in den Weiten der Welt verliert."

„Sie schriftstellert auch," sagte Gunde, „wie mir Herr von Kalinsky erzählte."

„Ja, sie schriftstellert. Sie schreibt immerfort. Aber seitdem ein Münchener Blatt ihren ersten Roman fürchterlich verrissen hat, läßt sie nichts mehr drucken. Hat jedoch testamentarisch bestimmt, daß nach ihrem Tode ihre gesammelten Werke erscheinen sollen. Für den Familienbedarf. Vom Publikum will sie nichts wissen. Das hat sie aufgegeben, die gute Mutter."

„So sind Sie also, Herr von Ettern, als das Ergebnis zweier Generationen eine Mischung von Realismus und Idealismus?"

„Beinahe," entgegnete er heiter, „aber ich weiß nicht, ob sie gelungen ist. Manchmal greife ich ja auch zur Feder . . ."

Er errötete und stockte. „Wollen wir eine Tasse Kaffee trinken?" fragte er.

Sie war einverstanden. Man schnallte den Stahl ab, nahm einen Logenplatz und bestellte.

„Weiter in dem Bekenntnis," drängte Gunde. „Künstlerseelen sollen offen sein. Ich male zu meinem Vergnügen — und Sie dichten?"

„Nur sozusagen, Baroneß," erwiderte er verlegen. „Das Blut der Mutter ist doch nicht ganz zu unterdrücken. Gott, ich habe schon eine ganze Menge zusammengestümpert — an meinen freien Abenden. Der Winter ist lang, und man kann nicht immer auf der Jagd liegen und so. Da nehme ich denn manchmal ein Blatt vor und tauche die Feder in die Tinte und schreibe nieder, was mir gerade einfällt. Viel kommt dabei natürlich nicht heraus."

„Kann ich nicht einmal etwas von Ihnen lesen?"

„Aber nein. Höchstens — ja, wenn Sie kritisch sein wollen, gut. Wenn Sie eine strenge Richterin sind. Wenn Sie mir ehrlich die Wahrheit sagen. Wollen Sie?"

„Dazu verpflichte ich mich. Meine Hand darauf."

Sie reichte ihm die Hand über den Tisch, und er drückte sie. Nun traten Bekannte heran, und ein bittender Blick Hanskarls, das Thema fallen zu lassen, traf Gunde. —

Schon am nächsten Tage brachte er ihr sein Manuskript. Er war kindlich erfreut, daß sie Interesse an seinen „Spielereien" nahm. Sein ganzes Gesicht leuchtete.

„Sie sind die erste, der ich mein kleines Geheimnis anvertraue," sagte er. „Der Großmutter darf ich damit nicht kommen — sie hat kein Verständnis dafür —, und meine Mutter würde eifersüchtig werden. Ja, wahrhaftig. Es sind lockere Blätter, gnädiges Fräulein — eine Sammlung Gedichte — Poesie will ich nicht sagen . . . Nun kritisieren Sie los . . . Ich will in die Tennishalle. Kommen Sie mit?"

Sie sagte zu, und er wartete im Lesezimmer des Hotels, während sie sich umkleidete. Sie legte um

..r weines Kostüm einen dicken Pelzmantel, denn es war kalt, und drückte eine seidene phrygische Mütze auf ihr rundgestecktes Haar.

Hanskarl hatte seinen Tennisanzug im Ballhaus. Aber er zog sich nur auf wenige Minuten in seine Kabine zurück und erschien dann wieder, weiß gekleidet wie seine Partnerin, mit einer dunkelblauen Schärpe um den Leib.

Die Halle war fast leer. Ueber das Liniensystem des zementierten Fußbodens floß heller Sonnenschein, die schräg abgedachten Wandelgänge lagen in feinem Dämmerlicht. Die Spielenden griffen nach ihren Raketten und traten vom Netze zurück. Der erste Ball wirbelte durch die Luft, schlug auf, flog wieder in die Höhe. Gunde stürzte vor, ihr Schläger kreiste, alle Muskeln spannten sich; der elastische Ball sprang mit leise melodischem Klingklang von den Saiten ab — aber der Partner drüben war behend; — Gunde sah sein seitwärts huschendes Weiß und spürte mit, wie er im Gegenwurf die Sehnen straffte und ihre eigene Kraft kraftvoll zurückgab — der Ball kehrte wieder, ein Stürzen nach rechts, ein neuer Wirbel des Raketts, ein neues Tönen der Saiten — husch, sauste der Ball abermals über das Netz und fiel ihm entgegen und flog ihr wieder zu.

Die beiden waren sich ebenbürtig. Aber Gunde lag nichts am Gewinnen. Sie konzentrierte sich nicht. Sie gab nicht immer Obacht, trieb einen Ball in das Netz und einen andern über die Grenzen hinaus — was tat es? Ihre Gedanken flogen weiter, schwebten in klärender Befreiung über dem Spiel der Muskeln, suchten nach Faßlichem und verloren sich in einem fernen Glück, das sie näher rücken wollte, dicht heran, dicht an ihre Seite und ganz in sich aufnehmen. Sie lachte zuweilen kurz und klirrend und wurde übermütig, stürmte wild umher, schlug Luftreifen mit ihrem Rakett, fing einen Ball mit der hohlen Hand und blieb endlich keuchend stehen.

„Verloren," rief sie. „Ich habe mich heute nicht in der Gewalt. Ich bin zu zerstreut."

„Hören wir auf," sagte er. „Sie übermüden sich."

Aber sie schien nicht übermüdet. Ihr Gesicht war etwas stärker gerötet, doch die Züge hatten die alte Klarheit. Ihre dunklen Augen lachten ihn an. Eine blanke kleine Schweißperle zitterte an ihrer rechten Schläfe, wo die gelben Härchen sich kräuselten.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An mehrere Einsender. In unserem Briefkasten beantworten wir nur solche Fragen, deren Erörterung anregend und von allgemeinem Interesse ist. Andere Fragen richte man an den Briefkasten seiner Tageszeitung. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

B. in Goslar. Was Sie als schwarzes Brett bezeichnen und in Emden (Preußen) in einer Sammlung gesehen haben, stellt ein eigenartiges, wahrscheinlich noch in die Klosterzeit (von 1561) zurückgehendes Privileg dar, wonach in Emden Särge nur von dem sogenannten Gasthause des Klosters geliefert werden durften, bis die Einführung der Gewerbefreiheit dem ein Ende machte. Es handelt sich auch nicht um ein Brett, sondern um zwei lange schwarze Bretter. Die Zahlen geben Auskunft über die Zahl der Särge, die vom Jahre 1665 bis 1868 vom Kloster in Emden geliefert wurden. Ueber den Ursprung dieses seltsamen Monopols weiß man nichts Bestimmtes. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die letzten Mönche des betreffenden Klosters bei dessen Auflösung alle ihre Bücher mit fortnahmen. Den Anlaß zu jener merkwürdigen Statistik gab das große Sterben im Jahre 1665, in dem allein 5518 Särge (oder wie es früher hieß „Husholte") gebraucht wurden; die wenigsten wurden 1851 (180) benötigt. Der Name „Husholt", für den heutzutage in Ostfriesland meist Dodekiste oder Totenlade gesagt wird, geht darauf zurück, daß es allgemein üblich war und hie und da jetzt noch ist, daß Bauern und Bürger auf ihren Böden eine Anzahl für einen Sarg zurecht geschnittene Eichenbretter liegen hatten: Rauholt (Ruhcholz) oder Notholt, um rasch einen Sarg zusammenzuzimmern, wenn es damit „Not" oder Eile hatte. „Husholt" bedeutet also das Holz, das jeder bei sich zu Hause bereit hat. Das Holz hieß auch Dodeholt und heute noch sagt man für einsargen: „int Holt" oder „in de Kiste" legen.

Lt. R. Der Welthöhenrekord im Flugzeug (Alleinflug) beträgt 8150 Meter. Diese Leistung wurde von Oelerich am 14. Juli 1914 in Leipzig-Lindental mit einem Doppeldecker der Deutschen Flugzeugwerke erzielt. Er verbesserte damit den am 9. Juli 1914 in Johannisthal von Otto Linnekogel auf einem Rumpler-Eindecker erzielten Weltrekord von 6560 Metern recht erheblich.

Geschäftliche Mitteilungen.

Homburg v. d. H., das idyllische Taunus-Bad, erfreut sich auch in diesem Jahre reichen Besuchs. Der Kurbetrieb ist im vollen Gang. Neben den natürlichen Heilmitteln Homburgs, den Quellen und der herrlichen Taunusluft, stehen den Fremden alle erdenklichen Einrichtungen eines modernen Bades zur Verfügung. Natürlich gilt auch hier der Kartenzwang für Lebensmittel — aber die „Homburger Diät" ist gesichert.

Die Automobil-Industrie zählt zu ihren glänzendsten Vertretern die Stoewer-Werke A.-G. vorm. Gebrüder Stoewer, Stettin. 1896 gegründet, ursprünglich als Fahrradfabrik, ging die Firma, nachdem die Versuche mit Motoren einen günstigen Abschluß gefunden hatten, zum Bau von Motor-Fahrzeugen über, mit dem sie sich bis zum heutigen Tage ausschließlich beschäftigt; sie rechnet also mit zu den ältesten Firmen dieser Branche.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — a — be — ber — bo — bo — chro — di — e — e — e — fa — id — kir — kre — kro — le — li — lis — me — mag — mum — na — ne — ne — nist — po — rhom — sa — si

sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Herweghs über das Meer ergeben. Die Wörter nennen:

1. Göttin, 2. Wüstensturm, 3. geographische Bezeichnung, 4. mathematische Figur, 5. Meisterwerk der Architektur, 6. Seefisch, 7. Wild, 8. Talkerde, 9. Geschichtsschreiber, 10. Bettelmönch, 11. Schillersche Frauengestalt.

Verschmelzung.

'Nen scharfen Wind — die Lösung will's
Mit einem Gutschein eng verschmilz',
Hast Du dies ausgeführt gewandt,
Zeigt sich 'ne Stadt im Yankeeland.
Die — glaub's mir Leser — auf mein Wort
Zugleich ein vielgeübter Sport.

Leichter Gewinn.

Wer einem Fluß im Frankenland
Ein Zeichen hat entnommen,
Wird in Italien — glaubt es mir —
Gleich Geld darauf bekommen!

Bilder-Rätsel.



Das große Streichen.

Von einer Stadt in Rußland streich',
Vom Herrscher auch in Freundesreich,
Gebirge Ungarns noch zum dritten
Die letzte Silbe. Abgeschnitten
Die erste jeweils übrig bleibt.
Wenn man sie aneinandertreibt,
Hast Du ein neues Resultat;
Noch mehr zu sagen, wär' Verrat!

Kreuz und Quer.

1, 2 das heißt, sich lustig drehn,
3, 4 wir auf der Bühne sehn.
In der Bibel wird 5, 6 genannt,
Als fester Punkt ist 1 bekannt.
Mit 3 glaubt jeder sich gemeint.
Ein kostbar Tier die 6 heut scheint.
Es fühlt 1, 5 sich endlich frei.
Kennt Ihr den Vogel 2, 2, 3?
Zum Brote 2, 5, 4 man liebt,
Und 4, 5 immer Land umgibt.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel: Die Fluren dürsten, Himmel spende Regen! 1. Dinorah, 2. Irawadi, 3. Epigramm, 4. Fatum, 5. Lerche, 6. Ural, 7. Rubens, 8. Elektroskop, 9. Nase, 10. Doktrin, 11. Uhland, 12. Erle, 13. Richter, 14. Seife, 15. Taubenschlag, 16. Eule, 17. Nachen.

Tüchtig schütteln: Diener — Neider.

Vereinigung: Morgenland.

Rösselsprung: Wo soviel Großes und Ueberwältigendes vorgeht, da kann der Kummer des einzelnen nicht der Grundton des Daseins werden. Roon nach dem Heldentod seines Sohnes.

Vergebliche Mühe: Fett.

Wortverbindungs-Rätsel: Rechenschaft.

Himmlische Kriegshilfe: Eden, Emden.

Humor

Bei der Aushebung. „Sie heißen?"
„P — P — P — P — P — P — P — Paul P — P — P — P — P — P — P — Pupp!"
„Schön — zur Maschinengewehr-Abteilung!"

*

Die Stiefel. Ein Bauer in Sadagora hatte schöne Stiefel an, die stachen den Kosaken gewaltig in die Augen.

Die Kosaken redeten zusammen und riefen plötzlich:

„Ha! Haben wir Dich endlich ertappt, Du elender Spion?"

Der Bauer war bestürzt; er sei durchaus kein Spion, beteuerte er, er sei ein harmloser, friedlicher Bauer und hätte nicht die geringste Verbindung mit dem Feind.

„Kusch!" schrien die Kosaken. „Wir haben Dich auf den ersten Blick erkannt — Du bist der Spion mit den sechs Zehen."

Sogleich beeilte sich der Bauer, zu beweisen, daß er jener Spion mit den sechs Zehen nicht wäre. Zog flugs die Stiefel aus — und hatte Kosaken und Stiefel zum letzten Male gesehen.

Roda Roda.



Lehmanns Tierasyl an der Front.

„Du bist also der Letzte in Deiner Klasse, pfui, schäme Dich, Paul!"

Paul: „Aber es ist nicht meine Schuld, Mutter, der Junge, der sonst immer der Letzte ist, ist krank und fehlt jetzt gerade —"

*

Als Sepp neulich operiert werden mußte, wehrte er sich bei der Narkose mit Händen und Füßen gegen das Einatmen des Chloroforms.

Als er wieder erwachte, fragte ihn der Oberstabsarzt teilnehmend: „Na, wie geht's?"

Da meinte er: „Dös wann i gewußt hätt, daß Sie aa noch an Gasangriff auf mi machten, nacha wär i halt doch lieber in Flandern bliebn."

*

Im Eisenbahnabteil macht eine Dame ihren Gatten auf die Ueberschwemmungen in dem Gebiet um Wittenberge aufmerksam.

Ein Matrose der Unterseeboots-Abteilung hört dies und klärt die Dame mit den Worten auf: „Is das ein Wunder? Bei die Menge von versenkten Schiffen, da steigt doch das Wasser über die Kante."

*

Herr Müller, Chef eines großen Hauses, trifft auf der Treppe einen Angestellten. Dieser grüßt ihn nicht. Wütend herrscht er den jungen Mann an: „Herr, Sie kennen mich wohl nicht?" . . .

„Nein, Herr Müller!" ist die Antwort.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 26

Berliner

30. Juni 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.

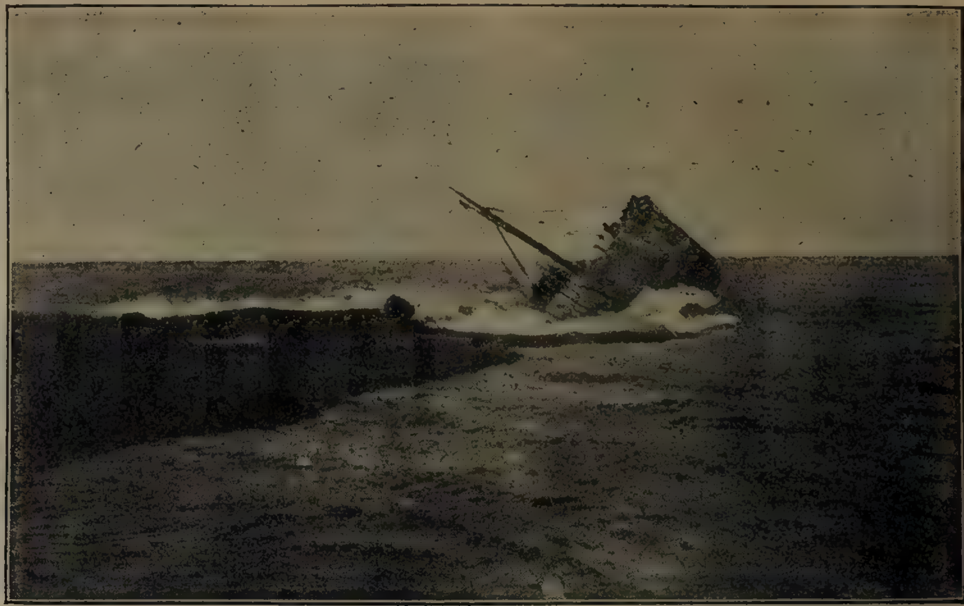


Fliegerschießen

„Flak"-Geschütz (Fliegerabwehr-Kanone), das zum Schutz gegen Splitterwirkung feindlicher Bomben in die Erde eingebaut ist.

(Siehe den Aufsatz „Fliegerschießen" Seite 369.)





Bilder von einer Fahrt mit einem deutschen U-Boot im Atlantischen Ozean.

Der Liebling der U-Boot-Mannschaft: Der Kanarienvogel „Peter", den die U-Boot-Leute von einem versenkten Dampfer geborgen haben.

Untergang des Dampfers „Hans Broge", der Erdnüsse und Erdöl geladen hatte und durch Kanonenschüsse versenkt wurde. Die Nüsse strömten aus jedem Schußloch heraus, färbten das Meer weithin dunkelgelb und rauschten bei jeder Dünung wie ein Haferfeld im Wind.

Die Riesenmaschinen der Kriegsindustrie

Aus den Skodawerken in Pilsen

Seit jeher gehörte die Stadt Pilsen in Böhmen zu den weltberühmten Orten. Aber vor dem Kriege verband man mit Pilsen nur die Vorstellung von Bier und niemand dachte daran, daß dort auch Kanonen fabriziert werden. Bis man dann plötzlich eines Tages von der Existenz der wunderbaren österr.-ungar. 30,5-Motormörser erfuhr, die aus den Skodawerken in Pilsen stammten und vor Lüttich und Antwerpen ihr Geheimnis enthüllten. Neben dem deutschen Unterseeboot hat wohl keine kriegstechnische Neuerung so viel Bestürzung bei unseren Gegnern hervorgerufen als die von keinem Fachmann der Entente vorgeahnte schwere Artillerie der Zentralmächte. Und buchstäblich über Nacht war Skoda der österreichische Krupp geworden. Noch eine zweite Ueberraschung brachten die Skodawerke: ein neues Riesengeschütz im Mai 1916, das 36 Kilometer



Die Riesenmaschinen für die Kriegsindustrie in den Skodawerken in Pilsen: 2500-Tonnen-Presse in der Kanonenfabrik.

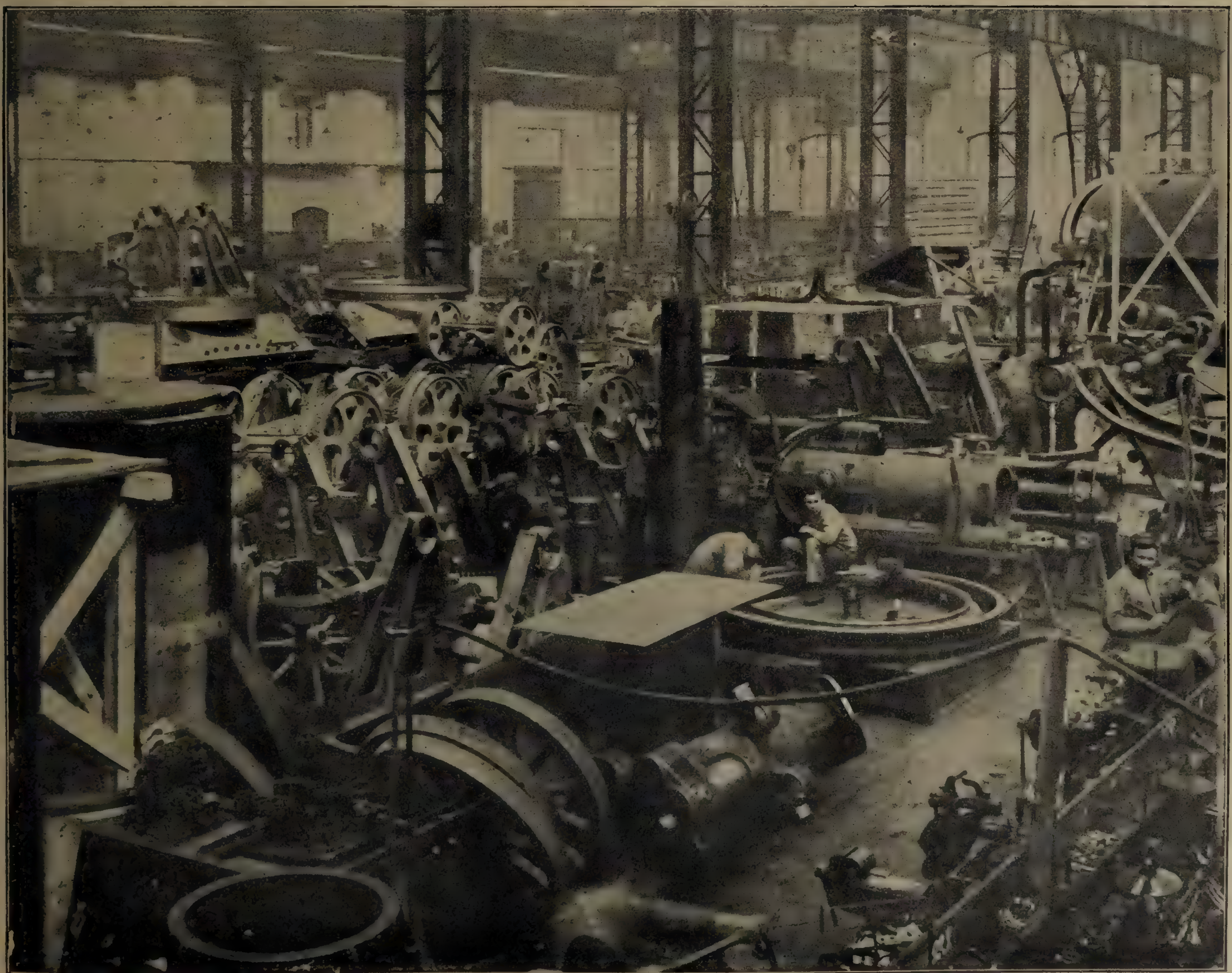


Die Riesenmaschinen für die Kriegsindustrie in den Skodawerken in Pilsen: Presse in der Kanonenschmiede.

weit schoß. Der erste Schuß aus diesem Koloß traf auf den Marktplatz von Asiago, einer der folgenden in die Telegraphen-Zentrale des italienischen Oberkommandos. Im Jahre 1889 erst begann die Skodasche Maschinenfabrik damit, Geschütze zu erzeugen; nach und nach entwickelte sie sich in aller Stille zur Lieferantin der Armee. Die Bedeutung, die sie erlangte, erhellt am deutlichsten aus einem Satze, den wir der Einleitung zu der im Jahre 1915 erschienenen Bilanz der Skodawerke entnehmen, und den wohl heute noch viele mit Erstaunen lesen werden. Es heißt dort etwa: „Die von uns konstruierten 42-Zentimeter-Haubitzen, deren erste Ausführung bereits im Juli 1912 in Pilsen angeschossen wurde, stehen in dem gegenwärtigen Kriege in Verwendung und haben sich neben den 30,5-Mörsern, deren erster im Jahre 1910 erprobt wurde, glänzend bewährt."



Geschoßpressen.



Eine der großen Montierungshallen in den Skodawerken.



Bilder aus der Heimat: Der Feldpostbrief. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Ein Spritzer der Kriegswoge.
Auf dem Marktplatz einer mitteldeutschen Stadt gezeichnet von Fritz Koch-Gotha

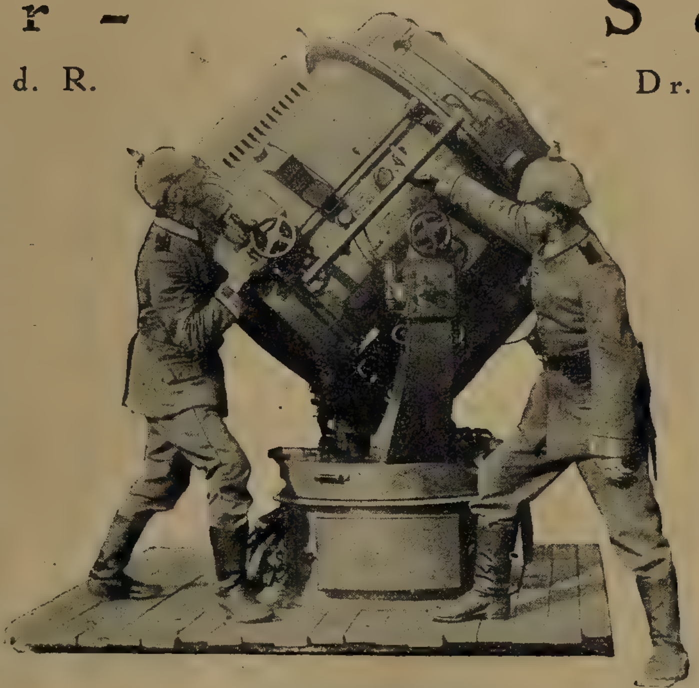


Flieger-Alarm bei einer „K-Flak“ (Fliegerabwehrkanone auf einem Kraftwagen).

Flieger-Schießen

Von Lt. d. R. Dr. W. Haken

Von allen Kampfhandlungen ist wohl keine derartig berufener und unberufener Kritik ausgesetzt, wie das Fliegerschießen, da sich der Vorgang naturgemäß stets in denkbar breitester Oeffentlichkeit abspielt. Ein feindlicher Flieger, selbst dem geübten Auge kaum als Freund oder Feind erkennbar, taucht in weiter Ferne auf; nach einiger Zeit erscheinen in seiner Umgebung einige Rauchwölkchen, die immer zahlreicher werden. Alle Beobachter richten ihre Aufmerksamkeit auf den Ausgang des Kampfes und müssen dann sehr oft zu ihrer großen Enttäuschung die Beobachtung machen, daß der Flieger unversehrt von dannen zieht. Es ist ganz selbstverständlich, daß die zahlreichen Zuschauer ihrer Mißbilligung über das anscheinend völlig ergebnislose Schießen lebhaft Ausdruck geben, und wenn sich unter ihnen womöglich noch ein Artillerist befindet, so wird



Am Scheinwerfer.

er als Fachmann mit seinem sachverständigen Urteil nicht hinter dem Berge halten und den Umstehenden überzeugend auseinandersetzen, wie man es anfangen muß, um Flieger mit Artillerie erfolgreich zu bekämpfen. So ging es auch Lt. P. vom Feld-Art.-Reg. Nr. . . ., als er auf dem Rückweg von der Beobachtungsstelle ins Quartier wieder einmal Zeuge eines Flieger-Schießens wurde. Er hatte sich schon früher mit diesem Problem beschäftigt, und das soeben Gesehene bringt ihn zu dem Entschluß, seine Gedanken nicht weiter für sich zu behalten, sondern sie im Interesse des großen Ganzen nutzbar zu machen. Kurz entschlossen begibt er sich in die nahegelegene Flugabwehr-Batterie und wird dort von dem diensthabenden Offizier aufs liebenswürdigste begrüßt, der gern seinem Wunsche, die Anlage kennen zu lernen, entspricht. Die Batteriestellung



Hilfsinstrumente beim Fliegerschießen: Scherenfernrohr, Entfernungsmesser, Höhenmesser.

befriedigt durchaus sein artilleristisches Auge. Die Geschütze sind zur Deckung gegen Splitterwirkung des feindlichen Feuers so tief in die Erde eingegraben, daß gerade noch die Rohrmündungen über den Boden herausragen, und als Deckung gegen Sicht sind mit solchem Geschick überall Sträucher angepflanzt, daß auch das schärfste Fliegerauge nicht unter dem Grün der Zweige die Geschütze vermutet. Die Munition lagert sorgfältig aufgestapelt in bombensicheren, betonierten Aufbewahrungsräumen unmittelbar bei den Geschützen. Die Mannschaft ist gerade, nach Beendigung des letzten Schießens, in die nahe gelegenen Unterstände getreten, um das unterbrochene Mittagsmahl fortzusetzen. Nur ein Mann steht auf dem Kommandostand und sucht unermüdlich mit einem Fernglas den Himmel nach feindlichen Fliegern ab. Plötzlich fesselt ein winziger Punkt seine Aufmerksamkeit, er setzt das Glas ab und schleicht vorsichtig, um ja das Ziel nicht zu verlieren, zu einem in seiner Nähe stehenden Instrument, das er auf den auffälligen Gegenstand einrichtet, dann blickt er schnell ins Okular. Wenige Augenblicke darauf ertönt ein schrilles Pfeifensignal, die Mannschaften stürzen an die Geschütze. „Ein Farman-Doppeldecker in 8000 Meter Entfernung, Richtung auf Batterie-Stellung" ruft der Posten dem herbeieilenden Offizier entgegen, der sich von der Richtigkeit der Meldung überzeugt. Ein jeder hat in wenigen Sekunden seinen Posten eingenommen. Es folgen einige kurze Kommandos, die erste Gruppe verläßt die Rohre. Gespannt blickt der Besucher auf den jetzt etwas deutlicher erkennbaren Flieger und wundert sich, daß die Schüsse immer noch nicht sichtbar werden. Er zählt im Stillen die Sekunden und endlich, als er beinahe bei 30 angelangt ist, erscheinen zwei kleine Wölkchen unter dem Flugzeug. Das Ziel hat etwas nach rechts geschwenkt. Es folgt ein neues Kommando, das augenblicklich von den Geschützführern aufgenommen wird. Mit größter Geschwindigkeit stellt der Richtkanonier die Richtmittel ein und ebenso schnell folgt das Stellen der Zünder und Laden der Rohre. Fast gleichzeitig feuern die Geschütze ab, dann mit kurzen



Fliegerschießen:
Erprobung eines zur Flugabwehr dienenden Meßgerätes.



Am Entfernungsmesser.

Pausen noch einmal — und noch einmal. Aber ehe die Schüsse am Himmel erscheinen, hat der Flieger energisch nach rechts gedreht, die Sprengpunkte liegen nebeneinander wie eine Perlschnur aufgereiht da, aber weit links hinter dem Flieger, der unbeirrt davonzieht. Noch einige Zeit blickt der Führer dem entschwindenden Ziel nach, dann ruft er „Ablegen". Die Mannschaften begeben sich wieder in den Unterstand. — „Darf ich nun einige Fragen an Sie richten?" Mit diesen Worten wendet sich jetzt der Beobachter an den Flakoffizier. „Bitte!" lautet die Antwort. „Warum schießen Sie eigentlich in dieser Weise und warum gabeln Sie sich nicht in ähnlicher Form auf das Ziel ein, wie es sonst bei der Artillerie üblich ist? Ein Schuß davor, ein Schuß dahinter, der dritte muß dann unmittelbar am Flieger liegen." — „Das würde auch sehr gut gehen, wenn uns der Flieger nur den Gefallen täte, an derselben Stelle zu bleiben. Leider bewegt er sich aber mit außerordentlich großer Geschwindigkeit, so daß an eine Verwertung der Schußbeobachtung nicht gedacht werden kann, und also auch die Bildung der sogenannten „Gabel" undurchführbar ist." — „Gewiß macht das erheblich größere Schwierigkeiten, wie beim Schießen auf ein festes Ziel, aber wenn Sie die Entfernung richtig schätzen . . ." — „Schätzen?" fragt lachend der Flakoffizier. „Wir schätzen nicht nur die Entfernung, sondern wir messen sie sogar mit möglichster Genauigkeit!" — „So? in welcher Weise machen Sie denn das?" — „Mit diesem Instrument, dem Entfernungsmesser." — „Wenn Sie nun auf diese Weise die Entfernung kennen, so kann doch das Schießen weiter keine großen Schwierigkeiten machen?" — „Allerdings bilden die Angaben des Entfernungsmessers die Grundlage des Schießens; sie müssen aber erst in die schießtechnischen Werte umgesetzt werden, die, abgesehen von den ballistischen Eigenschaften der Geschütze und der Munition, vor allen auch von der Höhe des Fliegers abhängig sind. Man hat dann die Kommandowerte, die für die Beschießung eines festen Zieles in bestimmter Höhe — z. B. eines Fesselballons — ausreichen würden. Nun legt aber der Flieger in



Fliegerposten einer „Flak-Batterie" (Fliegerabwehrkanone) in verdeckter Stellung.



Gegen feindliche Fliegersicht gut verdeckte Flak-Stellung.



König Konstantin von Griechenland in Lugano: Der König mit seinen Töchtern, den Prinzessinnen Helene und Irene. Phot. Aluf.

jeder Sekunde eine Strecke von 40 bis 50 Meter zurück; er wäre also über alle Berge, wenn man die Schüsse an die Stelle abgeben würde, an welcher er sich im Augenblick der Messung befindet." — „Gewiß! Man muß natürlich ganz ähnlich, wie beim Taubenschießen eine bestimmte Strecke vorhalten." — „Ganz richtig! Aber da liegt ja gerade die Hauptschwierigkeit! Sie wissen ja aus eigener Erfahrung am besten, eine wie schwierige Aufgabe für die Feldartillerie ein Schießen auf bewegliche Ziele bedeutet, ganz besonders aber auf derart schnell bewegliche wie ein Automobil, das mit einer Geschwindigkeit von 120 Kilometern in der Stunde dahinsaust. Ungleich größere Anforderungen aber an das artilleristische Können stellt die Bekämpfung eines solchen Zieles, das sich nicht nur in zwei, sondern sogar in drei Dimensionen und in noch größerer Geschwindigkeit als ein Auto bewegt, an keinen Weg gebunden ist und infolgedessen ganz unberechenbare Schwenkungen und Höhenänderungen vornehmen kann. Es muß daher mit größtmöglicher Genauigkeit der Ort des Fliegers vorausbestimmt werden, den er nach Ablauf der zum Laden und Richten unumgänglich notwendigen Zeit sowie der Flugdauer des Geschosses erreichen wird, und für diesen Punkt muß das ganze Schießen vorbereitet werden. Wie Sie selbst gesehen haben, dauerte es soeben fast 30 Sekunden, bis die Schüsse sichtbar wurden. Der Flieger hat also während dieser Zeit ungefähr 1½ Kilometer zurückgelegt, wenn er mit einer Geschwindigkeit von 40 Metern in der Sekunde fliegt, und Sie können sich aus eigener

(Fortsetzung auf der nächsten Seite.)



Oberstlt. Bruchmüller, der den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. Berl. Ill. Ges.



Der Sommer 1917 im Zeichen der Gartenbewirtschaftung: Unsere jungen Gärtnerinnen. Phot. Franz Otto Koch.



Phot. Urbahns.

Korv.-Kapitän Schütze, der Führer des Marine-Luftschiffs „L 48", das beim letzten Angriff auf Süd-England vernichtet wurde.



Besuch des Königs Ferdinand von Bulgarien beim König Ludwig in München.
Phot. Hoffmann.



Karikatur vom Tage von P. Simmel: Aufziehen einer neuen Hoffnung (das übliche Mittel der Entente zur Hebung der Stimmung).



Besuch des Königs von Bulgarien beim Kaiser (in bulgarischer Uniform).
Phot. Bufa.

Erfahrung am besten vorstellen, daß es durchaus nicht leicht ist, die Zünderstellung und das Richten der Geschütze für einen so weit entfernten Punkt mit der notwendigen Genauigkeit voraus zu bestimmen. Sie sehen also, die Fliegerbeschießung ist doch nicht so ganz einfach." — „Das sehe ich nun allerdings vollkommen ein; und wenn man bedenkt, wie außerordentlich verwickelt die schießtechnischen Bedingungen liegen, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß die Beschießung von Fliegern an Führer und Kanoniere artilleristisch ganz erheblich höhere Anforderungen stellt, als selbst das Schießen mit Geschützen größten Kalibers auf Feldziele. Es ist daher auch durchaus nicht verwunderlich, wenn die Erfolge der Flugabwehr nicht so groß sind, wie der Laie vermutet." — „Das ist durchaus zutreffend; nur muß man bedenken, daß, wenn auch die sichtbaren Erfolge der Flugabwehrkanonen verhältnismäßig gering erscheinen, die tatsächliche Wirkung ganz wesentlich größer ist. Wie oft hören wir durch gefangene Flieger, daß es ihnen nur mit größter Mühe geglückt ist, ihren durch Artilleriefeuer schwer beschädigten Apparat hinter der feindlichen Linie zu landen, so daß der betreffenden Flugabwehrbatterie der Abschuß des Flugzeuges nicht zuerkannt werden konnte. Es muß ein vitaler Teil des Flugzeuges oder der Flugzeugführer selbst getroffen werden, um den unmittelbaren Absturz herbeizuführen. In den weitaus meisten Fällen glückt noch die Landung des Feindes auf eigenem Boden. Doch ist auch damit bereits ein sehr wichtiger Zweck der Abwehr erreicht. Der feindliche Flieger wird zur Umkehr gezwungen, kann die ihm gestellten Aufgaben — Erkundung der Vorgänge hinter unseren Linien, Einschießen feindlicher Geschütze oder Bombenangriffe auf besonders wichtige Punkte unserer Front — nicht zur Ausführung bringen." — „Welche Maßnahmen treffen Sie nun bei nächtlichen Fliegerangriffen?" — „Auch hierfür sind wir auf das Beste vorbereitet. Der weitverzweigte Flug-Meldedienst ist derartig gut ausgebaut, daß die Batterie schon lange vor dem Nahen des Feindes alarmiert werden kann. Beim Auffinden der Flieger werden wir aufs wirksamste durch unsere Scheinwerfer unterstützt, die mit ihrem durchdringenden Licht die Flieger so hell erleuchten, daß das Schießen wie bei Tage erfolgen kann. Treten die Scheinwerfer nicht in Tätigkeit, so wird über den zu schützenden Gegenstand — das Eisenwerk dort unten im Tal — ein so gut berechnetes Sperrfeuer gelegt, daß es den Fliegern unmöglich wird, ihr Ziel zu erreichen. In der Tat ist ja der gesamte, bei den nächtlichen Angriffen der Flieger auf unsere Industrie angerichtete Schaden ganz verschwindend gering. Fast stets wird der Feind gezwungen, unverrichteter Sache umzukehren oder seine Bomben planlos im Gelände abzuwerfen." — Auf der Rückkehr zum Quartier muß der Besucher eine ganz erhebliche Wandlung seiner bisherigen Ansichten über das Fliegerschießen feststellen. Er hat die Ueberzeugung gewonnen, daß in schießtechnischer Hinsicht auf diesem Gebiet die denkbar interessantesten Aufgaben liegen, und daß die Beherrschung der Waffe an das artilleristische Können ganz außerordentlich hohe Anforderungen stellt. Alles, was er bei seinem Besuch bei der Batterie gesehen und gehört hat, hat ihm den deutlichsten Beweis dafür geliefert, daß wir in den Flugabwehrkanonen eine Waffe besitzen, die trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens sich überraschend weit entwickelt hat, und daß Offiziere und Kanoniere in unermüdlichem Eifer bemüht sind, ihre so wichtigen Aufgaben in höchster Dienstfreudigkeit zu erfüllen, und die Erfolge der Waffe ständig zu mehren.



Nikolaus Tscheidse,
der Vorsitzende des russischen Arbeiter- und Soldaten-Rats, bei einer Ansprache im Hof einer Kaserne in Petersburg.

Die „Berlin... ...trirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale ... vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. ...igen Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

17. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Amerikanisches ‚Copyright 1917, by Ullstein & Co.'

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Ich werde nicht so leicht müde," sagte Gunde. „Ich kann stundenlang spielen. Aber ich bin unaufmerksam, sonst würde ich Sie besiegen."

Sie nickte mit dem Kopfe, als sie dies sagte, und fuhr sich mit dem Taschentuch über das heiße Gesicht.

„Gut," sagte Hanskarl. „Ich bin neugierig. Ich wette dagegen."

„Was gilt die Wette?"

„Nach Ihrem Belieben."

„Also morgen. Da soll es ernsthaft werden."

Er führte sie an die Bar und bestellte zwei Gläser Sherry. Dann setzten sie sich an einen Tisch und steckten sich Zigaretten an.

Gelegentlich fragte Hanskarl: „Wo haben Sie eigentlich Herrn von Kalinsky kennen gelernt, gnädiges Fräulein?"

Sie suchte nicht erst nach einer Ausflucht. „In Ostende," entgegnete sie wahrheitsgemäß. „Schon vor einem Jahr. Ich war da mit einer lieben Freundin. Wie die Bekanntschaft sich machte, weiß ich nicht mehr. Er ist ein Freund Ihrer Frau Großmutter?"

„Ja, ein sehr alter. Ich kann ihn auch gut leiden. Er ist doch schon hoch bei Jahren, aber noch immer eine erstaunlich elastische Natur. Die Großmama sagt, er sei einmal reich gewesen. Doch er hat alles verloren. Er hat sich für einen Freund verbürgt, der nachher nach Amerika durchgegangen und verschollen ist. Eigentlich ein merkwürdiger Mensch, nicht wahr?"

„Sehr gutherzig und immer hilfsbereit. Er hat sich meiner in rührender Weise angenommen."

Hanskarl leerte sein Glas in kleinen Schlucken. „Ja," sagte er, „er ist immer gefällig. Aber wissen Sie, was man sich erzählt? Er existiert von seiner Gefälligkeit."

Nun tat Gunde befremdet. „Inwiefern?" fragte sie.

Hanskarl lachte. „Er ist für alle Welt Maître de Plaisir," erwiderte er. „Das schadet ja nichts, und er versteht sich auch darauf. Aber ein Freund von mir will wissen, er vermittle sogar Heiratsgeschäfte."

„Ach," sagte Gunde und schaute ihr Gegenüber unbefangen an.

„Wird wenigstens behauptet. Mir kann es recht sein. Ich fürchte nur, wenn Großmutter das erfährt, ist's aus mit der Freundschaft. Sie denkt sehr streng in derlei Dingen . . ."

Gunde nippte an ihrem Sherry. Sie fühlte ein leises Erzittern ihres Herzens und sorgte sich, daß das Blut in ihre Wangen treten und sie verraten könne. Sie schämte sich vor der Harmlosigkeit Hanskarls.

Am nächsten Vormittag wurde der Tenniskampf von neuem aufgenommen. Diesmal war Gunde achtsamer. Sie wollte, daß der Sieg ihr gehöre, und dies Wollen legte sie in jede Bewegung, in jeden Schlag, den sie ausführte, in den Blick ihrer Augen, die mit suchender Schärfe dem Gegner folgten. Ein seltsames Gefühl stieg dabei in ihr auf und verstärkte sich mählich. Ihr schien, als trenne das Netz sie nicht mehr von Hanskarl. Ihr war, als sei dies Spiel nicht an eine bestimmte Entfernung voneinander gebunden, sondern als steigere sich bei jedem Wirbel des rechten Armes und jedem neuen Schlage die körperliche Annäherung. Und während der frohe Kampf weiterging, empfand sie in ausgesprochen sinnlicher Wahrnehmung, daß er fast zu einem Ringen wurde zwischen ihm und ihr. Dann kam wieder der Rückschlag der Phantasie. „Oho!" rief sie laut, als ein Ball über das Netz sauste. „Aufpassen!" rief wiederum Hanskarl. Sie paßte schon auf. Sie gab Ball für Ball in pfeifender Schwungkraft zurück, kein Schlag ging ins Leere, sie stürzte vorwärts, rückwärts und seitwärts, immer war ihr rechter Arm in gerundeter Bewegung, während die linke Hand geballt auf dem Rücken lag. Der Oberkörper neigte sich in schöner Anmut, er schnellte hin und her, unter der leichten Bluse hob und senkte sich die Brust; der Kopf fuhr nach rechts und nach links, folgend dem Huschen der Augen, die jeden Sprung des Gegners erspähten, und an dem freien feinen Halse schwoll das Geäder.

Der letzte Ball Hanskarls trudelte lustig über die Marklinie hinaus.

„Donnerwetter," rief der junge Mann und senkte das Raket, „ich gebe mich besiegt. Alle Achtung, gnädiges Fräulein . . . Was war nun der Preis unserer Wette?"

Sie wußte gar nicht, ob man etwas festgesetzt hatte. Aber sie freute sich ihres Sieges. Mit jedem Ball hatte sie ihm einen Herzschlag entgegengetrieben, mit jeder Welle Luft einen lieben Gedanken. Sie merkte auch, daß er Bewunderung hatte vor ihrer sportlichen Gewandtheit.

Am Nachmittag kam ein kleines Geschenk von ihm: in einem großen Karton mit Konfekt und Näschereien aller Art eine Hülle aus Seidenpapier, die einen Federhalter barg. Der Halter war aus Gold mit einem Rubin an der Spitze und der Inschrift „J'y pense". Zwei gewöhnliche Stahlfedern lagen dabei und ein Billett mit den Worten:

Das ‚J'y pense' ist die Erinnerung an heute morgen. Ich werde noch oft daran denken. Von den beiden Federn wählen Sie, bitte, die spitzere, wenn Sie die Kritik über meine Verselei schreiben! Die weiche lassen Sie liegen, bis einmal die Zeit für Sie kommt, da Sie das Bedürfnis fühlen, eine Zärtlichkeit dem Papier anzuvertrauen! Ihr gehorsamster Freund Hanskarl Ettern."

Das Bedürfnis, von dem er sprach, empfand sie schon heute. Sie hätte am liebsten die weich schreibende Feder genommen und ihm auf einem rosa Bogen ihr Herz ausgeschüttet. Aber das ging noch nicht an. Sie lächelte voller Seligkeit und las das kleine Billett ein paarmal durch, immer und immer wieder. Das Wort von der Zärtlichkeit mutete sie wie eine nur schwach verhüllte Anspielung an. Auch in seinem Herzen regte es sich schon — daran zweifelte sie nicht mehr.

Sie nahm seine Gedichte vor. Das tat sie beim Tee, den sie sich auf ihr Zimmer bestellte. Sie steckte sich auch wieder eine Zigarette an. Beim Rauchen sammelten ihre Gedanken sich besser. Sie betrachtete zunächst seine Schriftzüge, die groß und fest waren. Sie verstand nichts von der Graphologie, aber sie deutete sich die Handschrift nach ihrem Ermessen: ein ausgeprägter Charakter steckte dahinter. So war es. Dann las sie aufmerksam Blatt für Blatt.

Es waren Liebeslieder, Momentbilder, Skizzendichtung, Stimmungen — alles sehr verschieden voneinander, dem strengen Urteil gegenüber sicher von naiver Kunst, aber nichts dilettantisch.

Die Liebeslieder interessierten Gunde natürlich am meisten. Es gab da verschiedene Gedichte, betitelt „Liebchen", „Die blonde Kleine", „Die Schleife im Haar" und anderes, doch immer aus ähnlichen Gedanken heraus, die frisch und keck im Empfinden und auch von lebhaftem, musikalisch anklingendem Rhythmus getragen waren: ohne jede Spur schwüler Sinnlichkeit, aber mit dem heiteren Sinnengenuß einer gesunden Natur. Gunde glaubte, daß alle diese, fröhlicher Lebenslust entflossenen Strophen an die kleine Schauspielerin gerichtet sein konnten, deren Erinnerung sie im Herzen Hanskarls löschen sollte, und sie versuchte nun, sich auszumalen, wie diese Kleine wohl ausgesehen haben und wie sie gewesen sein mochte. Blond war sie gewiß und drall und vergnüglich, ein „Liebchen", aber natürlich keine Frau. Das war ganz ausgeschlossen, und eigentlich wunderte sich Gunde, daß die Baronin Ettern auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit einer Wandlung dieser Liebelei in eine „rechtmäßige Dummheit" gedacht haben konnte.

Gunde spürte auch keinerlei Eifersucht auf das „Liebchen". Sie war sich sicher, daß das eine vergangene oder ganz bestimmt eine vergehende Episode war, wie sie im Leben der meisten jungen Männer einmal vorkommt. Aber es reizte sie, Hanskarl nach der Kleinen zu fragen und Näheres über sie zu hören. Der Gedanke verursachte ihr eine eigentümliche seelische Erregung, und als sie am nächsten Tage wieder mit ihm zusammentraf, kam sie auch darauf zurück.

Sie dankte zunächst für die goldene Feder und übte dann eine vorsichtige Kritik an seinen Versen. Sie lobte sie unumwunden, ihre schlichte Natürlichkeit, den Eichendorffschen Einschlag, die Leichtigkeit des Reims, und sprach hierauf von den Liebesliedern.

„Das ist wieder etwas anderes als Ihre Naturdichtung," sagte sie. „Es ist Individualitätspoesie, und es steckt so viel frisch Gestaltendes in

diesen kleinen Dichtungen, daß man ohne weiteres spürt, wie stark sie Ihnen aus dem Herzen gequollen sind. Sie sind der vollkommene Ausdruck innerer Erlebnisse, die flüchtig gewesen sein können — natürlich —, die Sie aber doch einmal gepackt haben. Denn darum soll man nicht auch einen Augenblick des Glücks festhalten in poetischer Erinnerung, wo Tiefergehendes für uns oft genug nur ein Tribut an das Schicksal ist?"

Er nickte, ohne auf ihren Gedankengang einzugehen. Er sagte, wie sehr er sich freue, ein Wort der Anerkennung aus ihrem Munde zu hören, und betonte auch, daß es ihm ein Genuß sei, mit ihr in geistigen Austausch zu treten.

Gerade das aber war für Gunde ein Anreiz mehr, sich ihm von der blendendsten Seite ihres schillernden Wesens zu zeigen. Sie kannte ihn nun — sie hatte mit ihrem Entdeckertalent ihn in den ersten acht Tagen, wie sie vermeinte, von Grund aus kennengelernt. Er war ein sehr lieber Junge, ein derbaristokratischer Landschlag mit verfeinerter Seele. Und auf diese Charaktermischung stellte sie ihr Ausdrucksvermögen ein: zeigte sich ihm als Dame, gab sich als eine Natur voll Kraft, spendete ihm Vergnügen durch das immer sicher Treffende, aber Unterhaltende und Kurzweilige ihres munter springenden Geistes.

Doch es war nichts Gemachtes in diesem Bestreben. Oder aber: war Komödie dabei, so gab ihre aufrichtige Liebe dem Spiel höhere Weihe. Gewiß war ihr Herz nicht mehr völlig unberührt; sie hatte dem Prinzen Neigung entgegengebracht und einem jungen Pariser Maler die erste Leidenschaft, bei der nur ihre Klugheit die Bändigerin gewesen war. In ihrer Liebe zu Hanskarl aber fühlte sie ein Besserwerden aus der Tiefe heraus. Eine ordnende Hand glitt in ihr Inneres und stieß manches ab. Die Lebensklugheit machte es nicht mehr allein. Alle die falschen Wächter ihrer Seele konnten verschwinden; es war ein treuerer Wärter gekommen. —

In der zweiten Hälfte Februar, in der ersten Zeit eines die Sinne täuschenden Vorfrühlings, traf wieder einmal ein kurzer Brief Ullas ein:

Sie schrieb:

„Liebling, wir sind also immer noch in Wien, und es hat den Anschein, als würden wir uns hier unser ständiges Winternest bauen. Unsere Wohnung ist ganz allerliebst geworden, nicht allzu groß, aber immerhin geräumig genug, um auch einmal einen stattlicheren Empfang zu geben. Denn wir haben nun Fühlung mit der Gesellschaft genommen. Ich traf ein paar Bekannte von früher, und sie übernahmen gern die Einführung, so daß wir schon einen ganz netten Kreis um uns geschart haben. Josef macht sich dabei ausgezeichnet — ich kann Dir nur sagen, daß ich ganz erstaunt bin, wie wandlungsfähig er sich plötzlich zeigt.

Weißt Du, wen wir neulich beim Fürsten Konsky trafen? Du rätst es nicht. Den Prinzen Albert, der als Militärattaché zur hiesigen deutschen Botschaft kommandiert ist. Er ist alt und ernst geworden, begrüßte mich freundlich, fragte auch in wohlmeinender Weise nach Dir. Ich sage, in wohlmeinender Weise, weil er etwas von oben herab sprach, halb prinzlich und halb väterlich, halb frostig und halb interessiert. Natürlich erzählte ich ihm, daß es Dir ganz ausgezeichnet ergehe.

Geht Dir's auch wirklich so? Ich habe seit sechs Wochen keine Nachricht von Dir. Schreibe mir, wie sich alles entwickelt, wenn auch nur so kurz, wie ich selbst meine Briefe fasse!

Gruß und Kuß, liebe Freundin,
Deine Ulla."

. . . Gunde lächelte über diesen Brief. Es war fast ein verächtliches Lächeln. Mein Gott, wie oberflächlich war doch diese Frau! Sie hatte bei ihrer Heirat auch nur auf das Geld gesehen. Sie hatte ja selbst zugestanden, daß sie den häßlichen Menschen nicht lieben könne. Und das war nun „eine glückliche Ehe".

Gunde urteilte so, ohne sich zu belügen. Sie dachte heute anders als ehemals. Die Liebe schuf neue Wertbegriffe in ihr. Je öfter sie mit Hanskarl zusammen war, um so heißer wurde die Sehnsucht in ihr, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen. Ihre wachsende Leidenschaft idealisierte ihn. Er war für sie der Inbegriff männlicher Schönheit mit seinem leicht getönten Jünglingsgesicht und den Träumeraugen, seiner schlanken, rassigen Gestalt, seiner kraftbergenden Anmut.

Er mußte ja auch ahnen, daß sie ihn lieb hatte, da jeder ihrer Blicke es ihm verriet. Und sie fühlte mit dem Instinkt ihres liebenden Herzens, daß sie selbst ihm nichts weniger als gleichgültig war. Trotzdem war noch nie der Moment gekommen, in dem sie sich hätte sagen können: nun ist es soweit — nun folgt die Erklärung. Er war keineswegs scheu, er war immer der gute Kamerad und der liebe Freund, mit dem man sich über alles aussprechen konnte. Doch nicht mehr. Zuweilen streifte sein Auge sie mit einer gewissen zärtlichen Aufmerksamkeit, aber wenn sie den Blick ermutigend erwidern wollte, schaute er plötzlich zur Seite. Er liebte es, ihre Hand, länger als nötig war, zwischen seinen kühlen Fingern zu halten und ließ dann die Hand mit fast brüsker Gebärde wieder fallen. Er fand allerhand deutungsvolle Worte und brach auch wohl einmal jäh ein Thema ab, als fürchte er, mißverstanden zu werden. Wenn er warmherzig wurde im Geplauder, stockte er und mäßigte sich absichtlich. Es machte oft den Eindruck, als bemühe er sich, sein Temperament zu zügeln. Er traf Verabredungen mit Gunde, sagte sie unter einem gleichgültigen Vorwand ab und bat dann wieder in Worten, die wie ein Gefühlsausbruch wirkten, um Entschuldigung. Den Kuß wagte er noch nicht, der zum Siegel werden mußte.

Am Ort und an der Zeit zu diesem bekräftigenden Geständnis fehlte es wahrhaftig nicht. Eines Tages hatte Hanskarl ihr erzählt, die Großmama ließe sie grüßen und hätte bedauert, sich nicht noch von ihr verabschieden zu können. Ein Telegramm hatte sie unvermutet nach Türkheim gerufen, wo eine Grenzstreitigkeit zu ordnen war, die ihre persönliche Anwesenheit bedingte. Von da ab traf Hanskarl sich fast täglich mit Gunde. Im „Nassauer Hof" kannte man ihn schon sehr genau und war allgemein der Ansicht, daß die beiden heimlich verlobt seien. Ein paar Schandmäuler urteilten auch anders.

Gunde litt unter ihrer Liebe. Sie weinte zuweilen des Abends, wenn sie schlaflos im Bett lag, und biß mit den Zähnen in die Kissen. Nie hatte Anna sie so launisch gesehen. Es kam vor, daß die

Zofe ihre junge Herrin zur Dämmerstunde auf dem Sofa liegend fand, bis zum Halse zugedeckt, mit fiebernden Augen in die Luft starrend. Und wenn dann Anna, ihrer Gewohnheit nach und gewissermaßen in gefälligem Entgegenkommen, zu schwatzen begann, so fuhr die Herrin wütend in die Höhe und schrie sie an, sie wolle allein sein, sie habe Migräne und verbitte sich jede Störung. Ein andermal wieder war das gnädige Fräulein von ausgelassener Lustigkeit und wollte wissen, ob Anna schon einmal verliebt gewesen sei, und ließ sich ihre Liebesgeschichte mit einem Hilfsbriefträger in allen Wendungen der Entwicklung erzählen.

Anna wußte natürlich längst, was vorging. Das ganze Hotel sprach ja davon, und in den Domestikenzimmern unter dem Dache gingen die Meinungen auseinander, ob aus dem Verhältnis „etwas werden" würde oder nicht. Gunde gegenüber war die kleine Zofe vorsichtig geworden; sie war Politikerin. Nur einmal, als in angenehmer Stunde von ungefähr wieder der Hilfsbriefträger von damals in die Unterhaltung gezogen wurde, bemerkte Anna, während sie ihrer Herrin die Taille zuhakte:

„Manchmal lassen die Männer sich nötigen, gnädiges Fräulein. Es gibt Männer, die so etwas gern haben, weil sie erst ganz genau wissen möchten, wie unsereinem ums Herz ist. Das kann man ihnen weisen, wie man's will, ob man nun schöne Augen macht oder so ein gewisses Lächeln zeigt oder ihnen die Hand mit allen fünf Fingern drückt — sie tun so, als verständen sie's nicht. Meiner von der Post war gerade so. Immer sehr freundlich und auch ganz fein und nobel in der Bewirtung, denn er hatte ja Bildung und war aus guter Familie. Aber nun war ich schon an die acht Wochen mit ihm gegangen, und es war nicht aus ihm herauszukriegen, ob's wirklich ernsthaft war, oder ob er mich bloß zu seinem Pläsier ein bißchen an der Nase herumführen wollte. Dazu war ich mir denn aber doch zu gut, und da habe ich ihn eines Abends ganz einfach gefragt: ‚Benjamin' — so hieß er — ‚wie steht's nun mit der Heirat und wann?' Da war auf einmal das Eis gebrochen, und es wurde nun auf der Stelle alles verabredet und festgesetzt, auch gleich der Tag der Hochzeit. Daß nachher nichts draus wurde, war nicht seine Schuld. Es paßte mir nicht mehr, weil sich bald darauf ein junger Bäckermeister um mich beliebt machte, eigentlich war es schon ein Konditor — und das war doch ein selbständigeres Fach als bloß Hilfsbote, wenn auch mit Aussicht auf Beförderung."

„Aber den Konditor haben Sie auch nicht genommen?" fragte Gunde.

„Er war mir zu eifersüchtig, gnädiges Fräulein. Man konnte nicht rechts und links sehen, da war er immer schon mit der Untreue bei der Hand. Das ist nichts für mich."

„Sie sind ein Schaf," sagte Gunde und lachte.

Aber es war merkwürdig, daß dies dumme Geschwätz der Zofe Gunde doch durch den Kopf ging. Gewiß, daß es Männer gibt, die sich erst auf das genaueste versichern wollen, wie es um das Herz ihres Mädchens steht, ehe sie sich an die Entscheidung wagen. Konnte man da nachhelfen, ohne sich etwas zu vergeben? —

Auch im Liebesleben stehen bestimmte Formen fest, die von der Gesellschaft geschaffen und angenommen wurden. Der Erklärende soll immer der Mann sein. Ihm ist das Vorrecht gegeben. Er kann nach Gutdünken und Eigenwillen sein Spiel treiben, die Entscheidung hinausschieben oder fördern und die Empfindungen regeln wie nach den geometrischen Berechnungen einer Sternwarte. Er ist der Machthaber.

Das ist natürlich eine Ungerechtigkeit. Gunde empfand sie schmerzlich. Sie hätte einen Mantel aus dem Purpur und Gold ihrer Leidenschaft über den Geliebten werfen und ihn einhüllen mögen. Sie hatte alle ihre Zauberkünste in Anwendung gebracht, um seine Entscheidung zu beschleunigen. Sie war sich auch sicher, daß er sie lieb hatte. Warum sprach er das nicht aus? Warum zögerte er?

Ein Wort La Rochefoucaulds fiel ihr ein: „Fürchte dich nicht vor deiner Liebe, sie ist die Flamme der Welt."

Fürchtete sie sich? Nein, denn ihre Liebe war leuchtende Wahrheit, die keine Hülle mehr brauchte.

Eines Abends hatte sie im Theater die Baronin Götz von Rufino getroffen, die sich nur zwei Tage in Wiesbaden aufhielt und dann nach Wien weiterreisen wollte. Die Baronin bat Gunde, nach beendeter Vorstellung im Kurhaus mit ihr gemeinsam zu essen. Auch Hanskarl schloß sich an. Er war guter Laune und machte der hübschen jungen Frau ein wenig den Hof. Und da wurde Gunde so eifersüchtig, daß sie nach ihrer Heimkunft in heiße Tränen ausbrach. Sie fühlte, daß sie von Hanskarl nicht mehr lassen konnte, und an diesem Abend faßte sie den festen Entschluß, ihm bei gegebener Gelegenheit einfach um den Hals zu fallen. Sie wollte sich nicht vor ihrer Liebe fürchten —

Liebe war ja die wärmende und hellende Flamme der Welt.

Zwischen Absicht und Ausführung trat aber noch ein Erlebnis von erschütternder Nachwirkung.

XIV.

An einem Abend in den ersten Märztagen hatte sich Gunde mit Hanskarl zum Besuch des Hoftheaters verabredet, wo eine neue Oper von d'Albert zur Aufführung kommen sollte. Gunde hatte soeben ihre Toilette beendet, als es an die Tür ihres kleinen Salons klopfte und der Konsul Brandt eintrat.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein," sagte er; „der Portier meldete mir, Sie seien oben, und da habe ich . . ." Sein Blick glitt über ihre entblößten Schultern . . . „Aber ich sehe," fuhr er fort, „Sie sind im Begriff, auszugehen?"

„Ich wollte in das Theater," entgegnete sie, „es hat indessen noch Zeit."

Sie schickte die Zofe fort. „Was verschafft mir nach so langen Monaten wieder einmal die Ehre Ihres Besuchs, Herr Konsul?" fragte sie. „Wollen Sie die Heilquellen Wiesbadens gebrauchen . . .?"

Nun sah sie, daß er noch immer schwer leidend sein mußte. Sein Gesicht war so mager geworden, daß sich die Backenknochen markierten. Ein fiebriger Ausdruck lag in seinen Augen. Aber er lächelte liebenswürdig wie immer und sagte mit leichter Verneigung:

„Darf ich Ihnen zunächst mein Kompliment machen, gnädiges Fräulein? Ich habe Sie nie schöner gesehen als heute, nie strahlender, nie so vom Glück umsonnt."

Nur ein leichtes Zucken der Schulter antwortete auf die Phrase. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?" entgegnete sie.

Er knöpfte seinen Paletot auf. „Pardon, daß ich nicht draußen abgelegt habe . . . Es ging so eilig . . ." Er warf seinen Hut auf einen Stuhl, setzte sich aber nicht . . . (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

G. R. Der letzte Schuß im Kriege 1870/71 wurde nicht am 27. Januar 1871 auf Paris abgegeben sondern am 13. Februar, 9 Uhr abends, bei der Belagerung der Festung Belfort. Es lag im Plane des die Belagerung leitenden Generalleutnants von Tresckow, nachdem am 8. Februar die beiden großen Schanzen von Belfort von einem Bataillon des Landwehrregiments im Sturm genommen worden waren, die Hauptfestung selbst zu stürmen. Dazu waren 48 neue Geschütze in Stellung gebracht worden. Der Plan wurde indessen dadurch vereitelt oder seine Ausführung wenigstens vertagt, daß schon am 10. Februar die Friedensverhandlungen begannen, die am 13. Februar ihr Ende erreichten und die den Stillstand der Kämpfe bedingten. Am 13. Februar, um ¾9 Uhr abends, nach den Mitteilungen anderer Ohrenzeugen bereits um ½6 Uhr, fiel aber ganz unerwartet aus der belagerten Festung noch ein Schuß, der übrigens einem deutschen Soldaten das Leben kostete. Es war die letzte Kampfhandlung in diesem Kriege, denn bald darauf wurden die Verhandlungen endgültig abgeschlossen und die deutschen gefallenen Soldaten mit militärischen Ehren auf dem Friedhof Merout bestattet. Die Kapitulation der Festung selbst erfolgte bekanntlich erst am 16. Februar 1871, an dem Tage zogen die Deutschen in Belfort ein.

L. B. Früher hielt man die Bronze für das einzige zweckentsprechende Material für Kirchenglocken, aber dieses Vorurteil hat man ebenso überwunden, wie die Ansicht unserer Vorfahren, daß ein Zusatz von Silber den Ton der Bronzeglocken verfeinere. In den letzten 60 Jahren ist man zu Stahlgußglocken übergegangen, die den Bronzeglocken trotz des bedeutend geringeren Preises in bezug auf Haltbarkeit und Tragweite des Schalles überlegen sind. Noch nicht eine Gußstahlglocke ist bisher gesprungen, trotzdem die ältesten Geläute des Bochumer Vereins, der schon 1851 den Stahlfassonguß erfand und seitdem über 3000 Kirchenglocken hergestellt hat, etwa 60 Jahre im Gebrauch sind. Dieses günstige Resultat ist nicht einmal überraschend, denn der Gußstahl ist dreimal so zähe wie Bronze, weil seine absolute Festigkeit 55 Kilogramm, die der Bronze nur 18 Kilogramm pro Quadratmillimeter beträgt. Selbstverständlich werden alte Kirchenglocken von historischem Wert nicht zu Geschützen verarbeitet.

Geschäftliche Mitteilungen.

Nieren-Sanatorium Bad Salzbrunn. Die Fürstliche Badeverwaltung hat in Anbetracht der ausgezeichneten Heilerfolge der Salzbrunner Kronen-Quelle bei Blasen- und Nierenleiden ein Sanatorium für Nierenkranke gegenüber dem Luisenbade in dem bekannten „Dachrödenshof" errichtet. Der bewährte Hausarzt des Sanatoriums ist Herr Dr. med. Schneider.

„Kognak-Exquisit" für die Herren, ein „St. Afra-Likör" für die Damen, das sind die beiden bekannten Spezialmarken der Firma Kempe u. Co. A.-G., Oppach i. Sa. Wer herberen Trank liebt, trinke „Kempes bittere Tropfen", wer den inneren Menschen stärken will, nehme „Echtes Kraft-Elixir", und wer Sinn für fröhlichen Zecherhumor hat, ziehe sich eine „Witwe Bolte" oder eine „Fromme Helene" zu Gemüte.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ard — cha — da — de — den — doh — dro — du — e — e — ei — el — fa — fund — gi — gli — im — ips — la — land — le — ma — ma — mann — me — mer — nach — neu — ni — o — ra — ri — ruf — saß — sen — ta — teau — wat — we — wich

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, einen auf unsere Zeit passenden Ausspruch Hans Bethges in der „Chinesischen Flöte“ ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Berühmten Maler, 2. deutsches Land, 3. Tänzerfamilie, 4. Rätsel, 5. Dichter, 6. Säugetier, 7. amerikanische Insel, 8. russisches Flüssigkeitsmaß, 9. englische Stadt, 10. Brettspiel, 11. Gedächtnisrede, 12. Berg in der Schweiz, 13. männlichen Vornamen, 14. Paradies, 15. Gerücht, 16. Metall, 17. Vogel.

Bedeutungsvoll.

Ein hellerer Kopf
Tut's gern einen Tropf;
Wenn's fehlt Deiner Uhr,
Bleibt stehen sie nur;
Span'sche Fliege, die's tut,
Bewährte sich gut;
Tut's festlich die Wache,
Erhabene Sache!
Könnt's zum Sieg man die Fahn',
Nichts Schön'res wir sah'n!

Rösselsprung.

		lust	ber-	te	herz		
	schrit-	mit-	grad	und	ü-	J.	
ten	füllt	schmerz	in	das	in	del	nicht
te	mensch	weh-	der	das	mit	ihm	G.
die	rech-	er-	der	mut	sei	maß	da-

Streich-Rätsel.

Durch Fortstreichen des Endbuchstabens wird:

aus 1. einer Summe — ein Gemüse,
2. einem Propheten — ein Kleidungsstück
3. einem Vierfüßler — ein Gebäudeteil,
4. einem Fluß — eine Dichtung,
5. Stadt an der Riviera — Körperbestandteil,
6. einem Land — ein Pferd,
7. Fett — Bodenform,
8. einem Baum — eine Stadt,
9. einer Stadt — eine Oeffnung,
10. einem Ort in Rumänien — ein Berg,
11. einer biblischen Person — ein Damm,
12. einer Versicherung — ein Nahrungsmittel,
13. einem Besatz — ein Philosoph,
14. einem Gerät — eine heilige Handlung,
15. einer Heiligen — ein roher Mensch,
16. einer Pflanze — ein Heilmittel,
17. einer französischen Stadt — ein Gleichklang,
18. einer deutschen Insel — ein Tadel,
19. einem sagenhaften Wesen — eine Zahl.

Die gestrichenen Buchstaben — im Zusammenhang gelesen — nennen eine Phase im Weltkrieg.

Wandlung.

Mein Wort ist weder links noch rechts,
Selbst dann nicht, hängt man ihm was an;
Dies Wort mit Fuß besagt nichts Schlecht's,
Wenn man sie bar aufzählen kann.
Ist man nicht wohl, nimmt man es ein,
Bist friedlich Du, legst Du Dich rein.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:
Das Meer, das Meer macht frei.
Herwegh.

1. Diana, 2. Samum, 3. Ebene, 4. Rhomboid, 5. Akropolis, 6. Makrele, 7. Eber, 8. Magnesia, 9. Chronist, 10. Fakir, 11. Eboli.

Verschmelzung: Ost — Bon. — Boston.

Leichter Gewinn: Loire — Lire.

Bilder-Rätsel:
Du bist der Hirt der großen Völkerherde,
Du bist das große Hoffnungsvoll der Erde.

Das große Streichen:
Reval, Sultan, Tatra: Resultat.

Kreuz und Quer: Polka, Duse, Esau.

Inseratenschluss: 18 Tage vor Erscheinen Mittwochs.

Humor

Eine Automobilzeitung hatte die Preisaufgabe gestellt, über den Kraftwagen einen Aufsatz zu schreiben, der indessen nicht mehr als 250 Worte haben soll. Ein Bewerber um den Preis schrieb folgendes: „Mein Onkel kaufte sich einen Kraftwagen. Er machte damit einen Ausflug nach einem Berge in der Nachbargegend. Das sind 17 Worte. Die anderen 233 Worte sagte mein Onkel, als er zu Fuß von dem Ausflug zurückkehrte, aber sie waren so, daß man sie nicht niederschreiben kann!“

*

Am Postschalter drängt sich ein Knirps von Laufbursche durch.

„Ach, wechseln Sie mir doch den Zehnmarkschein.“

Die Beamtin: „Der ist ja falsch!“

Der Knirps: „Kunststück, det weeß ick ja, sonst brauch ick'n doch nich' zu wechseln!“

*

„Fräulein,“ sagte Frau Kommerzienrat zu ihrer Stütze, „ich vermisse seit gestern die Büchse mit dem Lachs, die in der Speisekammer stand. Ich würde die Köchin danach gefragt haben, möchte sie aber, wenn mein Verdacht unbegründet ist, nicht in eine peinliche Situation bringen.“

„Es ist kaum nötig, gnädige Frau, daß Sie sie in eine peinliche Situation bringen,“ bemerkte die Stütze, „denn der Büchsenlachs **hat** sie schon in eine peinliche Situation gebracht.“

Zeichnung von Paul Simmel.



Musterung in Amerika.

„Jim, bist Du schon gemustert?“

„Aber Tom, Du weißt doch, daß ich in diesem Jahr die beste Zeit im Hürdenlauf gelaufen habe, mich erwischen sie nicht.“

*

Allzu eifrig. Paul (aus der Schule kommend): „Mama — wir hatten heute die französische Restauration!“

Mutter: „Du sollst Dir doch endlich die Fremdwörter abgewöhnen; das heißt jetzt: Speisewirtschaft!“

*

Die Strecke. Unsere Eisenbahner hatten die Strecke von Tarnow nach Dembica endlich wieder fahrbar gemacht — in dreitägiger ununterbrochener, in herkulischer Arbeit.

Hauptmann Loibl sagte dem Lokomotivführer des ersten Zuges:

„Vorwärts, nur vorwärts! Es ist keine Minute zu versäumen. Fahren Sie los — 40 Kilometer in der Stunde.“

Da raunte Gefreiter Huber dem Korporal Stangelberger zu:

„Vierzig Kilometer in der Stunde — hast es g'hört? Wieder a so a blöder Befehl. Wo dö ganze Strecken nur 32 lang is.“

Roda Roda.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 27

Berliner
Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.

8. Juli 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller



Nach dem Fliegerangriff.

Französische Soldaten bei der Bergung eines Fesselballons, der von einem deutschen Flieger in Brand geschossen wurde.

Nach einer französischen Photographie gezeichnet von Fritz Koch-Gotha.



General Pershing.

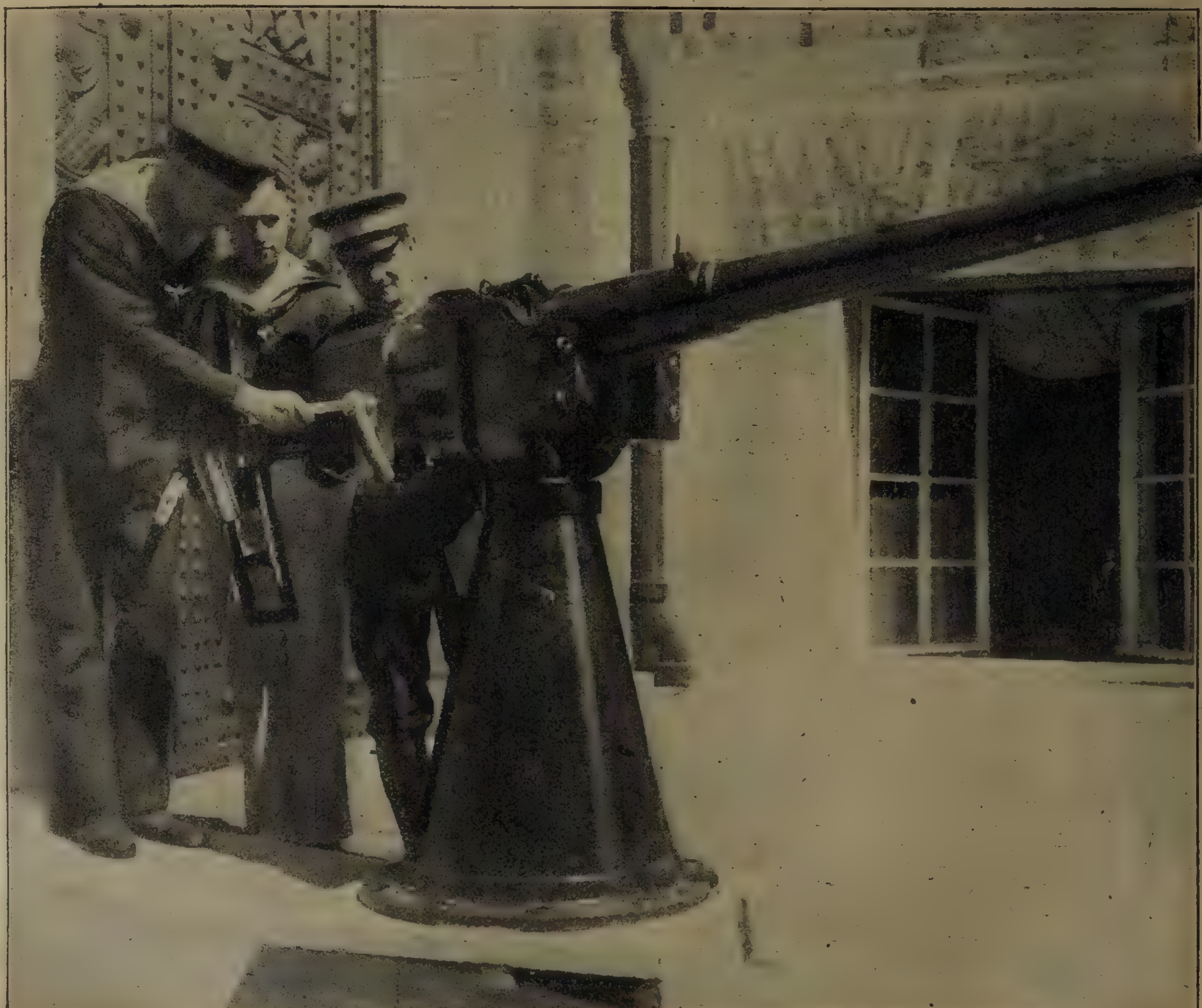
Der amerikanische General Pershing, der Oberbefehlshaber der amerikanischen, für den europäischen Kriegsschauplatz bestimmten Truppen, nach seiner Landung in Liverpool. (Aus einer englischen Zeitschrift.)



Ranavalo †,
die von den Franzosen entthronte letzte Königin von Madagaskar.

Zu unsern Bildern

Das Herabschießen eines Fesselballons ist für den Flieger ein Meisterstück. Der Beobachter rettet sich meist durch Abspringen mit dem Fallschirm, aber der Ballon selbst verbrennt in fast allen Fällen. Auf unserm Bilde versuchen die Franzosen Teile der sehr wertvollen, brennenden Ballonhülle herabzuziehen und zu bergen. — Der Tod der Königin Ranavalo, der letzten Königin von Madagaskar, die nach Zeitungsmeldungen kürzlich an Embolie gestorben ist, ruft die Erinnerung an ihren Besuch in Paris wach, zu dem sie die französische Regierung vor 16 Jahren eingeladen hatte. Die schwarze Majestät ist bekanntlich im Jahre 1896 von den Franzosen entthront worden. Die französische Regierung wies ihr ein sehr bescheidenes Häuschen in Algier und eine ebensolche Pension an, um deren Erhöhung die Exkönigin zeitlebens einen vergeblichen Kampf führte. Alles, was sie erzielte, war eine Einladung nach Paris, die ihr aber nichts als bittere Enttäuschungen brachte. Als sie ankam, hatte man nicht einmal einen Wagen zu ihrem Empfang geschickt, und sie mußte in einem Hotel dritten Ranges absteigen. Ihre Bitte an den Präsidenten, ihr doch etwas Geld für die dringendsten Einkäufe zu geben, wurde glatt abgelehnt. Ranavalo von Madagaskar, die einst von ihrem Volke beispiellos verehrt wurde, kehrte damals in einer unsagbar elenden Gemütsverfassung nach Algier zurück und hat seither ihr Haus nicht mehr verlassen.



U-Boot-Trophäen, die vor dem Reichsmarineamt in Berlin aufgestellt wurden.
Von unseren U-Booten erbeutete Geschütze der bewaffneten englischen Handelsdampfer.
Phot. Gierke.



Gustav Ador,
der Nachfolger des Bundesrats Hoffmann [illegible] Schweizer auswärtigen Politik.

Das Schlachtfeld in Flandern

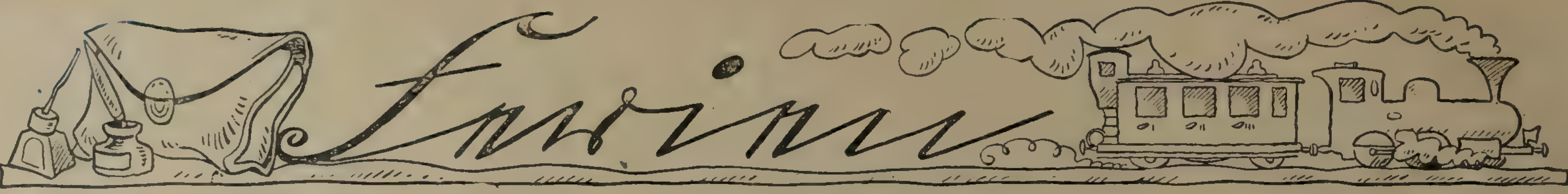


Unsere durch Trommelfeuer eingeebneten Schützengräben, von einem deutschen Flieger während der Schlacht in Flandern aus geringer Höhe aufgenommen.

Diese Flieger-Aufnahme der eingeebneten Schützengräben, der zersplitterten Unterstände und der unzähligen Geschoßtrichter zeigt anschaulich die Heftigkeit des Trommelfeuers, dem unsere Truppen an der flandrischen Front standhielten. Rechts vorn (im zweiten Graben) sind noch Teile von Unterständen mit Türen erkennbar, im Vordergrund sind mit Wasser gefüllte Sprengtrichter zu sehen. Jede einzelne Vertiefung bedeutet einen Geschoßtrichter!



Blick auf das unter schwerem englischem Feuer liegende Lens. Phot. Bufa.

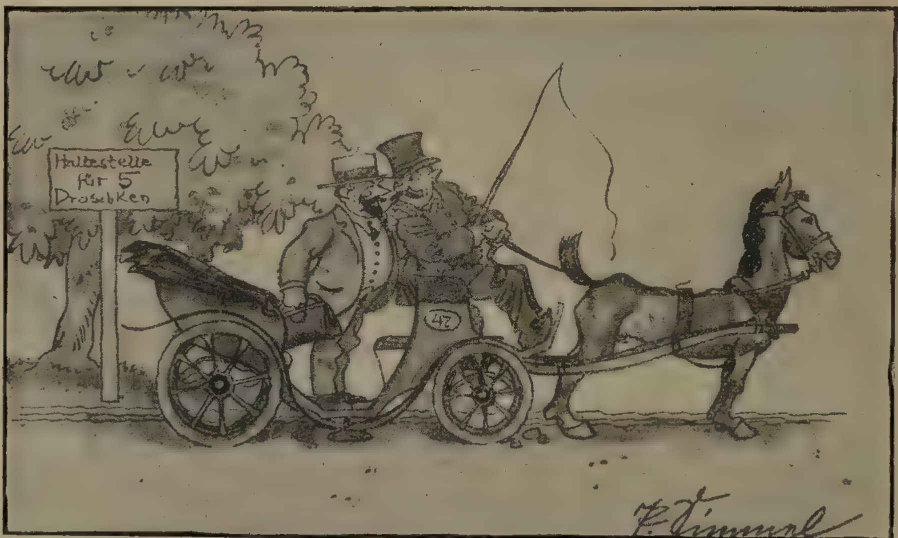


Zeichnungen von Paul Simmel.



Der Wunder-Kurgast des Sommers 1917: Einer, der eine Abmagerungskur macht.

Ich war geflüchtet aus Berlin. Mir war's zum Halse raus, bloß vom Essen zu reden. Man stand in der Sturm-Ausstellung und empfand die ganze Wucht der göttlichen Kunst-Offenbarung, da sagt ein Profaner neben mir, alle Stimmung zerreißend: „Sie, Petzke, heute gibt's auf Abschnitt II Eiernudeln." — Oder man saß im Theater, beim „Vater". Man war derart mitgerissen, seelisch zerpeitscht, nur noch vibrierender Nerv, man litt unsäglich mit (außer den 8 Mk. Eintritt), faucht da so'n Kerl hinter mir: „Sie, ich weeß noch so 'ne kleine Kneipe, mit 'n ollen Ober, da kriegt man noch was ohne Karte, tatsächlich...."



Ankunft.
„Wollen Sie nach der Ost- oder Westseite?"
„Fahren Sie mich nach der Speckseite!"

*

Sei mir gegrüßt, du liebe alte Ostsee. Ach, wie wirkt doch das Meer auf den Menschen. Im Nu ist alles Kleinliche abgeschüttelt. Licht, Luft, Sonne, Freiheit. — Ich steige zum Strand hinunter, der Sonnenball versinkt feurig, alles in Gold tauchend, am weiten Horizont. Ich kaure mich in einen Strandkorb und trinke das Farbenspiel .... wieder fällt mit der Sonne ein Blatt von meinem Lebenskalender .... Da trägt der Abendwind ein Flüstern mir zu: „Lieb, goldenes Schatzel ... mein Schatzel ...." Aha, ein Liebespärchen! Ich schließe die Augen, es paßt hierher, so ganz in diese Stimmung. Der Wind vermittelt weiter: „Siehst Du Lieb ... ordentlich durchrühren, und ... Zwiebel ... und dann 'ne Mehlschwitze ran!!"

Ja, Himmeldonnerwetter noch eins. Ich renne, renne, so schnell der Strandsand es zuläßt, stoße in die Veranda vom Hotel „Zur Meereswelle" und schreie: „Herr Ober, einmal Sauerbraten und nicht bloß eene halbe Kartoffel zu!!"



In den Brennesseln:
„Teufel, das brennt wie toll, und das Zeug wollen Sie noch verwerten und Anzüge draus machen!?"



„Um Gottes willen, da geht Ihr mit nackten Füßen rein?"
„Ach, hier sind ja gar keene Schlangen n'ch. Das Schild hat Mutter nur angemacht, damit die Sommerfrischler nicht die Blaubeeren pflücken!"

Unser gefährlichstes Abenteuer

Von Kapitänleutnant Max Valentiner

Kapitänleutnant Valentiner, der berühmte U-Boots-Kommandant und Ritter des Ordens Pour le mérite, hat die Erlebnisse seiner kühnen U-Boots-Fahrten in einem Buch niedergelegt, das unter dem Titel „300 000 Tonnen versenkt!" soeben in der Folge der Ullstein-Kriegsbücher erschienen ist. — Wir geben hier einige Bilder und einen Ausschnitt aus der großen Zahl der außerordentlich spannenden Schilderungen wieder

Nach den bisherigen mäßigen Ergebnissen (im Schwarzen Meer) waren wir doppelt erfreut, als eines Morgens wieder ganz nahe der Küste drei Dampfer in Sicht kamen, die ganz sicher wertvolle Ladung enthielten. Wurden sie doch von einer grau angemalten Dampfjacht und einem Zerstörer begleitet, die sie sicher ans Ziel bringen sollten. Natürlich waren wir trotz dieser erschwerenden Umstände sofort entschlossen, dem Russen einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Ein paar Stunden lagen wir unter Wasser, und das allgemeine Unlustgefühl begann sich schon wieder auszubreiten. Aber kaum flog die gute Kunde von Mund zu Munde, da sah ich nur noch glänzende Augen und gespannte Mienen um mich her, und alles andere war vergessen.

„Der mittelste scheint der fetteste Bissen zu sein," meinte Berger.

„Habe ihn schon im Geist als erstes Opfer der drei auf unsere Liste gesetzt," erwiderte ich frohgemut.

Von diesem Augenblick an blieb meine ganze Aufmerksamkeit diesem großen Transportschiff zugewendet. Behielt das kleine Geschwader seinen Kurs bei, kam ich fein zum Schuß. Bei der spiegelglatten See konnte der Torpedo unmöglich fehlgehen.



Kapitänleutnant Max Valentiner, Ritter des Ordens Pour le mérite, der seine Erlebnisse auf den U-Boot-Fahrten in einem soeben erschienenen Buche schildert, dem die hier veröffentlichte Episode entnommen ist.

Phot. Rupricht.

Bald war es so weit. Schon dampfte der Zerstörer durch mein Gesichtsfeld, der erste Dampfer folgte, und nun . . .

„Los!"

Die Entfernung betrug ungefähr vier- bis fünfhundert Meter. Ungefähr eine Minute mußte ich mich also gedulden, bevor sich ergab, ob der von mir berechnete Winkel stimmte. Ich zweifelte nicht daran, ließ daher seelenruhig das Ziel aus den Augen, um zunächst einmal zu sehen, ob auch der Zerstörer nicht etwa Lunte gerochen habe.

Pfui Spinne, das war eine böse Ueberraschung! Das Sehrohr oder die Laufbahn des Torpedo mußten von dem Kriegsschiff bemerkt worden sein. Es hatte abgedreht und lief schon mit äußerster Kraft auf uns zu. Na, noch war die Sache nicht so schlimm. Noch hatten wir reichlich Zeit, uns in Sicherheit zu bringen. Traurig genug, daß einem Unterseeboot in solcher Lage nichts anderes übrig bleibt, als sich feige zu verkriechen. Diesmal taten wir es wenigstens in dem sicheren Gefühl, vorher nützliche Arbeit verrichtet zu haben, was man sich leider in solchen Fällen nicht immer zum Trost sagen kann.

Himmel, was war das?! Ein furchtbarer Ruck erschütterte das Boot. Ich wagte das Schreckliche nicht zu glauben, und doch konnte es nicht anders sein — — — wir waren auf Grund geraten, in weniger als zehn Meter Tiefe. Und das in diesem kritischen Augenblick! In meinem Jagdeifer hatte ich zu nahe an die Küste heranfahren lassen. Gleich mußte der Zerstörer über uns sein, und dann gnade uns Gott!

Blitzschnell folgten sich diese Gedanken in meinem Hirn. „Aeußerste Kraft zurück!" wollte ich in die Zentrale rufen, doch so weit ließ mich der Feind nicht kommen. Ehe ich die erste Silbe herausgebracht hatte, gab es in unserer Nähe einen ganz wahnsinnigen Knall. Ich taumelte zurück und glaubte im ersten Augenblick nicht anders, als daß mir beide Trommelfelle geplatzt seien. Aber ich hatte keine Zeit, an mich selber zu denken. Mit dem Knall waren sämtliche Glühbirnen im



Mit dem U-Boot an der nordafrikanischen Küste.



Mit dem U-Boot im Mittelmeer: Frisches Fleisch für die Mannschaft.

Bilder aus dem soeben im Verlage Ullstein & Co. erschienenen Buch: „300 000 Tonnen versenkt!“ von Kapitänleutnant Max Valentiner.

Erschütterung wieder ein wenig den Atem verschlang.

„Das Tollste bei der Geschichte war eigentlich, daß wir überhaupt noch lebten. Ich fand und finde es noch heute geradezu haarsträubend, daß die Russen das ganz deutlich sichtbare Ziel auch zum zweiten Male verfehlten! Im ersten Augenblick sagte ich mir: „Nun ist draußen alles kurz und klein geschlagen.“ Doch schon in den nächsten Sekunden kamen von allen Seiten die Meldungen: „Alles klar!“

Die Maschinen arbeiteten wie besessen, das Boot pflügte sich weiter durch den Schlick — es war rein zum Verzweifeln. Es half nichts — wir kamen nicht frei. Und dabei die Gewißheit: „Gleich ist er wieder da; und wenn er auch noch so elend wirft: einmal muß er treffen. Und dann ist alles aus.“

Wenn man sich wenigstens seiner Haut wehren könnte!



Signal: „Verlassen Sie sofort das Schiff!“

Wie eine Maus in der Falle zu sitzen, mit der gewissen Aussicht, in absehbarer Zeit ruhmlos ersäuft zu werden — — — brr, es gibt angenehmere Gefühle.

Aber wie stolz durfte ich wieder auf meine Leute sein! Ach, könnte ich den Leser nur einmal sehen lassen, wie es in jener fast verzweifelten Lage bei uns herging! Wie gelassen die Prachtkerle ihre Pflicht taten, gleich als ob sie nicht geahnt hätten, wie nahe uns allen das Messer an der Kehle saß. Natürlich wußten sie ebenso genau wie wir Offiziere: noch nie hatten wir tiefer in der Tinte gesessen, nie weniger Aussicht gehabt, noch einmal das Himmelslicht zu sehen. Wahrlich, nicht umsonst hatten wir zwei Jahre hindurch Freud und Leid miteinander geteilt. Ueber alle Not des Augenblicks hinweg erfüllte mich diese Beobachtung mit stolzer Freude.

Wollte denn die scheußliche Wartezeit kein Ende nehmen? Jetzt mußte der Zerstörer doch wieder gewendet haben und aufs neue erscheinen!

Nun ade Welt, da kam er auch schon. Wieder ein Donnerkrach!



Am Geschütz. Aufnahme während eines Gefechts.

Boot zersprungen; wir saßen im Finstern. Ich fühlte, wie ein Wasserstrahl durch den Turm eindrang; die Erschütterung mußte eine Niete losgerissen haben.

„Kommandoelemente ausgefallen!“ meldete jemand neben mir. Die Maschinentelegraphen waren also abgerissen — liebliche Zustände, wie man sich denken kann.

Jeder Mann im Boot wußte natürlich sofort, was sich ereignet hatte. Der Zerstörer war über uns weggefahren und hatte dabei eine Wasserbombe abgeworfen. Zum Glück für uns vorbei. Hätte sie das Boot getroffen, wären wir erledigt gewesen.

Ich sprang ein Stockwerk tiefer, in die Zentrale, und befahl von hier aus in die Maschine „äußerste Kraft zurück!“ Das Wichtigste für uns war jetzt, über den Achtersteven wieder in tiefes Wasser zu gelangen. In geringer Tiefe bei vollständig ruhiger, also durchsichtiger Oberfläche den Werfern von Wasserbomben als Ziel zu dienen, ist ungemütlich; dabei festzusitzen aber geradezu lebensgefährlich. — Bum! Das klang unvergleichlich schwächer und wie aus weiter Entfernung.

„Herr Kapitänleutnant,“ sagte der am sofort besetzten Handruder stehende Steuermann mit leuchtenden Augen, „das war unser Torpedo!“

Richtig, den hatte ich vollständig vergessen. Ein tröstender Gedanke, daß wenigstens auch der große Transportdampfer von der Bildfläche verschwand.

Aber ich hatte keine Zeit, mit mehr als einem flüchtigen Gedanken bei ihm zu verweilen. Von allen Seiten auf mich einstürmende Sorgen nahmen mich gerade genug in Anspruch. Eine ganz unerklärliche Geschichte. Deutlich fühlten wir, daß das Boot über den Grund rutschte. Längst hätten wir im freien Fahrwasser sein müssen. Dies ging unmöglich mit rechten Dingen zu. Aber was war die Ursache?

„Herr Kapitänleutnant,“ rief jetzt Oberleutnant Berger aus dem Turm herunter, „eben fährt der Zerstörer wieder über uns weg. Durch das Turmfenster sehe ich deutlich seinen Kiel. Nur einen Meter . . .“

Herrgott war das wieder ein Krach! Bekanntlich ist das Wasser ein viel besserer Schalleiter als die Luft. Man wird vielleicht begreiflich finden, daß uns die gewaltige



durch die Dardanellen.



Ein Fang der U-Boots-Mannschaft: Harpunierter Schweinsfisch.



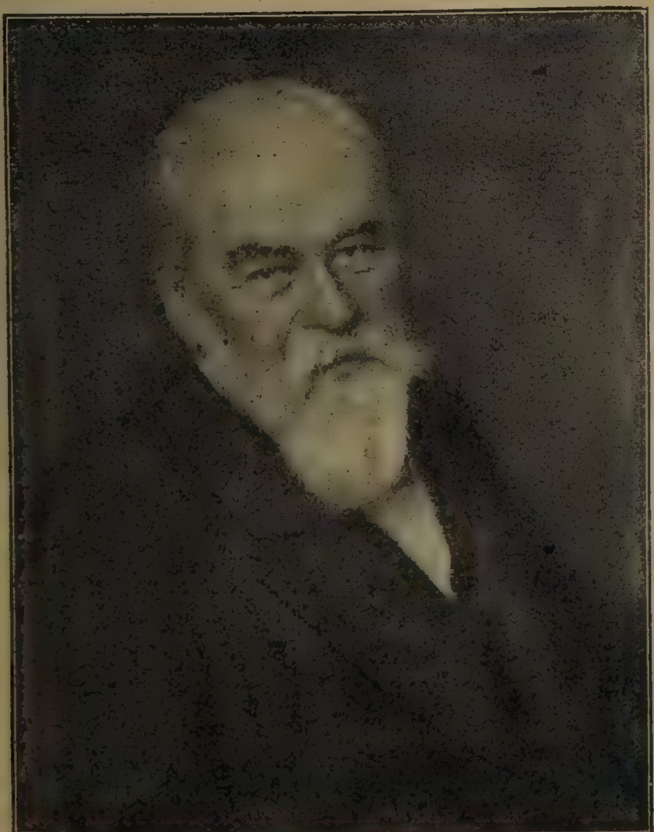
Aus den Kämpfen am Isonzo: Sturmangriff der österr.-ung. Truppen auf eine italienische Stellung.

Zum drittenmal hatten die Russen Besuchskarten abgeworfen; zum drittenmal — es ist kaum glaublich, aber wahr — daneben.

Die nun folgende Galgenfrist dehnte sich so in die Länge, daß ich schließlich die Geduld verlor. Kurz entschlossen fuhr ich das Sehrohr aus.

Nanu? Hier stimmte etwas nicht. Die Küste lag ja in einer ganz verkehrten Richtung! Und nun ging mir plötzlich ein Licht auf. Seit der ersten Erschütterung hatte unser Kompaß versagt! Die schwache Dünung hatte uns quer zur Küste verschlagen; wir waren die ganze Zeit fast parallel mit ihr über den glücklicherweise weichen Boden Schlitten gefahren. Bei diesem Kurs hätten sich die Maschinen noch stundenlang abrackern können, ohne uns in tiefes Wasser zu bringen.

Sofort gab ich den entsprechenden Befehl. Jetzt ging es „Aeußerste Kraft voraus!", und ehe eine Minute vergangen war, befanden wir uns in gehöriger Tiefe in Sicherheit. Natürlich hatte ich das Sehrohr nicht so lange an der Luft gelassen. Ein kurzer Rundblick ließ mich alles erkennen, was ich zu wissen brauchte. Und das genügte, mein Herz mit hellem Jubel zu erfüllen. Einzig und allein unserem Torpedotreffer verdankten wir unsere Rettung. Nach dem vergeblichen Versuch, seinem Namen Ehre zu machen, war der Zerstörer schleunigst zu dem untergegangenen Dampfer hinübergefahren und nun eifrig dabei die im Wasser schwimmenden Menschen an Bord zu nehmen.



Gustav von Schmoller †,
der berühmte Nationalökonom.
Phot. Nicola Perscheid.



Großherzog Friedrich von Baden,
der am 9. Juli seinen 60. Geburtstag feiert.
Phot. Gebr. Hirsch.



Graf Moritz Esterhazy,
der ungarische Ministerpräsident.
Phot. Erdelyi.

BILDNISSE VOM TAGE



Verlobung im österreichischen Kaiserhause:
Erzherzog Max,
der Bruder des Kaisers Karl, der sich mit der Prinzessin Franziska zu Hohenlohe-Schillingsfürst verlobte.
Hofphot. Pietzner.



Dr. v. Seidler,
der Vorsitzende des neuen österr. Kabinetts.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Die Braut des Erzherzogs Max:
Prinzessin Franziska zu Hohenlohe-Schillingsfürst,
die Tochter des Obersthofmeisters.
Phot. Helene v. Zimmerauer.

Erzherzog Max, der jüngere Bruder des Kaisers von Oesterreich, der sich mit der Prinzessin Franziska zu Hohenlohe-Schillingsfürst verlobt hat, steht im 23. Lebensjahr. Seine Braut, die Tochter des Obersthofmeisters des Kaisers Karl, Prinz Konrad Hohenlohe, ist um zwei Jahre jünger. Schon als Kinder waren die beiden innig befreundet. Der Vater der Braut hatte früher wiederholt politische Stellungen, er war österreichischer Ministerpräsident, Minister des Innern, österr.-ung. Finanzminister, auch Statthalter von Triest. — Dr. v. Seidler, der neue Leiter des österreichischen Kabinetts, hat seit kurzem das Ackerbauministerium geleitet, in dem er den größten Teil seiner Laufbahn zurücklegte. Er hatte stets besonderen Anteil an den Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn und im Kriege an der Regelung der Ein- und Ausfuhr.

HUMOR

Wilde Klänge. Unter den Gefangenen waren auch einige Inder. Sie standen abseits von dem großen Trupp und führten eine lebhafte Unterhaltung. Es hatte den Anschein, als ob sie sich über eine Sache nicht einigen könnten. Der eine der bewachenden Landsturmleute sprach etwas Englisch und forderte die Inder in dieser Sprache auf, sich dem Haupttrupp anzuschließen. Leider verstanden sie ihn nicht und verharrten streitend abseits. Bis der andere Landsturmmann, ein Bayer, die Inder anfuhr:

„Glei ruckst zubi, Tropf, damischer Bazi, damischer, Rami' g'scheerter; glei', sag' i, Bazi, und's Mäu' halt fei'!"

Die Inder wurden still und gingen weiter.

„Alle Achtung, Kamerad," sagte bewundernd der erste Landsturmmann," wo hast Du denn indisch gelernt?" Poldi.

*

In Friedenszeiten wird auf jeder Lokomotive ein sogenanntes Jahrbuch geführt, das über zurückgelegte Kilometer, verbrauchtes Material an Oel und Kohle Auskunft gibt. Nun kommt natürlich eine große Anzahl verschlissener und zerschossener Lokomotiven von der Front ohne dieses wichtige Buch in die Werkstätten. Das läßt sich natürlich St. Bürokratius nicht gefallen und fragt bei einer Heeresgruppe schriftlich an: „Wird denn dort kein Jahrbuch geführt?" Mit wendender Post kommt die kurze Antwort: „Nein! Hier wird Krieg geführt."



„Haben Sie nicht vor 25 Jahren in meiner Kompanie gestanden?" — „Jawohl, Herr Major!" — „Freut mich, freut mich. Na, wie geht's Ihnen denn immer?" — „Ja no — wie's ein' äm so geht — je älter, je dimmer — 's wärd dem Herrn Major o o ch so gehn!"

*

Sextaner Fritzchen Kroll an seinen Papa im Felde. „Lieber Papa! Gestern habe ich ein kleines Schwesterchen bekommen, erschrick nur nicht, es hat keine Haare, auch keine Zähne, auch keine Augen — bloß kleine Ritzchen. Aber Großmama sagt, das kommt noch alles! Und sie sagt, das Kind ist bildschön — aber Du weißt ja, daß sie schlecht sehen kann! Wenn es schläft, muß ich ganz furchtbar still sein, und wie mir bloß der Turm aus Bausteinen zusammenfiel, da hat Großmama mir den ganzen Baukasten fortgenommen! Und das war meiner! Lieber Papa, solange wie Du hier warst, ist noch nie eine kleine Schwester angekommen — bitte, bitte, komm doch bald zurück, denn sonst kommen am Ende noch mehr an!! Es grüßt Dich herzlich Dein Sohn Fritz."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale ... vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Einzelnummern sind für 10 Pf. in allen Buchhandlungen und Zeitungsverkaufsstellen erhältlich. ...en Mk. 6.00 die 5-gespaltene Nonpareille-Zeile. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Redaktion und Geschäftsstelle Berlin SW, Kochstraße 22/26. 1 2 3 4 5

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

18. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Konsul Brandt sah sich um. „Kann man hier ungestört sprechen?" fragte er.

Gunde schaute ihn groß an. „Gewiß," erwiderte sie. „Die Zimmer nebenan stehen leer . . ." Aber sie fühlte plötzlich einen Druck im Herzen.

„Gut," sagte er mit starkem Aufatmen. „Also, wie Sie mich hier sehen, Fräulein Gunde, bin ich gewissermaßen — ja, so kann man sich ausdrücken, bin ich auf der Flucht."

„Um Gottes willen!" rief Gunde. Sie spürte ein Versagen in ihren Kniekehlen und sank in einen Sessel.

Er hob die Hände. „Keine Sorge. Ich bin kein bleicher Verbrecher. Es ist nur ein Akt zu Ende. Ich dachte an einen fröhlichen Abgang unter dem Beifall des Publikums. Aber es schadet nichts, daß das Parterre sich nicht regt."

Sie sammelte ihre Ruhe. „Was ist geschehen?" fragte sie.

Er ging auf und ab, blieb einen Augenblick vor der kleinen Rokokouhr auf dem Kaminsims stehen und sagte: „Sie geht nicht. Es ist merkwürdig: alle Uhren in den Hotelzimmern gehen nicht. Bei mir auch nicht. Ich wohne im Christlichen Hospiz. Das ist meiner würdig . . ." Dann setzte er sich ihr gegenüber, seinen Paletot weit zurückschlagend, als spüre er eine zunehmende Wärme, und fuhr hastig fort:

„Ich habe mich dumm benommen. Es gab eine Stunde, in der meine Nerven zusammenklappten. Im Gebirge führt der nächste Weg gewöhnlich von einem Gipfel zum andern. Dazu muß man klettern können. Aber verdammt — mir versagte plötzlich die Kraft. Da habe ich Umwege gemacht, und die führten bergab."

Er atmete wieder stark auf, mit einem leise röchelnden Unterton.

Gunde war sehr blaß. Sie war nicht erregt. Sie fühlte nur eine große Schwäche. Aber sie hatte doch den Mut, weiter zu sprechen. Sie war auf alles gefaßt und wollte auch alles hören.

„Bankrott?" fragte sie tonlos.

Er lächelte wieder. Die mageren Lippen schoben sich auseinander und zeigten die weißen, gesunden, hungrigen Zähne.

„Nur sozusagen, Gnädigste. Verspekuliert. Es ging alles ganz gut. Da ritt mich der Teufel, und eines Tages spielte ich va banque. Es war eine ganz neue Sache, eine vielversprechende. Es war — es ist ja eigentlich gleichgültig, was. Kurz gesagt, ein Zufall spielte mir große Kohlenreviere in die Hände. Ein glücklicher Zufall, denn kein Mensch ahnte etwas von der riesigen Ausdehnung der Flöze, die nur durch wenige Sprünge getrennt waren. Ich hatte mir den Abbau gesichert — es war ein Meisterstück an List und Verschlagenheit. Ich steckte mein Letztes in das Unternehmen — ich habe derlei ja oft gemacht, ohne mich lange zu besinnen: verstehen Sie, ich nützte immer den plötzlichen Einfall aus, ich folgte dem sogenannten Animus, ich traute meinem Stern . . ."

„Sie wollten kurz sein," fiel Gunde gereizt ein.

„Ja. Kurz — natürlich. Sie haben ja nur ein Interesse für das Ende. Also — also, da kam mir wieder der alte Dunker in die Quere. Das Biest — Verzeihung, ich lasse mich gehen." Er suchte nach seinem Taschentuch. Er fuhr mit dem Tuch über die Stirn. Die Linie kleiner Schweißperlen unter der Scheitelung der Haare erneuerte sich beständig . . . „Dunker. Dunker behauptete, ich hätte ihm die Idee gestohlen — die Idee. Er selber wäre der Finder des Kohlenfeldes gewesen, und einer seiner Angestellten hätte mir gegen genügende Entschädigung das Geheimnis verraten. Gleich, was wahr daran ist, was nicht. Klugheit hätte mir geboten, mich mit Dunker zu einigen. Ich hätte immerhin noch recht gut abschneiden können. Aber ich war dickköpfig. Ich wollte mehr. Ich verschob die Sache, ich suchte Umwege. Indessen arbeiteten Tausende von Händen für mich — und für Sie."

„Nicht für mich," rief Gunde, „ich gab keinen Auftrag, ich wußte nichts von der Sache."

Sein Blick bettelte sie an. „Ich habe immer nur an Sie gedacht," sagte er ruhig, „bei allem und allem. Da kamen die ersten Schläge. Explosionen von Kohlenstaub. Die Natur war gegen mich. Lesen Sie keine Zeitungen?"

Sie entsann sich flüchtig. „Die Katastrophe im Berchtaler Becken?" fragte sie.

„Die ist's," entgegnete er kopfnickend. „Ich bleibe kurz. Natürlich behielt ich den Kopf oben, ich bin nur verreist. Ich bin nur verreist. Ich bin übermorgen zurück. Bin's aber nicht. Ich will nach London."

„Nach London," wiederholte Gunde.

„Ja — und mit Ihnen."

Sie sprang auf. Das Blut schoß jäh in ihr Gesicht.

„Sind Sie verrückt?" schrie sie.

„Nicht so laut. Nein, ich bin sehr vernünftig. Die Terraingesellschaft Augustenhof entwickelt sich sehr günstig. Aber ich habe unter der Hand alle meine Aktien verkaufen können — alle unsre Aktien — auch Ihre. In meinem Koffer liegt weit über eine halbe Million an Werten. Das genügt als Grundgerüst zu neuem Aufbau. Halten Sie sich fertig, Gunde, daß wir morgen abreisen können!"

Sie war fast sprachlos. Sie setzte sich wieder und lachte nervös.

„Duplizität der Ereignisse," sagte sie. „Verdreifachung. Köstlich. Einer wollte mit mir nach Südwest. Einer nach Amerika, nach Brasilien — Gott weiß wohin. Sie möchten mich nach England schleppen. Lieber Gott, ich denke ja gar nicht daran."

„Sie werden müssen, Gunde," erwiderte er mit so fester Stimme, daß sie unwillkürlich zusammenzuckte.

„Oho — wer zwingt mich?"

„Ich — denn ich habe Sie in der Hand. Nicht auffahren — ich bitte Sie, bleiben Sie kaltblütig! Ich bin kein Menschenfresser. Ich will Ihr Bestes, Ihr Allerbestes . . ." Er modulierte seine Stimme. Sein Ton klang warm und innig, und in sein Auge trat ein heißbegehrliches Empfinden . . . „Keine neue Liebeserklärung, Gunde. Nur die Versicherung, daß ich noch ganz so fühle wie vor drei Jahren, als ich Ihren Vater fragte, ob ich um Sie werben dürfe. Noch genau so wie damals, als ich Sie zum ersten Male in mein Herz blicken ließ. Nun will ich nicht mehr warten. Ich stehe an einem Scheidewege meines Lebens. Ich bin gezwungen, meinen Konkurs anzumelden. Mag sich die Meute um meine Hinterlassenschaft reißen. Verfolgen lassen kann man mich nicht. Dazu war ich zu klug. Dem Staatsanwalt bot ich keine Handhabe. Ich habe kein fremdes Depot angerührt . . ."

„Bis auf das meine!" rief Gunde erbittert. „Das steckten Sie ein!"

„Ich habe Generalvollmacht von Ihnen — Verzeihung. Ihre Gelder lagen nicht im Depot. Ich habe sie arbeiten lassen. Was ich noch an Barwerten von Ihnen besaß, haben Sie übrigens längst verbraucht. Sie können nicht sparen — das sollen Sie auch künftighin nicht. Wir sind die alten Verbündeten geblieben, Gunde, aber wir wollen ein neues Leben beginnen. Ich werde wieder in die Höhe kommen, werde höher steigen als vordem. Aber ich will nicht mehr allein sein. Ich brauche einen Gefährten, einen Freund — ein Herz. Ich habe Sie nie vergessen. Ich bitte Sie, verlassen Sie mich nicht. Ich bettle — bettle um Ihre Liebe!"

Aber da war sie schon aufgesprungen. „Gehen Sie! Ich will Sie nicht mehr anhören. Ich binde mein Leben nicht an eine schäbige Existenz wie die Ihre! Ich bin nicht Freund eines Gauners!"

Das Schimpfwort traf ihn mit zermalmender Wucht. Er schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte. Dann richtete er sich langsam und schwerfällig auf — und nun war er ein anderer. Es blitzte böse in seinen Augen. Seine Lippen wölbten sich und zeigten wieder die gefräßigen Raubtierzähne. In seiner Miene verschoben sich alle Linien. Das war wie ein Uebergang vom Menschen zur Bestie.

„Recht so," sagte er heiser. „Schmähen Sie mich weiter — mein Buckel trägt viel. Von wem lebten Sie, Mädchen? Von mir. Wer zahlte Ihre Toiletten, Ihren Schmuck, Ihre Kostbarkeiten? Ich. Als Sie mit

… in die Welt steuerten, war das Vermögen, das ich für Sie zu verwalten hatte, so bescheiden, daß es ein Jahresbudget der Gnädigsten kaum gedeckt haben würde."

„Sie lügen!" entgegnete Gunde. „Ich hatte die Besitzanteile in Augustenhof von meinem Vater geerbt — und Sie waren es, der mir davon abriet, sie zu verkaufen . . ."

„Richtig," fiel er ein. „Sie hätten damals nicht das Anlagekapital herausbekommen. Ich handelte nur in Ihrem Interesse . . ." Er wurde wieder gemessener. Sein Hohn fiel ab. Das Tier in ihm duckte sich. Er trat einen Schritt zurück . . . „Ich habe Ihre Anteile in die Terraingesellschaft geworfen, zugleich mit Ihren Aktien der ehemaligen Fahrzeugfabrik Mannheim, und ich sagte Ihnen, daß ich alle Ihre Aktien vergeben habe — mit gutem Gewinn."

„Wo ist er?" fragte Gunde. Eine feste Energie sammelte sich in ihren Zügen. „Ich wünsche, daß Sie ihn mir herauszahlen. Oder pochen Sie noch immer darauf, daß Sie dem Staatsanwalt keine Handhabe boten?"

„Allerdings," entgegnete er und verneigte sich ironisch. „Nehmen Sie an, ich hätte den Erlös Ihrer Aktien in mein verunglücktes Kohlenunternehmen gesteckt! Das konnte ich ja — ich hatte Ihre Vollmacht. Wer beweist mir das Gegenteil?"

Gunde schritt durch das Zimmer und blieb wieder stehen.

„So haben Sie mir glücklich das Letzte gestohlen," sagte sie mit zitternder Stimme.

„Nein," erwiderte er. „Ich bringe Ihnen Ihr Geld. Es liegt in guten Papieren bei mir im Hospiz. Es soll uns in London als Fundament zu neuem Reichtum dienen. Uns, sage ich, denn ich bin ja der Mehrer — ich war's auch bis jetzt. Seien Sie kein törichtes Kind, Gunde. Ich wiederhole mein brutales Wort von vorhin: Sie sind in meiner Hand. Ich kann Sie zur Bettlerin machen. Aber ich will das Gegenteil. Sie sollen eine gefeierte Frau werden, von Luxus umgeben, beneidet, gesucht, verwöhnt. Ich verlange ja so wenig von Ihnen. Ich will nur" — und wieder brach die Leidenschaft in ihm durch — „will nur, daß ich Sie lieben darf. Ich will, daß Sie in diesem neuen und — besseren Leben mein guter Engel sind . . ."

Gunde kniff die Lippen aufeinander. Sie sann nach und überschlug das Eigentümliche der Sachlage.

„Hören Sie mich an," sagte sie. „Es ist richtig, ich bin in Ihrer Gewalt. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Lassen Sie mich mein Vermögen schätzen! Sagen wir, es sei eine halbe Million — meinetwegen eine viertel — es ist gleich. Geben Sie mir nur so viel, daß ich noch zwei oder drei Jahre zu leben habe! Geben Sie mir fünfzigtausend Mark und behalten Sie das übrige!"

Er schob die rechte Achsel vor. „Wie lange reicht bei Ihnen eine solche Bagatelle? Pah — ich rechne nicht mit Ihnen! Ich will Sie auf Gold betten. Ich will nur für Sie arbeiten. Kommen Sie mit!"

„Niemals!"

Er stutzte. Klopfte das an der Tür? Nein, es war ein Irrtum. Sein Blick bohrte sich fragend in ihre Augen.

„Weshalb nicht? Sagen Sie mir einen vernünftigen Grund!"

„Weil ich Sie hasse, Mann!" rief sie empört.

Er lächelte. „Kein Haß währt ewig. Ich werde ihn überwinden. Ich werde Sie mich lieben lehren."

„Sie mich? Eher würde die Welt untergehen."

Einen Augenblick schwieg er. Eine rüttelnde Vermutung stieg in ihm auf.

„Gunde, ich spiele um Leben und Tod," sagte er in so tiefem Ernst, daß sie fast erschreckt aufschaute. „Ich will wissen . . ." Er stockte und näherte sich ihr. Er griff nach ihrer Hand. Sie entzog sie ihm. Da fuhr er leise fort und fast zaghaft: „Ich will wissen, ob Ihr Herz noch frei ist."

Nun flog der Widerschein eines großen Glückes über ihr Gesicht.

„Nein," antwortete sie, „ich bin mit jeder, jeder Herzensfaser an den gebunden, den ich liebe."

Sie sagte das mit tiefer Innigkeit, und nachträglich schämte sie sich dieses Tones. Er sollte das Geständnis hören, aber nur hart und wahrhaftig.

Und er fuhr zurück, und seine Wangen färbten sich grünlich. Der Ton traf ihn in aller seiner Ueberzeugungskraft, so daß er wankte. Da trat nach kurzem Anpochen Hanskarl in das Zimmer.

„Tausendmal Entschuldigung," sagte er, „ich habe dreimal geklopft . . ." Er reichte Gunde die Hand und verbeugte sich vor Brandt. „Baron Ettern," stellte er sich vor.

„Konsul Brandt . . ." Er nahm seinen Hut und schloß den Paletot . . . „Es war mir eine große Freude, Sie wieder einmal gesprochen zu haben, gnädiges Fräulein. Morgen bin ich noch hier, vielleicht auch übermorgen — falls Sie noch etwas befehlen sollten. Die Ehre . . ."

Er ging mit höflicher Verneigung. Als er die Tür schloß, traf sein letzter Blick Hanskarl. Aber er achtete seiner kaum.

„Wer war das?" fragte er leichthin.

Gunde legte ein seidenes Kopftuch über ihre Frisur. „Gehen wir," antwortete sie. „Ah so — wer das war? Mein Bankier. Ein Schuft, der mich um mein Geld betrogen hat."

Hanskarl sah sie erstaunt an.

„Das sagen Sie so gleichmütig, gnädiges Fräulein?"

„Was soll ich machen? Vor einer halben Stunde war ich noch ein reiches Mädchen. Glaubte es wenigstens. Jetzt bin ich arm wie eine Kirchenmaus."

Der junge Mann kam aus seinem Erstaunen nicht heraus. „Alle Hochachtung, Fräulein Gunde, vor Ihrer Charakterstärke. Aber kann man den Schuft nicht fassen?"

„Wie alles liegt, bezweifle ich es. Lieber Ettern, wir wollen jetzt einen Akt Musik hören. Dann erzähle ich Ihnen, was geschehen ist. Vielleicht können Sie mir einen guten Rat geben . . ."

Sie fuhren nach dem Theater. Hanskarl vermied es, das Gespräch auf das unerquickliche Thema zurückzuführen. Sie saßen in der Loge nebeneinander. Gunde machte den Eindruck, als lausche sie mit allen Sinnen der Musik und habe ausgeschaltet, was sie in diesem Empfinden stören könne. Der Blick Hanskarls streifte sie mit aufrichtiger Bewunderung. Sie war ein erstaunlich tapferes Mädchen und hatte ihre Nerven in der Gewalt. Donnerwetter, man mußte Respekt haben vor diesem schönen Geschöpf!

Die Oper interessierte Gunde. Man blieb auch noch während des zweiten Aktes. Dann kam die große Pause, und da Gunde keine Lust hatte, sich im Wan-

delgang von gleichgültigen Menschen anpreчen zu lassen, so brach man auf und ging hinüber nach dem Kurhaus, um dort zu Abend zu essen.

Nun erzählte sie von ihrer Verbindung mit Brandt: vorsichtig natürlich, unter Schonung ihres verstorbenen Vaters. Aber sie gab doch ein verständliches Bild der Sachlage und verhehlte auch nicht ihre eigene, bis zur Torheit gehende Vertrauensseligkeit. Durch ihre Vollmacht hatte sie Brandt freie Hand gelassen, mit ihrem Vermögen nach Gutdünken zu operieren. Sie hatte nur die Entschuldigung für sich, daß der Konsul zwar für einen gelegentlich waghalsigen, immerhin außerordentlich tüchtigen Geschäftsmann galt, der auch zur Gesellschaft und zum Hofe in guten Beziehungen stand.

Der Katastrophe im Berchtaler Kohlenbecken entsann sich Hanskarl gleichfalls nur aus flüchtig gelesenen Zeitungsberichten. Er war aber der Ansicht, daß Brandt den Nachweis führen mußte, die Kapitalien Gundes in die Bergwerke gesteckt zu haben. Der angebliche Verlust mußte klargelegt werden.

„Ich bin selber Jurist, gnädiges Fräulein," sagte er, „wenn ich auch nicht die ganze Judikatur im Kopfe habe. Da bei Brandt Fluchtverdacht vorliegt, so wäre es das Richtige gewesen, wenn Sie ohne weiteres an die Polizei telephoniert und ihn hätten verhaften lassen. Vielleicht können wir das noch nachholen — oder haben Sie Gründe, irgendwelche Rücksichten auf ihn zu nehmen . . .?"

„Nein," erwiderte sie, „nicht mehr . . ." Sie stützte den Kopf in die Hand, mit einer jener Bewegungen, die jeden Beobachter von der zierlichen Schlankheit ihrer Finger und der Schönheit ihrer rosigen Nägel überzeugen mußte. Aber im Augenblick dachte sie wirklich nicht an ein unschuldvolles Posieren. „Er hat mir einmal," fuhr sie fort, „gewisse Andeutungen über geschäftliche Transaktionen meines Vaters gemacht. Das sollte mich zu Vorsicht mahnen, mir vielleicht auch Furcht einflößen — da zeigte er mir die Krallen. Aber Rücksichten — Gott bewahre, die nehme ich nicht! Keinen Augenblick. Soll ich noch die Polizei benachrichtigen?"

Er überlegte. „Die haben wir immer zur Hand," sagte er. „Ich möchte vorschlagen, den Schuft morgen früh in seinem Hotel aufzusuchen. Ich will Sie begleiten. Es ist nicht unmöglich, daß er seinen Raub herausrückt, wenn er sieht, daß wir Ernst machen."

„Es liegt nur die Gefahr vor, daß er uns inzwischen entwischen kann."

„Auch möglich. Jetzt ist es zehn Uhr — zehn ein Viertel. Lassen Sie uns aufbrechen. Wir wollen nach dem Hospiz fahren. Auf der Stelle."

Es geschah. Das Haus lag nicht weit. Hanskarl fragte, ob der Konsul Brandt noch zu sprechen sei. Nein, erwiderte der Portier, der Herr Konsul habe sich nicht wohl gefühlt und frühzeitig zu Bette gelegt.

„Wissen Sie, wie lange der Herr Konsul noch hierbleiben will?"

„Er sagte, er wolle übermorgen früh abreisen. Aber ich kann ja mal bei ihm anklopfen lassen — vielleicht ist er doch noch auf."

Ein Kellner wurde nach dem Zimmer Brandts geschickt: ein Herr und eine Dame wünschten ihn zu sprechen. Der Kellner kam mit der Meldung zurück, die Zimmertür sei schon verschlossen gewesen, aber der Herr Konsul habe ihm zugerufen, er sei krank und liege bereits im Bett, die Herrschaften möchten sich morgen vormittag zu ihm bemühen . . .

„Wir sind keine Detektivs", sagte Hanskarl bei der Heimfahrt zu Gunde. „Es wäre richtiger gewesen, wir hätten uns nicht erst gemeldet. Nun ist er gewarnt — und er darf uns um keinen Preis entwischen. Ich bringe Sie jetzt nach dem ‚Nassauer Hof'. Dann fahre ich zum Polizeipräsidenten. Den kenne ich persönlich sehr gut. Er war heute im Theater, wird also noch zu sprechen sein. Brandt muß beobachtet werden. Morgen früh acht Uhr hole ich Sie ab."

Der Wagen hielt vor dem Hotel, Hanskarl verabschiedete sich.

„Gute Nacht, gnädiges Fräulein," sagte er. „Versuchen Sie, ein paar Stunden zu schlafen! Vielleicht läßt sich noch alles einrenken. Ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen helfen könnte . ."

Aber der Schlaf kam für Gunde erst in der Frühstunde. Es war merkwürdig, daß die Brandtsche Angelegenheit sie am wenigsten beunruhigte. Die Hauptsache war jetzt, ihr noch immer nicht völlig sicheres Verhältnis zu Hanskarl zu einem festen Punkte zu führen. Mein Gott, dies ewig lange Hin- und Herziehen mußte doch einmal sein Ende finden! Es lag ja alles so klar. Die Baronin Eltern wünschte die Heirat, und Hanskarl zeigte bei aller Zurückhaltung immerhin, daß er ahnte, was in dem Herzen des Mädchens vorging. Es fehlte nur noch das Letzte, das entscheidende Wort. Das mußte nun kommen. Dann war auch der Geldverlust zu verschmerzen: die alte Baronin hatte Herrn von Kalinsky ausdrücklich erklärt, daß die Vermögensverhältnisse keine Rolle mehr spielten — gar keine. Gunde war eben die Großtochter ganz nach dem Wunsche der alten Dame: sie konnte keine bessere finden. Also nun Schluß! Und Gunde träumte davon, daß dieser Schluß nahe bevorstand. Die Folgen der Brandtschen Schurkerei konnten ihn bringen. —

Am nächsten Morgen um acht wartete Gunde schon vor dem Portal des Hotels auf Hanskarl. Er war pünktlich.

„Alles abgemacht," erzählte er. „Der Präsident war sehr liebenswürdig, hat sich sofort mit dem nächsten Polizeirevier in telefonische Verbindung gesetzt und angeordnet, daß das Hospiz bewacht wird, um Brandt die Flucht abzuschneiden. Nun wollen wir sehen, ob wir die Kanaille fassen können."

Sie gingen zu Fuß durch den Kurpark und die Villenstadt.

„Großi hat geschrieben," sagte Hanskarl. „Ich soll Ihnen schöne Grüße bestellen. Der Grenzstreit ist geschlichtet, aber sie bleibt nun in Türkheim und erwartet mich da Ende Monat. Sie möchten doch mitkommen, schreibt sie. Das wäre famos, gnädiges Fräulein." (Fortsetzung folgt.)

Städte-Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — aar — ba — bach — bar — bel — ci — de — den — dras — du — fen — fi — ge — grad — hus — jac — kol — kus — ma — mar — me — men — ni — o — of — pa — pas — ra — ro — sau — sy — u — wer — wies

bilde man 13 Städtenamen und ordne sie alphabetisch; ihre Endbuchstaben ergeben dann, von oben nach unten gelesen, gleichfalls einen Städtenamen.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:

Wüßt' ich ein Land, wo ich den Frieden fände. Hans Bethge, „Die chinesische Flöte"

1. Watteau, 2. Elsaß, 3. Taglioni, 4. Charade, 5. Immermann, 6. Lama, 7. Neufundland, 8. Wedro, 9. Ipswich, 10. Dame, 11. Nachruf, 12. Rigi, 13. Eduard, 14. Eden, 15. Fama, 16. Eisen, 17. Dohle.

Bedeutungsvoll: Aufziehen.

Rösselsprung:

Damit der Mensch in Lust und Schmerz
Das Maß nicht überschritte,
Erfüllt die Wehmut ihm das Herz
Grad' in der rechten Mitte. J. G. Seidel.

Streich-Rätsel: Das Ringen an der Aisne. 1. Spargeld, 2. Hosea, 3. Dachs, 4. Oder, 5. Nervi, 6. Mähren, 7. Tala, 8. Ulme, 9. Essen, 10. Sinaia, 11. Rain, 12. Eid, 13. Kante, 14. Messer, 15. Barbara, 16. Salbei, 17. Reims, 18. Rügen, 19. Elfe.

Wandlung: Mitte, Mittel.

Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.

XXVI. Jahrgang
Nr. 28

15. Juli 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Vor dem Aufstieg zum Luftkampf:
Prüfung des Maschinengewehrs durch den Beobachter.

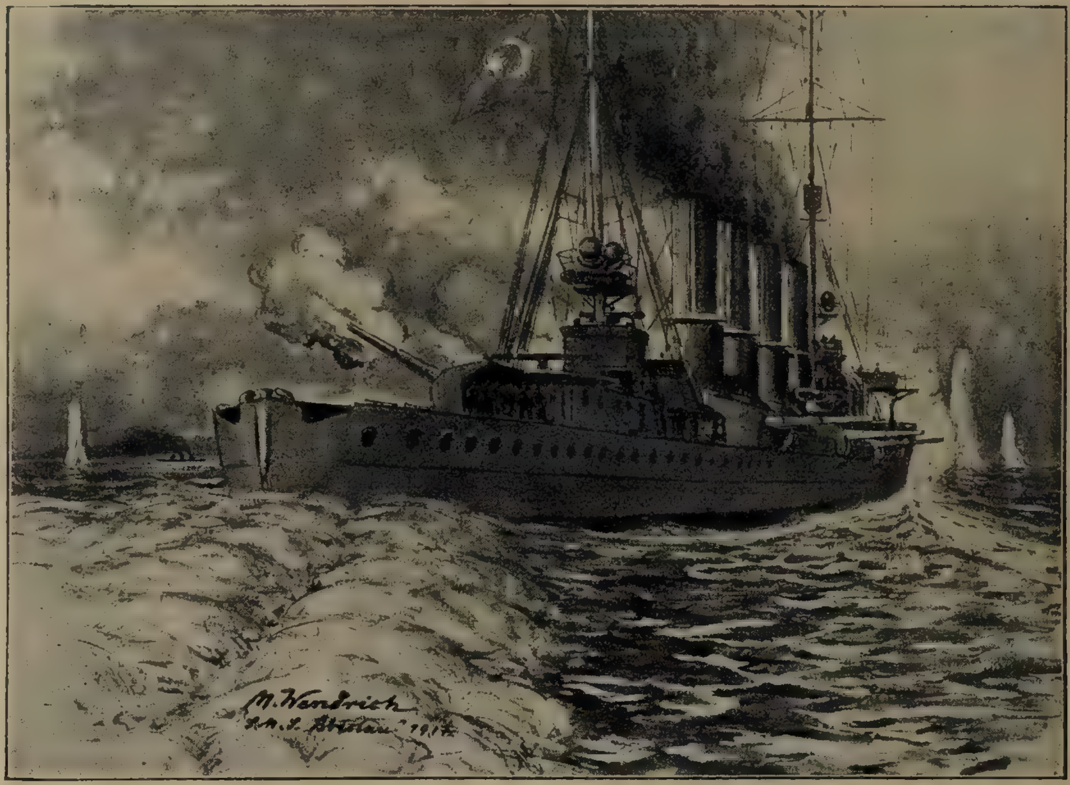
BRESLAU – MIDILLI IM KAMPF

gegen die russische Flotte

Dick und schwer hängt der Himmel aufs Wasser; es ist fast Abend geworden und es tropft von allen Stagen und Aufbauten. ‚Sichtigkeit ist so gut wie gar nicht‘ — denkt der Signalmaat, der die Wettereintragungen ins Loggbuch macht.

„So recht ein Wetter für plötzliche unangenehme Begegnungen,“ meint der wachhabende Offizier und schüttelt sich den Regentropfen von der Nasenspitze, zum hundertundsoundsovielsten Male auf dieser Wache. Abends wird's wieder noch dunkler, hell war es ja eigentlich heute überhaupt nicht, und gegen sechs Uhr ist's stockfinster.

Wir fahren mit fünfzehn Seemeilen durchs Wasser. Zu regnen hat es nun glücklich aufgehört, aber dafür sind wir mitten drin in den Nebelwolken. Die Luft ist so voll Wasserdampf, daß sie sich kaum atmen läßt.



„Breslau-Midilli“ im Kampf gegen russische Seestreitkräfte im Schwarzen Meer. Zeichnung von Wendrich, Lt. der Seewehr.

Um 6 Uhr 30 Minuten ist Wachwechsel. Wir kommen aus der kaum beleuchteten Messe an Deck und stellen uns dort, noch gänzlich geblendet, erst mal hin.

Allmählich gewöhnt sich das Auge an die Dunkelheit, und es sieht nicht mehr alles so trostlos eintönig schwarz aus. Einige Konturen des Schiffes kommen allmählich doch heraus.

Jetzt tasten wir uns über Deck nach der Brücke und fühlen uns dort an die alte Wache heran.

Doch sonderbar, die hat scheinbar keine rechte Lust, abgelöst zu werden. Alles steht zusammen und guckt angestrengt nach vorn.

Da, an Steuerbord voraus, ist ein schwarzer, langer Streifen, ganz nahe, denn weit kann man ja überhaupt nicht sehen.

„Das ist doch sehr verdächtig, ich halte es für Schiffe,“ meint der Leutnant Wodrig.

„I wo,“ äußert die neue Wache, „das ist ein dunkler Wasserstreifen, da ist eben mal kein Nebel, und dann ist das Wasser eben wie bekanntlich nachts schwarz!“

Alles starrt wieder nach dem dunklen Streifen.

Da blitzt es zweimal aus dem Streifen auf. Fast lautlos — mit einem kaum hörbaren Zischen, also keine Artillerie, Torpedoschuß!

„Hart Backbord, beide Maschinen äußerste Kraft voraus!“

„Alarm!“ . . . .

„Scheinwerfer sechzig Grad leuchten. Feuer eröffnen!“ . . . .

„Euch wollen wir schon fassen, ihr verdammten Boote!“ . . .

Die feindlichen Zerstörer konnten höchstens fünf bis sechs Hektometer entfernt sein.

Unter dem Druck des „Hartruder“ dreht das Schiff fast auf dem Fleck; es wirft sich geradezu herum und legt sich dabei so stark über, daß die Scheinwerferstrahlen zunächst einmal in die Luft stechen und erst allmählich aufs Wasser niedergleiten.

Der Zweck ist aber erreicht; unschädlich gehen zwei Blasenstreifen hart an unserer Bordwand vorbei.

Nur das Leuchten mit den Scheinwerfern war nichts. Die Strahlen konnten den dicken Nebel nicht durchdringen; eine grell leuchtende Wand stellte sich dem Auge plötzlich entgegen und blendete ganz unerhört. . . . Sofort werden die Scheinwerfer wieder abgestellt.

Tiefste Dunkelheit und Schweigen umgibt uns wieder. . . .

Aber nur für ein paar Augenblicke . . . Dann setzt ein Höllenlärm ein und zugleich ein Riesenfeuerwerk ganz besonderer Art.

Aus dem Dunkel an der ganzen Steuerbordseite blitzt es in langer Reihe auf, und zehn, zwanzig, dreißig Brummer sausen, heulen, pfeifen durch die Luft auf uns zu . . .

Aber wie: hell wie Raketen leuchtend, von einem rotglühenden Flammenmantel umflattert, kommen die infernalischen Geschosse durch den Nebel auf uns zugeritten; die ganze russische Flotte mußte im Halbkreis um uns stehen.



Auf der „Breslau“ während eines Kampfes mit russischen Zerstörern. Aus dem neuen Ullstein-Kriegsbuch „Die Fahrten der Breslau“.

Von den Schiffen selbst konnten wir gar nichts sehen, da wir durch die flammenden Geschosse dauernd geblendet waren.

Es war ein einzig schönes Schauspiel, wenn es nur nicht so verdammt ernst für uns gewesen wäre.

Jede Granate konnte man wie eine Leuchtkugel schon lange vorher sehen, konnte ganz genau erkennen, die geht rechts, die links von dir vorbei, die kommt gerade auf dich zu, und wenn du Dusel hast, ist sie zu kurz oder zu weit! Und dieses Knobeln war doch etwas unangenehm.

Dabei ballerten die Russen los wie die Wilden. Manchmal waren etwa zwanzig bis dreißig Granaten in der Luft. Ich ging von vorn übers Mitteldeck nach den achteren Scheinwerfern und wurde oft durch den hellen Schein eines vorbeisausenden Brummers so geblendet, daß ich unwillkürlich abstoppte und den Arm vor den Kopf hielt. Dicht über uns weg, zwischen Stagen, Masten und Schornsteinen heulte der Feuerregen durch die Luft.

Die Russen müssen die Geschosse irgendwie leuchtend gemacht haben, sie vor dem Abschuß in Oel getaucht haben, so daß richtig brennende Granaten durch den Nebel auf uns zu sausten . . .

Wir sahen nichts als leuchtende Bahnen auf dem undurchdringlichen Nachthimmel. Dahinter aber lag im Dunkel, vielleicht nur tausend Meter entfernt, der übermächtige Feind mit fünf Linienschiffen, von denen nur ein gut sitzender Schuß unser Schicksal besiegeln konnte. . .



„Weil England es befahl."
Das Leichenfeld nach den neuen russischen Angriffen in Galizien.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Einige Grabenkampfmittel: Granatwerfer.
Phot. Bufa.



Kleiner Minenwerfer.



Laden eines Minenwerfers.
Phot. Bufa.

Darum ziehen wir auch weg, was Kessel und Turbinen hergeben können.

Wir gingen sofort mit beiden Maschinen auf äußerste Kraft voraus.

Das Schiff duckt sich gewissermaßen zusammen, bebt in dem wilden Rhythmus seiner Turbinen, und man fühlt förmlich, wie es anspringt mit seinen sechsunddreißigtausend Pferde-



Lt. Almenroeder †,
Ritter des Pour le mérite, der 30 feindliche Flugzeuge im Luftkampf besiegt hat.



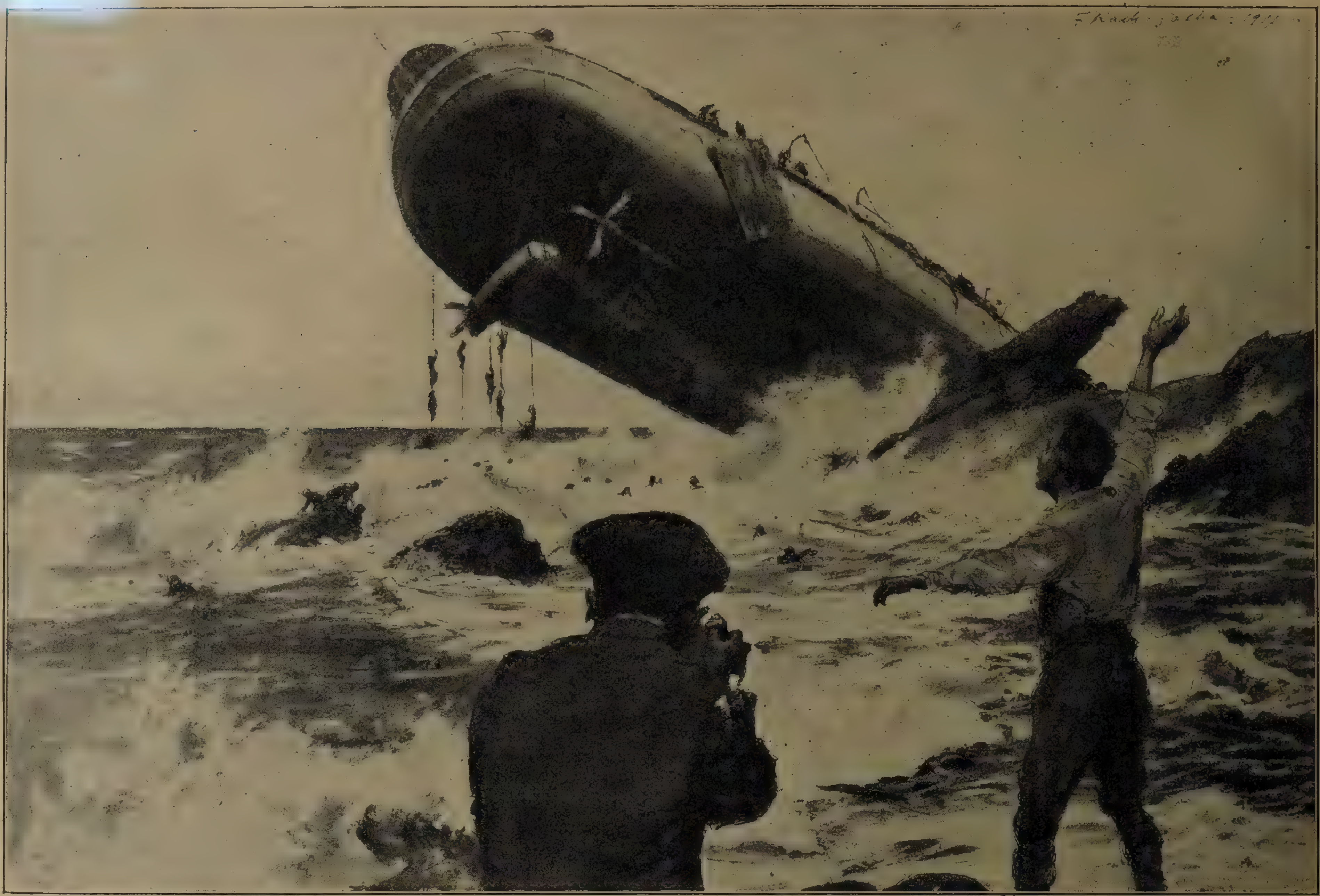
Hindenburg bei General Otto v. Below.



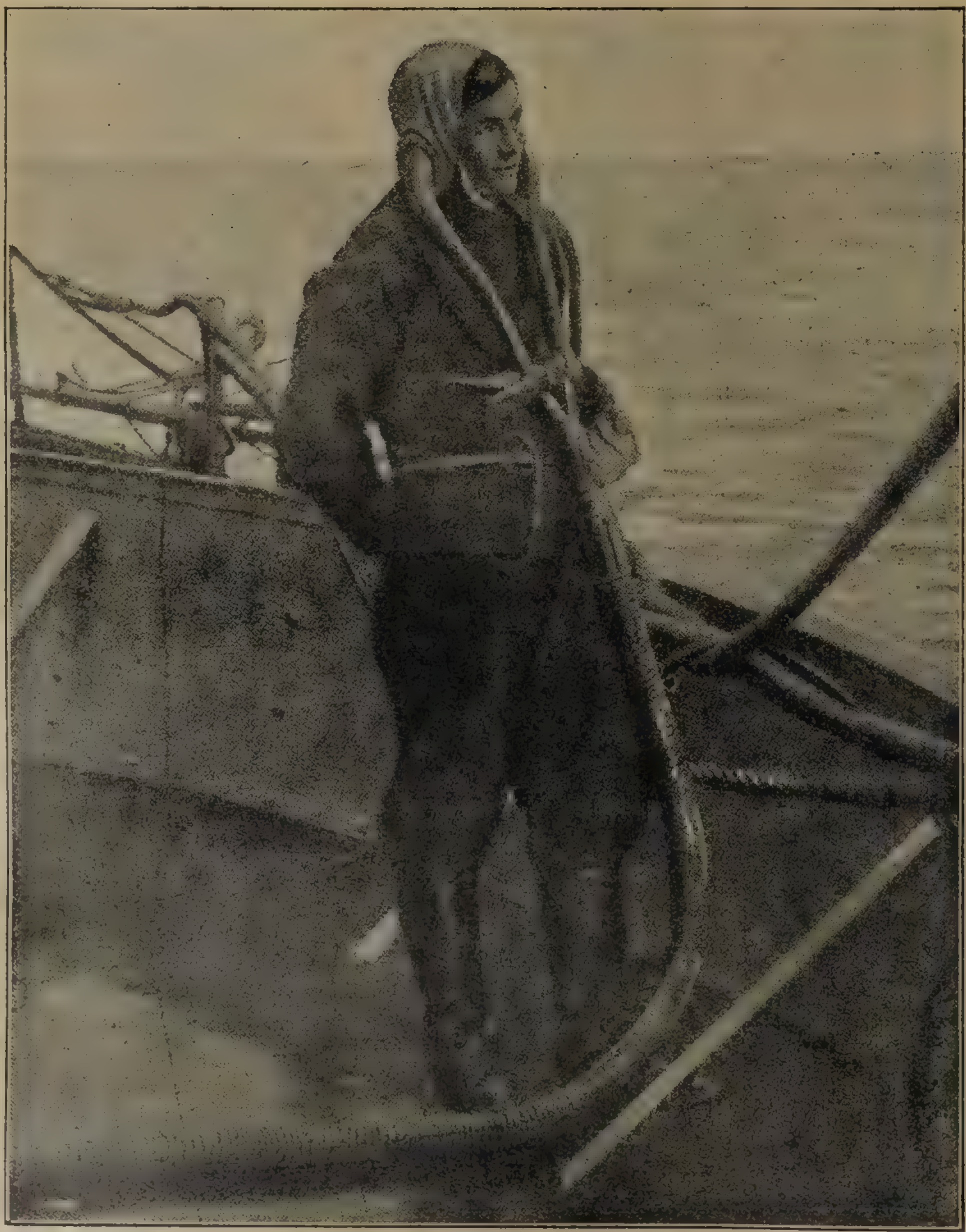
Englische schwere Artillerie an der Isonzofront.



Unversehrt erbeutetes französisches Flugzeug, das an den Streben Brand-Raketen trägt, die beim Angriff auf einen Fesselballon vom Führer elektrisch ausgelöst werden.



Englischer Truppen-Transport-Dampfer, der von einem deutschen U-Boot im östlichen Mittelmeer torpediert wurde und sinkend auf den Strand lief. An der Steuerbordseite hängt ein Rettungsfloß, das nicht mehr ins Wasser gelassen werden konnte. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha nach einer englischen Photographie.



Befehlsübermittler für ein 15-cm-Geschütz auf einem Schlachtschiff, der durch ein Hörrohr Befehle vom Feuerleitungsstand entgegennimmt und weiterruft. (Aus einer englischen Zeitschrift.)

kräften . . . . Ein unerhörtes Leben entfaltet sich; die Ventilatoren rasen und tosen darauf los, um in die Heizräume die Luft zu pressen, die dann aus den Schornsteinen dröhnend entweicht. Während das Deck rhythmisch zu schwingen beginnt unter den rasenden Umdrehungen der Turbinen, geht ein anschwellendes, aufsteigendes Brausen durch das ganze Schiff: es ist wie eine ungeheure, begeisternde Tonleiter, ein Sturmgesang von all den Kräften, die sich jetzt entfalten und den Kreuzer in prachtvoller Fahrt durchs Wasser jagen. Am Bug zischt das weggeschleuderte Wasser hoch . . . Das Heck saugt sich ein, und hinter dem Schiff zieht sich wie ein kochender Streifen die Hecksee lang . . . . In drei Minuten waren wir von fünfzehn Seemeilen Marschfahrt auf siebenundzwanzig Seemeilen hoch gegangen!

Ein dreifaches Hurra für unsere wackeren Heizer! Wir brausen mit einer Bombenfahrt durch den Nebel. Es war aber auch die höchste Zeit. Die Kurzschüsse lagen oft so nahe, daß die Wassersäulen über das Schiff gingen und das Deck überschwemmten. Und doch kein einziger Treffer. Dabei gaben wir noch eine ziemlich lange Zeit ein recht gutes Ziel ab. Wir sprühten aus allen vier Schloten einen ununterbrochenen Funkenregen, der durch die rasende Fahrt glatt nachachtern abgeweht wurde und über dem Schiffe wie ein Feuerschleier lag, den wir hinter uns dreinzogen. Wir müssen



Englischer Mißbrauch des Roten Kreuzes: Aufstieg eines Beobachtungsballons von einem engl. Lazarettschiff aus zur Erkundung feindlicher Unternehmungen. Aus der holländischen Zeitschrift „De Haagsche Wereld“.



Soldaten-Vergnügen in der Ruhestellung:
Ungarische Artilleristen beim „Prellen“ eines neuen Kameraden.
Phot. Berl. Ill. Ges.

uns wie eine Art Meteor von dem allzu gefährlichen Schauplatz entfernt haben. Beinahe waren wir den Russen in eine richtige Falle gelaufen. Sie mußten unseren Kurs erraten haben, da wir während des vorhergehenden Tages mehrfach an der Krimküste in Sicht von Land gekommen waren. So waren sie mit ihrer ganzen Flotte ausgelaufen, um uns den Weg nach dem Bosporus zu verlegen. Als dann die Begegnung im Nebel stattfand, sahen die Zerstörer uns zuerst, da sie niedrig auf dem dunklen Wasser lagen, während wir gegen einen für sie günstigeren Himmel standen und daher eher auszumachen waren. Um ein Haar wäre der Ueberfall geglückt.

*

Wir entnehmen diese Episode dem neuen Ullstein-Kriegsbuch „Die Fahrten der Breslau im Schwarzen Meer“, in dem Oberlt. z. S. Dönitz eine bildhafte und spannende Schilderung des Seekriegs von heute gibt.



Die russischen Heerführer Gurko und Brussiloff,
die Leiter des neuen Angriffs.
Aus einer franz. Zeitschrift.

Aus der deutschen Kunstwelt

Schon seit Kriegsbeginn ist die „Große Berliner Kunstausstellung“ obdachlos, da der Glaspalast am Lehrter Bahnhof für vaterländische Zwecke gebraucht wird. Die „Große Berliner“ hat sich darum nach einem Kriegsheim umsehen müssen; im vergangenen Jahre hat sie in der Akademie der Künste am Pariser Platz Unterschlupf gefunden, jetzt aber standen ihr diese Räume auch nicht zur Verfügung. Nun, weil in Berlin kein Platz war, ist sie nach Düsseldorf gezogen, hat sich einfach auf Reisen begeben, und damit wohlgetan. Denn es ist besser, daß die Künstler in einer großen Provinzstadt ihre Werke zeigen, als überhaupt nicht, und für Düsseldorf selbst bedeutet dieser Kriegsbesuch ein hervorragendes künstlerisches Ereignis. Und noch etwas: die „Große Berliner“ in Düsseldorf steht unter dem Zeichen des künstlerischen Burgfriedens. Was in Berlin unmöglich erschien, dort wurde es Ereignis. Neben den ständigen Ausstellern, den Akademikern, zeigen nun auch die beiden Berliner Sezessionen ihre Künste, neben den Aufrührern der Kunst stehen friedlich die alten Kämpen.



Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1917 im Kunstpalast zu Düsseldorf:
Götze, Gemälde von Max Pechstein.
Verlag von Fritz Gurlitt, Berlin.



Am 1. August 1914 vor dem kgl. Schloß in Berlin.
Gemälde von Prof. Arthur Kampf in der Großen Berliner Kunstausstellung 1917 im Kunstpalast zu Düsseldorf.
Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin.



Richard Wagners Enkel:
Siegfried Wagner
mit seinem Söhnchen vor der Villa Wahnfried in Bayreuth.
Phot. Semmet.

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

19. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten wird der schon veröffentlichte Anfang dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Nun hätte Gunde Hanskarl am liebsten umarmt und geküßt. Das wäre die beste Zusage gewesen. Aber es ging hier nicht auf der Straße. Die Tücke des Objekts war dagegen.

„Ob ich mitkomme? Darüber können wir noch sprechen,“ antwortete sie.

Jetzt war man am Hospiz, einem beliebten, sehr sauberen und gut gehaltenen Gasthof, der von Durchreisenden bevorzugt wurde. Hanskarl fragte nach dem Konsul.

„Einen Augenblick,“ erwiderte der Pförtner und verschwand. Er kehrte mit einem Herrn zurück, der sich als Direktor des Hauses zu erkennen gab und die beiden bat, ihm zu folgen.

Man trat in ein Parterrezimmer. Drei Herren waren anwesend und wurden vorgestellt: zwei Kriminalkommissare und ein Arzt, ein Sanitätsrat. Dann nahm der Direktor das Wort.

„Konsul Brandt ist tot,“ sagte er. „Der Hausdiener bemerkte heute früh gegen sechs einen scharfen Brandgeruch, der aus den Türritzen des Zimmers kam, das der Konsul bewohnte. Man weckte mich; wir klopften und erbrachen die Tür, als keine Antwort erfolgte. Der Konsul lag entseelt in seinem Bette; er hatte Selbstmord begangen.“

„Großer Gott,“ murmelte Gunde.

„Er hat sich mittels Chloral vergiftet,“ setzte der Sanitätsrat hinzu. „Die Dosis war so stark, daß sofort eine Lähmung des Herzens und des Atmungszentrums eingetreten sein muß.“

Dann fuhr der Direktor fort:

„Vor seinem Tode hat er eine Unmasse Papier verbrannt. In seinem Zimmer befand sich kein Ofen, wir haben Zentralheizung, wohl aber ein Kamin. Er hat das Feuer vermutlich mit Spiritus angezündet, den er für seine Brennschere benützte. Unter den Restbeständen im Kamin fanden wir Haufen von verkohltem Papiergeld, und zwar in solchen Massen, daß er es nur in seinem Koffer mitgeführt haben kann. Die eine Seite des Koffers war völlig entleert. Auch die Brieftasche enthielt keine Banknoten mehr; nur im Portemonnaie sind noch einige Gold- und Silberstücke zurückgeblieben. Diese Vernichtung eines Vermögens führte uns zunächst zu der Annahme, daß der Konsul Brandt in einem Anfall von Geistesstörung gehandelt haben könne. Wenn Sie, gnädiges Fräulein, oder Sie, Herr Baron, andere Angaben zu machen vermögen, bitte ich Sie sie gütigst zu Protokoll zu geben.“

Gunde hatte sich setzen müssen. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen.

Einer der Kriminalkommissare richtete eine Reihe von Fragen an sie, die sie wahrheitsgemäß beantwortete. Dann schilderte sie den Besuch Brandts am gestrigen Nachmittag bei ihr. Er habe ihr offen zugestanden, daß er sich gewissermaßen auf der Flucht befinde, und daß er ihre Kapitalien in Banknoten und Wertpapieren mit sich führe.

„Die er Ihnen aber nicht überlassen wollte?“ warf der Kommissar fragend ein.

„Nein — oder doch nur unter bestimmten Bedingungen.“

„Unter welchen Bedingungen, gnädiges Fräulein?“

„Ich sollte ihn nach London begleiten. Er wollte mich heiraten.“

„Ah,“ rief der Kommissar, „da haben wir also das Motiv des großen Autodafés! Sie haben ihm die Tür gewiesen, nicht wahr?“

„Ja, das tat ich — in dem Moment, als Herr von Ettern mich zum Theater abholte.“

Der Kommissar hatte lebhafte, sehr kluge Augen. Ein rascher Blick streifte Hanskarl. Dann lächelte er und nickte.

„Ganz klar,“ sagte er. „Die Vernichtung Ihres Vermögens war seine letzte Rache. Sind Sie nicht auch der Ansicht, gnädiges Fräulein?“

„Durchaus. Der Konsul Brandt war sicher ein sehr schlechter Mensch. Leider habe ich mich zu spät davon überzeugt.“

„Wenn Sie sofort die Polizei benachrichtigt hätten, würden wir das Geld mit Beschlag belegt haben.“

„Herr von Ettern brachte mich erst auf diesen Gedanken. Das Hospiz ist ja dann auch bewacht worden. An den Selbstmord und an die herostratische Tat haben wir freilich nicht denken können.“

„Wieviel betrug wohl die Summe, die Brandt vernichtet hat?“

„Er sprach selbst von einer halben Million.“

Eine Bewegung entstand unter den Herren. „Donnerwetter!“ rief der Kommissar, und sein Kollege

---

Die neuen amtlichen Vorschriften, zu denen der Papiermangel geführt hat, zwingen auch die „Berliner Illustrirte“ ihren Umfang zu beschränken. Dieser Zustand kann natürlich nur ein vorübergehender sein, der Umfang wird wieder erweitert werden, sobald es die Verhältnisse erlauben.

---

fügte hinzu: „Das schöne Geld.“ Dann fragte der erste weiter:

„Das war Ihr ganzes Vermögen, gnädiges Fräulein?“

„Ja,“ erwiderte Gunde mit sanftem Lächeln, „nun habe ich gar nichts mehr.“

Dieses ruhige Bekenntnis bei heiterer Gefaßtheit war für Hanskarl berechnet. Es wirkte aber auch auf die übrigen Herren. Ein solches Heldenmädchen hatte man noch nicht gesehen.

Der Kommissar stellte nur noch wenige Fragen und notierte die Adresse Gundes für den Fall, daß weitere Aufklärungen nötig werden sollten.

Hanskarl und Gunde durften sich empfehlen.

„Ein Vorschlag, Gunde,“ sagte der junge Mann, als man wieder auf der Straße war. Er gebrauchte zum ersten Male den Vornamen ohne den Zusatz „Fräulein“. Gunde überhörte es nicht; eine freudige Wärme stieg in ihr Herz.

„Und welchen?“ fragte sie.

„Den toten Mann macht nichts mehr lebendig. Die halbe Million ist in Rauch aufgegangen. Da ich das alles nicht ahnen konnte, habe ich uns zu zehn Uhr die Pferde vor die Villa bestellt. Wir wollen sie nicht wieder in den Stall schicken. Das Wetter ist prachtvoll. Lassen Sie uns in das Rheintal reiten und in Gottes freier Luft besprechen, was nun werden soll!“

Gunde nickte zustimmend. „Einverstanden. Ich will mich nur rasch umkleiden. In zwanzig Minuten bin ich bei Ihnen.“

Sie reichten sich die Hände.

„Also auf Wiedersehen,“ sagte er, „Sie armes, armes Dingelchen.“

„Ach du lieber Gott,“ erwiderte sie harmlos, „man wird sich ja auch an die Armut gewöhnen, wenn es sein muß.“

Er schüttelte den Kopf. „Fabelhaft — ganz fabelhaft,“ rief er.

„Wieso?“

„Ach — ich meine nur. Vor Ihnen kann man den Hut bis zur Erde ziehen.“

Sie lachte unbefangen. „Ein freundschaftlicher Handschlag ist mir lieber,“ entgegnete sie. Dann trennte man sich.

Jetzt wußte Gunde, daß sie ihn fest hatte. Das Drama rückte wirklich die Entscheidung in unmittelbare Nähe. Anna half ihr im Hotel beim Umkleiden. So schnell war es noch nie gegangen. Gunde schlüpfte in das Trikot und zog die Kniestiefel an. Anna warf ihr den Reitrock über und befestigte den kleinen Rundhut auf ihrem Kopf.

Hanskarl saß schon auf seinem Braunen, sprang aber noch einmal ab, um ihr in den Sattel zu helfen. Dann ritt man langsam die Adolfsallee hinab.

„Was die Hauptsache ist, Fräulein Gunde,“ sagte er, „Sie müssen sich informieren, ob über die Firma Brandt tatsächlich schon der Konkurs verhängt worden ist. Kennen Sie einen Rechtsanwalt in der Residenz?“

„Jawohl — den Justizrat Möhring.“

„Schreiben Sie ihm noch heute und erbitten Sie sich Klarstellung aller Verhältnisse! Das beste wäre vielleicht, ich führe in Ihrem Auftrag hinüber und schaute mir alles an.“

„Nein, Herr von Ettern, das will ich nicht. An Möhring kann ich ja schreiben, obwohl es sicher unnütz ist. Ich zweifle keinen Augenblick, daß sich alles genau so verhält, wie Brandt mir gesagt hat.“

„Vielleicht ist doch noch etwas zu retten. Das kann man nicht wissen. Eine diskrete Frage: haben Sie noch genügend Barmittel, um Ihre Rechnungen im Hotel begleichen zu können?“

„O ja, vollauf.“

„Gut. Dann bringe ich Sie selbst nach Türkheim zur Grossi und zu meiner Mutter. Das weitere wird sich finden.“

„Was wird sich finden?“

„Alles weitere. Oder glauben Sie vielleicht, ich werde meine gnädigste Freundin im Unglück sitzen lassen? Fehlte mir gerade!“

Gundes Herz jubelte. „Wie ist's mit einem kleinen Trab?“ fragte sie.

„Los!“ rief er.

Die Kastanien in der Wiesbadener Allee trieben schon braune Knospen. Es war wieder einmal ein Vorfrühlingstag von seltener Schönheit. Die Sonne brannte fast wie im Sommer, die Luft war köstlich klar, die Schwalben schossen über die Felder, über der Adolfshöhe wiegte sich ein großer Raubvogel.

Es ging flott vorwärts. Links tauchte der Biebricher Wasserturm auf, rasselnd und mit gewaltiger schwarz-grauer Rauchwolke fauchte die Dampfbahn vorüber; über den fernen Taunusbergen sammelte sich ein Schwarm kleiner weißer Wölkchen.

Nach einer halben Stunde fiel das Reiterpaar wieder in Schritt.

„Tolle Geschichte,“ sagte Hanskarl.

„Was?“

„Ach — daß dieser Schuft Ihr Vermögen verbrannt hat.“

„Er hätte es auch verspielen können.“

„Natürlich. Haben Sie ihm denn nie Mißtrauen entgegengebracht?“

„Doch. Innerlich ja. Ich bin das Gefühl nicht losgeworden, daß das ganze Leben nichts als ein Hasard für ihn war. Aber er war schon der Bankier meines Vaters, er war Hofbankier, er hatte einflußreiche Verbindungen. Und er war sehr, sehr schlau. An einen so rapiden Absturz habe ich nicht geglaubt.“

„Und dieser Elende, ist es denkbar — dieser Elende hat Sie wahrhaftig heiraten wollen?“

„Hören Sie, Ettern, es ist meine Ueberzeugung, daß er schon seit zwei Jahren diesen Plan verfolgt hat. An halben Erklärungen hat er es nicht fehlen lassen. Und auch die schroffste Absage konnte ihn nicht entmutigen. Nun glaubte er, mich zwingen zu können. Ich war ja sein Opfer. Er sagte mir, daß er mich zur Bettlerin machen würde. Das war sein Haupttrumpf. Und da ich dennoch widerstand, wurde er stutzig und fragte mich, ob mein Herz nicht mehr frei sei.“

„O der Schurke! Und Sie? Was haben Sie ihm geantwortet?“

„Raten Sie!“

„Sie haben ihn ausgelacht.“

„Nein. Nicht in diesem Augenblick. Das wäre verfehlt gewesen. Ja, schrie ich zurück. Ich bin nicht mehr frei! Längst nicht mehr!“

Das rief sie laut. Es hörte ja nur der, der es

hören sollte. Es klang so, als wachse in der Erinnerung ihre erregte Stimmung. Aber am Ohr Hanskarls und in seinem Gefühl sollte es anders klingen. Er stutzte auch, und ein rascher Ausdruck von Ernst flog über sein Gesicht. Nun wartete sie darauf, daß er fragen würde: „Ist das Wahrheit, Gunde?“ — oder doch so ähnlich. Aber jetzt kam bei ihm wohl wieder die korrigierende Gegenströmung, die sich von inneren Empfindungen frei machte.

Er nickte zustimmend und rief: „Recht so! Ganz ausgezeichnet! Und —?“

Dies „Und“ war wieder eine neue Frage.

„Und da kamen Sie,“ gab sie ungeduldig zurück.

„Ja natürlich,“ sagte er, „da kam ich. Unerwartet — sonst hätte sich die Szene noch dramatischer zugespitzt. Aber vielleicht — vielleicht würden Sie mit geschickter Diplomatie noch mehr erreicht haben. Sie hätten sich eine Stunde Bedenkzeit ausbitten und zu mir kommen sollen . . . Freilich, ich trat ja dazwischen,“ fuhr er hastiger fort, „und mein guter Rat verspätete sich auch. Wir haben das töricht gemacht — die halbe Million ist futsch.“

„Gründlich.“

„Wundervoll, wie kühl Sie das auffassen! Beneidenswert. Jeder andere an Ihrer Stelle würde in Verzweiflung sein — würde schreien, brüllen, heulen, toben.“

„Das tät' ich auch — wenn es nützen würde. Aber Unsinniges widerstrebt mir. Ich kann nichts tun, als mich der Notwendigkeit fügen. Das Unabänderliche mit Würde tragen. Ein gutes Wort, nur nicht immer leicht zu befolgen.“ Sie deutete mit der Hand die Straße hinab . . . „Ist das schon Biebrich?“ fragte sie.

„Ja,“ entgegnete er kurz, wie aus sinnenden Gedanken auffahrend.

„Schlußgalopp, Herr von Ettern! Dann wollen wir frühstücken. Ich habe Hunger . . .“

Wieder griffen die Gäule aus. Eine halbe Stunde später saßen die beiden jungen Menschen im sogenannten Extrazimmer der „Krone“ unten am Rhein und frühstückten mit gesundem Appetit. Der Fisch war gegessen, auch das Kotelett verspeist. Man war ganz vergnügt.

„Einen Eierkuchen?“ fragte Hanskarl. „Oder was sonst zum Abschluß?“

„Nichts mehr — ich danke. Ich bin gesättigt.“

„Aber noch ein Glas Schaum,“ rief er „— zur Auffrischung . . .“ Er bestellte. Der Kellner brachte den Sekt und entfernte sich wieder. Er war geübt im Verkehr mit jungen Pärchen.

„Also nun wollen wir einmal verständig miteinander reden,“ begann Hanskarl. „Ich trage eine gewisse Mitschuld an Ihrem Unglück. Bitte — das ist zweifellos. Hätte mich der Zufall nicht dazwischengeführt, so würden Sie sich alles vielleicht besser überlegt haben. Ich deutete das schon an. Ich war auch ein schlechter Ratgeber. Ich bin verpflichtet, Ihnen zu helfen.“

„Gott bewahre,“ entgegnete sie hastig. „Keine Rede von Verpflichtung. Die Schuldige bin ich allein. Lieber Freund, ich hätte mir mein ganzes Leben anders einrichten sollen. Aber ich war zu bequem dazu — zu lässig. Es paßte mir ganz gut, daß ich mich nicht weiter um meine Geldangelegenheiten zu kümmern brauchte. Brandt schickte mir die gewünschten Kreditbriefe, wenn ich sie einforderte, und damit Sela. Nun muß ich eben sehen, wie ich durchs Leben komme. Es wird schon gehen. Ich will zunächst zu einer Freundin nach Wien und mich mit ihrer Hilfe um eine passende Stelle bemühen —“

„Kein Gedanke,“ fiel er ein. „Was denn für eine Stelle?“

„Irgendeine. Vielleicht als Gesellschaftsdame.“

„In einem fremden Hause? Gunde, das wäre verdreht. Verzeihen Sie den Ausdruck — aber Sie würden sich ja mordsunglücklich fühlen . . . Vergessen Sie doch nicht, daß alle diese Stellungen etwas Dienendes haben!“

„Wenn die Not an mich herantritt, werde ich mich auch mit der Dienstbarkeit abfinden,“ erwiderte sie.

„Das will ich aber nicht!“ rief er aufspringend. „Not? Lieber Gott, das ist ein furchtbares Wort! Sie sollen — und sollen nicht Not leiden! Nie! Bin ich dazu Ihr guter Freund geworden, daß ich zusehen soll, wie Sie infolge der Niederträchtigkeit eines Schurken vielleicht — vielleicht dem Mangel und der Entbehrung preisgegeben werden?! Der Gedanke schon könnte mich verrückt machen.“ Nun lachte er wieder, setzte sich neben sie auf den Stuhl und schaute sie heiter an . . . „Was sagten Sie vorhin?“ fuhr er fort. „Sie wollten Gesellschaftsdame werden. Da habe ich einen ausgezeichneten Platz für Sie. Nämlich in Türkheim. Meine Großmutter hat eine förmliche Schwärmerei für Sie. Die wird glücklich sein, wenn Sie bei ihr sind. Und meine Mutter auch. Fräulein Gunde, Sie müssen vor allen Dingen für den Augenblick gut und sicher untergebracht werden. Sie sind freilich von erstaunlicher Tapferkeit, aber die Reaktion kann nachkommen. Man klappt doch mal zusammen. Da müssen Sie von Liebe und Herzensgüte umgeben sein. Und die finden Sie in Türkheim . . .“ Er streckte ihr die Hand hin . . . „Schlagen Sie ein,“ rief er. „Ich telegraphiere nachher, und morgen fahren wir los . . .!“

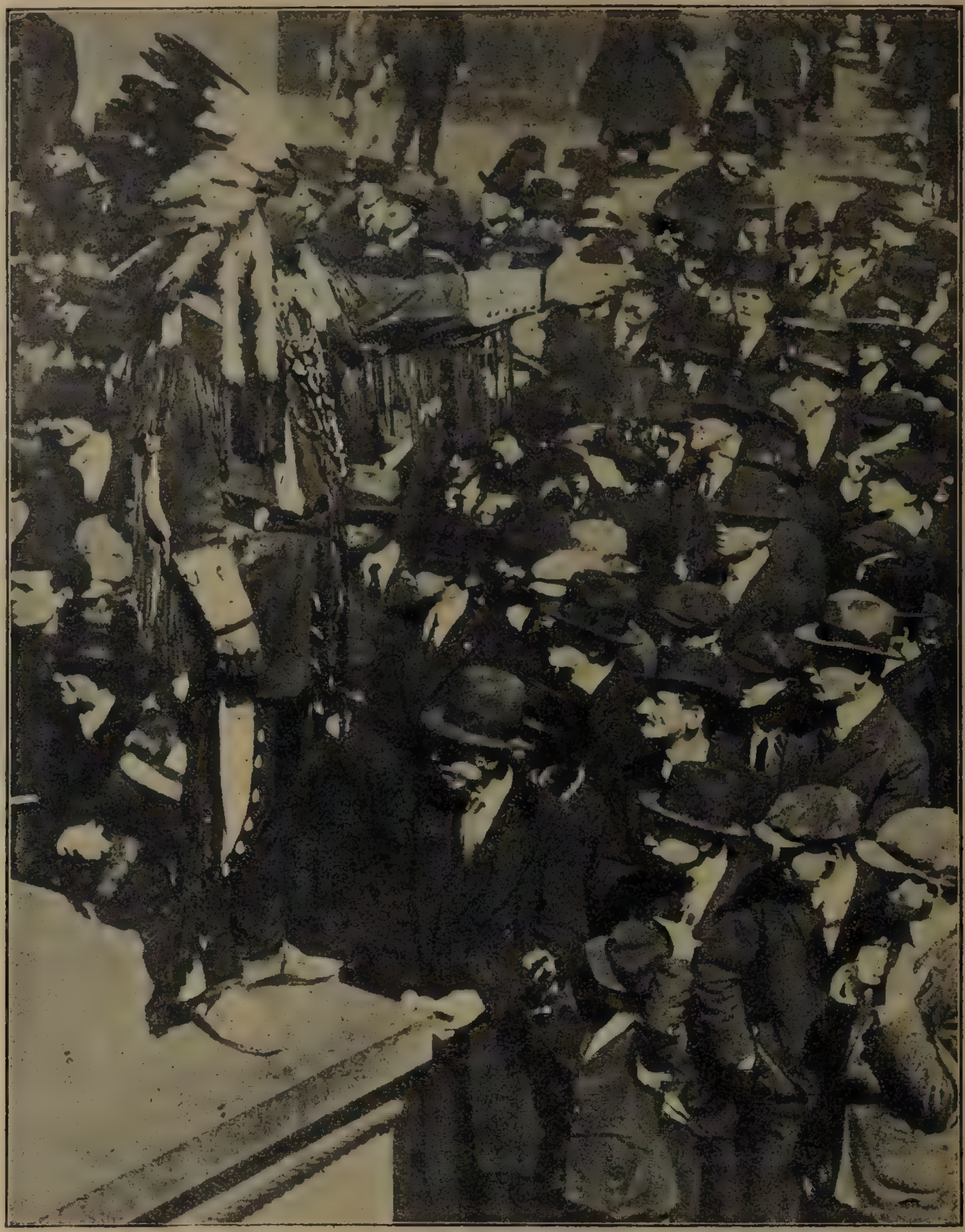
Ihre Blicke trafen sich, und nun kam es so, daß er in ihren Augen ein Licht sah, daß ihn mit lähmendem Schrecken erfüllte. Er wollte seine Hand zurückziehen, aber sie ließ sie nicht los. Aller Glanz ihrer Seele entzündete sich in ihren Augen und überstrahlte ihn. Sie neigte sich zu ihm, ihre Arme legten sich um seinen Hals, und dann sagte sie mit der vollen Süße ihrer Stimme: „Ich habe Dich ja so lieb . . .“ und wollte ihn küssen.

Doch sie küßte ihn nicht. Sie fühlte etwas, das wie ein eisiger Hauch irgendwoher kam, aus dem Boden stieg, aus der Luft sie umwehte — etwas Unbegreifliches, etwas Fürchterliches. Sie fühlte zugleich, wie er sanft — sanft zwar, aber es geschah doch — wie er ihre Arme von seinem Hals löste. Und dann starrte sie mit Entsetzen in ein totenblasses Antlitz.

(Fortsetzung folgt.)



Frau Kupfer,
die Angeklagte in dem großen Betrugsprozeß.



Die verkehrte Welt: Amerikanische Kriegspropaganda.
Der Indianerhäuptling „Der rote Adler“ in New York bei einer Ansprache an „die Bleichgesichter“, die er auffordert, „den Kriegspfad zu betreten“ (von dem man ihn jahrzehntelang mühsam entwöhnt hat!)



Der Gegner bei Lens:
General Horne,
Befehlshaber der englischen Truppen.

RÄTSEL

Dreifacher Sinn.

Was sich zu eigenem Besitz vergebens
Gar mancher wünscht im Laufe seines Lebens,
Kann auf dem Markt für wenig Geld man kaufen;
Man wirft's uns schließlich nach in ganzen Haufen.

Im Sommer.

Unter dem Ganzen zu sitzen,
Ist schön zu zwei'n.
Mit dem Ganzen
Unter dem Ganzen
Ist's schöner allein.

Sonderbar.

Vom Dache fiel das Rätselwort,
Brach sich den Fuß und lief dann fort.

Dreisilbige Scharade.

Die Erste hat Füße und kann doch nicht stehen,
Die Letzten sind sanfte und fromme Geschöpfe;
Das Ganze im schmutzigen Haus wird geschehen:
Da tun es die Möbel und Bücher und Töpfe.

Der Sieger.

Seht, wenn zum Kampf er sich stellt,
Räumen die Motten das Feld.

Lösung des Städte-Silbenrätsels aus voriger Nummer:

Sondershausen.

Aarhus, Ajaccio, Barmen, Belgrad, Fiume, Kolmar, Madras, Offenbach, Padua, Passau, Syrakus, Wernigerode, Wiesbaden.

HUMOR

Richter: „Sie unterschrieben den Brief mit: „Die schwarze Hand“! Gehören Sie einer Verbrecherverbindung an?“

Angeklagter: „Nee, ick habe keene Seifenkarte!“

*

Professor (zu einem Schüler während einer Klassenarbeit): „Bitte schreiben Sie die Zeile bis zum Rande voll, das Papier ist jetzt sehr knapp!“ — Nach wenigen Minuten tritt er wieder an den Schüler heran: „Zum Donnerwetter, ich hab' Ihnen doch eben erst gesagt, Sie sollen bis zum Rande schreiben, können Sie denn nicht hören? — So, jetzt schreiben Sie die Arbeit noch mal ab!“ und streicht die ganze Arbeit durch.

*

Zuversicht. Der schönen, der gereimten und ungereimten, der ernsten und heitern Aufschriften auf den Bahnwagen habe ich viel gelesen, als die deutschen Truppen nach Galizien anrollten. Aber keine gefiel mir so gut, wie die auf dem Wagen eines süddeutschen Regiments:
„Rußland muß badisch werden.“



„Was Lehmann, Sie oller Krauter als Wandervogel mit Laute und Mandoline?“
„Stille, Mensch, das sind Attrappen, da hamstere ich Eier und Butter drin auf meinen Partien!“

Laufte sich da eines Tages ein Kanonier, und man fragte ihn teilnehmend, ob er viele habe.

„Eine einzige,“ sprach er, „eine eigene, die andern sind nur zu Besuch bei ihr.“

Roda Roda

*

Der unsere militärische Ausbildung leitende Korporalschaftsführer ist von Beruf Professor. Die Exerziervorschriften trägt er uns wortgetreu vor, wie sie im Buche stehen und verlangt, daß die Leute die Sachen ebenso hersagen.

Wir haben einen Kameraden, der seines Zeichens Waldarbeiter ist und wohl nebenher etwas wildert. Er bringt nicht einen einzigen Satz ordentlich zuwege; aber mit dem Gewehr versteht er meisterhaft umzugehen. Als es zum Scharfschießen kommt, erzielt er die besten Treffer und ist allen anderen weit voran. Da sagt der Professor-Unteroffizier zu mir:

„Dieser Wurzer ist mir direkt ein Rätsel. Der Kerl hat keine Ahnung, wie ein Anschlag auszuführen ist — und ganz wunderbarerweise trifft er.“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.
a b c d e f g 1 2 3 4 5

XXVI. Jahrgang
Nr. 29

Berliner

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.

22. Juli 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller



Phot. Grone.

„Kulturkämpfer".
Gefangene farbige Franzosen aus den letzten Kämpfen in Flandern.

DAS MASCHINENGEWEHR

Von Erich v. Salzmann



Das Maschinengewehr. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

In der Bezeichnung liegt bereits ausgedrückt, was diese moderne Waffe bedeutet. Sie ist als Ersatz der menschlichen Tätigkeit und deren Verstärkung durch die Maschine gedacht. Als das Maschinengewehr praktisch den Armeen zugeteilt wurde, waren selbstverständlich, wie immer in solchen Fällen, die Meinungen der denkenden Soldaten sehr geteilt. Der alte Troupier sagte: „Bleibt mir weg mit diesem modernen Kram! Das ist ja



Besetzung eines riesigen Minentrichters sofort nach der Sprengung durch unsere Truppen.
Im Verhältnis zu dem riesigen Trichter erscheinen die Figuren der Mannschaften, die den Rand besetzt haben, winzig klein. Am linken Rande: ein Maschinengewehr. Im Krater sieht man Mannschaften mit Schutzschilden hinaufklettern. Phot. Bufa.

DIE EREIGNISSE IN DER INNEREN POLITIK:

Männer, von denen man spricht



Reichstagsabg. Erzberger (Zentrum). Phot. Titzenthaler.



Phot. Matzdorf.

Reichstagsabg. Legien, Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands.



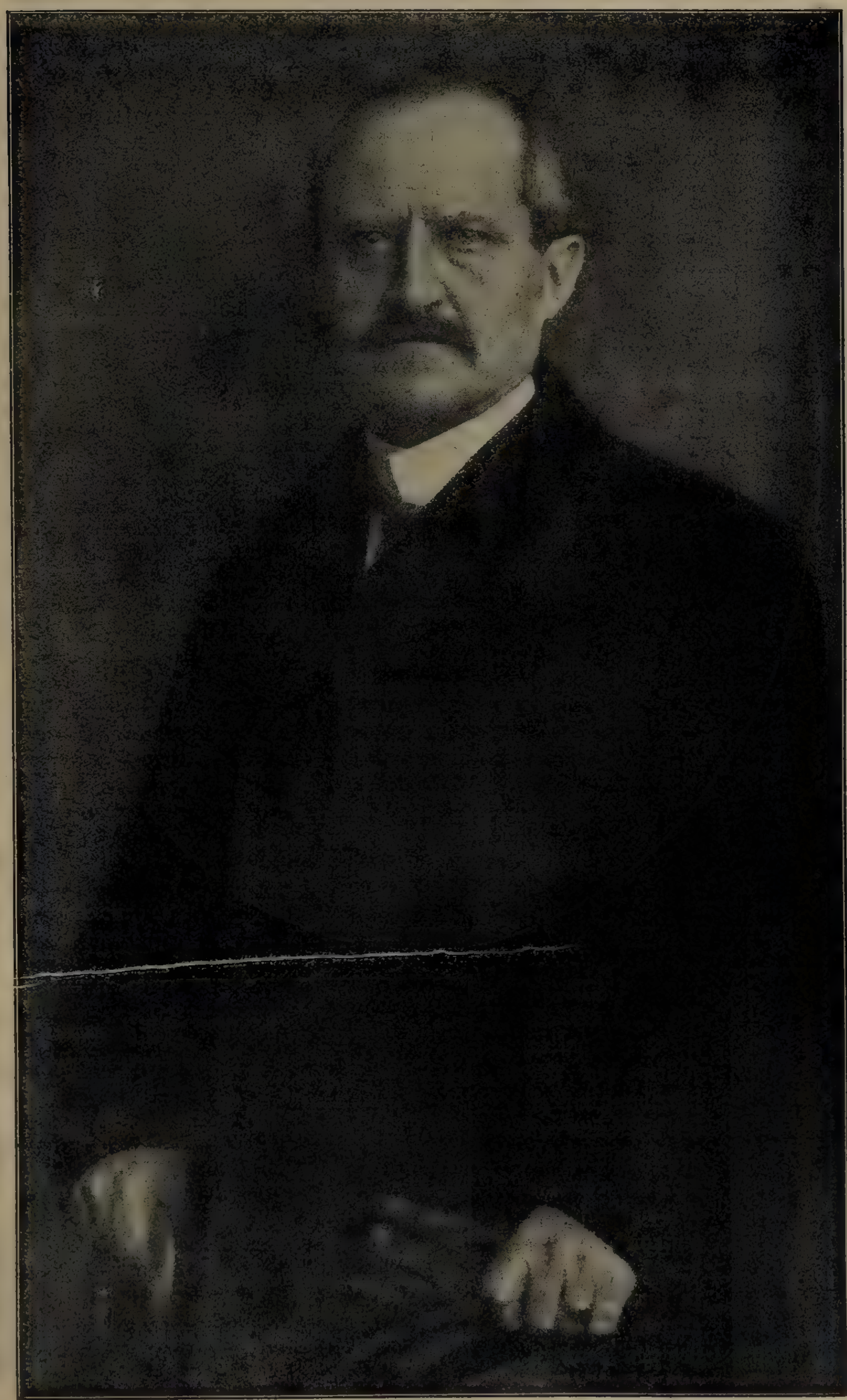
Reichstagsabg. Dr. David (Sozialdemokrat). Phot. Vorwärts.



Philipp Scheidemann, Führer der sozialdemokrat. Partei. Phot. Binder.



Graf Bernstorff, früher deutscher Botschafter in Washington. Phot. Dührkoop.



Der neue Reichskanzler, Dr. Michaelis. Phot. Becker & Maaß.



Reichstagsabg. Schiffer (Nationallib.).

alles Unsinn". Die fortschrittlichen Enthusiasten unter den Offizieren schworen auf die neue Waffe, und ich persönlich erinnere mich sehr gut der Zeit, im fernen Osten im Jahre 1901, als uns die ersten Maschinengewehre zugestellt wurden. Die Maschinengewehr-Offiziere behaupteten, ein Maschinengewehr ersetze an Gefechtskraft eine volle Kompanie. Die Beobachter waren meist skeptisch und ließen sich nicht so leicht überzeugen. Die Waffe war damals noch nicht so glänzend durchkonstruiert und funktionierte noch nicht so einwandfrei, wie es heute der Fall ist. Nun kam der russisch-japanische Krieg, und der schlagendste Beweis für die Kraft der Maschinengewehre wurde erbracht. Es spielte damals vielleicht weniger eine Rolle im Feldkriege als in der Verteidigung von Festungen und befestigten Stellungen. Die befestigte Feldstellung ist nämlich nicht etwa eine Erfindung dieses Weltkrieges. Sie ist ebenso uralt wie der Krieg selbst. Friedrich der Große z. B. empfahl dieselbe in Anbetracht der zahlenmäßigen Unterlegenheit seiner Truppen seinen Generalen ausgiebig zum Gebrauch. Im Festungskrieg war die Maschine längst in allen möglichen Formen, vom Gewehr bis zum verhältnismäßig großkalibrigen Geschütz, als Verteidigungsmittel eingestellt worden. Die erste Konstruktion hatte eben nicht jene Beweglichkeit, die der Bewegungskrieg fordert.

Das Maschinengewehr wurde jedoch in seiner Konstruktion ständig verbessert. Wie bei allen solchen maschinellen Waffen streiten sich zwei große Prinzipien. Das eine heißt: so geringes Gewicht wie möglich, um die größtmögliche Beweglichkeit herauszuholen. Andere sagen: Es kommt weniger auf das Gewicht an, wenn die Waffe nur auf das Aeußerste zuverlässig ist. Diese Zuverlässigkeit bedingt natürlich eine große Stärke und Schwere der Konstruktion und mindert damit die Beweglichkeit herab. Dieser Krieg hat uns dann eine gewisse Lösung dieser Frage gebracht, indem er verschiedene Konstruktionen von Maschinengewehren je nach ihrer Bestimmung geschaffen und uns zugleich das Trommelgewehr gebracht hat, das schließlich nichts anderes ist als ein wiederum verkleinertes Maschinengewehr. Wie oft auf waffentechnischem Konstruktionsgebiet, geschah die Erfindung der Waffe bei anderen Völkern. Aber dem deutschen Konstrukteur war es vorbehalten, diese Waffe zur äußersten Leistungsfähigkeit zu steigern und sie so glänzend durchzukonstruieren, wie wir sie heute sehen, wie sie, wo immer sie auch auftauchen mag, der Schrecken unserer Feinde geworden ist. Die Verwendung des Maschinengewehrs hat auch in diesem Kriege viele Wechsel erlebt. Maschinengewehre traten geschlossen auf, in Gruppen, um durch ihr Massenfeuer



Neue Nummern aus dem Programm des Sportfestes eines Rekrutendepots im Osten: Anmarsch zum „Handgranaten-Reigen"



Hindernislaufen durch ein Drahtverhau.
Phot. Boedecker.

zu wirken und durch die nur durch Anwendung der Maschine zu erlangende Feuergeschwindigkeit und Feuerstärke konzentrische Wirkungen auf verhältnismäßig schmalem Raum zu erzielen. Dann verteilte man die Maschinengewehre wieder auf lange Linien mit dem Zweck, größeren Einsatz der menschlichen Kräfte zu vermeiden, vielleicht, weil man nicht genügend Menschen zur Verfügung hatte oder auch, um das kostbarste Kriegsmittel, nämlich den Menschen selbst, zu schonen. In beiden Prinzipien hat sich das Maschinengewehr glänzend bewährt. Der Stellungskrieg brachte es dann mit sich, daß das Maschinengewehr wiederum unter neuen Gesichtspunkten betrachtet und eingesetzt wurde. Es dient nicht mehr allein zur Verstärkung der vorderen Linien; das Maschinengewehr wurde, besonders in der Somme-Schlacht, zum Hauptkampfmittel, zur furchtbarsten Ueberraschungswaffe, vor der unsere Gegner einen heillosen Respekt bekamen. Der Zusammenbruch der ersten großen Offensivstöße, die den Durchbruch sicher zur Folge haben sollten, ist der Abwehr durch die Maschinengewehre zu verdanken. Man lese nur die englischen Zeitungen aus jenen Julitagen des Jahres 1916. Ganze Spalten füllen die Beschreibungen über die „schrecklichen" deutschen Maschinengewehre, die stets überraschend auftraten, die oft aus dem Rücken in Gruppen und einzeln den Gegner von Punkten aus beschossen, die man beim schnellen Durchschreiten des eroberten Geländes gar nicht beachtet hatte. Das Maschinengewehr wurde die wahre Stütze der beweglichen Verteidigung. Diese Rolle ist ihm noch heute verblieben. Während die lebende Truppe in der Verteidigung hin und her flutet, Stoß und Gegenstoß schnell einander folgen, ist heute das schwere Maschinengewehr in kleine Stützpunkte fest eingebaut, quasi der Rahmen, das Rückgrat der ganzen Verteidigung, auf das diese sich stützt, wenn die beiden gegenseitigen Artillerien ihr Werk in aktivem oder passivem Sinne vollendet haben. Die schweren Maschinengewehre dürfen nicht eher schießen, als bis der kritische Moment gekommen ist und der Feind glaubt, unsere Stellung in Besitz zu haben. Dann allerdings wirken sie furchtbar. In alle erdenklichen Stellungen sind sie eingebaut. Es gibt dafür kein Schema. Man findet sie einfach im Graben hinter einem ebenso einfach ausgebauten Stand auf den Moment lauernd, wo sie eingesetzt werden. Manchmal haben sie betonierte Stände. Ein Baum, Strauchwerk wird sie schützen und dem Feinde verbergen. Sie werden in Rawinen, in Hohlwegen, in Kellern, in Häusern zu finden sein. Es gibt wohl keine Geländegestaltung und keine Geländebedeckung, die nicht zum Aufbau von Maschinengewehren ausgenutzt werden könnte. Alle Erfahrung alter Kriegsleute kommt



Französische Maschine zum Graben von Schützengräben.

Aus einer englischen Zeitschrift.



Zum 70. Geburtstag Prof. Max Liebermanns.
Neuestes Selbstbildnis des Meisters aus der Ausstellung 1917 der Freien Sezession, Berlin.
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin.)



Vom Besuch des deutschen Kaiserpaares beim österreichischen in Laxenburg bei Wien.
Begrüßung der Kaiserin durch Kaiserin Zita. Daneben Kaiser Wilhelm und Kaiser Karl.

Die Abgesandten der russischen Front in Petersburg



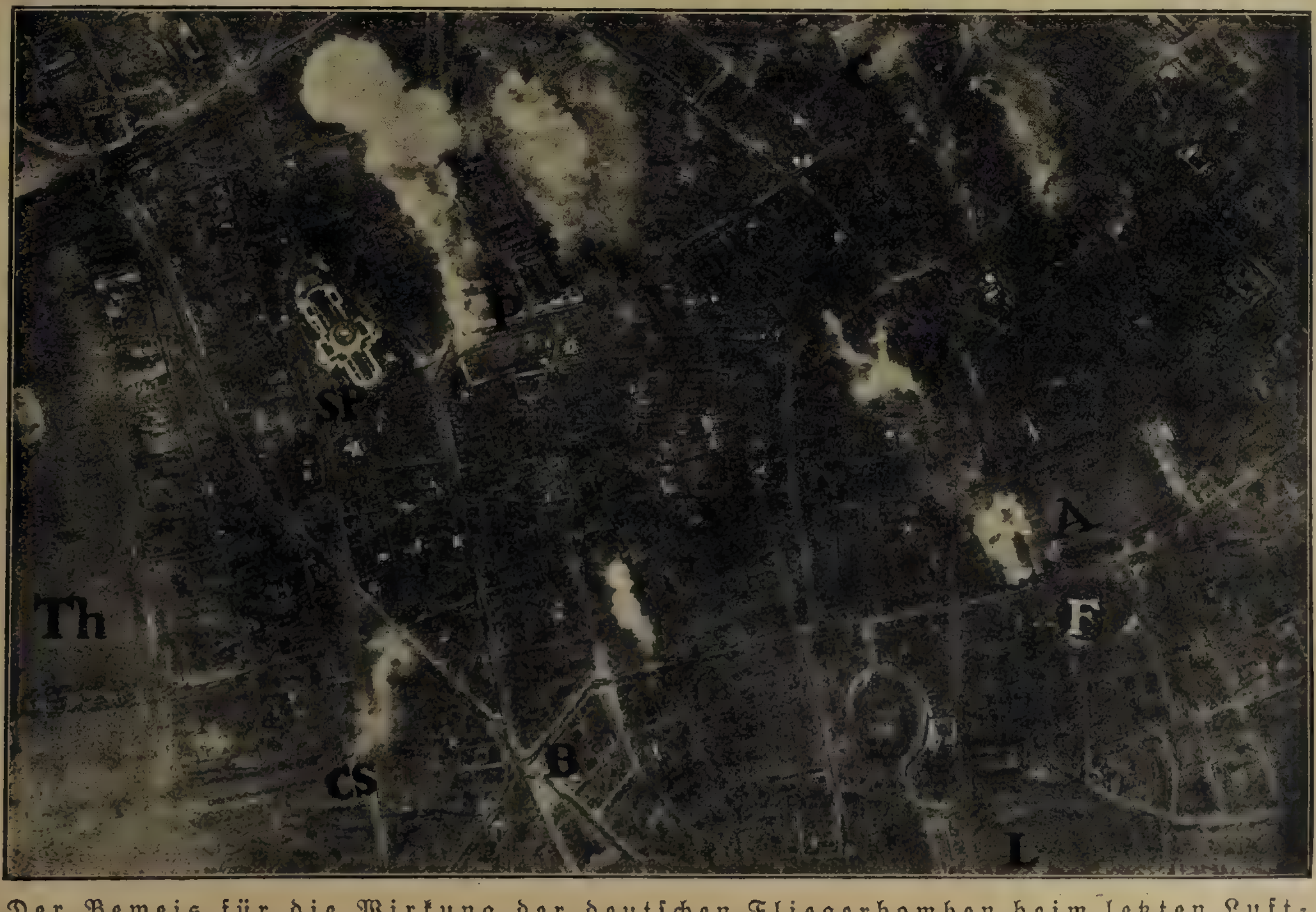
Der Kongreß der Abgesandten der russischen Front im Taurischen Palast in Petersburg.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)

gerade beim Einbau, Aufstellen und Einsatz von Maschinengewehren zur Geltung. Unsere Maschinengewehrschützen, im besonderen die Scharfschützen, erfordern daher auch das beste Material an Menschen. Die moderne Aufklärung versucht daher, Maschinengewehrstände in erster Linie festzustellen. Umgekehrt wird sich der Verteidiger hüten, sein Maschinengewehr zu früh zu zeigen. Das Tak—tak—tak ist sehr verräterisch. Ist irgendwo ein Maschinengewehrstand entdeckt, so kann man sicher sein, daß der Feind sofort das denkbar schwerste Feuer auf ihn konzentrieren und den Stand vernichten würde.

Das tote Metall der Maschinengewehre ist in den Händen unserer Feldgrauen lebendig und zur furchtbaren Waffe geworden. Es gab eine Zeit, da die Engländer behaupteten, die Deutschen versuchten, sie mit materiellen Mitteln zu erdrücken. Längst ist das Gegenteil der Fall. Der Engländer ist derjenige, der versucht, uns mit überwältigenden Massen technischer Kriegsprodukte den Garaus zu machen. Das Maschinengewehr in deutschen Händen ist lebendig geblieben. Es ist weniger „Maschine“ als „verstärktes Gewehr“. Gerade beim Maschinengewehr kommt aber der alte Grundsatz so recht zur Geltung: nicht die Maschine ist es, die ficht, sondern der Mensch, der sie führt. Unsere Maschinengewehrabteilungen sind wahre Helden. Die deutschen Maschinengewehre haben so manche schwere Situation gerettet und den feindlichen Angriff gebrochen.



Hauptmann Brandenburg, der als Führer eines Flugzeug-Geschwaders beim Angriff auf London den Orden Pour le mérite erhielt.
Hofphot. Prof. Krauth.



Der Beweis für die Wirkung der deutschen Fliegerbomben beim letzten Luftangriff auf London am 7. Juli: Deutsche Fliegeraufnahme der City während des Angriffs.
Die Rauchwolken zeigen die Treffer: P — Haupttelegraphenamt. C — Charter-Haus. A — Artilleriekaserne. CS — Bahnhof Cannonstraße. Zur Erklärung sind ferner bezeichnet: Th — Themse. SP — St.-Paul-Kirche. B — Bank von England. F — Finsbury-Platz. L — Liverpool-Bahnhof.



Oberlt. z. S. von Heimburg, der als Kommandant eines U-Boots bisher drei feindliche U-Boote versenkt hat.
Phot. Berl. Jll. Ges.

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

20. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bisher erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Hanskarl stand jetzt schwankend auf. „Großer Gott," sagte er, „Gunde, habe ich — habe ich denn verdient, von Ihnen geliebt zu werden? Oder habe ich — ich Tor, ich Frevler, habe ich die Liebe in Ihnen geweckt? Soll das, was Freundschaft war, eine innige, enthusiastische Freundschaft, die mir so viel, so viel glückliche Stunden gebracht hat, soll das zu Grabe getragen werden, weil ich mehr gab, als ich verantworten konnte? Bin ich denn schuld, daß mich Ihr Zauber verstrickte — und daß ich vielleicht . . ."

Er schwieg, denn nun erhob sich Gunde, aschfarben wie er, eine verzerrende Linie um die Mundwinkel, zitternd an allen Gliedern, und winkte mit weit ausholender Hand, daß er schweigen möge. Und dann sagte sie mit gebrochen klingender Stimme:

„Was tat ich Ihnen, daß Sie mich so belogen?"

„Ich log ja nicht," rief er. „Ich glaubte an meine Freundschaft — nun weiß ich, daß ich Dich liebe — und darf Dich nicht lieben . . .! Ich bin seit acht Monaten heimlich verheiratet . . ."

Jetzt ging ein Rucken und Zucken durch ihre Gestalt. Es fuhr wie ein Wetterstrahl über ihr Gesicht, das plötzlich zu grinsender Maske wurde. Sie riß ein Sektglas vom Tische und schwenkte es ihm entgegen.

„Prosit," rief sie, „nun sind wir quitt! Sie sagen, Sie logen nicht — Sie taten mehr: Sie haben mich schändlich betrogen! Aber ich revanchiere mich. Hören Sie aufmerksam zu, Herr von Ettern — jetzt kommt ein Geständnis. Baron von Kalinsky war wieder einmal der Warwick der Ehe — er führte mich zu Ihrer Großmutter, die mit war im Spiele — und nun hieß es, Sie zu erobern und Sie zu gewinnen und Sie zum Altare zu schleppen, um damit für immer Ihr Verhältnis zu der kleinen Schauspielerin zu zerreißen. So war es verabredet und war es geplant. Ich klage mich an, daß ich um den Gaukel wußte, der nun so bitter enden muß. Ich bin bestraft worden — tausendmal schwerer, als Sie ahnen können. Aber auch S i e sollen an Ihrer Strafe tragen. Sie durften mich nicht in dem Glauben Ihrer Freiheit lassen und sich mit täuschender Freundschaft in mein Herz stehlen! Sie hätten mich abweisen sollen — mit kühler Höflichkeit — das mußten Sie, und dann wär' ich gegangen, denn mein Stolz ist immer noch groß. Statt dessen fingen Sie — ja, fingen Sie mich ein — und haben an meiner Liebe die eigene Liebe entzündet. Reißen Sie sie heraus aus dem Herzen, ich tue es auch! Dann sind wir quitt!"

Sie ließ ihr Glas auf die Erde fallen, daß es klirrte, und wollte aus dem Zimmer. Er vertrat ihr den Weg.

„Noch nicht," sagte er ruhig, „wir sind noch nicht zu Ende."

„Ich bin es," rief sie. „Lassen Sie mich!"

„Ich begleite Sie. Warten Sie eine Minute..."

„Ich reite voran," fiel sie ein. Ein flammender Blick traf ihn. „Ich kann Sie nicht mehr sehen! Ich w i l l Sie nicht mehr sehen! Geben Sie die Tür frei!"

Da trat er zurück, und sie eilte hinaus. Er blieb fassungslos stehen, in tiefster Erschütterung, und fühlte, daß heiße Tränen in seine Augen stiegen.

XV.

Gunde ritt mit verhängten Zügeln durch Mosbach. Sie dachte an gar nichts. Sie schaute über das Frühlingsgrün des Schloßparks und in die weißen Wolken am Himmel, verfolgte den Gleitflug der Schwalben und hielt einen Augenblick an, um einem Kinde einen Veilchenstrauß abzukaufen, den sie sich an den Busen steckte.

Sie wehrte die kreisenden Gedanken ab. In der langen Kastanienallee straffte sie die Zügel und ließ ihr Pferd in Trab fallen. Nun hatte sie das wunderliche Empfinden, als gingen auch ihre Gedanken im Trab: als hüpften und sprängen sie hinter ihrer Stirn. Es war kein Anhalt und kein Festigen möglich. Bitterkeit und zehrender Schmerz und eine seltsam traurige Süße, alles das glitt durcheinander. Einmal riß sie mit plötzlicher Heftigkeit an den Zügeln; der Gaul stieg ein wenig und folgte der Hilfe. Gunde wendete und ritt eine Volte. Sie spähte zurück, um zu sehen, ob er ihr folgte. Aber die Allee dehnte sich leer aus in scharfer Verkürzung. Da stieß sie einen lauten Schrei aus, er klang wie der Schrei eines in der Höhe kreisenden Raubvogels, gell, kreischend und menschenunähnlich. Dann bohrte sie den Sporn in die Flanke des Gauls. Er wieherte auf und raste in weitausgreifendem Galopp davon.

Die neuen amtlichen Vorschriften, zu denen der Papiermangel geführt hat, zwingen auch die „B e r l i n e r I l l u s t r i r t e", ihren Umfang zu beschränken. Dieser Zustand kann natürlich nur ein vorübergehender sein, der Umfang wird wieder erweitert werden, sobald es die Verhältnisse erlauben.

Eine Stunde später fand sie sich in ihrem Hotel wieder. Sie hatte dem Portier Auftrag gegeben, niemand zu ihr zu lassen: sie wollte packen und mit dem Abendzug nach Frankfurt. Aber sie packte nicht. Sie hatte sich auf das Sofa geworfen und hoffte, ein Tränenstrom würde sie erleichtern.

Doch in die brennenden Augen trat keine Träne. Sie sprang wieder auf und schaute in den Spiegel, und ihr schien, als starre ein ganz fremdes Gesicht sie an. Sie war älter geworden, alle Züge hatten sich verschärft, die Lippen waren herbe geschlossen, sie sah Schatten und rote Flecke. Und wieder warf sie sich in die Kissen und rang mit sich selbst und versuchte sich klar zu werden über das Geschehene. Nun kamen die Gedanken und entfalteten ihre Kraft und quollen bis in das feinste Geäder ihrer Seele, in einem Herausholen des Menschlichen, des Verfehlten, des Irrigen, des ewig Begrenzten.

Es fehlte nicht an Selbstanklagen. In der Gier nach freiem Genuß hatten sich alle Maße verständiger Beurteilung verschoben — und so trug sie im letzten Grunde auch die Schuld an dem Verlust ihres Vermögens. Sie hatte sich verführen lassen, aus Ehrgeiz, Eitelkeit und andern kleinen Motiven ein Herz zu erobern, das sie noch gar nicht kannte. Die Gesinnung war niedrig gewesen, von moralischer Enge und rücksichtsloser Selbstsucht. Und dann war etwas Siegreiches dazwischengetreten und hatte hinausgestrebt über das Gemeine und das bloße Mittel in eine Erhebung gewandelt und hatte sie schließlich zermalmt.

Nun fand sie endlich die ersehnten Tränen. Es waren gewiß keine Tränen der Reue, sondern nur die eines wilden Schmerzes, aber es war doch auch so, daß dabei das Gewissen sich regte. Aus der Oberfläche des Lebens griff eine feste Hand in den tiefsten Grund ihres Daseins.

So war es, daß alle Möglichkeiten, die zu Flügeln ihrer Hoffnungen geworden waren, fortfielen. Das Gestern und das Heute hatten eine folgenschwere Entscheidung gebracht. Gegen sie hieß es sich wappnen, so gut es ging.

Sie wurde ruhiger, weil sie es sein mußte. Dem Weh ihres Herzens konnte sie nicht gebieten, aber die Erwägung, was werden sollte, konnte es zurückdrängen.

Sie wusch sich das Gesicht und ging dann an die Arbeit. Zunächst überprüfte sie ihre Geldmittel. Sie hatte noch genug, um ihre Rechnungen zu begleichen und die Reise nach Wien zu bezahlen. Denn es war natürlich, daß sie zunächst daran dachte, ihre Freundin Ulla aufzusuchen, um sich mit ihr zu besprechen und ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Sie wählte im Kursbuch die besten Züge aus und fand im Inseratenteil auch ein Wiener Hotel angezeigt, in dem sie absteigen wollte. Dann setzte sie ein Telegramm an Ulla auf und schrieb einen Brief an den Justizrat Möhring, in dem sie ohne Vorbehalt ihr letztes Zusammentreffen mit dem Konsul Brandt und die Folgen seines Selbstmordes schilderte; sie bat den Justizrat, sich ihrer Angelegenheit anzunehmen und ihr Antwort nach dem „Erzherzog Karl" in der Kärntner Straße in Wien zukommen zu lassen.

Nachdem dies erledigt war, klingelte sie nach Anna. Jetzt konnte sie die getreue Zofe nicht mehr gebrauchen. Die überraschende Kündigung hatte natürlich einen Strom von Tränen zur Folge. Anna wollte auch ohne Lohn bei ihrer Herrin verbleiben. Sie fand hübsche Worte, sie bat und jammerte, aber es half nichts. Gunde versorgte sie mit dem üblichen Verpflegungsgeld und schenkte ihr noch ein paar Goldstücke aus freier Hand. Auch beim Packen der zahlreichen Koffer fielen mancherlei Geschenke ab. Mit ironischem Lächeln ließ Gunde die reichen Toiletten und Kostüme durch ihre Finger gleiten, die Schmuckstücke, die ganze beredte Philosophie der eleganten Welt, die nun so überflüssig geworden war.

Dann wurde die Hotelrechnung bezahlt. Gunde gab reichliche Trinkgelder: Sie schied mit großem Anstand aus einem Leben, das nichts mehr für sie war. Alles verbeugte sich tief vor ihr, und schließlich erschien auch noch der Direktor des Hauses, um der gnädigsten Baroneß mit einem großen Rosenstrauß seinen Dank und zugleich die Bitte auszusprechen, den „Nassauer Hof" vorkommendenfalls nicht vergessen und „gütigst rekommandieren" zu wollen.

Es war so spät, daß die übrigen Gäste des Hotels die Abreise Gundes nicht mehr beobachten konnten. Das war ihr angenehm; für ein paar Ehepaare hatte sie Abschiedskarten hinterlassen — um die flüchtigeren Bekannten kümmerte sie sich nicht.

Im letzten Augenblick reichte der Portier ihr noch einen Brief, der durch einen Diener für sie abgegeben worden war. Gunde erkannte auf dem Kuvert die Handschrift Hanskarls. Sie steckte ihn ein, um ihn unterwegs zu lesen.

Anna begleitete die Herrin auf den Bahnhof und begann wieder laut zu schluchzen, als es zum Zuge ging. Dabei war sie aber auch sehr verwundert, als sie sah, daß ihr gnädiges Fräulein in ein Abteil zweiter Klasse stieg. Was war denn vorgegangen? Zweiter Klasse ließ man sie selbst fahren, während das Fräulein immer die erste benutzte. Doch schluchzte sie unentwegt weiter, während sie sich ihre Gedanken machte, bis der Zug aus der Halle glitt.

Gunde nickte ihr noch einmal durch das Fenster zu und setzte sich dann in eine Ecke. Da sie in Frankfurt übernachten und erst am nächsten Tage weiterfahren wollte, so hatte sie den letzten Personenzug zwischen den beiden Städten genommen, der ziemlich leer war. Sie war allein im Kupee, rückte nun unter die Lampe und öffnete den Brief Hanskarls.

Er schrieb:

„Liebe Freundin, das Geständnis, das Sie mir abgelegt haben, sollte eine Anklage gegen Sie selbst sein. Die weise ich ab. Sie haben nichts getan, was einen Vorwurf verdient. Sie hätten sich den Teufel um mich gekümmert, wenn nicht irgend etwas an mir und in mir gewesen wäre, das Sie zu mir hinzog. Es brauchte nur ein leichtes Gefallen zu sein, nichts weiter, das winzige Samenkörnchen einer ersten Zuneigung — aber es wurde Ihnen zum Verhängnis, weil ich unbewußt diese Neigung unterstützte und nährte.

Ich habe sittlicher Pflicht genügt, als ich mich mit dem Mädchen, dem die Liebe meiner ersten Jugend gehört, trauen ließ. Sie hat ein Kind von mir. Die Trauung war heimlich und erfolgte im Auslande, wo meine Frau mit ihrem Söhnchen jetzt noch weilt; ich will mich erst nach dem Tode meiner Großmutter öffentlich zu ihnen bekennen. Es liegt etwas Grausames darin, auf einen Tod zu warten. Aber ich

wollte das Herz der alten Frau, die auf das innigste an mir hängt, auch nicht vor der Zeit brechen.

Und nun, Gunde, können Sie nochmals und immer wieder die Hände erheben und mir von neuem zurufen, daß ich Sie betrogen habe. Ich habe keinen Zeugen, der mir bestätigen könnte, daß ich das nie wollte. Sie müssen schon meinem Wort glauben. Es würde auch jeder Geistesanstrengung spotten, wenn ich zu ergründen versuchte, wie mich der Zauber Ihres Wesens immer mehr in seinen Bann zog.

Daß wir uns nun trennen müssen, ist klar. Die gegenseitige Erkenntnis schneidet alle Ausflüchte ab. Ich war am Nachmittag bei Ihnen, um Sie noch einmal zu sprechen. Ich wollte den Versuch wagen, in aller Ruhe mit Ihnen zu verhandeln — ja, zu verhandeln: ich wähle absichtlich dies geschäftsmäßige Wort. Der Portier sagte mir aber, daß Sie keine Besuche empfingen. So muß ich Ihnen schriftlich die Bitte vortragen, mir morgen eine Unterredung zu gönnen. Wir wollen dabei alles vermeiden, was uns abermals einen Aufruhr der Gefühle bringen könnte. Lassen Sie es mich wiederholen: wir wollen wie gute Freunde miteinander sprechen, die ihr subjektives Glück zugunsten der Notwendigkeit des Handelns beiseiteschieben. Wir wollen nicht in der Empfindung aufgehen, sondern nur das Tatsächliche im Auge behalten. Wir wollen, klipp und klar gesagt, über die materiellen Grundlagen Ihrer Zukunft reden. Das ist meine Verpflichtung, die Sie nicht ablehnen dürfen, wenn Sie mich noch als Ehrenmann betrachten wollen.

Ich erwarte mit Sicherheit Ihre zustimmende Antwort und verbleibe immer

Ihr getreuer Freund
Hanskarl E."

... Gunde faltete den Brief zusammen und steckte ihn wieder zu sich. Nein — sie öffnete ihn noch einmal und küßte die Handschrift. Es war ein Abschiedskuß. —

Sie wollte keine Antwort geben. Weder der Portier im „Nassauer Hof" noch irgendeiner der Dienerschaft noch auch Anna wußten, wo sie hinfuhr. Sie verschwand in der Welt. Sie wollte verschwinden. Das alte Ich ging unter. Und was kam nun?

XVI.

Gunde traf sehr erschöpft in Wien ein. Die vornehme junge Dame, die mit einer großen Ueberfracht von Koffern ankam, wurde im Hotel gebührend empfangen. Man wies ihr ein sogenanntes kleines Etablissement an, das fünfzig Kronen täglich kosten sollte. Dafür dankte sie, nahm aber doch ein Zimmer mit anschließendem Bad, um sich zunächst zu erfrischen. Anna fehlte ihr beim Auspacken der Koffer, sie wußte auch nicht Bescheid, wo alle die Sachen lagen, die sie brauchte. Nachdem sie viel Unnötiges rings um sich aufgehäuft hatte, verlor sie die Geduld, entkleidete sich hastig und stieg in das Bad. Die körperliche Ermattung ließ nach, sie fühlte sich wieder ganz wohl, legte frische Wäsche an und begann hierauf sorgfältig Toilette zu machen. Sie sah, daß eine helle Frühlingssonne durch das Fenster lachte, und wählte ihr Kostüm danach. Sie wollte recht hübsch vor Ulla erscheinen.

Während dieser Beschäftigung dachte sie nicht an das Vergangene. Aber als ihr der letzte Brief Hanskarls zufällig in die Hände kam, erinnerte sie sich wieder mit schmerzlicher Deutlichkeit der Vorgänge, die erst vierundzwanzig Stunden zurücklagen. Sie mußte sich setzen und preßte die Hände gegen das Herz, das plötzlich stürmisch zu schlagen begann. Sie sah Hanskarl vor sich und schaute in seine Augen und lächelte bitter. Sie malte sich aus, wie er im „Nassauer Hof" nach ihr fragen und wie unglücklich er sein würde, wenn er erfuhr, daß sie keine Adresse zurückgelassen hatte. Dann stieg die Bitterkeit bis in das Letzte ihrer Seele. Sie machte sich keine Vorwürfe mehr — sie häufte alle Schuld auf Hanskarl und wurde deklamatorisch in ihren Gedanken. Sie übte ihren Scharfsinn an der These der Schuld und hatte das Empfinden, ruhiger zu werden, als sie daran dachte, wie verzweifelt er sein mußte, da er nicht imstande war, ihr helfen zu können. Dann schossen allerhand abenteuerliche Pläne durch ihren Kopf. Wenn sie nun nach Türkheim fuhr, um der Baronin Eltern zu erzählen, was sich begeben hatte? Lag nicht die Möglichkeit vor, daß die alte Dame kraft ihrer Autorität auf die Scheidung ihres Enkels von der Schauspielerin dringen würde? Noch war das Spiel ja nicht völlig verloren. Der Brief Hanskarls war auch ein Geständnis. Dieser junge Mann, der eine Alltagsliebelei ihrer Folgen wegen in ein Pflichtproblem umgewandelt hatte, gehörte mit seinem Herzen zweifellos ihr, nicht der andern. Wenn sie es auf einen Entscheidungskampf ankommen ließ — vielleicht blieb da doch noch der Sieg in ihrer Hand.

Aber ein solcher Kampf war keine frohe Eroberung mehr. Es gab keinen Standort, von dem aus er sich führen ließ, denn sich hinter die gebietende Großmutter zu verstecken und ihre Familienallmacht in Anspruch zu nehmen, erschien ihr kläglich. Nichts mit dem Plan — er blieb in den Umrissen seines Entwurfs stecken, er war unausführbar. Man mußte wieder einmal begraben, was gewesen war, und an ein neues Erleben denken.

Das „geistige Training" half ihr abermals weiter. Sie schüttelte sich und warf ein Stück Vergangenheit von sich. Sie schaute auch von neuem in den Spiegel und fand sich blaß, durchwühlte rasch einen Koffer und suchte in ihrem Reisebesteck nach der künstlichen Hasenpfote mit dem feinen Rot. Vorsichtig fuhr sie mit ihr über die Wangen und zauberte die blühende Färbung zurück, half mit einem seidenen Tuche noch ein wenig nach und war dann zufrieden.

Nun trat sie auf den Balkon und war entzückt von der Frühlingsluft und von dem lustigen Treiben in der langen Geschäftsstraße. Der Lebensmut erwachte, auch der Hunger. Sie entsann sich, noch nicht gefrühstückt zu haben, klingelte dem Kellner und bestellte. Und während sie speiste, kam eine trotzige Wohligkeit über sie. Mit der Philosophie der Entsagung war ihr nicht gedient. Noch war es kein Niederbruch — nur ein Riß im Herzen, der heilen würde. Ein Niederbruch konnte der Verlust ihres Vermögens sein. Doch da boten sich gottlob bei Ulla rettende Hände. Sie war reich genug, um ihr über böse Zeiten fortzuhelfen — und noch überall blühte die Hoffnung. (Fortsetzung folgt.)



Auf einem englischen Truppen-Transport-Schiff: Soldaten mit Rettungsgürteln, die sie wegen Minen- und Unterseeboots-Gefahr tragen. (Aus einer englischen Zeitschrift.)

RÄTSE

Steigerung.

Ich komme jetzt zum letzten —
Sagte der —
Denn ich hab' eine große —
So fauler —
Denken Sie, daß ich mich nach Ihnen —?
Ich übergeb's dem —
Versprechungen machen Sie hagel—
Geld will ich seh'n, Herr —.

Aus dem Felde.

Daß man im „t" sich vor Gefahren schützt,
Wird nur vom „v" nicht richtig ausgenützt.

Am Himmel und auf Erden.

Trotz krummem Rücken, hohlem Bauch
Bin ich dennoch schneidig auch.
Steh' ich leuchtend über Dir,
Blickst Du wohl hinauf zu mir,
Und es ist mein heller Klang
Manchen Blümleins Grabgesang.



Der Hamster.
Bronze von Aug. Gaul in der neuen Ausstellung der Freien Sezession in Berlin.
Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin.



Auf einem englischen Kriegsschiff: Offizier und Matrose in Wachdienst-Anzug. (Aus einer englischen Zeitschrift.)

Falsch angebracht.

Die Köchin „u" an dem Herde steht,
Wo sie für das Festmahl den Braten brät,
Und einer der „ä", die ihn lobend geprobt,
Mit schwungvoller „e" die Hausfrau belobt.

Rat.

Steht es vor Dir, dann stärke Dich,
Stehst Du vor ihm, die Wahrheit sprich!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer: Dreifacher Sinn: Scholle, Schollen. — Im Sommer: Buche. — Sonderbar: Ziegel, Ziege. — Dreisilbige Scharade: Vers, Tauben, verstauben. — Der Sieger: Kampfer.

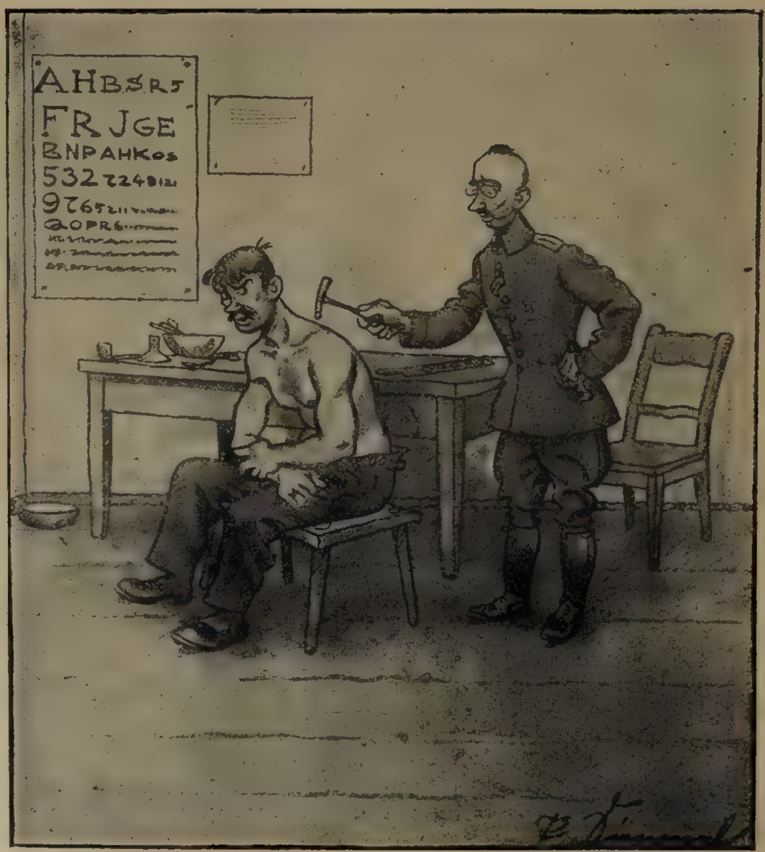
HUMOR

Wir saßen in der Schutzhütte. Ein Kundiger erzählte von den Gemsen, wie scheu diese Tiere seien, und wie sie sich bei drohender Gefahr durch einen Pfiff warnen. Dabei steckte er die Finger in den Mund und ahmte sehr täuschend den Warnungspfiff der Gemsen nach.

„Na, hören Se," warf ein Tourist ein, „das möcht' ich doch erst mal sehen, wie so 'ne Gemse das Bein in' Mund steckt und pfeift!"

*

Zu einem Ostpreußen ist die wundersame Mär gedrungen, daß man in den bayrischen Alpen außer in Natur auch noch in leiblichen Genüssen vollauf schwelgen könne. Besonders letzterer Lockung zu widerstehen, ist jetzt recht schwer, und da unseren Ostpreußen weder Weib noch Zivildienstpflicht an die Heimat fesseln, macht er sich auf und kommt auch durch München. Hier besteigt er die Straßenbahn, sieht während der Fahrt im Straßengewühl einen Bekannten und will hinaus aus dem Wagen. Der Schaffner versucht, ihn unter Hinweis auf das Verbot des Abspringens während der Fahrt zurückzuhalten, doch ist sein Bemühen aussichtslos. Darum gibt er dem Ostpreußen den Rat, wenigstens in der Fahrtrichtung abzuspringen. Trotzdem springt dieser verkehrt ab, fällt natürlich auf den Rücken und ruft in dieser Lage dem davonfahrenden Schaffner händefuchtelnd zu: „Das hätt' Dir so gepaßt, Du Lorbaß, ich sollt' wohl aufs Maul fallen!"



Bei der Untersuchung.
„Haben Sie da Schmerzen?" — „Au, ja!!" — „Merkwürdig!?" — „Na, det is doch selbstverständlich, wenn Sie mir mit 'n Hammer ins Jenicke hauen!"

*

Herr Hahnsporn kommt zum ersten Male in ein Wirtshaus, das eben, wie er hört, einen neuen Besitzer erhalten hat. Er will sich gleich eine recht gute Bedienung sichern, läßt sich den neuen Wirt rufen und sagt:

„Freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr Wirt. In dem Lokal hier bin ich nämlich seit zehn Jahren Stammgast, und ich hoffe, so gut bedient zu werden wie früher!"

„Freut mich gleichfalls, Sie kennen zu lernen," sagt der neue Wirt. „Ich war nämlich in dem Lokal hier zehn Jahre Oberkellner!"

Poldi.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.
abcdefg 12345

XXVI. Jahrgang
Nr. 30

29. Juli 1917
Einzelpreis
10 Pfg
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Aus den Tagen der Stockholmer Besprechungen:
Die deutschen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Fischer, Dr. David und Ebert mit dem dänischen Minister Stauning in Stockholm.
Fischer Dr. David Minister Stauning Ebert



Unheimliche Gesellschaft: Zwei Menschenhaie (links unter Wasser sichtbar) begleiten ein österreichisch-ungarisches U-Boot auf der Fahrt.

Wie Friedenskongresse zustande kommen

Friedenskongresse können auf verschiedene Weise zustande kommen. Sehr häufig sind es neutrale Mächte, die dem Blutvergießen ein Ende bereiten wollen und als Vermittler die Kriegführenden zu bewegen trachten, auf einem Kongresse ihre Streitigkeiten auszugleichen. Die Vermittlung des Papstes zwischen Frankreich und Spanien bewirkte den Friedenskongreß zu Aachen vom Jahre 1668. Ludwigs XVI. Eingreifen veranlaßte den Zusammentritt des Kongresses zu Versailles (8. Dezember 1784), auf dem die Ursache des Haders zwischen Kaiser Joseph II. und den Generalstaaten beseitigt werden sollte. Von Wichtigkeit ist die Wahl des Ortes für die Verhandlungen auch schon deswegen, weil dessen Festsetzung die erste diplomatische Frage nach oder noch während des Krieges bildet. Für den künftigen Frieden wird die Bestimmung des Ortes in der Hinsicht eine Rolle spielen, ob der Sitz des Kongresses auf dem Gebiete einer der kriegführenden Mächte oder in einem neutralen Land gelegen sein soll. Von besonderer Bedeutung war die Wahl des Ortes in Zeiten, als die Verkehrsmittel noch nicht die heutige Höhe der Entwicklung erreicht hatten. Sehr lange berieten die Gesandten in Hamburg, wo und wann der Kongreß zur Schlichtung der durch den Dreißigjährigen Krieg entstandenen völkerrechtlichen Fragen tagen sollte. Nach langen Auseinandersetzungen einigte man sich auf die Wahl von Münster und Osnabrück als für alle Parteien gleichmäßig passend. Für gewöhnlich beginnt der Kongreß seine Tätigkeit mit der Wahl des Vorsitzenden. Metternich war Präsident des Wiener, Walewski des Pariser und Bismarck des Berliner Kongresses. Nach Auswechslung der Vollmachtsurkunden und der Wahl eines Vorsitzenden gilt der Kongreß rechtlich als eröffnet. Die Beschüsse werden nicht mit Stimmenmehrheit gefaßt, da ein solches Vorgehen gegen die Unabhängigkeit der Staaten verstoßen würde. Jede teilnehmende Macht hat das Sezessionsrecht. Stillschweigen wird jedoch als Zustimmung erachtet. Natürlich fehlte es nicht an Protesten. Das Gesamtresultat der



Das Sühne-Denkmal in Serajewo zur Erinnerung an die Ermordung des Thronfolgerpaares.



Französischer Signalposten am Chemin des Dames.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)



Ein Nachtangriff.
Englische Darstellung einer nächtlichen Beschießung der vorderen Linie.



Die Ereignisse in der inneren Politik: Phot. R. Sennecke.

Reichskanzler Dr. Michaelis, Hindenburg, Ludendorff und Mitglieder des Reichstags bei einer Besprechung im Garten des Reichsamts des Innern.

Unterstaatssekretär Wahnschaffe — Der Reichskanzler — [illegible] — Prinz Schönaich-Carolath (Natl.) — Ludendorff
Graf Westarp (Konf.) — Hindenburg — v. Halem (Rp.) — Dr. Helfferich



Augenblicksaufnahmen vom neuen Reichskanzler:
Bei einer Zusammenkunft im Garten des Reichsamts.
Phot. R. Sennecke.

günstig zu Ende geführten Verhandlungen wird in einer Schlußakte zusammengefaßt, wie die des Wiener Kongresses (1815), die, mit Ausnahme des spanischen Gesandten, von den Ministern von sieben Staaten unterzeichnet wurde.

*

Wir entnehmen diese Zeilen dem Buche „Friedenskongresse und Friedensschlüsse" von Prof. Eduard von Wertheimer, das soeben in der Serie „Männer und Völker" (Preis 1 Mk., Verlag Ullstein & Co) erschienen ist.



Im Reichstag.



Auf der Straße.
Phot. B. J. G.



In einem Signal-Unterstand: Mannschaften mit Gasmasken bei der Arbeit.



Geh. Kommerzienrat Fritz v. Friedlaender-Fuld †, der bekannte Großindustrielle. Phot. H. Hentschel.

Die Bedeutung der Lichtsignale

Die Dauer des Weltkrieges hat manche neue Waffe und Kampfart zur Entfaltung gebracht, an deren große Entwicklungsmöglichkeit vorher nicht gedacht worden war. In unserem Nachrichtenwesen, das in dem großen Ringen eine Hauptrolle spielt, ist der Lichtsignaldienst als jüngstes und wichtigstes Glied zu nennen. Die optische Telegraphie, das Lichtsignal mittels Sonnenlicht oder künstlichem Licht, war schon lange vor dem Krieg im deutschen Heer eingeführt und auch praktisch erprobt. Sogar bis in das graue Altertum läßt sich die Anwendung der optischen Telegraphie verfolgen. Bei den alten Griechen war der Lichtsignaldienst gut organisiert. Nach Aeschylos ist der Fall Trojas durch Feuerzeichen auf den Bergen noch in derselben Nacht auf eine Entfernung von 70 Meilen an Klytämnestra gemeldet worden. Feuerzeichen und Alarmfeuer brauchte Hannibal auf seinen Feldzügen, auch die Schotten und germanischen Völkerschaften benutzten sie in ihren Kriegen. Das älteste Signalgerät der deutschen Armee ist der Heliograph, der bereits in den Boxerkämpfen in China und besonders während des Aufstandes in Südwestafrika gute Dienste leistete. Der Heliograph ist ein Signalgerät zur Zeichengebung mit Sonnenlicht. Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz in Mazedonien wird mit dem Heliographen mit Erfolg gearbeitet; in dem dortigen tropischen Klima gibt die Sonne, in der Sprache der Signalisten, immer Dauerlicht. Für unsere Breiten, wo immer mehr ein bedeckter Himmel vorherrschend ist, kommt nur ein Signalgerät für künstliches Licht in Frage. Mit solchen Signallampen, die als Lichtquelle einen Azetylen-Sauerstoff-Brenner hatten und bereits auf große Entfernungen eine gute Zeichengebung ermöglichten, waren die Nachrichtenabteilungen der Kavallerie ausgerüstet. Diese Maßnahme entsprach dem Offensivgeist unseres Heeres, der stets in den Friedensjahren gepflegt wurde. Die aufklärende Kavallerie war durch die Signalgeräte ständig in der Lage, mit dem Gros durch Lichtsignale in Verbindung zu bleiben. Nachdem es unserer Heeresleitung im Jahre 1914 gelungen war, durch siegreiches Vordringen die Kampffront weit im feindlichen Gebiet im Westen festzulegen und die Fronten immer mehr im Stellungskrieg erstarrten, machte sich in unserem Nachrichtenwesen eine Lücke bemerkbar. Bei den vergeblichen Durchbruchsversuchen unserer Gegner wurden durch das Trommelfeuer die Fernsprechleitungen oft stark zerstört, selbst tiefgelegte Erdkabel blieben nicht gesichert. Die tapfer arbeitenden Störungstrupps waren vielfach nicht in der Lage, die Verbindungen aufrecht zu erhalten.



Typen von Gefangenen aus den letzten Kämpfen in der Champagne: Senegalneger und farbiger Franzose aus Guinea. Phot. Bufa.



Prof. Philipp Scharwenka †, der bekannte Musikpädagoge und Komponist. Phot. Dührkoop.



George Windsor, der König von England, der jetzt diesen Namen angenommen hat, bei der Rückkehr auf ein Torpedoboot nach der Besichtigung eines neuen Unterseebootes. Man sieht George Windsor auf der Leiter.

BILDER AUS STOCKHOLM

Bekannte politische Persönlichkeiten in den Straßen von Stockholm



Bekannte politische Persönlichkeiten in den Straßen von Stockholm:
Fürst Peter Krapotkin,
der jahrzehntelang aus Rußland verbannt war, in London lebte und jetzt nach Rußland zurückgekehrt ist.



Abg. Borgbjerg (Kopenhagen),
Hauptschriftleiter des „Sozialdemokraten", bei der Durchreise durch Stockholm nach Petersburg.



Der Führer der schwedischen Sozialdemokraten Branting mit dem Belgier Vandervelde,
der früher Präsident des Internationalen Büros war.

Die Funkentelegraphie hat auch mit Störungen zu rechnen. Es war also wichtig, daß noch ein bewährtes Nachrichtenmittel auf größere Entfernungen durch die Feuerzonen zur Verfügung stand. Bei Versagen des einen oder anderen Systems (auch Lichtsignale erleiden durch Nebel, starken Regen Störungen) kann immer zweckmäßig das zur Zeit betriebsfähige Nachrichtenmittel eingesetzt werden. Das Lichtsignalwesen wurde nun stark gefördert, allen Heeresverbänden wurden Signalzüge und -Trupps zur Verfügung gestellt und in den Verband der Telegraphen-Fernsprechtruppen aufgenommen. Unsere leistungsfähige optische Industrie war in der Lage, zusammen mit unserer Heeresverwaltung gute leistungsfähige Geräte zu schaffen und schnell zu liefern. Wir besitzen so in dem Lichtsignalgerät ein Signalmittel, das mit künstlichem Licht betrieben, auf bestimmte Strecken die Wirkung des Sonnenlichtes erreicht, ja sogar übertrifft. Die Apparate sind in leicht tragbare Tornister verpackt. Wurde früher als Lichtquelle Azetylengas in Verbindung mit Sauerstoff benutzt, so ist heute elektrisches Licht fast allgemein eingeführt. Durch die große Reichweite der Lichtsignale — die Luftlinie zwischen zwei Stationen kann bei normalen Verhältnissen am Tage bis 25 km und nachts bis 75 km betragen — sind sie besonders für den Gebirgskrieg unentbehrlich geworden. Auch ist man heute in der Lage, mit Ballons und Flugzeugen von Erdstationen aus Lichtsignale zu wechseln. Zum Verständnis muß noch angeführt werden, daß die Verständigung durch kurze und längere Lichtblitze, entsprechend Punkt und Strich der Morsezeichen, erfolgt. Durch eine Hebelvorrichtung (Morsetaster) wird diese Zeichengebung bewirkt. Auf allen Kriegsschauplätzen waren unsere Signalisten tätig, durch ihre Tüchtigkeit haben sie es verstanden, das Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit des jungen Lichtsignaldienstes zu überwinden.



Der französische Munitionsminister Thomas in Stockholm bei einer Besprechung mit dem dänischen Minister Stauning.



Auf der Rückkehr ins neue Rußland:
Die Russen Axelrod, Markoff und Martinoff in Stockholm
bei der Ankunft aus der Schweiz, wo sie seit ihrer Flucht aus Rußland gelebt hatten.



Ankunft der Vertreter der österreichischen Sozialdemokraten.
Im Vordergrund (von links nach rechts): Dr. Viktor Adler, Dr. Karl Renner.

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

21. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die vorher erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Selbstverständlich dachte Gunde auch an Herrn von Kalinsky. Sie hatte sich das Adreßbuch geben lassen, fand aber seinen Namen nicht. Ein Freiherr von Kalinsky von Kalin hatte in Wien keine ständige Wohnung. Das war vorauszusehen gewesen. Dieser liebenswürdige Allesmacher logierte in einem Hotel, wenn er überhaupt hier war, oder hatte irgendwo ein ungestörtes Absteigequartier. Vielleicht war er derzeit aber auch ganz woanders — Gunde glaubte sich zu entsinnen, daß er ihr gesagt hatte, im Frühling müsse er in Paris sein. Durchgreifend helfen konnte er ihr sowieso nicht. Das konnte nur Ulla.

Ulla wohnte an der Freiung, und Gunde machte sich auf den Weg dorthin, nachdem sie vorher in ihrem Baedeker den Plan der Altstadt studiert hatte. Die Freiung war von hier aus ja leicht zu finden: den Graben hinunter durch die Bognergasse, und dann war man da.

Gunde ging zu Fuß und freute sich, daß man ihr nachschaute. Wo sie in den Schaufenstern auf einen Spiegel traf, warf das Glas ihre reizende Erscheinung wie eine Liebkosung zurück. Die Heiterkeit der Luft und des Lebens, der wonnige Odem des Frühlings, auch der ihr noch unbekannte Wiener Stimmungsreiz, alles das floß wie ein Strom der Befreiung durch ihre Seele. Frohmut des Wollens jagte alle Trübnis des Empfindens vor sich her.

Die Schauläden machten ihr Spaß. Es gab in dieser lebhaften Straße viel zu sehen. Sie betrachtete die Toiletten in einem Konfektionsgeschäft und lächelte über ihre Armut, die ihr einen Kauf verbot. Aber das Lächeln hatte nichts Bitteres mehr. Darüber war sie hinaus. Ihre Armut konnte ja nur eine Episode sein, das rasche Vorüberhuschen einer Häßlichkeit. Denn jeder Blick in die Spiegelscheiben sagte ihr, daß das Häßliche für sie nicht da war oder doch nicht an ihr haften bleiben konnte. Vorläufig fand sie Wien wunderschön. Sie war gewiß, daß Ulla sie mit offenen Armen empfangen würde; dann wollte sie die Donaustadt kennen lernen wie damals Paris.

Nun blieb sie alle paar Schritte einen Augenblick stehen und guckte in die Schaufenster mit dem lockenden Glanz und Gleiß ihrer Auslagen. Verwundert betrachtete sie am Südende des Stephansplatzes den Stock im Eisen, rief sich in die Erinnerung zurück, daß das irgendein altes geheimnisvolles Wahrzeichen Wiens sein müsse, und bog hierauf in das Leben des Grabens ein, in ein treibendes, farbenstreuendes Gewühl, aus dem der wolkige Barockprunk der Dreifaltigkeitssäule mit ihrem Figurenknäuel wie ein Monument der Weltlust emportauchte. Jetzt ging es am Hof vorüber, dem Burgplatz der Babenberger. Radetzkys Reiterstandbild funkelte in der Sonne, dann schoben die Häuserreihen sich zu einer schmalen Gasse zusammen, und nun trat die Freiung sich auf, und das Rauschen des Austriabrunnens klang Gunde begrüßend entgegen.

Ah — also hier hatte der edle Müller zu Mühlheim seiner jungen Frau ein städtisches Heim geschaffen! Sicher eine vornehme Gegend; alte Paläste ringsum mit reichen Fassaden und stattlichen Eingangshallen, dazwischen ein Kirchenbau und irgendein öffentliches Gebäude in italienischem Rundbogenstil. Gunde suchte die Nummer des Hauses, die sie auf der Prägung der Briefbogen Ullas oft genug gelesen hatte, und fand vor einem Barockportal mit steinernen Donaunixen einen behäbigen Portier in langem blauen Rock mit Goldknöpfen, der sich mit zwinkernden Augen von der Sonne bescheinen ließ.

Sie trat an ihn heran und fragte, ob hier Herr von Müller wohne.

„Ja," antwortete der Portier mit wohlwollendem Kopfnicken, „in der ersten Etage — aber die Herrschaften sind verreist."

„Wie?" fragte Gunde tonlos und fühlte, daß sie plötzlich die Fassung verlor.

„Sind verreist," wiederholte der Mann im blauen Rock. „Nach Aegypten."

„O Gott," sagte Gunde leise. Die Goldknöpfe des Portiers schienen sie zu hypnotisieren.

Sie starrte mit toten Augen in die blitzenden Rundungen. Ihr armes Hirn war auf einmal wie ausgeblasen. Sie konnte nicht begreifen, wie nun alles werden sollte.

Der Schweizer betrachtete sie aufmerksamer. „Die Herrschaften sind schon seit vier Wochen unterwegs," sagte er. „Sie wollten zuerst nach Aegypten und dann, glaube ich, nach Griechenland."

Gunde schaute zu Boden. Unbedingt mußte ein Brief Ullas verloren gegangen sein.

„Das ist mir sehr unangenehm," begann sie stockend. „Ich hätte die gnädige Frau gern gesprochen. Ich habe ihr auch aus Wiesbaden telegraphiert."

Der Portier nickte. „Richtig," meinte er. „Gestern nacht ist eine Depesche eingetroffen. Sie liegt bei mir, aber ich kann sie nicht nachsenden. Die Herrschaften haben keine feste Adresse hinterlassen. Der gnädige Herr hat auch extra gesagt, er wolle mit Geschäftlichem nicht belästigt sein."

„Es handelt sich gar nicht um Geschäftliches," rief Gunde. „Ich bin eine Freundin der gnädigen Frau."

„Ah so," erwiderte der Portier und lüftete die bordierte Mütze.

„Ist der Tag der Rückkehr bekannt?" fragte Gunde weiter.

„Nein, gnädiges Fräulein. Die Herrschaften haben das ganz unbestimmt gelassen. Aber es kann schon Sommer werden."

Gunde neigte den Kopf. „Ich danke Ihnen," sagte sie und ging.

Sie ging zurück. Nein, sie schlich nur. Sie sah nicht mehr die Sonne und das heitere Leben und den Glanz der schönen Stadt. Sie schritt wie in einer schwerlastenden Dämmerung und nicht auf beschwingten Sohlen der Jugend, sondern müde, als warte das Alter auf sie.

Sie war wieder im Hotel und setzte sich in ihrem Zimmer auf einen Stuhl und versuchte die Gedanken zusammenzuzetteln, die in unhaltsamer Flucht hinter ihrer Stirn sich drängten. Wo fand sie Hilfe? Ulla war nicht zu erreichen — und bis zum Sommer konnte sie verhungert sein. Buchstäblich verhungert, denn ihr letztes Geld ging auf die Neige.

Sie schauerte zusammen. Die Verzweiflung kam. Aber sie weinte nicht. Sie drückte die Fäuste gegen die Schläfe.

Es gab noch zweierlei. Sie konnte an die Herzogin-Mutter schreiben, die ihr beim Abschiede eine Pension angeboten hatte. Damals hatte sie im Gefühl ihres Stolzes die Gnade abgelehnt; heute war es so weit, daß sie darum betteln konnte. Und dann gab es noch eins: einen Brief an Hanskarl. Auch einen Bettelbrief.

Sie lachte kurz auf. Es war das Lachen ihres „hysterischen Eigensinns". Nein, nicht betteln — lieber hungern. Hunderttausende von armen Mädchen fanden Arbeit und Brot. Die freilich waren an Arbeit gewöhnt. Auch an den Hunger.

Vor allem mußte sie aus dem teuren Hotel. Sie wollte in Wien bleiben und die Rückkehr Ullas abwarten, sich aber ein billiges Zimmer mieten. Nun ergriff sie die Unruhe. Sie suchte ihre wertvollsten Schmucksachen zusammen und packte sie ein. Sie wollte eigentlich nach dem Pfandhause, aber schämte sich, danach zu fragen, und so ging sie denn zum nächsten Juwelier und verschleuderte ihren Schmuck. Immerhin hatte sie gegen zweitausend Kronen dafür bekommen und konnte sich nun wenigstens in nächster Zeit über Wasser halten. Dann suchte sie nach einer Wohnung. Sie dachte anfänglich daran, sich in der Umgebung Wiens einzumieten, weil sie die Natur liebte, aber sie gab das wieder auf. Sie mußte schon in der Stadt bleiben, wenn sie „Arbeit" finden wollte. Was das für eine Arbeit sein würde, wußte sie freilich noch nicht.

Den ganzen Nachmittag vertrödelte sie mit der Wohnungssuche. Am nächsten Morgen badete sie zunächst wieder und dachte mit Schrecken daran, daß nun auch die gewohnte Sauberkeit kostspielig für sie wurde. Dann streifte sie von neuem die Straßen ab. Diesmal ging sie über den Stadtpark hinaus, an der Zentralmarkthalle vorüber in den Bezirk Landstraße, der sie mehr anlockte als die innere Stadt. Und hier fand sie denn auch in einer kleinen stillen Gasse in der Nähe des Münzamtes eine Wohnung, die ihr zusagte.

Es war ein schmales, gelb angestrichenes Haus, unten mit einer Kurzwarenhandlung rechts und einem Bäckerladen links von der Eingangstür. Neben der Tür hing ein mit der üblichen Steuermarke versehenes Plakat, das den Aufdruck enthielt: „Frau Josephine Hammerdörfer, Spitzenausbesserin." Darunter war in Rundschrift geschrieben: „Zimmer mit Kammer zu vermieten II. Stock rechts." Eine Spitzenausbesserin, sagte sich Gunde, betreibt immerhin ein gewisses kunstfertiges Gewerbe, sie lebt also nicht allein vom Vermieten. Das war ihr angenehm. Sie sah auch im zweiten Stockwerk ein Blumenfenster, das den nüchternen Anstrich des Hauses freundlich unterbrach. So stieg sie denn die Treppe hinauf und klingelte bei Frau Hammerdörfer.

Eine ältere Frau in sauberer Kleidung öffnete ihr und fragte nach ihrem Begehr.

„Ich möchte die Wohnung ansehen, die zu vermieten ist," antwortete Gunde. „Sind Sie die Wirtin?"

„Ja," sagte die Frau, „das bin ich schon — aber," fuhr sie fort und ließ einen langen Blick über die Erscheinung des Mädchens gleiten, „ich glaube, das Zimmer wird nichts für Sie sein."

Gunde ließ sich die Wohnung zeigen. Sie trat zunächst in einen kleinen Flur, der nur durch ein Glasfenster oberhalb der Tür sein Licht erhielt. „Hier wohne ich," sagte Frau Hammerdörfer und wies nach der rechten Seite, „und daneben schläft mein Sohn. Der ist tagsüber nicht zu Hause, weil er in einer Papierfabrik arbeitet. Und das würde die Stube sein, die zu vermieten ist."

Sie öffnete eine Tür links und ließ Gunde voran. Es war ein ziemlich großes, sehr sauber gehaltenes Zimmer mit bescheidener, doch nicht stimmungsloser Einrichtung aus Birkenmöbeln. Gunde fand das Mobiliar sogar sehr hübsch. Es war da ein Schrank, der sich durch eine herabfallende Klappe in einen Schreibtisch verwandeln ließ und eine Menge kleiner, zierlicher Schubfächer enthielt, ferner eine sogenannte Etagere, ein Nähtischchen, ein großes Sofa mit steifen Lehnen und mit geblümtem Perkal überzogen, ein mächtiges Kleiderspind und eine Art Großvaterstuhl mit vorspringenden Wangen, alles in hellgelbem Birkenholz.

Die Ausdrucksweise der alten Frau ließ auf eine gewisse Bildung schließen.

„Sie sind keine Wienerin Ihrer Sprache nach?" fragte Gunde. „Sind Sie Reichsdeutsche wie ich?"

„Ja, Fräulein. Ich bin vom Rhein. Aus Braubach. Mein seliger Mann hatte da eine Papierfabrik. Aber er wurde fallit und fand dann hier eine Anstellung in einem größeren Betriebe, in dem jetzt auch mein Sohn arbeitet. Wir vermieten ja nur, weil wir die Zimmer nicht brauchen, und können sie deshalb auch billiger lassen als unter anderen Verhältnissen. Hier ist noch ein Schlafstübchen."

Sie öffnete die Nebentür. Es war kein Alkoven, sondern ein regelrechtes Zimmer, klein nur, aber gleichfalls sehr sauber und mit einem Bett, das fast die ganze Längswand einnahm und mit seinem seltsam geschweiften Kopf- und Fußende zu den Möbeln der Wohnstube paßte.

Gunde überzeugte sich, daß das Vorderzimmer Nordlicht hatte. Hier konnte sie allenfalls auch malen — wenn sie dazu kommen sollte. Die Aussicht ging ins Freie. Unten leuchtete helles Baumgrün auf den Höfen weit ausgedehnter Baulichkeiten: des Tierarzneiinstitutes, wie Frau Hammerdörfer erklärte.

Nun fragte Gunde nach dem Preise. Fünfzig Kronen monatlich und sechzig Heller das erste

Frühstück, wenn das Fräulein nicht vorziehe, in ein Kaffeehaus zu gehen.

Nein, das wollte Gunde nicht. Sie war mit allem einverstanden und wollte gleich nach dem Hotel zurück, um ihre Sachen zu holen.

„Ich habe eine ganze Menge Koffer," sagte sie; „die können wir vielleicht auf dem Boden unterbringen."

„O gewiß — da ist Raum genug — da ist noch eine ganz leere Kammer" . . . Und dann schaute Frau Hammerdörfer Gunde prüfend und fast ein wenig ängstlich an . . . „Entschuldigen Sie eine Frage, gnädiges Fräulein," fuhr sie fort. „Sind Sie Schauspielerin — oder Artistin — oder wie man es nennt?"

Gunde schüttelte den Kopf. „Nein," erwiderte sie, „ich bin Malerin, aber auch nicht von Beruf. Ich bin ein armes Mädchen — war freilich einmal recht wohlhabend, bin aber um mein Vermögen betrogen worden und muß nun zusehen, wie ich mir durch das Leben helfe. Ich will versuchen, Sprach- und Zeichenunterricht zu geben — oder so etwas. Aber ängstigen Sie sich nicht: ich zahle pünktlich meine Miete. Ein kleines Kapital ist mir noch verblieben."

„O — ich sorge mich nicht um mein Geld," entgegnete Frau Hammerdörfer etwas verwirrt. „Ich fragte nur, weil . . . wir hatten hier nämlich einmal eine Zirkusdame — und das ging nicht . . . Mein Sohn hält sehr auf Reputation. Es war nicht böse gemeint, Fräulein — — darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Berg," sagte Gunde. Sie ließ den Adelspartikel fort. —

Frau Hammerdörfer half Fräulein Berg beim Auspacken ihrer Koffer und war von neuem erstaunt über die Eleganz, die sich da auftat: über die Menge an Kostümen, Toiletten, Mänteln, Jacken und Hüten, den Silberschmuck der Bürsten und die zahllosen kleinen und großen Kristallflaschen, dieses ganze reichhaltige Arsenal einer Dame von Welt.

Gunde richtete sich ihr Zimmer nach Möglichkeit behaglich ein. Sie stellte Photographien und Bücher auf, legte eine farbige Schlafdecke und ein seidenüberzogenes Kissen auf das Sofa, hing auch ein paar ihrer Bilder an die Wand und gab so dem Ganzen ein gewisses persönliches Gepräge. Zu Mittag aß sie in einem nahegelegenen kleinen Speisehaus billig und ganz gut und kehrte dann in ihr Heim zurück. Sie fühlte sich nun nicht mehr unglücklich. Es kam ihr alles sehr neu vor, und das Neue reizte sie.

Frau Hammerdörfer schien sehr froh über ihre junge Mieterin zu sein. Ihr erstes Auftreten hatte sie mit leichtem Mißtrauen erfüllt. So elegant und lebenssicher war auch die Zirkusdame gewesen, mit der „es nicht ging". Aber Fräulein Berg war doch anders.

Gunde sprach sich mit ihr über allerhand Möglichkeiten aus. Die alte Frau saß in ihrem eigenen Stübchen, dem mit dem Blumenfenster, das weiß schimmerte im Flor seiner Maiblüten, und hatte eine Anzahl schöner alter Spitzen um sich, die teilweise ausgebessert werden sollten. Sie wusch sie auch selbst, es war dies ihre Spezialität, die sie zu einer wahren Kunst entwickelt hatte, denn das Geschäft verlangte nicht nur eine sehr sichere Hand, sondern auch eine gewisse Kenntnis des Gewebes. An den Vormittagen saß sie am Blumenfenster und hatte das Kissen vor sich, auf dem die auszubessernden Spitzen aufgesteckt waren; sie trug dann eine große Brille und hielt das Gesicht über dem Kissen, denn die Arbeit war eine anstrengende und ermüdete die Sehkraft. Nachmittags war sie meist in der kleinen Waschkammer und immer allein; sie bedurfte keiner Hilfe. Nur an den Abenden arbeitete sie nicht. Das litten die Augen nicht mehr. Da gehörte sie ihrem Sohn.

Sie hatte Gunde vorgeschlagen, doch einmal mit Alfred Rücksprache zu nehmen. Der wäre ein heller Kopf, wüßte in allen Dingen Bescheid und könnte ihr vielleicht einen guten Rat geben, um sich Verdienst zu schaffen. Sie lud dann auch Gunde ein, mit ihr und ihm zusammen zu Abend zu essen; da könne man in Gemütlichkeit alles bereden.

So geschah es, und Gunde fühlte sich recht wohl bei diesen „kleinen Leuten". Alfred war ein großer Bursche von vierundzwanzig Jahren, strohblond, mit freundlichem Gesicht und hübschen blauen Augen. Anfänglich war er etwas schüchtern der jungen vornehmen Mieterin gegenüber, die er bewundernd anschaute, und von deren zarten, weißen Händen er den Blick gar nicht lassen wollte. Aber allmählich wurde er warm; ihr Benehmen war so natürlich und herzlich, daß sich seine Verlegenheit verlor und er auf ihre mannigfachen Fragen rasch Antwort fand.

Ja, — also so müßte man es machen. Zunächst müßte man ein paar Inserate im „Extrablatt" aufgeben — wegen des Sprachunterrichts. Diese Anzeigen wollte er selbst aufsetzen; er kannte die übliche Fassung. Und auch in bezug auf ihre zeichnerische Fertigkeit konnte er ihr vielleicht behilflich sein. Seine Firma — Gebrüder Kreuth in Mariahilf — hatte immer Verwendung für hübsche Entwürfe zu Teller-, Torten- und Plattenpapieren, zu Bukettmanschetten und allerlei Dekorationen, auch zu verschlungenen Monogrammen und Bilderchen auf sogenannten Ansichtskarten. Er sagte, daß er ihr einmal ein paar Muster mitbringen würde, und war sehr glücklich, als sie freudig auf seinen Vorschlag einging.

Nun begann das neue Leben für Gunde, in das sie sich erst langsam finden mußte. Die Antwort des Justizrats Möhring, die ihr aus dem „Erzherzog Johann" nachgesandt wurde, verlegte auch ihre letzte Hoffnung, daß sie aus dem Zusammenbruch der Firma Brandt noch etwas retten könnte. Der Justizrat schrieb, daß der Konkurs eingeleitet, die Verhältnisse aber so unglaublich verworren seien, daß noch Jahr und Tag vergehen könne, ehe sich eine grundlegende Uebersicht ermöglichen lasse. Ganz in Ordnung sei merkwürdigerweise nur das Konto Berg gewesen; Konsul Brandt habe ihre gesamten Anteile an der Terraingesellschaft Augustenhof wie an der Fahrzeugfabrik Mannheim verkauft und den Erlös bis zum letzten Pfennig in das verunglückte Bergwerksunternehmen gesteckt. Gunde wußte es freilich besser und konnte nur resigniert mit den Achseln zucken, als sie las, der Justizrat werde sich auch fürderhin ihrer Angelegenheit annehmen. (Fortsetzung folgt.)



Der ungarische Ministerpräsident Graf Esterhazy (links) auf der Straße in Budapest.
Phot. Az Erdekes Ujsag.

Das flatterhafte a.

Sie finden mich mit „e“ und „a“
Als Teil von Nordamerika;
Als Heckenrand mit „a“ und „u“
Behüt' ich manches Rendezvous
Und nenn' zum Schluß mit „a“ und „i“
Ein Fürstenhaus. Nun raten Sie!



Max Pallenberg als Napoleon I.
in der Aufführung des neuen Lustspiels „Der kleine Napoleon“ von Misch und Cornelius im Deutschen Theater in Berlin.
Phot. Lilli Baruch.



Die Söhne der Herzogin Viktoria Luise zu Braunschweig, der Tochter des Kaisers.
Neue Aufnahme von Dora Tarnke.

RÄTSEL

Zweimal zusammengesetzt.

Blume, Monat, Tier sollt streichen
Jedem Ihr das letzte Zeichen!
Wenn Ihr dann, was bleibt, vereint,
Euch ein einzig Wort erscheint,
Das weit um sich her die Luft
Füllt mit seinem Blütenduft.
Doch was Ihr zu Anfang eilig
Abgestrichen, sei Euch heilig.

So und so

Gibst Du ihn — erfreulich!
Hast Du ihn — wie greulich!
P. Dehmel.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Steigerung: Mal, Maler, Zahl, Zähler, richt', Richter, dicht, Dichter. — Aus dem Felde: Unterstand — Unverstand. — Am Himmel und auf Erden: S(ich)el. — Falsch angebracht: Guste, Gäste, Geste. — Rat: Gericht.

HUMOR

Vereinfachtes Verfahren.

Gefreiter Bümke, frisch aus der Heimat gekommen, aber auch sonst kein Licht, sieht beim Treiben von Minierstollen zu. Die Sache funktioniert dabei so, daß die losgehackte Erde durch eine von Mannschaften gebildete Kette aus der Tiefe des Stollens auf Deckung befördert und ausgeschüttet wird.

„Herr Gott,“ entfuhr es da dem Gefreiten, „was für ein umständlicher Kram! Anstatt gleich unten im Stollen ein Loch zu graben und da die Erde hineinzuschütten!“

*

Hausfrau: „Das ist aber unappetitlich, Emma. Sie legen die Kohlenkarte zwischen die Fleisch- und Butterkarte!?“

*

Frau Dr. H. sagt zu ihrem dienstbaren Geist: „Minna, da wir heute abend nicht zu Hause sind, können Sie auch fortgehen. Hier haben Sie zwei Mark. Da können Sie sich ja ein Billett fürs Hoftheater kaufen; Sie wollten doch schon immer gern einmal hin!“

„Da danke ich Ihnen auch recht schön, gnä' Frau,“ sagt Minna. „Was mögen sie denn wohl spielen?“

„Soviel ich weiß,“ erwidert Frau Dr., „steht „Elektra“ auf dem Programm, ob das allerdings etwas für Sie sein wird?“

„Aber gewiß, gnä' Frau,“ sagt darauf Minna erfreut, „der Franz, wo mein Bräutigam ist, ist doch Elektromontör, und da interessiert mich so ein Stück doch besonders!“



„Mensch, Hujo, Du ißt ja den Pappteller mit!“
„Ach, du meine Jüte, ick dachte, det is die Waffel zu!“

*

Ankündigung

Trauermagazin
Bauer & Cie.
Größtes Etablissement dieser Art am Platze.
Trauerkleider, Trauerhüte, Trauerschirme, Trauerstiefel.
Sie betreten meinen Laden als fröhliche junge Frau und verlassen ihn als gebrochene Witwe.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26. 12345

XXVI. Jahrgang
Nr. 31

5. August 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Der Reichskanzler mit seinen jüngsten Töchtern
auf seinem Landsitz in Saarow am Scharmützelsee bei Berlin.
Aufnahme für die „Berliner Illustrirte Zeitung" von Zander & Labisch.

An der Schwelle des 4. Kriegsjahres.

Der Schrei nach Amerika.



Die Kriegshetzer: Lloyd George.



Kerenski bei einem Besuch an der Front.

Drei Jahre Krieg sind durchgekämpft und haben nach aller nüchternen Logik zu einer Entscheidung geführt. Zu der Entscheidung, die der Sinn der Friedenskundgebung des Reichstages ausdrückte: daß wir nicht geschlagen werden können, daß Deutschland und der Vierbund unverkümmert und unzertrümmert seinen vollen Anteil im Leben und im Aufschwung der zivilisierten Welt behalten wird. Und da wir mehr nicht wollen und nie wollten, könnte Friede sein. Aber der feindliche Wille öffnet auch dem vierten Kriegsjahr die Tür, leugnet die Gültigkeit dieser Entscheidung, leugnet das Gleichgewicht der Kräfte, das er noch einmal und noch einmal auf eine mörderisch-blutige Probe stellen will. Der qualitativen Multiplikation unserer Widerstandskraft will die Entente noch immer durch die quantitative Addition von Angriffs- und Verteidigungskräften Herr werden. Am 5. August 1914 schon haben sie ausgerechnet, daß ihre vielfache Ueberzahl schnellsten Sieg und Verwirklichung ihrer gierigen Ziele verbürge. 600 Millionen Menschen gegen 120 oder so lautete damals die Rechnung. Sie waren bald gezwungen, weiter zu addieren, Japan, Italien, Rumänien, China, Griechenland. Jeder einzelne dieser großen und kleinen Helfer wurde mit vollstem Mund als der „entscheidende Faktor“ ausgepriesen. Drei Jahre dauerte diese Jagd rund um die Welt nach neuen Bundesgenossen, dauerte dieses Spiel der Ziffern, die eine blutig gehäufte Wirklichkeit nur in den Leichenhügeln der Schlachtfelder fand. So wurde die kranke Seele der feindlichen Völker in der Suggestion des „Sieges von morgen und übermorgen“ erhalten. Schließlich kam die amerikanische Beschwörung. In England, in Frankreich, in Italien hat das Volk schon zu zittern begonnen. Rußland windet sich in Krämpfen. Aber dreifach schreien nun die Politiker, die Staatsmänner von allen Tribünen: Amerika kommt! Amerika ist der Helfer, der Retter! Amerika bricht den letzten Widerstand, Amerika ist der Sang, der Triumph,



Weil England es befahl!
Drahtverhau mit toten Russen nach einem der vergeblichen Stürme gegen unsere Front in Galizien.

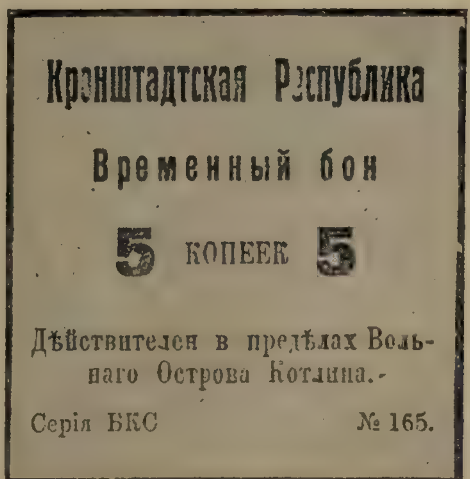


Wie man in Amerika Begeisterung für den Krieg zu wecken sucht: Pfadfinder-Knaben mit wehenden Fahnen beim Durchlaufen der 5. Avenue in New-York. (Aus einer franz. Zeitschrift.)



Kaiser Karl auf einer Reise an die Front im Gespräch mit der Kriegsberichterstatterin Alice Schalek.

Amerika kann niemand widerstehen! Das Frühjahr 1918 bringt die amerikanischen Massen, bringt das glorreiche Ende, das vierte Kriegsjahr ist das Jahr Amerikas! Von dem Geschrei betäubt, ist Paris wieder im Taumel, flaggt zu Ehren des ersten Bataillons von „Teddies“ und „Sammies“, das auf lange hinaus das einzige bleiben wird. Noch einmal möchte der Franzose glauben. Man massiert ihn mit Statistiken, daß ihm das Denken vergeht. 110 Millionen Einwohner, das reichste Land der Welt, die größte Industrie der Welt! Kann's da noch fehlen, ist das nicht genug Ersatz für Rußland? Amerika ist ein großer Machtfaktor, das kann niemand leugnen. Amerika ist der bedrohlichste Gegner, wenn es wirklich zu einem Handelskrieg nach dem Kriege kommen sollte, denn zusammen mit England vermöchte es uns vielleicht den Weltmarkt zu sperren. Aber Amerikas Milliarden,



Geldschein der Kronstädter Republik. Die Aufschrift lautet: „Kronstädter Republik, temporärer Bon, 5 Kopeken 5, gültig im Bereich der freien Insel Kotlin“ (auf der Kronstadt liegt).

Amerikas Finanzen, Industrie, Handels-Organisationen werden erst dann eine Rolle gegen uns spielen können, wenn der Sieg militärisch errungen ist. Erst muß Amerika militärisch bestehen, ehe es wirtschaftlich an uns heran kann. Die nüchternste Zurückhaltung des Urteils kann uns aber nicht dazu verführen, uns von den amerikanischen Ziffern so schrecken zu lassen, wie die Entente es gern sähe. Vorläufig ist Amerika nur furchtbar in seinen Zeitungsüberschriften. Der Krieg ist für den Amerikaner wie eine Jules Verniade. 100,000 Flugzeuge! Das gewinnt, nicht wahr? Aber ein skeptischer Franzose hat die Ziffern unter die Lupe genommen und ausgerechnet, daß sich dann die amerikanischen Flugparks von der Front bis Bordeaux ausdehnen würden und kein Platz mehr für die übrige Kriegführung bliebe. Oder 3,000,000 Tonnen neuer Holzschiffe monatlich, das zieht

DIE WELT IM KRIEGE

Bilder vom Ende des dritten Kriegsjahres



In Frankreich:
Büro der Stadtverwaltung in einem Keller in Reims.
(Aus einer franz. Zeitschrift.)



In Palästina:
Englischer Tank bei Gaza.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)



Das Liebeswerk der Schweiz:
Straßensammlung zu Gunsten des schweizerischen Roten Kreuzes in Zürich.
Phot. Aluf.

(Fortsetzung von Seite 419.)

doch! Aber die Holzschiffe haben sich bereits als ein sogenannter „Boom" der Holzhändler erwiesen, der beiseite geräumt wurde, als die Stahlfabrikanten auch verdienen wollten. Vielleicht melden sich noch die Kupferfabrikanten, und dann werden wir von den Kupferschiffen hören müssen. Oder Edison, der das absolut sichere Mittel gegen die U-Boote gefunden hat! Schon ist eine Fabrik auf einem Hügel erbaut, der militärisch abgesperrt ist. Zehntausend Arbeiter werden in dieser Fabrik 10 Monate in Klausur arbeiten. Und nun erst die Heereszifffer! Zwar hat der Kongreß bisher nur ein Expeditionsheer von 125,000 Mann bewilligt, Flieger, Sanität, Pioniere, die schon längst in Frankreich kämpfenden amerikanischen Freiwilligen sämtlich eingerechnet. Aber die Berichte sprechen von 500,000 Mann, von 600,000 und von einer Million. Daß es 5000 Kilometer von der amerikanischen zur französischen Küste sind, daß es Millionen und Millionen Schiffsraum braucht, um Menschen, Pferde, Geräte, Waffen, Munition, Nahrung zu befördern und nachzuliefern; daß auch ein amerikanischer Soldat in einer Sekunde getötet sein kann, aber erst in sechs Monaten feldfertig ausgebildet ist; daß hunderttausend Flugzeuge



In Galizien:
Türkischer Bataillonsstab bei einer Beobachtung des Feindes.



In Flandern:
Einbringen eines zur Landung gezwungenen englischen Dreideckers.



Im besetzten Rumänien:
Impfung der Landbevölkerung.



Oberst Hoffmann,
der Generalstabschef des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold v. Bayern.



In Rußland:
Russische Stellungen aus 20 Meter Höhe,
von einem Infanterieflieger aufgenommen.



Der Reichskanzler im Kreise seiner Kinder auf seinem Landsitz in Saarow am Scharmützelsee bei Berlin.
Aufnahme für die „Berliner Illustrirte Zeitung" von Zander & Labisch.

im Kopfe eines amerikanischen Berichterstatters weniger Platz einnehmen, als im Himmel oder auf der Erde — das stört sie alles nicht. Die Ueberschrift, die Ueberschrift ist die Hauptsache. Von dem Glauben an die Ueberschrift lebt heute die Entente, auf diese Ueberschrift hin beginnt sie ein viertes Kriegsjahr. (Der Amerikaner selbst glaubt nicht daran, er kennt seine Zeitungen und liebt sie nur, wie er ein narkotisches Genußmittel liebt, so gedankenlos, wie er etwa eine Zigarette raucht.) — Wir rechnen und warten. Wir wissen, daß Amerika, wenn es überhaupt noch kommt, die russische Lücke nicht einmal füllen wird. Die Probe werden wir auch noch bestehen. Wir stehen in unerschütterlicher Zuversicht in der Wirklichkeit, in der das vierte Kriegsjahr hoffentlich das Jahr des gedeihlichen, glücklichen Friedens sein wird.



Haus See-Birken, der Landsitz des Reichskanzlers in Saarow am Scharmützelsee.



General Graf Bothmer, Führer einer der siegreichen Armeen an der galizischen Front.
Phot. Würtz.



Reichstagsabgeordneter Ernst Bassermann †, der Führer der nationalliberalen Partei.
Phot. Titzenthaler.

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

22. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bisher erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Ein verspäteter Brief von Ulla traf über Wiesbaden ein, wo Gunde der Post ihre Wiener Adresse hinterlassen hatte. Der Brief kam aus Heliopolis bei Kairo und bestätigte die Vermutung Gundes, daß ein früheres Schreiben Ullas verlorengegangen sein mußte. Im übrigen erzählte Ulla sehr vergnügt von ihrem ägyptischen Aufenthalt; an die Rückkehr dachte man noch nicht — vielleicht ging man nach Konstantinopel und dann nach Korfu und bummelte in der Sommerzeit irgendwelche Gestade ab, aber das schwebte alles noch in der Luft, es stand nichts Bestimmtes fest.

Einen Augenblick überlegte Gunde, ob sie Ulla in einem längeren Telegramm nach Heliopolis ihre Lage klarlegen und um ihre Unterstützung bitten sollte. Das hätte sich ja ermöglichen lassen; man konnte ihr auf drahtlichem Wege oder über eine Bank Geld anweisen lassen; und dann war ihr wieder geholfen. Aber zunächst war es fraglich, ob Ulla noch in Heliopolis weilte, und Gunde schämte sich auch dieser Bettelei, um so mehr als ein unbestimmtes Etwas in dem Briefe Ullas lag, was sie verstimmte und ihr die Freundin ferner rückte. Ulla schrieb sehr flüchtig und sprach nur von ihren Vergnügungen und nebenbei von ihrem Manne; auch sie war in ein neues Dasein getreten, das ihre eigenen Interessen in Anspruch nahm und sie wohl auch voll ausfüllte.

Es war freilich ein anderes Leben als das, was Gunde führte. Der unvermittelte Wechsel aus gleißendem Nichtstun zu einer ihre ganze Anschauungswelt verengenden Entsagung legte sich anfänglich wie ein dumpfer Druck auf das verwöhnte Mädchen. Sie entbehrte den gewohnten Komfort, viel weniger den Luxus. Es machte ihr nichts aus, in einer Bierkneipe ein Gulasch zu essen und dazu einen Schnitt Pilsener zu trinken, aber der ungedeckte Tisch, die Papierserviette und die Zinkgabel waren ihr schrecklich.

Sie fühlte sich auch zu elegant für ihre Umgebung. Empfinden und Zuständliches ließen sich nicht mehr in Einklang bringen. Sie kaufte sich ein einfaches Blusenkostüm, das sie alltags trug, um nicht aufzufallen. Denn allmählich taten die Inserate im „Extrablatt“ ihre Wirkung. Es fanden sich Menschen, die wahrhaftig bei ihr Französisch und Englisch lernen wollten. Sie schaffte sich Lehrbücher an und nahm für die Stunde fünf Kronen. Wem dies zu teuer war, dem ermäßigte sie das Lehrgeld, so einer kleinen Stenotypistin und einem armen Buchhalter. Gewöhnlich gab sie die Stunden in ihrer Wohnung; wenn sie in ein fremdes Haus gehen mußte, nahm sie einen Aufschlag von einer Krone. Auch Frau Hammerdörfer war tätig für ihre Mieterin und versuchte, ihre Kundschaft für sie zu interessieren.

Eine angenehme Abwechslung war für Gunde die Arbeit, die Alfred ihr von den Gebrüdern Kreuth verschafft hatte. Anfänglich waren ihr versuchsweise die Entwürfe zu neuen Kantenmustern für Tortenpapiere übertragen worden. Die führte sie sehr hübsch aus, und nun ging sie zu Zeichnungen für Tapeten über, bei denen sie sich großzügiger geben und die Phantasie einsetzen konnte. Wenn sie freilich ihrem eigenen Geschmack folgte und beispielsweise vegetabilische Motive unter kräftiger Heranziehung farbiger Wirkungen benützte, oder wenn sie in Blumen- und Rankengewinde groteske Tierbilder setzte oder das Muster einer Jagdzimmertapete mit Karikaturen aus der weidmännischen Mythologie versah, so geschah es doch häufiger, daß sie ihre Entwürfe zurückbekam, denn die Firma Kreuth hatte nur für das Gängige etwas übrig und nicht für das Originelle. Und jedesmal war der blonde Alfred höchst unglücklich, wenn er ihr einen solchen Trauerfall mitteilen mußte. Der blonde Alfred war verliebt in sie; das ahnte Gunde bald.

Eines Tages bat er sie, auch ihm französischen Unterricht zu geben. „Konversation,“ sagte er, „damit ich mich ein bißchen ausdrücken kann, denn mein Chef hat große Lust, mich ein Jahr auf Reisen zu schicken, und dann kämen nur romanische Länder in Frage . . .“ Gunde wollte nicht nein sagen, und nun verlor sie auch einen Teil ihrer noch freien Abendstunden. Es stellte sich aber heraus, daß der junge Alfred schon recht gut Französisch sprach, und Gunde merkte an dieser Tatsache, daß er wohl nur die Absicht gehabt hatte, ein paar Stunden in der Woche ungestört mit ihr zu verplaudern.

Sie fühlte, wie beseligt er in ihrer Nähe war, sie hörte gewissermaßen das Klopfen seines Herzens, sie sah das verräterische Glanzlicht seiner Augen — und das alles tat ihr in tiefster Seele leid. Es war keine Befriedigung ihrer Eitelkeit, daß auch dieser brave Junge ein Stückchen seines Besten an sie verlor. Sie war doch schon über manches Allzukleine hinausgekommen, und es schmerzte sie, daß sie ihm nichts zurückgeben konnte von seiner großen Leidenschaft.

Es war Anfang Juli, als Gunde zu ihrem Erstaunen einen Brief von der alten Baronin Ettern erhielt. Er war an den „Nassauer Hof“ in Wiesbaden adressiert, und die Post hatte ihn an den „Erzherzog Karl“ weiterbefördert, wo man die Wohnung Gundes notiert hatte.

Die Baronin schrieb:

„Mein liebes und verehrtes Fräulein von Berg! Ich sende diesen Brief auf gut Glück ab, ohne zu wissen, ob er je in Ihre Hände gelangen wird, zumal mir Hanskarl gesagt hat, daß Sie seinerzeit aus Wiesbaden verschwunden seien, ohne im Hotel Ihren neuen Aufenthaltsort anzugeben. Ich kann mir denken, daß dies aus wohlerwogener Absicht geschehen ist.

Hanskarl hat mir erst vor kurzem gebeichtet. Ich weiß also nun, daß er bereits verheiratet ist und einen Sohn besitzt, der sein Erbe sein wird. Ich habe mich daraufhin entschlossen, ihm und seiner Gattin in Türkheim das Feld zu räumen und für den Rest meines Lebens einen Aufenthalt in der Fremde zu suchen. Mag man darüber denken, wie man will: ich zürne meinem Enkel nicht mehr, kann mich aber auch nicht von dem Bewußtsein trennen, daß diese Ehe seiner nicht würdig ist.

Ich bin nun einsam, liebes Fräulein von Berg, und da wollte ich Sie fragen, ob Sie nicht meine Begleiterin werden möchten. Ich dachte, den Sommer im Hochgebirge und den nächsten Winter, wenn Gott mir noch das Leben schenkt, vielleicht in Rom zu verbringen. Natürlich würde Ihre Stellung zu mir die einer jungen Freundin oder einer lieben Verwandten sein. Ueber gewisse Aeußerlichkeiten läßt sich am besten mündlich verhandeln — ich möchte indessen gleich hinzufügen, daß ich an Ihnen noch viel gutzumachen habe.

Ihre Antwort würde mich bis Mitte Juli unter der Adresse einer Nichte, Gräfin Hermance Schlein in München, Mauerkirchstraße 5, treffen — hoffentlich fällt sie zusagend aus.

Mit besten Grüßen in alter Anhänglichkeit

Ihre

Klotilde Freifrau Ettern.“

Der Brief war in den Abendstunden eingetroffen, und Gunde war ganz froh, daß Alfred sie eingeladen hatte, mit ihm das Deutsche Volkstheater zu besuchen; da fand sie in der Zerstreuung vielleicht auch Zeit zur Ueberlegung. Sie wollte noch nicht gleich antworten.

Alfred war wie berauscht vor Glück. Er hatte sich sorgfältig angekleidet: man konnte sich schon mit ihm zeigen. Auch Gunde hatte eine ihrer älteren Abendtoiletten hervorgesucht, von der sie wußte, daß sie sie besonders gut kleidete. Die strahlenden Augen des Herrn Alfred waren ein stummer Dolmetsch seiner Bewunderung.

Er nahm an der nächsten Straßenecke einen offenen Fiaker, einen Zweispänner.

„Heute sind wir leichtsinnig,“ sagte Gunde lächelnd.

Alfred flammte sofort wieder auf. „Ach Gott, gnädiges Fräulein,“ rief er, „wenn Sie nur wüßten — wenn Sie nur wüßten . . .“

„Nämlich was?“ fragte sie und setzte sich in den Wagen.

„Wie gern ich noch viel leichtsinniger sein möchte,“ fuhr er fort, „um Ihnen eine Freude zu machen! Seit Sie bei uns wohnen, weiß ich eigentlich erst, wie herrlich die Sonne scheint.“

Sie schwieg einen Augenblick. Die vulkanischen Ausbrüche häuften sich in letzter Zeit bei ihrem Schüler.

„Gnädiges Fräulein,“ begann er abermals und strich über seine neuen, etwas zu engen Handschuhe, „ich hätte einen Plan, eine ganz gute Idee — nämlich folgende. Wir wollen uns eine größere Wohnung nehmen. Wir können das ohne weiteres. Mutter ist einverstanden, bei aller ihrer Sparsamkeit — wir brauchen nicht so ängstlich auf jeden Heller zu sehen. Ihr Zimmer ist zu klein. Sie haben die Berechtigung zu einer anderen Umgebung . . .“

„Aber ich bitte Sie,“ warf sie ein, „ich fühle mich sehr wohl in meiner hübschen Behausung!“

„Das sagen Sie so, weil Sie schrecklich bescheiden sind. Aber ich weiß es besser, Sie sind ja nicht nur eine vornehme Dame, Fräulein Gunde, das ist übrigens ein wundervoller Name — ich hab' ihn noch nie gehört, aber er klingt wie eine Sage, eine Sage vom Rhein . . .“

Gunde lachte. „Vom Rhein? Das weiß ich nicht. Ich fand bloß den Namen hübsch, eine Abkürzung für Kunigunde, und habe ihn adoptiert . . . Aber kehren wir zu Ihrem Plan zurück. Sie wollen sich eine größere Wohnung nehmen. Sie sind wieder leichtsinnig.“

„Doch nicht,“ entgegnete Alfred eifrig und zog die Handschuhe aus, die ihm unbequem wurden. „Ihr Zimmer ist zu klein und zu dunkel. Ich sagte vorhin, Sie sind nicht nur eine vornehme Dame, und setze hinzu: sondern auch eine große Künstlerin.“

„O — Herr Alfred!“

„Ja, das sind Sie. Ihre Tapetenentwürfe sind einfach prachtvoll. Aber die Gebrüder Kreuth sind Banausen. Sie bevorzugen das Kitschige.“

„Das scheint mir freilich so.“

„Es sind ja auch nur Papierhändler. Das ist auf die Dauer nichts für Sie. Sie können viel mehr verdienen, wenn Sie mit einer großen Tapetenfabrik in Verbindung treten, mit Spezialisten des Faches. Dazu brauchen Sie wieder Raum und Licht, eine Art Atelier mit hellem Fenster, einen anständigen Zeichentisch, Bewegungsfreiheit, nichts Kümmerliches rechts und links. Das alles muß Ihnen geschafft werden — unbedingt . . .!“

Gunde bekam es mit der Sorge bei diesem stürmischen Drauflosgehen. Sie trieb in eine unbequeme Abhängigkeit hinein, wenn sie zustimmte — das wußte sie.

„Keine Uebereilung, lieber Freund,“ sagte sie in vorsichtiger Abwehr. „Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren guten Willen, aber ich kann nicht annehmen, daß Sie sich meinetwegen in Unkosten stürzen. Ich weiß ja noch nicht einmal, ob meine Begabung ausreicht für Ihre Pläne.“

„Aber ich weiß es,“ entgegnete er lebhaft. „Ich habe den Blick dafür. Ueber alles das sprechen wir noch. Auch ich will nichts übereilen, gewiß nicht. Immerhin — man muß auch wagen können. Nun wollen wir aussteigen . . .“

Im Theater saß man in einer der ersten Parkettreihen. Es wurde ein Lustspiel gegeben, das viel belacht wurde. Doch Gunde hatte wenig Verständnis für den harmlosen Unsinn auf der Bühne. Ihre Gedanken wanderten hin und her. Sie mußte sich über das Anerbieten der Baronin Ettern entscheiden und entschloß sich, es abzulehnen.

In der großen Pause kam ihr im Foyer eine bekannte Dame entgegen.

„Sie hier in Wien, liebes Fräulein von Berg?“ rief sie, ein reizendes Lächeln auf ihrem hübschen, klaren, noch ganz mädchenhaften Gesicht. „Mein Gott, wie ich mich freue, Sie einmal wiederzusehen! Sind Sie nur auf der Durchreise, oder bleiben Sie längere Zeit?“

„Vorläufig bleibe ich,“ entgegnete Gunde, „ich hatte gehofft, meine Freundin Frau von Müller zu treffen — Sie entsinnen sich ihrer, der ehemaligen Frau von Isbert . . .“

„Ja natürlich — natürlich, ganz genau!“

„Aber die ist irgendwo auf den griechischen In-

sein — und da ich nichts anderes zu tun habe, so warte ich hier auf sie . . ." Nun mußte sie Alfred vorstellen . . . „Herr Hammerdörfer . . ."

Der Blick der Baronin Götz von Rufino glitt rasch über die Erscheinung des jungen Mannes. Am Schnitt seines Haares, am Sitz des Rockes, an der Krawatte und an den Händen erkannte sie sofort, daß er aus einer Welt jenseits ihrer Grenzen stammte. Uebrigens zog sich Alfred nach einer viel zu tiefen Verbeugung bescheiden ein wenig zurück, um die Unterhaltung der beiden nicht zu stören.

Auch die Baronin Götz war in Begleitung.

„Frau von Berkowska," stellte sie eine bildhübsche Brünette vor, deren muntere Augen immer etwas zu suchen schienen. Dann trat noch eine zweite Dame heran, eine zarte Blondine mit schönem, rötlich schimmerndem Haar. „Komteß Anna Nagy . . . Also, mein liebes, liebes Fräulein von Berg, nun müssen Sie mir erzählen . . . Das ist ja prächtig, daß Sie noch ein bißchen in Wien bleiben — wo sind Sie denn abgestiegen?"

„In einer Privatwohnung, Baronin, aber ich wechsle dieser Tage."

„Sie müssen mich besuchen, Sie müssen mich unbedingt besuchen — Himmelpfortgasse drei . . . Ich möchte mich doch so gern einmal wieder ausplaudern mit Ihnen. Sie waren im letzten Winter gar nicht in Paris? Da hat man überall nach Ihnen gefragt — der kleine Espineaux hat mir auch besondere Grüße für Sie aufgetragen — und als ich ihm entgegnete, es sei zweifelhaft, ob ich Sie wiedersehen würde, meinte er: O doch, eine Erscheinung wie Sie sähe man immer wieder, und dann fügte er noch einen komischen Vergleich hinzu — Sie wissen ja, er liebt geistreiche Wendungen, bei denen man sich ein bißchen den Kopf zerbrechen muß. Nicht wahr, Nuschka?"

„Ach ja — wahrhaftig," sagte die Komteß Nagy und lächelte mit so schön geschwungenen und so eigentümlich erdbeerfarbenen Lippen, daß Gunde auf künstliche Nachhilfe hätte schwören mögen. „Er kann sehr langweilig sein."

„Anna Nagy war diesmal mit in Paris," plauderte die Baronin weiter, — „es war wieder sehr hübsch. Ich hatte meine alte Wohnung in der Rue d'Antin — erinnern Sie sich? — mit dem großen Empiresalon und dem versteckten Spielzimmerchen eine Treppe höher. Einmal wollte mich auch die Polizei belästigen, aber da hat ein Senator ein gewichtiges Wort gesprochen, Herr von Rouville, der Generalsekretär der Quästur, der kleine Weißkopf mit dem kohlschwarzen Henriquatre — Sie müssen ihn auch kennen . . ."

„Nein, ich kenne ihn nicht."

„Der war auf dem Polizeipräsidium und hat zu Protokoll gegeben, daß es sich um ein harmloses Spiel in geschlossener Gesellschaft handle. Lächerlich, nicht wahr?"

„Zwei Minister waren unsere ständigen Gäste," setzte die brünette Dame hinzu, „und eine ganze Menge Gesandte."

Sie sagte dies in schmollendem Mollton und zeigte beim Lächeln zwei sehr niedliche Grübchen in ihren frischen Wangen.

„Waren Sie auch mit in Paris, gnädige Frau?" fragte Gunde.

„Ja, sie war auch mit," nahm die Baronin wieder das Wort, „— meine arme kleine Siddie ist seit Jahresfrist verwitwet und wollte wieder einmal etwas vom Leben haben. Hatte sie auch — war es nicht eine sehr vergnügte Zeit, Siddie?"

„Ach, es war reizend," entgegnete die junge Witwe in kindlicher Nachfreude, „— ich möchte gleich wieder hin."

„Geduld, mein Herzchen — Ende August geht es nach Biarritz, dann nach Ostende, und dann wollen wir weiter sehen. Ja, wir sind Zugvögel, liebes Fräulein von Berg, und ich weiß ja, Sie lieben auch die Veränderlichkeit. Ich bin immer froh, wenn ich den Haushalt auflösen und wieder die Koffer packen kann . . ."

Nun schwirrte ein Klingelzeichen durch die Räume, und zu gleicher Zeit neigte sich die anmutige Komteß Nagy mit vorgeschobenen Schultern zu Frau von Götz und raunte ihr zu:

„Amélie — der Baron Gernsheim . . ."

Gunde folgte dem Blick ihrer Augen und sah einen großen Herrn mit einer Hakennase und einem Einglas im rechten Auge sich etwas schwerfällig und mit gekrümmtem Rücken durch das wieder in den Zuschauerraum strömende Publikum schieben.

Frau von Götz drückte ihre Hand . . . „Also auf Wiederschaun, liebste Beste," sagte sie hastig, „und vergessen Sie meine Adresse nicht . . ." Auch Frau von Berkowska und die Komteß reichten Gunde die Hände.

Sie trat zurück, und Alfred schloß sich ihr wieder an.

„Verzeihung, Herr Hammerdörfer," entschuldigte sie sich, „eine Bekannte aus Paris" — und ein heimliches Empfinden veranlaßte sie, hinzuzufügen: „Uebrigens nur eine flüchtige Bekanntschaft — eine, die ich gern fallen lasse . . ."

Nach beendeter Vorstellung bat Alfred um die Erlaubnis, Gunde noch in ein Lokal zu einem Abendimbiß führen zu dürfen. Sie gab mit leichtem Widerstreben nach; sie wollte nicht allzu intim mit ihm werden, wollte den guten Jungen aber doch auch nicht kränken. Man ging in den Hof des Ratskellers, und nun spielte Alfred den Kavalier. Er tuschelte mit dem Kellner; der nickte verständnisvoll und begann zu servieren: Fisch, Braten, eine Eisspeise — es war ein ganzes Mahl. Dazu eine Flasche Schaumwein — ungarischen, aber er war wenigstens kalt.

„Leichtsinniger Jüngling," sagte Gunde wieder und lachte.

„Ach, gnädiges Fräulein," fuhr er auf. Das sprach genug. Er neigte sein Glas vor ihr. „Auf ehrliche Freundschaft, Fräulein Berg," schloß er.

„So ist es recht," erwiderte sie. „Den Wunsch geb' ich zurück . . ." Und sie leerte durstig ihren Becher.

(Fortsetzung folgt.)



Hunde als Führer für Kriegsblinde.
Der Hund geleitet den Blinden um die im Wege stehende Leiter.

RÄTSEL

Aus den Silben:
a — ben — ber — burg — chlo — dar — der — do — e — e — e — ed — en — fe — feu — gat — ir — klip — kro — la — land — lau — le — lis — ma — mann — mi — mi — mis — mum — mund — ne — no — o — pi — po — ra — rit — sa — se — sei — sil — su — sur — ta — te — te — ti — tik — tra — um — va — wart — win — zin

sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Trostspruch ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Thüringer Schloß, 2. weiblichen Vornamen, 3. Mineral, 4. ein Wort, auf das es keinen Reim gibt, 5. unwahre Nachricht, 6. Farbschicht, 7. Insel, 8. berühmten Bühnendichter, 9. Gebirge, 10. Naturforscher, 11. Geigenbauer, 12. verschwindendes Industrieerzeugnis, 13. Vermächtnis, 14. Betäubungsmittel, 15. einen Feind der Karawanen, 16. Spiel, 17. Sonnenbahn, 18. assyrische Königin, 19. Wandervogel-Gerät, 20. männlichen Vornamen, 21. seltene Flüssigkeit, 22. Schlingpflanze, 23. griechischen Friedhof.

Für Architekten.

Zwei Lettern schneide
aus fremdem Geld,
Ans Ende trete ein
deutscher Held:
Schon ist eine Hauptstadt fertiggestellt.



Der Hund setzt sich und wartet, bis der Radfahrer vorüber ist.
Die Tiere sind vom „Deutschen Verein für Sanitätshunde" Bremen ausgebildet.



Josef Pilsudski,
der früher „Brigadier der polnischen Legion" in Warschau war und jetzt verhaftet wurde, weil er mit einem falschen Paß die Grenze überschreiten wollte.

Verwandlungsrätsel.

Im Zoo sprach zu seiner Frau
Der Löwe: „Leonie, so schau
Die vielen faden „G" mal da,
Da lob' ich mir 'nen fetten „K"!"
Aufschrie beim Witz des Wortes Kern,
Sein Käfig stand nicht allzu fern.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Zweimal zusammengesetzt: Ros(e), Ma(i), Rin(d) — Rosmarin, Eid.

Das flatterhafte a: Texas, Taxus, Taxis.

So und so: Ausschlag.

HUMOR

Schweizer Humor. Wir sind in Zürich so wie anderswo auch mit einer Anzahl Kriegsschieber gesegnet, die auf Kosten der Allgemeinheit ein arbeitsloses großes Einkommen haben. Diese müssen wegen Ausfuhrbewilligungen und anderen Bewilligungen sehr oft in die Bundeshauptstadt Bern reisen, natürlich in der Regel 1. Klasse. Neulich belausche ich auf der Reise das Gespräch zweier echter „Schwyzer":

„Häsch g'hört, Heiri?" sagt der eine, „me brucht jetzt vo Züri uf Bern kei Lokomotiv meh."

„Warum nüd?"

„Weil so viel Schieber im Zug inne sind."

*

Ich hatte im Laden — verzeihen Sie meine Offenheit! — Toilettepapier gekauft und sprach:

„Schicken Sie mir's zu."

Da fragte der Gehilfe: „Ist es sehr dringend, muß es gleich sein, oder hat es Zeit bis nachmittag?"



Bei der Vernehmung des Gefangenen.
„Er ist verheiratet gewesen, jetzt ist er Witwer, sagt er? Na, da müßte er doch zwei Ringe durch die Nase haben!"

Ein Herr verlangt im Drogengeschäft, in dem eine weibliche Hilfskraft den abwesenden Verkäufer vertritt, ein Fläschchen gereinigten Aether. Das Fräulein bedauert, nicht dienen zu können; es ist nur ungereinigter Aether vorrätig. Aergerlich sagt der Herr: „Da sind Sie aber nicht gerade auf der Höhe!"

„Ich bitte Sie," verteidigt sich die Verkäuferin, „womit soll man ihn denn reinigen bei der Seifenknappheit?!"

*

Grammatik. Mein ungarischer Freund, Leutnant Nándorffy redet ganz gut Deutsch — nur verwechselt er immerzu das „der — die — das". Ich rate ihm, möglichst oft Diminutiven anzuwenden: „Das Weibchen" — „das Häuschen" — „das Sternlein"; so könne er unmöglich fehlen.

„Ausgezajchnet," jubelt er, „wirklich ausgezajchnet."

Denkt eine Weile nach und meint betrübt: „Stimmt aber wieder nicht. Zum Beispiel: der Fräulein."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26.
a b c d e f g 1 2 3 4 5

XXVI. Jahrgang
Nr. 32

12. August 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Unser erfolgreichster Flieger, Rittmeister Frhr. v. Richthofen,
der die Schilderung seiner Luftkämpfe in einem soeben erschienenen Buch „Der rote Kampfflieger“ veröffentlicht hat. Zwei der eindrucksvollsten Kapitel sind in dieser Nummer enthalten.

Phot. Nicola Perscheid.

Zwei Kapitel aus dem neuen Buch „Der rote Kampfflieger“ von Rittmeister Frhr. v. Richthofen,

das soeben als Ullstein-Kriegsbuch erschienen ist und die Schilderung der Luftkämpfe unseres erfolgreichsten Fliegers enthält.

Boelckes Tod.

Von

Rittmeister Frhr. v. Richthofen.

Eines Tages flogen wir wieder einmal unter der Führung des großen Mannes gegen den Feind. Man hatte stets ein so sicheres Gefühl, wenn er dabei war. Es gab eben nur einen Boelcke. Ein sehr stürmisches Wetter. Viel Wolken. Andere Flieger flogen an dem Tage überhaupt nicht, nur der Jagdflieger. Schon von weitem sahen wir an der Front zwei freche Engländer, denen scheinbar das schlechte Wetter auch mal Spaß machte. Wir waren sechs, drüben waren zwei. Wären es zwanzig gewesen, uns hätte das Zeichen von Boelcke zum Angriff auch nicht weiter in Erstaunen gesetzt. Es beginnt der übliche Kampf. Boelcke hatte den einen vor und ich den anderen. Ich muß ablassen, weil ich von einem eigenen gestört werde. Ich sehe mich um und beobachte, wie etwa zweihundert Meter neben mir Boelcke sein Opfer gerade verarbeitet. Es war wieder das übliche Bild. Boelcke schießt einen ab, und ich kann zusehen. Dicht neben Boelcke fliegt ein guter Freund von ihm. Es war ein interessanter Kampf. Beide schossen, jeden Augenblick mußte der Engländer stürzen. Plötzlich ist eine unnatürliche Bewegung in den beiden deutschen Flugzeugen zu beobachten. Es zuckt mir durchs Hirn: Zusammenstoß. Ich habe sonst nie einen Zusammenstoß in der Luft gesehen und hatte mir so etwas ganz anders vorgestellt. Es war auch kein Zusammenstoß, sondern mehr ein Berühren. Aber in der großen Geschwindigkeit, die so ein Flugzeug hat, ist jede leise Berührung ein heftiger Aufprall. Boelcke läßt sofort von seinem Opfer ab und geht in großen Kurven, Gleitflug, zur Erde hinunter. Noch immer hatte ich nicht das Gefühl eines Absturzes, aber wie er unter mir durchgleitet, erkenne ich, daß ein Teil seiner Tragflächen abgebrochen ist. Was nun folgte, konnte ich nicht beobachten, aber in den Wolken verlor er eine Tragfläche ganz. Da war das Flugzeug steuerlos, und er stürzte ab, immer begleitet von seinem treuen Freund. Als wir zu Haus ankamen, war bereits die Meldung da: „Unser Boelcke tot!“ Man konnte es nicht fassen. Am schmerzlichsten empfand es natürlich derjenige, dem das Unglück zustoßen mußte. Es ist eigentümlich, daß jeder Mensch, der Boelcke kennen lernte, sich einbildete, er sei der einzig wahre Freund von ihm. Ich habe von diesen einzig wahren Freunden Boelckes etwa vierzig kennen gelernt, und jeder bildete sich ein, er sei der einzige. Menschen, deren Name Boelcke nie gewußt hat, glaubten, sie stünden ihm besonders nahe. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, die ich nur bei ihm beobachtet habe. Einen persönlichen Feind hat er nie gehabt. Er war gegen jedermann gleichmäßig liebenswürdig, zu keinem mehr, zu keinem weniger. Der einzige, der ihm vielleicht etwas näher stand, hatte das eben beschriebene Unglück mit ihm. Nichts geschieht ohne Gottes Fügung. Das ist ein Trost, den man sich in diesem Kriege so oft sagen muß.



Besuch bei der Jagdstaffel Richthofen.
Oberstleutnant Thomsen, Chef des Stabes des Kommand. Generals der Luftstreitkräfte, Rittmeister Freiherr v. Richthofen, Generalleutnant v. Hoeppner, Kommandierender General der Luftstreitkräfte.

Mein erfolgreichster Tag.

Von

Rittmeister Frhr. v. Richthofen

Wunderbares Wetter. Wir stehen auf dem Platz. Ich habe Besuch von einem Herrn, der noch nie einen Luftkampf oder so etwas Aehnliches gesehen hat und mir gerade versichert, daß es ihn ungeheuer interessieren würde, einen solchen Luftkampf zu sehen. Wir steigen in unsere Kisten und lachen sehr über ihn, und Schäfer meint: „Den Spaß können wir ihm machen!“ Wir stellen ihn an ein Scherenfernrohr und fliegen los. Der Tag fing gut an. Wir waren kaum zweitausend Meter hoch, da kamen uns schon die ersten Engländer in einem Geschwader von fünf entgegen. Ein Angriff, der mit einer Attacke zu vergleichen war — und das feindliche Geschwader lag vernichtet am Boden. Von uns war nicht ein einziger auch nur verwundet. Die Gegner waren — zwei brennend und drei so — auf unserer Seite abgestürzt. Der gute Freund unten auf der Erde hatte nicht wenig gestaunt. Er hatte sich die Sache ganz anders vorgestellt; viel dramatischer. Er meinte, die Sache hätte so harmlos ausgesehen, bis plötzlich einige Flugzeuge, einer Rakete gleich, brennend abstürzten. Ich habe mich an den Anblick so allmählich gewöhnt, aber ich muß sagen, mir hat es einen Mordseindruck gemacht. Nachdem dieser Tag so gut angefangen hatte, setzten wir uns zum Frühstück hin, da wir alle einen Mordshunger hatten. In der Zwischenzeit wurden unsere Maschinen wieder in Schuß gebracht, neue Patronen geladen, und dann ging's weiter. Am Abend konnten wir die stolze Meldung machen: dreizehn feindliche Flugzeuge durch sechs deutsche Apparate vernichtet. Eine ähnliche Meldung hatte nur einmal die Jagdstaffel Boelcke machen können. Acht Flugzeuge waren es, die wir damals abschossen, heute hatte einer sogar vier Gegner zum Absturz gebracht. Es ist ein Leutnant Wolff, ein zartes, schlankes Kerlchen, in dem niemals einer einen solchen Massensieger erblicken würde. Mein Bruder hatte zwei, Schäfer zwei, Festner zwei, ich drei. Abends legten wir uns kolossal stolz, andererseits aber auch recht müde in unsere Klappen. Am Tage darauf lasen wir unter großem Hallo im Heeresbericht von den Taten des Tages vorher. Im übrigen schossen wir am Tage darauf acht ab. Eine sehr niedliche Geschichte ereignete sich noch: Einer von unseren abgeschossenen Engländern war gefangen und kommt ins Gespräch mit uns. Natürlich erkundigte er sich auch nach der roten Maschine. Selbst bei der Truppe unten im Schützengraben ist sie nicht unbekannt und geht unter dem Namen „le diable rouge“. Bei einer Squadron hat sich das Gerücht verbreitet, daß in der roten Maschine ein Mädchen säße, so etwas Aehnliches wie Jeanne d'Arc. Er war sehr erstaunt, wie ich ihm versicherte, daß das vermutete Mädchen zurzeit vor ihm stünde. Er hatte damit keinen Witz machen wollen, sondern war selbst überzeugt, daß tatsächlich in der pervers angestrichenen Kiste nur eine Jungfrau sitzen konnte.



Mein dreißigster Gegner.
(Aus dem neuen Ullstein-Kriegsbuch „Der rote Kampfflieger“ von Rittmeister Frhr. v. Richthofen.)



Vorwärts! Auf der Verfolgung der geschlagenen Russen in Ost-Galizien. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Die Durchbruchsschlacht in Galizien

Das dritte Kriegsjahr hat mit einem Riesen-Erfolg der Mittelmächte geendet: Die russische Front ist durchbrochen und die Russen werden aus den Teilen Galiziens und der Bukowina, die sie besetzt hielten, hinausgetrieben. Schlag auf Schlag kamen die Siegesmeldungen. Die deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen Truppen ließen den Russen nicht mehr Zeit, sich erneut festzusetzen. Sie drängten ungestüm hinter dem ins Wanken gekommenen Gegner her und erzielten dadurch das Ergebnis, daß die ganze russische Südfront in Auflösung geriet.



Generaloberst v. Böhm-Ermolli, einer der erfolgreichen Führer in der galizischen Durchbruchsschlacht.



Der Glückwunsch: Kaiser Karl beim Generalfeldmarschall Prinzen Leopold von Bayern nach dem Durchbruch der russischen Front.
Im Hintergrund begrüßt Generaloberst v. Arz (schreitend) den Generalstabschef Oberst Hoffmann.



General Kornilow, der Nachfolger Brussilows im Oberkommando der russischen Armeen.

Die ersten Aufnahmen eines Seegefechts vom Wasserflugzeug aus.



Die ersten Aufnahmen eines Seegefechts vom Wasserflugzeug aus.
Bilder von dem Seegefecht in der Adria: Der österreichisch-ungarische Kreuzer „St. Georg“ trifft auf dem Gefechtsfeld ein und geht als Schlußschiff der Formation hinter die heimwärts marschierenden Kreuzer.

Das Seegefecht in der Adria am 15. Mai aus der Vogelschau.

Von Admiral Mirtl.

Für die Unternehmung unserer leichten Seestreitkräfte gegen die feindliche Ueberwachung der Otranto-Straße waren durch das Kommando der Kreuzerflottille die umfassendsten Vorkehrungen getroffen. Das in die ersten Morgenstunden fallende Vernichtungswerk gegen die feindlichen Dampfer, die die Ueberwachung der Straßen besorgten, mußte und konnte den dahin abgegangenen Kreuzern allein überlassen werden. Dagegen war es geboten, mit den nach Beendigung ihrer Aufgabe von der Otranto-Straße nach dem Golf von Cattaro zurückkehrenden Schiffen in möglichst innige Fühlung zu treten, da mit vollster Bestimmtheit damit gerechnet werden mußte, daß sofort nach dem Angriff auf die Wachschiffe in der Straße übermächtige feindliche Streitkräfte aus Valona und Brindisi auslaufen und versuchen würden, unseren Schiffen den Rückzug in den Golf von Cattaro zu verlegen. Trat dieser Fall ein, so war es geboten, den heimkehrenden Schiffen rechtzeitig Unterstützung angedeihen zu lassen, und um diese so schnell wie möglich gewähren zu können, lagen einige Schiffe der Kreuzerflottille vor Tagesanbruch zum Auslaufen im Golf von Cattaro bereit. Laien werden fragen, warum diese Schiffe auf Nachrichten warteten, um auszulaufen; die Antwort ist einfach: Wo es zum Gefechte kommen würde, wußte man ja nicht, wären die Schiffe daher vorzeitig ausgelaufen, so wären sie im vollsten Sinne des Wortes „ins Blaue“ gefahren, anstatt auf das Gefechtsfeld. Für die laufende Verständigung über die Situation, in der sich die aus der Otranto-Straße rückkehrenden leichten Schiffe jeweils befanden, hatte die moderne Technik zwei Mittel: die Funkentelegraphie und die schnellen Flugzeuge. Das erste war rein informierender Natur, die Flugzeuge konnten aber nicht nur melden, was sich auf dem Gefechtsfelde ereignete, sondern sie konnten — wenn auch in beschränktem Maße — in den Kampf tätig eingreifen. Beide Tätigkeiten haben unsere braven Seeflieger wacker erfüllt, und die von ihnen erzielten Bombentreffer auf den englischen Kreuzer „Darthmouth“, der die



Die drei k. u. k. Kreuzer „Novara“, „Saida“ und „Helgoland“ nach dem Abbruch des Gefechts, das durch den Rückzug der feindlichen Streitkräfte beendet wurde.
Nach feindlichen Berichten befanden sich zwei dieser Kreuzer nach Abbruch des Gefechts „in sinkendem Zustand“. Das Bild beweist die Unwahrheit dieser Behauptung.

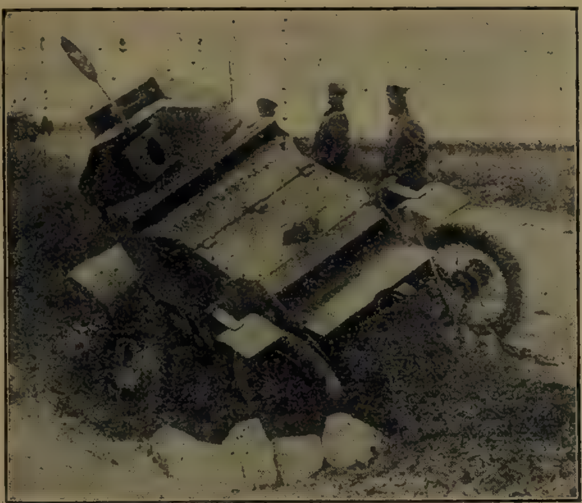


. . . Aufnahmen des Seegefechts in der Adria vom Wasserflugzeug aus.

Der englische Kreuzer „Darthmouth" (der während des Gefechts einen Volltreffer einer Flugzeugbombe erhielt und nach dem Gefecht torpediert wurde) begibt sich an die Spitze der feindlichen Gefechtslinie, um unter einem italienischen Admiral das Gefecht zu leiten.



Freiherr Richard v. Kühlmann, deutscher Botschafter in Konstantinopel.
Phot. Hanni Schwarz.





Von den Kämpfen zur Vertreibung der Russen aus Galizien: Zerschossene russische Panzerautos auf der Straße nach Tarnopol.



Russische Gefangene aus den letzten Kämpfen.
Phot. Bufa.



Zerschossene Automobile auf der Straße nach Tarnopol.

Flagge des italienischen Admirals als Führer der Feindesflottille trug, und auf einem anderen Kreuzer unbekannten Namens, wirkte abkühlend auf die Angriffsluft der elf feindlichen Schiffe gegen unsere drei Kreuzer, mit denen sie im Gefechte standen. Aber neben diesen beiden Tätigkeiten fanden unsere Seeflieger immer noch Zeit, eine Reihe von photographischen Aufnahmen besonders interessanter Gefechtsphasen zu machen und hierdurch die optimistisch gefärbten Berichte von feindlicher Seite durch die „sichtbaren Aufnahmen des Tatbestandes" zu widerlegen. Von diesen Aufnahmen bringen wir heute unsern Lesern einige Proben aus dem wohl ersten Fall, daß ein Seegefecht durch den Photographenapparat aus der Vogelperspektive festgehalten wurde. Das erste Bild zeigt den mit den Begleittorpedobooten auf dem Gefechtsfelde eingetroffenen Kreuzer „St. Georg". Die Feinde hatten beim Sichten der Rauchwolken der herankommenden Unterstützung das Gefecht abgebrochen und sich mit südwestlichem Kurse gegen Brindisi zurückgezogen. Die an dem Gefecht beteiligt gewesenen drei Kreuzer traten nun die Heimfahrt nach dem Golf von Cattaro an, wobei der größere und artilleristisch stärkere „St. Georg" die Nachhut der Marschkolonne bildete, um notfalls feindlichen Gelüsten, noch einmal das Gefecht aufzunehmen, mit seinen 24-cm-Geschützen eine Schranke zu setzen. Bild 2 stellt unsere Kreuzer „Saida" und „Novara" um „Helgoland" in der Gefechtsformation dar. Das dritte Bild zeigt einen Teil der feindlichen Streitkräfte, der eben in einem Formationswechsel begriffen ist, in dem an Stelle des italienischen Kreuzers „Quarto" der englische Kreuzer „Darthmouth" sich an die Spitze der Kielmassenlinie begibt und damit die Leitung des Gefechts übernimmt.



Phot. B. J. G.

Flieger-Oberlt. Ritter v. Tutschek, der seinen 20. Gegner im Luftkampf besiegte.



Eine Fahne der Senegalneger,

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

23. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bisher erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

XVII.

An Frau von Ettern schrieb Gunde schon am nächsten Tage; genau so, wie ihr zumute war, unter dem Eindruck einer nachwirkenden Entrüstung, über deren Ursache sie sich keineswegs im klaren fühlte. Sie grübelte auch nicht darüber. Sie dankte der Baronin für ihr Anerbieten, bedauerte aber, nach allem, was geschehen, es ablehnen zu müssen — auch habe sie nicht die Berechtigung zu der Annahme, daß an ihr „etwas gut zu machen" sei. Der Brief war sehr kühl gehalten. Nach dem Warum fragte Gunde nicht. Sie konnte nicht anders. Sie wich jeder klügeren Ueberlegung aus und folgte der Eingebung des Gefühls.

Von Ulla kamen über die Post in Wiesbaden nur noch einige Grußkarten: die letzte aus Korfu, auf der sie schrieb, es sei sehr heiß, und infolgedessen habe man den „wahnsinnigen Gedanken" gefaßt, mit einem Riesensprunge nach dem Eismeer zu flüchten. Man wollte mit dem nächsten Lloydschiff nach Bremen und von dort „schleunigst" nach dem Nordkap. „Mein Seppl," schrieb sie, „ist in fröhlichster Reiselaune. Er ist nicht zu bändigen. Er bildet sich jetzt nach der Landkarte — sozusagen schrittweise, nach den Meridianen. Aber wenn ich mir am Nordkap den unausbleiblichen Katarrh geholt habe, mache ich Schluß . . ." Quer über die Schrift waren noch einige Zeilen in englischer Sprache hinzugefügt. Da stand: „Ich habe ewig lange nichts von Dir gehört. Bist Du schon im traulichen Heim? Schreib mir eine Zeile nach Bremen, Büro des Norddeutschen Lloyd . . ."

Aber Gunde antwortete überhaupt nicht. Aehnlich so wie mit der Baronin Ettern, die immer nur lieb und gütig zu ihr gewesen war, erging es ihr mit Ulla. Sie empfand plötzlich eine förmlich feindselige Stimmung gegen sie. Sie sagte sich nicht, daß die Freundin den unerwarteten Umschwung in ihren äußeren Verhältnissen doch unmöglich ahnen konnte, daß die Fernweilende im Gegenteil annehmen mußte, es ginge ihr nach wie vor recht gut: in ihrer Erbitterung gegen die Härte des Schicksals wurde sie ungerecht — aber diese Ungerechtigkeit zeitigte doch auch wieder etwas bedingungsweise Gutes, nämlich den trotzigen Willen, es ohne fremde Hilfe mit der widerstreitenden Welt aufzunehmen.

Die seelische Krise, in der sie sich befand, ging damit freilich noch nicht vorüber. Immerhin brachte die Gewohnheit eine gewisse Ruhe über sie. Sie verlor im Laufe des Sommers einige Unterrichtsstunden und gewann dafür freie Zeit für ihre Zeichnungen. Die Firma Kreuth betätigte sich jetzt auch in sogenannten Luxuspapieren, und Gunde fertigte für sie illustrierte Postkarten an, die ihr Freude machten, weil bestimmte Zeichnungen in Kupfer gestochen wurden und eine sorgfältigere Arbeit verlangten. Zuweilen fuhr sie mit Alfred, ihr Skizzenbuch unter dem Arm, an den Sonntagen nach dem Kahlenberg, nach Dornbach und Neuwaldegg, nach Klosterneuburg und Mödling, um ein paar hübsche Landschaftsbilder aufzunehmen, die sie dann daheim nach der Phantasie ausarbeitete. Der junge Mann hatte sich in seinem Wesen ein wenig geändert. Er [illegible]tlich: er war nicht mehr der stür- [illegible]

[illegible] stimmtes mit Ihnen zu besprechen — und ich — nun also, ich traue mich nicht."

Sie schaute ihn an und begriff. „Ach Gott," sagte sie leise und schwieg wieder. Sie war diesem harmlosen Jungen gegenüber von einer ihr selbst unbegreiflichen Befangenheit. Dann hob sie den Kopf, versuchte zu lächeln und fuhr fort: „Wegen der Wohnungsgeschichte, nicht wahr?"

„Das auch — ja. Das kommt mit hinzu . . ."

Er war aufgestanden und schöpfte tief Atem. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen. Er stellte sich vor sie hin, in etwas steifer Haltung mit herabhängenden Armen, und sprach sein Geständnis aus, während über sein ganzes Gesicht die Muskeln zuckten . . . „Wenn ich bitten darf," sagte er, „unterbrechen Sie mich nicht. Sie können mir ja Antwort geben, wenn ich fertig bin. Aber ich möchte gern erst einmal aussprechen. Ich habe soviel auf dem Herzen . . ." Ein neues, starkes Aufatmen, und dann fuhr er fort, langsam sicherer werdend: „Ich weiß ganz genau, daß Sie gesellschaftlich viel höher stehen als ich. Natürlich weiß ich das. Sie hatten einmal einen vornehmeren Verkehr als heute. Und dann kam ein Rückschlag, für den Sie nichts konnten. Daß Sie ihn tapfer ertragen haben, war bei Ihnen vorauszusehen. Er hat aber auch mich Ihnen näher gebracht, und das gibt mir Mut, wie ich ihn sonst nicht gehabt hätte. Selbstverständlich nicht. Ich habe Sie sehr liebgewonnen, Fräulein Gunde — das ist ja kein Wunder, denn wer Sie kennt, muß Sie liebhaben . . . muß . . . Immerhin, auch in der Liebe gibt es Unterschiede, und da möchte ich denn sagen: meine Liebe ist so — ist so, daß sie Ihnen ein ruhiges, stilles und lebenslanges Glück verbürgt — ja, verbürgt. Nun habe ich mit meiner Mutter besprochen, daß ich mich selbständig machen will. Es war schon lange mein Wunsch. Wenn Sie einverstanden sind und wir tun uns zusammen und werden Mann und Frau, da möchte ich mir den Vorschlag erlauben, wir gründen eine kunstgewerbliche Anstalt. Meine Stellung habe ich zum Januar gekündigt, doch ich komme auch früher frei . . . Aber erst, wollte ich sagen, muß ich wissen, wie Sie darüber denken. Ich kann mir vorstellen, daß Ihnen das alles sehr unerwartet kommt — nur, meine ich, das werden Sie wohl schon gemerkt haben, daß ich Ihnen von ganzem Herzen gut bin . . ."

Und plötzlich fiel er vor ihr nieder und küßte ihre Hände, die sie ihm einen Augenblick ließ, um sie dann langsam zurückzuziehen und freundlich über sein Haar zu streichen. Dabei kam ihr eine Erinnerung an vergangene Tage: schon einmal hatte so ein junges, verliebtes Menschenkind zu ihren Füßen gelegen — Werner Dunker, damals im Parke des Palazzo Baldassano, als er sie warnen wollte — damals, ja damals, als die Tragikomödie ihres Lebens anhub . . . Mein Gott, wie lange war das her . . .

Sie hatte sich erhoben. Auch Alfred stand auf, verwirrt, verlegen, nicht mehr wissend, ob er nun weiter sprechen sollte, verschüchtert, daß er kaum wagte, sie anzusehen. Aber sie kam seiner Hilflosigkeit entgegen. Aus ihren Augen strömte wieder Güte und Herzlichkeit, und über ihr Gesicht flutete der Sonnenschein ihres Wesens.

„Lassen Sie mich noch einmal Ihre Hände drücken, lieber Alfred," sagte sie. „Ich danke Ihnen. Unvergessen wird mir diese Stunde bleiben. Aber eine Antwort kann ich Ihnen noch nicht geben. Ich bin unfähig da[illegible] recht: Ihr Antrag ist mir [illegible] ich muß erst die Ruhe fin[illegible]n. Verstehen Sie das?"

[illegible]ollkommen," erwiderte er [illegible]regung leicht zitternder [illegible]or. Was ich lange über[illegible] Entschluß faßte — das [illegible]nso reiflich zu überdenken. [illegible] geben Sie mir Ihre Ent[illegible]ir gut finden! Gute Nacht." [illegible] ihre Hand an seine Lippen [illegible]

[illegible]ür fallen. Sie setzte sich nie[illegible]gen. Ein Zug weicher Rührung [illegible]n. Armer, lieber Junge, dachte sie, wenn ich dich so lieb hätte, wie du mich liebst . . . Und dann schüttelte sie den Kopf.

Sie seufzte. Der arme Kerl tat ihr leid. Und schließlich tat sie selbst sich leid. Denn nun war ihr auch dieses Eckchen bescheidenster Ruhe verschlossen.

Sie sprach am nächsten Vormittag, als Alfred in der Fabrik war, mit ihrer Wirtin.

„Hat Alfred Ihnen Aufklärungen gegeben, liebe Frau Hammerdörfer?" fragte sie.

„Ja, Fräulein Berg, das hat er. Er verschweigt mir ja nichts . . ." Und sie schaute Gunde voll und ehrlich an.

Gunde suchte nach Worten, um das unausbleiblich Schmerzliche ihrer Abweisung schonend zu umkleiden.

„Es geht mir sehr nahe," sagte sie, „daß sich alles so begeben hat. Ich wollte es nicht. Ich weiß auch nicht, ob es richtig ist, wie ich mich ausdrücke — es ist so schwer, über ein Muß fortzukommen, das . . ." Sie stockte und nahm die Hände der Frau Hammerdörfer . . . „Mein Gott," fuhr sie fort, „glauben Sie mir nur, daß ich unendlich viel für Alfred übrig habe — er ist ein so guter und treuer Mensch — aber wie kann ich seine Frau werden, wenn ich ihn nicht liebe?"

„Ich dachte es mir," murmelte die Alte, „nun ist alles vorbei."

„Nicht alles — nur eine Episode. Er wird sich trösten. Er ist noch jung. Er wird eine andere finden, die viel, viel geeigneter für ihn ist."

„Ich kenne ihn. Er hat eine besondere Natur. Er wird sehr leiden."

„Ich leide auch. Das Herz tut mir weh. Ich hätte ihn streicheln mögen. Ich wünsche ihm alles Gute. Aber ich kann nicht über mich hinaus. Frau Hammerdörfer, wir müssen einen kurzen Entschluß fassen. Wir müssen uns trennen."

„Sprechen Sie doch selbst noch einmal mit ihm," bat die alte Frau mit tränenerstickter Stimme.

„Das würde zu unnötigen Szenen führen, die wir uns beiden ersparen können. Sie müssen das einsehen, liebste Frau Hammerdörfer. Was würde das Ergebnis dieser letzten Aussprache sein? Ich bitte Sie, stehen Sie mir bei und bewahren Sie Ihre Kaltblütigkeit! Wir wollen meine Koffer vom Boden holen."

„Ja, wollen Sie denn gleich fort?" rief Frau Hammerdörfer.

„Auf der Stelle. Alfred soll mich nicht wiedersehen. Er soll mich aus seinem Leben streichen. Er wird auch vernünftig sein."

„Gott gebe es," seufzte die Alte. „Gnädiges Fräulein, mir geht viel verloren. Ich war gewiß nicht zuversichtlich. Ich hatte immer ein zages Angstgefühl im Herzen. Aber wenn ich meinen Jungen ansah, kam doch die Hoffnung wieder. Er ist ja mein ein und alles. Und wenn Sie wüßten, welche Pläne er hatte! Das stürzt nun alles zusammen."

Gunde umschlang sie und küßte sie auf die Stirn.

„Glauben Sie, daß ich mich so leicht von Ihnen trenne?" rief sie. „Auch mir sind Hoffnungen und Aussichten zur Genüge zusammengebrochen. Und daß ich an der Grenze des Elends bei Ihnen Aufnahme fand und mich wieder aufrichten konnte, — daß ich in Ihrem lieben Jungen einen Bruder und in Ihnen eine Mutter sehen durfte — das ist ein freundliches Bild, das ich mitnehme — wohin — ja, du lieber Gott, wohin? Ich weiß es noch nicht. Ich gehe von neuem ins Finstere . . . Nun Mut, Frau Hammerdörfer! Packen und fort! Es hilft nichts. Es muß sein . . ."

. . . Als Gunde zwei Stunden später in dem Hofzimmer eines kleinen Gasthofes saß, der ihr am Weg lag, sah sie noch einmal das weiße Gesicht der alten Frau vor sich und ihre schmerzverzogenen Züge. Auch ihr selbst war jämmerlich zumute. Zum zweiten Male flüchtete sie vor einer Liebe — und flüchtete ins Ungewisse hinein. Und wieder starrte ihr eine Fratze entgegen und fragte: Was nun? — Wenn ihre Schüler zu Frau Hammerdörfer kamen, mußte ihnen geantwortet werden: „Fräulein Berg ist ausgezogen, unbekannt wohin." Für die Gebrüder Kreuth konnte sie nicht mehr arbeiten, weil sie Alfred

nicht begegnen wollte. Sie mußte sich also nach neuen Erwerbsquellen umtun, und damit begann auch ein neues Martyrium.

„Der Gasthof zur Traube" war ein sogenanntes Hotel garni, in dem Gunde nur vorübergehend Unterschlupf suchen wollte. Sie hatte ein billiges Zimmerchen nach hinten zu genommen. Wenn sie aus dem einzigen Fenster sah, schaute sie auf einen dunkeln Hof und auf verhängte Fenster. Diese überall verhängten Fenster gaben dem Hause etwas Düsteres und Trauriges. Es war sehr still. Es schien am Tage zu schlafen. Der Kellner, der sie auf das Zimmer gebracht hatte, blinzelte sie eigentümlich mit den Augen an, und als er ihr das Anmeldeformular zur Ausfüllung vorlegte, sagte er: „Aber den richtigen Namen, sonst kriegen wir's mit der Polizei zu tun . . ." Sie verstand gar nicht, was er eigentlich wollte.

Sie hatte noch nichts gegessen, verspürte indessen keinen Hunger. Doch ging sie in das nächste Kaffeehaus, um die Anzeigenteile der Zeitung durchzusehen und sich Adressen zu notieren. Sie fand denn auch verschiedene Gesuche, auf die sie sich zu melden gedachte. Leute, die wieder englischen und französischen Sprachunterricht wünschten, eine ältere Dame, die einer Vorleserin bedurfte, einen gelähmten Herrn, der eine Pflegerin haben wollte und derlei mehr. Andere Gesuche waren so verfaßt, daß Gunde ihnen nicht traute, und auch über ein Inserat, in dem eine Gesellschaftsdame verlangt wurde, las sie hinweg, bis die angegebene Adresse ihr auffiel und sie bewog, die Anzeige nochmals zu lesen: Sie lautete:

„Junge, elegante und liebenswürdige Dame mit guten Sprachkenntnissen als Gesellschafterin gesucht. Nur schriftliche Anerbietungen mit Lebenslauf und Photographie (die zurückgesandt wird) zu richten an den Pförtner Himmelpfortgasse 3."

Die Straße mit dem frommen Namen hatte Gunde behalten: Himmelpfortgasse 3 wohnte die Baronin Götz von Rufino. Ob sie auch die Gesellschafterin verlangte, war freilich fraglich — sie war um diese Zeit sicher schon in Ostende.

Gunde hatte den Stadtplan aus ihrem Baedeker gerissen und trug ihn bei sich, um sich ohne Droschke zurechtfinden zu können. Sie suchte nach der Himmelpfortgasse und fand, daß sie ganz in der Nähe des Kaffeehauses lag. Die Baronin Götz war freilich kein ganz ungefährlicher Verkehr. Diese muntere kleine Frau gestand zwar offenherzig, daß sie eine „leidenschaftliche Spielratze" war, und beugte damit gewissermaßen vor — auch konnte man ihr keineswegs nachsagen, daß sie gefallsüchtig war und nach den Männern angelte; aber schon der Gedanke, daß sich ihre unruhige Existenz auf dem Spiel aufbaute, war unangenehm, zudem umgab sie sich gern mit jungen Damen, die zwar immer den Ton wahrten, die indessen auch immer den Eindruck machten, als fehle es nur an dem letzten Anstoß, um sie eine Stufe tiefer gleiten zu lassen. Gunde dachte dabei an Frau von Berkowska und das hübsche kleine Komtessel mit den erdbeerfarbenen Lippen, die sie mit der Baronin im Volkstheater getroffen hatte. War das überhaupt eine Komteß?

Aber es war ja nicht gesagt, daß Frau von Götz die Anzeige aufgegeben hatte — im übrigen war es auch gleichgültig. Gunde beschloß, jedenfalls die paar Schritte nach der Himmelpfortgasse zu gehen und sich zu erkundigen, ob die Baronin noch in Wien war. Man brauchte ja keinen neuen Verkehr mit ihr anzubahnen — aber vielleicht hatte die weltgewandte Frau doch einen guten Rat für sie.

Gunde machte sich auf den Weg und fand dem Finanzministerium gegenüber das Haus, das sie suchte: ein schönes Gebäude in reichem Barockstil, sicher einer jener alten Paläste des achtzehnten Jahrhunderts, an denen die Altstadt noch reich ist.

Der Pförtner war von großer Höflichkeit: jawohl, die gnädige Frau Baronin sei wieder in Wien — sei nur ein paar Wochen in Biarritz gewesen und dann zurückgekehrt — mit wem er die Ehre habe? Gunde nahm ihren Adel wieder auf und fügte der unsichtbaren Krone aus eigener Machtvollkommenheit noch zwei Zacken an: sie wurde zur Baroneß Berg wie in Wiesbaden.

„Verzeihung," sagte der Pförtner, „gnädigste Baroneß sind eine Bekannte der Frau Baronin?"

„Ja, eine gute Bekannte."

„Dann darf ich anmelden . . ." Er rief in das Sprachrohr. Jetzt sprach er unvermutet Italienisch. Es währte ein paar Minuten, ehe die Antwort erfolgte.

„Die Frau Baronin wird sich sehr freuen. Bitte zwei Treppen rechts . . ."

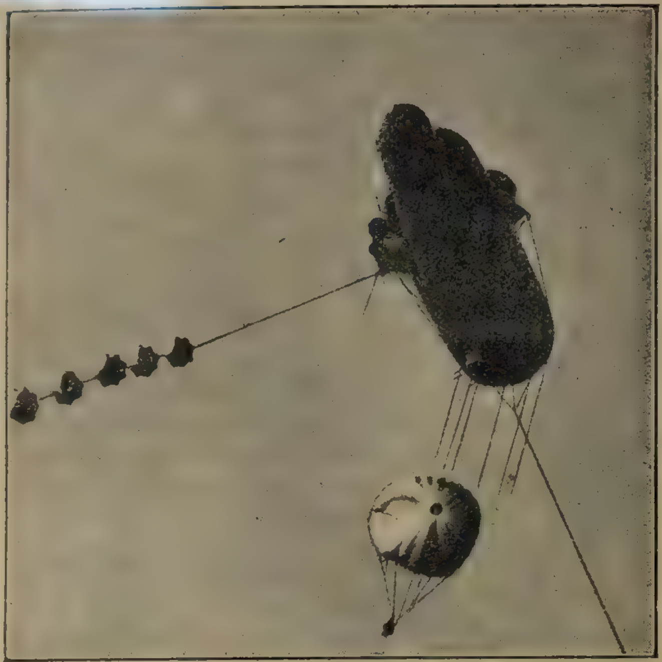
Er drückte auf einen Knopf, und nun sprang in der schönen Eingangshalle eine verschlossene Glastür auf. Ebenso selbsttätig öffnete sich eine Tür im zweiten Stockwerk. An einer dritten Tür rechts stand eine sehr niedliche Zofe von unverkennbar italienischem Typus und ließ Gunde ein.

Sie wurde in einen großen Salon geführt, in dem die monumentale Raumbildung des Barock sich mit malerischer Prachtentfaltung vereinte; nur das Mobiliar war etwas stillos zusammengestellt. Frau von Götz ließ nicht lange auf sich warten; sie eilte Gunde mit großer Herzlichkeit entgegen und umarmte sie stürmisch.

„Meine liebe, liebe Kleine," rief sie, „das ist reizend, daß Sie sich meiner erinnert haben! Waren Sie schon einmal bei mir? Die See war diesmal nichts. Schlechtes Wetter und keine angenehme Gesellschaft. Das spanische Königspaar war zwar in Biarritz, aber es machte den Kohl nicht fett. Da bin ich denn nicht lange geblieben. Wien ist im Herbst ja so wunderschön. Diese leise Melancholie bei aller Lebensfreude — manchmal erinnert es mich an Verona. Nun setzen Sie sich, Madel. Ich muß viel von Ihnen hören. Wie ist es Ihnen ergangen in der Zeit, da wir uns nicht sahen? Im Volkstheater damals, Sie wissen, haben wir uns ja nur sehr flüchtig begrüßen können. Was hatten Sie da für einen merkwürdig bourgeoisen Begleiter bei sich?"

„Den Sohn meiner Wirtin, liebe Baronin," entgegnete Gunde mit leichtem Lächeln. „Aber das Bourgeoise paßte zur Gedankenrichtung. Ich bin vom Sockel gestiegen. Ich habe viel Unglück gehabt . . ." Und sie erzählte von dem Verluste ihres Vermögens und der Notwendigkeit, sich einen Erwerb zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)



Probesprung eines österr.-ungar. Beobachtungsoffiziers mit einem neueingeführten Fallschirm aus einem Fesselballon aus 150 Meter Höhe.
(Aufgenommen von einem tieferstehenden Ballon aus.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: an — col — der — e — ei — eis — haus — hu — ja — i — is — keit — ki — la — lauf — ler — lie — lon — me — muk — mus — ne — ne — ne — po — re — rup — sche — schwamm — si — simp — so — tel — tha — us — wols sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Goethes ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. griechischen König, 2. unangenehme Eigenschaft, 3. Heiligen, 4. pikante Tunke, 5. Schäferhund, 6. schädlichen Pilz, 7. Süßmittel, 8. Wintersport, 9. Engländerfeind, 10. diluviale Menschenrasse, 11. Erdschicht, 12. Baum, 13. gestürzten Kriegshetzer, 14. Alpenpaß.

Kunstvolle Verbindung.

Das erste kann man öffnen oder schließen,
Das zweite roh und auch gekocht genießen.
Kommt zwischen beide noch ein Konsonant,
So ist das Ganze jedem heut bekannt.
Für seine Feinde ist es zum Verdrießen,
Daß es die Straße öffnen kann und schließen.

Kein Unglücksfall.

Liegt am Fluß ein Glied von Dir,
Deut' als mancherlei ich's mir.



Beobachter mit der Flugzeug-Kamera.
Phot. R. Sennecke.



Die fliegende Glocke.
Abwurf der 64 Zentner schweren Glocke zum Zweck der Ablieferung von einem Dorfkirchturm.
(Ein anderer Transport war nicht möglich.)
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel:
Wechsel ist das Los des Lebens
Und — es kommt ein andrer Tag.
Aus „Trost" von Th. Fontane.

1. Wartburg, 2. Eva, 3. Chlorit, 4. Silber, 5. Ente, 6. Lasur, 7. Irland, 8. Sudermann, 9. Tatra, 10. Darwin, 11. Amati, 12. Seife, 13. Legat, 14. Opium, 15. Samum, 16. Domino, 17. Elliptik, 18. Semiramis, 19. Laute, 20. Edmund, 21. Benzin, 22. Efeu, 23. Nekropolis.

Für Architekten: Kope(ke)nhagen.

Verwandlungs-Rätsel: Gaffer, Kaffer, Affe.

HUMOR

Bei einer Besichtigung findet der Feldwebel an den Wänden eines Zimmers in künstlerischen Schnörkeln Wandsprüche wie: „Morgenstunde hat Gold im Munde" — „Ehrlich währt am längsten" — „Wie man's macht, ist's falsch" u. a. Anstatt Anerkennung folgt ein Wutschrei: „Himmeldonnerdoria! Wollt Ihr augenblicklich die sozialdemokratischen Sprüche runternehmen!"

*

Ein erfinderischer Drogist zeigt ein Mittel an: „Keine Erkältungen mehr! Kein Husten! Kein Schnupfen! Preis eine Mark!"

Ein Mann, der das Mittel gekauft hat, kommt nach drei Tagen zurück: er hätte alles getrunken, aber geholfen habe es nicht.

„Alles getrunken!" stöhnte der Drogist. Um Himmels willen, das war ja eine Kautschuklösung, um die Schuhsohlen zu bestreichen."

*

„Jedesmal hab' ich an meinem Geburtstag Kopfschmerzen. Diesmal hab' ich mir aber einen Kuchen aus „Migräne-Pulver" backen lassen."



Junggesellen-Leiden.
„Diese verdammte Kriegs-Schaumspeise. Wenn ich noch eine Minute weiter schlage, muß ich mir 'ne größere Wohnung nehmen!"

Man hatte mir den ersten und zweiten Vorsitzenden des Athletenklubs gezeigt, den Schriftführer und den Säckelwart.

Da bemerkte ich einen besonders stämmigen Herrn und fragte, wer er wäre.

„Der? Ist unser Bizepspräsident."

*

Nach vielen Wochen einer militärischen Ausbildung darf der Michael Kohlhuber auf Urlaub fahren. Sein Feldwebel drückt ihm eine Anzahl Papiere in die Hand, und er wird losgelassen. Am Bahnschalter legt er die Papiere mit der Forderung einer Fahrkarte vor. Die Schalterbeamtin belehrt ihn, daß er die Fahrt nicht zu zahlen brauche. Sie deutet auf den Vermerk des Freifahrscheins: „Die Zahlung ist zu stunden."

In der Heimat angekommen, kehrt Michael erst im Dorfwirtshause ein, um sich an einer ausgiebigen Mahlzeit zu stärken. Als der Wirt die Zahlung fordert, zieht der Vaterlandsverteidiger den Rückfahrschein aus der Tasche, schiebt ihn dem Wirt zu, und mit stummer, stolzer Gebärde zeigt sein ausgestreckter Zeigefinger auf die Worte: „Die Zahlung ist zu stunden."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
abcdefg 123456

XXVI. Jahrgang
Nr. 33

19. August 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Durch ein deutsches U-Boot in Brand geschossener bewaffneter feindlicher Oeltankdampfer.
Ladung 4500 t. Gasolinöl.



Der Gegenstoß. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Viktor Adler, der Führer der österreichischen Sozialdemokraten. Phot. Voisach.



Kapitänlt. Schwieger, der den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. Dührkoop.

Infanterie-Flieger.

Von Oberleutnant O. Daenbruch.

Ueber Flanderns Fluren liegt dichter Nebel. Es ist, als ob der Rauch der unzähligen krepierten Geschosse sich zu einer einzigen Wolke zusammengeballt hätte, um das Grausige des zertrommelten Schlachtfeldes zu verdecken. Die ersten Strahlen der Morgensonne versuchen vergeblich, den undurchdringlichen Schleier zu lüften. Der wogt und wallt, hebt sich für einen Augenblick, um dann gleich wieder alles in sein eintöniges Grau einzuhüllen. Ueber uns hören wir das Surren von Propellern. Die Flieger beginnen ihre Morgenarbeit. Aber wir können sie nicht sehen. Das Motorgeräusch verklingt feindwärts. Das wütende Feuer des Feindes, das seit Tagen auf unseren Stellungen lag, ist verstummt. Nur vereinzelte Geschosse heulen zu uns herüber, schlagen ins freie Feld ein — dann ist wieder Ruhe. Der Wind frischt auf und treibt die Nebelschwaden auseinander, drüben wird es lebendig. Das Geschützfeuer belebt sich, schwillt langsam an, und als der letzte Fetzen Nebel verschwindet, liegt wieder schwerstes Trommelfeuer auf unseren Gräben. Heute muß der Sturm kommen. Das Telephon rasselt im Unterstand: „Fliegermeldung, der Feind hat im Raume von B. starke Truppenmassen zusammengezogen." Unsere Vermutungen waren also richtig, der Feind wollte heute wieder einmal versuchen, unsere Front zu erschüttern. Er mochte kommen, wir waren bereit! Eine Unzahl flinker Flugzeuge kreist ganz niedrig über unserer Trichterstellung. Munter flattern die Wimpel an ihren Tragdecks. Sie sind uns wohlbekannt, unsere Infanterieflieger. Bei allen feindlichen Angriffen waren sie dabei. Ob Sturm und Regen, bei jedem Wetter hatten sie uns beigestanden. Unseren sieggewohnten Sturmtruppen waren sie vorangeflogen, uns ein Symbol des Sieges, dem Feinde ein Zeichen des Schreckens. Auch heute wollten sie dabei sein. Der Feind hatte sie längst bemerkt. Tosendes Feuer schlägt ihnen entgegen. Aber sie sind nicht aufzuhalten. Sie brausen über die feindlichen Gräben, und ihre Maschinengewehre greifen hinein in die verborgensten Erdfalten. Nichts entgeht ihrem Späherauge. Jetzt wendet eins, und zurück geht es in rasendem Flug. Es muß Wichtiges gesehen haben. Einige Minuten später



Ramasan im Mohammedaner Gefangenenlager in Wünsdorf: Beim Gebet.



Nach dem Durchbruch in Ostgalizien: Begrüßung des Kaisers in Tarnopol durch Einwohner.
Phot. Bufa.



Der Kaiser beim Ueberschreiten der Strypa auf einem Fußsteg.
Phot. Bufa.



Im Korb eines Beobachtungsballons: Französischer Offizier, der sich zum Absprung mit dem Fallschirm bereit macht. (Aus einer engl. Zeitschrift.)

wissen wir es. Die Reserven bei B. werden nach vorn gebracht. Unser Sperrfeuer setzt ein. Der Geschoßhagel braust über unsere Köpfe hinweg drüben in den Feind. Wir wissen, er verrichtet ganze Arbeit. Auch die feindliche Artillerie scheint ihr Teil zu bekommen, denn ihr wütendes Feuer wird merklich schwächer. In den Stellungen uns gegenüber wird es unruhig. Man merkt, die Reserven sind ins Stocken geraten, sie können nicht in die vorderste Linie gelangen, unser Sperrfeuer hält sie fest. In ihre zusammengeballten Massen hinein prasselt das Maschinengewehrfeuer der Flieger. Der Tod hält blutige Ernte. Unsere Patrouillen tasten vorsichtig vor. Sie finden schwach besetzte Stellungen, durch unser Artilleriefeuer zersetzt. Jetzt kommt für uns der Augenblick des Angriffes. Die Flieger werden verständigt. Plötzlich ein leuchtendes Zeichen. Langsam löst sich ein weißer Stern von dem Flugzeug los und fällt langsam zu Boden, eine lange Rauchfahne hinter sich lassend. Unser Sperrfeuer wird auf das rückwärtige Gelände verlegt. Dann kommt der Befehl zum Sturm. Ein letztes Atemholen, ein Sprung, und wir sind raus aus den Gräben. Uns voraus brausen die Flugzeuge, und ihr Maschinengewehr-Feuer bahnt uns eine Gasse, packt den Feind im Rücken, in den Flanken und treibt ihn aus den Stellungen. Jetzt haben auch wir ihn erreicht, und schon ist er überrannt. Aufmerksam folgen uns unsere Flieger. Ihre Meldungen eilen zurück zu den höheren Truppenführern und geben Nachricht, wie weit wir gelangt sind. Jede Bewegung beim Feind wird festgestellt, seine Gegenmaßnahmen rechtzeitig erkannt. Der Gegner gibt das

(Fortsetzung auf Seite 437.)



Kerenski
der russische Ministerpräsident und Kriegsminister bei einer Truppenschau hinter der Front. (Aus einer ital. Zeitschrift.)

Neue Männer im Reich und in Preußen



Staatssekretär des Reichspostamts
Otto Rüdlin.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Staatssekretär des Reichsjustizamts
Dr. Paul von Krause.
Hofphot. Noack.



Preußischer Justizminister
Dr. Peter Spahn,
der Führer der Zentrumspartei.
Phot. Ciolina.



Preußischer Kultusminister
Dr. Friedrich Schmidt.
Phot. Nicola Perscheid.



Staatssekretär des Auswärtigen Amts
Dr. Richard v. Kühlmann.
Phot. Hanni Schwarz.



Batockis Nachfolger:
Wilhelm v. Waldow,
der neue Leiter des Kriegsernährungsamts.
Phot. Müller.



Der erste Sozialdemokrat in einem Reichsamt:
Dr. August Müller,
Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt. Phot. Mocsigay



Staatssekretär des Reichsamts des Innern
Max Wallraf,
(bisher Oberbürgermeister von Köln).
Phot. Nicola Perscheid.



Preußischer Landwirtschaftsminister
v. Eisenhart-Rothe.
Phot. Noack.



Preußischer Finanzminister
Dr. Oskar Hergt.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Preußischer Minister des Innern
Dr. Drews.
Phot. Sennecke.



Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern
Dr. Rudolf Schwander,
(bisher Bürgermeister von Straßburg).



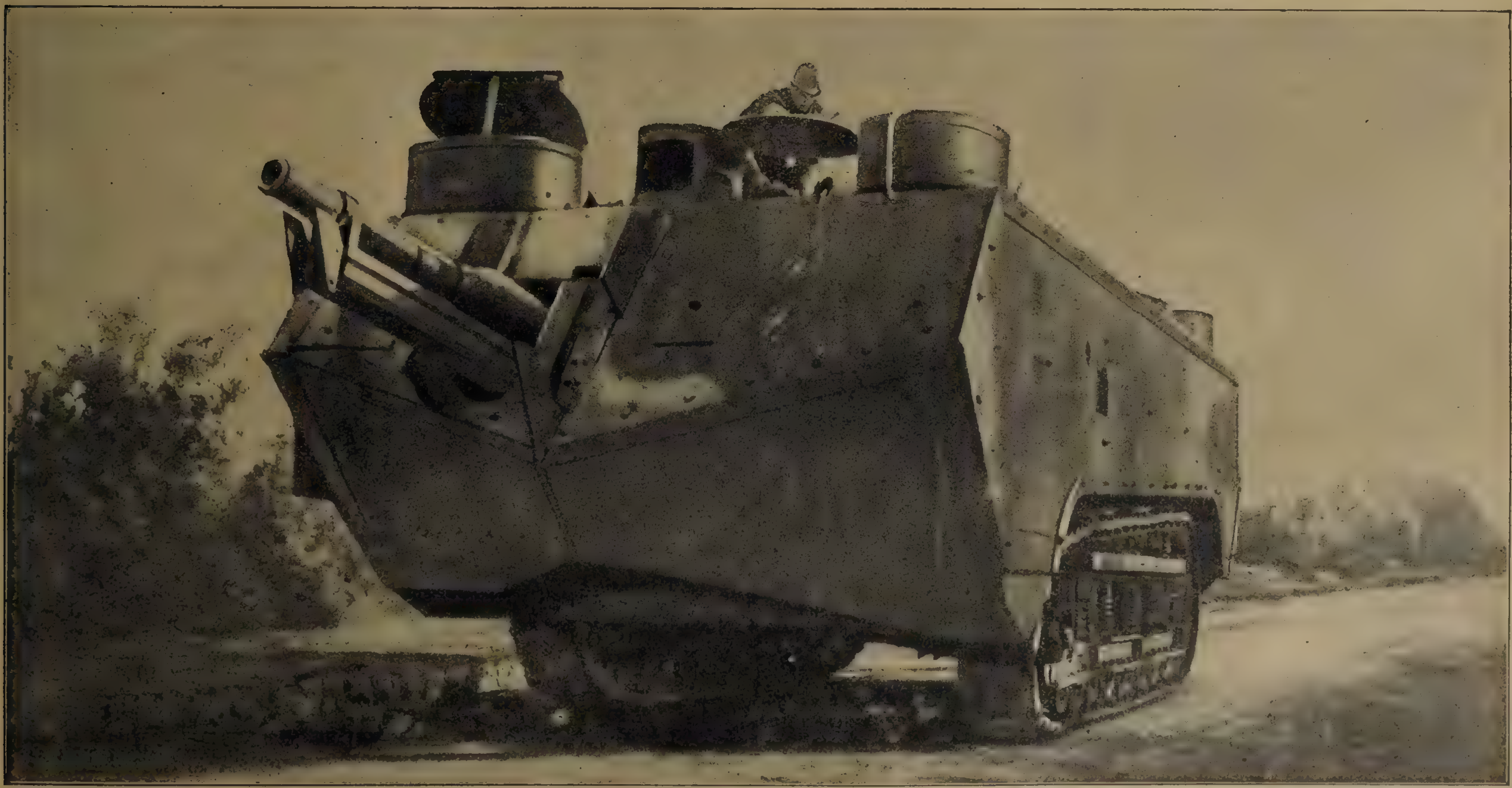
Direktor im Reichsschatzamt
Dr. Schiffer,
(einer der Führer der Nationalliberalen).



Durch ein deutsches U-Boot in Brand geschossener bewaffneter feindlicher Oeltankdampfer

Der Unterseeboots-Offizier, der diese und die andere Aufnahme auf der ersten Seite dieser Nummer gemacht hat, schreibt dazu: „Durch die Schußlöcher lief das ganze Oel auf das Wasser und bildete hier eine weite brennende Fläche. Hinter dem Dampfer lief eine breite Feuerbahn her, deren Rauchentwicklung meilenweit sichtbar war. Da der Maschinenraum des Dampfers nicht mehr zu betreten war, konnten seine Maschinen nicht mehr gestoppt werden; mit voller Fahrt stürmte diese Rauchwolke im Kreise vorwärts.“

Rennen auf. Sein Plan ist gescheitert, sein Angriff zu einer blutigen Niederlage geworden. Die Flugzeuge kommen und gehen. Sie achten nicht des Feuers, immer sind sie über uns, bereit, auf den Gegner herabzustoßen, mit Bomben und Maschinengewehr ihn zu vertreiben. Ein neuer Fliegersproß ist der Infanterieflieger. Der Offensivgedanke hat ihn geschaffen. Jung und frisch muß er sein, wie seine anderen Waffenkameraden. Ein Jüngling an Jahren und doch ein ganzer Mann; so fliegt er unseren heldenmütigen Truppen voran im Sturm, in der Verteidigung ihr nie ermüdender Beschützer.



Neuer französischer Tank. (Aus einer englischen Zeitung.)

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

24. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bisher erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Die Baronin hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Ihr volles frisches Mädchengesicht war ernst geworden. Entschiedenes Mitgefühl mischte sich im Ausdruck ihrer schönen schwarzblauen Augen mit einer gereizten Neugier.

„Mein armes Hascherl,“ sagte sie, „das ist ja unerhört. Und Sie glauben nicht, daß aus dem Bankrott Ihres Bankiers noch etwas für Sie zu retten ist?“

„Nach den Mitteilungen meines Anwalts ist es so gut wie ausgeschlossen. Es hilft nichts, ich muß schon versuchen, mich auf eigene Füße zu stellen. Habe es auch bereits versucht — aber der Fuß schreitet noch nicht fest genug über die neue Erde. Ich bin ja nicht unvernünftig, Baronin. Ich klage nicht mutlos, ich kann auch Beziehungen zur Notwendigkeit gewinnen — ja, ich kann arbeiten. Ich habe für eine Papierfabrik Entwürfe gezeichnet, Tortenkanten und Garnierungen, schauderhaftes Zeug — habe Sprachunterricht gegeben und ein ungezogenes Kind erziehen helfen . . .“

„Sie?“ fiel die Baronin fast entsetzt ein, „Sie, Gunde von Berg?“

„Ja, ich. Gewesenes Hoffräulein, Ministertochter und was sonst nicht alles. Und es ging auch. Die sogenannte feinere Organisation verflüchtigte sich dabei freilich, und von dem Geist der Ueberlegenheit blieb nicht viel übrig. Ich habe arbeiten und verdienen gelernt. Das hört sich prachtvoll an, aber ich bitte, spenden Sie mir kein Lob dafür. Denn diese Arbeit war immer nur das Produkt eines Zwanges. Ich bin ihrer nicht froh geworden, weil ich ewig das Gefühl hatte, viel Besseres leisten zu können.“

„Verstehe,“ sagte die Baronin nachdenklich. „Nun — und Frau von Isbert oder vielmehr Frau von Mühlheim — oder wie sie jetzt heißt?“

„Ist noch auf Reisen. Ich nehme auch am wenigsten gern die Hilfe einer Freundin in Anspruch. Bitte mich nicht mißzuverstehen. Ich würde ihr immer nur die Freundin sein, die sie mit durchfuttert. Das klingt ein bißchen vulgär, aber es ist doch so.“

„Verstehe,“ sagte die Baronin abermals, und ihr Blick glitt flüchtig über das Aeußere des Mädchens. Sie sah sofort: Gunde trug ein Kostüm nach der Mode des Vorjahrs. Aber das störte nicht: sie war reizend wie sonst, und auch der größere Ernst auf ihrem Gesicht stand ihr gut. Das Gesicht hatte an Ausdruck gewonnen.

„Wissen Sie, Kindchen,“ fuhr die Baronin fort, und ihre Hand glitt in leichter Liebkosung über die Finger Gundes, „Sie müßten irgendeine repräsentative Stellung in einem großen Hause annehmen. Irgend so etwas. Wo es auf die Entwicklung des Geschmacks ankommt. Es wäre die Möglichkeit, daß sich derlei findet.“

Sie schob die Unterlippe zwischen die Zähne und wurde wieder nachsinnend. In diesem Augenblick wollte Gunde sie fragen, ob das Gesuch nach einer Gesellschafterin im „Extrablatt“ von ihr ausginge. Aber eine heimliche Gegenstimme hielt sie zurück. Dafür sprach die Baronin weiter.

„Sprachunterricht — Unsinn. Musterzeichnungen — lächerlich. Nun ja, das wird natürlich alles gebraucht. Es ist Mittel zum Zweck. Aber gröbere Hände machen das gerade so gut. Sie müssen in Ihrer Sphäre bleiben — selbst bei der sogenannten Arbeit. Ihr Gebiet ist das der Gesellschaft. Ich weiß, daß ein alter Herr, ein Witwer mit sehr vornehmem Namen, eine Hausdame sucht, die ihm sozusagen das Regiment abnimmt . . . Haben Sie heute abend etwas vor?“ fragte sie plötzlich.

„Nein, Baronin“ — Gunde zuckte die Achseln — „ich habe nie etwas vor.“

„So kommen Sie um acht zu mir zu Tisch! Kleiner Kreis, aber scharmante Leute. Machen Sie sich niedlich und kommen Sie! Ja?“

Wieder regte sich in Gunde eine heimliche Gegenstimme. „Tausend Dank, liebe Baronin,“ antwortete sie, „— wenn ich irgend kann . . .“ Sie griff zu einer Notlüge . . . „Ich entsinne mich, daß mich ein Fabrikant sprechen wollte . . .“

„Ach, lassen Sie ihn schießen,“ fiel Frau von Götz ein. „Was denn für ein Fabrikant? Liebes Kind, wenn Sie eine Ihrer gesellschaftlichen Stellung würdige Tätigkeit finden wollen, müssen Sie in Ihren Kreisen bleiben. Das geht nicht anders. Es ist möglich, daß sich schon heute abend eine Anknüpfung findet. Ich richte es so ein, daß Sie neben dem Fürsten Cerda sitzen — das ist der alte Herr, von dem ich Ihnen sprach. Fürst Cerda de Henestrosa und noch ein paar schöne Namen hinterher — aus ursprünglich spanischem Adel — ungeheuer reich und ganz vereinsamt . . . Nach Tisch wollen noch einige jüngere Herren kommen, Offiziere und Diplomaten — da soll auch ein bißchen gespielt werden — anders geht es nicht — doch Sie brauchen es nicht abzuwarten, wenn Ihre junge Tugend dagegen ist . . .“ Sie erhob sich und reichte Gunde beide Hände . . . „Also abgemacht! Ich muß noch zu meiner Schneiderin — aber ich sage auf Wiederschaun, Herzel . . .“

Gunde ging in ein Speisehaus, um noch nachträglich etwas zu Mittag zu essen. Dabei nahm sie sich vor, vom Hotel aus der Baronin abtelephonieren zu lassen. Sie hatte keine Lust, der Einladung zu folgen. Der alte Fürst mit der spanischen Abstammung erschien ihr etwas zweifelhaft. Sie wußte freilich nicht, weshalb — aber ihr Instinkt warnte sie vor der Baronin. Es sollte am Abend auch wieder gespielt werden — das war genau so wie in der Rue d'Antin.

Und wieder fiel Gunde das Gesellschafterin-Gesuch im „Extrablatt“ ein, und unwillkürlich dachte sie abermals an die Komteß Nagy und Frau von Berkowska. Sie trank ihr Bier aus. „Nein, ich danke,“ sagte sie halblaut zu sich selbst, „das ist nichts für mich . . .“ Dann rief sie den Kellner zur Zahlung.

In ihrem Hotelzimmer warf sie sich auf das Bett. Sie war sehr müde und fühlte sich auch geistig merkwürdig erschöpft, so daß sie ein halbes Stündchen schlafen wollte. Aber als sie aufwachte und auf ihre Uhr schaute, sah sie, daß es beinahe vier Stunden geworden waren. Nun erschrak sie bei dem Gedanken, daß sie vergessen hatte, der Baronin abzusagen und wollte es nachholen. Sie klingelte und ließ sich vom Kellner das telephonische Adreßbuch bringen. Der Kellner sah jetzt anders aus als am Vormittag; er war geschniegelt und gebügelt und hatte sich das Haar zu einer kühnen Tolle über die Stirn gebürstet. Er verneigte sich auch sehr viel tiefer — es schien in diesem Hause am Morgen und am Abend ein Unterschied in der Behandlung der Gäste zu bestehen.

Gunde suchte vergeblich: im Telephonbuch war der Name der Baronin nicht verzeichnet. Gunde schlug unter Götz und unter Rufino nach, aber entweder hatte die Baronin überhaupt keinen Fernsprechanschluß, oder aber, was wahrscheinlicher war, sie gab ihre Nummer nicht in den Listen an, um sich nicht von Ungewünschten stören zu lassen.

Das war sehr unangenehm. Gunde schritt in ihrem Zimmerchen auf und ab und trat dann an das Fenster. Noch immer waren die übrigen Fenster nach dem Hofe zu verhängt, aber dahinter schimmerte jetzt fast überall Licht. Ueberhaupt begann es im Hause lebendig zu werden. Man hörte Schritte treppauf und treppab, rufende Stimmen, das Klirren von Gläsern und Tellern.

Und plötzlich entschloß sich Gunde, doch noch zur Baronin zu fahren. Sie konnte nicht ohne Absage fortbleiben. Sie hätte freilich einen Dienstmann zu ihr schicken können, aber daran dachte sie gar nicht. Ein unwiderstehliches Verlangen packte sie, sich wieder einmal in eleganter Gesellschaft zu bewegen, an einem gutgedeckten Tische zu sitzen und sich nicht zu langweilen. Es sollte ein Sprung in die Vergangenheit sein — vielleicht der letzte.

Es war halb sieben. Sie hatte also eine volle Stunde zu ihrer Toilette übrig. Sie öffnete ihren großen Schrankkoffer, der das Zimmerchen noch mehr verengte, und wählte ein Kleid aus, das ihr am besten der Gelegenheit zu entsprechen schien. Dann setzte sie sich vor den Spiegel, der über dem Waschtisch hing, und ordnete bei dem schlechten Lichte des elektrischen Lämpchens an der Decke ihr Haar. Es war eine ziemlich mühselige Arbeit, diese blonde Flut zu bändigen und in ein leidlich kunstreiches Gebilde zu formen, aber es gelang schließlich. Mit der Ganzheit ihrer Erscheinung war Gunde allerdings nicht zufrieden. Der Toilette fehlte die Frische. Wo ist der Schnee vom vorigen Jahr? fragte sie sich und drehte sich vor dem halbblinden Spiegel. Der weiße Hals leuchtete freilich im alten Atlasglanze und bedurfte keiner Perlenkette und keines Goldschmucks. Aber das Drumrum ist von vorgestern, dachte Gunde; ich mache einen etwas zurückgesetzten Eindruck — der spanische Fürst kann über mich fortsehen, wenn ich ihm nicht gefalle . . .

Sie legte den Abendmantel über die Schultern, schloß ihr Zimmer und stieg die Treppe hinab. Es war plötzlich laut im Hause geworden. Der Kellner begegnete ihr mit einer großen Schüssel voll aufgebrochener Hummern. Ein zweiter trottete hinterher mit einem Eiskühler und zwei Champagnerflaschen.

Der Portier war jetzt im üblichen blauen Rock mit goldner Bordürung. Er pfiff einen Fiaker heran und sagte, als er die Wagentür schloß, mit ernstem Gesicht: „Gute Unterhaltung, Madame.“

Der Ausdruck „Madame“ fiel Gunde auf. So war sie noch nie genannt worden. Auch das Hotel machte einen merkwürdigen Eindruck. Morgen wollte sie sich eine andere Wohnung suchen. Ja, morgen! An dies „Morgen“ dachte sie nicht gern. —

Im großen Salon der Baronin hatte sich bereits eine Anzahl Gäste eingefunden. Der üppige Raum mit seinen Wandmalereien und der plastischen Barockverschnörkelung der Decke schwamm in einem Meer von Licht. Durch die geöffneten Seitentüren sah man in die gleich prunkvoll eingerichteten Nebenzimmer — das rechts schien eine kleine Bibliothek zu enthalten: durch das Glas der in die Wände eingelassenen Schränke flimmerte das Rückengold rotbrauner Lederbände.

Frau von Götz begrüßte Gunde wieder mit lebhafter Herzlichkeit und stellte sie dann vor. Die Komteß Nagy kannte sie bereits; sie sah sehr süß aus trotz ihrer emaillierten Lippen. Ihr Haar war wie leuchtende Bronze. Auf dem weißen Halse liniierte sich ein feines bläuliches Geäder. Frau von Berkowska war nicht anwesend. Drei andere junge Damen glichen schön ausgeführten Modekupfern. Auch sie waren ungewöhnlich hübsch und alle drei Baronessen. Nur Adelsnamen klangen an das Ohr Gundes. Man konnte überzeugt sein, sich in sehr vornehmer Gesellschaft zu befinden.

Die Herren plauderten ungezwungen mit ihren Damen. Zwei mochten noch in den Zwanzigern stehen; der eine war ein Prinz. Ein Herr mit gewaltiger Hakennase und einem Einglas war ein Baron Gernsheim — Gunde glaubte ihn schon damals im Foyer des Volkstheaters gesehen zu haben. Er beugte sich tief zu der Komteß Nagy herab und sprach ungarisch mit ihr. Sie lächelte beständig und antwortete mit gespitzten Lippen, während über ihren schlanken Hals eine sanfte Röte glitt und wieder verging.

„Teuerste Durchlaucht,“ sagte die Baronin Götz, „— eine liebe kleine Freundin — eine Pariser Bekanntschaft — Fürst Cerda . . .“

Gunde erschrak fast. Dieser Fürst aus spanischem Geblüt war wahrhaftig ein Ungeheuer. Er konnte an Siebzig sein oder darüber. Sein Gesicht war wie aus bläulichem Schwamm geformt, in den sich schwerviolette Furchen gruben. Auf der hängenden Unterlippe markierten sich dicke schwarze Punkte. Unter fallenden Lidern schwammen dunkle, noch immer stark blitzende Augen; darüber buschten sich graue Brauen und hoben ihre Spitzen über der Nasenwurzel. Der Mann war ein Koloß, riesenhaft gewachsen und hielt sich bei seinem hohen Alter sehr gerade. Er trug einen Frack und eine Weste aus dunkler Seide, dazu aber helle Beinkleider, die straff den ungeheuren Bauch eines zur Rüste gehenden Schlemmers umspannten.

Er sprach Gunde französisch an und reichte ihr seine seltsam kleine, ringlose, ungewöhnlich schöne Hand. Sie klärte ihn auf: nein, sie sei keine

Französin — sie habe die Baronin Götz nur gelegentlich in Paris kennen gelernt — in der Akademie Ranςon, wo man gemeinsam gezeichnet habe, und dann sei man öfters zusammen gewesen.

Nun sprach der Fürst deutsch weiter: von französischer Kunst, alten und neuen Malern.

Das weckte das Interesse Gundes. Sie gab kluge Antworten zwischen allerlei aufgeschnappten Phrasen. Doch der Fürst ging auf alles ein. Er hatte eine schwere, etwas asthmatisch klingende Stimme. Wenn er lächelte, verzog sich sein Gesicht wie eine Maske auf einem Gummiball, den man zusammendrückt.

Dann ging man zu Tisch. Ein junger Herr führte Gunde, ein Graf Soundso — den Namen hatte sie nicht verstanden; er klang polnisch oder kroatisch. Aber zu ihrer Linken saß Fürst Cerda und stopfte sich sofort den Zipfel seiner auseinandergefalteten Serviette zwischen zwei Westenknöpfe.

Die Tafel war reich gedeckt. Silberstücke, blitzendes Kristall, viele Blumen. Diener in grüner Livree reichten die Schüsseln, ein Haushofmeister stand an der Querwand und leitete das Ganze mit den Augen und mit kurzen Bewegungen des Mittelfingers der rechten Hand.

Gunde beobachtete scharf. Es ließ sich gar nicht leugnen, es ging alles tadellos zu. Es war wirklich beste Gesellschaft. Die Herren waren es ohne Zweifel. Bei den sogenannten Baronessen hatte Gunde wieder das Gefühl, als fehle es nur an einem letzten Anstoß, um sie eine Stufe tiefer gleiten zu lassen. Aber das lag im Gefühl. Es war vielleicht auch ein Vorurteil. Jedenfalls benahmen die Damen sich durchaus taktvoll. Auffallen konnte höchstens, daß sich kein Ehepaar am Tische befand.

Der Graf Soundso zur Linken Gundes erwies sich als langweilig und zerstreut. Fürst Cerda hatte die Hausherrin geführt, aber sie ließ sich absichtlich von ihrem rechten Nachbar in Anspruch nehmen, so daß die dicke Durchlaucht reichlich Gelegenheit fand, sich Gunde zu widmen. Sie war erstaunt über die Liebenswürdigkeit seines Wesens, auch über das Allumfassende seiner Bildung, die Feinheit seines Urteils, die Politur seiner Sprache. Sie vergaß in der Unterhaltung mit ihm das völlig Abschreckende seines Aeußeren und seine rauhe, asthmatische Stimme.

Und sie merkte wohl, daß seine Anteilnahme an ihr wuchs. Sie merkte es an gelegentlichen Fragen, die ihre Person betrafen und die er mit rücksichtsvoller Behutsamkeit stellte. Und da sie daran dachte, daß dieser alte Herr es war, der eine Hausdame suchte, so antwortete sie ihm mit kluger Offenheit und gab sich Mühe, sein Mitempfinden für die Wechselfälle ihres Lebens wach zu halten. Er war natürlich zu feinfühlig, sie zu bedauern.

Die Baronin hatte die Tafel aufgehoben. Graf Soundso bot Gunde mit müder Lässigkeit seinen Arm. Im Bibliothekzimmer wurden Kaffee und Likör gereicht. Die jungen Damen waren gesprächiger geworden; sie standen mit ihren Herren in den Winkeln und Ecken und schwatzten und kicherten und schoben die Schultern aus ihren Kleidern.

Frau von Götz zog sie in eine Fensternische.

„Wie gefällt Ihnen das fürstliche Ungetüm?“ fragte sie.

„Menschlich ausgezeichnet, Baronin. Ich habe mich sehr gut mit ihm unterhalten.“

„Das dachte ich mir. Er ist ein fabelhaftes Original. Deshalb darf er sich auch nicht mehr bei Hofe sehen lassen. Ungeheuer reich. Sein Palast in der Alleegasse ist ein Wunderwerk. Riesige Güter in Kärnten, Bleiminen in Spanien — was weiß ich alles . . . Fassen Sie Mut, Fräulein Gunde, und fragen Sie ihn einfach, ob er Sie nicht als Repräsentantin in sein Haus nehmen will! Ganz einfach fragen — es kann ja den Kopf nicht kosten. Berufen Sie sich auf mich! Seine bisherige Hausdame hat sich plötzlich das Leben genommen. Sie litt an Melancholie. Noch ist ihre Stelle unbesetzt — ich weiß es . . .“

Sie wandte sich wieder um und gab einem der Diener einen Auftrag.

Gunde suchte mit ihren Augen nach dem alten Fürsten. Er saß in einem Lehnsessel, hatte eine kleine Tasse in der Hand und rührte mit dem Goldlöffelchen in ihr herum. Sein schwammiges Gesicht war jetzt ausdruckslos.

Gunde überlegte ernsthaft. Die Angelegenheit erschien ihr nun nicht mehr zweifelhaft. Sie entschloß sich rasch und näherte sich dem Fürsten.

Er schaute auf, und sein Gesicht verzog sich wieder wie eine Gummimaske.

„Nun, meine kleine Gnädige?“ fragte er freundlich und versuchte, sich zu erheben.

„Verzeihung, Durchlaucht,“ sagte Gunde unter leichtem Erröten und in sichtlicher Verlegenheit, „Baronin Götz macht mich darauf aufmerksam, daß Sie eine Dame zur Leitung Ihres Haushaltes suchen — und da wollte ich mir die Frage erlauben . . .“

Sie sprach nicht weiter. Sie brach plötzlich ab. Der Fürst hatte ihre linke Hand ergriffen und ließ sie wieder los.

„Neigen Sie sich ein wenig zu mir herab,“ entgegnete er, „es braucht nicht jeder zu hören, was ich sagen will . . . Ja, Kind, ich suche so etwas. Aber es war unrecht von der Baronin, gerade Sie zu mir zu schicken. Sie sind nichts für einen so fürchterlichen Greis. Auch hierher gehören Sie nicht, kleines Fräuleinchen. Besuchen Sie die Baronin nicht wieder — es ist besser für Sie. Und wenn Sie sonst Hilfe brauchen — ein Brief genügt. Ich wohne in der Alleegasse . . .“

Ein letzter Blick traf sie aus zwinkernden Augen; ein Blick voll großer Güte. Dann rührte der Alte wieder in seiner Mokkatasse.

Gunde zog sich langsam zurück. Sie war fahl geworden. Sie mußte sich zusammennehmen, denn es zitterte etwas in ihr, was sich wie ein Schrei auf ihre Lippen drängen wollte. Aber bei allem inneren Aufruhr gelang es ihr doch, ein Lächeln auf ihr Gesicht zu bannen.

Im Salon nebenan war es laut geworden. Dort empfing die Baronin verspätete Gäste: fünf Herren im Frack, jüngere und ältere, und sicher sehr vornehme Leute, die zum Spiel zu kommen schienen.

Ein paar der Herren traten in das Bibliothekzimmer. Und nun war Gunde so weit, daß sie beinahe dennoch aufgeschrien hätte. Sie trat nach rückwärts — schrittweise. Sie barg sich in einer Fensternische. Sie hatte in dem ersten der Herren den Prinzen Albert erkannt.

(Fortsetzung folgt.)

BILDER VOM TAGE



Der Reichskanzler in Wien.



Zusammenkunft König Georgs mit Poincaré in einer Villa am Meer in Frankreich. Von links nach rechts, erste Reihe: Poincaré, Frau Poincaré, König Georg. die Königin. Zweite Reihe: Der Prinz von Wales, Lord Bertie, englischer Botschafter in Paris, Sir Douglas Haig, der englische Oberkommandierende.



Edler v. Braun, neuer Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — au — ba — bu — car — cha — dez — diff — du — ci — es — ga — ham — hu — i — la — mer — mur — ni — o — rach — re — rett — rühr — se — so — ta — u — ve sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und End-buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Format, 2. Raubvogel, 3. berühmten Physiker, 4. englische Hafenstadt, 5. Werkzeug, 6. Pflanze, 7. seltenes Gericht, 8. rheinische Stadt, 9. Rauchableiter, 10. Figur aus „Wallenstein", 11. niedrigen Sessel.

Gegensätze.

Die erste Silbe lieb und traut
Wohl jedermann sich gern erbaut.
Wer zwei und drei erfährt und übt,
Des Sinn und Leben ist getrübt;
Und wo es im Verborg'nen schaltet,
Das niederträcht'ge Ganze waltet.

Das selbe Wort.

„O weh" seufzt alles laut und leise,
Man legt es wieder auf die Preise!
Als Schmuck dagegen, mit Bedacht,
Wird's oft vom Schneider angebracht!

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel: Mensch sein, heißt Kämpfer sein. (Goethe.) 1. Menelaus, 2. Eitelkeit, 3. Nepomuk, 4. Soja, 5. Collie, 6. Hausschwamm, 7. Sirup, 8. Eislauf, 9. Ire, 10. Neanderthaler, 11. Humus, 12. Esche, 13. Iswolski, 14. Simplon. — Kunstvolle Verbindung: Türkei. — Kein Unglücksfall: Allerhand.

HUMOR

Ein Offizier kommt müde und hungrig in das Wirtshaus eines kleinen polnischen Städtchens. Er nimmt an dem einen, mit einem Tischtuch bedeckten Tische in der Mitte des Gastzimmers Platz, an dem breit und behäbig ein Einheimischer sitzt. Ein Weilchen wartet der Offizier, dann wird er ungeduldig und fängt an, mit der Säbelscheide auf die Tischplatte zu klopfen. Immer heftiger und kräftiger schlägt er zu, bis sein Nachbar endlich sagt:

„Do könn' Se lang kloppen, Herr Offizier. Die Fraa, die is grod beim Hühnerfüttern am Hof!"

„Und Sie?" fragt der Offizier, „Sie werden da nicht ungeduldig?"

„Auf was hinauf soll ich?" bekommt er zur Antwort, „ich bin jo da der Wirt!"

Poldi.

*

„Gnä' Frau, ich gehe zum ersten," sagte das Hausmädchen.

„Warum denn?"

„Ich gehe zur Munition."

„Na dann" — meinte die Hausfrau — „wenn Sie da so oft Granaten hinwerfen wie bei mir Teller, ist's bald um Sie geschehen."



Köchin: „Schatz, Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe — — einwecken möchte ich Dich!"

Auf dem Durchmarsch durch ein französisches Dorf lasen wir an einem Hause folgende Inschrift:

Kommandeur der Pioniere
ungenießbar.

Das Wort „Wasser" war nämlich durch das Schild des Kommandeurs überdeckt.

*

„Denken Sie nur: ich habe noch achtzig Eier gehamstert, Friedensware!"

*

Um acht Uhr ging Max zur Schule; um neun war er wieder zu Hause. „Max," fragte meine Frau, „ist heute keine Schule?"

„Schule ist," antwortete Max, „aber ich kann nicht 'rein; es sitzt ein Hund vor der Türe."

*

Frau: „Um Himmels willen, der Fritz hat ein Markstück verschluckt. Was soll ich tun?!"

Mann (wohlwollend): „Na, wenn schon! Er hat sowieso nächsten Donnerstag Geburtstag. Laß es ihn behalten."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
a b c d e f g 1 2 3 4 5 6

XXVI. Jahrgang
Nr. 34

26. August 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



An der Sinaifront:
Der türkische Armeeführer Dschemal Pascha bei der Besichtigung eines deutschen Kampfflugzeuges.

VOM KRIEGSSCHAUPLATZ IM OSTEN.



Oberleutnant Paul v. Pechmann,
der erste Flugzeug-Beobachter, der den Orden Pour le mérite erhielt.



Karte zu den großen Erfolgen an der Südostfront.
Das neu eroberte Gebiet ist dunkel getuscht.



Oberleutnant z. S. Howaldt,
der als U-Boots-Offizier hervorragenden Anteil an den letzten Erfolgen hat. Phot. Urbahns.



Eine Sumpfstellung in Galizien.
Aufnahme der Kriegsberichterstatterin Alice Schalek.

Der Verlauf der Kämpfe an der Ostfront hat wieder einen Beweis für die überlegene Feldherrnkunst der Mittelmächte erbracht: Bei Zalocze der taktische Durchbruch und das Aufrollen der gegnerischen Front von drei Armeen, und in Rumänien das zangenartige Umfassen der Feinde im Putnatal. Der Bericht des k. u. k. Kriegspressequartiers meldete schon am 13. August: „Die Offensive der Verbündeten hat zu einer Situation geführt, die für die rumänischen Kräfte bedeutsame Folgen haben könnte". Seither sind die Ereignisse unaufhaltsam vorgeschritten.



Tarnopol zur Russenzeit.
Eine aufgefundene Photographie einer Soldaten-Versammlung in Tarnopol. Fahnen tragen die Inschrift: „Friede ohne Annexionen und Kontributionen!"



Vom Vormarsch im Osten: General Litzmann, der Führer einer Armee-Abteilung, beim Ueberschreiten einer neugeschlagenen Brücke über den Dnjestr.
Phot. Bufa.



Volltreffer in eine auffahrende englische Batterie. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Vom Bild der Schlacht.

Von Erich von Salzmann.

Die Leere des modernen Schlachtfeldes ist ein jedem Laien geläufiges Schlagwort geworden. Wem es nie beschieden war, das Ungeheure der Schlacht zu erleben, der wird sich schwer ein Bild davon machen können. Wer mitten drin stand, der sah nur kleine Ausschnitte, aber diese aneinander gereiht, können wohl mit genügendem Abstand der Zeit zum grandiosesten Panorama vor dem inneren Auge werden. Wir hatten ein heißes trockenes Frühjahr und Frühsommer. Die Erde im Artois an der Aisne und in der Champagne war ausgedörrt. Je weiter nach den Argonnen zu, desto heller und leichter wurde der an der flandrischen Küste so schwere und feste Boden. Dieser Boden gibt der Schlacht im Westen von weitem gesehen die Signatur. Die ungeheuerliche Masse der einschlagenden Geschosse wirbelt den Boden auf, zermürbt ihn noch mehr als es schon die ewig strahlende Sonne vermochte. Der aufgewirbelte Staub, vermischt mit dem dunklen Rauch der platzenden Granaten und dem weißlichen der Schrapnells hüllt die mehrfache Reihe der vorderen Gräben und Trichterstellungen in eine dichte schwarz-grau-braune Wand. Es ist sehr schwer durch das Scherenfernrohr vom Beobachtungsstand eines Berggipfels, eines Kirchturms, eines Giebels oder eines Baumes her Einzelheiten zu unterscheiden. Da vorne in dem fast undurchdringlichen Qualm zucken die Blitze, es sind die springenden Geschosse. Dichter heran wachsen in unregelmäßigen Linien fortgesetzt neue schwarze Erdfontänen aus dem Boden. Sie sehen zuerst aus wie Pappeln, dann verbreitert sich oben der Rauch, Pinien scheinen es nun zu sein. Die Schwaden ziehen entlang, verdünnen sich und verwehen schließlich in einzelnen Wölkchen im Winde. Größere Sprengungen werden deutlich sichtbar. Die Artillerie, die Minenwerfer, die Sprengungen beherrschen von weitem gesehen das Bild der modernen Schlacht. Es ist sehr merkwürdig, zu beobachten, wie die kleinen Vögel mitten im Schlachtenlärm zwitschern. Sie lassen sich nicht stören. Das hat schon manchen, der gespannt nach vorn sah, zum Erstaunen und zum Nachdenken über die friedlichen Dinge in dieser Welt inmitten des Schlachtenlärms gebracht. Oben am Himmel erscheinen mit einem Male lautlos, man hört den Knall nicht, ein, zwei, drei, fünf weiße Wölkchen. Jetzt sind es noch mehr, eine andere Gruppe kaum 100 Meter davon. Da ist eine dritte Gruppe nur wenig darüber. Dort sind die feindlichen Flieger. Man erkennt deutlich die Kokarden auf ihren unteren Tragflächen durchs Fernglas. Sie scheinen sich gar nicht um das Abwehrfeuer zu kümmern und ziehen ihren Weg dahin. Hinter uns ruft einer: „Das rote Geschwader kommt!“ Die Augen leuchten, das ist Richthofen, „der macht's“ sagen die Leute. Das Vertrauen ist unbegrenzt. Nur wenige Minuten noch, dann kommt das spannendste Bild im Getöse der Schlacht, ein Bild,



Das Schlachtfeld in Flandern.
Flieger-Aufnahme der vom Trommelfeuer zerstampften Landschaft am Kanal Comins—Ypern mit riesigen Sprengtrichtern. Phot. W. Braemer.



Kampf im Trichterfeld. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

das manchem, der wohl anderes zu denken hätte, den Blick nach oben zieht. Der Kampf der Flieger! Leicht wie fliegende Vögel kreisen sie nah um einander. Jetzt stoßen die roten vor. Tak, Tak, Tak der Maschinengewehre. Einer fällt, da noch einer. Ein dritter schwarzer Streif, der oben breiter und dünner wird am Himmel. Jetzt brennt er hell. Ein Körper löst sich aus dem Flugzeug, der ist geliefert! Richthofen hat ihn. Der Rest des feindlichen Geschwaders macht kehrt und flieht. Wieder wandern die Blicke nach vorn. Es ist fast unheimlich, was der geübte Beobachter alles sieht. Er weiß ganz genau, dort war unser erster Graben, der jetzt eingeebnet ist. Dort ist die gefährliche Ecke, wo sie einbrechen können. Dort liegt eine unserer Sappen dicht am Engländer, und dort links drüben in dem Busch, den man ab und zu unter dem Qualm erscheinen sieht, ist das Engländernest, das wir noch immer nicht ausgehoben haben. Heute Nacht kommt es dran, ich weiß es, sagt der Mann am Scheinwerfer. Jetzt ein scharfer Windstoß. Gerade haben die Engländer Gas abgeblasen und schießen mit Rauchbomben,



Von der Kriegshunde-Vorführung auf der Grunewald-Rennbahn in Berlin: Meldehund, der Essen in den vordersten Schützengraben bringt. Phot. A. Grohs.

der dicke Qualm ballt sich förmlich zusammen. Man hört den vereinzelten Ruf bis nach hinten durchdringen: Gas, Gas. Die Glocken, die Schallbleche klingen und rasseln. Gasmasken vor! Der Rauch zerreißt. Deutlich sieht man die englischen Wellen auf unseren Graben zulaufen. Die erste, die zweite fällt. Man kann die einzelnen Menschen deutlich erkennen, wie sie stürzen. Jetzt sind sie drin im Graben. Handgranaten tun ihr fürchterliches Werk. Da kommt es bei uns durch, der Gegenstoß. Schmals



Französisches Tank-Geschwader in Parade-Aufstellung. Französische Photographie.
„Aus einigen der 25 vor unserer Front zerschossen liegenden Panzerwagen wurden mehrere Maschinengewehre geborgen."
(Bericht des Hauptquartiers vom 6. August.)





Kaiser Wilhelm und Kaiser Karl in Galizien nach dem Durchbruch.
Der Kaiser mit dem Generalfeldmarschall Prinzen Leopold von Bayern. Phot. Bufa.
Begrüßung Kaiser Karls im befreiten Czernowitz.



Admiral Mayo, der Befehlshaber der amerikanischen Seestreitkräfte im Atlantischen Ozean.



Offiziersstellvertr. Müller, der erfolgreiche Kampfflieger, der 21 feindliche Flugzeuge (bis zum 11. August) besiegt hat. Phot. B. J. G.

braune Gesichter unter dem prächtigen Stahlhelm, Handgranaten in beiden Händen und im Sack über der Schulter, Gewehr umgehängt, Sturmgepäck. Diese Ruhe! Das sind alte Kämpen von Flandern und aus der Champagne, von Gorlice und aus Serbien. Die riechen die Granaten förmlich, sie wissen, wo sie hinfallen werden, die kennen das Geschäft. Nur keine unnötige Hast. Jetzt sind sie ran an die Trichter, wie sie zusammen arbeiten, das ist großartig. Ein Pfiff, da fliegen die Handgranaten in die ersten Trichter, noch ein Pfiff, noch mehr Handgranaten. Nun ran! Schon sieht man englische Hände in der Luft. Die Trichterstellung ist wieder genommen. Man sieht ein paar Engländer fliehen, die fallen. Und weiter hinten marschieren mit bewunderungswürdiger Ruhe neue Truppen, neue Kolonnen mit Munition heran. Die Pflicht hat da eiserne Züge gemeißelt, wenn man diese braungebrannten ruhigen Gesichter sieht, in denen kein Funke von Aufregung ist, dann weiß man, die Heimat ist in guter Hut.

Auf besonders ausgewählten Beobachtungsständen sitzen weit vorn Generalstäbler, die ohne Zwischenstation durch Fernsprecher zum Führer melden. Nur ein durch drei Kriegsjahre geübtes Auge vermag zu erkennen, in wessen Händen eine einzelne Grabenstellung, ein Waldstück, ein Gehöft gerade ist. Wenn allerdings feindliche dichte Kolonnen im Vormarsch zu erkennen sind, wenn Artillerie vorwärtsdrängend sichtbar wird, dann ist der entscheidende Moment da. Dann heißt es eiserne Nerven und Ruhe. Die hinten, das Gehirn der Truppe, disponieren dann, wo der Gegenstoß einzusetzen, wohin die Artillerie das Riegel- und Sperrfeuer zu verlegen hat. Wieder ein neues Bild, ganze Reihen zuckender roter Blitze vor, hinter, in den feindlichen Kolonnen. Ganze Gruppen stürzen, da liegt ein ganzes Geschütz im Graben. Körper werden in die Luft geschleudert. Die dichte Masse steht, die Leute legen sich hin, verteilen sich, der gewaltige Stoß ist aufgefangen, die unsrigen sind siegreich.



Von der Aufführung des altflämischen Spiels „Lanzelot und Sanderein", im Deutschen Theater in Brüssel.
Ritter (Eugen Herbert), Sanderein (Anneliese Johow).

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

25. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neuhinzutretenden Abonnenten werden die bisher erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Auch Prinz Albert war in bürgerlicher Kleidung. Gunde hatte ihn bisher nur in Uniform gesehen, und vielleicht lag es an dem Zivil, daß er ihr so verändert erschien. Er war sehr viel älter geworden. Sein gebräuntes Gesicht war hager, ein Netz von Fältchen umspann die Schläfen, über dem vollen Haar breitete sich ein silbriger Schimmer.

Er sah zunächst die Komteß Nagy. „Ah — sieh da, Anuschka," rief er und reichte ihr zwei Finger. „Wie geht es dero Gnaden? Haben Sie sich in Trouville gut amüsiert? Oder war es in Biarritz . .?"

Während er sprach, flog sein Auge weiter durch das Zimmer. Nun sah er Gunde in der Fensternische und schwieg. Ein Ausdruck grenzenlosen Erstaunens trat in seine Züge. Er schaute fort, als fürchte er sich vor einer jähen Entdeckung — dann schaute er wieder hin. Langsam näherte er sich dem Fenster. Der Blick des alten Fürsten folgte ihm.

Gunde lehnte sich mit dem Rücken gegen das Fenstergesims und hielt sich mit den Händen fest. Sie wäre sonst umgebrochen. Eine große Leere ging durch ihre Seele. Es war wie vor einer Ohnmachtsanwandlung. Sie vernahm ein entferntes Rauschen, und farbige Schleier senkten sich nacheinander vor ihre Augen, grüne, rote, schwarze . . . Dann hörte sie die Stimme des Prinzen.

„Gunde . . . lieber Himmel, wie ist es denn möglich?"

Sie zwang sich zu einem Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Und in dem Kampfe mit dem versagenden Körper und der verflatternden Psyche kam sie zu einer grellen Uebertreibung. Ein verzerrtes Lachen, das häßlich war, ging um ihren Mund. Sie nickte und antwortete mit lustig klingender und doch verschlagener Stimme:

„Seltsame Frage, mein hoher Herr. Sie sehen ja die Möglichkeit vor sich!"

Er starrte sie noch immer an. Das Rauschen eines Seidenkleides klang hinter ihm. Die Baronin Götz streifte umher. Die Spielzimmer standen bereit.

Prinz Albert hielt sie auf. „Einen Augenblick, Baronin," sagte er in abgedämpftem Tone, „ich möchte Fräulein von Berg gern einmal allein sprechen . . ."

Ihr Blick huschte über Gunde. Aber nichts in ihrem klaren hübschen Gesicht verriet eine Störung des Gleichmuts.

„Das gelbe Zimmer am kleinen Korridor," antwortete sie.

„Nein — nicht da!" rief der Prinz.

„Also der Salon daneben . . . Kommen Sie, Herzchen . . ." Sie griff nach der Hand Gundes und führte sie durch die leer gewordenen Gemächer.

Gunde ließ sich führen. Sie war völlig gedankenlos. Sie hatte das Vermögen zum Widerstand verloren. Sie wußte gar nicht, was geschah.

Der Prinz folgte.

„He — Sie — Durchlauchtigster!" rief der alte Fürst und wuchtete sich aus dem Ledersessel, sich schwerfällig auf die Lehnen stützend —, „ein Momentchen! Die Kleine da — ist das eine Bekannte von früher?"

„Ja, Fürst. Eine der Damen meiner Schwester."

„Wa — was . . .?" Die große Unterlippe klappte tiefer. Alle vergoldeten Zähne wurden sichtbar . . .

Der Prinz eilte davon und erreichte Gunde in dem Augenblick, da Frau von Götz in dem schmalen Korridor hinter dem Barocksalon eine Seitentür öffnete. Sie hatte inzwischen irgend etwas Gleichgültiges mit Gunde gesprochen. Aber es war ein leerer Schall für Gunde gewesen.

„Was ist?" fragte sie und schaute sich um.

Der Prinz stand in ehrerbietiger Haltung hinter ihr — und plötzlich war die Baronin verschwunden.

„Ich bitte um die Vergünstigung, ein paar Worte mit Ihnen wechseln zu dürfen, gnädiges Fräulein," sagte Prinz Albert.

„Ich will gehen," entgegnete sie tonlos.

„Das sollen Sie auch — ich würde der letzte sein, der Sie zurückhält. Ich bitte nur noch einmal um eine kurze, eine ganz kurze Aussprache."

Und rasch nahm er sie am linken Arm und zog sie in das Gemach. Es war ein kleiner Salon mit lichtblauen Damastpolstern, lauschig und behaglich eingerichtet. Alle elektrischen Flammen brannten. Nichts machte einen unheimlichen Eindruck. Aber Gunde fürchtete sich doch. Sie fühlte in den Halsadern den Schlag ihres Herzens.

„Ich muß gehen," wiederholte sie und wandte sich zur Tür zurück.

„Sofort," antwortete er. Er hatte ihre Hände genommen und hielt sie fest. Langsam zog er sie an sich heran — und dann riß er sie mit jäher Bewegung an seine Brust und küßte sie stürmisch.

„Ich wußte ja, daß Du noch einmal mein sein würdest," raunte er ihr zu. „O Gunde, wie hab' ich mich nach Dir gesehnt . . ."

„Rühren Sie mich nicht mehr an!" rief sie und riß sich los.

Er lächelte. „Kannst Du noch immer Heldenweibchen sein, Gunde?" fragte er — nicht etwa höhnisch, mehr leichthin und spielerisch. „Hier ist nicht die Bühne dazu."

Sie war schon wieder an der Tür, fand jedoch keinen Griff. Der fehlte.

„Die Tür verschließt sich automatisch," fuhr er fort, im Plauderton wie vorher. „Aber ich kenne den Druck, der sie öffnet. Soll ich ihn Dir zeigen? Ich tue es, wenn Du befiehlst. Du wirst es nicht befehlen, lieb Mädel — ganz bestimmt nicht."

Sie schaute um sich. Ihr fiebriger Blick flog über Wände, Bilder und Spiegel und die das Fenster verhüllenden blauen Damastvorhänge. Dann mußte sie sich setzen. Die Kraft war vorbei. Die Schwäche kam. Sie weinte leise.

Er kniete vor ihr nieder und küßte sehr zart ihre Hand.

„Bleib' so," sagte er weich, „bleib' sitzen — ich tu Dir nichts. Gunde, ich hab' so viel an Dich gedacht — und immer in alter Liebe. Ich habe Dich auch zu erreichen versucht. Ich wußte, daß der Zusammenbruch Brandts Dich zur Armut verurteilen mußte — und Du tatest mir so schrecklich leid. Nun find' ich Dich wieder — und gerade hier — hier . . . Gleichviel — ich nehme Dich fort. Du sollst von nun ab nur mir gehören. Ich schaffe Dir ein sorgenfreies Heim, ich sichere Dich nach jeder Richtung hin, ich will auch testamentarisch Deiner gedenken — denn ich bin rasch alt geworden, lieb Mädel, und mein Herz macht den Aerzten Sorge. Ja, das Herz . . ."

Sie wich dem Blick seiner Augen nicht mehr aus, entzog ihm aber sanft ihre Hand.

„Sage mir," fragte sie, „wo ich hier bin?"

„Was soll die Frage?" erwiderte er erstaunt. „Gehörst Du nicht zu den Gesellschaftsdamen des Hauses?"

Nun kam ihr ein dämmerndes Begreifen. Es traf zu, was sie nur hätte ahnen können.

„Nein," rief sie heftig. „Ich habe die Baronin gelegentlich auf Reisen kennen gelernt und besuche sie heute zum ersten Male."

Er sprang auf. Eine furchtbare Erregtheit bemächtigte sich seiner. Sein Gesicht war mit Blut übergossen.

„Teufel," rief er, „— und dies Weib wagt . . . Gunde, sieh mich an! Ist das wahr, was Du mir da sagst?"

„Warum sollte ich lügen, Albert?"

Er stand am Kamin. Seine Brust arbeitete rasch. Er drückte die linke Hand gegen die Herzseite.

„Eine letzte Frage, Gunde," rief er. „Eine Frage auf Herz und Gewissen: liebst Du mich noch — nicht so wie damals — liebst Du mich noch ein wenig — ein wenig nur?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, armer Freund," erwiderte sie ruhig.

Die Lider seiner Augen senkten sich.

„Ich verstehe," murmelte er, „— ein anderer trat dazwischen."

„Ja," entgegnete sie kurz.

Er fuhr sich über die Augen.

Sie bot ihm die Hand.

„Lebe wohl!"

„Was kann ich für Dich tun, Gunde?"

„Ich danke Dir — nichts."

„Lieber Gott, ich kann Dich doch nicht im Elend lassen!"

Ein Blitz aus ihren Augen traf ihn.

„Erst in diesem Hause hab' ich das Elend gesehen," sagte sie, „— und will hinaus."

Er drückte auf einen Knopf über dem Sofa. Geräuschlos öffnete sich die Tür. Der Prinz trat mit Gunde in den Korridor.

„Gib mir Deine Adresse," bat er weich.

„Ich reise morgen fort."

„Wohin?"

„Das weiß ich noch nicht."

„Also auf Nimmerwiedersehen?"

„Ja."

Er riß die Tür zum Vorflur auf und rief den Dienern zu: „Das gnädige Fräulein will aufbrechen. Sorgt für einen Wagen . . ." Dann verneigte er sich und ging mit schnellen Schritten zurück.

XVIII.

Wie war Gunde nach ihrem Gasthof gekommen? Das wußte sie nicht. Als sie auf dem Rand ihres Bettes saß, dachte sie darüber nach, ob sie den Dienern der Baronin Götz Trinkgeld gegeben und die Droschke bezahlt habe. Die letzten Geschehnisse erschienen ihr wie weit, weit zurückliegend, in einem blassen Erinnerungsdämmer.

Während sie sich langsam und mechanisch entkleidete, raffte sie das Stückwerk ihrer Gedanken zusammen. Ah jetzt — jetzt entsann sie sich — der Strom des Erinnerns begann rascher zu fließen —

Sie lag im Bett, ließ aber das Licht brennen und blieb wach. Die ganze Nacht hindurch war es unruhig im Hause. Das Treppenlaufen, Sprechen, Flüstern, Zischeln, Lachen draußen hörte nicht auf. Aber am Morgen lag der Gasthof wieder in tiefster Ruhe. Alle Hoffenster waren verhängt; nichts regte sich.

Gunde hing die Toilette vom Abend vorher in ihren großen Schrankkoffer. Sie war entschlossen, den ganzen Koffer mit seinem Inhalt zu verkaufen. In ihrem neuen Leben brauchte sie dies Zeug nicht mehr.

Sie mußte den Kampf mit dem Leben wieder aufnehmen — bis zum Untergang. Den sah sie vor sich. Aber sie fürchtete sich nicht. Sie wollte kämpfen — kämpfen bis zum letzten — und tapfer untergehen, wenn es sein mußte. Der gestrige Besuch bei der Baronin Götz war ihr von symbolischer Bedeutung. Sie wollte wenigstens „anständig" untergehen.

Ein schwacher Trost. Sie lachte sich selbst aus, stellte sich vor den Spiegel und fragte sich: Wirst du auch stark bleiben können? Und fügte hinzu: Bist du nicht ein Dummchen, Gunde? Du brauchst nur die Hand auszustrecken und hast des Lebens Ueberfluß. Bist du nicht eine grenzenlose Törin?

„Hysterischer Unsinn", pflegte Ulla zu sagen.

„Meinetwegen," murmelte Gunde. Sie war fertig angezogen, schloß das Zimmer und gab den Schlüssel beim Pförtner ab. Sie legte ihn auf das Brett seines Käfigs. Der Mann saß in Hemdärmeln und offener Weste in einem Lehnstuhl und schnarchte. Am Tage war dies merkwürdige Haus tot.

Sie machte zunächst einen kleinen Spaziergang, um sich aufzufrischen. Der Kopfdruck wich auch in der schon herbstlichen Luft. Sie schritt scharf aus, immer noch in ihrer alten Gangart, mit schnellenden Sohlen, auf denen sie beim Anziehen der Stiefel zu ihrem Entsetzen zwei kleine Löchelchen entdeckt hatte. Die Ausstattung aus besseren Tagen wurde brüchig. Gunde dachte: Wie lange noch, und ich laufe mit schiefen Absätzen herum! Es ist alles schief geworden in meinem Leben.

Sie rümpfte das Näschen, und um ihre Mundwinkel spielte ein Zug von Selbstironie. Die Stiefel mußten halten, bis sie Arbeit gefunden hatte. Sie wollte die Tapetenfabriken abgrasen. Diese Musterzeichnungen hatten ihr doch Freude gemacht. Das war ein Gebiet, auf dem sie vorwärtskommen konnte.

Sie trat in das Kaffee Scheidl in der Kärntner-

straße, bestellte Frühstück und holte sich eine Anzahl Zeitungen, darunter auch ein Blatt aus ihrer Heimat, das sie unter den übrigen entdeckt hatte und mit an den Tisch nahm.

Sie schaute zunächst in das heimische Blatt, durchflog die Nachrichten über den kleinen Hof, las, daß Ihre Großfürstliche Durchlaucht die Frau Herzogin-Mutter gestern nachmittag um sechs Uhr das unter Höchstihrer Protektion stehende Olgahaus besucht und daß am selben Abend bei Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Friederike im Wittumspalais ein kleiner Empfang stattgefunden habe; daß der herzogliche Oberstallmeister Herr von Kremser mit dem Titel Exzellenz beglückt, daß der Major von Hartmann zum Flügeladjutanten und der bisherige Oberjägermeister vom Dienst Freiherr von Peterau zum Chef des Hofjagdamts befördert worden sei. Sie las das ganze Blatt durch, vor allem aber die Nachrichten aus der Residenz: Großfeuer beim Hofbäckermeister Lederer, Umpflasterung der Kleinen Kirchgasse, Herbstausstellung in der Akademie der Künste, Influenzaanfall des Hofkammerpräsidenten, Beginn der neuen Abonnementsvorstellungen im Hoftheater, Verhaftung eines Heiratsschwindlers ... Sie las auch die „Nachrichten aus der Provinz“ und schaute in die Inserate hinein und wollte die Zeitung, die ihr einen raschen Spaziergang in die Vergangenheit gewährt hatte, eben wieder aus der Hand legen, als ihr im letzten Augenblick eine fettgedruckte Doppelanzeige auffiel.

Die Ueberschriften lauteten: „Umtausch von Aktien der Fahrzeugfabrik Mannheim A.-G. in neue Aktien der Terraingesellschaft Augustenhof“ — und ferner „Ausübung des Bezugsrechts auf neue Aktien der Terraingesellschaft Augustenhof.“ Der Inhalt beider Anzeigen war zu fachmännisch gehalten, als daß Gunde ihn hätte verstehen können, aber unter beiden Ankündigungen stand ein Name, der sie in eigentümliche Erregung versetzte; da stand nämlich: „J. A. Werner Dunker“.

Werner war also nicht mehr in Südwest. Er war vielleicht längst heimgekehrt, mochte sich mit seinem Vater ausgesöhnt haben — mochte verheiratet und glücklich sein.

Gunde schenkte sich den Tee ein, den der Kellner gebracht hatte. Dann las sie noch einmal den Namen: Werner Dunker.

Das war der Freund ihrer Kindheit und war ihr auch immer ein herzensguter Freund geblieben. Ja, wenn sie damals klug gewesen wäre ... Aber das war es ja eben: sie hatte zu klug sein wollen. Sie hatte ehrgeizige Ziele gehabt. „Ziele“ waren ihre Träume gewesen — und kein Traum hatte zum Ziel geführt.

Ein zweckloses Aufstöbern alter Geschichten.

Sie frühstückte und griff dann nach dem „Extrablatt“. Da gab es bei flüchtigem Durchblättern wieder etwas, was an ihr Herz rührte. Unter den sogenannten „Kleinen Unglücksfällen“ las sie, daß sich im dritten Bezirk ein junger Mann vergiftet hatte, wie man vermutete, aus „verschmähter Liebe“. Es war merkwürdig, daß sie dabei an Alfred Hammerdörfer dachte. Es war gewiß auch lächerlich, denn der dritte Bezirk war sehr groß, und es war weder ein Name genannt noch eine Andeutung über den neuen Werther gegeben. Aber sie fühlte dennoch, wie ihr Herz sich zusammenzog Sie war nervös.

Ein Schatten fiel über ihr Zeitungsblatt. Sie schaute auf und sah Herrn von Kalinsky vor sich stehen: schlank, rassig und elegant wie stets, ein wenig vornübergeneigt, mit rosigem, liebenswürdig lächelndem Greisengesicht, die linke Hand auf der Goldkrücke seines Stocks, die rechte ihr entgegengestreckt.

„Tschau,“ sagte er, „ist sie's also doch! Ist es also doch meine liebe gnädige kleine Freundin. Ich trete ein, um eine kleine Morgenstärkung zu nehmen und ein bißchen in den Zeitungen zu blättern — und da sehe ich die, die ich suche. Jawohl, meine Teuerste — ich suche Sie. Und ich nicht allein ... darf ich mich zu Ihnen setzen?“

„Bitte recht sehr, lieber Herr von Kalinsky,“ erwiderte Gunde aufrichtig erfreut. „Meine Gedanken sind oft genug bei Ihnen gewesen —“

„Und meine erst, Gnädigste,“ fiel er ein, „erst meine. Die Baronin Ettern hat mich mit Briefen bombardiert — ach, liebes Kind, war das eine unselige, eine verfahrene Geschichte! Wer konnte, wer konnte das ahnen! Es war alles so schön im Zuge, so klug eingefädelt, so fein überdacht — es klappte auch so nach allen Richtungen hin — es hätte die Baronin so glücklich gemacht — und nun stellt sich heraus, daß dieser verdrehte Zwiesel — entschuldigen Sie, aber ich muß aussprechen, was ich denke —, daß dieser Hanskarl, nein, Hansnarr —“

„Schimpfen Sie nicht auf ihn, lieber Baron! Das verdient er nicht.“

Er neigte den Kopf. „Hm ... es ist schade, sehr schade. Aber Sie werden inzwischen Besseres gefunden haben —“

„Ach du lieber Gott — nein, ich habe wenig gefunden, oder gar nichts! Wie Sie mich hier sitzen sehen, bin ich ein sogenanntes stellungsloses Fräulein. Haben Sie nicht eine Stellung für mich, Herr von Kalinsky? Ich nehme alles an, was honett ist und mir ein Stückchen weiterhelfen kann. Sie haben ja immer die Taschen voll von Aufträgen und Plänen und Anerbietungen und Anfragen —“

Baron Kalinsky rief den Kellner heran. „Einen Curaçao,“ befahl er, „mit drei Tropfen Angostura. Aber nur drei Tropfen ...“ Dann wandte er sich wieder an Gunde. „Wollen Sie nach Afrika?“ fragte er. „Nach Deutsch-Südwest?“

Sie stutzte und entgegnete lächelnd: „An Südwest hab' ich vorhin gedacht. Da hatte ich einen guten Freund. Aber er ist schon wieder in Deutschland.“

„Das ist nämlich eine komische Geschichte,“ begann der alte Herr von neuem, „so eine Art Humoreske — hören Sie zu. Also da wurde vor einer Reihe von Jahren in Deutsch-Südwest eine Eisenbahn gebaut, und bei der fand auch ein braver junger Schlossermeister Arbeit — ich weiß den Namen im Augenblick nicht — sagen wir Herr Pinnemann. Herr Pinnemann hatte wieder eine Anzahl Eingeborener unter sich — und einer von der Bande zeigte ihm eines Tages einen schönen Kristall, den er irgendwo im Tuff in den Nordbergen gefunden haben wollte. Das Ding gefiel Herrn Pinnemann — er ließ es untersuchen, und es stellte sich heraus, daß es ein Diamant war.“

(Fortsetzung folgt.)

BILDNISSE AUS DER TAGESGESCHICHTE



Henderson, der englische Arbeitsminister, dessen Rücktritt aus dem Kabinett Lloyd George viel erörtert worden ist.



Die gefeierte Tänzerin Mata-Hari, eine Holländerin, die in Paris lebte und jetzt von den Franzosen wegen „Gefährdung der militärischen Sicherheit" zum Tode verurteilt worden ist.



Frau Breschko-Breschkowskaja, genannt das „Großmütterchen der russischen Revolution", eine 74 Jahre alte Dame, die 34 Jahre in der Verbannung in Sibirien lebte, jetzt von der Provisorischen Regierung zurückgeholt und zum „Minister ohne Portefeuille" ernannt worden ist.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: al — ban — dau — der — dit — e — ex — hedsch — lah — lin — lib — mi — mis — pi — ra — ris — sa — send — tau — wa — sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen beherzigenswerten Bibelspruch ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Räuber, 2. Hautschicht, 3. Flucht eines Propheten, 4. einen Gott, 5. deutschen Schriftsteller, 6. Zahl, 7. Bucheigentumszeichen, 8. Königsgeschlecht.

Im Schützengraben.

Ich hab im tiefen Wort mit o
Gar krumm und lahm gesessen
Und dort oft trocknes Wort mit u
Als Mittagsmahl gegessen.
Ich sehn' nach einem Wort mit i
Und hellem Haus mich heiß;
Wofür ich schönes Wort mit e
Im Vaterlande weiß.

Tertianer-Glück.

Schulprüfung vor dem Publiko –
Uebersetzt wurd' Cicero.
Ich hatt' nur flüchtig präpariert,
Sah schon im voraus mich blamiert.
Da wurde mir — Zeus sei gepriesen! —
Der Eins-zwei g'rade zugewiesen,
Den gründlich vornahm ich zu Haus,
Gut zwei ich eins, war fein heraus.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel: Durch Arbeit zur Freiheit: 1. Duodez, 2. Uhu, 3. Reaumur, 4. Cardiff, 5. Hammer, 6. Agave, 7. Rührei, 8. Bacharach, 9. Esse, 10. Isolani, 11. Taburett.

Das selbe Wort: Aufschläge.

Gegensätze: Heimtücke.

HUMOR

In der Obertertia wird Schillers Glocke besprochen, und man kommt zu der Stelle:

„Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn."

Auf die Frage des Lehrers, wann es wohl der Fall wäre, daß ein Mensch seine Werke müßig und bewundernd untergehen sieht, herrscht zunächst tiefes Schweigen; dann tönt plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrund: „Wenn er gut versichert ist."

*

Herr Igelmann war längere Zeit zur Erholung in der Schweiz gewesen. Er erzählt am Stammtisch u. a. auch, daß er mehrere Tage im Rigi-Hotel gewohnt habe und wird über diesen Punkt seines Reiseprogramms um besondere Einzelheiten gebeten.

„Ach was," sagt Herr Igelmann ärgerlich, „wenn der Mensch Pech hat, braucht er erst gar nicht da hinauf zu gehen. Dann kann er sein Geld hier in Berlin auch verspielen!"



Immer was neues.

Hauptmann: „Was machen Sie denn mit Ihren Leuten für verrückte Uebungen?"

„Herr Hauptmann, ich bin Schaufenster-Dekorateur!"

Aengstliche alte Dame beim Aussteigen aus der neuen elektrischen Straßenbahn im Städtchen.

„Schaffner, passiert mir was, wenn ich mit dem Fuß aufs Gleis komme?"

„Gott bewahre, wenn Sie nicht gerade mit dem andern Fuß oben an den elektrischen Draht rühren . . ."

*

Ein alter Kapitän galt in seinen Kreisen als Kenner sämtlicher Getränke der Welt. Mit verbundenen Augen konnte er alle genau unterscheiden. Da kam der junge Kapitän, der neue, und sagte: „Wetten, daß er nicht alles kennt?" Beleidigt und gereizt willigte der alte Seebär ein. Man verband ihm die Augen und fing an: Milch, Kaffee, Biere, Weine usw. Eine erkleckliche Anzahl hatte der Alte richtig benannt. Nun stutzte er; setzte nochmals an, trank, roch an dem Glas und schüttelte den Kopf. Resigniert gab er die Wette auf. Der geheimnisvolle Trank war — Wasser.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
abcdefg 123456

XXVI. Jahrgang
Nr. 35

2. September 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.



Absprung mit dem Fallschirm.

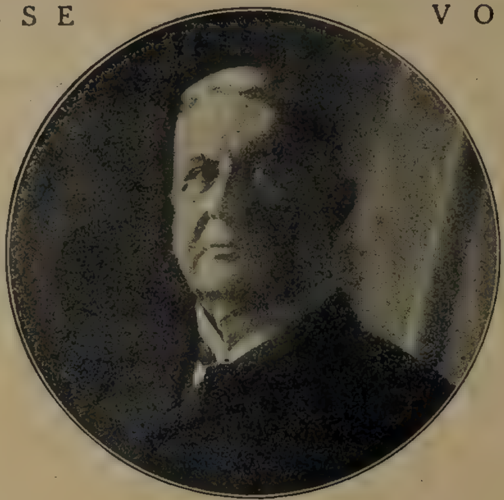
Ballon-Beobachter, der sich vor dem drohenden Flie erangriff durch Absprung mit dem Fallschirm in Sicherheit bringt.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

BILDNISSE VOM TAGE



Oberstlt. Preusker,
Kommandeur eines Infanterie-Regiments,
der den Orden Pour le mérite erhielt.



Alexander Wekerle,
der neue ungarische Ministerpräsident.
Phot. Revesz & Biro.



Generalmajor Scheuch,
Gröners Nachfolger als Leiter des Kriegsamts.
Phot. Penz.

Absprung mit dem Fallschirm.

Ebenso wie der Infanterieflieger gibt auch der Fesselballon gute Beobachtungen bei Angriffen. Deshalb sind auch die feindlichen Flieger so arbeitslustig und versuchen oft in ganzen Geschwadern, die Ballone abzuschießen. Gelingt es einem feindlichen Flieger, bis in die Nähe unseres Ballons zu gelangen, so daß ihm ein Schuß mit der Brandmunition Erfolg verspricht, so gibt ein Warnungsruf von unten dem gefährdeten Luftschiffer das Zeichen zum Absprung. Er klinkt die Schlösser des Fallschirms ein und springt in schnellem Entschluß über Bord. Erst fällt er ein paar Meter senkrecht herab, dann entfaltet sich der Schirm und trägt ihn schwebend zur Erde hinab. Unsere Industrie hat den Schirm so verbessert, daß fast stets mit einer glatten Landung des Abgesprungenen zu rechnen ist. Freilich handelt es sich auch dann nur um Sekunden. Hat das züngelnde Geschoß den Ballon getroffen, ehe der Wind den Fallschirm seitlich abgetrieben hat, so stürzt die flammende Hülle auf ihn herab. Aber selbst dafür haben wir schon eine Bestreichung des Stoffes erfunden, die glühende Körper erlöschen läßt, und schon mancher Beobachter ist mit kleinen durchgebrannten Löchern im Fallschirm-Stoff glücklich gelandet.



St. Quentin unter französischem Artilleriefeuer: Straße mit zerstörten Häusern am Rathausplatz.
Phot. Bufa.



Beschießung der Franzosen im besetzten Gebiet durch ihre eigenen Landsleute: Straße in einer französischen Stadt hinter unserer Front während eines planlosen Bombardements aus weittragenden französischen Geschützen
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Ausbildung der Meldehunde in einer Kriegshundeschule hinter der Westfront: Zurückbringen einer Nachricht aus der vordersten Stellung.
Phot. Bufa.

Was wir im Kriege gelernt haben.

Haben wir vor dem Kriege aus dem Vollen gewirtschaftet und auf manchem Gebiet geradezu eine Verschwendung getrieben, so gilt jetzt für uns Goethes Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Wir haben gelernt, daß wir mit bedeutend weniger auskommen können, sofern wir es nur verstehen, mit den Schätzen, die uns die Heimat bietet, entsprechend hauszuhalten. Diese Lehre ist für uns in wirtschaftlicher Beziehung äußerst heilsam, werden wir es doch nach dem Kriege nicht mehr nötig haben, Geld für Dinge in das Ausland zu senden, die wir ebensogut unserem eigenen Boden und seinen Schätzen entnehmen können, sofern wir diese nur richtig auszunutzen verstehen. Da ist zunächst das wichtigste unserer technischen und industriellen Hilfsmittel, die Kohle. Wir haben sie einfach in die Feuerungen geworfen, wobei infolge ungenügender Verbrennung gewaltige Massen verloren gingen. Jetzt gewinnen wir über den Umweg der Verkokung die in ihr enthaltenen Werte in viel weitgehenderem Maße, als dies durch bloße Verbrennung möglich wäre. Bei der Verkokung entstehen Gase, die zur Heizung von Dampfkesseln oder zum Betrieb von Gaskraftmaschinen Verwendung finden. Es entsteht Koks, der vollkommener verbrennt als reine Kohle, und endlich Teer und sonstige Produkte, aus denen wir Arzneimittel, Farben, Sprengstoffe usw. herstellen. Aber damit nicht genug.



Patrouille bei einer Uebung mit einem Meldehund. Phot. Bufa.

Sport
im Berliner Stadion
Die Kriegsmeisterschaft von Deutschland im Schwimmen

★



Die Kriegsmeisterschaft von Deutschland im Schwimmen im Berliner Stadion: H. Luber (Poseidon, Berlin), im Hochspringen.



H. Luber (Poseidon, Berlin), Sieger im Hochspringen.
Phot. W. Braemer.



F. Wiesel (Leipzig), Sieger im Vorgabespringen.



Die Siegerin im Damenschwimmen um die Kriegsmeisterschaft von Deutschland über 100 Meter, Frl. Grete Rosenberg Hannover (rechts), und die Siegerin im Damen-Brustschwimmen über 100 Meter, Frl. Erna Murray (Germania, Berlin).
Phot. A. Grohs.



F. Wiesel im Vorgabespringen.
Phot. A. Grohs.



Blick auf das Stadion während des Kugelstoßens im Jugendzehnkampf.
Phot. Braemer.



Start zum Damenschwimmen um die Meisterschaft von Deutschland.
Tachyphot.



Szene aus dem Ringkampf.

Der Sieger in der 4. Klasse Amolong (kniend) gegen Löper.

(Fortsetzung von Seite 451.)

Auch dieses Verfahren stellt noch nicht das Ideal dar, und so hat man in dem Institut für Kohlenforschung der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Mülheim an der Ruhr neue Verfahren zur Ausnützung der Kohle bearbeitet. Man vermag jetzt aus ihr das darin enthaltene Oel zu gewinnen, das bisher vollkommen verloren ging, ferner Montanwachs, ja man vermag die Kohle sogar durch geeignete Behandlung in Wasser aufzulösen und so in den vollkommensten Zustand der Verteilung, in eine Lösung, überzuführen. Durch die Destillation der Braunkohle lassen sich Oele gewinnen, die in Seife umgewandelt werden können. Wie mit der Kohle, so ist es auch mit vielen teuren ausländischen Metallen, die wir solange verwendeten, um jetzt einzusehen, daß Maschinenteile, die daraus hergestellt wurden, ebenso gut nicht nicht nur aus ganz gewöhnlichem Eisen angefertigt werden können, sondern daß sie im Gegenteil noch länger halten. Aehnlich liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der Textilindustrie. Wir hatten uns an den Gedanken gewöhnt, daß Wolle, Baumwolle und Seide aus dem Ausland kommen müssen. Durch Hebung unserer Schafzucht hat sich unsere Wollproduktion seit Kriegsbeginn beträchtlich gesteigert, und für die Baumwolle haben wir einen wertvollen Ersatz in der Faser der bisher so verachteten und als Unkraut angesehenen Nessel gefunden, die sich ebenso verspinnen läßt, und aus der sich prachtvolle Stoffe anfertigen lassen, die in jeder beliebigen Tönung angefärbt werden können. Durch geeigneten Anbau der Nessel können wir uns in Zukunft von der Einfuhr der Baumwolle unabhängig



Transport von Russen, die bei den letzten Kämpfen um Tarnopol gefangen genommen wurden, durch die Straßen von Warschau. Phot. Heubes.

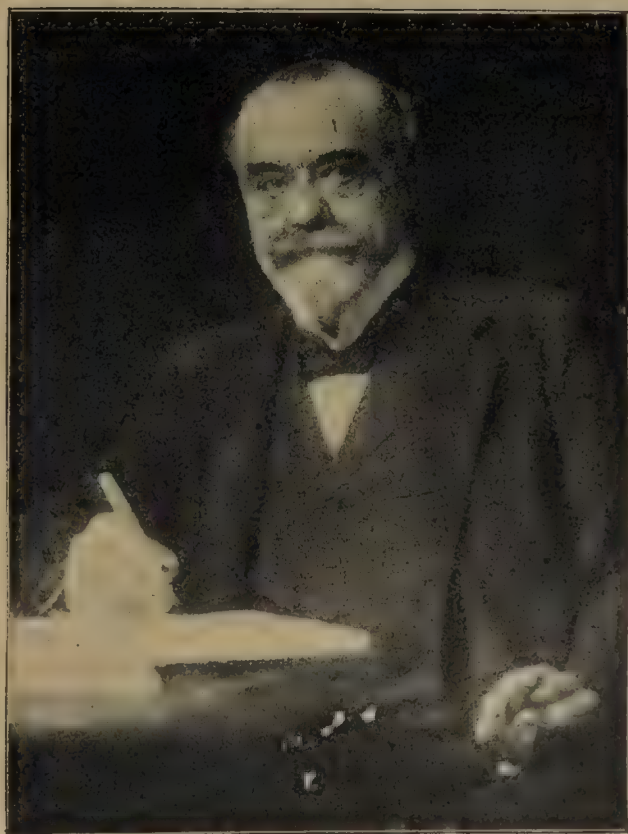
machen. Eine Seidenzucht aber ermöglicht uns die Erkenntnis der Tatsache, daß die Seidenraupe nicht nur an den Blättern des Maulbeerbaumes, sondern auch an denen der heimischen Schwarzwurzel eine sehr geeignete Nahrung findet. Und welche Vorteile bietet uns erst gar die sinngemäße Verwertung der unerschöpflichen Schätze unserer Wälder! Der daraus hergestellte Zellstoff kann gleichfalls zu spinnbaren Fasern, zu Anzügen, zu Bindfaden usw. verarbeitet werden. Wir können ihn ebensowohl an Stelle der Verbandwatte, wie zur Anfertigung von Putzwolle für die Maschinenindustrie verwerten, aus der wir nach ihrem Gebrauch die darin enthaltenen Oele wieder ausziehen, um sie von neuem zu verwenden. Unser „Kriegspapier" fließt, weil die zur Leimung nötigen Harze fehlen. Aber schon ist es der Industrie gelungen, auch Kriegstinten zu schaffen, mit denen auf derartigem ungeleimten Papier klar und schön geschrieben werden kann, so daß uns die bisher zur Papierleimung notwendigen Harze für andere Zwecke zur Verfügung stehen. So machte der Krieg für uns aus der Not gar vielfach eine Tugend.



Spahns Nachfolger als erster Vorsitzender der Zentrumsfraktion: Adolf Gröber.



Adolf von Baeyer †, der berühmte Chemiker, dem viele wichtige Entdeckungen, darunter die künstliche Erzeugung von Indigo, zu verdanken sind. Phot. Jaeger & Goergen.



Robert von Mendelssohn †, der ältere der beiden Inhaber des weltberühmten Bankhauses Mendelssohn & Co. Phot. Hänse Herrmann.

Eine junge Dame von Welt

Roman von Fedor von Zobeltitz

26. Fortsetzung und Schluß — Nachdruck verboten.

Der Kellner brachte den Curaçao, und Baron Kalinsky fuhr fort: „Nun war das damals mit den Schürfgesetzen noch nicht so geregelt wie heute — aber Herr Pinnemann war ein heller Kopf, setzte sich mit einem ähnlichen Schlaumeier in Verbindung — man erwarb in der Gegend, die der Schwarze bezeichnet hatte, umfangreiche Ländereien, gründete das übliche Syndikat — und Tatsache ist, daß Schlossermeister Pinnemann dank dem hübschen Kristall heute ein schwerreicher Mann geworden ist. Jawohl. Er hat denn auch eine Dame seines Standes geheiratet, wollte aber nicht mehr nach Europa zurück, sondern hat sich eine prachtvolle Farm — ich glaube, südlich von Rehoboth — gekauft und sucht nun nach einer Erzieherin."

„Nach was?" fragte Gunde.

„Nach einer Erzieherin. So drückte ich mich aus. Er meint damit eine Hausdame."

„Aha — nach etwas Aehnlichem suche ich auch, fand aber noch nichts Geeignetes."

„Das könnte hier der Fall sein. Die Pinnemanns stellen nämlich Bedingungen, denen gerade Sie gewachsen sind — und wie. Die Dame soll zunächst von Adel sein und vor allen Dingen den ganzen Zauber des Gesellschaftlichen in allen seinen vielfältigen Ausstrahlungen in so hohem Maße beherrschen, daß die guten Pinnemanns davon lernen können. Sie wollen sich an ihr bilden, Fräulein von Berg, und deshalb wählte ich die Bezeichnung Erzieherin."

Gunde lachte. „Das ist spaßig," sagte sie. „Ihre Familie Pinnemann möchte also zu höherer Weihe kommen."

„So ist es. Die Leute sind reich, sind jetzt Besitzer einer der schönsten Farmen des Landes, wünschen Umgang mit der Nachbarschaft, wollen auf der sozialen Stufenleiter durchaus ein bißchen in die Höhe krabbeln — suchen also nach einer Gleichberechtigung, die sie noch nicht haben. Warten Sie einen Augenblick — ich will einmal in mein Gedankenbüchlein schauen . . ." Er zog sein Taschenbuch hervor und blätterte nach bestimmten Notizen . . . „Da haben wir's," sagte er. „Also die sogenannten Pinnemanns heißen in Wahrheit Degebrod und sind brave und geachtete Leute. Die neu gekaufte Farm nennt sich Kum—Kumbub oder so ähnlich. Man bietet freie Ueberfahrt erster Klasse — selbstverständlich — freie Station und dreihundert Mark monatlich."

„Sehr anständig. Und verlangt dafür?"

„Was ich Ihnen sagte. Sie sind Oberbefehlshaberin, müssen sich natürlich erst in die Verhältnisse einleben, haben aber eine Unmasse weißes, braunes und schwarzes Personal zur Verfügung. Es ist eine sogenannte Luxusfarm, Fräulein von Berg — die Degebrods können sich das leisten — und soll auch so gehalten werden. Uebrigens könnte ich Ihnen am Nachmittag noch Genaueres zur Sache sagen. Der bisherige Administrator von Kumbub oder wie das Ding heißt — ist ein alter Bekannter von mir, ein Herr von Lürmann, ein früherer Offizier, der mir die Geschichte an die Hand gegeben hat. Und der hat mir heute früh eine Postkarte geschrieben, daß der ehemalige Besitzer der Farm derzeitig geschäftlich in Wien und im Hotel Bristol abgestiegen ist und mich sprechen möchte. Da würde ich also Näheres erfahren. Wollen wir uns am Nachmittag, so etwa gegen fünf, noch einmal hier treffen?"

„Ganz einverstanden, Herr von Kalinsky," versetzte Gunde lebhaft. „Ich bitte nur um einen genauen Vertrag, wenn aus der Sache etwas werden sollte."

„Versteht sich — dazu ist Lürmann bevollmächtigt. Also Sie hätten Lust?"

„Ja — große Lust. Ich komme doch dann in eine andere Welt — in ganz neue Verhältnisse. Ach, und danach sehne ich mich so! Es lebt törichterweise noch immer etwas in mir, was sich an die Vergangenheit festklammert — und das möchte ich einmal gründlich loswerden. Wenigstens komme ich hier weg."

„Ja," sagte Herr von Kalinsky langsam, „das scheint mir aber noch die Frage."

„Wieso? Die Sache ist doch so gut wie abgemacht."

„Ich habe vergessen, was ich vorhin nur flüchtig erwähnte. Ich erwähnte, daß ich auf der Suche nach Ihnen war."

„Nun ja — wegen der Degebrods."

„Nein — wegen Frau von Müller."

„Ulla? Was heißt das?"

„Sie ist seit einigen Tagen zurück. Ich traf sie gestern — und selbstverständlich fragte sie sofort nach Ihnen."

„Ulla ist wieder hier?" rief Gunde erfreut. „O — da will ich sie gleich besuchen!"

„Sie wartet darauf. Sie wußte gar nicht, daß Sie in Wien sind. Sie ist seit langem ohne Nachricht von Ihnen. Ich habe ihr erst alles erzählen müssen — und da war sie natürlich außer sich. Also, Fräulein von Berg, durch Ihre Freundin erwachsen Ihnen nun wiederum andere Lebensmöglichkeiten. Streichen wir Südwest und die Farm und die Degebrods und unsere ganze bisherige Unterhaltung!"

Gunde schüttelte langsam den Kopf. „Doch nicht, lieber Baron," entgegnete sie fest. „Es bleibt bei der Verabredung."

Beide erhoben sich. Kalinsky zahlte und trat mit Gunde ins Freie.

„Also am Nachmittag um fünf an gleicher Stelle," sagte er und verabschiedete sich. Gunde schritt links hinauf, dem Graben und der Freiung zu, Herr von Kalinsky nach rechts zum Kärntnerring.

Im Hotel Bristol fragte er nach Herrn von Lürmann.

„Er ist im Hause," erwiderte der Portier, — „ich glaube aber, er ist auf Nummer Siebenunddreißig. Die Herren haben eine Konferenz. Ich werde Ihre Karte zu Herrn von Lürmann schicken."

Kalinsky wartete indessen. Er war so elastisch wie früher und hatte auch das letzte Jahr dazu benützt, auf seine Weise wieder ein paar Menschen glücklich zu machen. Dem einen hatte er einen regelrechten Erzherzog zugeführt, einer Witwe den Mann, den sie haben wollte, irgendeinem hatte er einen schönen Orden verschafft und einem anderen zu einer wichtigen Audienz verholfen. Er war wieder der Mann für alles gewesen.

Ein Kellner meldete, Herr von Lürmann lasse bitten, und führte Baron Kalinsky nach dem Zimmer Siebenunddreißig.

„Ich habe die Ehre —"

„Guten Tag, lieber Baron," erwiderte Herr von Lürmann, „— auf die Minute pünktlich, wie immer. Darf ich Sie mit Herrn Werner Dunker bekannt machen?"

Ein junger Mann mit hellen Augen und kurz geschnittenem Blondhaar reichte ihm die Hand.

„Sehr angenehm, Herr Baron."

„Herr Dunker ist mein früherer Chef," fuhr Herr von Lürmann fort, „der ehemalige Besitzer der Degebrodschen Farm in Deutsch-Südwest, und kann Ihnen über die Wünsche der braven Leute noch genauere Auskunft geben. Ich möchte freilich glauben, daß ich Ihnen bereits alles Nötige mitgeteilt habe."

„Ich habe auch schon eine Persönlichkeit gefunden," erwiderte Kalinsky, „die für die betreffende Stellung in Frage kommen könnte, und zwar in so ausgezeichneter Weise, daß sich in der Tat kaum etwas Besseres wünschen ließe."

„Bitte, nehmen Sie Platz," sagte Werner Dunker. „Die Angelegenheit ist schließlich nicht schwierig — wenn auch die Bedingungen nicht eines gewissen Humors entbehren. Ich bin ein paar Jahre in Südwest fäßig gewesen, mußte aber nach der Heimat zurück, da mein Vater kränklich geworden ist und seine großen Betriebe nicht mehr allein leiten kann. Infolgedessen habe ich meine Farm kurzerhand an die Degebrods verkauft. Die Sonderwünsche der guten Leute gehen mich ja nun eigentlich nichts an. Aber ich stehe trotzdem gern zur Verfügung, da ich sowieso in Wien zu tun habe, weil ich hier nach jemand forsche, den ich finden muß — ja — muß. Vielleicht können Sie mir bei Ihrer großen Kenntnis der Verhältnisse dabei behilflich sein, Herr von Kalinsky."

„Wenn es mir möglich ist — mit vielem Vergnügen."

„Es handelt sich um eine junge Dame meiner Bekanntschaft, die ich in privaten und geschäftlichen Angelegenheiten zu sprechen habe. Ihre letzte Adresse wurde mir von unserm gemeinsamen Rechtsvertreter mitgeteilt: das Hotel ‚Erzherzog Johann' in der Kärntner Straße. Von dort ist sie in ein Privatquartier gezogen, das ich auch schon ausfindig gemacht habe, das sie aber vor einigen Monaten verlassen hat, ohne eine neue Wohnung anzugeben. Und nun weiß ich nicht, ob sie überhaupt noch in Wien ist."

„Das könnte man auf der Polizei erfahren."

„Gewiß wäre das leicht möglich. Aber ich bin da nicht bekannt — und möchte auch die Angelegenheit möglichst diskret behandelt haben. Nämlich: ist sie nicht mehr hier, weiß man aber, wohin sie sich begeben hat, so würde ich wünschen, daß sie unauffällig polizeilich oder durch Privatdetektivs überwacht wird, bis ich sie erreicht habe. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß sie eine Begegnung mit mir vermeiden will — obwohl ich vielleicht ihr letzter und einziger Freund auf der Welt bin."

Diese Worte sagte Werner Dunker in sichtlicher Bewegung.

Herr von Lürmann wollte sich zurückziehen, aber Dunker rief:

„Bleiben Sie ruhig hier, Lürmann — wir sind so gute Bekannte, daß ein Tiefblick in mein Herz weder Ihnen noch mir schadet!"

Herr von Kalinsky zog sein Notizbuch hervor und schraubte seinen goldenen Bleistift auf.

„Darf ich um den Namen der Dame bitten?" sagte er.

„Fräulein von Berg," erwiderte Dunker. „Kunigunde von Berg. Ich will Ihnen für alle Fälle auch einige Andeutungen über ihren Lebensgang machen."

Aber Herr von Kalinsky hob abwehrend die Hand. Er hatte sich erhoben und strich sich den weißen Schnurrbart. Sein feines altes Gesicht strahlte, die Augen leuchteten — jetzt fühlte er sich wieder einmal ganz in der Rolle des Glückstifters.

„Nicht nötig, verehrter Herr Dunker," entgegnete er. „Nötig ist nur, daß wir auf der Stelle das schnellste Automobil nehmen, das wir kriegen können, um Fräulein von Berg noch rechtzeitig zu erwischen. Ich weiß nämlich, wo sie steckt."

Nun wurde Herr Werner Dunker beinahe wie ein Tiger aus den Dschungeln Indiens. Er stürzte sich mit einem gewaltigen Sprunge auf den alten Kalinsky und packte ihn an den Schultern.

„Mann!" rief er, „— Baron — Herr Baron — Herr von Kalinsky — also Gunde ist hier? Hier in Wien, sagen Sie? Ist also doch noch hier? Woher wissen Sie das?"

„Weil ich vor einer halben Stunde mit ihr gesprochen habe. Wenn Sie gütigst Ihre Hände ein wenig zurücknehmen wollen, Herr Dunker — Sie krallen sich förmlich in meine Schultern ein — man merkt, daß Sie lange in Südwest gelebt haben . . ."

„Tausendmal Verzeihung . . ." Dunker ließ den alten Herrn los und trat einen Schritt zurück . . . „Ich bin in arger Erregung, Herr von Kalinsky," fuhr er fort, „— seien Sie mir nicht böse! Dies Mädchen — Herrgott, ist ja die größte, die einzige Liebe meines Lebens —"

Herr von Lürmann wollte wieder fort.

„Hierbleiben, Lürmann," rief Werner, „— ich schäme mich meines Geständnisses nicht! Also ein Auto. Lürmann, darf ich Sie bitten — wenn Sie schon gehen wollen, besorgen Sie uns ein rasendes Auto! Ein Auto mit Flügeln der Morgenröte . . ." Er riß seinen Ueberzieher aus dem Schrank und fuhr verkehrt in die Aermel . . . „Herr von Kalinsky, los! Wie und wo haben Sie Fräulein von Berg kennengelernt?"

„In Ostende."

„Und was hatten Sie jetzt mit ihr vor?"

„Ich wollte sie für die Dingsda, die Pinnemanns, die Degebrods engagieren."

„Das fehlte! Meine Gunde. Es ist ihr wohl schlecht ergangen?"

„Es scheint so. Na, ich bitte Sie: wenn man sein ganzes Vermögen verliert."

„Weiß ich alles. Ein paar Nudeln aus der Pastete hab' ich ihr noch retten können. Aber die braucht sie nun nicht mehr . . ." Er stülpte seinen Hut auf den Kopf und trat vor Herrn von Kalinsky . . . „Baron," sagte er, „ich habe gezittert, daß sie schon verheiratet sein könnte."

„Hätt' sie sein können, verehrter Herr Dunker, aber —"

„Aber?"

„Sie ist es nicht. Nun wollen wir machen, daß wir zu ihr kommen."

„Wo steckt sie?"

„Bei ihrer Freundin, Frau von Müller."

„Müller — wer ist Müller? Kenn' ich nicht!"

„Früher Frau von Isbert."

„Ah — die geschiedene Hellsted! Und die lebt jetzt auch hier?"

„Jawohl. Glücklich verehelicht — und reich. Nicht bloß Müller. Auch Edle zu Mühlheim. Vielleicht bald Freifrau von Müller-Mühlheim. Mit Aufblick zur Gräfin."

„Meinethalben. Nun endlich dalli, Baron!"

Da platzte wieder Herr von Lürmann ins Zimmer.

„Das Auto ist da," rief er. Dann drückte er Werner die Hand. „Meinen Glückwunsch, Herr Dunker," sagte er, „meinen allerherzlichsten Glückwunsch."

„Ist noch nicht so weit, Lürmann. Doch — ist so weit. Jetzt lass' ich sie nicht mehr los. Jetzt nicht mehr. Ich danke schön, Lürmann."

Und in seiner glücklichen Aufregung gab er Herrn von Lürmann einen Kuß und galoppierte dann die Treppen hinab. —

Indessen saß Gunde Ulla gegenüber in einem Zimmer, in dem kein Stück des Mobiliars neu war, aber fünfmal so viel kostete, als wenn es neu gekauft worden wäre. Herr von Müller hielt sehr auf das „Echte", seit er eine Frau hatte, die etwas davon verstand. Augenblicklich war er nicht zugegen; er hatte auf dem Hauptzollamt zu tun, um alle die hundert Dinge zu versteuern, die man auf der Reise erstanden hatte.

Das war Ulla ganz recht. Nun konnte sie sich erst einmal ungestört mit der Freundin ausplaudern.

„Das ist ja toll," sagte sie, „das ist geradezu fabelhaft, was Du alles erlebt hast, seit wir uns nicht gesehen haben. Es ist ein ganzer Roman."

„Beinahe," entgegnete Gunde wehmütig lächelnd, „bloß, daß sie sich am Schlusse nicht kriegen, wie es doch eigentlich wünschenswert wäre."

Ulla stand auf und umarmte die Freundin. „Ich muß Dir einen Kuß geben," sagte sie. „Du bist doch ein famoses Mädel. Soll ich Dich beneiden? Nein."

„Tu es," lachte Gunde, „aber sag' es Deinem Manne nicht!"

Da trat der Diener ein und brachte die Karte des Freiherrn Kalinsky von Kalin.

„Kalinsky?" fragte Gunde erstaunt. „Was will er?"

„Werden wir ja hören. Ich lasse bitten."

„Herrgott — hoffentlich bringt er mir keine Absage aus Südwest!" rief Gunde.

„Dann bleibst Du bei mir. Das wäre ein sogenannter Wink des Schicksals."

Baron Kalinsky erschien in der Tür.

„Meine gnädigsten Damen —"

„Lieber Baron."

Er küßte Ulla die Hand. „Ich komme Ihretwegen, Fräulein von Berg," begann er und schmunzelte.

„Sie haben ein viel zu freundliches Gesicht, um mir etwas Unliebsames zu melden, Baron. Waren Sie im Bristol?"

„Bis vor wenigen Minuten. Traf auch den Herrn, den ich treffen wollte."

„Den früheren Besitzer der Farm Humbug — oder Kumbug —"

„So ähnlich. Und wissen Sie, warum dieser Herr in Wien ist?"

„Aber, Herr von Kalinsky, wie kann ich das ahnen!"

„Weil er auf der Jagd nach I h n e n ist."

„Nach . . ." Gunde wurde plötzlich sehr blaß. Sie griff mit den Händen rückwärts nach der Stuhllehne. Nun stürzte eine Flut von Gedankenverbindungen auf sie herab. Der ehemalige Besitzer jener Farm in Südwest war — hier — und suchte nach ihr . . .? Wenn sie bisher an Deutsch-Südwest gedacht hatte, war immer das Bild Werner Dunkers in ihr lebendig geworden.

Durch ihr Herz strich etwas und quoll und strömte: wie Frühlingshauch — wie eine neue Jugend. Sie hätte ihn ja so gern noch einmal gesprochen . . .

Sie hatte ihn damals davongejagt — hatte ein Glück laufen lassen — und wußte doch, daß er immer ihr Freund geblieben war.

Sie schüttelte den Kopf. „Werner," stammelte sie. Und lauter rief sie: „Aber das ist ja nicht möglich!"

Es war dennoch möglich. Er war schon da. Er stand plötzlich an der Tür. Er stand dicht vor ihr. Er nahm sie in seine Arme. Er küßte sie, unbekümmert um seine Zuschauer, wie ein Mann aus Südwest, der daheim endlich sein Liebchen wieder bei sich hat.

Sie weinte an seiner Brust und wußte nicht, daß es die ersten Glückstränen in ihrem Leben waren.

Baron Kalinsky hatte sein Notizbuch aus der Tasche gezogen und schraubte den Bleistift auf.

„Den Auftrag Südwest streiche ich also endgültig," bemerkte er sachlich.

Ulla küßte Gunde auf den Nacken, denn ihr Gesicht lag noch an der Brust Werner Dunkers, und sagte mit fröhlichem Lachen:

„Schluß des Romans, kleine liebe Gunde. Sie haben sich richtig doch noch gekriegt . . ."

E n d e.

Ein neuer großer Roman

„Die Spieler"

von Ludwig Wolff

beginnt in der nächsten Nummer.

BILDNISSE VOM TAGE



Frau Michaelis, die Gattin des Reichskanzlers, mit ihrer Tochter im Garten des Reichskanzler-Palais. Phot. Berl. Ill. Ges.



Die Gräfin von Ruppin, die Gattin des Prinzen Oskar von Preußen mit ihren Söhnen. Neue Aufnahme der Hofphot. Gelle & Kuntze (W. Niederastroth).



General Kornilow, der oft genannte russische Truppenführer, der im Mai 1915 von den Oesterreichern gefangen genommen wurde und im August 1916 entflohen ist. Die Aufnahme (der General mit einem österr. Offizier) stammt aus der Zeit der Gefangenschaft.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: bach — ber — drach — e — e — gel — gin — grün — hard — i — im — la — me — mer — ne — neu — sah schen — sil — tein sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Spruch ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Eine Sprache, 2. altdeutschen Geschichtschreiber, 3. Säugetier, 4. Münze, 5. Dichter des Mittelalters, 6. Metallegierung, 7. Milchprodukt, 8. Pflanze.

Verzwickt.

Fällt uns eins-zwei bei Zeiten zu,
So steigt die Kriegs-vier-fünf für uns im Nu;
Verbinde nun durch e die beiden Du:
Auf's Ganze hofft der Mensch, wenn Friedensruh'.

Schneller Tausch.

Komisch war, was von ihm wir gelesen,
Drei Laute verstellt, ist sein Name gewesen.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 34.

Silben-Rätsel: Behalte, was Du hast! — 1. Bandit, 2. Epidermis, 3. Hedschra, 4. Allah, 5. Lindau, 6. Tausend, 7. Exlibris, 8. Wasa. — Im Schützengraben: Stollen, Stullen, stillen, Stellen. — Tertianer-Glück: Abschnitt — schnitt ab.

HUMOR

In Amerika ist es Sitte, auf den Grabsteinen allerhand Tugenden der drunten Liegenden hervorzuheben. So steht auf einem Stein des Friedhofes in Ashland, Ohio, unter anderem: „Mr. Smitter, ein Advokat und ein ehrenwerter Mann." Eines Tages finde ich einen Menschen in Gedanken versunken vor dem Grabstein stehen. Ich trete zu ihm hin und schaue ebenfalls tiefbekümmert auf das Grab, das wohl einen Freund beherbergt. Plötzlich meint der Fremde: „Ich möchte nur wissen, warum man gerade in diesem Grab zwei Menschen unterbrachte!"

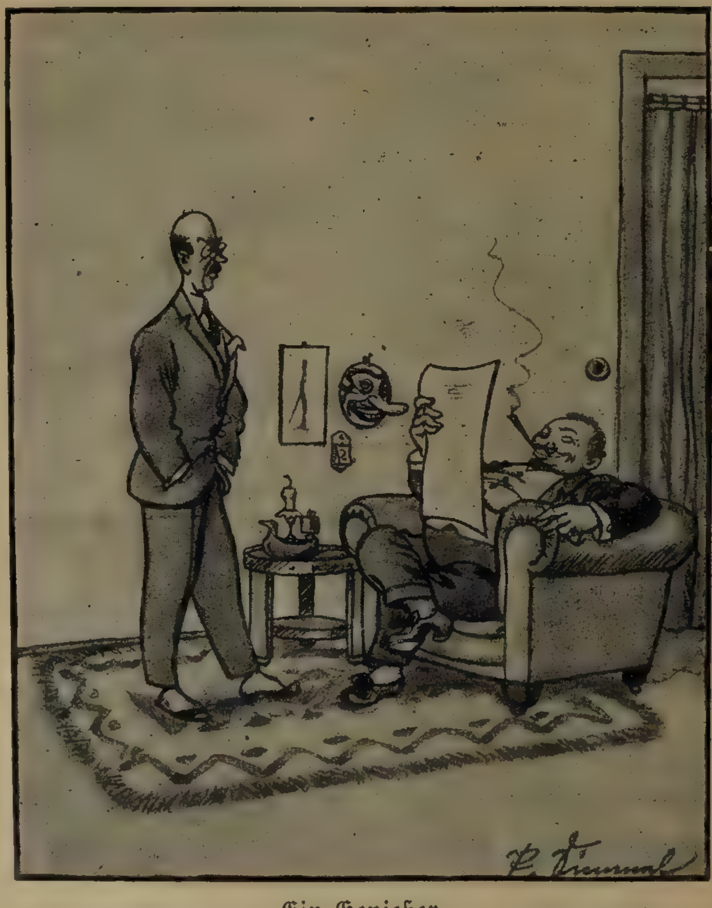
*

In einem Gefängniswärter-Examen stellt der Prüfungskommissar folgende Frage: „Warum muß der Gefängniswärter darauf achten, daß das den Gefangenen zu verabreichende Rindfleisch nicht zähe ist?"

Aspirant A.: „Damit der Gefangene es gut kauen kann!"

Der Herr Kommissar ist wenig zufrieden und fragt den nächsten Herrn.

Aspirant B.: „Damit der Gefangene sich nicht daran aus dem Fenster runterlassen kann!"



Ein Genießer.
„Offen gesagt, wie kann man jetzt bei der Zeitungslektüre so vergnügt sein?"
„Menschenskind, das ist 'ne Zeitung von 1912!"

In einer rheinischen Großstadt tritt aus dem Bahnhof ein Fremder und fragt einen Einheimischen:

„K—k—können S—s—sie mir s—s—sagen, w—wo hier d—d—die Stot—t—tererschule ist?"

Darauf der Rheinländer: „Du Jeck, Du kannst es ja!"

*

Frau: „Eben hat mir eine Zigeunerin aus der Hand gewahrsagt, daß ich alt werde."
Mann: „Na siehste, die sagt es auch."

*

Vor einem der in der Champagne gebräuchlichen Ziehbrunnen sitzt mein Freund Krause. Er wirft, wie er das an dem fischreichen Aisne-Kanal mit Leidenschaft getan, seine Angel aus, zieht sie aus dem dunklen Schlunde und schaut nach, ob er etwas gefangen habe. Ich sage:

„Menschenskind! Du bist wohl ganz und gar verrückt geworden? Glaubst Du denn, in diesem Brunnen seien Fische?"

„Nee," entgegnet er seelenruhig, „aber Feldkessel!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Erich Schönholz, Berlin-Karlshorst. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
abcdefg 123456

XXVI. Jahrgang
Nr. 36

9. September 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Mannschaften eines deutschen Eisenbahn-Regiments in der Dobrudscha bei 50 Grad Wärme.
Die Soldaten tragen Strohhüte und Mückenschleier.

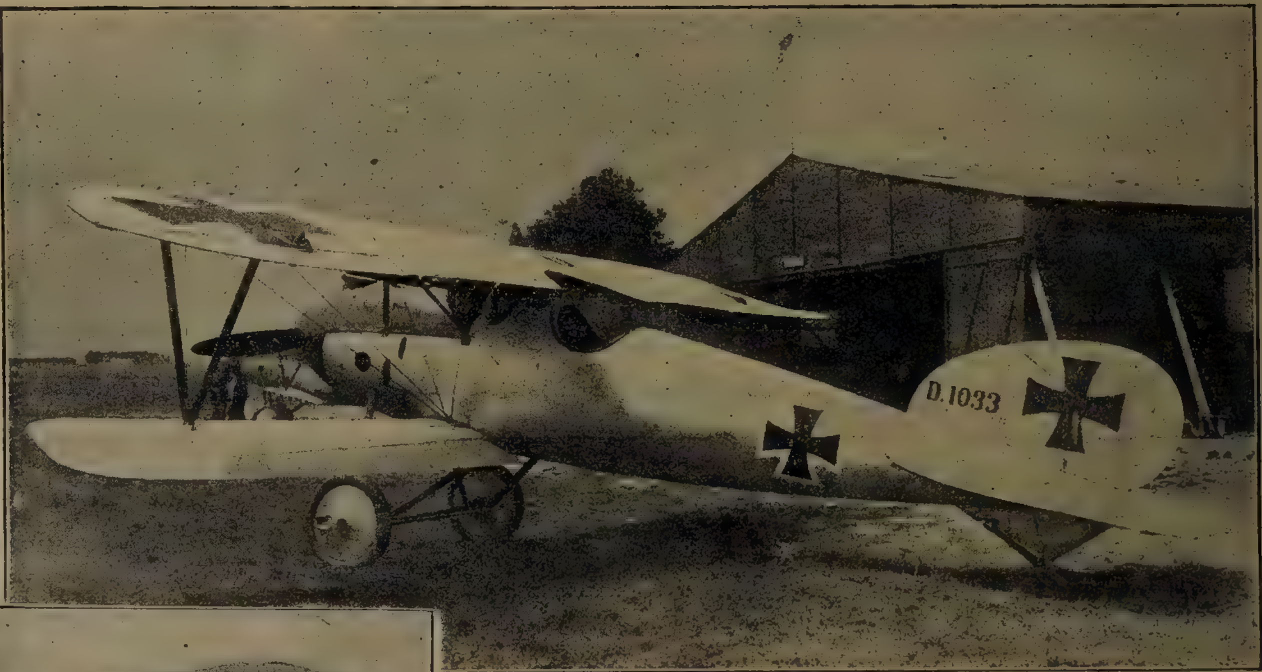


Die Entwicklung der Flugzeuge: Eines der deutschen Großflugzeuge, die bei den Angriffen auf die befestigten englischen Küstenstädte zur Verwendung kommen. Phot. Braemer.

Artillerie-Beobachtung

Von Hauptmann Erich v. Salzmann.

Die Zeiten, in denen sich die gegnerischen Artillerien auf Entfernungen bekämpften, bei denen man noch zur Not das Weiße im Auge des Gegners erkennen konnte, sind seit Menschenaltern vorbei. Die ultima ratio regis steht heute möglichst gedeckt, möglichst versteckt hinter Höhenrücken, in Waldstücken, in die Erde eingebaut, auf große Entfernung vom Gegner. Sie muß, da man aus den Batterien den Gegner fast nie sehen kann, mit allerhand Hilfsmitteln arbeiten, um ihr todbringendes Geschoß gegen den Feind schicken zu können. Der Artilleriebeobachter ist das Auge der Batterie geworden.

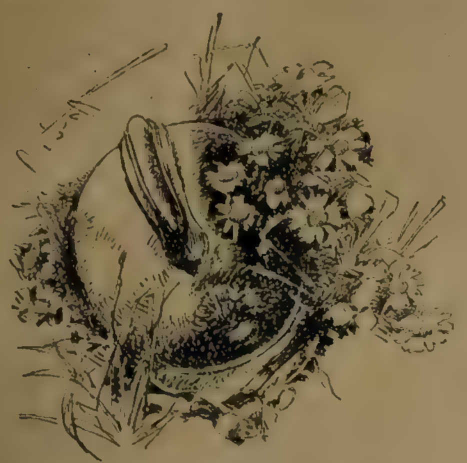


Typus eines deutschen Jagdflugzeugs von 1917.



Ein Flugzeug aus dem Jahre 1911: Albatros-Doppeldecker.

Er hängt mit der Batterie durch den Fernsprecher zusammen. Durch diesen übermittelt er, solange der Draht nicht zerschossen ist, seine Beobachtungen. Diese beziehen sich nicht allein auf das Schießen der Batterie selbst, sondern der Artillerie-Beobachter muß auch das gesamte Vorgelände auf jede und auch die kleinste Veränderung im Auge behalten, um diese nach rückwärts zu melden. Dazu muß er eine genaue Karte bei sich haben, die quadriert ist, um so die Bezeichnung eines jeden neuen Zieles oder einer Beobachtung durch den Fernsprecher zu erleichtern. Es werden nur noch Zahlen und Buchstaben zur Bezeichnung gewählt; auch schon, um dem Feinde, der das Telephongespräch mit anhören kann, das Verständnis des „Abgehörten" zu erschweren. Auch für das „Abhören" hat dieser so raffiniert gewordene Krieg viele und sehr fein konstruierte Hilfsmittel geschaffen.



Aus dem Skizzenbuch unseres Zeichners Fritz Koch-Gotha.
Krieg und Frieden: Blumen, die durch einen liegengebliebenen, durchschossenen Franzosenhelm gewachsen sind.



Der Letzte.
Ein Bild von der Räumung eines französischen Städtchens im Kampfgebiet.



Engländer nach der Gefangennahme, gezeichnet von Fritz Koch-Gotha.

Der Artillerie-Beobachter und der Artillerie-Verbindungsoffizier bei der Infanterie sind damit fast die wichtigsten Personen unter den Jüngern der heiligen Barbara geworden. Ihr „Charakterbild" schwankt ständig in der Anschauung ganz beträchtlich. Es ist abhängig von Erfolg oder Mißerfolg des Artillerieschießens, denn selbstverständlich werden sie für das gut oder schlecht sitzende Feuer der Batterie verantwortlich gemacht. Natürlich schicken die Batterien ihre besten Kräfte auf diesen verantwortungsvollen Posten. Wenn irgend möglich, ist es ein Offizier, zum mindesten ein älterer erfahrener Unteroffizier, der vorn mit Scherenfernrohr und Fernglas das feindliche Gelände und das eigene Gebiet unter seinem wachsamen Auge hält. Der Stellungskrieg hat natürlich die Stellung des Artillerie-Beobachters ganz besonders wichtig gemacht. Im Bewegungskrieg verschiebt sich das Bild fortgesetzt, während es im Stellungskrieg ständig dasselbe bleibt und somit auch die kleinste Bewegung in dem bekannten Gelände dem aufmerksamen Auge nicht entgehen kann. Es gibt bei der Artillerie, sowohl bei der Feld- wie bei der schweren Artillerie, verschiedene Beobachtungsmöglichkeiten für den Artillerie-Beobachter.



Wegnahme einer englischen Stellung. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.
Die Sturmtrupps werden von Infanteriefliegern begleitet, die aus geringen Höhen mit Maschinengewehrfeuer in den Kampf eingreifen.



Bewegungskrieg: Zwischenrast einer deutschen Artillerieabteilung während der Verfolgungskämpfe in Galizien.

Da ist zuerst die Erdbeobachtung, die sich ihrerseits wieder in verschiedene Arten gliedert. Weit vorn ist die vorgeschobene Beobachtung; ferner, die Stütze der ganzen Feuertätigkeit, die Hauptbeobachtung; droht ein feindlicher Angriff oder womöglich ein Durchbruch, dann tritt die Nahbeobachtung in Tätigkeit. Aus der Bezeichnung jeder dieser drei Arten geht ihre Natur von selbst hervor. Es gibt ferner die Beobachtung aus Fesselballons, die über dem Schlachtfeld manchmal wie ganze Bündel von Trauben am Himmel hängen und gegen die sich in der modernen Schlacht plötzlich Fliegerangriffe richten, um die Ballons zum Absturz zu bringen. Es ist kein angenehmer Posten in diesen Ballons, die im Winde stark schwanken. Besonders gute Nerven sind zur längeren Ausfüllung dieses Postens erforderlich. Kommt der feindliche Flieger, gegen den der Artillerie-Beobachter hilflos ist, dann springt der letztere im Fallschirm ab, was übrigens in der letzten Zeit stets glatt vor sich geht. Vor kurzem sprangen bei Ypern zu gleicher Zeit aus sieben feindlichen Fesselballons die Beobachter heraus und landeten glatt auf der Erde. Eine dritte Art von Artillerie-Beobachtung ist die aus dem Flugzeug, aus dem heraus der Beobachter durch mechanische, Licht- oder Rauchsignale und auch neuerdings mittels der Funkentelegraphie Verbindung mit seiner eigenen Batterie hält, um das Schießen zu leiten. Den Beobachtern auf der Erde und im Fesselballon stehen auch Fernsprecher, optische Signale und die Funkentelegraphie zur Verfügung. Jedoch bildet der Fernsprecher das Hauptverkehrsmittel mit der schießenden Batterie. Die anderen treten erst in Wirksamkeit, wenn der Draht zerschossen ist, was leider während großer Schlachten sehr oft einzutreten pflegt. Es sind noch mannigfache Mittel, die der Artillerie-Beobachtung dienen, besonders für die schwere Artillerie. Da ist z. B. der Schallmeßtrupp, der mit großer Sicherheit unter Zugrundelegung des in Zeit gemessenen Schalls den



Neue Nummern aus dem Programm des Sportfestes eines Rekrutendepots an der Ostfront:
1. Flußübergang mit „behelfsmäßigen Mitteln“.



Flieger-Alarm in London.
Polizisten, die bei der ersten Meldung vom Herannahen der Flieger die Stadt durchfahren und auf Brust und Rücken Schilder mit der Inschrift tragen: „Polizeiliche Bekanntmachung — Nehmt Deckung!“
(Englische Zeichnung.)



2. Wettkriechen mit Gasmasken.
Phot. Boedecker.



Linienschiffsleutnant Banfield,
der erfolgreichste österr.-ungarische Flieger,
der jetzt das Maria-Theresien-Kreuz erhielt.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.

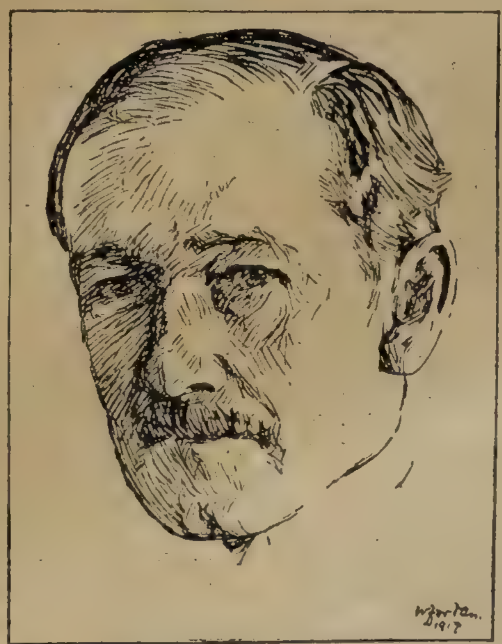
Abstand der feindlichen Batterie vom eigenen Standort feststellt. Der Artillerie-Meßtrupp wieder arbeitet mit optischen Mitteln, um die feindliche Batterie von verschiedenen Seiten aus anzuschneiden, die Winkel auf einem Kartenplan festzulegen und somit ihren Standpunkt verhältnismäßig einwandfrei auf der Karte festzustellen. Das Messen des Abstandes auf der Karte ergibt dann die genauen erforderlichen Schußdistanzen. All das gehört zur Artillerie-Beobachtung, die in ihrer Ausgestaltung ein höchst sensibles Hilfsmittel für Artillerie-Schießen geworden ist. Der Erdbeobachter kann vorn im Graben bei der Infanterie sitzen. Er kann auf Türmen, auf einem Baum, auf einem Berg sein tägliches Domizil aufschlagen. In jedem Falle bleibt er eine höchst verantwortungsvolle Persönlichkeit, von deren Aufmerksamkeit oft Wohl und Wehe eines ganzen Frontabschnitts abhängig ist. Ihm liegt es ob, rechtzeitig das Auffahren einer feindlichen Batterie zu melden, das Füllen der feindlichen Gräben, das Verlegen des feindlichen Feuers, wie überhaupt jede, auch die kleinste Veränderung, die seinem Auge sichtbar wird. Er fordert durch Fernsprecher Sperrfeuer, Vernichtungsfeuer, Störungsfeuer an. Er bittet um das Schießen mit Gasgranaten oder meldet, daß Tanks auftreten, die ein besonderes Verfahren in der Beschießung erfordern. Nach seiner Weisung wird das Feuer nach vorwärts, rückwärts oder seitwärts verlegt. Er muß die Witterungseinflüsse beobachten, die bekanntlich auf das Schießen der Artillerie von großem Einfluß sind. Oft genug wird der Batterieführer oder der Gruppenführer selbst auf dem Artillerie-Beobachtungsposten sein, wenn ihm bestimmte Lagen wichtig und verantwortungsvoll genug dünken. In einer großen Schlacht heißt es für den Artillerie-Beobachter eiserne Nerven bewahren, besonders ehe er nachts die Leuchtkugeln für Sperrfeuer oder Verlegung des Feuers abschießt. Der Feind sucht durch Nachahmung der eigenen Leuchtkugel-Signale zu täuschen, um womöglich das Verlegen des Feuers nach seinem Geschmack zu dirigieren. Die Tätigkeit des Artillerie-Beobachters ist somit sehr umfassend. Dem jungen Artillerieoffizier ist bei dieser Tätigkeit besonders Gelegenheit geboten, sich auszuzeichnen.



Kaiser Karl an der Isonzofront im Gespräch mit Verwundeten aus der elften Isonzoschlacht. Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.



Der Kaiser.
Begrüßung einer Automobil-Kolonne durch Kaiser Karl an der Isonzofront.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.



Unser Mitarbeiter, der Maler Ernst Bischoff-Culm, der im Westen gefallen ist.
Zeichnung von Prof. W. Jordan.
Verlag des „Wachtfeuers".

DIE  SPIELER

Roman

von

Ludwig Wolff

Die Romane „Der Krieg im Dunkel“ und „Das Flaggenlied“ haben unsern Lesern den Namen Ludwig Wolff bekannt gemacht. Die Figur eines Rennreiters und Spielers beherrscht sein neues Werk, das mit verblüffender Treue und treffendem Witz die Welt der Glücksritter schildert.

Löcknitz hatte keine Spielmarken mehr vor sich liegen. Er griff gewohnheitsmäßig nach seiner Brieftasche und ließ die Hand auf halbem Weg wieder sinken. Er erinnerte sich, daß er kein Geld besaß. Der Bankhalter, ein dicker, schwitzender Rumäne, der bei irgendeiner Gelegenheit das linke Ohrläppchen eingebüßt hatte, rief mit heiserer Stimme: „Faites vos jeux.“

Löcknitz musterte mit einem schnellen, mißtrauischen Blick die Anwesenden, die in tadellosem Abendanzug ruhig und beherrscht um den Tisch herumsaßen, und machte ein hochmütiges Gesicht. Es war niemand da, dem er die Ehre erweisen wollte, ihm auszuhelfen. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück, steckte die Daumen in die Westentaschen und fühlte etwas Hartes und Rundes, das seinem Finger entgegendrückte. Er zog das Geldstück aus der Tasche und betrachtete es mit Erstaunen. Es waren zwanzig Mark. Wie kam das deutsche Gold zu ihm? Wie lange ruhte es schon unbeachtet in seiner Tasche? Er hielt das Goldstück wägend in der Hand, als wollte er sein Gewicht prüfen, und überlegte einige Sekunden, ehe er es, fast gegen seinen Willen, auf den Tisch warf.

Der dicke Rumäne rief: „Messieurs, le jeu est fait.“

Die Bank gewann.

Löcknitz blickte seinem deutschen Goldstück mit Bedauern nach. Ich hätte in den Klub Molière oder in die Rue Vivienne gehen sollen, dachte er und blieb zwecklos am Tisch sitzen.

„Sie spielen nicht mehr?“ fragte leise sein Nachbar, der junge Vicomte de Launay.

„Nein. Ich bin nicht in Form.“ Seit einer Woche verfolgte ihn das Pech. Er verlor unabläßig. Beim Rennen und im Spiel. Heute war der Zusammenbruch.

Den nächsten Schlag verlor die Bank. Warum habe ich nicht eine halbe Minute gewartet? fragte sich Löcknitz vorwurfsvoll.

Sechsmal nacheinander verlor die Bank. Dem dicken Rumänen floß der Schweiß über die Stirn. Löcknitz rechnete: 1280 Franken hätte ich mit meinem braven Zwanzigmarkstück gewonnen. Er stand auf und ging langsam in das Nebenzimmer. Hier war es still und einsam. Man hörte nur gedämpft das Klappern der Spielmarken. Er setzte sich in einen bequemen Ledersessel und kreuzte die Beine. Ein alter Diener, der wie ein enterbter Marquis aussah, kam lautlos heran und fragte nach seinen Wünschen.

„Nein, danke. Aber wenn Sie mir ein Glas Eiswasser bringen wollen —.“ Eine ausgezeichnete Livree, dachte er und blickte dem Diener nach. Schwarz mit silbernen Knöpfen. Die Lakaien im Berliner Schloß trugen sich auch so. Merkwürdig war es immerhin, die preußischen Farben hier in einem Spielklub der Rue du Quatre-Septembre zu finden. Aber Geschmack hatten die Leute, das war nicht zu leugnen. Er zündete sich eine Zigarette an und betrachtete beifällig das Zimmer, in dem er saß.

Der Diener brachte das Wasser.

Was jetzt? fragte sich Löcknitz. Das Rennen ist verloren. Er war vollkommen niedergebrochen. Er besaß nicht das kleinste Stückchen Kupfer, Nickel, Silber oder Gold, das in irgendeinem Land als Geld betrachtet wurde.

Eine unwiderstehliche Lachlust überfiel ihn und schüttelte seine Schultern. Toll, einfach toll. Hier saß Albrecht von Löcknitz in der bitteren Fremde, im Herzen von Paris, ohne Freund, verlassen, zurückgeblieben, abgeschnitten, und hatte keinen Pfennig in der Tasche. Es war wirklich zum Totlachen. Aber schließlich mußte etwas geschehen. Mit dem Lachen allein kam man nicht weiter. Die Sache lag so, daß ihm mit ein paar hundert Franken nicht gedient war, denn die Pechsträhne konnte noch einige Tage andauern. Rätselhaft eigentlich, daß er sich mit zweitausend Mark fünf Jahre lang über Wasser gehalten hatte. So lange war es her, daß sie ihn aus Berlin fortgeschickt hatten. Und in diesen fünf Jahren hatte er eigentlich immer ganz anständig gelebt. Bis auf die allerletzten Wochen. Die waren bescheiden.

Wer konnte ihm mit einem größeren Betrag aushelfen? Er dachte eine Sekunde lang an seine harte Frau in Berlin, aber den Triumph, daß er als Bittsteller zu ihr kam, gönnte er ihr nicht. Lieber verrecken. Sein ältester Bruder war ein armer Kerl, der auf der väterlichen Klitsche in Kleinrüdde saß und mit Wind und Sonne um jede Mark rang. Sein jüngster Bruder, der im Auswärtigen Amt Berichte abschrieb und, gestützt auf die Mitgift seiner reichen Frau, in Würde strahlte, kam nicht in Betracht. Niemand von der Berliner Sippe kam in Betracht.

Vielleicht war Miersdorf noch in Paris. Er war dem alten Regimentskameraden in Maisons-Lafitte begegnet und hatte eine Nacht mit ihm durchgebummelt. Miersdorf würde helfen, ohne Vorwürfe und Sonntagspredigt.

Löcknitz sprang auf und sah auf die Uhr. Mitternacht vorbei. Er holte Stock und Ueberzieher aus der Garderobe und schritt die schöne breite Treppe hinab.

Der Türhüter fragte verbindlich: „Wünscht der Herr Baron ein Auto?“

„Nein, danke,“ antwortete Löcknitz und mußte wieder lachen.

Er ging eilig zum Opernplatz und bog in den Boulevard des Capucines ein. Die Nacht war schwül und drückend, obwohl man schon im September war. Dick und schwer stand die Luft. Um die Bogenlampen herum flimmerte der Staub. Die Bäume sahen welk und frühgealtert aus. Auf der Straße war noch wildes Leben. Die Zeitungsverkäufer heulten mit dem letzten Rest ihrer Stimmen. Vor den Kaffeehäusern saßen viele Leute, bewegten gleich Puppen die Arme und hatten sich endlos zu erzählen. Wie in einem Vogelkäfig ist es, dachte Löcknitz.

Wenn Miersdorf noch hier war, so mußte man ihn irgendwo zwischen Opernplatz und Madeleine finden. Weiter hinaus kam er nicht. Löcknitz ging in die Taverne Olympia und hielt Umschau. Kein Miersdorf. Löcknitz trat wieder auf die Straße und schritt langsamer als zuvor dahin. Eine matte Mutlosigkeit überfiel ihn. Er hatte einen Augenblick lang das Gefühl, als steckte eine Gräte in seinem Hals. Aber das kam wohl nur von der verdammten Luft her. Rätselhafte Gerüche krochen aus den Kellerluken hervor und vermischten sich mit den Benzindämpfen. Auf den Pferdeabfällen saßen mitternächtige Großstadtfliegen und nahmen nachher an den Kaffeehaustischen Platz. In Berlin ging hinter jedem Gaul ein Mann mit einem Besen einher. Die Kanäle hauchten Tod und Verderben aus. Unter der glänzenden Straße lagen wohl tote Ratten. Kein Zweifel, Paris stank. Paris glich einer wunderschönen Frau, deren Zähne vernachlässigt waren.

Alles Schwindel, sagte sich Löcknitz und lächelte überlegen. Wenn ich gewonnen hätte, würde mich nichts von allem dem stören. Weil ich die Stadt nicht erobern kann, mißfällt sie dem geschlagenen Mann.

Er kam bis zum Madeleine-Platz und trat bei Lucas Le Grand ein. Auch hier war Miersdorf nicht. Der Mann war offenbar schon wieder in Berlin. Es gab noch Leute, die ruhig nach Berlin fahren konnten, wenn sie Paris satt hatten. Schließlich hinderte auch Löcknitz nichts, in die Heimat zurückzukehren. Er hatte nichts begangen, was ihn von Berlin ausschloß. Seine Hände waren rein. Die gute Familie wünschte, ihn fernzuhalten, schön, das war aber auch alles. Er hatte keinen Grund, auf diese eigensüchtigen Wünsche Rücksicht zu nehmen. Er konnte allen Menschen frei ins Auge blicken. Es gab kein Hindernis, außer dem Reisegeld, das wohl irgendwie aufzutreiben sein dürfte. Wenn Miersdorf doch noch hier sein sollte — er beschloß, morgen in seinem Hotel nachzufragen —, so wollte er ihn um nichts anderes bitten als um eine Fahrkarte nach Berlin.

Mit diesen Gedanken ging Löcknitz im Kreis um die Madeleine-Kirche herum, wie ein Posten, der ein Pulvermagazin zu bewachen hat. Eine geheimnisvolle, unerklärliche Sehnsucht nach der Heimat hatte sich seit einer halben Stunde in seinem Gehirn festgesetzt. Man mußte irgendwo wurzeln und väterlichen Boden unter den Füßen haben. Man konnte nicht in der Luft baumeln und sein Leben lang den Weltbürger spielen, zumal wenn man auf Spiel und Wette angewiesen war. Als eine Torheit sondergleichen erschien es ihm, daß er sich damals von Berlin hatte wegjagen lassen. Schade um die fünf Jahre.

Er blieb vor dem Lavoisier-Denkmal stehen und betrachtete mit stumpfen Augen die Statue. „Katzenjammer, Monsieur,“ sagte er halblaut und lächelte höhnisch. Er wußte augenblicklich nicht, wer der Mann war, mit dem er sich über sein Heimweh unterhielt. Wie dumm, daß ihm die Sache mit Berlin erst heute nacht eingefallen war und nicht schon gestern abend oder heute früh! Da besaß er noch Geld genug, um mit Anstand abfahren zu können. Zu spät werden die Phrygier klug. Er hätte sich am liebsten, wie er stand und ging, in Frack und Lack, in den Eisenbahnwagen gesetzt, aber jetzt fuhr kein Zug, und am Schalter mußte man bares Geld hinlegen.

Er bog in die Rue d'Anjou ein, in der das kleine Hotel stand, das er seit einiger Zeit aus Ersparnisrücksichten bewohnte. Wie haßte er dieses Haus! Hier wohnten neben dem Rittmeister Albrecht von Löcknitz Clowns, Ringkämpfer, Jockeis ohne Erfolg, Tänzerinnen, wurmstichige Engländer, die dunkle Geschäfte betrieben, alleinstehende Frauen aus aller Herren Ländern und verwegene Abenteurer ohne Beruf und ohne Vaterland. Er wagte nicht, in diese bunte Herberge einzutreten, so sehr fürchtete er plötzlich den faden, süßen Geruch, der alle Gänge und Zimmer erfüllte, der Wäsche und Kleider durchdrang und nie mehr zu vertreiben war. Er ging unschlüssig vor dem Haus auf und ab und spann seine Gedanken weiter. Es handelte sich nur darum, die paar lächerlichen Franken für die Fahrkarte aufzutreiben, alles andere würde sich finden. Er kam freilich als Bettler vor die Tür seiner Frau. Er sah ihr stolzes, abweisendes Gesicht, die kühlen grauen Augen, die schmalen Lippen, die nie lachten. Ach, warum konnte Agnes Löcknitz nicht lachen! Sein ganzes Leben wäre anders verlaufen, und auch das ihre. Er stünde jetzt nicht hier, in der Rue d'Anjou, vor einem schäbigen und verdächtigen Gasthof, der sein Heim war.

Ein Wagen rollte durch die Straße und hielt vor dem Hotel. Eine Dame, in großem Abendanzug, stieg aus, entlohnte den Kutscher und grüßte freundlich, als sie Löcknitz erkannte: „Guten Abend, Herr Baron.“

„Guten Abend, Frau Gräfin."

Sie trat zu ihm und reichte ihm die Hand. „Was machen Sie hier, lieber Baron? Spielen Sie Detektiv?" Ihr Mund verzog sich zu einem mühsamen Lächeln.

„Nein, Gräfin, ich genieße die herrliche Nachtluft und fürchte mich vor meinem Zimmer."

Ihr Lächeln erlosch. Sie betrachtete voll Widerwillen das düstere Haus und zog den dünnen Abendmantel fester um ihren entblößten Hals, als fröstelte sie plötzlich. „Was wollen Sie sagen, lieber Freund! Ich wohne hier seit meiner Jugend und komme nie mehr heraus. Wenn ich besonderes Glück habe, wird es mir sogar vergönnt sein, hier auch zu sterben." Sie schämte sich ihrer mutlosen Stimmung und schlug unvermittelt wieder einen heiteren Ton an. „Diese Hitze ist wirklich unerträglich. Man könnte glauben, im Juli und nicht im September zu sein. Ich bin leider zu früh nach Paris zurückgekehrt. Ich hätte noch am Meer bleiben sollen."

„Wo waren Sie, Gräfin?"

„In Dinard."

Dann standen sie eine Weile nebeneinander und wagten nicht, Abschied zu nehmen.

„Wir können schließlich nicht bis zum ersten Schnee hier stehen bleiben," sagte die Gräfin ein wenig spöttisch.

„Nein, das wird kaum möglich sein."

„Wollen Sie eine Tasse Tee bei mir trinken, lieber Baron? Ich möchte noch ein bißchen plaudern."

„Gern, Gräfin, aber es muß wohl nicht gerade Tee sein?"

Sie lächelte und zeigte ihre schönen, starken Zähne. „Nein, es muß nicht Tee sein. Das war nur so eine Redensart, wie sie in der guten Gesellschaft üblich ist, zu der wir doch gehören. Oder nicht?"

Sie traten in das Hotel.

Die Gräfin bewohnte zwei kleine Zimmer, von denen das eine als Salon, das andere als Schlafraum diente. „Bitte, nehmen Sie Platz, lieber Baron, und entschuldigen Sie mich eine halbe Sekunde lang!"

Löcknitz hatte seine Gangnachbarin zufällig kennen gelernt und einigemal belanglose Gespräche mit ihr geführt. Sie lebte still und bescheiden, empfing nie einen Besuch bei sich, blieb immer große Dame und hielt krampfhaft an ihrem Rang fest. Niemand wußte, was sie trieb und wovon sie lebte. Sie war Schwedin und nannte sich Gräfin Söderblom.

Löcknitz betrachtete ein Bild in silbernem Rahmen, das auf dem Schreibtisch stand. Es war ein wunderschönes junges Mädchen, das mit strahlenden Augen in die Welt sah. Unter dem Bild war zu lesen: „And forget me, for J can never be thine."

Die Gräfin kehrte zurück. Sie hatte ihr Gesicht frisch gepudert. „Ein schönes Kind, nicht wahr?" sagte sie freundlich.

„Entzückend," stimmte ihr Löcknitz begeistert zu.

„Denken Sie nur, das soll ich einmal gewesen sein, lieber Baron."

Er stellte das Bild verlegen zurück und wagte keine Antwort.

Die Gräfin näherte sich den Vierzig und führte einen Kampf gegen das Altwerden, der ohne Hoffnung war. Sie hatte müde Augen und einen welken Mund, nur ihr Haar, das wie eine goldbraune Krone leuchtete, war merkwürdig jung geblieben.

„Darf ich Ihnen ein Gläschen Aquavit anbieten, lieber Freund, da Sie doch meinen Tee verschmäht haben?"

„Besten Dank, Gräfin. Alkohol ist manchmal ganz gut und erleichtert das ‚forget me'."

Er fühlte, daß er etwas Unpassendes gesagt hatte, und verbesserte sich:

„Ein jeder trägt Dinge mit sich herum, die er gern vergessen möchte."

„Nichts läßt sich vergessen," antwortete sie und schenkte zwei Gläschen voll. „Bitte, Sie können ruhig rauchen, lieber Freund, ich rauche auch."

Sie zündeten Zigaretten an und blickten den Rauchwölkchen nach. Ein irrsinniger Gedanke hatte Löcknitz gepackt und ließ ihn nicht mehr los. Es handelte sich um die Fahrkarte nach Berlin. Er versuchte schamvoll, den lästigen Gedanken abzuschütteln, und mußte alle Kraft zusammennehmen, um ihn nicht zu Worten werden zu lassen. Es war ganz still in dem kleinen Zimmer. Von irgendwoher kam ein gedämpftes Frauenlachen.

„Wir wollten plaudern," meinte die Gräfin, „und nun sitzen wir hier wie zwei Trappisten."

„Was haben sich zwei kluge Menschen — gestatten Sie, daß ich mich auch dazu rechne — überhaupt zu sagen? Alles ist schon gesagt worden."

„Sie haben vollkommen recht, lieber Baron. Die meisten Worte sind so abgenützt und beschmutzt, daß man sich scheut, sie in den Mund zu nehmen."

„Wir greifen auch nach dem Geld, das durch hundert kranke oder unsaubere Hände gegangen ist."

Nach einer Weile sagte sie: „Man ist wie ein Uhrwerk, das aufgezogen wird und geht, ohne zu wissen warum."

„Auch das ist schon gesagt worden, Gräfin. Ich glaube, von Schopenhauer oder irgendeinem anderen weisen Mann, der keine Sorgen gehabt hat."

Sie machte eine mutlose Gebärde. „Es ist offenbar wirklich so, daß Gespräche durchaus überflüssig sind. Also trinken wir noch ein Gläschen Aquavit!"

Sie sanken wieder in ihr Schweigen zurück. Löcknitz konnte seine Blicke von dem Bild des schönen jungen Mädchens nicht abwenden, dessen Augen ihn verfolgten. Er verglich die Gräfin mit ihrem Jugendbild und hatte ein Gefühl unnützen Mitleids. Die Turmuhren schlugen, nah und fern, dumpf und hell. Zwei Uhr. Es wäre Zeit, schlafen zu gehen. Morgen war ein heißer Tag. Löcknitz hatte nicht die Kraft, aufzustehen und gute Nacht zu sagen.

Eine Stimme, seltsam verdünnt und körperlos, drang plötzlich zu ihm. „Wissen Sie, lieber Baron, warum ich Sie eigentlich in meine fürstliche Wohnung gelockt habe?"

Er sah sie fragend an.

Ihre Stimme wurde hart und entschlossen, sprang gleichsam in eiskaltes Wasser. „Ich wollte Sie bitten, mir fünf Louis zu leihen. Ich bin augenblicklich in Verlegenheit."

(Fortsetzung folgt.)

Von der neuen Bühnenspielzeit im 4. Kriegsjahr



Aus der neuen Aufführung von Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt" im Deutschen Opernhaus in Charlottenburg: Eduard Kandl als Jupiter (in eine Fliege verwandelt) bei Eurydike (Hertha Stolzenberg).
Phot. Berl. Ill. Ges.



Aus der neuen Operette „Das Schwarzwaldmädel" von Jessel in der Aufführung der Berliner Komischen Oper.
Steffi Walidt in der Titelrolle.



Szene aus dem neuen Schwank „Egon und seine Frauen" im Thalia-Theater in Berlin:
Erna Ritter und Arnold Rieck.
Phot. Berl. Ill. Ges.

R Ä T S E L

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: bach — bel — bet — da — de — din — flo — gan — gau — ge — gi — hen — in — ka — leh — len — nar — ne — ne — ne — o ras — rett — se — sis — u — sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter nennen: 1. Germanische Gottheit, 2. Artbezeichnung, 3. kaufmännischen Ausdruck, 4. atmosphärischen Niederschlag, 5. Negerreich. 6. Wasserpfeife, 7. biblisches Buch, 8. Landschaft, 9. alten Volksstamm, auf Peru, 10. deutschen Maler, 11. Waffe.

Rat.

In Fremder A sprich nicht hinein,
Sonst werden U zuweilen Dein.

Verwendbar.

Sie werden beschossen, geschlossen, genossen.
Man schlägt sie ein, und im Vertrauen:
Von jedem sind sie zu durchschauen.

Der Taschenspieler.

Jüngst sah ich einen Hexenmeister.
Aus einem Hut, man glaubt es kaum,
Nahm er heraus sich einen Baum!
Wie heißt der Hut, der Baum wie heißt er?

Lösungen der Rätsel aus Nr. 35:

Silben-Rätsel: Leiden sind Lehren.
1. Latein, 2. Eginhard, 3. Igel, 4. Drachme, 5. Eschenbach, 6. Neusilber, 7. Sahne, 8. Immergrün.
Verzwickt: Regen, Ration, Regeneration. — Schneller Tausch: Komisch — Mikosch.

HUMOR

„Wie kommt es nur, daß Du so oft Prügel von Deinem Vater kriegst," fragt die mitleidige Tante das Fritzchen. — „Weil er stärker ist als ich," erklärt Fritzchen.

*

Infolge der neuen Hundesperre machte sich meine Frau auf den Weg und kaufte einen starken Maulkorb für unsere große Ulmer Dogge. Der liebenswürdige Verkäufer fragte: „Soll ich Ihnen den Maulkorb zuschicken, gnädige Frau, oder wollen Sie ihn selber tragen?"

*

Ein plötzlich reich gewordener Herr Papusch hatte sich für den Speisesaal seiner neuen Villa eine Ahnengalerie malen lassen. Als der Künstler das letzte Familienbild vollendet hatte, stellte er Herrn Papusch seine Vorfahren vor. „Also, dies ist Ihr Herr Vater, dies ist Ihr Herr Großvater, dies Ihr Urgroßvater . . ."

„Halt," unterbrach ihn Herr Papusch erschrocken, „das geht nicht, das geht beim besten Willen nicht, wie Sie da meinen Urgroßvater gemalt haben, der sieht ja viel jünger aus als ich selber!"



„Junge, Junge, wenn der 'n neien Bezugsschein braucht, wat meenste, wie der rausfliegt!"

Im Omnibus unterhalten sich ein paar Fahrgäste über die beste Art, Geld zu sparen. Ein kleiner, schmaler Herr, der aufmerksam zuhört, sagt plötzlich: „Ich kenne einen, der hat in den letzten drei Jahren überhaupt keinen Pfennig ausgegeben . . ." Allgemeines Erstaunen und Zweifeln. „Doch," fährt der schlanke Herr fort, „es ist Tatsache, er sitzt nämlich jetzt genau drei Jahre lang in Plötzensee."

*

„Warum macht denn unsere neue Sentimentale solchen Krach in ihrer Garderobe?"
„Soll sie etwa nicht? Neun Sträuße hat sie bekommen und ein Dutzend bezahlt!"

*

Der Sandhofer und der Mühlbacher sind Nachbarn. Eines Abends bricht durch einen unaufgeklärten Zufall bei beiden gleichzeitig Feuer aus. Da geschieht das Merkwürdige: Der Sandhofer eilt mit seinen Leuten zum Mühlbacher löschen, der Mühlbacher mit den seinen zum Sandhofer . . . sie sind nämlich Todfeinde.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

XXVI. Jahrgang
Nr. 37

16. September 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Phot. Mühler.

Bei dem Eroberer von Riga.

Der Kaiser und General von Hutier, der Oberbefehlshaber der 8. Armee, die Riga einnahm.



Der Hafen von Riga mit der Domkirche (rechts).

AUS DEM EROBERTEN RIGA



Das Schwarzhäupterhaus auf dem Marktplatz.



Das deutsche Stadttheater.



Der Alexanderboulevard, die Hauptverkehrsader der Stadt.



Der Platz vor der Börse.

Mit deutschem Willkommengruß sind unsere siegreichen Truppen von den Einwohnern der Stadt Riga empfangen worden, deutsch ist die russische Trutzburg von jeher gewesen, und von jeher haben deutscher Geist und deutsche Kultur in der gefesselten Stadt geherrscht. Unser großer Denker Johann Gottfried Herder hat lange Zeit in Riga gelebt und geschafft; von seinem Wirken legt ein schönes Denkmal in der Altstadt Zeugnis ab. Am deutschen Stadttheater ist Richard Wagner musikalischer Leiter gewesen, und an dieser Stelle ist, unter Führung des Meisters, seine erste bedeutende Oper „Rienzi“ zum ersten Male aufgeführt worden. Konradin Kreutzer, der volkstümliche Komponist, lehrte in Riga deutsche Gesangskunst, und die beiden hervorragenden und berühmten Schauspieler Holtei und Lebrun wirkten am Rigaer Deutschen Theater. Von deutscher Kunst und Art sprechen die vielen wunderschönen Bauwerke der alten deutschen Stadt, die die Wappen der Hansastädte Hamburg und Bremen führt. Ein wahres Prachtwerk deutscher Renaissancearchitektur ist das malerische Schwarzhäupterhaus, großartige Privathäuser im besten deutschen Stil erzählen von den deutschen Handelsherren, die hier lebten und schafften. Von jeher hat das prächtige Deutsche Theater, ein im antikisirenden Stil errichtetes Bauwerk, eine würdige Stellung eingenommen, wie ja überhaupt die deutsche Kunst in zahlreichen deutschen Gesang- und Musikvereinen in Riga gepflegt wurde. Eine deutsche Stadt ist wieder deutsch geworden!



Phot. Lu....

Das Verhör.
Vernehmung gefangener Franzosen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Zusammenbruch eines italienischen Kavallerie-Angriffs am Isonzo. Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.
„Zu den vielen Kampfmitteln des Feindes trat gestern ein neues, kaum erwartetes: Oestlich von Britolf ritt italienische Kavallerie gegen unsere Verschanzungen an. Sie wurde von Maschinengewehren empfangen und vernichtet." (Oesterr.-ung. Generalstabsbericht vom 30. August.)

Die Durchbruchsschlacht.

Von

Major a. D. M. v. Schreibershofen.

Da die Truppen der Mittelmächte und die der Entente in gleicher Weise auf dem ganzen Kriegstheater in stark ausgebauten und befestigten Stellungen stehen, die sich mit ihren Flügeln entweder an das Meer oder an neutrale Länder anlehnen, muß jeder Kampf, der über den Rahmen örtlicher Teilgefechte und Erkundungsvorstöße hinausgeht, mit dem Durchbruch der gegenüberliegenden feindlichen Stellungen beginnen. Erst nach erfolgtem siegreichem Durchbruch hat die Führung wieder operative Freiheit erlangt und kann nach freiem Ermessen das ihr am meisten zusagende und den jedesmaligen taktischen und strategischen Verhältnissen am besten entsprechende Kampf- und Operationsverfahren wählen. Bis



dahin aber unter dem Zwange der Kriegslage: frontale Durchbruchsschlacht. So hat auch die deutsche Offensive am Dünaabschnitt beginnen müssen. Die russischen Stellungen, die sich in vierfacher Reihe hintereinander am nördlichen Dünaufer befanden, eine das jenseitige Ufer überhöhende Lage besaßen und den 3- bis 400 Meter breiten Dünafluß als unmittelbares Hindernis vor sich hatten, mußten angegriffen und genommen werden. Wahrlich ein schweres Stück Arbeit! Es ist begreiflich, daß der russische Armeeführer unter diesen Umständen einen Angriff gerade auf diesem Abschnitt für gänzlich unwahrscheinlich und seine Stellung für beinahe uneinnehmbar hielt. So hatte er sich noch vor kurzem geäußert. Vor dem Kriege war die Möglichkeit einer Durchbruchsschlacht in der Militär-Literatur vielfach behandelt worden. Angesehene Militär-Schriftsteller hielten sie bei der gesteigerten modernen Waffenwirkung überhaupt für unausführbar. Wenn man die bisher von der Entente angesetzten Durchbruchsversuche betrachtet, so scheint diese Ansicht



Bayrische Kadetten bei der Erntearbeit mit der Mähmaschine.

Phot. Hoffmann.

gerechtfertigt, denn alle ihre Angriffe in Flandern, Artois, am Aisneabschnitt, in der Champagne und im Raume von Verdun sind gescheitert, die steinerne Mauer unserer tapferen Bundesgenossen am Isonzo hat unerschüttert standgehalten, und das bunte Völkergemisch des Generals Sarrail hat vergebens versucht, die mazedonische Front der Mittelmächte und ihrer Verbündeten zu durchbrechen. Dagegen haben die Deutschen und Oesterreich-Ungarn, denen man früher immer die einseitige Bevorzugung des umfassenden Flügelangriffes vorwarf, zahlreiche glückliche Durchbruchsschlachten geliefert und damit den Beweis ihrer Durchführbarkeit erbracht. Es sei dabei an die Schlachten von Tarnow und Gorlice, von Targujin und im Raume von Zloczow—Tarnopol erinnert. Ihnen reiht sich jetzt der siegreiche Durchbruch der Dünafront ebenbürtig an. Zum Gelingen ist Ueberraschung und sehr sorgsame technische Vorbereitung notwendig, ferner eine vorzügliche Ausbildung von Führer und Truppe, unerschütterliches Siegesbewußtsein und unaufhaltsamer Drang nach vorwärts. Die Ueberraschung wurde erreicht, denn der Russe hatte den deutschen Angriff an ganz anderer Stelle erwartet, die Vorbereitungen waren in mustergültiger Weise getroffen, die Truppen bewiesen bei dem ganzen Unternehmen, das gegen eine bedeutende Uebermacht ausgeführt wurde, ihre alte Ueberlegenheit, und ihr Offensivgeist hatte, wie die Ereignisse gezeigt haben, durch den langen Stellungskampf nicht gelitten. Erschwert wurde der Durchbruch, weil ein breiter Fluß angesichts des überlegenen, sich hartnäckig verteidigenden Gegners überschritten werden mußte. Zunächst mußte die feindliche Stellung zerstört und erschüttert werden. Das war die Aufgabe der Artillerie und der Minenwerfer, die in der Nacht vom 31. August zum 1. September ein gewaltiges Trommelfeuer gegen die russischen Linien eröffneten. Die Minenwerfer waren an den vorhergehenden Tagen unbemerkt vom Gegner in den vordersten Linien eingebaut worden. Ihr Feuer richtete sich



Die Heimkehr unserer Ferienkinder:
Leipziger Schulkinder beim Abschiedskonzert auf dem Marktplatz von Schäßburg in Siebenbürgen.



Der letzte Spaziergang vor der Heimreise durch die Straßen von Schäßburg.

Phot. Leipz. Presse-Büro.



Frhr. von Stein,
der neuernannte Vertreter des Reichskanzlers bei der Obersten Heeresleitung.
Phot. Guschmann.

gegen die zunächstliegenden feindlichen Stellungen, während die schwere Artillerie das weiter rückwärts befindliche Gelände unter Feuer nahm und große Teile vergaste. An den drei für den Brückenschlag ausersehenen Stellen war das Uebergangsgerät bereitgestellt. Mit Morgengrauen wurden die ersten Pontons aus den deutschen Infanteriestellungen heraus ans Ufer gebracht und ins Wasser gesetzt. Das Uebersetzen der Deckungstruppen begann. Es glückte ihnen, das jenseitige Ufer zu erreichen und festen Fuß zu fassen. Sie drangen in die feindlichen Stellungen ein. Unter ihrem Schutz begann der eigentliche Brückenschlag, der Dank der hervorragenden Leistungen unserer Pioniere in kurzer Zeit vollendet war. Das feindliche Feuer hatte die Ausführung nicht zu hindern vermocht. Bald konnten die ersten deutschen Divisionen die Kriegsbrücken überschreiten und sich mit „Hurra" gegen den Feind werfen, der auf der ganzen Front zurückgeschlagen wurde. In ununterbrochenem Siegeslaufe drangen die Deutschen weiter vor und erreichten noch am Abend dieses Tages den Abschnitt des kleinen Jägel, wo in feldmäßiger Weise ein Brückenkopf errichtet wurde, um das weitere Uebergehen der Truppen zu sichern. So war der Flußübergang und gleichzeitig auch der Durchbruch der feindlichen Stellungen geglückt. Eine neue Durchbruchsschlacht war siegreich geschlagen. Was die Entente in drei Kriegsjahren auf den verschiedenen Fronten nicht erreichen konnte, war der achten deutschen Armee unter der Führung des Generals von Hutier gelungen.



Vom Besuche Dschemal Paschas bei unserer Marine:
Der türkische Marineminister Dschemal Pascha bei der Besichtigung eines U-Bootes.
Phot. Korv.-Kapt. Jürst.



Bulgarischer Ausguckposten im Hafen von Kavalla.
Phot. Bufa.



Oberst v. Winterfeld,
der neue Vertreter der Heeresleitung in der Reichskanzlei.
Phot. Berl. Jll. Ges.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

1. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Löcknitz begann, krampfhaft zu lachen. Es war vergebens, sich gegen diese unbezwingliche Lachlust zu wehren. „Verzeihen Sie meine Ungezogenheit, Gräfin,“ sagte er mühsam. „Es geht über meine Kraft. Wissen Sie, warum ich Ihrer freundlichen Einladung Folge geleistet habe?“

Gräfin Söderblom saß regungslos da.

„Ich wollte Sie bitten, liebe Frau Gräfin, mir zehn Louis zu leihen.“

Nun lachten sie beide. Wie Irrsinnige. Das junge Mädchen im Silberrahmen schien mitzulachen.

„Ach, wie gern hätte ich Ihnen geholfen, lieber Freund,“ sagte sie, mütterlich und gerührt.

„Nicht so gern wie ich Ihnen, Gräfin.“

Sie stand auf und trat zum Fenster. Man konnte einen kleinen, schmutzigen Hof und ein Stückchen Himmel mit blassen, müden Sternen sehen. Sie kehrte zum Tisch zurück und sagte: „Wie traurig ist das alles!“

„Nein, Gräfin, lustig ist es, fabelhaft lustig. Wir werden immer lachen müssen, wenn wir uns später einmal an diesen schönen Abend erinnern.“

„Später? Ich bin heute schon eine alte Frau.“

„Ich bin auch kein Jüngling mehr. Ich trage dreiundvierzig Jahre auf dem Rücken, von denen fünf richtige Kriegsjahre waren.“

Sie betrachtete ihn ungläubig. „Ich hätte Sie für einen Dreißiger gehalten.“

„Sie sind zu nachsichtig, Gräfin,“ erwiderte er und küßte ihre Hand.

Sie raffte sich zusammen und sagte, fast heiter und liebenswürdig: „Es freut mich nur, lieber Baron, daß wir immerhin ein annähernd originelles Gespräch geführt haben.“

„So daß wir jetzt beruhigt schlafen gehen können,“ ergänzte er. „Gute Nacht, Frau Gräfin.“

„Gute Nacht, Herr Baron.“

Er ging in sein Zimmer. Es roch nach Schminke, nach verbrannten Haaren und ranzigen Parfüms. Er riß wütend das geschlossene Fenster auf und schimpfte leise vor sich hin:

„Die Bande fürchtet sich vor der Luft!“

Dann begann er langsam sich auszukleiden und ließ die Ereignisse des Tages vorbeiziehen.

Einen Augenblick lang sah er das schöne Mädchen wieder, das im Silberrahmen auf dem Schreibtisch der armen, alten Gräfin Söderblom stand. Wie junge Menschen es gab! Wenn man noch einmal so jung sein könnte! Es käme auf das gleiche heraus.

„And forget me,“ murmelte er und schlief jählings ein.

II.

Jemand klopfte an die Tür.

Löcknitz fuhr auf und rief: „Herein! Die Tür ist nicht verschlossen.“

Ein Kellner trat ein, ein magerer Mensch mit frechen Augen und mit befleckter weißer Schürze.

„Was wünschen Sie?“

„Ein Brief ist für den Herrn gekommen.“

„Danke.“

„Und hier ist die Rechnung für den Herrn.“

„Schön. Legen Sie sie auf den Tisch!“

Der Kellner hielt das Papier zögernd in der Hand.

„Haben Sie noch irgendwelche Wünsche?“ fragte Löcknitz ungeduldig.

„Es ist in unserem Haus Brauch, daß die Rechnung jede Woche bezahlt wird, mein Herr,“ antwortete der Jüngling hochmütig und schätzte in Gedanken den großen gelben Lederkoffer ab, der in der Ecke stand.

„Was in Ihrer Herberge Brauch ist, ist mir vollkommen gleichgültig. Ich zahle, wenn es mir paßt. Verstanden? Und wenn Sie mich nochmals frühmorgens mit Ihrem dummen Wisch aufwecken, schieße ich. Merken Sie sich das gefälligst!“

Der Kellner legte die Rechnung auf den Tisch.

„Und jetzt verschwinden Sie, junger Mann, aber etwas plötzlich!“

Der freche Mensch zog sich vorsichtig zurück.

Löcknitz überflog die Rechnung und hatte ein Gefühl des Unbehagens. Es war beschämend, daß er diese paar Franken nicht bezahlen konnte. Na, schlimmstenfalls schickte er das Geld aus Berlin. Plötzlich fiel ihm ein, daß dieser unverschämte Bengel jetzt wahrscheinlich zu der Gräfin Söderblom ging und die Bezahlung der Wochenrechnung verlangte. Deswegen hatte sie offenbar gestern um fünf Louis gebeten. Einem hilflosen weiblichen Wesen gegenüber wird sich dieser Apache noch ganz anders aufführen als hier. Arme Frau! Er konnte ihr nicht helfen. Wie scheußlich war das alles!

Er betrachtete mißtrauisch den Brief, dessen Schriftzüge er nicht kannte. Wer schrieb ihm? Er riß den Umschlag auf und sah nach der Unterschrift. Nelly Hitchcock, die kleine Amerikanerin.

„Ich bin morgen elf Uhr vormittags im Park Monceau. Wenn es schön ist, bei Maupassant, wenn es regnet, im Museum Cernuschi. Kommen Sie, bitte. Nelly Hitchcock.“

Er blickte zum Fenster hinaus. Ein silberblauer Himmel wölbte sich über Paris. Nelly hat Glück, dachte er fröhlich. Es ist Schönwetter. Bei Regen hätte ich nicht zum Stelldichein kommen können, denn der Eintritt in das Museum Cernuschi kostete einen Frank. Wer besaß heutigentags einen überflüssigen Frank? Ja, er wollte in den Park Monceau gehen. Er hatte Zeit genug. Sein Zug nach Berlin fuhr erst abends. Man durfte die kleine hübsche Nelly nicht kränken, denn sie liebte ihn ein bißchen, wie die Amerikanerinnen eben liebten: glühendkalt.

Er packte seinen Koffer und verschloß ihn. Wenn er genug Geld auftrieb, holte er ihn abends ab. Wenn nicht, dann ließ er ihn im Stich. Was lag an dem dummen Koffer! Morgen begann das neue Leben.

Mit dem Frühstück war es heute nichts; er wollte das verdächtige Gesicht des ekelhaften Kellners nicht wiedersehen. Aber wo stand geschrieben, daß man jeden Morgen frühstücken mußte? Er machte sich reisefertig, steckte in Voraussicht ungünstiger Ergebnisse Kamm und Zahnbürste in die Rocktasche und hielt eine letzte Umschau in dem vernachlässigten Zimmer mit den fleckigen Papiertapeten. Er rückte aus wie Napoleon aus Rußland. „Flüchter ohne Schuh, nirgends Rast und Ruh, mit Roß und Mann und Wagen, so hat sie Gott geschlagen,“ sang er leise vor sich hin und lächelte ein bißchen. Dem Himmel sei Dank, die Schuhe waren heil und ganz, denn heute galt es, fest zu marschieren.

Hatte er nichts vergessen? Halt, das Rasiermesser! Das gute, alte Rasiermesser, an dem er fast mit zärtlicher Liebe hing, wollte er ins neue Leben mitnehmen.

Bevor er den Gasthof verließ, beschloß er, sich zu erkundigen, ob Miersdorf noch in Paris wäre. Er rief das prinzliche Hotel auf dem Vendômeplatz an, in dem der Freund abgestiegen war. Nein, Graf Miersdorf war vorgestern abend nach Berlin gereist. „Vielen Dank, Schluß!“ Eine Hoffnung war verschüttet. Schön, durchstreichen und weitergehen.

Er trat auf die Straße und schritt auf den Boulevard Malesherbes zu. Er entschied sich, obwohl es noch nicht zehn Uhr war, nach dem Park Monceau zu gehen und vorerst Nelly Hitchcock zu erledigen. Immer eins nach dem andern. Er hatte ein seltsames Gefühl der Leere und Körperlosigkeit, als er gemächlich über den Boulevard schlenderte. Es ging sich leicht, nur der Ueberzieher, den er für die Nachtfahrt mitgenommen hatte, war lästig. Denn daß er heute abend nach Berlin reiste, daran hielt er mit stählerner Energie fest. Nicht einen Tag länger durfte er zögern. Wie das gelobte Land, das die wunderbarsten Erfüllungen versprach, erschien ihm Berlin.

Er begann zu rechnen. Die Fahrkarte, das Essen heute und morgen, und schließlich mußte er seiner Frau mindestens ein paar Blumen mitbringen, wenn er nach fünf Jahren heimkehrte. Zweihundert Franken waren unbedingt notwendig. Seinem ältesten Bruder Gerhard nach Kleinrüdde zu telegraphieren, ging nicht an. Erstens taten dem armen Kerl die paar Märker weh, zweitens käme das Geld zu spät an, und drittens stieß die Absendung der Depesche auf Schwierigkeiten, da er keinen Centime besaß. Man konnte sich auch an das Deutsche Konsulat oder noch besser an die Botschaft wenden. Dort saßen einige Herren, die ihn kannten. Ein guter Freund seines Bruders Kurt war auch da. Bei dem Gedanken an den Bittweg zur Botschaft begann er zu frösteln, obwohl es immer wärmer wurde. Nein! Niemals! Es gab Demütigungen, denen er nicht gewachsen war. Eher konnte man irgendeinen der feisten Bürger ansprechen, die aus ihren schönen, behaglichen Häusern heraustraten. Die Botschaft wurde gestrichen.

Nelly Hitchcock könnte ihm helfen. Eine kleine Anleihe würde ihre Liebe ein wenig abkühlen. Der Gedanke erschien ihm so komisch, daß er ganz vergnügt wurde. Nein, Miß Nelly, Sie haben nichts zu befürchten. Albrecht von Löcknitz sieht sich die Leute genau an, denen er die Ehre erweist, ihm helfen zu dürfen.

Er bog in den Boulevard Haußmann ein. Paris war doch eine unvergleichliche Stadt, dachte er ehrlich und stellte sein mißvergnügtes Urteil von gestern nacht richtig. Die Kanalisierung war freilich mangelhaft, aber in der heißen Jahreszeit brauchte man ja nicht in Paris zu sitzen. Wenn man ein bißchen Kleingeld besaß, ließ es sich ganz gut hier leben. Immer kam es auf das Geld an, auf das verdammte, schöne Geld.

Ein wenig müde, erreichte er endlich den Park Monceau, der kühl und morgenfrisch war. Der Rasen leuchtete noch grün, nur die Bäume standen herbstlich, mit goldenen Blättern, da. Er setzte sich auf eine Bank, in der Nähe des Maupassant-Denkmals, und legte den Hut neben sich. Die Sonne strahlte sanft und leidenschaftslos vom blaßblauen Himmel, den schneeweiße Federwölkchen durchpflügten. Wie im Frühling war es. Weich und zärtlich mild strich die Luft um seine Stirn.

Wie seine Frau jetzt wohl aussah? Fünf Jahre lang hatte er von ihr kein Lebenszeichen erhalten, obwohl er ihr zu jedem Weihnachtsfest und zum Geburtstag ein paar Zeilen schickte. Das hatte er niemals versäumt, obwohl er keine Antwort bekam. Nur durch die spärlichen Briefe seines Bruders Gerhard erfuhr er, daß sie überhaupt noch lebte. Ein dumpfer Groll gegen seine Frau stieg in ihm auf, die das Leben so schwer nahm. War es denn nötig, auseinanderzugehen? War keine Verständigung möglich? Konnte ihm nicht vergeben werden? Er war ein bißchen leichtsinnig gewesen, schön, er hatte gespielt und Pferde laufen lassen, ohne Glück, das war alles. Eine andere Frau hätte über seine Dummheit gelacht und ihn langsam zur Vernunft zurückgeführt. Agnes Löcknitz stellte ein Ultimatum, über das er aus reinem Widerspruchsgeist hinwegsprang. Nun saß sie in Berlin über ihrem geretteten Gold, eine besiegte Siegerin, während er auf einer Bank im Park Monceau hockte und nicht wußte, woher er zweihundert Franken nehmen sollte.

Aber allmählich lockerte sich sein Zorn und entschwebte zu den weißen Federwölkchen. Agnes Löcknitz hatte kein schönes Leben, obwohl sie Geldsorgen nicht kannte. Nein, wahrlich, auch sie war nicht zu beneiden. Er trug vielfache Schuld, wenn er der Wahrheit ins Auge blickte. Niemals hatte er sich bemüht, seine Frau zu verstehen, ihr näher zu kommen und sich anzupassen. Er erinnerte sich der Hochzeitsreise. Sie wollten nach Italien und blieben in Bozen stecken. Sie konnten sich von diesem Flecken Erde nicht losreißen. Es war ein goldener Herbst, wie heute, nur reicher und gesättigter. Sie wohnten hoch über der Stadt, auf dem Guntschnaberg. Jeden Abend stand der Rosengarten in heißen Flammen. Eine herbe, verschlossene Schönheit, die sich zögernd zu entfalten begann, war damals die junge Frau Agnes. Sie wollte einen alten Adelsitz im Etschtal kaufen, um sich für immer dort anzusiedeln. Er widersprach und verhinderte den Plan. Seine Pferde lockten und riefen ihn. Es wäre besser gewesen, in Südtirol zu

bleiben. Vorbei! Man konnte nichts ungeschehen machen. In dieser Stunde, vor dem Maupassant-Denkmal im Park Monceau, empfand Löcknitz ein bedrückendes Schuldgefühl seiner Frau gegenüber. Er hatte fünf unwiederbringliche Frauenjahre zerstört.

Ein paar Kinder spielten Ball. Es waren feine, wohlbehütete Geschöpfe, die allzu gut erzogen waren und mit Zurückhaltung lachten. Ein vierzehnjähriges Mädchen, zierlich und blaß, saß auf einer Bank und las ernsthaft in einem Buch. Löcknitz betrachtete das Kind neugierig und mit leise aufsteigender Rührung. So ein Mädchen besaß er ja auch. Wie dieses lesende kleine Fräulein hatte seine Grete ausgesehen, als er von Berlin weggegangen war. Nun ist sie eine erwachsene junge Dame, fiel ihm plötzlich ein. Wie lang waren fünf Jahre! Er wagte nicht mehr, das lesende Kind anzuschauen, und zeichnete mit seinem Stock nachdenkliche Kreise im Sand. Ein glühendrotes Blatt löste sich vom Baum und streifte im sachten Niedergleiten die Wange des stillen Zeichners.

„Sie träumen, Mr. Löcknitz," sagte eine junge, helle Stimme.

Er fuhr zusammen und antwortete mit einiger Verlegenheit:

„Verzeihen Sie, Miß Hitchcock. Sie haben vollkommen recht, mich auszulachen. Ich sitze hier wie der selige Cyrano, unter fallenden Blättern, und führe Hiebe gegen Gespenster."

„O, ich lache Sie nicht aus. Sie denken falsch. Ich weiß, daß die Deutschen immer träumen. Ich liebe das an den Deutschen." Sie setzte sich neben ihn auf die Bank. „Wir wollen hier bleiben, Mr. Löcknitz, wenn es Ihnen recht ist."

„Wie Sie befehlen, Miß Hitchcock."

„Sie dürfen Nelly zu mir sagen," erwiderte sie lächelnd. „Hitchcock ist ein Name für die Börse."

Er hatte plötzlich ein unklares Gefühl von Beschämung, daß er hier neben der jungen Amerikanerin saß, mit der ihn gar keine Beziehung verband.

„Warum haben Sie sich so lange Zeit nicht blicken lassen, Mr. Löcknitz?"

„Ich hatte viel zu tun."

„O, Sie machen Geschäfte? Das wird Pa freuen."

„Geschäfte kann man nicht gut sagen. Ich spiele."

„Auf der Börse. O, ich verstehe."

„Sie verstehen nicht, Miß Nelly," entgegnete er trotzig und verbissen. „Ich spiele mit Karten."

„Pa spielt auch Poker. Jeden Mittwoch und Freitag."

„Ich spiele jeden Tag und jede Nacht. Ich bin nur Spieler."

„Warum machen Sie sich so schlecht, Mr. Löcknitz?" fragte sie traurig.

„Ich spreche die Wahrheit, Miß Nelly."

Sie blickte ihn mit klaren, forschenden Augen an und sagte vorwurfsvoll: „In Ostende waren Sie viel netter zu mir."

Er gab keine Antwort und sah hilfesuchend zu dem lesenden Mädchen hinüber. Wie nutzlos war dieses Gespräch! Er hätte nicht herkommen sollen.

„Ich reise morgen nach Haus, Mr. Löcknitz," begann sie nach einer kleinen Pause mit zitternder Stimme.

„O, so bald?"

„Ja, wir müssen. Die Baumwolle ruft. Sie wissen ja, Pa macht Geschäfte mit Baumwolle."

„Sie erzählten mir davon."

„Interessieren Sie sich nicht für Baumwolle?"

„Wenig, wenn ich aufrichtig sein soll, Miß Nelly. Ich hatte übrigens noch keine Gelegenheit, mich mit der Sache zu befassen. Wahrscheinlich ist Baumwolle sehr interessant."

Ein Hoffnungsschimmer leuchtete in ihren Augen auf. „Pa sagt immer, es gebe nichts Interessanteres auf der Welt."

„Dann wird es wohl so sein, Miß Nelly."

Stille. Ein Ball rollte zu ihren Füßen. Löcknitz hob ihn auf und gab ihn einem kleinen Mädchen, das ihn dankend mit einem Knix in Empfang nahm.

„Pa bittet Sie, heute mit uns im ‚Astoria' zu frühstücken."

Sein Magen begann gierig zu knurren. „Wie schade! Ich kann leider nicht. Ich habe eine wichtige Besprechung, von der vieles abhängt." Nein, es ging wirklich nicht. Er konnte in die allerpeinlichsten Verlegenheiten geraten, da er kein Geld besaß.

„Verschieben Sie die Unterredung," bat sie dringend. „Ich fahre morgen nach New-Orleans."

„Es tut mir furchtbar leid, aber es ist unmöglich, Miß Nelly."

Ihre Lippen zuckten. „Ich bildete mir immer ein, daß Sie mit Pa sprechen wollten," sagte sie leise.

Sie konnte nicht deutlicher sein. Eine jähe Röte stieg in seine Stirn. Die Rettung, die Erlösung kam ihm hilfsbereit entgegen. Er brauchte nur ja zu sagen, und die Welt gehörte ihm. Alle Tore standen offen. New-Orleans war eine Stadt, so gut wie jede andere. Romantische Erinnerungen flogen eine Sekunde lang durch sein Hirn. Der Mississippi, die Flußpiraten, gelbes Fieber, die Alligatoren, Mark Twain, Baumwollfelder, schwarze Sklaven, Onkel Toms Hütte. Ein Bild fiel ihm ein, das er irgendeinmal gesehen hatte. „Baumwollkontor in New-Orleans", hieß es. Die Makler hatten den Hut auf dem Kopf. Ein Mann stand in Hemdsärmeln da. Er sah ihn ganz deutlich. Von wem war doch das Bild? Von Manet oder Degas oder so einem ähnlichen? Er überlegte angestrengt, wer der Maler jenes Bildes war. Degas war es, unbedingt. Mit Genugtuung stellte er es fest.

„Warum antworten Sie nicht, Mr. Löcknitz?"

Narr, greif zu, rief eine Stimme, die mit seinem Magen im Einverständnis war. Ein Bettler weist eine Krone nicht zurück. Wenn er jetzt nach Amerika ging, brach er alle Brücken ab, die zur Vergangenheit führten. Seine Leute mußten glauben, er wäre verdorben und gestorben. Das lesende kleine Mädchen klappte das Buch zu und blickte zu ihm hinüber. Es war ihm, als sähe ihn seine Tochter Grete an, bittend und vorwurfsvoll.

(Fortsetzung folgt.)

BILDER VOM TAGE



Guido Thielscher
als Oberhofmarschall in der neuen Operette „Der verliebte Herzog“ von Gilbert im Theater des Westens in Berlin. Phot. Zander & Labisch.



Die beste Turnerin.
Frl. Sophie Schober, die Siegerin im Dreikampf bei den Vaterländischen Kampfspielen im Berliner Stadion.
Phot. Grohs



Paula Zulka,
die neue Soubrette des Theaters des Westens in Berlin, in der neuen Operette von Gilbert.
Phot. Zander & Labisch.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — ber — chü — dau — der — en — es — fi — ge — ham — hor — kel — klub — li — march — mer — na — neh — nu — pitz — ra — ra — ru — rung — sam — tir — un — zwing sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von vorn nach hinten und oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Schillers ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Ausdruck des Erstaunens, 2. sportliche Vereinigung, 3. bekannten Chirurgen, 4. Volksstamm, 5. unangenehmes Geräusch, 6. Landstreifen, 7. Schmucktuch, 8. Handwerkszeug, 9. Admiral, 10. schlechte Eigenschaft, 11. Reformator, 12. Verwandten.

Zweisilben-Scharade.

Die erste gehört in den Schweinestall,
Wie die zweite zum Forste gehört
Das Ganze find'st Du überall,
Wo der Mensch die Meere befährt.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 36:

Silben-Rätsel: Ordnung hilft haushalten.
1. Odin, 2. Rasse, 3. Debet, 4. Nebel, 5. Uganda, 6. Nargileh, 7. Genesis, 8. Hennegau, 9. Inka, 10. Lenbach, 11. Florett.

Rat: Angelegenheiten, Ungelegenheiten.

Verwendbar: Scheiben.

Der Taschenspieler: Cy(linde)r.

HUMOR

„Na, Brinkmann,“ fragt die Lehrerin einen A-B-C-Schützen, „weißt Du, wieviel Sekunden eine Minute hat?“ — „Das ist verschieden,“ antwortet der kleine Brinkmann. — „Verschieden? Wieso denn?“ — „Ja, wenn mein Vater sagt, er käme in einer Minute, dann hat die Minute nicht ganz 60 Sekunden; sagt's aber meine Mutter, dann hat sie meistens mehrere tausend.“

*

„Ach,“ sagte eine sehr redselige Besucherin, nachdem sie ihrem Gastgeber über drei Stunden die Ohren voll geklagt hatte, „als ich zu Ihnen kam, hatte ich starke Kopfschmerzen, die sind Gott sei Dank jetzt völlig verschwunden.“ „Da irren Sie sich,“ antwortete der verzweifelte Gastgeber, „die sind nicht verschwunden, jetzt habe ich sie.“

*

Im Kindergottesdienst sagt der Pfarrer zu den jungen Zuhörern: „Alle Menschen haben etwas, wofür sie dem lieben Gott dankbar sein können.“ Und dann wendet er sich an einen Knaben, der entschieden zustimmend mit dem Kopfe nickt. „Nun sag' uns, lieber Eduard, was hast Du, wofür Du dem lieben Gott zu danken hättest?“ — Eduard springt fröhlich auf und erwidert: „Weil endlich unser Lateinlehrer eingezogen ist.“



Probe mit dem neuen Maulkorb.
Lumpi: „Hurra! Es geht noch durchzubeißen, 's ist Leder-Ersatz!“

*

Es gibt einfach keinen Vogel in Deutschland, den mein Freund Emil nicht bis aufs kleinste Federchen genau beschreiben könnte. Neulich stehen wir vor einer Vogelhandlung; in der Mitte des Schaufensters sitzt auf einer Stange eine Eule. „Siehst Du,“ sagt Emil zu mir entrüstet, „was diese Ausstopfer für Esel sind. Niemals wird eine lebende Eule so geduckt auf einem Zweig hocken, die Federn an den Flügeln sind ganz falsch gelegt, und die Augen stehen völlig schief und haben eine viel zu dunkle Färbung. Keine Ahnung hatte der Kerl, der diese Eule fabriziert hat.“ Während er sich noch entrüstet, blinkert auf einmal der gescheuchte Vogel mit den Augen, hebt die Flügel und hüpft von der Stange herunter. Es war nämlich ein lebendiger Uhu.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5.20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. —. Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Karl Singer, Berlin-Mahlsdorf. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

XXVI. Jahrgang
Nr. 38

23. September 1917
Einzelpreis
10 Pfg
oder 20 Heller

Berliner
Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Kopfsprung in feldmarschmäßiger Ausrüstung aus 8 Meter Höhe,
ausgeführt von Unteroff. Nicolai-Frankfurt a. M. bei einem Wettschwimmen für Heeresangehörige der Mittelmächte in Bukarest.

Die ersten Bilder aus Riga



Deutscher Wachtposten auf der von den Russen bei ihrem Rückzug gesprengten Eisenbahnbrücke über die Düna.

Bevor die Deutschen Riga eroberten, herrschte dort wie in allen russischen Städten zur Zeit der Revolution, ein unerhörter Wirrwarr. Ständige innere Kämpfe standen auf der Tagesordnung. Mit dem Eintreffen der Deutschen war dann nach unglaublich kurzer Zeit wieder Ordnung in die Stadt gekommen, das Straßen[illegible]en spielt sich ganz ohne Zwischenfälle ab, und Handel und Verkehr sind geregelter als vorher in der Russenzeit. Gäbe es nicht überall Spuren der Raubzüge und Plünderungen der Russen in Riga, so würde man der lebhaft durchfluteten Stadt kaum den Krieg und die schweren Zeiten anmerken, die sie durchmachen mußte. Fast alle Läden wurden von den fliehenden Truppen erbrochen und beraubt, die von Handgranaten und Kolbenstößen zerfetzten Rollläden zeigen die Tätigkeit der russischen Soldateska. Ungezählte wurden von den Russen nach Sibirien verschleppt, Ungezählte von Haus und Hof vertrieben. Bedenkt man alle die Untaten der russischen Verwaltung und des russischen Heeres, so kann man erst richtig die hochgestimmte Freude der Einwohner der befreiten Stadt verstehen, mit der sie den deutschen Siegern zujubelten.



„Willkommen in Riga!" Phot. Bufa.



Die Vertreter der Stadtbehörden von Riga bei dem Vorbeimarsch der deutschen Truppen.



Mittagskonzert am Sockel des Denkmals Peters des Großen, das die Russen fortschafften.

Nach dem Einzug unserer Truppen



Der Kaiser mit dem Prinzen Leopold von Bayern in Riga.



Verkehrseröffnung auf der provisorisch wiederhergestellten Eisenbahnbrücke über die Düna.



Zuschauergruppe beim Vorbeimarsch der Truppen in Riga am Tage des Kaiserbesuches.

Das Wunderpferd Pergolese.

Unser weitaus volkstümlichstes Rennpferd ist zur Zeit Pergolese, der in diesem Jahre von Erfolg zu Erfolg eilt und einen in der Sportgeschichte zwar nicht einzig dastehenden, aber jedenfalls äußerst seltenen Siegeszug feiert. Der Weinbergsche Hengst, der dem bei Frankfurt a. M. gelegenen berühmten Gestüt Waldfried entstammt, ist schon äußerlich ein „Ueberpferd", da er ein mächtiger Dunkelbrauner von gewaltigen Dimensionen ist, wie man sie nicht häufig bei einem Vollblüter antrifft. Sein Vater ist der schon eingegangene Festino, ein Sohn der großen Mutterstute Festa, deren sämtliche Kinder Rennpferde höchster Klasse waren. Hingegen hatte Pergoleses Mutter Perfect Love bis dahin dem Gestüt der Herren v. Weinberg nichts Gescheites gebracht, so daß man zunächst auch Pergolese im eigenen Stall etwas über die Achsel ansah und ihn für keins der großen klassischen Rennen engagierte, für die schon Jahre vor ihrer Entscheidung die Nennungen abzugeben sind. So kam es, daß Pergolese weder im deutschen noch im österreichischen Derby, noch in einem der hochdotierten „Großen Preise" teilnahmeberechtigt war. Wenn der famose Hengst, der als Zweijähriger neben zwei Siegen auch drei Niederlagen hinnehmen mußte, trotzdem dreijährig durch elf aufeinanderfolgende Siege 227 000 Mark gewinnen und dadurch das erfolgreichste Pferd der Rennzeit werden konnte, so spricht das am besten für sein hohes Können, das ihn trotz eines Saphir, eines Hannibal, eines Fels und eines Dolomit zu dem wahrscheinlich besten Pferde deutscher Vollblutzucht stempelt. Pergolese hat in seinen elf Rennen vom April bis zum September alles geschlagen, was ihm in den Weg trat, zum Teil unter fast unmöglichen Gewichtsbedingungen, die ihn vor die denkbar schwierigsten Aufgaben stellten. Nur mit dem Derbysieger Landgraf, einem überhaupt noch ungeschlagenen Altersgefährten aus dem Stalle Haniel, ist Pergolese nie zusammengetroffen, da alle Versuche, die beiden Elitehengste zusammenzubringen, an dem passiven Widerstand von Landgrafs Besitzer scheiterten. Pergoleses glanzvolle Rennlaufbahn, die vielleicht noch durch einen Sieg in dem am 14. Oktober in Budapest zur Entscheidung kommenden Jockei-Club-Preis gekrönt werden wird, ist nur mit der Karriere der 1874 geborenen Ungarin Kincsem zu vergleichen, die in sämtlichen 54 Rennen ihres Lebens ungeschlagen blieb und schließlich mit dem Ruf einer „Wunderstute" vom Schauplatz ihrer Triumphe abtrat.



Königin Eleonore von Bulgarien †.
Hofphot. Prof. Uhlenhuth, Coburg.



Kanadischer Artillerist mit einem Tragmantel zum Transport von schweren Granaten. (Aus einer engl. Zeitschrift.)



Das „Wunderpferd" Pergolese, das in elf aufeinanderfolgenden Siegen in dieser Rennzeit 227 000 Mark gewann: Pergolese mit seinem Jockei Otto Schmidt nach seinem letzten Siege in Hoppegarten.
Phot. Hohmann.



Englische Infanteristen mit den neuen Stahlpanzern, die jetzt in den vordersten Stellungen getragen werden.

VON DEN KÄMPFEN IM WESTEN



Im feindlichen Feuer vor Verdun: Vorbringen von Maschinengewehren in die vorderste Stellung.
Phot. Spelling.



Ein deutscher Stacheldraht-Verhau an der Arras-Front.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

2. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Löcknitz hatte eine grenzenlose Furcht, anderen Leid zu bereiten, aber es war sein bitteres Schicksal, allen Menschen, mit denen er im Leben zusammentraf, Wunden zu schlagen. Miß Hitchcock starrte zu Boden. Versteinert und regungslos saß sie da.

„Sie sind so jung, Miß Nelly," tröstete er. „Es gibt viel bessere und würdigere Männer als ich."

„Ich will keinen würdigen Mann," erwiderte sie trotzig wie ein Kind, dem ein Spielzeug verweigert wird.

Er war vollkommen ratlos. „Verzeihen Sie mir, Miß Nelly."

Plötzlich stand sie auf.

„Darf ich Sie bis zu Ihrem Hotel begleiten?"

Sie gab keine Antwort. Er schritt schweigend neben ihr. Sie ging zur Avenue van Dyck, wo ihr Auto wartete.

„Leben Sie wohl, Mr. Löcknitz," sagte sie und stieg in den Wagen. In ihren Augen glänzten Tränen.

„Wollen Sie mir nicht Ihre Hand zum Abschied geben, Miß Nelly?" bat er demütig.

„Sie haben mir sehr weh getan."

„Ich, der keiner Fliege ein Leid zufügen kann," flüsterte er, wie zu sich selbst.

„Ich werde nie mehr lachen und mich über irgend etwas freuen können."

„Vergeben Sie mir, Miß Nelly!"

Sie reichte ihm die Hand. „Leben Sie wohl, Mr. Löcknitz!"

„Dank, vielen Dank," erwiderte er beglückt.

Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Löcknitz blickte ihm nach, bis er seinen Augen entschwand. Das hätte man sich ersparen können, dachte er seufzend und kehrte wieder in den Park Monceau zurück. Die Sache war übrigens noch glimpflich vorübergegangen. Alles geht vorüber.

Nun saß er neuerdings auf einer Bank und rauchte eine Zigarette nach der andern. Es schlug Mittag. Wo waren die zweihundert Franken? Heute vor einem Monat war er noch ein reicher Mann gewesen. Er sah sich auf dem Rennplatz von Deauville. Seine brave Stute La Giralda hatte ein schönes Rennen gewonnen. Wo war La Giralda? Er hatte beim Toto ziemlich hoch auf den Sieg seines Pferdes gewettet und über dreißigtausend Franken gewonnen. Er hörte noch das lockende Knistern der Banknoten. Es schien ihm, als wäre dies alles vor ungezählten Jahren gewesen und nicht vor vier Wochen. In seiner Siegerfreude hatte er damals der kleinen Huguette einen Ring gekauft. Für das Geld, das der Ring gekostet hatte, konnte man zehnmal von Paris nach Berlin reisen. Erster Klasse, Luxuszug.

Was wohl aus der kleinen Huguette geworden sein mag! Sie trat damals im Kasino von Deauville als Kabarettsängerin auf. Sie hatte sogar Talent. Löcknitz suchte in seiner Brieftasche die Adresse, die ihm die Künstlerin gegeben hatte. Er fand sie noch: Huguette de Troyes, 11 Place St. Georges. De Troyes, wiederholte er lächelnd. Adlig waren sie alle. Ein wahnwitziger Gedanke überfiel ihn: Ich werde Huguette aufsuchen. Ich werde sie um zehn Louis bitten. Sein Herz begann stärker zu schlagen, so sehr schämte er sich seines Gedankens, aber er sah keinen Ausweg, und nach Berlin mußte er. Mit Bedenken und zarten Empfindungen überwand man keine Schwierigkeiten. Der Weg zu der kleinen Kabarettkünstlerin war immer noch leichter als in die Rue de Lille zur Botschaft.

Er sprang auf, um seinen Plan auszuführen. Man durfte nicht mehr säumen. Aber wo war diese Place St. Georges? Er blieb ratlos stehen und sah hilfesuchend um sich. Der Park war in der Mittagsstunde leer. Endlich entdeckte Löcknitz einen Hüter der Stadt. „Bitte, mein Herr, können Sie mir sagen, wie ich von hier nach der Place St. Georges komme?"

„Das ist die einfachste Sache der Welt, mein Herr," erwiderte der Mann liebenswürdig. „Sie fahren von hier mit der Métro bis zur Place Pigalle. Dort steigen Sie um und gelangen geradeswegs zur Place St. Georges." Löcknitz mußte lächeln. Nur wohlhabende Leute konnten die Untergrundbahn benützen.

„Die Place St. Georges dürfte also in der Nähe der Trinitékirche sein?" fragte er, um sich über seinen Weg zu unterrichten.

„Jawohl, mein Herr, das heißt, Notre-Dame de Lorette liegt noch näher." Der wackere Mann mußte glauben, daß es sich um einen Kirchenbesuch handelte.

„Vielen Dank, mein Herr."

Löcknitz setzte sich in Bewegung. Er wußte ungefähr, welchen Weg er einzuschlagen hatte. Es war ein langer, bitterer Marsch in der Mittagsglut dieses sommerlichen Septembertages. Endlos dehnten sich die Straßen. Die Luft war dick und mit Benzindämpfen gesättigt. Manchmal drangen Speisegerüche aus den Häusern und zerrten an den Magennerven.

Vielleicht war dieser ganze Marterweg vergeblich. Huguette konnte ihre Wohnung gewechselt haben. Sie war an diesem schönen Tag auch kaum zu Hause. Vielleicht war sie nicht allein? Vielleicht war sie schon gestorben? Was konnte nicht alles in diesen vier Wochen geschehen sein!

Schweißgebadet erreichte Löcknitz Notre-Dame de Lorette. Er erkundigte sich abermals nach seinem Ziel. Nun war es nicht mehr weit. Ein kleiner Platz öffnete sich. Alte Häuser ringsum. In der Mitte ein Denkmal. Löcknitz trat vor das Denkmal, um Atem zu schöpfen. Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Sein Herz schlug stark. Die Knie zitterten. Der Name Gavarni stand unter der Büste. Ach, das war der Zeichner! Ein hübscher Einfall, dem Mann hier in diesem Viertel, wo die Heldinnen seiner Blätter gehaust hatten, ein Denkmal zu [illegible]

Und dort war das Haus Nr. 11, das Haus, das ihm Rettung bringen sollte. Löcknitz näherte sich ihm, zögernd und vorsichtig, als drohten Fallen und Hinterhalte. Die Angst legte sich wie ein Stachelring um seinen Hals. In den Schläfen pochte die Scham. Ein alter Mann mit einem Sack auf dem Rücken blieb vor ihm stehen und schrie mit heiserer Stimme: „Habits! Habits!" Löcknitz flüchtete in das Haus.

Gespräch mit dem Pförtner.

Ja, Huguette de Troyes wohnte hier. Nein, sie wäre nicht ausgegangen. „Dritter Stock links. Guten Tag, mein Herr."

Drei Treppen hoch. Den Eiffelturm zu besteigen, war ein Kinderspiel dagegen.

Löcknitz blieb vor einer Tür stehen, an der eine Karte mit dem Namen „Huguette de Troyes" befestigt war. Er nahm den Hut ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war so bitterschwer. Es ging fast über seine Kraft. Aber es half nichts. Die Zähne zusammenbeißen, Löcknitz! Man muß alles bezahlen.

Er schellte. Ein blondes Dienstmädchen mit weißem Häubchen öffnete. Er wurde in ein kleines, zierliches Speisezimmer mit niederer Decke geführt. Der Tisch war gedeckt. In einem Körbchen lagen schneeweiße Brotschnitten.

Durch irgendeine Tür trat eine junge Dame.

„Oh, Albert!" Sie konnte den harten Namen Albrecht nicht aussprechen. Zwei weiße Arme lagen um seinen Hals. „Mein Gott! Wie ich mich freue!"

Sie nahm ihm Hut und Stock aus der Hand. Sie half ihm den Ueberrock ablegen. Er ließ, wie betäubt, alles mit sich geschehen. Eine Flut von Fragen ergoß sich über ihn und erstickte jedes Wort in seinem Mund.

„Du mußt mit mir frühstücken. Willst Du?"

Er nickte ihr dankbar zu. Sein Magen brummte vor Vergnügen. Sie schoß wie ein Wiesel durch das Zimmer, legte ein zweites Gedeck auf, gab dem Mädchen Befehle, brachte Blumen, verstreute sie über den Tisch und lachte und schwatzte unaufhörlich.

Endlich kam die Suppe.

„Ich bin so glücklich, daß Du hier bist," rief Huguette entzückt und vergaß zu essen. „Bist Du schon lange in Paris?"

„Erst seit ein paar Tagen."

„Und wie geht es Dir immer?"

„Bald so, bald so."

„Was macht La Giralda?"

„Ich habe sie verkauft."

„Oh, wie schade! Leicht mit zwei Längen gewonnen, war der Richterspruch. Ich weiß es noch."

Sie schenkte ihm weißen, duftenden Landwein ein.

„Deine Gesundheit, Huguette!"

„Und die Deinige, Albert!"

„Wie geht es Dir, Huguette?"

„Gut. Ausgezeichnet. Ich trete jetzt im Cabaret-de-la-Lune-Rousse auf. Kennst Du es?"

„Nein, mein Kind."

„Boulevard de Clichy, 36. Ich singe wunderschöne neue Lieder. Du mußt hinkommen. Willst Du?"

„Natürlich, gern."

„Heut' abend?"

„Heut' kann ich nicht, Huguette."

Sie verzog ein wenig den Mund.

„Ich komme in den nächsten Tagen."

Sie lachte schon wieder. „Gut. Du kommst, wann Du willst. Ißt Du nichts mehr?"

„Danke, Huguette, es war sehr gut und reichlich."

„Oh, Du!"

Sie nahm seine Hand und küßte sie.

„Willst Du eine Tasse Kaffee?"

„Gern."

„Adèle, eine Tasse Kaffee für den Herrn!"

„Einen Kognak?"

„Immer."

Plötzlich wurde sie ganz ernst. Sie betrachtete ihren Gast aufmerksam und sagte voll Mitgefühl: „Du siehst ein wenig abgespannt aus. Hast Du Kummer, Albert?"

Sie machte es ihm leicht. Eine Welle von Dankbarkeit floß durch sein Herz.

„Ein wenig, Huguette."

„Was ist es denn? Du mußt es mir sagen."

„Ich habe in der letzten Zeit viel Pech im Spiel gehabt," antwortete er stockend und blickte scheu auf den Tisch.

Sie streichelte seinen Kopf. „Ach, Du Armer!"

„Ja, das bin ich." Er nahm alle Kraft zusammen. „Das Geld, das ich heute erwartete, ist noch nicht gekommen. Ich besitze nicht einen Sou."

Sie fragte schüchtern: „Darf ich Dir aushelfen? Ich habe so viel Geld."

„Ja, Huguette," erwiderte er schamvoll mit gepreßter Stimme. „Ich wollte Dich bitten, mir zehn Louis zu leihen."

„Oh, wie gern!" jauchzte sie und lief in das Nebenzimmer.

Es gibt auch gütige Menschen auf der Welt, dachte Löcknitz gerührt. Man muß nur in das Viertel von Notre-Dame de Lorette gehen.

Huguette brachte eine Zigarrenschachtel. „Das ist meine Schatzkammer." In der Schachtel lagen einige Armbänder und ungefähr zweitausend Franken in lauter Goldstücken.

„Du bist so leichtsinnig, Huguette. Warum gibst Du das Geld nicht auf die Bank?"

„Die Bank ist mir nicht sicher genug."

Er mußte lächeln. „Du bist so dumm, Huguette."

„Gewiß, aber ich habe Dich lieb."

Das Wort tat ihm weh. Er hatte leere Hände und ein stummes Herz. Sein Blut schien zu erstarren. Es war so bitter schwer, von einem anderen Menschen etwas anzunehmen.

Huguette schöpfte zwei Hände voll Goldstücken aus der Schachtel und bat: „Bitte, bediene Dich."

„Ich danke Dir, Huguette. Du bist sehr gut. Ich brauche nur zehn Louis."

„Das ist viel zu wenig."

„Ich brauche nicht mehr," erwiderte er, fast schroff, und runzelte die Stirn.

Sie zählte folgsam zehn Goldstücke auf den Tisch und trug die Schatzkammer wieder in ihr Schlafzimmer zurück. Löcknitz nahm das Geld mit zitternden Fingern und steckte es in die Tasche. Nun war auch dieses Allerschwerste überstanden.

„Ich habe eine Bitte, Albert," sagte Huguette, als sie zurückkam.

„Was Du willst, mein Herz."

„Es ist so schönes Wetter. Fahren wir aufs Land hinaus! Ich möchte Bäume und Wiesen sehen."

„Gern." Sie tanzte vor Freude im Zimmer herum. „Oh, Du bist so gut, Albert, wir fahren aufs Land. Ich werde sehr glücklich sein."

„Wohin fahren wir, Huguette?"

Sie fragte vorsichtig: „Willst Du nach Tremblay? Zum Rennen?"

„Nein. Kein Rennen."

„Paßt Dir Enghien?"

„Nicht besonders, Huguette." In Enghien war ein Spielsaal.

Sie dachte einen Augenblick nach. „Ich hab's. Wir fahren nach Compiègne."

„Wie kommst Du auf Compiègne?"

„Ich singe nämlich ein neues Lied, ‚Das Schloß von Compiègne'. Es ist furchtbar ergreifend. Mir treten immer die Tränen in die Augen. Du wirst es ja hören. Nun möchte ich gern das Schloß sehen, über das ich jeden Abend weine."

„Also schön, Compiègne. Aber das ist eine ganze Reise."

„Gar nicht, Liebster. Wir fahren vom Nordbahnhof ungefähr eine Stunde."

„Ich muß spätestens um acht Uhr zurück sein, Huguette."

„Wir sind zurück. Entschuldige mich einen Augenblick! Ich bin in fünf Minuten fertig."

Sie lief in ihr Schlafzimmer. Löcknitz hörte sie singen: „Trois jeunes tambours revenaient de guerre."

Er kam auch aus dem Krieg, wahrhaftig, aber nicht als junger Trommler, sondern als geschlagener Mann. Nein, es war nicht so schlimm, denn morgen abend war er in Berlin. Er hatte eine Schlacht verloren, aber er war nicht besiegt. Noch lange nicht!

Er stand auf und straffte seinen Körper. Der große Kampf begann erst jetzt.

Er trat zum Fenster und blickte auf den kleinen Platz des heiligen Georg hinab. Die alten Häuser entlang lief kühler Schatten. Ueber dem Denkmal in der Mitte des Platzes lag heiße Mittagssonne.

Gavarni schien zu lächeln.

III.

Die Räder sangen Heimkehrlieder. Unablässig klang ihre Melodie durch die nächtliche Stille. Wiesen und Wälder, Gehöfte und einsame Weiler huschten gespenstisch am Fenster vorbei. Sanfte Schleier lagen über der Gegend.

Löcknitz saß allein in der Ecke seines Abteils und ließ die Augen ruhelos wandern. Sein Herz war schwer. Nun, da er der Heimat entgegenfuhr, stiegen ungekannte Gefahren auf und bedrohten ihn.

Der Zug schien immer rascher zu laufen, als hätte er Eile, die Heimat zu erreichen. Eine herzbeklemmende Angst überfiel Löcknitz. Er hätte am liebsten den rasenden Zug aufhalten und aussteigen mögen, um wieder in die Welt zu wandern.

Sein Blick fiel auf die Notbremse. Darunter stand: „Durch kräftiges Anziehen des Handgriffes kann das Anhalten des Zuges bewirkt werden."

Wie einfach wäre das Leben mit Notbremse, dachte Löcknitz höhnisch. Für jeden Menschen kommt einmal die Stunde, da er die Notleine ziehen möchte, aber er wagt es nicht, oder es ist keine Leine da.

Auch er hielt den Zug nicht an. Das Schicksal konnte man doch nicht anhalten. Er legte sich auf die Bank und schloß die Augen. Nun sah er deutlich das väterliche Haus in Kleinrüdde. Ein schöner, alter Kiefernwald war da. Es roch so gut darin, wenn die Sonne die Nadeln erwärmte. Er hörte den Vater lachen. Der hatte immer gelacht. Er war ein fröhlicher Mensch gewesen, der sich nicht unterkriegen ließ. Man darf sich nicht unterkriegen lassen, das war das ganze Geheimnis des Lebens. Und eine Tochter erwartete ihn auch in Berlin. Vielleicht hatte sie seine Hilfe nötig. Es war schon gut, daß er heimfuhr. Zug, eile dich!

Löcknitz schlief.

Deutsche Kommandoworte weckten ihn. Ein mürrischer, unfreundlicher Zollbeamter stand vor ihm. Löcknitz betrachtete ihn liebevoll. Der Mann sprach gutes, hartes Deutsch. Die Frage kam nochmals, schärfer, ungeduldiger.

Löcknitz lachte laut auf. Nein, er hatte nichts zu verzollen. „Ich reise nämlich nur mit Kamm und Zahnbürste, lieber Herr."

Der Zollwächter musterte ihn mißtrauisch und ging brummend hinaus. Nun fuhr man durch deutsche Lande. Die Streckenwärter standen strammer vor ihren Blockhäusern. Statt der französischen Landstraßen liefen schnurgerade deutsche Chausseen durch die Felder. Windmühlen drehten gemächlich ihre Flügel. Der Himmel war höher. Und dann kam der Rhein. Köln.

Ein junges Mädchen trat in das Abteil und fragte, ob ein Platz frei wäre. Löcknitz nickte mit dem Kopf und starrte das junge Geschöpf mit aufgerissenen Augen an. Alle Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit waren verwischt. Die neue Reisegefährtin glich vollkommen dem Bild im Silberrahmen, das er einst, vor vielen, vielen Jahren, auf dem Schreibtisch der Gräfin Söderblom in der Rue d'Anjou gesehen hatte. Löcknitz preßte seine Schläfen zusammen, als wollte er taumelnde Gedanken in Ordnung bringen. Können Bilder lebendig werden? Kann Jugend, verschüttet unter harten Jahren von Kummer und Entbehrungen, wieder auferstehen?

(Fortsetzung folgt.)



Szenen aus dem Film-Schauspiel „Das Geschlecht der Schelme“ nach dem Zobeltitz'schen Roman, der unseren Lesern aus der Veröffentlichung in der „Berl. Ill. Ztg.“ vor Erscheinen der Buchausgabe bekannt wurde: Der Tod des echten Grafen Gheyn im Herero-Land.

„Das Geschlecht der Schelme“ von Fedor v. Zobeltitz als Film.



„Das Geschlecht der Schelme“ als Film: Die erste Bekanntschaft des falschen Grafen Gheyn (Friedrich Zelnik) mit seiner späteren Gattin, der Tochter des Milliardärs Runkel (Lya Mara).



Friedrich Zelnik (Mitte) als Fremdenlegionär Freddy Petzold, der mit Hilfe der Papiere des verstorbenen Grafen Gheyn sein Abenteurerleben beginnt.
(Aufnahmen der Berl. Film-Manuf.)

RÄTSEL.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — ad — ber — de — di — du — e — e — eng — eu — früh — git — grin — hen — i — ka — ken — klid — land — le — lei — ler — ling — lo — lo — mant — nak — nau — ra — re — ri — rich — ro — rung — se — sil — ten — ter — teu — u — sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen realistischen Ausspruch Grillparzers aus „Die Jüdin von Toledo“ ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Einzäunung, 2. feindlichen Staat, 3. Fels am Rhein, 4. jetzt seltene Münze, 5. Jahreszeit, 6. Blume, 7. männl. Vornamen, 8. Kanton, 9. Körperteil, 10. Edelstein, 11. Erlaß des Sultans, 12. Metall, 13 Folgeerscheinung des Krieges, 14. Vogel, 15. Dichter, 16. Oper, 17. griechischen Philosoph.

Buchstaben-Wechsel.

Wackre „a“ wird treu beschützen,
Gute „e“ dem Stücke nützen.
Nennst Du schöne „i“ Dein eigen,
Wirst sie Freunden gerne zeigen.

*

Lösungen der Rätsel aus Nr. 37:

Silben-Rätsel: „Nur Beharrung führt zum Ziel.“ (Schiller.) 1. Nanu, 2. Ruderklub, 3. Esmarch, 4. Araber, 5. Radau, 6. Nehrung, 7. Fichü, 8. Hammer, 9. Tirpitz 10. Ungehorsam, 11. Zwingli, 12. Enkel. — Zweisilben-Scharade: Mastbaum.

HUMOR

Ein Landsturmmann erzählt auf Urlaub, daß eine Granate dicht bei ihm im Schützengraben krepiert sei, und er durch den Luftdruck in hohem Bogen aus dem Graben geschleudert wurde. „Hast Du Dir denn bei dem Fall nichts verletzt oder gebrochen?“ fragt einer der Zuhörer. Worauf der Landsturmmann verächtlich antwortet: „Gott bewahre, wozu bin ich denn Geschäftsreisender gewesen!“

*

A.: „Wenn ich mal nachts lange kneipe, bin ich am andern Morgen immer ganz zerschlagen.“
B.: „O, ich wußte noch gar nicht, daß Sie verheiratet sind.“

*

„Warum dürfen wir es an keinem Tage unterlassen, stets von neuem um das tägliche Brot zu bitten?“ fragte der Lehrer einen Jungen.
„Weil es sonst hart werden möchte!“ antwortete der Kleine.



„Oller Jöthe, kiek man nich so stolz. Aus Dir jießen se doch noch Jasjranaten!“

„Ich habe einen wunderbar schönen alten Schrank gekauft.“
„Intarsia?“
„Nein, in München.“

*

„Nun, gnädige Frau, werden wir uns in Wiesbaden sehen?“
„Ich glaube nicht, Herr Baron. Ich möchte ja sehr gern hinfahren, aber mein Mann will nicht!“
„So, so! Dann also auf Wiedersehen in Wiesbaden!“

*

Vor dem in London auf Besuch weilenden italienischen Minister defilieren die neueingezogenen Rekruten. Plötzlich fesselt eine eigentümliche Gruppe Sonninos Auge: Hand an Hand gefesselt, marschieren Inder vorbei. „Wer sind denn die?“ fragt er erstaunt seinen Begleiter. „Das sind unsere Kriegsfreiwilligen,“ antwortet der englische General.

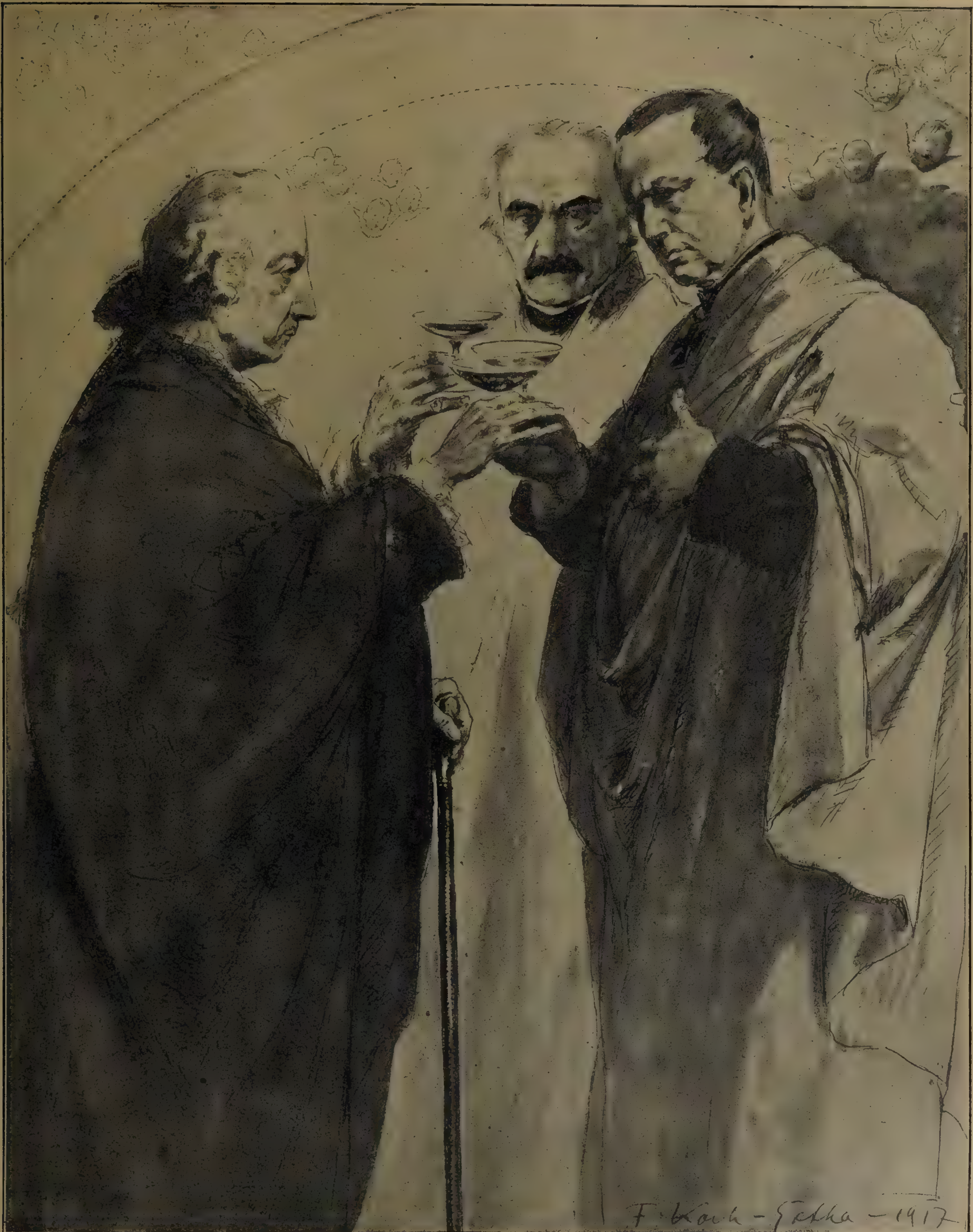
Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5.20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Karl Singer, Berlin-Mahlsdorf. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

XXVI. Jahrgang
Nr. 39

30. September 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Friedrich d. Gr. — Blücher. — Moltke.

Alter-Herren-Abend im Himmel zu Hindenburgs 70. Geburtstag.

„Stoßen wir an, Messieurs, auf unsern großen Kollegen!"

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

ZUM 70 GEBURTSTAG HINDENBURGS AM 2. OKT. 1917



Hindenburg als Kadett im Jahre 1860.



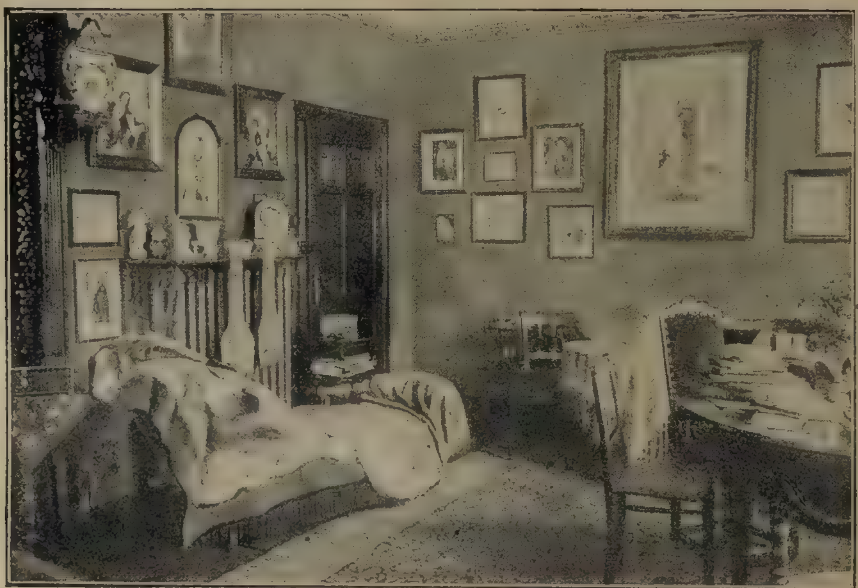
Hindenburg in seinem Quartier.
Im Felde gezeichnet von Prof. Hugo Vogel.



Der Generalfeldmarschall als Leutnant im Kriege 1870/71.

Vielleicht wird das Volksepos kommender Jahrhunderte die rechten Worte finden, um zu sagen, was Paul v. Beneckendorff und Hindenburg seinem Volke geworden ist. Schon uns Mitlebenden erscheint sein Walten fast unpersönlich, so restlos vollkommen, dient es dem höchsten Zweck. Dieser Mann, in dem unser Schicksal Gestalt und Willen gewann, ist trotz seiner Größe ein schlichter, gerader Soldat geblieben, der an der Last des Ruhmes fast schwerer trägt als an dem Uebermaß schwerster Verantwortung. Der geradlinige Verlauf von Hindenburgs Werdegang liefert den besten Beweis dafür, daß Genialität sich sehr wohl mit nüchterner Pflichterfüllung vereinigen läßt. Der Sohn einer alten preußischen Soldatenfamilie ist in seiner Jugend nicht verhätschelt worden, sondern in der harten Zucht des Wahlstatter Kadettenhauses aufgewachsen. Ins preußische Heer trat Hindenburg im April 1866. Mehr als fünfzig Jahre sind seitdem vergangen. Was sie für Preußen-Deutschland und für seinen großen Feldherrn bedeuten, hat niemand besser gesagt als des Marschalls nächster Helfer und Freund, General Ludendorff, in den Worten: „Der April 1866 sah noch den Deutschen Bund als ein ohnmäch-

AUS DEM HEIM HINDENBURGS IN HANNOVER



Das Wohnzimmer des Generalfeldmarschalls in Hannover.



Das Arbeitszimmer Hindenburgs.



Das Speisezimmer Hindenburgs.

Phot. Berl. Jll. Ges.



Biedermeierzimmer mit Möbeln der Großeltern.



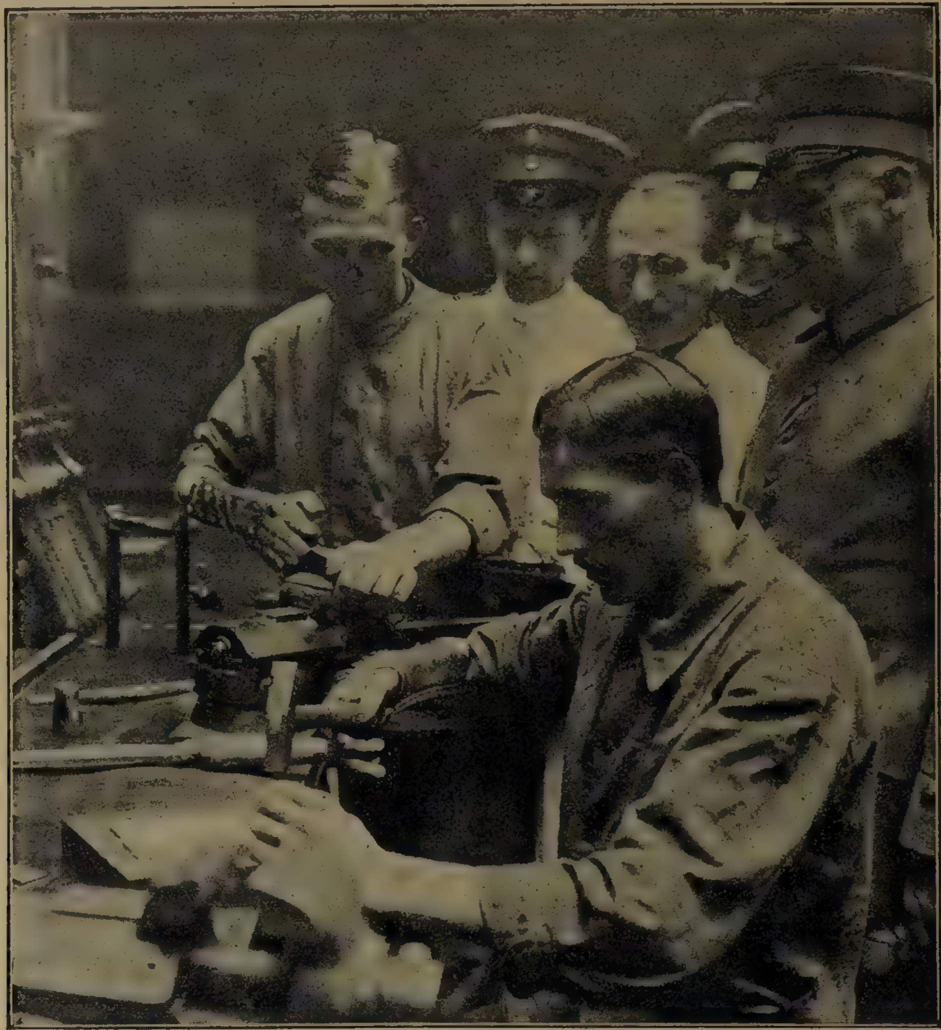
Der Weg des Friedens.

Helft ihn frei machen von feindlicher Bedrohung! Helft Waffen schmieden, die den Feind des Friedens töten! Kriegsanleihe zeichnen ist das Gebot der Stunde!

Gezeichnet frei nach Böcklin von Edmund Fürst.



Fliegerlt. Walter Höhndorf †, der im Luftkampf 12 feindliche Flugzeuge vernichtete und den Orden Pour le mérite besaß.



Kriegsbeschädigte mit der „steifen Manschette", der neuesten Errungenschaft, die die höchste Gebrauchsfähigkeit des verletzten Armes ermöglicht.
Phot. Sennecke.

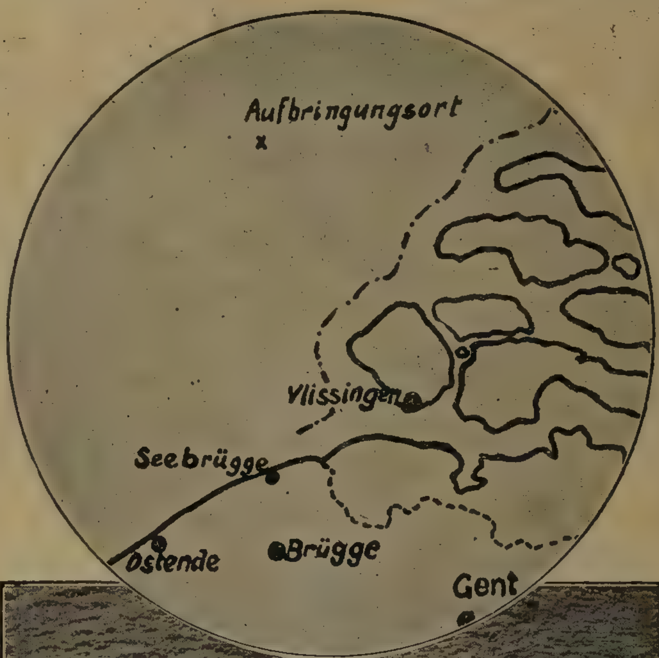


Fliegerlt. Kurt Wolff †, der 34 feindliche Gegner im Luftkampf besiegte und den Orden Pour le mérite besaß.

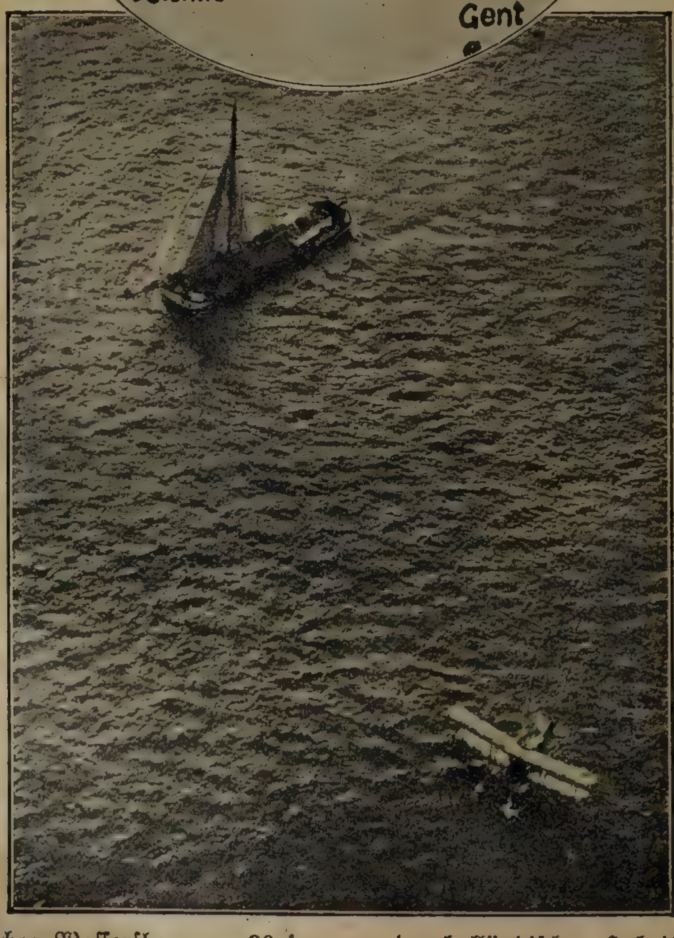
tiges Staatengebilde. Erst der Krieg schaffte Klarheit. Preußen errang die Vorherrschaft, und der waffenfähige Norddeutsche Bund entstand. Die Welt aber fühlte sich noch nicht berührt. Und der Krieg 1870 kam, Deutschland entstand, und die Welt horchte auf. Es kam die Zeit, wo den Deutschen und Deutschland der Rock zu eng wurde, der bisher getragen war, wo alles hinausstrebte, wo unbewußt und bewußt Deutschland ein Rivale der großen Mächte wurde, die da glaubten, die Welt beherrschen zu dürfen. England erkannte dies, und so entstand dieser Weltenbrand. Die Ernte, die 1866 und 1870 säten, ist gereift. Und diese gewaltige Zeit, das Werden Deutschlands, bildete den Hintergrund von Hindenburgs Leben und Wirken. Er hat mitgesät und hilft mit ernten. Die Kriegsjahre führten den jungen Offizier über Königgrätz nach Wien, über Gravelotte und Sedan nach Paris. Als Mann hat er dann mitwirken können, das Schwert zu schärfen, das Deutschlands Kaiser und Preußens König ihrem Volke gaben, um diesen Weltkampf bestehen zu können. Und nach des Lebens Arbeit wurde er aus der Ruhe berufen, dieses Schwert zu führen. Der Weg, der bei Tannenberg begann, machte seinen Namen unsterblich. Er hat ihn dem Herzen des deutschen Volkes zugeführt, das an ihn glaubt und auf ihn hofft."

Gute Prisen.

Das Einbringen von Prisen ist ohne Zweifel eine der angenehmsten Kriegsbeschäftigungen unserer Marine. Leider ist es nicht so leicht, aufgebrachte Schiffe sicher nach einem deutschen Hafen zu führen, so daß es schon einem glücklichen Zufall zu danken ist, wenn das Prisenkommando mit seiner Beute ungefährdet heimkommt. Täglich müssen unsere U-Boote tausende von Tonnen Lebensmittel und Rohstoffe auf den Grund des Meeres schicken; viel lieber wäre es ihnen, wenn sie diese nützlichen Dinge der Heimat zuführen könnten; dagegen konnte in der Südwestecke der Nordsee manche gute Prise eingebracht werden. Hier tobt ununterbrochen der Kleinkrieg zwischen Zerstörern, U-Booten und Fliegern; gilt es doch, hier die Seewege nach London und den Kanal zu sperren und dadurch die Versorgung Südwestenglands zu erschweren, daher sind die Engländer natürlich aufs äußerste bemüht, sich dieser gefährlichen Nachbarschaft zu erwehren, wie jetzt wieder die flandrische Offensive beweist. Die lange Reihe der in Ostende und Zeebrügge an den Kaimauern vertäuten Schiffe zeugt von kühnen Prisenfahrten. So wurde am 12. Juli abends der mit Bannware nach dem Kanal bestimmte holländische Segler „Ägida" von mehreren Flugzeugen aufgebracht









Aufbringung eines Handelsschiffes durch ein deutsches Wasserflugzeug, 30 km von der holländischen Hoheitsgrenze, die in der Kartenskizze durch eine Punkt-Strich-Punkt-Linie markiert ist.

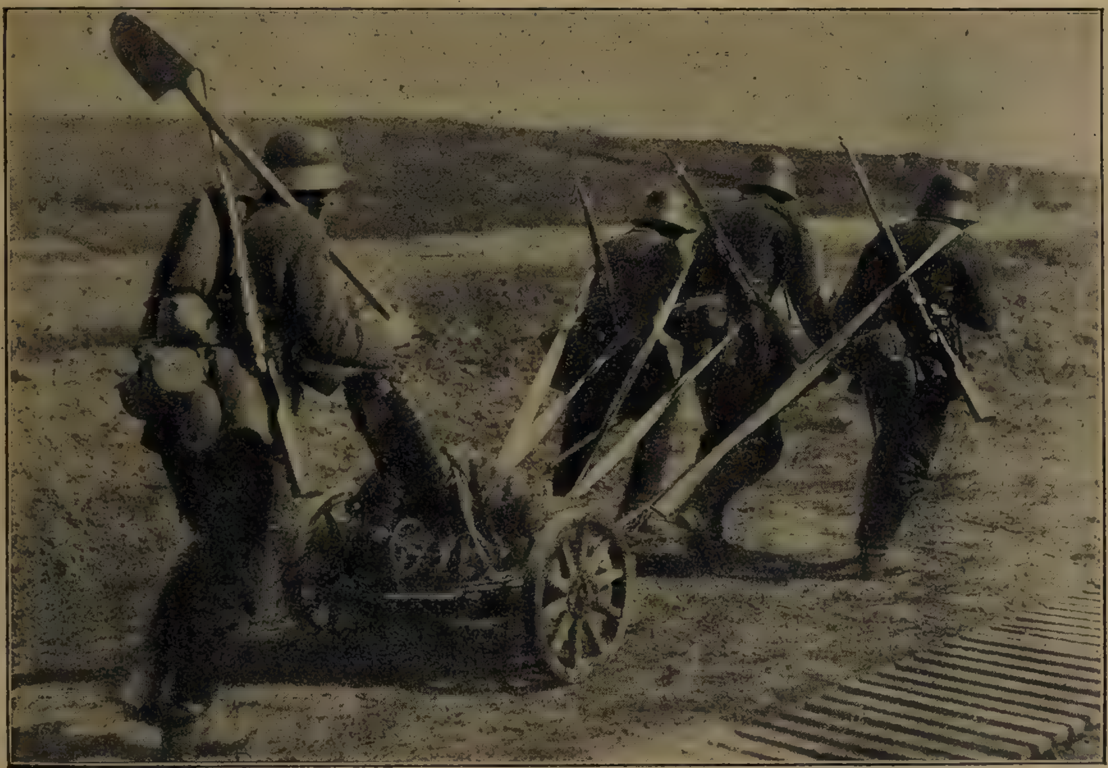
Das [illegible]g gab dem Segler zu verstehen, daß er [illegible], d. h. seinen Kurs aufzugeben habe; — — während das Segelschiff beidrehte, ließ sich das Flugzeug auf das Wasser nieder, — — rollte heran, um die Ladung zu prüfen, worauf das Schiff, das Konterbande führte, als Prise erklärt wurde.





„U 35" im Mittelmeer, das unter Führung des Kapitänltn. Arnauld de la Perière in 28 Tagen 80,000 Tonnen versenkte.
Begegnung mit einem anderen U-Boot auf hoher See. Ein Brausebad auf Deck des U-Boots.

und später von Torpedobooten nach Zeebrügge eingeholt. Der Führer eines dieser Flugzeuge und sein Beobachter entdeckten das Segelschiff etwa 30 Kilometer von der holländischen Hoheitsgrenze entfernt (siehe Kartenskizze). Das Flugzeug gab dem Schiffe, das nach Westen segelte, zu verstehen, daß es „beizudrehen", d. h. seinen Kurs aufzugeben habe. Während die „Agida" beidrehte, ließ sich das Flugzeug in der Nähe auf das Meer nieder und rollte zum Segler, um die Ladungspapiere zu fordern. Als die Waren, die er führte, als Konterbande erkannt waren, wurde das Segelschiff als Prise erklärt. Der Beobachter des Flugzeugs ließ sich von dem Beiboote an Bord der „Agida" bringen, die einige Stunden später in Zeebrügge einlief. Die Rolle der Flieger bei diesen Unternehmungen ist eine bedeutende, da sie rechtzeitig vor dem Herannahen feindlicher Seestreitkräfte warnen und vor feindlichen U-Booten und Minen sichere Wege nach unseren Häfen weisen können. Große Mengen Lebensmittel, die für die reichen Leute der City bestimmt waren, sind auf diese Weise in die Schützengräben der Westfront gekommen, und unsere Feldgrauen werden sicherlich nicht böse sein, wenn die Marine weiter solch nutzbringende Tätigkeit ausübt.



Von der Ypernfront: Minenwerfertrupp auf dem Wege in die Stellung.
Phot. Bufa.



Oesterr.-ung. Sanitäts-Unteroffizier beim Verbinden eines verwundeten Italieners in der elften Isonzoschlacht. Phot. k. u. k. Kriegspressequartier.



Der Reichskanzler im Gespräch mit dem berühmten Flieger Rittmeister Frhr. v. Richthofen. Phot. F. O. Koch.



Von den Kämpfen an der Front vor Verdun:
Ein französischer 32,5-cm-Blindgänger.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

8. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Das junge Mädchen ließ das Fenster herab. Eine alte Frau stand auf dem Bahnsteig und hielt mit hageren Fingern ihr Taschentuch umkrampft. Ihre Lippen zitterten wie bei kleinen Kindern, die nicht wissen, ob sie im nächsten Augenblick weinen oder lachen werden. „Gib nur gut acht, Lisa," sagte die alte Stimme, die umzukippen drohte.

„Keine Angst, Mutter. Mir geschieht schon nichts."

„Und die vielen Taschendiebe auf den Bahnhöfen," jammerte die Mutter.

„Ich lasse mir nichts stehlen," antwortete die Tochter zuversichtlich.

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

„Und schreib' bald."

Die Tränen stürzten unaufhaltsam aus den Augen der alten Frau, während sie neben dem Zug einherlief und mit dem verweinten Taschentuch letzte Grüße winkte.

„Leb' wohl, Mutter."

Die junge Dame schloß das Fenster.

Sie setzte sich nieder, nahm aus der Handtasche ein gelbes Büchlein und begann zu lesen. Löcknitz sah das Titelblatt. „Wie es Euch gefällt." Sie las inbrünstig und in sich versunken. Ihre Lippen bewegten sich beim Lesen. Die Finger waren unruhig und ballten sich manchmal zur Faust. Löcknitz starrte die Leserin unablässig an, als erwartete er, die seltsame Erscheinung würde jetzt und jetzt ins Wesenlose verrinnen. Er studierte jeden Zug dieses Doppelgängeringesichts und vergaß darüber Zweck und Ziel seiner Reise.

Einmal sah die junge Dame von ihrem Buch auf und begegnete seinen verzweifelt fragenden Blicken. Sie hatte Haselnußaugen, stellte Löcknitz fest. Er versuchte, seine Aufmerksamkeit abzulenken und betrachtete eine kurze Weile die Landschaft, die am Fenster vorbeiflog, aber seine Blicke liefen gleich wieder zu der Leserin zurück.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie störe, mein Fräulein," begann er mit jähem Entschluß, „und entschuldigen Sie freundlichst meine Ungezogenheit!"

Sie ließ das Büchlein sinken und sah ihn erstaunt an.

„Mein Name ist von Löcknitz. Bitte, haben Sie die Güte, mir zu sagen, ob Sie Söderblom heißen!"

Sie lächelte und antwortete unbefangen: „Ich heiße Lisa Dierkher."

Er atmete befreit auf, als wäre eine schwere Last von ihm genommen worden.

„Vielen Dank, mein Fräulein."

„O, bitte."

„Ich bin Ihnen Aufklärung über mein rätselhaftes Betragen schuldig. Ich kenne ein Bild, dem Sie unglaublich ähnlich sehen. Es stellt eine Gräfin Söderblom vor."

„Nein, ich bin keine Gräfin," rief sie fröhlich und schien darüber nicht weiter enttäuscht zu sein. „Ich bin ein einfaches Kölner Mädchen, ohne Geld und ohne Adel."

„Aber Sie sind jung, mein Fräulein. Meine Freundin, die Gräfin Söderblom, deren Jugendbild Sie gleichen, muß Sie beneiden."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Jugend ist so wenig, Herr von Löcknitz."

„Jugend ist alles, Fräulein Dierkher."

Sie schwieg, obwohl sie widersprechen wollte.

„Reisen Sie nach Berlin, Fräulein Dierkher?"

„Ja."

„Ihrer Frau Mutter fiel der Abschied recht hart."

„Sie hat niemanden als mich auf der Welt. Mein Vater ist vor einigen Jahren gestorben."

„Ach!"

„Er war Salzamtkontrolleur. Warum lächeln Sie, Herr von Löcknitz?"

„Verzeihen Sie, Fräulein, ich wußte nicht, daß es so ein Amt wirklich gibt. Ich hielt es immer für einen Scherz."

„Sie sind kein Deutscher?"

„Doch, Fräulein Dierkher, aber das Salzamt war für mich immer eine Behörde, bei der man aussichtslose Klagen anzubringen hat."

Sie lachte auf. „Wie Sie sich die Welt vorstellen!"

„Verdreht, nicht wahr? Es ist einer meiner Hauptfehler."

„Was denn?"

Er machte ein sehr ernsthaftes Gesicht. „Ich habe von Natur aus einen von den Behörden nicht gebilligten, unrichtigen Blick für alle wesentlichen Dinge."

Sie sah ihn ein wenig unsicher an und fragte zögernd: „Was sind Sie denn, Herr von Löcknitz?"

Spieler, wollte er antworten, wie er es gestern Nelly Hitchcock gegenüber getan hatte, aber er bezwang sich. Er durfte das kleine Fräulein nicht erschrecken. „Ich war Offizier, Rittmeister. Jetzt bin ich a. D."

„Sie sind doch noch so jung, Herr von Löcknitz," erwiderte sie erstaunt.

„Der Augenschein täuscht, Fräulein Dierkher." Er nannte ihr sein Alter nicht.

Sie wußte nicht, ob das Gespräch jetzt zu Ende wäre oder nicht, und zögerte, in ihrem Büchlein weiterzulesen. Der Rittmeister schien in Gedanken versunken zu sein und starrte mit leeren Augen zum Fenster hinaus. Sie musterte ihn vorsichtig und konnte kein Bild von ihm gewinnen. Er erinnerte sie undeutlich an den Helden einer sentimentalen Komödie, in der sie einmal gespielt hatte. „Ein verarmter Edelmann", hieß das Stück. Aber das war sicherlich ein törichter Vergleich, denn dieser Mann sah sehr wohlhabend aus und vertrug kein Mitleid. Irgendein Kummer mußte ihn wohl auch bedrücken, denn wenn er nicht sprach, waren seine Augen verschleiert und arm.

„Die Sonne will heute gar nicht erscheinen," sagte der Rittmeister, nur um die Pause zu überbrücken.

„Sie wird schon kommen," antwortete das junge Mädchen zuversichtlich.

Er betrachtete zweifelnd den Himmel. „Ich will Ihnen glauben, Fräulein Dierkher."

„Vielen Dank, Herr von Löcknitz."

Er lachte ungeduldig. „Jetzt sprechen wir richtig vom Wetter. Ist das nicht traurig?"

Sie zuckte hilflos die Achseln. „Was hat ein Mensch dem andern zu sagen?"

„Oh, Sie sind nicht mehr so jung, wie Sie aussehen," entgegnete er erstaunt.

„Ich habe auch schon Erfahrungen."

„Und Sie lesen Shakespeare."

„Das ist ein Zufall."

„Ich liebe „Wie es Euch gefällt" sehr."

„Haben Sie es schon auf dem Theater gesehen?"

„Nein. Gott sei Dank, muß ich hinzufügen."

Sie fragte, ein wenig kleinlaut: „Sie mögen Theater nicht?"

„Nein!" antwortete er schroff und runzelte die Stirn.

„Und darf ich wissen, warum nicht?"

„Das hängt mit meinem verbotenen Blick zusammen. Ich hasse das Theater, soweit es sich als moralische Besserungsanstalt aufspielt und vorgibt, die Dichter zu vermitteln. Der Dichter, der mir etwas zu sagen hat, muß sich an mich direkt wenden. Theater ist Zwischenhandel. Und Zwischenhändler sind mir odiös."

Er blickte wieder eine Zeitlang unbewegt zum Fenster hinaus. Der Himmel wurde lichter.

Sie überlegte und sagte dann zögernd: „Ich bin auch eine Zwischenhändlerin, wie Sie uns zu nennen belieben, Herr von Löcknitz."

Er geriet in die peinlichste Verlegenheit. „Verzeihen Sie meine Ungeschicklichkeit, Fräulein Dierkher. Ich konnte ja nicht ahnen. Sie machen in keiner Weise den Eindruck einer Schauspielerin."

„Oh, bitte, Herr von Löcknitz, Sie müssen sich nicht entschuldigen. Ich habe nichts gegen Ihre Auffassung. Es kränkt mich nur, daß Ihnen die Zwischenhändler odiös sind."

„Das sind doch nur leere Worte, die Sie nicht ernst nehmen dürfen, Fräulein Dierkher," beteuerte er eifrig.

Sie lächelte und fragte fröhlich: „Sie haben also nichts gegen mich arme Schauspielerin?"

„Das fühlen Sie ja, Fräulein Dierkher," antwortete er herzlich. „Und wenn Sie mir beweisen wollen, daß Sie nicht mehr böse sind, so erzählen Sie mir von Ihrem Beruf!"

„Ich bin noch nicht sicher, ob die Schauspielerei mein Beruf ist. Und zu erzählen gibt es auch nicht viel. Nach dem Tode meines Vaters mußte ich mir einen Broterwerb suchen. Ich habe etwas gelernt und hätte vielleicht als Gesellschafterin unterkommen können, aber davor graute mir. Man ist so abhängig, und es gibt unerträgliche Menschen, deren Launen man unterworfen ist. So ging ich zum Theater, weil es mir näher lag, nicht aus innerer Neigung. Sie sehen, ich bin aufrichtig, Herr von Löcknitz. Ich spielte einen Winter lang in Aachen und hatte ganz nette Erfolge. In Aachen entdeckte mich ein Theateragent und vermittelte mir eine Anstellung in Berlin. Ich habe vermittelt gesagt, Herr Rittmeister." Sie machte ein schalkhaftes Gesicht.

„In der Kunst wird immer vermittelt, Fräulein Dierkher, das geht nicht anders."

„Und nun fahre ich nach Berlin ans Goethe-Theater, um mein Talent zu zeigen. Kennen Sie das Goethe-Theater, Herr von Löcknitz?"

„Nein. Ich hatte keine Ahnung, daß es so etwas in Berlin gibt. Es ist offenbar eine neue Gründung." Er fügte hinzu: „Ich war einige Jahre von Berlin abwesend."

Der Kellner des Speisewagens kam in das Abteil und lud zum Mittagessen ein.

Der Rittmeister stand auf und fragte höflich: „Kommen Sie mit, Fräulein Dierkher?"

„Nein, Herr von Löcknitz. Meine Mutter hat mir so viel zum Essen eingepackt, als dauerte meine Reise acht Tage. Außerdem muß ich sparen. Sie wissen ja, daß ich keine geborene Gräfin Söderblom bin."

Löcknitz zauderte einen Augenblick und war nahe daran, auf das Essen im Speisewagen zu verzichten. Die Worte des jungen Mädchens trafen ihn wie ein Vorwurf. Er, der nur ein paar ausgeliehene Goldstücke in der Tasche trug, hatte mehr Ursache zu sparen als die Schauspielerin. „Schade!" antwortete er und ging ohne Laune in den Speisewagen.

Während des Essens beschäftigte er sich unablässig mit seiner Reisegefährtin und vergaß vollkommen seine eigenen Schicksale. Wie sonderbare Spiele die Natur trieb! Sie gebar ein Wesen wieder, das schon einmal bestand. Sie handelte wie ein Bildhauer, der eine Figur, die in der Entwicklung seinem geistigen Bild nicht genügte, zerbrach und von neuem schuf. Es war leicht möglich, daß die Natur immer so handelte. Niemals gab es neue Menschen, immer nur Wieder-Geborene.

Nun beginne ich, zu philosophieren, dachte er spöttisch, weil ich einem jungen Mädchen begegnet bin, das zufällig dem Jugendbild einer armen Abenteurerin ähnelt. Wahrscheinlich ist diese Aehnlichkeit gar nicht vorhanden. Photographien führen irre. Was geht mich im übrigen die ganze Geschichte an?

Er zahlte hastig und wechselte sein französisches Geld gegen deutsches ein. Er besaß, nachdem er seine Rechnung beglichen hatte, fünfundvierzig Mark. Wie der reiche Onkel aus Amerika kehrte er in die Heimat zurück.

Fräulein Dierkher lächelte ihm freundlich zu, als er wieder in das Abteil trat.

„Gott sei Dank, das wäre auch überstanden," rief er. „Darf ich eine Zigarette rauchen?"

„Bitte, Herr Rittmeister."

Er dachte nach, wie er das Gespräch von vorhin wieder fortsetzen könnte.

Sie blickte ihn aufmerksam an und sagte plötzlich freimütig: „Ich muß Ihnen ein recht einfältiges Geständnis machen, Herr von Löcknitz."

„Was ist es denn?"

„Als Sie jetzt eintraten, war es mir, als käme

ein guter, alter Freund, den ich schon lange, lange kannte."

„Sie sind zu gütig, Fräulein Dierkher. Vielleicht gelingt es mir, mich als Ihren Freund zu bewähren."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Das sagt man so, während einer langweiligen Eisenbahnfahrt, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen."

„Wir wollen es abwarten, Fräulein Dierkher."

„Ich habe manchmal eine schreckliche Angst vor Berlin."

„Was fürchten Sie?"

„Alles und nichts. Ich kenne Berlin nicht und stehe ganz allein da. Das genügt wohl."

„Ja, es ist nicht leicht," antwortete er teilnahmsvoll. „Wissen Sie schon, wo Sie wohnen wollen?"

„Die Wohnungsfrage ist erledigt. Ich habe eine kleine Wohnung von einer Kollegin übernommen, die Berlin verläßt. In Charlottenburg, Giesebrechtstraße. Kennen Sie die Gegend, Herr von Löcknitz?"

„Ja, natürlich."

„Es sind zwei Zimmer mit Küche. Im Gartenhaus, vier Treppen hoch. Aber dafür ist die Wohnung sehr billig. Fünfundfünfzig Mark im Monat."

„Das ist allerdings nicht viel. Gestatten Sie mir eine Frage, Fräulein Dierkher?"

„Bitte, Herr Rittmeister."

„Welches Gehalt beziehen Sie vom Goethe-Theater?"

„Zweihundertundvierzig Mark monatlich," erwiderte sie voll Stolz.

Er konnte seine Enttäuschung nur mit Mühe verbergen. „Und wie steht es mit den Kleidern?" fragte er.

„Die Kostüme werden vom Theater geliefert."

„Auch für moderne Stücke?"

„Nein, die nicht."

„Aber wenn im Goethe-Theater vielleicht nur moderne Stücke gespielt werden?"

„Ja, das wäre schlimm."

Sie biß sich in die Unterlippe und versank in Nachdenken.

„An den dummen Kleidern scheitern viele," sagte er leise.

Sie nickte ihm zu.

„Es kommt ganz darauf an," fuhr er fort, „ob Sie bereit sind, Opfer für Ihre Kunst zu bringen, Fräulein Dierkher."

Sie verstand genau, was er damit sagen wollte. „Für das Theater opfere ich mich nicht," antwortete sie fest und entschlossen und ballte die Hand.

„Dann werden Sie es nicht leicht haben, Fräulein Dierkher."

Ihre Augen wurden plötzlich dunkel von Tränen. „Sie machen mir das Herz so schwer, Herr von Löcknitz."

Er ergriff ihre schmale, kindliche Hand und sagte voll Güte: „Wie soll ich mich als Freund bewähren, wenn ich nicht wagte, Ihnen die Wahrheit zu sagen?"

„Verzeihen Sie, Herr von Löcknitz," antwortete sie, von Schluchzen geschüttelt. „Ich bin recht dumm. Ich fühle genau, daß Sie es gut mit mir meinen."

Sie machte ihre Hand frei und fuhr sich über die Augen. „Wir wollen uns nicht unterkriegen lassen, Herr Rittmeister," rief sie tapfer.

„Nein, das wollen wir nicht," entgegnete er und dachte zum erstenmal wieder an seinen eigenen Kampf.

„Sehen Sie, nun ist die Sonne doch gekommen."

„Aber nur, um gleich wieder unterzugehen."

Sie blickten zum Fenster hinaus und sprachen eine lange Weile nichts. Dann fiel die Dämmerung auf die Felder.

„In einer halben Stunde sind wir in Berlin, Fräulein Dierkher."

Sie stand auf und richtete ihr Gepäck her.

„Sie werden wohl auf dem Bahnhof erwartet, Fräulein Dierkher?"

„Ich denke, daß meine Kollegin noch in Berlin ist. Ich habe ihr meine Ankunft mitgeteilt."

„Wenn Ihre Freundin nicht da sein sollte, dann nehmen Sie eine Droschke und fahren geradeswegs in die Giesebrechtstraße."

„Jawohl, Herr Rittmeister," entgegnete sie gehorsam.

Geradlinige, häßliche Mietshäuser tauchten auf. Aus hohen Schloten krochen schwarze Rauchwolken. An armseligen Fenstern flatterte bunte Wäsche. Der Zug fuhr langsamer.

„Vergessen Sie mich nicht ganz," bat das junge Mädchen und blickte ihn hilfesuchend an. „Vielleicht brauche ich einmal Ihren Rat. Sie sind mein einziger Freund, Herr von Löcknitz."

Er verbeugte sich stumm. Seine Gedanken waren anderswo.

„Ich habe mir erlaubt, meine Adresse aufzuschreiben. Bitte, wenn Sie einmal eine freie Stunde haben, schenken Sie sie mir!"

Er nahm den Zettel und steckte ihn in die Tasche.

„Sie können auf mich rechnen, Fräulein Dierkher."

„Lassen Sie mich Ihnen noch danken, für alles, was Sie mir gesagt haben, Herr Rittmeister!"

„Nichts zu danken."

„Leben Sie wohl, Fräulein Dierkher. Ich wünsche Ihnen — ach, beim Theater muß man ja Hals- und Beinbruch wünschen."

„Sie dürfen mir Glück wünschen, Herr von Löcknitz." Ihre Stimme zitterte.

„Also dann viel Glück, Fräulein Dierkher."

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied. „Streichen Sie mich nicht völlig aus Ihrer Erinnerung!"

„Gewiß nicht," antwortete er ungeduldig.

Er hatte Lisa Dierkher vergessen, nachdem er seine Hand aus der ihren gelöst hatte.

(Fortsetzung folgt.)

BILDER VOM TAGE



Eugen Burg als Kurfürst und Berthold Rosé als sein Doppelgänger, Dienstmann Heßdörfer (links) in dem neuen Lustspiel „Die beiden Seehunde“ von Carl Rößler im Berliner Komödienhause. Phot. Berl. Jll. Ges.



Kerenskis neue Gattin,
Frl. Timme vom Alexandratheater in Petersburg, mit der Kerenski sich in diesen Tagen vermählte, nachdem er sich ohne besonderes gerichtliches Verfahren von seiner Gattin scheiden ließ.



Englische Kriegsreklame in Amerika: Der Bürgermeister von New York bei der Begrüßung des Kommandanten der schottischen Hochländertruppe, die zur Anfeuerung der Werbetätigkeit nach Amerika entsandt wurde. Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.

RÄTSEL

Bunte Reihe.

Aus den Silben an — de — de — del — e — e — fi — las — lo — ma — me — ni — rich — ro — sa — ster — syl — thil — to — traut — ul — ve sind vier weibliche und drei männliche Namen zu bilden und in bunter Reihe so anzuordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben einen männlichen, ihre Endbuchstaben einen weiblichen Namen ergeben.

Versenkt.

Zwei Laute senk' in einen fremden Fluß:
Manch stolzes Schiff durchs Wort versinken muß.

Verschiedene Schätzung.

Im Walde fristet er das Sein,
Zur Tafel findet er sich ein.

Er ist ein sauberer Geselle,
Beim Waschen ist er flink zur Stelle.
Hat alles man im Haus auch gern
Ihn wünscht sich der Besitzer fern.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 38:

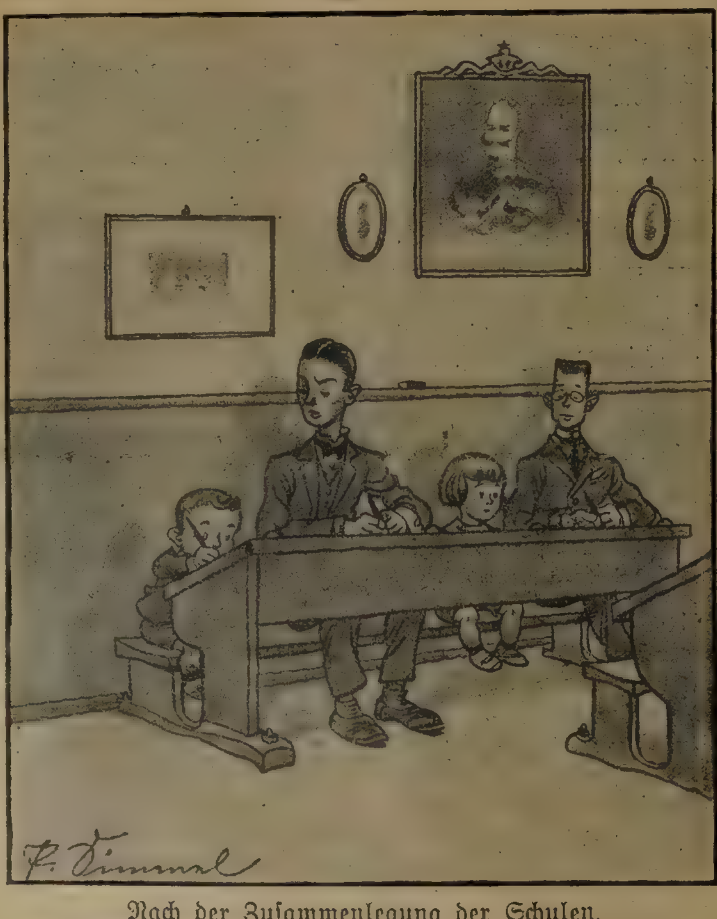
Silben-Rätsel: Geld, Freund, ist aller Dinge Hintergrund. Grillparzer, „Die Jüdin von Toledo. 1. Gitter. 2. England. 3. Lorelei. 4. Dukaten. 5. Frühling. 6. Rose. 7. Erich. 8. Uri. 9. Nacken. 10. Diamant. 11. Irade. 12. Silber. 13. Teuerung. 14. Adler. 15. Lenau. 16. Lohengrin. 17. Euklid. — Buchstaben-Wechsel: Besatzung, Besetzung, Besitzung.

HUMOR

Gestern treffe ich meinen Freund Linkebusch im Tiergarten mit seinem kleinen Jungen. Wir haben uns eine Zeitlang nicht gesehen, drum ist unsere gegenseitige Freude recht groß. Natürlich finde ich den kleinen Linkebusch sehr groß geworden und sehr nett; und der stolze Vater sagt schmunzelnd: „Weißt Du, der Felix ist ein wahres Wunder; er kennt jeden Menschen sogleich wieder, den er einmal gesehen hat.“ „So,“ rufe ich lachend aus, „dann sag' mal, mein Junge, wer bin ich denn?“ Der kleine Felix guckt mich eine Weile an, dann sagt er schnell: „Ach Gott, Du bist ja der garstige Onkel, den Papa im Sommer mit zu Tisch nach Hause brachte, und Mama wurde so böse darüber, daß sie noch eine ganze Woche nachher nicht mit ihm sprach.“

*

In einer Gartenbau-Ausstellung fragte ein wißbegieriger Besucher einen Aufsichtsbeamten: „Können Sie mir vielleicht sagen, zu welcher Familie diese Pflanze gehört?“ — Der Beamte sah den Frager verwundert an, dann schüttelte er unwillig den Kopf und sagte: „Die gehört zu gar keiner Familie, die gehört der Ausstellungsgesellschaft.“



Nach der Zusammenlegung der Schulen.
Sekundaner: „Kommilitone, kratzen Sie nicht so mit der Feder, ich mache sonst lauter Böcke im Homer!“

*

„Ja, mein lieber Meyer,“ sagte der Kinoregisseur, „ich weiß nicht, ob Sie die Rolle in dem neuen Film übernehmen können; Sie werden da zum Schluß eine zwanzig Stiegen hohe Treppe heruntergeworfen und purzeln in eine gefüllte Regenwassertonne.“ — „Das macht mir gar nichts aus,“ antwortete Meyer mit wehmütigem Lächeln, „darauf verstehe ich mich schon, ich war nämlich früher Weinreisender.“

*

„Hier, nehmen Sie diese Pulver,“ sagte der Arzt zu einem nervösen jungen Ehemann, „ich garantiere Ihnen, Sie schlafen danach wie ein Wickelkind.“ — „Um Gottes willen,“ rief der junge Herr entsetzt aus, „geben Sie mir lieber ein anderes Schlafmittel, wir haben nämlich selbst ein Wickelkind, und wie das schläft . . . . das weiß ich.“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.30 Mk. vierteljährlich (5.20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Karl Singer, Berlin-Mahlsdorf. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

XXVI. Jahrgang
Nr. 40

7. Oktober 1917
Einzelpreis
10 Pfg
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Die Befreiung des Friedens.

Das Heer erkämpft sie, das Volk gebe die Mittel dazu! Auf an's Werk! Zeichnet die Anleihe!

Gezeichnet, frei nach Böcklin, von Fritz Koch-Gotha.





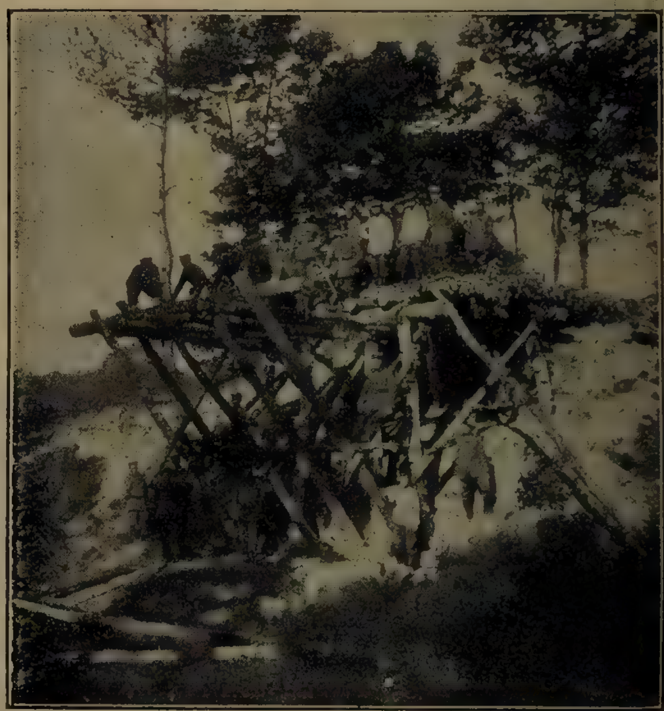
Poincaré in seiner Phantasie-Uniform, die er sich für seine Frontreisen zugelegt hat.
In einer Debatte in der französischen Kammer wurde Präsident Poincaré wegen dieser Frontreisen und dieser Uniform heftig angegriffen.



Beginn eines Flammenwerferangriffs: Stoßtrupps und Pioniere beim Vorgehen.

NACHTFLIEGER

Die weitgehende Spezialisierung der Tätigkeit der Luftstreitkräfte hat verschiedene neue Möglichkeiten für die Flieger geschaffen, von denen sich die Luftkämpfer selbst zu Kriegsanfang noch nichts träumen ließen. Neben der bekannten Infanteriefliegerei, bei der die Flieger in geringer Höhe den kämpfenden Infanterietruppen voranfliegen, ist die Nachtfliegerei wohl eine der interessantesten auf diesem neuen Betätigungsgebiet. Ganze Geschwader von Bombenflugzeugen werden



Pioniere beim Bau einer Kolonnenbrücke über eine 12 Meter breite Schlucht.



Eroberte russische Revolverkanonen in einem Fort von Modlin. Phot. Gebr. Haeckel.



Fliegerleutnant Werner Voß, der 49 feindliche Flugzeuge vernichtete und im Kampf mit seinem 50. Gegner fiel. Phot. Sauke.



Ein Eisenbeton-Unterstand auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



Wie es jetzt in Petersburg zugeht: Photographische Aufnahme von den Zusammenstößen zwischen den Anhängern Lenins und Kerenskis auf dem Newski-Prospekt, bei denen auf die Menge mit Maschinengewehren geschossen wurde.
(Nach einer vom k. u. k. Kriegspressequartier übermittelten Photographie.)

heute für Nachtangriffe auf feindliche Verkehrszentren, Industrieanlagen und militärische Hauptsammelstellen hinter der Front angesetzt. Die Flugzeuge werden für die zu unternehmenden Nachtflüge natürlich besonders hergerichtet, vor allem erhält jedes einzelne Instrument, wie Höhenmesser, Umdrehungszähler, Benzinuhr und dergleichen, eine kleine elektrische Lampe, die vom Führersitz aus eingeschaltet werden kann. Unzählige Male wird diese wichtige Beleuchtung vor dem Aufstieg geprüft, damit sie unterwegs in nächtlicher Höhe auch sicher funktioniert und außerdem nicht etwa von unten her gesehen werden kann. Für den Flugzeugführer wie für den Beobachter bietet der Nachtflug besondere Schwierigkeiten, denn der Führer muß sich ganz auf sein Gleichgewichtsgefühl verlassen, das ihn in der dunklen Nacht, in der oft nur eine ferne, mattschimmernde Horizontlinie Richtung und Lage angibt, vor dem Abrutschen mit seinem Flugzeug bewahrt. Auch der Beobachter muß doppelt scharf aufpassen, denn selbst in mondhellen Nächten wird er nur eine beschränkte Fläche der Gegend unter dem Flugzeug sehen, nach deren Merkmalen er sich orientieren muß. Wiesen und Wälder liegen dunkel unter ihm und matt schimmern wie helle Bänder die Straßen daraus hervor. Aber diese Sicht hat er nur senkrecht unter dem Flugzeug, nach den Seiten zu verschwimmt alles in nächtlichem Dunst und in Dunkelheit. Die Richtung zum Feind wird den Nacht… gern durch vorher verabrede…



Besuch der Reichstagsabgeordneten an der Westfront. Phot. Spelling.
Präsident Dr. Kaempf Dr. David (Soz.) Trimborn (Ztr.) Gen. v. Gallwitz List (Nat.)

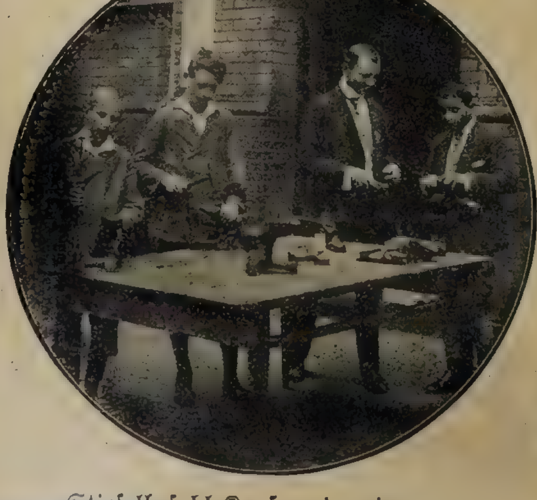


Weithochsprung vom Kriegsspielfest der Damenabteilung der Deutschen Turnerschaft in Berlin-Westend.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Württembergische Dragoner bei einem Sportfest hinter der Front.

Richtungsfeuer in bestimmten Frontabschnitten angezeigt; aber sind sie einmal über der Front, so sind sie ohne Hilfe von der Erde aus ihrem Können und Glück überlassen. Größere Städte und Industrieanlagen im feindlichen Lande bilden durch Lichtschimmer erwünschte Richtungsanzeiger, doch ist der nächtliche Feind in der Luft erkannt und angezeigt, so verlöschen die Lichter in den ganzen Ansiedlungen wie mit einem Schlage, und dafür schießen aus der Dunkelheit die breiten Lichtstrahlen der Scheinwerfer von den Flugabwehrstationen, die den Himmel nach den nahenden Nachtfliegern absuchen. Auch hier hat der Führer eine wichtige Aufgabe, er muß, wenn es irgend geht, den Scheinwerferkegel zu vermeiden suchen, denn das unerhört starke Licht des Scheinwerfers, das die nachtgewohnten Augen der Flugzeugbesatzung faßt, blendet die Flieger, raubt ihnen das Gleichgewichtsgefühl und bringt sie zum Absturz. Abgesehen davon lauern bereits die Abwehrkanonen, die mit der Scheinwerferanlage verbunden sind, um das in den Lichtschein geratene Flugzeug mit ihrem Hagel von Geschossen zu erfassen. Sind die Nachtflieger über ihrem Ziel, so greifen die Beobachter in den Hebel der Bombenlösung, und die zentnerschweren Sprengbomben sausen herunter. Grell aufflammende Einschläge und oft genug gleich darauf ausbrechende schwelende Brände beweisen die Wirkung des nächtlichen Angriffes. Die Wirkung eines schneidig durchgeführten Nachtangriffes ist ganz außerordentlich hoch zu bewerten, denn selbst wenn die Flieger keinen Volltreffer erzielen, selbst wenn sie wieder



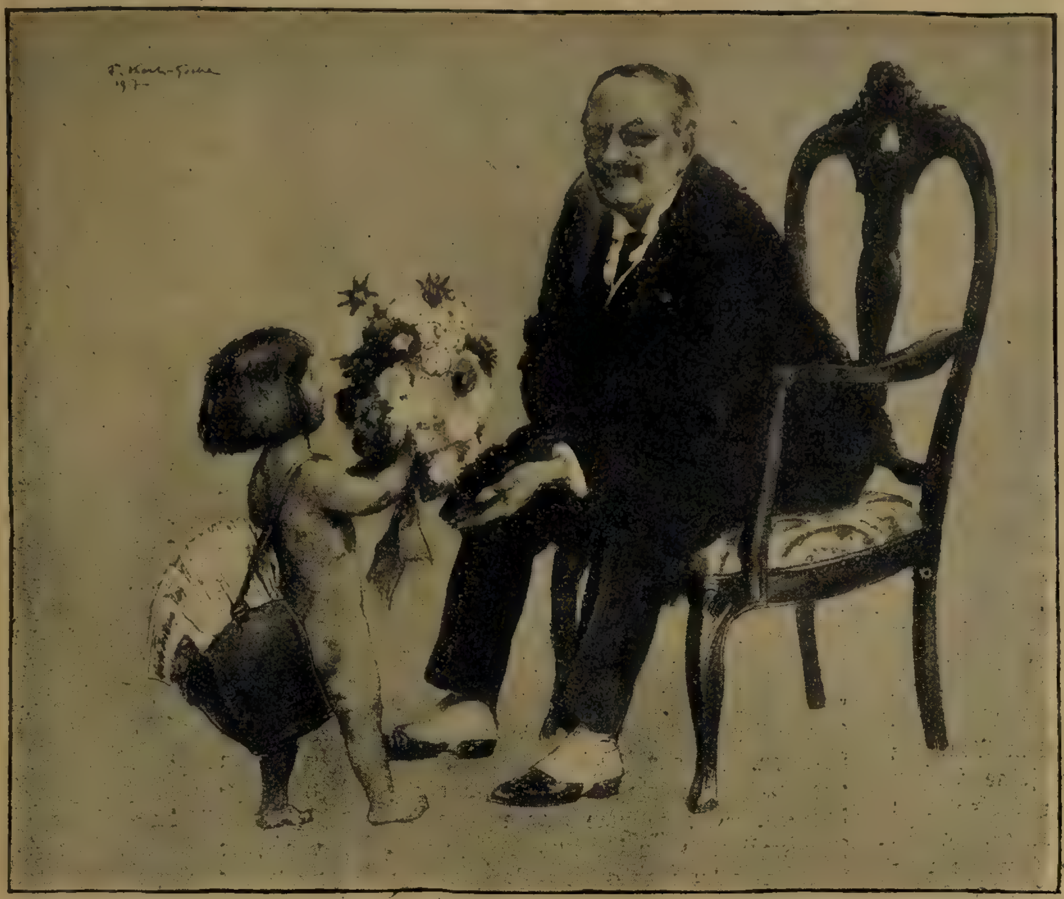
Stiefelbesohl-Kursus in einer Berliner Schule.



Eine seltene photographische Aufnahme: Kapitaler Rothirsch beim Ausstoßen seines Brunstschreis.
Phot. Paul Wagner.



Dr. Robert Friedberg, Bassermanns Nachfolger als Führer der Nationalliberalen Partei.



Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Unserm Zobeltitz.
(Zum 60. Geburtstag des Dichters Fedor von Zobeltitz am 5. Oktober 1917.)

Wenn alle, die Dir heute gratulieren,
Durch Toppers Parktor*) weggefahren sind,
Dann stellt sich noch, vertraulich keck, geschwind,
Die Extranote ein der „Illustrierten".

Du nimmst aus seinen drallen Puttenhänden
Großväterlich den herzlich bunten Strauß,
Der Deiner Leser Dank Dir bringt ins Haus
Für Deiner reichen Fabulierkunst Spenden.

Du hast uns oft beglückt mit Deines Witzes
Und Deines Ernstes Anmut manches Jahr:
Wir grüßen Dich, verehrter Jubilar,
Und harren froh des nächsten Zobeltitzes.

*) Der Landsitz des Dichters.



Fregattenkapitän Strasser, der Führer unseres Marineluftschiffgeschwaders bei den letzten England-Fahrten.

zurück mußten, ehe ihre Bomben im Ziel lagen, so ist doch die feindliche Industrieanlage in ihrer Tätigkeit aufs schwerste gestört, Arbeiten sind unterbrochen worden und die Nerven der Betroffenen werden sich auf lange Zeit hinaus nicht zur Höchstleistung ihrer Arbeit aufraffen können. Solche Nachtangriffe finden natürlich von beiden Seiten statt; wären die Industrieanlagen im Becken von Nancy das Ziel unserer Bombengeschwader, so versuchten die Feinde, die Rüstungsindustrie des rheinischen und westfälischen Gebietes zu stören. Aber hier hat die deutsche Organisation einen Heimatluftschutz aufgebaut, der mit allen Mitteln die heimische Industrie zu schützen versteht. Tadellos aufeinander eingespielte Scheinwerfer, Flugabwehrkanonen und Maschinengewehre warten auf den Alarm, der ihnen von Horchposten und Flugwachen zugeht und legen bei Annäherung der feindlichen Flieger gleichsam eine schützende Mauer aus Scheinwerferstrahlen und Schrapnells um das ihrer Obhut anvertraute Ziel. Diese ständige, nie ermüdende Bereitschaft, auf die die Feinde immer wieder treffen, ist das beste Mittel, die nächtlichen Feinde zu beirren und abzuwehren; und die erfolgten Angriffe auf deutsche Industriestätten mit ihren ziellos ins freie Feld abgeworfenen Bomben haben gezeigt, daß unter dem Schutz der deutschen Abwehrmaßnahmen unsere Industrie selbst in der dem feindlichen Flieger erreichbaren Zone ruhig weiter schaffen kann. Wenn man dagegen hört, daß deutsche Bombengeschwader in einer Nacht die militärischen Anlagen von Dünkirchen mit über 100 Zentnern Bomben, ein anderes Geschwader Flughäfen und feindliche Lager an der flandrischen Front mit 150 Zentnern Bomben und noch ein anderes Geschwader in einer Nacht auf französische Munitionslager und Eisenbahnknotenpunkte rund 200 Zentner Sprengstoffe in Bombenform abwarf, so wird sich der Laie nur schwer vorstellen können, welche gewaltige Wirkung diese ungeheuren Massen kräftigster Sprengstoffe auf den Feind ausüben können. Und wenn dann geplante Angriffe des Feindes auf der Erde unerwartet schwächlich ausfallen, wenn feindliche Offensivabsichten gelähmt erscheinen, so ist dies neben anderen Maßnahmen nicht zum geringsten der Tätigkeit unserer Nachtbombengeschwader zu danken.



Von der neuen Bühnenspielzeit:
Szene aus Ludwig Fuldas „Der Lebensschüler" in der Aufführung des Berliner Trianon-Theaters".
Ida Wüst und Kurt v. Moellendorf.



Szene aus der originellen Hundekomödie „Dyckerpotts Erben" von Robert Grötzsch in der Aufführung des Berliner Residenz-Theaters.
Rosa Valetti und Julius Falkenstein.
Phot. Zander & Labisch.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

4. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

IV.

Löcknitz stand auf dem Potsdamer Platz und ließ das brausende Leben an sich vorüberziehen. Wie ein Dörfler, der zum ersten Male in die Großstadt kam, nahm er den Höllenlärm der abendlichen Stunde in sich auf. Die Schutzleute bliesen, die Kraftwagenführer tuteten, die Untergrundbahnen donnerten unter seinen Füßen, die Flammenzeichen an den Dächern schrien zum dunklen Herbsthimmel, und die Zeitungsverkäufer brüllten wie Besessene. Löcknitz stand in sich versunken hinter den Blumenverkäuferinnen und betrachtete, wenn seine Augen müde wurden, aufmerksam die matten Rosen und späten Veilchen. Er belauschte die Unterhaltung der Weiber und wunderte sich, daß er ihre Sprache verstand. Wie angewurzelt blieb er wohl eine halbe Stunde in seiner Deckung, als scheuten seine Füße vor dem Weg, der ihnen drohte.

Endlich riß er sich mit Anstrengung von seinem Posten los und ging, langsam und bedächtig, zur Potsdamer Straße. Wie ein Traumwandler schritt er durch die Straße, die ihm fremd und doch so wohlbekannt erschien. Unverändert war die Straße geblieben. Und da war die Potsdamer Brücke. Er bog in die Königin-Augusta-Straße ein. Hier war es stiller und lichtloser. Das Wasser des Landwehrkanals floß ölig und glatt dahin. In der Hütte eines großen Kahns leuchtete ein armes Licht. Die Bäume am Ufer standen welk und gelb. Die von-der-Heydt-Brücke. Rettungsringe, dem Schutze der Bürger empfohlen. Rettungsring und Notleine, dachte Löcknitz bitter. Wie treu hütet der Staat seine Schäflein! Weiter. Immer langsamer wurden seine Schritte, je näher er dem Haus seiner Frau kam. Manchmal blieb er stehen und starrte tiefsinnig ins Wasser. Wie eine holländische Gracht sah der Kanal aus. Irgendwo schlug eine Uhr die siebente Stunde. Auf einer dunklen Bank saß ein Liebespaar.

Herkules-Ufer. Dort stand das Haus seiner Frau. Er bekam heftiges Herzklopfen. Er stellte sich in den Schatten eines Baumes und blickte zu den Fenstern hinauf. Zwei waren erleuchtet. In diesem Zimmer saß wohl Agnes Löcknitz. Ob sie es fühlte, daß unten auf der Straße ihr Mann wartete? Nein, sie konnte es nicht fühlen, denn er selber wußte nicht genau, ob er wirklich hier am Herkules-Ufer stand. Dies alles konnte auch ein dummer Traum sein. Gestern war er jedenfalls noch in Compiègne gewesen. Daran vermochte er sich deutlich zu erinnern.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er seiner Frau Blumen bringen wollte. Mit leeren Händen wagte er nicht, ihr Haus zu betreten. Er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Wie eine Erleichterung empfand er den Aufschub der Stunde der Rechenschaft. Sein Herz schlug ruhiger, je weiter er sich von dem Haus am Herkules-Ufer entfernte.

Er trat in einen Blumenladen in der Nähe der Potsdamer Brücke. Ein junges Mädchen begrüßte ihn.

„Ach, bitte, Fräulein, geben Sie mir für fünf Mark Blumen!"

„Was soll es sein, mein Herr?"

„Es ist mir gleichgültig!"

Fremd und durftig klang ihm seine Stimme.

„Dürfen es Rosen sein, mein Herr?"

Er nickte mit dem Kopf. Eine bittere Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt. Seine Augen waren schwer von Schlaf und Müdigkeit.

Er zahlte und nahm die Blumen in die Hand.

„Guten Abend, mein Herr."

„Guten Abend."

Er taumelte ein wenig, als er den Laden verließ. Die Rosen brannten wie Feuer in seinen Fingern. Als ginge er zu einem Begräbnis, so war es. Die Blumen waren dazu bestimmt, in ein offenes Grab zu [illegible].

Er schlich wieder den Landwehrkanal entlang. Es wäre kein Wunder, wenn er die Aufmerksamkeit eines Schutzmannes erregt hätte. In der Hütte des Kahns leuchtete noch immer das schwache Licht. Ein säuerlicher Apfelgeruch kam vom Wasser. Das Liebespaar war verschwunden und versunken, als hätten niemals zwei heiße, junge Leute hier am Ufer gesessen.

Wie zwei helle Augen blickten die Fenster, hinter denen Agnes Löcknitz atmete. Dem Rittmeister schnürte es den Hals zu. Er ließ sich auf einer Bank nieder und rang nach Fassung. Dünne Nebel stiegen vom Kanal auf. Nein, es war nicht möglich, jetzt vor der Frau zu erscheinen. Dazu bedurfte es ruhiger Nerven und kalten Blutes. In der heutigen Stimmung schlugen aus den ersten Worten helle Funken. Die Stunde, sich zu demütigen, war noch nicht gekommen. Zu tief saß der vergiftete Stachel in seinem Herzen. Man mußte zu Abend essen und sich ausschlafen. Der gestrige Tag in Paris und die lange Fahrt zitterten zu stark nach. Ein nüchterner, grauer Herbstmorgen war auch geeigneter zur Buße als der Abend, der die Grenzen verschiebt und ein falsches, romantisches Licht über die Dinge breitet.

Löcknitz stand jäh entschlossen auf und begann, zurückzuwandern. Keinen Blick warf er mehr auf die erleuchteten Fenster des kleinen Hauses am Herkules-Ufer. Seine Lunge atmete freier und zuversichtlicher. Mit einemmal lachte er laut auf und schleuderte die Rosen im großen Bogen in den Kanal. Das Wasser antwortete mit einem leisen Plätschern. Nein, mit Blumen war nichts zu wollen. Hier wurde kein tränenseliges Melodram aufgeführt. Rosen um fünf Mark konnten nicht fünf zerstörte Frauenjahre vergessen machen. Für jedes Jahr eine Mark. So billig war ein Menschenleben doch nicht.

Lärm kam näher, und weißes Licht blendete. Löcknitz stand wieder auf der Potsdamer Brücke. Wie ein gräßlicher Spuk lag die Einsamkeit am düsteren Kanal hinter ihm zurück. Hier gab es wieder eilige und freundliche Menschen, mit denen man nichts zu tun hatte. Tröstlich und beruhigend schlug der Lärm der Straße über Löcknitz zusammen. Ein kleines Mädchen, das eine große Hutschachtel trug, ging vorüber und lächelte ihm zu. Nach ein paar Schritten wendete es sogar den Kopf. Der Rittmeister sah der Kleinen wohlwollend nach und sagte: „And forget me." Dann überlegte er unschlüssig, wo er zu Abend essen sollte. Vielleicht gab es irgendwo eine kleine, dämmerige Weinstube, die eine stille, einsame Ecke hatte.

„Ja, Donnerwetter, sind Sie es wirklich, Löcknitz?"

Der Rittmeister bemühte sich, das Gesicht des Mannes zu erkennen, der ihm die Hand entgegenstreckte.

„Lassen Sie sich auch wieder 'mal in unserm Dorf sehen!"

Der Fremde schüttelte ihm die Hand und freute sich. Sein mageres, braunes Gesicht lachte vor Vergnügen.

Der Rittmeister stammelte verlegen und überwältigt: „Ach, verzeihen Sie einen Augenblick! Ich bin noch nicht im Bild."

Der andere fragte besorgt: „Was ist Ihnen, Löcknitz? Fühlen Sie sich nicht wohl? Sie sehen so furchtbar blaß aus."

„Danke, es ist nichts. Haben Sie nur noch eine halbe Minute Nachsicht mit mir!"

Plötzlich kehrte ihm die Erinnerung zurück. „Sie sind es, Klützow!" rief er glücklich und klammerte sich an seinen Arm. „Wie freue ich mich!"

„Na, hören Sie, Löcknitz, Sie können einem einen tüchtigen Schreck einjagen. Sie waren vollkommen geistesabwesend."

„Entschuldigen Sie, mein Lieber! Ich war augenblicklich ganz anderswo. Außerdem bin ich blödsinnig hungrig."

„Gottlob, jetzt sprechen Sie wieder vernünftig. Haben Sie heute abend etwas vor? Wollen Sie mit mir essen?"

„Gern."

Klützow rief ein Auto heran. Sie stiegen ein und fuhren.

„Darf ich reden oder wollen Sie Ruhe haben?"

„Sprechen Sie immerzu, Klützow! Ich bin ja glücklich, daß ich Sie getroffen habe."

„Das hätte ich mir heute früh nicht träumen lassen, daß ich mit Ihnen zusammen sein werde. Sie waren ja mächtig lange weg."

„Ueber fünf Jahre!"

„Nein! Fünf Jahre! Es ist nicht zu glauben. Außerdem sieht man es Ihnen nicht an. Sie sind noch immer berückend schön. Wie ein Sommermorgen."

Der Rittmeister lächelte trübselig. „Ach, Klützow, es wird ein Spätherbstmorgen sein."

Der kleine Husar ereiferte sich. „Nee, wirklich, Sie haben sich gar nicht verändert. Nur — Du bist blaß, Lowise."

„Lassen Sie mich ein paar Gläser intus haben, dann kehrt die Farbe wieder."

„Rote Jacke und schwarze Aermel."

„Wo sind die Zeiten, Klützow?"

„Kommen wieder, lieber Rittmeister. Alles kommt wieder."

Der Wagen hielt Unter den Linden. Nun saßen sie in einer Ecke der alten Weinstube, die voll von Erinnerungen an junge Tage war.

„Haben Sie besondere Wünsche, Löcknitz, oder darf ich bestellen?"

„Bitte, bestellen Sie, Klützow!"

„Schön. Was wollen Sie trinken?"

„Einen leichten Mosel."

„Sehr gut."

Die Gläser klangen zusammen. „Ihr Wohl, Klützow!"

Der Rittmeister begann zu essen, voll Hast und gierig. Die Nebel versanken, und in seine Augen kam ein helles Leuchten.

„So, Klützow, jetzt bin ich wieder Mensch. Es ist schandbar, daß man derart vom Magen abhängig ist. Nun erzählen Sie, ich komme von einem anderen Stern."

„Wo soll ich beginnen, und was interessiert Sie? Sie haben sicherlich viel Merkwürdigeres erlebt als wir hier."

„Meine merkwürdigen Erlebnisse gebe ich billig ab."

„Sind Sie schon lange zurück?"

„Nein, gar nicht lange."

„Gedenken Sie jetzt in Berlin zu bleiben, wenn ich fragen darf?"

„Ja, ich denke."

„Wo waren Sie denn die ganze Zeit?"

„Ueberall, wo Pferde laufen. Zuletzt in Paris. Weil wir gerade von Pferden sprechen, was macht Ihr Schlüsselbein, lieber Klützow?" Der Husar brach mindestens einmal im Jahr sein Schlüsselbein.

„Danke der gütigen Nachfrage, es geht. Ich habe mir nämlich ein silbernes Schlüsselbein bauen lassen. Das verträgt 'nen Sturz."

Löcknitz lachte aus vollem Hals. Seit vielen Jahren hatte er nicht so herzlich gelacht. Er fühlte sich so wohl und behaglich wie ein gänzlich sorgenfreier, junger Mensch. „Was macht Ihr Stall, Klützow?"

„Gott, Stall ist ein wenig übertrieben. Ich besitze, wenn ich genau zähle, zwei bescheidene Pferdchen. Der eine Gaul ist eine fünfjährige Stute, mit der nichts los ist. Eine faule, eigensinnige Bestie, die vor jedem Hindernis stehen bleibt. Sie besitzt sämtliche weiblichen Untugenden, und kaufen will sie auch niemand. Der Hengst ist siebenjährig und springt tadellos. Sie werden ihn morgen sehen."

Löcknitz machte ein erstauntes Gesicht. „Morgen? Wieso?"

„Ich gehe morgen mit ihm los. In Hoppegarten. Sie werden doch da sein."

„Natürlich."

„Wenn ich mir nicht den Kragen breche, gewinne ich todsicher. Es ist eine gute Sache. Sie können eine Stange Gold wetten."

Vierzig Mark sind eine bescheidene Stange, dachte Löcknitz kummervoll.

„Wie heißt Ihr Gaul, der morgen gewinnen will?"

„Wachtmeister von Galtee More aus der Berlinerin."

„Sehr anständige Familie," antwortete Löcknitz sachverständig.

Zwei Herren näherten sich dem Tisch und grüßten vorsichtig. „Nur immer 'ran, Kinder!" rief Klützow fröhlich. „Ein seltener Gast ist hier."

Die beiden Herren klemmten gleichzeitig die Eingläser in die Augen und starrten den Rittmeister an. Mit einmal löste sich die Starrheit ihrer Mienen, und beide jubelten: „Löcknitz! Sind Sie es wirklich?"

Der Rittmeister schüttelte ihnen gerührt die Hände und erwiderte: „Ja, ich bin's, bin der Räuber Jaromir."

Twesten und Rastorf nahmen am Tisch Platz und überschütteten den Wiedergekehrten mit Fragen. Löcknitz saß da wie ein beschenktes Kind am Weihnachtsabend und wurde nicht müde, zu erzählen. Es schien ihm, als wäre er nur ein paar Wochen lang diesem Kreis fern geblieben. Nun war er wieder daheim.

„Kinder, diesen glorreichen Abend müssen wir mit einer Bowle begießen!" rief Rastorf entzückt.

Klützow erhob Einspruch. „Nee, Herrschaften, keine Bowle, wenn ich bitten darf. Ich muß morgen um mein Leben reiten."

Löcknitz stimmte ihm bei: „Klützow hat recht. Sieger müssen enthaltsam sein. Der Alkohol verdirbt die ruhige Hand."

„Na schön," meinte Twesten, „dann wollen wir morgen Wachtmeisters Sieg und Rittmeisters Wiederkehr gemeinsam feiern."

Rastorf hob drohend den Finger: „Gott sei Ihnen gnädig, Klützow, wenn Sie uns das Programm umwerfen."

„Wachtmeister wird gewinnen, aber die Siegesfeier müssen wir verschieben. Morgen sind wir doch bei Miersdorf geladen."

„Da feiern wir eben bei Miersdorf," entgegnete Twesten.

„Was ist denn los bei Miersdorf?" fragte der Rittmeister.

„Geburtstag mit großem Klimbim," erzählte Rastorf. „Sie müssen unbedingt mitkommen. Miersdorf liebt Sie, das wissen Sie ja."

„Ich bin nicht eingeladen."

„Das sind lächerliche Förmlichkeiten," behauptete Twesten. „Sie bedürfen doch keiner Einladung, Löcknitz. Uebrigens wird Miersdorf Sie morgen in Hoppegarten sehen und nicht mehr loslassen."

Die Augen des Rittmeisters verschleierten sich. Sie sahen die beleuchteten Fenster des einsamen Hauses am Herkules-Ufer. Eine unglückliche Frau saß dort, während er fröhliche Pläne für den nächsten Tag schmiedete.

„Miersdorf erzählte uns übrigens, daß er Sie in Paris getroffen hätte," sagte Klützow.

„Ja, wir waren einen Abend zusammen."

Löcknitz konnte sich von einer leichten Verlegenheit nicht frei machen. Wußten die Kameraden Näheres über sein Leben in den letzten fünf Jahren? Er schüttelte die peinigenden Gedanken ab. Wem es nicht paßte, der brauchte mit ihm nicht zu verkehren. Er drängte niemandem seine Gesellschaft auf. Kein Mensch hatte das Recht, über ihn Richter zu sein.

„Kinder, ich bin für Veränderung," rief er und gewann seine Laune wieder. „Wir sitzen hier ein halbes Leben lang."

„Wollen die Herren bei mir Kaffee trinken?" fragte Klützow.

Sein Vorschlag wurde angenommen.

Sie traten auf die Straße und sogen gierig die kühle Nachtluft ein.

„Ich denke, wir gehen," meinte der kleine Husar.

„Natürlich," antwortete der Rittmeister und nahm Klützow unter den Arm. „Wohnen Sie noch immer in der Bunsenstraße?"

„Ja. Das haben Sie sich gemerkt, Löcknitz?"

„Ich habe ein fabelhaftes Gedächtnis für alle unwichtigen Dinge. Ich will damit natürlich nicht sagen, daß Ihre Wohnung unwichtig ist, lieber Klützow, aber ich meine so im allgemeinen."

„Ich verstehe schon."

Nun saß man in Klützows Stube. Pferdebilder hingen an der Wand neben Fechtmasken und gekreuzten Pallaschen. Auf allen Tischchen und Kästen standen gewonnene Pokale. Eine silberne Peitsche sah hochmütig auf das Becherzeug herab.

„Wann haben Sie denn die silberne Peitsche gewonnen?" fragte Löcknitz.

„Voriges Jahr," antwortete der Hausherr. „Es war viel Dusel dabei."

„Man kann schon Schwein sagen," rief Twesten lachend.

„Ich gratuliere nachträglich," sagte der Rittmeister und versank in Nachdenken. Eine leise Sehnsucht, die nicht frei von Neid war, stieg in ihm auf. Wie lange war es her, daß er kein Rennpferd zwischen den Beinen gehabt hatte! Schmach und Schande. Der beste Rennreiter vom Regiment verhockte die schönsten Jahre an grünen Allerweltstischen. Wer trug die Schuld? Seine Frau. Sie hatte ihn vertrieben und außer Gefecht gesetzt. Und wenn sie fünf verlorene Jahre hinter sich hatte, so waren ihm ebensoviel unwiederbringliche Reiterjahre zerstört worden. Die Rechnung stand gleich. Er hatte es nicht notwendig, als demutsvoller Büßer heimzukehren.

*

(Fortsetzung folgt.)

Der hier erschienene Roman von Fedor von Zobeltitz „Eine junge Dame von Welt" ist soeben im Verlage Ullstein & Co. in Buchform erschienen (Preis M. 3,50).

RÄTSEL

Silben-Rätsel:

Aus den Silben: a — ben — burg — char — der — di — e — eis — em — er — fer — ho — ho — i — i — ka — ko — la — la — le — lin — lo — lot — mich — na — ne — nes — ni — ni — nis — no — rol — se — so — ten — ti — ti — va — van — zy — sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen eine Aufforderung an alle Deutschen ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Kleidungsstück, 2. Oper, 3. bekannten Roman, 4. deutsche Stadt, 5. biblische Person, 6. Schlachtort des Altertums, 7. thüringische Stadt, 8. österreichisches Kronland, 9. weiblichen Beruf, 10. Schillersche Dramengestalt, 11. Feldherr des jetzigen Krieges, 12. Musikstück.



Frauen als Soldaten bei unseren Feinden: Weibliche Rekruten vom russischen Todesbataillon beim Bataillonsfriseur, der ihnen bei der Einkleidung die Haare abschneidet.

Mahnung.

Sorg', daß zum Aus- Dein
Ein- stets lange,
Sonst wird mir's um Dein
Fort- bald bange!

Lösungen der Rätsel aus Nr. 39.

Silben-Rätsel: Erasmus — Therese. Edeltraut, Roderich, Antonie, Sylvester, Mathilde, Ulfilas, Salome.

Versenkt: Seine — Seemine.

Verschiedene Schätzung: Schwamm.



Amerikanerinnen, die in ein Fliegerkorps eingetreten sind. (Aus einer englischen Zeitschrift.)

Versteck-Rätsel.

„Nein, so derb ergötzen sich unsre Leute nicht," sagte der Schlesier, als er in Bayern den Schuhplattler tanzen sah.

In dem Ausspruch des Schlesiers steckt der Name seiner Vaterstadt.

Zwei Silben.

Das Erste ist das Mittelstück vom Mann,
Das Zweite ist ein Teil von jedem Schwert,
Das Ganze unser Heer vortrefflich kann,
Hat es erst kürzlich wundervoll bewehrt.



Ein Mitglied des amerikanischen Freiwilligen-Frauen-Korps für Wachdienst in der Heimat.

HUMOR

Parole: Ludendorff.

Im Schützengraben ist für die nächsten 24 Stunden die Parole „Ludendorff" ausgegeben. Der Grabenposten bemerkt nachts im Gelände vor dem Drahtverhau eine Gestalt, die mit dem Spaten vorsichtig und behutsam, doch eiligst buddelt. Sofort unter Fertigmachen der Schußwaffe ruft der Grabenposten an:

„Halt, wer da?"

„Mensch — Ludendorff!" schallt es im Flüsterton zurück.

Darauf der Posten: „'n Abend, Exzellenz!"

*

„Hier bringe ich Ihnen mein Schwein in Pension," sagte die Frau Kommerzienrat zum Bauern. „Aber füttern Sie es nicht Tag für Tag, sondern immer einen Tag lang lassen Sie es fasten. Ich wünsche nämlich nicht durchwegs Fett, sondern das Fleisch von dem Schwein soll schön durchwachsen sein!"



Feine Nase.
„Wie wollen Sie denn da Ihr Gepäck 'rausfinden?"
„Ich finde es bestimmt, ich habe Sechser-Käse drinn!"

„Sie, hören Sie mal," sagte ein Laubenbesitzer zu einem andern, „die Hühner, die Sie mir gestern brachten, sind sehr schön, aber der Hühnerstall, den Sie gebaut haben, taugt nichts. Sie sind alle am Abend ausgerissen; meine Frau und ich haben richtig Jagd machen müssen und glücklich zehn Stück wieder eingefangen. Wieviel haben Sie uns denn eigentlich gebracht?" — „Sechs!"

*

Die alten Landsturmrekruten üben auf der Hindernisbahn. Einige Zäune und Gräben sind schon genommen als der Weg über Laufplanken führt, unter denen sich Wasser befindet. Der Landsturmmann Kiesewetter gleitet auf dem schmalen Balken aus und stürzt ins Wasser. Als er in der trüben Pfütze umherplantscht, ruft ein Kamerad:

„Kiesewetter! Soll ich Dir die Badehose reinwerfen?"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

XXVI. Jahrgang
Nr. 41

14. Oktober 1917
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 20 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.

Vom Minenkrieg.
Selbstrettungsapparat für Minensappeure.

(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite.)



Der Kaiser und Generalfeldmarschall von Mackensen an der rumänischen Front.
Phot. Menzendorf.

VOM MINENKRIEG

von Colin Ross

Die Mine ist die Unterseebootswaffe des Landkrieges, die sich dem Gegner unsichtbar unterirdisch nähert und ihn aus dem Dunkel heraus vernichtet. Die Vorbedingung für den Erfolg eines Minenangriffs ist sein Unbemerktbleiben. Nicht nur die Höhe des Erdaufwurfs kann die Mine verraten, sondern vor allem auch die Farbe des aus tiefen Schichten stammenden Erdreichs. Darum wird die herausgeschaffte Erde, der „Minenstaub“, in „Minenhunden“, Körben und Säcken fortgeschafft und in eigens angelegten Gräben und Gruben abgeladen. Der tiefgelegene Eingang führt in das Minenvorhaus, das zum Unterbringen der Sprengladung dient und als Aufenthaltsraum der Mineure Von da führt der „Schleppschacht“ schräg abwärts in die Erde hinunter. Um Zeit und Arbeitskräfte zu sparen, wird der Stollen nicht wie im Bergwerk in Mannshöhe geführt, sondern nur halbmannshoch. Tief gebückt muß man gehen. Das Kreuz schmerzt. Das Blut steigt zu Kopf. Von Zeit zu Zeit leuchtet eine trübe Lampe von der Wand. Die Luft wird immer schlechter. Ein Verräter droht der unsichtbaren Mine: der Schall. Ein vorsichtiger, aufmerksamer Gegner erkennt die Gefahr an dem dumpfen Poltern der unterirdischen Arbeit. Dann gibt es nur ein Mittel: sofort Gegenminen vortreiben. Es heißt, dem Feinde zuvorzukommen, seine Minen zu zerstören, ehe sie die eigenen Stellungen erreicht haben. Wer sprengt zuerst, im richtigen Augenblick? Das ist die Frage, von der aller Leben abhängt. Ein paar Kabel führen aus dem schmalen Schacht, und daneben hängt eine große Warnungstafel: „Zündfertige Mine! Lebensgefahr!“ Dieses Schild, das im Schützengraben, fünfzig Schritt vom Feind, vor einer Lebensgefahr warnt, wirkt an dieser Stelle fast ein wenig lächerlich und gemahnt an die Zeiten, wo eine fürsorgende Behörde schützend die Hand über uns hielt, auf daß wir nicht etwa gar von einer fahrenden Trambahn abspringen. — Die Horchposten werden ständig kontrolliert;



Italienische Soldaten beim Vorgehen mit neuen Schildern zum Schutz gegen Maschinengewehrfeuer. (Engl. Photogr.)



Opfer der Engländer: Das Innere der Peter-Paul-Kirche in Ostende mit zwei getöteten belgischen Frauen, die bei der Beschießung durch die Engländer während der Frühmesse ums Leben kamen.



Vom Himmelsdom glänzt zukunftsfroh herab
Der süße Friede: Lohn der Völkerschar,
Die stolz und stark im Kampf und Sturme war
Und Gold und Waffen treu den Kämpfern gab.

Zur 7. Kriegsanleihe frei nach Böcklin gezeichnet von Franz Stassen.

HINDENBURGS 70. Geburtstag





In Hindenburgs Hauptquartier am Geburtstagsmorgen:
Er kommt! — Die Begrüßung.
Phot. Bufa.



Der Kaiser beim Verlassen der Wohnung Hindenburgs nach der Beglückwünschung.



Von der Feier am Eisernen Hindenburg in Berlin: Das Hoch nach der Rede des Oberhofpredigers Döring.



Der Feldmarschall bei einem Morgenausgang am Geburtstag.

(Fortsetzung von Seite 498.)

denn von ihrer Aufmerksamkeit hängt unser Leben ab. Der Horchposten kauert am Ende des vierzig Meter langen Stollens. Die gewaltige Erdmasse lastet auf dem Einsamen. Er liegt mitten in der Erde, verloren wie ein Schiffbrüchiger im Meer. Wenn sich die Erde, unter dem Druck einer feindlichen Quetschmine, senkt, so drückt sie ihn zusammen wie einen Wurm. Die Lampe blakt. Schwärzlicher Rauch kräuselt sich unter der niedrigen Decke. Auf der gelben Lehmwand zittert der Lichtreflex. Schein und Wirklichkeit drohen sich zu verwischen. — Aber da, das war doch keine Täuschung. — Das klang wie die Arbeit von Pickel und Schaufel. Ein Zittern überfällt den Lauscher. Er legt das Ohr an die Erdwand. Jetzt hört er deutlich ein Scharren und Kratzen. Aber das klingt ja ganz nah, dicht hinter dem unheimlichen gelben Vorhang. Er horcht nochmals. Nein, ist ist keine Täuschung. Die Franzosen minieren heran, direkt



Hindenburg, der Nationalheros: Verkäufer von Hindenburg-Bildern in Berlin am 2. Oktober.

auf unsere Stollen zu. Der Posten springt auf und rennt geduckt dem Ausgange zu. Der Schweiß bricht ihm aus allen Poren, als er im Minenvorhaus steht. Mit ein paar Sprüngen ist der Pionieroffizier vom Dienst da. An der Spitze der Leute will er den unterirdischen Gang hinunter. Mehr instinktiv als aus Ueberlegung reißt er die Pistole aus dem Futteral und entsichert. Keuchend stehen sie an der gelben Lehmwand. Sie zittert in dem Reflex der Lampe. Lehmschollen kollern herab. Ein Kopf stößt durch die Wand: den zerzausten Bart gelb von Erde, die Augen erstarrt in tödlichem, fassungslosem Schrecken. Ein Ruck, ein Krach. Der Kopf verschwindet. Der Knall des Schusses donnert den Gang entlang — — — Drauf! Unter rasenden Pickelhieben bricht die Wand. Gestalten im ungewissen Licht. Schreie, Schüsse! Noch einer fällt. Dann erlischt die Lampe. Sie stolpern über die



Der Generalfeldmarschall im Kreise seiner Familie beim Geburtstagskaffee.
Von links nach rechts: Der Schwiegersohn Hindenburgs Rittm. v. Pentz, Frau v. Pentz, Frau von Hindenburg, der Generalfeldmarschall und dessen Tochter Frau von Brockhusen.
Phot. Bufa.

Körper der Gefallenen und setzen den völlig Ueberraschten nach. — Die Halsadern der gebückt Vorstürmenden schwellen zu Strängen. Da schimmert wieder ein Licht. Mit Blitzesschnelle wächst es riesengroß. — Halt, das ist der Ausgang in den französischen Graben. Mit den paar Leuten kann man ihn nicht stürmen. Einige laufen zurück, um die Sprengladung zu holen. Allein der Franzmann ist so überrascht, daß er keinen Vorstoß in den Stollen wagt. In fieberhafter Eile wird die Sprengladung nahe dem französischen Graben gelegt. Dann geht es wieder zurück. Die Zündung wird eingeschaltet. Sekunden voll zitternder Erwartung, und drüben fliegt der Schützengraben in die Luft.

*

Wir entnehmen diese Schilderung dem Buche des Oberleutnants Colin Roß „Wir draußen, zwei Jahre Kriegserleben an vier Fronten.“ Verlag Ullstein & Co., Berlin.



Szene aus Leo Blechs Oper „Rappelkopf“, die am Königl. Opernhaus in Berlin mit großem Erfolg aufgeführt wurde. Josef Schwarz (Alpenkönig) u. Michael Bohnen (Rappelkopf).



Ein Berliner Ferienkind, das während seines Aufenthalts in Darkehnen 28 Pfund zugenommen hat.



Szene aus Leo Blechs „Rappelkopf“ in der Aufführung des Berliner Königl. Opernhauses:
Cläre Dux (Marthe) und Alex. Kirchner (Hans).
Phot. Zander & Labisch.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

5. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Es war schwer, mit vierzig Mark in der Tasche ein neues Leben zu begründen. Löcknitz biß die Zähne aufeinander, daß sie laut knirschten.

„Wen zermalmen Sie denn, Löcknitz?“ fragte der kleine Husar und schleppte Schnäpse und Zigarrenschachteln herbei.

„Lästige Erinnerungen,“ antwortete der Rittmeister lachend und funkelte mit den Augen. „Jetzt bin ich wieder unbelastet.“

„Ich wollte, mein Gut könnte dasselbe von sich behaupten,“ sagte Rastorf und rieb sich das Kinn. Der Bursche brachte den Kaffee.

„Was beginnen wir mit dem angebrochenen Abend?“ fragte Twesten ungeduldig und zündete sich eine Zigarette an.

„Wir machen ein kleines, bescheidenes Spielchen,“ erwiderte Rastorf. „Da müssen Sie gar nicht erst fragen.“

„Aber nicht zu lang, Kinder, wenn ich bitten darf,“ warf der Hausherr ein. „Ich muß ausschlafen.“

Rastorf sah auf die Uhr. „Punkt zwei ist Schluß.“

„Abgemacht.“

„Was spielt Ihr denn immer in dem alten Berlin?“ fragte Löcknitz neugierig.

„Wir sind konservativ und tempeln,“ antwortete Rastorf. „Es ist stumpfsinnig, aber es erfüllt seinen Zweck.“

Twesten nahm das Wort: „Kennen Sie geistreichere Spiele, Löcknitz? Wir sind gelehrige Schüler.“

„Was ist es mit Bac?“

„Das geht zu hoch und nimmt kein Ende,“ meinte Klützow.

„Und Poker?“

„Ich habe eine dunkle Ahnung davon,“ erklärte Rastorf. „Aber Klützow und Twesten kennen es nicht.“

Twesten sagte lachend: „Ich denke, auch schwächere Köpfe werden dieses schöne Spiel begreifen. Immer los, Herr Lehrer.“

Löcknitz nahm die Karten und erklärte.

Zuerst wurde um Streichhölzer gespielt. Nach einer Viertelstunde behaupteten alle, das Spiel zu können, und warfen Geld auf den Tisch. Der Lehrer bestand darauf, daß nur die allerkleinsten Einsätze gemacht würden.

„Seit wann sind Sie denn so zaghaft geworden, Löcknitz?“ fragte Rastorf ungeduldig.

„Ich bin nicht zaghaft, ich will mir nur nicht die Unerfahrenheit jugendlicher Geschöpfe zunutze machen.“

„Lächerlich! Das ist ein Glücksspiel wie jedes andere.“

Der Rittmeister gewann ununterbrochen. Er schämte sich seines Glückes und konnte es nicht eindämmen.

„Sie sind ja in fabelhafter Form,“ sagte Klützow bewundernd.

Löcknitz lächelte schwermütig. Obwohl nur um Groschen gespielt wurde, kam eine Mark nach der andern zu ihm. Die Mark verwandelten sich in Goldstücke, und um zwei Uhr lag ein blauer Schein vor ihm.

„Ich denke, wir machen Schluß,“ schlug der Rittmeister vor. „Es ist langweilig, wenn immer bloß einer gewinnt. Außerdem muß Klützow ausschlafen, sonst verliert er das Rennen.“

Sie standen auf und nahmen Abschied.

Als sie auf der Straße waren, hielt Rastorf ein vorbeifahrendes Auto an und fragte: „Dürfen wir Sie nach Hause bringen, Löcknitz?“

Eine heiße Röte stieg dem Rittmeister in die Wangen. „Danke vielmals, lieber Rastorf,“ antwortete er unsicher und verlegen, „ich gehe lieber ein Stückchen.“

„Dann auf Wiedersehen, morgen in Hoppegarten.“

„Jawohl, in Hoppegarten. Auf Wiedersehen.“

Der Wagen fuhr davon. Löcknitz stellte den Kragen seines Ueberrockes auf und ging langsam den Linden zu. Die Nacht war kalt und herbstlich. Nur wenige Sterne standen matt und glanzlos am Himmel. Die Straße war still. Die Schritte hallten.

„Dürfen wir Sie nach Hause bringen?“ Nach Hause! Löcknitz lachte bitter auf. Er hatte kein Heim.

Unter den Linden blieb er unschlüssig stehen und überlegte. In einen anständigen Gasthof zu gehen, war jetzt unmöglich. Man würde einen Mann, der nur mit Kamm und Zahnbürste ausgerüstet war, gar nicht oder mit Mißtrauen aufnehmen. Aber irgendwo mußte man schlafen. Die Müdigkeit, die sich verkrochen hatte, kam wieder, stärker und eindringlicher. Wenn es Sommer wäre, könnte man sich auf eine Bank im Tiergarten legen. Es wäre einerlei.

Ob die Fenster in dem kleinen Haus am Herkules-Ufer noch beleuchtet waren? Eine quälende Neugier zog ihn hin, aber die Beine widersprachen. Was sollte er jetzt dort? Die Fenster waren stumm und dunkel. Agnes Löcknitz schlief längst den traumlosen Schlaf der Gerechten. So sagte er sich und glaubte nicht daran. In dieser Nacht konnte Agnes Löcknitz kein Auge schließen. Er fühlte es deutlich.

Löcknitz riß sich zusammen und wanderte gegen die Friedrichstraße zu. Hier waren noch Lachen und Lärm und nie ermüdende Bewegung. Es war tröstlich und beruhigend, mit der großen Masse zu marschieren. Alle quälenden Gedanken fielen ab und wurden von eiligen Füßen zerstampft.

Nach einer Weile trat Löcknitz aus dem Zug aus und machte halt. Er erinnerte sich, daß hier irgendwo das Dampfbad sein mußte, in dem er während seiner Reiterjahre manches Pfund zurückgelassen hatte, wenn es galt, ein bestimmtes Gewicht zu reiten. In diesem Bad, das auch nachts geöffnet war, konnte er schlafen. Das war die Erlösung.

Er fand das Haus und löste an der Kasse die Karte. Fünf Mark. Die Zahl fünf verfolgte ihn. Fünf Mark kosteten die Rosen, die im Landwehrkanal schwammen. Fünf Jahre hatte er in der Fremde verbracht, fünf Jahre lang saß seine Frau hinter den beleuchteten Fenstern am Herkules-Ufer.

Nach dem Bad führte ihn der Diener in den Ruhesaal und wies ihm ein Lager an. Ein mattes Dämmerlicht ließ alle Gegenstände undeutlich verschwimmen.

„Wann soll ich Sie wecken?“ fragte der Diener flüsternd.

„Nie,“ antwortete der Rittmeister.

Der Mann lächelte und packte ihn sorgfältig ein.

„Gute Nacht, mein Herr!“

„Gute Nacht!“

Es war ganz still, aber wenn man näher zuhörte, merkte man, daß der Saal von einer bebenden Unruhe durchzittert war. Vielfältige Geräusche summten durch den Raum.

Löcknitz richtete sich auf und blickte lauschend um sich. Rechts und links von ihm lagen Menschen, deren Gesichter er nicht unterscheiden konnte. Der Mann in der Ecke schnarchte fürchterlich. Ein anderer röchelte, als bekäme er nicht Luft genug. Viele stöhnten und warfen sich von einer Seite auf die andere. Was für Menschen waren das? Heimatlose oder Verzweifelte, Verbrecher oder Bummler? Warum schliefen sie nicht zu Hause? In einem schönen, weißen, einsamen Bett?

Wie in einem Gefängnis war es oder in einem Nachtasyl.

Der Rittmeister ließ seinen Kopf zurücksinken und schloß die Augen. Er war so müde, daß der Schlaf sich ihm nicht zu nähern wagte. Das Gehirn wollte seine Arbeit nicht einstellen. Hier liege ich in meiner ersten Berliner Nacht, dachte er voll Beschämung und ballte die Hände zu ohnmächtigen Fäusten. Die Bitterkeit kroch aus seinem Herzen bis in den Mund.

Irgendwo fiel ein Wassertropfen in regelmäßigen Zwischenräumen auf die Marmorfliesen.

V.

Löcknitz öffnete vorsichtig die Augen und besann sich, wo er war. Der Saal war hell und still. Stiller als in der Nacht. Die stöhnenden und schweratmenden Schlafgenossen waren verschwunden, versprengt, in alle Winde gejagt. Nur ein alter, fetter Mann mit einer spiegelnden Glatze ruhte auf einem Lager und las die Zeitung.

Wie spät mochte es wohl sein?

Der Rittmeister stellte die Ereignisse des vorigen Abends zusammen und begann zu überlegen. Es war ganz gut möglich, daß Wachtmeister das Rennen gewann. Klützow schien seiner Sache sicher zu sein. Man durfte dem Glück nicht aus dem Wege gehen. Er erinnerte sich, daß er hundert Mark gewonnen hatte und nun hundertfünfunddreißig Mark besaß. Das Geld ließ sich, wenn Wachtmeister siegte, verdoppeln oder verdreifachen. Vielleicht verließ ihn in Berlin das schnöde Pech, das ihm seit Wochen auf dem Hals saß. Freilich, es gab ein kleines Haus am Herkules-Ufer, aber wenn er Geld hatte, war eine Verständigung leichter möglich. Nur die Sinkenden sind verbittert und unversöhnlich. Auf einen Tag kam es nicht mehr an, wenn es galt, fünf Jahre zu überbrücken. Geld war immer Rückhalt und Stütze. Man mußte nicht um ein paar Mark bitten, wenn man sich Zigarren kaufen wollte.

Ein Diener ging auf leisen Sohlen durch den Saal.

„Wie spät ist es?“

„Zwölf Uhr vorüber, mein Herr.“

Der Rittmeister warf die Decken ab. Er fühlte sich jung und ausgeruht. Ein sanftes Rennfieber zuckte in seinen Adern. Er kleidete sich sorgfältig an, frühstückte und fuhr nach Hoppegarten.

Während der Fahrt stiegen ihm leichte Bedenken auf. Es wäre peinlich, wenn er einem aus seiner Sippschaft draußen begegnete. Der Karren wäre verfahren. Kein Wort würde man ihm mehr glauben. Allerdings, die Möglichkeit einer Begegnung war gering, stand 3 : 1. Sein Bruder Gerhard rührte sich nicht weg von Kleinrüdde und war überhaupt niemals auf einem Rennplatz zu sehen. Kurt, der angehende Diplomat, saß im Amt und schrieb überflüssige Geheimakten ab. Armer Teufel! Der ältere Bruder seiner Frau hauste in Glindow und kam nur zum Quartalsbummel nach Berlin. Der jüngere Schwager aber stand bei der Garde und war möglicherweise heute in Hoppegarten. Er machte sich freilich nicht viel aus Pferden, denn er war ehrgeizig und liebäugelte mit dem Generalstab. Schließlich 3 : 1 war eine annehmbare Wette.

Löcknitz stieg ohne Unruhe aus und wanderte gemächlich dem Rennplatz zu. Die Sonne schien, grün leuchtete der Rasen, und es war eine Lust, zu leben. Er sog mit Behagen die milde Luft ein, die ein wenig nach Pferden roch.

Ein dicker, kleiner Mann trat aus einem Stallgebäude, betrachtete Löcknitz aufmerksam, erkannte ihn und ging mit eiligen Schritten auf ihn los. Er trug einen sehr bunten, übermäßig großgewürfelten Anzug und sah aus wie der Schöpfungstraum eines Kubisten. Dies war der Trainer Fred Patterson aus Lexington, Kentucky, U. S. A. Er riß den Hut vom Kopf und rief entzückt: „Guten Tag, Herr Rittmeister, willkommen in Hoppegarten. Kennen Sie mich noch?“

Löcknitz reichte ihm die Hand und antwortete lächelnd: „Wer kann Sie vergessen, Mr. Patterson?“

Der Amerikaner strahlte über das ganze Gesicht. „Oh, freue mich, freue mich ungeheuer, daß Sie wieder da sind. Habe immer an Sie gedacht, jeden Tag.“

„Nanu, jetzt übertreiben Sie, Mr. Patterson.“

„Ist die Wahrheit, die blanke, ungedopte Wahrheit. Habe kein Glück mehr gehabt, seitdem Sie weg sind, Herr Rittmeister. Habe mich mit Mühe über Wasser gehalten. Ist in der Tat so. Habe keinen richtigen Patron mehr gefunden. Immer nur einzelne Pferde von Outsiders. Waren böse Zeiten.“

„Auch für mich, lieber Patterson,“ sagte der Rittmeister nachdenklich.

„Aber jetzt ist alles wieder gut. Sie sind da

und geben mir wieder Ihre Pferde in Training, ich hoffe so?"

Löcknitz lächelte trübselig. „Wo sind meine Pferde, lieber Patterson!"

„Gibt genug gute Pferde auf der Welt. Werden die besten kaufen. Werden zeigen, was Fred Patterson aus Lexington leisten kann, wenn er Rittmeister von Löcknitz zum Patron hat. Habe viel gelernt. Werden keine Dummheiten mehr machen, wie vor Jahren. Waren damals beide zu jung und zu leichtsinnig, ich bitte um Verzeihung. Ich denke so."

„Sie denken ganz richtig, aber das mit den Pferden ist ein schöner Traum."

Der Trainer fragte erschreckt: „Wieso? Haben Sie kein Vertrauen mehr zu mir, Herr Rittmeister?"

„Doch, doch, alles Vertrauen der Welt, mein lieber Patterson, aber ich habe kein Geld."

Patterson nahm die kalte Pfeife aus dem Mund und sagte mitleidig: „Oh, broken down!"

„Jawohl, unten durch."

Der Amerikaner schob die Unterlippe vor und schien angeregt nachzudenken. „Ist nicht so schlimm, Herr Rittmeister, durchaus nicht schlimm. Kann geholfen werden."

„Wie denn, mein guter Patterson?"

„Das Gold liegt hier auf der Erde. Muß sich nur bücken und aufheben."

Löcknitz zuckte die Achseln.

Der Trainer kämpfte einen schweren Kampf mit sich und bemühte sich, seine Pfeife in Brand zu setzen. „Will Ihnen etwas sagen, Herr Rittmeister," murmelte er geheimnisvoll und führte ihn abseits. „Will Ihnen etwas sagen, was viel Gold wert ist."

„Ich bin begierig."

Patterson sah sich vorsichtig um. „Das vorletzte Rennen ist ein Trosthandicap. Zwölfhundert Meter. Vierzehn bis sechzehn Pferde starten. Mein Pferd gewinnt. Gewinnt, wie es will. Muß gewinnen."

Löcknitz zog das Programm aus der Tasche. „Wie heißt das Pferd?"

„Szeretlek."

„Was ist das für ein Name? Türkisch?"

„Kalkuliere, ungarisch!"

„Wem gehört der Gaul?"

„Einem ungarischen Edelmann, Graf Hajnal. Merkwürdiger Patron. Kümmert sich nicht um den Stall. Habe ihm geschrieben, daß wir heute gewinnen werden."

Löcknitz fragte voll Mißtrauen: „So sicher sind Sie Ihrer Sache?"

„Todsicher. Pferd ist hoch ausprobiert. Müßte mit zehn Pfund mehr im Sattel auch gewinnen. Können sich heute gesund machen, Herr Rittmeister. Wird sehr große Quote sein. Weiß niemand auf dem Platz von der Sache. Wird nur gewettet werden von mir, von meinem Futtermeister und von dem Jockei."

„Wer reitet den Gaul?"

„Lemke."

Löcknitz rief entsetzt: „Oh weh! Schon faul. Der Bruder gewinnt nur ein Rennen im Jahr."

„Stimmt. Hat heuer noch kein Rennen gewonnen. Kalkuliere, wird heute sein Rennen gewinnen."

„Na, hoffen wir," meinte Löcknitz ohne Zuversicht.

„Kann nur sagen, wetten Sie, Herr Rittmeister! Werden es bitter bereuen, wenn Sie mir nicht glauben."

Der Rittmeister blätterte in seinem Programm. „Gibt es heute noch eine gute Sache?"

Der Trainer zog die Mundwinkel herab. „Schwere Rennen, sehr schwere. Die Pferde laufen durcheinander. Im Herbst gilt die Form nicht mehr. Jeder will den [illegible]erhafer verdienen. Wette heute nichts außer Szeretlek."

„Herr von Klützow will mit Wachtmeister gewinnen. Was halten Sie davon, Patterson?"

„Kann gewinnen, in der Tat. Kann leicht gewinnen. Steht glorios im Gewicht. Aber Bajadere springt um Pfunde besser. Auf der Flachen ist Wachtmeister schneller. Weiß nicht, wer der bessere Reiter, Oberleutnant Hangelsberg oder Herr von Klützow. Werde nichts wetten außer Szeretlek."

Der Rittmeister reichte ihm die Hand. „Jedenfalls vielen Dank, lieber Patterson."

„Good bye, Herr Rittmeister."

Löcknitz schlenderte langsam und vorsichtig zu den Tribünen. Er begegnete vielen Bekannten. Alle grüßten herzlich, ohne die geringste Ueberraschung über seine Anwesenheit zu bezeigen. Mancher ging auf ihn zu und schüttelte ihm mit ungeheuchelter Freude die Hand. Sie taten alle so, als ob sie sein langes Fernsein gar nicht bemerkt hätten.

Die Pferde des ersten Rennens versammelten sich am Start.

„Was haben Sie gewettet, Löcknitz?" fragte Rastorf, der zu ihm getreten war.

„Nichts."

„Tun Sie Buße?"

„Nein, aber ich sehe unbekannte Pferde, neue Farben, fremde Reiter, was soll ich wetten?"

„Wetten Sie Ingeborg! Es ist sicheres Geld. Wenn Sie sich beeilen, kommen Sie noch zurecht."

Löcknitz zögerte, da er seine paar Mark nicht im ersten Rennen verpuffen wollte. Vielleicht gewann Patterson wirklich mit seiner Szeretlek.

„Nee, ich wette in diesem Rennen nicht, lieber Rastorf. Ich muß mich erst wieder an das Hoppegartener Klima gewöhnen."

„Wie Sie wollen, aber es wird Ihnen leid tun."

Ablauf. Ingeborg wurde mit einer halben Länge von Ladykiller geschlagen.

„Sie waren klug und weise," rief Rastorf ärgerlich und entfernte sich.

Löcknitz lächelte bescheiden. Er wußte, daß seine Weisheit auf Geldmangel zurückzuführen war. Er lehnte sich an die Bahnschranken und musterte aufmerksam die Renngäste. Von der Verwandtschaft war niemand zu sehen, auch der junge Gardeleutnant nicht. Löcknitz atmete erleichtert auf.

Miersdorf hatte ihn entdeckt und schritt auf ihn zu. (Fortsetzung folgt.)

BILDER VOM TAGE



Prinz Friedrich Leopold v. Preußen (Sohn), der wegen seiner Entmündigung wegen Verschwendung eine Klage gegen den König von Preußen angestrengt hat. Phot. Eberth.



Der gefangene Exzar mit seinen Töchtern auf einem Spaziergang, den er täglich in Bewachung von Soldaten unternimmt. (Aus einer englischen Zeitschrift.)



Lord Northcliffe, der vielgenannte Besitzer der englischen Zeitungen „Times" und „Daily Mail", der nach Amerika geschickt wurde, um die Volksstimmung im Sinne Englands zu beeinflussen.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben a — a — be — bel — de — del — der — di — du — e — e — ei — en — es — i — i — jub — ka — ka — li — ne — ner — nier — pi — ram — sad — se — stei — stri — thy — wau — wau — weiß sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Lustspiel G. v. Mosers nennen, das eine heute zeitgemäße Frage ergibt. Die Wörter bezeichnen: 1. kindliche Bezeichnung für Hund, 2. berühmte Dichtung, 3. Vorstadt von Konstantinopel, 4. Versform, 5. Fluß, 6. beliebte Weinsorte, 7. Papageiart, 8. Alpenpflanze, 9. atmosphärischen Niederschlag, 10. Farbe, 11. österreichisches Kronland, 12. türkischen Feldherrn.

Das Wörtchen „der".

Steht der vor'm Wort, so ißt man's gern
Als Frühgemüse nah und fern.
Doch hat ans End' sich der gestellt
Und sich dem Worte zugesellt,
Leg' jeder es, ob Frau, ob Mann,
In Kriegsanleihe schleunigst an.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 40: Silben-Rätsel: „Zeichnet die Kriegsanleihe!" 1. Zylinder. 2. Ernani. 3. Ivanhoe. 4. Charlottenburg. 5. Holofernes. 6. Nola. 7. Eisleben. 8. Tirol. 9. Diakonisse. 10. Isolani. 11. Emmich. 12. Kavatine. Versteck-Rätsel: Oderberg. Zwei Silben: Angriff. Mahnung: Aus—Ein—Fortkommen.

HUMOR

„Du, Willem," sagte Kanonier Friedrich Schulz, der während einer Ruhepause im Schützengraben einen Brief nach Hause schrieb, „was ist denn heute für ein Tag?" — „Donnerstag." — „Ja, und was für ein Datum?" — „4. Oktober." — „1916 oder 1917?"

*

„Sie, Schulze," ruft der Chef, „wo ist der Deckel zu dem großen Pappkarton hingekommen?" — „Der Deckel? Donnerwetter, den hab' ich als Kernleder verkauft!"

*

Zwei junge Damen standen in Weimar auf dem Bahnhof, noch ganz erfüllt von den Eindrücken, die das klassische Städtchen auf sie gemacht hatte. Zwischen ihren schwärmenden Ausrufen sehen sie ängstlich nach dem Zug aus, der sich immer mehr verspätete. Plötzlich sagte die eine junge Dame: „Ach, Else, wenn man bedenkt, daß Goethe an eben dieser Stelle gestanden hat und auf den Zug aus Jena wartete, der Schiller herbrachte!"

Zeichnung von Paul Simmel.



Beteiligung.
„Nu soll wieder im Osten eine Offensive losgehen!"
„Na, da hab' ich auch noch ein Wort mitzureden, ich habe 100 Mark Kriegsanleihe gezeichnet!"

Hungerkünstler: „Was zahlen Sie mir, Herr Direktor, wenn ich in Ihrem Panoptikum 14 Tage unter Beobachtung keinen Bissen esse?" — „Zahlen? Is nich, aber freie Verpflegung können Sie haben, wenn Sie mir Ihre Lebensmittelkarten abgeben!"

*

Mein Freund Klemm ist als Armierungssoldat an die Front gegangen. Wie er mir bei einem Urlaub erzählt, wäre er schon lieber als Feldsoldat hinausgeschickt worden. Ich tröste ihn: „Seien Sie doch zufrieden. Sie lernen auch so Land und Leute kennen." — „Ausgeschlossen," entgegnete er grimmig. „Nur Land! Nichts als Land! Und zwar zwei bis drei Meter tief."

*

„Wie kam es denn, Marie, daß gestern abend, als wir aus dem Theater kamen, ein Soldat bei Ihnen in der Küche war?"
„Das kam daher, weil das Theater früher aus war, als es in der Zeitung stand!"
Poldi.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,30 Mk. vierteljährlich (5,20 Mk. jährlich, 45 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
a b c d e f g 1 2 3 4 5 6

21. Oktober
1 9 1 7
26. Jahrgang
Nr. 42

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Vor dem Flug nach England.
Transport einer Bombe zum Großflugzeug, an dessen Rumpf die Bomben aufgehängt werden.



Der Bote der „Illustrirten" bringt heute keine freudige Ueberraschung. Auch unser Blatt, das wie ein letztes Bollwerk drei Jahre lang der Teuerung trotzte, ist zu einem Teuerungszuschlag von 5 Pf. gezwungen. Verdreifachte Papierpreise und Verdoppelung aller übrigen Unkosten machen die Maßnahme unerläßlich. Wir hoffen mit unseren Lesern, daß die Verteuerung nur vorübergehend zu sein braucht.

BILDER VOM TAGE

Nachrichtendienst.

Von Hauptmann Erich von Salzmann

Die Nachrichtenübermittlung während des Kampfes erwies sich bald nach Beginn des Krieges und im besonderen seit dem Masseneinsatz der Artillerie bei allen im Felde stehenden Heeren als unzulänglich. Sie mußte auf Grund der praktischen Erfahrungen vollkommen umgestaltet und neu ausgebaut werden. Der Ausbau ist noch lange nicht abgeschlossen und in ständiger Weiterentwicklung begriffen. Gerade jetzt tritt er in ein neues Stadium ein, das die fundamentalen Grundzüge für den künftigen Betrieb dieses höchst wichtigen Dienstzweiges genauer erkennen läßt. Die Furchtbarkeit der modernen Schlacht und die ungeheuerliche Wirkung des Artillerie- und Minenwerferfeuers hat die althergebrachten Mittel der Ueberlieferung von Nachrichten durch Menschen oder mittels des Telefondrahtes und Kabels so gut wie ausgeschaltet. Die Wand des Eisenhagels, des Rauches und des Gases schließt die vorne kämpfende Truppe fast hermetisch von ihrer rückwärtigen Verbindung ab. Die Gewalt der einschlagenden Riesengeschosse zerreißt das noch so tief in die Erde gelegte Kabel, dessen ständig zunehmende Stärke kein Gegenmittel bildet. Es mußten andere Mittel und Wege zur Verständigung gefunden werden. Diese sind: Telegraphie ohne Draht, Licht- und Farbenzeichen (Semaphorensystem), Brief-



Der Zentrumsabgeordnete Giesberts, der Führer der christl. Gewerkschaften, dessen geplante Berufung in die Regierung kürzlich gemeldet wurde. Hofphot. Noack.



Vom Seekrieg: Offiziere und Mannschaften eines versenkten englischen U-Boot-Jägers, die zum Zeichen, daß sie keinen Widerstand leisten wollen, die Hände hochheben.



Eine Pause in dem heißen Ringen im flandrischen Kampfgebiet. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

tauben und Meldehunde. Ohne Nachrichtenübermittlung ist die Truppe und Führung gleichmäßig hilflos. Die Hauptsache und Grundlage jedes Kampfes war immer und wird immer bleiben das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen, ihre wechselseitige, gegenseitige Ergänzung im gegebenen Augenblick. Das Erreichen dieses Zieles ist wiederum nur möglich durch rechtzeitiges Uebermitteln von Nachrichten. Dieser Dienstzweig hat so an Wichtigkeit gewonnen, daß die Ausbildung in demselben heute die



Mit dem Flammenwerfer. Phot. Bufa.

Aufstellung eigener Formationen erfordert, die in der Kampfeinheit der Divisionen einen neuen Truppenzweig bilden. Die Vorbildung von Offizieren und Leuten zu diesem in neue Formen gebrachten uralten Dienstzweig geschieht genau wie bei anderen Spezialtruppen in eigenen Schulen, unter denen zum Beispiel solche für Maschinengewehr-Formationen, für Artillerie-Meß-Trupps, für Flieger, für Funker und andere genannt werden können. Unsere Industrie ist für die nationale Verteidigung auf allen ihren

Gebieten in höchstem Grade in Anspruch genommen worden, und leistet mehr als — wir können wohl ruhig sagen, Gott sei Dank —, der Feind auch nur zu ahnen vermöchte. So ganz im besonderen auf dem Gebiet des militärischen Funkerwesens. Je nach der Stärke des zur Verfügung stehenden Stromes sind die Stationen in der Lage, Nachrichten zu geben oder aufzunehmen. Sie haben aber noch andere Eigenschaften, die für den gesamten militärischen Betrieb von der höchsten Wichtigkeit sind. Fast alle militärischen Funkenstationen sind in der Lage, die von den eigenen oder feindlichen Funkenstationen herausgegebenen Heeresberichte und politischen Meldungen aufzunehmen. Für die Truppe ist dies eine besondere Annehmlichkeit. Man muß im Schützengraben die Aufnahme einer wichtigen, vielleicht auf einem kleinen Zettel geschriebenen Mitteilung gesehen haben, um sich darüber klar zu sein, was diese Nachrichtenübermittlung mittels Funkenapparates bedeutet. Sie ist ein wesentliches und wichtiges Mittel zur Aufrechterhaltung der guten Stimmung unter unseren Feldgrauen. Während des Kampfes bleibt aber die Nachrichtenübermittlung das A und O alles Beginnens. Da hat der Funker, sowohl der nehmende, wie der gebende, ein weites Feld der Tätigkeit. Man müßte nun annehmen, daß der Funkendienst nur im Stellungskampf eine so wichtige Rolle spielt. Dem ist nicht so, denn gerade im Bewegungskrieg wird der Funker eine Begleiterscheinung nicht nur der geschlossen marschierenden Truppe, sondern auch der vor der Heeresfront operierenden Kavalleriemassen sein. Die Leitung der selbständigen Kavallerie übermittelt alle wichtigen und schnellen Meldungen fast ausschließlich durch Funker. Die Eigenschaft des drahtlosen Verkehrs gibt die Möglichkeit, daß eine große Zahl von anderen Dienststellen hinter der Front die Meldungen aufnehmen, und so den telefonischen Verkehr jederzeit ergänzen können.



Nach der Geburtstagstafel.
Generalfeldmarschall von Hindenburg in guter Laune bei einem Täßchen Kaffee.

Die Uebermittlung von Nachrichten in die vorderen Schützengräben, oder aus diesen zur hinten liegenden Zentralstelle im Divisionsstab ist auch heute noch sehr schwierig und damit begrenzt. Das Einfachste erweist sich bei diesem höchst wichtigen Zweige der Nachrichtenübermittlung als das Beste und Zuverlässigste. Funken ohne Apparat ist nicht möglich! Der technisch aufs feinste konstruierte Apparat ist trotz aller erstrebten Einfachheit und Solidität doch immer noch so kompliziert, daß er leicht Störungen durch das schwere Feuer der Artillerie ausgesetzt ist. Die Nachrichtenübermittlung geschieht dann durch Lichtsignale, Lichtzeichen, Brieftauben und Meldehunde, von denen sich der Gebrauch der Lichtzeichen als der zuverlässigste herausgestellt hat. Zu diesem gehört nichts anderes, als eine einfache Lampe, die mittels kleiner Akkumulatoren gespeist wird. Dieser Glüh-Zünd-Apparat arbeitet bei Tag und Nacht. Sein Licht ist so intensiv, daß es 40 Kilometer bei Nacht, und 12 Kilometer bei Tageslicht gesehen wird, was allen Ansprüchen voll genügt. Das angewandte System ist das Morsezeichen. Angestrebt wird heute schon, diese Art Apparate bis herunter zur kleinsten Einheit, der Kompagnie und Batterie zuzuteilen. In einfachen Verhältnissen bedient man sich des aus dem Bahnbetrieb bekannten Semaphors, der mit Armstellung und Farbenzeichen arbeitet. Niemals aber läßt sich der Mensch ganz durch die Maschine ersetzen. In den furchtbaren Schlachten an der Westfront werden stets Augenblicke eintreten, in denen jede Maschine versagt. Dann muß der Läufer heran! Noch nie hat eine deutsche Truppe dann versagt, wenn es hieß: Freiwillige vor zur Meldung! Stets meldeten sie sich, um den schweren Gang anzutreten, von dem jeder im Graben wußte: „Kommst Du durch, dann ist es ein wahres Wunder.“ Der Läufer von Marathon, der die Botschaft überbringt, ist tausendfach auferstanden!





Der Generalfeldmarschall an seinem Geburtstag beim Empfang der Veteranen der Kriegervereine und beim Besuch der Lazarette.
Phot. Bufa.

Fesselballon und Fallschirm



Der schlafende Riese: Deutscher Fesselballon in seinem Versteck im Walde.

Seit halb vier Uhr morgens steht der Ballon oben. Von seinem Bauch hängt das fingerdicke Stahlkabel herunter, das 1500 Meter tiefer unten auf der Erde über die Kabelwinde läuft. Im Ballonkorb steht der Beobachter und starrt hinüber, weit in das Land hinein, wo die feindlichen Batterien versteckt stehen. Einen Augenblick läßt der Offizier das Glas aus der Hand, während ein jäher Windstoß die Gasblase über ihm dreht und der Korb hin und her schaukelt. Er greift nach der Thermosflasche in dem kleinen Körbchen zu seinen Füßen und gießt, mit eingebogenen Knien die Stöße des Korbes ausgleichend, den Becher voll Kaffee. Die ganze Front entlang stehen die Fesselballons, drüben beim Feind sind es mindestens 15. Da — ein Windstoß, daß der Korb zur Seite gerissen wird, und zugleich dröhnt der dumpfe Ton eines Abschusses. Schnell setzt der Beobachter den Kaffeebecher fort und greift zum Glas. Er hat schon oft lange Stunden im Korb verbracht und findet mit dem Ohr heraus, woher ungefähr der Abschuß gekommen sein konnte. Er faßt den schmalen Waldstreifen ins Auge, der wohl 10 Kilometer entfernt im Morgennebel verschwimmt. Da brummt ein zweiter Abschuß, hinter der eigenen Front steigt steil wie ein Springbrunnen der Einschlag einer schweren Granate auf und drüben beim Feind weht kaum erkennbar ein blasser Rauchschleier aus dem Wald empor. Aber der Beobachter hat genug gesehen, er weiß schon Bescheid. Ein Griff zum Telefon: „Meldung an Batterie



Feindliche Fesselballons über einem Schlachtfeld im Westen.
(Englische Zeichnung.)



Zu dem Aufsatz „Fesselballon und Fallschirm":
Probesprung eines deutschen Beobachters mit dem Fallschirm aus dem Fesselballon.



Aufstieg eines deutschen Fesselballons, in dessen Korb eine Strohpuppe gestellt wurde, um feindliche Flieger zu täuschen.



Absprung eines Beobachters aus einem feindlichen Fesselballon, den deutsche Flieger in Brand geschossen haben. (Französische Photographie.)

Frieda, die Eichenwald-Batterie schießt wieder!" Einige Minuten vergehen. Da spricht eine Stimme aus dem Telefonhörer, den er am Bügel über dem Kopfe trägt: „Batterie Frieda feuerbereit!" Und wieder eine Minute später grollt der erste Schuß der deutschen Batterie „Frieda" aus den langen Rohren. Und nun geht Schuß auf Schuß herüber in den Eichenwald, aus dem dumpf brummend die feindlichen Geschütze antworten. Die Knochen an der Stirn schmerzen, so fest hält der Beobachter das Glas gegen seine Augen gepreßt, ganz der Pflicht des Augenblicks hingegeben. Das 1500 Meter lange Stahlkabel zerrt unter dem Ballon hin und her; von den benachbarten Ballons ist einer jäh verschwunden, ein anderer sinkt, von unsichtbarer Hand zur Erde gezogen, seitlich nieder — drüben beim Feind sind zwei Gasblasen jäh in Flammen aufgegangen, der Beobachter starrt durch sein Glas und lenkt das Feuer der Batterie Frieda. Da rasselt unter ihm auf der Erde etwas — ein Maschinengewehr. Und aus dem Gebüsch hinter dem Aufstiegplatz kracht es — zweimal, viermal — Schnellfeuer. Das sind die zur Fliegerabwehr aufgestellten Geschütze und Maschinengewehre, die den Ballon schützen sollen. Der Beobachter sieht sich um, ist denn ein feindlicher Flieger da? Da erblickt er den einen, der wie eine Mücke im Morgenlicht gerade im Bogen durch die Ketten der Ballons schwirrt, ein anderer steigt über ihm hoch, direkt auf seinen Ballon zu. „Achtung, Flieger!" ruft es aus den Hörmuscheln in seine Ohren. Er tastet nach dem Haltegurt um seinen Leib, klinkt die Leinen des Fallschirms in die Haken des Gurtes und wirft einen Blick nach dem Fallschirm, der wie ein dickes Paket ihm zu Häupten hängt. Die Flieger sind nicht mehr zu sehen, aber die Abwehrgeschütze krachen. Da ruft die Stimme aus dem Telefon: „Abspringen!" Etwas zischt am Korbe vorbei, in langgestrecktem Bogen nach unten verschwindend, noch einmal zischt es. Es sind Brandraketen, die der Nieuportflieger über ihm von den Streben seines Flugzeuges aus auf den Ballon abschießt. Wenn eine Rakete sitzt, den Ballon trifft, reißt die Gasblase brennend auseinander, Stahlkabel und Korb stürzen in die Tiefe. — „Abspringen!" Der Beobachter legt beide Hände auf den Korbrand, schnellt die



Gefangennahme eines englischen Spions an der Westfront, der sich nachts von einem englischen Flugzeug mit dem Fallschirm herabgelassen hatte.



Vom Gastspiel des Warschauer Balletts im Berliner Wintergarten: Anna Gaszewska, die Primaballerina der großen Oper in Warschau.

Beine hoch — und läßt sich aus 1500 Meter Höhe in die Tiefe fallen. Sein Sturz reißt an den eingeklinkten Seilen den Fallschirm mit, das viereckige Paket saust über ihm durch die Luft — der



Maria Orska als Regina in Sudermanns neuem Bühnenwerk „Der Katzensteg", das mit Erfolg im Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin aufgeführt wurde.

Atem will nicht aus der vom rasenden senkrechten Fall gepreßten Brust — 100 Meter ist er wohl schon gefallen, frei in die Tiefe hinein, da gibt es einen Ruck, der ihm den Gurt bis unter die Arme reißt; der Fallschirm entfaltet sich und schon läßt die volle Fallgeschwindigkeit nach, die Luft fängt sich unter dem wie eine Riesenblume aufblätternden Schirm, und der Wind bläst ihn zur Seite. Der Beobachter hängt in der Leine, der Gurt drückt unter den Armen, und die Beine baumeln nach unten. Der Ballon sinkt inzwischen, wohl 300 Meter



Hofballettmeister Jan Trojanowski, der Partner der Tänzerin Gaszewska. Phot. Mac Walten.

von dem abwärts schwebenden Beobachter entfernt, langsam zur Erde, von der Motorwinde in rasender Eile eingeholt. Schon sieht der Beobachter unten Menschen laufen, er fliegt über eine Straße und bald darauf steht er auf festem Boden.



Die Neuorientierung in den Lebensformen:
Man geniert sich nicht mehr!
Ißt sein mitgebrachtes Abendbrot im Theater, —

Man geniert sich nicht mehr.

Wie üppig und bequem haben wir doch früher gelebt! Wir sind alle bescheidener geworden, und haben gelernt, uns selbst zu helfen. Man geniert sich nicht mehr! Aber einige zögern und genieren sich noch immer. Sind sie feiner, empfindsamer oder nur — langsamer?



— trägt selbst seinen schweren Koffer, —



— und nimmt sein Mahl in einer kleinen Kneipe (wenn es dort oft besser ist, als im Luxusrestaurant).

Zeichnungen von Paul Simmel.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: bres — chi — e — ei — erz — es — fi — gen — he — hum — i — im — kalb — ke — las — las — lau — lei — lo — mä — me — me — mo — na — nas — on — pi — pow — re — reh — sau — se — se — sel — sen — sen — si — skor — ta — ter — u — ul — wei — xus — zel — zen

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch von Sokrates ergeben, an den man heute täglich denken muß. Die Wörter bezeichnen: 1. Getreideart, 2. Insekt, 3. junges Wild, 4. Gerbstoff, 5. Haustier, 6. Stadt, 7. Mineral, 8. Prophet, 9. ehemalig. Herzogtum, 10. Shakespearesche Frauengestalt, 11. Phantasiegebilde, 12. Zierstrauch 13. Bibelübersetzer, 14. Futtermittel, 15. Pferd, 16. Weißfisch, 17. Klaviervirtuosin, 18. Kerbtier, 19. landwirtschaftliches Gerät.

Ein- und Mehrzahl.

Tausende ehren die Einzahl als Hort,
Tausende mordet die Mehrzahl vom Wort.

Fahrschein und Fürst.

Mit o wird es der Fahrschein, schau!
Der Fürst jedoch, der ist's mit au.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 41:

Silben-Rätsel: Wie denken Sie über Rußland? 1. Wauwau, 2. Iliade, 3. Ejub, 4. Dithyrambe, 5. Eider, 6. Niersteiner, 7. Kakadu, 8. Edelweiß, 9. Nebel, 10. Sepia, 11. Istrien, 12. Essad.

Das Wörtchen „der“: Der Spargel — Spargelder.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Im Unterstand kommen an die 5. Korporalschaft zur großen Freude mehrere größere Liebesgaben, worunter sich auch einige Kistchen mit Zigarren befinden. Beim Oeffnen der ersten Kiste ruft der Unteroffizier: „Wer probiert die ersten? Freiwillige vor!“

*

„Kellner, was ist denn das für Kaffee? Der schmeckt ja wie saure Fleischbrühe!“

„Entschuldigen Sie, ich habe Ihnen versehentlich Tee gebracht.“

*

Bei einer kleinen Festlichkeit tritt die Tochter der Gastgeber ans Klavier und singt: „Noch sind die Tage der Rosen.“ — „Donnerwetter,“ sagt da ein Gast zu einem andern, „müssen die Leute gehamstert haben.“

*

Baron X. hat sich auf der Jagd durch unvorsichtiges Hantieren mit der Waffe eine Schußwunde beigebracht. Aengstlich fragt ein Jagdgast den Diener des Barons: „Hoffentlich sind nicht edle Teile verletzt?“ Darauf erwidert ihm der Diener mit abweisender Miene: „Der Herr Baron haben nur edle Teile!“



„Das Bataillon des Todes.“
„Maria Feodorowna, warum kommen Sie nicht pünktlich zum Dienst?“
„Ich konnte nicht, eine Maus war in meiner Stube!“

Die Kinder spielen „Hochzeit machen“. Ein kleiner Junge ist der Bräutigam, ein kleines Mädchen die Braut, andere Kinder sind die Hochzeitsgäste, und ein besonders pfiffiger Knabe hält ein Püppchen im Arm und ist der „Storch“. Alles ist in Ordnung, nur können sich die kleinen Hochzeiter nicht über den Anfang des Spieles einigen; da ruft plötzlich einer der „Gäste“ aus: „Kinder, fangt schon endlich an, da kommt ja schon der Storch!“

*

Unser Onkel Adolf aus Wien schrieb uns, daß er uns nach zwölfjähriger Abwesenheit besuchen möchte. Onkel Adolf ist ein reicher Junggeselle, das nebenbei. Er bat uns, ihm mitzuteilen, woran er uns bei der Ankunft erkennen könnte. Darob gab es großen Familienrat. Schließlich setzten meine beiden Töchter folgenden Brief auf: „Lieber Onkel, wir werden zur rechten Zeit auf dem Bahnsteig sein und Dich in Empfang nehmen; damit wir Dich gleich erkennen können, bitten wir Dich, in der rechten Hand eine Damentasche aus Krokodilleder, in der linken eine Hermelinstola zu halten. Mit vielen Grüßen Deine Nichten Emmi und Paula.“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

6. Fortsetzung. — Nachdruck verboten. Amerikanisches ‚Copyright 1917, by Ullstein & Co.'

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Endlich finde ich Sie, Löcknitz," sagte Miersdorf voll Freude. „Ich suchte Sie auf dem ganzen Platz. Klützow erzählte mir, daß Sie hier wären. Schlagen Sie jetzt wieder bei uns Ihre Zelte auf? Haben Sie genug von Paris?"

„Mehr als genug. Ich habe die Nase voll."

„Paris ist nichts für unsereinen."

Der Rittmeister betrachtete den Freund mit seltsamen Gefühlen. Was hätte er darum gegeben, wenn er ihn in jener verzweifelten Pariser Nacht getroffen hätte! Nie war einer da, wenn man ihn in Todesangst rief.

„Sie sind natürlich heute mein Gast, lieber Löcknitz. Keine Widerrede."

„Ich danke Ihnen vielmals, lieber Miersdorf, aber es geht nicht."

Miersdorf wurde ernstlich böse. „Das dürfen Sie nicht sagen, Löcknitz. Sie verderben mir die ganze Freude. Ich nehme gar keine Entschuldigung an."

„Sie werden müssen, lieber Freund. Es ist mir leider unmöglich."

„Unmöglich? Ne me dites jamais, cette bête de mot. Es gibt kein Unmöglich!"

„In diesem Falle doch. Ich habe nämlich keinen Frack. Mein Gepäck ist noch nicht hier."

Miersdorf begann zu lachen. „Und darum sagen Sie gleich unmöglich! Sie ziehen ganz einfach einen Frack von mir an, den besten und neuesten. Er wird Ihnen tadellos passen. Wir haben ja die gleiche Gestalt. Ihr Kopf ist bezaubernder, ich weiß, aber der kommt dabei nicht in Frage."

Der Rittmeister wollte etwas entgegnen.

„Keine Widerrede, lieber Löcknitz. Sie fahren nach dem Rennen mit mir nach Haus. Sie bekommen ein fürstliches Fremdenzimmer und können sich einbilden, daheim zu sein. Darüber wollen wir kein Wort mehr verlieren. Und jetzt auf Wiedersehen! Ich muß meine alte Tante begrüßen. Alte Tanten auf dem Rennplatz gibt es nur in Berlin."

Löcknitz sah dem Freund nach, der auf die Tribünen zusteuerte. Man konnte seine Einladung nicht ablehnen, ohne ihn auf das Heftigste zu erzürnen. Schließlich gab es bei ihm ein Nachtlager, so daß das Dampfasyl entfiel.

Um nicht in die Versuchung zu geraten, im zweiten Rennen irgendein Pferd zu wetten, ging er langsam zum Sattelplatz. Man mußte sich erkundigen, wie Wachtmeister geschlafen und gefressen hatte. Der Gaul wurde von einem Stallburschen im Kreis herumgeführt und sah ausgezeichnet aus. Er hatte frische Augen und zeigte nicht die geringste Aufregung. Allerdings, um ehrlich zu sein, Bajadere, eine blendend schöne Stute, machte einen noch besseren Eindruck.

Klützow kam von der Wage, den Sattel in der Hand.

„Also Sie bleiben dabei, lieber Klützow, Wachtmeister gewinnt?"

Der kleine Husar runzelte die Stirn. Sein Gesicht war gestrafft von Wille und Energie. „Wachtmeister gewinnt."

Von den Tribünen drang wildes Rufen und Schreien herüber. Das zweite Rennen war entschieden worden. Löcknitz hörte, wie Oberleutnant Hangelsberg zu Freunden sagte: „Bajadere wird gewinnen, wie sie will." Klützow verzog keine Miene.

Ein Glockenzeichen kam.

„Hals- und Beinbruch, lieber Klützow," wünschte Löcknitz und hatte mit einem Mal alle Siegeszuversicht verloren.

„Vielen Dank," antwortete der Husar und stieg auf sein Pferd.

Der Rittmeister wanderte nachdenklich zum Schranken zurück, um den Probesprung zu beobachten. Bajadere flog wie ein Ball über die Hürde. Auch Wachtmeister sprang gut, es war nicht zu leugnen, aber langsamer und ohne Schwung. Löcknitz verließ seinen Platz und musterte die Kassen. In erster Linie wurde Bajadere gewettet. Wenn sie gewann, gab es höchstens 16 für 10. An zweiter Stelle stand Wachtmeister. Ein wenig Geld lag auf Matterhorn, während die anderen Pferde Außenseiter waren.

Löcknitz holte seinen Hundertmarkschein aus der Tasche und stand unschlüssig vor der Kasse. Wenn er seinem Gefühl folgte, mußte er Bajadere wetten. Aber es war sinnlos, hundert Mark, sein ganzes Vermögen, zu wagen, um sechzig Mark zu gewinnen. Außerdem erschien es ihm wie eine Treulosigkeit dem Freund gegenüber, auf das Pferd des Gegners zu wetten. Und Klützow hatte den unbeugsamen Siegerwillen, der nicht durch viele Pfunde ausgeglichen werden konnte.

Das Startzeichen ertönte.

Wie von einer unsichtbaren Macht geschoben, legte Löcknitz seinen blauen Schein hin und verlangte die Nummer, die Wachtmeister trug. Als er auf die

Tribüne stieg, hatte er die bedrückende Empfindung, eine große Dummheit begangen zu haben. Wachtmeister würde verlieren, und er konnte Szeretlek nicht wetten, die sicherlich gewann.

Der erste Ablauf gelang. Bajadere nahm die Spitze, gegen den Willen ihres Reiters, so schien es. Matterhorn war zweiter. Wachtmeister kam als letzter ab.

Löcknitz begann zu fiebern.

Bajadere wurde immer schneller. Matterhorn fiel zurück. An seine Stelle trat Torbole. Wachtmeister blieb letzter. Er verlor bei jedem Sprung. Der Rittmeister krampfte, grimmig enttäuscht, die Hände zusammen. Schade um das Geld! Klützow hatte den Verstand verloren. Es war ein Wahnsinn, sein Pferd so weit zurückzunehmen. Auf Warten zu reiten, war sehr richtig, aber man blieb doch nicht gleich eine Viertel-Bahn zurück.

Ein wilder Aufschrei kam von den Tribünen. Ein Pferd war gestürzt. Wachtmeister? Nein! Bajadere? Unsinn! Torbole lag im Gras. Der Reiter hatte keinen Schaden genommen. Er stand schon wieder auf den Beinen.

Löcknitz atmete auf. Noch blieb ein letztes Fünkchen von Hoffnung in ihm. Die Hälfte der Fahrt war erledigt. Bajadere wurde ein wenig langsamer. Der Rittmeister fühlte es beinahe in allen seinen Gliedern. Aber jetzt mußte doch Klützow endlich das Rennen aufnehmen, Himmelkreuzdonnerwetter! Und wirklich, Wachtmeister begann aufzuholen. Es war, als bestände eine drahtlose Verbindung zwischen dem kleinen Husaren und dem fiebernden Rittmeister oben auf der Tribüne. Wachtmeister hatte Anschluß gefunden. Er erreichte den letzten. Er rückte vor. Er lag an dritter Stelle. Der letzte Sprung. Hopp! Nun überholte er Matterhorn, den zweiten. Sie bogen in die Gewinnseite. Bajadere führte mit drei klaren Längen. Hangelsberg begann die Gefahr zu wittern und hob die Peitsche. Klützow beugte sich tief über den Hals seines Pferdes und rückte näher. Er ritt wahrhaftig um sein Leben. Bei der Distanz lagen die Pferde Gurt an Gurt. Wie Kleingewehrfeuer prasselten die Peitschenschläge.

„Bravo, Klützow!" schrie der Rittmeister mit heiserer Stimme und riß die Tribüne mit. „Klützow! Klützow!" antwortete donnernd das Echo.

Wie ein Zweigespann gingen Wachtmeister und Bajadere durch das Ziel. Wachtmeister schien um einen Kopf gewonnen zu haben, aber der Blick von der Tribüne täuschte. Im schlimmsten Fall gab es totes Rennen. Grabesstille und zitternde Erwartung. Tausende von Augen starrten verzaubert auf den Nummernapparat.

Endlich ging die Nummer hoch. Ein Schrei zerriß die Luft. Wachtmeister hatte gewonnen.

Löcknitz nahm den Hut ab und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Eine Sekunde lang war er blind. Fliegen tanzten vor seinen Augen. Dann schoß die Freude durch sein Herz und färbte sein Gesicht rot. Welch ein Glück, daß er nicht Bajadere gewettet hatte! Diese Enttäuschung hätte er nicht überwunden. Sein ganzes Leben wäre vielleicht anders verlaufen. Aber jetzt war das alte Glück wieder da, das Glück, das ihn wochenlang treulos verlassen hatte. Wie einen heißen, saugenden Kuß fühlte er es. Nun konnte ihm nichts geschehen. Er trug den Kopf höher und atmete frei.

Wachtmeister bezahlte 32 für 10. Löcknitz bekam 320 Mark und lächelte wie ein beschenktes Kind. Die Scheine knisterten fröhlich und sangen Jubellieder.

Der Rittmeister setzte sich an ein Tischchen und bestellte eine Tasse Kaffee. Das Lächeln schwand nicht aus seinem Gesicht. Er hätte singen und tanzen mögen, so wunderschön war das Leben in dieser Stunde. Die ganze Welt hatte ein freundlicheres Aussehen. Der Himmel war blauer als sonstwo, und so hübsche Frauen gab es nur in Berlin.

Ein Mann strich um seinen Tisch, lüftete artig den Hut und fragte höhnisch: „Darf ich Ihnen guten Tag sagen, Herr von Löcknitz?"

Der Rittmeister blickte verwundert auf und betrachtete den Fragenden. Dann erkannte er ihn. Es war der Leutnant Stöckel, der gewesene Leutnant Stöckel, der Mann mit der Bügelfalte ohne Hose.

„Guten Tag, Herr Stöckel. Wie geht es immer?"

„Vielen Dank, Herr von Löcknitz, daß Sie mich zu erkennen geruhen."

Der Rittmeister fühlte schmerzlich, wie maßlos gereizt der arme Kerl war. Das heiße Mitleid stieg in ihm auf. „Sie sind so bitter, Herr Stöckel," sagte er schüchtern.

„Bitter ist gut, bitter ist sogar sehr gut. Gestatten Sie, daß ich an Ihrem Tisch eine Tasse Kaffee trinke? Sie müssen mit mir deswegen nicht sprechen. Kein Mensch kann Ihnen aus meiner Anwesenheit einen Vorwurf machen. Man weiß, daß ich lästig und aufdringlich bin."

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Stöckel!"

„Gottes Segen über Sie, verehrter Gönner," rief er überschwänglich und setzte sich nieder. Dann stützte er das Kinn auf seinen Stock und starrte in die Luft.

„Ich dachte, Sie wären in Amerika, Herr Stöckel," begann Löcknitz, nur um zu zeigen, daß er einem Gespräch nicht ausweichen wollte.

Der Gewesene lachte grell auf. „Hei, Amerika! Das Land der Freiheit. Jawohl! Ein kotziges Land, um mich verständlich auszudrücken. Eine Strafkolonie, schätzbarster Herr von Löcknitz."

Ein Kellner brachte ihm den Kaffee.

„Jawohl," fuhr er fort, „ich war drei Wochen drüben. Das heißt, ich saß so lange in einem Saloon in der 14. Straße. Ein smarter Saloon, das muß ich sagen. Lauter feine Boys."

„Und dann?"

„Dann bin ich wieder zurück. Was soll unsereiner dort drüben anfangen? Porter werden oder Geschirrwäscher? Ne, dafür ist Hermann Stöckel nicht zu haben."

Der Rittmeister begann zu frösteln. Es war ihm, als säße er seinem Spiegelbild gegenüber.

„Es ist ein verbrecherischer Unfug, lästige Verwandte abzuschieben, verehrter Herr von Löcknitz. Das sollte von Staats wegen verboten sein. Es gibt so viele Gesetze und Verordnungen, daß es auf einen Paragraphen mehr oder weniger nicht ankommt. Finden Sie nicht auch?"

Löcknitz gab keine Antwort. Der Himmel schien sich verdunkelt zu haben. Alle Gesichter waren verzerrt, und die hübschen Frauen sahen welk und verfallen aus.

Stöckel zündete sich eine Zigarette an und sagte in höflichem Gesprächston: „Das war ein feiner Ritt von Klützow. Ich habe zwar Bajadere gewettet, aber trotzdem muß ich gestehen, daß der Junge tadellos geritten ist."

„Was haben Sie jetzt für einen Beruf, Herr Stöckel, wenn ich fragen darf?"

Die Antwort kam wieder höhnisch und erbittert. „Beruf? Ich höre immer Beruf. Ich spiele, verehrter Herr, und treibe dunkle Geschäfte. Ach, was für entsetzte Augen Sie machen!"

Der Rittmeister fühlte ein Würgen im Hals.

„Ich will mich nicht entschuldigen oder besser machen, es hat ja keinen Wert, aber ich habe wirklich vieles in allen möglichen Berufen versucht, nichts ist geglückt. Ich bin ausgeschlossen. Man erwidert meinen Gruß nicht, man reicht mir nicht die Hand, man sieht mich nicht, man weicht mir aus wie einem tollen Hund."

„Sie bilden sich das vielleicht nur ein," meinte der Rittmeister zaghaft.

„Um Gottes willen, nur keine Tröstungen, Herr von Löcknitz. Dann schon lieber einen ehrlichen Fußtritt! Ich bin Außenseiter geworden. Die Gesellschaft ist unbarmherzig streng gegen Leute, die kein Geld haben. Alles wird verziehen, nur Armut nicht. Ich wundere mich, daß die Herrschaften noch nicht meine Ausweisung vom Rennplatz bewirkt haben, denn ich störe hier."

Ein Glockenzeichen rief die Pferde des nächsten Rennens in die Bahn.

„Wetten Sie Titurel, Herr von Löcknitz! Eine gute Sache."

Er rief den Kellner und bezahlte seinen Kaffee.

„Heißen Dank für Ihre Gastfreundschaft, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister streckte ihm die Hand entgegen.

Stöckel zwinkerte mit den Augen, als blendete ihn ein allzu grelles Licht, dann sagte er sanft und ohne Bitterkeit: „Sie dürfen nicht so leichtsinnig sein, Herr von Löcknitz. Ich nehme den Willen für die Tat. Sie machen sich unmöglich, und mir helfen Sie nicht mit Ihrem Händedruck. Es muß doch alles einen Zweck haben."

Der Rittmeister ließ mutlos seine Hand sinken.

„Wenn Sie aber durchaus den Wohltäter spielen wollen, so leihen Sie mir zehn Mark. Verzeihen Sie die alte, dumme Gewohnheit, ich sage noch immer leihen statt schenken. Ich kann ja doch nicht zurückzahlen."

Löcknitz griff in die Tasche und legte schamvoll ein Goldstück auf den Tisch. Stöckel nahm es gleichgültig und stand auf.

„Nochmals meinen verbindlichsten Dank, Herr von Löcknitz." Er schwenkte den Hut bis zur Erde und ging leise pfeifend davon.

Der Rittmeister sah ihm nach wie einem Gespenst, das im hellen Sonnenlicht über den Rasen wandelte. Er hatte das Gefühl, als wäre ein schwerer Hammer auf seinen Schädel niedergesaust.

Rastorf kam heran und sagte ernst: „Sie sind unvorsichtig, lieber Löcknitz, verzeihen Sie die Bemerkung! Der Mann ist unmöglich."

Der Rittmeister wollte die Partei des Ausgestoßenen ergreifen, aber er besann sich und antwortete verbindlich: „Ich war jahrelang fort, lieber Rastorf. Außerdem setzte sich Stöckel unaufgefordert an meinen Tisch."

Er schämte sich, daß er den armen Teufel verleugnete, aber er stand allein gegen eine geschlossene Gruppe, die nicht zu durchbrechen war.

„Ich dachte es mir und wollte Sie warnen," meinte Rastorf.

Dann näherte sich auch Klützow, und Löcknitz beglückwünschte ihn. Der kleine Husar strahlte. „Es war der kürzeste Kopf der Welt," sagte er lachend. „Ich hätte eigentlich zwei Sekunden früher zu reiten anfangen müssen."

Man stand auf, um das vierte Rennen zu beobachten.

Titurel gewann. Löcknitz freute sich, daß sein Goldstück Stöckel Glück gebracht hatte.

Auch im nächsten Rennen wettete er nicht. Er hielt sein Geld für Szeretlek zusammen.

Fünfzehn Pferde wurden für das Trosthandicap gesattelt. Der Rittmeister betrachtete neugierig Szeretlek, die eine unscheinbare, aber drahtige Stute war. Patterson stand neben ihr, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, und sprach gleichmütig mit dem Jockei Lemke. Lemke hörte aufmerksam und bescheiden zu. Er hatte ein graues, glückloses Gesicht. Bescheidene Jockeis sind lebensgefährlich, dachte Löcknitz voll Besorgnis.

Bei den Kassen wurden alle Pferde durcheinander gewettet. Das meiste Geld kam auf Irrlicht und Einsiedler. Szeretlek war vollkommen vernachlässigt. Kaum fünf Sätze zählte Löcknitz, während er seine drei blauen Scheine in der Hand hielt. Es war offenbar ein Wahnsinn, das ganze Geld auf diesen Außenseiter zu werfen. Patterson irrte sich, wenn er auch von seinem Sieg überzeugt war. Die Trainer der andern vierzehn Pferde waren ebenso gewiß, das Rennen zu gewinnen. Und dieser unglückliche Reiter! Es wäre klüger, nach Kanossa zu gehen und Buße zu tun. Plötzlich entdeckte Löcknitz, daß Szeretlek die Nummer fünf trug. Nun war ihm der Weg vorgezeichnet. Dieser Wink des Schicksals war zu deutlich. Ohne Zögern wettete er seine dreihundert Mark auf Szeretlek.

Er verließ die Kassen und stieg ruhig und gelassen auf die Tribüne. Der Start dauerte eine halbe Stunde. Es schien unmöglich, die fünfzehn Pferde gleichzeitig abzulassen. Ein Gaul brach immer aus. Es war Szeretlek. Sie hatte während dieser Startversuche mindestens zweitausend Meter zurückgelegt. Das Rennen führte über zwölfhundert Meter. Wenn Szeretlek nur eine Fliegerin war, mußte sie schon todmüde sein. Löcknitz verlor nicht eine Sekunde lang seine Zuversicht.

Wiederum gingen die Bänder hoch. Wiederum brach Szeretlek vor. Vier Pferde blieben am Start stehen. Der Starter schien erkannt zu haben, daß alle Mühe vergeblich war, denn er rief die Pferde nicht zurück. Szeretlek stürmte in voller Fahrt davon. Als die andern Reiter merkten, daß der Start galt, machten sie sich an die Verfolgung der Führenden. Lemke arbeitete mit Peitsche und Sporen, als

führte er den härtesten Endkampf durch, obwohl weit und breit kein Pferdekopf zu sehen war. Man konnte nicht länger daran zweifeln, daß Lemke ein genialer Jockei war.

Er gewann mit sechs Längen.

Die Nummer fünf wurde aufgezogen. So einfach war manchmal das Leben. Eine plötzliche Schwäche überfiel Löcknitz, daß er sich niedersetzen mußte. Er hielt seine Tickets in der Hand und verglich ihre Nummer immer wieder mit der Nummer, die oben auf dem Mast ausgesteckt war. Unverrückt und gleichmütig leuchtete die Fünf in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Es kam kein Protest. Nun läutete auch die Glocke, daß das Rennen in Ordnung war. Auf der ganzen Welt schienen die Glocken zu läuten.

Der Rittmeister verließ die Tribüne und schritt langsam den Ställen zu. Er hatte das demütige Verlangen, Dank zu sagen. Patterson war nirgends zu sehen. Statt dessen entdeckte Löcknitz Szeretlek, die von einem kleinen Jungen in den Stall geführt wurde. Er erkannte sie sogleich. Sie schonte ein wenig auf dem linken Vorderfuß.

Der Rittmeister rief den Burschen an: „Das ist Szeretlek, nicht wahr?"

„Jawohl, mein Herr!"

Er griff in die Tasche und schenkte dem Stalljungen einen Taler. Der Kleine machte ein erstauntes Gesicht und dankte höflich.

Löcknitz streichelte das Pferd und blickte ihm voll zärtlicher Dankbarkeit in die dunklen Augen. Wie traurig war es, daß man einem so wackeren Tier keine Freude machen konnte! Er legte seine Wange an den warmen Hals der Stute und hörte ihr Herz schlagen.

„Das Pferd muß bewegt werden," sagte der Stalljunge mit altklugem Sachverständnis und führte Szeretlek fort.

Der Rittmeister sah ihr eine ganze Weile nach und wanderte nachdenklich zum Totalisator. Ein Aufschrei des Erstaunens und des Neides lief ihm entgegen. Die Quote wurde bekannt. Szeretlek bezahlte 750 Mark für 10.

Löcknitz stand da wie eine Statue und versuchte zu rechnen. „Lauter Schiebungen," meinte ein vorbeigehender Mann mit einem knallroten Gesicht zu seiner Frau, die dem Weinen nahe zu sein schien.

Endlich gelang es dem Rittmeister, die Summe zu errechnen. Er hatte 22 500 Mark zu bekommen. Die Zahl war phantastisch und unwahrscheinlich. Ein Rechenfehler mußte vorliegen. Er begann seine Arbeit von neuem. Die Summe wurde nicht geringer.

Er ging zum Schalter und reichte seine Tickets ein. Der Beamte blickte ihn verwundert und prüfend an, gleichsam als wollte er sich das Gesicht dieses Glückspilzes für immer einprägen. „Sie müssen sich einen Augenblick gedulden, mein Herr," sagte er gönnerhaft und freundlich. „Ich habe nicht so viel Geld in der Kasse." Er kam nach einer Weile wieder und zählte zweiundzwanzig Tausendmarkscheine und fünf Hundertmarkscheine auf. Der Rittmeister faltete die Scheine sorgfältig und barg sie in seiner Brieftasche. Der Beamte sah ihm mit neiderfüllten Augen zu.

Erst nach und nach verwandelte sich bei Löcknitz das Bewußtsein, Geld zu besitzen, in hellen Jubel. Welch eine betörende Macht lag in diesen braunen, bedruckten Scheinen! Unabhängigkeit und trotzige Freiheit schenkten diese dummen Papiere. Die ganze Welt stand offen und wartete auf ihn. Man konnte nach Paris reisen und nach Los Angeles und nach Zeylon. Man konnte sogar nach dem Herkules-Ufer fahren, ungedemütigt und aufrecht, und eine Versöhnung anbahnen.

„Halloh, Löcknitz," rief Miersdorf eifrig. „Wo stecken Sie denn? Ich dachte schon, Sie wären ausgekniffen."

Der Rittmeister lachte ohne ersichtlichen Grund.

„Kommen Sie, wir fahren nach Haus! Ich habe mein Auto hier. Keine Widerrede! Sie haben zwei Stunden Zeit, sich schön zu machen, was Sie gar nicht nötig haben. Menschenskind, wie stellen Sie es eigentlich an, daß Sie nicht älter werden? Es ist einfach rätselhaft und Zauberei.'

Der Rittmeister lachte und lachte.

Miersdorf führte ihn zum Wagen und bat ihn, einzusteigen.' Sie rasten wie Besessene über die dämmernde Straße. Die Schnelligkeit und die peitschende Luft erzeugten in Löcknitz einen wilden, besinnungslosen Rausch, der Stunden lang nachwirkte.

Er erinnerte sich später einmal, daß es ein lautes Fest in einer blumengeschmückten Halle gab. Viele lustige Menschen saßen um den Tisch herum und tranken ihm zu, aus schimmernden Pokalen. Schöne Mädchen und Frauen, Tänzerinnen und Sängerinnen, Leichtbeschwingte und Haltlose, schenkten ihm Blumen und nackte, heiße Blicke. Er merkte sich keinen der Namen dieser fröhlichen Frauen und nannte sie „Madonna", wenn er ihnen Rede stand.

Zigeuner spielten, richtige, braune Zigeuner aus der Theißebene mit glühenden Augen. Sie spielten stürmische, hinreißende Liebeslieder, die wie Flammen loderten und das Herz verbrannten, und dann wieder bittertraurige, langsam verströmende Melodien, daß man den Kopf auf den Tisch legen und immerzu weinen konnte.

Später wurde getanzt, und der Rittmeister Löcknitz war der unermüdlichste von allen. Er preßte die schönen Madonnen an sein Herz und riß sie mit sich, bis sie glühten und keinen Atem mehr hatten.

Einmal brach er mitten im Tanz ab und führte seine Dame zu den Zigeunern. „Sag', lieber Freund," fragte er den Zymbalschläger, und warf ihm ein Goldstück hin, „was heißt eigentlich Szeretlek?"

Der Zigeuner fing das Goldstück auf, ohne sein Spiel zu unterbrechen, und dankte unterwürfig: „Köszenem, nagyságos-úr."

„Was heißt Szeretlek?"

Der Zymbalschläger grinste, blickte hilflos um sich und antwortete entschuldigend: „Nem tudok németül."

„Er nicht deutsch verstehen, gnädiger Herr," erläuterte der Baßgeiger.

„Ich will wissen, was Szeretlek heißt," rief Löcknitz ungeduldig.

Alle Zigeuner lächelten und zeigten ihre weißen Zähne. Plötzlich ließen sie, auf einen Wink des Führers, ihren Walzer im Stich und glitten kunstvoll in eine süße, schwermütige Melodie hinüber. Der Primas aber trat ganz nahe an den Rittmeister heran und spielte ihm das heiße Lied ins Ohr.

„Ich liebe Dich, heißt Szeretlek," flüsterte der junge Zigeuner, als gäbe er ein großes Geheimnis preis, und schloß sehnsüchtig die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

28. Oktober
1 9 1 7
26. Jahrgang
Nr. 43

Einzelpr
einschließ
Teuerungszuſ
15 Pf
oder 24 He

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Phot. Bufa.

Nach Oesel.

Einschiffung von deutschen Truppen auf einem Tran portdampfer, der nach dem neuen Operationsgeb et in der Ostsee ab eht.



Vor Oesel: Ausschiffen von Geschützen.



Vize-Admiral Erhard-Schmidt, der Befehlshaber unserer Seestreitkräfte, die die Insel Oesel eroberten.
Hofphot. Urbahns.

Die Eroberung der Inseln Oesel und Moon



Ausladen von Kriegsmaterial für die Landungstruppen. Aufnahmen der Bufa.

Das erfolgreiche Unternehmen der deutschen Flotte in der Bucht von Riga, das zur Besetzung der Inseln Oesel, Dagö und Moon führte, begann mit dem Vorstoß unserer kleinen Minensuchboote, die die ersten Vorbereitungen zu treffen hatten. Es war ihre Aufgabe, die weithin völlig mit Minen verseuchten Gewässer um Oesel und Dagö und die Anfahrtstraße zu säubern, um unseren Hochseestreitkräften und Transportdampfern eine sichere Fahrstraße zu schaffen. In kurzer Zeit hatten sie ihre Aufgabe erledigt, und am Anbruch des folgenden Tages — am 12. Oktober — konnten die russischen Befestigungen der Insel Oesel an der Tagga-Bucht und am Soloesund



General von Kathen, der Führer der Landstreitkräfte bei der Unternehmung gegen Oesel.
Phot. Mertens & Schmidt.

von unsern Seestreitkräften unter Befehl des Vizeadmirals Erhard-Schmidt unter Feuer genommen und niedergekämpft werden. Gleichzeitig wurde von Torpedobootsflottillen und Motorbooten ein Vortrupp überraschend an Land geworfen, dem rasch größere, auf Transportdampfern herbeigeführte Truppenmassen folgten. Mit ihrer Unterstützung wurde in kurzer Zeit ein Brückenkopf geschaffen. Zur gleichen Zeit wurden von andern Teilen der Flotte die Befestigungen auf Zerel und bei Kielkond unter Feuer genommen und bei Pomerort Truppen gelandet. Nach dem Fall der Küstenbatterien auf Hundsort und Rinmast wurde auch die Strand-





Bilder von der ersten Landung deutscher Truppen an feindlicher Küste im Weltkrieg. Phot. Bufa.

Ausbooten von Truppen. Bagage.



Nach Oesel: Auf einem Transportdampfer. Phot. Bula.

batterie von Kap Toffri auf der Insel Dagö durch das Feuer der Schiffsgeschütze niedergekämpft und die Durchfahrt durch den Soelesund zwischen Oesel und Dagö erzwungen. Teile unserer Seestreitkräfte drangen in die Gewässer des Kassen-Wiek ein und trieben russische Zerstörer zurück. Am 14. Oktober kam es hier zu einem neuen Treffen, bei dem die russischen Streitkräfte wieder zurückgedrängt wurden; dabei wurde der russische Torpedobootzerstörer „Grom" genommen. Am 16. Oktober war die ganze Insel Oesel in unserm Besitz, zwei Tage später wurde auch die Insel Moon besetzt. Es gelang nur wenigen hundert Russen, von Oesel über Moon zu entkommen, der übrige Teil der russischen Besatzung, über 10,000 Mann, wurd gefangen genommen, ferner erbeuteten die deutschen Sieger 50 Geschütze und mehrere Feldbatterien, sowie zahlreiche Waffen und sonstiges Kriegsgerät.



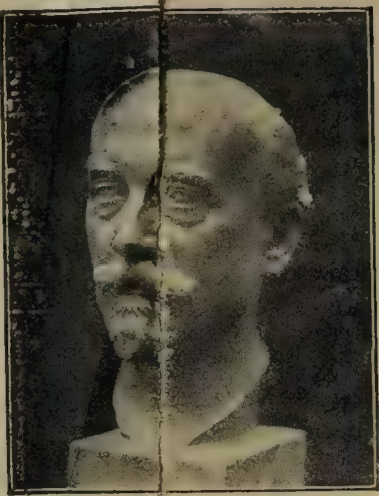
Im Innern eines österreichisch-ungarischen Panzerzuges.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.





Wie man in neutralen Ländern den Krieg spürt:
Aufgestapelte Holzvorräte in einer vornehmen Straße Stockholms. Kohlplantage auf einem öffentlichen Platz in einem Stockholmer Wohnviertel.

Aus der Herbstausstellung der Berliner Sezession



Aus der Herbstausstellung der Berliner Sezession: Bildnisbüste des Reichstagsabgeordneten Scheidemann von Prof. Hugo Kaufmann. Phot. Rieß.



„Götz von Berlichingen", Gemälde von Prof. Lovis Corinth, dem 1. Vorsitzenden der Berliner Sezession. (Mit Erlaubnis des Verlages Fritz Gurlitt.)



Büste von Ricarda Huch (der Dichterin des Romans „Der Fall Deruga") von Prof. Paul Peterich.

Die Herbstausstellung der Berliner Sezession ist ein Wegweiser in das hoffnungsvolle Land der neuen Kunst. Es sind in den wenigen Sälen, die — im Gegensatz zu mancher anderen Ausstellung — durchweg mit vorzüglichen Werken angefüllt sind, Bilder zu sehen, die dem Beschauer ganz neue Offenbarungen geben. Fern von den alten Pfaden der Malerei, fern von den erprobten Theorien, wandeln die jüngsten Künstler, die sich berufen fühlen, der Kunst unserer Zeit ihren Stempel aufzudrücken. Ihnen ist die Farbe alles, die Linie vieles — der Stoff nichts. Viel Geist steckt in ihren Arbeiten, viel Erklügeltes und auch viel Mut. Selbstverständlich, daß sie nicht gleich beim ersten Ansturm eitel Beifall finden; daß sie vielfach mißverstanden, ja verlacht werden. Das will aber nur besagen, daß sie eigenwillig Neues bringen und ihre neue Art durchsetzen wollen. Von jeher ist das Neue in der Kunst zum Anfang befehdet worden. Noch ist das abfällige Gelächter nicht vergessen, das sich beim Auftauchen des Impressionismus erhob, und doch verdanken wir gerade dieser Kunstauffassung die neue Blüte unserer Malerei. Heute sind die Vorkämpfer des Impressionismus die anerkannt größten Maler. Aber die Kunst ist etwas Lebendiges; sie läßt sich nicht auf eine Formel festnageln, läßt sich nicht zum Stillstand verurteilen. Vorwärtsschreitend hat sie sich bereits seit langem über den Impressionismus weiterentwickelt, neue Formen und neue Ausdrucksmöglichkeiten suchend. Vielleicht ist der neue Weg — Futurismus, Expressionismus . . . Schlagwörter sind leicht geprägt — nicht der richtige, vielleicht führt er erst zu dem wirklichen großen Pfad ins echte Land der Kunst. Das läßt sich nicht sagen, so lange wir noch in seinem Beginn stehen. Aber er ist hoffnungsreich und vielversprechend. Mit billiger Ablehnung ist nichts getan! Lieber wollen wir mit dankbarer Erwartung dem neuen Streben unserer jungen Künstler folgen. Drum ist es sehr dankenswert von der Berliner Sezession, daß sie uns einen freudigen Blick in das Land der neuen Kunst tun läßt, auf das wir hoffen.

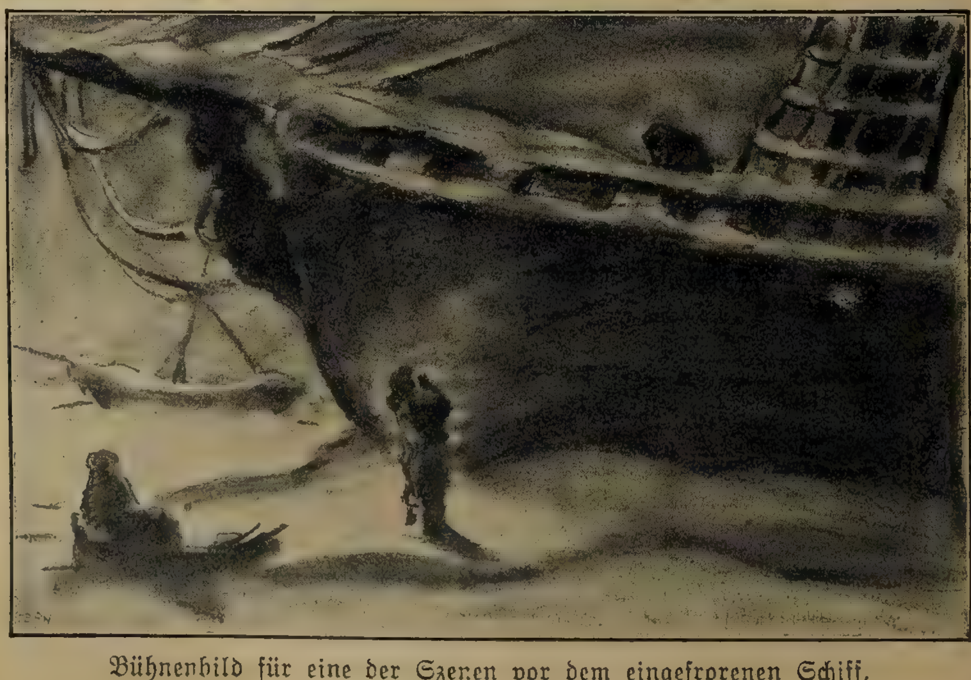
K. E.



Wandgemälde, ausgeführt für die Hirsch Kupfer- und Messingwerke bei Eberswalde von Hugo Krayn. Aufnahmen aus dem Atelier Rieß.



... Sir Archie ... ns neuem ... erballade". ... ies.



Bühnenbild für eine der Szenen vor dem eingefrorenen Schiff, entworfen von Ernst Stern.



Helene Thimig, das neue Mitglied der Reinhardt-Bühnen als Elsalil in Hauptmanns „Winterballade". Phot. Berl. Jll. Ges.

Aus der Aufführung von Hauptmanns neuem Bühnenwerk „Winterballade" im Deutschen Theater in Berlin.

Wie sah Luther aus?

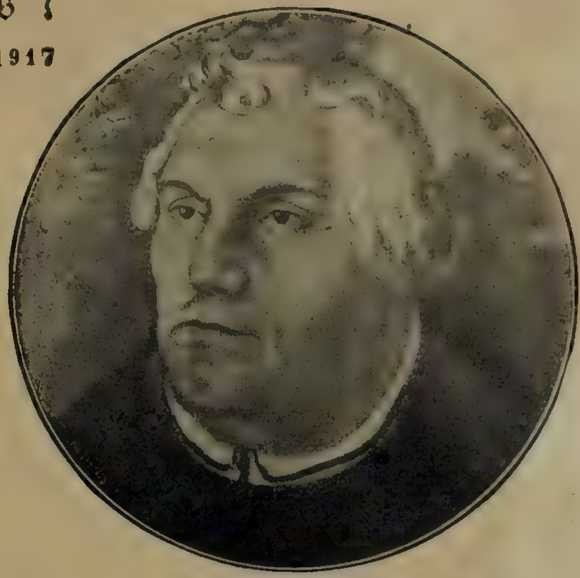
Zur Vierhundertjahrfeier der Reformation am 31. Oktober 1917



Wie sah Luther aus?
Luther als junger Ehemann.
Gemälde von L. Cranach d. A. aus dem Jahre 1525;
Original in der Lutherhalle in Wittenberg.



Luther im Doktorhut, nach einem Kupferstich von L. Cranach aus dem Jahre 1521.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Lutherkopf aus dem Altarbild Cranachs d. J.
in der Stadtkirche zu Weimar (1555).
Phot. K. Schwier, Weimar.

Jede Berühmtheit dieser Welt hat das gleiche Schicksal, daß das Bild, das von ihr auf die Nachwelt gelangt, unbestimmt und unklar ist, nicht einen Menschen wiedergibt, sondern viele Menschen, die sich oft wie Brüder ähneln, oft aber auch ganz fremd nebeneinander hergehen können. Auch Luther ist diesem Schicksal nicht entgangen. Fünf Bilder von ihm sind authentisch. Vom Wittenberger Meister Lucas Cranach dem Aelteren drei Gemälde und zwei Stiche, und um diese fünf Darstellungen hat sich gleichsam eine ganze Legende von Bildnissen gesponnen. Wir wollen das nicht bedauern Bei den geschichtlichen Persönlichkeiten ist das Bild nicht mehr als ein Symbol ihrer Werke.

AUS UNSEREN GEFANGENENLAGERN

Mit Zeichnungen von Carl Schnebel.

Die schlimmsten Klagen über unwürdige Behandlung unserer in Kriegsgefangenschaft geratenen Soldaten kommen aus Frankreich, dem Lande, das sich einbildet, die Zivilisation und Kultur in Erbpacht genommen zu haben. Unsere Feinde vergessen anscheinend, daß Deutschland denn doch eine wesentlich größere Zahl von Gefangenen besitzt, und daß es uns ein Leichtes wäre, Vergeltung zu üben. Aber die deutschen Barbaren greifen nur in den äußersten Notfällen zu diesem Mittel und behandeln im übrigen die zahllosen Kriegsgefangenen so, wie es nach den internationalen Abmachungen jeder kriegführende Staat zu tun verpflichtet war. Als, kurz nach Beginn des Krieges schon, die ersten Gefangenen nach Deutschland kamen, konnte man sich, da es Hochsommer war, dem immer größer werdenden Andrange gegenüber noch mit Zelten



Aus unseren Gefangenenlagern: Blick auf eine Barackenstadt für gefangene Franzosen. Zeichnungen von Carl Sch



Aus unseren Gefangenenlagern: Indische Gefangene beim Keulenschwingen im Mohammedanerlager in Wünsdorf bei Berlin. Zeichnungen von Carl Schnebel.

behelfen, bald aber stellte sich die Notwendigkeit ein, ganze Barackenstädte zu bauen: Eine breite Lagerstraße, rechts und links davon die Unterkunftsbaracken, Küchen und Vorratsräume. Im Laufe der Zeit sind dann Bade- und Waschhäuser und größere Vorratsräume hinzugefügt worden. Die Herstellungskosten der Lager für 10,000 bis 20,000 Gefangene (die übliche Größe) belaufen sich auf durchschnittlich etwa 2 Millionen Mark. Neben der Unterkunft war das Hauptaugenmerk der Behörden auf die Ernährung der Kriegsgefangenen gerichtet, und es wurde auch auf diesem Gebiete eine Organisation geschaffen, die eines ritterlichen und humanen Volkes würdig ist. Allerdings war es schwierig und oft unmöglich, alle Ansprüche zu befriedigen. Die Verschiedenartigkeit der Völkerrassen, die sich in unseren Gefangenenlagern zusammenfinden, erschwert eine gewisse notwendige Einheitlichkeit in der Verpflegung. Aber die deutsche Verwaltung tut alles, was in ihren Kräften steht. So erhalten z. B. die gefangenen Mohammedaner eine den Riten ihrer Religion entsprechende



Marokkaner, Tunesier und Algerier im Lager von Wünsdorf.



Gefangene Inder bei der Mahlzeit, deren Bereitung ihren religiösen Vorschriften entspricht.

Naturalverpflegung. Die eigentliche Arbeit in den Küchen aber wird von Kriegsgefangenen selbst geleistet, da diese selbst das größte Interesse daran haben, daß aus den gelieferten Rohstoffen das denkbar Beste gemacht wird. Diese Einrichtung ist auch der beste Weg, unberechtigte Klagen im Keime zu ersticken. Und daß unsere Kriegsgefangenen gut untergebracht und ernährt sind, das bezeugen die Neutralen täglich auf Grund der Eindrücke, die sie bei ungezählten Wanderungen durch Deutschlands Kriegsgefangenenlager gewonnen haben. Eine nicht minder wichtige Frage als die Unterbringung und Ernährung war die Frage der Gesunderhaltung so zahlreicher Menschen, die oft meist nach langem Felddienst verschmutzt und mit Krankheitskeimen aller Art behaftet, in Gefangenschaft gerieten, und von denen manch einer Zeit seines Lebens noch kein Bad gesehen hatte. Unser Sanitätswesen macht keinen Unterschied zwischen Freund und Feind. Zunächst werden alle von der Front kommenden Gefangenen, die irgendwie seuchenverdächtig sind, drei bis vier Wochen von den übrigen getrennt in Quarantäne gehalten. In jeder Baracke



Nach der Eroberung von Jakobstadt: Deutscher Soldat, der einer obdachlosen flüchtenden Bauersfrau beim Transport ihres Gepäcks auf den schlechten Wegen hilft. Phot. Bufa.



Kaiserin Zita mit ihren Kindern in Erwartung des Kaisers Karl auf einem Bahnhof. Hofphot. Floeck.



Beförderung von bulgarischen Verwundeten im Gebirge.

sind genaue hygienische Vorschriften angeschlagen, für deren Durchführung eine „Sanitätspolizei" sorgt. Die ärztliche Behandlung Erkrankter, Operationen, Röntgenaufnahmen, die Versorgung mit Verband- und Arzneimitteln, mit Brillen, Bruchbändern, künstlichen Gliedern usw. geschieht völlig kostenlos. Für die Vortrefflichkeit der sanitären Maßnahmen in den deutschen Kriegsgefangenenlagern sprechen deutlicher als alles übrige die ausgezeichneten Gesundheitsverhältnisse. Es gibt durchschnittlich nicht mehr wie ein bis drei vom Hundert innerlich Kranker. Die deutschen Barbaren lassen sich's aber auch nicht nehmen, die geistigen Bedürfnisse ihrer „Gäste" zu befriedigen. Es gibt Unterrichtskurse, die vielfach von den Gefangenen selbst geleitet werden, gut eingerichtete Bibliotheken, Lagerzeitungen, und häufig ein Versammlungshaus, in dem die mannigfachsten Veranstaltungen der geselligen Unterhaltung stattfinden; es gibt von Gefangenen gebildete Orchester und Sängerchöre, und ab und zu fin[illegible] auch kleine Theateraufführungen statt. Außerdem wird Malerei und bildende Kunst gepflegt. Jeder Konfession stehen ihre Geistlichen zur Verfügung, und auch für entsprechende Gotteshäuser ist reichlich gesorgt worden. Ungezählte Gefangene haben diese Sorge Deutschlands auch in Briefen in die Heimat mit warmen Worten dankbar anerkannt, und wir können nur wünschen, daß auch unsere tapferen Soldaten, die das Unglück hatten, in feindliche Gefangenschaft zu geraten, auf gleiche Weise behandelt werden. Otto Schöny.



Erich Wolfgang Korngold,
der jugendliche Komponist der Oper „Der Ring des Polykrates", einer der nächsten Neuheiten des Königlichen Opernhauses zu Berlin.
Phot. d'Ora.



Fritzi Massary in der Titelrolle der neuen Operette „Die Rose von Stambul" von Leo Fall in der Aufführung des Berliner Metropoltheaters.
Phot. Eberth.



Der lustige Guido Thielscher,
der populäre Berliner Komiker, der sein 40jähriges Bühnenjubiläum feierte.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: ä — be — ben — boot — de — der — e — en — eß — ge — ger — gi — gie — go — hor — i — ku — lei — lo — ma — mo — ni — nör — nung — ra — rier — rod — ru — steck — ter — thy — va — wan sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen auf unsere Zeit passenden Ausspruch aus Schillers „Piccolomini" ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Schnellen Boten, 2. Wasserfahrzeug, 3. eroberte russische Festung, 4. Wissenschaft, 5. römische Provinz, 6. Tafelgerät, 7. einen unsympathischen Verwandten, 8. Zeichen der Unzufriedenheit, 9. geistige Führung, 10. altdeutschen Monatsnamen.

Allerlei.

Was als Salat uns trefflich schmeckt,
Ein Längenmaß ist drin versteckt.
Auch Reis man leicht darin ermittelt,
Doch der ist etwas stark geschüttelt.

Die wandelnden Vokale.

Was man mit e und e als Schmuck erschaut,
Erscheint mit a und a als fremder Laut;
Doch an dem Wort mit u und i
Mangelt's heut' der Industrie.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 42:

Silben-Rätsel: Wir leben nicht, um zu essen, wir essen, um zu leben.
Sokrates.

1. Weizen, 2. Imme, 3. Rehkalb, 4. Lohe, 5. Esel, 6. Breslau, 7. Eisenerz, 8. Nahum, 9. Nassau, 10. Imogen, 11. Chimäre, 12. Taxus, 13. Ulfilas, 14. Melasse, 15. Zelter, 16. Ukelei, 17. Essipow, 18. Skorpion, 19. Sense.

Ein und Mehrzahl: Patron — Patrone. — Fohrschein und Fürst: Durchlocht — Durchlaucht.

HUMOR

Zeichnung von Poul Simmel.

Eines Abends kommt Onkel Max aus Werneuchen zu uns zu Besuch. Rasch wird beschlossen, unsern dreizehnjährigen Sohn Peter auszuquartieren und Onkel Max in Peters Bett schlafen zu lassen. Am andern Morgen sieht Peter eilig in sein Zimmer und kommt heulend heraus. „Was ist denn los?" fragen wir ängstlich. „Der böse Onkel," heult der Junge, „der böse Onkel hat mein schönes Aquarium mit allen Kaulquappen ausgetrunken, das auf dem Nachttisch steht."

*

Im Lager hat es Bier gegeben. Eine hochwillkommene Liebesgabe. Der Kanonier Kreif hat des Guten etwas zuviel getan. Er steht dann in finsterer Mitternacht vor dem Unterstande, pocht an einen Pfosten und ruft flehentlich:

„Christl! Wirf mir doch den Hausschlüssel herunter."

*

„Was," ruft der Lehrer aus, „Du kommst ohne einen Federhalter in die Schule? Was würdest Du sagen, wenn ein Soldat ohne Gewehr ins Feld geht, heh?" — „Ich — ich würde sagen, es ist ein Offizier."

*

„Ist die Geschwulst schlimm, Herr Doktor, die ich da im Nacken habe?" — „Nein, aber Sie müssen sie doch im Auge behalten."



Karikatur vom Tage:
Kerenski als komischer Jongleur.

„Warum haben Sie Ihre letzte Stellung verlassen?" fragte die Hausfrau ein Dienstmädchen, das sich vorstellte. — „Die Herrschaften waren erst drei Wochen verheiratet," sagte das Mädchen, „da konnte ich das ewige Getue nicht mit ansehen." — „Na," meinte nun die Dame, „da brauchen Sie bei uns keine Angst zu haben, wir sind schon über sechzehn Jahre verheiratet." — Das Mädchen schüttelt den Kopf: „Dann kann ich nicht zu Ihnen kommen," sagte sie bestimmt, „ich will in ein ruhiges Haus."

*

„Ihr müßt in einem ganzen Satz antworten," sagte der Lehrer in der dritten Vorschulklasse; „wenn ich frage: ‚Was halte ich in der Hand?' so heißt es nicht ‚Kreide', sondern ‚Sie haben ein Stück Kreide in der Hand.' Also paßt auf: ‚Was habe ich an den Füßen?', Fritz!" — „Stiefel." — „Falsch," sagt der Lehrer, „weißt Du es, Max?" — „Strümpfe." — „Auch falsch. Sag' Du es, Moritz." — „Hühneraugen."

*

„Mensch, was fällt Dir ein! Keinen Pfennig Geld hast Du in der Tasche und bestellst Dir zwei Dutzend Austern!" — „Laß mich nur, ich bin Optimist. Ich hoffe, ich finde eine Perle in einer der vierundzwanzig Austern, dann kann ich ohne weiteres zahlen."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

7. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

VI.

Der Regen klopfte an die Fenster, eintönig und unermüdlich. Sonst war es totenstill in dem Zimmer und im ganzen Haus. Jetzt ist es Herbst, dachte Löcknitz und lauschte aufmerksam. Ein graues, nüchternes Licht war in dem Raum. Alle Farben waren tot und alle Geigen verstummt. Eine Uhr tickte, und der Regen rauschte.

Der Rittmeister nahm seine Brieftasche vom Nachtkästchen und öffnete sie. Dann holte er das Geld heraus und begann zu zählen. Er besaß über fünfunddreißigtausend Mark. Wie war das möglich? fragte er sich, grenzenlos verwundert. Szeretlek, nun ja, das waren aber erst zweiundzwanzigtausend Mark. Langsam kehrte ihm die Erinnerung zurück. In den Morgenstunden war gespielt worden. Wer an dem Spiel teilgenommen hatte, wußte er freilich nicht mehr. Er hatte ununterbrochen gewonnen. Daher kam das Geld.

Er steckte die Scheine wieder in die Tasche und dachte voll Genugtuung, daß er seine Schulden bezahlen konnte. Es waren schlimme Schulden, die einen in den Schmutz zogen. Man durfte einen schäbigen Gasthof in der Rue d'Anjou und ein kleines Mädchen vom Kabarett de la Lune-Rousse nicht zu Gläubigern haben.

Löcknitz sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Es war schon elf Uhr, aber heute wurde es gar nicht Tag. An solchen Tagen zahlt man seine Schulden. Er schellte dem Diener.

„Der Herr Graf schläft noch?“

„Jawohl, Herr Rittmeister.“

„Bitte, sagen Sie dem Herrn Grafen, er möge entschuldigen, daß ich ohne Abschied weggehe, aber ich möchte ihn nicht wecken. Ich lasse herzlichst für die Gastfreundschaft danken.“

„Sehr wohl. Darf ich dem Herrn Rittmeister das Frühstück bringen?“

„Ja, danke. Und dann besorgen Sie mir ein Auto!“

„Sehr wohl, Herr Rittmeister.“

Nach dem Frühstück zündete er sich eine Zigarette an und stieg in den Wagen. Sein Gesicht war düster und angespannt. Er fuhr zuerst zum nächsten Postamt.

Ohne zu überlegen, schickte er telegraphisch tausend Franken an Fräulein Huguette de Troyes, Paris, 11 Place St. Georges, und hundert Franken an das Hotel in der Rue d'Anjou. Die Schuld, die er dort nicht hatte bezahlen können, betrug nur sechzig Franken. Seine Hand zitterte, während er an diese Schmach dachte. Er bat, daß ihm seine Koffer sofort nach Berlin geschickt würden. Hoffentlich ließ sich der Apachenkellner durch das reichliche Trinkgeld bestimmen, die Sache zu besorgen.

Als Löcknitz im Begriff war, das Postgebäude zu verlassen, fiel ihm plötzlich die Gräfin Söderblom ein. Er hörte deutlich ihre mütterlich-besorgte Stimme: „Ach, wie gern hätte ich Ihnen geholfen, lieber Freund!“ Die arme Frau! Man mußte ihr eine kleine Freude machen. Er kehrte zum Schalter zurück und schickte der Gräfin Söderblom tausend Franken. Als Absender gab er Fred Patterson an. Sie sollte nicht wissen, von wem sie beschenkt wurde. Es war ihm leicht ums Herz, nachdem er dieses Geld abgesendet hatte.

„Herkules-Ufer!“ sagte er dem Kutscher und stieg ein. Er wünschte, diese Fahrt dauerte viele, viele Stunden. Die Fenster waren vom Regen beschlagen. Die Menschen glitten wie Nebelschatten vorbei. Der Himmel hing verdrießlich bis zur Erde hinab. Es gab keine trostlosere Stunde.

Nun fuhren sie den Landwehrkanal entlang. Hier war er vor einer Ewigkeit in brennender Verzweiflung auf- und abgegangen.

Der Wagen hielt. Löcknitz entlohnte den Kutscher. Alle Nerven begannen plötzlich zu zittern. Nie war ihm etwas einladender und ruhevoller erschienen als das kleine Zimmer in der Rue d'Anjou. Er riß sich mit aller Macht zusammen und zog die Klingel.

Ein junges Dienstmädchen öffnete und blickte ihn fragend an.

„Ist Frau von Löcknitz zu Haus?“ Seine Stimme klang rauh und unfreundlich.

„Ich will mal nachsehen, mein Herr. Wen darf ich melden?“

Die Antwort des Mädchens, das ihn nicht kannte, erbitterte ihn maßlos. Er sagte nichts, sondern ging an der verwunderten Dienerin vorbei, die ihm ängstlich folgte.

Seine Schritte hallten unheimlich in dem kleinen Stiegenhaus. Es war nicht leicht, diese Stufen zu steigen. Das Herz versagte den Dienst. Im Halbstock mußte er Luft schöpfen. Hier stand eine Statue des alten Kaisers, mit einem Kranz von Glühlampen umgeben. Es war geschmacklos, aber der Graf Plagge-Glindow duldete nicht, daß daran irgendwas geändert wurde. Nun war der alte Graf tot, aber der Lampenkranz leuchtete noch immer.

Im ersten Stockwerk machte Löcknitz nicht halt. Hier war der große Saal, der für Empfänge und Festlichkeiten diente. Wie sonderbar, daß hier einmal Feste gefeiert worden waren! An den Saal stießen drei kleine Zimmer, die er benutzt hatte.

Keuchend und ohne Atem erreichte Löcknitz das zweite Stockwerk. Im Vorzimmer stand der alte Martin, kurzsichtig und gichtisch, ein Familienerbstück.

„Guten Tag, Martin,“ sagte der Rittmeister beklommen.

Der Diener erkannte ihn voll freudigen Schrecks, stürzte auf ihn zu, ergriff seine Hand, küßte sie, ohne daß der Rittmeister es verhindern konnte, und stammelte verwirrt: „Ach, Herr Jesus! Der gnädige Herr!“ Das Dienstmädchen riß den Mund auf.

„Wie geht's immer, Martin?“

Der Alte vermochte nicht zu antworten und schüttelte nur den Kopf.

„Wo ist meine Frau, Martin?“

Der Diener wies auf ein Zimmer.

„Ist sie allein?“

„Jawohl, gnädiger Herr.“

In den Augen des Rittmeisters brannten Schmerz und Reue. Er lehnte an einem Schrank und rang nach Fassung.

„Soll ich den gnädigen Herrn anmelden?“ fragte der Diener flüsternd.

„Ist das nötig?“

„Es wäre besser, denke ich. Die gnädige Frau würde zu sehr erschrecken. Meinen Sie nicht, Herr Rittmeister?“

Löcknitz überlegte. Dann griff er hilfesuchend nach der Hand des Alten und sagte bedrückt: „Ach, Martin, es ist so schwer.“

„Freilich ist es schwer, gnädiger Herr. Aber solange man lebt, läßt sich alles gut machen. Nur den Toten kann man nichts zurückgeben.“

Löcknitz ließ die Hand des Dieners los. „Fragen Sie meine Frau, Martin, ob Sie mich empfangen will,“ bat er demütig.

„Sehr wohl, gnädiger Herr.“

Der Alte schlich zur Tür, langsam und zögernd, so schien es, klopfte leise an, öffnete geräuschlos und verschwand.

In dem Vorzimmer war es fast dunkel und grabesstill. Aus dem Zimmer drang nicht ein Ton, kein Schrei und kein Aufschluchzen. Zäh und ohne Ende flossen die Sekunden dahin. Ein Fieber schüttelte Löcknitz. Er dachte: Ich zähle bis zwanzig; wenn Martin inzwischen nicht zurückkommt, fliehe ich. Nachdem er bis zwanzig gezählt hatte, zog er den Ueberrock aus.

Der Diener öffnete die Tür und sagte halblaut: „Die gnädige Frau läßt bitten.“

Der Rittmeister setzte sich in Bewegung. Seine Beine waren wie gelähmt. Es war ein langer, beschwerlicher Marsch bis zu der Tür.

Als er das Zimmer betrat, stürzte ihm Kälte entgegen.

Agnes Löcknitz stand hochaufgerichtet am Fenster. Ihre Hand, die sich auf ein Tischchen stützte, zitterte. Der Rittmeister umfing die Gestalt mit einem Blick und entdeckte jeden kleinsten Zug in diesem stillen Gesicht. Sie war immer noch eine stattliche und schöne Frau, ungebeugt und stolz. Sie sah in ihrem schmucklosen, dunklen Kleid wie eine Königin in der Verbannung aus. Es gibt keine vornehmere Frau auf der Welt, dachte Löcknitz verzagt. Ihre Wangen waren in diesen fünf Jahren schmäler und durchsichtiger geworden. An den Schläfen schimmerte ihr Haar grau. Dieses Grau erschütterte ihn am allermeisten. „Guten Tag, Agnes,“ sagte er mit einer dünnen, farblosen Stimme und blieb wie ein schüchterner Bettler an der Tür stehen.

„Was führt Dich her?“ fragte sie gleichmütig und gelassen. Sie hatte ihre Stimme vollkommen in der Gewalt.

Ein kalter Schauer rann über seinen Rücken. Welch eine Eisluft war hier!

Er versuchte, ein paar Schritte näher zu kommen, und streckte sehnsüchtig die Hand aus, um sie gleich wieder sinken zu lassen. Der Zwischenraum war viel zu groß.

„Ich habe viel Unrecht an Dir getan, liebe Agnes.“

Ihre Lippen preßten sich fester aufeinander.

„Ich will mich bemühen, einiges gutzumachen,“ sagte er kleinlaut.

Ihre Hand zitterte stärker.

„Ich komme als Reuevoller zu Dir zurück, Agnes.“

Sie musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen und fragte sachlich: „Hast Du Pech im Spiel gehabt?“

Er wurde blutrot, als hätte ihn ein Peitschenhieb getroffen, und gleich darauf aschgrau. Eine Welle von Zorn jagte durch sein Blut, die er jählings unterdrückte. Sie hatte natürlich recht. Wenn er Glück im Spiel gehabt hätte, säße er heute noch in Paris.

„Ja,“ antwortete er freimütig, da er bereit war, Buße zu tun, „aber ich weiß jetzt, daß ich nicht deswegen zu Dir zurückgekehrt bin.“

„Du mußt verzeihen, wenn ich ein wenig ungläubig und mißtrauisch geworden bin. Ich habe einige Berechtigung dazu.“

Er sah in ihr schmerzbeladenes Gesicht und hatte ein glühendes Erbarmen mit der Frau. „Kannst Du nicht verzeihen, Agnes?“ stammelte er hilfesuchend.

„Du hast also Pech im Spiel gehabt,“ fuhr sie unbeirrt fort. „Ich freue mich, daß Du nicht heuchelst.“

„Ich will mein Unrecht gut machen, Agnes.“

„Ich werde Dir kein Geld geben. Darauf darfst Du nicht rechnen. Mir liegt gar nichts an meinem Geld. Was soll es mir? Aber Du bekommst es nicht. Du kannst also ruhig die Maske fallen lassen und offen mit mir sprechen.“

„Ich habe keine Maske vor dem Gesicht,“ erwiderte er voll Bitterkeit, „und ich brauche Dein Geld nicht.“

„Ich dachte, Du hättest Pech gehabt?“

„Ich besitze genug Geld!“

Wieder begann der Zorn in ihm zu kochen.

„Ja, was suchst Du dann hier?“ fragte sie mit höhnischer Verwunderung.

„Ich will einen Halt haben, das ist alles. Ich habe dieses Hunde-Bummelleben satt.“

„Ach, wie romantisch!“

Sein Groll brach durch und überschwemmte alle Dämme. „Sprich nicht so zu mir, Agnes!“

„Wenn Dir mein Ton nicht paßt, so brauchst Du nur dieses Zimmer zu verlassen. Du bist ein freier Mann.“

„Ich will Frieden und Versöhnung, aber Du höhnst!“

Sie löste ihre Hand von dem Tischchen und trat einen Schritt näher. „Was verlangst Du eigentlich? Soll ich Dir um den Hals fallen, soll ich Dir die Hände küssen, soll ich Freudentränen vergießen, weil Du geruhst, nach fünf Jahren einmal wieder nach

Haus zu kommen? Hältst Du mich für ganz schwachsinnig?

„Ich will ja gutmachen, Agnes!“

„Was willst Du gutmachen?“

„Alles!“

„Kannst Du mir diese fünf Jahre zurückgeben? Und meine zerstörte Jugend?“

Er schwieg und starrte auf ihre grauen Schläfen.

„Agnes!“

„Ich kenne Dich. Nächste Woche vielleicht fällt es Dir wieder ein, davonzugehen und ein paar Jahre lang wegzubleiben. Mir läge nichts daran, verstehe mich recht, aber ich will mir die Enttäuschung über meine dumme Vertrauensseligkeit ersparen.“

Nun steht sie wieder wie eine beleidigte Aebtissin da, dachte er erbittert.

„Sei nicht so unmenschlich, Agnes!“

„Du hast mein Leben vernichtet.“

„Und Du das meine!“

„Ich?“

„Ja, Du, Du! Ihr habt mich aus dem Haus vertrieben, Du und Deine Sippschaft. Was habe ich denn so Großes verbrochen? Ich war jung und leichtsinnig. Du hast mich gezwungen, meinen Beruf aufzugeben, Du hast mich gezwungen, in die Welt hinauszulaufen und fünf Jahre lang ein schmähliches Spielerleben zu führen.“

„Du irrst, nicht ich habe Dich gezwungen.“

„Wer sonst?“

„Deine eigenen Fehler haben Dich von hier vertrieben.“

„Meine Fehler?“

„Du hast keinen sittlichen Halt. Du gibst jeder Regung nach. Du bist charakterlos. Du hast kein Gefühl dafür, was Du Deinem Namen schuldig bist, was Du mir und Deinem Kind schuldig bist.“

„Du hast es doch schriftlich,“ höhnte er. „Du hast Dir ja einen Wechsel über das Geld ausstellen lassen, das ich Dir schulde.“

„Ich spreche von sittlichen Forderungen, und Du meinst immer nur Geld. Wir reden verschiedene Sprachen.“

„Du predigst wie ein Missionar zu Zulukaffern.“

„Dein Spott trifft mich nicht.“

„Und Deine Makellosigkeit macht keinen Eindruck auf mich. Du stehst nicht höher als ich. Das Nicht-Lachen-Können ist kein so überragender Vorzug, wie Du anzunehmen scheinst.. Weil sich keine Versuchung an Dein kaltes Herz herangewagt hat, bist Du ohne Fehler.“

„Ich habe auch Fehler, Löcknitz.“

„Wie gnädig! Ach, mich fröstelt vor Deiner Unfehlbarkeit.“

Er trat hart an sie heran und fragte drohend: „Woher weißt Du, daß Du im Recht bist und ich im Unrecht? Sag' es mir doch!“

Ihre Augen füllten sich langsam mit Traurigkeit. Ein leiser Schmerz griff an sein Herz und verjagte den Groll. Er wich einen Schritt zurück und sagte mit Bedauern: „Ich kam, um Frieden zu machen, aber Du weist meine Hand zurück. Nun stehen wir hier und zerfleischen uns.“

Ein Zittern lief durch ihren Körper. „Bist Du Deines Lebens noch nicht müde, Löcknitz?“ fragte sie leise.

Er runzelte die Stirn und antwortete düster: „Nein, so nicht, wie Du meinst. Ich freue mich meines Lebens, und Du predigst Dienen und Gehorchen, Entsagung und Tod. Ich kann nicht die Augen verdrehen und Hallelujah singen. Ich kann einfach nicht, verstehst Du, es ist mir nicht gegeben. Ich kann aus meiner Haut nicht heraus.“

Sie senkte den Kopf und seufzte.

„Du seufzt über das verlorene Schäflein, nicht wahr? Du bist ja Deiner so sicher! Es fällt Dir gar nicht ein, mir näher zu kommen, denn Deine Güte ist Unduldsamkeit.“

„Ich bin nicht unduldsam, Löcknitz. Ich bin nur unglücklich.“

„Warum hilfst Du mir nicht? Ein jeder Mensch soll dem andern helfen.“

„Ich will Dir ja helfen.“

„Ich nenne es nicht Hilfe, wenn Du mich zwingen willst, Deinen Weg zu gehen. Laß mich meinen Weg gehen!“

„Wohin führt Dein Weg?“

„Zu demselben Ziel wie der Deine. Wenn wir sterben, gehen wir e i n e n Weg.“

Sie setzte sich nieder und blickte starr vor sich hin.

Nach einer Weile fragte sie, gefaßt und gleichmütig: „Du willst jetzt in Berlin bleiben?“

„Jawohl, falls Du und die Grafen Plagge-Glindow nichts dagegen haben.“

„Und was gedenkst Du zu beginnen?“

„Das weiß ich noch nicht. Ich will mich irgendwie betätigen, Geld verdienen, arbeiten.“

„Arbeiten?“

„Du fragst wie ein Revierinspektor, der Aufenthaltsbewilligung erteilen soll.“

„Ich frage nur, welcher Art Deine Arbeit sein wird.“

„Darüber kann ich mit dem besten Willen jetzt keine bindende Auskunft geben.“

„Vielleicht kann ich sie Dir geben. Du wirst Dein Leben dort wieder aufnehmen, wo Du es vor fünf Jahren abgebrochen hast.“

„Sehr richtig. Du bist von einer bewundernswerten Hellsichtigkeit. Da ich vom Maschinenbau und von der Weberei nichts verstehe, werde ich wahrscheinlich Pferdehändler werden.“

Sie stand auf. „Muß das sein, Löcknitz?“

„Soll ich als Dein Pensionär und Rentenempfänger hier leben? Wie stellst Du Dir das vor?“

„Ich stelle mir gar nichts vor. Ich höre Dir zu.“

„Ich denke, Du hast jetzt genug Erfreuliches von mir gehört. Es ist Zeit, daß wir zu einem Schluß kommen.“

Er ging mit großen Schritten durch das Zimmer. Sie blickte ihm nach und schwieg.

„Nun, was beschließt Du? Nimmst Du mich in Deinem Haus auf?“

„Ich kann Dir jetzt keine endgültige Antwort geben.“

„Warum nicht?“

„Ich muß mich beraten und alles überlegen.“

„Was gibt es zu beraten und zu überlegen? Laß' Dein Herz sprechen!“

„Mein Herz schweigt, Löcknitz.“

Sein Gesicht verzerrte sich. „Du erlaubst, daß ich eine Zigarette rauche? Meine Nerven versagen mir den Gehorsam.“

Sie nickte. „Du bist eine unruhige Seele, Löck-

nis. Du wirst mir den Frieden nehmen, den ich so schwer erkämpft habe."

Er lachte auf. „Sei unbesorgt, ich nehme Dir nichts."

Er rauchte hastig und überlegte. Dann sagte er, ganz ruhig und ohne Zorn: „Ich will mich hier nicht aufdrängen, liebe Agnes, da ich sehe, wie sehr sich Dein sittliches Empfinden gegen mich sträubt. Ich kann Dir nicht einmal unrecht geben. Ich habe diese Stunde ehrlich verdient. Ich habe schlecht an Dir gehandelt. Und da Dir meine Reue nichts gilt, hast Du von Deinem Standpunkt vollkommen recht. Es gibt vielleicht auch andere Standpunkte, aber darüber wollen wir uns nicht weiter unterhalten."

Er machte eine Pause und zerdrückte seine Zigarette.

„Ich will Dir einen Vorschlag machen, der Dir zweifellos behagen wird. Du schickst mich weg, schön — — —"

„Ich schicke Dich nicht weg."

„Also sagen wir, Du nimmst mich nicht auf, es kommt wirklich nicht auf die Worte an. Gut, ich füge mich. Ich kann und mag Dich nicht zu einer ehelichen Gemeinschaft zwingen, die Dir Widerwillen einflößt. Es ständen mir wahrscheinlich einige Rechte zu, aber ich kenne die Gesetze nicht und verzichte auf ihre Wohltaten. Dies kann Dir einen neuerlichen Beweis meiner Charakterlosigkeit geben."

Sie atmete schwer und sagte zögernd: „Ich verstehe nicht, wo Du hinaus willst."

„Die Sache wird Dir gleich klar sein. Da wir nicht in Frieden miteinander leben können, so scheiden wir wenigstens in Frieden."

„Wie meinst Du das?"

„Ich meine, daß wir auch das letzte äußere Band zerschneiden sollen. Es hat keinen Zweck, als Ehegatten in der Welt herumzulaufen, wenn wir durch nichts miteinander verbunden sind. Wir geben uns die Freiheit wieder. Du bist noch immer eine stattliche und schöne Frau. Vielleicht kannst Du in einer andern Ehe das Leid vergessen, das ich über Dich gebracht habe."

Sie errötete und wehrte ängstlich ab: „Laß mich aus dem Spiel!"

„Und ich kann tun und lassen, was mir beliebt, ohne jemanden zu betrüben. Ich kann Pferde laufen lassen, ich kann spielen, wenn ich dazu Lust habe, ich kann Kaufmann werden, und kein gräflicher Moralist darf mir etwas übelnehmen oder verbieten. Du siehst, die Vorteile sind auf beiden Seiten."

Sie wurde sehr blaß und antwortete mit leidenschaftlicher Stimme: „Ich werde zu dieser Ehescheidung meine Einwilligung nicht geben."

„Warum nicht?" fragte er erstaunt.

„Weil — weil — — —"

„Nun?"

„Weil ich kein Recht habe, meine Tochter ihres Vaters zu berauben."

Er wich zurück, als hätte er einen Schlag gegen die Brust erhalten, und versank in Nachdenken. Er hatte in dieser Stunde ganz vergessen, daß ein Kind zwischen ihnen stand.

Agnes hatte ihre Fassung wiedergewonnen und sagte gleichmütig: „Sobald Margarete verheiratet ist, will ich der Scheidung, an der Dir ja sehr viel zu liegen scheint, keine Hindernisse in den Weg legen. So lange mußt Du Dich gedulden."

Er setzte sich in die Sofaecke und blickte starr in die Luft. Es war totenstill in dem grauen Zimmer.

„Wo ist Grete? Darf ich sie sehen?"

„Sie ist zu Besuch bei meinem Bruder in Glindow."

„Schade, ich hätte das Kind gern gesehen."

„Sie kommt übermorgen zurück."

Er machte eine verzweifelte Gebärde: „Das hilft mir nichts. Wo werde ich übermorgen sein!"

„Hast Du denn solche Eile?"

„Durchaus nicht, aber ich kann nicht in Berlin bleiben und im Hotel wohnen. Also werde ich wegfahren."

„Du kannst ja vorläufig hier bleiben. Ich biete Dir Gastfreundschaft."

„Gastfreundschaft?"

„Das ist mehr, als Du verlangen kannst. Da Du zu ungeduldig bist, um abzuwarten, was ich überlegen und beschließen will, so vergibst Du Dir nichts, wenn Du Deiner Tochter zuliebe zwei Tage hier bleibst."

Er erhob sich schwerfällig und antwortete müde: „Schön, ich füge mich. Du hast alle Trümpfe in der Hand. Ich bin geschlagen."

Dann trat er zum Fenster und sah auf den Kanal, der mit Nebeln überdeckt war.

„Ein scheußliches Wetter," meinte er in leichtem Gesprächston. „Es ist kalt in den Zimmern."

„Ich werde heizen lassen."

„Hast Du noch Wünsche oder Befehle für mich?"

„Nein."

Sie läutete.

Der alte Martin erschien. „Gnädige Frau?"

Agnes Löcknitz holte tief Atem und befahl mit ruhiger Stimme: „Bitte, Martin, führen Sie den Herrn Rittmeister in das Gastzimmer."

(Fortsetzung folgt.)

4. November
1917
26. Jahrgang
Nr. 44

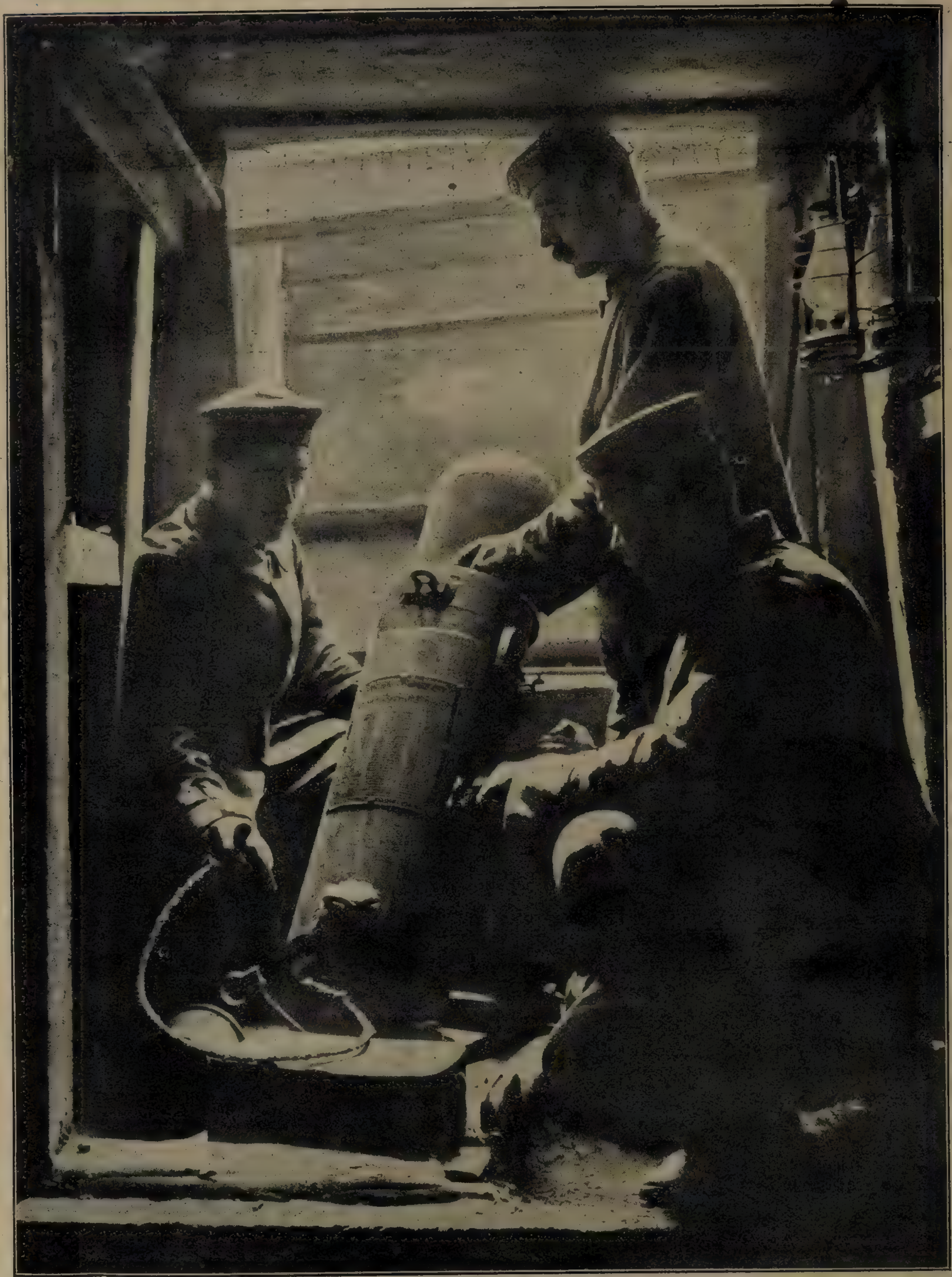
Berliner
Illustrirte Zeitung
Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller



Phot. Bufa.

Der Kaiser in Konstantinopel.
Der Kaiser, der Sultan und Enver Pascha.



Ein Minenwerfer im Schützengraben an der Westfront. Phot. Berl. Jll. Ges.

Verständigungsmittel zur See.

Während der Signalverkehr in Friedenszeiten bei den Kriegsmarinen lebhaft gepflegt wurde, haperte es damit auf den Handelsschiffen oft bedenklich. Der Krieg hat hierin gründlich Wandel geschaffen; jetzt heißt es scharfen Ausguck nach allem zu halten, was auf dem Wasser schwimmt und schnell das Verstandensignal zu zeigen, gar leicht folgt einem nicht beachteten Signal die scharfe Granate als handlichstes Verständigungsmittel. Aber es gibt deren auch sehr viele friedliche, von denen der Sprechtrichter, die „Flüstertüte" des Seemanns, das einfachste und von jedermann anwendbare ist. In den meisten Fällen werden bei Tage zur Verständigung etwa 30 verschiedenfarbige Signalflaggen benutzt, die einzeln oder zu mehreren untereinandergesetzt Buchstaben, Worte und oft ganze Sätze bedeuten. So sind z. B. die Flaggen M N, „Stoppen Sie sofort", ein von unseren U-Booten und Kreuzern oft benutztes internationales Signal. Neben diesen dem Weltverkehr dienenden Flaggen haben die einzelnen Kriegsmarinen ihre eigenen und dafür auch wieder besondere Signalbücher, in Bleideckeln gebunden, um sie der Geheimhaltung wegen im Notfalle schnell durch Ueberbordwerfen beseitigen zu können. Eine bedeutend schnellere Verständigung ist mittels Winkflaggen möglich, wobei durch die verschiedenen Stellungen der Arme zum Körper die einzelnen Buchstaben bezeichnet werden. Etwas veraltet und nicht besonders handlich sind die sogenannten Mastwinker der Kriegsschiffe; drei übereinander an den Masten nach Art der Eisenbahneinfahrtssignale angebrachte eiserne Arme. Zur Nachtzeit werden meist sogenannte Morselampen zur Verständigung verwendet, die nach dem Morsealphabet kurze und lange Blinke geben. Kriegsschiffe haben diese Lampen als sogenannte Topslichter

(Fortsetzung auf Seite 532.)

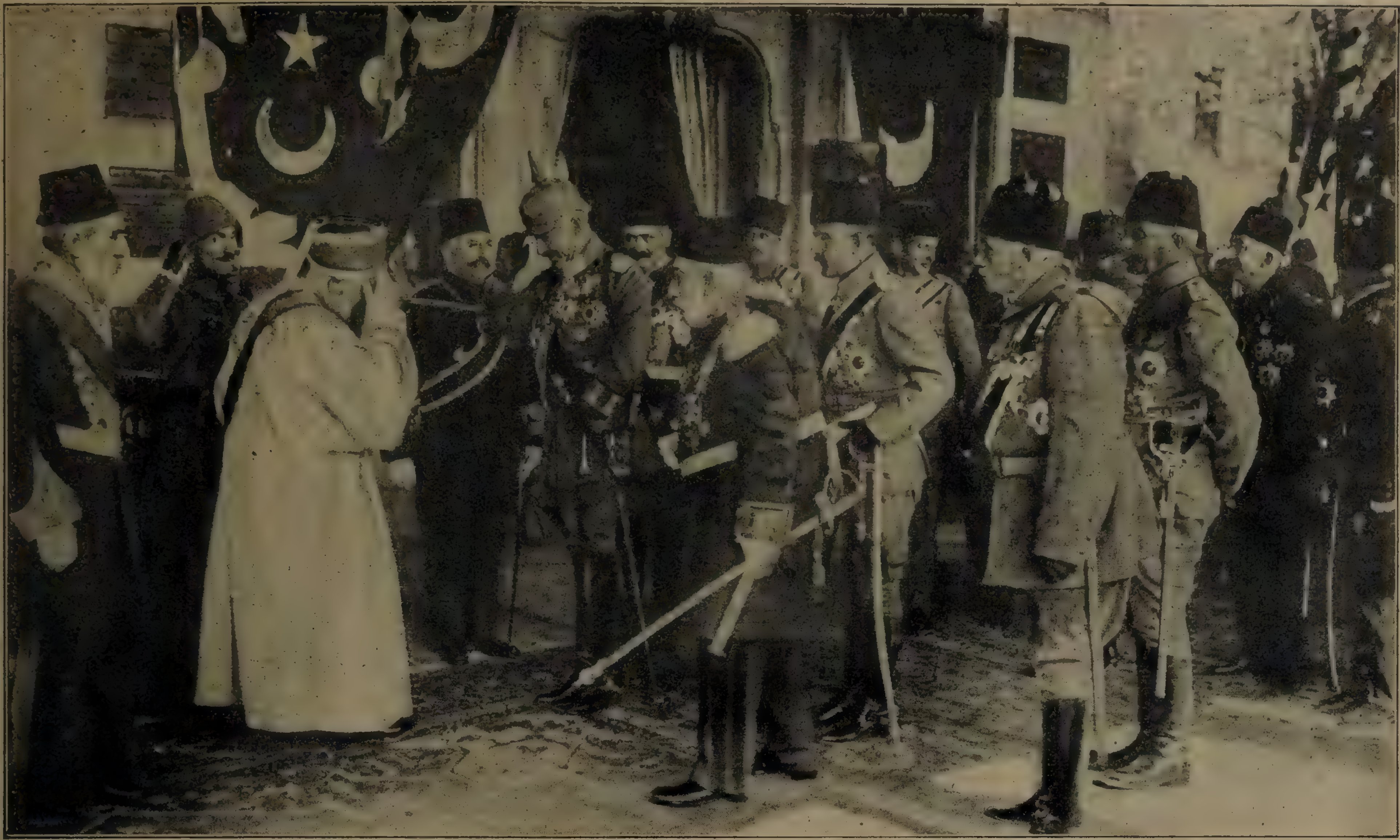


Flaggensignale von Oesel nach der Transportflotte.



Ausschiffung der ersten Truppen vor Oesel. Phot. Bufa.

IN KONSTANTINOPEL WÄHREND DES KAISERBESUCHS



Begegnung mit dem Scheich-ül-Islam, dem geistlichen Oberhaupt der Mohammedaner in der Türkei.
Von links nach rechts: Der Scheich-ül-Islam, der Kaiser, der Sultan, Enver Pascha.



Der Kaiser an der Anlegestelle des Sultanspalastes.



Das Staatsboot mit dem Kaiser auf einer Fahrt im Bosporus.



Besuch des Kaisers mit Gefolge in der Fatih-Moschee.



Janitscharen in ihrer alten Kriegertracht bei den Festlichkeiten.

Bufa-Aufnahmen.



Der Kaiser mit dem Zaren Ferdinand in Sofia. Phot. Bufa.

auf den Mastspitzen befestigt, wodurch sie weithin sichtbar sind. Diesem Signalverkehr dienen auch kleinere Laternen, falls der Schein nur in eine bestimmte Richtung fallen soll. Schließlich ist jedes Licht zu dieser Art der Verständigung brauchbar. Der Heliograph wird auf See nicht benutzt, an seine Stelle tritt bei den Kriegsschiffen und neuerdings den großen Passagierdampfern der Scheinwerfer. Die mit ihm gemorsten Strahlen dringen sowohl bei Tage als auch besonders bei Nacht auf weite Entfernungen durch; ja, die Schiffe brauchen einander nicht in Sicht zu haben, da die gegen den Himmel geworfenen Blitze 20 Seemeilen und weiter sichtbar sind. Andere Nachtsignalapparate bestehen aus mehreren übereinander hängenden mehrfarbigen Lampen, die in mehrfachen Zusammenstellungen Zahlen und danach wieder Buchstaben und Worte ergeben. Weiter werden mittels besonderer Pistolen gefeuerte weiße, rote und grüne Leuchtsterne und auch Raketen für kürzeren Signalverkehr verwendet. Bei Tag und Nacht, besonders aber bei Nebel eignen sich Dampfpfeifen- und Sirenentöne auch zur Verständigung. Neuerdings gewinnen die Unterwasserschallsignale an Bedeutung; in erster Linie werden Feuerschiffe mit derartigen Gebeapparaten versehen. Weit überragt werden alle diese Verständigungsmittel durch die Funkentelegraphie, deren Morsezeichen unabhängig von Beleuchtung und Witterung, sofern nicht allzu starke atmosphärische Störungen vorliegen, auf kurze und weiteste Entfernungen hörbar sind. In absehbarer Zeit wird kein Schiff mehr ohne diese Einrichtung sein, hat man doch sogar Finkenwärder Fischewer mit Empfangsapparaten ausgerüstet. Bedingung für das Durchkommen der Morsezeichen ist, daß nicht stärkere Stationen sie übertönen oder durch „Dazwischenfunken" stören. So werden die jetzt täglich erklingenden Hilferufe ... ——— ... S.o.s. „Rettet unser Leben" von den U-Booten nach Kräften gestört, um das Herannahen von Kriegsschiffen zu verhindern. Zweifelsohne wird auch die drahtlose Telephonie, die noch in Entwicklung ist, ein äußerst wichtiges Verständigungsmittel auf See werden.



General Sixt von Armin, der Befehlshaber der Truppen in Flandern, die dem gewaltigen Ansturm der Engländer seit Monaten widerstehen. Phot. Roth.



Riesenkamera für Fernphotographie bei den österreichisch-ungarischen Truppen im Gebirge. Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.



Louis Barthou, der neue französische Minister des Aeußeren als Nachfolger Ribots.



Bilder aus Berlin im vierten Kriegsjahr: Von Bahnhof zu Bahnhof durch die Friedrichstraße auf dem Wege von Rußland nach Frankreich.

Berlin im vierten Kriegsjahr

Kleine Bilder aus der Weltstadt im Herbst 1917, festgehalten für unsere Enkel von Fritz Koch-Gotha.

Das äußere Signum Berlins: die rastlose Tätigkeit hat der lange Krieg nicht verwischen können. Auch noch in diesem vierten Kriegsjahr reckt und dehnt sich die Stadt voll Kraft, geht ihr Herzschlag vernehmlich laut und ihre Pulse — die ungezählten Arbeiterscharen — klopfen im steten und starken Tempo. Liegt auch die deutsche Kapitale, dank der unerschütterlichen lebenden Mauer unserer Soldaten, die unsere Heimat vor dem Schritt der Feinde schützt, weitab vom Kriegsschauplatz, so fluten doch die Wellen vom Kampfplatz lebhaft durch die Stadt. Nie sah man in Friedenstagen so viel Militär in Berlin wie jetzt. Die Uniformen haben dem Straßenbild ein ganz neues Gepräge gegeben. Jeder Zug bringt Soldaten nach Berlin, Urlauber und Durchreisende, die in kleinen Trupps, hochbepackt, von einem Bahnhof zum andern gehen. In der Nähe der Bahnhöfe wimmelt es von Uniformen aller Gattungen; deutsche, österreichische, türkische und bulgarische Soldaten mischen sich unter die Menge, die die Straße belebt, und alle gewahren mit freudigem Stolz, wie lebendig und von dem Grausen des Krieges unberührt Berlin atmend lebt, einem wachen Riesen gleich, der stark den Stürmen Trotz bietet. Berlin rastet nicht. Gigantische Strebepfeiler neuer Brücken und Bauten reden laut von der Arbeit mitten im Kriege; Tunnels werden unter den Straßen gebohrt für neue Bahnen, und an der Peripherie entstehen immer neue Fabriken und geht die Arbeit an einem riesengroßen neuen Hafen ihrem Ende zu. Berlin rastet nicht. Unzählige Scharen von Arbeitern strömen ununterbrochen durch die Straßen, alle Straßenbahnen sind überfüllt mit tätigen Menschen, die zu ihren Arbeitsplätzen fahren oder zur knappen Ruhe heimkehren. Mit zäher Kraft wird hier, weit hinter der Front, gekämpft und um das gleiche große Ziel: um Deutschlands Zukunft. — Wo Männer fehlen, sind Frauen am Werk. Ueberall ist sie, die tätige Frau. Sie lenkt die Straßenbahn durch die überfüllten Straßen, thront hoch oben auf dem schwerbeladenen Kohlenwagen, regelt die Abfahrtszeiten der Untergrundbahnen, ist überall, wo Männer fehlen. O, die hunderttausend Frauen, die an den Drehbänken stehen, die die Kontore bevölkern, die Frauen in der Post, die Frauen in den Lazaretten, in den Volksküchen und Kinderheimen! Sie alle wirken mit am großen Werk, sie alle kämpfen mit im großen Kampf! Einzelne Mienen, die

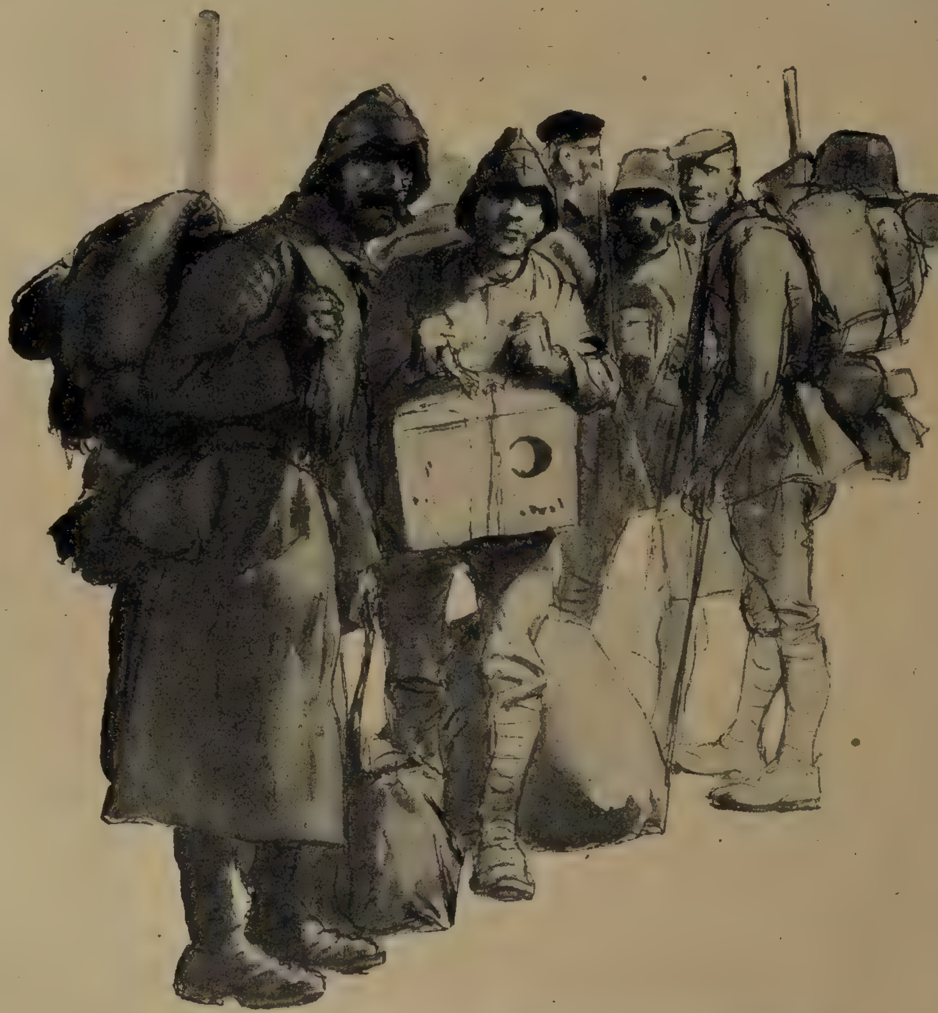


Der ungedeckte Tisch im feinen Restaurant, ein Merkmal Berlins im vierten Kriegsjahr.



Kleine Bilder aus Berlin im Herbst 1917, festgehalten für unsere Enkel von Fritz Koch-Gotha.
Der Riesenandrang auf der Hochbahn, infolge der Verminderung der Autos und Droschken.

für das Antlitz Berlins im Kriege charakteristisch waren, haben sich bereits verwischt, andere Züge haben sich ihm neu aufgeprägt. So sind die Polonaisen vor den Kaufläden im vierten Kriegsjahr aus dem Straßenbild der Stadt verschwunden. Die Organisation der Lebensmittelverteilung, die jedem Bewohner den Bezug der auf ihn entfallenden Menge vermittelt, hat das „Stehen" nach Fleisch, Butter und Brot überflüssig gemacht. Auch hat man sich schon an die weniger beleuchteten Straßen in der Nacht gewöhnt, an den verminderten Bahnverkehr, an die Seltenheit der Automobile. Nur eines überrascht: Der gewaltige Mitternachtsverkehr in der Friedrichstraße, Unter den Linden und in der Leipziger Straße. Hier drängen sich allnächtlich Menschenmengen, wie man sie im Frieden hier nur zu Sylvester sehen konnte. Das hat aber nicht etwa darin seinen Grund, daß Berlin im Kriege unsolider geworden ist, sondern in der Polizeistunde, die es mit sich bringt, daß alle Besucher öffentlicher Lokale zur gleichen Zeit Schlag halb zwölf nach Hause gehen müssen. Die Folge davon ist natürlich ein ganz außergewöhnlicher Andrang auf der Stadtbahn, der Untergrundbahn und an den Haltestellen der Elektrischen. Man kommt nicht immer leicht mit, aber man findet sich ins Unvermeidliche, wenn's geht mit dem nie versagenden, nie versiegenden Humor des Berliners. Man empfindet es durchaus nicht als sehr peinlich, in einem vornehmen Weinrestaurant an einem unbedeckten Tisch zu speisen, da der Gebrauch der Tischtücher eingeschränkt ist, hat sich längst damit abgefunden, daß der Kellner bei jeder Bestellung des Gastes die Schere zückt, um die notwendigen Marken von den Lebensmittelkarten abzuschneiden, und ist mit der geringen Auswahl, die die Speisekarte bietet, auch schon zufrieden. Das heißt: nicht alle sind's. Manche Menschen sind dahinter gekommen, daß in Kriegszeiten öfters die Güte der Gerichte im entgegengesetzten Verhältnis zu der Güte des Restaurants steht, daß oft in den unscheinbarsten Wirtshäusern am besten gekocht wird. Es gibt Menschen in Berlin, die geradezu eine märchenhafte Findigkeit im Entdecken ausgezeichneter Köchinnen entwickeln, und die mit einem leisen Triumph ihre Bekannten in eine sonst nie betretene Kneipe zu Gaste laden. Der Berliner arbeitet, arbeitet mit eifervollem Fleiß, drum hat er auch ein Recht zur Erholung und zur Aus-



Das bunte Soldatenleben auf dem Bahnhof Friedrichstraße.



Verkehrte Welt.
(früher) Gast: „Bitte die Karte!"
(jetzt) Kellnerin: „Bitte die Karte!"



Berlin im Zeichen der 7. Kriegsanleihe: Das Hindenburg-Plakat an allen Ecken.



Aus einer staatlichen Pulverfabrik: Arbeiterinnen beim Waschen der mit Säure getränkten Baumwolle.



Das Nitrirwerk, in dem die Baumwolle mit Säure übergossen wird.



Im Pulvertrocknungsraum.
Phot. Gebr. Haeckel.

spannung. Keiner soll ihm das verwehren. Die Theater, die Zirkusse, die Kinos sind oft überfüllt, und Kost für jeden Gaumen gibt es da. Die Kriegsstücke, die in der Winterspielzeit 1914 bis 1915 den Spielplan der meisten Berliner Bühnen beherrschten, sind im Laufe der Kriegszeit natürlich verschwunden, die Theater sind jetzt alle zur Pflege ihrer gewohnten Kunstgattung zurückgekehrt. Es werden sehr viele klassische Dichtungen gespielt, und das Publikum bringt den ernsten Bühnenwerken heute das gleiche Interesse entgegen wie den Unterhaltungsstücken. So gab es zu den ersten Aufführungen eines neuen Stückes von Gerhart Hauptmann wochenlang vorher keinen Platz mehr, so konnte ein Singspiel über 400 mal ununterbrochen aufgeführt werden. Eine eigene Physiognomie bekam Berlin in den Tagen der Propaganda für die 7. Kriegsanleihe. Drei Wochen hindurch stand die ganze Stadt im Zeichen des bekannten Hindenburgplakats, das an allen Litfaßsäulen, in den Wagen der Hoch- und Untergrundbahn, in der Elektrischen und an jeder Straßenecke zu sehen war. Alles in allem zeigt Berlin im vierten Kriegsjahre eine Lebenskraft, die als Symbol für Deutschlands unerschütterliche Ausdauer imponierend wirkt.

VON DEN BÜHNEN



Szene aus der neuen Oper „Die Schneider von Schönau" von Jan Brandts-Buys in der Aufführung des Deutschen Opernhauses in Berlin: Herr Steier als Schneider.
Phot. Zander & Labisch.



Die Schauspielerin Nora Nikisch, die Tochter Arthur Nikischs, des berühmten Dirigenten als Pippa in Hauptmanns „Und Pippa tanzt" in der Aufführung des Leipziger Stadttheaters.
Phot. Genthe.



Die Hauptpersonen der neuen Kolloschen Operette aus dem alten Potsdam „Die drei alten Schachteln" in der Aufführung des Theaters am Nollendorfplatz in Berlin: Grete Freund und Eduard Lichtenstein.
Phot. Berl. Jll. Ges.

RÄTSEL

Zoologie.

Aus den Silben: af — blut — chil — chin — der — e — e — ei — er — fe — gans — gei — gel — ger — hai — horn — kö — la — lin — nas — nigs — se — ti sind 9 Tiernamen zu bilden und so anzuordnen, daß jeder folgende immer um einen Buchstaben länger ist als der vorhergehende; ihre Anfangsbuchstaben nennen dann einen berühmten Tierkenner.

Kein Silbenrätsel.

Die Erste durch Sibirien fließt,
Zwei sieht man nächtlich blinken,
Die Dritte unvollständig schließt,
Sonst ginge sie zu trinken.
Das Ganze sollt' uns köstlich munden,
Nur leider war's zu früh verschwunden.

Zwei Silben.

Bringt man die „Eins" an Land,
Wird ein Beruf genannt;
Geschieht dasselbe mit der Zweiten,
Wird sie der Wanderer durchschreiten,
Und labet dann am Ziel der Reise
Im Ganzen sich an Trank und Speise.

Zwei Buchstabengruppen.

Sechs Lettern hat das Rätselwort
— In die Höhe sollen sie gehen! —
Die ersten drei Zeichen jagen dich fort,
Die vier letzten heißen dich stehen.

Nach oben.

„Eins", auch „Zwei" steigt in die Luft,
Auch des Ganzen betäubender Duft.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 43:

Silbenrätsel: **Krieg ernährt den Krieg.** „Piccolomini", I, 2.
1. **Kurier**, 2. **Ruderboot**, 3. **Iwangorod**, 4. **Ethymologie**, 5. **Germanien**, 6. **Eßbesteck**, 7. **Rabenvater**, 8. **Nörgelei**, 9. **Ägide**, 10. **Hornung**.

Allerlei: **S(elle)rie**.

Die wandelnden Vokale: **Gemme, Gamma, Gummi.**

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Gast (dem der Kellner eine Portion Holländer Käse bringt): „Sagen Sie mal, Herr Ober, das ist wohl der Abfall der Niederlande?"

*

Gast: „Kellner, wie viel bin ich schuldig?"
Kellner: „Das weiß ich nicht. Ihre Zeche macht 8 Mark 80 Pf."

*

Herr Müller trifft sein zehnjähriges Töchterchen Elsa auf der Straße. „Wohin willst Du denn so schnell?" fragt er das Kind. — „Zum Kaufmann; Salatölersatz holen." — „Aber doch nicht in dieser dreckigen Schürze!" — „Nein, Papa, er soll mir eine Flasche geben."

*

Erstaunt sieht der kleine Peter zum erstenmal sein soeben angekommenes Schwesterchen an. „Du," sagt er dann zu der Kinderfrau, „im Kriege sind wohl alle kleinen Mädchen so mickerig."



Nach der Preiserhöhung.
Schaffner: „Was machen Sie denn da?"
Blinder Passagier: „Na denken Sie, ich zahle das teure Fahrgeld?"

Als der kleine Max von Kommerzienrats zum erstenmal das Schulzimmer betrat, blieb er nachdenklich vor den Holzbänken stehen. „Setz Dich doch," sagte die Lehrerin. Max sah sie fragend an dann stammelte er: „Es gibt hier wohl nur „dritte Klasse"?"

*

„Wie haben Sie sich während Ihrer Ferien gefühlt, Herr Müller?" — „Großartig, ganz wie zu Hause." — „Wieso?" — „Das Essen war auch miserabel."

*

„Tag, Herr Meier, wie komisch, eben bin ich mit Ihrer Frau in der Elektrischen gefahren!" — „So, was sagte sie denn?" — „Was sie sagte? Nichts." — „Na, dann irren Sie sich, das war nicht meine Frau."

*

Aus einem Vortrag über Gemüsebau: „Meine Damen und Herren, wenn Sie wahrhaft mit Nutzen die Landwirtschaft betreiben wollen, kann ich Ihnen den Kuhdünger nicht warm genug ans Herz legen."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

VII.

Lisa Dierkher fuhr in die Stadt, um den Theateragenten aufzusuchen. Sie hatte versprochen, zu ihm zu kommen, bevor sie sich im Theater vorstellte. Er wollte ihr wichtige und nützliche Winke geben.

Nach einigem Suchen fand sie das Haus in der Taubenstraße, in dem der Agent wohnte. Im Hauseingang befand sich zwischen vielen andern Blechschildern eine kleine Tafel, auf der zu lesen war: Waldemar Klärer, Theateragentur. Der Teufel mochte wissen, wieso der Mann auf den Namen Waldemar verfallen war.

Die Kanzlei des Herrn Klärer war im zweiten Stockwerk. An die Tür waren zwei Verordnungen genagelt: Nicht anklopfen! Schuhe reinigen! Lisa Dierkher putzte gehorsam die Schuhe ab und öffnete die Tür, ohne anzuklopfen. Sie trat in ein düsteres Vorzimmer, das notdürftig von einer kläglichen Gasflamme erhellt wurde. Die Luft war heiß und dick.

Als sich ihr Auge an das Dämmerlicht gewöhnt hatte, entdeckte Fräulein Dierkher zwei Menschen, die im Schatten auf der Bank saßen. Es waren ein Mann und eine Frau.

„Ach, verzeihen Sie, können Sie mir sagen, ob Herr Klärer zu sprechen ist?"

Der Mann antwortete mit einer tiefen, rollenden Stimme, die den Fußboden erzittern machte: „Klärer ist besetzt. Sie müssen warten, mein wertes Fräulein."

„Danke vielmals."

Sie betrachtete den Mann, der zu frieren schien. Er trug einen schwarzen Gehrock, der bis zum Hals hinauf zugeknöpft war. Sein Gesicht war glatt rasiert und von unzähligen Furchen zerrissen. Schlechte Schminke, dachte Fräulein Dierkher sachverständig. Sein eisengraues Haar stand wie eine Bürste auf dem Kopf.

„Wollen Sie nicht auf der Anklagebank Platz nehmen, mein wertes Fräulein?"

„Danke." Sie setzte sich neben den alten Komödianten. Er hatte die Beine gekreuzt und bemühte sich, einen flotten Eindruck zu machen. Die Frau saß zusammengeknickt und stützte ihre Hände auf einen großen Regenschirm. Sie trug eine kümmerliche Spitzenmantille und einen gelben Strohhut mit einer wallenden blauen Straußfeder.

„Der Bandit läßt uns lange warten," grollte der Mann mit der tiefen Stimme. „Sind Sie bestellt, mein wertes Fräulein?"

„Nein!"

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle! Theodor Höß."

Er wiederholte voll Bedeutsamkeit: „Theodor Höß."

„Sehr erfreut. Lisa Dierkher."

Er musterte sie und fragte nachdenkend: „Kennen wir uns nicht von Leitmeritz?"

„Ich war noch nie in Leitmeritz."

„Dann verwechsle ich Sie . . . Wo waren Sie, wenn ich fragen darf?"

„In Aachen."

„Aachen, so, so. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht —"

Die Frau sah auf seine Lippen und sagte leise: „Sei doch still!"

„Aber mich kennen Sie, mein liebes Fräulein?"

„Ich habe leider noch nicht das Vergnügen gehabt."

„Mag sein, aber den Namen werden Sie doch schon gehört haben."

„Nein," antwortete Fräulein Dierkher kleinlaut.

„Sie wissen nicht, wer Theodor Höß ist? Haha, Sie scherzen, mein edles Fräulein."

Welch' ein armer Narr, dachte sie mitleidig und schwieg.

„Aber den Namen Adolf Sonnenthal werden Sie doch wohl schon gehört haben?" fragte er mit Bitterkeit.

„Allerdings, Herr Höß."

„Dann geht die Uhr recht. Theodor Höß war fünfzehn Jahre lang der Partner Sonnenthals, falls Sie jemand fragen sollte, mein liebes Fräulein. Jawohl. Ich war am Burgtheater. Laube hatte mich entdeckt. Wissen Sie, wer Laube war?"

„Natürlich."

„Nein, Sie können es nicht wissen. Laube war im Schlaf mehr als alle die großen Regisseure, die heute Berlin unsicher machen. Sie dürfen es mir glauben. Ich bin ein bescheidener Mann, ein kleiner Helfer der Kunst, aber nie werde ich vergessen, was Laube, der große Laube, einmal zu mir gesagt hat. ‚Höß,' hat er gesagt, ‚Sie sind der beste Dienerspieler des deutschen Theaters'. Na, wie gefällt Ihnen das?"

„Sie können stolz darauf sein, Herr Höß."

„Ja, das ist das Wort. Stolz! Es ist auch mein Unglück. Ich bin zu stolz für dieses schäbige Geschlecht der Schauspielbeamten. Es gab Rollen, die Sonnenthal ohne mich nicht spielte. Da war zum Beispiel der ‚Marquis von Villemer'. Ein gutes Stück, das muß ich sagen. Wenn ich die Tür öffnete —" Er stand auf und zeigte es. „Sehen Sie, so, und meldete: ‚Der Herr Marquis von Villemer', da hielt das ganze Haus den Atem an."

Die Frau in der Spitzenmantille bat leise: „Bleib' doch sitzen, Höß."

„Einmal wurde ‚Fedora' abgesetzt, weil ich mich krank gemeldet hatte. Sonnenthal, der den Loris Ipanoff gab, weigerte sich, ohne mich zu spielen. Ja, das waren Zeiten! Aber was ist Ruhm?"

Er nahm wieder Platz und sagte trübselig: „Jetzt kann Theodor Höß auch nicht das kleinste Engagement finden."

Ein heißes Mitgefühl erfüllte Fräulein Dierkhers Herz. „Wie ist das möglich?" fragte sie bedrückt.

„Ach Gott, ich bin den Hunden nicht elegant genug. Meine Garderobe ist ein wenig mangelhaft. Daran stoßen sich alle. Wenn ich einen anständigen Rock hätte, würde ich Père noble spielen und zweihundert Mark Gage verlangen. Aber so —" Er machte eine müde Handbewegung.

„Haben Sie schon Engagement, Fräulein Dierkher?"

„Ja, im Goethe-Theater."

„Eine Schmiere," sagte er verächtlich.

Sie schwiegen eine Weile. Es war still wie in einer Gruft. Nur die kleine Gasflamme zischte.

„Legen Sie ein gutes Wort für uns bei Klärer ein!" bat Theodor Höß demütig. „Wir hungern."

Fräulein Dierkher war dem Weinen nahe und nickte zustimmend.

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen die Dame noch nicht vorgestellt habe! Fräulein Menglod Müller, meine Frau."

Er schrie seiner Lebensgefährtin ins Ohr: „Fräulein Dierkher vom Goethe-Theater."

„Sie ist schwerhörig," sagte er entschuldigend.

Fräulein Menglod Müller neigte den Kopf und lispelte: „Sehr erfreut."

„Meine Frau war eine berühmte Soubrette," fuhr Theodor Höß fort. „So was gibt es heute gar nicht mehr, das darf ich wohl sagen. Sie können sich nicht vorstellen, Fräulein Dierkher, wie entzückend sie war. Talent bis in die Fußspitzen. Wenn sie auftrat, war es, als käme der Frühling auf die Bühne. Wie sie tanzte! Und wie sie sang! Sie hatte die süßeste Stimme, die ich je gehört habe. Und ich habe viele Stimmen gehört, mein liebes Fräulein, das dürfen Sie mir glauben. In Budapest, damals gab es noch deutsche Theater in Budapest, kreierte sie die ‚Mamsell Nitouche'. Kennen Sie ‚Mamsell Nitouche'?"

Lisa Dierkher schüttelte den Kopf.

„Was war das für ein Erfolg! Die Leute rasten. Das Lied ‚Babette und der Kadett' mußte Menglod Müller fünfmal wiederholen. Fünfmal! So wahr ich hier sitze. Der junge Graf Erdélyi erschoß sich am Tag nach der Première, weil meine Frau ihn nicht erhörte."

Fräulein Dierkher betrachtete unablässig die alte Frau und konnte sich der Tränen nicht erwehren.

„Genug, Herr Höß," bat sie und hob beschwörend die Hand. Höß war von dem Erfolg seiner Erzählung befriedigt und schwieg eine kurze Weile.

„Sehen Sie, mein liebes Kind, das war einmal," begann er von neuem, nachdem die junge Schauspielerin zu weinen aufgehört hatte. „Und jetzt haben wir nichts zu fressen. So ist das Leben."

„Ich werde mit Klärer reden," sagte Fräulein Dierkher tröstend.

„Es wird wenig helfen," antwortete er düster.

„Vielleicht ist im Goethe-Theater eine kleine Stelle frei, Herr Höß."

„Wir würden Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet sein."

„Wollen Sie mir Ihre Adresse geben?" fragte Fräulein Dierkher herzlich.

Er geriet in Verlegenheit. „Ja, sehr gern, mein Fräulein. Wir wohnen in einem bescheidenen Viertel, wie Sie sich denken können. Brunnenstraße 118, drei Treppen hoch bei Frau Persicke. Es ist nicht weit vom Bahnhof Gesundbrunnen."

Er verstummte ängstlich, denn die Türe öffnete sich. Klärer geleitete eine seidenrauschende Dame durch das Vorzimmer. Sie lachte unnatürlich und zeigte ein wunderbar gearbeitetes Gebiß. Eine Wolke von Wohlgerüchen schwamm hinter ihr einher.

„Ich rechne bestimmt auf Sie," flötete sie mit einer auffallend jugendlichen Stimme. „Auf Wiedersehen, lieber Klärer."

Der große, feiste Agent verbeugte sich tief und antwortete unterwürfig: „Auf Wiedersehen, gnädige Frau."

Nachdem er die Tür hinter der vornehmen Dame geschlossen hatte, richtete er sich auf und fuhr wütend den alten Komödianten an: „Was wollen Sie denn schon wieder hier? Hab' ich Ihnen nicht verboten, im Vorzimmer herumzulungern? Das ist doch wirklich unerhört!"

„Ich wollte mich nur erkundigen," stammelte Höß beschämt und verwirrt.

„Ach was, erkundigen! Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß ich Ihnen schreiben werde, wenn sich etwas findet? Hab' ich Ihnen das gesagt oder nicht?"

„Sie haben es gesagt," bestätigte der alte Schauspieler mit Tränen in der Stimme. „Ich wollte mich nur in Erinnerung bringen, Herr Klärer."

„Erinnerung! Erinnerung!" schnaubte der Agent. „Ich habe an sonst nichts zu denken als an Sie. Mein ganzes Geschäft heißt Theodor Höß." In diesem Augenblick erkannte er Fräulein Dierkher, und sein Gesicht verzog sich zu einem süßen Grinsen. „Guten Tag, Fräulein Dierkher," sagte er liebenswürdig und reichte ihr die Hand. „Bitte, gehen Sie nur weiter."

Die Schauspielerin rührte sich nicht vom Fleck.

„Sobald ich etwas für Sie habe, schreibe ich Ihnen. Mehr kann ich nicht tun," behauptete der Agent in einem milderen Ton und wendete sich zum Gehen.

„Vergessen Sie uns nicht, Herr Klärer!" bat der Komödiant, und seine Lippen zitterten. „Wir haben nichts zu essen."

„Wenden Sie sich an den Bühnenverein! Ich kann hier keine Kollekte für Sie machen."

Fräulein Menglod Müller begann bitterlich zu weinen.

„Ja, es ist schwer mit so alten Leuten," sagte Herr Klärer, unangenehm berührt, zu der jungen Schauspielerin. „Sie zerbrechen einem das Herz, aber wer kann allen Menschen helfen?"

Fräulein Dierkher gab keine Antwort. Sie nahm aus ihrem Geldtäschchen einen Taler und steckte ihn schüchtern der alten Schauspielerin zu. Menglod Müller, für die ein ungarischer Magnat sein Leben hingegeben hatte, neigte sich über die Hand des jungen Mädchens, um sie zu küssen.

Waldemar Klärer flüsterte mißbilligend: „Sie sollten das nicht tun, Fräulein Dierkher. Man erzieht auf diese Weise die Leute zu Bettlern."

Die junge Schauspielerin schluckte schwer und biß die Zähne zusammen.

„Also auf Wiedersehen, lieber Höß," sagte der Agent salbungsvoll. „Sie hören bald von mir."

Dann geleitete er Fräulein Dierkher in sein Zimmer. Es war ein schöner, heller Raum, mit dicken, kostbaren Teppichen belegt und sehr geschmackvoll eingerichtet. Der gute Eindruck wurde nur durch das Uebermaß von Photographien beeinträchtigt, die die Wände bedeckten. Hundert Schauspielergesichter lächelten unterwürfig und zuvorkommend. Unter jedem Bild war eine demutsvolle Widmung zu lesen. Die Büsten Goethes, Schillers, Shakespeares und Lessings standen auf feierlichen Postamenten. Sie standen bescheiden und zurückhaltend da, ganz dem Willen Waldemar Klärers unterworfen, und wagten nicht zu lächeln.

„Also, was gibt's Neues, mein liebes Kind?" begann der Agent sehr süßlich und einschmeichelnd. „Wann sind Sie angekommen? Wie gefällt es Ihnen in Berlin? Wollen Sie eine Zigarette rauchen?"

Er sprach in einem Zug, ohne eine Antwort abzuwarten. „Sie sehen übrigens famos aus. Wie der Frühling oder wie ein Pfirsich. Wo beziehen Sie Ihren Teint?"

„Sie wollten mir einige nützliche Winke geben, Herr Klärer."

„Was brauchen Sie Winke? Wenn Sie mit dem Gesicht, unberufen, winken, tanzt das ganze Theater nach Ihrem Willen."

„Wie ist Herr Direktor Schönlanck?" fragte sie zaghaft.

„Gott! Wie soll er sein?" lachte der Agent herzlich. „Ein Schieber ist er und ein Idiot dazu. Außerdem trägt er seidene Strümpfe. Da haben Sie den ganzen Direktor Schönlanck. Wenn Sie mit ihm gut auskommen wollen, erwähnen Sie niemals den Namen Goethe vor ihm. Das verträgt er nicht."

„Was wird dann aber im Goethe-Theater gespielt?"

Er rückte näher an sie heran. „Feine französische Lustspiele mit viel Spitzenwäsche, mein liebes Kind. Alle aus dem Verlag Zepernick. Der junge Doktor Zepernick ist Dramaturg im Goethe-Theater. Mit dem müssen Sie sich vertragen."

Die junge Schauspielerin dachte, daß es am klügsten wäre, diesen verlockenden Musentempel im Stich zu lassen und nach Hause zu fahren. „Mit wem muß ich mich noch vertragen?" fragte sie, ein wenig höhnisch.

„Mit Lotte Küppers. Sie ist die Macherin im Theater. Spielt, was gut und teuer ist. Kunststück, wenn man die Geliebte von Fritz Dunkelbaum ist. Kennen Sie Fritz Dunkelbaum?"

„Ich habe nicht das Vergnügen," antwortete Lisa mit gepreßter Stimme.

„Erste Nummer in Berlin. Schwerreich, man schätzt ihn auf zwanzig Millionen, ein wilder Spieler, aber er gewinnt immer, ein fabelhafter Kerl. Ja, Glück muß man haben wie die Küppers. Angefangen hat sie im Metropol-Theater als Chormädel. Jetzt hat sie zwei Autos und eine Villa im Grunewald."

Sie stand auf und reichte dem Agenten die Hand. „Vielen Dank für Ihre Aufklärungen. Ich weiß jetzt, woran ich bin."

„Sie wollen schon weggehen?" fragte Klärer enttäuscht und hielt ihre Hand fest.

„Ich muß doch ins Theater."

„Ach so, das stimmt. Aber hören Sie zu, liebes Kind, abends sind Sie doch frei. Wollen Sie mit mir Abendbrot essen? Schlicht und einfach?"

Fräulein Dierkher hätte ihm am liebsten ins Gesicht geschlagen, aber sie beherrschte sich und antwortete mit einem freundlichen Lächeln: „Heute bin ich leider nicht frei, lieber Herr Klärer."

Er blickte sie so drohend und gehässig an, daß sie hinzufügte: „Ich rufe Sie mal in den nächsten Tagen an."

Seine unheilverkündenden Mienen glätteten sich.

„Nun schön. Ich sehe, Sie sind ein vernünftiges Mädel. Sie werden Ihren Weg machen." Er strich über ihre Wangen und entließ sie gnädig.

Lisa Dierkher stand auf der dunklen, knarrenden Treppe und rieb krampfhaft ihr Gesicht ab. Der Ekel trieb ihr Tränen in die Augen. Man müßte nach Hause fahren, dachte sie kummervoll, und sich in die Ecke der Dachkammer setzen und viele Tage lang keinen Menschen um sich sehen. Aber als sie auf die Straße trat und unwillkürlich von dem wilden Hasten mitgerissen wurde, löste sich ihre Verzagtheit. Man durfte die Flinte nicht sofort ins Korn werfen. Niemand hatte es leicht. Man mußte es wenigstens versuchen. Zeit zur Flucht blieb immer noch. Sie verspürte jählings eine heiße Sehnsucht nach ihrem Reisegefährten, der so gütig und liebevoll mit ihr geredet hatte. Was gäbe sie darum, wenn sie jetzt seine Stimme hören und sein verwegenes Gesicht sehen könnte? Das Theater und ihr Kummer, alles, alles verblaßte und wurde unwichtig. Aber wo war jetzt der Rittmeister Löcknitz? Er dachte kaum mehr an das kleine Mädel, das mit ihm von Köln nach Berlin gereist war.

Man darf sich nicht unterkriegen lassen, sagte sich Lisa Dierkher tapfer und stieg in die Straßenbahn, um nach dem Goethe-Theater zu fahren.

VIII.

Löcknitz stand am Fenster und blickte tiefsinnig auf die Straße. Es war ein trüber Tag mit rastlos ziehenden Wolken. Das Wasser des Kanals schlich träge dahin und führte welke Blätter mit sich.

Der Rittmeister marschierte ruhelos vom Fenster zur Tür und wieder zurück. Nun war er seit vierundzwanzig Stunden daheim, aber es schien ihm, als hätte er diese Räume überhaupt nie verlassen. Im ganzen Haus herrschte eine klösterliche Ruhe, die schwer zu ertragen war. Niemand lachte, keine Stimme schrie, und die Türen schlossen sich geräuschlos. Aber drüben, auf dem Lützow-Ufer sausten die Autos dahin, und ihre Hupen jauchzten vor Lebenslust. Seine Frau hatte Löcknitz seit ihrer Unterredung nicht mehr zu Gesicht bekommen. Sie ließ sich gestern abend und heute mittag entschuldigen. Er fragte nicht, ob sie verreist oder wodurch sie verhindert war. Er saß allein bei Tisch und hatte das eisige Gefühl der Fremdheit. Man lebte hier wie in einer gut geführten, vornehmen Pension, die augenblicklich nur ihn als Gast hatte.

Nein, das war kein Heim und nicht einmal eine Pension, das war ein Gefängnis. Er preßte seine Stirn an die Fensterscheibe und zitterte vor Ungeduld. Aber man mußte ja nicht Tag und Nacht in diesem Käfig eingeschlossen bleiben. Man konnte ihm wenigstens für Stunden entfliehen.

Löcknitz beschloß, auszugehen. Es war wohl nicht nötig, um Urlaub zu bitten, zumal da die Frau des Hauses abwesend war. Während er überlegte und seiner selbst nicht sicher wurde, vernahm er plötzlich draußen im Stiegenhaus Schritte, junge, ungeduldige, beschwingte Schritte, die näher kamen. Der Rittmeister lauschte angespannt. Wer ging so laut und unbekümmert durch dieses Haus des Schweigens? Die Schritte machten halt vor seiner Tür. Er hörte deutlich ein tiefes Atemholen. Dann klopfte es, stark und hell. „Herein!"

„Vater!" Wie ein Frühlingssturm fuhr das junge Mädchen in das Zimmer und warf jubelnd die Arme um den Hals des Rittmeisters, der still hielt, in seliger Erstarrung, und einen Regen von Küssen über sich ergehen ließ. Er vermochte ihr Gesicht noch nicht zu sehen, er fühlte nur die Wärme ihres jungen Körpers und das Beben ihres erregten Herzens.

„Ach Vater! Lieber, liebster Vater, ich bin so selig, daß Du wieder hier bist!"

Er stand da, wie in einem schweren, süßen Traum, und konnte nicht verstehen, was ihm widerfuhr. Es gab wirklich einen Menschen auf Gottes Erde, dem seine Heimkehr Glück und Seligkeit bedeutete. Ein heißes Brennen kam in seine Augen. Er strich mit zärtlichen, zaghaften Fingern über das Haar seines Kindes.

„Wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bin, daß Du wieder hier bist, Vater. Ich hatte so schreckliche Sehnsucht nach Dir."

Er stammelte schüchtern und leise: „Grete! Liebste Grete!"

„Nun darfst Du mich nicht mehr verlassen, Vater. Nie mehr, Vater!" Dann gab sie ihn frei und betrachtete ihn mit liebevoller Aufmerksamkeit. „Du hast Dich gar nicht verändert, Vater. Du bleibst immer jung. Ich bin so stolz auf Dich. Du bist der schönste und liebste Mensch auf der Welt!"

Er wurde ganz verlegen und sagte bedrückt: „Du dummes Mädel!"

Das war nun seine Tochter. Ein Kind hatte er zurückgelassen, und dieses erwachsene, holde Geschöpf fand er wieder. Er prüfte das geliebte Gesicht und fand keinen Zug, der an seine Frau und an die Plagge-Glindows erinnerte. Mit bittersüßer Deutlichkeit erkannte er den leichtsinnigen Mund und die verwegenen Augen, die väterliches Erbteil waren. Das ist wahrhaftig meine Tochter, dachte er beglückt und kummervoll zugleich, denn er ahnte ferne Gefahren, die dieses Kind bedrohten.

„Du hast Dich aber mächtig verändert. Du bist ja ein großes Fräulein geworden."

„Du warst fünf Jahre lang fort, Vater," antwortete sie leise und blickte starr in die Luft. Wie ein Vorwurf klang es, und Löcknitz schämte sich vor seiner Tochter.

„Ich wartete Tag und Nacht auf Dich, immer, immer!" Sie seufzte tief auf. „Aber jetzt bist Du hier, und nun ist alles gut."

Sie saßen nebeneinander und hielten sich bei den Händen.

„Und wie ist es Dir immer gegangen, Grete? Was hast Du getrieben?"

„Ach Gott, ich habe immerzu büffeln müssen, lauter dummes Zeug. Einfach scheußlich!"

„Na, Du gefällst mir!"

Der Rittmeister mußte laut auflachen.

„Es ist doch so, Vater. Zum Glück durfte ich reiten lernen, das war fein. Mutter war natürlich sehr dagegen, aber ich setzte es durch." Sie schwieg und schien über irgend etwas, das mit diesem Reitunterricht zusammenhing, nachzudenken. „Wirst Du wieder einen Rennstall haben, Vater?"

„Ich fürchte, nein, Grete."

„Ach, ich freute mich schon so darauf. Du hättest mich gewiß zu den Morgengalopps mitgenommen, nicht wahr? Warum magst Du denn keinen Rennstall mehr?"

„Ich habe kein Geld.

Sie sah ihn erstaunt an. „Wir sind doch reich?"

„Davon weiß ich ja gar nichts," lachte er fröhlich.

Sie stimmte in seine Heiterkeit nicht ein und runzelte die Stirn. „Mutter hat doch jedenfalls viel Geld."

„Ja, die Mutter schon," gab er zu, „aber ich nicht."

„Das verstehe ich nun gar nicht."

Er zog sie an sich heran und küßte ihre Augen. „Zerbrich Dir bloß darüber nicht den Kopf!"

„Ach, wie schwer dies alles ist!"

Er wagte nicht, zu widersprechen.

„Was wirst Du nun beginnen, wenn Du kein Geld hast?"

„Ich werde Streichhölzer verkaufen," scherzte er.

„Bitte, sprich nicht so, Vater," bat sie und hatte die Augen voll Tränen. „Ich habe solche Sorge um Dich. Wenn ich viel Geld hätte, ich gäbe Dir alles."

Der Rittmeister saß mit stillem Gesicht da und hatte ein Gefühl von Beschämung.

„Du wirst mich nicht mehr verlassen, Vater, nicht wahr? Du mußt bei mir bleiben, sonst — — — sonst — — —"

Sie beendete den Satz nicht, sondern sprang auf und trat zum Fenster. Hilflos und sehnsüchtig, wie ein Vogel im Käfig starrte sie hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

11. November
1 9 1 7
26. Jahrgang
Nr. 45

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



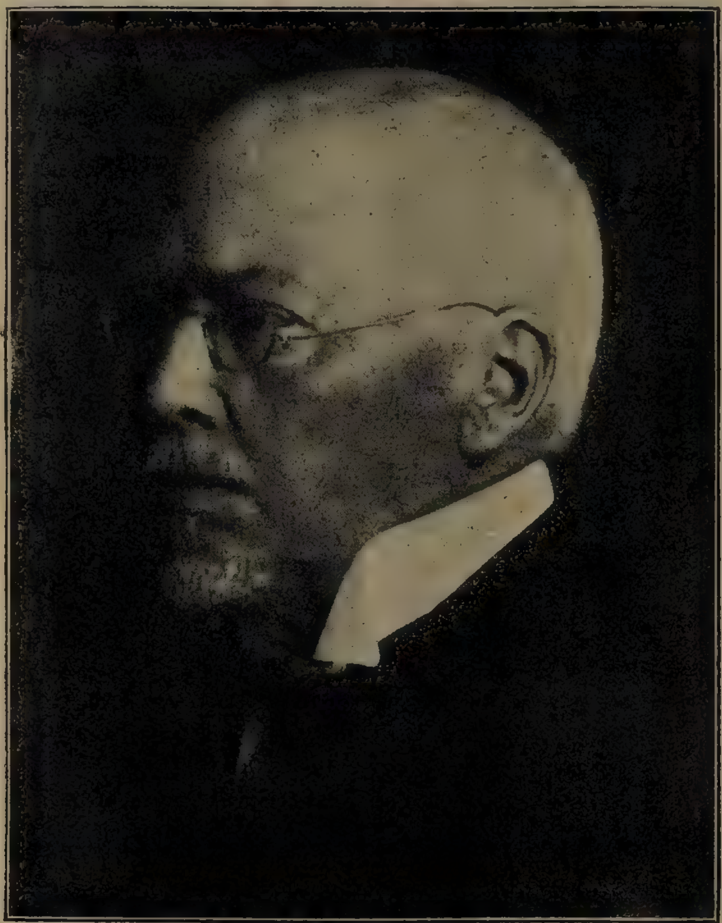
Auf der Verfolgung der geschlagenen Italiener.
Deutsche Artillerie auf dem Vormarsch durch ein erobertes italienisches Städtchen.
Zeichnung von Edmund Fürst

Infolge der gesetzlichen Papier-Einschränkung kann diese Nummer nur in geringerem Umfange erscheinen; wir hoffen aber, das nächste Heft wieder umfangreicher gestalten zu können.

DER REICHSKANZLER UND SEINE FAMILIE



Die Familie des Grafen von Hertling: Komtesse Anna, die jüngste Tochter des Grafen.



Der neue Reichskanzler Graf von Hertling. Hofphot. Friedrich Müller.



Gräfin Anna, die Gattin des Grafen von Hertling.



Die Enkelkinder des Grafen von Hertling. Phot. Elvira.



Gräfin Karl von Hertling, die Schwiegertochter. Phot. Elvira.

Nach der Durchbruchsschlacht am Isonzo

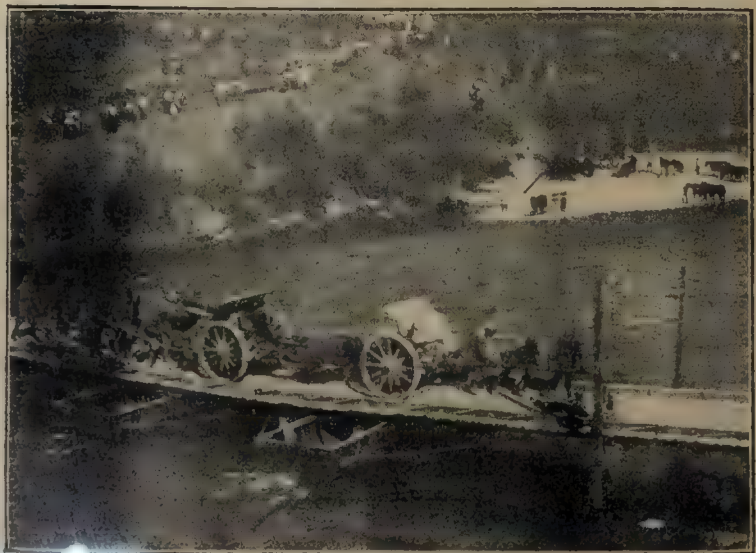


Auf der Vormarschstraße nach Cividale. Phot. Bufa.



Im eroberten Udine: Der Viktor-Emanuel-Platz. Phot. Bufa.

Eine der ärgsten Geschichtsfälschungen dieses Krieges war der italienische Anspruch auf die „unerlösten“ Provinzen. Diese Provinzen sind nicht nur seit Jahrhunderten österreichisch, sie sind nicht einmal national als italienisch anzusprechen. Und untersucht man ganz streng geschichtlich, wer denn eigentlich Südtirol und die „Sette commune“ und die „Duodeci“ commune italienisiert hat, so macht man nur die überraschende Entdeckung, daß es die österreichische, die Kaiser Franzische Bürokratie selber war, die dies besorgt hatte. Denn damals, da Venetien und die Lombardei noch österreichisch waren, Oesterreich also auch einen italienischen Verwaltungsteil hatte, da fand es diese Bürokratie „kommoder“, diesen einspringenden Südtiroler Zipfel von der italienischen Verwaltung mitregieren zu lassen. So erzeugte man die „Italiener“ in Südtirol! Aber nie noch ist eine Geschichtslüge durch den Weitergang der Geschichte vollkommener ihrer Absurdität überführt worden als diese in diesen Tagen. Ein Vorwand war Italiens Kriegsgrund, ein Treubruch seine Kriegser-



…sche Artillerie beim Uebergang über den Isonzo. (Italienische Photographie.)



Gefangene Italiener an der Straße nach Cividale. Phot. Bufa.



Nach der Durchbruchsschlacht am Isonzo: Deutsche Soldaten auf dem Gipfel des Monte Matajur, der von 4 Kompanien unter Führung des Leutnants Schnieber (siehe nächste Seite) erstürmt wurde. Phot. Eder.

klärung, und der Heroismus, mit dem die deutsch-österreichischen Heere jetzt Wahrheit schaffen, ist selbst in dieser Minute noch witzig kontrapunktiert von der komischsten Selbstlüge, die je erhört war. Zweieinhalb Jahre lang standen die Italiener am Isonzo, „traten am Ort“, während sie in d'Annunzio-Versen und Corriere-Prosa die Welt von ihren glorreichen Taten, ihren weltkriegentscheidenden Siegen zu überreden suchten. Im August 1915 sahn sie schon den Weg nach Laibach und Wien offen. Als sie die drei Zinnen aus der Nähe betrachteten, brüllten sie von der Brennergrenze. Als sie endlich nach Görz kamen, glaubten sie sich in einer Vorstadt von Budapest. Als sie in Valona eingeschnürt wurden, annektierten sie Albanien. Während auf Ancona und die ganze Ostküste österreichische Schiffsgranaten hagelten, deklamierten sie il mare nostro. Wenn sie sich in einer neunten und zehnten Isonzo-Offensive verbluteten, zankten sie sich mit ihren Verbündeten um . . . Syrien oder ernannten Bissolati zum Minister von Triest. Als endlich die Mittelmächte zum Stoß ausholten, schrien sie empört: sie sollen nur kommen. Inzwischen stehen unsere Heere da unten in der sonnenwarmen Ebene, die durch die Jahrtausende immer das Ziel der Sehnsucht gewesen ist, und der es von der Geschichte bestimmt zu sein scheint, vom Deutschen bald mit dem Baedecker, bald mit der Flinte durchforscht zu werden.



Ueber eine Isonzoschlucht vorgehende verbündete Truppen bei Tolmein.



Die zerfetzte und zerschossene Fahne, die die Italiener nach großen Blutopfern auf dem Monte Santo aufpflanzten, der jetzt wieder in die Hände der Verbündeten gefallen ist. (Ital. Phot.)



Rastende verbündete Truppen vor dem gestürmten Santa Lucia im Isonzotal.



General Otto von Below,
der Führer der deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen, die Udine eroberten.
Hofphot. Tellgmann.



Drei Bilder aus dem Leben eines Tanks.
1. Verladen des Tanks in England auf dem Transportdampfer.



Leutnant Schnieber,
der für die Erstürmung des Monte Matajur mit vier Kompanien den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Rosenthal.

Das Einnebeln.

Seitdem Menschen Kriege führen, ist es stets das Hauptbestreben der sich feindlich Gegenüberstehenden, der Sicht des Feindes irgendwie zu entgehen. Im Tierreich, besonders in den Tropen, sind sehr merkwürdige Beispiele anzuführen, wie Insekten es anstellen, um den ihnen Nachstellenden „blauen Dunst" vorzumachen. Das Einnebeln, das unser Generalstabsbericht unlängst erwähnte, ist in der Kriegführung durchaus nichts Neues. In der Marine ist diese Art Erzeugung von künstlichen Nebeln längst bekannt. Kämpfende Schiffe, im besonderen ganze Gruppen, suchen sich der Sicht des Feindes durch starke Rauchentwicklung zu entziehen. Dieser Rauch wird aber auch in der Absicht erzeugt, bestimmte Schiffsbewegungen zu verbergen. Auf dem Lande ist man etwas später dazu gekommen, durch solche Mittel Bewegungen zu verstecken. Die Engländer fingen damit an. Schon Ende 1914, und dann 1915 ließen sie ganze Rauchwände los, hinter denen die Infanterie versteckt angriff. Bald kam dann auch eine Art Rauchgranate hinzu, ein rauchentwickelndes Geschoß, ist es wohl besser zu nennen. Pioniere warfen Gasballons, die einen dichten weißen Nebel entwickelten, sogenannte Nebelbomben. Im besonderen kombinierten die Engländer Nebelerzeugung mit einem Gasangriff. Das Gas wurde mit eingeschobenen Nebel- und Rauchwänden abgeblasen, die Absicht war, beim Feinde Unsicherheit über den Augenblick des Infanterieangriffs zu erzeugen und natürlich auch Bewegungen zu verdecken. Minen- und Granatwerfer wurden zum Schlendern von Behältern benutzt, die mit der Hand nicht mehr geworfen werden konnten. Jetzt empfiehlt die „Times" in einer ihrer letzten Septembernummern vom Jahre 1917 für Handelsschiffe den Bezug von Nebelgerät. Den Vertrieb dieser von der amerikanischen Kriegsmarine



2. Ankunft des Tanks an der Kampffront in Frankreich. (Englische Photographie.)



3. Vernichtung eines angreifenden englischen Tanks durch Artilleriefeuer, 5 m vor unserer Stellung.



Ein „Husarenstück“ unserer Marine-Flieger bei der Eroberung der Insel Abro im Rigaischen Meerbusen.
Der Kriegsberichterstatter der Vossischen Zeitung, Hans Kyser, schreibt: „Die Eroberung von Abro mit seiner Funkenstation ist ein Flieger-Husarenstück für sich. Ein Offizier, sechzehn Mann setzen sich auf die Schwimmer der Marineflugzeuge, und so durch die Luft reitend, landen sie auf der Insel. Kein Wunder, wenn vor solchen Männern die Russen, wie vor der leibhaftigen wilden Jagd sich bekreuzigend, davonlaufen.“
Zeichnung von Prof. Hans Eckidt.

besonders empfohlenen Geräte besorgt die bekannte Dupong-Compagnie. Diese fordert für den notwendigen Schornstein zur Raucherzeugung 25 Pfund, also 500 M., für den ebenso notwendigen Kasten 100 M., und für jedes Pfund des notwendigen Phosphors 8 Shilling 9 Pence. Die Handelsschiffsreeder werden ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß diese raucherzeugenden Apparate sehr wirkungsvoll gegen U-Boote anzuwenden seien, daß aber der Apparat bei Benutzung auf See in jedem Einzelfalle verloren ginge. Man sieht, die smarten Amerikaner verstehen es auch auf diesem Gebiet sehr gut, die „Konjunktur“ auszunutzen. In der Flandernschlacht werden die Engländer angesichts der vorgeschrittenen Jahreszeit nicht mehr lange Gelegenheit haben, von ihren Nebelbomben Gebrauch zu machen. Schon liegen allmorgendlich auf den feuchten Gefilden bis 11 Uhr morgens dicke weiße, natürliche Nebel, die Artillerietätigkeit sehr erschweren und Infanterietätigkeit so gut wie ausschließen. Im November bleibt der Nebel oft den ganzen Tag liegen. E. v. Sz.



Generalsekretär Stegerwald, Führer der christl. Gewerkschaften und Beirat des Kriegsernährungsamts, der erste Arbeitervertreter, der ins preußische Herrenhaus berufen wurde.



Truppenlandung auf Oesel von einem deutschen Flugzeug aus gesehen.



Georg Kaiser, der neue erfolgreiche Dramatiker, dessen Werke „Die Koralle“ und „Der Zentaur“ jetzt in Frankfurt aufgeführt wurden.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

9. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Eine jähe Angst überfiel Löcknitz, als er seine Tochter am Fenster stehen sah. So hatte er vor einer Stunde die Stirn an die Scheibe gepreßt. Er wußte genau, wie das war.

„Was hast Du denn, Grete?" fragte er bekümmert und trat zu ihr.

„Es ist so schrecklich in diesem Haus," sagte sie leidenschaftlich und klammerte sich an seinen Arm.

„Ja, wieso denn, Kind?"

„Ich weiß es selber nicht, Vater, aber alles ist hier ohne Freude und ohne Leben. Niemand lacht, niemand singt, man geht auf den Fußspitzen und schweigt."

„Warum lachst und singst Du nicht?"

Sie zog die Mundwinkel herab. „Wer kann hier lachen?"

„Das begreife ich nicht," meinte er kleinlaut und ohne Ueberzeugung. „Wer hindert Dich, fröhlich zu sein? Ist Mutter nicht gut zu Dir?"

„Oh doch, ganz gewiß," antwortete sie eifrig. „Sie hat mich sehr lieb und ich sie auch."

„Nun also. Hält sie Dich zu streng?"

„Nein, Vater, im Gegenteil, sie läßt mir volle Freiheit."

„Ja, Kind, was willst Du noch mehr?"

Sie preßte die Lippen aufeinander und blickte starr in die Luft. Wie zwei Gefangene standen Vater und Tochter, Arm in Arm, am Fenster und betrachteten den grauen Herbsthimmel.

„Oft und oft wollte ich von hier weglaufen und zu Dir fahren, Vater. Aber es ist nie etwas daraus geworden, denn ich besaß kein Geld und wußte auch nicht genau, wo Du warst."

„Da hört man ja schöne Geschichten! Hast Du gar nicht bedacht, welchen Kummer Du Deiner Mutter bereitet hättest?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Vater!"

„Wo bleibt Deine Liebe?"

„Ich will Dir etwas sagen, Vater. Es ist sehr schlimm, und Du darfst nicht böse werden. Ich habe Mutter gewiß von Herzen lieb, aber manchmal ist sie mir ganz fremd, so, als hätte ich gar nichts mit ihr gemein. Ich weiß nicht, woran das liegt, aber es ist doch so. In solchen Stunden wollte ich immer davonlaufen und zu Dir fahren."

Löcknitz machte sich frei und trat in das Zimmer zurück. Er war tief erschüttert und wollte seine Bewegung verbergen. Er wußte, wie fremd und kalt seine Frau sein konnte. Man kam ihr entgegen mit übervollem Herzen, und sie stand da wie eine gestrenge Aebtissin. Es war ihr nicht gegeben, Liebe zu zeigen und Wärme zu verbreiten. Vielleicht trug er die Schuld, daß dieses Frauenherz erstarrt war und sich verschlossen hatte. Und daß nun auch sein Kind darunter litt, war schrecklicher als alles.

„Bist Du mir böse, Vater?" Sie nahm seine Hand und küßte sie.

„Nein, gewiß nicht, Kindchen. Es ist nur bitter traurig, daß Du so von Deiner Mutter sprichst." Er sah plötzlich ganz fahl und elend aus.

„Es ist nicht meine Schuld," rief sie erregt und ließ seine Hand los. „Ich kann nichts dafür. Du wirst mir natürlich nicht recht geben."

„Aber Grete!"

„Ich hoffte, daß Du mir helfen würdest. Nun merke ich, daß es nicht so ist. Niemand kann mir helfen."

Mit schmerzlicher Bewunderung sah er in ihr junges, trotziges Gesicht, das von den zornblitzenden Stahlaugen überstrahlt wurde. Wahrhaftig, es war sein wildes und ungestümes Blut, das durch ihre Adern jagte. „Ich will Dir gern helfen, Grete," sagte er freundlich und schuldbewußt. „Ich weiß nur nicht, was Du eigentlich von mir erhofft hast. Du wolltest von hier weglaufen und zu mir kommen. Nun bin ich ja da, Du darfst mir glauben, daß ich nur um Deinetwillen nach Haus gekommen bin."

Ihr zorniges Gesicht wurde jählings weich und hingebend. „Verzeih' mir, Vater!"

Er nahm sie in seinen Arm und wiegte sie wie ein kleines, unruhiges Kind, das nicht besänftigt werden kann. „Nun mußt Du aber Vertrauen zu mir haben, damit ich Dir helfen kann. Was soll ich für Dich tun?"

Sie richtete sich auf und dachte angestrengt nach. Sie durfte nichts überstürzen. Alle Wünsche und Hoffnungen konnten nicht auf einmal erfüllt werden, das sah sie ein. Man mußte langsam Stein auf Stein setzen.

„Das Schlimmste ist Varsbotter, Vater."

„Wer ist Varsbotter?" fragte er verwundert.

„Du kennst Pastor Varsbotter nicht?"

„Nein."

„Er ist Mutters bester Freund geworden, seitdem Du weg bist. Er kommt sehr oft zu uns, und Mutter verehrt ihn. Er hat einen rätselhaften Einfluß auf sie. Ich glaube, daß sie ihm gegenüber keinen eigenen Willen mehr hat. Sie tut alles, was er verlangt."

„Es wird wohl nicht ganz so arg sein, Kindchen," sagte er lächelnd, da er diese Geschichte nicht allzu ernst nehmen konnte. Agnes Löcknitz war nicht die Frau, die ihren Willen aufgab und sich einem Pastor unterordnete. Allerdings, so sprach eine andere Stimme, in fünf Jahren kann sich manches verändern.

„Es ist doch so, Vater," antwortete sie und knirschte mit den Zähnen. „Varsbotter ist hier Herr im Haus."

„So lass' ihn doch! Stört er Dich?"

Sie sprang auf und lief wild durch das Zimmer. „Ob er mich stört? Er vergiftet jede Minute meines Lebens, er ist wie ein böser Traum, er treibt mich in den Tod!"

„Ja, wieso denn, Kind?"

„Er will mich zur Frau. Mutter ist auch dafür. Aber ich heirate ihn nie, nie, nie! Eher gehe ich ins Wasser."

Eine heiße Röte stieg dem Rittmeister in die Stirn. „Niemand wird Dich zwingen, Grete. Du kannst ganz ruhig sein."

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und jauchzte: „Du wirst mir helfen, Vater. Ich wußte es ja. Oh, wie glücklich bin ich, daß Du wieder hier bist. Nun muß ich diesen gräßlichen Menschen nicht heiraten. Du wirst es nie zugeben, Vater, nicht wahr?"

„Nie!" rief er voll Wut und ballte die Hand zur Faust. „Nie, so lange ich lebe. Ich will mir mal diesen Herrn Varsbotter vornehmen. Was glaubt der Mensch eigentlich! Es ist unerhört. Meine Tochter wird nicht gezwungen. Du kannst heiraten, wen Du willst."

„Sag' das noch mal, Vater," bat sie und lachte vor Glück.

„Du kannst heiraten, wen Du willst," wiederholte er großartig, „und dem Herrn Pastor Varsbotter werden wir ein wenig die Hölle heiß machen."

„Es wird nicht so leicht sein, wie Du es Dir vorstellst," meinte sie nachdenklich. „Die Mutter hält zu ihm."

„Und ich zu Dir. Glaubst Du nicht, daß wir beide stärker sind?"

„Ich hoffe es, Vater," antwortete sie demütig.

Es klopfte an der Tür. Der alte Martin trat ein.

„Nanu, Martin, was ist denn los? Sie machen ja ein ganz verzwicktes Gesicht."

Der Diener veränderte seine Miene nicht und antwortete übelgelaunt: „Die gnädige Frau läßt den Herrn Rittmeister bitten."

„Schön, ich komme sofort."

Der Alte wollte reden, aber er bezwang sich und schlich zur Tür hinaus.

„Was ist ihm denn über die Leber gekrochen?" fragte Löcknitz lächelnd.

„Ich weiß es, Vater."

„Nun?"

Sie überlegte eine Weile. „Es ist besser, ich sage es Dir, sonst gehst Du unvorbereitet in die Falle."

„In die Falle?"

„Mutter ist nämlich nicht allein," flüsterte sie vorsichtig. „Onkel Plagge ist auch hier. Sie hat ihn geholt. Deswegen bin auch ich schon heute zurück."

Seine Stirn verdüsterte sich. „Was will der hier?"

„Und die Garde ist auch hier," fuhr sie hastig fort. „Verkreten durch Onkel Fritz. Und Dein Bruder Kurt kommt ebenfalls."

Die Adern an seinen Schläfen schwollen an. „Also die ganze Blase? Familienrat? Gerichtssitzung?"

Sie nickte.

„Aber Onkel Gerhard ist nicht hier?"

„Nein, Vater."

„Das dachte ich mir. *Einen* anständigen Menschen haben wir doch in der Familie."

„Aber Pastor Varsbotter dürfte hier sein, Vater," meinte sie kleinlaut.

Der Rittmeister begann mit langen, festen Marschschritten durch das Zimmer zu laufen. Sein Gesicht war von Wut verzerrt. „Ich pfeife der Bande was! Die Herrschaften können warten, bis sie schwarz werden. Komm, Gretel, wir gehen spazieren."

„Das hilft doch nichts, Vater."

Er blieb vor ihr stehen und legte seine Hand auf ihre Schultern. „Dann fahren wir eben einfach davon. Nach Paris oder sonst wohin. Du bist doch meine Tochter? Hast Du keinen Mut?"

„Mut habe ich genug, Vater, aber dies ist nicht der richtige Weg. Wer davonläuft, setzt sich ins Unrecht. Wir müssen für unser gutes Recht kämpfen und dürfen nicht die Flucht ergreifen."

Löcknitz ließ seinen Arm sinken und starrte ins Leere. Er schämte sich wiederum vor seiner kleinen, tapferen Tochter, weil er nie einen andern Ausweg als die Flucht fand. Und dennoch gab es keine andere Rettung, das fühlte er mit herzbeklemmender Bitterkeit.

„Was soll ich tun?" fragte er ratlos.

„Du mußt zu den Leuten hineingehen, Vater, und darfst Dich nicht unterkriegen lassen, nicht von ihnen und nicht von Deinem Zorn. Und wenn sie recht feierlich und würdig tun, dann lache ihnen ins Gesicht. Das vertragen sie am allerwenigsten. Und wenn es ganz schlimm wird, dann denke an mich, Vater! Du bist meine einzige Hoffnung. Wenn Du mich verläßt, bin ich verloren und muß den Pastor Varsbotter heiraten."

„Sei ganz ruhig," erwiderte er zähneknirschend. „Den Pastor mußt Du nicht heiraten. Darauf gebe ich Dir mein Wort."

„Dank, Vater, vielen Dank."

Sie bemühte sich, zuversichtlich zu sein, aber ihr Herz war schwer.

IX.

Der alte Martin stand vor der Tür und erwartete seinen Herrn. „Wo ist meine Frau?" fragte Löcknitz und zitterte vor Kampflust, wie ein Vollblut beim Start.

„Im Saal, Herr Rittmeister."

„Ist die ganze Gesellschaft schon drinnen?"

„Jawohl, Herr Rittmeister."

„Na, denn los!"

Er riß sich zusammen und öffnete kurz entschlossen die Tür, die in den Saal führte. Er spielte den Ueberraschten, als er die Menschen sah, und rief fröhlich: „Oh, welch' ein Fest! Wohl mir zu Ehren? Vielen Dank, liebe Agnes. Guten Tag, Ihr Herren."

Die Männer verneigten sich stumm, nur Graf Plagge-Glindow sagte freundlich und gutmütig: „Tag, Löcknitz. Wie geht es immer?"

„Tadellos, lieber Ulrich. Danke der Nachfrage."

Der Rittmeister wendete sich an seinen Bruder: „Du bist auch hier? Sehr nett von Dir. Hast Du Dich heute so bald vom Amt losmachen können?"

„Wie Du siehst, lieber Albrecht."

„Ich möchte nur nicht, daß ich irgendwie die Schuld trage, wenn infolge Deiner Abwesenheit eine europäische Verwicklung entsteht."

„Es ist wirklich nicht der Augenblick, Scherze zu machen, mein Lieber," erwiderte der Bruder würdevoll.

„Findest Du? Mir erscheint dieser Augenblick zu nichts anderem geeignet.“

Agnes Löcknitz nahm das Wort: „Du erlaubst, daß ich Dir Herrn Pastor Barsbotter vorstelle.“

Der Rittmeister betrachtete den Mann mit großer Aufmerksamkeit. Es war ein schlanker, aufrechter Mensch mit einem scharfgeschnittenen Schauspielerkopf, dessen Augen sich klein und demütig machen und dann wieder hart und zäh blicken konnten. Das ist kein schwacher Gegner, dachte Löcknitz und murmelte ein hochmütiges „Sehr erfreut.“

Die Herren standen ein wenig ratlos und unschlüssig herum. Ein graues, unfreundliches Herbstlicht war in dem düstern Saal und ließ die Gesichter fahl erscheinen. Nur Graf Ulrich Plagge hatte seine feine Roséponfarbe bewahrt.

„Wollen die Herrschaften nicht Platz nehmen?“ fragte Löcknitz verbindlich und benahm sich als Hausherr. „Was trinken die Herren?“

„Wir danken,“ erwiderte der Gardeleutnant und machte seine Lippen schmal.

„Na schön, aber setzen darfst Du Dich immerhin, oder mußt Du strammstehen?“

„Du übernimmst wohl den Vorsitz, Ulrich,“ sagte Agnes Löcknitz zu ihrem Bruder.

„Vorsitz, Vorsitz,“ brummte Graf Plagge. „Hab' Dich doch nicht so, Agnes!“

Der Rittmeister lachte laut auf. „Ach, hier soll wohl Kriegsrat gehalten werden? Und ich werde wahrscheinlich am Marterpfahl sterben müssen? Herrschaften, die Sache gefällt mir.“

Seine Frau wies auf einen Stuhl. „Bitte, nimm Platz!“

„Vielen Dank, liebe Agnes. Aber bevor ich mich setze, sei mir eine Frage gestattet: Was will der Medizinmann unter den Häuptlingen?“

Pastor Barsbotter lächelte zuvorkommend.

Agnes Löcknitz antwortete sehr bestimmt: „Herr Pastor Barsbotter ist mein geistlicher Berater.“

Ein ungemütliches Schweigen entstand, das niemand zu unterbrechen wagte.

Endlich sagte Löcknitz voll Hohn: „Bei solchen Häuptlingsberatungen will niemand zuerst das Wort ergreifen. Das kenne ich von den Siouxindianern her. Wollen meine Brüder die Pfeife des Friedens mit mir rauchen?“

„Tja, rauchen können wir immerhin,“ meinte Graf Ulrich Plagge, „wenn Agnes nichts dagegen hat.“

Agnes nickte zustimmend.

Die Herren zündeten sich umständlich ihre Zigarren an. Der Pastor rauchte nicht.

Graf Ulrich Plagge räusperte sich und begann mit deutlichem Unbehagen: „Wir sind hier auf den Wunsch Deiner Frau versammelt, lieber Löcknitz, und möchten gern Näheres über Deine Absichten und Ziele erfahren. Ich bin überzeugt, daß Du unsern Wunsch verstehen und ohne weiteres erfüllen wirst.“

„Du sprichst großartig, lieber Ulrich,“ sagte der Rittmeister voll Anerkennung.

Sein Schwager wehrte bescheiden ab. „Vor allem, lieber Löcknitz: Gedenkst Du jetzt in Berlin zu bleiben?“

„Jawohl.“

Kurt Löcknitz, aus dem Auswärtigen Amt, seufzte tief auf. Die Augen des Pastors Barsbotter blickten hart und zäh. Agnes schluckte schwer.

„Was willst Du hier anfangen, wenn Du mir die Frage gestattest?“

„Arbeiten.“

„Das ist ein Wort, das aus Deinem Mund ein wenig überraschend klingt.“

„Ich kann Dir nicht widersprechen.“

„Willst Du uns auch über Deine Arbeitspläne Auskunft geben?“

„Gewiß, mit Vergnügen.“

„Wir sind sehr neugierig, lieber Löcknitz.“

„Das merke ich ohne weiteres. Einen endgültigen Entschluß über meine künftige Tätigkeit habe ich übrigens noch nicht gefaßt. Ich weiß vorläufig nur, daß ich arbeiten will.“

„Irgendein bestimmtes Arbeitsgebiet muß Dir aber wohl schon vorschweben?“

„Natürlich, zumal dieses Gebiet äußerst klein und beschränkt ist, da ich geringe positive Kenntnisse besitze und eigentlich nur von Pferden etwas verstehe.“

„Deine Arbeit dürfte also im Besuch von Rennen bestehen,“ sagte Kurt Löcknitz mit wutzitternder Stimme.

„Zum Teil gewiß, Bruderherz. Es können nicht alle Leute von Adel Diplomaten werden. Auch der Pferdehandel ist kein übles Geschäft und nährt seinen Mann.“

„Wir wollen doch ernsthaft bleiben,“ meinte Ulrich Plagge.

„Mir ist wahrlich nicht zum Lachen, lieber Ulrich, das darfst Du mir glatt glauben. Ich denke ernstlich daran, Pferdehändler zu werden.“

Kurt Löcknitz sprang in die Höhe und schrie: „Du gehörst ja ins Irrenhaus!“

Der Gardeleutnant machte so entsetzte Augen, daß sein Einglas auf den Tisch fiel.

„Ruhe, meine Herren,“ bat Graf Plagge. „So kommen wir nicht weiter, mein lieber Löcknitz. Du kennst mich, ich bin kein Uebelnehmer und Spielverderber, aber Haltung muß sein, verstehste?“

„Man kann auch Pferdehändler mit Haltung sein.“

Pastor Barsbotter meinte sanft und verbindlich: „Es dürfte sich wohl unschwer eine standesgemäßere Beschäftigung finden lassen.“

Dem Rittmeister stieg das Blut zu Kopf. „Gehört dies in den Bereich des Seelenheils meiner Frau, Herr Pastor?“

„Zum Teil gewiß.“

„Ich bedaure, dies nicht finden zu können und muß daher Ihre Teilnahme an dieser lieblichen Unterhaltung entschieden ablehnen.“

Der Pastor zuckte die Achseln und suchte den Blick der Hausfrau, der starr auf ihrem Mann ruhte.

(Fortsetzung folgt.)



Französische Sitten:
Ein General, der einer eben dekorierten freiwilligen Krankenpflegerin den Ehrenkuß gibt.

RÄTSEL

Botanik.

Aus den Silben: a — an — an — bei — der — dorn — gold — kli — lack — le — mi — o — pap — pel — pres — pun — ra — sal — se — thy — vi — weiß — zel — zy bilde man 9 Pflanzennamen und ordne sie alphabetisch; ihre Endbuchstaben nennen dann einen großen Botaniker.

Versteck-Rätsel.

„Wie die Mäuse mir am Isiäadischen Moos nagen, ist unglaublich", sagte der Drogist. In diesem Satze steckt der Name einer assyrischen Königin.

Kleiner Unterschied:

Bist du das Wort, so giltst du was
Bei uns im Deutschen Reich,
Und jedes junge Mädchenherz
Fliegt dir entgegen gleich.
Schluckst du ein „n", so ist es bald
Mit deiner Geltung Essig.
Besonders deine Auskunft gilt
Nicht mehr als zuverlässig.



Denkt an Soldaten-Weihnachten!
Wer unseren Soldaten im Westen, Osten oder Süden eine Weihnachtsfreude bereiten will, sende uns jetzt einen Geldbetrag für die Liebesgabensammlung unseres Verlages, Post-Scheck-Konto Ullstein u. Co., Berlin 660.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Weibliche englische Flugzeugmechaniker an der Front in Frankreich.

Gleichklang.

Der Erste am Morgen,
Sein männliches Sorgen
Schafft Nährkraft der Speisen;
Doch ist er von Eisen,
Dann fährt sein Knacken
Dem Feind in den Nacken.
Stets ist er dem Trinker
Ein lockender Winker,
Und bringt aus dem Fasse
Das freundliche Nasse.
Nur rot auf dem Dache
Ist ängstliche Sache!

Lösungen der Rätsel aus Nr. 44:

Silben-Rätsel: Hagenbeck: 1. Hai, 2. Affe, 3. Geier, 4. Eselin, 5. Nashorn, 6. Blutegel, 7. Eidergans, 8. Chinchilla, 9. Königstiger.
Kein Silbenrätsel: Obsternte. — Zwei Silben: Wirtschaft, Landwirt, Landschaft. — Zwei Buchstabengruppen: Gehalt. — Nach oben: Weihrauch.

HUMOR

Die Berühmtheit. „Sehen Sie dort den einfachen Landsturmmann? Dessen Name schwebt heute auf Tausenden von Lippen." — „Was Sie sagen! Wie heißt er denn?" — „Meier!"

*

„Aber Fritzchen, wieder hast Du ungenügend im deutschen Aufsatz und bist jetzt glücklich Letzter geworden, und da freust Du Dich noch?" — „Ja, Papa, ich habe den besten Platz in der Klasse gekriegt . . . ganz dicht an der Heizung!"

*

Vor dem Etappen-Kino. Feldgrauer: „1. Platz 1 M. 2. Platz 50 Pf. Programm 10 Pf. — Weißte was, Maxe, da geh'n wir aufs Programm!"

*

„Du, Fritze, Du magst es glauben oder nicht, gestern habe ich den Schachmeister Kiesewetter in drei Zügen matt gemacht." — „Ausgeschlossen!" — „Ganz einfach, ich habe ihm nur meine Kriegszigarren geschenkt."



Wie sich der kleine Max einen Schleichhändler vorstellt.

In einem Lazarett werden angehende Krankenschwestern geprüft. „Wieviel Morphium wird man zu einer Einspritzung anwenden?" fragte der Examinator. — „Acht Gramm," antwortet die gefragte Kandidatin. Der Examinator schüttelt den Kopf und wandte sich zu den andern jungen Mädchen. Nach einer Weile sagt die zuerst Gefragte: „Verzeihung, ich habe mich versprochen, ich meinte ein Achtel Gramm Morphium." — „Jetzt ist's zu spät," murmelte der Examinator, „jetzt ist der Patient längst gestorben!"

*

Die kleine Else schließt jeden Abend ihre sechs größeren Schwestern in ihr Nachtgebet ein, jedesmal hören alle sechs zu, wie die Kleine betet. Eines Abends vergißt sie scheinbar ihre älteste Schwester. „Warum betest Du denn nicht auch für mich?" fragt die Vergessene. „Das ist nicht mehr nötig," sagt die kleine Else, „Du hat Dich ja gestern verlobt!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

18 November 1917
26. Jahrgang
Nr. 46

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Die Neutralen auf dem Kriegsschauplatz.

Schweizer Offiziere in einem Frontabschnitt im Westen, denen ein deutscher Führungsoffizier Erläuterungen gibt.

Phot. R. Spelling.



Der neue Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums:
Prof. Dr. Friedberg,
der Vorsitzende des Zentralvorstands der nationalliberalen Partei. Phot. Berl. Jll. Ges.



Neues, in Konstantinopel aufgenommenes Bildnis des Kaisers als türkischer Marschall.
Phot. Apollon.



Der Nachfolger Helfferichs als Vizekanzler:
Dr. v. Payer,
bisher Vorstandsmitglied der fortschrittlichen Volkspartei im Reichstag.
Hofphot. Sandau-Sellin.

Vor der Isonzo-Offensive.

Gesamtlage.

Die Kriegsgeschichte ist reich an genialen Taten. Kühner aber und folgenschwerer ist wohl kaum ein Entschluß gewesen als der der verbündeten obersten Heeresleitungen, gerade am Isonzo den Krieg in Feindesland zu tragen. Hindenburg hatte die Operationen im Osten abgeschlossen. Der Osten beginnt heute zu erkennen, daß er mit Deutschland verhandeln muß, um überhaupt zu einem Ende zu kommen. Der Westen ist noch nicht so weit. Es ist notwendig, daß eine psychische Veränderung in den Köpfen der Lloyd George und Northcliffe vor sich gehe. Eher kann kein Frieden sein. So wurde der Entschluß zum Offensivstoß geboren. So kam es gegenüber den unerhörten Anstrengungen zweier bis zum letzten Mann in Waffen stehender Völker, die von den Kriegsindustrien fast der ganzen Erde unterstützt werden, zum Festhalten im Westen und zur Offensive am Isonzo.

Aufmarsch.

Die Welt wußte längst, daß Cadorna noch in diesem Jahre eine zwölfte entscheidende Isonzo-Schlacht plante. Auf den Nacken des italienischen Führers drückt noch viel mehr das eiserne Muß als auf die Engländer und Franzosen. Wenn Cadorna nicht siegt, dann ist sein Feldzug selbsttätig verloren. Es gibt für ihn kein Remis. Die italienischen Vorbereitungen zu der neuen Schlacht lagen offenbar vor aller Augen. Die Hoffnung unserer Feinde war diesmal so groß, daß sie sich nicht scheuten, ihre Pläne aller Welt zu verkünden. Sie waren fest davon überzeugt, [illegible]mal Triest und Laibach erreichen würden. Ende September kamen die ersten Nachrichten vom Antransport einer neuen Armee gegen Italien. Alle Faktoren zur Verschleierung wirkten günstig zusammen. Die Sperre gewisser Grenzen, die Ausstreuung falscher Nachrichten erzeugten in Paris und Rom Unklarheit darüber, wo der Stoß ansetzen würde. Man war sicher darauf gefaßt, daß, genau wie im Frühjahr 1916, wiederum das klassische Angriffsgebiet des Trient die Basis bilden würde. Unerhörtes leisteten unterdessen die Generalstäbe der verbündeten Heeresleitungen und die Truppen-Divisionen, die in vorderster Linie standen. Ihnen lag die Riesenarbeit ob, den in den Hochalpen gelegenen Angriffsstreifen für den ersten, bekanntlich schwersten Stoß, auszubauen. Der Oktober kam ins Land. Gerüchte durchschwirrten die ganze Welt. Die Depeschen meldeten aus allen Hauptstädten Verschiebungen von Truppen der Mittelmächte. Das Ziel blieb aber unklar. Man sprach von Trient, von den Kärntener Alpen, vom Isonzo-Gebiet selbst. Zu spät erst kam Cadorna die Erkenntnis, daß aus den Julischen Alpen, aus der Strecke Rombon—Auzza, die Stoßdivisionen unter dem Befehl Otto von Belows angesetzt wurden. Cadornas Lage mußte sofort kritisch werden. Er verteidigte in weit nach Nordosten gespanntem Bogen, in den schwierigen Vorbergen der Alpen die oberitalienische Tiefebene. Sein einziger Vorteil ist der Besitz der inneren Linie mit starkem Eisenbahnnetz. Irgendein Erfolg seiner Gegner mußte tödlich wirken, denn er traf nicht nur den angegriffenen Frontteil, sondern führte von selbst in den Rücken anderer Frontteile.

(Siehe den zweiten Artikel auf Seite 553.)



Nach dem Zusammenbruch: Typen italienischer Gefangener.
Phot. Bufa.



Von den Kämpfen in Flandern: Nächtlicher Handgranatenangriff einer deutschen Patrouille auf eine feindliche Feldwache.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Mimikry im Gebirgskrieg.
In der Mitte des Bildes eine Patrouille im Schneehemd.



Die Riesenpreise für Antiquitäten in der Kriegszeit: Ein Gobelin, darstellend die Gründung Roms, aus einer Serie von fünf Stück die bei der Versteigerung der Sammlung des Frhrn. von Minnigerode mit 100,000 Mark bezahlt wurden.

RIESENPREISE FÜR ANTIQUITÄTEN UND BILDER IN DER KRIEGSZEIT

Auch im vierten Kriegsjahr haben sich die Preise des deutschen Kunstmarktes entschieden weiter aufwärts entwickelt. Besondere Umstände begünstigten diese Entwicklung. Große Privatsammlungen, die zu den führenden Sammlungen nicht nur Deutschlands gehören, kommen bei Lepke und Cassirer-Helbing gerade in diesen Zeiten der Knappheit an Kunstwerken auf den Markt, und so ist es begreiflich, daß eben in solchen Zeiten so Gutes auch Preise erzielt, die durchaus ungewöhnlich sind. Ob das als Ausnahmeerscheinung zu werten ist, ob die kommenden Friedensjahre wieder einen gewissen, im Interesse der Sammler vielleicht sogar wünschenswerten Ausgleich schaffen werden, läßt sich schwer prophezeien. Freuen darf man sich in jedem Fall darüber, daß so bedeutende Kunstwerke gerade in einer Zeit ihre Besitzer wechseln, die infolge des Krieges die ausländische Konkurrenz so gut wie völlig ausschließt und die Kunstwerke im Lande beläßt. Die Kunst der Malerei führt naturgemäß auch in den Preisen, und hier sind es wieder die der deutschen Art und Natur wesensverwandten niederländischen Meister, die den stärksten Wettbewerb entfesseln. Wenn so seltene Dinge wie Werke von Frans Hals zur Auktion gelangen, gibt es Wettkämpfe, die äußerste Spannung auslösen. Die hohen Preise für Gemälde steigern wiederum die Preise für Handzeichnungen und Graphik, und die Gegenstände des Kunstgewerbes, Gobelins und Teppiche, Keramik und Metall leisten ihnen Folge, vor allem die Preise für alte Möbel. Das allgemeine Interesse hat auch in glücklicher Weise die Anteilnahme an unserer nationalen deutschen Kunst gehoben, so daß wir heute unsere eigenen Leistungen auf früher nicht immer so gewürdigten künstlerischen Gebieten wie etwa dem der Töpferei zu werten verstehen. L. B.



Ein 25 Zentimeter hohes Gemälde von Frans Hals d. A., das bei der Versteigerung des Nachlasses des Malers Ludwig Knaus 162,000 Mark erzielte.



Ein Krug für 26,500 Mark: Prachtschnelle (aus dem Jahre 1584) von der Versteigerung der Sammlung Oppenheim in Berlin.



Ein Studienblatt für 30,500 Mark: Zeichnung in Rötel und Kreide von A. Watteau von der Versteigerung Ludwig Knaus.

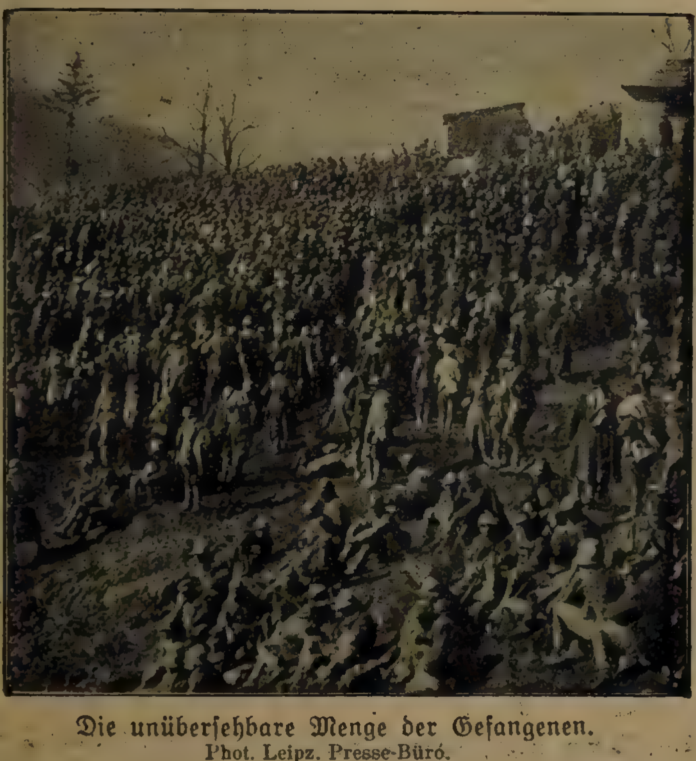


Ein Stuhl für 21,500 Mark von der Versteigerung der Sammlung des Barons Albert Oppenheim.



Der Isonzo-Zusammenbruch: Zurückschaffen der ersten Gefangenen nach der Durchstoßung der vordersten feindlichen Linie. Phot. Bufa.

Der Isonzo-Zusammenbruch



Die unübersehbare Menge der Gefangenen.
Phot. Leipz. Presse-Büro.

Durchbruch.

Am 24. und 25. Oktober geschah zwischen Auzza und dem Rombon-Berge das Furchtbare, von den Italienern für unmöglich Gehaltene. Mit unerhörter Wucht brach die deutsche und österreichisch-ungarische Artilleriewirkung aus vielen von den Italienern nicht rechtzeitig erkannten Batterien über sie los. Weder die in den Felsen gebauten Höhenstellungen noch die berühmten Kavernen-Batterien und Maschinengewehrstände vermochten vor diesem überwältigenden Eisenhagel und diesen Gaswolken zu schützen. Schlesische und bayrische Jäger und die Württemberger warfen die Italiener ebenso aus ihren Felsenverstecken, wie die österreichisch-ungarischen Kameraden es taten. Es war ein Wettlauf wie in den Tagen von 1914. Krn, Kolowrat und Matajur fielen. Die Bresche war gebrochen. Der 12. schlesischen Division



Lagerleben auf den Bergstraßen.
Phot. Bufa.



Der Isonzo-Zusammenbruch: Italienische Ueberläufer, die aus der zertrommelten ersten italienischen Stellung vor Flitsch kommen. Phot. Bufa.



Die endlosen Kolonnen auf den Bergstraßen: Abtransport gefangener Italiener im Isonzotal.



Karte, die die Art des Vormarschs zeigt, der zur Einschließung von 60,000 Italienern führte.

fiel die Ehre des Tages zu. Leutnant Schnieber holte sich am Matajur den Pour le mérite Wo soll da ein Halten sein? Solche Männer müssen siegen.

Entscheidung.

Am 28. 10. fiel das brennende Cividale in unsere Hand. Der Austritt aus den Gebirgen in die venetische Ebene war erkämpft. Die Gefahr für die gesamte Armee des Herzogs von Aosta wurde mit einem Schlage akut. Nur der schleunigste Abmarsch konnte sie vielleicht noch retten. Boroevic, der Mann, der die Karpathenpässe im furchtbaren Winter 1915 gegen den Russensturm hielt, hat unterdessen den italienischen Herzog angepackt. Auf dem Bainsizza-Plateau, in der Wippach-Mulde und auf dem Karst faßten die österreichisch-ungarischen Zangen die Italiener und hielten sie. Am. 29. 10. fiel Udine, das Hauptquartier Cadornas.



Trainkolonnen der Verbündeten im Vormarsch auf einer Paßstraße. Phot. Bufa.



Die vielgenannten Männer aus der Umgebung des Kaisers: 1. Der Chef des Geheimen Zivilkabinetts v. Valentini. Hofphot. Noack.



Phot. Berl. Jll. Ges.

Vor dem Auswärtigen Amt in Berlin in den Tagen der großen politischen Konferenzen.
Hindenburg Graf Czernin Ludendorff



2. Admiral von Müller, der Chef des Marinekabinetts des Kaisers. Hofphot. E. Bieber.

Welch ein Erfolg! Das Gehirn des Feindes, sein Lebensnerv, das geistige Zentrum war getroffen. Der italienische Heeresapparat begann auszusetzen. Bald trat allgemeine Verwirrung ein. Der Abmarsch der dritten Isonzo-Armee wurde zur Flucht. Die zweite Armee floh bereits gegen den mittleren Tagliamento. Der Zusammenbruch war so schrecklich, daß ein Vergleich aus der Geschichte kaum möglich ist. Die gesamte Nordfront kam ins Wanken. Die Generale Kraus und Krobatin griffen am oberen Tagliamento ein. Am Südende, am Meer entlang, drangen österreichisch-ungarische Divisionen gegen die Lagunen der Flußmündung. Eine große Entscheidung stand bevor.

Zusammenbruch.

In der venetischen Ebene gelang das, was die großen Meister Clausewitz und Moltke sich nicht schöner hätten denken können. An den Fluß drängten die aus allen Gebirgsengen in die Ebene strömenden Kolonnen der verbündeten Mittelmächte. Ueberall ward der Italiener geworfen. Mit dem 31. Oktober zog dann der Tag herauf, der über Italien die schwerste Niederlage brachte, die das Königreich je erlebt hat. Eine ganze große Armee mußte auf freiem Felde die Waffen strecken. Noch brach der 1. 11. nicht herein, da war es klar: Die italienische Armee, die versucht hatte, östlich des Ueberganges von Latisana noch einmal unser Vordringen aufzuhalten, war eingeschlossen. Nach Südwesten lagen die undurchdringlichen Lagunen. Von Südosten und Osten drückten die österreichisch-ungarischen Truppen, und von Norden und Nordwesten donnerten bereits die deutschen Geschütze und Maschinengewehre die letzte Stunde der Freiheit. Fast drei Armeekorps mußten sich ergeben. Das war das Ende aller italienischen Eroberungsträume. Großes, fast Riesenhaftes ist erreicht worden. Das Zentrum der Westmächte wurde ebenso durchbrochen wie das der Russen bei Zloczow. Ein großer Schritt ist dem Sieg und dem Frieden näher getan worden. Die Ereignisse lehren uns deutlich, daß wohl noch eine militärische Entscheidung möglich ist.



Drei der besten aus der großen Zahl der Tänzerinnen, die gegenwärtig — in der Zeit des Tanzverbots im Ballsaal — auf den Bühnen erscheinen: Katta Sterna.
Phot. Lili Baruch.



Die Grotesk-Tänzerin Valeska Gert, die originelle Tanz-Karikaturen gibt, in einem samoanischen Tanz. Phot. Berl. Jll. Ges.



Die Tänzerin Sent M'ahesa in einem ägyptischen Tanz.
Phot. Holdt.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — a — bel — bi — däum — ein — em — gem — grün — hab — hard — im — ke — lam — laun — lei — ling — lon — me — mi — mer — mur — na — ne — pe — rock — sa — so — ta — u — wa — wan — sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Shakespeare ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Fisch, 2. belgische Festung, 3. Märchenfigur, 4. Hausgerät, 5. Pflanze, 6. einen Biographen, 7. das bekannteste Buch, 8. weiblichen Vornamen, 9. Gefäß, 10. israelitischen König, 11. geschnittenen Stein, 12. Kartenspiel, 13. Herrschergestalt, 14. chemische Verbindung, 15. griechischen Weisen.

Keine Annehmlichkeit.

Mit e gibt man es oft den Pferden,
Mit r ist es zum Kreuzlahmwerden.

Kein Silbenrätsel

Der Eins gehört zur Geistlichkeit,
Wer Zwei-drei hat, dem fehlt's an Zeit.
Wer bei dem D-Zug kommt zuletzt,
Sieht alle Ganzen meist besetzt.

Veränderung.

Dem Vetter jenseits vom Kanal
Versenken wir's millionenmal.
Veränderst Du ein Zeichen nur,
Wird es zum Schmucke der Natur.
Veränd're wiederum ein Zeichen,
So bietet sich's den groben Streichen
Von derben Flegeln willig hin,
Nun rate der drei Worte Sinn.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 45:

Botanik: Karl Linné; Goldlack, Klivia, Oleander, Pappel, Rapunzel, Salbei, Thymian, Weißdorn, Zypresse. — Versteck-Rätsel: Semiramis. — Kleiner Unterschied: Uniformiert — uniformiert. — Gleichklang: Hahn.

HUMOR

„Ich kann Ihnen sagen," erzählte ein Herr in einer Gesellschaft, „ich habe lange in Italien gelebt und beobachtet, wie wenig moralisch dort das Volk ist. In manchen Gegenden hat das kleinste Provinznest sozusagen seine tägliche Skandalgeschichte."

„Das hat schon seine Richtigkeit," bestätigte Frau Nickelschmidt, „wenn man bloß bedenkt, wie viel z. B. in diesem Flagranti erwischt werden!"

*

Zwei Feldgraue besuchen während ihrer Urlaubszeit auch den Zirkus. Sehr gespannt sehen sie einem Messerwerfer zu, der haarscharf seinen Dolch am Gesicht seiner Partnerin vorbeisausen läßt. Nach einer Weile sagt der eine Feldgraue zu dem andern: „Du, Maxe, komm weg, das ist ja dämliches Zeug, der Ochse trifft sie im Leben nich."

*

„Gestern war ich im Opernhaus." — „So, was haben Sie denn gehört?" — „Daß neue Obstzufuhren hereinkommen, daß wir nächstens Einheitskleider kriegen und daß Hindenburg einen kolossalen neuen Plan vorbereitet."



In Italien.
„Mensch, ich glaube, das sind gar keine elektrischen Leitungen, das sind Makkaroni!"

„Kamerad, ist das hier der rechte Weg nach Wislowize?" — „Der rechte Weg schon, aber die falsche Richtung."

*

„Kellner, was ist auf dem Teller?" — „Kraftbrühe, Herr Kapitän." — „Und in der Flasche?" — „Moselwein, Herr Kapitän." — „Donnerwetter, da bin ich ja mein Leben lang auf Kraftbrühe und Moselwein herumlaviert und hatte keine Ahnung davon."

*

„Aber Anton," fragte entsetzt die Ehefrau, „wie kannst Du Dich nur mit diesem betrunkenen Landstreicher unterhalten?" — „Ich habe ihn nur gefragt, woher er seinen Schnaps bezieht."

*

„O, Männe, jetzt weiß ich, was unser Peterchen werden soll! Ein Arzt" — „Aber, Amalie, rede doch nicht solchen Unsinn. Ein Kind von anderthalb Jahren!" — „Doch, doch; sieh nur, wie interessiert er ist, wenn man ihm die Zunge zeigt!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

10. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Graf Plagge erklärte, immer ruhig und gemütlich: „Also die Geschichte mit dem Pferdehandel schlage Dir aus dem Kopf, lieber Freund! Das geht natürlich nicht. Wir können Dir überhaupt keine Tätigkeit gestatten, die sich mit Pferden beschäftigt."

„Ich darf mir also auch keinen Rennstall halten?"

„Nee, lieber Löcknitz, mit diesen Scherzen ist es vorbei."

Der Rittmeister lachte. Es klang zornig und unnatürlich. „Ja, Kinder, glaubt Ihr wirklich, daß ich mir diese ebenso dumme wie unverschämte Bevormundung gefallen lassen werde?"

„Du wirst wohl müssen, mein Bester."

„Müssen?"

„Natürlich. Du hast wohl vergessen, daß ein Schuldschein von Dir über einen nicht unbeträchtlichen Betrag vorhanden ist? Wenn wir dieses Geld einklagen, können wir jedes Deiner Geschäfte, das uns nicht paßt, sperren."

„Das ist Erpressung!"

„Ich nenne es Notwehr."

Der Rittmeister ließ seine Augen über die Tischrunde wandern. Agnes Löcknitz konnte diesen Blick nicht ertragen. Es war Torheit und Verblendung gewesen, einen Familienrat zu berufen. Man durfte den Mann, den man gewinnen wollte, nicht beleidigen lassen.

„Pfui Teufel!" sagte Löcknitz, gleichgültig und müde, und stand auf. Es war vollkommen zwecklos, mit diesen Menschen weiter zu verhandeln. Fremd und fern erschienen sie ihm, und keine Brücken führten zu ihnen.

Was habe ich hier noch zu tun? fragte er sich und schritt langsam zur Tür. Dann kehrte er um und setzte sich wieder zum Tisch. Es war ihm eingefallen, daß er kein Recht besaß, davon zu laufen. Er hatte eine Tochter.

„Also was beschließt der hohe Rat? Ihr werdet mir doch sicherlich irgendwelche Vorschläge zu machen haben." Er zündete sich eine Zigarette an und blickte gleichmütig über die Köpfe der Anwesenden hinweg.

„Es sind zwei Vorschläge da," begann Graf Ulrich Plagge. „Ich und die anderen Herren am Tisch —"

Löcknitz unterbrach ihn. „Mit Ausnahme des Herrn Pastors, selbstverständlich."

„Also wir sind der Meinung, daß Deutschland und besonders Berlin nicht der richtige Boden für Dich ist. Du bist ein großzügiger Mensch, der sich in unsere kleinlichen und durch vielerlei Pflichten beschränkten Verhältnisse nicht fügen kann. Das soll weiter kein Vorwurf sein, ich stelle nur fest. Wie denkst Du über Amerika?"

Löcknitz lächelte, ohne eine Antwort zu geben.

„Wir bewilligen Dir freie Ueberfahrt, erster Klasse —"

„Warum nicht Zwischendeck? Das hat doch mehr Stil."

„Erster Klasse," fuhr Plagge unbeirrt fort, „und stellen Dir diesen Scheck zur Verfügung."

Er holte aus seiner Brieftasche den Scheck hervor und reichte ihn seinem Schwager. Der Rittmeister nahm das Papier und betrachtete es mit Neugierde. Es waren sechstausend Mark.

„Wer hat dieses viele Geld gespendet?"

„Graf Plagge und ich," antwortete sein Bruder mit Genugtuung.

„Und ist auch meine Frau mit dieser Abschiebung nach Amerika einverstanden?"

„Nein!" rief Agnes Löcknitz und wurde noch blasser.

Der Rittmeister zerriß den Scheck mit liebevoller Gründlichkeit und warf die Fetzen in den Aschbecher.

„Die Sache mit Amerika ist nicht zu machen, lieber Schwager und liebes Bruderherz. Ich habe ein Haar darin gefunden. Ich hätte vor ganz kurzer Zeit unter viel vorteilhafteren Bedingungen, als Ihr sie mir bietet, nach den Staaten gehen können und habe abgelehnt."

Er sah Nelly Hitchcock im Park Monceau vor dem Maupassant-Denkmal neben sich auf der Bank sitzen und hörte ihre verliebte Stimme wieder. Was für wundervolle Herbsttage es damals noch gab. Man hätte ruhig nach New-Orleans fahren sollen. Es wäre klüger gewesen, als hier in eisiger Leichenluft zu sitzen und sich beschimpfen zu lassen.

Er mußte die ganze Willenskraft zusammennehmen, um über seinen weißglühenden Zorn Herr zu bleiben.

„Amerika schlagt Euch gefälligst aus dem Kopf! Ich bin kein Defraudant und Wechselfälscher, der um die Ecke geht. Ich war ein wenig leichtsinnig und habe immer Pech und Gegenwind gehabt, das war mein ganzes Verbrechen. Und zu dumm und zu vornehm war ich allezeit, denn ein anderer hätte diesen Schuldschein, mit dem Ihr mir jetzt die Kehle



zuschnürt, niemals ausgestellt. Das hätte Dir, mein lieber Kurt, nie passieren können."

„Gewiß nicht," erklärte der Bruder feierlich.

„Weil Du eben einen günstigeren Ehevertrag abgeschlossen hast. Aber diese Sache ist nunmehr erledigt und kann nicht geändert werden."

Ein schwaches Lächeln spielte um die dünnen Lippen des Pastors Barsbotter. Der Rittmeister haßte dieses Schauspielergesicht so inbrünstig, daß sein Speichel im Mund bitter wurde. Wenn dieser Mann nicht wäre, gäbe es diese Stunde der Demütigung nicht.

„Wie lautet Euer zweiter Vorschlag?" fragte er widerwillig.

„Der zweite Vorschlag geht von Deiner Frau aus," entgegnete der Schwager. „Agnes wünscht, daß Du hier bleibst."

Löcknitz blickte zu seiner Frau hinüber. Sie hatte die Augen gesenkt und atmete schwer. Der Anblick der grauen Haarsträhnen an ihren Schläfen erschütterte sein Herz. Wozu bedurfte es dieser aufreizenden Gerichtssitzung? Wenn sie allein miteinander abgerechnet hätten, wäre vielleicht eine Verständigung möglich gewesen.

„Ich bin gegen diesen Vorschlag," erklärte Plagge, „aber schließlich muß Agnes wissen, was sie tut."

„Amerika wäre das einzig Richtige gewesen," meinte Kurt Löcknitz seufzend.

„Schweig'!" schrie der Rittmeister fassungslos. „Schweig'! oder ich vergesse mich!"

Die Dämmerung kam durch die Fenster und breitete dünne Schleier über den Saal.

Graf Plagge sah auf die Uhr und fragte geschäftsmäßig: „Wie stellst Du Dich zu dem Vorschlag Deiner Frau?"

„Ich müßte doch vorher etwas Näheres darüber erfahren, bevor ich antworten kann. Agnes wünscht, daß ich hierbleibe. Sehr schön. Mehr will ich ja auch nicht. Unter welchen Bedingungen darf ich hier bleiben?"

„Es sind Wünsche, keine Bedingungen," sagte Agnes schüchtern.

„Diese Bedingungen oder Wünsche," erklärte Plagge, „sind so geringfügig und selbstverständlich, daß man darüber gar keine Worte verlieren müßte."

„Wir können später mal darüber reden," rief Agnes hastig. Sie erkannte mit Entsetzen, daß sie einen falschen Weg gegangen war.

„Ich möchte wissen, woran ich bin. Welches sind die selbstverständlichen Bedingungen?"

„Deine Frau wünscht, daß Du vorläufig keine Geschäfte unternimmst und Dich mit dem ruhigen Leben eines Familienvaters begnügst."

Löcknitz schüttelte den Kopf. „Ich kann mich noch nicht zum warmen Herd setzen und Pfeife rauchen. Das ist mir nicht gegeben."

„Das verlangt auch kein Mensch von Dir."

„Doch, gerade das verlangt Ihr! Ich kann nicht als Rentenempfänger und gerettetes Schäflein hier 'rumlaufen, ich kann nicht den abgeklärten, weisen Mann spielen, ich vertrage den Zwang nicht."

„Du bist eben ein wenig aus dem sittlichen Gleichgewicht gekommen, lieber Freund," behauptete Plagge. „Es wird Dir gar nicht schaden, zur Selbstbeherrschung erzogen zu werden."

Der Rittmeister lachte heiser und krampfhaft. „Ich soll also mein neues Leben als Fürsorgezögling beginnen? Wenn ich mal ausgehe, bekomme ich einen Erlaubnisschein, und wenn ich die Hausordnung dieses christlichen Hospizes übertrete, wird mir das Rauchen verboten, und wenn ich eine Andacht versäume, wird mir der Wein entzogen, und —"

Seine Frau unterbrach ihn: „Warum übertreibst Du, Löcknitz? Du weißt ganz genau, daß dies alles nicht wahr ist. Es wird kein großes Opfer von Dir verlangt. Wir werden jede mögliche Rücksicht nehmen."

„Rücksicht? Ich kann mir davon ein Bild machen. Wenn Ihr nur das allergeringste Maß von Rücksicht auf mein Empfinden gehabt hättet, würdet Ihr mir die demütigende Anwesenheit dieses fremden Herrn erspart haben. Aber genug! Schluß! Ich nehme die selbstverständlichen Bedingungen meiner Frau nicht an. Ich lasse mich nicht erziehen und behalte mir meine Handlungsfreiheit vor."

„Du kannst Dir die Sache noch überlegen und beschlafen," meinte Graf Plagge gleichmütig. „Du mußt nicht sofort alle Brücken abbrechen."

„Ich habe nichts zu überlegen und zu beschlafen. Ich schäme mich, daß ich Euch so lange angehört habe."

„Na, wie Du glaubst, lieber Löcknitz. Wenn Du Kampf willst, kannst Du auch Kampf haben."

„Ja, Kampf!" rief der Rittmeister und klammerte sich gleichsam an das Wort, „Kampf bis zum letzten Atemzug, und wenn ich hinterm Zaun verrecke!"

Er sprang auf und ging bis zum Fenster. Sein Blut fieberte in den Adern, und sein Körper zitterte vor Erregung. Da hörte er plötzlich eine bittende Mädchenstimme, die von weither zu kommen schien. „Bleibe stark, Vater!" Er verließ das Fenster und ging mit schweren Schritten zum Tisch zurück.

„Das sind so Redensarten," sagte er mit Anstrengung, „vom Kampf und vom letzten Atemzug und vom hinterm Zaun verrecken. Ich kann gar nicht kämpfen, denn mir sind die Hände gebunden, nicht durch Euren famosen Schuldschein, sondern —"

Er zögerte einen Augenblick.

„Sondern?" fragte Agnes Löcknitz so leise, daß es kaum zu hören war.

„Sondern weil ich meine väterlichen Rechte noch nicht aufgeben will."

„Na, Gott sei Dank, daß Du endlich Vernunft annimmst," rief Graf Plagge befriedigt. „Man läßt so ein schönes, warmes Nest nicht leicht in Stich, nicht wahr, mein Junge?"

„Es handelt sich nicht um das schöne, warme Nest. Du mißverstehst mich vollkommen," erwiderte der Rittmeister bitter. „Mir geht es um meine Tochter, sonst säße ich schon lange nicht mehr hier. Ich würde lieber heut als morgen alle Bande, die mich noch mit der Familie Plagge-Glindow verbinden, lösen und möchte dann keinem der Herren raten, mir in den Weg zu laufen, mit und ohne Schuldschein!"

„Ach bitte, lieber Löcknitz, nur keine Drohungen."

„Ich drohe nicht, ich verspreche nur. Aber jetzt wollen wir vorläufig zum Schluß kommen. Darf ich meinen Vorschlag machen?"

„Du darfst," antwortete Agnes Löcknitz.

Er blickte ihr hart in die Augen, und sie hielt seinen Blick aus.

„Willst Du mir für die nächste Zeit in Deinem Haus Gastfreundschaft gewähren? Unverbindlich und ohne Zwang? Ich darf kommen und gehen, tun und lassen, was ich will. Wenn ich mich unpassend benehme, hast Du natürlich das Recht, mich ohne weitere Kündigung vor die Tür zu setzen. Ich bitte Dich um Deine Gastfreundschaft, weil ich in der Nähe meiner Tochter bleiben möchte. Das ist alles."

„Du kannst ruhig in meinem Haus bleiben," sagte sie kalt und gleichgültig. Es lag ein Ton in ihrer Stimme, der ihn maßlos erbitterte und zum Widerstand reizte.

„Ich kann aber Deine Gastfreundschaft nur annehmen," entgegnete er voll Gier, sie zu verletzen, „wenn Du mir gestattest, den Aufenthalt in Deinem Haus zu bezahlen. Ich muß das Gefühl der Unabhängigkeit haben, sonst könnte ich hier nicht atmen. Ich werde zwanzig Mark pro Tag bezahlen, wenn Du mir diese Erlaubnis gewährst."

War das nun eine Heldentat? Nein, es war kleinlich und armselig. Warum mußte er seine Frau demütigen? Hatte sie nicht fünf Jahre lang auf ihn gewartet? War ihr Haar an den Schläfen nicht grau geworden? Hatte er in der bitteren Fremde nicht unbezwingliche Sehnsucht nach ihr verspürt? Und ihre Gegenwart verwandelte alles in Trotz und Auflehnung?

Es war ihm, als müßte er die Hände ausstrecken und rufen: „Ihr habt mich jetzt genug gequält und mit Füßen getreten, wir wollen Frieden machen." Aber er erkannte voll Traurigkeit seine Ohnmacht, sich diesen Menschen verständlich zu machen.

Der Leutnant sagte empört: „Das darfst Du Dir nicht bieten lassen, Agnes. Du betreibst hier kein Pensionat."

Graf Plagge zuckte die Achseln. Der Pastor mahlte mit den Kiefern und hielt einen milden Schimmer in seinen Augen fest. Kurt Löcknitz erklärte mit Ueberzeugung: „Er ist nicht zurechnungsfähig!"

Agnes wehrte dies alles mit einer stillen Handbewegung ab. „Du kannst ruhig bezahlen, Löcknitz, wenn es Dir Freude macht," sagte sie nachgiebig und milde.

Nun war es fast dunkel im Saal. Man konnte die Gesichter kaum mehr unterscheiden. Niemand sprach, und allen schien es, als wäre diese Stunde ein Hinabgleiten in Nacht und Tiefe.

Dann erhob sich der Rittmeister und verzog den Mund zu einem mühsamen Lächeln: „So, nun sind wir wohl fertig miteinander, und ich will dieses gemütliche Beisammensein nicht länger stören. Gesegnete Mahlzeit, meine Herren." Er ging steil und aufrecht aus dem Zimmer, aber sein Herz zuckte wie in einem Krampf.

X.

Grete Löcknitz und Graf Hajnal schritten in der schmalen Allee am Schöneberger Ufer langsam auf und ab. Es war ein düsterer Spätnachmittag, und der dicke, weiße Nebel, der wie Watte um sie lag, schloß sie von der Welt ab.

„Ich habe bei meinem Vater nichts erreichen können," sagte Hajnal. Sein schmales, junges Gesicht zitterte vor Erregung.

„Was hat Dein Vater gegen mich einzuwenden?" fragte Grete Löcknitz hochmütig.

Er griff leidenschaftlich nach ihrer Hand. „Gegen Dich? Nichts. Wie könnte er!"

„Also gegen meine Familie? Sind wir ihm nicht adelig genug? Was will der gute Mann eigentlich?"

„Es handelt sich um Deinen Vater," sagte er kleinlaut.

Sie senkte den Kopf und schwieg.

„Er hat so schlimme Dinge über Deinen Vater erfahren."

Sie stellte sich sofort auf die Seite ihres Vaters und fragte kampflustig: „Was können das für schlimme Dinge sein?"

„Er mußte als Offizier quittieren."

„Das ist eine unverschämte Lüge! Er hat freiwillig den Dienst verlassen, das weiß ich genau."

„Du darfst mir nicht böse sein, Liebste, ich wiederhole nur, was mein Vater gesagt hat."

„Du hättest einen Wehrlosen nicht beleidigen lassen dürfen."

„Ich kenne Deinen Vater nicht und weiß nichts von ihm."

Sie begann rascher zu gehen, als wollte sie davonlaufen. Plötzlich blieb sie stehen und fragte mit zuckenden Lippen: „Was gibt es sonst noch gegen meinen Vater einzuwenden?"

„Lassen wir es sein, Gretel Es hat doch keinen Zweck."

„Ich will alles wissen, Dénes."

Er hob beschwörend die Hand. „Ich bitte Dich, Liebste!"

„Wenn Du mir nicht alles sagst, ist es aus zwischen uns."

Hajnal runzelte die Stirn und antwortete mit harter Stimme: „Bitte, Du kannst alles wissen. Dein Vater ist vor fünf Jahren aus Berlin geflüchtet. Er lebt seither vom Spiel, man weiß nicht wo."

„Das ist alles?"

„Meinem Vater ist es genug."

„Und Dir?"

„Ich will über niemand Richter sein. Ich liebe Dich und nicht Deinen Vater."

„Wenn Du ihn kenntest, müßtest Du ihn lieben. Er ist der beste und edelste Mensch."

Er nickte höflich.

„Wir sind ihm zu großem Dank verpflichtet."

„Wieso?"

„Das werde ich Dir später erzählen. Also Dein Herr Vater gestattet Dir nicht, mich zu heiraten?"

„Es war ganz vergeblich, ihn umzustimmen."

„Ist er noch hier?"

„Er ist gestern abend abgereist."

„Das ist schade, sehr schade. Und was geschieht jetzt?"

„Ich weiß es noch nicht. Wir sind im Zorn auseinander."

„Warum?"

„Er verlangte, daß ich sofort Berlin verlasse und meine Studien in Budapest fortsetze. Ich weigerte mich."

„Kann er Dich zwingen?"

„Ich bin von ihm abhängig. Er hat mir jede Unterstützung entzogen, solang' ich hierbleibe. Ich werde es nicht leicht haben."

„Wovon willst Du leben, wenn Dir Dein Vater kein Geld mehr gibt?"

„Ich werde arbeiten und selber mein Brot verdienen. Vorläufig muß ich mein Pferd verkaufen."

„Szeretlek?" rief sie erschreckt.

„Man muß oft mehr verkaufen als Pferde."

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander. Die Bogenlampen flammten auf und leuchteten wie gelbe Monde durch den Nebel.

„Siehst Du einen Ausweg, Dénes?"

Er sagte zögernd und vorsichtig: „Wir könnten nach England fahren und uns dort trauen lassen."

„Nein, mein Lieber, das hat Grete Löcknitz nicht notwendig."

„Weißt Du etwas Besseres?"

„Wir werden Deinen alten Herrn zwingen, meinem Vater Abbitte zu leisten."

Er schüttelte ungläubig den Kopf. „Wie sollte das wohl möglich sein?"

„Meinem Vater ist bitteres Unrecht geschehen."

„Das mag wohl sein, aber wo ist Dein Vater?"

Sie begann vergnügt zu lachen und wies über den Kanal auf das Herkules-Ufer. „Dort drüben!"

Er blieb verwundert stehen und fragte hastig: „Was sagst Du?"

„Daß mein Vater, der sich als wilder Abenteurer in der Welt umhertreiben soll, drüben in unserem Haus am Herkules-Ufer sitzt."

Sein Gesicht rötete sich vor Freude. „Nein! Das ist ja ein großes Glück. Nun kann alles gut werden. Wie lange ist Dein Vater schon hier?"

„Seit einigen Tagen."

„Bleibt er jetzt hier?"

„Ich hoffe," antwortete sie, ein wenig zögernd. „Wir sind ihm großen Dank schuldig, Dénes. Er hilft mir, er tut alles für mich. Ich muß Pastor Barsbotter nicht heiraten. Er hat mir seine Hand darauf gegeben. Ist er nicht der beste und edelste Mensch?"

„Das ist er," bestätigte Hajnal mit Ueberzeugung.

„Ich liebe niemanden so sehr wie meinen Vater," erklärte sie schwärmerisch und blickte nach dem Haus am Herkules-Ufer.

„Auch nicht mich?" fragte er vorsichtig und spürte eine leise Eifersucht.

„Das ist doch etwas ganz anderes," sagte sie verlegen und strich über seine Hand.

„Hast Du Deinem Vater gestanden, daß wir uns lieben?"

„Nein, noch nicht. Ich freue mich, daß ich es nicht getan habe."

„Warum?"

„Weil es ihn verletzt und beleidigt hätte, wenn er erfahren müßte, daß Dein Vater gegen ihn Einwendungen erhebt. Das darf nicht sein, Dénes, hörst Du? Ich lasse meinen Vater nicht beleidigen, von niemandem, lieber verzichte ich auf mein Glück."

Hajnal schwieg. Er hatte in diesem Augenblick das dunkle Gefühl, daß er vorgezeichnete, unwiderrufliche Wege ging, und daß sein Schicksal fertig und unabänderlich hinter ihm stand.

„Was wird denn jetzt Dein Vater in Berlin treiben?" fragte er, nicht ohne Besorgnis.

„Ich weiß es nicht," erwiderte sie kleinlaut. Sie dachte mit Erschauern an die Antwort, die der Vater ihr auf eine ähnliche Frage gegeben hatte. „Streichhölzer verkaufen," hatte er gesagt und dabei gelacht. Sie konnte keinem Menschen, auch ihrem Geliebten nicht, eingestehen, welche Angst sie um ihren lieben, schönen Vater hatte.

„Dein Vater hielt früher einmal einen Rennstall. Wahrscheinlich wird er sich wieder dem Pferdesport zuwenden."

„Nein, das will er nicht."

„Warum nicht?"

„Er hat kein Geld," flüsterte sie schamvoll.

Sie griff wieder nach seiner Hand und hielt sie fest. „Ach, Dénes, es ist so traurig."

„Wir dürfen nicht den Mut verlieren," tröstete er und war seiner selbst nicht sicher.

Bei der Cornelius-Brücke kehrten sie um und wanderten den Weg zurück.

„Wir müssen dem Vater helfen, Dénes," bat Grete in Herzensangst. „Unser Glück hängt davon ab. Er darf nicht wieder in die Welt hinaus. Du mußt ihm helfen, Dénes!"

„Ja, das will ich gern tun," antworte Hajnal kleinmütig und ohne Zuversicht. Wie sollte er helfen, der selber schwach und hilflos war? Eine allzu schwere Last wurde auf seine schmalen, jungen Schultern gelegt.

„Nun muß ich nach Haus," sagte Grete, als sie die Herkules-Brücke erreicht hatten.

„Wann sehen wir uns wieder?" fragte er beklommen und zitterte vor dem Alleinbleiben.

„Uebermorgen, um fünf Uhr."

„Wie schrecklich lang ist das!"

„Wir müssen für jede Stunde dankbar sein."

Er biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten.

„Ich habe Dich sehr lieb, Dénes. Leb' wohl!"

Sie hielten sich bei den Händen und konnten nicht voneinander lassen. So standen sie an der Brücke, in sich versunken und im seligsten Leid.

Der Nebel hatte sich allgemach in ein dünnes Geriesel aufgelöst. Ohne Stern und ohne Himmel war die Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Vaterlands-Partei.

Während draußen im Felde sich Heldentum und Opfermut unserer Brüder in immer hellerem Glanze zeigen, während die militärische Ohnmacht unserer Feinde immer sichtbarer und nach zuverlässigen Nachrichten die Wirkung unserer U-Boote und Luftwaffen immer vernichtender wird, zeigt sich in den letzten politischen Erörterungen das traurigste Gegenbild.

In der Deutschen Vaterlands-Partei bricht sich **eine gewaltige Volksbewegung** Bahn, die hoch über allen inneren Gegensätzen die Fahne des Sieges als einigendes Symbol erhebt, die allem Unverstand und aller Zwietracht zum Trotz der Erkenntnis zum Durchbruch verhilft, daß es jetzt darauf ankommt, mit eiserner Zähigkeit einen Frieden zu erkämpfen, der unsere Zukunft wirklich sichert!

Die Furcht, daß sich diese Volksbewegung mit elementarer Kraft weiter entwickeln und politischen Parteien zum Schaden gereichen könnte, hat diese zu den äußersten Anstrengungen angespornt. Sie fühlen sich in ihrer **erträumten Uebermacht** gefährdet. Daher der Versuch, an der Hand mühsam zusammengesuchter Einzelfälle die jetzt unser Volk ergreifende Bewegung als eine von oben eingeleitete und geförderte hinzustellen. Aus den eigenen Reihen dieser Parteien strömen ihre Mitglieder in hellen Scharen der Vaterlands-Partei zu und können beredtes Zeugnis dafür ablegen, daß die Vaterlands-Partei keinerlei innerpolitische Ziele verfolgt. **Es ist unwahr, daß die Deutsche Vaterlands-Partei die Zeiten des Klassenkampfes wieder aufleben lassen** und hierfür das Wort „vaterländisch" mißbrauchen will. **Wir sind weder konservativ noch liberal, weder agrarisch noch schwerindustriell, weder Wehrverein noch alldeutsch:**

Jeder, der helfen will, Deutschland zu erretten, ist uns willkommen!

Nein, wir sind eine Vaterlands-Partei, weil wir das höchste Interesse des Vaterlandes in dem Getümmel des inneren Streits wieder zu Ehren bringen und alle Deutschen einigen wollen auf das eine große Ziel: Den Sieg und den Frieden, **den Deutschland für seine** Entwicklung nach dem furchtbaren Aderlaß braucht.

Schon beginnt man im **feindlichen Ausland** ängstlich **zu werden, daß die Hoffnung,** durch deutschen Unverstand zu erreichen, was den Waffen versagt geblieben ist, **am** Ende doch noch zerflattert! Gegen **englische Friedensfühler** müssen wir **hart** sein, **denn in absehbarer** Zeit werden wir England ganz anders gegenüberstehen!

Schon spricht man von der Zersetzungspartei, die die Mehrheit des Reichstages zersetzen will. Ja, **wir wollen aufdecken,** daß die Mehrheit vom 19. Juli innerlich zerfallen ist, daß die Urheber des erneuten Friedensangebots die irregeführte Gefolgschaft immer mehr verlieren.

Wir wollen zeigen, **wo die wahre Mehrheit des deutschen Volkes steht!** Wir wollen beweisen, daß nach drei Kriegsjahren im deutschen Volk die Entschlossenheit ungebrochen ist, sich den Frieden zu erkämpfen, den Deutschland braucht! Die Deutsche Vaterlands-Partei wird jede Reichsleitung freudig unterstützen, die einen zu Deutschlands Niedergang führenden Verzichtfrieden ablehnt und die Fahne des Sieges hochhält!

Elsaß-Lothringens Zugehörigkeit zum Deutschen Reich ist keine Frage, sondern **eine endgültig abgeschlossene Tatsache.** Elsaß-Lothringen ist **keine Kulisse,** um hinter ihr **die belgische Frage,** die eine Lebensfrage für Deutschland ist, verschwinden zu lassen!

Deutsche Männer, deutsche Frauen, welchen Standes und welcher politischen Partei Ihr sein mögt, schart Euch einmütig in der Vaterlands-Partei zusammen! **Deutsches Volk, laß Dich in den großen Fragen, die jetzt zur Entscheidung stehen, nicht irre machen!** Glaube an Dich selbst und an Deutschlands **Zukunft! Die Stimme des Gewissens muß Dir sagen, welchen** Weg Du zu gehen hast.

Berlin W 10, Viktoriastraße 30, den 12. Oktober 1917.

Der Vorstand der Deutschen Vaterlands-Partei.

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Ehrenvorsitzender. **Großadmiral von Tirpitz,** 1. Vorsitzender. **Generallandschaftsdirektor a. D. Dr. Kapp,** 2. Vorsitzender.

Beitrittserklärungen nehmen an:

1. **alle Ortsgruppen und Ortsvereine**
2. **alle Landesvereine der Deutschen Vaterlands-Partei,** und zwar:
   in der Provinz **Ostpreußen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Ostpreußen, Königsberg i. Pr., Brotbänkenstr. 13 I; in der Provinz **Westpreußen** die Geschäftsstelle der D. V. P. des Landesvereins für die Provinz Westpreußen, Danzig, Landeshaus; in der Provinz **Pommern** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Pommern, Stettin, Werderstr. 31; in der Provinz **Posen** die Geschäftsstelle des Posener Landesvereins der D. V. P., Posen, Friedrichstr. 7; in der Provinz **Schlesien** die Geschäftsstelle des Schlesischen Landesvereins der D. V. P., Breslau, Gartenstraße 74; in der Provinz **Brandenburg** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. zu Händen von Herrn Oberbürgermeister Vosberg, Potsdam; in der Provinz **Sachsen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Sachsen, Halle an der Saale, Hagenstraße 2; in der Provinz **Hannover** die Geschäftsstelle des Landesvereins Hannover der D. V. P., Hannover, Trammplatz 2; in der Provinz **Schleswig-Holstein** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Schleswig-Holstein, Altona, zu Händen von Vizeadmiral Daenhardt, Moltkestr. 63; im Regierungsbezirk **Kassel** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Kurhessischen Landesvereins der D. V. P., Kassel, Hohenzollernstr. 61 I; in **Nassau** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn v. Grothus, Wiesbaden, Nikolasstr. 11; in der Provinz **Westfalen** die Geschäftsstelle des Niederrheinisch-Westfälischen Landesvereins der D. V. P., Dortmund, Ostwall 31½; in der **Rheinprovinz** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Rheinprovinz, Köln, Altenberger Str. 12; im Königreich **Bayern** die Geschäftsstelle des Landesvereins Bayern der D. V. P., München, Neuhauser Str. 10 III l.; im Königreich **Württemberg** die Geschäftsstelle des Württembergischen Landesvereins der D. V. P., Stuttgart, Schellingstraße 4, Erdgeschoß; im Königreich **Sachsen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für das Königreich Sachsen, Dresden-A., Waisenhausstr. 29; im Großherzogtum **Baden** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., Freiburg i. Br., zu Händen von Herrn Prof. Dr. Hoche, Weiherhofstr. 6; im Großherzogtum **Mecklenburg-Schwerin** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Schwerin, Weinbergstr. 6; im Großherzogtum **Mecklenburg-Strelitz** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn von Yorry, Neustrelitz; in den **Thüringischen Staaten** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen des Herrn Dr. Haußner, Jena, Stoystraße; außerdem für Weimar: Justizrat Flintzer, dortselbst; für Sondershausen: Bankprokurist Wenzel; für Arnstadt: Schulinspektor Henschel; für Greiz: Gymnasial-Direktor Müller; für Meiningen: Professor Köhler; für Eisenach: Professor Flex; für Jena: Professor Plate; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Hamburg** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für Hamburg, Hamburg, Sandtorquai 14; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Bremen** die Geschäftsstelle des Bremischen Landesvereins der D. V. P., Bremen, Bankhaus Weyhausen, Wachtstraße; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Lübeck** die Geschäftsstelle des Lübecker Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn Müller, Lübeck, Breite Straße 48; Geschäftsstelle des Landesvereins für **Waldeck-Pyrmont** in Corbach, zu Händen des Herrn Oekonomierat Eduard Emde; **Ortsgruppe Bad Pyrmont,** zu Händen des Herrn Chr. Holborn, Kurhausbesitzer.
3. **in Berlin und in allen unter Nr. 2 nicht aufgeführten Landesteilen die Hauptgeschäftsstelle der** Deutschen Vaterlands-Partei **Berlin** W 10, Viktoriastr. 30, Fernsprecher Lützow 5549. Telegrammadresse: Vaterlandpartei.

Es wird gebeten, die Beitrittserklärungen an die oben unter 2 und 3 bezeichneten Stellen schriftlich zu bewirken.

Bei dem gewaltigen Widerhall, den die Bewegung in ganz Deutschland gefunden hat, kann die Hauptgeschäftsstelle in Berlin die in riesiger Zahl bisher eingegangenen Postsendungen nur allmählich aufarbeiten. Es wird daher um Geduld gebeten, wenn die zahlreichen Anfragen, Anregungen und Anmeldungen nicht gleich erledigt werden.

Mindestbeitrag 1 Mark

25. November
1 9 1 7
26. Jahrgang
Nr. 47

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68

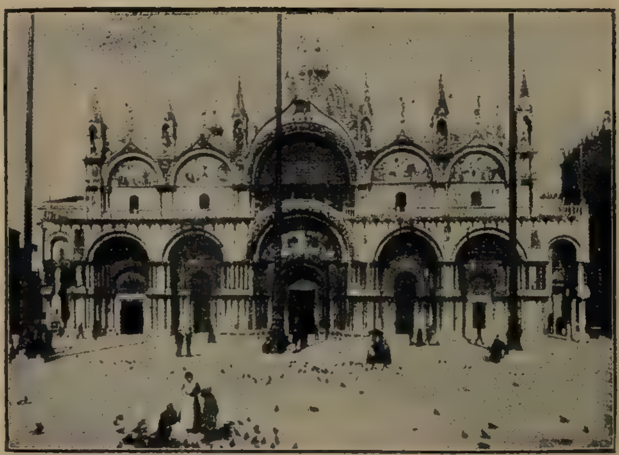


Horchposten in einem Minenstollen.



In Venedig, der Hauptstadt Veneziens: Die Piazetta, links der Dogenpalast.

Unser Vormarsch in Venetien.



Die Markuskirche mit den Tauben, das Wahrzeichen Venedigs.



Die berühmte Rialto-Brücke.
Phot. Gebr. Haeckel.

Der gewaltige Niederbruch des italienischen Heeres spiegelt sich deutlich in den Rückzugsstraßen, die streckenweise wie ein breiter, endloser Teppich aussehen, in dem die herumliegende Menge von Kriegsmaterial, weggeworfenen Uniformstücken, von Zeltblättern, zurückgelassener Wäsche, von Helmen und Waffen ein wirres Muster eingezeichnet haben. In zahllosen Eisenbahnwagen und Baracken häufen sich große Vorräte, die die Italiener vor ihrer panikartigen Flucht nicht mehr zu vernichten vermochten. Riesige Magazine enthalten Berge von Reis, Kaffee und Makkaroni und wohlgeordnete Lager von Schuhen und Lederzeug. Auffallend sind die vielen Kraftwagen, die am Wege liegen geblieben sind; ganze Sanitätskolonnen sieht man am Wege liegen. Schwere Automobilbatterien sind vollkommen intakt im Stiche gelassen worden, und bei vielen der Kanonen sind die Verschlußstücke noch unversehrt so daß die eroberten Geschütze von den Verbündeten sogleich wieder in Gebrauch genommen werden können. Ueber alle Begriffe geht die Beute an Munition. In den Feldern sind hohe Bauten schwerer Granaten aufgetürmt; wie viele Lager auch von den Fliehenden gesprengt wurden, weitaus zahlreichere und größere blieben erhalten. Sie stammen von den gewaltigen Vorbereitungen, die die Italiener für eine 12. Isonzooffensive eben beendet hatten als sie der Durchbruch der Verbündeten überraschte. — Wer etwa aus vagen Vorstellungen vom leidenschaftlichen Volkscharakter der Italiener Franktireur-Vorgänge erwartete, hat sich gründlich getäuscht. Die Leute sind durchweg harmlos und umgänglich, wenn auch anfangs zumeist ein wenig scheu, weil ihnen über die „Hunnen" Schauermärchen eingetrichtert worden sind. Ueberall kommen Frauen hervor und sagen „Guten Tag" oder „Grüß Gott". Viele von ihnen sprechen mehr oder weniger Deutsch, denn sie haben jahrelang in Deutschland oder Oesterreich gelebt. Auch die gefangenen Soldaten bestätigen diese Stimmung der Familien. Man kann sich keine bescheideneren und gutmütigeren Burschen vorstellen, als diese Tausende und Zehntausende, die kindlich froh sind über die Wendung ihres Schicksals.



Blick auf den Dogenpalast und den Campanile.



In der Umgebung von Cividale: So weit das Auge reicht — gefangene italienische Soldaten. Phot. Bufa.





An den Rückzugstraßen der Italiener.

In einen Gebirgsbach abgestürztes italienisches Flieger-Abwehrgeschütz. Durch einen Volltreffer vernichtete italienische Munitionskolonne.

Aufnahmen Bufa.

DIE LUFTKÄMPFER

Mit Genehmigung des Komm. Generals der Luftstreitkräfte hat die Berliner Illustrirte Zeitung soeben ein Sonderheft (Preis 3,50. Verlag Ullstein & Co.), herausgegeben, das bisher unveröffentlichte Bilder aus der Tätigkeit der deutschen Luftstreitkräfte enthält, von denen wir einige hier wiedergeben. Das Uebermenschliche der Leistung unserer Flieger und die nie geahnten Hilfsmittel des technischen Krieges werden in diesem Album in photographischen Aufnahmen eindringlich vor Augen geführt. Unsere besten Flieger schildern ihre gefährlichsten Flüge, ihre aufregendsten Kämpfe. Betrachtet man die photographischen Aufnahmen dieser Großflugzeuge in der Luft, der brennenden Dörfer und Städte, der Forts im Trommelfeuer, der vorgehenden Infanterie, der Rokitno-Sümpfe, des brennenden Reims, der Märchenwelt, die der Flieger in den Wolken sieht; liest man die Erlebnisse der Infanterie- und Artillerieflieger auf ihren Flügen 200 Meter über der Schlacht, die Schilderung der Fahrt des Zeppelin 79 nach Paris — so ergreift einen eine seltsame, atemraubende Erregung, die aus Bewunderung und Grauen erzeugt ist.



Deutschlands erfolgreichster Kampfflieger, Rittmeister Freiherr v. Richthofen, vor dem Aufstieg.
(Aus dem soeben erschienenen Sonderheft „Wir Luftkämpfer", herausgegeben von der Berliner Illustrirten Zeitung mit Genehmigung des Komm. Generals der Luftstreitkräfte.)



Vor dem Aufstieg. Beobachter mit Fliegerbomben.

*

Eine Notlandung

von

Lt d. R. Breitbart.

Es war an der russischen Grenze, zu der Zeit, als unsere Infanterie in unaufhaltsamem Vorwärtsstürmen ins Innere Rußlands eindrang. Da war eines Tages große Aufregung bei uns. Alle Flugzeuge der Abteilung sollten aus besonderen Gründen zu einer bestimmten Zeit und an bestimmten Stellen der Front Sperre fliegen. Mir und meinem Beobachter wurde ein Abschnitt zugewiesen, den wir beide nicht kannten. Das Kartenmaterial dieser wilden Gegenden war in der damaligen Zeit noch recht unbrauchbar. Zudem hatte man uns gesagt, daß die Schützengräben wegen des dichten Waldes, der das Land meilenweit bedeckte, von oben nicht zu erkennen seien. Die Orientierung war also nicht ganz einfach. — Um 7 Uhr morgens Start, eine Runde über dem Platz, dann brummen wir in nordöstlicher Richtung ab. Ein wunderschöner Wintermorgen. Manchmal will mir's vorkommen, als ließe der Motor eine Zündung aus. Auch schlägt der Tourenzähler. Aber dann geht es wieder ganz regelmäßig. Als wir 2400 Meter hoch sind, haben wir nach unserer Schätzung den Abschnitt erreicht, den wir sperren sollen. Unten ist nichts zu erkennen. Nur Wald, Sumpf, ab und zu kleine, zugefrorene Tümpel und vereinzelte Panjebuden, keine Eisenbahnen, keine Straßen. Mein Beobachter neigt sich zu mir vor: Hier soll sich der Teufel orientieren können!"

Da, der Motor spuckt. Ich nehme Gas weg, um unter einer kleinen Schneewolke herzugleiten. Als ich erneut Vollgas gebe, spuckt er wieder. Einige Augenblicke lang kommt er noch einmal auf volle Tourenzahl.



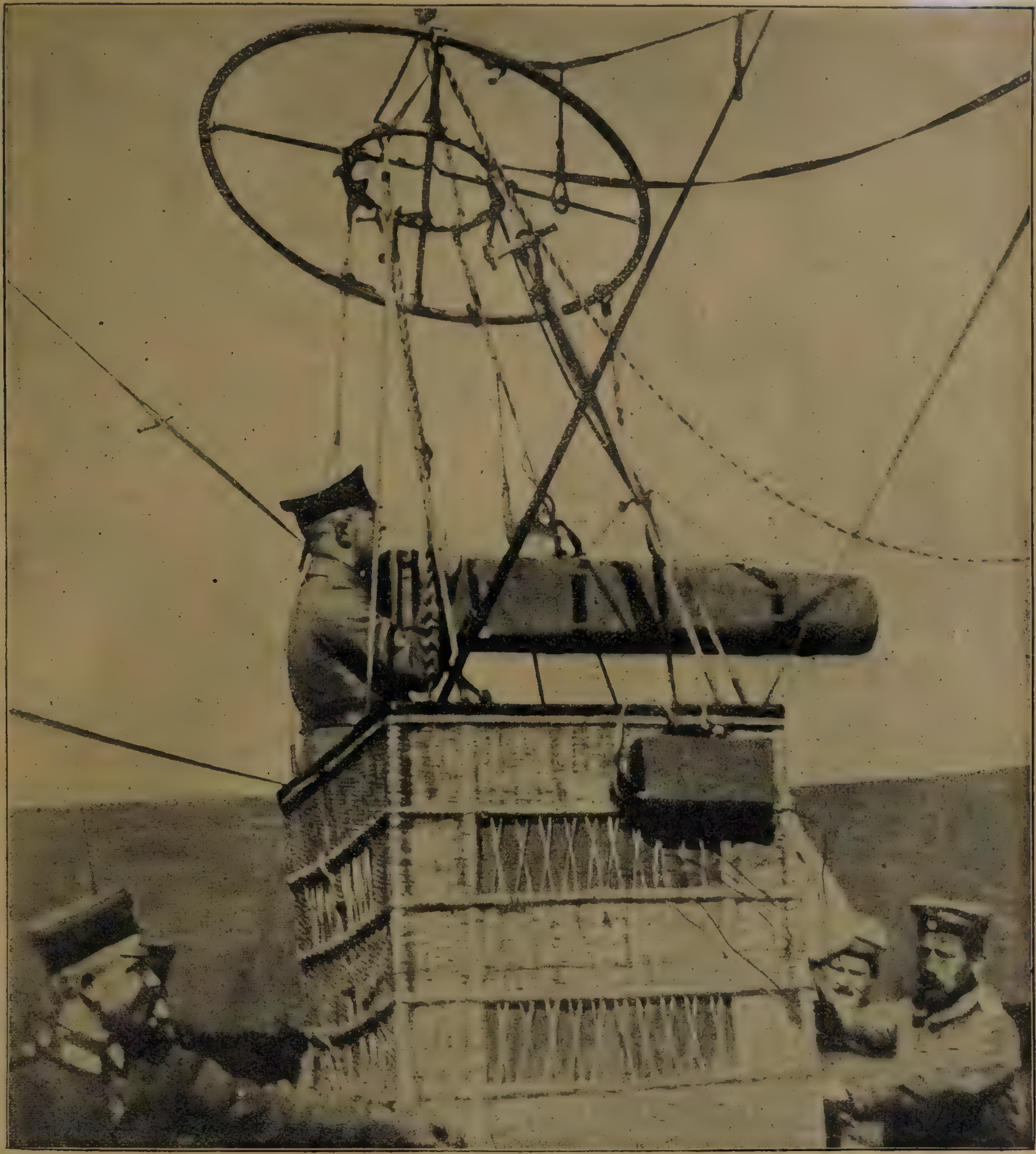
Vor einem Fliegerangriff flüchtendes feindliches Schiff.

Aber dann ist's vorbei. Mit ihren 1200 Touren hält die Maschine gerade noch ihre Höhe. Ich denke, es ist allmählich Zeit, sich nach einem Landungsplatz umzusehen, und rufe meinem Beobachter zu: „Motordefekt." — „Famos!" brüllt er zurück. — „Nein," rufe ich, „nicht famos, Motordefekt!" — „Was?" — Wozu lange Reden! Der Motor macht nur noch 1000 Touren. In flacher Spirale gleitet das Flugzeug auf eine größere Waldblöße zu. „Himmelherrgott, Mensch," schreit er, „wohin wollen Sie eigentlich?" Mit einem Ruck steht der Propeller. „Motordefekt?" fragt W. Er scheint endlich kapiert zu haben. Ich komme nicht mehr bis zu dem Platz, auf dem ich landen wollte. Aber unter uns ist ein kleines Wiesenstück. Ich lege die Maschine auf den linken Flügel und gehe steil herunter. Ein paar Sekunden peinlicher Spannung. Glatte Landung. Zwei urblöde Gesichter sehen sich an.

„Wissen Sie, wo wir sind?" frage ich. „Nee," sagt er. „Sind wir hüben oder drüben?" „Keine Ahnung!" Ich bin ausgestiegen und stehe neben dem Flugzeug. Mein Begleiter stiert auf die Karte. „Daraus wird kein Mensch klug." Ich bin einigermaßen ärgerlich. Er sieht mich etwas niedergeschlagen an. „Dort," zeigt er, „ist der B.-See, und dort ist R. Wenn die Karte richtig ist, dann sitzen wir bei den Russen!" Ich gehe zum Motor, mache den Benzinhahn auf, lasse die Karre tüchtig vollaufen und hole meine Streichhölzer aus der Tasche. „Wollen Sie anbrennen?" — „Nee, noch nicht." — „Dort drüben kommt jemand," ruft W. und zeigt nach dem Waldrand. In 200 Meter Entfernung kommt ein kleiner Panjewagen heran. Zwei



Vogelschwarm, vom Flugzeug aus aufgenommen.



Bei den Feldluftschiffern:
Beobachter im Ballonkorb mit der großen Lichtbild-Kamera, mit der Aufnahmen bis auf zehn Kilometer Entfernung gemacht werden können. (Aus dem Sonderheft „Wir Luftkämpfer", herausgegeben von der Berliner Illustrirten Zeitung.)

vermummte Gestalten darauf. W. sieht durchs Glas. Die Kerle haben schwarze Pudelmützen auf. Langsam und vorsichtig kommt das Wägelchen näher. W. hat sein Maschinengewehr eingerichtet. — „Soll ich schießen?" fragt W. — „Nee, hat doch gar keinen Zweck!" — In 20 Meter Entfernung vor dem Flugzeug hält der Wagen an. Der eine Kerl springt runter. Er hat ein kleines Köfferchen in der Hand. W. legt auf ihn an. In großen Sprüngen kommt er mit dem Köfferchen auf uns zugestürzt. Er stellt es hin, schließt auf —

„So," denk' ich bei mir, „jetzt schmeißt der Kerl mit Handgranaten —"

Und zieht eine riesengroße Pulle Schnaps heraus, baut sich vor mir auf, legt die Hand an seine Pudelmütze:

„Gestattens die Herren, K. u. K. Oberleutnant von Stramutzki. Jessas, hab i a Todesangst ausgstandn. Als Sie da so schief nunterfielen, dacht ich, Sie wärn in Wald nein abgstürzt. Und jetzt stehens also leibhaftig vor mir. So was von a Freid!" Nun, ich kann sagen, so was von einer Freude, wie wir da hatten, war noch nicht dagewesen. Und sowas von einem Schnaps gibt's heute schon lange nicht mehr.



Deutsche Flieger-Aufnahme vom Suez-Kanal.
Man sieht rechts ein großes englisches Zelt- und Barackenlager.



Fliegerglück: Oberlt. Behrla,
der aus einem abstürzenden Flugzeug herausfiel, jedoch wunderbarerweise wieder in das Flugzeug, das sich aufgerichtet hatte, hineinstürzte. Die Aufnahme wurde unmittelbar nach der Landung gemacht und zeigt den Flieger in dem Loch, das er beim Fall in den Rumpf des Flugzeugs schlug.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

11. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

XI.

Löcknitz fuhr nach Kleinrüdde, um seinen Bruder Gerhard zu besuchen. Wie ein tiefes Aufatmen, wie eine Reise in die grenzenlose Freiheit erschien es ihm, als er im Zug saß und die letzten Häuser Berlins hinter sich ließ. Wie lange war es her, daß er diese Strecke nicht befahren hatte! Gut sieben oder acht Jahre konnten seit dem letztenmal vergangen sein, aber trotzdem war nichts fremd und unvertraut geworden.

Er blickte unverwandt zum Fenster hinaus und betrachtete mit seltsamer Zärtlichkeit das Land, das so karg und dürftig, schmucklos und ohne Reiz im matten Glanz der Spätherbstsonne lag und bescheiden lächelte. Gelbe Sandfelder wechselten mit dunklen, aufgebrochenen Aeckern ab, zwischendurch floß ein dünner Bach oder ein Kanal, und immer wieder kamen schwarze Kiefernwälder an den Bahndamm heran, um sich ernst und schweigsam zu entfernen. Ein hoher, blaßblauer Himmel hielt die unermeßliche Ebene zärtlich umfangen.

Und dann kam die engere Heimat, die Uckermark. Die Uckerseen leuchteten auf, friedlich und geruhsam. In der Ferne erschienen die beiden Türme der gotischen Marienkirche von Prenzlau.

In Prenzlau mußte Löcknitz den Zug verlassen und in die Kleinbahn umsteigen, die nach Kleinrüdde führte. Es war ein drolliges Bähnlein, das sich Zeit ließ und unglaublich viel Dampf und Lärm entwickelte. Es versäumte keine Gelegenheit, stehen zu bleiben und ein bißchen zu schwatzen und alle Neuigkeiten der Gegend begierig aufzufangen. Aber wenn die Lokomotive schließlich doch Abschied nehmen mußte, seufzte sie herzbrechend und verdunkelte die Sonne mit ihrem Qualm.

Die Station Kleinrüdde war nicht viel mehr als ein Wächterhäuschen. Außer Löcknitz stieg hier niemand aus. Das Züglein hielt sich nur eine Minute auf und dampfte hochmütig davon. Ein einziger älterer Mann besorgte den ganzen Dienst auf der Station. Er grüßte den Rittmeister freundlich, aber immerhin zurückhaltend, und ließ an der strengen Auffassung seiner Beamtenwürde keinen Zweifel, indem er die abgegebene Fahrkarte einer sorgsamen Prüfung unterzog. Eine Fahrgelegenheit nach Kleinrüdde war nicht da. Nachdem sich der Stationsvorsteher in seine Hütte zurückgezogen hatte, war weit und breit kein lebendes Wesen zu erblicken. Löcknitz zündete eine Zigarre an und machte sich auf den Weg. Es ging sich gut auf der schönen, einsamen Straße, die in das Vaterhaus führte. Ebereschen standen an ihrem Rand und trugen rotglühende Fruchtbüschel.

Er hatte den Waldrand erreicht und erblickte das alte Haus, das breit und behäbig dalag. Es war ein einstöckiges, steilgegiebeltes Gebäude, an dessen grauen Wänden Rosensträuche emporkletterten. Jetzt freilich blühten keine Rosen mehr, aber aus dem Kamin stieg heller Rauch und winkte dem Heimkehrenden fröhlich zu.

Ein Mann kam von den Ställen her und schritt langsam dem Haus zu. Er war groß und stattlich, obwohl er den Kopf ein wenig gebeugt hielt. Löcknitz erkannte seinen Bruder und rief freudig: „Hallo, Gerhard!"

Der Mann blieb verwundert stehen, hielt schützend die Hand vor die Augen, denn die Abendsonne blendete, und entdeckte endlich den Rufer. „Ja, Menschenskind, Du bist es wirklich?"

„Wirklich und wahrhaftig," antwortete Löcknitz, ganz atemlos vom Laufen. „Guten Tag, Gerhard." Er nahm seine Hand und wollte sie nicht loslassen.

„Willkommen in der Heimat! Ich freue mich, daß Du hier bist, Albrecht. Ich freue mich sehr." Mehr konnte er nicht sagen, denn er war ein spröder und schamhafter Mensch.

Löcknitz betrachtete den Bruder, der nun einen grauen Bart und ein altes Gesicht hatte, und es schien ihm plötzlich, als stünde er nicht vor seinem Bruder, sondern vor dem Vater. In einer unbezwinglichen Regung schlang er plötzlich die Arme um den Hals des Bruders und küßte ihn herzhaft auf den Mund. „So, den Kuß habe ich Dir geben müssen. Jetzt ist mir leichter."

„Ach, Du!" lachte der Bruder und war ein wenig verlegen.

„Wie geht es immer, Alterchen?"

„Du lieber Gott, man muß sich rackern und schinden, und dann langt es nicht. Aber ich freue mich, daß Du hier bist. Wann bist Du zurückgekommen?"

„Vor einer Woche ungefähr."

„Ich hatte so 'ne Ahnung, daß Du wieder im Land wärest. Ich erhielt nämlich von Agnes eine sehr feierliche Einladung zu einer wichtigen Beratung."

„Warum bist Du nicht gekommen? Es kann Dir leid tun, es war wundervoll."

„Ich habe keine Zeit für solchen Schnickschnack. Aber jetzt laß' Dich mal ansehen, Junge. Du wirst nicht älter. Wie stellst Du das an?"

„Jeder hat seine eigene Art zu altern," antwortete Löcknitz und lächelte schwermütig.

„Na, da hast Du Dir eine ganz feine Art ausgesucht. Ich werde grau und schäbig."

Sie setzten sich auf eine breite grüne Bank, die vor dem Haus stand.

„Es ist so schön und still hier. Nirgends auf der Welt ist es so schön."

„Ja, still ist es schon," bestätigte der Bruder. „Still und leer. Alle haben das Nest verlassen."

„Alle?"

„Ja, Cäcilie hat den Leutnant Willrodt geheiratet, das schrieb ich Dir ja. Sie leben in Metz. Helenes Mann ist nach Thorn versetzt worden."

„Wie geht es ihnen?"

„Na, wie soll es den Frauen von armen Linieninfanteristen gehen? Ich muß oft aufbessern und kann mir selber nicht helfen." Er seufzte und blickte sorgenvoll nach dem Wald hinüber.

„Und Bernhard?"

„Bernhard dient in Mainz bei der Artillerie."

„Und wie steht es mit Deiner Frau?" fragte Löcknitz zart und vorsichtig.

„Immer gleich. Es wird nicht schlimmer, aber auch nicht besser."

„Was sagen die Aerzte?"

„Sie können nicht helfen. Es ist ein Jammer, Albrecht." Er riß sich zusammen und meinte herzlich: „Aber Du bist doch nicht hierhergekommen, um Dir die Klagelieder des Hauses Löcknitz anzuhören. Du wirst Dein eigenes Teil zu tragen haben, denke ich. Erzähle mir, wie es Dir ergangen ist, und was Du für Pläne hast."

„Das ist eine lange Geschichte, Bruderherz, die man nur bei einer Flasche Rotspon loslassen kann."

Gerhard Löcknitz sprang auf und griff sich an die Stirn. „Natürlich, Du mußt ja Hunger haben. Verzeih'! Ich habe es ganz verlernt, Gäste zu empfangen."

„Mit dem Hunger ist es nicht weit her, aber ich möchte Alwine begrüßen."

Sie standen auf und gingen in das Haus hinein. Das Zimmer der Kranken lag im ersten Stock. „Ich will vorangehen," sagte der Bruder und öffnete vorsichtig die Tür.

„Du kriegst Besuch, Alwine."

„Wer ist es denn?"

„Nu rate mal!"

„Wie soll ich es erraten, Gerhard?"

Löcknitz trat vor und begrüßte die Schwägerin. „Ich bin es, Alwine. Guten Abend."

„Ach, Albrecht! Das ist nett, daß Du zu uns kommst. Ich freue mich."

„Aber nicht zu sehr, Alwine," bat ihr Mann. „Du weißt, wie Dir das schadet."

Sie preßte die Hand gegen ihr Herz und antwortete leise: „Ich will mich nur ein ganz kleines bißchen freuen. Setze Dich an mein Bett, Albrecht. Wie geht es Dir? Erzähle!"

Er begann zu erzählen, und Alwine mußte oft lachen, denn es waren lauter fröhliche und heitere Dinge, von denen Löcknitz zu berichten hatte.

„Bitte, Gerhard, sieh' doch mal zu, daß Albrecht was Anständiges zum Abendbrot kriegt."

„Ja, das will ich; aber Du mußt hübsch ruhig bleiben, Alwine."

Sie lächelte ihm zu, bis er das Zimmer verlassen hatte. Dann verzerrte sich dieses Lächeln zu einer wilden Schmerzgrimasse. „Das Traurigste ist, daß ich nicht sterben kann," sagte sie voll Bitterkeit und blickte starr in die Luft. „Da liege ich nun, Jahr um Jahr, und bin zu nichts nütze und allen im Weg."

„Aber Alwine!"

„Laß nur, Albrecht. Du mußt mich nicht trösten. Ich weiß genau, wie es ist. Ich weiß auch, wie schwer Dir ums Herz ist, obwohl Du mir lauter fröhliche Geschichten erzählst. Deine Augen verraten Dich."

Er senkte den Kopf und wußte nichts zu sagen.

„Ich frage mich oft, warum Gott mich so hart gestraft hat. Ich hätte alles, alles stumm und ohne Klagen ertragen, wenn er mir dieses Lebendigbegrabensein erlassen hätte. Warum darf ich nicht sterben? Jeden Tag, jede Stunde sinken junge und starke Menschen ins Grab, nur ich lebe und lebe."

Sein Herz war erschüttert.

„Ich liege hier und kann mich nicht rühren und darf mich nicht auflehnen und muß schweigen und die ergebene Dulderin spielen. Aber wenn ich dann endlich, endlich gestorben bin, dann erwarten mich die Freuden des Paradieses."

Sie lachte schrill auf. „Ach, Albrecht, wie dumm und unglücklich sind die Menschen!"

Die letzten Strahlen der Abendsonne, die über den herbstlichen Wäldern unterging, fielen auf das welke Gesicht der Kranken und breiteten eine milde Traurigkeit darüber.

„Hab' Dank dafür, Albrecht, daß Du mich mit billigen Trostworten verschonst." Sie griff nach seiner Hand und hielt sie fest. So blieben sie und schwiegen, bis die letzte Röte vom Himmel verschwunden war.

Dann kam Gerhard und sagte: „Nun können wir essen gehen."

„Wir wollen doch Alwine nicht allein lassen," entgegnete der Bruder.

„Sie muß Ruhe haben."

„Ich muß Ruhe haben," wiederholte die Frau und blickte starr zur Decke. „Auf Wiedersehen, morgen."

Löcknitz stand auf. „Auf Wiedersehen, Alwine! Schlafe gut."

„Vielen Dank!"

Sie verließen das Zimmer, leise und auf den Fußspitzen.

In dem großen Eßzimmer, das wie eine Försterstube aussah, war nichts verändert. Alles stand da wie zu Vaterszeiten. Der alte Jagdhund knurrte, als Albrecht eintrat, und begann freudig mit dem Schweif zu wedeln, nachdem er den Gast berochen hatte. In dem Kamin brannte ein helles Holzfeuer.

Löcknitz ging in einer wunderlichen Ergriffenheit in diesem Zimmer herum und betrachtete die vielen Geweihe, die die Wände schmückten, und die alten Gewehre, die im Schrank lehnten. Er stand eine ganze Weile vor dem Bild des Vaters, dessen fröhliches Gesicht ihm freundlich zulächelte. Er konnte sich seinen Vater ohne dieses Lachen gar nicht vorstellen. Das ganze Zimmer schien noch heute davon erfüllt zu sein, obwohl die Löcknitze inzwischen das Lachen verlernt hatten.

Auch das zweite Bild, dessen er sich aus der Kinderzeit erinnerte, hing noch an der Wand. Es war eine verblaßte, von Fliegen beschmutzte Abbildung des Lübeckschen Totentanzes. Noch immer fragte das Wiegenkind den Gevatter Tod:

„O dot, wo schall ick dat vorstan?
Ick schall danssen unde kan nich ghan!"

Das Mädchen trug das Abendbrot auf. Die Brüder setzten sich zu Tisch und begannen schweigend zu essen. Der Rittmeister hatte seinen Hunger verloren und vergaß oft auf halbem Weg, den Bissen zum Mund zu führen, so sehr war er in Erinne-

rungen versunken, die in allen Ecken dieser Stube standen.

„Sitzt Du hier, auch wenn Du allein bist?"

„Natürlich," antwortete Gerhard. „Es gibt immer eine Menge zu rechnen und zu schreiben. Man spürt das Alleinsein gar nicht."

„Aber es ist so schrecklich still."

„Ja, still ist es schon."

Man hörte nichts als das Knistern des Holzfeuers und die alte Uhr, die bei jedem Pendelschlag schnarchte.

„In diesem Zimmer ist viel gelacht worden," meinte Löcknitz nachdenklich.

„Ja, das war einmal," sagte der Bruder und blickte flüchtig, mit einem ganz leisen Vorwurf, zu dem Bild des Vaters auf, der mit fröhlichen Augen seine Söhne grüßte. „Vorbei. Es ist mal so, mal so. Sollst leben, Albrecht!"

Sie stießen mit den Gläsern zusammen.

„Der Wein ist gut," erklärte der Rittmeister sachverständig und schmeckte mit der Zunge nach.

„Das ist noch ein schäbiger Rest von Vaters Zeiten her. Die Herrlichkeit ist bald vorbei. Mir reicht es nicht zum Wein."

„Steht es so schlimm, Gerhard?"

„Noch schlimmer." Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als könnte er düstere Gedanken wegstreichen. „Aber Du wolltest mir von Dir erzählen, Albrecht."

„Ja, das will ich."

Gerhard stellte eine Kiste Zigarren vor den Bruder und rief das Mädchen, das den Tisch abräumte. „So, nun kannst Du beginnen."

Löcknitz fing an, zuerst gleichmütig und stockend, dann immer erregter und leidenschaftlicher. Er trank auch allzu hastig seinen Wein. Als er von den Beschlüssen des Familienrates berichtete, kochte der alte Zorn in seinen Adern. „Ja, mein Lieber, so erbärmlich ist diese Bande. Pfui Teufel!"

Der Bruder antwortete ruhig und gelassen: „Sie verstehen Dich nicht. Das ist alles. Für sie bist Du das verlorene Schäflein, das gerettet werden oder untergehen muß."

„Du gibst ihnen recht?" fuhr der Rittmeister auf.

„Ich gebe ihnen nicht recht, ich suche sie nur zu begreifen. Du bist ein Mensch ohne Hemmungen, und ich bewundere Dich eigentlich, wenn Dir daran etwas liegt. Es wäre sogar jammerschade, wenn nicht manchmal Menschen wie Du in unserer Mitte lebten. Du hast mit dem Leben immer bloß gespielt, und das geht offenbar nicht. Das Leben ist bitterernst und versteht keinen Spaß. Darum bist Du für diese Leute eine Gefahr, die abgewehrt werden muß."

„Ich bin ganz ungefährlich, denn ich will nichts von der Sippschaft. Man soll mich nur ruhig und ungestört mein Leben leben lassen."

„Man **kann** nicht leben, als ob man allein in der Welt stände. Man muß immer klein beigeben, gutwillig oder gezwungen. Man muß dienen, lieber Albrecht."

„Ach, höre mir mit diesen Sprüchen auf," rief Löcknitz unwillig. „Wir sind ein Volk von Dienern geworden . . ."

„Das klingt sehr großartig, aber ich frage Dich: Wer dient nicht? Ich diene diesem Stück Erde, das unser Haus trägt, und wenn Du dieses Dienertum verächtlich findest, dann tust Du mir leid. Man muß seine Pflicht tun, so oder so. Darüber kommen wir nicht hinweg."

„Tja, Pflicht," wiederholte der Rittmeister und kostete gleichsam das Wort aus. „Eine schöne Sache, gewiß, Bruderherz. Preußische Ehrensache, sozusagen. Ich habe schon das Gefühl dafür, ganz bestimmt. Aber die Pflicht ist in mir, sie darf mir nicht von außen befohlen werden, denn dann bocke ich."

Er sah an dem Bruder vorbei zum Fenster, vor dem die dunkle Nacht stand. „Ich würde auch meine befohlenen Pflichten erfüllen, Gott verdamm' mich. Aber nicht als Friedenssoldat. Das kann ich nicht. Ich ha'be zuviel Unruhe im Blut. Ja, wenn Krieg wäre, Donnerwetter! Und wäre es der schäbigste Krieg gegen Hereros und Zulukaffern."

„Man kann sich die Rosinen nicht immer aussuchen," meinte der Bruder lächelnd.

„Nee, das kann man nicht. Ich lege auch keinen Wert darauf. Die Rosinen können mir gestohlen werden." Er hob sein Glas. „Dein Wohl, Gerhard!"

„Prost!"

„Ich mache mich eigentlich viel schlechter als ich bin. Findest Du nicht?"

„Na, ich weiß nicht," antwortete Gerhard und zwinkerte mit den Augen.

„Ich bin ein ganz anständiger Kerl, trotz allem. Ich hätte nur ein paar Jährchen früher leben sollen. So um die Quitzow-Zeiten herum."

„Du bist schon wieder bei den Rosinen!"

„Ja, das muß ich mir abgewöhnen, Du hast recht!"

Er sah in die Luft und schien über irgend etwas ernstlich nachzudenken. „Ich muß Dir ein schmachvolles Geständnis ablegen, Gerhard. Ich bin nicht mal ein richtiger Spieler. Die Karten langweilen mich. Mir fehlt die blinde Leidenschaft. Ich spiele nur, wenn ich muß. Ich spiele, wie ein anderer Mahnbriefe schreibt oder Heringe verkauft."

„Das ist kaum eine Entschuldigung für Dich," sagte der Bruder zögernd.

„Ich will mich auch gar nicht entschuldigen. Ich stelle nur fest. Meine einzige Leidenschaft sind Pferde, aber da bindet mir diese Gesellschaft Hände und Füße." Er warf die Zigarre in den Aschenbecher und erhob sich. Er machte ein paar Schritte durch das Zimmer und blieb einen Augenblick vor dem Lübecker Totentanz stehen. „Ick schall danssen unde kan nich ghan!" rief er schmerzlich und setzte sich aufseufzend wieder nieder.

(Fortsetzung folgt.)



Der neue bayrische Ministerpräsident und Nachfolger Hertlings Otto v. Dandl.
Hofphot. Friedr. Müller.



Ein zahmer Bär als Liebling deutscher Matrosen an Bord eines Kriegsschiffs in Konstantinopel.



Ein neuer Ritter des Pour le mérite: Kapitänlt. Rudolf Mohrat.
der erfolgreiche Führer eines Unterseebootes im Mittelmeer, das u. a. „Danton" versenkte.

RÄTSEL

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — ae — be — er — fan — flö — ham — in — ki — ko — lar — mel — mer — na — ni — ni — pa — pu — rei — sem — sop — ta — ta — te — tin — trist — zau sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen modernen Komponisten und sein Werk nennen.

Die Wörter bezeichnen: 1. Werkzeug. 2. Fabeldichter. 3. Einen Erlkönig. 4. Verschwundenes Gebäck. 5. Feindlichen Volksstamm. 6. Blasinstrument. 7. Angehörigen einer Waffengattung. 8. Amtsgewand. 9. Das Hervorbringen geheimnisvoller Wirkungen. 10. Anregendes Gift. 11. Weiblichen Vornamen.

Unerwünschter Akkord.

Beginnt mein Wort mit O, läßt sich's mit Chören,
Mit Einzelstimmen und Orchester hören.
Ein M setz' vor: aus hunderten Akkorden
Ist dadurch schnell ein einziger geworden.

Tausch.

Mit a und o wird kräftig draufgeschlagen,
Mit i und i tut's wohl dem leeren Magen.

Vom Himmel hoch.

Es glitzert im ganzen im dunkeln Schacht,
Was strömte vom Himmel nieder,
Und glitzernd spiegeln in der Nacht
Sich darin Zwei-Drei wieder.

Lösungen aus Nr. 46.

Silben-Rätsel: Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann.
Shakespeare, Romeo und Julia.

1. Ukelei, 2. Namur, 3. Däumling, 4. Lampe. 5. Immergrün. 6. Einhard. 7. Bibel. 8. Emmi. 9. Wonne. 10. Ahab. 11. Gemme. 12. Tarock. 13. Wasa. 14. Alaun. 15. Solon.

Keine Annehmlichkeit: Peitsche—Pritsche.
Kein Silbenrätsel: Abt—Eile—Abteile.
Veränderung: Tonne, Tanne, Tenne.

HUMOR

Aus einem Feldpostbrief. „Lieber Max, ich schicke Dir auch ein bißchen Gänseschmalz, es ist nicht viel, aber es kommt von Herzen."

*

„Sie, Fräulein, lassen Sie den Blumenkohl liegen, ich nehme Sie sonst am Kragen und schmeiße Sie raus." — „Ich habe nicht gewußt, daß man den Kohl nicht anfassen darf, wenn man ihn kaufen will." — „Darum sage ich's Ihnen ja erst mal im Guten."

*

Auf dem Truppenübungsplatz sagt der Feldwebel ganz unerwartet zu dem Musketier Meier: „Ich lese da eben, daß ein Rhinozeros jetzt über 30,000 Mark Wert hat; ich habe mich gestern geirrt. Sie sind nur ein Esel."

*

In der Theatergarderobe nach der nicht sehr unterhaltsamen Erstaufführung eines Dramas werde ich gegen einen alten Herrn gedrängt und trete ihm dabei empfindlich auf die wahrscheinlich vorhandenen Hühneraugen. Wütend kehrt sich der alte Herr nach mir um und ruft: „Was fällt Ihnen ein? Ich bin doch nicht der Autor!"



„Um Gottes willen, Kind, wo hast Du die Granate her?" „Wat denn Granate, ick bringe Vatern Kaffee in die Wärmeflasche!"

Im Zirkus tritt jetzt ein Tierstimmenimitator auf. Bevor er seine Kunst zeigt, bittet er ein paar Zuhörer, ihr Lieblingstier zu nennen, dessen Stimme er dann täuschend nachahmt. „Und welches ist Ihr Lieblingstier", fragt er einen dicken Herrn ganz vorn an der Rampe, „sofort sollen Sie es rufen hören?" Der dicke Herr sinnt einen Augenblick nach, dann sagt er: „Na, dann imitieren Sie doch mal einen geräucherten Aal."

*

In einem besetzten französischen Städtchen. Feldwebel: „Sagen Sie mal, gibt's hier Sehenswürdigkeiten, wurde hier vielleicht ein großer Mann geboren?" — Einwohner: „Nein, so lange ich denke, wurden hier immer nur kleine Kinder geboren."

*

Aus einem Liebesgabenbrief: „. . . . Und dann schicke ich auch noch ein schönes, dickes Buch. 400 Seiten über Wissenschaft; das kannst Du im Unterstand unters Tischbein legen, wenn der Tisch wackelt, oder auf den Stuhl zum Höhersitzen, und wenn Du Lust hast, kannste es auch lesen."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
c f Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

2. Dezember
1 9 1 7
26. Jahrgang
Nr. 48

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Am Steuer eines Marine-Luftschiffs in großer Höhe.

Der Steuermann trägt (wie die ganze Bemannung des Luftschiffs) eine Schwimmweste, einen Fallschirmgürtel und hat den Schlauch des Sauerstoffapparats im Munde.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Kriegsleben vor den italienischen Palästen: Der Viktor-Emanuel-Platz in Udine nach dem Einmarsch.
Phot. Bild- u. Film-Amt.



Freiherr v. Stein,
der neue Leiter des Reichswirtschaftsamtes als Nachfolger Dr. Schwanders.
Phot. Guschmann.



Jan von Kucharzewski,
der neue polnische Ministerpräsident.
Phot. Marjan Fuks.

Wer ist Lenin?

In der ganzen Welt wird der Name des russischen Revolutionärs tagtäglich genannt und doch wissen nur die wenigsten, wer dieser sonderliche Mann ist, der mit 31 Gefährten im versiegelten Wagen von der Schweiz quer durch Deutschland nach Rußland fuhr, sich zum Oberhaupt der Petersburger Bolschewiki erhöhte und sein Hauptquartier in dem berühmten Palast der Tänzerin Kschesinskaja einrichtete, den Zar Nikolaus seiner Geliebten erbauen ließ. Wie ein Komet tauchte dieser Mann plötzlich am blutroten russischen Himmel auf



Major Frhr. v. Willisen,
im Generalstab der Armee Below, der für seine Verdienste um den Vormarsch in Italien den Pour le mérite erhielt. Hofphot. Sandau.



Eines der erbeuteten italienischen Riesengeschütze. Phot. Bild- u. Film-Amt.



Die Kaiserbegegnung an der italienischen Front: Kaiser Karl und Kaiser Wilhelm bei einer Division während des Vormarschs.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.

und riß die Volksmassen mit. Wer ist dieser Mann mit den helleuchtenden, blauen Augen, den rötlichen Haaren und den breiten, slavischen Backenknochen? Lenins wirklicher Name ist Wladimir Iljitsch Uljanow; er ist um das Jahr 1870 im Gouvernement Simbirsk geboren. Sein Vater war Gymnasialdirektor. 1887 wurde sein älterer Bruder gehängt, weil er an einem Attentat auf Alexander III. beteiligt gewesen sein sollte; Lenin selber, der sich der nihilistischen Bewegung angeschlossen hatte, wurde zur selben Zeit von der Universität Kasan ausgeschlossen. Acht Jahre später verhaftete man ihn als Revolutionär und brachte ihn nach Sibirien. Es gelang ihm, zu entfliehen und seit jener Zeit lebte er im Ausland, eine Zeitlang auch in München. Die politischen Umwälzungen in Rußland hatten ihm die Rückkehr in sein Vaterland ermöglicht. 1907 mußte er vor dem Erstarken der Reaktion wiederum flüchten; er zog nach Krakau und schrieb dort sozialistische Artikel, die er in die Petersburger maximalistische Presse schmuggelte. Beim Ausbruch des Krieges wurde er unter falschem Spionageverdacht in Krakau verhaftet, indes gelang es dem Zwischentreten des Führers der österreichischen Sozialdemokraten Viktor Adler ihn wieder in Freiheit zu setzen. Nun wartete er in der Schweiz seine Zeit ab. Und die begann mit der abenteuerlichen Fahrt im plombierten Eisenbahnwagen am 9. April 1917. Das ist mit dürren Worten die Wahrheit über das äußere Bild des eigenartigen Mannes, von dem Millionen das Heil erwarten. Eine Photographie Lenins ist bisher nicht zum Vorschein gekommen.



In Italien erbeuteter Flughör-Apparat französischer Konstruktion, der Abwehr-Batterien zur Feststellung von Fliegern dient. Phot. Bild- u. Film-Amt.

Zum Tode des Bildhauers AUGUSTE RODIN



Zwei Meisterwerke des größten französischen Bildhauers Auguste Rodin: „Der Kuß".



Auguste Rodin †.



„Der Denker", Bronzebildwerk von Auguste Rodin.

Amerika im Kriege



An der Westfront gefangener Amerikaner.



Der Mangel an geeignetem Schiffspersonal in Amerika: Vereidigung einer für den Schiffsdienst angeworbenen Frau durch einen Unteroffizier.



An der Westfront gefangener Amerikaner.

Die Mißerfolge der Ententekriegführung haben dazu geführt, daß sich die Blicke unserer Feinde hilfesuchend nach Amerika wenden. Nachdem die russische „Dampfwalze" versagt hat und der von Italien erwartete „Dolchstoß in das Herz Oesterreich-Ungarns" wirkungslos abprallte, soll der amerikanische Bundesgenosse die letzte Rettung bringen. Weder die Munitionslieferungen Amerikas noch die finanzielle Unterstützung, die der Entente von jenseits des Ozeans kam, konnte unseren Feinden den Sieg verschaffen, nun soll dem kleinen Expeditionskorps an der Westfront ein großes amerikanisches Heer und eine amerikanische Flotte folgen und die Entscheidung herbeiführen. Wenn man mit einer sechsmonatlichen Ausbildungszeit rechnet, wird Amerika erst im Sommer 1918 etwa 1½ Millionen Mann brauchbarer Truppen zum Transport bereit halten können. Dann aber fragt es sich, ob genügende Transportmittel vorhanden sein werden. Erfahrungsgemäß wären für eine Armee von 500,000 Mann etwa 2½ Millionen Tonnen Schiffsraum notwendig, außerdem würden für den Nachschub einer solchen Armee dauernd mindestens 1,2 Millionen Tonnen an Schiffsraum gebraucht werden. Selbst wenn es Amerika gelingen sollte, ein solches Heer nach Europa zu bringen, so fragt es sich, ob es noch einen Einfluß auf den Ausgang des Weltkrieges haben kann. Da England, das schon bei Kriegsbeginn 700,000 bis 800,000 Soldaten besessen hatte, doch 1½ Jahre gebraucht hat, ehe es sein Millionenheer schaffen konnte, dürfte Amerika im Laufe des Jahres 1918 kaum mehr entscheidend in den Weltkrieg eingreifen können. Allerdings muß zugegeben werden, daß Amerika gewaltige Rüstungsanstrengungen, besonders technischer Natur, macht. Nachrichten, die darüber vorliegen, zeigen aber auch, daß sich den Vorbereitungen große Hindernisse entgegenstellen. Einmal ein starker Arbeitermangel und dann die Schwierigkeit, die großen Industriezentren ausreichend mit Lebensmitteln zu versorgen. — Eine ganz erstaunliche Mitteilung wird über die Versorgung des amerikanischen Heeres mit Feldgeschützen gemacht. Da die amerikanischen Fabriken keinerlei Erfahrung auf diesem Gebiet besitzen, hat das amerikanische Kriegsministerium sich entschlossen, die Geschütze bei französischen Firmen zu bestellen. Auffallend ist dabei, daß die französischen Fabriken heute in der Lage sind, diese Aufgabe neben den Arbeiten für die eigene Landesverteidigung zu übernehmen. Große Hoffnungen setzt die Entente in das projektierte, aus 100,000 Mann und 22,000 Flugzeugen bestehende amerikanische Fliegerkorps. Aber selbst wenn die rasche Erzeugung einer solch großen Anzahl von



Vor den Toren einer amerikanischen Stadt: Zeltlager für Rekruten.

BILDER von den ORIENTKRIEGSSCHAUPLÄTZEN

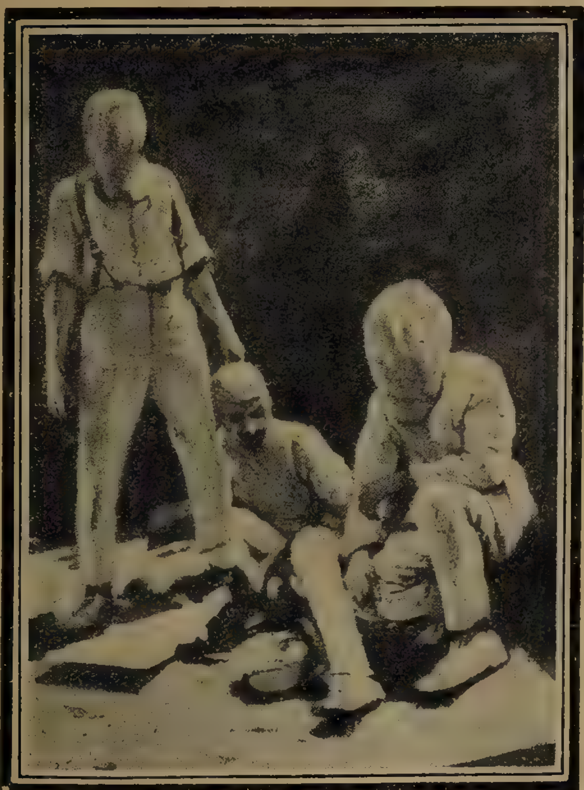


Mazedonische Wege im Spätherbst.

Flugzeugen möglich wäre, muß bezweifelt werden, daß die Ausbildung der dafür notwendigen Mannschaft praktisch durchgeführt werden kann. Jedenfalls sichert die dreijährige Kriegserfahrung unseren Fliegern einen Vorsprung, der nicht einzuholen ist.

Flußübergang in Italien.

Der Torrente Cellina schleppt Muränengeröll in Massen mit herunter aus den Alpen, und viele hundert Meter breit lagert sich dies graue Steinzeug in der Ebene, dazwischen rauscht in fünf und sechs Adern das strömende Wasser des mächtigen Baches. Das Wasser ist nicht tief. Meist fließt es nur seicht, selten über fünfzig oder sechzig Zentimeter messend. Aber für den großen Zug des Nachschubs sind alle diese Dinge ein Hindernis, das nicht unterschätzt werden darf. Die Brücken hat der Italiener gesprengt, und die ganze Riesenkolonne von Wagen aller Art, Lastautos, Tragtieren, Fußgängern, Geschützen hat den Weg quer durch das Flußbett genommen. Mit einem Male ist kilometerweit alles ein einziges Vorwärtsdrängen und Kämpfen mit dem widerspenstigen Gelände. Die Kutscher fluchen und schreien, schlagen auf die Pferde, reißen an den Zügeln. Rufen, Peitschenknallen flußauf, flußab. Ein Wagen fährt sich fest. Ein zweiter folgt. Ein Auto hat einen Anlauf genommen, ist auch durch einen Moränenstreifen glücklich durchgekommen, sitzt aber nun im Wasser fest, das an seiner Maschine herumplätschert. Es muß herausgezogen werden. Sein Nachbar ebenfalls. Und so fort. Mit zwei Pferden. Mit vier Pferden. Eines sogar mit acht Pferden. Immer wilder wird das Geschrei, das Rufen, das Schimpfen, das Klatschen der Pferdehufe im aufspritzenden Wasser. Die Fußgänger waten hindurch, die Insassen der Wagen bis auf die Fahrer ebenso. Am leichtesten haben es die Reiter. Es ist ein Plantschen und Spritzen ringsum. Ein Pferd fällt um, läßt sich nicht greifen und ersäuft. Hilft nichts. Weiter. Vorwärts. Tage hindurch, Nächte hindurch, dem Heere nach, das den fliehenden Feind nicht losläßt.



In Mesopotamien:
Englische Aerzte mit Masken zum Schutz gegen Ansteckung beim Verbinden eines Arabers.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)



Zur Schneeschipper-Verordnung.
Kriegsgewinner: „Wer hätte das gedacht, daß ich noch mal meinen früheren Beruf ausüben müßte."

Zeitbilder.

Schon im vorigen Winter wurde die Bevölkerung Berlins, allerdings freiwillig, zum Schneeschippen herangezogen und man sah in der Wilhelmstraße manchen Geheimrat mit Schaufel und Besen hantieren. In diesem Jahr wird sogar durch eine behördliche Verordnung eine allgemeine Schipppflicht durchgeführt werden. Jeder kehre vor seiner Tür, heißt es, und der Streit geht vorläufig nur noch um die Frage, ob der Portier oder ein Vertrauensmann der Mieter das Oberkommando über die schippenden Mieter erhält.



Die Stammtisch-Sau oder Schweinezucht auf Anteile.
Zeichnungen von J. Bahr.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

12. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Gerhard schenkte Wein in die Gläser und sprach nichts.

„Du hast das bessere Teil erwählt," begann der Rittmeister nach einer Weile. „Du sitzt hier in Frieden und Stille und läßt Gott einen guten Mann sein. Unser alter Wald schließt Dich gegen die ganze dumme Welt ab."

Der Bruder verzog den Mund, als hätte er etwas Bitteres auf der Zunge.

„Das mit dem Wald ist besonders zutreffend, lieber Albrecht."

„Ist es vielleicht nicht so?"

„Nein, mein Bester, es ist nicht so." Er schrie es fast heraus. Löcknitz sah ihn voll Verwunderung an. „Ich sitze hier nicht in Frieden und Stille, sondern in Kummer und Sorgen. Und der Wald —, der Wald wird nächste Woche geschlagen."

„Nein!"

„Doch! Es muß sein!"

„Ja, warum um Himmels willen?"

„Ich habe keinen anderen Ausweg. Das Jahr war schlecht. Die Kinder kosteten eine Menge Geld. Nun muß ich die Hypothekenzinsen zahlen und habe keine hundert Mark im Haus."

Ein heißes Mitleiden ließ das Herz des Rittmeisters schneller schlagen. Es erschien ihm unerträglich, daß dieser fleißige und anspruchslose Mann, der sein Bruder war, in solchen Nöten war. „Um welche Summe handelt es sich?" fragte er leise.

„Willst Du sie für mich bezahlen?"

„Wenn ich es könnte, von Herzen gern."

Ein wenig besänftigt, antwortete Gerhard: „Es handelt sich um neuntausend Mark."

„Um wieviel?" fragte der Rittmeister, der schlecht verstanden zu haben glaubte.

„Um neuntausend Mark."

Löcknitz begann stürmisch zu lachen. Er konnte sich gar nicht beruhigen.

„Ich weiß wirklich nicht, was es da zu lachen gibt," brummte der Bruder.

„Aber ich! Ich dachte, weiß Gott wieviel Geld Du brauchtest. Und jetzt dreht sich die ganze Sache um neun armselige Tausender. Und da will der Mensch unsern schönen Wald schlagen! Das ist doch wirklich zum Totlachen!"

„Ich kann leider beim besten Willen in Deine Heiterkeit nicht mit einstimmen."

„Du kannst, Bruderherz. Mein Wort darauf. Du kannst."

Er zog das Bündel Banknoten aus der Tasche und begann Geld auf den Tisch zu zählen. „Reichen zehntausend Mark?"

Gerhard blickte starr und geistesabwesend auf den Bruder und fragte voll Besorgnis: „Menschenskind, woher hast Du das viele Geld?"

„Es ist nicht gestohlen, sei beruhigt!"

„Und dieses Vermögen trägst Du so in der Tasche 'rum? Warum legst Du es nicht auf die Bank?"

„Bis ich zur Bank komme, ist kein Geld mehr da," rief der Rittmeister leichtsinnig. „Reichen zehntausend Mark? Du kannst auch mehr kriegen."

„Du willst mir das Geld wirklich leihen?" fragte der Bruder unsicher. Seine Stimme zitterte.

„Natürlich will ich. Was fragst Du da noch! Sind zehntausend genug?"

„Reichlich!"

Löcknitz legte das Geld vor den Bruder und schob den Rest, zusammengeknäuelt, in seine eigene Tasche.

Gerhard starrte die Banknoten wie ein Träumender an und sagte nach einer Weile: „Ich weiß aber nicht, wann ich Dir das Geld zurückgeben kann."

„Das ist gar nicht nötig. Die Freude, Dir helfen zu können, ist mir mehr als die paar Märker."

„Aber Du wirst das Geld eines Tages brauchen, Albrecht. Ich kann es mir nicht schenken lassen. Wir müssen unbedingt eine Form der Rückzahlung vereinbaren."

„Sei doch nicht so kleinlich, Gerhard! Was liegt an den paar Papierwischen?"

„Ordnung muß sein. Sonst nehme ich das Geld nicht."

Der Rittmeister dachte eine Weile nach. „Ich schlage Dir folgendes Geschäft vor. Diese zehntausend Mark sollen für mich sozusagen eine Altersversorgung sein. Du gibst mir dafür Kost und Quartier, wenn ich 'mal an Deine Tür klopfe. Du zahlst in natura-libus zurück. Einverstanden?"

„Das ist ein schlechtes Geschäft, Albrecht. Du findest hier immer Deinen Platz, ohne eine Mark zu bezahlen."

„Ich habe schon schlechtere Geschäfte gemacht, weiß Gott. Aber jetzt Schluß damit. Laß noch eine Flasche Rotspon auffahren und gib Frieden!"

Gerhard raffte langsam die Scheine zusammen und legte sie in die Schreibtischlade, die er sorgfältig verschloß. „Ich will Dir nur eine Bestätigung schreiben."

„Wozu denn?"

„Ich kann heute nacht sterben."

Der Rittmeister zuckte die Achseln und ließ den Bruder gewähren. Gerhard schrieb lange, denn er setzte einen ganzen Vertrag auf. Als er endlich mit seiner Arbeit fertig war, reichte er Löcknitz den Bogen Papier. „Ich denke, so wird es recht sein."

„Natürlich," lachte der Rittmeister und steckte den Brief ungelesen in die Tasche.

Gerhard nahm die Hand des Bruders und drückte sie, daß die Gelenke krachten.

„Hab' Dank, Albrecht. Das werde ich Dir nie vergessen." Er wollte noch mehr sagen, aber die Stimme verweigerte ihm den Dienst.

„Das ist doch nicht der Rede wert," entgegnete Löcknitz verlegen. „Wenn wir beide nicht zusammenhalten sollten, wer denn?"

Die frische Flasche wurde geöffnet. Der Rittmeister schenkte ein und rief fröhlich: „Unser alter Wald soll leben!"

Sie leerten die Gläser bis zum letzten Tropfen. Dann saßen sie eine Weile schweigend da und blickten den Rauchwolken nach. Die Uhr schnarchte, und der alte Jagdhund seufzte im Halbschlaf.

Endlich fragte Gerhard vorsichtig: „Was wirst Du nun eigentlich beginnen, Albrecht?"

„Ja, siehst Du, das ist nicht leicht, ein Programm aufzustellen. Es kommt ja doch immer anders. Aber wenn ich schon irgendwas sagen soll —, ich habe Pläne mit Kleinrüdde."

„Mit Kleinrüdde?"

„Jawohl. Ich möchte gern Pferde züchten. Das ist ein Geschäft, das Geld einträgt und mir viel Freude macht. Es ist sogar ein Beruf. Du hast hier auf Kleinrüdde ausgezeichnetes Weideland, das ich von Dir pachten würde."

„Woher willst Du das Geld nehmen, das die Anlage eines solchen Gestüts verlangt?"

„Ich würde ganz klein beginnen. Ställe sind da. Das Weideland wirst Du mir brüderlich billig überlassen. Mit fünfzigtausend Mark könnte man das Gestüt Kleinrüdde begründen."

„Fünfzigtausend Mark sind viel Geld."

„Man braucht nicht mal so viel. Ich fange mit zwei Pferden an." Er reckte die Arme und rief sehnsüchtig: „Donnerwetter! Das wäre noch ein Lebensziel!"

Gerhard sprach kein Wort.

„Du scheinst von meinem Plan nicht sehr entzückt zu sein?"

„Doch, Albrecht. Ich fürchte nur, daß diese Pläne Pläne bleiben werden."

„Warum?"

„Das Geld fehlt Dir und vor allem — Du darfst nicht böse werden — die Ausdauer."

Der Rittmeister dachte nach. „Die Ausdauer? Nein, da bist Du im Irrtum. Wenn mich eine Sache interessiert, habe ich Ausdauer genug. Daran liegt es nicht. Wenn mir etwas fehlt, so ist es das Glück. Wir Löcknitze haben kein Glück, Gerhard."

„Glück ist eine Ausrede."

„Dann sagen wir Erfolg statt Glück. Die Menschen, die heute Erfolg haben, sehen anders aus als wir. Trotzdem möchte ich nicht mit ihnen tauschen. Es geht auch so ganz gut. Unser Herrgott ist ein duldsamer und langmütiger Mann, der nicht so bald was krumm nimmt. Er läßt mich armen Sünder ruhig schlafen und quält mich nicht mit Gewissensbissen."

„Da hast Du es leicht," meinte der Bruder bedächtig.

„Ich tue auch keinem Menschen was zuleide, denn ich möchte nicht, daß jemand um meinetwillen weint."

„Und Deine Frau?"

Löcknitz sah seinen Bruder überrascht und verwundert an. „Wie kommst Du darauf?"

„Es liegt doch nahe."

Der Rittmeister stand auf und ging langsam zum Fenster. Der Mond stieg gemächlich über dem dunklen Wald auf.

„Du irrst," sagte er nach einer Weile sehr bestimmt. „Agnes weint nicht. Wenigstens nicht um meinetwillen. Sie hat ihren geistlichen Beistand."

XII.

Fred Patterson aus Lexington, Kentucky, U. S. A., rief den Rittmeister zum Fernsprecher. Er erkundigte sich zuerst angelegentlich nach seinem Befinden und bat ihn, wenn es ihm irgendwie möglich wäre, noch heute nach Hoppegarten zu kommen.

Löcknitz stand unschlüssig da, den Hörer am Ohr und lauschte der Stimme, die ihn lockte und rief. Seine Frau war im Nebenzimmer und sprach leise mit dem alten Martin. „Für die Oefen in den Zimmern des Herrn Rittmeisters bestellen Sie Salonkohle," sagte Agnes mit gedämpfter Stimme.

„Na schön, Mr. Patterson, ich komme heute nachmittag hinaus."

„All right, Herr Rittmeister."

Löcknitz wußte ganz genau, warum ihn der Trainer nach Hoppegarten rief, aber er konnte der Lockung nicht widerstehen, wie sehr auch seine Vernunft dagegen ankämpfte. Er saß zerstreut beim Mittagstisch und fühlte das leise Rennfieber, das ihn immer überfiel, wenn er zum Rennen fahren sollte und den Anfang zu versäumen fürchtete.

„Schmeckt es Dir heute nicht?" fragte Frau Agnes, kühl besorgt wie eine Pensionsinhaberin, die einen wertvollen Gast nicht zu verlieren wünscht.

„Doch," antwortete der Rittmeister gequält und blickte, gegen seinen Willen, auf die Wanduhr. Es wäre fein, wenn er den Dreiuhrzug erreichte, dachte er ungeduldig. Die Tage waren schon kurz, und es wurde früh dunkel.

Endlich stand der schwarze Kaffee auf dem Tisch. Löcknitz trank die Tasse hastig aus, sagte „Mahlzeit" und verließ das Zimmer. Frau Agnes blickte ihre Tochter verwundert und fragend an, aber sie sprach kein Wort.

Der Rittmeister erreichte den Dreiuhrzug und freute sich darüber, als wäre ihm etwas Großes gelungen. Der menschenleere Bahnhof in Hoppegarten brachte es ihm erst zum Bewußtsein, daß heute kein Renntag war. Er schritt langsam vom Bahnhof zu den Ställen. Ein paar Pferdejungen gingen den gleichen Weg. Und da kam ihm auch schon Mr. Patterson entgegen, in seinem übermäßig groß gewürfelten Anzug, einen dicken Schal um den Hals, die Shagpfeife im Mund.

„Guten Tag, Herr Rittmeister. Freue mich, daß Sie gekommen sind!"

„Guten Tag, Mr. Patterson. Was für einen Gaul wollen Sie mir denn anhängen?"

Der Amerikaner lachte. „Woher wissen Sie, Herr Rittmeister?"

„Na, das zu erraten, war wohl kein Kunststück."

Der Trainer sah sich gewohnheitsmäßig um, ob kein Lauscher seine kostbaren Worte vernähme, und flüsterte geheimnisvoll: „Es ist ein Gelegenheitskauf, der nicht so bald wiederkehrt. In der Tat."

„Ich bin sehr gegen Gelegenheitskäufe, lieber Patterson."

Der Amerikaner schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Sagen Sie das nicht, Herr Rittmeister! Das Pferd ist gut. Wenn Sie es nicht kaufen, kaufe ich es."

„Na, wir wollen mal sehen. Was für ein Wundergaul ist es?"

„Sie kennen ihn. Haben auch eine Stange Gold über ihn gewonnen, ich hoffe so."

„Szeretlek?" fragte Löcknitz neugierig und fühlte ein Prickeln in den Fingern.

„Yes," sagte der Trainer zurückhaltend und beschloß, den Preis um fünfhundert Mark zu erhöhen.

Der Rittmeister wußte in diesem Augenblick, daß er die Stute kaufen würde. Er war diesem Tier zur Dankbarkeit verpflichtet, mehr als irgendeinem andern atmenden Wesen. Ohne Szeretlek stände heute der Wald in Kleinrüdde nicht mehr. „Halten Sie wirklich etwas von dem Gaul?"

„Sehr viel, Herr Rittmeister. Die Abstammung ist glorios. Von Bona Vista aus der Meglehet."

„Wie alt?"

„Vierjährig."

„Wem gehört das Pferd?"

„Dem Grafen Hajnal."

„Ach ja, Sie sagten es mir schon einmal. Warum verkauft der Graf das Pferd?"

Der Trainer zuckte die Achseln. „Weiß ich nicht. Habe Auftrag, Szeretlek zur Auktion zu stellen oder freihändig zu verkaufen."

Löcknitz stand unschlüssig da und zündete sich eine Zigarette an, um die Nerven zu beruhigen. Eine Stimme riet ihm, das Pferd nicht zu kaufen. Er sah Schwierigkeiten und Kämpfe voraus. Wenn die Sippschaft von dem Kauf erfuhr, war der Teufel los.

„Wollen Sie den Gaul ansehen, Herr Rittmeister?"

„Ansehen kostet nichts."

Der Trainer ging langsam in den Stall. Nach einer Weile führte ein Junge die Stute heraus. Als Löcknitz das Tier sah, fühlte er seine Widerstandskraft erlahmen. Sein Herz begann schneller zu schlagen. Szeretlek blickte ihn an, als erkennte sie ihn. Ihre dunklen, klugen Augen waren wie Menschenaugen.

Patterson sang ein neues Loblied auf das Tier. Er zwang den Rittmeister, die Fesseln zu prüfen. „Alles rein und klar," triumphierte er.

Der Junge führte das Pferd im engen Kreis um die beiden Männer herum.

„Was soll die Stute kosten?" fragte Löcknitz unsicher.

Patterson überlegte eine Sekunde lang. „Fünftausend, Herr Rittmeister!"

Löcknitz berechnete blitzschnell, wie groß noch sein Vermögen war. Er konnte das Pferd ohne Schwierigkeit kaufen. Es blieben ihm dann immer noch fast achtzehntausend Mark.

„Fünftausend Mark! Das ist ein Geschenk, Herr Rittmeister," erklärte der Trainer mit Ueberzeugung. „Wenn ich die Stute zur Auktion stelle, bekomme ich leicht zehntausend."

Löcknitz sträubte sich noch, aber er wußte genau, daß er sich mit allen Einwänden nur selber belog. „Was soll ich mit einem Flachrennpferd, Patterson? Ich brauche Hindernispferde. Ich will doch selber reiten."

„Szeretlek springt wie eine Katze. Sie hat großes Talent."

Der Rittmeister machte ein zweifelndes Gesicht.

„Oh, Sie glauben mir nicht! Ueberzeugen Sie sich doch selber. Die Uebungsbahn ist offen."

Bevor Löcknitz erwidern konnte, gab der Trainer dem Stalljungen den Auftrag, das Pferd zu satteln. Und wieder mahnte die Stimme, flehend und angstvoll. Es war unklug, den Gaul zu kaufen. Es war das Dümmste, was man tun konnte. Aber da stand schon Szeretlek gesattelt und spitzte neugierig die Ohren.

Der Rittmeister zog schweigend seinen Ueberrock aus und gab seinen Hut dem Trainer. Dann setzte er die Kappe des Stalljungen auf und schwang sich in den Sattel.

„Wollen Sie eine Peitsche, Herr Rittmeister?" fragte Patterson.

Löcknitz schüttelte unwillig den Kopf. Er ritt nie mit Peitsche. Er war ja kein Viehtreiber. Wozu hatte man Schenkel?

Szeretlek stürmte sofort im Galopp davon. Sie schien ein wenig nervös und aufgeregt zu sein. Löcknitz zügelte ihren heißen Eifer und steuerte sie in die Bahn. Wie lange war es her, daß er einen warmen, zuckenden Pferdeleib zwischen den Schenkeln gehabt hatte! Wie war es möglich, daß man diese Seligkeit vergessen konnte? Der kalte Nordwind brauste ihm entgegen und stach mit spitzen Nadeln in sein glühendes Gesicht.

Patterson hatte mit Hilfe des Stallbuben eine Hürde aufgerichtet. Es war vorsichtigerweise eine schwache, niedrige Hürde. Szeretlek sprang einen halben Meter zu hoch. Sie hatte Springtalent, ohne Zweifel.

Löcknitz stieg aus dem Sattel und klopfte die Stute zärtlich ab. „Ich kaufe den Gaul, Patterson."

Die mahnende Stimme schwieg, und jeder Einwand fiel zusammen.

„Ich wußte es, Herr Rittmeister," antwortete der Trainer zufrieden. „Sie werden viel Freude an dem Tier haben."

„Ich hoffe es."

Er blickte dem Pferd nach, das in den Stall geführt wurde.

Patterson begleitete den Rittmeister zum Bahnhof. Es war fast dunkel geworden.

Bevor er in den Zug stieg, sagte Löcknitz: „Ich möchte nicht, daß über meinen Kauf jetzt etwas gesprochen wird. Sie verstehen mich, Patterson."

„Ich verstehe, in der Tat. Good bye, Herr Rittmeister."

„Auf Wiedersehen, Patterson."

Der Rittmeister lehnte sich behaglich in die Ecke zurück und war mit sich sehr zufrieden. Nun besaß er wieder ein Pferd. Nun fing das Leben von neuem an.

(Fortsetzung folgt.)



Generalleutnant von Berrer,
Ritter des Ordens Pour le mérite,
Führer eines Armeekorps, der bei seinen kämpfenden Truppen gefallen ist.



Neueste Aufnahme der Kronprinzessin mit ihrer Tochter, Prinzessin Cäcilie
Hofphot. W. Niederastroth.



Georges Clémenceau,
der neue französische Ministerpräsident.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: an — bel — bo — ei — fa — fan —. griff — ho — hu — hu — ka — ka — nar — o — rach — re — sen — ses — si — to — wa sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von vorn nach hinten und oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Goethes in „Faust II." ergeben, der einen jetzt vielfach gehegten Wunsch ausdrückt. Die Wörter nennen:

1. Spruchdichter, 2. taktische Handlung, 3. kriegerisches Tonstück, 4. Bezeichnung für Unordnung, 5. byzantinischen Feldherrn, 6. jetzt seltenes Genußmittel, 7. Werkzeug des Tischlers, 8. Metall.

Eigenartiger Werdegang.

Bei Wind und Wetter gefährlich,
Zum Bade knapp und spärlich.
Wenn noch ein „a" am Ende steht,
Wird aus dem Zwilling ein Prophet.

Wesenloses.

Wort, das geheimnisvoll gewebt,
Am lichten Tag gar bald entschwebt.
Kopflos hat es ew'ges Leben,
Stets wird alles es umgeben,
Grenzenlos ist's, wie die Zeit,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Verräterisch.

Bei Tisch verraten die sofort
Bäurische Manieren,
Die als kopfberaubtes Wort
's Wort zum Munde führen.

Lösungen aus Nummer 47:

Silbenrätsel: Hans Pfitzner, Palaestrina. 1. Hammer. 2. Aesop. 3. Nikita. 4. Semmel. 5. Papua. 6. Flöte. 7. Infanterist. 8. Talar. 9. Zauberei. 10. Nikotin. 11. Erna. — **Unerwünschter Akkord:** Oratorium, Moratorium. — **Tausch:** Amboß, Imbiß. **Vom Himmel hoch:** Zisterne.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Aus der Generalversammlung einer industriellen Unternehmung. Der Betriebsdirektor befürwortet eben in einer längeren Rede, während deren ein schon bejahrtes Aufsichtsratsmitglied auf seinem Stuhle fest eingeschlafen ist, die Durchführung einer Neuanlage. „Meine Herren," schließt er mit erhobener Stimme, „wir müssen die Fabrik vergrößern, auch wenn die Kosten noch mehr betrügen." Da schreckt jenes Mitglied des Aufsichtsrates aus dem Schlafe auf und fragt erstaunt: „Was? Noch mehr betrügen?"

*

Die kleine Else sagt zu ihrer großen Schwester: „Du, Marta, ich glaube, Du heiratest den Assessor Schmidtlein." — „Aber wie kommst Du darauf? Zum Heiraten gehören doch zwei!" — „Nun," sagt Klein-Elschen rasch, „dann nimmst Du eben noch den Oberleutnant Meier."

*

„Jetzt erst kommst Du zur Schule, wo der Unterricht bereits zu Ende ist?" sagte der Lehrer zu dem kleinen Bröselmayer.

„Ja, Herr Lehrer," entschuldigte sich Bröselmayer, „heute morgen hat die Uhr acht geschlagen, wo es aber in Wirklichkeit bereits elf war, und da sind wir alle drei Stunden zu spät aufgestanden."

„Was ist das für eine dumme Ausrede!" entgegnete der Lehrer. „Wenn die Uhr geschlagen hat, ist sie auch gegangen. Ihr hättet doch einfach hinsehen können!"

„Nein, Herr Lehrer, hinsehen können wir nicht. Sie hängt doch eine Etage höher, bei Wackelschmidts."

*

„Na, was sagen Sie zu der Kohleneinschränkung?" — „Großartig! Meine Schwiegermutter hat seit einer Woche eine Erkältung, daß sie kein Wort reden kann."

*

„Sie, Meister, seit acht Tagen wollten Sie mir doch jemand herschicken, der die elektrischen Glocken repariert. Wie lange soll ich denn noch warten?" — „Aber beste Frau, regen Sie sich nur nicht auf; ich war gestern selber bei Ihnen, habe dreimal geklingelt, und wie keiner die Tür aufgemacht hat, bin ich wieder weggegangen."



Großartig, das Ding schicke ich meiner Ollen, da spar' ich 'n Frühjahrshut!

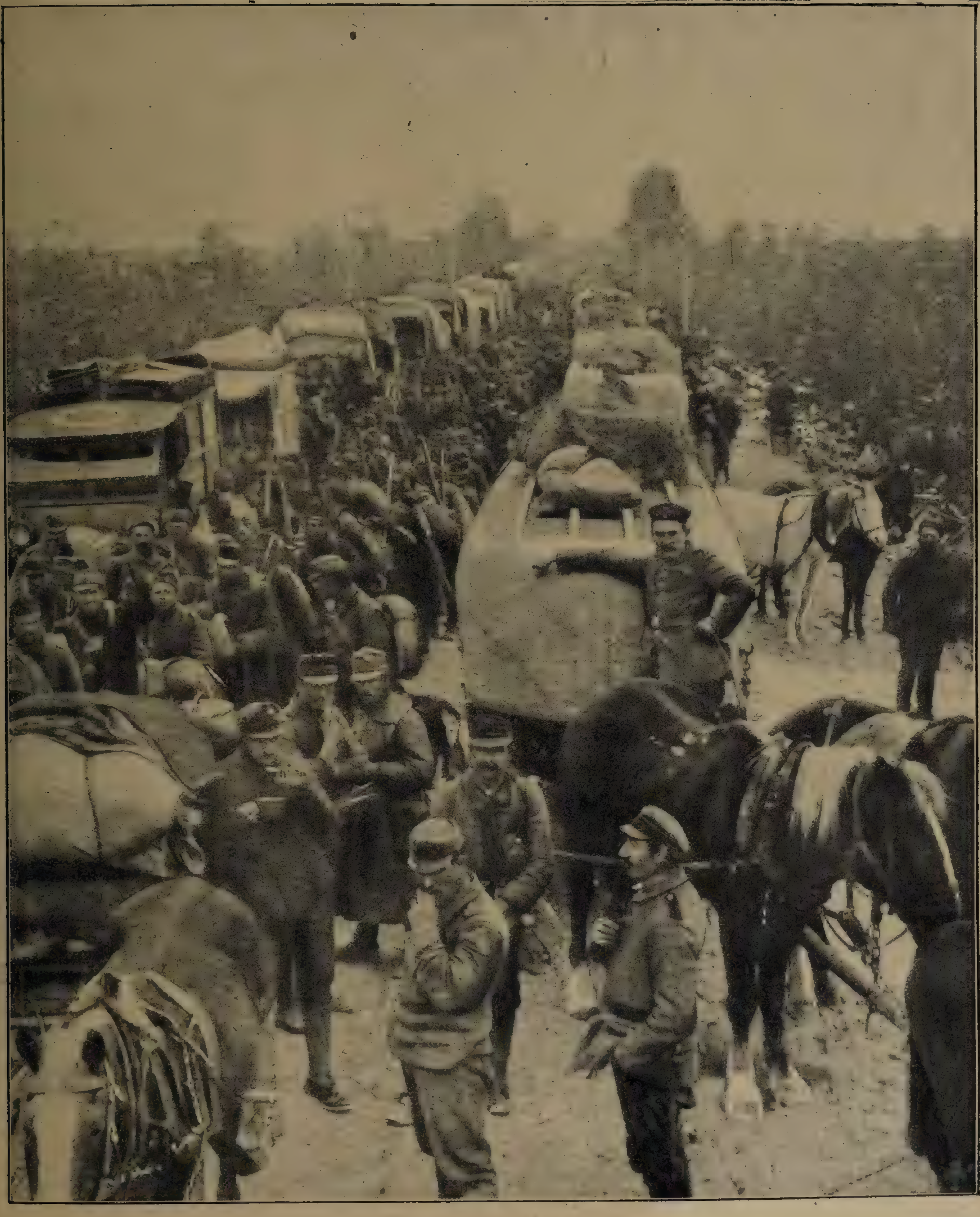
Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

9. Dezember 1917
26. Jahrgang
Nr. 49

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Bewegungskrieg:
Deutsche und österr.-ungar. Truppen-Kolonnen beim Vormarsch auf einer Landstraße in Italien.
Phot. Bild- u. Film-Amt.



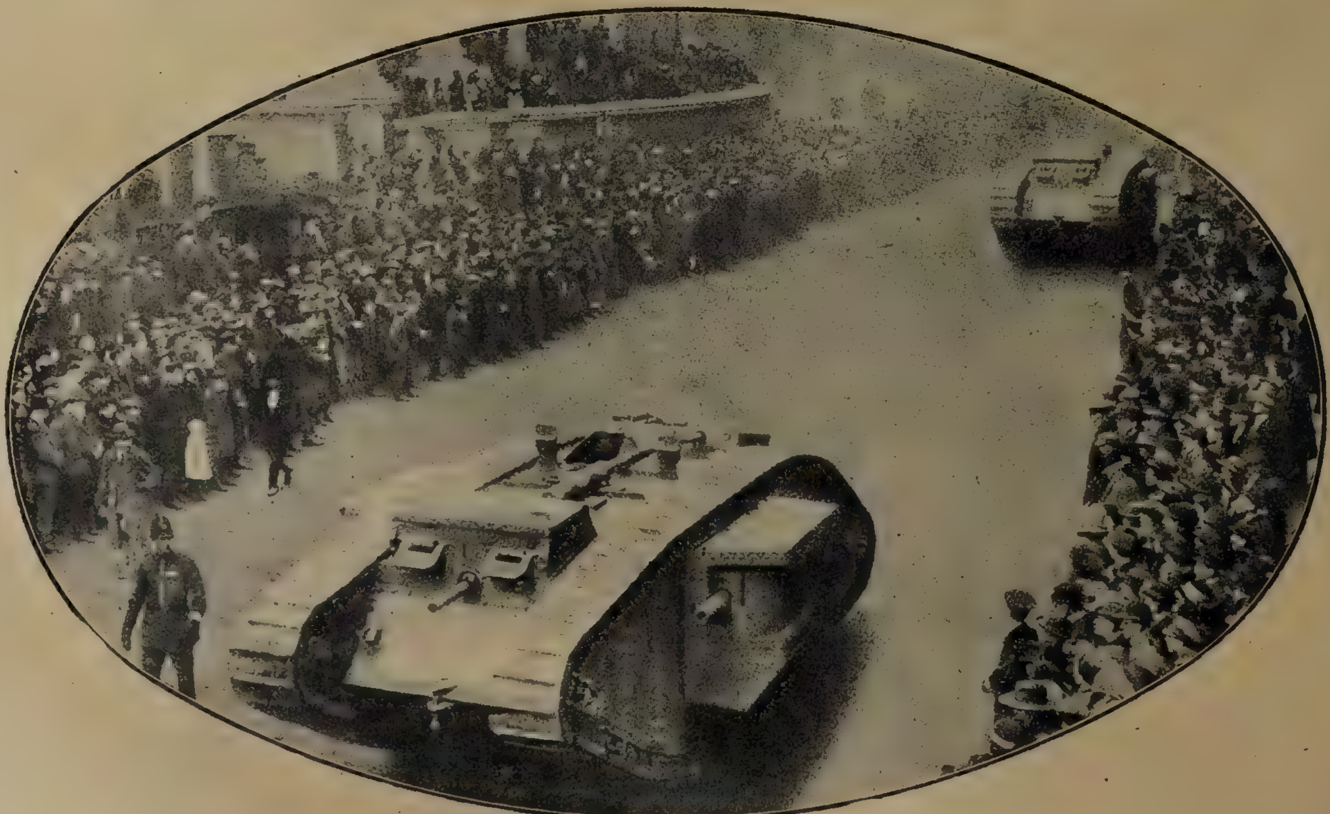
Eine der letzten Aufnahmen Kerenskis vor seiner Flucht:
General Alexejeff und Kerenski auf einem Bahnhof vor der Abfahrt. (Aus einer englischen Zeitschrift.)



Eine Aufnahme des russischen Generals Gurko in einer Gefängniszelle der berüchtigten Peter-Pauls-Festung in Petersburg.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)

Männer vom Tage.

General von Below stand bei Kriegsausbruch an der Spitze der 2. Division in Insterburg, und nach Uebernahme des 1. Reservekorps bei der Mobilmachung trat er bald als einer der bewährtesten Truppenführer vor die Oeffentlichkeit. Bei Tannenberg und an den Masurischen Seen führte er sein Korps zum Siege, und unter seinem Befehl standen die Truppen, die in der Winterschlacht in Masuren zum zweiten Male den Heimatboden befreiten. Damals erhielt General von Below, der schon im November 1914 zum Führer der 8. Armee ernannt worden war, den Orden Pour le mérite. Nach der Einnahme Kurlands rief ihn dann der Krieg in Rumänien nach dem Süden. Als die Entente zur Abschwächung unserer Offensive in Rumänien die Salonikifront zu einem Hauptkriegsschauplatz machen



Ein neues Londoner Straßenbild:
Die Tanks bei dem üblichen Umzug am Tage des Amtsantritts des neuen Oberbürgermeisters von London.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)



Türkische Grabmäler auf dem Heldenfriedhof in Stryj.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.



Vom Feldzug im „Land, wo die Zitronen blühen“: Unsere Soldaten in einem Orangengarten in Pordenone. Phot. Bild- u. Film-Amt.



Der Glückwunsch: Phot. Bild- u. Film-Amt.
Begrüßung des Generals von Below, des Führers der deutschen Truppen in Italien, durch den Kaiser am Schloßeingang von Passariano.

wollte, übernahm Otto von Below den Oberbefehl über die deutsch-bulgarische Armee um Monastir. Hier konnte er, sich persönlich an die Spitze der Lauenburgischen Jäger stellend, durch Erstürmung einer wichtigen Höhe im Cernabogen eine Waffentat von besonderer Bedeutung vollbringen. Seit Beginn der Offensive in Italien steht er an der Spitze der an dieser Front kämpfenden deutschen 14. Armee. — Der russische General Gurko hat höchst wechselvolle Schicksale durchgemacht. Noch unter dem zaristischen Regime war er Oberbefehlshaber der russisch-rumänischen Front, als ihn die Revolution zuerst zum Oberbefehlshaber aller Fronten machte, dann ihn abberief, absetzte, degradierte, verhaftete, um ihn schließlich wieder mit einer Armeeführung zu betrauen. Die Entdeckung eines geheimen Briefwechsels mit dem verbannten Zaren führte neulich zu seiner Verhaftung, seiner Internierung in der Peter-Pauls-Festung und endlich zu seiner Landesverweisung. Jetzt lebt Gurko als Gast des Königs von England in London.



Stahlhelm und Spitzbogen, ein Bild wie aus dem Mittelalter: Deutsche Truppen auf dem Marktplatz in der eroberten ital. Stadt Vittorio.



Auf einer Rückzugsstraße der Italiener: Zurückgelassene große Geschütze.

Eine Angriffsfahrt nach England mit „L . ."

beschrieben vom Wachoffizier Oblt. z. S. d. R. Gruner. Mit Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.



Eine Angriffsfahrt nach England mit „L . .": In der Kartenkabine, die im Innern vollkommen schwarz gehalten und dicht abgeblendet ist, so daß kein Lichtstrahl nach außen dringen kann.



Ein schwieriger Kletterweg während der Fahrt: Ein Mann der Besatzung des Luftschiffs auf der Leiter, die von der Gondel in den Schiffskörper führt und in großen Höhen oft vereist ist.



Posten im achteren Ausguck des Luftschiffes, nach feindlichen Fliegern spähend.

Die englische Küste mußte jeden Augenblick in Sicht kommen. Richtig, da ist ja auch schon die scharf begrenzte Linie, an deren Umrissen wir erkennen können, wo wir sind. — — — — — — — — — Langsam, ganz langsam scheinen wir näher zu kommen. Zeitweise ist auch mal eine Wolke dazwischen, aber alles ist noch ruhig und friedlich. Jetzt ist sie bald senkrecht unter uns und nun — — — geht es los. Uns schert es wenig. Wir wollen uns den Eintritt nicht verwehren lassen. Heute haben wir Zeit. Die Nacht ist länger als im Juni. So geht es weiter. Ab und zu sucht uns ein Scheinwerfer, ab und zu blitzt auch ein Schuß auf, aber da — — — da ist es, — — — ganz deutlich — — — unser Ziel. London — — — Du Stadt meiner Träume — — — Du Ursache meiner schlaflosen Nächte — — —. Ein heller Kranz von Scheinwerfern läßt London weit erkennen. Dazu kommt das unverkennbare Bild der Themse. Der Kommandant sieht sich noch einmal die Karte an und entscheidet dann: „Wir wollen von Norden nach Süden über die Stadt hinweg und schließlich nach Osten ab." Ich leite das Seitensteuer, — — — etwas Backbord, — — mehr Backbord — — — stütz — — — recht so — — — recht so — — — — und wenn das Ziel im Fadenkranz ist, drücke ich auf meine Taste. Da unten verlöschen Lichter, andere blitzen auf, das ist das Mündungsfeuer der Geschütze. Scheinwerfer



Ueber London: In der Führergondel des Luftschiffs.

Am Höhensteuer. Am Seitensteuer. Am Bombenabwurf.



Eine Angriffsfahrt nach England mit „L . .": Das Marine-Luftschiff im feindlichen Abwehrfeuer und im Licht der Scheinwerfer über London.



Bei 30 Grad Kälte:
Die Posten im Laufgang wärmen sich gegenseitig.

leuchten und suchen erst ängstlich, dann wilder in der Luft herum. Manchmal fassen sie eine Wolke, und jetzt — — — jetzt haben sie uns erwischt. Immer mehr richten sich auf das Schiff und halten es umklammert. Es ist auf einmal taghell in der Gondel. Ringsherum blitzen Schrapnells, und wie Raubtiere mit glühenden Augen kommen die Brandgeschosse hoch. Kreuz und quer sausen sie unter uns durch und darüber hinweg. Es ist schön und schaurig, und zwischendurch klingt immer der tiefe Baß der Bomben — — — bum — — — bum — — — bum — — —, und die Begleitung zum Konzert, das Surren der Propeller. Da ist ein mächtiger Einsturz erfolgt, und da ebenfalls; da, wo die vierte Bombe einschlug, erfolgten noch verschiedene Einzelexplosionen. Na, diesmal können wir zufrieden sein, und rückwärts blickend entdecken wir noch an verschiedenen Stellen den Ausbruch von größeren Bränden. — — — — Die Bomben sind verausgabt. Da bietet sich noch ein schöner Anblick. Hinter uns das typische grüne Aufblitzen. — — — Da ist Kamerad von L. — — — an der Arbeit und — — — hat ihn schon — — — genau dieselbe Sache, bloß weniger aufregend für uns. Nun aber weg aus dieser Gegend. Von dem lieben Westwind geschoben und von einzelnen Wolken gedeckt, überschritten wir glücklich die Küste, wo noch einmal eine größere, aber erfolglose Schießerei einsetzt. Bei alledem hat man gar nicht gemerkt, daß das Thermometer unter 30 Grad stand. Sogar der vertraute Sauerstoffschlauch war den Lippen entglitten. Aber jetzt wird wieder weiter gelutscht, bis die heimische Küste erscheint und das Schiff sich der Erde wieder nähern darf.



In der Bombenkammer im Lichte des feindlichen Scheinwerfers:
Der Posten setzt die Zünder auf und achtet auf richtigen Abfall der Bomben.



In voller Ausrüstung:
Soviel wollene Unterwäsche und Strümpfe als nur möglich, Lederanzug, Pelzmütze und -Handschuhe, Schwimmweste, Fallschirmgürtel, Pelz.
Nach der Natur gezeichnet von Fritz Koch-Gotha.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

13. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Löcknitz stieg auf dem Bahnhof Friedrichstraße aus und beschloß, zu Fuß nach Haus zu gehen. Er freute sich des strahlenden Lichterglanzes, des Lärms und der Bewegung. Er kam sich wie verwandelt vor seit dem Galopp in Hoppegarten. Nie hatte er die Seligkeit des Lebens und Da-Seins heißer empfunden als jetzt. Eine unverdiente Gnade war es, daß er durch diese brausende Straße gehen durfte, gesund und stark und ungealtert.

Unter den Linden begegnete er Miersdorf, der ihn anhielt und freudig begrüßte: „Ja, Menschenskind, wo stecken Sie denn? Wir dachten, Sie säßen schon längst wieder in Paris.“

„Fällt mir nicht ein. Berlin ist viel schöner.“

„Das sage ich auch. Aber warum sieht man Sie nicht?“

„Ich spiele Familie.“

„Eiweih!“ sagte Miersdorf und kraute sich hinterm Ohr. „Das sind schlimme Alterserscheinungen.“

„Es ist nur eine vorübergehende Ruhepause,“ lachte Löcknitz und dachte an sein Pferd. „Nach der Pause wird weitergetanzt.“

„Um Sie ist mir nicht bange, Löcknitz. Sie werden nicht hinterm Ofen sterben.“

„Gott soll mich bewahren! Dann schon lieber den Hals gebrochen,“ rief der Rittmeister fröhlich.

„Der Effekt ist schließlich der gleiche. Haben Sie jetzt etwas vor?“

„Nee!“

„So kommen Sie. Wir wollen eine Tasse Tee trinken.“

„Trinkt man jetzt Tee?“

„Es ist doch fünf Uhr. Was wollen Sie, Berlin ist Weltstadt geworden.“

„Dann trinken wir Tee!“

Miersdorf führte den Freund in ein sehr prunkvolles Lokal. Feierliche Diener nahmen ihnen die Ueberröcke ab. Der Saal war weiß und golden. Ein kleines Orchester spielte, sanft und bescheiden.

Auf jedem Tischchen stand eine üppige Nelke. Um die Nelke herum saßen schöne Frauen und gut angezogene Männer.

„Sehr nett,“ sagte Löcknitz voll Anerkennung. „Das Lokal kenne ich gar nicht.“

„Ja, diese Diele ist ziemlich neu,“ antwortete Miersdorf. „Man nennt das nämlich Diele.“

„Ist mir auch recht.“

Sie fanden einen leeren Tisch und nahmen Platz. Einige Bekannte nickten ihnen grüßend zu. Miersdorf wußte über jeden eine gutmütig boshafte Geschichte zu erzählen. Löcknitz hörte kaum zu. Er trank seinen Tee und ließ sich von der Musik gefangen nehmen. Wie ein mildes Betäubungsmittel wirkte Musik stets auf ihn.

„Wir wollen gehen,“ sagte er dann plötzlich.

Als sie auf der Straße standen, atmete er tief und befreit auf. „Es war zu heiß da drinnen,“ meinte er, als müßte er sich entschuldigen.

„Wir können ja in ein kühleres Lokal gehen,“ lachte Miersdorf.

„Nee, heute nicht,“ wehrte der Rittmeister ab. „Ich muß nach Haus.“

„Dann will ich Sie nicht aufhalten, aber lassen Sie sich doch bald wieder sehen, Löcknitz! Wir könnten mal einen kleinen Bummel machen, wie in der guten, alten Zeit.“

„Ich rufe Sie an, Miersdorf.“

„Na schön! Aber Wort halten!“

Nachdem Löcknitz sich von seinem Freund verabschiedet hatte, rief er ein Auto heran und fuhr nach Haus. Er hatte das Gefühl, etwas Wichtiges zu versäumen.

Das Haus am Herkules-Ufer lag still und unbeleuchtet da. Man sparte wohl Licht.

Als er langsam die Stiege hinaufging, fiel ihm das Schweigen wie eine Beklemmung aufs Herz. Hier wehte Eisluft. Hier konnte man nicht lachen. Seine Tochter hatte recht.

„Guten Abend, Herr Rittmeister,“ grüßte der alte Martin freundlich und nahm ihm den Ueberrock ab.

„Wo ist meine Frau, Martin?“

„Ausgegangen, Herr Rittmeister.“

„Ist Fräulein Grete zu Haus?“

„Nein, Herr Rittmeister.“

Löcknitz lächelte gedankenlos und ging in sein Zimmer. Er schämte sich der Eile, mit der er nach Haus gestrebt hatte. Man hätte ruhig zu Fuß gehen können. Man hätte auch noch eine Stunde länger in dem warmen Saal bleiben können, wo die schönen Frauen saßen und der Musik lauschten. Man hätte sogar heut abend mit Miersdorf bummeln gehen können, statt hier im dunklen Zimmer zu sitzen.

„Himmelherrgott!“ rief er entsetzt, als sähe er Gespenster, und reckte die Arme. Und sprang auf und lief durch das Zimmer. Und machte Licht und öffnete alle Fenster. Und trank durstig den fernen Lärm. Der Diener klopfte an und trat ein.

„Was gibt es denn?“

„Das Essen ist angerichtet, Herr Rittmeister.“

„Ach so, das Essen.“

Er konnte sich gar nicht zurechtfinden. Es waren wohl Stunden vergangen, seitdem er sein Zimmer betreten hatte. Kümmerliche, blasse Stunden, die niemandem etwas bedeuteten.

„Ich komme schon, Martin.“

Grete Löcknitz saß allein am Tisch und wartete auf ihren Vater. Sie war ganz in sich versunken und dachte an Hajnal.

„Guten Abend, Grete.“

Sie schrak auf und ging dem Rittmeister entgegen. „Guten Abend, Vater.“

„Wir sind allein?“

„Wir sind allein.“

„Weißt Du vielleicht, wo die Mutter ist?“

„Ich vermute, daß sie bei der Gräfin Garsedow ist. Heute ist doch Mittwoch?“

„Ja.“

„Dann ist sie bei der Garsedow.“

„Warum bist Du nicht auch dort?“

„Ich? Nee, das fällt mir doch nicht im Schlaf ein!“

„Was geschieht denn bei der Garsedow?“

Grete verzog spöttisch die Lippen. „Es wird in Wohltätigkeit gemacht, unter Leitung des Herrn Pastors Barsbotter. Und Lotte Garsedow muß dazu Harmonium spielen.“

Löcknitz lächelte unwillkürlich. „Ich glaube, Pastor Barsbotter kommt jetzt seltener zu uns ins Haus,“ sagte er nach einer Weile.

„Er hat ein Haar in der Suppe gefunden.“

„Das Haar bin ich?“

Sie wurde mit einem Male ganz fröhlich. „Das Haar bist Du, Vater,“ rief sie lachend. „Herr Barsbotter scheint mich endgültig aufgegeben zu haben.“

Das war eine angenehme Botschaft für Löcknitz. Nun hatte er die Hände frei und mußte sich nicht mehr demütigen lassen.

„Woraus schließt Du das?“

„Das merkt man doch, Vater. Früher war er süß und ölig zu mir, jetzt ist er höflich und ironisch. Fein, sage ich Dir. Außerdem höre ich, daß er sich um Lotte Garsedow bewirbt. Aber da wird er kein Glück haben! Lotte Garsedow spielt zwar Harmonium, aber den Pastor nimmt sie noch lange nicht. Ich kenne sie. Sie ist mehr für die Garde.“

Der Rittmeister sagte verweisend: „Aber Grete, wie sprichst Du!“

„Mach' doch bloß kein ernstes Gesicht, Vater! Das ist zu komisch,“ rief sie lachend und küßte ihn auf die Wange.

Nein, zum väterlichen Erzieher eignete er sich nicht, das fühlte er selber. Der Schulmeisterton lag ihm nicht. Und er stimmte vergnügt in die Fröhlichkeit seiner Tochter ein.

Der alte Diener, der den Tisch abdeckte, blickte verwundert auf die beiden lachenden Gesichter.

„Wie herrlich, daß Du zurückgekommen bist, Vater,“ sagte Grete Löcknitz voll Innigkeit. „Ohne Dich wäre ich verloren gewesen. Vor Dir zittern sie alle, wenn sie auch die Köpfe noch so hoch tragen.“

„Bilde Dir nur das nicht ein, Du dummes Mädel! Ich bin wehrlos und ohne Macht. Kein Mensch zittert vor mir.“

„Es ist doch so, Vater,“ behauptete sie hartnäckig. „Sie fürchten Dich.“

Löcknitz wurde plötzlich von dem unbezwingbaren Verlangen ergriffen, seiner Tochter von dem Pferd zu erzählen, das er gekauft hatte. Es war ihm, als müßte er die gute Meinung, die sie von seiner Tatkraft hatte, rechtfertigen. „Ich will Dir etwas erzählen, Grete, was Dir Freude machen wird,“ sagte er flüsternd, und seine Augen leuchteten vor Stolz. „Aber es muß Geheimnis bleiben. Kein Mensch darf vorläufig etwas davon erfahren.“

„Ich kann schweigen, Vater.“

„Ich habe heute ein Pferd gekauft.“

„Oh, fein!“ jauchzte sie und griff nach seiner Hand. „Jetzt wirst Du wieder einen Rennstall haben, nicht wahr?“

„Es ist ja nur e i n Pferd,“ erwidert er bescheiden.

„Du mußt noch mehr kaufen, Vater.“

Er lächelte. „Das geht nicht so rasch, Grete.“

Sie wurde plötzlich nachdenklich und fragte zögernd: „Woher hattest Du das Geld, um das Pferd zu kaufen?“

„Ich hatte mir ein wenig Geld erspart,“ log er und wich ihrem Blick aus.

„Was für ein Pferd ist es, Vater? Erzähle mir!“

„Es ist eine vierjährige Stute von guter Abstammung. Sie wird Dir gefallen. Sie ist wunderschön,“ sagte er begeistert.

„Wie heißt das Pferd?“ fragte sie.

„Szeretlek,“ antwortete der Rittmeister.

Ihr Herzschlag setzte aus. „Szeretlek?“ stammelte sie. Ihr Vater hatte das Pferd des Geliebten gekauft? Mußte das nicht ein glückliches Vorzeichen sein? Der Gaul kam nicht in fremde Hände. Er blieb bei ihnen und hielt die Treue.

„Jawohl, Szeretlek,“ wiederholte Löcknitz. „Das ist ein ungarisches Wort und heißt so viel wie: Ich liebe Dich!“

Ich weiß, wollte sie sagen, aber sie bezwang sich. Noch mußte sie schweigen.

„Szeretlek wird Dir Glück bringen,“ flüsterte sie zuversichtlich und neigte sich über die Hand des Vaters, um ihr glühendes Gesicht zu verbergen.

XIII

Am nächsten Morgen brachte der Diener dem Rittmeister einen Brief.

„Für mich?“ fragte Löcknitz verwundert und nahm das Schreiben zögernd in die Hand. Es war der erste Brief, den er erhielt, seitdem er wieder im Haus seiner Frau wohnte. Wer konnte ihm schreiben? Die Handschrift auf dem Umschlag war ihm unbekannt.

Er riß den Brief auf und las.

„Sehr geehrter Herr von Löcknitz,

ich weiß nicht, ob Sie sich noch Ihrer Reisegefährtin von Köln nach Berlin erinnern. Es war eine kleine Schauspielerin, der Sie viele kluge Worte sagten. Ich hatte inzwischen Gelegenheit, mich von der Wahrheit Ihrer Worte zu überzeugen.

Aber ich will Sie durch keinen allzulangen Brief ermüden. Ich brauche Ihren Rat, Herr von Löcknitz. Schenken Sie mir eine halbe Stunde! Ich bin jeden Nachmittag zu Haus.

Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit, und bedenken Sie, bevor Sie diesen ungewöhnlichen Schritt eines jungen Mädchens verurteilen, daß ich allein und wehrlos dastehe.

Ich verbleibe mit besten Grüßen Ihre ergebene

Lisa Dierkher.“

Ach Gott, das war ja das kleine Fräulein, das in Köln eingestiegen war, als er von Paris nach Berlin flüchtete. Er hatte die junge Schauspielerin vollkommen vergessen, aber jetzt wurde die Erinnerung mit einem Schlag lebendig. Er sah die alte Frau wieder, die neben dem Zug einherlief und mit dem verweinten Taschentuch letzte Grüße winkte. Er

sah ganz deutlich das gelbe Büchlein, in dem das Mädchen las. „Wie es euch gefällt“, war es. Er erinnerte sich, wie ihn die Aehnlichkeit dieses Mädchengesichts mit dem Bild im Silberrahmen gequält hatte, das auf dem Schreibtisch der Gräfin Söderblom in der Rue d'Anjou stand. Wo war die Gräfin Söderblom? Wo lag die Rue d'Anjou? Ein halbes Menschenleben war seitdem vergangen.

Er las den Brief noch einmal und hatte eine Sekunde lang unwürdige Gedanken, derer er sich schämte. Nein, das Mädchen wollte nichts als seinen Rat. So schrieb keine Komödiantin, die eine Beziehung suchte. Er sah sie in der Ecke des Wagens sitzen, die Augen von Tränen verdunkelt, als er ihr mit seinen bitteren und schonungslosen Worten das Herz schwer machte. Sie hatte wunderschöne Haselnußaugen und war so rührend jung. Der Rittmeister geriet ins Träumen und hatte eine schwermütige Sehnsucht nach der Jugend. Er hätte sich wirklich ein wenig um das kleine Fräulein kümmern können. Mit den klugen Sprüchen während einer Eisenbahnfahrt war es nicht getan. Wenn man jemandem einen Glauben nahm, mußte man dafür Ersatz bieten. Nun rief sie ihn und erbat seinen Rat, den er ihr schuldig war.

Um vier Uhr nachmittags stand er in der Giesebrechtstraße vor dem Haus, in dem das kleine Fräulein wohnte. Gartenhaus, vier Treppen, wiederholte er sich, als er durch den schmalen Hof schritt, der düster und ohne Licht war. Es war eine enge, gewundene Treppe, die steil in die Höhe führte.

Endlich war die Tür erreicht, an der eine Karte mit dem Namen „Lisa Dierkher“ befestigt war. Gedämpft und leise drang Klavierspiel durch die Tür. Das kleine Fräulein spielt Klavier, dachte Löcknitz. Dann begann eine Stimme zu singen. Es war eine junge und herbe Stimme. Sie sang eine sanfte Melodie, die traurig und hoffnungsfroh zugleich war. Das Lied schloß mit verhauchenden Akkorden.

Löcknitz drückte den Klingelknopf. Eilige Schritte kamen näher. „Guten Tag, Fräulein Dierkher.“

„Oh, Herr von Löcknitz! Sie sind wirklich gekommen. Wie freue ich mich!“ Eine zarte Röte flog über ihre Wangen.

Sie standen in dem kleinen Vorzimmer und waren ein wenig befangen.

„Sie müssen verzeihen, Fräulein Dierkher, daß ich nicht früher gekommen bin, ich hatte leider wenig Zeit.“

„Aber jetzt sind Sie da. Seien Sie herzlich willkommen!“ Sie reichte ihm ihre Hand, die er eine Sekunde lang festhielt. „Bitte, kommen Sie weiter, Herr Rittmeister!“ bat sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig.

Löcknitz trat zögernd und vorsichtig in das Zimmer. Er fühlte eine lächerliche Schüchternheit, die jedes Wort und jede Bewegung lähmte. Wie ein Kadett, der ein erstes Abenteuer erlebte, kam er sich vor.

„Wie hübsch Sie es hier haben!“ sagte er und hielt sich an einer Sessellehne an, als bedürfte er einer Stütze.

Es war ein ganz einfaches und schmuckloses Zimmer, das trotz der dürftigen Ausstattung einen gemütlichen Eindruck machte. Ein kleiner grüner Kachelofen stand in der Ecke und strahlte Wärme aus. Dann war ein Schreibtisch da, auf dessen oberem Bort die roten Bände einer billigen Büchersammlung aufgestellt waren. Ferner gab es ein Pianino mit zwei Vasen, in denen halb verwelkte Blumen steckten. Ich hätte ein paar Rosen mitbringen können, dachte der Rittmeister, während er alle Möbel mit der Gründlichkeit eines Gerichtsvollziehers betrachtete.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr von Löcknitz?“

„Danke sehr.“

Nun saß er und wußte nichts zu sagen. Es war wunderschön, still da zu sitzen und dieses liebe Mädchengesicht anzusehen.

„Sie müssen entschuldigen, Herr von Löcknitz, daß ich Sie zu mir gebeten habe. Ich weiß, daß das unschicklich ist.“

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Aber ich konnte doch nicht gut verlangen, daß Sie mich im Kaffeehaus oder bei irgendeiner Normaluhr erwarten.“

„Sie dürfen darüber kein Wort verlieren, Fräulein Dierkher. Wir sind keine kleinlichen Menschen. Und wie die anderen Leute, die die Moral gepachtet haben, darüber denken, kann uns gleichgültig sein.“

Sie atmete erleichtert auf. „Vielen Dank, Herr Rittmeister. Ich hoffte bestimmt, daß Sie so denken würden.“

Er nickte ihr freundlich zu und lächelte. Wie wunderbar ein junges Mädchen ist, dachte er, während sie sprach.

„Wollen Sie eine Tasse Tee mit mir trinken, Herr von Löcknitz?“

„Machen Sie sich doch keine Mühe.“

„Es macht mir Freude. Bitte, bitte.“

„Dann nehme ich mit Dank an, Fräulein Dierkher.“

„Sie müssen mich aber zwei Minuten lang entschuldigen. Sie können inzwischen eine Zigarette rauchen.“ Sie brachte ihm einen Aschenbecher und Streichhölzer.

„Vielen Dank.“

„Ich bin gleich wieder da.“

Er sah ihr nach, als sie zur Tür hinausging, und bewunderte ihren unbewußten, federleichten Gang.

Er hielt die Zigarette in der Hand und vergaß, sie anzuzünden. Es war so rein und friedlich in dieser Stube. Daheim war die Stille, klösterliche Starrheit, hier war sie schweigendes Glück. Er erhob sich und trat ans Fenster. Man sah auf keinen besonnten Platz hinab, auf dem das Denkmal Gavarnis stand. Man sah dicke Nebel und schmutzige Rauchfahnen und Stadtbahnzüge, die langsam in den Bahnhof Charlottenburg einfuhren. Man hörte das Pfeifen der Lokomotiven und das Kreischen der Bremsen. Bunte Lichter leuchteten auf, verschwanden und kehrten wieder. Löcknitz verließ das Fenster. Er konnte keine Züge sehen, ohne daß die Sehnsucht nach der Ferne an seinem Herzen fraß.

(Fortsetzung folgt.)

BILDER VOM TAGE



Fregattenkapitän Straſſer, der Führer unſerer Marineluftſchiffe, Ritter des Pour le mérite. Hofphot. E. Bieber, Hamburg.



Die Hauptperſonen in Wilhelm Schmidtbonns Wiedertäuferſpiel „Die Stadt der Beſeſſenen“ in der Aufführung am Leipziger Alten Theater: Jan Bokelſon (Kurt Stieler) und Hille Feiken (Ellen Delp). Phot. Genthe.



General v. Gabain, Kommandeur einer Inf.-Diviſion, der für hervorragende Verdienſte an der Weſtfront den Orden Pour le mérite erhielt.

RÄTSEL

Silben-Rätſel.

Aus den Silben: al — be — ber — bu — e — es — i — in — ka — ka — ke — ko — ko — lok — mo — re — ri — ryll — sän — se — si — sy — tan — tar — te — tha — tis ſind 9 Wörter zu bilden, deren erſte und letzte beiden Buchſtaben, abwechſelnd von oben nach unten geleſen, ein zeitgemäßes Sprichwort ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Schmuckgegenſtand, 2. afrikaniſchen Baum, 3. altgriechiſche Inſel, 4. Nebenraum, 5. feine Holzarbeit, 6. Schweizer Berg, 7. eine Verwandte, 8. Halbedelſtein, 9. berühmtes Königsſchloß.

Heimat.

Fragt Ihr mich, was mein Rätſelwort?
Tirol iſt's, und dem ſchönen Ort,
Mit edlem Wein, vom Wort umſchloſſen
So innig, dem bin ich entſproſſen.

Der Geſtrenge.

Das „Eins-zwei“ Dir zum Baden frommt,
Das „Drei-vier“ macht Dir klein die Happen;
Was alle Viere zeigen, prompt
Mußt Du's quartaliter berappen.

Löſungen der Rätſel aus Nummer 48:

Silben-Rätſel: Schaffet uns Kohlen. (Goethe, Fauſt II, Klaſſiſche Walpurgisnacht.) 1. Sirach, 2. Angriff, 3. Fanfare, 4. Tohuwabohu, 5. Narſes, 6. Kakao, 7. Hobel, 8. Eiſen.
Eigenartiger Werdegang: Hoſe, Hoſea.
Weſenloſes: Traum, Raum.
Verräteriſch: Meſſer, Eſſer.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Mit mir zuſammen iſt ein kleiner freundlicher Herr in die überfüllte Straßenbahn geſtiegen. Jedes Mal, wenn die Schaffnerin bei uns vorüber kommt, gibt ſie uns einen kleinen Stoß und ſagt: „Bitte mehr nach vorn gehen.“ — Auf dieſe Weiſe ſteht der kleine Herr ſchließlich ganz vorn an der Tür. Nun macht er ſich daran, ſich wieder zum Ausgang zu drängen, da erwiſcht ihn die Schaffnerin und ſagt: „Sie haben ja noch nicht gezahlt!“ — „Wozu denn zahlen?“ fragt der freundliche Fahrgaſt, „ick bin ja den ganzen Weg geloofen.“

*

Ein deutſcher Soldat ſieht auf dem italieniſchen Kriegsſchauplatz hinter einem Hügel Rauch aufſteigen. Er ſchleicht um die Ecke und erblickt einen Kameraden, den er anfährt: „Dammlicher Kerl, roochſt hier 'ne Liebesgabenzigarre und ick denke det iſt ſchon der Veſuv!“

*

„Ah, Frau Drehbank, was haben Sie für eine ſchöne Marmorgruppe gekauft! Amor und Pſyche von Canova, nicht wahr?“ — „Nein, von Wertheim.“



Die verkannten elektriſchen Elemente.
„Tante, was haſt Du'n da eingeweckt?“

Beim Leſeunterricht fragt die Lehrerin: „Wer weiß denn, was ein Junggeſelle iſt?“

Die kleine Elſe hebt den Finger: „Der Junggeſelle iſt der glücklichſte Menſch auf der Welt!“

„Aber, Elſe, wer hat Dir denn das geſagt?“

„Mein Papi.“

*

Als vor acht Tagen unſere neue Minna antrat, zeigte ich ihr, wie man den kleinen Gasofen in meinem Arbeitszimmer anzündet. Heute frage ich die Minna, wie ſie mit dem Ofen fertig wird. „Großartig,“ antwortet das Mädchen, „ſo'n Ofen habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen, ſeitdem der gnädige Herr ihn angemacht hat, iſt er noch nicht ausgegangen.“

*

„Schämſt Du Dich nicht, in jetziger Zeit ſolch eine protzige, goldene Uhrkette zu tragen? . . . Tu' Deine Pflicht und trag' ſie auf die Goldankaufsſtelle!“

„Hab' ich ſchon getan — aber die ſind nicht ſo dumm!“

Die „Berliner Illuſtrirte Zeitung“ erſcheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Poſtanſtalt, laut Poſtzeitungsliſte; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullſtein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-geſpaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oeſterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernſt Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullſtein & Co., Berlin SW, Kochſtraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

16. Dezember
1917
26. Jahrgang
Nr. 50

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Waffenruhe im Osten.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Waffenstillstands-Verhandlungen im Osten: Ankunft russischer Unterhändler (mit verbundenen Augen) vor den deutschen Stellungen. Photothek.

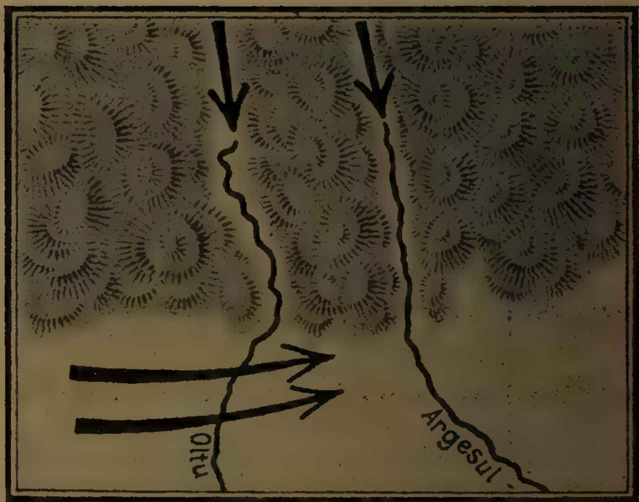
Zum Jahrestag unseres Friedensangebots vom 12. Dezember 1916



Ein interessanter Vergleich: I. Wie die erfolgreiche Offensive gegen Italien durchgeführt wurde.

„Lehnen die Feinde ab, wollen sie die Weltenlast von all dem Schrecklichen, was dann noch kommen wird, auf sich nehmen, dann wird bis in die letzte Hütte hinein jedes deutsche Herz von neuem in heiligem Zorn aufflammen gegen Feinde, die um ihrer Vernichtungs- und Eroberungsabsichten willen dem Menschenmorden noch keinen Einhalt tun wollen."

(Aus der Rede des Reichskanzlers im Reichstage am 12. Dezember 1916.)



II. Nach dem gleichen Plan ist vorher auch Rumänien erobert worden. (Die Pfeile zeigen die Richtung des Vormarsches unserer Truppen an.)



Uebersichtskarte unserer Eroberungen nach dem Stand Anfang Dezember 1917: Die schwarzen Stellen bezeichnen die seit unserem Friedensangebot (Dezember 1916) neu eroberten Gebietsteile.

Am 12. Dezember war ein Jahr verflossen, seit der Bund der vier Mittelmächte jenes Friedensangebot erließ, auf das Lloyd George und Briand, der Russe Trepow und der Italiener Boselli mit Worten des Hohns antworteten. Unsere Feinde waren schlecht beraten, als sie so sprachen und handelten. Wohl war damals ein gewaltiges Gebiet in unserem Besitz. Auf der anderen Seite aber fiel ins Gewicht, daß namhafte Gebietsteile Oesterreich-Ungarns und der asiatischen Türkei, sowie fast unser ganzer Kolonialbesitz in Feindeshänden waren. Die englische Handelsflotte war trotz ihrer Verluste nicht viel geringer als bei Kriegsausbruch und die Gewinne der britischen Reederei glichen zu einem guten Teil die den Verbündeten gewährten Unterstützungen aus. Stellte man damals der europäischen Kriegskarte die Entwickelung der Dinge über See und die wirtschaftliche Lage gegenüber, so konnten unsere Gegner beim Eintritt in Friedens-Besprechungen durchaus den Anspruch erheben, auf gleichem Fuße zu verhandeln. Daß sie das nicht wollten, hat sich bitter gerächt. Vor einem Jahr stellten die Heere des Zaren ein mächtiges Kampfwerkzeug dar, heute kann vielleicht die Ostfront aus dem Kampf ausscheiden. Aus dem Zweifrontenkrieg könnte dadurch — eine ironische Wendung des Schicksals — die von unseren Gegnern solange vergeblich erstrebte „Einheitsfront" entstehen, die von der Yser bis zur Piave reicht. Die Italiener, damals durch die Eroberung von Görz berauscht, haben auf einen Schlag ihre



General Hoffmann,
der bevollmächtigte deutsche Vertreter bei den Waffenstillstands-Verhandlungen mit Rußland.

Hoffnungen und Aussichten, die Hälfte ihres Kriegsmaterials und ein Stück fruchtbarsten Landes in der Größe des Königreichs Sachsen verloren. Die Gesamtfläche eroberten Feindeslandes ist auf mehr als 550,000 Quadratkilometer gewachsen, also beträchtlich mehr als das Gebiet des Deutschen Reiches . . . Dazu kommt noch die Befreiung der von den Russen in Galizien und der Bukowina besetzten Landstriche. Gewiß hat auch uns die Kriegsverlängerung schwere Wunden geschlagen, aber ein Vergleich der jetzigen Lage mit dem Stand der Dinge vor einem Jahr zeigt doch, wie sehr die Zeit für uns und gegen unsere Feinde gearbeitet hat.



Gefangennahme einer Italienerin, die beim Plündern im eroberten Vittorio ertappt wurde.
Phot. Bild- u. Film-Amt.



Die Weltwanderer: Deutsche Infanterie beim Einrücken in die italienische Ortschaft Vittorio.



Der deutsche Heerwurm in Italien: Vorrückende Truppen am Lago morte.
Phot. Bild- u. Film-Amt.



Von der Versteigerung der Kunstsammlung Richard von Kaufmanns in Berlin: Das berühmte Gemälde „Schlaraffenland" von Pieter Bruegel d. Aelteren, das für 310,000 Mark in den Besitz der Münchener Pinakothek überging.

Bilder von den Kriegsschauplätzen.



Im Ueberschwemmungsgebiet in Flandern.
(Englische Photographie.)

Etwas von den Brieftaubenträgern.

Da stehen sie vor mir, stramm, verwegen ausschauend, doch die Augen sind blank. Die Uniformen sind stark mitgenommen, zum Teil notdürftig zugeflickt. Sie sind Brieftaubenträger, Soldaten, die die Brieftauben in die vordersten Stellungen bringen müssen. Mögen die telephonischen Drähte zerschossen, die Kabel zerrissen, Blinker- und Funkerstationen zerstört und die Meldehunde getötet sein, die Brieftauben bringen die Nachrichten sicher zum Regiment, zur Brigade oder Division. Darum ist die Brieftaube in dem



Im überschwemmten Lagunengebiet vor Venedig: Oesterreichisch-ungarische Truppen auf dem Vormarsch.



Die Panzerkuppen des von den österreichisch-ungarischen Truppen eroberten italienischen Forts Leone.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.

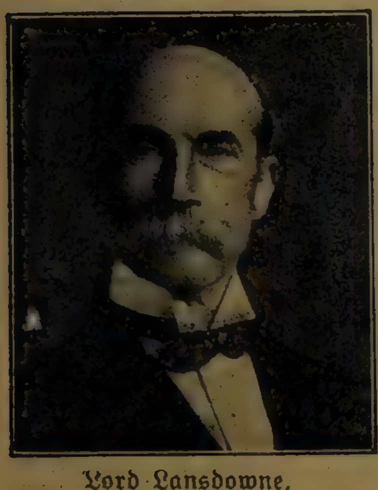


Wirkung einer Mine in einer feindlichen Artilleriestellung. — Nach einer farbigen Lithographie des Malers Oskar Laske, Wien.

flandrischen Trommelfeuer unentbehrlich geworden. Es ist bis heute noch nicht beobachtet worden, daß eine Taube durch Granat- oder Schrapnellfeuer abgeschossen worden wäre. Stets kommt die Taube mit einer Sicherheit bei der Heimatstation an, die bewunderungswürdig ist. Und schnell wird die Nachricht überbracht. Eine gute Taube erreicht eine Fluggeschwindigkeit von 80 bis 100 Kilometern die Stunde. Da das Tier jedoch meistens nur eine Entfernung von 20 Kilometern zu durchfliegen hat, so kann damit gerechnet werden, daß eine Nachricht aus der vordersten Linie nicht länger als eine Viertelstunde gebraucht, um in die Hände eines Stabes zu gelangen. Das Schwierige und Gefährliche ist nur das Hineinbringen der Tauben in die Stellung. Den Brieftaubenkorb auf dem Rücken macht der Mann sich auf den Weg. Vielfach wird die erste Strecke auf dem Fahr- oder Motorrad zurückgelegt, dann aber beginnt die Gefahr. Zur Rechten platzt ein Geschoß, dort wird ein Baumstamm in tausend kleine Holzfetzen zerrissen, links spritzt eine Erdfontaine hoch, der Fuß stolpert über Granatlöcher, glitscht auf dem schlammigen Erdboden aus. Doch fallen darf der Mann nicht. Die Tauben müssen geschützt werden. Vorsichtig schreitet er weiter. Hoch in der Luft schwirren feindliche Flieger, knattern Maschinengewehre, durch die eigene schwere Artillerie führt ihn sein Weg, die Granaten schwärmen jetzt schon wie Fliegen durch die Luft, die erfüllt ist von einem Orkan, unsichtbar und unheimlich. Schon schwirren und zwitschern vereinzelte Kugeln vorbei, Querschläger surren durch die Luft oder fliegen klatschend gegen eine zerschossene Mauer. Plötzlich ist die Luft verpestet. Eine Gasgranate ist in der Nähe geplatzt. Der Träger ringt keuchend nach Luft, während seine Hand zur Gasmaske greift Die Tauben dürfen nicht zugrunde gehen. Schnell entrollt er seine Zeltbahn, zieht sie durch eine in einem Granatloch befindliche Wasserlache und bindet sie dann fest um den Korb. So, den Tauben wird die Gasluft nichts anhaben können, denn die Tiere sind widerstandsfähiger gegen derartige Grausamkeiten des modernen Krieges. So stolpert, holpert, geht der Brieftaubenträger seinem Ziele zu. Das letzte Stück Weges kriecht er, keuchend, doch mit dem festen Willen, sein Ziel zu erreichen. So langt er schließlich an, gibt die Tauben ab und verläßt den Graben erst unter dem Schutze der Dunkelheit. Manch einer kehrt nie zurück. Jgs.



Die erste Photographie von Lenin,
dem Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare in Rußland.
Phot. Postkarten-Z., Zürich.



Lord Lansdowne,
der in einem offenen Brief an Staatssekr. v. Kühlmann für einen Verständigungsfrieden eintrat.



Trotzki,
der Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten in Rußland.



Oberst House,
der Vertreter Amerikas auf der letzten großen Entente-Konferenz in Paris.



Artur Stadthagen †,
Reichstagsabgeordneter für Niederbarnim (Sozialdemokrat).
Phot. [illegible]

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

14. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Auf dem Pianino war ein Notenblatt aufgeschlagen. „Solveig-Songen" las der Rittmeister. Das war offenbar das Lied, dem er auf dem Hausflur gelauscht hatte.

Dann ging er zum Schreibtisch, besah die Büchertitel und entdeckte eine Rosamuschel, die als Briefbeschwerer diente.

Fräulein Dierkher kam herein und trug eine Platte, auf der das Teegeschirr stand. „Das ist schnell gegangen, nicht? Drei Minuten. Oh, Sie bewundern meine Schätze."

Sie lachte hell auf. Der Rittmeister hielt die Muschel in der Hand.

„Legen Sie die Muschel ans Ohr!"

Löcknitz gehorchte.

„Fein, was?"

„Großartig," bestätigte der Rittmeister.

Sie sagte, und ihr Gesicht wurde langsam ernst: „Manchmal, wenn es mir zu einsam ist, lege ich die Muschel an mein Ohr. Dann kann ich mir das Meer vorstellen."

„Sie haben das Meer noch nicht gesehen?"

„Nein." Sie stand nachdenklich da und betrachtete die Muschel. Dann besann sie sich und bat freundlich: „Wollen wir Tee trinken, Herr von Löcknitz?"

Er setzte sich an den Tisch.

„Nehmen Sie Zitrone?"

„Ja, bitte."

„Sie hätten wohl Rum lieber. Aber ich habe keinen."

Er lächelte nur und konnte kein Auge von ihrer biegsamen, gertenschlanken Jugend lassen.

„Es wird schon dunkel. Ich werde Licht machen."

„Ach bitte, warten Sie noch ein bißchen, Fräulein Dierkher. Es ist so hübsch schummrig."

„Ich sitze auch gern im Dunkeln beim Fenster und sehe den Eisenbahnzügen nach."

„Haben Sie Heimweh?"

„Oh, nein. Ganz im Gegenteil. Ich bin sehr gern in Berlin."

„Sie haben doch nichts von Berlin, wenn Sie immer allein im dunklen Zimmer sitzen."

„Doch. Uebrigens komme ich auch manchmal in die Stadt."

„Haben Sie Freunde oder Freundinnen gefunden?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein."

„Und die Kollegen vom Theater?"

„Mit denen verkehre ich nicht," antwortete sie und machte ein hochmütiges Gesicht.

Er fühlte ihre Bitterkeit und trank schweigend den Tee. Wenn man nur wüßte, wie diesem jungen Geschöpf zu helfen wäre.

„Bitte, rauchen Sie, Herr von Löcknitz!"

„Danke." Er zündete eine Zigarette an und gab sich einer bittersüßen Schwermut hin.

„Ich bin so glücklich, daß Sie hier sind," sagte Lisa voll leidenschaftlicher Dankbarkeit. „Ich habe niemand, mit dem ich sprechen könnte."

„Wie ist es mit dem Theater?" fragte er zögernd.

„Es ist alles so, wie Sie vorausgesagt haben," antwortete sie empört. „Nein, es ist noch schlimmer, noch viel schlimmer."

„Erzählen Sie mir, Fräulein Dierkher."

„Ja. Deswegen habe ich Sie zu mir gebeten. Sie sollen mir raten."

„Gern, Fräulein Dierkher."

„Aber ich muß Licht machen, sonst sehe ich Gespenster."

Sie stand auf und knipste das Licht an.

Dann begann sie zu erzählen. Sie erzählte von ihrem ersten Besuch bei dem Theateragenten Waldemar Klärer. Sie erzählte von Theodor Hötz, dem besten Dienerspieler des deutschen Theaters, und von Mengled Müller, für die ungarische Magnaten in den Tod gegangen waren. Und im Goethe-Theater würden nur „feine" französische Lustspiele gespielt. Und Fräulein Lotte Küppers wäre Alleinherrscherin im Theater.

„Als Antrittsrolle wurde mir ein Stubenmädchen in ‚Poupette kann nicht nein sagen' zugeteilt. Fräulein Küppers brachte mir kein Stichwort, so daß ich aus dem Stegreif spielen mußte."

„Was hat denn Fräulein Küppers gegen Sie?" fragte Löcknitz.

„Ich weiß nicht," erwiderte Lisa und wurde ein wenig verlegen. „Vielleicht fürchtete sie eine Konkurrenz."

Fräulein Dierkher sprach nicht die volle Wahrheit. Der Groll des Fräulein Küppers hatte andere und tiefere Wurzeln. Fritz Dunkelbaum war von einer jähen Leidenschaft für Lisa Dierkher ergriffen worden, die er eines Tages zufällig erblickt hatte, als er seine Freundin von der Probe abholte. Seine Leidenschaft wurde um so heftiger, je zurückhaltender und ablehnender Lisa Dierkher sich verhielt. Er schickte ihr täglich Blumen in die Garderobe, die sie achtlos verwelken ließ.

„Vor einigen Tagen ließ mich der Direktor in die Kanzlei kommen," fuhr Lisa fort, „und teilte mir sehr förmlich mit, daß er zu seinem großen Bedauern gezwungen wäre, von dem Kündigungsparagraphen Gebrauch zu machen. Ich hätte die Erwartungen, die auf mich gesetzt worden wären, nicht erfüllt. Auch meine Provinzmanieren und Kleider eigneten sich nicht für ein weltstädtisches Unternehmen vom Rang des Goethe-Theaters."

„Unerhört!" rief Löcknitz entrüstet und knirschte mit den Zähnen. „Was haben Sie dem Direktor geantwortet?"

„Gar nichts. Ich habe ihm ins Gesicht gelacht und bin ohne Gruß hinausgegangen."

„Das ist wenigstens etwas," meinte der Rittmeister befriedigt.

„Was sollte ich anderes tun? Er erwartete offenbar, daß ich bitten und weinen würde, und war von meinem Benehmen sehr enttäuscht. Aber das Beste kommt noch. Am nächsten Tag bat mich der Rendant des Theaters zu sich in die Kanzlei und erklärte mir teilnahmsvoll, mein Schicksal wäre ihm sehr zu Herzen gegangen. Er hätte alles mögliche versucht, um den Direktor umzustimmen. Leider vergeblich. Das einzige, was er durchzusetzen sich vermäße, wäre ein Aufrechthalten des Vertrages bei geminderten Bezügen."

„Wie erbärmlich!" rief Löcknitz.

„Ja, das ist es. Wie Sie sich vielleicht erinnern, Herr Rittmeister, wurden mir 240 Mark monatlich zugesagt. Wenn ich mich mit 150 Mark begnüge, darf ich Mitglied des Goethe-Theaters bleiben."

„Was haben Sie auf diese Zumutung geantwortet?"

„Ich habe mir Bedenkzeit erbeten."

Der Rittmeister runzelte die Stirn, als wäre er mit dieser Lösung durchaus unzufrieden. „Was gedenken Sie nun zu tun, Fräulein Dierkher?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte sie leise und hob ihre schmalen Schultern hoch. „Ich wollte Ihren Rat hören, Herr von Löcknitz. Deswegen schrieb ich Ihnen."

Er sprang auf und begann mit langen, festen Schritten durch das Zimmer zu marschieren. „Mein Rat ist, daß Sie dem Goethe-Theater einen Fußtritt geben, mein liebes Fräulein Dierkher."

„Das wäre gewiß eine sehr hübsche Bewegung," meinte sie mit einem feinen Lächeln, „aber was habe ich schließlich davon?"

„Genugtuung, Fräulein Dierkher."

„Ein Rittmeister kann sich Genugtuung verschaffen, aber niemals ein armes Mädchen beim Theater."

„Sie wollten doch dem Theater keine Opfer bringen," sagte er enttäuscht und vorwurfsvoll.

„Bringe ich auch nicht, Herr von Löcknitz. Ich kann mir aber anderseits den Luxus der Genugtuung nicht leisten."

Er wurde ruhiger und setzte sich wieder nieder. „Da haben Sie freilich recht. Ich will immer mit dem Kopf durch die Wand. Das geht nicht. Ich spüre es am eigenen Leib. Ich bin ein schlechter Ratgeber, Fräulein Dierkher."

Er überlegte und fragte nach einer Weile: „Haben Sie nicht versucht, bei einem anderen Berliner Theater unterzukommen?"

„Gewiß. Ich bin von einem Agenten zum anderen gelaufen. Es ist aussichtslos. Wir sind mitten in der Spielzeit."

„Vielleicht bekämen Sie in der Provinz leichter eine Anstellung."

„Das wäre möglich," sagte sie zögernd und erblaßte.

„Vielleicht ließe sich gar in Köln etwas finden. Das wäre der beste Ausweg, denke ich. Sie könnten bei Ihrer Mutter wohnen und ruhig abwarten."

„Und ruhig abwarten," wiederholte sie mechanisch und legte mutlos die Hände in den Schoß.

Nun merkte aber der Rittmeister doch, daß das kleine Fräulein von seinem Rat nicht allzusehr entzückt war. „Hält Sie irgend etwas in Berlin zurück?" fragte er behutsam.

Ihre Lider wurden schwer unter seinem Blick. In dieser Sekunde wurde ihr bewußt, warum sie sich an diese Stadt klammerte. In dieser Sekunde begriff sie voll schmerzlichster Seligkeit, daß sie Löcknitz liebte, daß ihr Leben sich mit dem seinen verknüpft hatte, daß sie ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war.

Er wiederholte seine Frage, noch vorsichtiger und zarter.

„Ich möchte gern hier bleiben," antwortete sie zaghaft und schuldbewußt. Ihre Augen waren von Tränen verdunkelt.

Der Rittmeister fühlte eine rätselhafte Beklommenheit, als er in diese flehenden Augen blickte. Er wagte nicht, weiter in ihr Geheimnis zu dringen. Schließlich war es auch eine Grausamkeit, das Mädel nach Köln zurückzuschicken.

„Sie wollen also hier bleiben?"

Sie nickte mit dem Kopfe und lächelte.

„Im Goethe-Theater?"

„Ja."

„Aber Kind, Sie können doch nicht von 150 Mark leben!" Wie ein besorgter Vater kam er sich vor. „Ich kann das wirklich nicht verantworten."

„Sie tragen ja keine Verantwortung, Herr von Löcknitz."

„Doch. Denn Sie haben mich um Rat gefragt."

Er zündete eine frische Zigarette an und überlegte angestrengt. Es mußte einen Ausweg geben.

„Die ganze Sache ließe sich leichter durchführen," begann er zögernd, „wenn Sie mir gestatteten, Ihnen, solange Sie keine bessere Anstellung haben, behilflich zu sein." Er geriet einigermaßen in Verlegenheit. „Ich habe gewiß kein Recht zu diesem Vorschlag, und ich will Sie damit auch nicht beleidigen, aber —"

„Sie beleidigen mich nicht," unterbrach sie ihn und wurde sehr rot. „Ich weiß genau, wie Sie es meinen, Herr Rittmeister, und ich danke Ihnen für Ihre Freundesworte. Aber ich bedarf Ihrer Unterstützung nicht. Ich komme allein durch."

„Und wenn Sie eines Tages eine Rolle erhielten, die neue Kleider erforderte?"

„Dann werde ich Ihre Hilfe annehmen, Herr von Löcknitz." Sie wußte genau, daß es im Goethe-Theater solche Ueberraschungen für sie nicht gab.

Er war mit dieser Lösung nicht ganz zufrieden. Er hätte gern sofort und mit vollen Händen geholfen.

„Sie müssen mir versprechen, daß Sie sich ohne kleinliche Bedenken an mich wenden werden, wenn Sie meiner bedürfen, Fräulein Dierkher. Wir wollen doch gute Freunde sein."

„Das wollen wir," antwortete sie und war seiner nicht sicher. Wenn er dieses Zimmer verließ, hatte er doch alles vergessen. Auch damals während der Eisenbahnfahrt hatte er wie ein Freund gesprochen und war nicht wiedergekommen.

„Und Sie versprechen mir —"

Sie zögerte. Er drohte scherzend: „Sonst bekommen Sie keine Erlaubnis, im Goethe-Theater zu bleiben, Fräulein Dierkher."

„Es ist so schwer," seufzte sie und biß die Lippen zusammen.

„Ich will Ihnen keine Geschenke machen, liebes Fräulein. Das fällt mir nicht ein. Ich bin dazu auch gar nicht in der Lage. Nur helfen möchte ich Ihnen, wenn es mal nicht weiter geht."

„Ich will nicht abhängig sein," bat sie angstvoll und hatte wieder Tränen in den Augen.

„Das ist doch keine Abhängigkeit. Denken Sie mal nach!"

Er griff nach ihrer Hand und wußte plötzlich nichts mehr zu sagen. Es war so merkwürdig, eine kleine Mädchenhand festzuhalten. Wie ein zitternder Vogel erschien sie ihm.

„Sie versprechen mir, Fräulein Dierkher?"

„Ich verspreche."

Er gab vorsichtig ihre heiße Hand frei und blickte zum Fenster. Eine seltsame Befangenheit lastete auf ihm. Er hörte das Pfeifen der Stadtbahnzüge und das Kreischen der Bremsen. Seine Augen kehrten zögernd zu Lisa Dierkher zurück. Ein kommendes Glück lag auf ihrem Gesicht. Wie wunderbar jung ihre Lippen waren! Löcknitz riß sich zusammen und brach das Schweigen, das drohend geworden war.

„Sie spielen Klavier?"

„Ja, ein wenig."

„Sie singen auch?"

Sie nickte mit dem Kopf.

„Ich hörte Ihnen zu, als ich draußen auf dem Flur stand. Es war ein wunderschönes Lied."

„Solveigs Lied von Grieg. Kannten Sie es nicht?"

„Nein."

Sie erklärte nachdenklich: „Dreißig Jahre lang singt Solveig, bis Peer als Greis heimkommt, um in ihren Armen zu sterben."

„Ein bißchen lang," versuchte er zu scherzen. „Aber immerhin, es ist ein schönes Lied. Möchten Sie es nicht nochmals singen, Fräulein Dierkher?"

„Gern, Herr Rittmeister."

Er wurde still und weich, während sie sang. Wie eine Brücke lag die Melodie zwischen ihm und der Sängerin. Mich erwartet niemand, dachte er. Ich habe kein Heim, in das ich zurückkehren kann, um zu sterben.

„Sehr schön," sagte er trocken. „Vielen Dank. Sie sollten Ihre Stimme ausbilden lassen."

„Wozu?"

„Wir sprechen noch darüber."

Sie schlug einige Akkorde an und suchte eine Melodie.

„Sie mögen sentimentale Musik nicht?"

„Doch, aber nur, wenn ich sehr gut gelaunt bin."

Er hat Humor und ist glücklos, fühlte sie und zwang sich zur Heiterkeit.

„Dann muß ich Ihnen heut etwas Lustiges vorsingen."

„So war es nicht gemeint, Fräulein Dierkher."

Sie hatte die Melodie gefunden und begann einen dummen französischen Gassenhauer zu singen, der vollkommen sinnlos war. Es handelte sich um einen Neger aus Martinique, der sich nicht erst schwarz anziehen mußte, wenn er in die Oper gehen wollte. Der Rittmeister erkannte das Lied sofort wieder. Das hatte Fragson in der Abbaye de Thélème gesungen, oben auf dem Montmartre. Er wurde ganz vergnügt und summte den Endreim des Liedes mit. Eine Welle von Leichtsinn schlug über ihm zusammen. Er beugte sich über die spielende Hand und küßte sie leidenschaftlich. Lisa hörte augenblicklich zu singen auf. Ihre Verwirrung war so groß, daß Löcknitz jäh ernüchtert wurde.

„Vielen Dank für das Lied," sagte er verlegen. „Es war eine hübsche Erinnerung für mich."

Sie gab keine Antwort und blickte ihn prüfend an.

„Mir ist um Ihre Zukunft nicht bange, Fräulein Dierkher," fuhr er fort, nur um kein Schweigen aufkommen zu lassen. „Ich weiß jetzt, wohin Ihre Fähigkeiten Sie weisen. Sie haben ein ausgesprochenes Soubrettentalent."

„Glauben Sie?"

„Ich bin davon überzeugt."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin es nicht, Herr von Löcknitz."

„Und warum nicht?"

„Weil mir die Ausdauer zu Demütigungen fehlt, um eine große Künstlerin zu werden. Mit mir ist nichts zu wollen."

„Das dürfen Sie nicht sagen," entgegnete er sehr bestimmt. „Sie müssen den Versuch wagen, bevor Sie verzichten. Ich will Ihnen zur Seite stehen, bis Sie Ihr Ziel erreicht haben."

„Wissen Sie denn, was mein Ziel ist, Herr von Löcknitz?" fragte sie leise.

„Was ist Ihr Ziel?"

Sie zögerte einen Augenblick, bevor sie antwortete: „Am liebsten möchte ich ein kleines Haus irgendwo am Rhein besitzen und dazu ein paar Kinder, braune Buben und blonde Mädels."

„Bürgerin Dierkher, ich glaube Ihnen kein Wort," rief er lachend.

Sie stand auf und ging langsam durch das Zimmer. „Vielleicht haben Sie recht, Herr von Löcknitz. Wer kennt sich selber? Und dann, was kann alles aus einer Frau gemacht werden!" Sie stand regungslos da, mit verschlungenen Händen und hatte einen feinen Leidenszug um den Mund, der gar nicht in dieses junge Gesicht paßte.

Der Rittmeister sah sie überrascht an und wurde ganz unsicher. Er hatte sich von dem einfältigen französischen Liedchen irreführen lassen. Eine bange Zärtlichkeit für dieses arme, tapfere Geschöpf preßte ihm das Herz zusammen. Er hatte das Gefühl, daß sie Kameraden und Weggenossen wären.

„Ich muß jetzt gehen, Fräulein Dierkher. Haben Sie Dank für den schönen Nachmittag."

„Oh, ich habe zu danken, Herr Rittmeister."

„Wissen Sie das so sicher, liebes Fräulein?" fragte er leise und blickte ihr in die Augen. Sie empfand seinen Blick im ganzen Körper und zitterte.

Er nahm Abschied von dieser stillen Stube, in der die große Rosamuschel auf dem Schreibtisch das Lauteste war, und trat in das schmale Vorzimmer.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Dierkher," sagte er hastig und drückte ihr die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

BILDNISSE VOM TAGE



General Diaz,
der Nachfolger Cadornas als Oberbefehlshaber der italienischen Armee.



Neue Aufnahme der jüngsten Schwiegertochter des Kaisers, Prinzessin Joachim von Preußen mit ihrem Sohne.
Phot. Else Niemeyer.



Kampfflieger Buckler,
der zum Leutnant befördert wurde.
Phot. Berl. Jll.-Ges.

R Ä T S E L

Silbenrätsel.

Aus den Silben: be — draht — e — ei — en — fa — hau — in — nach — ne — ri — se — sekt — tum — ver — zi sind 6 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen orientalischen Gruß ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Schicksalsbestimmung, 2. Wagneroper, 3. kleines Tier, 4. geographische Bezeichnung, 5. Abwehrmittel, 6. Stadt in Thüringen.

Schutz.

Mit N befreie ich vom Schmutze
Und schütze bei Erkrankung Dich.
Mit P nimmt gleichfalls man zum Schutze
Und nennt zuweilen sauber mich.

Verschieden zubereitet.

Beschnitten rechts und links gereicht,
Wird weich die Frucht und federleicht.
Wer nochmals seinen Schnitt gemacht,
Hat sie nicht kalt, nicht warm gebracht.

Kein Flieger.

Es strömt Musik aus Silbenpaar Eins-Zwei,
Ein weiblich Wesen ist niemals die Drei,
Beim Militär kannst Du das Ganze seh'n,
Stets wird es auf den beiden ersten steh'n.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 49:

Silben-Rätsel: Bereit sein ist alles. 1. Berlocke, 2. Sykomore, 3. Ithaka, 4. Kabuse, 5. Intarsie, 6. Säntis, 7. Tante, 8. Beryll, 9. Eskorial.

Heimat: Va(terlan)d.

Der Gestrenge: Wassermesser.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Die Mutter zeigt dem kleinen Max auf einem Spaziergang einen zerlumpten Jungen und erzählt ihm dabei in rührender Weise, daß das arme Kind keinen Vater mehr hat. Dann schließt sie: „Möchtest Du wohl diesem bemitleidenswerten Kinde Dein weißes Kaninchen geben?“ — Mäxchen denkt eine Weile nach, dann sagt er: „Kann er nicht lieber Papa kriegen?“

*

Wahre Begebenheit. Vor dem Schlosse des Erbprinzen steht ein eben erst ausgebildeter Soldat Posten. Die Tochter des Erbprinzen kommt von einem Spaziergang zurück, wird aber vom Posten nicht rechtzeitig bemerkt. Hinter der Hoheit geht ein Unteroffizier, der den Posten mit heftigen Gebärden und Winken auf das Nahen der Hoheit aufmerksam macht. Endlich bemerkt der Soldat diese Zeichen. Er tritt der Näherkommenden in den Weg und sagt freundlich: „Hörn's, Frail'n, Ihner Schatz ruft Ihner!“

*

Während der Opern-Vorstellung brach ein kleiner Brand in einer Kulisse aus; sofort sprangen die Zuschauer auf und drängten zu den Ausgängen. Der Heldentenor trat vor und rief: „Beruhigen Sie sich und bleiben Sie ruhig auf Ihren Plätzen, es ist gar keine Gefahr.“ Aber kein Mensch hörte auf seine Worte. Da rief der Heldentenor: „Aber bleiben Sie doch ruhig sitzen; glauben Sie, wenn ein bißchen Gefahr wäre, bliebe ich hier oben?“ Da kehrten die Zuhörer beruhigt auf ihre Sitze zurück.



„Nanu, was ist denn mit Dir los?“
„Ach, ich will versuchen, einen Chauffeur rumzukriegen, daß er mich fährt.“

*

Auf einer Abendgesellschaft fragte ein Gast einen anwesenden Herrn aus dem Kriegsministerium: „Was denken Sie, Exzellenz, wie lange wird der Krieg noch dauern?“ — Umgehend antwortete der Gefragte: „Was meinen Sie, wie lang ein Schiffstau ist?“ — Der neugierige Gast sah die Exzellenz erstaunt an und stammelte: „Ich — ich weiß nicht!“ — „Nein?“ sagte da der Herr aus dem Kriegsministerium, „mir geht's genau so, und ich freue mich, daß wir da völlig übereinstimmen.“

*

Unbeugsam. „Ich dulde es nicht, daß Du im Film mitspielst,“ sagte der alte Ringberger zu seiner Tochter. „Mein ehrlicher Name soll nicht durch Dich befleckt werden!“ — „Und ich geh' doch zum Film! Im Notfall schaffe ich mir eben ein Pseudonym an!“ rief die Tochter. — „Tu' das nur,“ drohte der alte Ringberger, „dann schlag' ich Euch beiden die Knochen entzwei!“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
1 2 3 4 5 6

23. Dezember 1917
26. Jahrgang
Nr. 51

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Weihnachtsvorbereitungen.
Im Hof einer Berliner Munitionsfabrik: Arbeiterinnen mit dem Geschenk für das Kind der Kameradin.



Von den Kämpfen bei Cambrai: Erbeuteter Tank in Fontaine an der Straße Cambrai—Bapaume.



Feindliche Tanks während des Vorgehens auf dem Schlachtfeld bei Cambrai, von einem deutschen Flieger aufgenommen.

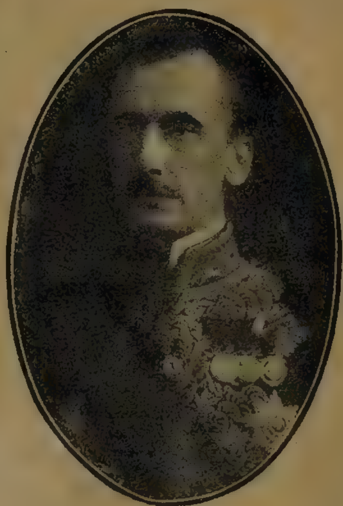
Die Erziehung der Handelsseeleute.

„Steig' ins Seemannsjäckchen, Kleiner,
Und man denkt, Du wärest einer,"

heißt es in einem Marineliede; aber mit dem Anzuge ist es nicht getan, es gehören Jahre voll härtester Arbeit und Entbehrung mancher Lebensgenüsse dazu, um einen vollwertigen Seemann heranzubilden, einen „Fahrensmann", der an Bord im Kampfe mit den Elementen seine Stelle voll ausfüllt. Seeleute im engeren Sinne sind die Besatzungen der Segelschiffe und das Brücken- und Deckpersonal der Dampfer. Grundlegend für ihre Heranbildung ist das Fahren auf Segelschiffen, da diese in ihrer Bewegung in Wind und Wetter nur von der geschickten Handhabung ihrer einzigen Triebkraft, den Segeln, abhängig sind und die zukünftigen Schiffsführer zu einer Umsicht und Entschlossenheit erziehen, wie es auf Dampfern nicht möglich ist. Für die späteren Handelsschiffsoffiziere ist daher eine mindestens zwölfmonatige Fahrzeit auf über See gehenden Segelschiffen vorgeschrieben, bevor sie zum Besuch der Steuermannschule zugelassen werden. Das Bestreben aller, die es in der Handelsmarine zu etwas bringen wollen, geht nun dahin, möglichst schnell eine Schiffsjungenstelle auf einem Segelschiff zu bekommen, was bei dem Andrang und dem durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingten Rückgang dieser Schiffsklasse nicht so einfach ist. Möglichst soll es natürlich ein großer Segler sein, der transatlantische Fahrten macht; aber so mancher Schnelldampferkapitän hat seine Fahrzeit auf einem kleinen Fahrzeug mit vielleicht 5 Mann Besatzung begonnen, wo er als Junge den Koch spielen mußte, eine Tätigkeit, die oft erst nach harten Belehrungen zufriedenstellend ausgeübt wurde. Das Ausbeutesystem mancher Heuerbase (den Stellenvermittlern im Seemannsgewerbe), das Abwandern unserer jungen Leute auf ausländische Segelschiffe zwangen zur Einführung von Handelsschulschiffen, die vom Norddeutschen Lloyd und dem deutschen Schulschiffverein unterhalten werden und die Ausbildung einer genügend großen Zahl des Offiziernachwuchses ermöglichen. Der Lloyd fordert für seine Kadetten das einjährige Schulzeugnis, während sonst durchweg das Seefahren mit dem 14. oder 15. Jahre begonnen wird. Die Laufbahn nimmt folgenden Verlauf: Je 12 Monate Schiffsjunge und Leichtmatrose und darauf 1¾ Jahr als Vollmatrose. Nach diesen 45 Monaten wird die Steuermannschule besucht, die in zwanzig



Londoner Verkehrsnöte:
Englische Karikatur zur Untergrundbahn-Ueberfüllung in London, die wie in Berlin durch das Fehlen vieler anderer Verkehrsmittel verursacht wird.



Graf Czernin,
der österr.-ung. Minister des Aeußeren, der in den Delegationen bedeutsame Reden hielt.
Hofphot. Pietzner.



Ein Fliegerunfall in der Schweiz:
Ein Flugzeug, das auf das Dach des Gasthofs „Zum Löwen" in Schlieren abgestürzt ist.



In Italien: In Brand geschossene italienische Eisenbahnzüge in Stazione per la Carnia. Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.

WAFFENRUHE AN DER OSTFRONT



Die Waffenstillstandsverhandlungen im Osten: Empfang der ersten russischen Parlamentäre an einem Frontabschnitt.

(Fortsetzung von Seite 594.)

Küstenstädten unterhalten werden. Der Schulbesuch dauert 7 bis 9 Monate und umfaßt nautische Berechnungen, Seemannschaft, Seestraßenrecht, Schiffs- und Maschinenkunde, fremde Sprachen, sowie Heilkunde. Nach Bestehen der Prüfung, die nebenbei zum einjährig-freiwilligen Dienst in der Marine berechtigt, stehen den nunmehrigen Steuerleuten leitende Stellen auf Schiffen zu; zu deren Führung berechtigt jedoch erst die nach zwei weiteren Jahren Fahrzeit abzulegende Schifferprüfung, wozu wieder der vier- bis fünfmonatige Besuch einer Navigationsschule mit einem erweiterten Lehrplan obiger Fächer nötig ist. Das jetzt erteilte Schifferpatent „für große Fahrt" (der Kapitän heißt in den Gesetzen Schiffer) berechtigt zur Führung von Schiffen jeder Art und Größe in allen Meeren. Daneben gibt es noch kürzere Lehrgänge für Schiffer „für kleine Fahrt", für die Fahrt in Nord- und Ostsee. Für die Fischereifahrzeuge gelten besondere Bedingungen, so ist z. B. für ihre Führer eine Fahrzeit auf Segelschiffen nicht mehr vorgeschrieben. Neuerdings machen viele Steuerleute noch einen Lehrgang in Funkentelegraphie durch, um sich das Unterkommen bei den Reedereien zu erleichtern, die damit auf ihren Schiffen einen Bordtelegraphisten sparen. Diese werden von der Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie in Berlin ausgebildet und haben den Rang eines Schiffsoffiziers. Wie die Kriegsmarine, so hat auch die Handelsmarine Unteroffiziere: Bootsleute, Steuerer, Zimmerleute und Segelmacher; für die letzten beiden Klassen ist außer einer längeren Fahrzeit eine Ausbildung in Werkstätten nötig. Für die Heranbildung dieses Ersatzes sorgen auch die Schiffe des Schulschiffvereins. Die Maschinisten und Ingenieure lernen zunächst mehrere Jahre in Dampfmaschinenbau- oder Reparaturwerkstätten und gehen dann als Heizer oder Assistenten an Bord. Für die Stellungen der vierten bis ersten Maschinisten ist beim jedesmaligen Aufrücken eine Prüfung abzulegen, der Besuch einer der sieben staatlichen Seemaschinistenschulen ist hierzu nicht erforderlich; die nötigen Kenntnisse können durch Selbststudien erworben werden. Dagegen müssen die Ingenieure, die auf den großen Schnelldampfern Verwendung finden, vor Ablegung ihrer Prüfungen mehrere Monate dazu vorgeschriebene Lehrgänge besuchen. Das sonstige Maschinen- und Heizraumpersonal erwirbt sich die erforderlichen Kenntnisse im täglichen Betriebe.



Russische Unterhändler.



Parlamentär-Abordnung eines russischen Frontteils an unserem Drahtverhau bei der Verhandlung mit einem deutschen Offizier und einem Oesterreicher, der als Dolmetscher dient.



Russische Unterhändler.

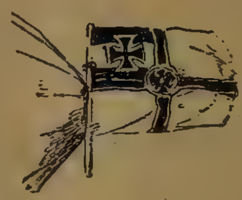


Bilder von einem Besuch bei unseren Luftschiffen: Rückkehr eines Marineluftschiffs von einer Fahrt. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Ein Besuch bei unsern Luftschiffen.

Von Oberleutnant z. S. d. R. Gruner. / Mit Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

Wer hat nicht schon einmal den Wunsch geäußert, ein Luftschiff in der Nähe zu sehen? Darf ich Ihnen mal eins zeigen? Fern von der Welt, mitten in der Heide, da stehen mächtige Gebäude und bergen in ihrem Innern jene Ungetüme. Unwillkürlich bleiben Sie am Eingang stehen und brechen in ein staunendes „Ah!" aus. Wie in einer Kirche ist Ihnen zu Mute und Sie wagen es gar nicht, die Stille, die nur durch das Tap-tap-tap der Postenschritte gestört wird, zu unterbrechen. Der Dienst ist heute beendet, aber sonst herrscht Leben hier und Arbeit. Da mit diesen dicken Schläuchen wird Gas gefüllt, mit jenen Wagen wird Benzin herbeigefahren und durch Kohlensäure in die Fässer des Schiffes gepreßt. Die Sandsäcke, die Sie am Schiff hängen sehen, werden abgehakt, sobald die Besatzung einsteigt. Dadurch hebt sich das Schiff von den Böcken, auf denen es jetzt steht, und kann hinaus gebracht werden. Mitten durch das Schiff geht ein Laufgang, der die Verbindung zwischen den vier Gondeln herstellt. Jede Gondel enthält einen Motor, und die vorderste Gondel außerdem den Führerstand. Das ist entschieden das Interessanteste für den Laien und wir wollen doch mal hineinsteigen. Stellen Sie sich vor, hier vorne an dem Rade steht der Seitensteurer und hält das Schiff auf dem befohlenen Kurse. An dem anderen Rade hier links steht der Höhensteurer, der, wie sein Name schon sagt, das Schiff rauf und runter steuert. Die vielen Drahtzüge über seinem Kopf gehen zu den Wassersäcken im Schiff. Sobald also Ballast gegeben werden soll, braucht nur ein solcher Draht gezogen zu werden. Eine andere Sorte ähnlicher Drahtzüge betätigt die Gasventile in den einzelnen Zellen des Schiffes. Da vorne in der Ecke rechts befindet sich das Zielfernrohr und die sinnreiche Einrichtung des Bombenabwurfs. Ein Tastendruck genügt. Auf dem Tisch hier, unter dem Maschinentelegraphen, hat der



Die Flagge am Heck des Luftschiffs.



In der F.-T.-Bude (Funken-Telegraphie-Kabine).

Der F.-T.-Maat nimmt die Funksprüche auf, der Wachoffizier entziffert sie mit Hilfe des Schlüssels. Dieser ist streng geheim, und die Bücher sind so eingerichtet, daß sie bei Gefahr sofort leicht vernichtet werden können.



Am Maschinengewehr, wenn ein englischer Flieger in Sicht kommt.



Steuermann seine Land- und Seekarten ausgebreitet. Diese Beutel sind Fallschirme. Da sehen Sie auch noch Schwimmwesten und diese merkwürdigen Dinger sind Sauerstoffflaschen, denn in größeren Höhen geht einem leicht die Luft aus. Das große Kabinett birgt die Anlage für die drahtlose Telegraphie. Nun die Leiter hinauf in den Laufgang. Bleiben Sie hübsch auf dem schmalen Brett. Hier hängen von vorne bis hinten Wassersäcke, Benzinfässer und Bomben. Rechts und links der gelbe Stoff ist die Wandung der Gasballons, die der Luftschiffer Zellen nennt. Sie werden sich nun überzeugt haben, daß





Bilder von einem Besuch bei den Luftschiffen, von Fritz Koch-Gotha: Der „Lufthunne" aus Dresden.

Der Motorenmaat beim Herausschauen aus der Gondel während schnellster Fahrt.

Ein ungefährlicher „Volltreffer": Aus den Ballastsäcken kommt bei der Landung oft ein plötzlicher Wasserstrom, dem die Matrosen, die auf dem Landungsplatz Hilfe leisten, ängstlich ausweichen. Mitunter gelingt das aber nicht.

Ihre Befürchtung, dies könnten die Feinde uns so leicht nachmachen, hinfällig ist. Ganz abgesehen von den Hallenanlagen, Gasanstalten und dem geschulten Personal. Nein, in diesem Kriege brauchen die Berliner keine Furcht zu haben und noch keine Untergrund-Abonnements für nächtliche Angriffe zu lösen.



Blick auf den Landungsplatz mit den Hilfe leistenden Matrosen von der Gondel des Luftschiffs aus. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

15. Fortsetzung. _ Nachdruck verboten.

XIV.

Der Rittmeister von Löcknitz wurde in diesem Winter ein ruhiger und zufriedener Mann. Sein Leben floß dahin wie ein gebändigter Strom, der durch Dämme und Sicherungen in seinen Schranken gehalten wird Es gab keine Auseinandersetzungen zwischen ihm und seiner Frau. Wenn trotz aller Vorsicht ein Streit über irgendein Geringfügiges zu entbrennen drohte, so löschte er den Brand im Entstehen. Er widersprach nicht, gab nach, verzichtete auf seine eigene Meinung, lächelte verbindlich, redete oder schwieg, wie es gerade der Augenblick erforderte. Er hätte dieses Spiel der Selbstbeherrschung nicht durchführen können, wenn er nicht von einer seltsamen Gleichgültigkeit gegen seine Frau ergriffen worden wäre. Sie mochte beten oder unter Leitung des Herrn Varsbotter in Wohltätigkeit schwelgen, sie mochte streng oder freundlich sein, lachen oder weinen, was ging es ihn an? In wenigen Monaten, wenn die erste grüne Grasnarbe auf den Wiesen lag, war doch alles zu Ende. Agnes Löcknitz und die gräfliche Familie Plagge-Glindow würden niemals erlauben, daß er sich Pferde hielt und Rennen ritt. In diesem Punkt gab es keine Verständigung. Aber er irrte, wenn er glaubte, seine Frau durch unbegreifliches Nachgeben und wohlwollende Milde täuschen zu können. Sie traute dieser Ruhe nicht.

Der Rittmeister von Löcknitz führte ein musterhaftes und vorbildliches Staatsbürgerdasein. Er fehlte bei keiner Mahlzeit und ging abends niemals aus. Er mied seine Freunde, um Versuchungen zu entgehen, und berührte keine Karte. Trotzdem merkte er mit einiger Unruhe, daß sein Geld zusammenschmolz. Er hatte Fräulein Dierkher bewogen, Stunden bei einer Gesanglehrerin zu nehmen, und diese ließ sich ihre Kunst tüchtig bezahlen. Er trug sein Geld nicht mehr zerknüllt in der Brusttasche, sondern legte es auf die Bank und erwarb ein Scheckbuch. Sein Vermögen mußte so lange reichen, bis es Szeretlek beliebte, ihr Rennen zu gewinnen. Er studierte an diesen langen Winterabenden mit unermüdlichem Eifer in allen Büchern über Pferdezucht, die er ausfindig machen konnte.

Seine Nachmittage verbrachte der Rittmeister bei Lisa Dierkher. Die kleine Wohnung in der Giesebrechtstraße war ihm zum Heim geworden, das ihm Frieden und behagliche Sicherheit schenkte. Sanfte väterliche und freundschaftliche Gefühle hatten die Oberhand gewonnen. Nur wenn die junge Schauspielerin spielte oder sang, erwachte manches Mal die Leidenschaft und jagte sein Blut schneller durch die Adern. In solchen Augenblicken mußte er seine ganze Willenskraft zusammennehmen, um nicht der Stimmung zu erliegen und ein heißeres Glück zu begehren. Aber die Melodie verklang, und sein Blut verebbte.

Lisa Dierkher war glücklich. Sie vergaß die Vergangenheit und dachte nicht an die Zukunft. Nur diese wunderschönen Nachmittagsstunden der Gegenwart bedeuteten ihr das Leben. Im Theater hatte sie nichts zu tun. Die Rolle einer Kammerzofe, die ihr in dem neuen Stück „Das Mädchen für alles" zugewiesen worden war, wurde ihr wieder abgenommen. Sie wußte nicht, wem sie diese Freundlichkeit zu verdanken hatte, aber sie vermutete, daß Herr Dunkelbaum der geheimnisvolle Helfer war. Die gewonnene freie Zeit war ihr um so erwünschter, als sie jetzt ihre ganze Kraft dem Gesangsstudium widmen konnte. Sie arbeitete mit allem Eifer, nicht aus Ehrgeiz, sondern weil sie Löcknitz Freude machen wollte, und weil die Unterrichtsstunden so sündhaft teuer waren. Dieses Geldopfer, das sie anzunehmen gezwungen war, bedrückte sie und verdüsterte oft die hellsten Stunden. Sie vermochte sich niemals von dem beklemmenden Gefühl zu befreien, daß der Rittmeister nur mit Verzicht auf eigene Wünsche diesen Unterricht bezahlen konnte, aber sie wagte nicht, zu fragen. Sie wußte nicht mehr von ihm als das, was er ihr freiwillig erzählte. Sie wußte von einem Pferd, auf das er starke Hoffnungen setzte, und von großartigen Gestütsplänen, die er ihr zu erklären bemüht war. Und er liebte an ihr, daß sie erraten und schweigen konnte.

An einem dieser Nachmittage lernte der Rittmeister Herrn Theodor Höß kennen. Es war der erste Dezember, als der alte Komödiant an Lisas Tür klopfte, da er aus übergroßer Bescheidenheit nicht zu läuten wagte. Löcknitz hörte das Klopfen und sagte: „Ich glaube, daß jemand an der Tür ist"

„Oh, das wird Höß sein," antwortete das junge Mädchen und wurde ein wenig verlegen. „Heute ist ja der Erste."

„Wer ist Höß, wenn ich fragen darf, Fräulein Dierkher?"

„Der arme, alte Schauspieler, von dem ich Ihnen erzählt habe, erinnern Sie sich?"

„Ach ja," erwiderte der Rittmeister erleichtert und schämte sich seiner jäh aufschießenden Eifersucht. „Was will der Mann von Ihnen?"

„Ich habe ihm eine kleine monatliche Unterstützung zugesagt. Dem armen Teufel geht es sehr schlecht." Sie stand auf und suchte ihr Geldtäschchen.

„Sie können jetzt nicht eine Mark entbehren. Fräulein Dierkher. Wenn Sie mir eine Freude machen wollen, so überlassen Sie mir Ihren Schützling."

„Das geht doch nicht, Herr von Löcknitz. Wie kommen Sie dazu! Sie können nicht alle brotlosen Komödianten unterstützen."

„Das fällt mir auch gar nicht ein. Bloß diesen einen möchte ich Ihnen abnehmen."

Das schüchterne Klopfen wiederholte sich.

„Hören Sie nur, wie laut sein Herz schlägt," rief der Rittmeister und griff nach der Brieftasche. „Wieviel soll ich ihm geben?"

„Ich gebe ihm zwanzig Mark."

„Na, Sie sind ja schön leichtsinnig! Aber wie soll der Mann mit seiner Frau von zwanzig Mark leben. Er hat doch eine Frau?"

„Jawohl, Fräulein Menglod Müller." Sie lächelte unter Tränen.

„Wir wollen den beiden eine monatliche Rente von hundert Mark aussetzen," erklärte Löcknitz und vergaß alle Sparvorsätze.

„Das ist viel zu viel, Herr Rittmeister," wehrte Lisa erschrocken ab.

„Es ist kaum genug, Fräulein Dierkher, glauben Sie mir."

„Höß wird wahnsinnig!"

„Erst abwarten!" lachte Löcknitz und wollte Lisa das Geld geben.

„Sie müssen ihm dieses Vermögen selbst überreichen," entgegnete sie und lief in das Vorzimmer, um den Schauspieler eintreten zu lassen.

Theodor Höß erschien in einem kurzen, hellgelben Sportüberzieher, der einen flotten und übermütigen Eindruck machte. Einen sehr betrübten und kläglichen Zylinderhut, Fasson Sonnenthal, hielt er in der Hand, die mit einem vielfach gestopften alten Militärhandschuh bekleidet war. Als er in das Zimmer trat und den fremden Herrn erblickte, spielte er den Verwirrten mit schauspielerischer Vollkommenheit. Er hob seine nichtbehandschuhte Hand beschwörend zu den Lippen, stellte einen Fuß zurück und stammelte:

„Oh, verzeihen Sie die Störung, mein gnädiges Fräulein!"

„Sie stören durchaus nicht, lieber Herr Höß. Kommen Sie nur weiter! Gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn von Löcknitz vorstelle!"

Höß machte eine herzogliche Verbeugung, die sein alter Meister Sonnenthal nicht vornehmer hätte ausführen können, und sagte voll Würde: „Sehr erfreut, Herr Baron." Noch viel lieber hätte er „Mein Fürst" zu dem Rittmeister gesagt. Welch ein Jammer, dachte Löcknitz und reichte dem Alten in mitleidiger Verlegenheit die Hand.

„Bitte nehmen Sie Platz, Herr Höß!" bat die Schauspielerin.

Der Gast setzte sich, stellte den Zylinderhut neben sich auf den Boden und begann, umständlich den einschichtigen Handschuh von den Fingern zu ziehen. Lisa Dierkher wagte nicht, ihn zum Ablegen seines flotten Ueberziehers aufzufordern, weil es ihr durchaus zweifelhaft erschien, ob er darunter einen anderen Rock trug.

„Gibt es etwas Neues, Herr Höß?"

„Nichts von Bedeutung, mein gnädiges Fräulein," erwiderte der Schauspieler und bemühte sich krampfhaft, über den Kuchenteller hinwegzusehen. „Das heißt, um genau zu sein, meine Frau hat von dem Leiter des Theaters in Wronke einen Antrag erhalten. Die Sache dürfte aber an der Geldfrage scheitern. Der gute Mann will sich nämlich nicht mit bestimmten Summen festlegen, sondern möchte meine Frau als Sozietärin gewinnen, wozu ich kaum meine Einwilligung geben kann. Kennen Sie Wronke, Herr Baron?"

„Nein, Herr Höß."

„Es ist ganz merkwürdig," meinte der alte Mann und schüttelte bekümmert den Kopf. „Niemand kennt Wronke."

„Wollen Sie mit uns eine Tasse Tee trinken, Herr Höß?" fragte Lisa freundlich und schob ihm einen Teller zu, auf dem belegte Brötchen und Kuchen lagen.

„Ich komme zwar eben vom Mittagstisch," behauptete Höß großartig, „aber ich bringe es wahrhaftig nicht über das Herz, Ihnen einen Korb zu geben, mein gnädiges Fräulein."

Er wollte den Zurückhaltenden spielen, aber die Natur war stärker als alle Kunst. Er griff mit gierigen Fingern nach dem ersten Brötchen und stopfte es in den Mund. Er aß so heißhungrig, daß sein gehäufter Teller im Nu ratzekahl war. Lisa schob ihm, während sie ihn gar nicht zu beachten schien, da sie mit Löcknitz ein gleichgültiges Gespräch führte, eine neue Ladung zu. „Sie stoßen alle meine Diätgrundsätze um, mein gnädiges Fräulein," scherzte Höß und führte die Teetasse sehr zierlich mit weggespreiztem kleinen Finger zum Mund. Sein mageres, welkes Gesicht hatte sich mit einem feinen Rosa-Hauch überzogen.

„Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten, Herr Höß?" fragte der Rittmeister und hielt ihm seine Zigarrentasche hin.

„Vielen Dank, Herr Baron. Sie ist doch nicht zu stark? Ich habe nämlich ein schwaches Herz."

„Sie ist mittelkräftig. Sie können sie ruhig rauchen, Herr Höß."

Er zündete seine Zigarre so umständlich an, daß es wie eine Soloszene auf dem Theater wirkte, und zog prüfend den Rauch ein. Dann zwinkerte er anerkennend dem Rittmeister zu und erklärte: „Eine feine Sorte, das muß ich sagen. Adolf Ritter von Sonnenthal rauchte keine bessere."

Löcknitz fand von Augenblick zu Augenblick mehr Gefallen an dem alten Komödianten, der trotz seinem bitteren Elend nicht vergaß, Haltung zu bewahren und den Mann von Welt zu spielen. Er bewunderte die Energie oder die Kraft der Selbsttäuschung, die diesen Entgleisten eine Stunde lang über allen Jammer hinwegtrug.

„Wollen Sie unserem lieben Gast nicht ein Gläschen Schnaps anbieten, Fräulein Dierkher?" fragte der Rittmeister sehr vergnügt.

„Oh, meine verehrten Herrschaften, ich bin ein alter Mann," zierte sich Höß und lächelte sein herzbezwingendstes Lächeln.

„Ein Gläschen zur Verdauung schadet nichts, Herr Höß," erklärte der Rittmeister. „Wir trinken mit Ihnen."

„Alkohol verdirbt zwar die Stimme, aber dieses eine Mal will ich über die Stränge schlagen."

Lisa stellte drei Likörflaschen auf den Tisch und fragte: „Was wollen Sie trinken, Herr Höß?"

Der Schauspieler musterte die Flaschen und rief entzückt, als sähe er nach langer Zeit einen alten Kameraden wieder: „Hoho, Podbipieta, altpolnischer Reiterlikör! Das gibt es noch immer? Wie merkwürdig!" Er hielt die hohe grüne Flasche mit beiden Händen umschlossen und betrachtete nachdenklich den wilden polnischen Reiter, der einen Gefangenen oder einen Vollgetrunkenen — das war nicht ganz klar — quer über dem Sattel liegen hatte. „Ein Gläschen Podbipieta, wenn ich bitten darf, mein gnädiges Fräulein!"

Sie schenkte ihm von dem Schnaps ein.

„Ihr Wohl, meine verehrten Herrschaften." Er trank das Gläschen nur zur Hälfte aus und wiederholte einige Male, als spräche er zu sich, das Wort: „Podbipieta". Er wurde merkwürdig ernst, schien

vergessen zu haben, wo er sich befand, und versank in ein tiefes Nachsinnen. Es war ihm, als erblickte er durch den trüben Dunst vieler verlorener Jahre ein fernes und unwahrscheinliches Bild.

„Trinken Sie doch aus, Herr Höß," forderte ihn der Rittmeister auf.

Er erwachte aus seiner Träumerei und blickte verwundert um sich. Er hatte schöne blaue Augen. „Danke, Herr Baron. Ich habe genug." Und als müßte er sich entschuldigen, fügte er hinzu:

„Dieser dumme Schnaps erweckt alte Erinnerungen. Auch ich bin einmal jung gewesen, so seltsam dies heute klingt. Ich hätte nicht gedacht, daß —"

Er brach plötzlich ab und schluckte schwer. Die bitterste Scham erfüllte sein Herz und drückte ihn zu Boden. Hier saß er nun, verhungert und verkommen, ohne Rock und ohne Hemd auf dem Leib, und nahm Almosen aus der barmherzigen Hand eines kleinen Mädchens und ließ sich von einem fremden Menschen mit Zigarren und Schnaps beschenken und schrie nicht auf und schnitt sich nicht den Hals durch, sondern lächelte und dankte verbindlich und spielte den alten Künstler und klebte zäh an diesem würdelosen, hündischen Leben. Er erhob sich mit einem Ruck, nahm seinen Hut und erklärte fast unhöflich: „Ich will die Herrschaften nicht länger aufhalten."

Der Rittmeister und Lisa sahen ihn erstaunt an und begriffen nicht, was ihm geschehen war. Ein alter, trauriger Mann stand vor ihnen, den zu beschenken nicht ganz leicht war.

„Bitte, bleiben Sie doch noch, Herr Höß," bat Löcknitz, ein wenig befangen und unsicher. „Ich hätte mit Ihnen sehr gern einiges besprochen."

Der Schauspieler erriet sofort, was jetzt kommen würde. Man wollte ihm zwanzig Mark in die Hand drücken, bevor er zur Tür hinausging, aber in dieser Stunde Geld anzunehmen, erschien ihm ganz unmöglich. Dann fiel ihm ein, daß er nur wegen dieser zwanzig Mark hier war.

„Fräulein Dierther erzählte mir, daß Sie augenblicklich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hätten."

„Es sind schlimme Zeiten für die wahre Kunst, Herr Baron." Seine Stimme rollte wie ein verklingender Trauermarsch.

„Wenn Sie gestatten, Herr Höß, möchte ich Ihnen so lange über diese Zeit hinweghelfen, bis es Ihnen gelungen ist, eine Ihrem Talent entsprechende Stellung zu finden."

Ich werde niemals mehr eine Stellung finden, dachte Höß verzweifelt und ließ den Kopf hängen.

„Wir werden Ihnen hundert Mark monatlich geben. Genügt das?"

Der alte Komödiant riß die Augen auf und ließ vor Schreck seinen Hut fallen. „Das ist viel zu viel, Herr Baron," stammelte er.

Der Rittmeister hob den Hut auf und wollte Höß das Geld geben. „Nehmen Sie nur ruhig, es ist nicht zu viel."

Der Schauspieler versteckte seine Hände und rief: „Das kann ich nicht annehmen, Herr Baron. Das kann ich unter gar keinen Umständen annehmen."

„Es soll kein Geschenk und kein Almosen sein, Herr Höß, sondern ein Darlehen. Sie werden mir das Geld zurückgeben, sobald sich Ihre Verhältnisse wieder gebessert haben."

Der Alte schüttelte den Kopf. „So viel Geld werde ich niemals zurückzahlen können."

„Wer weiß, Herr Höß? Das Leben bringt oft die seltsamsten Ueberraschungen."

Höß wußte nichts zu erwidern. Er stand ratlos da und blickte von einem zum andern. Und plötzlich rannen ihm die Tränen über die Wangen, aber er machte keine Bewegung, um sie abzuwischen. Und dann nahm er das Geld. „Dank! Dank!" flüsterte er und beugte sich über Lisas Hand, um sie zu küssen. Wie in einem Rausch taumelte er zur Tür hinaus. Löcknitz folgte ihm in das Vorzimmer.

„Wenn es Ihre Zeit erlaubt, Herr Höß, so besuchen Sie mich doch in den nächsten Tagen. Am besten vormittags." Er gab ihm seine Adresse. „Ich habe verschiedene Anzüge, die Sie vielleicht brauchen können, auch einen Winterrock und Wäsche und Schuhe."

Der alte Schauspieler errötete wie ein junges Mädchen.

„Wir sind doch unter uns Männern," sagte der Rittmeister, um ihn zu trösten.

„Herr Baron — Herr — Baron — —", stammelte Höß und begann aufs neue zu schluchzen.

„Beruhigen Sie sich doch, Herr Höß!"

„Das ist die Freude. Verzeihen Sie gütigst. Ich komme mir vor wie der Held in einem Zauberdrama! Das Geld regnet vom Schnürboden herab, die Lakaien bringen die Kleider des Prinzen, der Beleuchter macht bengalisches Licht, und aus dem Orchester kommen Harfenklänge."

„Na, na, ganz so ist es ja nicht," meinte Löcknitz.

„Noch viel schöner ist es. Sie müssen nämlich wissen, Herr Baron, daß es mein heißester Wunsch war, noch einmal im Leben anständig angezogen zu sein. Darf ich schon morgen kommen, Herr Baron?"

„Wann Sie wollen."

Theodor Höß drückte den alten, zerbeulten Zylinderhut, Fasson Sonnenthal, schief und verwegen auf sein Haupt und lächelte wie ein beschenktes, glückstrahlendes Kind.

(Fortsetzung folgt.)



Neues Weihnachtsspielzeug aus den von Ober-Ost eingerichteten Wilnaer Arbeitsstuben: „Schipper“, nach einem Entwurf von Hendriok.



Cosima Wagner, die am 25. Dezember ihren 80. Geburtstag feiert, mit ihrem Sohne Siegfried auf einem Spaziergang in Bayreuth.
Phot. Sammet, Bayreuth.



„Abendbeschäftigung“. Bemalte Holzschnitzerei aus den Wilnaer Arbeitsstuben, nach einem Entwurf von Hendriok.

RÄTSEL

Namenänderung.

Aus den Silben der Namen Else, Leander, Leo, Lotte, Meta, Minka, Peter bilde man 6 Wörter und ordne sie so, daß ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten Feldherrn des vorigen Jahrhunderts ergeben.

Wortspielrätsel.

Herr Maier hat im Kegelklub
Ein Wort jetzt übernommen.
Seitdem ist er vor Mitternacht
Noch nie nach Haus gekommen.
Nun stöhnt die Frau in einem fort:
Ach, durch Dein Wort bin ich das Wort!

Den Beutel heraus!

Du mußt ein großes Unternehmen,
Das Tausenden Verdienst gebracht,
Allein zu zahlen Dich bequemen,
Hast Du im Gasthaus es gemacht.

Gleichklang.

Flüchtig bin ich sonst wie Dunst;
Doch strahl' ich unsterblich in der Kunst.
Obwohl durch Dichters Wort geweiht
Zum Sinnbild der Vergänglichkeit,
Grub meine Hand dem Erz und Stein
Doch unvergänglich Schönes ein.

Lösungen aus Nr. 50:

Silben-Rätsel: Friede mit Euch! (Orientalischer Gruß.) 1. Fatum, 2. Rienzi, 3. Insekt, 4. Ebene, 5. Drahtverhau, 6. Eisenach.

Schutz: Natron — Patron. — Verschieden zubereitet: Pflaume, Flaum, lau. — Kein Flieger: Flügel—mann.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

In die Druckerei einer Kriegszeitung kommt ein Soldat und bittet, ihm hundertmal folgende Sätze auf einen Zettel zu drucken: „Ich weiß auch nicht, wann es Frieden gibt.“ — „Fett und Butter hab ich nicht.“ — „In Berlin ist es schöner als im Schützengraben.“ — — „Aber was wollen Sie denn mit diesen unsinnigen Sätzen?“ wird er gefragt. „Na, ganz einfach, ich fahre auf Urlaub und da überreiche ich allen meinen Bekannten solche Zettel und kann in Ruhe meine freie Zeit verbringen.“

*

„Obwohl ich eigentlich wenig zufrieden mit Ihnen war, Marie, habe ich Ihnen dennoch ein gutes Zeugnis ausgestellt, um Sie in Ihrem Fortkommen nicht zu hindern.“ „Da danke ich Ihnen auch recht scheen, gnä' Frau, und, um mich erkenntlich zu zeigen, möchte ich Ihnen zum Abschied noch sagen, daß der Mädchenzimmerschlüssel auch zur Speisekammer paßt.“

*

Endlich gelang es den beiden Lustspieldichtern ins Zimmer des Direktors einzudringen. „Haben Sie unser Stück gelesen?“ fragten sie wie aus einem Munde. „Was sagen Sie dazu?“ — Der Direktor nickte: „Zwei Seelen — und kein Gedanke!“



Bescherung.
„Nu fehlt mich bloß noch eene Flattermine!“

*

„Ein schrecklich dummes Stück,“ sagte ein verärgerter Theaterbesucher zu seinem Nachbar, „ich gehe an die Kasse und mache solange Krach, bis ich mein Geld wiederkriege.“ — „Warten Sie lieber noch den nächsten Akt ab,“ riet ihm wohlmeinend der andere, „der spielt zehn Jahre später, da können Sie gleich noch die Zinsen verlangen.“

*

„Meine Frau wünscht sich zu Weihnachten ein Grammophon,“ sagte ein Herr im Laden zu dem Verkäufer. „Bevor ich ihr aber eins kaufe, muß ich wissen, ob sie auch die Möglichkeit hat, es reparieren zu lassen, falls an dem Ding etwas kaput gehen sollte.“

„Eine Reparaturanstalt für Grammophone ist leider nicht hier in der Stadt. Aber unsere Apparate sind erstklassig . . .“

„Schon gut,“ unterbrach ihn der Herr. „Also geben Sie mir ein Grammophon.“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
a b c d e f g 1 2 3 4 5 6

30. Dezember
1 9 1 7
26. Jahrgang
Nr. 52

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



An der Jahreswende.
„Wollt Ihr noch mehr opfern?"

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Die Vernichtung des englischen Luftschiffs „C 27“,
das eines unserer Marineflugzeuge, Führer Oberleutn. z. S. Christiansen, in den Hoofden (Nordsee) in Brand schoß.
Die Photographie zeigt den Augenblick, da das Luftschiff brennend in die See stürzt.



Das englische Luftschiff „C 27“,
aufgenommen vor dem Angriff unseres Marineflugzeuges.

Das Jahr der Entscheidung

Die Sterne eines Jahres sind seine schöpferischen Werke. Die Entwicklung erst wird lehren, ob unter den Ereignissen des Kriegsjahres 1917 die russische Revolution zu den schöpferischen Taten zu rechnen ist. Und doch wächst aus ihr schon eine schöpferische Konsequenz: Der Friede. Die Maximalisten waren des slawischen Sprichwortes eingedenk, daß man nicht in die Hölle hinabgestiegen ist, um sich dort nur eine Zigarette anzuzünden. Und so ist der Scheitel des jungen Jahres 1918, dessen Füße noch durch das blutige Weltleid schreiten, schon beglänzt von dem Licht der Friedensverheißung. Das wird sein Stern sein, als das geschichtliche Jahr eines Friedensschlusses mitten im Kriegsdonner wird es ins menschliche Gedenken übergehen.

Daran wollen wir gar nicht mehr zweifeln. Während diese Zeilen gedruckt und gelesen werden, sind die Verhandlungen im raschen Flusse. Ein Telegraphendraht ist wieder von Deutschlands Grenze durch die polnische und russische Steppe nach Petersburg gespannt, in seinem Surren schrumpft die feindliche Entfernung zu nachbarlicher Nähe. In wenig Zeit zieht über die Schützengräben hinweg ein Bahndamm, auf der verbindenden Schiene donnert der erste Postzug. Briefe werden in zwei oder drei Tagen von Petersburg nach Berlin gelangen, Menschen werden innerhalb einer Woche deutsche und russische Luft atmen. Eine Kette bricht, ihr Klirren wird in den Ohren der rasenden Menschheit klingend. Auffahrend wird sie gewahr werden, daß in einem anderen Teil der Erde, der eben noch wie der ihre vom Samum des Hasses gedörrt war, das friedliche, schöpferische Leben wieder aufblüht. Dieses Erwachen wird eine der stärksten Außenwirkungen des deutsch-russischen Friedens sein. Diese unverlierbare und vielleicht entscheidende Wirkung wird trotzdem nicht unmittelbar eintreten. Der Bauer bekreuzigt sich nicht eher, als bis es gedonnert hat — das gilt von den Regierungen wie von den Völkern der Westentente gleichermaßen. „Unser Weg im Westen ist klar,“ lautete die Ankündigung des Kanzlers Hertling. Dann wird der Tag kommen, wo auch sie sich bekreuzigen werden, der Tag, an dem sie Lloyd Georges voreiliges Wort wiederholen werden: „Wenn es ausgemacht wäre, daß durch keine Fortsetzung des Krieges die Lage verbessert werden kann, dann wäre jeder, der den Krieg verlängert, ein schändlicher Mann.“ Wenn es ausgemacht sein wird, daß sich ihre Lage nicht nur nicht gebessert, sondern bis zur Krise verschlechtert hat, dann werden sie Lloyd George auf seinem eigenen Worte kreuzigen.

Diese Entscheidung dürfen wir vom Jahre 1918 erwarten. In diesem Stern kommt es herauf.



Die Verhandlungen mit den Russen:
Russische Unterhändler der Armee Tscherbatscheff bei einer Sitzung mit Offizieren der Armee Mackensen.



Wie die ersten Verhandlungen über die Waffenruhe erfolgten: Ankunft der ersten russischen Abordnung vor den Drahthindernissen der Armee Mackensen am Sereth.
Nach einer Augenblicksphotographie gezeichnet von Fritz Koch-Gotha.



Vom Fräuleinstift zum Revolutionsquartier: Blick in einen Saal des Smolni-Instituts, des Stiftes für adelige Fräulein in Petersburg, in dem jetzt die Regierung Lenins ihren Hauptsitz hat.



Ein historisches Bild: Unterzeichnung des Waffenstillstands-Vertrags in Brest-Litowsk.
Prinz Leopold von Bayern, der Oberbefehlshaber Ost beim Unterschreiben des Vertrages. Aufnahmen des Bild- u. Film-Amts.

1. Kameneff, russischer Delegierter. 2. Joffe, Vorsitzender der russischen Delegation. 3. Frau A. A. Biecenko, russische Delegierte. 4. Kontr.-Admiral Altvater. 5. Hauptm. im russ. Generalstab Lipsky. 6. Karachan, Sekretär der russ. Delegation. 7. Oberstlt. im russ. Generalstab Fokke. 8. Zeki Pascha, der Bevollmächtigte der Türkei. 9. Oesterr.-ung. Botschafter von Méren. 10. Prinz Leopold von Bayern. 11. Generalmajor Hoffmann. 12. Oberst Gantschew, der bulgarische Bevollmächtigte. 13. Kapt. z. S. Horn. 14. Hauptm. im Generalstab Hey. 15. Major im Generalstab Brinkmann. 16. Major von Kameke. 17. Rittm. von Rosenberg. 18. Major von Mirbach. 19. Dolive-Dobrowolsky, russ. Delegierter.



Das Gebäude in Brest-Litowsk, in dem die Verhandlungen über den Waffenstillstand stattfanden.



Empfang der russischen Delegation auf dem Bahnhof von Brest-Litowsk.



Am russischen Fernschreiber Brest-Litowsk—Petersburg.

Der Flieger im Winter

und seine Schutzmittel gegen die Kälte.

Die Flugabwehrkanonen reichen heute in Höhen von 5000 Metern und darüber und zwingen damit die Aufklärungsflugzeuge, noch höher zu steigen. In diesen gewaltigen Höhen ist die Luft merklich dünn und selbst im Sommer herrscht eine Temperatur von 0 Grad bis zu mehreren Grad Kälte. Kommt nun z. B. ein Flieger an der Westfront von der Fernaufklärung zurück, so landet er in einer Temperatur von vielleicht 30—40 Grad und hat demnach in einer Viertelstunde einen Temperaturwechsel von etwa 50 Grad auszuhalten. Im Winter ist die Kälte in den großen Höhen außerordentlich scharf, besonders an der Ostfront sind 45 bis 50 Grad keine Seltenheit. In dieser Kälte steht der Flieger nicht still, sondern durchrast die Luft mit einer Stundengeschwindigkeit von 150 Kilometern und darüber. Der wirbelnde Propeller erzeugt wahre Kältewellen. Der Flugzeugführer ist etwas geschützt durch die Nähe des wärmenden Motors, der Beobachter meistens völlig dem Propellerwind ausgesetzt. Der Flieger wendet nun alle möglichen Mittel an, um die schädlichen Einwirkungen der Kälte soweit wie möglich auszugleichen, denn er hat ja nicht nur zu fliegen, sondern in dieser eisigen Höhe auch noch Erkundungsaufgaben durchzuführen, die neben höchster geistiger Anspannung eine erhebliche körperliche Tätigkeit erfordern. Das Hauptwärmemittel ist natürlich der Pelz. Die hohen, bis an den Leib reichenden Stiefel sind mit Ziegenfell gefüttert, die lederne Fliegerjacke ist mit Pelz gefüttert, darüber kommt noch der Pelzmantel und unter den ledernen Sturzhelm eine Pelzkappe auf den Kopf. Außerdem zieht der Flieger so viel an Wollsachen unter, wie es der Umfang der Oberkleidung nur erlaubt.



Der Flieger im Winter: Deutscher Flugzeugführer, der sich zum Schutz gegen die Kälte das Gesicht eingefettet hat.

vor dem Erstarren behüten sollen. Auch das Flugzeug hat empfindliche Teile, die durch Kälte leiden können. Vor allem sind es die Kühler, die sorgfältig abgedeckt werden müssen, damit das Kühlwasser nicht einfriert. Denn wenn dies geschieht, arbeitet der Motor nicht mehr, und dem Flieger, der sich gerade über dem feindlichen Gebiet befindet, bleibt nichts übrig, als das Flugzeug in möglichst flachem Gleitfluge auf die eigene Front herüber zu bringen, wenn die Strecke nicht zu weit ist. Andererseits muß beim Abdecken des Kühlers sorgfältig darauf geachtet werden, daß er nicht zu warm wird, sonst läuft sich der Motor nach einer Weile heiß, und die Folge ist Notlandung beim Feinde, wenn es nicht gelingt, einen Teil der Kühlerverpackung abzureißen. Auch Störungen am Maschinengewehr sind bei dieser Kälte höchst unerfreulich, denn dann heißt es, die Handschuhe herunterziehen und mit den im eisigen Wind sofort erstarrenden Fingern die eiskalten Metallteile berühren. Da bleibt oft manch Fetzen Haut daran kleben. Neben den Fliegern haben auch die Mannschaften, denen die Wartung des Flugplatzes und der Flugzeuge anvertraut ist, ihre winterliche Mühe. Der Flugplatz muß vom Schnee freigehalten werden, auf dem die Flugzeuge starten und landen können, denn außerhalb des vorbestimmten Platzes deckt der Schnee alle Unebenheiten des Bodens mit seiner weißen Decke gleichmäßig zu und hat schon manchen Flieger zu einer leichtsinnigen Landung veranlaßt, die schließlich mit einem „Bruch“ oder „Kopfstand“ endete. Der Schnee ist überhaupt kein großer Freund des Fliegers. Bei Sonnenschein gleißt und flimmert er und bietet infolgedessen ein sehr trügerisches Landungsgelände. Da heißt es beim Abfangen scharf aufpassen, damit man nicht mit einem eleganten „Ueberschlag“ in einer Schneewehe verschwindet. Notlandungen auf unbekanntem Gelände sind bei hohem Schnee ein sehr gewagtes Unternehmen. Von oben gesehen liegt unter einem ein glattes Gelände, hat man aber aufgesetzt, so versinkt gar oft das Flugzeug bis über das Fahrgestell und das eben noch kühn in der Luft flog, liegt einige Sekunden später als ein Haufen „Kleinholz“ im Schnee. Die Schneestürme an der Ostfront und besonders in den Gebirgen treiben häufig wahre Schneeberge gegen die Flugzeugzelte, die mühselig jeden Morgen aus dem Schnee herausgegraben werden müssen, um überhaupt die Flugzeuge herausholen zu können.



Gefangener englischer Flieger, dessen Gesicht während eines Fluges bei großer Kälte erfroren ist.



Freimachen eines deutschen Flugplatzes im Kriegsgebiet mit Hilfe des Schneepflugs.

Auch die Hände werden durch große pelzgefütterte Handschuhe geschützt, die mit langen Stulpen an den Armen hinaufreichen. Das Gesicht wird durch eine Gesichtsmaske gedeckt, die aber natürlich nur kleine Teile schützt und so besonders Mund und Wangen der Kälte aussetzt. Hier hilft sich der Flieger durch Bestreichen mit einer Frostschutzsalbe, die die Haut geschmeidig erhält und die unmittelbare Kälteeinwirkung abwehren soll. Dieses Mittel versagt aber bei den gewaltigen Kältegraden der Winterzeit, und erfrorene Gesichter gehören zu den täglichen Unannehmlichkeiten des Fliegerlebens. Die Augen schützt die Brille. Beschlägt sie und man reißt sie herunter, dann bilden sich sofort kleine Eiszapfen in den Augenwinkeln. Kleinere Erfrierungen kennt jeder aus eigener Erfahrung und weiß, wie unangenehm das brennende Gefühl an den Händen oder an den Ohren ist; wenn man nun bedenkt, daß dem Flieger oft das ganze Gesicht erfriert, so kann man sich die Schmerzen und Unannehmlichkeiten solcher „Berufsunfälle“ vorstellen. Die erfrorenen Teile schwellen an und entstellen unter schmerzhafter Hautanspannung das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit. Neben den üblichen Kälteschutzmitteln hat die Technik versucht, die Eigenarten des Flugzeuges zum Kälteschutz auszunutzen. So sind elektrisch heizbare Handschuhe und ganze Anzüge konstruiert worden, die von dem kleinen Dynamo der Funkeneinrichtung des Flugzeuges gespeist werden und die Hände



Englische Flieger, deren Gesichter durch Frost aufgedunsen und in Verbände gepackt sind.
(Nach einer bei einem gefangenen Flieger gefundenen Photographie.)

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

16. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

XV.

Es war noch stockfinster, als Löcknitz aus dem Bett kroch. Er wusch sich, so geräuschlos er nur konnte, und kleidete sich mit aller Vorsicht an. Im ganzen Haus war es noch totenstill. Er gebrauchte einige Zeit, bis er fertig wurde, da er jeden seiner Schritte überwachte und jeden Lärm vermied. Ganz plötzlich kam die Dämmerung und goß ihr graues Licht aus. Der Rittmeister verschloß seine Zimmer und schlich wie ein Dieb über die Stiege hinab.

Er trat auf die Straße. Ein lauer Wind empfing ihn. Weiße Schäfchenwolken ruderten durch den blaßblauen Himmel. Auf einem kahlen Baum saß eine Amsel und sang. Es ist wahrhaftig Frühling, sagte sich Löcknitz und atmete gierig die weiche Luft ein. Irgendwo stand schon die junge Märzsonne, denn die nassen Dächer der hohen Häuser glänzten wie rotes Gold. Ueberall tropfte und rieselte es. Sonst war es noch still in den Straßen. Ein übernächtiger Schutzmann ging gemächlich den Kanal entlang. Später kam eine Zeitungsausträgerin. Ein kleiner Bäckerjunge pfiff. In einer humpelnden Nachtdroschke fuhren zwei geschminkte Weiber nach Haus. Sie sahen im scharfen Morgenlicht wie wilde Götzenbilder aus.

Als der Rittmeister nach Hoppegarten kam, war der Frühling noch deutlicher zu spüren. Die Luft roch nach feuchter Erde. Auf den Wiesen lag ein erster grüner Schimmer. In der Ferne wieherten übermütige Pferde. Die Welt ist schön, dachte Löcknitz und lachte glückselig vor sich hin. Es war eine Lust zu leben.

„Guten Morgen, Szeretlek,“ rief er vergnügt seinem Gaul zu, der eben aus dem Stall geführt wurde. Die Stute spitzte die Ohren und sah ihren Herrn mit guten, demütigen Augen an. Er klopfte sie zärtlich ab und gab ihr ein Stück Zucker.

„Good morning, Herr Rittmeister,“ grüßte der Trainer Patterson und lächelte behaglich. „Feines Wetter, in der Tat. Kommt uns sehr gelegen. Habe schon zwei Wochen arbeiten können.“

„Wie weit ist der Gaul?“

„Werden sich sofort selber überzeugen können, Herr Rittmeister.“

Löcknitz folgte dem Trainer in das Stallgebäude und begann sich umzukleiden.

„Die Stute hat glänzend überwintert, Herr Rittmeister!“

„Ja, sie steht gut im Haar.“

„In acht Tagen ist sie fit, wenn es sein muß. Sie springt wie ein alter Steepler.“

Löcknitz bestieg die Stute und galoppierte in die Uebungsbahn. Szeretlek versuchte auszubrechen und drängte einem Rudel junger Hengste zu, das im Schritt von der Arbeit kam. Der Rittmeister zwang sie, geraden Kurs zu halten, und ging über die erste Hürde. Szeretlek stutzte den Bruchteil einer Sekunde lang, dann sprang sie, nicht zu hoch und nicht zu weit. Das zweite Hindernis nahm sie schon fließend, ohne zu zögern. Sie war ganz bei der Sache. Er ließ sie noch tausend Meter kantern und kehrte zum Stall zurück. Sie war staubtrocken und hatte ruhige Lungen.

„Meine Hochachtung, Patterson. Die Stute springt tadellos.“

Der Amerikaner schmunzelte. „Freue mich, daß Sie das sagen, Herr Rittmeister.“

„Ein bißchen fett ist sie noch.“

„Das geht weg bis zum Rennen.“

„Ich denke, wir können den Gaul in Karlshorst losschießen.“

„So denke ich auch.“

Sie gingen in das Stallgebäude zurück, und Löcknitz zog sich um. „Haben Sie ein bestimmtes Rennen im Auge, Patterson?“

„Yes,“ antwortete der Trainer und zog die Propositionen der Karlshorster Frühjahrsrennen aus der Tasche. „Am zweiten Tag ist ein Hürdenrennen, von Gentlemen zu reiten, das wie für uns geschaffen ist. Ein leichtes Rennen, 2400 Meter, kleiner Preis freilich. Viertausend Mark. Für den Anfang nicht schlecht.“

Der Rittmeister lachte. „Ich wollte, wir hätten das Geld schon in der Tasche.“

„Wenn wir faires Gewicht bekommen, haben wir große Aussicht.“

„Na, schön, nennen Sie in Gottesnamen Szeretlek für das Rennen.“

„Unter Decknamen oder unter Ihrem Namen, Herr Rittmeister?“

Löcknitz überlegte einen Augenblick. „Unter meinem Namen, Patterson.“ Das Versteckenspiel hatte keinen Zweck, wenn er selber ritt. So oder so kam ja die Sache doch heraus.

„Sind Ihre Farben schon beim Klub angemeldet, Herr Rittmeister?“

„Alles in Ordnung.“

„Wie steht es mit dem Gewicht?“

„Was für Gewicht? Ach so! Leichter bin ich keinesfalls geworden.“

Löcknitz setzte sich auf die Wage. „Siebenundsiebzig Kilo,“ stellte der Trainer fest und zog die Augenbrauen hoch.

„Donnerwetter!“ rief der Rittmeister entsetzt, „das ist ja eine Schweinerei.“

„Man wird älter,“ meinte Patterson gleichmütig.

„Natürlich, aber siebenundsiebzig Kilo ist ein starkes Stück.“

„Werden ein paar Pfund hergeben müssen, Herr Rittmeister.“

„Zehn Pfund bringe ich leicht in acht Tagen weg.“

„Nur immer langsam, Herr Rittmeister. Wir sind keine Jünglinge mehr. Das Herz kriegt leicht einen Knacks.“

Löcknitz erhob sich von der Wage und reckte seine Gestalt. „Keine Angst, Patterson. Mein Herz hält noch einen Puff aus.“

„Hoffe so, Herr Rittmeister. Schließlich können Sie ein paar Pfund Uebergewicht den andern Herren vorgeben. So wie Sie finisht doch keiner.“

„Nichts berufen!“ wehrte der Rittmeister ab und freute sich der Anerkennung.

Sie traten wieder ins Freie. Die Sonne schien warm wie im Mai. Vogelruf und blaue Sehnsucht waren in der Luft. Löcknitz setzte sich auf die kleine Bank vor dem Stall und rauchte eine Zigarette. Er wurde redselig und erzählte dem Trainer von dem Gestüt Kleinrüdde.

„Feine Sache, in der Tat,“ meinte Patterson und spuckte nachdenklich aus. „Gehe sofort mit Ihnen als Gestütsmeister, wenn Sie mich nehmen. Auf der Rennbahn ist nichts mehr zu holen.“

„Nur ein kleines bißchen Glück brauchen wir, Patterson.“

„Wird schon kommen, Herr Rittmeister.“

„Na, hoffen wir,“ sagte Löcknitz und stand auf. Er hatte ein Gefühl der Unsicherheit, das stärker war als der Glanz dieses Frühlingsmorgens. „Arbeiten Sie die Stute fleißig, Patterson! Ich komme nächste Woche wieder heraus. Auf Wiedersehen.“

„Good bye, Herr Rittmeister.“

Löcknitz fuhr in die Stadt und ging in das Dampfbad, um ein paar Pfund herunterzuschwitzen. Während er massiert wurde, erinnerte er sich, daß er in diesem Bad seine erste Berliner Nacht verbracht hatte. Damals stand es schlechter um ihn als heute. Jetzt besaß er ein Pferd und etwas Geld, er hatte seiner Tochter Hilfe gebracht und einen alten Schauspieler vor dem Verhungern bewahrt, den väterlichen Wald in Kleinrüdde hatte er gerettet, und einem jungen, wundervollen Geschöpf, an dem sein Herz hing, war er Führer und Freund geworden. Er hatte wirklich keinen Grund, kleinmütig zu sein und an der Zukunft zu verzweifeln. Nur die Rechnung zwischen ihm und seiner Frau war noch immer unbeglichen, aber daran trug nicht er allein die Schuld. Wenn der Zahltag kam, wollte er gewiß nicht auskneifen.

Als er mittags, ein wenig matt und müde, nach Haus kam, hatte niemand seine Abwesenheit bemerkt.

Die nächsten Wochen verstrichen in gespannter Erwartung und unermüdlicher Arbeit. Ein verspäteter Wintereinbruch hatte dem Frühling Halt geboten. Einen ganzen Tag lang schneite es, aber in der Nacht kam ein warmer Südwind und bereitete dem Unfug ein Ende. Dann stand die Sonne höher und strahlender am Himmel als zuvor. Im Tiergarten, den Löcknitz stundenlang durchlief, trugen die Sträucher die ersten jungen Blätter.

Je näher der Tag des Rennens und der Entscheidung kam, desto nervöser wurde der Rittmeister.

Das Qualvollste für Löcknitz waren die Stunden, da er mit seiner Frau bei Tisch saß. Er versuchte, in ihrem gleichmütigen Gesicht zu lesen, ob sie von den kommenden Ereignissen etwas wußte. Aber dieses verhüllte Frauenantlitz verriet nichts. Es blieb unverändert und regungslos. Nur die Haare an den Schläfen waren in der letzten Zeit etwas grauer geworden, so schien es ihm.

Der Rittmeister hatte sein Gewicht auf neunundsechzig Kilo gebracht. Er war vielleicht ein wenig zu rasch vorgegangen, denn er fühlte sich schwach, und in sein Gesicht kamen Falten und Runzeln, die früher nicht dagewesen waren.

„Du ißt jetzt so wenig,“ sagte einmal seine Frau, ohne ihn anzublicken.

„Das macht der Frühling, Agnes,“ antwortete er und wurde verlegen.

Ein anderes Mal betrachtete sie ihn aufmerksam und meinte: „Du siehst gar nicht gut aus, Löcknitz. Fehlt Dir etwas?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Du solltest den Arzt befragen.“

War das Hohn oder Mitleid? Er wußte es nicht. In diesem Augenblick hatte er das Gefühl, ihr alles sagen zu müssen. Seine Schleichwege erschienen ihm unwürdig. Er hatte es nicht nötig, sich zu verbergen. Aber was half es, wenn er ihr jetzt die Wahrheit gestand? Sie würde ihn doch nicht verstehen wollen, ihm nicht die helfende Hand reichen. Sie war imstande, ihm Schwierigkeiten zu bereiten und den Weg zu versperren. Sie konnte den alten Schuldschein aus der Tasche ziehen und Szeretlek pfänden.

Die Zeit verging, und nichts geschah. Sein Pferd wurde nicht gepfändet, und die Familie Plagge-Glindow berief keinen Familienrat ein.

Und auf einmal war der Renntag da. Löcknitz saß am Mittagstisch und fieberte. Er würgte an jedem Bissen und konnte sich fast nicht mehr beherrschen. Seine Frau schien nichts zu merken. Sie fragte nicht und blickte kaum von ihrem Teller auf. Das ist vielleicht mein letztes Mittagsmahl in diesem Haus, dachte der Rittmeister und blickte mit brennenden Augen zu Agnes hinüber. Es war ihm, als müßte er ihr noch in dieser letzten Stunde alles eingestehen, aber sein Mund blieb verschlossen. Zu diesem starren Gesicht konnte man nicht sprechen. Er stand auf, in zerrissener Verzweiflung, und schritt stumm zur Tür hinaus. Als er langsam die Treppe hinunterging, lief ihm seine Tochter nach.

„Was ist denn, Grete?“

„Nichts, Vater. Ich wollte Dir bloß einen Kuß geben.“

Sie stellte sich auf die Fußspitzen und küßte ihn auf die Wange. Dann sagte sie ganz leise und geheimnisvoll: „Ich werde Dir heute die Daumen halten, Vater.“ Sie lächelte ihm hoffnungsfreudig zu und sprang die Treppe hinauf.

Der Rittmeister blickte ihr nach und fand vor Erstaunen kein Wort. Woher wußte sie, daß er heute um sein Leben ritt? Er stand gänzlich verwirrt da und sann über das Rätsel nach. Eine dunkle Regung, der er kaum widerstehen konnte, zog ihn zu seiner Tochter. Es wäre besser, das dumme Rennen und alles andere aufzugeben und statt dessen sein liebes Mädel zu holen und an diesem wunderschönen Frühlingstag irgendwohin aufs Land zu fahren. Die Vernunft siegte über die Stimme seines Herzens. Er hatte kein Recht, auf das Rennen zu verzichten, wenn er nicht gleichzeitig auf Freiheit und Unabhängigkeit verzichten wollte. Es kamen noch viele schöne Frühlingstage, an denen er mit seiner Tochter Ausflüge machen konnte. Er gab sich das Versprechen, alles Versäumte nachzuholen und gutzumachen.

Der Rittmeister riß sich zusammen und verließ das Haus. Bevor er in ein Auto stieg, kaufte er von

einem herbeistürzenden Zeitungsjungen die „B. Z.“. Während der Wagen nach Karlshorst jagte, las er im Sportteil den Vorbericht über die heutigen Rennen. Das dritte Rennen wurde der fünfjährigen Bajadere des Oberleutnants Hangelsberg zugesprochen, die sich mit Szeretlek abzufinden hätte. Auf dieser Stute würde nach langer Abwesenheit der Rittmeister Albrecht von Löcknitz im Sattel sein. Alle Sportsfreunde freuten sich, diesen famosen Rennreiter, dessen Erfolge noch in aller Erinnerung wären, wieder auf den heimischen Bahnen begrüßen zu können.

Der Rittmeister lachte laut auf und zerknüllte das Blatt. Welch ein armer Narr war er! Was in dieser Zeitung stand, war wohl auch in allen Morgenblättern zu lesen. Und er hatte sich eingebildet, dieses Allerweltsgeheimnis verbergen zu können. Seine Frau wußte offenbar schon längst, daß der famose Rennreiter heute wieder in den Sattel stieg. Aber wenn sie davon wußte und nichts tat, um ihn daran zu hindern, dann hatte sie ihren Widerstand aufgegeben. Sie verzichtete auf ihre Erziehungspläne und ließ ihm seinen Willen. Ein heißes Dankbarkeitsgefühl erfüllte sein Herz.

Er wußte jetzt, daß er sein Rennen gewinnen würde. Gegen diesen Siegerwillen kam niemand auf. Die einzige ernsthafte Gegnerin war Bajadere, und die trug klotzig viel Gewicht. Sie hatte auch wenig Arbeit hinter sich, so behauptete Patterson. Die anderen kamen kaum in Betracht. Mit denen wurde er im Handgalopp fertig. Es waren überhaupt nur sieben Pferde für das Rennen genannt. Die Stute, die Klützow ritt, war unzuverlässig und hatte keine Aussicht. Matterhorn stolperte über jede Hürde. Abendlied und Einsiedler hatten schwache Reiter. Goldregen war zu langsam. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er mit Szeretlek nicht das Rennen gewann.

Der Wagen hielt. Karlshorst.

XVI.

Der erste Mensch, dem Löcknitz begegnete, war der gewesene Leutnant Stöckel. Sein Gesicht war blaß und sehr mager. Er hatte tiefliegende und hungrige Raubtieraugen. Aber sein Anzug erschien tadellos, obwohl man bei genauerem Hinsehen deutlich erkannte, daß er abgetragen war und mühsam Form behielt. Die Bügelfalte leuchtete wie eine vereiste Gipfelschneide in der Sonne. Stöckel grüßte vorsichtig und wollte sich an dem Rittmeister vorbeidrücken.

„Hallo, Herr Stöckel,“ rief Löcknitz vergnügt. „Was ist denn mit Ihnen? Warum schneiden Sie mich?“

Stöckel blieb stehen und antwortete mit einem verbitterten Lächeln: „Sie belieben, huldvoll zu scherzen, Verehrtester.“

„Nanu, beißen Sie nur nicht gleich!“

„Ich konnte wahrhaftig nicht ahnen, daß Sie mir Ihre Gunst bewahrt haben.“

„Ach, quatschen Sie doch keinen Unsinn!“

„Ich rede blühende Wahrheiten, Herr Rittmeister. Wer meinen Gruß erwidert, ist nicht recht bei Trost oder hat nichts mehr zu verlieren.“

„Beruhigen Sie Ihr Gewissen, lieber Stöckel. Mir kann die ganze Gesellschaft auf den Buckel steigen.“

„Wie Sie glauben, Herr Rittmeister. Ich habe Sie gewarnt.“

„Erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen geht!“

„Kodderig, verehrter Gönner, recht kodderig. Das dürfen Sie mir aufs Wort glauben. Wenn Sie das Bedürfnis haben, mir wieder ein Goldstück zu spendieren, so lassen Sie sich von keinerlei Scham zurückhalten!“

Löcknitz lachte. „Heute kriegen Sie sogar einen Blauen!“

„Donnerwetter! Was ist denn los? Haben Sie das große Los gewonnen, oder machen Sie Pleite?“

„Keines von beiden, vorläufig. Man soll nichts berufen. Ich habe bloß einen guten Tip für Sie. Wetten Sie im dritten Rennen Szeretlek. Ich gewinne sicher.“

„Kann sein,“ antwortete Stöckel einsilbig und wurde merklich verlegen. Es schien, als wollte er etwas sagen, was er nur mit Anstrengung für sich behielt.

Löcknitz gab ihm einen Hundertmarkschein. Stöckel nahm das Geld zögernd und brummte ein leises „Danke!“

„Was paßt Ihnen nu wieder nicht?“ fragte der Rittmeister erstaunt.

„Nichts. Ich bin Ihnen sehr dankbar.“ Er zog den Hut und wollte sich entfernen.

„Halt, lieber Stöckel,“ rief Löcknitz. „Sie könnten mir einen Gefallen erweisen. Wollen Sie?“

„Gern. Was ist es denn?“

„Hier haben Sie fünftausend Mark. Wetten Sie Szeretlek für mich! Dreitausend Platz, zweitausend Sieg.“

Stöckel stand da, wie vom Blitz getroffen. Er öffnete ein paarmal den Mund und brachte kein Wort hervor.

„So nehmen Sie doch das Geld,“ drängte der Rittmeister.

Stöckel stotterte mit heiserer Stimme: „Sie haben wohl den Verstand verloren, entschuldigen Sie. Mir vertrauen Sie fünftausend Mark an?“

„Sie sind mir sicher, Verehrtester. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Also vorwärts, nehmen Sie das Geld!“

Der Entgleiste steckte das Geld willenlos in die Tasche. Um seine Mundwinkel zuckte es.

„Das werde ich Ihnen nie vergessen, Herr von Löcknitz,“ flüsterte Stöckel und ging eilig davon, da er den Leutnant Klützow entgegenkommen sah.

(Fortsetzung folgt.)



Geh. Kommerzienrat Dr. Karl Ziese †, der Inhaber der Schichauwerft in Danzig.



Der Herr General spricht.
General Lequis, der jetzt für die Erfolge seiner Division in Italien den Pour le mérite erhielt, während einer Ansprache an seine Truppen.
Phot. Bild- u. Film-Amt.



Joseph Caillaux, der Führer der französischen radikalen Sozialisten, dessen „Affaire" in Frankreich jetzt im Vordergrund des Interesses steht.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: bo — de — de — der — don — e — ein — eu — graf — holz — hum — i — ka — lei — li — li — man — mark — na — ner — nie — now — pe — ra — sie — sol — tel — ter — ter — the — um — un — wald — sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Spruch von Jean Paul ergeben.

Die Wörter bedeuten:
1. Naturerscheinung, 2. Muse, 3. Prophet, 4. Metall, 5. Schillersche, 6. Wagnersche Dramenfigur, 7. Kleidungsstück, 8. Fürstentitel, 9. Eremiten-Behausung, 10. Stadt an der Havel, 11. Bestandteil des Waldes, 12. Teil des Taunus.

Zwei Fälle.

Wenn man recht viel vom Worte hat, behaglich lebt sich's dann,
Doch wer's getrennt hat — ohne l —, der ist gar übel dran.

Zwei Personen.

Er wird Dir täglich vorgestellt,
Wenn bei ihm steht ein Freiheitsheld.

Gut umstellen.

Dürer, Joppe, Tisch, Vers, Niere,
Die Zeichen der fünf Wörter rühre
Gut durcheinander, sie ergeben
Ein Sprichwort aus dem Alltagsleben,
Modern geändert, immerhin
Bleibt doch der alte gute Sinn,
Der äußerlich sich jetzt erfüllt
Und innerlich für immer gilt!

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 51:

Silben-Rätsel: Moltke. — Meter, Oleander, Lotse, Tapete, Kamin, Elle.
Wortspiel-Rätsel: Vereins-amt, vereinsamt.
Den Beutel heraus: Zeche.
Gleichklang: Rauch.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Nach dem Vortrag über Kleingartenbau werden allerlei Fragen beantwortet. Eine Zuhörerin fragt, als die Reihe an sie kommt, den Vortragenden: „Bitte, noch eins, soll man nun dem natürlichen Dünger oder dem künstlichen den Vorzug geben?" — Prompt erwidert ihr der weise Mann: „Das ist nichts weiter als eine Geschmacksfrage, gnädige Frau."

*

Neulich geht Frau Drehbank zum Antiquitätenhändler und sagt: „Ich möchte eine große Bronzegruppe für unseren neuangelegten Park haben; wissen Sie, so eine, wie sie in Rom steht, die berühmte Wölfin, wie sie gerade Romeo und Julia säugt.

*

„Was, achtzig Mark verlangen Sie für die Gans! Das ist mir zu teuer, mehr als fünfzig gebe ich nicht." — „Fünfzig! Nichts zu machen! Soviel sind ja schon als Belohnung für den ehrlichen Wiederbringer ausgesetzt."



„Mensch, wo willste mit die olle Seejrasmatratze hin?"
„Quatsch nich, det Ding bringt Jeld! Die eene Hälfte wird „Indischer Tee", die andere „türkischer Tabak"!"

„Ich schätze den Kern weit höher als die Schale." — „Wirklich? Da sind Sie also der berühmte Mann, mit dem gut Kirschen essen ist."

*

„Was ich für Pech habe," sagte unsere Köchin, „mein Bräutigam heißt Max, da weiß ich doch nie, ob er mit k oder mit ck geschrieben wird."

*

„Was hat denn Dein Mann gesagt, als er den Preis von dem neuen Gebetteppich gehört hat?" — „Geflucht."

*

„Also, der Angeklagte hat Sie zuerst mit einem Besenstiel mißhandelt und Sie dann zwölf Stunden lang in die kalte Kammer eingeschlossen, — ja, sagen Sie, Fräulein, in was für Beziehungen stehen Sie denn eigentlich mit dem Mann?" — „Ach, wie soll ich das nur sagen? Zarte Bande verknüpfen uns seit einem halben Jahr."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

6. Januar
1918
Nr. 1
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



In Brest-Litowsk:
Russische Delegierte im Gespräch mit deutschen Offizieren.
Aufnahme des Bild- und Filmamts.



Der Kom. General der deutschen Luftstreitkräfte v. Hoeppner und sein Generalstabschef Oberstleutnant Thomsen.
Neue Aufnahme.

Bismarck als Friedensunterhändler.

Bismarck führte die Verhandlungen stets in echt staatsmännischem Sinne. In Bismarcks Augen war der Zweck des Krieges die Erkämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der vom eigenen Staat verfolgten Politik entsprechen. Unentwegt ging er dann auf sein Ziel los, unbeeinflußt von allen Gefühlsausbrüchen, die seiner Meinung nach nicht in die Politik gehören. Als richtiger Stratege, der erst das Terrain genau erkundet, wo gekämpft werden soll, erforschte er vor allem die Beschaffenheit und den Charakter der Menschen, mit denen er zu unterhandeln hatte. Als er wissen wollte, was er gegenüber dem österreichischen Vertreter in Gastein, Graf Blome, wagen dürfe, lud er ihn zu einem Hasardspiele ein. Er setzte hoch und merkte sehr bald, daß der Graf eine ängstliche Natur sei, die es nie auf das Aeußerste ankommen lassen werde. Sobald Bismarck jedoch merkte, daß ein überflüssiges Mehr schädlich sein würde, ließ er sich durch keine Macht der Welt von dem Wege der Mäßigung abbringen. Auch in den Friedensverhandlungen von 1871 bewährte sich Bismarcks Ueberlegenheit über die französischen Staatsmänner, die teils durch Gefühlsausbrüche, wie Jules Favre, teils durch einen hohen Ton, wie Thiers, den Kanzler zum Nachgeben veranlassen wollten. Thiers trachtete, die von Deutschland geheischte Bezahlung der Kriegskosten auf 1500 Millionen Frank herabsetzen zu lassen. Sein Verlangen suchte er mit der Anführung dessen zu begründen, wieviel Frankreich der Krieg gekostet und wie schlecht die Lieferungen für die Armee gewesen, was Bismarck zu dem Einwurfe bewog: „Ja, denken Sie sich aber einmal, ein Mensch überfällt Sie und will Sie prügeln, und wie Sie sich seiner erwehrt haben und mit ihm fertig sind und Genugtuung verlangen, was werden Sie ihm antworten, wenn er Ihnen damit kommt: Sie sollten doch Rücksicht darauf nehmen: die Rute, mit der er Sie hatte hauen wollen, hätte ihm so viel Geld gekostet und wäre so schlecht gemacht gewesen?“ Bei einer anderen Gelegenheit — es war die zweite Zusammenkunft — mußte sich Thiers, den sein überquellendes Nationalgefühl zu weit fortriß, eine ganz eigentümliche Zurückweisung gefallen lassen, die eine neue Seite der Unterhandlungsart Bismarcks zeigt. Als der Kanzler von Thiers dessen Einwilligung zu einer ihm unerschwinglich scheinenden Leistung verlangte, fuhr dieser in die Höhe mit dem Ausruf: „Mais, c'est une indignité!“ Nicht im mindesten



Ein bei Cambrai unversehrt erbeuteter Tank auf der Fahrt durch Berlin nach den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten. Phot. Berl. Jll. Ges.



Die geheizten Handschuhe:
Ein deutscher Flieger mit Handschuhen, die durch Elektrizität erwärmt werden.

hierdurch beirrt, setzte Bismarck seine Rede fort, aber in deutscher Sprache, während Thiers, der nicht wußte, was er von dieser plötzlichen Wendung halten solle, eine Weile fassungslos zuhörte. Nachdem er sich endlich aufgerafft, sagte er in kläglichem Tone: „Mais, Mr. le comte, vous savez bien, que je ne sais point l'allemand." Hierauf antwortete der Kanzler wieder in französischer Sprache: „Als Sie vorhin von ‚indignité' sprachen, fand ich, daß ich nicht genug Französisch verstehe, und so zog ich vor, Deutsch zu sprechen, wo ich weiß, was ich sage und höre." Thiers begriff sofort, was Bismarck beabsichtigte, und ohne jede weitere Zögerung gestand er zu, was der Kanzler forderte und er noch vorher als eine „Unwürdigkeit" gebrandmarkt hatte. Mit fast unfehlbarer Sicherheit erkannte Bismarck die Bedürfnisse der Zeit wie der Zukunft. Abhold allen doktrinären Anwandlungen, verband er sich heute, wenn nötig, mit der Revolution, die er noch gestern bekämpft hatte, schloß er je nach Erfordernis Bündnisse mit den einander entgegengesetzten Parteien, alle seinem einen großen Ziele unterordnend. Verhaßt wie aller Doktrinarismus war ihm auch der verknöcherte Bürokratismus. Niemals galt ihm die adlige Geburt als Ersatz für den Mangel an Fähigkeit, und er nahm seine Leute ohne Rücksicht auf die Vergangenheit aus allen Kreisen, wofern sie nur die nötigen Eigenschaften zur Mitarbeiterschaft an seinem Werke besaßen. Was fast alle europäischen Großstaaten zu hindern gesucht, das war durch Bismarcks alle überragendes Genie in die Wirklichkeit umgesetzt worden. Die Zerrissenheit des deutschen Volkes hatte er überwunden und die nationalistische Einigung der verschiedenen deutschen Länder vollbracht. Fürst Bismarck begründete das Deutsche Reich, das auf einer starken Kontinentalpolitik beruhte. Damit aber hat er Deutschland die Tore zur Weltpolitik geöffnet.

*

Wir entnehmen diese Zeilen dem Buche „Friedenskongresse und Friedensschlüsse" von Prof. Eduard von Wertheimer, das in der Serie „Männer und Völker" im Verlag Ullstein & Co., Berlin, erschienen ist.



Die einzige Frau, die an den Friedensunterhandlungen in Brest-Litowsk teilnimmt:
Die russische Delegierte Frau M. A. Bizenko.
Phot. Bild- und Film-Amt.



Der Benzinmangel in England:
Ein Mitglied der amerikanischen Botschaft in London mit einem neuartigen kleinen Motorrad, das als Auto-Ersatz verwendet wird.



Der franz. General Castelnau, der Oberbefehlshaber der Ententetruppen werden soll.



Max Bruch,
der berühmte Komponist, der seinen 80. Geburtstag feiert.

Max Bruch, der Komponist berühmter Chorwerke und Violinkonzerte, der am 6. Januar 80 Jahre alt wird, ist als Senior der deutschen repräsentativen Musik in aller Welt anerkannt. Seine Hauptwerke, die Chöre „Fritjof“ und „Odysseus“, sowie die beiden Violinkonzerte G-moll und D-moll sind als Konzertstücke sehr volkstümlich geworden. Seit 1892 wohnt Bruch in Berlin, wo ihm eine Meisterschule an der Königl. Akademie übertragen wurde.



Zum 70. Geburtstag Prof. Dr. von Soxhlets:
Der berühmte Erfinder des Soxhlet-Apparats mit seinen beiden Enkelinnen.



Wilhelm Trübner †,
der große impressionistische Maler.
Phot. Nicola Perscheid.

Ganz unerwartet, mitten in seinem Schaffen, hat den Karlsruher Meister Wilhelm Trübner der Tod ereilt. Trübner, der aus der Leibl-schule kam, erregte durch seine meisterlichen Porträts, insbesondere durch die Reiterbildnisse, großes Aufsehen. Auch seine ausgezeichneten Landschaften haben ihm Ruhm gebracht, breit gemalte, leuchtende Bilder, die zu den schönsten Werken des Impressionismus, neben jenen von Liebermann, gezählt werden müssen.

In Flanderns Schlamm.

Von Erich von Salzmann.

Was der Soldat am meisten haßt, ist der Regen. Der Regen verdirbt die Sachen, besonders die Stiefel. Der Regen schadet den Waffen. Er drückt auf die Stimmung. Die Straßen gehen in die Brüche. Die Wiesen werden grundlos, die Aecker verschlammen. Der Regen ist die Wintersignatur Flanderns, des größten Schlachtfeldes, das die Erde je gesehen hat. Er ist das ewige Begleitlied jener schwermütigen niederdeutschen Landschaft. Regen und Flandern sind dem Soldaten identische Begriffe geworden. Wer nie in Flandern stand, der kann über flandrischen Regen nicht mitsprechen. Man muß auf diesen ausgefahrenen Klinkerchausseen marschiert sein, um sie zu kennen. Man muß in ihre tiefen, tückischen, mit Schlamm gefüllten Löcher gefallen sein, um flandrischen Regen wirklich hassen zu lernen. Die fetten Wiesen saugen die Pferde- und Menschenbeine an. Die Stiefel bleiben stecken. Der nasse Schlamm ist unerbittlich. Er klebt wie Fischleim und verunstaltet den Menschen, der im Feuer darin liegen mußte, bis zur Unkenntlichkeit. Kanonen und Wagen bleiben hilflos, unbeweglich stecken. Schwere Pferde, die in den Wiesen und Aeckern einbrechen, die in überfüllte Gräben fallen, ertrinken oft rettungslos. Man kann sie nicht heraus bekommen. Der fette, saugende Boden



Anblick des flandrischen Schlachtfeldes im Winter mit den wassergefüllten Granattrichtern: Eine Aufnahme aus der Gegend des heiß umstrittenen Paschendaele.
(Englische Photographie.)

macht alle Anstrengungen zunichte. Wer weiß in der Heimat, trotz Kohlenmangel, trotz Lichtersparnis, trotz kleiner Leiden des täglichen Lebens, das voll einzuschätzen, was unsere Feldgrauen, unsere Brüder und Söhne, dort draußen in Flandern geleistet haben und noch Tag für Tag leisten. Nur wer dabei war, kann da mitreden. Es gibt keine Schützengräben da in den Matschen, in Nordwestbelgien. Sie stehen voll Wasser. Es gibt keine trocknen Unterstände. Das Wasser findet doch seinen Weg hinein. Es gibt keinen Schutz vor dem ewig tröpfelnden Naß des Küstenwinters. Die Granatlöcher sind voll Wasser gelaufen. Wer verwundet hineinstürzt, ertrinkt. Schutzwehren auf dem bewachsenen Boden zu bauen, macht das furchtbare Feuer unmöglich. In den vordersten Linien, die keine mehr sind, nur noch unabsehbare Gruppen von Granattrichtern darstellen, liegen die Tapferen oft bis an den Hals im Wasser und lauern auf das ersehnte Zeichen, daß der Infanterieangriff kommt. Es ist ein furchtbarer Dienst, den nur der tun kann, der die Liebe zum Vaterlande im Herzen trägt. Flanderns Regen ist der schlimmste der Schrecken.



In Flanderns Schlamm. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.
Unsere Soldaten bei der Bezwingung der ungeheuren Schwierigkeiten des grundlosen Geländes



Ein Wintersportfest bei unseren Truppen im Osten: Gruppe aus dem „Festzug der Preisträger".

Ein Wintersportfest

bei unseren Truppen im Osten.

Die Waffenruhe wird unseren Truppen im Osten Gelegenheit zu allerlei Veranstaltungen hinter der Front geben. Schon im vorigen Jahre gab es „Sportfeste", die mit manchem Winterfest im Harz hätten wetteifern können. Die Schneeverhältnisse sind in Rußland, wie es die kämpfenden Truppen leider oft erfahren haben, ausgezeichnet, und die Schneehemden mit ihrer drolligen Silhouette sind ein „stilvolles" Kostüm.



Wettschlittenfahrt der Maschinengewehr-Kompanie.



Eine Kompanie im „Wintersportkostüm" (Schneehemden) beim Ausrücken zum Sportfest unter Vorantritt der Regimentskapelle.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

17. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Stöckel hob die Hand zum Hut, um Herrn von Klützow zu grüßen. Der Husar blickte über ihn hinweg, als wenn er Luft wäre. In diesem Blick lag so viel harte Grausamkeit, daß der Rittmeister diese Verachtung wie eine persönliche Beleidigung empfand.

„Bitte, lieber Klützow," rief er dem Husaren zu, „halten Sie mir um Gottes willen keine Strafpredigt darüber, daß ich mit Stöckel gesprochen habe!"

„Fällt mir gar nicht ein, lieber Herr Rittmeister. Ich habe wenig Talent zum Jugendbildner und Volkserzieher. Von mir aus kann jeder nach seiner eigenen Fasson selig werden."

„Und dennoch sind Sie so streng gegen Stöckel?"

„Ich muß mich selber schützen. Und ich bin für saubere Hände."

„Es hat wirklich wenig praktischen Wert, Weisheiten über Herrn Stöckel auszutauschen," sagte Löcknitz gereizt und begann schneller zu gehen.

„Auch mir liegt sehr wenig an einer Unterhaltung über Stöckel, das dürfen Sie mir glauben, Herr Rittmeister. Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß meine Stute krumm gefallen ist und im dritten Rennen nicht starten kann."

„Oh, das ist Pech, und tut mir leid, obwohl ich mich eigentlich darüber freuen müßte. Ein Gegner weniger."

„Von mir hätten Sie wenig zu fürchten gehabt, Herr Rittmeister. Ich hatte wenig Aussicht gegen Szeretlek."

„Man kann stürzen, lieber Klützow."

„Das wäre aber auch die einzige Chance gewesen. Wollen Sie mit mir in den Stall kommen und meinen Gaul ansehen?"

„Ich glaube es Ihnen aufs Wort, Klützow. Zu Ihrem Vergnügen werden Sie das Pferd nicht im Stall lassen."

„Im Gegenteil, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, daß das Biest heute nicht krumm geworden wäre. Es ist wie ein Verhängnis."

„Na, nehmen Sie die Sache nicht tragisch!" tröstete ihn Löcknitz. „Sie sind jung, und es gibt noch viele andere Rennen."

Der Husar wollte etwas entgegnen, aber er bezwang sich. Er ging stumm neben dem Rittmeister und blickte finster in die Luft. Beim Abschied sagte er: „Wenn Sie Zeit haben, kommen Sie zu mir in den Stall, es liegt mir wirklich viel daran."

Komischer Mensch, dachte Löcknitz und ging kopfschüttelnd weiter. Was will er bloß mit seinem Stall? Und warum entschuldigt er sich bei mir, daß er nicht mitreiten kann? Aber er hatte keine Lust, lange darüber nachzudenken. Heute stand Größeres und Wichtigeres auf dem Spiel.

Szeretlek wurde gebürstet und geputzt. Sie war unruhig und hatte fieberglänzende Augen, als wüßte sie, daß sie heute zu kämpfen hätte.

Der Trainer Patterson erschien und strahlte über das ganze Gesicht: „Gute Nachrichten, in der Tat. Wir haben das Rennen schon in der Tasche."

„Wieso?"

„Bajadere bleibt zu Haus. Oberleutnant Hangelsberg startet nicht."

Der Rittmeister fragte, unangenehm berührt: „Warum nicht?"

Der Amerikaner zog die Achseln hoch. „Habe keine Ahnung."

„Ist es auch sicher?"

„Todsicher, Herr Rittmeister. Ich war im Stall drüben. Bajadere sauft Wasser, so viel sie will."

„Merkwürdig," sagte Löcknitz verstimmt und starrte in die Luft.

„Sie freuen sich gar nicht, Herr Rittmeister?"

„Nee, ich freue mich wirklich nicht."

„Viertausend Mark sind viertausend Mark," stellte der Trainer fest.

„Jetzt macht mir das ganze Rennen keinen Spaß. Gegen wen soll ich kämpfen? Gegen Abendlied oder Einsiedler? Lächerlich. Am liebsten bliebe ich jetzt auch zu Haus."

„Aber, Herr Rittmeister!" rief Patterson ärgerlich.

„Es ist wahr! Ich hatte mich auf ein schönes Rennen gefreut, und nun muß ich mit ein paar Kühen galoppieren. Herr von Klützow geht auch nicht mit. Seine Stute ist lahm."

„Ich weiß, Herr Rittmeister. Darum dürfen Sie den Klub nicht in Verlegenheit bringen, indem auch Sie absagen. Das würden uns die Herren sehr übel nehmen."

„Na schön, in Gottes Namen!"

Er ging in den Ankleideraum und zog sich um. Alle Freude war vorbei. Er betrachtete sich im Reitanzug voll Widerwillen und hatte ein Gefühl der Scham. Es schien ihm, als hätte er sich für einen lächerlichen Maskenball verkleidet. Er war nicht mehr jung und unbekümmert genug. Alles hatte seine Zeit. Er zog einen langen Ueberzieher an, schlug den Kragen hoch und trat ins Freie.

Das erste Rennen wurde gelaufen. Er ging bis zum Schranken und sah teilnahmslos zu. Es war ein großes Feld. Vierzehn Pferde. Fast alle Herrenreiter von Namen waren im Sattel. Niemand stürzte, und es gab einen wunderschönen Endkampf. Vier Gäule gingen fast Kopf an Kopf durch das Ziel. Nur der Richter konnte erkennen, wer gewonnen hatte. Der Sieger war ein Außenseiter. Oberleutnant Hangelsberg war um eine Nasenlänge geschlagen. Löcknitz freute sich darüber, er wußte selber nicht warum. Der Sieger ritt zur Wage. Es war ein blutjunger und knabenhafter Garde-Ulan, den Löcknitz nicht kannte. Der junge Mensch lachte vor Glück. Es war das erste Rennen seines Lebens, das er heute gewonnen hatte. Alle Leute klatschten ihm Beifall, nur weil er so jung und hübsch war. Viele schöne Frauen winkten ihm zu und grüßten ihn mit heißen Augen, nur weil er so glücklich geritten war. Der Garde-Ulan dankte huldvoll nach allen Seiten wie ein gekrönter junger König.

Der Rittmeister beneidete ihn um sein faltenloses Knabengesicht, um nichts anderes. Jung muß man sein, alles andere ist unwichtig und nebensächlich. Er kam sich heute schrecklich alt und verbraucht vor. Die Frühlingsluft machte müde. Hoch und wolkenlos war der Himmel.

Löcknitz stand einsam an den Schranken gelehnt und betrachtete die Leute, die schwatzend auf und ab gingen. Niemand von seinen näheren Bekannten war zu sehen, weder Miersdorf noch Twesten und Rastorf. Wo steckten die Jungens? Er hätte gern jemand neben sich gehabt, mit dem er ein paar gleichgültige Worte hätte wechseln können.

Plötzlich entdeckte er auf der Tribüne den Grafen Ulrich Plagge. Neben ihm saß der Leutnant Fritz Plagge. Ein jäher Schreck fuhr durch sein Herz. Was wollten die beiden hier? Da stimmte irgend etwas nicht. Er witterte ein Unheil, das in der Luft lag. Die Grafen waren nicht zu ihrem Vergnügen und aus Sportbegeisterung hier. Er wäre jetzt nicht erstaunt gewesen, seine Frau in ihrer Gesellschaft zu erblicken. Agnes war nicht zu sehen. Graf Ulrich Plagge sprach mit einem älteren Herrn und lachte herzlich.

Die Pferde des zweiten Rennens betraten die Bahn. Es war wiederum ein starkes Feld. Was tue ich noch hier? fragte sich der Rittmeister und blickte ratlos um sich. Worauf warte ich? Warum ziehe ich mich nicht um und gehe weg? Er rührte sich nicht von der Stelle, als wäre er mit tausend Fesseln an diesen Bahnschranken gebunden. Er konnte nicht fliehen, das ging über seine Kraft. Er würde niemandem mehr ins Auge blicken können, wenn er vor dem Rennen den Platz verließ. Lieber sterben als zum Feigling werden!

Und wenn der Graf Ulrich Plagge im letzten Augenblick sein Pferd pfänden ließ? Der kalte Angstschweiß trat dem Rittmeister auf die Stirn. Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Er klammerte sich an den Holzbalken an, um nicht zu fallen. Wenn sie ihm diese Schmach antaten, dann holte er eine Reitpeitsche aus dem Stall und züchtigte die beiden hier auf dem Rennplatz. Das tat er, so wahr er Albrecht Löcknitz hieß.

Das zweite Rennen war entschieden. Irgendein Pferd hatte gewonnen.

Der Trainer Patterson kam gelaufen, das Sattelzeug unter dem Arm und purpurrot im Gesicht und rief außer sich: „Sie müssen zur Wage, Herr Rittmeister. Es ist die höchste Zeit."

„Ich komme schon." Er ging hinter ihm einher, wie ein Mensch, der zum Schafott geführt wird.

„Wo ist Szeretlek?" fragte Löcknitz mit heiserer Stimme.

„Auf dem Sattelplatz."

„Es ist nichts geschehen?"

„Nein. Was sollte denn geschehen sein?" fragte der Amerikaner verwundert.

Der Rittmeister atmete auf. Sie hatten Szeretlek nicht gepfändet. Noch nicht gepfändet. Sie warteten offenbar den günstigsten und wirkungsvollsten Augenblick ab.

„Einsiedler und Abendlied bleiben auch zu Haus," sagte Patterson.

Sein Herr hörte nichts. Er nahm, wie im Traum, das Sattelzeug und setzte sich auf die Wage. Als sie den Wageraum verließen, fragte er wiederum in Todesangst: „Wo ist Szeretlek?"

„Auf dem Sattelplatz."

Wenn er auf seinen Gaul steigen würde, kam sicherlich der Gerichtsvollzieher und pfändete Szeretlek. Das war der dramatische Höhepunkt. So erzog Agnes Löcknitz ihren Mann zum braven Familienvater. Und er marschierte mit offenen Augen in die unauslöschliche Schmach hinein.

Hier stand Szeretlek. Er glaubte sie deutlich zu sehen. Sie tänzelte unruhig hin und her und schwitzte vor Aufregung. Patterson legte ihr den Sattel auf. Jetzt kommt der Gerichtsvollzieher, dachte Löcknitz und fühlte sein Herz schwach werden. Niemand kam. Niemand kümmerte sich um Szeretlek. Die Musik spielte einen fröhlichen Walzer. Ein Jockei ging vorüber und pfiff die Melodie mit.

„Aufsitzen, Herr Rittmeister," sagte der Trainer.

„Ich fühle mich hundeelend. Haben Sie einen Schluck Kognak bei sich, Patterson?"

„Whisky ist besser," lachte der Amerikaner und hielt seinem Herrn die Flasche hin. Löcknitz trank.

„Danke, Patterson. Jetzt geht es schon."

Der Trainer half ihm in den Sattel. Der Rittmeister blickte scheu und ungläubig nach allen Seiten. Sie pfändeten ihm wirklich nicht das Pferd unter dem Leib. Sie waren wackere Leute. Er tat ihnen unrecht.

Eine Glocke schrillte. Patterson führte den Gaul in die Bahn. Löcknitz saß wie versteinert auf seinem Pferd und atmete schwer. Wenn sie bis in die Bahn kamen, ohne angehalten zu werden, war er gerettet.

Der Schranken wurde zurückgeschoben. Der Rittmeister war in der Bahn. „Gott sei Dank," murmelte er und hob den Kopf in die Höhe. Plötzlich sah er den Nummernapparat. Eine einzige Nummer war aufgezogen. Sein Herz stand still.

„Was ist das?" fragte er entsetzt und wies auf den Zeiger.

„Ein Walkover!" antwortete der Trainer gleichmütig.

Löcknitz begann wie ein Irrsinniger zu lachen. Also das war es! Man ritt nicht gegen ihn. Man machte ihn lächerlich. Mit solchen vergifteten Waffen bekämpfte ihn seine Frau. Die Grafen Plagge pfändeten nicht sein Pferd, aber sie setzten es durch, daß niemand gegen ihn antrat. Deswegen wollte ihm Klützow unbedingt seinen krummen Gaul zeigen. Er war offenbar der einzige von der ganzen Bande, der an dieser Verschwörung nicht teilnahm. Dank, Klützow!

Welch ein blöder Narr war er, daß er blindlings in die Falle gegangen war, die ihm seine Leute aufgestellt hatten!

„Führen Sie den Gaul in den Stall zurück!"

Der Trainer ließ nicht locker. „Wir dürfen keinen Skandal machen. Haltung, Herr Rittmeister."

Nein, er konnte nicht zurück. Es wäre Feigheit gewesen. Albrecht Löcknitz lief nicht davon. Er leerte den Kelch bis zur Neige. Keinen Tropfen schenkte er sich. Sie hatten ihn besiegt, heimtückisch und durch Verrat, aber noch lebte er und hatte die Kraft, sich zu rächen. Diese Stunde sollten sie ihm bezahlen, das schwor er sich zu. Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Ohne Gnade und Barmherzigkeit.

„Lassen Sie den Gaul los," befahl er dem Trainer.

Szeretlek versuchte, davonzustürmen. Löcknitz riß ihr Maul wund und zwang sie im Schritt zu gehen. Er wollte seine Erniedrigung nicht um den Bruchteil einer Sekunde verkürzen. Seine Familie sollte den Sieg dieser Stunde völlig auskosten. Je länger es dauerte, um so besser. Sein Herz mußte sich volltrinken mit Haß, mit unersättlichem und nie zu stillendem Haß.

Einsam und feierlich ritt er im Schritt an der Tribüne vorbei. Tausend Augenpaare, neugierige und schadenfrohe, fühlte er auf seiner Wange. Kein Muskel zitterte in seinem harten Gesicht. Er blickte geradeaus und vergrub die Zähne in der Unterlippe, bis er den Blutgeschmack auf der Zunge spürte. Sein Stolz krümmte sich, so weit es nur zu ertragen war, aber in seiner Seele saß jauchzend die Rache.

Nun stand er beim Start. Alles geht vorüber. Auch diese Ewigkeit, da er langsam durch ein Meer von Hohn und Spottgelächter geschritten war, war vorübergegangen.

Der Starter senkte die Fahne. Löcknitz schoß los. Er ritt wie ein Verzweifelter und von der Vernunft Verlassener. Er nahm die Hürden in tollkühnem Lauf, mochte das Pferd unter ihm zusammenbrechen oder nicht. Was lag an dem Gaul? Wenn er stürzte, mußte er wenigstens nicht zur Wage zurückreiten. Szeretlek hielt sich aufrecht. Sie trug in Treue ihren Herrn. Löcknitz bog in die Gerade ein. Er kämpfte ein aufregendes Finish mit unsichtbaren Gegnern durch. Die Stute keuchte. Flocken weißen Schaums hingen um ihr Maul. Der Schweiß rann in Strömen über ihren Leib, und ihre Flanken zitterten, aber sie brach nicht zusammen.

Patterson führte das Pferd durch ein dichtes und schweigendes Spalier zur Wage. Nur ein Mann, der wie ein Oberkellner aussah, rief mit dünner, hoher Stimme: „Bravo, Löcknitz!" Der Rittmeister blickte starr in die blaue Luft. Er sah einen Vogel, der in Kreisen immer höher stieg.

Löcknitz sprang aus dem Sattel. Seine Beine waren steif und unempfindlich.

„Nehmen Sie den Sattel ab, Herr Rittmeister," bat der Trainer.

Sein Herr schien nichts zu hören. Er streichelte zärtlich den Hals seines schweratmenden Pferdes.

„Sie müssen sich zurückwiegen lassen, Herr Rittmeister," rief Patterson.

Löcknitz sah ihn mit geistesabwesenden Augen an und antwortete ohne Erregung: „Ich verzichte auf den Preis."

„Aber, Herr Rittmeister!"

„Ich verzichte auf den Preis. Ich spreche wohl deutlich genug."

Er klopfte ein letztes Mal seinen Gaul ab und ging langsam zum Ankleideraum. Als er allein in der kleinen Kammer war, fühlte er sich so schwach, daß er sich niedersetzen mußte. Seine Nerven drohten zu versagen. Ein dunkler Schleier legte sich vor seine Augen. Nun werde ich nie mehr ein Rennen reiten, dachte er und spürte einen heißen, stechenden Schmerz, der ihn zum Leben zurückrief. Dann zündete er sich eine Zigarette an und zog den Rauch mit tiefen, durstigen Zügen ein. Er hatte kein Recht, auszuspannen und matt zu werden. Jetzt bedurfte er aller Kraft, um den Schimpf dieses Tages zu rächen und seine Leute zu verwunden, so tief er nur konnte. Er wollte Frieden und Arbeit, sie suchten den Kampf. Sie sollten ihn haben, den Kampf bis aufs letzte.

Er zog seine Straßenkleider an und erblickte in einem Spiegel ein fremdes, verzerrtes Gesicht, das er nicht kannte. So sah Albrecht Löcknitz aus?

Als er das Zimmer verließ, stieß er auf Stöckel, der vor der Tür auf ihn gewartet hatte. Er hielt in der ungeduldigen Hand das Geld, das ihm die Finger verbrannte.

„Hier ist das Geld, Herr von Löcknitz," sagte er leise.

„Danke," erwiderte der Rittmeister und steckte die Banknoten in die Tasche. „Schlechte Quote," versuchte er zu scherzen.

„Eine Schweinebande!" rief Stöckel empört und knirschte mit den Zähnen.

Löcknitz grüßte und ging weiter. Er hielt den Kopf gesenkt, um niemanden zu sehen, und verließ den Rennplatz. Unerträglich waren menschliche Gesichter. Er marschierte ohne Ziel querfeldein, bis er in tiefster Einsamkeit war und überlegen konnte, was er jetzt zu tun hatte. Das nächste war offenbar, daß er das Haus seiner Frau verlassen mußte. Nicht eine Nacht länger wollte er unter ihrem Dach schlafen. Sobald er diesen Entschluß gefaßt hatte, suchte er eine Straße, die zu Menschen führte. Er kam zu einem Bahnhof, setzte sich in einen Zug und stieg irgendwo aus. Dann fuhr er in einem Auto nach Haus.

Wie haßte er dieses graue, freudlose Gebäude, das schlimmer als alle Gefängnisse der Welt war! Er erinnerte sich des Herbstabends, da er vor diesem Haus unschlüssig und verzweifelt auf und ab gegangen war und nicht einzutreten gewagt hatte. Mit Rosen in den Händen war er gekommen, ein Büßender und Reuevoller; für das ärmste Wort der Liebe wäre in die Knie gesunken. Aber hier schlugen steinerne Herzen.

Der Rittmeister ließ den Wagen warten und betrat das Haus. Kälte schlug ihm entgegen, während draußen Frühling war. In einem Trappistenkloster war es fröhlicher als in der Düsterkeit dieses toten Schweigens. Wenn ihm nur jetzt ein gütiges Geschick den Anblick seiner Frau ersparen wollte! Er war nicht Herr seiner Nerven.

Alles blieb still im Haus. Löcknitz öffnete sein Zimmer und läutete dem Diener.

„Bringen Sie meinen Koffer vom Speicher, Martin!" (Fortsetzung folgt.)



Friedrich Zubeil, Reichstagsabgeordneter (Soz.), der seinen 70. Geburtstag feiert.
Phot. A. Matzdorff.



Nach Eintritt der Waffenruhe: Russische Soldaten mit einer Kameradin, die einem der jetzt aufgelösten „Todesbataillone“ angehörte.



v. Eichhorn, der Eroberer von Wilna und Oberbefehlshaber der nach ihm benannten Heeresgruppe, der jetzt zum Generalfeldmarschall befördert wurde.
Hofphot. E. Bieber.

R Ä T S E L

Musikalisches Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — be — car — da — do — e — ge — ger — grin — hen — i — i — i — la — lo — me — men — nacht — ne —ni — o — o — phi — ron

sind die Titel von sieben Opern sieben verschiedener Komponisten zu bilden; die Anfangsbuchstaben der Opern ergeben, richtig geordnet, den Namen eines achten Opernkomponisten.

Trennrätsel.

Ein Künstler tät erteilen
Der Päte Eins-zwei-drei,
Sie tät sich nicht beeilen
Mit der Bezahlerei.
„Sie könnten,“ meint sie keck und frei,
„Das Honorar mir eins zwei-drei.“

Die harte Nuß.

In Silbe Eins, in der wir leben,
Wird manches Zwei-drei aufgegeben,
Das wir mit Leichtigkeit ergründen.
Willst Du des Ganzen Lösung finden,
So kannst Du grübeln täglich, stündlich,
Und dennoch bleibt Dir's unergründlich.

Lautwechsel.

Erfolgt's mit „r“, ging allemal
Ein Fehler ihm voraus;
Mit „s“ hält es der General
Und lobt, fällt gut es aus.

Das Verbindungswort.

Wie heißt das Wort? Wird es gepaart,
Steht es vor Zelt, vor Samt und Bart,
Doch Bürger, Kunst und Kassen
Muß es den Vortritt lassen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Silben-Rätsel: „Denke immer und zweifle immer.“ Jean Paul. Lebensregeln. — 1. Donner, 2. Euterpe, 3. Nahum, 4. Kalium, 5. Eboli, 6. Isolde, 7. Mantel, 8. Markgraf, 9. Einsiedelei, 10. Rathenow, 11. Unterholz, 12. Niederwald.
Zwei Fälle: Kleingeld — Kein Geld.
Zwei Personen: Tell — er.
Gutumstellen: Jeder schippe vor seiner Tür.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Mein elfjähriger Neffe, der älteste von sechs Geschwistern, besucht mich neulich, als ich heftig erkältet im Bette liege. Er verhält sich musterhaft artig, ruhig und gesittet und verabschiedet sich bald. Dabei reicht er mir die Hand und sagt mit bittender Stimme: „Lieber Onkel, kann ich denn nicht 'mal das Baby sehen?“

*

Bei der Ausbildung. Major: „Haben Sie die Leute auch mit den Helden des Altertums bekannt gemacht?“ — Leutnant: „Zu Befehl, Herr Major!“ — Major: „Na, Huber, wer war Cäsar?“ — Huber: „Handpferd beim zweiten Geschütz!“

*

„Ich möchte mich mal nach der Auguste erkundigen, die bei Ihnen in Stellung ist, sie hat sich bei mir gemeldet. Kann sie denn auch anrichten?“ — „Also, was das betrifft, — was die schon alles angerichtet hat, das geht überhaupt auf keine Kuhhaut.“



Aus dem Bühnenleben 1917.
Der abstürzende Romeo: „Diese verdammte Kriegs-Papierstrickleiter!“

„Na, Herr Schnutgen, wie fanden Sie denn heute mittag das Beefsteak?“ fragte die Pensionsinhaberin. — „O, ganz leicht,“ antwortet Herr Schnutgen, „sobald ich die beiden kleinen Kartoffeln aufgegessen hatte.“

*

„Halten Sie meine rheumatischen Schmerzen für gefährlich, Herr Doktor?“ — „Nein, nicht sehr, indes sollten Sie Ihr angegriffenes Bein nicht auf die leichte Achsel nehmen.“

*

„Du, Junge,“ sagte ich zu einem kleinen Bengel, der in der Straßenbahn neben mir saß und ohne Aufhören durch die Nase schnaubte, „hast Du kein Taschentuch bei Dir?“ — „Ja,“ antwortete er, „aber ick darf es nich verpumpen.“

*

Theaternotiz: Der Schauspieler N., der kürzlich vier Treppen hinunterstürzte, wird heute Abend in drei Stücken auftreten.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

13. Januar
1918
Nr. 2
27. Jahrgang

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Phot. Bild- und Film-Amt.

In Brest-Litowsk:
Graf Czernin und Herr v. Kühlmann auf einem Spaziergang.



Eine Sitzung der Friedensunterhändler in Brest-Litowsk.
Aufnahme des Bild- u. Film-Amts.



Hakki Pascha Graf Czernin
Nach einer Sitzung der Friedenskonferenz in Brest-Litowsk.

Nach der Tankschlacht bei Cambrai.

Von den 300 Tanks, die die Engländer in erster Linie zum Durchbruch angesetzt hatten, sind etwa 100 kampfunfähig gemacht worden. Einige von den erbeuteten Kolossen fielen unversehrt in unsere Hände, andere konnten wieder gebrauchsfähig gemacht werden, die meisten aber liegen wie zertrümmerte Eisensärge, mit den verkohlten Leichen ihrer Insassen gefüllt, in den Feldern und Straßen von Fontaine, in das sie, Bäume, Zäune und Hausgärten niederreißend, fast eingedrungen wären. Jeder dieser Tanks, die eine 7 bis 12 Millimeter starke Panzerung besitzen, hat eine Besatzung von acht Mann. Vorne führt der Tank entweder 5,5-cm-Kanonen und drei Maschinengewehre oder ein Maschinengewehr und je zwei an der Seite. Alle Rohre sind mit einem 3 cm dicken Gußstahlmantel geschützt. Die Kanonentanks tragen Periskope. Die Schnelligkeit der vorgehenden Tanks entspricht etwa der eines laufenden Mannes.



Ein bei Cambrai erbeuteter Tank, der zum Schutz gegen Fliegersicht mit einem Laubnetz bedeckt war.



Von den österreichisch-ungarischen Matrosen aus dem Hafen von Grado gezogene Holzbalken, an denen große Stahldrahtnetze befestigt waren, die die Italiener zum Schutz gegen U-Boot-Angriffe verwendeten.



Der Kaiser bei der Besichtigung eines in der Cambraischlacht erbeuteten englischen Minenwerfers.
Phot. Bild- und Film-Amt.



Aus den Tagen des überstürzten Rückzugs der italienischen Armee: Truppen der Brigade „Fiorenz" in todesähnlichem Schlaf nach einem Gewaltmarsch.
Italienische Photographie.



Nach der Tankschlacht bei Cambrai: Vorführung eines eroberten englischen Tanks, der starke Bäume umrennt.
Phot. Bild- und Film-Amt.

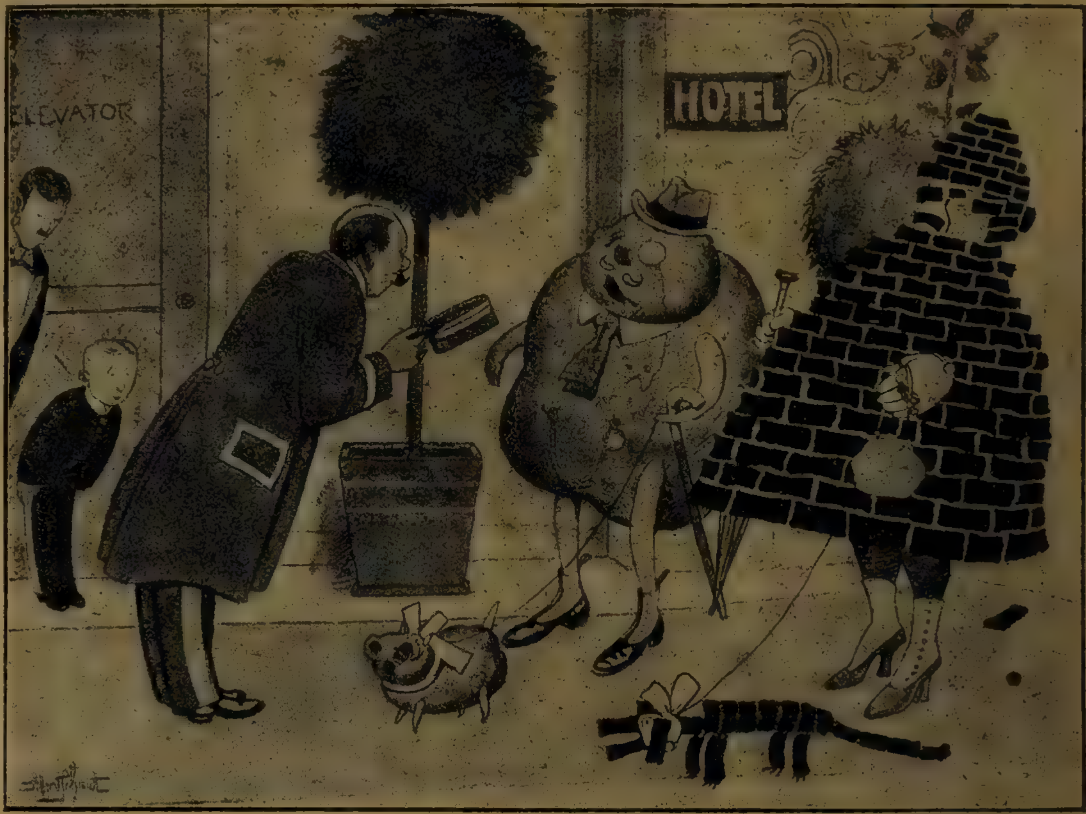


Das vierte Kriegsjahr im neutralen Lande

*

Bilder aus Dänemark

Der vierte Kriegswinter, der sich mit härterer Kälte als es die wenig vorsorglich gearteten Dänen gewohnt sind, über Kopenhagen breitet, trifft in den schneedurchwehten Gassen einen sonderbar unbehaglichen Gast. Einen Kerl mit hohlen Augen in einem blassen Gesicht und spöttischem Lächeln um die genießerischen Lippen. Es ist der Mangel. Er wirft dem einen ungemessene Reichtümer in den Schoß und entblößt den andern aller irdischen Güter. In dem düsteren Norwegen und in dem schönen Schweden ist er seiner älteren Schwester, der Not, gewichen. Aber in Dänemark saß man noch warm und satt als in Schweden und Norwegen manche hungerten

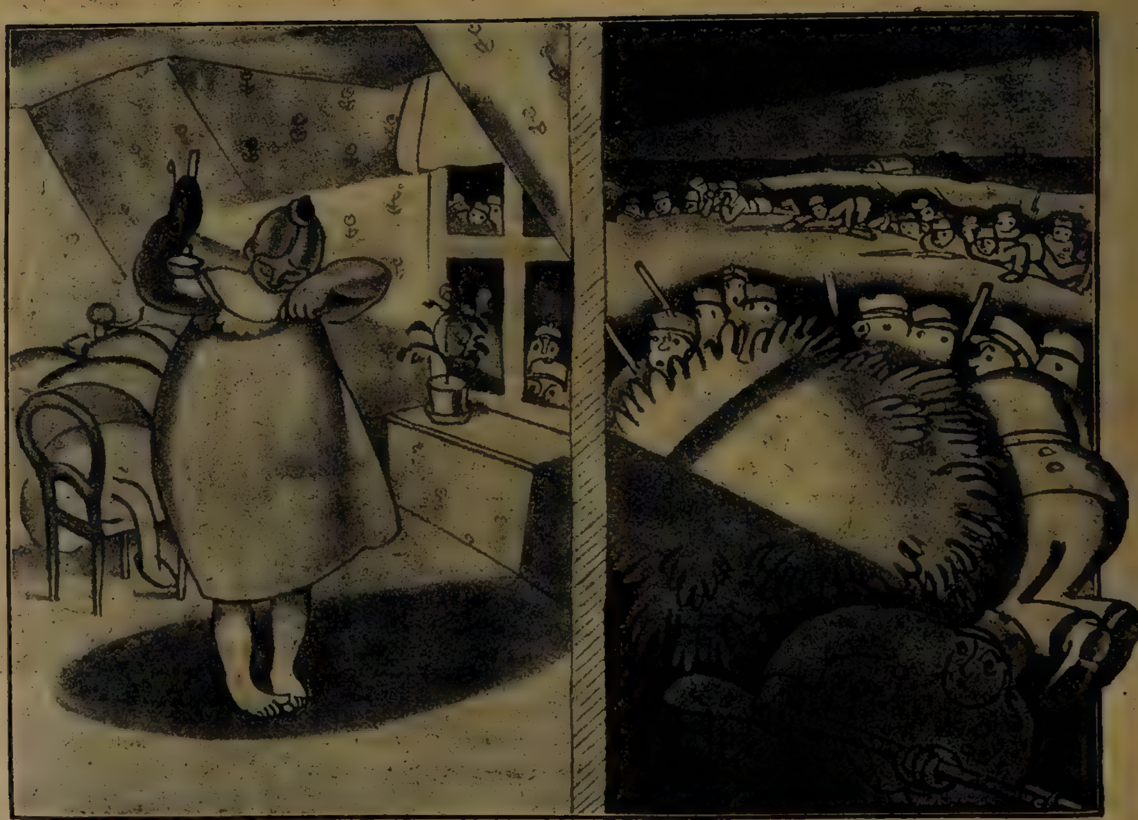


„Die Emporkömmlinge".
Karikatur zur Wertsteigerung von Kartoffel und Kohle aus dem dänischen Witzblatt „Blaeksprutten".



Scherzbild zum Alkoholmangel in Dänemark: „Die letzte Flasche Schnaps".

und froren. Es war seltsam anzusehen, wie streng die Ausfuhrverbote, die Deutschlands Passagieren gegenüber noch bis vor kurzem recht milde gehandhabt wurden, an der dänisch-schwedischen Uebergangsstelle zur Geltung gebracht wurden. Dem Reisenden wurde bei strenger Leibesvisitation jedes Stücklein Zucker, eine Düte voll Kuchen, fünf Zigarren, kurz die kleinsten Quantitäten genießbarer Dinge fortgenommen und er mußte schlank und unbeschwert durch die Sperre. Es ist vom menschlichen Standpunkte seltsam zu sehen, wie, dicht aneinandergeschmiegt, zwei verwandte Länder freundschaftlichst daliegen und doch so klaffende Gegensätze der Lebensbedingungen aufweisen, wie in Skandinavien. Zwar wird auch in Dänemark jetzt vieles rationiert, es gibt Butter-, Kaffee-, Kohlen-, Zucker- und Brotkarten, Fleisch- und Milchkarten sind in Sicht — aber die zugewiesenen Rationen von den meisten dieser Dinge sind so reichlich, daß die Rationierung den Bedarf überbietet. Die Kuchenmassen, die in Kopenhagen vertilgt werden, könnten, in Brot umgesetzt, fortlaufend Stockholm sättigen — und auf diesen Kuchenmassen schimmert noch immer in verschwenderischer Fülle die herrlichste blütenweiße dänische Schlagsahne. Jetzt — bei der Drei-Königs-Zusammenkunft in Christiania ist auch beschlossen worden, daß das bevorzugte Dänemark seinen Schwesterländern hilft so weit es kann. Die staatliche Hamstertendenz soll christlicher Nächstenliebe weichen. Privatim feiert aber die Hamsterei Orgien. Je nach der Leidenschaft, die die einzelnen Familien für spezielle Leibesgenüsse beseelt, hamstern die Gatten für „man kann nicht wissen"-Zeiten. Die einen haben Schnapsbestände, die für die nächste Generation reichen, die andern neigen zur Fett- und Butter-Desrationierung und nur das Vieh scheint mit seinen Futterbeständen wirklich knapp zu sein. Die Steigerung der Lebensmittelpreise gibt zu vielem Stöhnen Anlaß. Es liegt dem Dänen nicht, zu sparen. Seine Einnahmen wandern gleich wieder weiter, die Hauptausgabe von Mittelstand und Proletariat ist das Essen. Teils zu Hause, teils im Restaurant wird das mühsam Erworbene restlos wieder verspeist. Und da das Essen in normalen Zeiten dort sehr billig ist, kann man aus dieser Tatsache erkennen, wie groß der dänische Appetit ist. Mehr als die Preissteigerung, die uns nicht allzu hoch erscheint, ist es eine andere trübere Kriegserscheinung, die für einen Teil des Proletariats



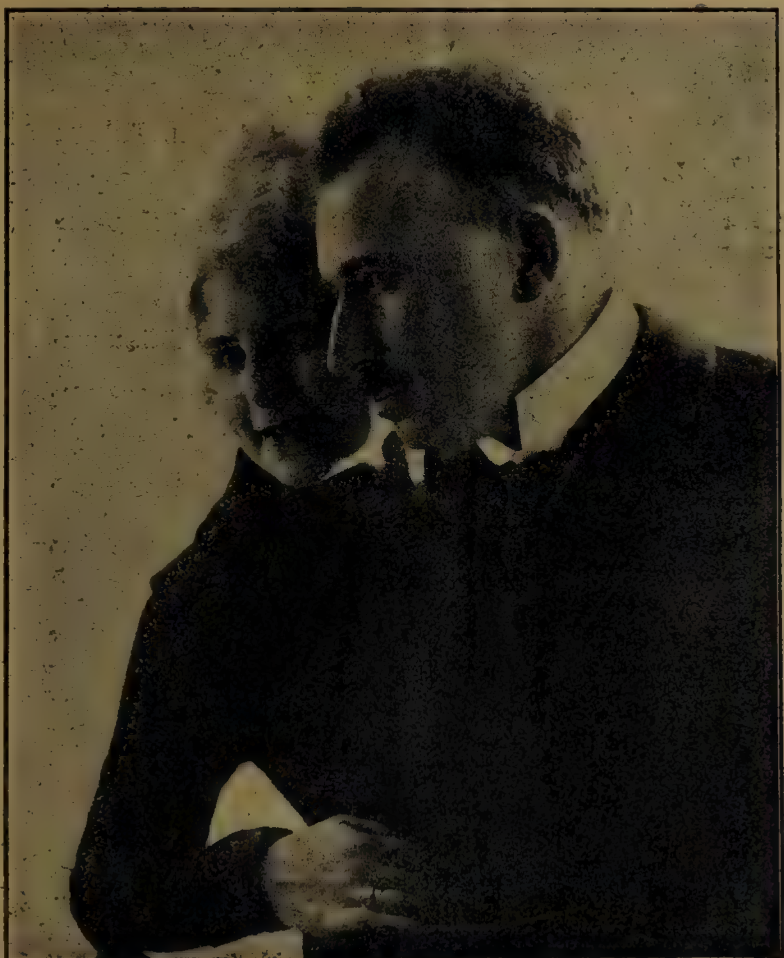
Das verdächtige Lichtsignal und seine Ursache.
Dänische Karikatur zur Furcht vor Neutralitätsverletzungen an der Küste.



Im vierten Kriegsjahr im neutralen Ausland: Eine Hamsterfamilie in Dänemark. Zeichnung aus dem dänischen Witzblatt „Blaekspruttēn".

fühlbar wird. Es ist die Arbeitslosigkeit, die in vielen Berufen um sich greift, hervorgerufen durch den Mangel an Rohstoffen, der viele Unternehmen zum Stillstand oder zur Verkleinerung des Betriebes zwingt. Hier erst beginnt das Damoklesschwert der Not über den Häuptern sichtbar zu werden, nicht bei den kleinen heilsamen Entbehrungen völlerischen Lebens. — Die Kohlennot, der nach Möglichkeit durch Deutschland gesteuert wird, drängt die Menschen enger zusammen und zwingt viele zum familiären Verständigungsfrieden. Lichtersparnis und Elf-Uhr-Schluß aller Lokale läßt die Menschen wieder zur Lebensform des Geflügels zurückfinden. . . .

Die Teuerung des Heizmaterials ist allerdings enorm groß und manch einer legt sich die Frage vor, ob man billiger durch Schnaps oder durch Kohlen zur gewünschten Leibeswärme gelangt. Ebenso horrend sind die Gaspreise gestiegen. In den Häusern mit Zentralwärme wird den Mietern ein Heizungstribut auferlegt, der nicht selten die Miete verdoppelt; und oft wird der erblassenden Hausfrau eine Gasquartalsrechnung präsentiert, von deren Summe eine Familie ihren Unterhalt bestreiten kann. . . . . Jedoch dies alles sind Kriegserscheinungen, die bald verschwinden. Was bleibt, ist der Zustand der Seelen, der durch den Mangel hervorgerufen ist. Die durch den Mangel und durch Neutralität nach innen und außen vorgenommene Gemütsrationierung ist es, die wohl auch im Frieden noch ein Weilchen ihr kärgliches Dasein fristen wird. R.



Der Schweizer Romanschriftsteller Paul Ilg mit seiner Braut, der Schwester des gefallenen deutschen Kampffliegers Immelmann. Phot. C. Ruf, Zürich.



Dr. Felix Calonder, der neue schweizerische Bundespräsident und Leiter des Politischen Departements. Phot. Henn.



Oberstkorpskommandant Audéoud †, einer der Führer der Schweizer Armee.

AUS DER SCHWEIZ

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

18. Fortsetzung. — Nachdruck verboten. Amerikanisches Copyright 1917, by Ullstein & Co.

Der Alte hob beschwörend die Hände und bat mit zittriger Stimme: „Ach, Herr Rittmeister!"

„Sie sollen meinen Koffer vom Speicher holen," brüllte Löcknitz. „Sie hören wohl schlecht?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Der Diener brachte gemeinsam mit dem Stubenmädchen den großen Koffer.

„Danke," sagte der Rittmeister und schenkte jedem ein Goldstück.

Dem Alten standen die Tränen in den Augen.

In fieberhafter Eile warf Löcknitz Kleider und Wäsche in den Koffer, wirr durcheinander, wie es ihm gerade in die Hände kam. In weniger als zehn Minuten war alles verstaut. Er war eben daran, den Koffer zu verschließen, als es an die Tür klopfte. Er wußte genau, wer Einlaß begehrte. Nichts blieb ihm erspart. Er mußte alles bar bezahlen.

„Herein!" rief er zögernd und hatte plötzlich eine hemmungslose Angst vor sich.

Agnes Löcknitz trat ein. Sie war sehr bleich. In ihren Augen zitterte Verzweiflung. Auf diesen weißen Lippen lag gewiß kein Siegeslächeln, das der Rittmeister zu fürchten hatte.

„Was soll das, Löcknitz?" fragte sie leise und hielt sich an der Türklinke fest.

Er sah sie an und rang nach Luft. Wie ein Knebel lag die Wut in seiner Kehle und erstickte jeden Laut.

„Was soll das, Löcknitz?" fragte sie noch einmal.

Er zog sich furchtsam zurück, Schritt für Schritt, bis er beim Fenster stand.

„Geh' weg, Agnes, ich bitte Dich!"

„Löcknitz!"

„Geh' weg!" schrie er und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Warum verläßt Du mein Haus?"

Er ließ die Hände fallen und ging drohend auf seine Frau zu. „Da fragst Du noch? Du hast wirklich den schamlosen Mut, zu fragen?"

„Ich bin nie feig gewesen, Löcknitz."

„Nein, aber heimtückisch. Ich schäme mich für Dich. Geh'! Geh'! Ich kann Dich nicht sehen."

Sie schwankte ein wenig und schloß die Augen.

„Du tust mir Unrecht, Löcknitz," flüsterte sie kraftlos.

„Ich tue Dir Unrecht? Das wagst Du wirklich zu behaupten?"

Sie nickte mit dem Kopf.

„Alles hätte ich begriffen und verziehen, Agnes. Alles. Du hättest mein Pferd pfänden können. Schön, das war Dein gutes Recht. Aber daß Du meine Kameraden davon abgehalten hast, gegen mich zu reiten, daß Du mich vor tausend Menschen hast lächerlich werden lassen, das kann ich nicht verzeihen. Du hast gesiegt. Auf allen Linien hast Du gesiegt. Ich werde nie mehr in einem Rennen reiten. Freue Dich, Agnes!"

„Ich kann mich nicht freuen."

„Du sollst Dich aber freuen, bis an Dein Lebensende sollst Du Dich freuen. Ich habe ein Recht auf diese Freude."

Sie erzitterte vor seinen verwilderten Blicken und stand vor ihm mit gesenkten Augenlidern.

„Ich werde meinen letzten Ritt nie vergessen, Agnes. Das schwöre ich Dir. Nie, nie, nie!"

Er wendete sich ab und zog seinen Ueberrock an.

„Ich wollte Dich retten, Löcknitz," stammelte sie und griff mit der Hand in die Luft.

„Retten wolltest Du mich? Retten?" Er lachte schrill auf. „Jetzt bin ich erst verloren, Agnes. Für Dich und für die Grafen Plagge-Glindow und für den ehrlichen Namen Löcknitz. Du trägst die Schuld für alles, was geschehen wird. Merk' es Dir. Denk' immer daran!"

Löcknitz war vom Rausch der Rache ergriffen. Ein Taumel der Selbstvernichtung hatte ihn gepackt. In dieser Minute sah er deutlich den Weg vor sich, den er zu gehen hatte. Er mußte sich so tief fallen lassen, daß die ganze Sippschaft in ohnmächtiger Wut aufheulte.

„Und jetzt sind wir fertig miteinander. Ich hätte mir diese Unterredung gern erspart. Es sollte nicht sein."

Er läutete dem Diener. „Tragen Sie, bitte, den Koffer zum Wagen hinunter!"

Als er in die Tasche griff, spürte er das Geld, das ihm Stöckel zurückgebracht hatte. Er holte einen Tausendmarkschein hervor und warf ihn auf den Tisch.

„Ich muß noch Kost und Quartier bezahlen. Bitte, wenn es nicht reichen sollte, schreib's zu dem übrigen!"

„Du tust mir Unrecht, Löcknitz —"

„Das ist mein Schicksal, und ich muß es tragen."

Sie streckte sehnsüchtig die Hände aus, als wollte sie ihn zurückhalten.

„Leb' wohl, Agnes, und freue Dich!"

Er ging zur Tür hinaus und sprang die Treppen hinunter, als liefe der Tod hinter ihm einher.

Agnes Löcknitz stand regungslos in der Mitte des leeren Zimmers und lauschte den flüchtenden Schritten. Ihr Gesicht war grau vor Leid.

XVII.

„Wohin?" fragte der Kutscher.

Ja, wohin? Der Rittmeister blickte ratlos den Mann an. In einen Gasthof wollte er nicht ziehen. Kellnergesichter waren nicht zu ertragen. Er mußte ein stilles Zimmer suchen, wo er sich verkriechen konnte. Ein Bett und eine Waschgelegenheit, mehr verlangte er nicht. Nur Ruhe!

„Fahren Sie zum nächsten Zeitungskiosk," befahl er und stieg in den Wagen.

Der Kutscher schüttelte mißtrauisch den Kopf.

Löcknitz kaufte Zeitungen und studierte die angebotenen möblierten Zimmer. Es dämmerte schon. Der Rittmeister stand unter einer Laterne und las.

Es war am besten, in eine Gegend zu ziehen, die möglichst entfernt vom Herkules-Ufer war.

„Meraner Straße, Schöneberg," sagte Löcknitz und stieg wieder ein. Er hatte keine Ahnung, wo das war.

Sie hielten in einer freien, schönen Straße vor einem ruhigen Haus. „Möblierte Zimmer für Ausländer" stand auf einer kleinen Glastafel. Der Rittmeister läutete an einer Tür, die den Namen „Frau Emilie Prusseit" trug. Eine alte Frau, mit weißem Haar und rosigen Backen, öffnete. „Sie haben Zimmer zu vermieten?"

„Jawohl, mein Herr."

„Kann ich sie mal ansehen?"

„Gewiß, mein Herr. Darf ich fragen, für wie lange Sie die Zimmer benötigen?"

„Für dreiunddreißig Jahre."

Die alte Frau lachte. „Für so lange Zeit werde ich kaum vermieten können."

„Ich bin auch leider kein Ausländer."

„Oh, das merke ich schon, mein Herr."

„Ich fürchtete, daß Sie bloß an Ausländer vermieten."

„Nee, nee, Gott bewahre," wehrte Frau Prusseit ab. „Das ist nur so 'ne Redensart. Reklame sozusagen."

Sie zeigte ihm zwei Zimmer, die düster und unfreundlich waren.

Der Rittmeister schüttelte den Kopf. „Nee, das ist nichts für mich. Ist mehr für Ausländer. Verzeihen Sie die Störung."

„Ich hätte noch eine kleine, ganz abgetrennte Wohnung zu vermieten. Wollen Sie die nicht besichtigen, mein Herr? Sie ist freilich nicht billig, aber uns ist keene Wurst zu teuer."

Sie lächelte verschmitzt und führte ihn in die gepriesene Wohnung, die ihren eigenen Eingang vom Stiegenhaus hatte. Sie bestand aus einem Vorraum und zwei Zimmern, die einen sehr sauberen Eindruck machten.

„Hier wohnte zwei Jahre lang Miß Drayton, die berühmte Barfußtänzerin," erklärte Frau Prusseit voll Stolz. „Sie kennen sie wohl?"

„Ich habe nicht das Vergnügen."

„Das kann Ihnen leid tun, mein Herr, das kann Ihnen wahrhaftig leid tun. So was Schönes gibt es nicht mehr."

Der Rittmeister betrachtete ein Bild, das über dem Bett hing. Es stellte Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo vor. Der große Kaiser stand da wie ein kleiner Gewürzhändler, der Konkurs gemacht hatte. Er war ungemein sympathisch.

„Badezimmer ist auch dabei, mein Herr."

„Schön, ich nehme die Wohnung. Kann ich sogleich einziehen?"

„Gewiß doch, mein Herr, gewiß doch."

Aus ihren listigen Aeuglein strahlte die helle Freude. Sie holte aus der Tasche einen Schlüsselbund hervor und überreichte ihn dem Mieter. „Hier sind die Schlüssel, mein Herr. Der eine schließt die Wohnung, der andere das Haus, und der kleine ist für den Aufzug."

Plötzlich verdüsterte sich ihr rosiges Gesicht. „Sie fragen gar nicht, was die Wohnung kosten soll?"

„Sie werden es mir schon sagen, Frau Prusseit."

„Hundert Mark pro Monat ist wohl nicht zu viel?" erkundigte sie sich lauernd. „Licht und Beheizung ist auch dabei. Miß Drayton bezahlte sogar hundertzwanzig Mark. Junge, schöne Damen müssen immer etwas mehr bezahlen. Das ist nun mal so."

Löcknitz gab ihr schweigend einen Hundertmarkschein. „Vielen Dank, mein Herr, vielen Dank." Sie knixte wie ein junges Mädchen. „Wünschen Sie eine Bestätigung?"

„Ist nicht nötig."

„Darf ich noch fragen, mit wem ich die Ehre habe, mein Herr?"

„Rittmeister von Löcknitz."

Sie schlug vor Freude die Hände zusammen. „Wie mich das freut, Herr Rittmeister, nein wie mich das freut! Ich bin immer für die Kavallerie gewesen. Mein Seliger war auch bei der Kavallerie gewesen. Vizewachtmeister bei die Schwedter Dragoner. Sie haben ihn sicher gekannt, Herr Rittmeister. Paule Prusseit? Ein schöner Mann, das muß ich sagen. Nun ist er schon neun Jahre tot. Ja, ja." Sie begann unvermittelt zu schluchzen.

„Haben Sie ein Dienstmädchen, Frau Prusseit?"

„Jawohl, Herr Rittmeister." Sie wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Lassen Sie meinen Koffer hinaufbringen, bitte! Der Kutscher wird dem Mädchen helfen."

Frau Prusseit verschwand. Nach einer Weile kam der Koffer, und der Rittmeister entlohnte den Wagenlenker.

Löcknitz begann auszupacken und ließ die Arbeit bald wieder stehen. Er setzte sich in einen Lehnstuhl und versuchte nachzudenken. Das war nun sein neues Heim. Und seine Freiheit hatte er auch wieder. Er war losgelöst von jedem Zwang und von allen Pflichten. Plötzlich fiel ihm Lisa Dierkher ein. Er hatte während dieses ganzen Tages nicht einen Augenblick an das junge Mädchen gedacht.

Er sprang auf und marschierte unruhig durch das Zimmer. Die Stille bedrückte ihn. Der lange Abend stand drohend vor seinen Augen. Heute war es unmöglich, allein zu bleiben und sich in einem Winkel zu verkriechen, wie ein angeschossenes Tier, das in der Einsamkeit verenden will. Heute brauchte er Lärm und Licht und gleichgültige Menschen, denen er zeigen mußte, daß er nicht zu Tod getroffen war.

Der Rittmeister kleidete sich hastig um und fuhr zu Lisa Dierkher. Sie wartete sicherlich angstvoll auf eine Nachricht von ihm. Als sie ihm die Tür öffnete, war sie so erregt, daß sie kein Wort sagen konnte.

„Guten Abend, Fräulein Dierkher. Ja, was haben Sie denn?"

„Nichts, nichts, Herr Rittmeister," antwortete sie schwer atmend. „Ich bin so glücklich, daß Sie wieder hier sind. Ich hatte solche Furcht, daß Ihnen etwas zugestoßen sein könnte."

„Aber, aber, wer wird denn so ein Hasenfuß sein!" tröstete er und nahm ihre Hand und streichelte sie zärtlich.

„Ich weiß nicht, was ich angefangen hätte, wenn Sie heut abend nicht mehr gekommen wären."

Sie traten in das Wohnzimmer.

„Diese Stunden möchte ich nicht mehr durchmachen," sagte sie leise und hielt seine Hand fest, als bedürfte sie dieser Stütze.

So spricht die Liebe, dachte Löcknitz ergriffen und fühlte sein Herz heftiger schlagen. Alles Glück der

Welt lag in den braunen Augen dieses jungen Mädchens, das er nur an sich zu ziehen brauchte, um es für immer zu gewinnen.

„Sie sind so blaß, Herr von Löcknitz," flüsterte sie voll Sorge und betrachtete ihn aufmerksam. „Sie sehen ganz verändert aus."

„Ich habe einen anstrengenden Tag hinter mir."

„Sie Armer!" sagte sie leise und beugte sich über seine Hand, als wollte sie sie küssen. Sie bezwang sich mit übermenschlicher Anstrengung und richtete sich wieder auf.

„Was war mit Szeretlek?" fragte sie zaghaft.

„Ich habe das Rennen verloren," antwortete er finster und bekam grausame Augen.

„Ach!"

„Nicht durch meine Schuld, Fräulein Dierkher. Man hatte mich in einen heimtückischen Hinterhalt gelockt. Sie ahnen ja nicht, wieviel Gemeinheit es in der Welt gibt."

Sie begann still vor sich hinzuweinen.

„Kopf hoch, liebes Fräulein. Man darf sich nicht unterkriegen lassen, das haben Sie mir doch immer gepredigt. Verzagtheit ist das größte Laster."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht verzagt, Herr Rittmeister. Ich weine nur darüber, daß Ihnen jemand Böses zufügen darf."

„Trösten Sie sich, Fräulein Dierkher. Wer mit mir anbindet, fährt schlecht. Ich bin ein guter Hasser."

„Was wird nun?"

„Das weiß ich noch nicht. Mit dem Rennen ist es aus. Das Gestüt Kleinrüdde versinkt in die Erde. Aber Sie brauchen keine Angst um mich zu haben. Ich finde meinen Weg."

Er stand auf und ging zum Fenster.

„Ich werde meine Gesangsstunden aufgeben," erklärte sie entschlossen.

„Ja, was fällt Ihnen ein? Das wäre noch schöner! Wie kommen Sie nur auf diese Gedanken?"

„Wegen des Geldes," antwortete sie schüchtern.

Er zwang sich zu einem lauten Lachen. „Lächerlich! Wir haben Geld wie Heu. Sie werden hübsch studieren, bis Sie fertig sind. Ausspringen gibt es nicht."

Sie seufzte tief auf und blickte ihn mit demütigen Augen an. „Wenn ich Ihnen bloß irgendwie helfen könnte!"

Er kam zu ihr und fuhr mit der Hand über ihr Haar. „Sie helfen mir, Fräulein Dierkher, indem Sie mich in Ihrer Nähe dulden. Ich habe niemanden als Sie. Es ist ein unverdientes Glück, daß ich neben Ihnen in diesem Zimmer sein darf. Wenn ich Sie nicht hätte, lebte ich vielleicht in dieser Stunde nicht mehr. Und jetzt habe ich eine Bitte, Fräulein Dierkher."

„Sie ist im vorhinein erfüllt."

„Ich möchte in die Stadt und irgendwo Abendbrot essen. Kommen Sie mit mir!"

Sie stand zaudernd vor ihm und gab keine Antwort.

„Was ist denn?"

„Ich hoffte, Sie würden es vorziehen, heut abend keine fremden Gesichter zu sehen. Ich hätte ein bescheidenes Abendbrot hergestellt —"

Er unterbrach sie hastig. „Vielen Dank, Fräulein Dierkher, aber heute bin ich nicht für stilles Familienglück."

Sie schlug beschämt die Augen nieder.

„Verzeihen Sie, liebes Fräulein, ich weiß nicht, was ich rede. Sie müssen Nachsicht mit mir haben. Ich bin nicht ganz zurechnungsfähig. Kommen Sie, bitte, mit mir!"

„Gern, Herr Rittmeister. Ich [illegible] ziehen."

Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Das will ich Ihnen nie vergessen, Fräulein Dierkher."

„Da ist doch weiter nichts dabei, Herr Rittmeister." Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und sagte tapfer: „Ich gehe mit Ihnen durch dick und dünn."

Er betrachtete ihre schönen, jungen Lippen und versank in tiefes Nachsinnen.

„Sie müssen mir eine halbe Stunde Zeit lassen, Herr Rittmeister. Ich will mich doch ein wenig schön machen, wenn ich zum ersten Mal eine größere Rolle spiele," scherzte sie.

Bevor sie das Zimmer verließ, fragte sie voll Sorge: „Sie werden doch hoffentlich keine Unannehmlichkeiten haben, Herr Rittmeister, wenn Sie sich mit mir öffentlich zeigen?"

„Was für Unannehmlichkeiten könnten dies sein?" erwiderte er mißtrauisch.

„Sie sind doch verheiratet, Herr von Löcknitz."

Er schien nachzudenken. „Ja, ich bin verheiratet, aber ich habe keine Frau."

Der Rittmeister fuhr mit Lisa Dierkher in eine Gastwirtschaft Unter den Linden, wo er hoffte, von Bekannten gesehen zu werden. Während der ganzen Fahrt betrachtete er voll Stolz das wunderschöne junge Geschöpf, das an seiner Seite saß. Wie eine Königin sah seine Begleiterin aus. Wie eine Königin, die in den Schmutz gezerrt werden soll, sagte er sich und hatte ein jähes Reuegefühl. Was er jetzt tat, war schändlich und eines Edelmannes unwürdig. Es wäre besser, noch in letzter Minute umzukehren und auf billige Genugtuungen zu verzichten.

Aber da hielt der Wagen schon.

(Fortsetzung folgt.)



Goremykin,
ehemals vielgenannter russischer Ministerpräsident, der jetzt mit seiner Familie im Kaukasus ermordet wurde.



„Wintersport 1918" in Berlin. Phot. Berl. Ill. Ges.
Die Barfußtänzerin Olga Desmond beim Schneeschippen vor ihrem Hause.



Admiral Sir R. Wemyß,
der Nachfolger Admiral Jellicoes im Oberbefehl über die englische Flotte.

RÄTSEL

Silbenrätsel.

Aus den Silben:
bob — e — e — el — ex — ge — ger — gu — hu — i — in — kar — lip — mud — mus — na — nat — ne — ni — nus — phi — re — rich — sa — se — se — se — si — ta — tal — ve — zwin
sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben einen beherzigenswerten Ausspruch ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Ader, 2. männlichen Vornamen, 3. dalmatinische Stadt, 4. Behausung für Tiere, 5. geometrische Figur, 6. Farbstoff, 7. Bestandteil der Erde, 8. Zustand der Verzückung, 9. indischen Fürsten, 10. Frauengestalt der griechischen Sage, 11. Volksstamm, 12. heiliges Buch.

Das Licht im Dunkeln.

Obwohl es dem Worte an Helle gebricht,
Erstrahlt in seiner Mitt' ein Licht;
Wer dies entfernt, der fände,
Er hüte sich, das Ende.

Zwei Dichter.

Sprichwörtlich in Bewegung gesetzt,
Ist er als Dichter wertgeschätzt.
Wenn ihr die Mitte doppelt seht,
Wird er ein anderer Poet.

Seltsames Zahlungsmittel.

Erst wenn der Gaul ums Bein gekommen,
Wird er in Zahlung angenommen.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 1:

Silben-Rätsel: Nicolai. — Kreutzer: Nachtlager (von Granada); Mozart: Idomeneo; Bizet: Carmen; Weber: Oberon; Wagner: Lohengrin; Verdi: Aida; Gluck: Iphigenie. — Trennrätsel: Malstunden — mal stunden. — Die harte Nuß: Welträtsel. — Lautwechsel: Ver(s)ichtigung. — Das Verbindungswort: Verein.

HUMOR

„Also gestern Nacht wäre mir beinahe eine scheußliche Geschichte passiert. Ich komme nach Hause, und wie ich in das dunkle Schlafzimmer trete, wacht meine Frau auf und fragt mich, wieviel Uhr es ist. „Punkt zwölf," sage ich, „und denk' Dir, in demselben Augenblick ruft unsere Kuckucksuhr dreimal." — „Und Du, was hast Du da gesagt?" — „Ich habe rasch noch neunmal „Kuckuck" gerufen, da war alles in Ordnung."

*

Zwei Soldaten gingen angeln. Ehe sie sich auf die Brücke setzten, wetteten sie, wer die meisten Fische fangen würde. Nach einiger Zeit beugte sich der eine zu weit vor und fiel kopfüber ins Wasser. Da rief ihm sein Kamerad nach: „Du, wenn Du danach tauchst, gilt die Wette nicht!"

*

„Wie schmeckt Dir diese falsche Rindslende aus meinem neuen Kriegskochbuch?" — „Ganz gut! Mich wundert nur, daß Dein neues Kriegskochbuch noch einen Ledereinband hatte."



„Was? Das soll eine Markise sein? Bei uns auf'm Balkon sehen die Dinger ganz anders aus!"

Wahrsagerin: „Besonders müssen Sie sich vor einer dunkelblonden Dame mit braunen Augen hüten . . ."

Herr: „Und Sealmantel und Samtkappe; da haben Sie ganz recht, das ist meine Frau."

*

„Sag' mal, Mama, warum ißt denn Hindenburg nicht mit Messer und Gabel?" — „Aber Fritzchen, natürlich ißt er wie alle Menschen!" — „Nein, lies doch selbst, hier steht es: Nach der Begrüßung speiste Hindenburg mit seinem Stabe."

*

„Eine große Bitte hätte ich an Sie, mein verehrtes Fräulein," sagte der Jüngling auf der Eisbahn, „nennen Sie mich doch nicht immer Herr Schmidt." — Das junge Mädchen wurde über und über rot. „Aber nein, das geht doch nicht," stammelten ihre Lippen, „wir kennen uns doch erst seit zwei Stunden." — „Doch, das geht," sagte der Jüngling, „ich heiße nämlich Krause."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

20. Januar 1918
Nr. 3
27. Jahrgang

Berliner
Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68

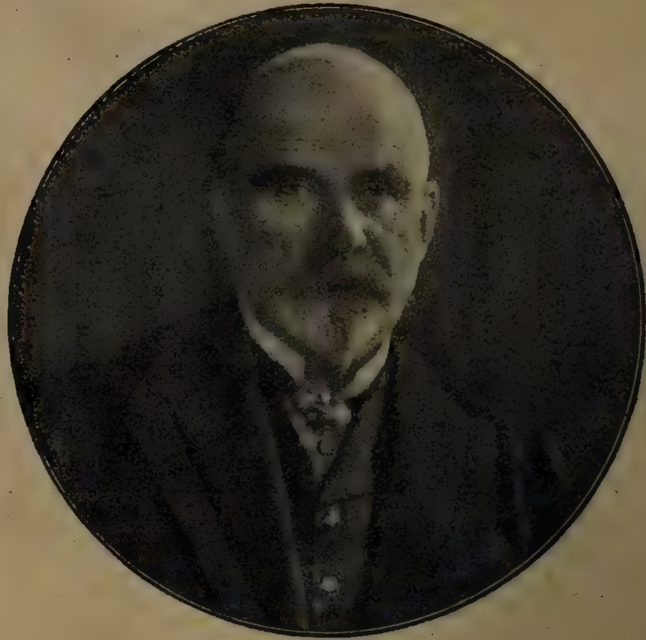
Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller



Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk.
Ankunft Trotzkis mit der russischen Delegation auf dem Bahnhof in Brest-Litowsk.
Kameneff — Trotzki



Deutsche Ordnung.
Der Viktor-Emanuel-Platz in Udine nach den beendeten Aufräumungsarbeiten.



Jordan v. Kröcher †,
von 1898—1912 Präsident des Preußischen Abgeordnetenhauses. Phot. Dührkoop.

Fregattenkapitän von Müller

Unter den ersten deutschen Austauschgefangenen aus England, die jetzt in die Heimat zurückkehren, befindet sich auch Fregattenkapitän Karl von Müller, der Kommandant der „Emden". Kapitän von Müller, ein Neffe Rudolf v. Bennigsens, ist durch die Argonautenfahrt der „Emden" zu besonderer Volkstümlichkeit gelangt. Sein Name hielt monatelang die Oeffentlichkeit in Atem. Bei Kriegsausbruch befand sich die „Emden" im Gelben Meer, und gleich in der ersten Nacht gelang es ihrem Führer einen russischen Freiwilligendampfer aufzubringen und in Tsingtau einzuliefern. Am 13. August wurde die „Emden" mit Sonderaufträgen hinausgeschickt, und vom 11. September bis 9. November führte sie in den indischen Gewässern mit unvergleichlichem Geschick den Kreuzerkrieg, in dem sie mindestens 19 Schiffe mit etwa 84,000 Tonnen im Werte von über 40 Millionen Mark versenkte. Am 22. September hat sie die Petroleumtanks von Madras in Brand geschossen, und am 28. Oktober einen russischen Kreuzer und einen französischen Torpedobootszerstörer in Penang vernichtet. Erst am 9. November ist sie bei den Kokosinseln den weittragenden Geschützen des erheblich größeren australischen Kreuzers „Sidney" nach zehnstündigem, heldenhaften Kampfe erlegen. Dabei wurde Kapitän von Müller verwundet und gefangen genommen.



Fregattenkapitän Karl v. Müller,
der berühmte Kommandant der „Emden", der jetzt als Austauschgefangener aus England in die Heimat zurückgekehrt. Hofphot. Greve.



Ein Autounfall bei einer italienischen Trainkolonne.
Italienische Photographie.



In Brest-Litowsk: Abgeordnete der Ukraine im Gespräch mit deutschen Offizieren.

Bilder aus

BREST-LITOWSK

Aufnahmen (auch das Bild auf der ersten Seite) des Bild- und Film-Amts.



Graf Czernin und Herr v. Kühlmann in Brest-Litowsk.



Deutsche Truppen vor dem Südtor der Feste Brest-Litowsk.

An Alle!

Die Nachrich'enübermittlung durch drahtlose Telegraphie.

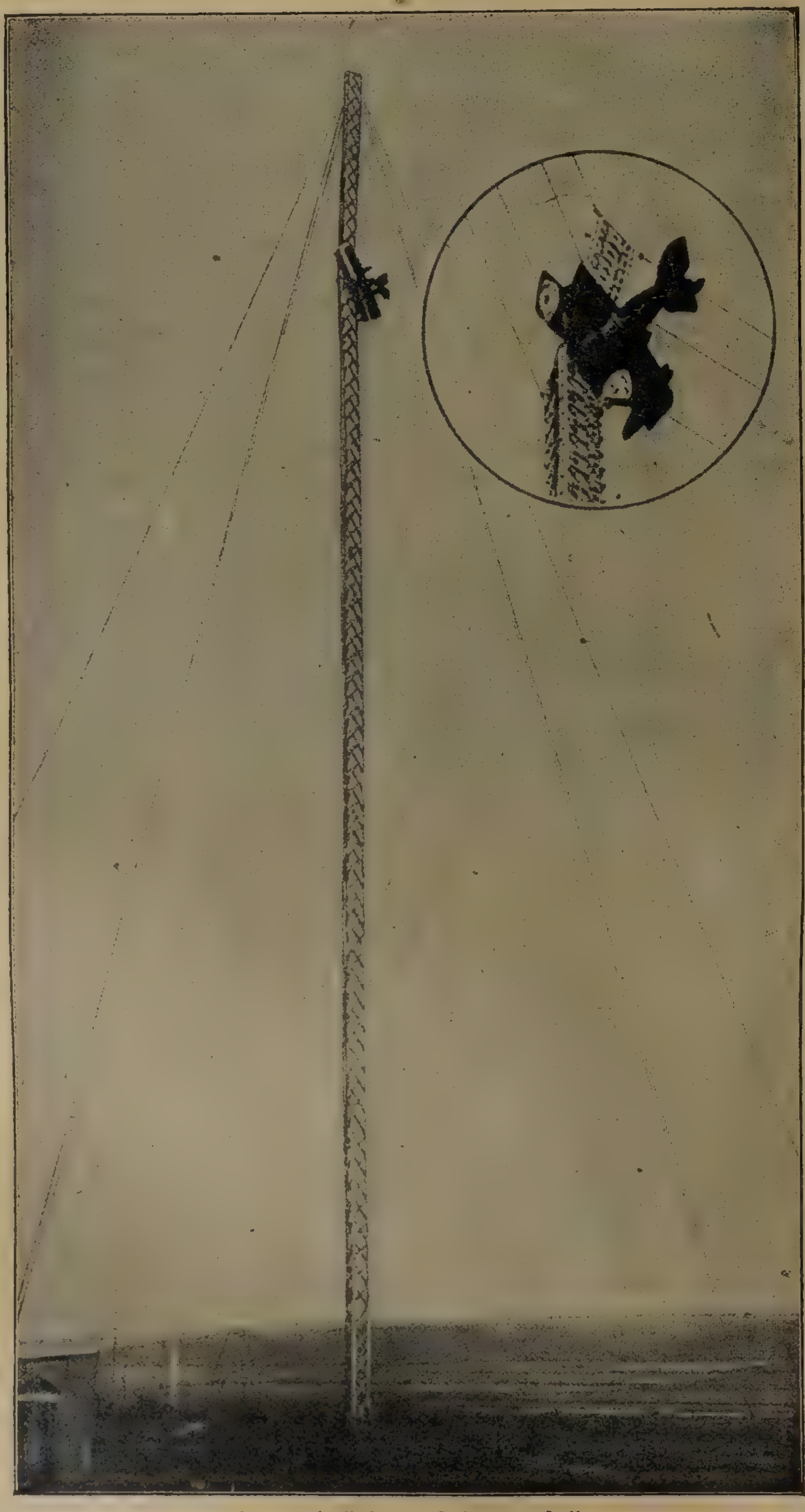


Nachrichtenübermittlung durch drahtlose Telegraphie: Drahtlose Station in einem amerikanischen Eisenbahnzug.

Von einem unwahrscheinlich hohen, unwahrscheinlich schlanken, in seiner Textur an ein feines Spitzengewebe erinnernden Gitterturm zu St. Petersburg schwang sich durch den Weltäther hindurch der Auftakt der Friedensbotschaft, gekleidet in die Worte: „An Alle!" Ueber Grenzen und Heere, über Länder und Städte trug die elektrische Welle diese Botschaft dahin. Andere Türme nahmen sie auf: durch die Sphären hatte ein neuer Ton zur Menschheit geklungen, ein Ton, der in Abermillionen von Herzen seinen Widerhall fand. Zwischen Weltpolitik und Technik haben sich neue Beziehungen angesponnen, deren Grundlagen im stillen Laboratorium eines weltfremden deutschen Gelehrten zu suchen sind. Dieser Gelehrte, der in der Blüte seiner Jahre verstorbene Physiker Heinrich Hertz beschäftigte sich in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit Untersuchungen, deren Ergebnisse er damals unter dem Titel: „Ueber die Ausbreitung der elektrischen Kraft" veröffentlichte. Vor ihm hatten schon Tausende und Abertausende, sei es an Elektrisiermaschinen oder mit anderen Hilfsmitteln elektrische Funken überspringen lassen. Alle hatten diese Funken für eine höchst einfache Erscheinung angesehen. Hertz aber hatte erkannt, daß hier ein äußerst komplizierter Vorgang vorliegt und daß dabei auch kräftige Erschütterungen der Umgebung stattfinden. Diese Erschütterungen pflanzen sich durch den Raum weiter, verbreiten sich, schreiten in wellenförmiger Bewegung fort, so daß ungefähr jenes Bild entsteht, das ein ins Wasser geworfener Stein erzeugt, nur daß man diese elektrischen Wellen nicht unmittelbar mit den menschlichen Sinnen wahrzunehmen vermag, und daß ihre Verbreitung eine unfaßbar schnelle ist: 300,000 Kilometer legen sie in der Sekunde zurück!



König Alfons bei einer Besichtigung des Funkenturms der drahtlosen Station in Madrid, mit der wir jetzt über feindliche Länder hinweg sprechen.



Ein merkwürdiger Fliegerunfall:
Ein englischer Flieger, der in den Turm einer drahtlosen Station hineingeflogen und hängen geblieben ist.



Sende- und Empfangseinrichtung einer Ueberseestation für drahtlose Telegraphie.



Aufstellung eines Funkenturms für eine englische Station für drahtlose Telegraphie.

Sobald es gelingt, diese Wellen wieder aufzufangen, sind die Grundlagen der drahtlosen Telegraphie gegeben. Von je stärkerer Kraftquelle sie ausgehen, von je größerer Höhe sie in die Weite gesandt werden, desto größer ist das Gebiet, über das sie sich verbreiten. Darum steigen unsere Sendetürme bis zu 300 Metern in die Lüfte, darum hat man die Maschinen der Großstationen im Laufe der Zeiten so beträchtlich verstärkt. Derartiger Großstationen gibt es heute eine ganze Anzahl: Nauen, Eilvese, den Eiffelturm, St. Petersburg, Poldhu in England, Tuckerton und Sayville in Amerika usw. Tausende von Telegraphisten sitzen in alle Welt zerstreut mit dem Telephonhörer am Ohr; und lauschen den erklingenden längeren und kürzeren Tönen, die in der Sprache des Morsealphabets neue Kunde bringen. Aber auch aktiv nimmt die elektrische Welle am Kampfe teil! Wie der Fechter den Hieb pariert, so fährt sie als Parade dazwischen, sobald der Feind neues Verderben spinnt. Durch Zwischentelegraphieren sucht man seine Telegramme zu stören, ein Beginnen, das die Technik wiederum durch Maßregeln der verschiedensten Art zu verhindern sucht. Kampf im Großen und Kleinen: Was die Großstationen in der eben geschilderten Weise vollbringen, wiederholt sich überall da, im kleinen, wo es funkentelegraphische Apparate gibt: auf Kleinstationen, auf Schiffen, im Luftschiff, ja sogar im Flugzeug! Millionen von Telegrammen fliegen vielleicht gerade jetzt über unsere Köpfe dahin, sich durchflutend und milliardenfach durchkreuzend. Aber jedes einzelne findet richtig seinen Weg, hat man doch die Empfänger derart ausgestaltet, daß sie nur auf eine ganz bestimmte Wellenlänge ansprechen. Die Länge der Wellen läßt sich aber leicht regeln. So kann der Flieger mit vorher verabredeter Längenwelle nach seinem Flughafen, das Kriegsschiff kann mit anderen Schiffen oder mit dem Flieger oder der Großstation sprechen, während es andererseits wieder gelingt, durch Ermittlung der Wellenlänge und Einstellen der eigenen Apparate fremde Botschaften abzuhören. Gegen dieses Abhören sucht die Technik neue Mittel — ein unsichtbarer Kampf auch in den Lüften, aus dessen Wirrnissen klar, deutlich und überall vernehmbar das Wort erklang: „An Alle."

Dr. Albert Neuburger.



Interessante Gäste in Berlin: Dr. Wekerle, der ungarische Ministerpräsident.



Der polnische Regentschaftsrat in Berlin. Von links nach rechts: Fürst Lubomirski, Herr von Ostrowski, Erzbischof von Kakowski. Phot. Grohs.



Kaiser Karls Bruder, Erzh. Max v. Oesterreich, mit seiner jungen Gattin, geb. Prinzessin Hohenlohe, auf einem Spaziergang Unter den Linden in Berlin.

INTERESSANTE GÄSTE IN BERLIN

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

19. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Der alte Türhüter öffnete den Schlag. Er erkannte Löcknitz sofort und grüßte mit vertraulicher Hochachtung: „Guten Abend, Herr Rittmeister."

Sie traten in den großen Saal, der dichtgefüllt war. Alle Köpfe wendeten sich ihnen zu. Die Gespräche verstummten plötzlich, und es wurde ganz still. Niemand der Anwesenden kannte die junge Begleiterin des Rittmeisters von Löcknitz. In einer Ecke saß sein Schwager Fritz in Gesellschaft des Oberleutnants Hangelsberg und anderer Rennreiter. Sie feiern Siegesfeste, dachte Löcknitz höhnisch und erwiderte mit einem steifen Kopfnicken den Gruß der Tafelrunde. Sein Zweck war eigentlich schon erreicht. Morgen wußte Agnes Löcknitz, daß er mit einer sehr hübschen jungen Dame hier erschienen war. Er konnte ruhig wieder verschwinden.

Der Geschäftsführer geleitete den Rittmeister zu einem aufgesparten Tisch und sagte freundlich: „Wir haben lange nicht das Vergnügen gehabt, Herr Rittmeister."

„Ich war verreist, Herr —"

Er wußte nicht mehr, wie der wackere Mann hieß. Dann stellte er hastig das Abendbrot zusammen, um den Oberkellner los zu werden.

„Es ist sehr nett hier, nicht?"

„Oh ja," antwortete Lisa und fühlte sich plötzlich sehr unbehaglich. „Warum sind wir eigentlich hier?" wagte sie nach einer Weile zu fragen.

„Die Leute sollen sehen, daß ich nicht besiegt bin," antwortete der Rittmeister schuldbewußt und trank ein Glas Sekt aus. „Ist es für Sie ein großes Opfer, hier zu sein, Fräulein Dierkher?"

„Nein, gewiß nicht."

Von irgendwoher kam das nervöse Schluchzen eines langsamen Walzers. Lisa hätte am liebsten geheult. Sie bezwang sich und stieß lächelnd mit dem Rittmeister an. Er geriet allmählich in eine unruhige Heiterkeit und sprach unaufhörlich, erzählte aus seiner Militärzeit und von Pferden und von Paris. Die junge Schauspielerin hatte die Verstimmung der ersten Minuten überwunden und ging auf seinen Ton ein. Der ungewohnte Wein hatte ihre Zunge gelöst und die Wangen gerötet. Sie konnte grundlos lachen und vergnügt sein. Es gab kein lustigeres Paar in dem Saal als den Rittmeister Löcknitz und Fräulein Lisa Dierkher. Aber so oft ein kurzer Augenblick der Ruhe eintrat, erschien es Lisa, als wäre dies alles unnatürlich und unwirklich, als spielte sie bloß eine Szene aus einer Komödie, deren Inhalt sie nicht kannte. In dieser Szene trat auch Herr Fritz Dunkelbaum auf, der mit einem Herrn durch den Saal ging, erstaunt die Augen aufriß, als er Lisa erblickte, und lächelnd grüßte. In seinem Gruß lagen Vorwürfe und Bitterkeit.

Der Rittmeister verlor allmählich die gute Laune, in die er sich hineingehetzt hatte. Er starrte vor sich hin in die Mokkaschale und sah den Gruß Dunkelbaums nicht. Die Reue kam wieder und ließ sich nicht vertreiben. Er hätte das kleine Fräulein nicht hierher führen dürfen. Er schämte sich seiner Tat, die schlimmer war als alles andere. Er hatte die Liebe verraten.

„Woran denken Sie?" fragte das junge Mädchen.

„An Sie," antwortete er gequält.

„An mich?"

„Ich komme mir wie ein Betrüger vor, der Schulden anhäuft, die er nie bezahlen kann."

„Na, vorläufig mache ich die Schulden, Herr Rittmeister."

„Wenn ich ein wenig eitler wäre, müßte ich mir einbilden —" Er brach jählings ab. „Wir wollen gehen, wenn es Ihnen recht ist, Fräulein Dierkher?"

Als sie im Wagen saßen, sprachen sie kein Wort. Er hielt ihre zuckende Hand in der seinen und gab sich der Seligkeit dieser Stunde hin.

„Dank für den Abend," sagte er beklommen, als sie zögernd vor dem Haustor standen. Es schien so bitterschwer zu sein, jetzt auseinanderzugehen. Der Wagen, der sie gebracht hatte, verschwand in der Ferne. Still und menschenleer war die Straße. Man hörte nur das Fauchen der Stadtbahnzüge. Viele Sterne brannten am lichten Frühlingshimmel.

„Kommen Sie morgen?" fragte sie leise.

„Morgen und alle Tage. Bis Sie meiner überdrüssig werden."

Der Rittmeister ging ohne Ziel durch die Straßen. Es war unmöglich, jetzt zu schlafen. Niemand erwartete ihn daheim, außer Napoleon, der soeben die Schlacht bei Waterloo verloren hatte. Da er müde und durstig war, trat er in eine Bar. Negermusik rollte ihm entgegen, in abgehackten Rhythmen, und Frauenlachen und summender Gesang. Die Luft war schwer von Rauch und von üppigen Düften.

Es gab noch fröhliche Menschen auf der Welt, dachte Löcknitz in leisem Neid und betrachtete die grundlose Heiterkeit mit der unerbittlichen Schärfe nüchterner Augen. In einer Ecke saß der junge Ulan, der heute in Karlshorst sein erstes Rennen gewonnen hatte. Wie ein Heidengott saß er da, von fünf lachenden Frauen umringt, an einem Tisch, der unter roten Rosen verschwand, und schlug mit dem Sektglas den Takt zu der Musik, die ihm der Zigeunerprimas ins Ohr hineinhämmerte. Er beherrschte den Saal und die Musik und die Frauen, die ganze Welt gehörte ihm.

„Prost, Sieger!" sagte der Rittmeister und trank ihm zu. Man muß nur wissen, wenn man geschlagen ist und das Feld zu räumen hat. Für jeden kommt die Stunde, da er Platz machen und dem Stärkeren weichen muß. Du wirst es auch erfahren, kleiner Ulan! Man stirbt nicht als Sieger.

Der Whisky war gut, aber er ließ das Blut aufkochen und holte alle bösen Geister aus der Tiefe. Mit aufgerissenen Augen starrte Löcknitz in die Rauchwolken und sah immer nur seinen Amokritt. Er begriff nicht, wie er diese Minuten hatte überstehen können, daß sein Herz nicht zu schlagen aufgehört hatte, daß er nicht tot vor Scham vom Pferd gefallen war. Rache, Rache, sang sein Blut und schoß eiliger durch die Adern.

Ein Herr ging an seinem Tisch vorüber und grüßte. War das nicht der Mann mit der Bügelfalte ohne Hose?

„Halloh, Stöckel! Kommen Sie her! Setzen Sie sich zu mir!"

Stöckel murmelte eine Entschuldigung.

„Wollen Sie mich beleidigen? Oder fürchten Sie für Ihre Laufbahn, wenn man Sie in meiner Gesellschaft sieht?"

„Aber, Herr von Löcknitz!"

„Ich nehme keine Ausreden an. Setzen Sie sich zu mir, und trinken Sie einen Whisky oder fünf oder zehn, soviel Sie vertragen. Oder wollen Sie lieber Sekt? Sie haben nur zu wünschen?"

„Whisky, wenn ich bitten darf, Herr von Löcknitz."

„He, Ober! Zwei Whisky!"

„Na, Stöckel, wie ist es Ihnen heute beim Rennen gegangen?"

„Schlecht, verehrter Gönner."

„Sie, Stöckel, ich will Ihnen was sagen, mit dem Uzen ist es vorbei. Jetzt sind Sie mein Gönner, verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister," lachte Stöckel.

„Prost, Stöckel! Sie sollen leben!"

„Haben Sie keine besseren Wünsche für mich?"

„Sie haben recht," sagte der Rittmeister und wurde plötzlich ernst. „Man müßte sich was Besseres wünschen."

„Man weiß nur nicht, was. Schließlich hängt man doch an diesem Leben, wenn es auch nur Dreck ist."

„Sie haben schon wieder recht, Menschenskind. Warum sitzt man hier in dieser Schnapsbude rum, statt sich eine ehrliche Kugel vor den Kopf zu schießen?"

„Das habe ich mich auch schon oft gefragt, aber nie eine befriedigende Antwort erhalten."

„Nun hocken wir wirklich um zwei Uhr morgens hier beisammen und philosophieren wie zwei uralte Meergreise. Nett, was?"

Stöckel zuckte die Achseln. „Schenken Sie mir eine Zigarette, Herr von Löcknitz."

„Von Herzen gern." Er schob ihm seine Zigarettendose zu. „Sie sind natürlich wieder ganz blank, Stöckel?"

„Nicht einen Pfennig im Sack."

„Die Stimmung kenn' ich." Er dachte an seinen letzten Pariser Tag und holte einen Hundertmarkschein aus der Tasche. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen unter die Arme greife!"

Stöckel betrachtete die Banknote und rief heftig: „Hundert Mark? Nicht zu machen."

„Seien Sie doch nicht so kindisch, Mensch."

„Hundert Mark, nee! Sie haben wohl vergessen, daß Sie mir heute schon einen Blauen spendiert haben?"

„Das war ja gestern, Stöckel."

„Nee, Herr Rittmeister, hundert Mark nehme ich nicht. Und wenn Sie mich totschlagen!"

„Machen Sie doch keine Sachen, Stöckel!" sagte Löcknitz ärgerlich.

„Zwanzig Mark ist das höchste."

„Sie sind ein Narr," erklärte der Rittmeister und suchte ein Goldstück hervor.

„Heißen Dank, Herr von Löcknitz. Nu können wir Schicht machen."

„Sagen Sie, Stöckel, aber nehmen Sie mir um Himmels willen die Frage nicht übel, wovon leben Sie eigentlich?"

Stöckel trank sein Glas leer und versuchte zu scherzen. „Wie sag' ich's meinem Kinde?" Dann überwand er mit einem Ruck eine rätselhafte Hemmung und sagte hart: „Ich bin Anreißer in einem Spielklub, Herr von Löcknitz."

Eine langsame Röte stieg in seine mageren Wangen. Der Rittmeister betrachtete die Aeußerung dieser unerwarteten Scham voll Scheu und wendete seinen Blick ab.

„Jetzt darf ich wohl gehen, Herr von Löcknitz?" fragte Stöckel höhnisch.

„Nein, das dürfen Sie gewiß nicht. Sie müssen noch ein Glas mit mir trinken, wenn Sie nicht wollen, daß ich meine Frage bereue."

„Ich warne Sie zum letzten Male, Herr von Löcknitz. Sie machen sich unmöglich, wenn Sie in meiner Gesellschaft gesehen werden."

„Und ich, lieber Herr Stöckel, suche keine bessere Gesellschaft als die Ihre. Sie können sich also Ihre Warnungen gefälligst schenken. Wenn Sie sich aber als Moralprediger gefallen, dann werden Sie mich sofort loskriegen, sonst nicht."

„Na schön, Sie sind ja schließlich volljährig, Herr Rittmeister, Sie müssen wissen, was Sie tun."

„Ich weiß es, verlassen Sie sich darauf. Darf ich Sie noch etwas fragen?"

„Bitte."

„Wieviel verdienen Sie bei Ihrem Klub?"

„Zehn Mark pro Tag."

„Ein kleiner Klub also?"

„Ein ganz kleiner Klub."

In diesem Augenblick sah Löcknitz in grausamer Deutlichkeit den Weg, den er zu gehen hatte. Jetzt wußte er, wie er die Menschen, die ihn aus dem Sattel geworfen hatten, aufs tiefste verwunden konnte.

„Sagen Sie, Stöckel, wie macht man eigentlich so einen Klub auf?"

„Das ist die einfachste Sache von der Welt. Sie gehen mit noch einem Herrn, natürlich unbescholten, aufs Polizeipräsidium, melden Ihren neuen Geselligkeitsklub an, der wohltätigen Bestrebungen dient, und fertig ist die Laube."

„Das ist alles?"

„Ja. Wollen Sie einen Klub gründen, Herr von Löcknitz?"

„Das will ich, so wahr ich hier sitze. Sie müssen mir helfen."

Stöckel sagte gutmütig: „Na, heute haben wir aber genug getrunken, Herr von Löcknitz. Ich denke, wir machen Schluß."

„Sie sind im Irrtum, Stöckel," antwortete der Rittmeister mit finsterem Gesicht, „ich bin so nüchtern, wie man nur sein kann. Der Klub wird gegründet."

„Das ist Selbstmord!" rief Stöckel ärgerlich. „Wie kommen Sie bloß auf solche Gedanken?"

„Sie hätten wirklich Bußprediger werden sollen! Es ist schade um Sie. Und jetzt frage ich Sie zum letzten Male: Wollen Sie mir helfen?"

„Wie kann ich Ihnen helfen, Herr von Löcknitz?"

„In allem. Vorerst müssen Sie mit mir aufs Präsidium und den neuen Verein anmelden."

„Ich? Sie sind wohl nicht bei Trost? Wenn Sie mit Hermann Stöckel aufs Polizeipräsidium kommen, um einen Geselligkeitsklub anzumelden, da lachen die Hühner. Nee, da müssen Sie sich schon einen andern Kavalier aussuchen."

„Gut. Das sehe ich ein. Aber Sie könnten mir alles andere besorgen. Suchen Sie eine passende Wohnung für den Klub und richten Sie die ganze Sache ein!"

„Das kostet eine Menge Geld, Herr von Löcknitz," meinte Stöckel, der die Geschichte immer noch nicht ernst nahm.

„Ich will ganz bescheiden anfangen. Genügen zehntausend Mark?"

„Ja," antwortete Stöckel zögernd.

„Dann los. Fangen Sie morgen zu arbeiten an! Sie werden mein Sekretär und bekommen zwanzig Mark täglich."

„Wozu die Fremdwörter? Sagen Sie ruhig Anreißer, denn die Hauptsache bleibt ja doch, daß ich Spieler bringe, sonst können Sie nach acht Tagen Ihre Bude zusperren."

„Sie haben recht, Mensch. Wir wollen uns nichts vormachen. Schlagen Sie ein, Stöckel!"

Der Mann mit der Bügelfalte ohne Hose reichte ihm widerstrebend die Hand. „Sie werden sich hoffentlich bis morgen die Sache anders überlegen."

„Abwarten, Stöckel. Da haben Sie meine Adresse. Ich hoffe, Sie morgen mittag bei mir zu sehen. Bis dahin werden Sie wohl ein passendes Lokal gefunden haben."

Die Bar wurde allmählich leer. Der Ulan marschierte, von den Frauen und von der Musik begleitet, zur Tür hinaus. Er lachte unaufhörlich.

„Wissen Sie schon jemanden, der mit Ihnen aufs Präsidium geht?"

Der Rittmeister überlegte. „Jawohl," entgegnete er und feixte vor Vergnügen. Der alte Schmierenkomödiant Theodor Höß war ihm eingefallen. Wenn der Kerl sich einen Bratenrock anzog, sah er vertrauenerweckend wie kein zweiter aus.

„Ober, bringen Sie mir eine Rohrpostkarte!"

Er schrieb einige Zeilen, in denen er Herrn Höß aufforderte, ihn im Laufe des Vormittags zu besuchen.

„So, das wäre auch erledigt. Jetzt sagen Sie mir noch, Stöckel, was für Wohltätigkeitsbestrebungen ich angeben soll?"

„Ach Gott, das ist ganz piepe. Sagen Sie, daß Sie es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, unsern schwarzen Brüdern in Togo jedes Jahr zu Weihnachten einen Waggon Gesangbücher zu schicken."

Der Rittmeister lachte: „Unsere schwarzen Brüder sollen leben!"

Stöckel stand auf. „Jetzt wollen wir aber schlafen gehen."

Als sie auf die Straße traten, dämmerte es schon. In Hoppegarten fing man jetzt zu arbeiten an. Löcknitz mußte unwillkürlich daran denken und empfand einen brennenden Schmerz. Wie ein Ausgestoßener kam er sich vor.

„Stöckel, jetzt weiß ich, wie wir unseren Klub nennen werden."

„Na?"

„Philadelphia-Klub."

„Philadelphia-Klub ist gut," sagte Stöckel und gähnte wie ein wildes Raubtier.

XVIII.

Löcknitz war beim Rasieren, als Theodor Höß eintrat.

„Ich melde mich zur Stelle, Herr Baron."

Der Rittmeister blickte ihn erstaunt an und fragte: „Nanu, sind Sie das wirklich?" Er hatte den alten Schauspieler seit Monaten nicht gesehen, weil er den überströmenden Dankbezeigungen aus dem Wege ging. Höß sah in den Kleidern des Rittmeisters wie ein Edelmann aus. Er hatte sich einen Schnurrbart wachsen lassen, der grau und buschig den Mund verdeckte. Nur der alte klägliche Zylinderhut, Fasson Sonnenthal, zeugte von dem Elend vergangener Tage.

„Also, mein Wort, ich hätte Sie fast nicht wiedererkannt, Herr Höß."

„Das machen die Kleider und das gute Leben, Herr Baron," antwortete der Schauspieler befriedigt.

„Das gute Leben? Haben Sie eine anständige Stellung bekommen?"

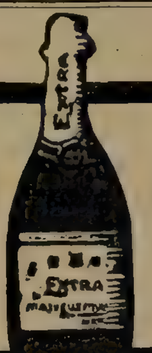
„Das nicht, Herr Baron, aber mit den hundert Mark, die mir Herr Baron gütigst überweisen, kann man glänzend leben."

„Na, Sie sind bescheiden, Höß. Nehmen Sie Platz, bitte!"

„Ich bin so frei, Herr Baron."

„Mensch, tun Sie mir den einzigen Gefallen und sagen Sie nicht immer Baron zu mir! Ich bin nur ein einfacher von."

„Sehr wohl, Herr Baron." (Fortsetzung folgt.)





Der englische Arbeiterführer Henderson, der als Buchanans Nachfolger für den englischen Botschafterposten in Petersburg genannt wird.



Die Wache vor Lenins Arbeitszimmer in St. Petersburg.
(Nach einer englischen Photographie.)
In den Kreisen: die neuesten Bildnisse von Lenin (oben) und Trotzki.



Engelbert Pernerstorfer †, der sozialdemokratische Vize-Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, eine der populärsten politischen Persönlichkeiten Oesterreichs.

RÄTSEL

Aus den Silben:
a — an — chi — ci — in — ko — ko — kul — mor — pat — rach — ras — ro — sa — si — ta — ti — tro — tus
sind 7 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Wahlspruch ergeben. Die Wörter bedeuten:
1. Baustil, 2. Gott, 3. Mozartsche Bühnenfigur, 4. römischen Schriftsteller, 5. juristische Bezeichnung für Angeklagter. 6. Wein, 7. Verfasser eines Bibelbuches.

Zusammensetzung.

Vor Schnupfen macht er Dir Beschwerden,
Vor Werk muß es erstiegen werden,
Vor Fleck entfernt man ihn nur schwer,
Vor Fisch beschert ihn uns das Meer.

Vorsicht!

Kein „Eins" ist ungereimtes Zeug,
„Zwei — drei" zeigt jedes U-Boot Euch.
Beim Springen heißt es achtsam sein,
Könnt „eins — zwei — drei" auch leicht ein Bein.

Verfehlter Umbau.

Im Soldatenheim dort
Geht die Krankheit nicht mehr fort,
Seit der Eingang wurd' anders gemacht,
Und der hintere Teil weggebracht.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 2.

Silbenrätsel: Verzeihen ist die beste Rache.
1. **Vene**, 2. **Erich**, 3. **Ragusa**, 4. **Zwinger**, 5. **Ellipse**, 6. **Inkarnat**, 7. **Humus**, 8. **Ekstase**, 9. **Nabob**, 10. **Iphigenie**, 11. **Genuss**, 12. **Talmud**.

Das Licht im Dunkeln: Finsternis, Stern, Firnis.

Zwei Dichter: Hebel, Hebbel.

Seltsames Zahlungsmittel: Schecke, Scheck.

HUMOR

„Wissen Sie, unter uns gesagt, meine Frau ist ein Genie!" — „Wieso?" — „Denken Sie nur, neulich wollte sie eine Torte backen und da hat sie ganz zufällig einen prima Sohlenledererſatz erfunden."

*

Märchen am Fahrkartenschalter: „Bitte ein Billjet nach Potsdam." — „Welche Klasse?" — „Untertertia."

*

„Der Haarausfall Ihres Jungen," sagte der Arzt zu Frau Pieseke, „wird durch eine Art Bazillen hervorgerufen." — „Det stimmt," pflichtete Frau Pieseke bei, „ick hab ooch schon einige jefunden."

*

Professor (beim Examen): „Sagen Sie, Herr Kandidat, was geschieht in der Notfrist?" Kandidat: „In der Notfrist . . . in der Not frißt . . . der Teufel Fliegen."



Der galante Schneeschipper.
„Ach, gnädiges Fräulein, Sie machen zu süße, reizende Häufchen!"

„Haben Sie auch Kinder, Herr Drehbank?" — „Jawohl, die Amme soll sofort die vier kleinen Millionäre ins Zimmer rufen."

*

Was ist der Unterschied zwischen einem Liebesroman und einem Kriminalroman? — Im Liebesroman kriegen sie sich — am Ende, im Kriminalroman kriegen sie ihn!

*

Vater: „Nun, Meister, behandeln Sie meinen Jungen auch als zur Familie gehörig?" Tischlermeister: „I wo! Ich bin immer sehr freundlich mit ihm."

*

Richter: „Und nun erklären Sie mir, Angeklagter, wie Sie es angestellt haben, die schwere Kiste ganz allein und völlig geräuschlos fortzuschaffen."
Angeklagter: „Das lohnt nich, Herr Gerichtshof, das kriegen Sie ja doch Ihr Lebtag nicht fertig."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

27. Januar 1918
Nr. 4
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Deutscher Beobachter im Fesselballon in Winterausrüstung.



Neues Leben in Udine: Auf dem Wochenmarkt.
Phot. Rich. Spelling.

Flucht aus der Gefangenschaft.

An der chinesischen Grenze.

Eine wahre Robinsonade hat der österr.-ungar. Hauptmann Franz Wlad durchgemacht, der mit einem Gefährten von Sibirien durch die Mongolei nach China flüchtete und, in Europa angelangt, zuerst in England interniert wurde, bis er schließlich als Austauschgefangener in die Heimat zurückkehrte. Wir entnehmen die folgende Schilderung dem Buche des Hauptmanns Franz Wlad „Meine Flucht durchs mongolische Sandmeer“, das soeben in der Serie der Ullstein-Kriegsbücher erschienen ist.

Wir standen vor dem Bahnhof von Charbin. Eine schmutzstarrende Straße, zerdroschene oder stark abgenutzte Wagen und eine Unmenge von Gendarmen und Polizei. Die Säcke auf dem Buckel schlenderten wir zwei Schicksalsgenossen dahin. Wohin? Nur nicht zeigen, daß man ein Neuling wäre, also sicher vor, wenn auch in unbekannter Richtung. Eine ruhige Gasse kam, da entschlossen wir uns, einen Wagen zu nehmen. Er brachte uns gut zu der uns genannten Herberge. Wir hatten nun ein Zimmer, Betten, einen Ofen, aber ein fatales Gefühl in den Nerven, daß ich mich wahrhaft nach einem schützenden Walde sehnte. Dort war man wenigstens vor unangenehmen Belästigungen sicher. Aber hier? Wie eine Katze umschlich uns der Wirt und fühlte vor, nach Reise, Geburtsort und Beruf fragend. Dann kam seine Frau. Das war ein richtiges Schlaumeierpaar, besonders der Alte schien mit allen Hunden gehetzt zu sein. Lange Verhandlungen, Zweifel und wieder Glauben. Endresultat: Heraus aus meinem Haus, ehe euch die Polizei holt! Da half alles Klarlegen nichts, wir mußten auf die Gasse. Doch einen Mann nannte uns wenigstens der liebe Gesinnungsgenosse, an den wir uns vertrauensvoll wenden könnten. Wir dankten für den Rat und suchten den Mann auf. Herumirren in den Straßen! Endlich hatten wir, den wir wollten. Langes Ausfragen. Doch wieder einmal lächelte uns ein Glücksstrahl. Hofwärts saßen wir in einer kleinen Kammer, vor uns ein großer Kübel mit warmem Kaffee, Speck und Brot, so daß man bei solchen Herrlichkeiten der Leiden vergaß. Unser Wirt war wirklich ein gutherziger Kerl. So viel Gefahren lud er durch die Unterbringung zweier Verdächtiger auf sich, aber er ließ sich nichts merken, sondern freute sich, daß er helfen könne. Was wir da von Charbin in der Kriegszeit erfuhren! Das größte Verbrechernest der Welt sei es. Amerika sei ein solides Land gegen diesen unglaublichen Schwindelbetrieb. Reichtümer entstehen über Nacht, Stadtgrößen wandern nach mißglücktem Unternehmen in kürzester Zeit am Bettelstab. Ueberfälle, Diebstähle, Raubmorde seien an der Tagesordnung. Daher die vielen Polizisten und Gendarmen. Auf dem Heu in einer kleinen Küche lagen die zwei Wanderer. Es mag nach Mitternacht gewesen sein, als mich ein Lärm im Zimmer weckte. „Habt keine Angst,“ sagte der Wirt auf russisch, Gesinnungsgenossen wollten uns sprechen. In einer dicht verhängten Stube saßen zwei bejahrte, beleibte Herren. Sie richteten prüfende Blicke auf uns. Ob wir wohl die wären, die zu sein wir angäben? Ob wir es bestätigen könnten? Charbin sei ein sehr gefährlicher Boden, meinte der Aeltere, fort von hier, wenn möglich gleich. Wohin? In stockdunkler Nacht, durch völlig unbekannte Gegend. Vielleicht könnten wir bis morgen früh hierbleiben? Ginge dies nicht? Was sollten wir dann beginnen? Ein Reiseplan wurde entworfen. Chinesische Ortsnamen



General Hoffmann und Graf Czernin in Brest-Litowsk.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Frau Biezenko, Mitglied der russischen Delegation, im Auto in Brest-Litowsk auf der Fahrt zur Sitzung.



Hinaufschaffen einer Kamera auf einen Artill.-Beobachtungsposten.



Das Wohnviertel der verschiedenen Delegationen in Brest-Litowsk.
Phot. Bild- und Film-Amt.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Herr Trotzki in Brest-Litowsk auf der Fahrt zu einer Sitzung.
Admiral Altvater Herr Joffe Herr Trotzki

wurden genannt; wir saßen wie bei einer mongolischen Predigt. Endlich waren wir uns einig. Morgen früh Aufbruch! Neben Charbin liegt der Chinesenort Futitjan. Dort sollten wir einen Wagen mieten, um nach Tschon zu fahren. Der Ort lag siebzig bis achtzig Kilometer von Charbin. — Am frühen Morgen pilgerten wir ostwärts, gegen Futitjan. Die Europäerstadt hörte auf, wir wateten im Schmutz einer chinesischen Straße. Ob es einen Wagen nach Tschon gebe, fragte ich einen jungen Chinesen. „Nein, seit der Sungari aufgetaut ist, verkehren keine," erwiderte er. Eine schöne Ueberraschung! „Gibt es eine Herberge hier?" fragte ich. „O ja, aber Europäer dürfen nicht hinein. Russisches Gesetz," schwabbelte der Rattenschwanz-Jüngling. Du verflixtes Pech! Eine Brücke führt hier über den Sungari. Auf mächtigen Pfeilern ruht diese wichtige Verbindung zwischen beiden Ufern. Posten standen sehr dicht aneinander. Ueber die Brücke durfte nur, wer einen Paß vom Militärkommandanten von Charbin hatte. Doch woher diesen nehmen? Ratsuchend standen wir vielleicht an hundert Schritt von dem Uebergang entfernt. Uns zu Füßen rollte der Fluß. Jenseits, dort ganz nahe, nur durch dieses kalte Naß getrennt, lag wieder chinesisches Land. Hinüber, hinüber! Wir spähten nach einem anderen Uebergang. Vom südlichen Ufer war der Fluß hier bis zur Mitte aufgetaut; dann würde es schon gehen. Doch wie die Mitte erreichen? Boote gab es hier keine. Schwimmen bei Eistreiben und Tageslicht? Ich suche den Fluß genau ab. Bewegen sich nicht weit westlich schwarze Gestalten auf dem Eise? Wirklich scheinen Menschen dort den Fluß zu überschreiten. Wir marschieren hin. An der Bahnstrecke, den Wachen und Posten vorbei. Wir überholten zierliche Chinesinnen mit grell geschminkten Wangen, langem, schwarzem Zschan und engen Hosen, auswärts gedrehten, verkrüppelten, aber winzigen Füßchen. An der Uebergangsstelle gab es noch recht festes Eis. Zwar waren schon einige Menschen durchgebrochen. Diesen Stellen mußte man ausweichen. Hier war der Fluß vom südlichen Ufer an aufgetaut. Glücklich kamen wir bis zur Mitte, ein Boot nahm uns auf, wir landeten jenseits der russischen Hoheitsgrenze.



Der Bevollmächtigte für Bayern in Brest-Litowsk Graf v. Podewils.



Ankunft des ausgetauschten Kommandanten der „Emden", Fregattenkapitän v. Müller, in Rotterdam. Phot. Visser van Weeren.



Der Nachfolger Valentinis als Chef des Kais. Zivilkabinetts v. Berg, bisher Oberpräsident von Ostpreußen.
Phot. Gottheil u. Sohn.

KONSTANTINOPEL IM FRÜHJAHR.

Ein Reiseziel der Zukunft.



Bilder aus dem schönen Konstantinopel und seiner Umgebung: Ein Hotel in der malerisch am Bosporus gelegenen Vorstadt Therapia.

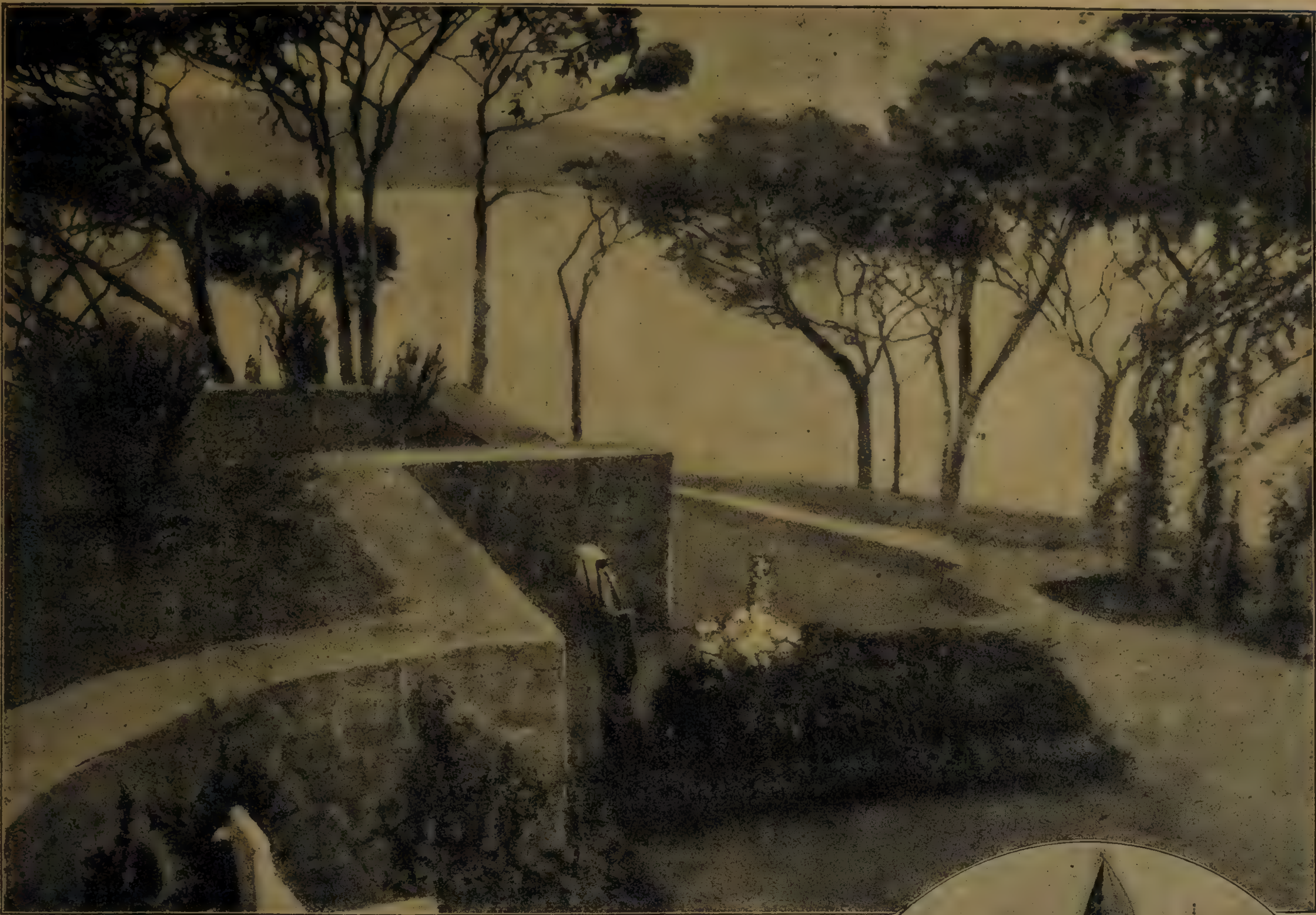


In den Anlagen des alten Serail.
Phot. Neue Phot. Ges.



Blick auf den Sultanspalast Dolma Bagtsche am Bosporus.
Phot. Bild- und Film Amt.

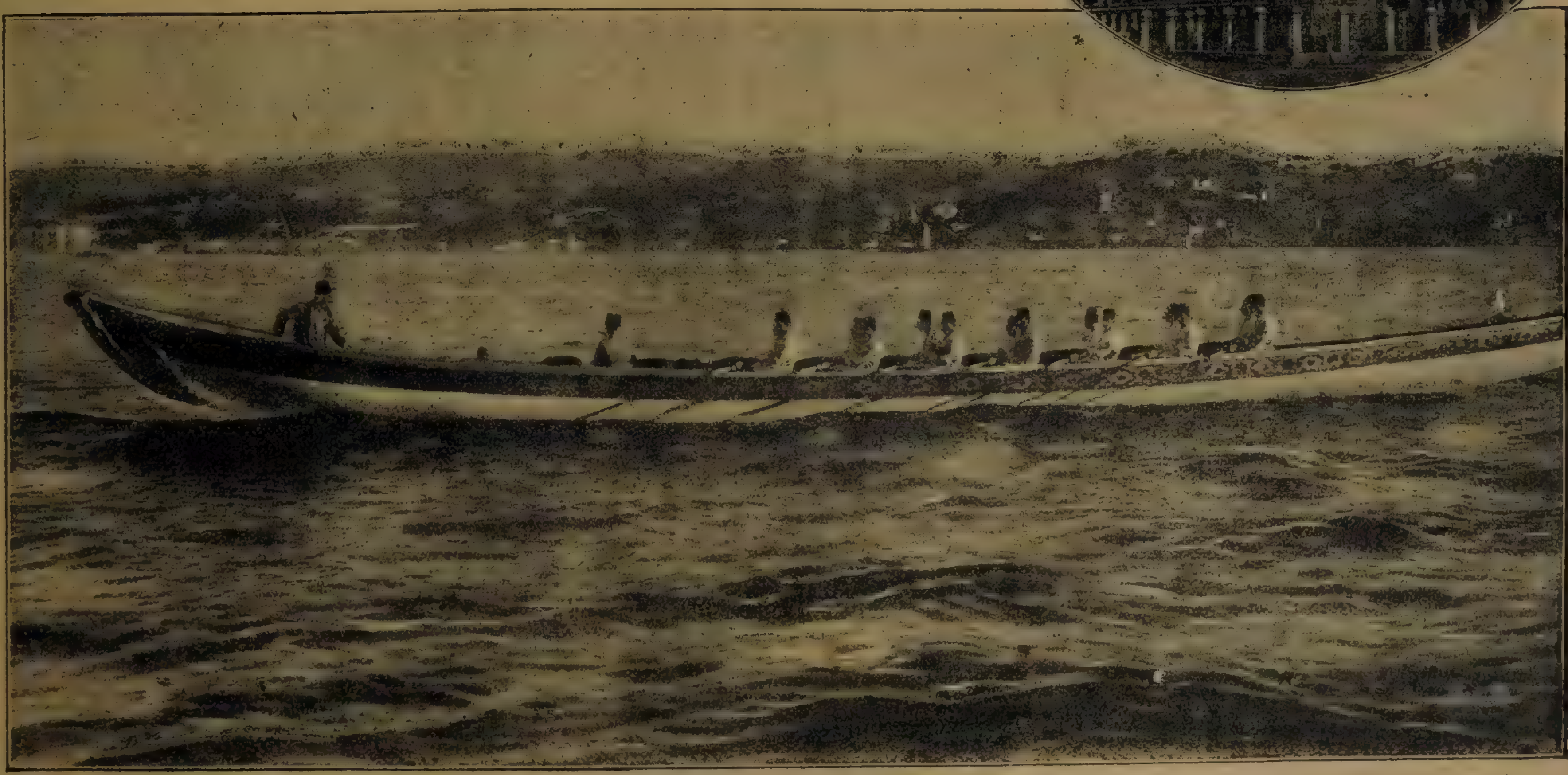
Vor zehn Jahren etwa, im Herbst 1908, im Orient-Expreß auf der Strecke Budapest—Konstantinopel. Es war kurz nach Anbruch der Verfassungsära in der Türkei, die dem Lande eine neue, verheißungsvolle Zukunft zu erschließen schien. Der in sicherer Aussicht stehende Umschwung hatte eine Menge Unternehmungsfreudiger in die Türkei gelockt, mit neuen Plänen aller Art; und an jenem Herbsttage 1908 saßen auch in dem Orient-Expreßzuge zahlreiche Projektenmacher aus aller Herren Ländern — Kapitalisten, Industrielle, Vermittler, Bauspekulanten —, die sich mit zum Teil sehr weitgehenden Entwürfen trugen. Der eine wollte neue Eisenbahnen in der asiatischen Türkei bauen; der andere Bergwerke schürfen; der dritte ein großes Warenhaus im Stile Wertheims, des Louvre oder Selfridges bauen; die Mehrzahl plante eine großzügige Verbesserung der Verkehrsmittel der türkischen Hauptstadt und ihrer Verbindungen mit den umliegenden Orten, namentlich den Bosporus-Dörfern. In Verbindung damit entwickelte ein Vertreter einer amerikanischen Kapitalistengruppe die Idee, in der Umgebung von Konstantinopel einen internationalen Vergnügungsort größten Stils für die beste (sollte heißen zahlungsfähigste) Gesellschaft des Abend- und des Morgenlandes ins Leben zu rufen: etwa ein türkisches Nizza, Ostende oder Kairo. Aber wo sollte diese neue internationale Vergnügungsstätte erstehen? Der Amerikaner meinte, in Therapia am Bosporus; dort, wo die europäischen Diplomaten den größeren Teil des Jahres verbringen und wo infolgedessen schon jetzt die elegante Welt Peras und die distinguierten Türkei-Touristen sich im Sommer zu treffen und zu unterhalten pflege. Einer der Zuhörer warf gegen den Therapia-Plan das berechtigte Bedenken ein, daß für eine solche große internationale Rendez-vous-Stätte sich doch eigentlich am besten ein modern ausgestatteter Badeort eigne, etwa mit Sprudel wie Karlsbad, eine Heilquelle, eine Therme, kurz ein hinlänglich glaubwürdiger ernster Vorwand für minder ernste Zerstreuungen. Flugs war der Amerikaner mit einer „Variante“ bei der Hand: wie wäre es mit Coury-les-Bains? Da ist nämlich unweit der asiatischen Küste des Marmara-Meeres, in ein Flußtal eingebettet, von einer Hügelkette anmutig bekränzt, ein malerisches Türkendorf, das Kury heißt. Dort hat man schon im grauen Altertum in heißen Mineralquellen gebadet, in den altberühmten „Bädern vor Pythia“, zu deren regelmäßigen Gästen die Kaiserinnen von Byzanz gehörten. Noch sind die antiken Einfassungen dieser Quellen gut erhalten, und um diese herum haben die Sultane — die Quellen sind kaiserliches Eigentum — hübsche Landhäuser bauen lassen. Welche günstigeren Vorbedingungen kann man sich vorstellen? Verkehrsschwierigkeiten? Bah! Bis Jalowa am Golf von Ismid verkehren, an den Prinzeninseln vorbei ohnehin schon die Dampfer; man legt einfach zwei oder drei Extrafahrten täglich ein. Und von Jalowa aus läßt sich die Straße nach Kury bequem in eine Automobilstraße ausbauen; auch eine Trambahn käme in Betracht; von Konstantinopel aus wäre man dann in spätestens drei Stunden in Kury. Ich habe von diesen Projekten nichts mehr gehört. Es brachen seither ununterbrochen Kriege über die Türkei herein: erst 1910 bis 1911 der Tripoliskrieg, 1912 bis 1913 der Balkankrieg, dann 1914 der jetzige große Krieg. Die Türkei



Bilder aus Konstantinopel und seiner Umgebung: Das Grab des Feldmarschalls von der Goltz-Pascha im Garten der deutschen Botschaft. Phot. Bild- und Film-Amt.

hatte andere Sorgen als das Therapia- oder Kury-Projekt. Diese gehören der Zukunft an, aber ihre Verwirklichung steht außer Zweifel; die erstaunlich lebenskräftige Türkei wird sich von den Wunden, die jene Kriege ihr geschlagen, bald erholt haben. Neues Blut wird in ihren Organismus strömen, neue Ideen, neue Schöpferkraft werden ihr zufließen; auch neue Kapitalien, denn die Modernisierung der Türkei ist, wie Kenner behaupten, eine treffliche Kapitalanlage. Mit dem neuen Leben, dem neuen Gelde wird auch ein neuer Strom von Besuchern von allen Weltenden sich am Bosporus und der Marmara einfinden; und eines schönen Tages werde ich — ich sehe es deutlich kommen — mit Freunden aus New York, aus London, aus Stockholm, aus Wien in der zu einer Art Riviera gewordenen Gegend zusammentreffen und im Cercle de Coury-les-Bains Pferdchen spielen.





Das Staatsboot des Sultans auf dem Bosporus. In der Mitte: Der Obelisk des Theodosius.

Phot. Bild- und Film-Amt. Phot. Neue Phot. Ges.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

20. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Amerikanisches Copyright 1917, by Ullstein & Co.

Löcknitz lachte und wusch sich den Seifenschaum vom Gesicht. „Ich sehe schon, Höß, daß ich Ihnen den Baron nicht abgewöhnen werde."

„Es spricht sich angenehmer, Herr Baron."

„Na, schön. Rauchen Sie, bitte."

„Vielen Dank, Herr Baron."

„Ich bin in einer Minute fertig."

„Bitte, bitte, ich habe Zeit, Herr Baron." Er legte Bein über Bein und blies kunstvolle Rauchringe in die Luft.

„Also hören Sie zu, Höß! Ich habe ein gutes Geschäft für Sie. Sie sind doch unbescholten?"

„Aber, Herr Baron!" rief der alte Komödiant gekränkt.

„Seien Sie bloß nicht beleidigt, lieber Höß! Ich frage Sie gewiß nicht aus moralischen Rücksichten und um mein Gewissen zu beruhigen. Von mir aus können Sie fünf Kasseneinbrüche auf dem Kerbholz haben. Also Sie sind unbescholten?"

„Selbstverständlich, Herr Baron, das heißt, um ganz genau zu sein, ich bin ein paar Mal polizeilich bestraft worden."

„So, das ist unangenehm. Weswegen, wenn ich fragen darf?"

„Wegen Schnellfahrens."

„Wegen Schnellfahrens?" Der Rittmeister blickte den Alten verständnislos an.

„Jawohl, Herr Baron."

„Waren Sie denn Kutscher?"

Höß lächelte überlegen. „Nein, das nicht, Herr Baron. Im übrigen liegen diese Strafen weit, weit zurück."

„Bestrafungen wegen Schnellfahrens sind Ehrentitel. Wenn sonst nichts gegen Sie vorliegt, können Sie sogar Minister in Preußen werden."

„Sonst liegt nichts gegen mich vor."

„Also passen Sie auf, Höß! Ich will mit Ihnen zusammen einen Geselligkeitsklub gründen."

„Einen Geselligkeitsklub?"

„Na, sagen wir einen Spielklub."

„Psia krew!" rief Höß mit funkelnden Augen und sprang von seinem Sessel auf.

„Wo nehmen Sie dieses jugendliche Feuer her?" fragte der Rittmeister lachend.

Der alte Schauspieler setzte sich beschämt wieder nieder. „Verzeihen Sie meine Ungezogenheit, Herr Baron! Es war nur die Ueberraschung."

„Sie werden Kassierer in dem Klub und bekommen vorläufig dreihundert Mark im Monat. Wenn die Sache einschlägt, kriegen Sie mehr."

„Das ist nicht Ihr Ernst, Herr Baron," stotterte Höß und starrte ihn entgeistert an.

„Sie werden Ihr Geld nicht leicht verdienen, mein Lieber. Auf den Schlaf bei Nacht werden Sie verzichten müssen."

„Ich schlafe bei Tag viel besser, Herr Baron."

„Da haben Sie es leicht. Also schlagen Sie ein?"

„Das will ich meinen," rief Höß begeistert. „Für Sie gehe ich durchs Feuer, Herr Baron."

„Also abgemacht. Sie sind von heute ab angestellt. Hier haben Sie das erste Monatsgehalt."

Er legte ihm dreihundert Mark auf den Tisch. Höß betrachtete das Geld mit schwimmenden Augen und fragte unsicher: „Sie treiben keinen Scherz mit mir, Herr Baron?"

„Ich bin wirklich nicht zum Scherzen aufgelegt, mein Lieber, das dürfen Sie mir glauben. Stecken Sie ruhig Ihr Geld ein und halten Sie sich zu meiner Verfügung!"

Höß legte die zitternde Hand auf das Geld und sagte voll Genugtuung: „Jetzt kann ich Ihnen wenigstens meine Schuld zurückzahlen, Herr Baron."

„Lassen Sie mich in Frieden. Sie sind mir nichts schuldig."

„Herr Baron!"

„Sie müssen heute oder morgen mit mir aufs Polizeipräsidium. Sind Ihre Papiere in Ordnung?"

„Was für Papiere, Herr Baron?" fragte der Schauspieler, unangenehm berührt, und zog scheu seine Finger von dem Geld zurück.

„Sie müssen sich doch legitimieren. Der Herr auf dem Amt dürfte Sie schwerlich kennen."

Höß versank in trübes Nachsinnen.

„Haben Sie keine Papiere?"

„Doch, gewiß, Herr Baron."

„Nun also."

Der Komödiant schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, Herr Baron. Ich muß auf die schöne Stellung verzichten."

„Warum denn, zum Donnerwetter?"

Höß ließ seinen Kopf hängen und sagte leise: „Ich schäme mich."

„Sie schämen sich, mit mir einen Spielklub zu gründen? Verzeihen Sie, Herr Höß, daß ich Sie bemüht habe! Ich konnte nicht ahnen, daß Sie so empfindliche Ehrbegriffe haben."

„Sie dürfen nicht so sprechen," erwiderte der Alte und hatte Tränen in der Stimme.

Der Rittmeister stand auf und ging unwillig durch das Zimmer. „Ich denke, wir können die peinliche Unterredung beendigen, Herr Höß."

Der Schauspieler erhob sich folgsam, drehte seinen zerbeulten, glanzlosen Hut zwischen den Fingern und kämpfte einen schweren Kampf mit sich.

„Ich muß Ihnen sagen, warum ich mich schäme, Herr Baron, sonst denken Sie schlecht von mir. Ich heiße nämlich nicht Theodor Höß." Er errötete wie ein junges Mädchen.

„Es kommt doch nicht auf den Namen an, Herr Höß, oder wie Sie sonst wohl heißen."

„Meine Papiere lauten auf den Namen Telesfor Ritter von Miaczynski."

Der Rittmeister blickte den Alten überrascht an und versuchte zu scherzen. „Das ist doch ein ganz schöner Name, nur ein bißchen schwer auszusprechen. Jetzt begreife ich, warum Sie sich schämen. Ihr Name ist Ihnen zu gut für einen Spielklub."

„Das ist es nicht, Herr Baron. Ich schämte mich vor Ihnen."

„Vor mir brauchen Sie sich gewiß nicht zu schämen. Herr Ritter von. Ich bin kaum besser daran als Sie."

„Wie können Sie das sagen, Herr Baron! Ich bin tief gesunken."

Ein heißes Mitleid ergriff des Rittmeisters Herz. „Sie haben Pech gehabt, Herr von Miaczynski."

„Nein, Herr Baron. Ich bin leichtsinnig gewesen, unverantwortlich leichtsinnig. Ich bin österreichischer Ulanenoffizier gewesen und habe gespielt, bis ich die Litewka ausziehen mußte. Dann bin ich zum Theater gelaufen und habe Lakaien gemimt. Es war nichts los mit mir. Und wenn ich nicht Fräulein Dierther und Ihnen begegnet wäre, stünde ich heute nicht mehr vor Ihnen."

„Kamerad!" sagte der Rittmeister mit zuckenden Lippen und drückte dem alten Schauspieler die Hand.

„Und wenn Sie jetzt noch mit mir zum Polizeipräsidium gehen wollen, Herr Baron, bin ich mit tausend Freuden bereit."

„Gewiß will ich. Albrecht von Löcknitz und Telesfor Ritter von Miaczynski, das ist eine gute Firma. Wir können sogar einen Adelsklub gründen."

„Wann gehen wir, Herr Baron?"

„Morgen, vielleicht schon heute. Ich erwarte nur Nachricht. Sie müssen noch ein wenig hierbleiben."

„Gewiß, Herr Baron."

„Und jetzt stecken Sie endlich Ihr Geld ein, Herr von Miaczynski! Wenn Sie daran denken, kaufen Sie sich einen neuen Zylinderhut! Im übrigen sehen Sie ja tadellos aus."

Es läutete. Der Rittmeister öffnete und ließ Stöckel eintreten. „Was bringen Sie Neues, Stöckel?"

„Ich wollte mich nur erkundigen, wie Ihnen die Nacht bekommen ist, Herr von Löcknitz."

„Ausgezeichnet. Gestatten Sie, daß ich Sie mit Herrn Ritter von Miaczynski bekannt mache!"

Die Herren verbeugten sich.

„Herr von Miaczynski wird der Kassierer des Philadelphia-Klubs sein."

„Sie haben Ihren Plan noch immer nicht fallen gelassen, Herr von Löcknitz?"

„Weniger denn je. Hoffentlich haben Sie schon ein passendes Lokal gefunden?"

„Sie gehen aber scharf ins Zeug, verehrter Gönner."

„Sobald wir eine Wohnung hätten, könnten wir den Klub anmelden."

Stöckel blickte ratlos von einem Herrn zum andern. Schließlich entschied er sich dafür, die Sache ernst zu nehmen. „Ich wüßte eine für unsere Zwecke passende Wohnung in der Leipziger Straße. Es sind zwar nur drei bescheidene Zimmer, doch die Lage ist außerordentlich günstig. Bisher hatte eine Modistin die Wohnung inne, aber sie ist pleite gegangen."

„Ein gutes Vorzeichen für den Klub," lachte der Rittmeister. Dann wendete er sich zu dem alten Schauspieler: „Herr von Miaczynski, ich will Sie heute nicht länger aufhalten. Wir werden erst morgen zum Präsidium gehen. Holen Sie mich bitte ab."

Miaczynski machte eine würdevolle, aber gemessene Verbeugung und sagte sehr selbstbewußt: „Auf Wiedersehen, meine Herren."

Der Rittmeister begleitete ihn bis zur Tür.

„Also vorwärts, Stöckel. Mieten Sie die Wohnung —"

„Wollen Sie sie nicht ansehen, Herr von Löcknitz?"

„Nee, sie interessiert mich weiter gar nicht. Richten Sie die Geschichte ein, möglichst bescheiden, nicht wahr? Hier haben Sie mein Vermögen." Er gab ihm Bargeld und einen Scheck.

„So viel brauche ich fürs erste gar nicht," sagte Stöckel erschrocken.

„Nehmen Sie nur, ich will nicht mit jeder Kleinigkeit belästigt werden. Was von dem Gelde übrig bleibt, werden Sie mir zurückgeben."

Stöckel nahm das Geld und seufzte.

„Mensch, stöhnen Sie nicht," lachte der Rittmeister. „Das paßt gar nicht zu Ihnen. Sagen Sie mir lieber, wann wir den Klub eröffnen können!"

Stöckel überlegte. „Heute haben wir Mittwoch. Montag abend ist alles fix und fertig."

„Das läßt sich hören."

Stöckel wurde von einem plötzlichen Arbeitsfieber gepackt und griff nach dem Hut. „Ich muß anfangen, Herr von Löcknitz, sonst komme ich nicht zurecht. Auf Wiedersehen." Er stürzte zur Tür hinaus.

Löcknitz trat zum Fenster und sah ihm nach, wie er über die Straße lief und ein Auto heranwinkte. Sein Eifer wäre einer besseren Sache wert, dachte er gequält. Es ist schade um ihn, sagte er sich. Um uns alle ist es schade.

Dann setzte er sich an den Tisch und schrieb einen Brief an Patterson, in dem er ihn bat, Szeretlek sofort zu verkaufen, wenn möglich ohne Verlust. Es war ein harter Entschluß, aber jetzt durfte man Gefühlsregungen nicht nachgehen. Er brauchte Geld. Leb' wohl, Szeretlek!

Nun konnte das neue Leben beginnen. Nun konnte er hinabsteigen, so tief er nur wollte. Der Rittmeister Löcknitz ließ sich fallen. Der Rittmeister? Nein, das ging nicht. Was er vorhatte, das konnte sich Albrecht Löcknitz leisten, aber niemals ein preußischer Rittmeister a. D. Da half keine Wehleidigkeit. Er mußte reinen Tisch machen.

Ohne zu zögern, schrieb er an sein altes Regiment und an das Bezirkskommando und bat um die Erlaubnis, seinen Rang niederlegen zu dürfen. Nachdem er die beiden schmerzlichen Briefe geschlossen hatte, atmete er auf. Nun stand er allein und war ein Einsamer und frei, vogelfrei. Er reckte die Arme und fühlte eine unermeßliche Kraft in sich.

XIX.

Der Ritter Miaczynski hatte Lampenfieber. Es schien ihm, als übersteige die große Rolle, die ihm anvertraut worden war, seine Kräfte. Er klapperte mit den Zähnen und ließ sich zum zwanzigsten Male von Stöckel die Verrechnung der Spielmarken erklären.

„Sie dürfen unter gar keinen Umständen Kredit gewähren, Verehrtester," sagte Stöckel großartig. „Spielmarken werden nur gegen Bargeld ausgefolgt. Lassen Sie sich niemals auf Bons, Wechsel oder Ehrenwörter ein. Fauler Zauber! Ein richtiger Spieler hat kein Ehrenwort. Sie müssen unerbittlich sein, sonst ist der Klub in drei Tagen pleite."

„Jawohl," sagte der Ritter und blickte dankbar zu Stöckel auf, dessen Eleganz er auf das innigste bewunderte. Sonnenthal als Marquis von Villemer hatte nicht wahrhaftig nicht vornehmer ausgesehen. Stöckel

trug einen wunderbaren neuen Frack, den er sich auf den dringenden Wunsch des Rittmeisters hatte machen lassen.

Miaczynski versuchte einen leichten Weltmannston anzuschlagen und fragte voll Interesse: „Wo lassen Sie Ihre Fräcke bauen, Herr von Stöckel?“

„In London, Verehrtester.“

Der Ritter schwieg eingeschüchtert. Ein Londoner Frack brachte ihm die Nichtigkeit seines Daseins zum Bewußtsein. Es war allzu lange her, daß auch er Edelmann und Offizier gewesen war. Dies alles lag verschüttet unter Kulissenstaub und ließ sich nicht mehr hervorholen. Der Name Telesfor Ritter von Miaczynski erschien ihm lächerlich, verlogen und nicht zu ihm gehörend. Er brachte das Theater nicht mehr aus seinem Blut. Die Schminke hatte sein Herz zerfressen. Er blieb Theodor Höß, der beste Dienerspieler der deutschen Bühne.

„Und die weißen, runden Marken gelten fünfzig Mark, nicht wahr, Herr von Stöckel?“

„Ja,“ erwiderte Stöckel mitleidig und zündete sich eine Zigarette an.

„Hoffentlich haben wir Erfolg,“ meinte der Alte und ging nervös auf und ab, als wartete er nur auf das Zeichen des Inspizienten, das ihn auf die Bühne schickte. „Wann beginnt eigentlich die Vorstellung?“

„Das ist unbestimmt.“

„Es ist schon acht Uhr durch,“ meinte der Ritter ungeduldig und sehnte sich nach dem Klingelzeichen, das dieser unerträglichen Spannung ein Ende bereitete. Dennoch fuhr er ängstlich zusammen, als in diesem Augenblick die Glocke anschlug.

„Haltung!“ rief Stöckel dem Alten zu und ging in das Vorderzimmer.

„Haltung!“ wiederholte der Ritter und schlich mit zitternden Beinen Stöckel nach. Es war aber nur Löcknitz, der in strahlender Laune eintrat. Er trug eine große weiße Nelke im Knopfloch des Fracks und hatte unruhige Fieberaugen.

„Guten Abend, meine Herren,“ sagte er fröhlich und drückte ihnen die Hände. Theodor Höß knickte fast zusammen, so sehr überwältigte ihn der Anblick seines Brotgebers. Kein Herzog konnte vornehmer auftreten als dieser lange, schmale Mensch mit dem hochmütigsten Gesicht von der Welt.

„Hier bin ich. Das Fest kann beginnen,“ lachte Löcknitz und betrachtete hoheitsvoll die Zimmer. „Sie haben das wirklich sehr nett gemacht, Stöckel. Meine Anerkennung!“

Er schritt wie ein gnädiger König durch die Gemächer, die in einer Flucht lagen. Die ersten beiden Räume waren als Herren- oder Rauchzimmer gedacht, während der letzte und größte als Spielzimmer bestimmt war.

„Haben wir bloß den einen Diener?“ fragte Löcknitz.

„Jawohl, vorläufig. Es ist sehr schwer, gute Diener aufzutreiben.“

„Das will ich meinen,“ dachte Theodor Höß und fühlte einen leisen Stolz.

„Der Junge gefällt mir gar nicht. Er hat ein Galgengesicht.“

„Er besitzt gute Zeugnisse und soll ehrlich sein.“

„Na schön. Bei uns gibt es nicht viel zu stehlen, und lange wird sich die Geschichte kaum halten.“

Er besaß nur mehr die fünftausend Mark, die der ehrliche Patterson aus dem Verkauf Szeretleks herausgeschlagen hatte.

„Das kann man nicht wissen, Herr von Löcknitz. Wenn wir ein bißchen Glück haben, kann der Klub ein sehr gutes Geschäft werden.“

„Wenn ich bloß nicht mehr das Wort Glück hören müßte!“ sagte Löcknitz verächtlich und starrte finster in die Luft.

Dann kam der erste Gast, ein blonder Riese mit einem gutmütigen Kindergesicht. Wenn er lachte, begannen die Lüster zu schwanken. Stöckel stellte vor: „Herr Doktor Hergotin, Herr von Löcknitz.“ Der Doktor drückte die Hand des Rittmeisters, daß die Knochen krachten. „Wo ist der Klub, meine Herrschaften?“ fragte er und schüttelte sich vor Lachen.

„Es ist noch niemand hier, Herr Doktor,“ entschuldigte sich Stöckel.

„Na, einer muß der erste sein, und ich kann warten.“ Damit ging er ins zweite Zimmer, setzte sich in eine Sofaecke und schlief augenblicklich ein.

„Was ist das für eine Nummer?“ erkundigte sich Löcknitz.

„Sie kennen den Dr. Hergotin nicht?“

„Nee. Was kann der Mann?“

„Er kann zehn Stunden lang, ohne Unterbrechung, beim Spieltisch sitzen und auf jeden Coup zehn Mark wetten.“

„Alle Achtung. Hat der Mann auch einen Beruf?“

„Natürlich. Er ist Masseur.“

„Masseur?“

„Jawohl, Masseur hoher, höchster und allerhöchster Herrschaften. Der Mann verdient gut und gern hundertfünfzigtausend Mark im Jahr. Er hat es nötig, denn er verliert immer.“

„Welch ein Narr!“ sagte Löcknitz und blickte zu dem Schlafenden hinüber.

(Fortsetzung folgt.)



Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt von dem Bussche, der den Staatssekretär v. Kühlmann im Hauptausschuß des Reichstages vertritt. Hofphot. Sandau.



Das Leben in der Verbannung:
Königin Sophie von Griechenland mit ihren Töchtern, den Prinzessinnen Helene und Irene auf der Dolder-Eisbahn bei Zürich. Phot. Aluf.



Der Chef unseres Feldeisenbahnwesens, Oberst Freiherr v. Adershausen, der den Orden Pour le mérite erhielt. Phot. B. J. G.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
aa — bee — birk — blu — cha — ding — erb — erd — fen — ga — gen — gu — gu — hahn — he — kohl — kom — lan — lasch — le — ler — men — neuf — nuss — o — pe — pott — pud — ran — ren — risch — sen — ste — sup — te — te — tor — un

ist ein Festmahl aus 11 Gerichten zusammenzustellen.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen bilden ein neues Gericht, das die Feldgrauen aller Länder jeden Tag vorgesetzt bekommen.

Das Mahl besteht aus folgenden Gängen: 1. Suppe, 2. Vorspeise, 3. Fisch, 4. Fleischspeise, 5. Gemüse, 6. Braten, 7. Kompott, 8. Süßspeise, 9. Käse, 10. Obst, 11. Gebäck.

Tot und lebendig.

Leblos bin ich, doch ich sei „lebendig"
Sagen lobend, rühmend oft die Leute.
Lebend bin ich, ändert man ein Zeichen,
Schätzt mich tot doch erst, besonders heute.

Doch kein Ende.

Ich kenne einen Punkt, in dem wohl alle,
Die richtig ihn beschau'n, ein Ende seh'n;
Ein Schlußpunkt ist's jedoch in keinem Falle,
Denn hinter ihm wird's stets noch weitergeh'n.

Vereint und getrennt.

Vereint verfolgt Eins-zwei
Die hohe Polizei.
Eins und Zwei getrennt
Nie uns ein Ganzes nennt.

Der Entwaffnete.

Nimm einem Helden die Waffe fort:
Ein Weib nur bleibt zurück am Ort.

Noch ein Entwaffneter.

Raubt man die Waffe Dir, glaub' mir,
Zwei Körperteile nimmt man Dir.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 3:

Silben-Rätsel: Rast ich, so rost ich. 1. Rokoko, 2. Amor, 3. Sarastro, 4. Tacitus, 5. Inkulpat, 6. Chianti, 7. Sirach. — **Zusammensetzung:** Stock. — **Vorsicht:** Vers, tauchen, Verstauchen. **Verfehlter Umbau:** Kaserne, Masern.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

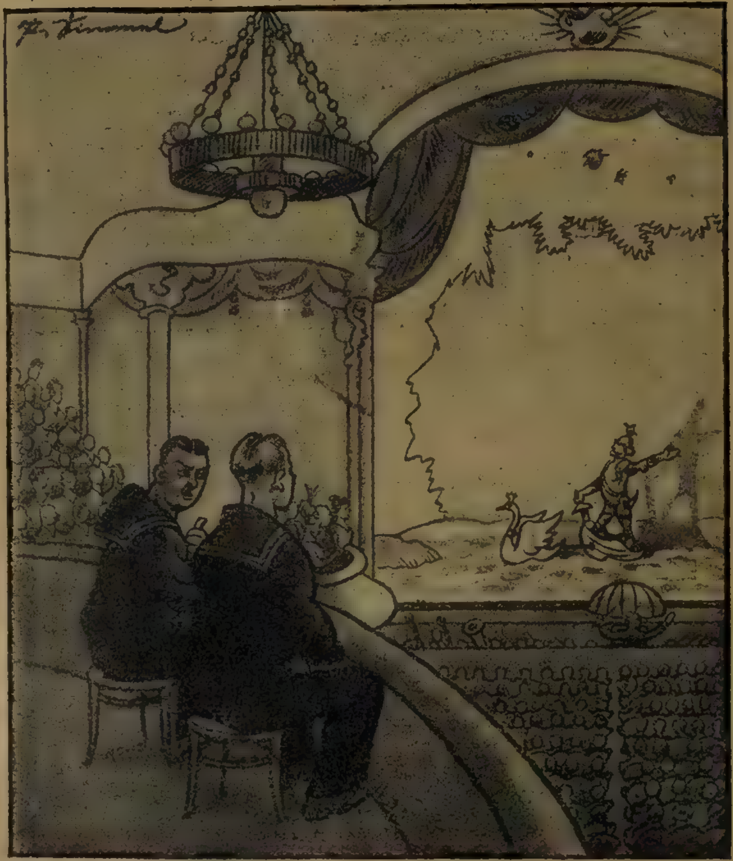
„Sie sehen ja so müde aus, Herr Meier." — „Ja, denken Sie, ich konnt' nicht schlafen; so eisig kalt ist's in meinem Schlafzimmer, daß mir die ganze Nacht meine Zähne auf dem Nachttischchen geklappert haben."

*

Dem Hauptmann Krause, der im Lazarett lag, war das viele Fragen mitleidiger Besucherinnen zu dumm geworden. Meistens brummte er etwas in den Bart, mitunter wurde er grob. Einmal kam eine liebenswürdige Dame und fragte: „Ach, wo sind Sie denn verwundet?" — „Am Bein," antwortete Krause. — „Wohl nur durch einen Granatsplitter?" — „Jawohl." — „Explodierte denn die Granate so dicht in Ihrer Nähe?" fragte die Besucherin weiter. Da richtete sich Krause auf. „Nee," sagte er, „erst bellte sie, und wie ich nich wegging, hat se mich gebissen."

*

„Was Sie nicht sagen, Herr Kunze, Sie sind Vegetarier geworden! Ich denke, Sie haben eine Gulaschfabrik?" — „Ja, eben deshalb."



In der Oper bei „Lohengrin".
„Hein, wie is der Kerl durch die Sperrzone gekommen?"

„Ach, gnädige Frau," sagte unser liebenswürdiger Hauswirt zu meiner Gattin, „ich höre, es hat sich bei Ihnen ein Kriegskindchen eingestellt. Gratuliere. Möge es dermaleinst ein bedeutender Mann werden, ein Schiller, ein Zeppelin, ein Hindenburg! Wie soll es denn heißen?" — „Elisabeth."

*

„Lina," fragte Professor Ueberbein, „was gibt's heute zu Mittag?" — „Linsen, Herr Professor." — „Konkave oder konvexe?"

*

„Schulze," sagte der Gefängniswärter, „kommen Sie 'raus, Ihre Frau ist zu Besuch da." — „Welche Frau?" fragte Schulze mißtrauisch. — „Nu, Ihre Frau, ich sagte es doch schon." — „Und ich frage nochmals: welche. Ich sitz nämlich hier wegen Bigamie."

*

„Bei dem Schlächter X. kaufe ich keine Wurst. Der Mann ist mir zu phlegmatisch." — „Was hat das mit seiner Wurst zu tun?" — „Ja, dem ist alles Wurst!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

3. Februar 1918
Nr. 5
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co. Berlin SW 68



Mein Onkel, der Justizrat.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

B R E S L A U - M I D I L L I

Wunder wird Wahrheit — Wahrheit Sage!
Was Augen seh'n, was fühlen unsre Hände,
was heut' noch glänzt im Licht, im hellen Tage
o Wunder, morgen schon ist es Legende.

Es war ein Schiff, ein Schiff wie andre sind,
und war doch anders; zog die Siegerbahnen
durch Feindesmeere, über sich im Wind
die deutschen Wimpel und die Halbmondfahnen.

Stürmisch bewegt, voll Ueberschwang geschwellt,
im Ohr des Ozeanes Melodie,
fuhr jeder von uns, — jeder fuhr als Held —
auf diesem Schiff, der stolzen Midilli.

Wir lebten jede Tat, die uns ward kund,
durchzogen kühn den blauen Bosporus,
wir hörten jeden Schuß vor Trapezunt
und bei Sebastopol laut jeden Schuß.

Und als es sank, als es zur Tiefe trieb
wie Helden sterben, spürten wir's am Land
voll Trauer stumm: uns war dies Schiff so lieb,
als ob wir selbst an Bug und Bord gebannt.



Breslau-Midilli.

Luft-Film.

Wenn schwere Kämpfe die Infanterielinien zu einem unübersehlichen Wirrwarr durcheinander geschoben haben, wird von den Fliegern verlangt, daß sie, die von oben her als einzige einen Ueberblick über das Ganze haben, die Lage der feindlichen und eigenen Gräben, Trichter und Sappen feststellen. Für solche Aufgabe wird die Filmaufnahme angewendet. Die Hauptaufgabe für das Flugzeug, das einen solchen Reihenflug durchführt, ist das Einhalten einer bestimmten Höhe, denn Abweichungen nach oben oder unten ergeben entsprechende Verschiebungen im Bild. Natürlich weiß der Feind ganz genau, was es bedeutet, wenn ein Flugzeug ziemlich niedrig die Front entlang fliegt, und er versucht, ihm seinen Auftrag durch Abwehrgeschütze und eigene Flieger möglichst zu verekeln. Den in der Luft platzenden Granaten kann der Reihenbildflieger nicht ausweichen, für ihn heißt es geradeaus fliegen, denn er ist an den Lauf der Infanteriestellungen gebunden und muß eben auf sein gutes Glück vertrauen, daß ihn keiner der Abwehrschüsse erreicht. Den Schutz gegen feindliche Flieger übernehmen Begleitflugzeuge, die, in bestimmter Ordnung mit dem Reihenbild-Flugzeug fliegend, es gegen die Angriffe feindlicher Flieger decken. Einige hundert Meter höher als das feindliche Flugzeug fliegen die anderen Flugzeuge der Abteilungen, deren Beobachter und Führer mit dem Maschinengewehr wohlvertraut, bereit sind, die fliegenden Feinde abzuwehren. Um sie aber erst gar nicht so dicht heranzulassen, sind von der nächsten Jagdstaffel noch einige Jagdflugzeuge angefordert worden, kleine, schnelle Kampfmaschinen, in denen bewährte Kampfflieger sitzen und gewissermaßen die Wacht in der oberen Luftschicht halten. Im Reihenbild-Flugzeug sitzt der Führer und hat nur das Bestreben, die gewählte Richtung einzuhalten und die Augen nicht von dem Höhenmesser zu lassen, der ihm Veränderungen in der Höhenlage anzeigt. Der Beobachter darf sich nur damit beschäftigen, daß sein „Reihenbildner" tadellos arbeitet und daß er auch wirklich die richtigen Stellen des Grabensystems auf den Film bekommt. Die schützenden Flugzeuge sind längst in einen Kampf mit feindlichen Jagdfliegern verwickelt. Aber wenn auch über den Reihenbild-Fliegern



Caillaux auf der Tribüne der französischen Kammer während seiner Rede gegen Clemenceau. (Aus einer französischen Zeitung.)



Clemenceau bei der Begrüßung von Lloyd George auf dem Pariser Nordbahnhof.



Dr. Julius Bachem †, früher Mitglied des Reichstags und des Preuß. Abgeordnetenhauses (Ztr.)



Der Reichskanzler Graf Hertling auf dem Wege zu der großen Sitzung des Hauptausschusses. Phot. Sennecke.



Der neue Verkehr über die Ostfront zwischen den Stellungen vor Dünaburg:
Aus der Schweiz heimkehrende Russinnen an der Umsteigestelle von der deutschen Kleinbahn in die Schlitten.

DER NEUE VERKEHR über die OST-FRONT



Russische Schlitten mit dem Gepäck der nach Rußland Heimkehrenden vor der Abfahrt nach Dünaburg.



Uebergabe von Postsachen für Kriegsgefangene von einer der neutralen Verbindungsstellen.



Waffenruhe: Deutscher Posten an der Grenze der neutralen Zone.
Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.

*

die Maschinengewehrkugeln prasseln, die Motore der Jagdflugzeuge knattern, wenn auch dicht neben ihm ein feindliches Flugzeug herabstürzt und bald darauf eine der eigenen Maschinen mit zerschossenem Motor im Gleitflug niedergehend landen muß, sie haben keinen Blick dafür, für sie existiert nur ihre Aufgabe. Alle 6 Sekunden prägt sich dem Film ein Bild ein, bis endlich der Weg zu Ende und der ganze Frontabschnitt photographiert ist. Wenn die Aufgabe gelöst ist, schießt der Beobachter im Reihenbild-Flugzeug als Zeichen eine farbige Leuchtpatrone aus seiner Signalpistole ab — die schützenden Flugzeuge wenden, und das ganze Geschwader fliegt seinem Heimathafen zu. Hier wird der Film sofort entwickelt und die darauf festgehaltenen Beobachtungen für die höhere Truppenführung ausgewertet. Ein für die gesamte Kriegführung in diesem Geländeabschnitt wichtiges Stück Arbeit ist geleistet worden.

KRIEGSBILDER VON PROF. DETTMANN

AUS DER SOEBEN ERSCHIENENEN MAPPE



„Artillerie-Salve.“ Nach einem Bild von Prof Ludwig Dettmann.
Aus dem Mappenwerk: „25 Bilder von der deutschen Ostfront“ in farbigen Faksimile-Lichtdrucken, Preis 600 M., Verlag Ullstein & Co.

Es gibt kaum etwas, das so unmalerisch wäre wie der moderne Krieg. Er wird gleichsam unsichtbar geführt. Je gewaltiger und gigantischer die Kampfhandlungen werden, desto mehr verkriechen sie sich in die Erde, verzetteln sich in den Lüften, verflüchtigen sich in Räume. Da ist kaum ein Punkt, auf dem das Auge ausruhen, an dem Phantasie und Sinne des Künstlers sich entzünden könnten. In der alten Kunst war Krieg Darstellung von Zweikämpfen. Wie von selbst ergaben sich hier menschliche Bewegungsmotive, die das Auge fesselten und zur Nachschöpfung herausforderten. In der neueren Zeit versuchte man es dann mit der Massendarstellung: mit zwischen Pulverdampf hervorbrechenden Formationen, wobei das Leuchten geschwungener Säbel, das jähe Zusammenbrechen von Pferden und Menschen, das schweigende Mithineinspielen der Landschaft über die malerische Reizlosigkeit hinweghelfen mußten. Aber auch diese Augenreize sind mehr und mehr geschwunden. Ein leeres Blachfeld breitet sich aus, auf dem Granateneinschläge als Pulverwolken vereinzelt aufsteigen. Trotzdem läßt der Künstler vom Kriege nicht. Was so gewaltig die ganze Menschheit erschüttert, was alle unsere Nerven in den Wirbel höchster Bewegung zieht, spricht unentrinnbar zur Einbildungskraft, lockt unwiderstehlich den Ehrgeiz des Nachschöpfers. Nur sind es nicht mehr die „Schlachten“, die den Künstler fesseln, als vielmehr die unerschöpflichen Begleitmomente und Einzelerscheinungen, in denen sich, den Sinnen greifbar, das ungeheure Weltgeschehen offenbart. Ein Dorf ist in Brand geschossen; roter Flammenschein loht über die Hauswände; in gespenstischem Rasen jagt Artillerie vorüber; Pferde bäumen sich, Wagen werden hin- und hergeschleudert, Staubwolken fliegen zwischendurch. Oder: Soldaten brechen im Sturmangriff vor; ein





Kriegsbilder von Prof. Ludwig Dettmann:
„Durch den Sand von Napenkow“. Nov. 1914, Südpolen. — „Sprung auf, Marsch, marsch!“



„Die Sieger". Nach dem Sturm von Pultusk am 23. Juli 1915.
Aus dem soeben erschienenen Mappenwerk von Prof. Ludwig Dettmann.

schmaler Graben hemmt sie, in denen Tote faulen; kurzes, unwillkürliches Zurückschaudern; Augen zu, und blind drüberweg gestürmt! Das sind Momente des Tumults und der Erregung. Andere atmen feierliche Ruhe: etwa wenn Krieger, bevor sie dem Tod entgegenstürzen, in einer Scheune oder zerschossenen Kirche von Priesterhand eingesegnet werden; oder wenn Verwundete in ihren Betten liegen und im stillen hellen Saal eine gütige Krankenschwester umherwandelt, Trostworte spendend; oder wenn in dumpfer Bauernstube eine einsame Lampe brennt und, über Karten gebeugt, Offiziere beisammenstehen, die nächsten Operationsmöglichkeiten beratend. Es kommt auf den Künstler an, der solche Momente findet. Keinem offenbarten sie sich so unerschöpflich wie Ludwig Dettmann, der in allen Kriegsbilder-Ausstellungen am meisten die Besucherscharen an sich zieht. Von ihm liegt jetzt, im Ullstein-Verlage erschienen, eine Mappe von der deutschen Ostfront vor, die in farbigen Faksimiledrucken wohl zu dem Besten gehört, das bisher in derlei Reproduktionsverfahren geleistet wurde.

Franz Servaes.



Russische Gasmaske mit Lippenventil.



Englische Gasmaske.

Die Gasmasken unserer Feinde



Russische Gasmaske mit Fensterwischern.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

21. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Ein neuer Gast erschien. Er ging unsicher und konnte keinen geraden Kurs halten. Sein Gesicht war unnatürlich weiß. Ein großes Pflaster deckte einen Teil der Nase zu.

„Herr Photograph Bomse,“ stellte Stöckel vor.

Bomse reichte Löcknitz die behandschuhte Rechte und murmelte einige unverständliche Worte. Sein Sprechen war wie ein Röcheln. Er bestellte mit Stöckels Hilfe eine halbe Flasche Sekt und segelte im Zickzack nach dem Spielzimmer.

„Bringen Sie, bitte, Herrn Bomse für fünftausend Mark Spielmarken,“ befahl Stöckel Herrn von Miaczynski.

„Fünftausend?“

„Jawohl, gehen Sie, sonst wird er ungeduldig.“

Der alte Schauspieler zählte krampfhaft die Marken und trug sie mit Feierlichkeit zu Bomse. Fünf neue Tausendmarkscheine lagen schon bereit.

„Danke,“ gurgelte der Photograph und blickte den Alten freundlich an. Dann nahm er aus der Schüssel eine Spielmarke im Wert von zehn Mark und drückte sie Höß in die Hand. Der Schauspieler ging verwirrt zu Stöckel und fragte: „Der Herr hat mir zehn Mark gegeben, was soll ich damit?“

„Das ist Bomses Trinkgeld.“

„Trinkgeld?“ wiederholte Höß und bemühte sich, ein entrüstetes Gesicht zu machen.

„Sie kriegen jeden Abend zehn Mark von Bomse, falls er herkommt.“

Das macht dreihundert Mark im Monat, rechnete der Ritter blitzschnell und steckte die Spielmarke in die Tasche. Es war eine Zauberkomödie, die hier aufgeführt wurde, das stand fest.

Ein kleiner, dicker Mann schoß in das Zimmer. Er hatte große, fleischige Ohren, die wie Henkel von einem Krug abstanden, und einen unangenehmen Polizeiblick.

„Nanu, Stöckel, Sie haben sich selbständig gemacht?“

„Nee, Herr Fischbein, ich bin nur Angestellter. Ausrufer, wenn Sie wollen.“

„Ausrufer ist gut.“

„Gestatten Sie, daß ich vorstelle. Herr von Löcknitz, Herr Kaufmann Sally Fischbein.“

„Freut mich, freut mich.“ Er wurde sofort vertraulich. „Mit Ihnen habe ich viel Geld verdient, Löcknitz.“

„Mit mir?“

„Ich habe immer auf Sie gewettet und nicht zu knapp. Das ist nun schon 'ne ganze Ecke her. Sie haben mir stets Glück gebracht.“

Löcknitz lächelte.

„Lachen Sie nicht, es ist doch so. Auf Ihre Marketenderin habe ich mal zehn Mille gewonnen. Erinnern Sie sich?“

Löcknitz erinnerte sich.

„Hoffentlich bringen Sie mir wieder Glück. Ich will mich bei Ihnen gesund machen. Was ich in den letzten Wochen verloren habe, geht über das Bohnenlied.“ Er wendete sich zu Stöckel: „Ist Dunkelbaum schon hier?“

„Noch nicht, Herr Fischbein, aber er kommt.“

„Ist das auch nicht Falle mit Dunkelbaum?“ fragte der Kaufmann mißtrauisch.

„Er kommt, Herr Fischbein.“

„Na, Gott sei Ihnen gnädig!“ drohte der kleine Mann und lief in das Spielzimmer, um Bomse eine sehr lange und laute Geschichte zu erzählen.

„Wo haben Sie diese Menschen aufgetrieben?“ fragte Löcknitz verwundert.

„Herr Rechtsanwalt Gegenherz,“ stellte Stöckel vor. Der Rechtsanwalt hatte ein hageres Mathematikergesicht, über das ein ununterbrochenes Zucken lief.

„Herr Industrieller Schwenterley.“ Er hatte die Augen eines Mannes, der gewohnt ist, bedenkliche Geschäfte zu machen.

„Herr Generaldirektor Strupp.“ Ein großer, starker Mann, der sehr gezierte Bewegungen hatte, blickte Löcknitz zärtlich an und machte eine scheue Verbeugung.

Ein junger Mann trat in das Zimmer und ging zögernd auf Löcknitz zu. „Den kenne ich nicht,“ flüsterte Stöckel beunruhigt.

„Graf Hajnal,“ stellte sich der neue Gast vor und reichte Löcknitz befangen die Hand.

„Ihr Name kommt mir bekannt vor,“ sagte der Rittmeister und fühlte eine wunderliche Zuneigung für den jungen Mann. „Jetzt weiß ich es. Waren Sie nicht der Besitzer Szeretleks?“

„Jawohl, Herr Rittmeister. Der Gaul gehört jetzt Ihnen.“

„Nicht mehr, Herr Graf. Ich habe ihn verkauft.“

„Szeretlek bringt kein Glück,“ behauptete Hajnal und hatte ein trauriges Lächeln auf den Lippen.

„Sie haben recht, Szeretlek bringt kein Glück,“ bestätigte Löcknitz und wurde ganz nachdenklich.

„Herr Baumeister Schlotterbeck,“ stellte Stöckel vor.

Hajnal ging zögernd in das Spielzimmer, grüßte die Anwesenden, von denen er niemanden kannte, und setzte sich still in eine Ecke.

„Wir müssen anfangen, Herr von Löcknitz,“ mahnte Stöckel.

„So fangen Sie an, in Teufelsnamen!“

„Sie müssen die erste Bank halten.“

„Muß ich?“

„Es ist so Brauch.“

„Na, schön! Eigentlich habe ich diese moralische Anstalt nicht gegründet, um selber zu spielen.“

„Das haben Sie in Zukunft auch nicht nötig, Herr von Löcknitz.“

„Ich werde eine kleine Bank halten, die rasch erledigt ist. Fünfhundert Mark, das genügt?“

„Vollkommen.“

Der Rittmeister holte von Theodor Höß, dessen Wangen vor Aufregung glühten, für fünfhundert Mark Spielmarken und begab sich in das letzte Zimmer.

„Wenn es den Herren beliebt,“ sagte Löcknitz hochmütig, „so können wir mit dem Vergnügen beginnen.“

„Spaß, wie vornehm!“ meinte Sally Fischbein halblaut und knöpfte seine Weste auf.

Der erste Schlag fiel zugunsten des Rittmeisters aus. Er hatte neun.

„Die Woche fängt gut an,“ zischelte der Rechtsanwalt Gegenherz.

„Ich fühle mich vollkommen unschuldig, Herr Rechtsanwalt. Ich überlasse Ihnen gern die Bank, wenn Sie Wert darauf legen.“

„Man wird doch noch einen Ton reden dürfen,“ brummte Gegenherz, dessen Gesicht wie ein nächtlicher Gewitterhimmel zuckte.

„Der Ton macht die Musik.“

„Aber, meine Herren!“ begütigte der Masseur, der mit fröhlichen Augen seine ersten zehn Mark verloren hatte.

„Falle!“ sagte Sally Fischbein ganz leise. Die gleichgültige und leidenschaftslose Art, in der Löcknitz spielte, erbitterte die Spieler und riß sie zu hitzigen Vorstößen hin. Der Rittmeister gewann ununterbrochen. Er hätte viel darum gegeben, wenn er verloren hätte und aufstehen dürfte. Es war eine Qual ohnegleichen, gegen diese haßverzerrten Gesichter spielen zu müssen.

„Ein feiner Klub!“ röchelte der Photograph Bomse, aber nur seine nächsten Freunde verstanden ihn und lachten.

„Sie können sich zurückziehen, Herr von Löcknitz,“ riet der Generaldirektor Strupp freundlich und beleckte seine trockenen Lippen mit der Zunge. „Ihre Bank dürfte sich verzehnfacht haben.“

„Ich möchte den Herren Gelegenheit geben, das Verlorene zurückzugewinnen.“

„Schwere Falle!“ flüsterte Fischbein Herrn Bomse ins Ohr.

Immer mehr Leute drängten in das Zimmer und beteiligten sich am Spiel. Löcknitz erblickte wie durch einen Nebel alte und junge Gesichter, blasse und gerötete, hagere und volle, und in allen Augen sah er glühenden Haß. Es schien ihm, als wäre er für ewige Zeiten an seinen Sitz geschmiedet, denn er hörte nicht auf, zu gewinnen.

Da erschien Stöckel hinter ihm und sagte: „Dunkelbaum ist gekommen, Sie müssen ihn begrüßen, Herr von Löcknitz.“

„Wie kann ich bloß weg von hier!“ stöhnte der Rittmeister.

„Lassen Sie sich vertreten.“

Löcknitz erkannte das Gesicht Hajnals, der noch immer in seiner Ecke saß. „Graf Hajnal, darf ich Sie bitten, mich für einen Augenblick zu vertreten?“

„Gern, Herr Rittmeister,“ antwortete der junge Mensch und erhob sich.

„Vielen Dank, Graf Hajnal.“

Ein breitschultriger, glattrasierter Mensch, der ein amerikanisches Gesicht hatte, solange er schwieg, stand in der Mitte des ersten Zimmers und zündete sich eine Zigarette an.

„Gestatten Sie, daß ich vorstelle,“ sagte Stöckel nicht ohne Feierlichkeit. „Herr Fritz Dunkelbaum — Herr von Löcknitz.“

Die Herren reichten sich die Hände und musterten sich aufmerksam. Der Rittmeister war angenehm überrascht, einen gepflegten Menschen zu sehen, der einen tadellosen Frack trug und Weltmannsmanieren hatte.

„Ich freue mich, Sie in unserem mehr als bescheidenen Klub begrüßen zu dürfen, Herr Dunkelbaum. Wenn ich Herrn Stöckel glauben darf, werden Sie von Ihrer Gemeinde wie der Messias erwartet.“

„Messias ist bitter,“ lachte Dunkelbaum.

Das Lachen mißfiel dem Rittmeister.

„Ich habe übrigens bereits das Vergnügen, Sie vom Sehen zu kennen, Herr von Löcknitz. Ich sah Sie, wenn mich nicht alles täuscht, vor einigen Tagen in Gesellschaft von Fräulein Dierkher beim Abendbrot.“

„Sie kennen Fräulein Dierkher?“ fragte Löcknitz mit Anstrengung und fühlte sein Herz in Eifersucht erzittern.

„Nur von der Bühne aus, Herr von Löcknitz. Leider, möchte ich sagen, wenn Sie es mir gestatten.“

„Bitte, Herr Dunkelbaum,“ erwiderte der Rittmeister sehr höflich. Er haßte in diesem Augenblick das selbstbewußte Gesicht des jungen Mannes. „Verzeihen Sie, ich muß zur Partie zurück, die ich auf Herrn Stöckels Wunsch verlassen habe, um Sie zu begrüßen.“

„Zu liebenswürdig, Herr von Löcknitz.“ Er folgte dem Rittmeister, der voll Widerwillen in das Spielzimmer ging.

„Vielen Dank, Graf Hajnal.“

„Bitte, Herr von Löcknitz.“

„Hoffentlich haben Sie verloren?“

„Es war nicht möglich,“ antwortete Hajnal. „Die Bank gewinnt andauernd.“

Löcknitz nahm seinen Platz ein und seufzte sehr vernehmlich.

„Banco!“ rief eine Stimme, die Dunkelbaum gehörte.

„Es sind ungefähr sechstausend Mark in der Bank,“ stellte Löcknitz gleichmütig fest.

„Nu, wenn schon!“

Der Ton dieser Stimme erbitterte den Rittmeister maßlos. „In den großen Pariser Klubs, in denen ich sonst zu spielen pflegte, war es Usus, die Höhe des vorhandenen Bankkapitals vor der Entscheidung festzulegen, um späteren Unstimmigkeiten aus dem Weg zu gehen.“

„Wir sind jetzt in Berlin,“ erklärte der Rechtsanwalt gehässig, obwohl ihm die Sache ganz gleichgültig sein konnte.

„Das merke ich, Herr Gegenherz, oder wie Sie heißen,“ erwiderte der Rittmeister und lächelte höhnisch.

„Sie müssen natürlich nicht halten, Herr von Löcknitz, wenn Sie nicht wollen,“ sagte Dunkelbaum einlenkend.

„Doch, mit größtem Vergnügen, Herr Dunkelbaum. Es fällt mir nur einigermaßen schwer, mich den vorhandenen Manieren anzupassen.“

Dr. Hergotin lachte laut auf und rief fröhlich: „Bravo, Herr von Löcknitz!“

Ein Teil der Herren schloß sich dem Masseur an, und der Rechtsanwalt unterdrückte seine Entgegnung.

Der Rittmeister deckte neun auf.

„Ein bißchen viel,“ meinte Dunkelbaum ohne Erregung und zündete sich eine neue Zigarette an. „Halten Sie nochmals, Herr von Löcknitz?“

„Solange Sie wollen, Herr Dunkelbaum.“ Er

konnte sich nicht erklären, warum der Klang dieser anmaßenden Stimme ihn in solche Wut versetzte.

„Also, Banco!"

Dunkelbaum kaufte auf vier eine Sechs. Der Rittmeister hatte eins.

„Sie haben gewonnen, Herr von Löcknitz," erklärte Dunkelbaum, ohne eine Miene zu verziehen. Es wurde plötzlich ganz still im Zimmer.

„Wünschen Sie noch einmal zu halten?" fragte der Rittmeister gleichgültig.

„Nein, danke, mein Bedarf ist gedeckt. Wieviel schulde ich?"

Löcknitz rechnete die Marken zusammen. „Sechstausendeinhundert Mark waren in der Bank, Herr Dunkelbaum."

Dunkelbaum bezahlte seine Schuld.

„Will einer der Herren den Betrag halten?" fragte der Rittmeister. „Es sind Vierundzwanzigtausendeinhundert Mark in der Bank."

Niemand meldete sich.

„Dann ziehe ich mich zurück," erklärte Löcknitz.

„Der Segen türmt," flüsterte Sally Fischbein dem Photographen ins Ohr.

Dunkelbaum übernahm die Bank. Löcknitz ging langsam in das erste Zimmer. Er fühlte sich matt und elend. Die Luft war dick zum Schneiden.

„Bringen Sie mir, bitte, ein Glas Wasser!" sagte er dem Diener und setzte sich in einen Lehnstuhl. Er erinnerte sich unwillkürlich an den Klub an der Rue du Quatre-Septembre.

Stöckel geleitete drei Herren in das Zimmer und wollte sie dem Rittmeister vorstellen, der ein so grimmiges Gesicht machte, daß Stöckel seine Absicht aufgab.

„Bitte, lieber Stöckel, stellen Sie mir niemanden mehr vor," bat Löcknitz, nachdem die Herren verschwunden waren. „Ich habe keine Lust, den Präsidenten der Vereinigten Staaten am Danksagungstag zu spielen."

„Wie ist die Partie ausgegangen?" fragte Stöckel.

„Ich habe vierundzwanzigtausend Mark gewonnen."

„Fein!"

Löcknitz verzog den Mund. „Dazu habe ich den Philadelphia-Klub eigentlich nicht gegründet. Das dürfen Sie mir glauben."

Stöckel schwieg. Und dann kamen neue Leute, die begrüßt werden mußten. Ununterbrochen klingelte das Telephon. Aus allen Windrichtungen wurde gefragt, ob Fritz Dunkelbaum da wäre. In den drei Zimmern waren über sechzig Menschen versammelt.

„Lassen Sie niemanden mehr rein," sagte der Rittmeister. „Das ist ja Wahnsinn."

„Fabelhaft, was?" antwortete Stöckel und strahlte vor Vergnügen. Wenn das Telephon rief erwiderte er, um weiteren Zuzug fernzuhalten, daß Fritz Dunkelbaum bereits weggegangen wäre.

Dem Ritter von Miaczynski floß der Schweiß über das Gesicht. Unablässig zählte er Geld ab und rechnete er Spielmarken zusammen. Dann schlich er wie ein Verschwörer um den Spieltisch herum und erhob mit hartem Zöllnergesicht das Kartengeld. Er schenkte niemandem auch nur eine halbe Minute. Nur dem Photographen Bonse gegenüber, der ihm zehn Mark verehrt hatte, spielte er den milden und demütigen Vertrauten aus alten Ritterstücken.

Löcknitz öffnete ein Fenster und atmete gierig die herbe Frühlingsluft ein. Er beneidete jeden Handwerksburschen, der auf wehenden Landstraßen in die Welt hinauszog. Der Ekel vor der schimpflichen Gegenwart würgte ihn im Hals. Er mußte sich seinen einsamen Ritt in Karlshorst vor Augen halten, um die Kraft zu seiner Rache wiederzufinden.

Er erhob sich und ging in die Küche. Stöckel stand beim Tisch und schnitt Brot. „Was treiben Sie denn da?" fragte Löcknitz erstaunt.

„Wir haben zu wenig belegte Brötchen, ich wußte es ja. Nun muß ich Koch spielen." Er lachte ein vergnügtes Jungenlachen.

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen?"

„Gewiß doch. Herr von Löcknitz. Schneiden Sie bitte die Gurke in Scheiben!"

Nun mußte auch der Rittmeister [illegible] klang gequält und gezwungen. „Toll!" sagte er und begann seine Arbeit. „Es ist jammerschade, daß mich niemand aus meiner Familie so sehen kann."

„Nichts berufen!" warnte Stöckel und blickte scheu nach der Tür.

„Gibt es Bier, Stöckel? Ich habe einen rasenden Durst."

„Natürlich, Herr von Löcknitz." Er schenkte ihm ein Glas ein.

„Vielen Dank, Stöckel. Jetzt habe ich nur noch einen Wunsch. Ich möchte schlafen gehen."

„Das ist leider unmöglich. Die Eröffnungsnacht müssen Sie durchhalten."

„O Gott o Gott!"

„Es kann nicht mehr lange dauern. Drei Uhr vorüber."

„Um fünf Uhr werfe ich den ganzen Klub zur Tür hinaus, das sage ich Ihnen."

Er ging langsam in das Spielzimmer zurück. In einer Sofaecke saß noch immer Graf Hajnal. Ihre Blicke begegneten sich.

„Sie spielen nicht?" fragte Löcknitz höflich.

„Nein, ich spiele nicht," antwortete der junge Mensch. Ein tiefer Kummer lag über seinem Gesicht.

Wie merkwürdig, dachte der Rittmeister. Warum geht er nicht schlafen, statt hier herumzulungern und die vergiftete Luft einzuatmen? Er hielt seine Frage zurück und setzte sich neben Hajnal. Lange Zeit saßen sie nebeneinander und fanden kein Wort, das sie näherbringen konnte. Hajnal dachte an Grete Löcknitz, und sein Herz empörte sich gegen den Mann an seiner Seite, der sein Glück vernichtet hatte. Aber, so wunderlich es auch war, sein Haß konnte keine tiefen Wurzeln schlagen. Er empfand freundschaftliche Gefühle für den Mann, der die gleichen Augen wie seine Tochter hatte. Löcknitz betrachtete die Hände seines jungen Nachbarn. Es waren schmale, gelenkige Hände, die ihr eigenes Leben zu leben schienen, es waren Spielerhände.

(Fortsetzung folgt.)

BILDER VOM TAGE



Zwei Opfer des Petersburger Schreckensregiments:
Der Minister im Kabinett Kerenskis, Schingarew,
der jetzt im Krankenhaus von Soldaten ermordet wurde.



Englische Kriegspropaganda:
Ein bekannter Prediger bei einer Ansprache auf einem öffentlichen Platz in London von der Plattform eines Tanks aus.



Minister Prof. Kokoschkin,
der gleich Schingarew von Soldaten auf dem Krankenbett in Petersburg ermordet wurde.

RÄTSEL

Die goldene Mitte.

Aus den Silben: a — a — ab — au — ba — be — berg — bil — che — de — deur — e — e — ei — gi — gu — hu — kom — last — ly — man — mann — ments — mi — mis — mo — na — nau — ne — ra — re — re — se — sol — tat — ten — ter — to — trak — tü — u — zett — zi bilde man 14 Wörter, bei denen der Anfangs- gleich dem Endbuchstaben ist. Was die mittelsten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, anzeigen, das gehört auf die Reichsbank!

Die Wörter bezeichnen: 1. Musikstück, 2. Kampfplatz, 3. Vogel, 4. Erfinder, 5. Politiker, 6. Kurort, 7. Königin, 8. Abhandlung, 9. Gift, 10. Verkehrsmittel, 11. Uebungsstück, 12. Baum, 13. Befehlshaber, 14. Fläche.

Der erschwerte Verkehr.

Ich rate Dir, brich morgen auf — getrennt das Wort —,
Sonst kommst Du nicht — vereint — an den Bestimmungsort!

Schlechte Eigenschaft.

Eins-zwei hat jeder im Gesicht,
Drei-vier hat jeder leider nicht,
Und sicher scheint das eine mir,
Wer Eins-zwei-drei, dem fehlt Drei-vier.

Die sparsame Hausfrau.

Sparen heißt es damit jetzt;
Ich hab' darin was umgesetzt.
Und also soll mein Haus stets sein
Bei einer schwachen Leuchte Schein.

Auflösungen der Rätsel aus Nummer 4:

Silben-Rätsel: Blaue Bohnen. Blumenkohlsuppe. Languste. Aale. Ungarisch-Gulasch. Erbsen. Birkhahn. Orangenkompott. Hefenpudding. Neufchateler. Erdbeeren. Nußtorte. — Tot und lebendig: Bild, Wild. — Doch kein Ende: Der Wendepunkt. — Vereint und getrennt: Einbruch, ein Bruch. — Der Entwaffnete: Sieger, Ger, sie. — Noch ein Entwaffneter: Armbrust.

HUMOR

Am Postschalter. „He! Sie, Herr, können Sie nich lesen? Tabakrauchen ist verboten." — „Ick rooche jar keen' Tabak, ick rooche Hopfenblätter."

*

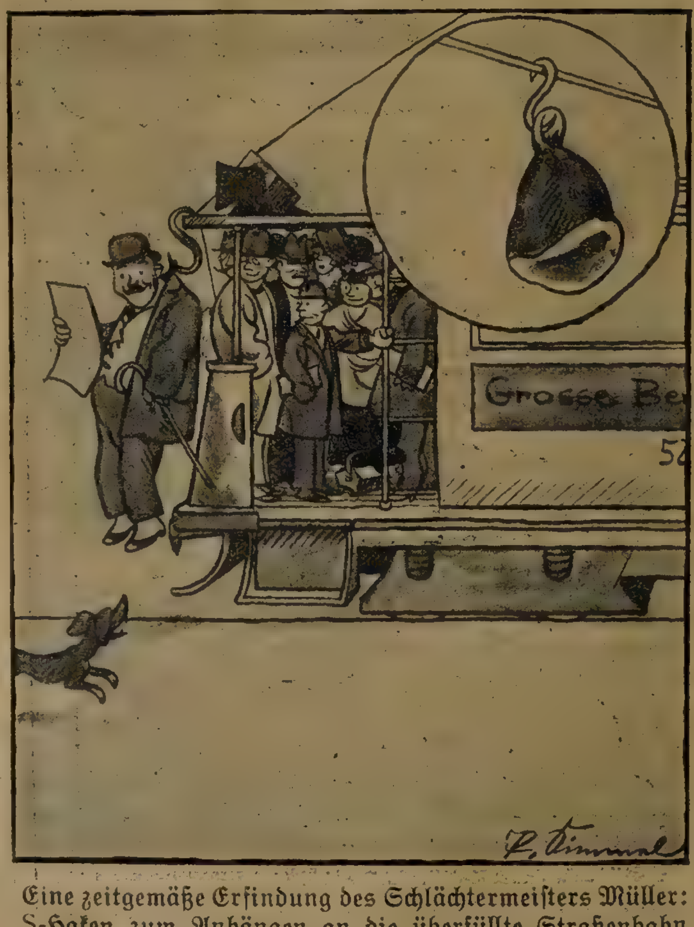
Zettel an die Lehrerin: „Fräulein brauch mit Marie nich so streng in Geografi zu sein, sie soll nich Lokamatifführer werden."

*

„Ich will mir nicht das Gesicht waschen, ich will nicht!" — „Schäme Dich; wie ich klein war, habe ich mir immer das Gesicht gewaschen." — „Siehste, Großmutter, wie Du nun aussiehst!"

*

„Denken Sie nur, Herr Bornkessel," sagte die Wirtin in Herrn Bornkessels Stammwirtshaus, „der große schwarze Kater, der hier immer herumlief, ist doch heute morgen von einem Militärauto überfahren worden." — „Ach ja," rief Herr Bornkessel aus, „dann möchte ich heute abend doch lieber Kohlrüben anstatt Kaninchenbraten haben."



Eine zeitgemäße Erfindung des Schlächtermeisters Müller: S-Haken zum Anhängen an die überfüllte Straßenbahn.

„Denk' Dir nur, Ede, mein Pech! Geschlagene drei Wochen habe ich daran gearbeitet, hinten im Bankhaus ein Loch zum Kassenraum in die Wand zu bohren." — „Und nun?" — „Nun macht der Bankier vorne pleite!"

*

„Kellner, zweimal Aal in Aspik." — „Bedaure, es ist nur noch eine Portion da." — „So? Schade, was soll denn meine Frau essen?"

*

Frau Schnütgen kam abends nach Berlin und bekam in dem vornehmen Hotel ein höchst vornehmes Zimmer mit Ankleideraum und Badezimmer. Am andern Morgen fragte sie der freundliche Portier: „Haben die gnädige Frau gut geschlafen?" — „Ach Gott," antwortete Frau Schnütgen, „kein Auge habe ich zugetan! Mir fiel kurz vorm Einschlafen ein, daß jemand ein Bad nehmen möchte, und es ist doch zum Badezimmer kein anderer Zugang als durch mein Schlafzimmer."

*

„Ich habe neulich eine großartige Oper gehört von Puccini!" — „So, welche denn?" — „Madame Butterfräulein!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
c f 1 2 3 4 5 6

10. Februar
1 9 1 8
Nr. 6
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Der neue Reiseverkehr über die russische Front.
Russinnen, die aus der Schweiz heimkehren, an der Umsteigstelle von der deutschen Kleinbahn in russische Schlitten vor der Fahrt nach Dünaburg.
Phot. Bild- und Film-Amt.



Bildnis-Aufnahmen aus Brest-Litowsk: Trotzki.
Phot. Bild- u. Film-Amt.

Die technische Ausführung eines Teils unserer Auflage ist durch den Ausstand beeinflußt worden. Wir bitten, die Mängel zu entschuldigen.



Staatssekretär für Handel und Industrie Holubowitsch, der Vorsitzende der ukrainischen Delegation.

Korniloffs Flucht

Einem Mitarbeiter der russischen Zeitschrift „Outro Rossyi" ist es jetzt gelungen, den früheren russischen Generalissimus Korniloff, der bekanntlich während der bolschewikischen Umwälzungen aus dem Gefängnis in Bykov flüchtete, aufzuspüren. Korniloff erzählt interessante Einzelheiten über seine Flucht und gab u. a. die Versicherung ab, daß er niemals die sogenannten Korniloffschen Divisionen befehligt hätte. Die Schilderung des Generals gibt ein plastisches Bild der Zustände, die durch die Revolution in Rußland Platz gegriffen haben. Korniloff, der sich in einer fast wüsten Gegend Südrußlands versteckt hält, erzählte: „In Bykov waren nur 5 Generäle gefangen, Romanovsky, Joakomsky, Denikin, Markoff und ich. In den ersten Tagen des Dezembers konnte Markoff als Chauffeur verkleidet, die Freiheit erlangen. Romanovsky floh bald darauf in Frauenkleidern, die beiden andern passierten in Unteroffiziersuniform unangefochten die Tore des Gefängnisses. Ich blieb allein zurück. Eines Tages — sämtliche Wachen waren von Angehörigen der polnischen Division bezogen — sagte ich mir, diese Leute werden Korniloff nicht verraten und bestieg ganz einfach in meiner Generalsuniform ein Pferd. Die Posten vor dem Gefängnis präsentierten mir und riefen Hurra! Außerhalb der Stadt — welche Unvorsichtigkeit der Machthaber, die mich eingesperrt hatten — lagerte mein treues Kosakenregiment Tekhine. Ich gab ihnen Befehl, mir zu folgen und alle, ohne eine einzige Ausnahme, schwangen sich augenblicklich in den Sattel. Nach 2 Tagen waren wir im Gouvernement Tschernigow angelangt, wir hatten 120 Km reitend zurückgelegt. Bei Tage ging alles gut. Die Einwohner der Städte und Dörfer, die wir passierten, empfingen uns freudig; in einer Ortschaft überreichte mir sogar eine Mädchendeputation eine Adresse der Schuljugend. Aber die Nächte waren schrecklich. Die Bolschewiki hatten einige Regimenter zu unserer Verfolgung gesandt, die mit der Eisenbahn gekommen waren und uns die Wege nach Süden sperrten. Es hieß, ihnen auszuweichen und dies war, da ich keinerlei Karte jener Gegend besaß, keine leichte Arbeit. In einem Sumpf, den wir durchschreiten mußten, blieben einige meiner Kosaken stecken und kamen samt ihren Pferden um; und in einem Wald, in dem wir einmal die Nacht verbrachten, schlugen plötzlich von verschiedenen Richtungen Artilleriegeschosse in unsere Reihen. Neun meiner Leute wurden dabei getötet. Die Bolschewiki haben wahrscheinlich daraus eine große Siegesnachricht gemacht, aber wir wußten nicht einmal, woher die Schüsse gekommen waren. Wir flohen weiter und mieden nur immer die Nähe der Eisenbahnlinien, denn auf allen Strecken kamen Panzerzüge herangeeilt, die uns angreifen sollten, wo sie uns begegneten. Eines Nachts hatte sich meiner Kosaken eine solche Furcht bemächtigt, daß sie mich anflehten, diesem qualvollen Umherirren doch ein Ende zu machen, und uns den überlegenen Verfolgern zu ergeben. Ich sagte Ihnen: Gut, ergebt Euch! Aber tötet vorher Euren General und bringt seinen Leichnam den Bolschewiki! Das half, und eine volle Woche noch setzten wir unseren Marsch fort. Aber die Bedrängung durch unsere Gegner wurde immer ärger. Ich entschloß mich endlich, mich von meinen Leuten zu trennen. Um den Don zu erreichen, zog ich Bauernkleidung an und bestieg in einer kleinen Station die Eisenbahn. Die braven bolschewikischen Soldaten, die die Waggons füllten, nahmen sich des müden alten Bauern liebevoll an. Zur selben Zeit, als Lenin Korniloffs Zug gegen Charkow verkündete, teilten seine Soldaten mit mir ihre Suppe. Heute bin ich alt und krank geworden, die Wunde an meinem Bein ist wieder aufgebrochen und mein Rheumatismus macht mir viele Pein. Aber ich habe trotzdem nicht aufgehört zu arbeiten, und kann Ihnen die Versicherung geben, daß an dem Tage, an dem ich mein „Vorwärts" rufe, dieser Apell ein mächtiges Echo finden wird."



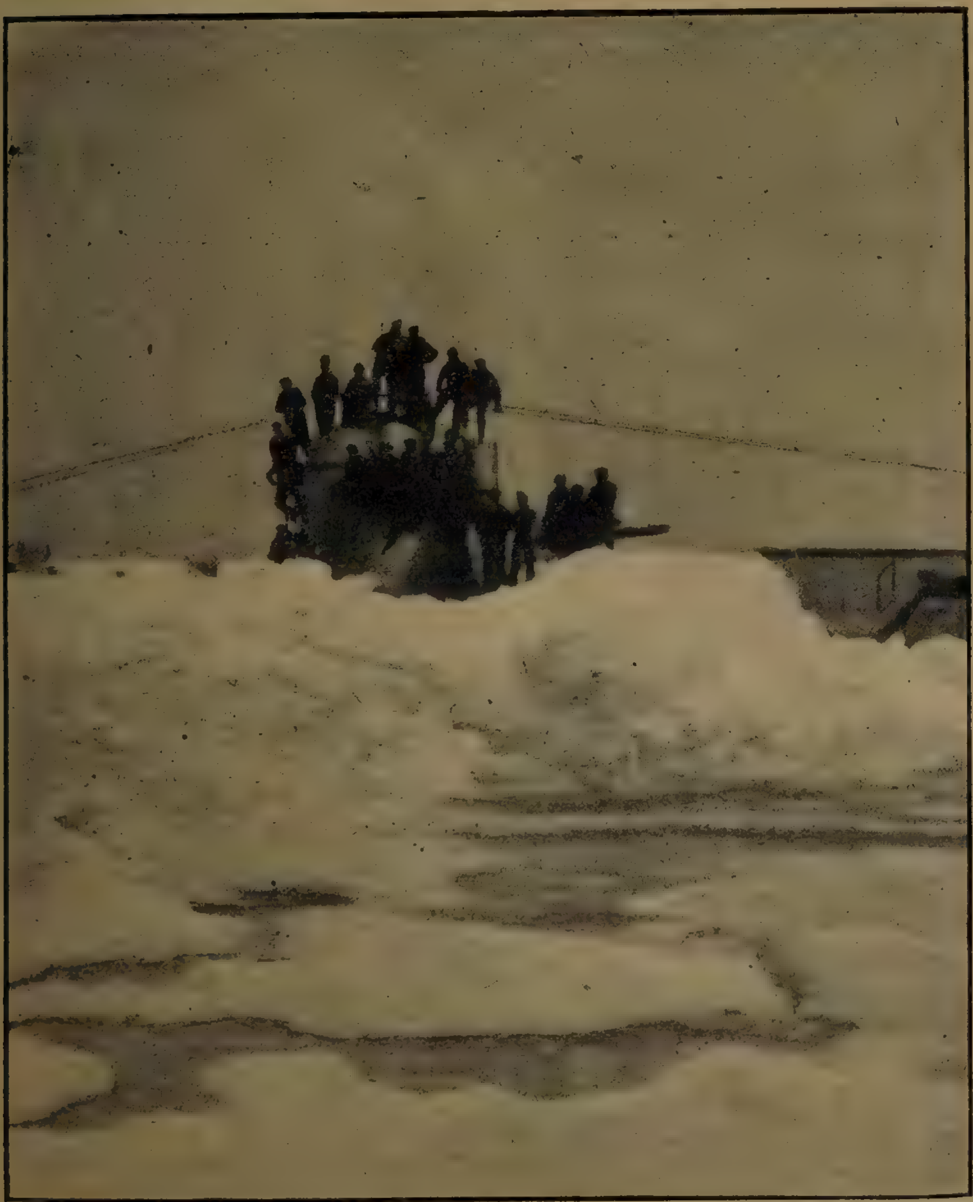
Die russische Delegation in Brest-Litowsk: Phot. Bild- u. Film-Amt.
Von links nach rechts (sitzend): Kameneff, Joffe, Frau Biezenko; (stehend) Hauptmann im Generalstab Lipski, Stutschka, Trotzki, Karachan.



Das D-Zugsunglück bei Schleißheim vor München: Die beiden durch eine Benzinexplosion in Brand geratenen Eisenbahnwagen.



Vom Winterkrieg auf dem Meer: Die Kommandobrücke eines deutschen Torpedoboots im Schneesturm in der Nordsee.
Zeichnung von Professor Hans Bohrdt.



Deutsches U-Boot im Treibeis im hohen Norden.



Ein Mann der Besatzung des U-Boots auf dem Treibeis.

VON DEN BÜHNEN.



Von den Bühnen:
Der Münchener Tänzer Joachim v. Seewitz in einem spanischen Tanz. Phot. Setzer, Wien.



Hermann, der Cherusker (Bruno Decarli) und Thusnelda (Auguste Pünkösdy)
in der Aufführung von Kleists „Hermannsschlacht“ in der neuen Reinhardtschen Inszenierung in der Volksbühne (Theater am Bülowplatz) in Berlin. Phot. Zander & Labisch.



Die Tänzerin Anita Berber im Berliner Wintergarten.
Phot. Berl. Ill. Ges.

Der vierte Kriegswinter zeigt eine merkwürdige Gleichheit in allen kriegführenden Ländern, nämlich das Bedürfnis, sich ein paar Stunden von der Schwere der Zeit abzulenken zu lassen. Niemals waren die Theater in den europäischen Hauptstädten so gut besucht. Am selben Tage gehen in Berlin „Don Carlos“, „Die Hermannsschlacht“ und „Die Braut von Messina“ in Szene. In den Konzerten kommen neben moderner Musik klassische Werke zur Aufführung und finden begeisterte Aufnahme. Die kleineren Säle haben noch immer junge Tanzkünstlerinnen in Beschlag genommen. Die jungen Künstlerinnen, deren Kunst zumeist nicht gerade überwältigend ist, suchen den Mangel ihrer Technik durch wunderschöne Kostüme auszugleichen; begabte moderne Künstler haben für sie originelle Gewänder erdacht, und so kommt es, daß man auf den kleinen Bühnen jetzt so schöne Tanz-Kleider sieht wie nie zuvor.

Was sie Hindenburg alles antun!

Von Erdmann Graeser.

Man muß zur Heldenverehrung im Kitschstil geboren sein — es ist eine Begabung wie die des Tenors. Schon frühzeitig regt sie sich. Leute von dieser Veranlagung, im Kindesalter auf Jahrmärkte geführt, begehrten — in früheren Zeiten — von all den ausgestellten Herrlichkeiten vor allem ein Schnupftuch mit dem Bilde des alten Kaisers, dem damals die Verehrung galt. Späterhin dann, als sich das Stilgefühl jener Leute weiter ausgebildet, tranken sie aus Biertöpfen, getreuen Nachbildungen des Bismarckschädels. An den drei Haaren aus Metall wurde die Denkerstirn hochgeklappt, das Seidel war offen, man konnte aus dem Helden schlürfen. Dann kam Zeppelin an die Reihe: Man verehrte ihn als Nußknacker oder auch als Zigarrenabschneider, wobei ihm kräftig auf den Kopf geschlagen wurde, falls er nicht gleich knacken oder beißen wollte. Dann lag die Heldenverehrung eine Zeit lang brach, aber da kam Hindenburg. Er brachte der gleich einer Möwe ziellos auf dem Meer umherschweifenden Sehnsucht die Erlösung, oder — im Stil jener Leute gesprochen — er befriedigte ihre Sehnsucht voll und ganz. Die Wellen der Begeisterung, die einem Bismarck, einem Zeppelin einst entgegenschlugen — was sind sie gegen die turmhohen Wogen, die einem Hindenburg entgegenbrausen, prallen, donnern! Ist es da verwunderlich, daß die Heldenverehrung im Kitschstil, für deren industrielle Ausnutzung einst ein paar brave Töpfer, Leineweber oder Klempner genügten, jetzt ganze Gewerbe beschäftigen kann? Vermochte einst der Sammler solcher Herrlichkeiten noch mit Schränken und Stuben auszukommen, so gehört jetzt — will man sie einigermaßen vollzählig unterbringen — ein ganzes Museum dazu. Und solch eine Anstalt, das Landesgewerbe-Museum in Stuttgart unter Prof. Pazaureks ausgezeichneter Leitung, hat deshalb eine „Hurrakitsch-Abteilung“ eingerichtet, so daß man dort mit Ruhe und Genuß die einzelnen Stücke betrachten und sich daran ergötzen kann, wie erfinderisch der menschliche Geist ist, wenn es gilt, ein brennendes Verlangen der Mitmenschen zu befriedigen. Ach, man hat ja vorher nicht geahnt, wozu ein Held gut ist, wenn man ihn richtig verehren will! Stümper von damals, die ihr Euch nur die Nase mit ihm putztet, auf ihm schlieft oder aus ihm tranktet! Warum — warum seid Ihr nicht schon früher auf den Gedanken gekommen, daß man ihn auch



Was sie Hindenburg alles antun!
Einige Objekte aus der Hurrakitsch-Abteilung des von Prof. Pazaurek geleiteten Kgl. Landesgewerbe-Museums in Stuttgart:
Taschentuch mit dem Bild Hindenburgs.



Hindenburg als greuliche Puppe.



Hindenburg-Sparbüchse.



Bonbon-Schachtel mit Hindenburg-Kopf.



Selbst auf Taschenspiegeln zu prangen, bleibt dem Generalfeldmarschall nicht erspart.



Die Uebergangsstelle an der Front vor Dünaburg: Russische Familie, der deutsche Soldaten beim Frontübergang Kinder und Gepäck tragen helfen.
Im Vordergrund rechts der erste russische Posten.
Phot. Bild- und Film-Amt.

als Eislöffel belecken, ihn als Flaschenstöpsel würgen, als Ball in die Luft werfen oder — als Stuhlbelag im wahrsten Sinne des Wortes besitzen kann! Doch weiter: Welch erhebender Anblick, wenn ein Antlitz, nach Vertilgung des Kohlrübenbreies, auf dem Teller zum Vorschein kommt, wenn man ihn, als Püppchen, bis auf die Unterhosen ausziehen oder ihm, als Nadelkissen, die Augen ausstechen kann! Wie vermag man seiner Begeisterung besser Luft zu machen, als wenn man ihm die Denkerstirn vernagelt, ihn als Zigarrenbauchbinde bis an die Feuergrenze bringen und anfangen oder ihm, als Sparbüchse, einen Groschen in den Mund stecken kann! Leute, die Euch eben verächtlich behandelten, weil Ihr Euerm Sprößling einen Hindenburgstöpsel ins Mäulchen gestopft, wischen gleich darauf ihre Tintenfeder an einem Borstenbündel ab, das als Fortsetzung eines Hindenburgkopfes aus echtem Porzellan dient. Fangt nicht, wenn Ihr Anhänger sucht, mit dem Helden selbst an, sondern erst vorsichtig mit den Abzeichen des Heldentums. Ein Mostrichtopf mit dem Eisernen Kreuz — was meint Ihr — welcher Onkel würde ihn zurückzuweisen wagen, wenn Ihr ihm diese Gabe zum Geburtstag überreicht? Ein Flanellunterrock mit einer Kante von gestickten Verdienstkreuzen oder Tapferkeitsmedaillen — welche gute Tante würde ihn an ihrem goldenen Hochzeitstage abzulehnen versuchen? Stoßt Ihr aber wirklich auf einen fanatischen Toren, der Euch mit harten Worten Vorhaltungen machen will, so sagt ihm lächelnd, daß sein Eifer komisch sei, denn die Heldenverehrung in Kitsch ist unsterblich. Immer wieder werden Menschen mit dieser Begabung geboren und deshalb muß es auch eine Industrie geben, die dieser Trieb voll und ganz befriedigt.





Die Neuanlagen in Nauen, der größten drahtlosen Station der Welt, mit einer Reichweite von 10,000 Kilometern:
Blick von der Plattform eines der 260 m hohen Türme auf das Stationsgebäude. Das Hauptgebäude, das nach einem Entwurf von Prof. Muthesius im Bau ist.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

22. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

Vielleicht hatte Hajnal kein Geld, überlegte der Rittmeister und war nahe daran, dem sympathischen Menschen seine Hilfe anzutragen.

„Wie steht die Partie?" fragte er, um dem Thema näher zu rücken.

„Herr Dunkelbaum verliert ununterbrochen." erwiderte Hajnal teilnahmslos. Löcknitz wagte es nicht, ihm Geld anzubieten und stand auf.

Dunkelbaum hatte kein Bargeld mehr bei sich. Er bezahlte mit Bons, die von den Gewinnern mit Inbrunst in Empfang genommen wurden. Trotz dem Verlust blieb er gut gelaunt und wurde nicht nervös. Als er den Rittmeister erblickte, rief er ihm zu: „Ich habe kein Glück bei Ihnen, Herr von Löcknitz."

„Das tut mir leid, Herr Dunkelbaum."

„Meine Stunde kommt schon noch," lachte er dem Hausherrn freundlich zu.

Um fünf Uhr hörte er zu spielen auf. „Meine Herren, ich habe ehrlich gespielt."

Ein dankbares Lachen der Spielerrunde belohnte seinen Scherz. Als er wegging, löste sich die Partie auf. Die Spieler berechneten ihren Gewinn und tauschten ihre Marken bei dem Ritter von Miaczynski gegen Bargeld um.

„Es ist sehr nett bei Ihnen, Herr von Löcknitz," sagte Dunkelbaum höflich und bat den Diener um ein Glas Sekt. „Wenn Sie gestatten, möchte ich Mitglied Ihres Klubs werden."

„Bitte, Herr Dunkelbaum."

„Sie sind das erste Mitglied des Philadelphia-Klubs," erklärte Stöckel sehr laut, damit es alle Spieler hören sollten, und brachte ein vorbereitetes Buch. „Wollen Sie gütigst Ihren Namen einschreiben, Herr Dunkelbaum."

Dunkelbaum schrieb sich ein. „Wie hoch ist der Mitgliedsbeitrag?"

„Zehn Mark," antwortete Stöckel rasch entschlossen.

„Pro Jahr?"

„Pro Monat."

„Ein bißchen viel," meinte Dunkelbaum.

„Dafür bieten wir aber auch nichts," scherzte Stöckel. Dunkelbaum lachte und verabschiedete sich mit freundschaftlichem Händedruck von Löcknitz. Fast alle Anwesenden schrieben sich ein. Die Stimmung war glänzend. Jeder, außer Dunkelbaum, hatte gewonnen. Der letzte, der sich einschrieb, war Graf Hajnal.

„Ihnen, Graf Hajnal, hat dieser Klub wohl nicht viel zu bieten," sagte Löcknitz sehr herzlich. „Sie spielen ja nicht, wie ich mit Vergnügen bemerkte."

„Auch ich werde eines Tages spielen, Herr von Löcknitz," antwortete der junge Mensch und blickte starr vor sich hin, als sähe er in der Ferne ein schweres und unentrinnbares Schicksal. Er grüßte den Rittmeister, ohne ihm die Hand zu reichen, und ging langsam aus dem Zimmer.

Theodor Höß kam herein und trug eine Schüssel voll Geld, die er sehr feierlich vor den Rittmeister hinstellte. „Es war ein großer Erfolg, Herr Direktor," sagte der alte Komödiant und machte eine weltumfassende Gebärde.

XX.

„Wissen Sie das Neueste, Fräulein Dierkher?" fragte Löcknitz, als er am nächsten Tag in der Wohnung der Schauspielerin erschien.

„Nun?"

„Der Frühling ist da," lachte der Rittmeister und funkelte mit den Augen.

„Ach, Sie!" sagte Lisa und freute sich der guten Laune ihres geliebten Gastes. „Was ist denn bloß in Sie gefahren? Sie sind ja ganz verändert."

„Ich bin vergnügt und freue mich, daß ich am Leben bin, ich weiß selber nicht warum. Das heißt, ich weiß warum. Weil ich alle Lasten und jeden Zwang abgeschüttelt habe und ein freier Mann bin, darum bin ich so vergnügt. Schade, daß Sie mich nicht früher gekannt haben, Fräulein Lisa. Sie können sich kaum vorstellen, was für ein fröhlicher und leichtfertiger Patron ich gewesen bin."

„Sie sind es doch noch, Herr von Löcknitz."

„Ja, aber das Richtige ist es nicht mehr. Da muß schon so ein ganz blödsinnig schöner Frühlingstag antanzen, damit ich mich auf mein besseres Ich besinne. Aber man muß Gott für alles danken. Fräulein Lisa, ich habe Ihnen was mitgebracht." Er zog eine kleine Schmuckschachtel aus der Tasche und stellte sie vorsichtig auf den Tisch. Er war seiner Sache nicht ganz sicher.

„Was ist das?" fragte sie beklommen.

„Bitte, öffnen Sie!"

Ein paar kostbare Perlenohrringe lagen in der Schachtel.

„Was soll ich damit?" In ihrer Frage lag Abwehr.

„Freuen sollen Sie sich."

„Freuen? Diese Freude hätten Sie mir ersparen können," sagte sie unwillig und blickte voll Geringschätzung auf die wunderschönen Perlen.

„Nehmen Sie doch die Sache nicht so tragisch, Fräulein Lisa! Ich wollte Sie gewiß nicht kränken oder beleidigen."

Sie war dem Weinen nahe.

„Nun verderben Sie mir nicht den schönen Tag! Das sind die dummen Perlen gar nicht wert. Ich sah sie im Schaufenster liegen, und die Sonne schien so warm, und der Frühling ging durch die Straßen, und da mußte ich an Sie denken und wollte Ihnen eine kleine Freude machen. So entwickelte sich die ganze Geschichte."

Er nahm ihre Hände, und sie wurde willenlos.

„Und jetzt machen Sie kein so böses Gesicht! Weg mit den Falten! An so einem Tag muß ein junges, schönes Mädel lachen und fröhlich sein. Sehen Sie doch mich alten Herrn an!"

Sie lächelte gehorsam, obwohl ihr das Herz weh tat.

„Sie werden sehen, wie gut die Perlen zu Ihrer Gesichtsfarbe passen. Wollen Sie versuchen?"

Sie nahm ihre Kinderringe aus den Ohren und hängte die Perlen ein. „Wunderschön!" sagte Löcknitz und stand ganz andächtig vor ihr. „Wunderschön, Fräulein Lisa."

„Nun sollte ich Ihnen danken, aber ich kann nicht. Ich kann wirklich nicht."

„Sie sollen nicht danken, kleines Fräulein, sondern mir verzeihen. Zu danken habe ich. Herrgott, wenn man so zehn Jahre jünger wäre!"

„Sie haben sich zu beklagen!" lachte sie und hatte schon vergessen, daß sie Perlen im Ohr trug.

„Ich stelle nur fest, kleines Fräulein, ich beklage mich nicht."

„Warum wollen Sie dann zehn Jahre jünger sein?"

„Weil ich dann nicht so gräßlich vernünftig und gewissenhaft wäre. Es ist nichts mehr los mit mir. Ich bin ein alter, weiser Mann, pfui Teufel!"

„So sehen Sie aus. Sie sind eigentlich furchtbar eitel, Herr von Löcknitz."

„Ich habe aber auch alle Ursache, verehrtes Fräulein. Blicken Sie gefälligst in den Spiegel, und Sie werden alles begreifen."

Er holte einen Handspiegel und hielt ihn vor ihr Gesicht. „Haben Sie schon mal was Hübscheres gesehen? Ich nicht. So wahr ich Albrecht Löcknitz heiße."

Sie entwand ihm den Spiegel und lachte: „Mich werden Sie nicht dumm machen, Verehrtester."

„Das mag ich gar nicht. Es ist ja mein Glück, daß Sie klug sind."

Sie schüttelte den Kopf und antwortete nachdenklich: „Ich bin nicht klug. Das wissen Sie selber am besten. Und was hilft einem schließlich die Klugheit?"

„Huh, jetzt machen Sie wieder Ihre romantischen Solveigaugen! Wie lange warten Sie auf Ihren Peer?"

„Bis er kommt," sagte sie leidenschaftlich.

„Und wenn er nicht kommt?"

„Dann suche ich ihn, bis ich ihn finde."

Er blickte in ihre Augen und wurde plötzlich ernst, aber die Stimmung hielt nicht an. Er schüttelte alle schweren Gedanken ab und rief lachend: „Wir wollen spazieren fahren, Fräulein Solveig. Ich habe nicht das Recht, auch nur eine Stunde dieses Tages zu versäumen. Kurz ist der Frühling."

Ein anderes Mal kam Löcknitz mit einem Fräulein an, das Modellhüte zur Auswahl brachte. Er behauptete, daß jeder dieser Hüte nur zwanzig Mark kostete, und empfahl, ein halbes Dutzend zu kaufen. Lisa glaubte ihm kein Wort und begnügte sich mit zwei Hüten. Einen Tag später lockte er sie zu einem großen Schneider und zwang sie, Kleider zu bestellen. Sie konnte in Gegenwart des würdevollen Geschäftsinhabers, der einen assyrischen Spitzbart trug, keinen Widerstand leisten und ergab sich in ihr Schicksal. „Was soll dies alles?" fragte sie zornig, als sie das Haus verließen.

„Nur nicht böse sein, kleines Fräulein," schmeichelte er. „Dieser ganze Klimbim ist für Ihre Laufbahn notwendig."

„Meine Laufbahn!"

„Und außerdem macht es mir Freude, Sie in schönen Kleidern zu sehen. Gönnen Sie mir das harmlose Vergnügen!"

„Ich weiß wirklich nicht, was ich von all dem halten soll, Herr von Löcknitz," sagte sie mit düsterer Miene. „Wollen Sie aus mir eine Modedame oder eine Kleiderpuppe machen?"

Er wußte keine Antwort und dachte nach. Er vermochte sich selber nicht zu erklären, warum er so handelte. Seine inneren Beziehungen zu der jungen Schauspielerin hatten sich in diesen Tagen irgendwie verändert, ohne daß es ihm klar wurde, worin diese Wandlung bestand. Er machte ein so unglückliches Gesicht, daß Lisa ihre Heftigkeit bedauerte.

„Sie wissen doch, Herr von Löcknitz, daß mir dieses ganze Zeug höchst gleichgültig ist. Ich habe gar keine Neigung, mit Fräulein Küppers zu wetteifern."

Er blieb vor einer Auslage stehen und rief entzückt: „Bitte, sehen Sie sich mal diesen Sonnenschirm an. Ist er nicht reizend? Wollen wir ihn kaufen?"

„Sie sind ein Kind," sagte sie, sehr überlegen, und mußte lächeln. „Man kann mit Ihnen kein ernsthaftes Wort reden."

„Wenn Sie wüßten, Fräulein Lisa, wieviele ernsthafte Worte zu mir schon gesprochen worden sind! Es hat keinen Wert, glauben Sie mir, es hat nicht den geringsten Wert, irgend etwas auf dieser wunderschönen Welt ernst zu nehmen. Ich könnte jedem Menschen ins Gesicht lachen, der ernst und bedeutend einherschreitet. Es sind jämmerliche Augenverdreher und üble Komödianten, denen kein Gott verzeihen wird, daß sie nicht gelacht haben."

Eine Woche später teilte Lisa dem Rittmeister mit, daß sie die Gesangsstunden aufgegeben hätte.

„Warum?" fragte er stirnrunzelnd.

„Weil ich genug kann, mein gestrenger Herr. Ich habe ja nicht die Absicht, Koloratursängerin zu werden. Für die Operette reichte es, meinte die Meisterin, als sie meine neuen Kleider sah."

„Aha, jetzt können Sie selber merken, wie wichtig Kleider sind," erklärte Löcknitz befriedigt.

„Ich merke es," antwortete sie mit Bitterkeit. „Sie haben vollkommen recht. Die edle Meisterin erkannte jetzt erst mein ungewöhnliches Talent. Sie versprach mir, mich an das Olympia-Theater zu bringen und den Direktor Vierheilig auf mich aufmerksam zu machen."

„Wie lange sind Sie noch beim Goethe-Theater?"

„Bis Ende Juni."

„Und was gedenken Sie im Sommer zu machen?"

„Da lege ich meine große Muschel ans Ohr und bilde mir ein, an der See zu sein."

„Bitte, kaufen Sie auch für mich eine Muschel, damit ich Ihnen Gesellschaft leisten kann!" Sie sahen sich an und lachten.

Aber als Löcknitz an diesem Abend in den Klub ging, mußte er immer wieder an das Meer denken.

Dem Philadelphia-Klub war das Glück treu geblieben. Die Gäste des Gründungsabends kamen immer wieder und bildeten eine geschlossene Masse, die bemüht war, neuen Zuzug fernzuhalten. Auf Betreiben Sally Fischbeins wurde ein Direktorium geschaffen, dem Löcknitz als Vorsitzender und die Herren Dunkelbaum, Gegenherz, Fischbein, Bomse und Graf

Heydebrinck als Mitglieder angehörten. Graf Heydebrinck, der am zweiten Abend angerückt kam, mißfiel besonders Stöckel, der den würdevollen Mann, dessen Gesicht nur aus Bart bestand, mit seinem Haß verfolgte. Er behauptete, Graf Heydebrinck lebe von Heiratsvermittlungen, aber es war unmöglich, diese Tätigkeit dem vorsichtigen Aristokraten nachzuweisen. Das Direktorium wurde nur gegründet, um zu verhindern, daß fremde Spieler aus dem andauernden Pech Dunkelbaums Nutzen zögen. Fritz Dunkelbaum wurde während der Zeit seiner schlechten Form wie ein Held verehrt. Der Rechtsanwalt Gegenherz berechnete, daß Dunkelbaums Verlust fast eine Viertelmillion erreichte. Als nach dem ersten Monat Rechnungsschluß gemacht wurde, ergab sich nach Abzug aller Kosten ein Reingewinn von 32 000 Mark.

Der Rittmeister traute seinen Augen nicht.

„Das ist doch nicht möglich," rief er ganz entsetzt und begann nachzurechnen.

„Warum sollte das nicht möglich sein?" lachte Stöckel sehr glücklich.

„Wem gehören eigentlich diese 32 000 Mark?" fragte Löcknitz unsicher.

„Ihnen, wem sonst?" antwortete Stöckel gereizt. „Sie können aber, wenn Sie Lust haben, das Geld dem Grafen Heydebrinck verehren. Er wird nicht nein sagen, verlassen Sie sich darauf!"

Der Rittmeister lächelte. „Graf Heydebrinck hat wohl keinen Anspruch auf das Geld, vielleicht aber der Klub als Gesamtheit."

„Sie hätten Talent, Mündelgelder zu verwalten, Herr von Löcknitz," höhnte Stöckel.

„Na, ich will mir die Sache noch überlegen. Vorläufig werde ich Ihre Gehälter erhöhen."

Stöckel widersprach. „Das ist ganz unnötig, was meine Person betrifft."

Miaczynski schwieg verschämt.

„Lassen Sie mir die Freude, Stöckel! Sie bekommen dreißig Mark für den Tag, und Sie, Herr von Miaczynski, vierhundert Mark monatlich."

„Wie soll ich danken, Herr Baron!" rief Hötz überschwenglich und machte eine heiße Gebärde, als zöge er ein rasselndes Schwert aus der Scheide.

Stöckel blieb unzufrieden.

In einer dieser Nächte, die schwül und drückend war, da ein früher Sommer die Stadt überfallen hatte, sagte Fritz Dunkelbaum zu dem Rittmeister:

„Ich habe eine Bitte, Herr von Löcknitz."

„Sie haben hier nur zu befehlen, Herr Dunkelbaum."

„Ich ziehe vor, zu bitten. Es ist sehr nett in Ihrem Klub, und ich habe noch niemals mit größerem Vergnügen mein Geld verspielt, ich beklage mich nur über die schlechte Luft, die während der Sommermonate den Aufenthalt in diesen drei Zimmerchen fast unmöglich macht."

„Das finde ich auch," stimmte ihm der Rittmeister bei.

„Wäre es Ihnen nicht möglich, Herr von Löcknitz, Ihren Klub in einer größeren und bequemeren Wohnung unterzubringen?"

„Selbstverständlich, Herr Dunkelbaum. Ich danke Ihnen für die Anregung."

Er freute sich wirklich über den Vorschlag, denn er sah nun eine Möglichkeit, den großen Reingewinn zugunsten der Mitglieder zu verwenden.

„Wenn Sie zur Vergrößerung des Klubs einer finanziellen Hilfe bedürfen," sagte Dunkelbaum sehr zart und entgegenkommend, „so stehe ich Ihnen ganz zur Verfügung."

„Vielen Dank, Herr Dunkelbaum. Das ist nicht nötig. Der Klub schwimmt im Geld."

„Um so besser," lachte Dunkelbaum und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ich kenne nichts Schrecklicheres als schwitzen zu müssen." Er trank gierig ein Glas Eiswasser und ging zur Partie zurück.

Der Rittmeister berief Stöckel. „Sie müssen eine größere Wohnung für den Klub suchen. Man erstickt hier."

„Das finde ich gar nicht. Wir werden einen Luftreiniger einbauen lassen."

„Das hilft nichts. Die Wohnung ist zu klein."

„Kleine Fische, gute Fische," brummte Stöckel. Er war mit der geplanten Veränderung gar nicht einverstanden. „Diesen Floh hat Ihnen wohl Graf Schadchen ins Ohr gesetzt?"

„Falsch geraten. Herr Fritz Dunkelbaum in allerhöchsteigener Person."

Das war freilich etwas anderes. Ein Wunsch von dieser Stelle durfte nicht unberücksichtigt bleiben.

„Wenn wir schon vergrößern," sagte Stöckel voll Mißtrauen, „so müssen wir unbedingt die Mitgliedsbeiträge erhöhen."

„Warum? Wir haben Geld genug."

„Es werden auch wieder schlechtere Zeiten kommen. Der Klub muß einen Rückhalt haben. Vergessen Sie nicht, Herr von Löcknitz, daß eine größere Wohnung die Ausgaben verdoppelt und verdreifacht. Wir müssen die Einrichtung bezahlen und die Dienerschaft vermehren, das alles kostet viel Geld."

Erst, als Löcknitz die Erhöhung der Beiträge zugesagt hatte, ging Stöckel auf die Wohnungssuche. Er fand in der Königgrätzer Straße acht Zimmer, die sich für die Klubzwecke sehr gut eigneten. Die Wohnung wurde gemietet und eiligst in Stand gesetzt.

Ungeahnte Schwierigkeiten bereitete aber die Uebersiedlung, denn in dieser Zeit wurde Tag und Nacht ohne Unterbrechung gespielt. Da es unmöglich war, die Spieler mit freundlichem Zureden vom Tisch zu vertreiben, entschloß sich Stöckel zu einem Gewaltstreich. Er erschien um vier Uhr morgens mit einigen handfesten Männern, die den schweren Spieltisch ohne weitere Debatte in die Höhe hoben und zum Möbelwagen hinuntertrugen. Die aufgescheuchten Spieler brachten ihre Marken in Sicherheit und schimpften wie die Rohrspatzen. Sie gingen im Trauerzug hinter dem Spieltisch einher und standen im Morgengrauen auf der Straße gleich Obdachlosen, die vor die Tür gesetzt worden waren. Sally Fischbein, der die Bank gehalten hatte, trug die Mischmaschine, zärtlich an sein Herz gepreßt.

„Sie können ja im Möbelwagen weiterspielen, meine Herren," spottete Stöckel, als er die trostlosen und unglücklichen Gesichter sah.

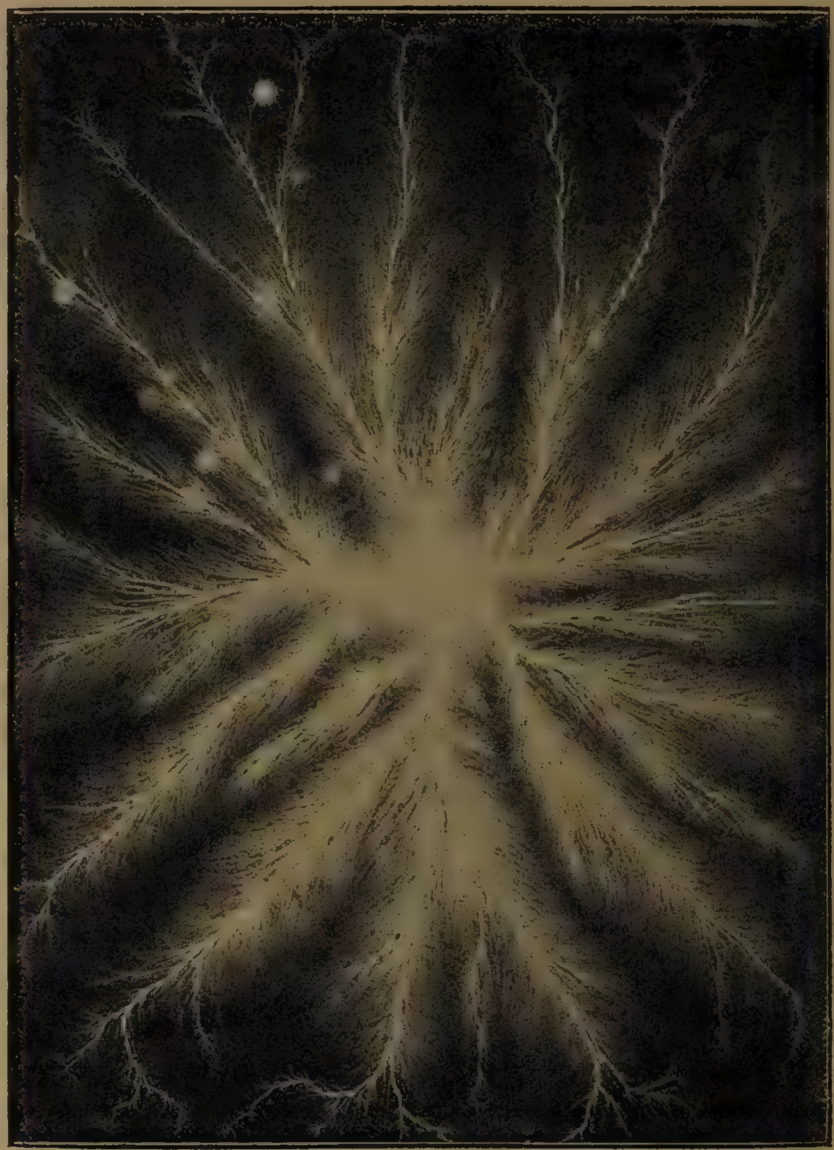
„Das ist eine glänzende Idee," röchelte Bomse, der Photograph, und kletterte in den Wagen. Doktor Hergotin folgte ihm.

„Raum ist in der kleinsten Hütte," lachte Sally Fischbein und ließ sich von einem Möbelpacker in den Wagen heben.

Als die Pferde anzogen, war die Partie im Möbelwagen im schönsten Gang. (Fortsetzung folgt.)



Prof. Karl v. Linde,
der Erfinder der Verflüssigung der Luft,
der den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Kester.



Interessante photographische Aufnahme eines elektrischen Funkens.



Generalfeldmarschall v. Eichhorn,
der am 13. Februar den 70. Geburtstag feiert.

RÄTSEL

Städtebau.

Aus den Silben: a — ben — ber — ber — bor — burg — de — eis — el — en — er — feld — furt — gen — gram — han — lach — le — lin — lin — mag — nau — no — ra — reut — ti — ver — vil — baue man elf Städte auf und ordne sie so, daß ihre Anfangsbuchstaben eine bekannte Hafenstadt an der Nordsee ergeben.

Die Hauptsache.

(Beide Male 9 gleiche Buchstaben ergänzen.)

„Sie konnten", fragte ich den Russen „nichts
Bei Ihrer Flucht aus R— — — —?"
„Ach," sprach er lächelnden Gesichts,
„Doch etwas, meine Z— — — —!"

Vielseitig.

Für Stunden, Spiel, Bau, Schlacht,
Mit Sorgfalt oft gemacht,
Hat's Wagen überdacht.

Immer länger.

Mein Wort wird von dem Kaufmann gern geseh'n,
Zwei Zeichen vor: ein wichtig Dokument;
Und wenn drei weit're Zeichen davor steh'n,
Vom Unterricht es jeder Schüler kennt.

Bekanntes Mittel.

Der Serben Hauptstadt darf nicht prahlen,
Sie kann die Schulden nicht bezahlen.
Erst wenn sie was versetzen dort,
Dann haben Mittel sie sofort.

Gewürze.

Dem Offizier gib ein Endchen nur zu,
Ein Küchenkraut, dann hast Du im Nu;
Und kommandiert er ein „Ab das Gewehr,"
Dann hast für den Braten Du noch eins mehr.

Auflösungen aus Nummer 4:

Die goldene Mitte: Zehnmarkstücke. Terzett, Arena, Uhr, Gutenberg, Naumann, Semiramis, Traktat, Lysol, Lastautomobil, Etüde, Eiche, Regimentskommandeur, Ebene.

Der erschwerte Verkehr: Recht zeitig, rechtzeitig.

Schlechte Eigenschaft: Naseweisheit.

Die sparsame Hausfrau: Gaslicht, gastlich.

HUMOR

In der Kunstausstellung. „Seit einer halben Stunde stehen Sie schon vor dem Stilleben, Herr Knortz; was, das gefällt Ihnen! Wie dieser Fasan gemalt ist und die Likörflasche daneben! Ausgezeichnet. Wollen Sie das Bild nicht kaufen?" — „Nee, aber die Modelle möcht' ich haben."

*

„Ich kann soviel schreien wie ich will, niemals läßt die Schaffnerin die volle Elektrische für mich halten, und Du brauchst bloß zu winken, gleich kommst Du mit!" — „Aber ich winke ja gar nicht, ich werfe der Schaffnerin eine Kußhand zu."

*

„Treskowiak," schreit der Feldwebel, „mir ist zu Ohren gekommen, daß Sie dem Meier III ein Koppelschloß gestohlen haben! Wissen Sie nicht, was darauf steht?" — „'Befehl," stammelt Treskowiak, „steht sich „Gott mit uns" drauf."

*

„Bitte, machen Sie ein freundliches Gesicht, damit das Bild gut wird. Denken Sie an etwas Angenehmes, vielleicht an Ihre Frau Gemahlin." — „Was fällt Ihnen ein, ich bin geschieden." — „Dann denken Sie an Ihren Rechtsanwalt!"

*

„Angeklagter, erklären Sie 'mal, wie Sie die eiserne Tür aufkriegten, ohne daß der daran befindliche Alarmapparat in Tätigkeit trat?" — „Entschuldigen Sie, Herr Vorsitzender, das ist mein Berufsgeheimnis."

*

„Sagen Sie, wann ist denn hier die beste Zeit zum Angeln?" fragte ein Fremder einen vorübergehenden Jüngling. — „Zwischen sechs und acht Uhr abends," war die Antwort, „da sitzt der Gendarm immer im ‚Goldnen Engel'."

*

„Du, ich glaube der Klavierlehrer spielt mit unserer Lotte Karten."

„Aber, Wilhelm, was fällt Dir ein!"

„Na, ich habe doch eben durch die Türe gehört, wie er zu ihr gesagt hat: „Fräulein, spielen Sie As!"



„Maxe, 1813 war auch 'ne eiserne Zeit!"
„Na, gegen heute war das aber bloß Wellblech!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

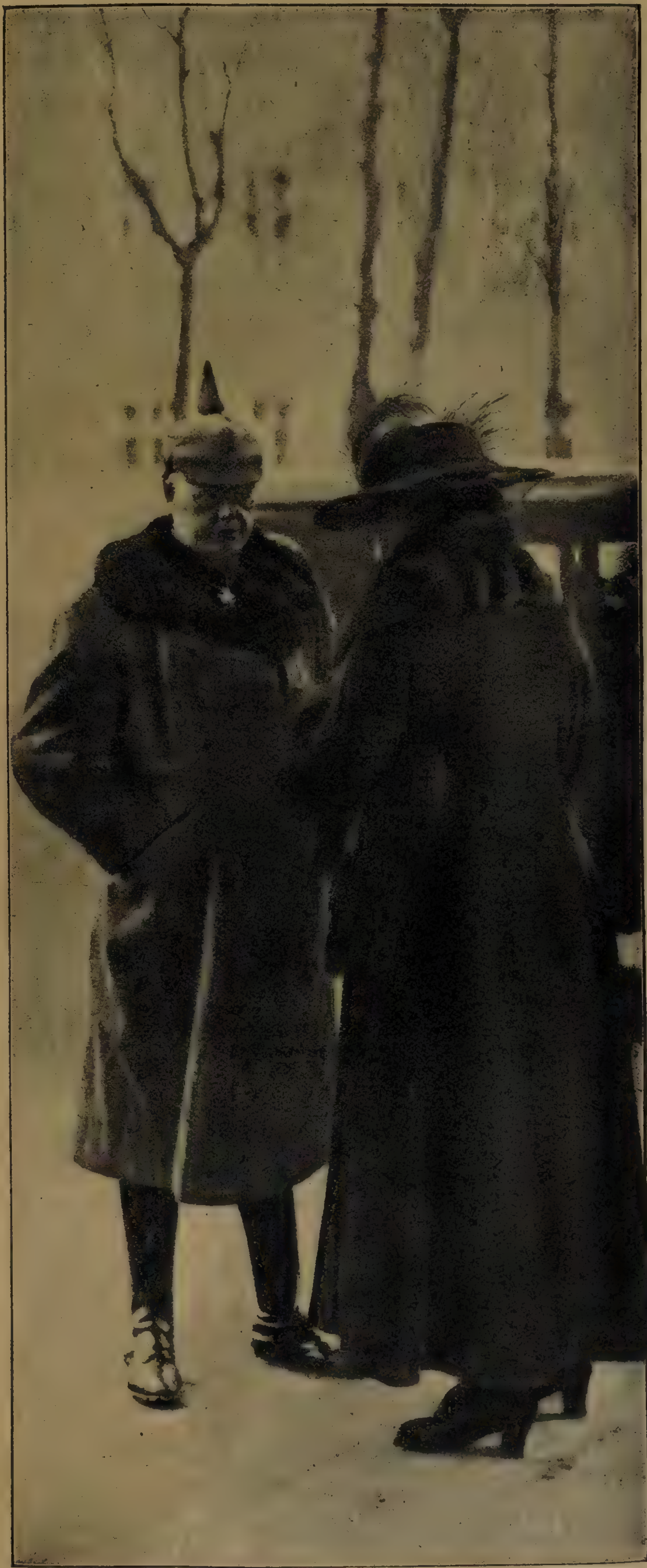
17. Februar
1918
Nr. 7
27. Jahrgang

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68





Phot. Grohs.

Aus den Tagen der letzten Beratungen in Berlin.

Graf und Gräfin Czernin auf einem Spaziergang Unter den Linden.

General Hoffmann in Berlin.

Die Unterzeichnung des ersten Friedensvertrages





Ein historischer Augenblick: Unterzeichnung des ersten Friedensvertrags im Weltkrieg in der Nacht vom 8. zum 9. Februar in Brest-Litowsk.

Die Ukrainer bei der Unterzeichnung des Vertrages. Von links nach rechts: Lewytzkyj, Sewejuk, Ljubynskyj.

Die Vertreter der Mittelmächte bei der Schlußsitzung. Sitzend im Abendanzug: Graf Czernin, v. Kühlmann, Radoslawow. Hinter Czernin stehend: General Hoffmann, hinter Kühlmann: Graf Podewils. Phot. Bild- und Film-Amt.

Erfinderische Lebensmittelschmuggler.

In vielen Gegenden der Länder der Mittelmächte hat die Seltenheit gewisser heißbegehrter Genuß- und Nahrungsmittel, die in anderen, oft benachbarten Bezirken reichlich vorhanden sind, deren Ausfuhr aber verboten ist, eine neue Art von Schmugglern erstehen lassen. Sie sind mit den Hamstern verwandt, nur daß sie mit einem weit reicheren Ideenaufwand „arbeiten". So erzählten Wiener Tageszeitungen kürzlich von einer Dame, die häufig nach Preßburg kam — der nächstgelegenen ungarischen Stadt auf der Strecke Wien—Budapest —, stets von einer Amme begleitet war, die ein Wickelkind im Arm trug, und nach mehrstündigem Aufenthalt wieder nach Wien zurückreiste. Diese häufigen Besuche erregten schließlich Verdacht, und als eines Tages ein Grenzpolizist den Schleier lüftete, der das Baby bedeckte, fand er eine — Puppe, deren Steckkissen und Körper mit Hülsenfrüchten, Mehl usw. gefüllt waren. Aber diese Art des Schmuggelns erscheint primitiv gegenüber den neuen Schmugglermethoden, von denen die „Preßburger Zeitung" berichtet. Eine Rekordleistung stellt dar, was sich vor einigen Tagen auf der Station Neuhäusel begab. Hoch oben unter den Wolken wurde da ein schwarzer Punkt entdeckt, der sich rasch der Erde näherte und immer größer wurde, bis man deutlich einen großen, straff gefüllten Sack erkannte. Die Erscheinung hatte eine gewaltige Ansammlung von Schaulustigen angelockt, die neugierig in die Luft starrten. Der Sack fiel schließlich mitten in die Menschenmenge hinein, die sofort auseinanderstob. Nur der Stationsvorstand war nicht schnell genug; ihn streifte der fallende Sack, dieser platzte, und eine schneeweiße Wolke quoll heraus. Es war feinstes Weizenmehl, das in einem förmlichen Regen den Boden bedeckte. Der Stationsvorstand trug durch das Platzen des Mehlsackes starke Hautabschürfungen davon. Die Untersuchung des sonderbaren Ereignisses gab Aufklärung über das seltene Phänomen: Aus einer Flugstation in Ungarn, wo es noch immer weißes Mehl in Hülle und Fülle geben soll, wollte ein Pilot mittels Flugzeuges einen Sack Mehl nach Oesterreich befördern. Der Sack wurde an das Gerüst des Apparates gebunden, während der Fahrt löste er sich los und fiel zu Boden. Ein anderer Fall: In der Nähe von Preßburg fiel es dem Zugpersonal, das einen nach Wien bestimmten Pferdetransport begleitete, auf, daß die Tiere im Wagen sich nicht bewegten. Sie standen still, die Köpfe durchs Gitter herausgestreckt. Bald wurde das Rätsel der versteinerten Pferde gelöst; sie waren an Latten festgebunden, und am Schweif eines jeden Tieres hing ein Paket mit Bohnen, Zucker, Mehl und anderen Delikatessen der Kriegszeit! Vor einiger Zeit rollten regelmäßig Waggons mit Kohle von der ungarischen Stadt Oedenburg nach dem österreichischen Graz. Ein Grenzpolizist, der über die geologischen Verhältnisse Ungarns Bescheid wußte, wunderte sich



Am Ende des Krieges mit Rußland:
Karte, die das Riesengebiet zeigt, das jetzt aus dem Ring unserer Gegner ausscheidet.



Abdul Hamid II.,
früher Sultan der Türkei, der jetzt in der Gefangenschaft in Schloß Beylerhag am Bosporus gestorben ist.





Zur goldenen Hochzeit des bayrischen Königspaares am 20. Februar.
Als junges Ehepaar 1868. Neueste Aufnahme vom Hofphot. Fr. Müller.

schließlich, daß Kohle von Ungarn nach Oesterreich geliefert werde. Man durchsuchte den nächsten Transport und entdeckte, daß nur die oberste Schicht der Lastwagen Kohle war, darunter lagen große Mengen von seltenen Lebensmitteln! Ein listiges Dorfmütterchen aus einer ungarischen Grenzortschaft füllte in ihre Bluse so geschickt Bohnen, daß man nichts bemerken konnte. Als sie aber den Eisenbahnwagen besteigen wollte, rutschte sie auf dem Trittbrett aus, kam zu Fall, und die Bohnen kollerten im Bogen aus der Bluse, die wieder ihre natürliche, bescheidene Form annahm.



„Flandern den Flamen!" Der große Kundgebungs-Umzug der Flamen in Antwerpen bei Gelegenheit der Volksabstimmungen für den Rat von Flandern.
Aufnahme Bild- und Film-Amt.



Eine Riesenphotographie, die auf einer kanadischen Kriegsbilderausstellung zu sehen ist:
Die Photographie ist eine Vergrößerung von 6 m 10 cm Breite und 3 m 35 cm Höhe. (Aus einer französischen Zeitschrift.)

Der Urlauber

Mit Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

Das Wort Urlaub hat seinen Sinn und Klang gewechselt. Früher verstand man darunter: Rucksack und Lodencape, verregnete Tage an der See, Fußwanderung durch Thüringen, oder Aufstehen um 11 Uhr und In-die-Sonne-blinzeln. Man verstand darunter: Fremde Leute, Gasthöfe und Giebelzimmer — das ja, nach jenem witzigen Engländer, außerordentlich schätzenswert ist, weil es eine Zuflucht bietet vor dem Familienleben. Heute bedeutet Urlaub: Zu Hause; Wiedersehen mit Rührung, heranwachsende Kinder, Zivilkleidung — auch wenn's nicht sein soll —, Pakete; Butter, Speck, Tee und Kaffee — Heimat und Heimatklang; Ruhe nach dem Landsknechtsleben da draußen; Familie; Mutter; Braut oder Frau; Brotkarten, zwei Tage und zwei Nächte Bahnfahrt in schlecht geheizten Zügen auf harten Bänken; bedeutet einen Unterschied, als ob man von der Erde auf den Mond käme, wo



Der Urlauber
bei der Ankunft in der Heimat.

bekanntlich (wenigstens sagen's die Astronomen) sich die Landschaft merklich von der hiesigen unterscheiden soll, und die Luft sicherlich leichter und weniger dick ist. Kurz das Wort Urlaub hat sich in seinem Inhalt und in seiner seelischen Betonung so gewandelt wie kaum eines sonst. Es ist eigentlich gar nicht mehr das gleiche Wort. Es geht auch die Reihe um, wie der Plumpsack. Jeder kriegt's mal. Er hat sogar ein Recht darauf. Früher da kam der Urlauber mit leeren Händen an und zog bepackt mit allem Guten wieder heraus. Heute kommt er mit vollem Beutel, mit Paketen behangen wie der Weihnachtsmann nach Hause, und jeder alte Bekannte ist beleidigt, weil er ihm nichts mitgebracht hat. Die Zivilsachen riechen nach Naphthalin und anderem Zeug wie eine Naturalienhandlung; und wenn man sie anzieht, ist an der Stelle, wo früher der Bauch war, 'ne Falte. Eine Falte? Fünfhundertunddreizehn



„Ha! mein Bett!!“ Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Der Urlauber
im Zivilanzug oder das verschwundene Fett.

Falten! Der Hut sitzt auch nicht mehr, rutscht über die Ohren. Denn während man vorher stolz auf die üppige Fülle seines Lockenhaares war, hat einen draußen die Erfahrung gelehrt, daß man besser daran tut, dem äußern Feind möglichst geringe Angriffsflächen zu bieten. Man ist erstaunt, wieviel überflüssiges Gerümpel so in der Wohnung herumsteht. Z. B. Betten. Die Kinder wiederum sind mit dem fremden Herrn, der da plötzlich über Nacht hereingeschneit ist, Papa genannt werden soll und herumkommandiert — denn die Welt baut sich ja für ihn jetzt etagenweise auf — nicht ganz einverstanden. Ueberhaupt ist er zu Hause und doch nicht zu Hause. Er ist wie der Sohn, der von der Universität kommt, zuerst mal zu Hause auf Besuch. Und ehe er eigentlich anfängt, wieder recht warm zu werden, da heißt's schon wieder: übermorgen, acht Uhr zehn, mit dem Urlauberzug. Man geht noch zu dem und jenen, läßt sich fetieren, man bedauert schmerzlich und telephonisch, Tante Emma dieses Mal nicht haben sehen zu können. (Man hätte es noch mehr bedauert, wenn man sie gesehen hätte, denn sie ist wirklich, wie das ja so manchmal alte Damen sein sollen, unausstehlich.) Man nimmt die Kinder unschichtig auf den Schoß, das heißt die Jüngsten zuerst; man freut sich insgeheim, daß dieses Mal der Rucksack nicht so drücken wird, und möglichst unauffällig gondelt man zur Bahn . . . Das nächste Mal wird — so denkt man — das Wort „Urlaub" wieder in der Welt den alten Klang haben: Thüringer Wald oder Warnemünde, und da, Jungens, wollen wir uns mal ausaalen. B.



Unterschrift unnötig!



Die Macht der Gewohnheit.



Besuch bei den Kollegen im Büro: Bericht der Erlebnisse.

Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

23. Fortsetzung. — Nachdruck verboten. Amerikanisches ,Copyright 1917, by Ullstein & Co'.

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

XXI.

Um drei Uhr früh kam schon die Morgendämmerung. Löcknitz zog den schweren Vorhang zurück und öffnete das Fenster. Die Luft war schwül und dick. Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß es irgendwo in der Welt betaute Wiesen und rieselnde Bäche gab. Hier klapperten Spielmarken.

Löcknitz verließ das Fenster und ging langsam durch die Zimmer. Fischbein hielt die Bank. Er war sehr lustig und saß in Hemdärmeln. Der Rittmeister blieb beim Spieltisch stehen und blickte mit leeren Augen auf das grüne Tuch. Er fühlte sich entehrt und ausgestoßen. Er hatte etwas unternommen, was er nicht durchführen konnte. Es gelang ihm nicht, beständig im Schmutz zu waten. Er lechzte nach frischer Luft.

In dieser sehnsuchtsvollen Stunde beneidete er die Spieler um ihre Leidenschaft. Es war verlogene Anmaßung, wenn er sich besser dünkte als diese glühenden und besinnungslosen Männer, auf die er mit Geringschätzung herabzublicken gewohnt war. Er stand weit unter ihnen, das fühlte er in diesem hellsehenden Augenblick mit grausamer Klarheit. Jeder dieser Menschen hatte seinen Beruf. Bomse photographierte, Gegenherz führte Prozesse, Dr. Hergotin massierte, Fischbein machte Mäntel, und Dunkelbaum leitete eine Schuhfabrik. Es gab keinen Müßiggänger und Berufsspieler im Philadelphia-Klub. Alle diese Männer arbeiteten und gaben den Ueberschuß ihrer Kraft, der durch keine Arbeit verbraucht werden konnte, an ihre Spielleidenschaft ab. Es waren fleißige und unabhängige Menschen, über die man sich nicht zum Richter aufwerfen durfte.

Der Rittmeister verließ das Spielzimmer gleich einem Verurteilten und setzte sich in eine dunkle Ecke. Als Stöckel zur Ablösung erschien, rief er ihn zu sich. „Ich will wegfahren, Stöckel."

„Warum, Herr von Löcknitz?"

„Ich kann nicht mehr. Ich muß ausspannen."

„Hm," machte Stöckel und sah besorgt aus.

„Sie müssen mir Urlaub geben," scherzte der Rittmeister. „Und wenn es nicht möglich ist, schließen wir den Klub."

„Um Himmels willen," rief Stöckel entsetzt, „was fällt Ihnen bloß ein! Wenn wir den Klub für eine Nacht zusperren, ist die ganze Herrlichkeit vorüber. Spieler sind treulos. Da ist es mir schon lieber, wenn Sie wegfahren. Wollen Sie lange fortbleiben, Herr von Löcknitz?"

„Ein paar Wochen."

„Na, das ist nicht so schlimm. Wann wollen Sie reisen?"

„Spätestens morgen. Aber das sage ich Ihnen, Stöckel, ich will während meiner Abwesenheit von nichts hören. Verschonen Sie mich mit Nachrichten!"

„Das liegt ganz in Ihrer Hand, Herr von Löcknitz. Sie brauchen mir nur Ihre Adresse zu verschweigen."

„Stimmt. Ich darf also jetzt verschwinden?"

„Aber vergessen Sie das Wiederkommen nicht!"

„Ich bin am ersten August zurück. Dann dürfen Sie auf Urlaub gehen."

„Ich habe Urlaub genug, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister reichte ihm die Hand. „Leben Sie wohl, Stöckel!"

„Auf Wiedersehen, Herr von Löcknitz, und angenehme Reise!"

Der Rittmeister lief die Treppen hinunter, wie ein Junge, dem die Ferien winken, und begann sogleich eine längere Wanderung, indem er zu Fuß nach Schöneberg marschierte.

Am frühen Nachmittag war er bei Lisa Dierkher. „Ich habe eine göttlich schöne Idee, Fräulein Lisa," sagte er beim Eintreten und lachte.

„Da bin ich neugierig."

„Nämlich — nämlich," — er begann zu stottern.

„Nur Mut! Ich bin auf alles gefaßt."

„Die Sache ist gar nicht so einfach, wie ich auf dem Weg zu Ihnen geglaubt habe. Ich möchte nämlich —" Er stockte von neuem. „Ich möchte wegfahren."

„Das ist in der Tat eine glanzvolle Idee. Was hindert Sie daran, wegzufahren?"

„Sie, Fräulein Dierkher."

„Ich?"

„Jawohl, Sie," erwiderte er leise und ergriff ihre Hand. „Ich kann nicht allein reisen. Ich würde am zweiten Tag schwermütig werden. Ich wollte Ihnen einen Vorschlag machen, der unpassend, ungehörig und was weiß ich noch alles ist, aber ich glaube, daß Sie mich jetzt schon zur Genüge kennen, um meine Absicht nicht falsch auszulegen. Fahren Sie mit mir, Fräulein Dierkher!"

Eine heiße Röte schoß in ihre Wangen.

„Sie dürfen mir nicht böse sein, Fräulein Lisa," bat er schüchtern und gab ihre Hand frei.

„Ich fahre sehr gern mit Ihnen, Herr von Löcknitz," sagte sie mit fester Stimme und blickte ihm offen in die Augen. „Wir sind freie Menschen und haben niemandem, außer uns selbst, Rechenschaft abzulegen."

„Dank, Dank," stammelte er und fühlte, wie sein Herz lauter schlug.

„Ich habe zu danken, weil ich Sie begleiten darf."

„Ich bin sehr glücklich," sagte er ganz still. „Es ist wie ein erfüllter Traum."

„Wann wollen Sie reisen, Herr von Löcknitz?"

„Das hängt nur von Ihnen ab, Fräulein Lisa."

„Morgen, wenn es Ihnen recht ist."

„Morgen? Fein! Und wohin wollen wir fahren?"

„Mir ist es gleich," antwortete sie und hatte leuchtende Augen.

Er erblickte die Muschel auf dem Schreibtisch und rief: „Wir müssen an die See, das ist klar. Sie haben das Meer noch nicht gesehen."

Sie freute sich über seinen Eifer und über sein seliges Reisegesicht.

„Aber wohin?" fragte er und lief ungeduldig durch das Zimmer. „Ein deutsches Seebad ist ausgeschlossen. Sie sind eine viel zu bekannte Persönlichkeit geworden, Fräulein Lisa."

„Und Sie sind auch nicht ganz unbekannt!"

„Das stimmt," lachte er. „Wir müssen irgendwohin, wo uns kein Mensch kennt. Die Leute sind mir ja vollkommen gleichgültig, aber ich sehne mich nach fremden Gesichtern. Für mich gibt es nichts Hübscheres, als durch eine fremde Stadt zu laufen, in der mich niemand kennt."

„Und da wollen Sie mich mitnehmen?" scherzte sie.

„Sie gehören zu mir," erwiderte er nachdenklich und wurde plötzlich ernst. „Das heißt, so ist es nicht. Ich gehöre zu Ihnen, als bescheidener Mann, der neben Ihnen geht, solange er Schritt halten kann."

„Gott! Wie verwickelt!" rief sie fröhlich und trat zu ihm und blickte in seine Augen. „Manchesmal komme ich mir ganz alt neben Ihnen vor, wenn Sie so schrecklich junge Dinge daherreden."

„Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Lisa."

„Sind Sie blind oder wollen Sie nicht sehen?" fragte sie mit zuckendem Mund.

„Was denn?"

„Nichts," sagte sie in schamvoller Verwirrung und wendete sich ab.

„Ich weiß wirklich nicht," begann er und wurde sofort von ihr unterbrochen.

„Verzeihen Sie, ich bin ein wenig nervös! Legen Sie meine Worte nicht auf die Wagschale, sie haben wirklich nichts zu bedeuten. Suchen Sie lieber einen Ort, wo es nichts als Wasser und Sand gibt! Auch ich mag keine menschlichen Gesichter sehen."

„So einen Badeort gibt es natürlich nicht, und ohne Menschen werden wir nicht auskommen, aber unseren ‚Freunden' wollen wir ausweichen."

Sie setzte sich ans Klavier und schlug einige Akkorde an.

„Ich hab's," rief er entzückt. „Wir wollen nach Norden fahren, zu den Solveigs, die dreißig Jahre lang auf uns gewartet haben."

„In Norwegen gibt es aber um diese Zeit nur Berliner, so hörte ich wenigstens. Fräulein Küppers macht jedenfalls eine Nordlandsreise, um nur eine angenehme Mitbürgerin zu nennen."

„Sie haben recht. Im Sommer ist mit den Solveigs nichts zu wollen. Die Welt ist zu klein."

„Wir beide werden doch noch Platz haben?"

„Das kann man nie wissen, Fräulein Lisa!"

„Na, dann bleiben wir in Charlottenburg, ist ja auch eine ganz schöne Gegend, und Sonntags reisen wir nach Wannsee."

„Spotten Sie nur, deswegen fahren wir morgen dennoch ab. Und zwar — jetzt hab' ich es wirklich — nach Fanö."

„Was ist Fanö?"

„Ein kleines dänisches Seebad. Wunderschön, der beste Strand und still und bescheiden. Ich war vor Jahren ein paar Tage lang dort. Nicht ein Berliner war zu sehen."

„Also auf, nach Fanö! Das ist ein Aktschluß. Ich beginne zu packen!" Sie sprang auf und lief in das Schlafzimmer.

„Suzette, wir verreisen," sagte sie voll Uebermut zu einer nicht vorhandenen Kammerzofe. „Sehr wohl, Madame," antwortete Suzette. „Packen Sie unsere schönsten Kleider ein, Suzette, der Herr Marquis wünscht es."

„Der Herr Marquis wünscht nie, er bittet nur," rief Löcknitz lachend. Er trat ans Fenster und sah ohne Neid die Züge in die Welt hinausrollen.

Am nächsten Mittag holte er Lisa ab. Aus seinen Augen leuchtete die Freude.

Als sie im Auto saßen, sagte er voll Dankbarkeit: „Ich kann es noch gar nicht glauben, daß dies alles wirklich und nicht geträumt ist. Ich fürchte immer noch, plötzlich zu erwachen. Bitte, kneifen Sie mich in den Arm!"

Dann schwieg er und überlegte, wie er ihr sagen sollte, was ihm am Herzen lag. Erst kurz vor dem Lehrter Bahnhof faßte er Mut und begann sehr unsicher: „Ich habe noch eine Bitte, Fräulein Lisa, die Sie um Himmels willen nicht falsch auffassen dürfen." Er zog mit zitternden Fingern einen schmalen Goldreif aus der Tasche. „Möchten Sie nicht diesen Ring tragen, Fräulein Lisa? Er erspart uns viele Fragen und müßige Neugier."

„Gern, Herr von Löcknitz," flüsterte sie und wurde brennend rot. Er nahm ihre Hand, küßte sie und steckte ihr den Ring an.

„Wird es Ihnen auch nicht allzu schwer fallen, mich zu duzen?" fragte er schüchtern.

„Nein," antwortete sie mit fester Stimme und erinnerte sich der vielen gleichgültigen Theaterleute, mit denen sie das Du-Wort zu wechseln gezwungen worden war.

„Vielen Dank, und verzeihen Sie, daß ich Sie mit all dem dummen Formenkram belästige, aber das sind Opfer, die wir der Welt bringen müssen."

„Es sind für mich keine Opfer," sagte sie freimütig.

Der Wagen hielt. Nachdem sie Plätze belegt hatten, begaben sie sich in den Speisewagen.

Lisa freute sich, daß Löcknitz ihr den Ring geschenkt hatte, den die Tischgefährten anerkennen mußten, ob sie wollten oder nicht.

„Magst Du Rot- oder Weißwein?" fragte Löcknitz zögernd.

„Wie Du willst," erwiderte sie sehr sicher.

Sie erinnerten sich später oft daran, daß sie in diesen inhaltsreichen Sätzen zum erstenmal das Du-Wort gebraucht hatten.

Als sie in Hamburg ankamen, hatten sie drei Stunden Zeit bis zur Abfahrt ihres Zuges.

„Wenn Sie nicht zu müde sind —"

„Mit wem sprichst Du eigentlich, lieber Albrecht?" unterbrach sie ihn und lachte übermütig.

„Ich bin ein bißchen schwach im Kopf," entschuldigte er sich und stimmte in ihr Lachen ein.

„Du mußt Dich nur entscheiden, entweder egal

Du oder egal Sie, das Durcheinander ist unmöglich. Was wolltest Du übrigens sagen?"

„Wenn Du nicht zu müde bist, wollte ich sagen, könnten wir ein bißchen spazieren laufen."

„Natürlich! Gern!"

Sie gingen um das Alsterbassin, in tiefster Selbstvergessenheit und freuten sich der sanften Dämmerstunde.

„Hier ist es wunderschön. Hier möchte ich wohnen," sagte sie und hatte Sehnsucht nach einem Heim.

„Ueberall, wo Du bist, ist es wunderschön," flüsterte er leidenschaftlich. Wie ein letzter Hunger nach Jugend war es. Sie hörte in erschauernder Seligkeit die Liebe aus seinen Worten und wußte nun, daß es eine Fahrt ins Glück wurde.

Was suche ich in Fanö? fragte er sich und bekam keine Antwort. Man müßte nach dem Hafen gehen und nach Amerika fahren, in die Freiheit, und ein neues Leben beginnen. Dieses junge Mädchen an seiner Seite ging mit ihm bis ans Ende der Welt, das fühlte er deutlich. Aber mit vierundvierzig Jahren fing man kein neues Leben an.

„Woran denkst Du?" fragte sie. „Du machst ein ganz finsteres Gesicht."

„Ich denke an die Stunde, da wir wieder nach Berlin zurückfahren müssen."

„Eulenspiegel! Und überdies," meinte sie nach einer Weile, „wer zwingt uns, nach Berlin zurückzukehren? Die Welt ist groß, obwohl Du es nicht glauben willst. Fahren wir nach Amerika! Frage doch, wann der nächste Dampfer abgeht!"

Er erschrak, als sie laut und unbekümmert den Gedanken aussprach, den er selber heimlich gedacht hatte. „Wie kommst Du auf Amerika?"

„Das liegt doch nahe, wenn man in Hamburg ist."

„Wovon sollen wir leben, Du Kind?"

„Wir werden arbeiten. Das ist doch das geringste Hindernis. Ich gehe zur amerikanischen Bühne, oder meinetwegen zum Varieté, und verdiene gräßlich viel Geld."

Sie war so jung und stark, daß er sich gedemütigt fühlte. Er lächelte ein überlegenes, väterliches Lächeln und sagte weise: „Das alles geht nicht von heute auf morgen. Man muß die Sache reiflich überlegen."

„Ach Gott, überlegen und immer wieder überlegen," rief sie ungeduldig. „Inzwischen geht das Leben vorüber."

Es ist schon vorübergegangen, dachte er mutlos.

Der Zug nach Bamdrup war dicht besetzt, so daß es Löcknitz unmöglich wurde, ein eigenes Abteil zu bekommen. Sie mußten sich mit zwei Eckplätzen begnügen, die eine schlaflose Nacht versprachen. „Es wäre vielleicht vernünftiger," meinte er, „auszusteigen und erst morgen zu reisen."

„Ich rühre mich nicht aus meiner Ecke," gab sie zur Antwort. „Ich will morgen das Meer sehen."

„Du wirst nicht schlafen können, Lisa."

„Da kennst Du mich schlecht," lachte sie. „Ich schlafe durch, paß auf!"

Lisa Dierkher hielt Wort. Eine Stunde nach der Abfahrt schlief sie. Löcknitz schloß während der Nacht kein Auge und bewachte ihren Schlaf. Viele Stunden lang saß er regungslos, lauschte dem eintönigen Rasseln der Räder und sah in das junge, friedliche Kindergesicht, dessen Wangen gerötet waren. Je länger er in dieses schlafende Gesicht starrte, desto stärker wurde in ihm ein reuevolles Mitleid mit dem jungen Geschöpf, das ihm ohne Zögern und Bedenken sein Schicksal anvertraut hatte. In diesen schlaflosen Stunden beschloß er, die Reise nach Fanö aufzugeben. Es war zu spät für Zukunftsträume. Sein Herz war müde, vertrug Aufschwung und Flug nicht mehr. Er gehörte zu Stöckel und Höß, in die Spielzimmer der Königgrätzer Straße. Aber als Lisa die Augen aufschlug, zerrannen alle Pläne wie Morgennebel in der Sonne. „Ich habe herrlich geschlafen," erklärte sie und hatte ein frisches, rosiges Gesicht. „Hast Du auch geschlafen?"

„Wenig," antwortete er unsicher.

„Wie schade! Du bist so blaß. Sind wir schon in Dänemark?" fragte sie neugierig.

„In einer halben Stunde."

„Es wird ein schöner Tag," jauchzte sie und blickte mit funkelnden Augen auf das grüne Land hinaus.

Er wurde feig und wagte nicht, ihr diesen schönen Tag zu zerstören. Wenn er jetzt von Heimkehr sprach, merkte sie sofort, daß er log, denn er wollte gar nicht zurückfahren. Er gab es endgültig auf, Schicksal zu spielen. Nur noch einmal wollte er Sonne und Licht und fröhliche Jugend um sich haben, auch wenn er diese Sommertage mit seinem Leben bezahlen mußte.

„Umsteigen nach Esbjerg!" rief der Schaffner, bevor der Zug in Lunderskov einlief.

Lisa und Löcknitz verließen den Wagen und gingen auf dem Bahnsteig spazieren. Die Luft war kühl und herb, obwohl die Sonne schon am Himmel stand.

Dann kam der Zug.

Als sie in Esbjerg ausstiegen und zum Hafen gingen, fragte Lisa kleinlaut und enttäuscht: „Ist das das Meer?"

„Gott bewahre," lachte der Rittmeister, „das ist nur so'n bißchen Wasser. Das richtige Meer ist erst jenseits der Insel."

„Jetzt hatte ich aber einen tüchtigen Schreck gekriegt. Wenn dies da das Meer gewesen wäre, dann hätte ich wirklich die Muschel auf meinem Schreibtisch vorgezogen."

Sie fuhren mit dem kleinen Dampfer nach Nordby hinüber und setzten sich in einen Wagen, der sie zum Seebad brachte. Als sie den kleinen Ort hinter sich gelassen hatten, wurde es ganz still um sie. Man hörte nur Vogelrufe und Bienensummen. Wolkenlos blaute der Himmel.

„Es ist wundervoll," flüsterte Lisa und hielt die Hand des Rittmeisters fest. „Ich wollte, diese Fahrt nähme nie ein Ende."

„Das wollte auch ich, Lisa."

Plötzlich kam ein Brausen näher, das wie schweres Atmen war. „Hörst Du, Lisa? Das ist das Meer."

„Wo? Wo?" Man sah nichts als violette Sandhügel, die mit einem dichten Netz von niedrigen Erikasträuchern überzogen waren.

„Hinter den Dünen, Lisa."

Bei der nächsten Wegkrümmung wurde das Meer sichtbar. Wie ein ungeheurer stahlblauer Schild lag es da und sang. Lisa hatte die Hände gefaltet und sprach kein Wort.

(Fortsetzung folgt.)



General-Landschaftsdirektor Dr. Kapp, der neugewählte Reichstagsabgeordnete für den Bezirk Ragnit-Pillkallen.



Szene aus dem Schauspiel „Der junge Zar“ von Gabriela Zapolska in der Aufführung des Berliner Residenz-Theaters: Der junge Zar (Julius Szalit) entdeckt, daß sein Spielkamerad (Paula Somary) ein Mädchen ist. Phot. Zander & Labisch.



General Petain, der Oberkommandierende der französischen Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz, der den Oberbefehl über die Ententeheere erhalten soll.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: ar — bak — bi — ge — go — im — mann — mer — mi — nett — na — naph — ni — no — o — so — ta — ta — tiv — tiv sind 8 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen das auf der Titelseite verzeichnete Datum ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Gedichtart, 2. russischen Fluß, 3. Beugungsfall, 4. Brennstoff, 5. Genußmittel, 6. sagenhaftes Schiff, 7. Beugungsfall, 8. Dichter.

Widerspruch.

Es streckt der Baum mich hoch ins Luftbereich —
Gesteigert blüh' ich unten farbenreich.

Immer höflich.

Das jederzeit im Haus zu finden?
Wer kann mir wohl das Ding verkünden,
Die Frauen treten vorn heran,
Doch hinterher stellt sich der Mann.

Auflösungen aus Nummer 6:

Silben-Rätsel: „Bremerhaven“. Berlin, Ratibor, Erfurt, Magdeburg, Elberfeld, Reutlingen, Hannover, Agram, Villach, Eisleben, Nauen.

Die Hauptsache: (R)iga retten, (Z)igaretten. — Bekanntes Mittel: Belgrad, Bargeld. — Gewürze: Majoran, Beifuß. — Vielseitig: Plan. — Immer länger: Kunde, Urkunde, Naturkunde.

HUMOR

Monolog des kleinen Max: „Wenn det Selbstbestimmungsrecht hier kommt — — ick gebe mir lauter „Einsen“ in der Zensur!“

*

„Sag' mal, liebes Kind,“ sagte der junge Ehemann, „möchtest Du nicht mal etwas anderes kochen, als immer nur Gulasch. Eine ganze Woche sind wir schon verheiratet, und nun gibts heute zum siebenten Male Gulasch.“ — „Ach Gott,“ seufzte die junge Frau, „ich gebe mir ja soviele Mühe, aber ich kann kochen, was ich will . . . es wird doch immer wieder Gulasch.“

*

„Mann, Du könntest Dir zu Deinem Geburtstag eine schöne Kristallvase wünschen.“ — „Aber, ich habe doch schon eine im Eßzimmer.“ — „Ja, die habe ich eben kaputt geschmissen.“

*

„Großväterchen, hast Du wirklich keine Zähne mehr?“ — „Nein, mein Junge, leider habe ich sie alle verloren.“ — „Dann heb' mir doch bitte meine Nüsse auf.“



Bei der Versicherungsgesellschaft „Lloyds“ in London wird bei jedem Schiffsverlust eine Glocke angeschlagen.
Seit dem uneingeschränkten U-Bootskrieg ist bei Lloyds Tag und Nacht Hochbetrieb!

„Ich möchte Insektenpulver haben.“ — „Für wieviel?“ — „Gott, gezählt ham' 'mer se nich.“

*

„Du, Fritzchen,“ schlägt die kleine Else vor, „wir wollen Vater und Mutter spielen. Ich bin Mutter und Du bist Vater.“ — „Nee,“ sagt Fritzchen, „so siehst Du aus Ich soll wohl wieder alles tun, was Du mir sagst!“

*

Im Zoologischen stehe ich mit meinem kleinen Jungen vor dem Tigerkäfig; das große Tier liegt im Halbschlummer ganz hinten an der Wand. Interessiert sieht der Junge eine Zeitlang den Tiger an; plötzlich ruft er: „Komm doch her, Löwe! Ich tu Dir ja gar nichts!“

*

„Sie Herr Wirt, was ist denn das, das berühmte Echo antwortete heut' ja gar nicht.“ — „Ja, entschuldigen die Herrschaften, das mußte heute früh zur Nachmusterung.“

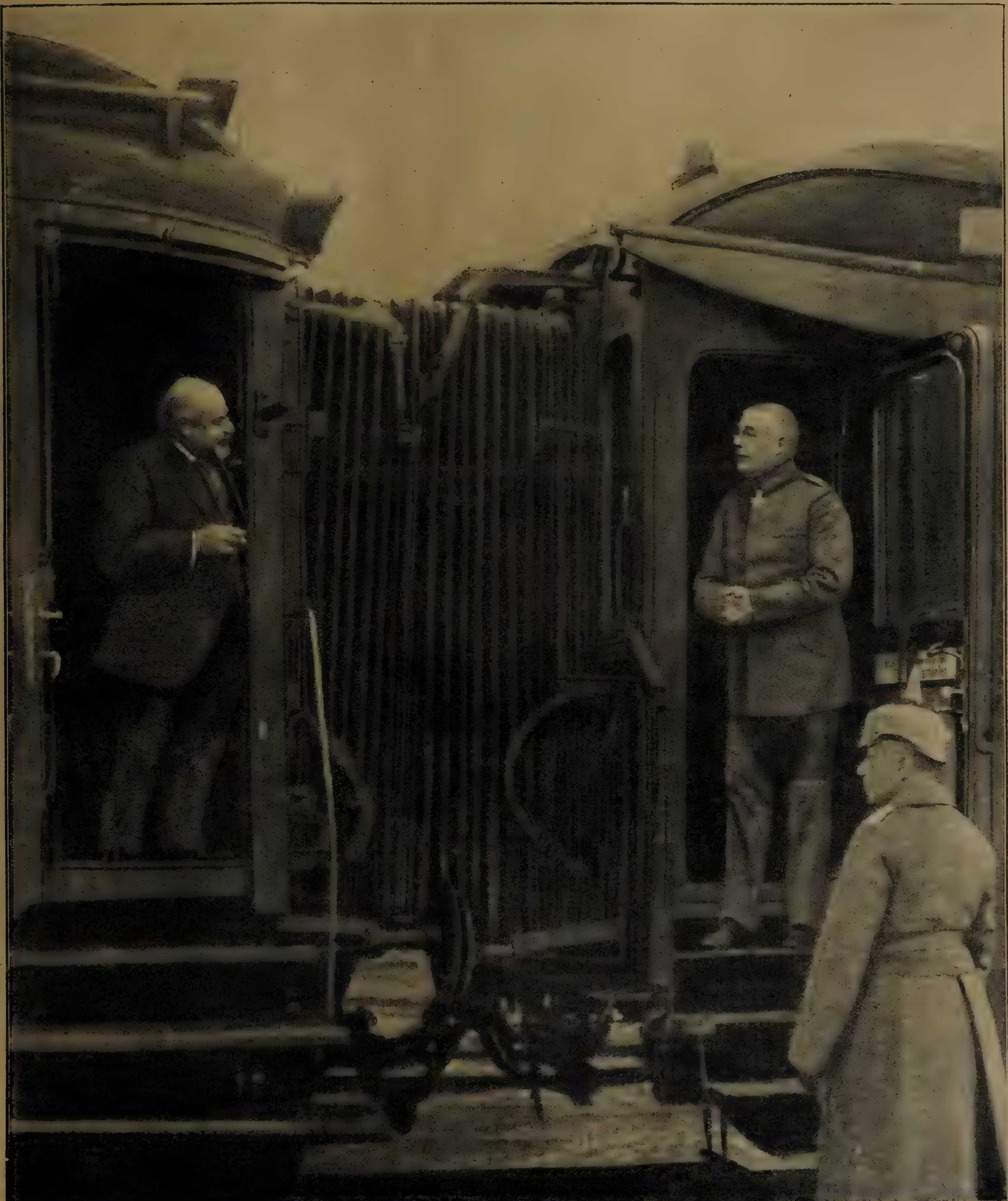
Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
a b c d e f g 1 2 3 4 5 6

24. Februar
1918
Nr. 8
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Phot. Marjan Fuks.

Im Zuge Brest-Litowsk–Berlin.
Der türkische Botschafter in Berlin, Hakki-Pascha, im Gespräch mit General Hoffmann.

NEUES VOM TAGE



König Wilhelm II. von Württemberg, der am 25. Februar seinen 70. Geburtstag feiert. Hofphot. Th. Andersen.



Vizekanzler v. Payer. Zu seinem Amtsantritt. Hofphot. Sandau.

Diejenigen bei uns, die über die Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung klagen und vielfach als einzigen Grund allerlei Mängel der Verteilung und Erfassung der Knappheit hinstellen, mögen sich die Verhältnisse bei unseren Gegnern vor Augen halten und sie werden sehen, daß die Nahrungsmittelsorgen dort die gleichen sind, wie bei uns. Die Knappheit ist eben eine Welterscheinung, die ihre Ursache darin findet, daß der größte Teil der Produktionskräfte eines jeden Landes durch den Krieg gebunden ist und daß deshalb die Lebensmittelerzeugung, der Ackerbau, die Viehzucht von Jahr zu Jahr sinken. In England, wo die kilometerlangen Lebensmittelpolonäsen seit Monaten eine Alltagserscheinung sind, hat man sich begreiflicherweise lange dagegen gewehrt, das Kartensystem, das sich bei uns so gut bewährt hat und das die neutrale Schweiz, unserem Beispiel folgend, übernommen hat, ebenfalls einzuführen. Allein jetzt mußte auch England, das den Aushungerungskrieg erfunden hat, dieselben Mittel zu seiner Bekämpfung heranziehen, wie wir. Als alle die patriotischen Appelle zu einer freiwilligen Nahrungsmittelsparsamkeit nichts fruchteten, mußte die Zwangsrationierung eingeführt werden. Die Geister, die England heraufbeschworen hat, wird es nun selbst nicht los und muß sich seine Mahlzeiten von der Brotkarte, der Fettkarte, der Fleischkarte, der Zuckerkarte vorschreiben lassen. Auch in Frankreich ist es nicht besser. Dort hat der Minister für Lebensmittelversorgung Boret vor wenigen Tagen eine Verordnung erlassen, die u. a. folgende Bestimmungen enthält: Luxusbrote, die mindestens 700 Gramm schwer und nicht länger als 80 Zentimeter sind, sowie lange



Unterzeichnung des Friedens mit der Ukraine: Der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow beim Abgeben seiner Unterschrift in der Schlußsitzung in Brest-Litowsk. Phot. Bild- und Film-Amt.



Amerikanischer Geisteszustand!
Bajonettübungen in einem Lager in Amerika, wobei die Soldaten auf eine Puppe losstechen, die den Deutschen Kaiser darstellen soll.



Kleines U-Boot im Schwimmdock. Zeichnung von Lt. d. Seewehr Wendrich.

Biskuits dürfen nicht mehr verkauft werden. Die gesamte Bäckerei von frischem und trockenem Kuchen wird verboten. Ein Gleiches gilt von eingemachten und glasierten Früchten und Cremespeisen. Sämtliche Luxusschokoladen sowie mit Milch angerührtes Zuckerwerk werden untersagt. Pulverisierter Kakao fällt nicht unter das Verbot. Er darf aber nur in Verpackungen in den Handel kommen, die den Namen des Erzeugers und Angabe über die Zusammensetzung tragen. Die gleiche Vorschrift erstreckt sich auch auf Erzeugnisse aus Getreide in Pulverform, die zur Ernährung von Kindern und Kranken bestimmt sind. Was die Gastwirtschaften betrifft, so dürfen zwischen 9 und 11 Uhr vormittags sowie zwischen 2 Uhr 20 und 6 Uhr 30 nachmittags keine Speisen verabreicht werden. In anderen Anstalten als Kantinen und Speisewagen, wo der Preis eines Essens acht Franken übersteigt, dürfen bei einer Mahlzeit nicht mehr als zwei Platten mit Gemüsen und nicht mehr als 100 Gramm Brot verabreicht werden. Käse darf in den oben erwähnten Anstalten überhaupt nicht verzehrt werden. — Ja, selbst in Amerika, wo im Frieden die Lebensmittel sozusagen auf der Straße lagen, wird jetzt — zur Streckung von Edelmehl — ein „Siegesbrot" gebacken, das seinen Namen keineswegs der guten Qualität verdankt!



Vereiste Kanone eines U-Boots.





Neue Mittel im Kampf gegen den „General Winter": Das Linienschiff als Eisbrecher.

Deutsches Linienschiff beim Aufbrechen einer Fahrrinne zu einem festsitzenden Dampfer. Signalisieren mit einem im Eise steckenden Dampfer.

Im Kriege über Persien und die englisch-russische Front nach Afghanistan.

Die Diplomatenfahrt des Legationssekretärs Dr. von Hentig und seiner Gefährten.



Bilder von der Reise Dr. von Hentigs: Chinesischer Eskorten-Reiter.

Eine der unerhörtesten Leistungen dieses Krieges und eine der abenteuerlichsten Unternehmungen, von denen man je gehört, hat der Legationssekretär Dr. von Hentig vollbracht, der mitten im Kriege in diplomatischer Mission nach Afghanistan entsandt worden ist. Dr. v. Hentig und seine Gefährten hatten die Aufgabe, unter Durchbrechung der feindlichen Front durch die persische Salzwüste nach Afghanistan zu gelangen und mußten auf den schwierigsten Wegen zurückkehren. Die Schilderung seiner Fahrten und Abenteuer hat Dr. v. Hentig in einem soeben in der Serie der Ullstein-Kriegsbücher erschienenen Buche niedergelegt, das trotz größter Schlichtheit und Einfachheit der Darstellung, wie ein spannender Roman wirkt. Wir geben hier einige Stellen aus dem Buche wieder nebst Aufnahmen, die uns der Verfasser überlassen hat.



Legationssekretär Dr. Werner Otto von Hentig, der in diplomatischer Mission unter Durchbrechung der feindlichen Front eine Reise nach Afghanistan unternommen und den Bericht der abenteuerlichen Begebnisse dieser Unternehmung in einem soeben erschienenen Ullstein-Kriegsbuch niedergelegt hat.

In der persischen Salzwüste.

An und für sich war es prachtvoll so halb nackt auf dem ganz nackten Wüstenboden zu ruhen. Ich hatte das Gefühl, auf freiem Meer zu schwimmen mit der deutlichen Vorstellung, nicht von dem Salzwasser trinken zu dürfen, ich hatte ein Gefühl unendlicher Freiheit, einer Ledigkeit, einer Unverantwortlichkeit, wofür ich der Dursthalluzination tief dankbar war. Es war dunkel und menschenleer um mich, niemand konnte sehen, daß ich mich quälte. Es war eine unschätzbar erholsame Lösung aller Spannungen, die jene Durstbetäubung im gütigen Gefolge hatte. Mit dem grauen Schimmer des ersten Lichts war der Traum verflogen. Noch eine Stunde Marsch, dann setzten sich im Angesicht der Stadt Anarek unsere zum Tod erschöpften Pferde von selbst stolpernd in Galopp Wasser, Wasser war unser einziger Gedanke Unbedingt, es gab nichts Köstlicheres auf der Welt als Wasser. In Anarek fanden wir nur einen lehmigen, stinkenden Pfuhl Dann aber drangen wir bis zu der Stelle vor, wo warm und klar ein Quell aus dem Boden sprudelte. Die Pferde wollten sich gar nicht halten lassen; mit gespreizten Beinen soffen sie zehn Minuten ununterbrochen. Und auch wir tranken und tranken, ohne den brennenden Vesuv ganz löschen zu können. Ein reicher, perlender Schweiß brach uns sofort aus allen Poren.

Die heißeste Stadt der Welt.

Am 23. Juli 1915 schleppten wir uns endlich nach Tebbes hinein. Die Tatsache, daß sie nach jeder Himmelsrichtung von einer zwanzig Tage weiten Wüste umschlossen ist, hat der Oase Tebbes eine unübertroffene Jungfräulichkeit gesichert. Außer Sven Hedin, der sie vor zehn Jahren besuchte, hat kein Europäer, sicher wohl niemand, der als solcher reiste und sich zu erkennen gab, den Boden der Stadt betreten. Der Aufenthalt wurde uns zur Qual. Die Tage kamen uns, trotz des Schutzes vor der Sonne, fast noch schwerer an als die auf dem Marsch. Selbst nachdem wir eine tiefe, halb verschüttete Katakombe gefunden hatten. In den Sommermonaten lebt in Tebbes bei Tage alles unter der Erde. Wir also endlich auch; aber trotzdem dampften wir nackt, zehn Klafter tief vergraben, im Staub wie Bratäpfel. Des Nachts gingen wir aufs Dach an eine zugige Stelle, die vom Mondlicht nicht berührt war, meist in der Nähe eines der großen Windschächte, die wie Riesenkamine die Stadt überragen und ihr ein besonderes Gepräge verleihen. Mit Einbruch der Dunkelheit begann aus den umliegenden Gärten das Konzert der Schakale. Durch die Bewässerungsdurchlässe kommen sie ganz nahe an die Häuser und erschüttern die Luft mit ihrem Geheul, das bald wie Lachen klingt, bald wie Kindesweinen.

Wüstenwanderer.

In den Wüsten Persiens konnten wir uns lediglich dem tierhaft sicheren Instinkt von Eingeborenen anvertrauen. Es ist das ein Menschenschlag, der außer der Sinnesschärfe der Indianer, wie wir aus Kindertagen sie kennen, noch einen besonderen Sinn hat, den



Beim Ueberschreiten des Hindukusch, eines der höchsten Gebirge der Welt.



Die wegen der großen Hitze unterirdisch angelegte Oasenstadt Anarek.
Die Häuser dieser in der persischen Salzwüste gelegenen Stadt sind aus Lehm und weisen die charakteristischen vielen Windöffnungen und Windtürme auf.



Bilder von der Reise des Legationssekretärs Dr von Hentig nach Afghanistan: Persische Landschaft.

ich als geographischen bezeichnen möchte Herr Niedermayer hatte drei dieser Leute gewonnen und auf unsere wechselnden, ihnen gänzlich unverständlichen Ziele anzusetzen gewußt. Leibhaftig sehe ich unsere Führer in der Nacht vor mir schreiten. Lange, hagere, bis auf Knochen und Sehnen ausgedörrte Gestalten mit wilden Bärten, durchdringenden, aber gutmütigen Augen und der vornehmen Einfachheit der Haltung, wie man bei diesen noch durch keine Zivilisation verdorbenen Kindern der Natur sie antrifft Sie hatten eine merkwürdige Arbeitsteilung Einer von ihnen beobachtete, in innerer Versunkenheit auf seinem Reitkamel sitzend, die Gestirne, ein anderer, der eins unserer Maultiere ritt, durchspähte mit vorgestrecktem Hals die nähere Umgebung, ein dritter, der zu Fuß ging, prüfte die Bodenbeschaffenheit und die Schnelligkeit unseres Fortkommens. Haarscharf und ohne Zögern, nur manches Mal in der Luft witternd, führten sie uns auf den festgesetzten Punkt. Ihr Urteil über Gelände und Entfernungen war im Gegensatz zu dem beispielsweise unserer Bauern unbedingt sicher. Wenn sie reisen, so nehmen sie für sechs bis acht Tage nichts als eine gewisse Brotportion und einen kleinen Schlauch voll Wasser mit. Reicht der nicht, haben sie sich in den Entfernungen verrechnet, so bleichen ihre Knochen bald in der Wüste.

Afghanistan.

Das Thermometer stieg im Schatten auf zweiundsechzig Grad Celsius eine bei den chemischen Wirkungen der Hochlandssonne gefährliche Temperatur Das Herz pumpte mühsam.

Der Emir

Der jetzige Beherrscher von Afghanistan ist der Emir Habibullah Seine traditionelle Residenz ist die Ark, die alte Burg, die hinter ihren Gräben, Wällen und riesigen Lehmmauern nur noch den Harem, das Arsenal und den Staatsschatz beherbergt Noch etwas weiter abseits liegt das Neue Palais, das Privatschloß des Emirs, das mit schönen Möbeln französischen Stils und prachtvollen Kunstschätzen gefüllt ist. Das neue Palais ist eine Sehenswürdigkeit ganz Innerasiens, denn es ist dort das einzige Gebäude, dessen hohe Fenster und Flügeltüren mit riesigen Scheiben verglast sind. Jede dieser kostbaren Scheiben mußte auf höchst mühseligen, langen Wegen auf Tierrücken von Indien herauftransportiert werden. Selbst zwischen den einzelnen Gebäuden seiner Burgstadt bewegt sich der Emir niemals zu Fuß: er fährt Automobil. Er hat dort nach den vier Himmelsrichtungen vier gute, asphaltierte Straßen anlegen lassen, und auch sie sind ein Unikum in ganz Innerasien. Der Emir steht heute im sechsundvierzigsten Lebensjahre. Er ist für das Land alles: der Herrscher, dessen Befehle in den Glutwüsten Beludschistans, vierzig Tagereisen von Kabul, in dem unwegsamen Hochgebirge des Hindukusch und des Pamir, in der trostlosen Turkmenensteppe, mit einer Achtung befolgt werden, als ob Seine Majestät mit gezogenem Schwerte dabei stände, die Ausführung zu überwachen. Ihm gehört sozusagen das ganze Land. Ihm gehört jedes Landeskind; ohne weiteres darf er für seine Armee oder seinen Harem es fordern Die einzige Zeitung des Landes, den „Seraj-ul-ekbar", die „Leuchte der Zeitungen", besitzt der Emir. Die einzige Apotheke des Landes ist sein Eigentum Rezepte werden nur mit seiner persönlichen Genehmigung verabfolgt. Photographieren kann und darf nur der Emir.

*



Ein chinesischer Feldgrauer



Die deutschfreundlichen Chinesen:
Der Verfasser, Dr. von Hentig, Hand in Hand mit den Zivilmandarinen von Kaschgar

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

Der Wagen hielt vor dem Kurhaus. Der Badedirektor, ein liebenswürdiger Däne, wurde geholt und erkundigte sich in gebrochenem Deutsch nach den Wünschen der Herrschaften.

„Wir möchten nicht gern im Kurhaus wohnen," sagte der Rittmeister. „Es ist zu geräuschvoll."

„Oh, wir haben wenig Geräusch, mein Herr."

„Wir werden natürlich im Kurhaus speisen, aber als Wohnung möchten wir ein Privathaus vorziehen. Ist das nicht möglich?"

„Gewiß doch, mein Herr. In den Villen auf der Düne sind schöne Zimmer frei." Er wies auf einige weiße Häuser, die im starken Licht zu zittern schienen.

„Vielen Dank, Herr Direktor. Bitte, sich nicht zu bemühen, wir finden schon allein hin."

Sie gingen langsam auf dem sandigen Weglein zum allerletzten Haus. „Gefällt es Dir hier, Lisa?"

„Es ist wie ein Traum," flüsterte sie. „Ich danke Dir, daß Du mir diese Stunde geschenkt hast." Sie blieb stehen und starrte mit trunkenen Augen auf das sonneflimmernde Meer. „Am liebsten möchte ich mich hier in den Sand hinlegen und losheulen."

„Die Welt ist schön," sagte der Rittmeister andächtig und hatte alle Sorgen der Nacht vergessen.

In dem letzten Haus auf der Düne öffnete ihnen ein junges, blondes Dienstmädchen die Tür.

„Könnten wir die Zimmer sehen?"

Das Mädchen schüttelte lachend den Kopf und lief davon. Eine stattliche Dame in den besten Jahren kam die Treppe herunter.

„Verzeihung, gnädige Frau," rief ihr Löcknitz höflich entgegen, „sprechen Sie Deutsch?"

„Nicht zu knapp," antwortete die Dame und bekam einen Lachkrampf.

„Gott sei Dank," sagte der Rittmeister erleichtert und trug ihr das blödsinnige Lachen nicht weiter nach.

„Ich bin nämlich Berlinerin," erklärte die Villenbesitzerin. „Entschuldigen Sie bloß meine Heiterkeit."

„Bitte, bitte, wir sind glücklich, daß Sie Deutsch sprechen. Würden Sie Ihren Landsleuten einige Zimmer vermieten?"

„Von Herzen gern, mein Herr. Ich vermiete aber nur zwei Zimmer, denn das Haus ist klein, und diese beiden Zimmer sind bereits vermietet."

„O weh!"

„Die Herrschaften kommen aber erst Anfang August. Es ist der Herr Finanzrat Kurzhals mit Frau und Fräulein Tochter aus Berlin. Kennen Sie die Herrschaften vielleicht?"

„Nein, ich habe nicht das Vergnügen."

„Sehr nette Leute. Sie wohnen schon das fünfte Jahr bei mir."

„Vielleicht könnten Sie uns die Zimmer bis ersten August vermieten? Wir bleiben ohnedies nicht länger."

„Das geht natürlich," erwiderte die stattliche Dame und hüpfte die Stufen herunter. „Wollen Sie die Zimmer besichtigen, meine Herrschaften?" Es waren zwei große, lichtüberflutete Zimmer mit Aussicht auf das Meer und einem steinernen Balkon.

„Wunderschön," sagte Lisa und trat zum Fenster.

„Wir nehmen die Zimmer," erklärte der Rittmeister.

„Bis ersten August?"

„Jawohl. Wir können unser Gepäck sofort herbringen lassen?"

„Bitte. Ich möchte nur vorher die Betten aus einem Zimmer wegschaffen." Es standen nämlich je zwei Betten in jedem Zimmer.

„O danke, bitte, bemühen Sie sich nicht, gnädige Frau," beeilte sich der Rittmeister zu sagen und errötete wie ein Kadettenschüler. „Die Betten stören uns durchaus nicht."

„Wie Sie wünschen. Die Sache wäre in zehn Minuten durchzuführen."

„Es ist wirklich nicht notwendig," meinte Löcknitz gereizt und ärgerte sich über seine Verlegenheit. „Wie teuer sind die beiden Zimmer?"

„Hundertfünfzig Kronen bis ersten August."

„Sehr gut. Von Löcknitz," stellte er sich vor.

Sie ließen die Koffer in ihre Wohnung bringen und stiegen zum Strand hinab. Sie mieteten ein Zelt und Liegestühle, kauften eine deutsche Flagge und befestigten sie an der Zeltspitze.

Lisa lag im Sand, ließ sich von der Sonne braten und sah Löcknitz zu, der wie ein Pionier arbeitete. Er hörte erst auf, als der Gong zum Mittagessen rief. Im Speisesaal waren nette und unbekannte Menschen, zumeist Dänen, die die neuen Gäste wohlwollend anblickten, aber sich nicht weiter um sie bekümmerten. Man aß an kleinen Tischen, ungezwungen, ohne gegenseitige Ueberwachung, und niemand fürchtete sich, laut zu lachen.

„Hier ist es herrlich," sagte Lisa begeistert und vergaß zu essen, wenn ihr Blick auf das Meer fiel, das in der Mittagsstille nur kleine, spielerische Wellen ans Land schickte. Dann betrachtete sie die Anwesenden und meinte: „In diesem Saal sind lauter glückliche Menschen, aber die Glücklichste bin ich."

Er schüttelte den Kopf. „Nein, ich, Lisa."

Nach dem Essen gingen sie in ihre Wohnung zurück. Kein Mensch war zu sehen. Das weiße Land schlief. In den Zimmern war es kühl.

„Ich will jetzt die Koffer auspacken, wenn es Dir recht ist," sagte sie.

„Ja, bitte. Welches Zimmer wählst Du für Dich?"

„Mir ist es gleich," antworte sie leise.

„Vielleicht das Zimmer mit dem Balkon?"

„Ja."

Er setzte sich in einen Stuhl, zündete sich eine Zigarette an und sah ihr zu, wie sie auspackte.

„Suzette hätte ruhig die vornehmen Kleider zu Haus lassen können," lachte sie. „Hier braucht man nur einen weißen Rock und eine Bluse, sonst nichts."

Nun habe ich ein Heim, wie Peer, der nach dreißigjähriger Wanderung zurückkehrt, dachte er voll heißer Dankbarkeit.

„Darf ich auch Deinen Koffer auspacken?" fragte sie, als sie mit ihrer Arbeit fertig war.

„Wenn Du so gut sein willst."

Er hörte sie hin und hergehen, aber plötzlich überwältigte ihn der Schlaf. Er träumte, daß er auf einer heißen Landstraße marschierte. Vor ihm ging ganz langsam eine Frau, die er einholen wollte, weil er ihr Wichtiges zu sagen hatte. Was dies war, wußte er nicht. Es war ihm aber unmöglich, die Frau zu erreichen, obwohl er wie ein Gehetzter zu laufen begonnen hatte. Die Frau behielt immer ihren gleichmäßigen Vorsprung bei.

Als er erwachte, war die Sonne untergegangen. Lisa saß still in einer Ecke und blickte ihn an. Er rieb sich die Augen und rief verlegen: „Jetzt bin ich richtig eingeschlafen. Warum hast Du mich nicht aufgeweckt?"

„Du schliefst so gut, und wir versäumen nichts."

„Der ganze Tag ist verloren."

„Nichts ist verloren."

Er sah auf die Uhr und sprang auf. „Donnerwetter! Wir müssen ins Kurhaus, sonst kriegen wir überhaupt nichts mehr zu essen. In fünf Minuten bin ich fertig." Er wusch sich und kleidete sich eiligst um.

Als sie ins Freie traten, war von der Hitze des Tages nichts mehr zu spüren. Ein frischer Wind kam vom Meer. Im Speisesaal saßen sie allein. Sie waren die letzten Nachzügler. Aus dem Tanzsaal drang Musik. „Es ist Konzert," erklärte der Kellner.

„Wir werden heute auf das Konzert verzichten und lieber am Strand spazieren gehen," sagte der Rittmeister zu Lisa.

„Das ist klar."

Die Musik folgte ihnen, als sie zum Strand hinuntergingen. Das Meer brummte die Begleitung. Viele Sterne standen am Himmel und ließen die Leuchtfeuer von Stallingen erblassen. Ein Dampfer zog am fernen Horizont vorüber und glich einem dunklen Nachtvogel. Sie gingen schweigend auf dem festen Sand und wagten nicht, sich anzublicken. Nun sang jemand im Kursaal. Sie blieben stehen und lauschten. Es war eine schöne, männliche Stimme, die das Sterbelied Cavaradossis aus der „Tosca" sang: „E non ho amato mai tanto la vita, tanto la vita."

Der Rittmeister war erschüttert. Er preßte in schmerzlicher Sehnsucht den Arm des jungen Mädchens an sich. Niemals hatte er das Leben so sehr geliebt wie in dieser Stunde.

„E muoio disperato!" Wie ein wilder Angstschrei klang es durch die Nacht.

„Und ich sterbe verzweifelt," wiederholte Löcknitz und begann auszuschreiten, als wollte er dieser Stimme entfliehen.

Sie gingen weit hinaus und setzten sich auf einen Sandhügel, als sie müde wurden. Hier hörte man nur mehr das Rauschen des Meeres. Die Wellen stürmten vor und brachen wieder zusammen, aber unermüdlich kamen neue Stürmerreihen.

„Es ist zu schön," sagte Lisa andächtig. „Ich wollte, ich hätte dies alles nicht gesehen."

„Warum, Lisa?"

„Ich fürchte mich vor der Heimkehr."

„Wir haben noch viele schöne Tage vor uns," tröstete der Rittmeister, aber seine Stimme war ohne Zuversicht.

Als sie zurückkehrten, war die Musik längst verstummt. Die Säle des Kurhauses lagen im Dunkel. Der Mond stieg auf, unnatürlich groß, und breitete schimmernde Lichtbänder über das Meer, das sanfter und beruhigter erschien.

In ihrem Haus war schon alles still. Sie traten geräuschlos ein, als fürchteten sie, feindliche Schläfer zu erwecken. Löcknitz stand ratlos in der Mitte des Zimmers und hörte sein Herz schlagen. Es schlug so laut, daß er sich dessen schämte.

„Bist Du schläfrig, Lisa?"

„Nicht im geringsten."

„Wollen wir uns auf den Balkon setzen?"

Sie nickte ihm zu.

Sein Herz wurde ruhig im Frieden dieser Nacht. Er fühlte sich befreit und allen Gefahren entronnen, losgelöst vom Leben und von allen Erniedrigungen. Nichts gab es mehr auf der Welt als Himmel und Meer und dieses junge Mädchen an seiner Seite. Er griff nach ihrer Hand und sagte leidenschaftlich: „Wie soll ich Dir danken, Lisa, daß Du in dieser Stunde bei mir bist!"

„Du hast nicht zu danken. Ich bin hier, weil ich muß."

„Weil Du mußt?"

Sie stand auf und legte ihre Hände auf seine Schultern.

„Weißt Du denn noch immer nicht, daß ich Dich liebe?" fragte sie mit zitternder Stimme und küßte ihn auf den Mund.

XXII.

Der Rittmeister lag vor dem Zelt und barg sein Gesicht im heißen Sand, als wollte er alles Jauchzen ersticken. Wie ein Sturmwind hatte ihn das Glück überfallen und die Seligkeit der Welt über ihn ausgeschüttet. Lisa saß neben ihm und blickte auf das Meer, das langsam und schrittweise zurückwich. Wolkenlos und abgrundtief war der Himmel. Die Möwen schrien, und ihr Geschrei war wie ungebändigter Jubel.

„Bist Du noch hier, Lisa?" fragte er und wagte nicht, die Augen zu öffnen.

„Ach Du!" lachte sie und streichelte sein Haar.

„Es ist zu viel des Glücks. Ich ertrage es nicht." Er hob vorsichtig den Kopf und betrachtete die Geliebte mit ungläubigen Blicken. „Du bist schön, Lisa. Du bist die Schönste auf Erden," rief er überschwenglich wie ein Achtzehnjähriger.

Sie hielt ihm den Mund zu. „Still, Liebster, still!"

Er versteckte sein Gesicht wieder im Sand, aber sein Mund gab die kleine, braune Hand nicht frei. Und wieder nach einer Weile fragte er: „Seit wann liebst Du mich, Lisa?"

„Wer liebte je, der nicht beim ersten Anblick liebte?“

„Sag' das nicht, Lisa, sag' das nicht,“ bat er.

„Es ist doch so. Als ich Dich zum ersten Mal sah, liebte ich Dich. Weißt Du noch, was ich damals im Wagen las?“

Er dachte einen Augenblick nach. „‚Wie es euch gefällt‘, glaube ich.“

Sie rief voll Freude: „Daß Du Dich daran erinnerst! Es war ‚Wie es euch gefällt‘. Und denke Dir, es ist fast unheimlich, der erste Satz, den ich las, war: Wer liebte je, der nicht beim ersten Anblick liebte?“

„Ich wußte damals noch nicht, daß ich Dich liebe,“ gestand er traurig.

„Wenn Du es nur jetzt weißt!“

„Ich weiß es,“ flüsterte er selig und gedachte der heiligen Stunde ihrer Liebe. „Ich weiß es und kann niemals mehr zu Menschen zurückkehren.“

„Was können uns Menschen jetzt noch anhaben!“ rief sie stark und siegesgewiß. Sie war bereit, mit der ganzen Welt zu kämpfen.

„Du bist jung, Lisa,“ sagte er voll Angst und mißtraute plötzlich dem Glück, das so spät vor Sonnenuntergang gekommen war.

„Ich liebe Dich, das ist es,“ antwortete sie stolz und hob den Kopf höher. Sie trug ihr Glück wie eine volle Schale, die ein einziger Tropfen zum Ueberfließen bringen konnte. Ihre Stimme klang dunkler, und in ihren Augen strahlte eine unermeßliche Seligkeit.

Viele goldene Sommertage folgten dem ersten Tag und reihten sich aneinander wie schimmernde Perlen. Aus den Tagen wurden Wochen, und die Wochen sprangen weg gleich kleinen, flüchtigen Wellen. Mit zitternden Händen wollte Löcknitz das flammende Dunkel dieser Nächte zurückhalten und jede Stunde in die Ewigkeit erstrecken, aber unerbittlich und grausam kam der Morgen mit grauem Licht und drohender Gebärde. Je näher der erste August rückte, desto verdunkelter wurden die sonnigen Tage von Angst und Sorge.

Stundenlang lagen sie im Sand und schmiedeten Pläne für die Zukunft. Die Fahne zu ihren Häuptern flatterte im Wind.

„Was hindert uns, noch länger hier zu bleiben?“ fragte er sehnsüchtig. „Wir werden eine andere Wohnung mieten.“

„Die Proben am Olympia-Theater beginnen am sechsten August.“

„Du könntest ein Krankheitszeugnis einschicken.“

„Was hilft das? Wir müssen ja doch nach Berlin zurück. Du selber sagst es.“

„Was sollen wir sonst tun?“ rief er verzweifelt. „Amerika.“

„Es geht nicht, Lisa, es geht nicht. Ich habe zu wenig Geld, und ich könnte es nicht ertragen, daß Du Not leidest.“

„Wir werden keine Not leiden, wenn wir arbeiten.“

Er schüttelte bekümmert den Kopf. „Ich bin zu alt, Lisa, ich habe keinen Wagemut mehr. Ich muß sicheren Boden unter den Füßen haben. Was ich erreichen will, kann ich nur in Berlin erreichen. Es ist zu spät, in die Fremde zu gehen.“

„Was willst Du in Berlin erreichen?“

„Ich werde so viel Geld machen, daß wir uns das kleine Haus am Rhein, Dein Haus, Lisa, kaufen und abseits der Menschen leben können.“

Sie schloß die Augen, als würden sie von allzu starkem Licht geblendet. „Das wird nie sein,“ sagte sie leise und ohne Bitterkeit.

„Warum nicht?“ fragte er drohend.

„Weil es so viel Glück auf Erden nicht gibt, Liebster.“

„Das wollen wir sehen,“ erwiderte er und blickte herausfordernd zum Himmel.

Es war Badezeit, und sie schwammen weit ins Meer hinaus, so weit, daß der Bademeister in helle Aufregung geriet und schrie und pfiff und winkte. „Wir müssen umkehren,“ mahnte Lisa.

Als sie das Land erreicht hatten, sagte er trotzig und verbissen: „Wir hätten noch weiter schwimmen sollen.“

„Das Leben ist heilig,“ antwortete sie und hatte blanke Augen. „Man darf es nicht wegwerfen.“

„Verzeih', Lisa,“ bat er demütig. „Ich vergesse immer, daß Du noch so jung bist.“

In der letzten Nacht, die sie in Fanö verbrachten, gestand er ihr, daß er sich von sei[illegible] lassen würde.

„Warum willst Du das tun?“ fragte sie leise. „Ich verlange es nicht. Wir sind verheiratet seit der Stunde, da Du mir den Ring geschenkt hast.“

Er schwieg, und sie sprachen nicht mehr darüber.

Am Morgen stiegen sie in den Wagen und fuhren davon. Immer noch blühte Erika auf den Sandhügeln und begleitete ihren Weg bis nach Nordby, aber das Brausen des Meeres wurde stiller und leiser, bis es ganz verstummte. Im Hafen von Esbjerg ächzten die Kräne und heulten die Dampfpfeifen.

Sie reisten nach Kopenhagen und verbrachten zwei schmerzlich-schöne Tage in der lichten, freundlichen Stadt. „Hier läßt sich leicht atmen,“ sagte Lisa und suchte unbewußt ein Heim, das sie beide aufnehmen könnte. Sie hatte keine rechte Freude an der Fremde und an buntem Wanderleben.

Aber als sie in Berlin ankamen, an einem schwülen, dunstigen Abend, da fühlte Lisa mit dankbarem Herzen, wie gnädig und liebreich die Fremde gewesen war. Das Auseinandergehen vor dem Haustor erschien ihr wie ein endgültiger Abschied, der sie für immer trennte. Niemals in ihrem Leben hatte sie eine ähnliche Traurigkeit und eine tiefere Verlassenheit empfunden wie an diesem ersten Abend in der einsamen, kleinen Wohnung.

Der Rittmeister fuhr in den Klub, um Stöckel abzulösen, der wohl einen Monat lang kaum geschlafen hatte. Nichts hatte sich verändert. Keiner der Spieler beachtete seine Wiederkehr, nur Graf Hajnal, der rauchend in einem Lehnstuhl lag, blickte auf und machte ein verwundertes Gesicht.

Stöckel war noch blasser und hagerer als gewöhnlich und freute sich aufrichtig, den Rittmeister wiederzusehen. „Gottlob, daß Sie wieder da sind, Herr von Löcknitz. Ich fürchtete schon, Sie kämen überhaupt nicht wieder.“

„Wenn ich nicht gemußt hätte, wäre ich nicht gekommen,“ seufzte der Rittmeister und verspürte einen unbezwinglichen Ekel vor der Luft in den Spielsälen.

„Die Abrechnung, Herr von Löcknitz.“

„Hat Zeit bis morgen abend. Gute Nacht, Stöckel.“ (Fortsetzung folgt.)



Von den Bühnen:
Alexander Moissi
als Nikita in Tolstois „Macht der Finsternis“ in der neuen Aufführung des „Deutschen Theaters“ in Berlin.



Szene im Panzerturm eines Schlachtschiffes aus dem Kriegsdrama „Die Seeschlacht“ von Reinhard Goering in der Aufführung des Dresdener Kgl. Schauspielhauses für die Literarische Gesellschaft. Phot. Hugo Erfurt.



Max Pallenberg als Akim in Tolstois „Macht der Finsternis“. Phot. Fritz Richard.

RÄTSEL

Silben-Rätsel:

Aus den Silben:

as — bär — de — do — ei — — em — em — ig — kles — krei — lapp — lau — ma — no — pe — ra — sel — sen — ses — ti

sind neun Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen berühmten Roman und seinen Verfasser ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Zimmergerät, 2. Stadt in Mähren, 3. weiblichen Vornamen, 4. Pflanze, 5. Metall, 6. Drama von Ibsen, 7. Mineral, 8. Weinort, 9. griechischen Philosoph.

Verwandlung.

Meist bin ich angeboren,
Nur selten angelernt,
Mein Wesen geht verloren,
Weilst du von mir entfernt.
Flugs, mit behendem Schritte
Verwandle ich mich dann
Und in des Daseins Mitte
Steh' ich als Welt-Tyrann.

Völlig entwischt.

Eigentlich ist's nur das Haupt,
Das an die Erde den Flüchtigen bindet;
Denn wenn dieses man ihm raubt,
Frei zum Aether er entschwindet.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 7.

Silben-Rätsel: Sonntag Invokavit. — Sonett, Obi, Nominativ, Naphta, Tabak, Argo, Genitiv, Immermann.

Widerspruch: Ast, After.

Immer höflich: Zimmer.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel

Feldpost. „Morgen trete ich nun meinen Urlaub an. Ach, Else, wie werde ich auf Dich zu rennen, Dich in die Arme nehmen, Deine blonden Haare mit den Händen streicheln . . . Alles übrige mündlich.“

*

„Die ganzen schönen Spielsachen hat Hänschen wieder zerschlagen; der Junge ist sicher erblich belastet!“ — „Wieso denn?“ — „Großvater war doch Möbelspediteur.“

*

„Ihr Herr Gemahl ist nach einem Gebirgskurort gefahren? Was fehlt ihm denn?“ — „Kaffee, Kognak und Zigarren.“

*

Als Prinz Ferdinand XIV. sein Abiturientenexamen machte, wurde er von seinem Geographielehrer gefragt: „Wie heißt das Meer zwischen Ostasien und dem westlichen Amerika?“ — Der junge Prinz errötete und schwieg beharrlich. Nach einer Weile rief der Lehrer aus: „Ausgezeichnet Hoheit, es ist tatsächlich der Stille Ozean!“



„Herr Massör, Sie brauchen nicht mehr zu kommen, ich fahre jetzt immer Untergrundbahn!“

„Also die Angeklagte wollte Sie veranlassen, die ganze Geschichte zu verheimlichen. Womit wollte sie Ihnen den Mund stopfen?“ — „Mit zweihundert Briketts.“

*

„Hänschen, was würdest Du sagen, wenn der Storch noch einmal zu uns käme?“ — „Wir wollen ihn rasch einwecken, Mama!“

*

„Gestern habe ich den Emil Kübel getroffen und wurde gleich lebhaft an Sie erinnert.“ — „Der sieht mir doch gar nicht ähnlich!“ — „Das nicht, aber er ist mir auch zwanzig Mark schuldig.“

*

Instruktionsstunde. „Wissen Sie schon wie der Leutnant heißt, der da eben vorbeiging?“ — „Zu Befehl, Herr Feldwebel, das war Leutnant Havelberg.“ — „Quatsch! Erstens heißt er von Havelberg und zweitens war das Leutnant Krause.“

*

Lehrer: „Wo kommen ‚schlagende Wetter‘ vor?“ — **Fritzchen:** „Am Totalisator.“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

3. März
1918
Nr. 9
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Erbeuteter französischer Nieuport-Kampfeinsitzer mit einem Maschinengewehr, das an der oberen Tragfläche angebracht ist

(Zu dem Artikel „Die Luftwaffe unserer Feinde", Seite 68)



In Petersburg: Biwakierende Soldaten der Roten Garde in einer Straße der Stadt.



Rückkehr des Verteidigers von Przemysl, General v. Kusmanek, aus dreijähriger russischer Gefangenschaft: Ankunft in Wien.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.

Straßenleben in Petersburg

Auch vor den Tagen der Bolschewiki war das Leben in Petersburg nicht ohne Gefahr. Gefahren der modernen Weltstadt, Typ Paris. Jetzt lauert dort ganz anderes Drohen. Das Tik-Tik-Tak des Maschinengewehrs regiert die Stunde. Zwar ist die Uniform aus dem Straßenbild geschwunden. Dennoch herrscht eine Soldateska. Sie nennt sich die „Rote Garde", trägt Zivilkleidung, und nur eine blutfarbene Armbinde kennzeichnet sie. Rotgardisten, wohin man blickt! Auf Panzerautomobilen durchrasen sie die Wege, in kleinen oder starken Patrouillen ziehen sie hin, wartend lagern sie sich auf belebten Plätzen — jeden Moment bereit, das neue allein beseligende Dogma mit Gewalt zu schützen. Es ist eben noch nicht die Herrschaft der Bolschewiki, es ist noch immer ihr Kampf um die Herrschaft. Petrograds Pflaster aber ist dadurch gewiß kein angenehmerer Aufenthalt geworden. Die eleganten, schimmernden Geschäfte haben gesperrt; Rolläden verbergen gierigen Blicken die Schätze der einst glänzenden Auslagen. Nur Armut wagt sich in die Oeffentlichkeit oder Reichtum, der sich als Armut verkleidet hat. Jawohl, ein plötzlich verschämter Reichtum traut sich nur im Kleide der Dürftigkeit ans Tageslicht. Agitatoren stehen da, sammeln Gruppen um sich, verteilen Propagandaschriften oder sprechen. Aufreizende Reden, aber keine aufreizenden Toiletten — das scheint die Devise. Und kommt der Abend, dann breitet sich ein Meer von Finsternis über die versinkende Stadt. Vor den Theatern und Kinos brütet die Stille: sie spielen nicht. Kein funkelnder Schmuck, kein Frack, keine leuchtende Uniform, kein Offizier. Hat die Revolution den Luxus verdrängt? Hat sie reinigend hat sie moralisch gewirkt? Es ist anzunehmen, daß sie den Besitz nicht einfacher und anspruchsloser mache, sondern wahrscheinlich nur etwas vorsichtiger.



Eine Patrouille der Roten Garde in St. Petersburg.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)



General Brussiloff, der bei den Straßenkämpfen in Moskau verwundet wurde, mit seiner Gattin in einem Krankenhaus.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)

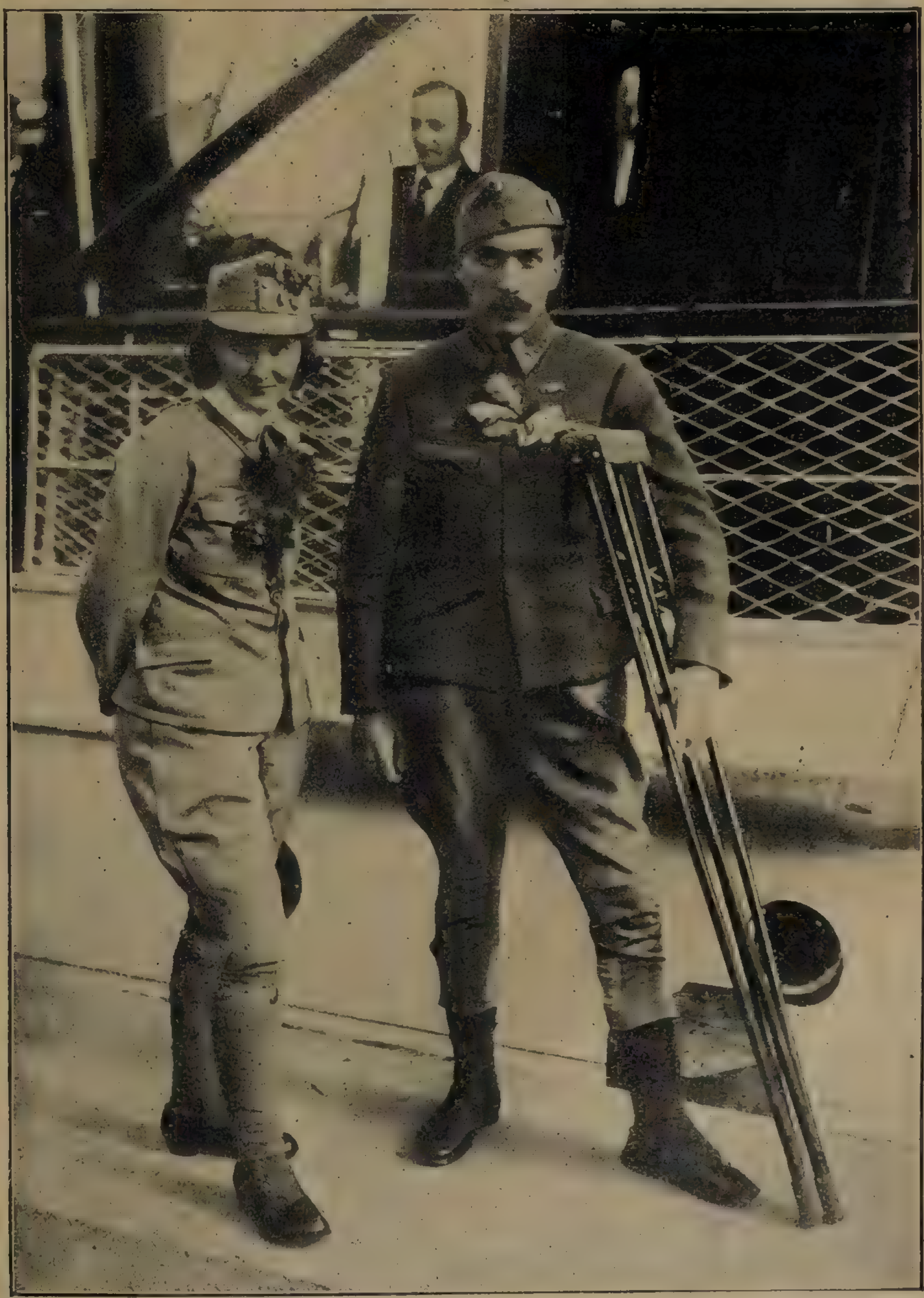


Eine Abteilung russischer Truppen in Frankreich mit einem Bären, der diese Abteilung stets begleitet.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)



Fortschaffung der Kunstwerke aus Venedig durch die Italiener: Verfrachtung des berühmten Reiterstandbildes des Colleoni auf ein Floß
Die Bronzestatue wurde aus dem Sattel gehoben und Roß und Reiter getrennt weggeführt (Aus einer französischen Zeitschrift.





Ankunft von Austauschgefangenen in Saßnitz: Phot. Bild- u. Film-Amt.
Begrüßung einer jungen Oesterreicherin, die seinerzeit als Fähnrich der polnischen Legion an der russischen Front mitkämpfte und in Gefangenschaft geriet.

Die Luftwaffe unserer Feinde

Von Oberleutnant G. Anders



Die Flugzeuge unserer Feinde.
Französischer Kampfeinsitzer, an dessen Tragflächen Brandraketen befestigt sind, die zum Angriff auf Fesselballone dienen und vom Führersitz aus elektrisch ausgelöst werden können

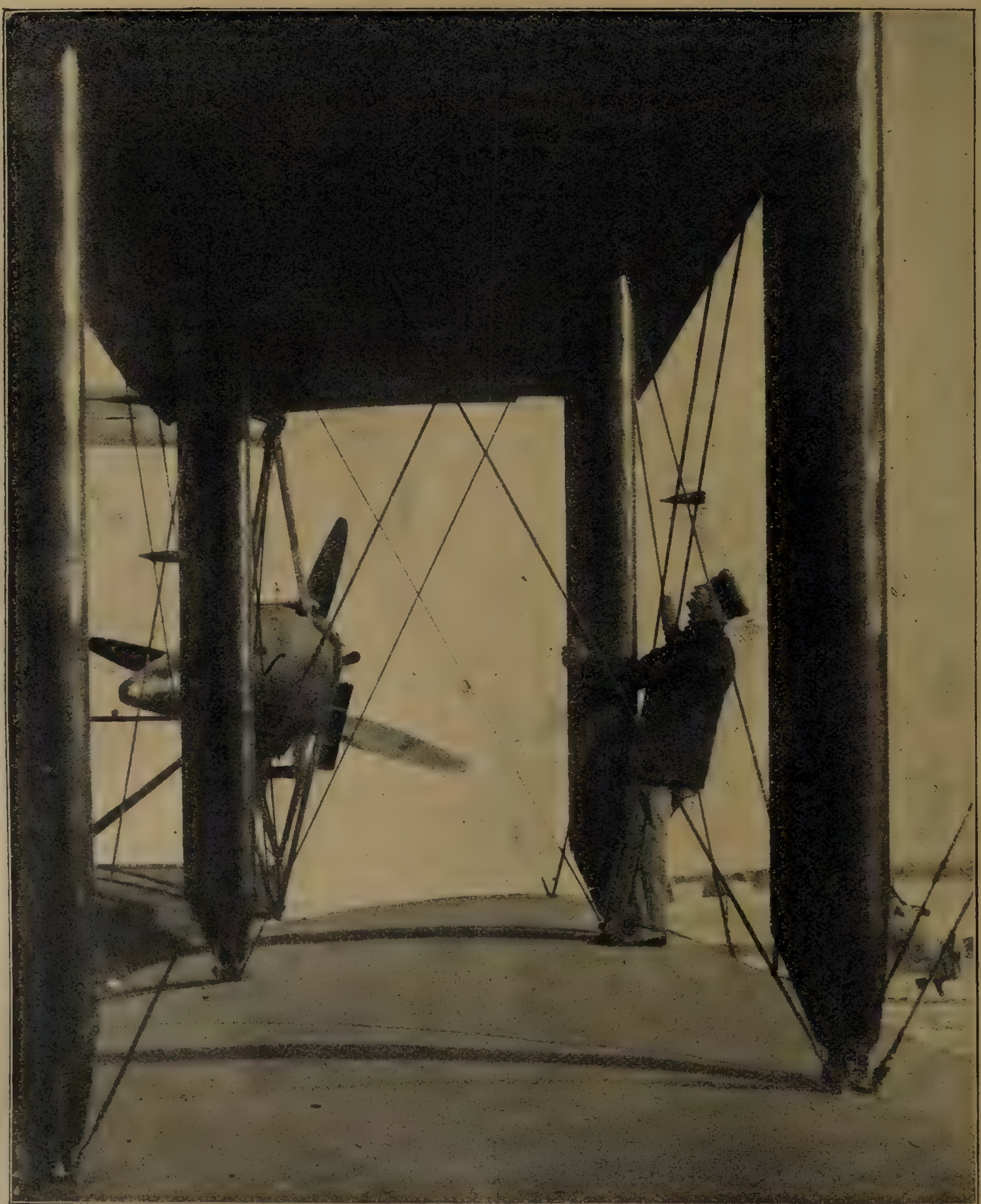


Französischer Spad-Doppeldecker, der von den Franzosen und Engländern als Kampfflugzeug verwendet wird.

Der Sieg im Kampf um die Luftherrschaft hängt von der Leistungsfähigkeit und Zahl der Flugzeuge ab, und der Kampf um die bessere Leistung beginnt bereits in den Konstruktionswerkstätten der Heimat. Die Eindecker der ersten Kriegszeit sind ganz verschwunden, der Doppeldecker ist Normaltyp geworden. Den Pistolen und Karabinern, die die erste Bewaffnung der Flieger bildeten, sind längst Maschinengewehre und sogar kleine Kanonen gefolgt, und noch immer schreitet die Entwicklung stürmisch vorwärts. Selbstverständlich wird alles, was der feindliche Flugzeugbau erzeugt, genau beachtet, und die Abschüsse unserer Jagdflieger und Abwehrkanonen versetzen uns oft genug in die Möglichkeit, die neuesten Erzeugnisse der Gegenseite in tadellos erhaltenen Exemplaren in aller Ruhe studieren zu können. Diese Luftbeute weist eine ziemlich buntscheckige Reihe von Typen aller Art auf. In der Nähe von Berlin steht ein gewaltiger Schuppen, in dem von jedem feindlichen Flugzeug ein Exemplar zu Studien- und Versuchszwecken vorhanden ist. Eins der merkwürdigsten ist wohl das englische „Handley-Page"-Riesenflugzeug, eine gewaltige Maschine mit zwei Motoren und spitz herausstehendem Rumpfvorderteil, der wie eine Urwelt-Rieseneidechse aussieht. Sie ist vorzugsweise für Bombenfernflüge bestimmt und kann neben ausreichendem Betriebsstoff eine große Bombenlast (16 Zentner) schleppen. Dieses hier erwähnte erste Exemplar des Handley-Page-Flugzeuges wurde uns durch die Engländer selbst mit unerwarteter Schnelligkeit „geliefert". Die Flieger hatten den Auftrag bekommen, das Flugzeug über den Kanal zu einem französischen Flughafen zu fliegen, verirrten sich über der Front und landeten in der Nähe von Laon, immer noch ahnungslos, daß sie längst im deutschen Machtbereich waren. Um sich zu orientieren, verließen sie das Flugzeug und wanderten die nächste Straße entlang nach Laon — und als sie ihren Irrtum bemerkten, war es schon zu spät. Eine neuere F[illegible]zeugart, von [illegible]nder sich



Englischer Sopwith-Dreidecker, das erste Kriegsflugzeug mit drei Tragflächen.



„In der Säulenhalle" eines englischen Riesenflugzeuges·
Blick durch die Tragflächen auf den Motor eines Handley-Page-Apparates

Großes erhofften, ist der Dreidecker, der drei Tragflächen hat. Dieser Konstruktion ist zweifellos eine größere Steigfähigkeit zuzusprechen, daß aber die Geschwindigkeit und andere Eigenschaften nicht genügten, beweist ihr zahlreiches Vorkommen in unserer Luftbeute. Bei oberflächlicher Betrachtung können dem Laienauge deutsche und feindliche Flugzeuge gleich erscheinen, doch sind gewisse grundlegende Unterschiede vorhanden, die auch dem Nichtfachmann auffallen. Bei deutschen Flugzeugen liegt der Propeller stets vor dem Motor an der Spitze des Flugzeuges, er „zieht" das Flugzeug durch die Luft und wird Zugpropeller genannt, dahinter liegt der Führer- und der Beobachtersitz; bei englischen Maschinen ist die Anordnung nicht selten umgekehrt, es sitzt also vorn an der Rumpfspitze der Beobachter, dann folgt der Führersitz, hinter diesem liegt der Motor und am Rumpfende der Propeller, in diesem Falle „Druckpropeller" genannt. Auch haben die englischen Maschinen fast immer vierflügelige Propeller, während die deutschen sich mit zweiflügeligen begnügen. Ein interessantes Kapitel ist auch die Flugzeugbewaffnung. Das seltsamste ist wohl der Voisin-Doppeldecker. Dieses französische Flugzeug hat an der Rumpfspitze eine richtige kleine Kanone, die aber auch nicht viel genutzt hat. Als Spezialflugzeug zum Angriff auf Fesselballone ist ein französischer Nieuport Kampfeinsitzer erbeutet worden, der an den Streben raketenähnliche Brandgeschosse hat, die vom Führersitz aus in der Nähe des Zieles ausgelöst werden und den Ballon in Brand setzen sollen. Von der Hauptwaffe des Fliegers, dem Maschinengewehr, sind natürlich Proben aller Art in der Luftbeute vorhanden. Da gibt es starre und bewegliche Maschinengewehre, die über die Tragflächen und senkrecht nach oben schießen können, starr eingebaute Gewehre, die zwischen den wirbelnden Propellerblättern hindurchschießen, und sogar gekuppelte Maschinengewehre, bei denen der Schütze gleichzeitig

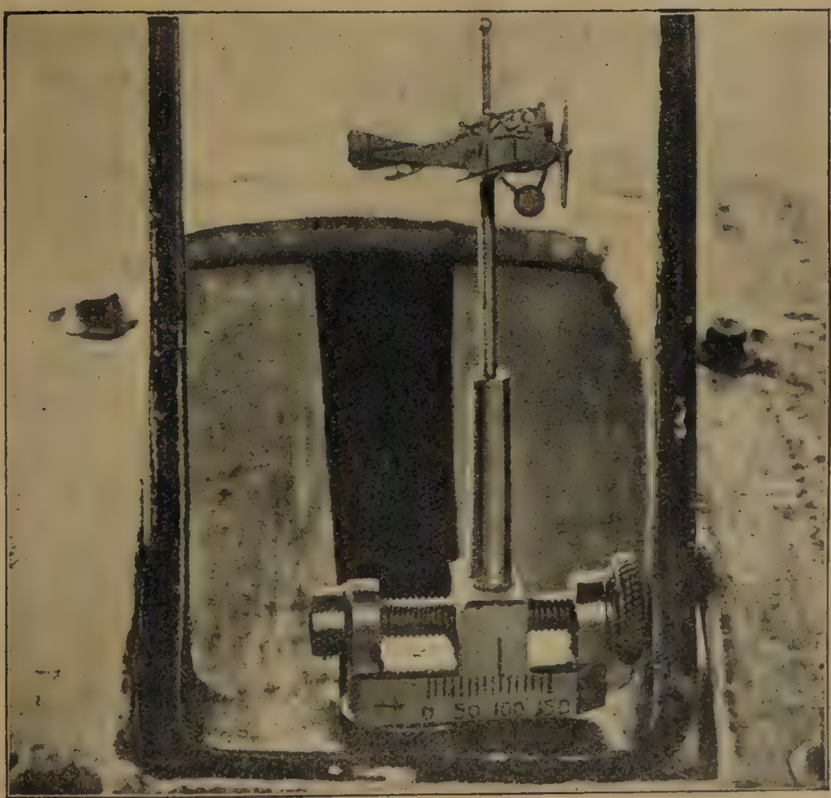


Die Flugzeuge unserer Feinde. Teilansicht eines erbeuteten englischen Handley=Page=Riesenflugzeuges mit dem Rumpfvorderteil, in dem Plätze für den Führer und einen Maschinengewehrschützen vorgesehen sind

eine doppelte Maschinengewehrgarbe verfeuern kann Eine neuartige Vorrichtung, die das Zielen beim Luftkampf sichern soll, ist an einem französischen Nieuport gefunden worden Es hat sich herausgestellt, daß die Schüsse des Maschinengewehrs erst aus einer gewissen verhältnismäßig nahen Entfernung genügende Wirkung versprechen, und die Taktik der bekannten Jagdflieger, erst aus allernächster Nähe (etwa 20—30 Meter vom feindlichen Flugzeug entfernt) das Feuer zu eröffnen, hat ihnen ihre größten Erfolge verschafft Man darf nun hier nicht vergessen, daß der Kampf sich nicht auf festem Boden abspielt, sondern in einem Flugzeug, das mit drei Kilometer Geschwindigkeit in der Minute an dem anderen vorbeisaust, das sich ebenso schnell bewegt! Um nun besonders Anfängern das Zielen zu ermöglichen, ist an der Zielvorrichtung des französischen Nieuport der Miniatur=Umriß eines deutschen Flugzeuges aus Blech angebracht, der dem Flieger als Anhalt dienen soll. Wenn er das feindliche Flugzeug in das Visier faßt, weiß er, daß er die richtige Schußentfernung hat, sobald der Feind in derselben Größe wie das Flugzeug in der Visiervorrichtung erscheint. Soviel Neuheiten die Feinde aber auch erdacht haben, und soviel Gutes und Leistungsfähiges auch oft daran gewesen ist, die deutsche Flugzeugindustrie und die deutschen Flieger vor allem sind den Feinden gewachsen — die Luftbeutezahlen des letzten Jahres beweisen, daß trotz etwa sechsfacher Ueberlegenheit an Flugzeugmaterial auf je ein verlorenes deutsches Flugzeug fast vier abgeschossene feindliche kommen.



Die Kanone als Fliegerwaffe: Französischer Voisin=Doppeldecker, an dessen Rumpfvorderteil eine kleine Schiffskanone angebracht ist



Französisches Flugzeug mit Zielvorrichtung, die das Schießen mit dem Maschinengewehr auf feindliche Flugzeuge erleichtern soll

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

Der gewesene Leutnant schwankte zur Tür hinaus. Er schlief schon im Gehen.

Löcknitz begrüßte den Ritter von Miaczynski, der dick geworden war und scheue Augen bekommen hatte. Er wußte nichts mit dem Mann zu reden, der ihm fremd und gleichgültig erschien.

In dieser heißen Augustnacht wuchs der Ekel über sein Leben als Spielsaalbesitzer so hoch in Löcknitz, daß er mit aller Sehnsucht nach Befreiung lechzte. Das stärkste Gefühl in ihm war Scham vor Lisa. Er war es ihr schuldig, sich aufzuraffen und den Schmutz zu verlassen, in den er sich eingewühlt hatte. Alle Rachepläne fielen zusammen, und sein Rausch der Auflehnung war verflogen. Die Leute, die er treffen und verwunden wollte, standen ihm fern. Was gingen ihn die Grafen Plagge-Glindow an? Was kümmerte ihn heute Agnes Löcknitz? Sein Leben war zu wertvoll, um es einer knabenhaften Rache zuliebe in Trümmer zu schlagen. Jetzt sah er ein Ziel vor sich, das alle seine Kräfte verlangte und seinen Ehrgeiz aufstachelte. Aber es ging nicht an, ein Heim zu begründen mit zusammengescharrten Kartengeldern, das fühlte er deutlich. Ein solches Haus stürzte ein, bevor der Dachstuhl fertig wurde. Neue und reinlichere Wege mußten gefunden werden. So sagte er sich, aber als der Morgen dämmerte, wußte er, daß es für ihn keine neuen Wege gab. Er war zu alt, um von Grund aus neu aufzubauen. Er mußte die alten Fundamente benützen.

So entstand in Löcknitz der Plan, einen neuen Philadelphia-Klub zu gründen, dessen er sich nicht zu schämen brauchte, einen Klub, der nicht besessenen Spielern Unterstand bot, sondern Menschen jeglicher Art und aller Berufe gastlich aufnahm und näherbrachte. Es mußte ein stattliches, geräumiges Haus sein, das sich vor niemandem zu verstecken hatte. Er gab sich keinen Täuschungen hin, daß er im Anfang auf die Einnahmen aus dem Spiel nicht verzichten konnte, denn die Miete und die Einrichtung eines Hauses, wie es ihm vorschwebte, verschlangen Summen, die durch die Mitgliederbeiträge allein nicht gedeckt wurden. Aber sicherlich kam eine Zeit, da das Klubvermögen so groß war, daß man das Spiel verbieten konnte. Dann erst wurde der Philadelphia-Klub ein Mittelpunkt geistiger Interessen, vielleicht gar ein politischer Faktor, mit dem die Regierung rechnen mußte.

Er ging sofort und ohne Zögern an die Arbeit. Es war ihm, als hätte er nicht eine Minute zu versäumen. In erster Linie galt es, ein passendes Haus zu finden. Da er weder Stöckel noch sonst jemanden in seine Pläne einweihte, aus Besorgnis, durch überkluge Einwände und Widerreden gehemmt zu werden, begab er sich selber zu einem Häusermakler und trug seine Wünsche vor. Der Makler, Herr Delfiner, ein flinker, junger Mensch, verhehlte ihm nicht die Schwierigkeiten des Auftrags.

„Ein Haus zu finden, das Ihnen entspricht, ist nicht schwer, Herr von Löcknitz, aber solche Häuser werden kaum vermietet. Die Geschichte würde sich sehr vereinfachen, wenn Sie so ein Haus kaufen wollten."

„Das geht nicht, Herr Delfiner. Dazu habe ich nicht Geld genug."

Der Makler begann zu lachen. „Glauben Sie mir, Herr von Löcknitz, wer heutzutage ein Haus kauft, hat niemals Geld. Denn wenn er Geld hätte, brauchte er doch kein Haus zu kaufen, das ist klar. Ein Haus zu mieten ist viel teurer, als ein Haus zu kaufen."

„Mit dieser Logik müßte ich mich erst näher befreunden, Herr Delfiner. Suchen Sie mir vorläufig ein Haus, das zu vermieten ist."

„Schön, wie Sie wollen, Herr von Löcknitz, aber Sie handeln unkaufmännisch. Ich zahle doch statt der Miete lieber Hypothekenzinsen und bin mein eigener Herr."

Der Rittmeister wandte sich zum Gehen.

„Das Haus muß unbedingt in der Nähe des Leipziger Platzes sein, Herr von Löcknitz?"

„Jawohl, höchstens fünf Gehminuten entfernt."

„Eine andere Gegend ist ausgeschlossen?"

„Unter den Linden miete ich auch."

„Sie erhalten morgen Bescheid, Herr von Löcknitz. Soll ich Sie anrufen?"

„Nein, ich komme zu Ihnen."

Als der Rittmeister den Makler verlassen hatte, fiel ihm ein, daß er seinen Rechtsanwalt aufsuchen könnte, der seine Kanzlei in der Nähe hatte.

Der Justizrat Lepehne war ein freundlicher, alter Herr, der seine Zuneigung zu Löcknitz nie verborgen hatte, obwohl er eigentlich die Interessen der Familie Plagge-Glindow vertrat. Auch heute schüttelte er dem Eintretenden freudig die Hände und rief herzlich: „Welcher gute Wind führt Sie zu mir, mein lieber Herr Rittmeister? Ich habe Sie eine Ewigkeit nicht gesehen. Bitte, nehmen Sie Platz."

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Herr Justizrat."

„Oh bitte, für Sie habe ich immer Zeit, mein lieber Herr Rittmeister."

„Ich wollte Sie nur bitten, Herr Justizrat, gelegentlich bei meiner Frau anzufragen, ob sie nicht geneigt wäre, in eine Scheidung einzuwilligen."

„Das ist doch nicht Ihr Ernst?" rief der alte Rechtsanwalt entsetzt.

„Mein voller Ernst, Herr Justizrat. Wir leben seit ungefähr sechs Jahren getrennt, die Scheidung wäre also wirklich nur eine Formsache. Nun sind inzwischen Umstände eingetreten, die es mir wünschenswert erscheinen lassen, meine Handlungsfreiheit wiederzugewinnen. Ich bin übrigens vollkommen überzeugt, daß meine Frau einer Scheidung keine Hindernisse in den Weg legen wird."

„Das wollen wir nicht so bestimmt hinstellen," erwiderte der Justizrat bedächtig.

„Ich kann mir beim besten Willen nicht denken, welchen Wert diese Ehe, die seit vielen Jahren keine mehr ist, für meine Frau noch haben könnte."

„Frauen sind oft ganz seltsam," sagte der Rechtsanwalt, der unverheiratet war.

„Versuchen Sie es jedenfalls, Herr Justizrat, meine Frau für den Gedanken einer Scheidung zu erwärmen!"

„Was sollte als Scheidungsgrund gelten, Herr Rittmeister?"

„Unüberwindliche Abneigung."

Nachdem Löcknitz dies ausgesprochen hatte, wurde er nachdenklich und beunruhigt. Der Ausdruck stimmte ganz und gar nicht, gab ein falsches Bild von der Sache. Es bestand eigentlich keine Abneigung, geschweige eine Abneigung, die nicht zu überwinden war. Aber wem nützte die Wortklauberei? Daß sie nicht neben- und miteinander leben konnten, das stand fest, und daran ließ sich nicht deuteln.

„Vermögensfragen sind zwischen mir und meiner Frau nicht zu erledigen, so daß die Operation ohne Schwierigkeit durchgeführt werden könnte. Meinen Sie nicht auch, Herr Justizrat?"

„Ich weiß nicht, mein lieber Rittmeister. Ein unbestimmtes Gefühl sagt mir, daß der Fall nicht ganz so einfach liegt, wie Sie anzunehmen belieben."

„Vielleicht ließe sich meine Bitte nachdrücklich unterstützen, Herr Justizrat, wenn Sie betonten, daß ich ein der Familie Plagge-Glindow unwürdiges Leben führe. Ich halte nämlich eine Spielhölle, wie man in empfindlicheren Zeiten zu sagen beliebte."

„Ich glaube nicht, Herr Rittmeister, daß diese Mitteilung für Ihre Frau den Reiz der Neuheit hätte." Der Rechtsanwalt betrachtete nachdenklich und voll Teilnahme den Mann, der ihm gegenübersaß.

„Dürfte ich vielleicht erfahren, Herr Rittmeister," fragte er sehr vorsichtig, „welcher Art die Umstände sind, die es Ihnen wünschenswert erscheinen lassen, Ihre Freiheit wiederzugewinnen?"

„Ich will mich wieder verheiraten, Herr Justizrat."

„So, so. Ja, dann freilich. Ermächtigen Sie mich, von dieser Ihrer Absicht Frau von Löcknitz in Kenntnis zu setzen?"

„Nein, nein," erwiderte der Rittmeister hastig. „Das möchte ich nicht. Ich verspreche mir keinerlei Erfolg davon. Es wäre sogar möglich, daß gerade diese Absicht verstimmend und hemmend wirkte."

„Wie Sie glauben, Herr Rittmeister. Ich werde mich also darauf beschränken, Ihre Bitte um Ehescheidung vorzutragen."

„Vielen Dank inzwischen, Herr Justizrat."

Als Löcknitz an diesem Abend zu Lisa kam, fühlte er sich ernüchtert und verstimmt. Die bescheidenen Zimmer mißfielen ihm. Sie waren nicht der richtige Rahmen für ein schönes, junges Mädchen. Zu Lisa gehörte das Meer und Licht und Sonne und Freiheit. Diese kleine Wohnung mit dem Ausblick auf die Stadtbahn erschien ihm wie ein dunkler Käfig, in dem jedes Lachen erstarb. Schwer und bleifarbig lag der dunstige Himmel über der Stadt. Im Osten stand ein Wetter.

„In Fanö war es schöner," sagte Lisa sehnsüchtig und erriet seine Gedanken.

„Es ist so eng hier," seufzte er. „Man kriegt keine Luft."

Sie öffnete alle Fenster, aber kein frischer Hauch kam herein, nur das Rasseln der Straße wurde lauter.

„Laß nur, Lisa! Das hilft nichts. Es muß auch solche Tage geben." Er zog sie an sich und küßte sie demütig, als hätte er eine Schuld abzutragen, aber seine Gedanken blieben nicht hier. Sie flogen zu seinen neuen Plänen und legten Stein auf Stein und begannen hart zu rechnen. Er merkte gar nicht, daß Lisa ihn verlassen hatte und in die Küche hinausgegangen war, um ein Abendbrot zu richten. Als sie hereinkam und den Tisch deckte, saß er noch unverändert und blickte mit verlorenen Augen in die Nacht hinaus.

Der erste Donner grollte in der Ferne.

„Was ist Dir?" fragte sie besorgt und verspürte eine jähe Angst um den Geliebten. „Du bist so nachdenklich."

Seine Augen kehrten zu ihr zurück und umklammerten sie in zitternder Liebe.

„Ich baue an unserer Zukunft, Lisa."

XXIII.

„Ich habe gefunden, was Sie suchen, Herr von Löcknitz," sagte der Makler Delfiner und machte ein großartiges Gesicht.

„Da bin ich neugierig."

„Die allerbeste Gegend, ein hochvornehmes Haus, ganz wie Sie es wünschen, ein wahrer Glücksfall, das muß ich sagen."

„Wo?"

Der Agent machte eine kleine Pause, wie ein erfahrener Schauspieler, der eine Wirkung vorbereitet. „Viktoriastraße, Herr von Löcknitz. Hart am Tiergarten."

„Die Lage ist gut."

„Gut ist kaum das Wort. Wir werden wohl erstklassig sagen müssen."

„Das Haus ist zu vermieten?"

„Jawohl."

„Wie teuer?"

„Der Preis richtet sich nach dem Mieter, sagte mir der Besitzer."

„Wer ist der Besitzer?"

„Konsul Brinkmann."

„Kenne ich nicht."

„Gehen Sie ruhig zu dem Mann hin, Herr von Löcknitz, und unterhandeln Sie mit ihm!"

Der Rittmeister machte sich auf den Weg zu Konsul Brinkmann. Das Haus gefiel ihm ausnehmend. Es war ein stilles, vornehmes Gebäude, dessen Fenster zum Teil auf den Tiergarten blickten. Der Konsul gefiel ihm weniger. Ein alter, kalter Mann mit weißem Kranzbart saß am Schreibtisch und blickte kaum auf, als Löcknitz von einem Diener in das Zimmer geführt wurde. Der Rittmeister grüßte höflich und stellte sich vor. Der Konsul antwortete mit einem tiefen Grunzen, das alles mögliche bedeuten konnte. Da der Hausherr keine Anstalten traf, irgendein Gespräch einzuleiten, begann Löcknitz zu reden. „Verzeihen Sie gütigst die Störung, Herr Konsul, ich wollte nur mal wegen des Hauses anfragen."

Keine Antwort. Der Mann schien taub zu sein. Der Rittmeister wiederholte seinen Satz laut und dröhnend.

„Ich höre sehr gut, Herr — Herr — —". Er suchte den Namen auf der Karte.

„Löcknitz."

Der Rittmeister schob sich einen Sessel näher und setzte sich. „Sie gestatten, daß ich Platz nehme, Herr Konsul. Ich habe nämlich schwache Beine."

Der alte Mann verzog keine Miene.

„Der Häusermakler Delfiner schickte mich zu Ihnen, Herr Konsul. Er behauptete, daß Sie Ihr Haus vermieten wollten."

Der Konsul sog an seiner Zigarre und blickte den Rauchwölkchen nach. Löcknitz zündete sich, ohne um Erlaubnis zu bitten, eine Zigarette an und legte Bein über Bein. So saßen die beiden eine ganze Weile und rauchten schweigend.

Endlich fing der Rittmeister zu lachen an und erklärte: „Ich habe Zeit, Herr Konsul."

„Was wollen Sie eigentlich von mir, Herr?"

„Ich möchte Ihr Haus mieten, Herr Konsul."

„Haben Sie es schon besichtigt?"

„Nein."

„Dann sehen Sie sich erst das Haus an!"

Er läutete dem Diener, der Löcknitz durch das Haus führte. Es waren hohe, weitläufige Zimmer, mit altmodischen Tapeten bespannt, starr und feierlich eingerichtet und ohne elektrisches Licht. Kerzenlüster hingen von den Decken herab. Das Haus mußte neu instand gesetzt werden, wenn es seinem Zweck entsprechen sollte.

„Das Haus gefällt mir, Herr Konsul. Ich miete es, falls wir über den Preis einig werden."

„Für welchen Zweck soll das Haus gemietet werden?"

„Für einen Klub, Herr Konsul."

„Welcher Art ist dieser Klub?"

„Ein Geselligkeitsklub."

„Sagen Sie doch lieber Spielklub. Wir wollen uns nichts vormachen."

„Das fällt mir gar nicht ein, Herr Konsul. Es ist ein Geselligkeitsklub, in dem leider auch Kartentische stehen müssen, aber das Spiel soll gewiß nicht die Hauptsache sein."

Der alte Mann schüttelte den Kopf. „Ich danke für die Aufklärung, Herr von Löcknitz. Ich vermiete mein Haus nicht."

„Warum nicht, Herr Konsul?"

„Es darf nicht heißen: In Konsul Brinkmanns Haus sitzt jetzt ein Spielklub. Das müssen Sie einsehen."

Löcknitz nickte stumm.

„Aber es gibt vielleicht einen Ausweg."

„Ich weiß keinen, Herr Konsul."

„Kaufen Sie das Haus!"

Löcknitz hob überrascht den Kopf und blickte in zwei gütige Altmänneraugen, die bisher versteckt geblieben waren.

„Sie kriegen das Haus billig, Herr von Löcknitz."

„Was nennen Sie billig, Herr Konsul?"

„Ihnen, aber nur Ihnen, gebe ich mein Haus für 825 000 Mark. Das ist ein Geschenk, fragen Sie, wen Sie wollen. Von Delfiner verlange ich hundert Mille mehr."

„Sie sind zu gütig, Herr Konsul, aber Sie werden begreifen, daß ich mich in einer so wichtigen Sache nicht von heut auf morgen entscheiden kann."

„Morgen ist es bereits zu spät, Herr von Löcknitz. Sie müssen sich noch heut, in dieser Stunde, entschließen. Lesen Sie!" Er reichte ihm einen Kontrakt. „Die Gesellschaft will das Haus für zehn Jahre mieten. Ich muß heute Bescheid sagen."

Der Rittmeister begann erregt auf- und abzugehen. „Ich kann mich heute noch nicht binden. Das ist unmöglich."

„Es tut mir leid, Herr von Löcknitz, dann werde ich diesen Vertrag unterschreiben."

Der Rittmeister verbiß sich in den Gedanken, daß dieses Haus seinen Klub aufnehmen müßte. Es war wie eine unentrinnbare Zwangsvorstellung. Wenn er dieses Haus nicht gewann, brach die ganze Zukunft zusammen. Ein rettender Einfall ging durch seinen Kopf. „Geben Sie mir eine Option auf den Hauskauf, Herr Konsul! Eine Option von nur zwei Monaten."

„Die können Sie haben, wenn Sie dreißig Mille erlegen."

Löcknitz riß das Scheckbuch aus der Tasche und schrieb einen Scheck aus. „Hier sind 30 000 Mark, Herr Konsul."

„Schön," sagte der alte Herr und bestätigte den Scheck mit Vorbehalt. „Die Option geht Ihnen morgen durch meinen Rechtsanwalt zu."

Als der Rittmeister auf die Straße trat, hatte er Hausbesitzergefühle. Er war so erregt, daß er durch den Tiergarten lief, ohne nach rechts und links zu blicken, immer geradeaus. Sobald er ruhiger geworden war, fuhr er zu Delfiner und erzählte ihm von dem Erfolg seiner Verhandlung.

Der Makler staunte. „Der Alte hat an Ihnen einen Narren gefressen, daß er Ihnen das Haus so billig überläßt. Von mir hat er 925 Mille verlangt, so wahr ich Julius Delfiner heiße. Wenn Sie heut kaufen und morgen verkaufen, verdienen Sie mindestens fünfzig Mille, glatt auf die Hand."

„Ich will gar nicht verkaufen."

„Ich meine nur," sagte der Agent und rieb sich vergnügt die Hände.

„Wissen Sie vielleicht einen tüchtigen Architekten, der nicht größenwahnsinnig ist?"

„Weiß ich. Aber wozu brauchen Sie — Gott behüte! — einen Architekten?"

„Ich will das Haus umbauen und einrichten lassen."

Der Makler verzog den Mund. „Muß das sein, Herr von Löcknitz?"

„Jawohl!"

„Das ist eine faule Sache. Umbauen kostet Geld, Bargeld, meine ich. Aber Sie müssen ja wissen, was Sie tun. Und einen Architekten kann ich Ihnen auch empfehlen. Er heißt Robert Sloog und wohnt in Friedenau."

„Hat der Mensch auch von Inneneinrichtung eine Ahnung?"

„Zehn Ahnungen," lachte Delfiner. „Soll ich ihn herbestellen?"

„Es wäre mir lieber, wenn ich jetzt gleich zu ihm hinausfahren könnte."

„Können Sie auch. Er hat beinahe ein Atelier. Ich will mal anklingeln, ob er zu Haus ist.'

Jawohl, Robert Sloog war zu sprechen.

Ein langer, magerer Mensch empfing den Rittmeister mit Zurückhaltung und Mißtrauen.

(Fortsetzung folgt.)



Diederich Hahn †,
der Direktor des Bundes der Landwirte, Reichstagsabgeordneter von 1893—1903 und 1907—1912.
Hofphot. Weidener.



Mitglieder der ukrainischen Abordnung auf einem Spaziergang in Berlin in Begleitung eines deutschen Offiziers
Phot. Grohs



Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, der im Alter von 35 Jahren auf tragische Weise aus dem Leben schied.
Hofphot. E. Hamm.

RÄTSEL

Silben-Rätsel

Aus den Silben ber — bers — chel — draht — e — e — e — ei — en — ew — fest — gi — gie — hard — her — i — in — land — lapp — li — nachts — rei — rei — ri — sar — sen — sse — sta — ter — vi — vi — weih — zi sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Hohe Feiertage, 2. Aegyptologe, 3. Oper, 4. Vorabend-Gottesdienst, 5. Fluß, 6. männlichen Vornamen, 7. nördliches Land, 8. Vogel, 9. Fabrik, 10. Besuch zwecks Ausfragung, 11. wichtiges Kriegsmaterial.

Die geräuschvollste Nation

Die Feinde schwätzen, toben, drohn
Und schrein, daß alles kracht;
Nun nenne mir mal die Nation,
Die stärksten Lärm wohl macht.

Stellungskrieg

Vom Worte ist der Graben voll,
Der dieses selbe Wort sie soll.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 8

Silben-Rätsel: Siebenkäs. Jean Paul. 1. Sessel, 2. Iglau, 3. Emma, 4. Bärlapp, 5. Eisen, 6. Nora, 7. Kreide, 8. Asti, 9. Empedokles.

Verwandlung: Geduld, Geld.

Völlig entwischt: R — Adler.

*

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Feldwebel Schulz, auf Urlaub in Berlin, geht in ein Musikkaffee, an seinem Tisch sitzt eine junge Dame, mit der er gern ein Gespräch anknüpfen möchte, er weiß aber nicht wie. Als der Kapellmeister ein Solo geigt, kommt ihm ein Gedanke. Er wendet sich an seine Nachbarin und fragt: „Spielen Sie Geige, gnädiges Fräulein?" — „Nein," antwortet die Dame, „ich nicht, das tut der Mann da auf dem Podium."

*

Ein Vater überrascht seinen Sohn, der auf einem anderen Jungen liegt und ihn festhält: „Gustav, warum liegst Du auf dem Jungen?"

„Er hat mich ins Auge geschlagen."

„So! Habe ich Dir nicht gesagt, man soll erst bis hundert zählen, ehe man sich von seinem Zorn hinreißen läßt?"

„Ja Vater. Ich halte ihn auch bloß fest, damit er nicht fortläuft, ehe ich mit Zählen fertig bin."

*

Bayrisches Feldrätsel. „Schorsch, kannst Du mir sagen, was für a Unterschied is zwischen an Feldpostbriaf und an Sanitätshund?" — „Na!" — „Koaner. A Feldpostbriaf, der is adressiert; und a Sanitätshund, der is a dressiert!"



Nach dem Urlaub.
„Na, wie hast Du zu Hause geschlafen?"
„Schrecklich! Meine Frau ist doch bei der Untergrundbahn, alle Augenblick hat sie mir im Schlaf in die Ohren geschrien: 'Fertig, abfahren'!"

Der Vorhangzieher Schulze ging eines Tages in das Sprechzimmer des Theaterdirektors und bat bescheiden um eine Erhöhung seines Lohnes. „Was," schrie ihn der Direktor an, „mehr Geld wollen Sie haben? Was tun Sie denn eigentlich? Ein paar Handgriffe! Sonst stehen Sie Abend für Abend zwischen den Kulissen und sehen sich die Stücke an!" — „Eben deshalb!" sagte Schulze.

*

„Du Papa," sagte das kleine Hänschen betrübt, „Mama ist auch zu ungerecht!" — „Wieso denn?" — „Ja, wenn ich mir nur einen Fingernagel abkaue, gleich kriege ich eine Backpfeife, aber wenn das kleine Elschen den ganzen Fuß in den Mund steckt, findet Mama das entzückend."

*

„Sagen Sie, Herr Direktor," fragte eine neugierige Dame einen Zirkusdirektor, „Ihre Dressurnummer ist großartig, wie haben Sie das nur fertig gebracht, daß das Lamm mit dem Löwen zusammen auftritt?" — „Dressur, Gnädigste, nichts als Dressur!" — „Und vertragen sich die beiden Tiere denn immer so gut miteinander?" — „Nein, das allerdings nicht." — „Und was tun Sie dann?" — „O, dann kaufe ich ein neues Lamm."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. Für die Anzeigen Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6

10. März 1918
Nr. 10
27. Jahrgang

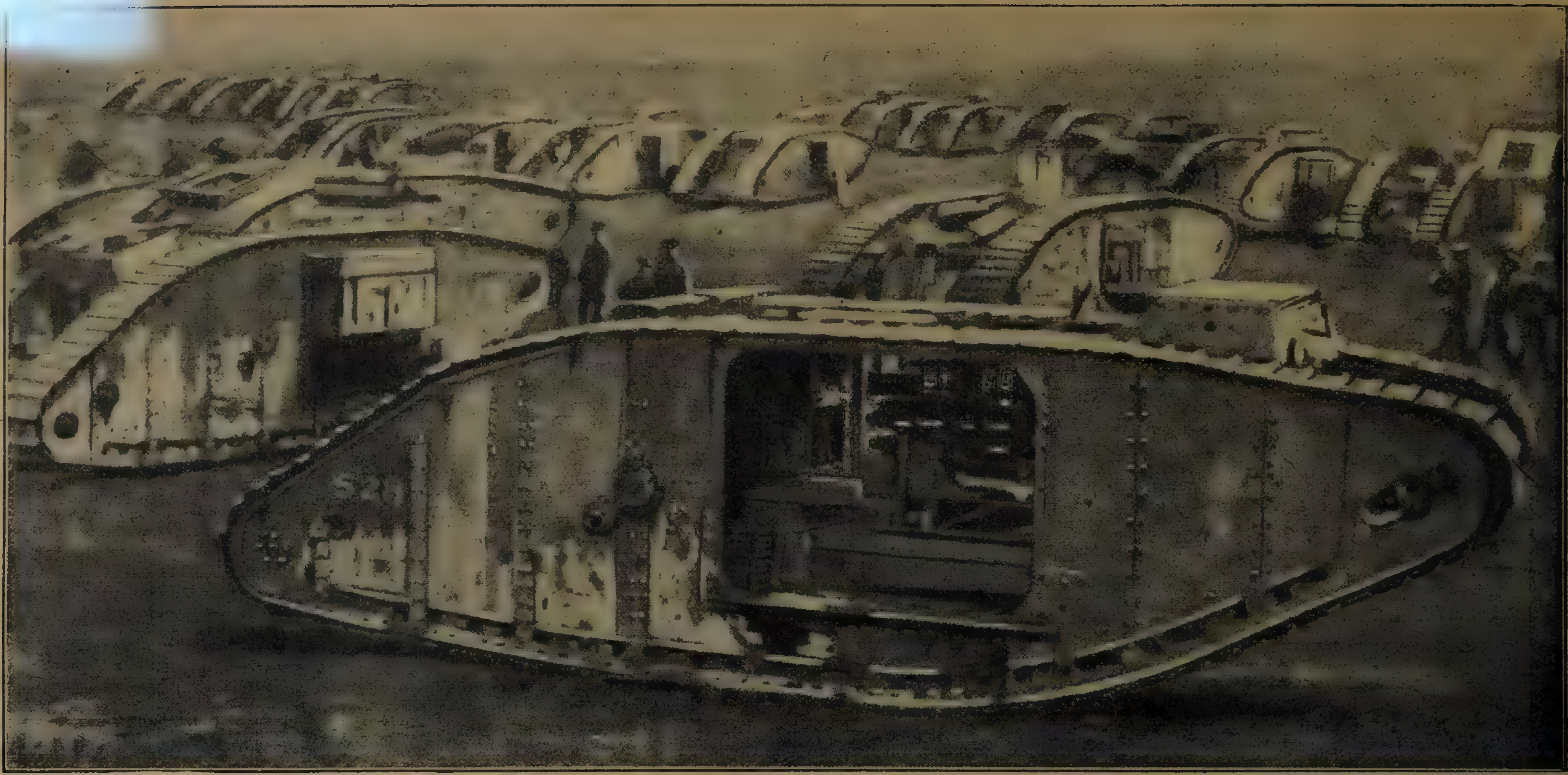
Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Zwei neue Berühmtheiten der deutschen Marine:
Oberleutnant z. S. Christiansen, unser erfolgreichster Kampf-Seeflieger (im Pelz) und Fregattenkapitän Nerger, der Kommandant des nach fünfzehnmonatiger Kreuzerfahrt zurückgekehrten Hilfskreuzers „Wolf", der 35 Handelsschiffe mit 210,000 Br.-Reg.-To. und mehrere Kriegsschiffe vernichtete oder beschädigte.



Eine Tankabteilung unserer Feinde hinter der Front bei Cambrai.
(Aus einer französischen Zeitung.)

Zwei Berühmtheiten unserer Marine.

Fregattenkapitän Nerger, der kühne Führer des Hilfskreuzers „Wolf", zeigte schon 1900 als Leutnant zur See, da er auf der „Iltis" in China sich an der Niederringung der Taluforts beteiligte, und später, zu Beginn des Weltkrieges, als Kommandant des kleinen Kreuzers „Stettin" hervorragende Eigenschaften. Eine einzige größere Kanonenkugel hätte den Hilfskreuzer „Wolf", diesen einstigen ehrsamen Handelsdampfer, auf den Grund der Meere zu schleudern vermocht. An ernsten Kampf mit einem echten Kriegsschiff war gar nicht zu denken. Als zu Schluß des vergangenen Jahres eine englische Meldung die Vernichtung des „Wolf" kündete, wurde sie darum gerade von Fachleuten am allerwenigsten bezweifelt. Ja, der Tod Negers erschien so gewiß, daß man ihn schon betrauerte. Nun ist er wieder auferstanden. Nicht Eisen und Stahl, nicht die brutale Materie, sondern menschliche Intelligenz und Entschlußkraft haben hier gesiegt. — Oberleutnant z. S. Christiansen war ehemals Schiffskapitän. Während des Krieges wandte er sich der Flugwaffe zu und machte bald waghalsige Flüge tief in feindliches Gebiet. Vor der Themsemündung hat er im Mai 1917 an der Spitze deutscher Seeflugzeuge ein ganzes englisches Aeroplan-Geschwader zerstört. Gleichfalls an der Themsemündung schoß er später ein mächtiges englisches Großflugboot ab. Und dann, bei einem Aufklärungsflug, schoß er das stolze englische Luftschiff „C. 27" ab. Dies ist jedoch durchaus nicht die vollständige Liste seiner Taten, nur eine karge Blütenlese daraus.



Ukrainische Truppen in ihrer neuen Uniform, die der historischen Tracht der ukrainischen Kosaken nachgebildet ist.



Wrack des deutschen Hilfskreuzers „Seeadler" bei den Fidschi-Inseln.



Vom deutschen Vormarsch auf dem Wege Riga—Petersburg.



Abholung der Besatzung des „Seeadlers" von der Insel.
Siehe auch die nebenstehenden Zeilen.

*

Der Hilfs-Kreuzer „Seeadler" hatte viele Monate ruhmvoll gekämpft und zahlreiche feindliche Schiffe aufgebracht, ehe er auf den Riffen von Mogulia bei den Fidschi-Inseln scheiterte. Die Besatzung und die Gefangenen, die dann monatelang auf einer Insel à la Robinson Crusoe gelebt haben, wurden endlich am 8. Oktober 1917 von einem feindlichen Schiff abgeholt.



Deutsche Truppen mit ihren Gepäckschlitten auf dem Vormarsch im Osten.
Phot. Bild- u. Film-Amt



Der Nachtangriff deutscher Torpedoboote auf die englische Kanalbewachung am 15. Februar, wobei ein älteres Torpedoboot, ein U-Boot-Jäger und mindestens zwölf weitere bewaffnete Fahrzeuge unserer Feinde vernichtet wurden.

Unsere Torpedoboote drangen in die Kanalenge zwischen Dover, Folkestone, Calais und Kap Grisnez ein und trafen dort eine aus Torpedobooten, U-Boot-Jägern, bewaffneten großen und kleinen Dampfern und Motorschnellbooten bestehende starke Kanal-Bewachung an. Das gesamte Gebiet war durch Scheinwerfer und auf dem Wasser schwimmende Magnesiumleuchtkugeln taghell erleuchtet.

Zeichnung von Prof. Hans Bohrdt



Die Heimkehr des Hilfskreuzers „Wolf" nach seinen beispiellos ruhmvollen Taten: Einfahrt in den Hafen von Kiel.

Zeichnung von R. Schmidt (Kiel).

Kriegsblinde als Vollarbeiter

Die ersten Erfahrungen mit Kriegsblinden in der Industrie.

Von Dr. Albert Neuburger.

In früheren Zeiten war der Kriegsblinde hilflos und nicht nur das: auch sein Gemüt mußte der Verdüsterung anheimfallen, fehlte ihm doch die Möglichkeit, sich seinen geistigen oder sonstigen Fähigkeiten angemessen zu beschäftigen. Lediglich einige rein mechanische, in ihrer Gleichförmigkeit abstumpfende Arbeiten, wie Korbflechten oder Bürstenbinden konnte er verrichten. Das Gefühl, daß er ein minderwertiger Mensch sei, schlug immer fester Wurzeln in ihm — wahrlich ein trauriges Schicksal! Heute hat sich auch auf diesem Gebiete viel gebessert. Edle Menschenfreunde haben erkannt, daß einzig und allein der Segen der Arbeit imstande sein könne, das Los der im Kriege Erblindeten zu erleichtern. Diese Arbeit muß so beschaffen sein, daß sie nicht nur dem Geiste Anregung bietet, sondern daß sie auch das Gefühl der Minderwertigkeit nicht aufkommen läßt. Sie muß aber auch derart ausgewählt sein, und die Blinden müssen so zu ihr angeleitet werden, daß sie ebensoviel leisten können wie ein Sehender, so daß sie sich als Vollarbeiter und damit als Vollmenschen fühlen. Vor allem ging man dabei von der Tatsache aus, daß sich bei den Blinden der Tastsinn in außerordentlich hohem Maße entwickelt. Infolge dieses feinen Gefühls erscheinen sie geeignet, Arbeiten zu verrichten, die in das Gebiet der Feinmechanik gehören. Direktor Perls von den Siemens-Schuckert-Werken hat nun im Kleinbauwerk dieser Firma mit großem Erfolg eine ganze Anzahl von Kriegsblinden zu vollwertigen Fabrikarbeitern ausgebildet, die die mannigfachsten Arbeiten verrichten. Es wurde mit einfacheren Handarbeiten begonnen und dann zu immer weiteren und schwierigeren Verrichtungen vorgeschritten. Zuletzt gelang es, die Kriegsblinden an den verschiedensten Arbeitsmaschinen, an Biege- und Prägepressen, an Bohrmaschinen, an Drehbänken usw. usw. zu beschäftigen, so daß sie dieselben Leistungen vollbringen konnten wie ein Sehender. Dabei waren die Arbeiter früher vielfach in ganz anderen Betrieben beschäftigt gewesen. Es gab unter ihnen z. B. Bäcker, Konditoren, Landarbeiter und dergleichen. Während der Arbeit besserte sich der Gemütszustand zusehends, die Blinden wurden heiter und fröhlich, nahmen an dem Leben der Werkstatt und am Fortschritt der Arbeit lebhaften Anteil, ja einzelne behaupteten sogar, daß Kopf- und sonstige Schmerzen, an denen sie infolge ihrer Verwundungen litten, durch das Arbeiten verschwunden wären. Auf anderem Wege wieder hat Geheimrat



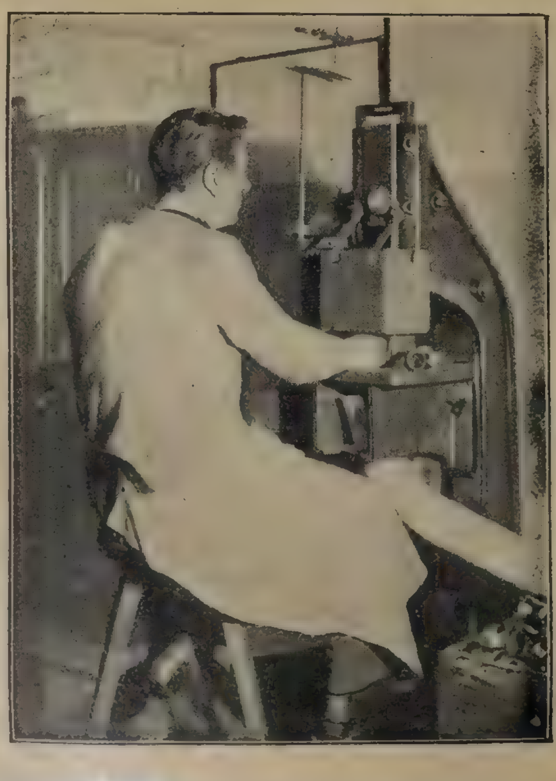
Kriegsblinde als Stenographen:
Der Blinde nimmt mit einer Silbenschreibmaschine das Diktat auf, das auf einem Papierstreifen in Blindenschrift erscheint. Von hier wird es durch Abtasten gelesen und mit einer gewöhnlichen Schreibmaschine übertragen.



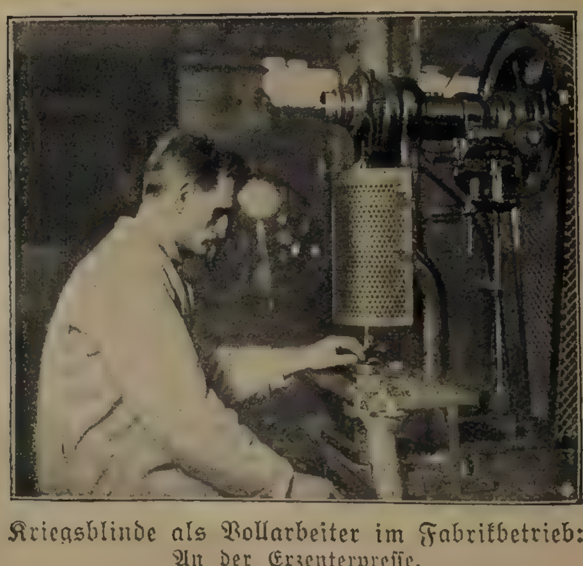
Ein Blinder an der Schreibmaschine, deren Tasten erhabene Buchstaben tragen, die durch Abfühlen gelesen werden.



Kriegsblinde als Fernsprechbeamte:
Am Schaltapparat.



An der Stempelpresse.

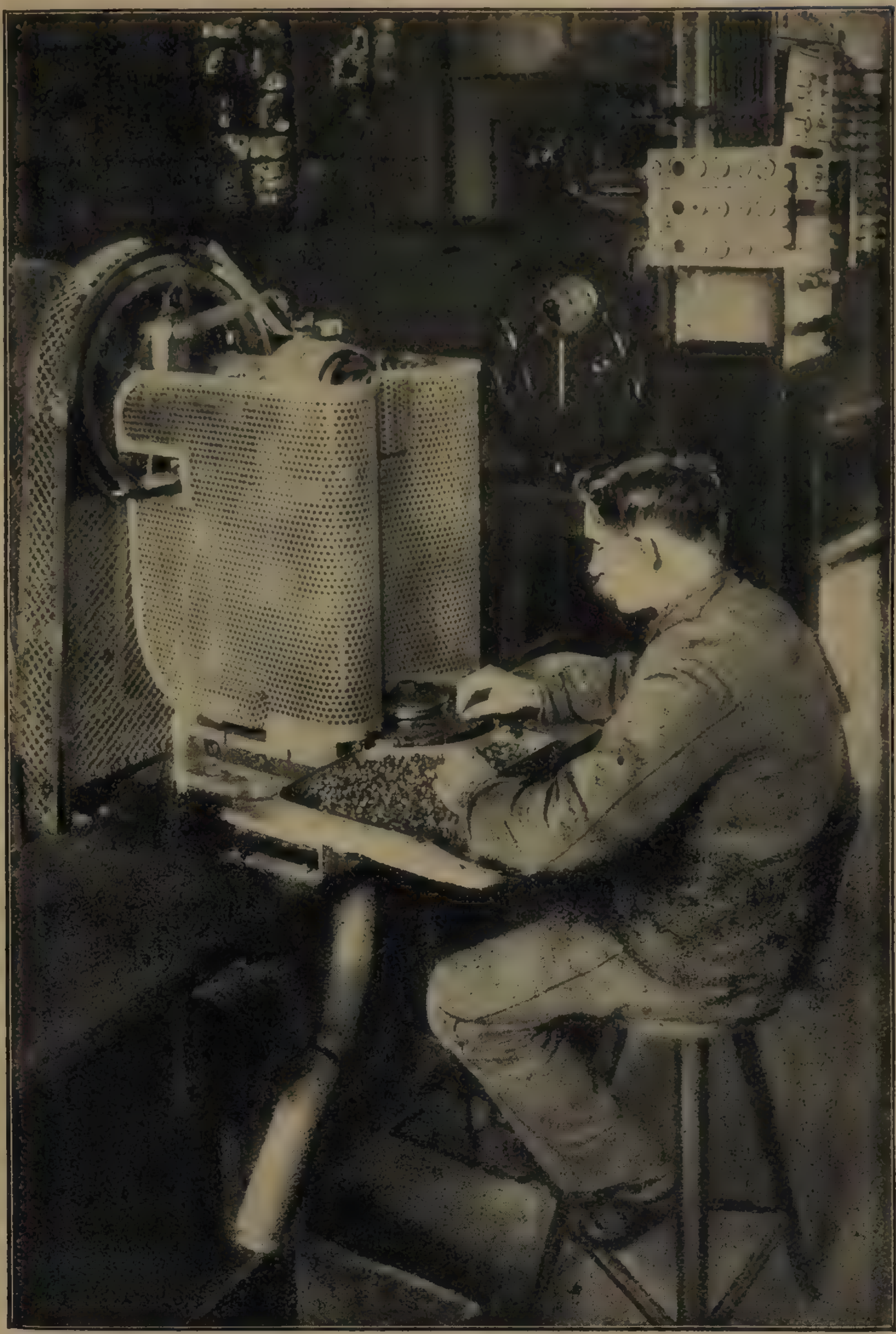


Kriegsblinde als Vollarbeiter im Fabrikbetrieb:
An der Exzenterpresse.



An der Friktions-Spindelpresse.





Kriegsblinde als Vollarbeiter:

Akustische Prüfung von Schmelzstöpseln.

Beim Lochen und Buckeln von Hülsen an der Revolver-Exzenterpresse.



An der senkrechten Gewindeschneidemaschine.



Beim Einziehen von Schrauben in Kontaktteile.

Professor Dr. Silex in Berlin in seiner Klinik Kriegsblinde zu den mannigfachsten Berufen herangebildet. Hier wurden sie nicht nur zu Klavierstimmern, Masseuren, zur Bedienung von Telephonzentralen oder als Schuhmacher, Sattler, Schlächter und in sonstigen Handwerken angelernt, man bildete sie sogar zu Stenotypisten aus, die sofort Beschäftigung, darunter sogar bei Behörden, fanden. Dem Kriegsblinden wird das mit der Schreibmaschine herzustellende Manuskript entweder in das bekannte Diktaphon diktiert, aus dem er es abhört oder er lernt an der Stenographiermaschine arbeiten, eine Art von Schreibmaschine, die so eingerichtet ist, daß damit ein Stenogramm in Blindenschrift aufgenommen werden kann. Die Blindenschrift besteht bekanntlich in einzelnen Buchstabenzeichen, die sich erhaben im Papier abprägen. Der aus der Stenographiermaschine kommende Papierstreifen ist das Stenogrammheft. Der Blinde fühlt Stück für Stück des Stenogramms ab und überträgt es dann mit der Schreibmaschine. Diese Schreibmaschine ist durch einige sehr einfache aber sinnreiche Einrichtungen so ausgearbeitet, daß der Blinde merkt, wann der Bogen zu Ende ist, daß er beim Einstellen die Zeilenbreite genau abfühlen, daß er radieren kann usw. Dabei hat sich die merkwürdige Tatsache herausgestellt, daß diese Kriegsblinden geradezu fehlerlose Niederschriften liefern, weil sie sich beim Schreiben auf das Gefühl verlassen müssen und deshalb beim nächsten Buchstaben immer sofort merken, wenn der vorhergehende falsch angeschlagen war. Auch landwirtschaftliche Beschäftigung hat sich als sehr geeignet und segensreich für Blinde erwiesen. Viele finden sogar in der Großstadt ohne jede Hilfe ihren Weg von und zur Arbeitsstätte. Bei den meisten stellt sich aber schon sehr bald eine liebevolle Führerin ein, hat sich doch gezeigt, daß sich Hymens Fesseln am schnellsten gerade um die Kriegsblinden schlingen, allerdings aus einer Ursache, die in manchen Fällen des realen Hintergrundes nicht entbehrt. Die Kriegsblinden beziehen nämlich die höchsten Kriegsrenten, von 124 bis 129 Mark im Monat. Hierzu kommt noch der Verdienst als Vollarbeiter. Sie sind also das, was man „eine gute Partie“ nennt.



Kriegsblinde beim Bepflanzen von Gemüsebeeten.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

26. Fortsetzung. — Nachdruck verboten

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

„Es handelt sich um folgendes, Herr Skoog,“ begann Löcknitz und setzte sich in dem kahlen Zimmer nieder. „Darf ich rauchen?“

„Bitte.“

„Ich will ein altes Haus umbauen und neu einrichten. Haben Sie Zeit und Lust, sich mit der Sache zu beschäftigen?“

„Ich habe alles, nur kein Geld,“ antwortete Skoog und versuchte, ein Lächeln hervorzubringen.

„Dann sind wir ja in der Hauptsache einig. Sie müssen sich das Haus ansehen, wenn möglich noch heute, bevor wir auf Einzelheiten eingehen.“

„Welchem Zweck soll das Haus dienen, Herr von Löcknitz?“

„Es soll ein Klubhaus werden.“

Der junge Mensch wurde wärmer. „Da könnte man was leisten,“ meinte er und bemühte sich, im Gesicht seines Auftraggebers zu lesen. „Soll es Kitsch sein oder was Neues?“

Der Rittmeister fing zu lachen an. „Wissen Sie bestimmt, Herr Skoog, daß das Neue kein Kitsch ist? Aber beruhigen Sie sich, das Vorbild, das ich nachahmen will, ist nicht Kitsch.“

„Sie haben schon ein Vorbild?“ fragte der Architekt enttäuscht.

„Jawohl, und zwar in Paris, in der Rue du Quatre-Septembre. Ich habe übrigens eine gute Idee. Fahren Sie nach Paris und sehen Sie sich das Klubhaus an!“

Robert Skoog sprang begeistert auf. „Ich soll nach Paris fahren?“

Der Rittmeister legte fünfhundert Mark auf den Tisch.

„Drei Tage genügen für Paris. Eine Woche nach Ihrer Rückkehr muß ich die Voranschläge in der Hand haben. Ist das zu machen?“

„Jawohl, Herr von Löcknitz,“ erwiderte Skoog mit blitzenden Augen und mußte an sich halten, um dem Mann nicht um den Hals zu fallen. Der Rittmeister ging befriedigt weg und freute sich, diesen Menschen gefunden zu haben, von dessen Fähigkeiten er noch gar kein Bild hatte.

Für den 15. August berief er den Vorstand zu einer Sitzung zusammen. Die Herren erschienen vollzählig und waren sehr neugierig, obwohl sie gelangweilte und gleichgültige Mienen aufgesetzt hatten. Als Löcknitz in diese feindseligen Gesichter blickte, verließ ihn seine strahlende Zuversicht und machte einer erbitterten Kampflust Platz.

„Ich muß vor allem um Entschuldigung bitten, meine Herren, daß ich Ihre kostbare Zeit in Anspruch nehme,“ begann er und wurde gegen seinen Willen ironisch, „aber ich möchte Ihnen gern einige Mitteilungen machen, die für mich und vielleicht auch für Sie von einigem Interesse sind.“

„Hört! Hört!“ röchelte der Photograph Bomse.

„Ich trage mich nämlich mit der Absicht, unseren Klub auf eine breitere Grundlage zu stellen.“

„Was nennen Sie eine breitere Grundlage?“ fragte der Rechtsanwalt Gegenherz.

„Das soll eben der Inhalt meiner Mitteilungen sein, Herr Gegenherz. Ich will unserem Klub ein eigenes Heim schaffen, ein Heim, das die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen hat. Es soll ein Ehrentitel werden, Mitglied des Philadelphia-Klubs zu sein.“

„Wat koof' ick mir dafor?“ lachte Sally Fischbein.

„Ich habe in günstigster Lage ein Haus gefunden, das sich für unsere Zwecke sehr gut eignet, und dessen Ankauf, wie mir Sachverständige bestätigten, ein glänzendes Geschäft ist. Das Haus kostet 825 000 Mark.“

„Ein Wahnsinn!“ erklärte Graf Heydebrinck sehr sanft.

„Der Wahnsinn steigert sich noch, lieber Graf. Das Haus muß nämlich umgebaut und eingerichtet werden. Laut Voranschlag meines Architekten —“

„Einen Architekten hat er auch schon!“ höhnte der Rechtsanwalt.

„— — wird die Einrichtung ungefähr 300 000 Mark und der Umbau 250 000 Mark kosten.“

„Sie geben sich nicht mit Kleinigkeiten ab,“ meinte Fritz Dunkelbaum.

„Sie haben mich vollkommen durchschaut, Herr Dunkelbaum.“

Gegenherz fragte sehr bissig: „Wie wollen Sie denn die paar lumpigen Märker aufbringen?“

„Der Hauskauf erfordert wenig bares Geld, Herr Rechtsanwalt, und die lumpige halbe Million, die für das andere notwendig ist, wird der Klub zeichnen.“

„Nu, wird er?“ ließ sich Fischbein hören.

„Ich bin überzeugt davon, Herr Fischbein, denn das Geschäft ist zu gut.“

„Wieso zu gut?“

„Weil dieses Geld, mit acht oder wenn Sie wollen zehn Prozent verzinst, innerhalb eines Jahres aus den Einnahmen des Klubs ohne Schwierigkeit zurückgezahlt werden kann.“

„Und wenn der Klub eines schönen Tages von der Polizei zugesperrt wird?“

„Der neue Philadelphia-Klub wird von der Polizei nicht geschlossen werden, dafür verbürge ich mich. Hat einer der Herren noch eine Frage?“

„Wo liegt das Haus, Herr von Löcknitz?“ erkundigte sich Dunkelbaum.

„In der Viktoriastraße, nahe beim Tiergarten.“

„Konsul Brinkmann?“

„Jawohl.“

Dunkelbaum sah nachdenklich vor sich hin und sprach kein Wort mehr.

„Wie stellt sich der verehrliche Vorstand des Philadelphia-Klubs zu meinem Antrag?“

„Ich bin für glatte Ablehnung,“ erklärte Graf Heydebrinck. „Der Klub in seiner gegenwärtigen Gestalt genügt uns vollkommen.“

„Ihnen vielleicht, mir nicht,“ erwiderte der Rittmeister schroff. „Der Philadelphia-Klub in der gegenwärtigen Gestalt, die Ihnen so sehr behagt, lieber Graf, wird übrigens in wenigen Monaten zu bestehen aufhören.“

„Dann bin auch ich für Ablehnung,“ sagte Herr Gegenherz. „Bangemachen gilt nicht.“

Der Photograph Bomse röchelte: „Ich auch.“

„Na, Herr Fischbein, sagen Sie rasch Nein! damit wir keine Zeit verlieren,“ rief der Rittmeister spöttisch.

Fischbein begründete seine Ablehnung in einer längeren Rede. Man hätte sich im Philadelphia-Klub zusammengefunden, um bei einem kleinen, gemütlichen Spielchen Erholung zu finden, nicht aber um sich mit neuen Geschäftssorgen zu belasten. Und so weiter.

„Meine Stimme hat jetzt wohl keinen Wert mehr,“ meinte Dunkelbaum und sah Löcknitz fragend an.

„Nein, mein Antrag ist bereits durchgefallen. Nichtsdestoweniger möchte ich den Herren zum Schluß sagen, daß der neue Philadelphia-Klub trotz der Ablehnung des Vorstandes gebaut werden wird. Dafür stehe ich ein. Guten Abend, meine Herren.“

Er ging rasch aus dem Sitzungszimmer und verließ das Haus.

Als er nachts in den Klub zurückkam, nahm ihn Dunkelbaum beiseite.

„Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, lieber Herr von Löcknitz, daß Sie sich heute ein wenig ungeschickt benommen haben.“

„Wieso?“ fragte der Rittmeister überrascht.

„Sie hätten sich mit Ihrer Sache nicht an den Vorstand wenden sollen. Haben Sie noch nie bemerkt, daß eine Versammlung oder ein Beratungskörper, die aus erlesen klugen und einsichtsvollen Menschen zusammengesetzt sind, als Gesamtheit immer und ewig die schwachsinnigsten Beschlüsse faßt? Warum sind Sie nicht zu mir gekommen, Herr von Löcknitz?“

„Zu Ihnen?“

„Ich bot Ihnen schon einmal meine Hilfe an, erinnern Sie sich? Damals bedurften Sie meiner nicht. Ich bin auch heute gern bereit, das Geschäft mit Ihnen zu machen.“

„Sie wollen wirklich, Herr Dunkelbaum?“ rief der Rittmeister voll Freude und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Natürlich. Das Haus wird gekauft. Kommen Sie morgen vormittag zu mir, damit wir die Geschichte in Ruhe durchsprechen.“

„Wie soll ich Ihnen danken, Herr Dunkelbaum!“

„Nichts zu danken, Herr von Löcknitz. Es ist ein gutes Geschäft. Das ist alles.“

Der Rittmeister hatte sich kaum noch von seiner freudigen Ueberraschung erholt, als Herr Fischbein, der das Spiel im Stich gelassen hatte, wie ein Verschwörer heranschlich, ihn unter den Arm faßte und in ein einsames Zimmer zog. „Hören Sie zu, Löcknitz,“ sagte er vertraulich, „ich habe mir die Sache durch den Kopf gehen lassen. Aber wozu soll ich Ihnen lange Operetten erzählen? Ich mache die Geschichte mit Ihnen. Das heißt, das Ganze kann ich nicht auf mich nehmen, denn ich bin ein armer Mann, aber sagen wir die Hälfte. Einverstanden?“

Löcknitz begann zu lachen. „Sie kommen zu spät, lieber Herr Fischbein.“

„Was heißt zu spät?“

„Das Geschäft ist bereits abgeschlossen.“

„Spaß, sind Sie ein Zauberkünstler! Wer ist es? Darf man wissen?“

„Herr Dunkelbaum.“

„Ein Köppchen hat der Junge, wie gesagt. Aber ich bin beruhigt. Dunkelbaum wird mich gern mitnehmen.“

„Bitte, ich habe nichts dagegen, Herr Fischbein. Sprechen Sie mit ihm.“

Und dann kamen sie paarweise, Herr Photograph Bomse mit dem Rechtsanwalt Gegenherz. Auch sie hatten sich die Geschichte überlegt und wollten sich an dem Geschäft beteiligen.

Nun war mit einemmal der gesamte Vorstand, mit Ausnahme des Grafen Heydebrinck, der arm wie eine Kirchenmaus war, bereit, den Vorschlag, den sie vor einigen Stunden hohnlachend abgelehnt hatten, mit so viel Geld zu unterstützen, wie Löcknitz nur wünschte. Am nächsten Tag wurde eine G. m. b. H. gegründet, der Dunkelbaum, Fischbein, Bomse, Gegenherz und als Geschäftsführender Löcknitz angehörten.

Als der Rittmeister freudestrahlend Stöckel von dem großen Ereignis berichtete, sagte der ehemalige Leutnant voll Trauer: „Sie haben sich Ihr eigenes Grab gegraben, Herr von Löcknitz.“

XXIV.

Lisa Dierkhers erstes Auftreten in der neuen Posse des Olympiatheaters war ein großer Erfolg. Sie mußte gleich ihr erstes Lied als Tochter der Berolina dreimal wiederholen. Schon bei der zweiten Wiederholung sang die gut geleitete Galerie die wiederkehrenden Endzeilen: „Berlin, jetzt mußt Du schlafen gehn“ voll Begeisterung mit.

An dreihundert Abenden wird das arme Kind diesen entsetzlichen Blödsinn singen müssen, dachte Löcknitz und blickte mitleidig auf die Bühne. Er dachte nicht weiter darüber nach, daß er selber es gewesen war, der Lisa Dierkher auf diese Höhe geführt hatte. Er konnte nur nicht begreifen, daß diese talentvolle Dame, die jetzt auf der Bühne stand, und das junge Mädchen aus Fanö dieselbe Person wären. Eine jähe Angst vor der Wahrheit seines Herzens überfiel ihn und schnürte seinen Hals zu. Er kam sich wie ein Verräter vor, der zu den Feinden übergelaufen war. Unsinn, dachte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dies alles wird vorübergehen. Spätestens in einem Jahr war er so weit, daß er die Geliebte von dieser gräßlichen Bühne, die ihm wie ein geöffnetes Maul entgegenstarrte, herunterholen und mit ihr in den Frieden des kleinen Hauses am Rhein einziehen konnte.

Plötzlich und unvermittelt mußte Löcknitz an seine Frau denken. Sie hatte die einverständliche Scheidung abgelehnt, wie ihm gestern der Justizrat Lepehne mitgeteilt hatte. Ohne Angabe von Gründen. Der Rechtsanwalt meinte zwar, daß er trotzdem die Ehescheidungsklage einbringen könnte, aber diesen Vorschlag hatte der Rittmeister zurückgewiesen. Er hätte jetzt Wichtigeres zu tun, als vor Gericht zu erscheinen. Man durfte hoffen, Anfang

Januar den neuen Philadelphia-Klub zu eröffnen. Die Satzungen, die der Rittmeister für das neue Haus entworfen hatte, waren seltsamerweise vom Vorstand ohne Widerrede angenommen worden. Die einschneidendste Stelle dieser Statuten lautete, daß von dem Zeitpunkt an, da der Klub von den Zinsen seines Vermögens und von den Mitgliederbeiträgen erhalten werden konnte, das Glücksspiel im Philadelphia-Klub bedingungslos untersagt werden würde. Löcknitz hatte berechnet, daß auf Grundlage der gegenwärtigen Einnahme aus den Kartengeldern und aus den Mitgliederbeiträgen der Klub in drei Jahren über ein Vermögen von zwei Millionen verfügen würde. Nach drei Jahren konnte man bereits auf die Kartengelder verzichten, wenn hundertfünfzig Mitglieder ihre Beiträge leisteten. Der Rittmeister war angenehm überrascht, daß dieser Absatz vom Vorstand nicht gestrichen wurde, denn er hatte sich auf einen heftigen Kampf vorbereitet. Er konnte nicht ahnen, daß die Herren vom Vorstand die freundliche Aussicht auf das Spielverbot im Klub nur deswegen in ihr Programm aufnahmen, um gegen immerhin mögliche Einmengungen der Polizei eine Waffe in der Hand zu haben.

Ueber die Bühne zogen jetzt Truppen aller Gattungen, begleitet von dröhnender Blechmusik. Sie stellten sich schließlich im Kreis um einen Gardedragoner auf, der ein Lied zu singen begann. Und dieser Dragoner war wiederum Lisa Dierther, wie Löcknitz voll Verwunderung erkannte. Dann fiel der Vorhang und wurde unzählige Male in die Höhe gezogen.

Als das Publikum den Saal zu verlassen begann, begriff der Rittmeister, daß die Vorstellung zu Ende war. Wenn er jemandem von den Vorgängen auf der Bühne hätte berichten sollen, so wäre er in die tiefste Verlegenheit geraten. Er wartete in der Nähe des Bühnenausganges auf Lisa.

„Du hast einen großen Erfolg gehabt," sagte er zu ihr, als sie scheu und mit gesenktem Blick aus dem Theater kam, und ärgerte sich darüber, daß seine Stimme so frostig klang. Lisa nahm seinen Arm und preßte ihn voll zärtlicher Angst an sich. „Freust Du Dich nicht?"

„Doch," antwortete sie kleinlaut.

„Es sieht gar nicht so aus."

„Ich habe mich so furchtbar geschämt," gestand sie und hatte verschleierte Augen.

„Warum denn, Kind?"

„Weil Du unten gesessen hast. Ich hätte am liebsten geheult."

Er fand keine Antwort.

Sie gingen in das Weinhaus, in dem sie an jenem ersten Abend gespeist hatten. Heute gab es Leute in dem Saal, denen der Rittmeister Löcknitz unbekannt war, aber niemand war da, der nicht gewußt hätte, daß seine Begleiterin die Dierther vom Olympiatheater war. Löcknitz fühlte dieses Raunen und Flüstern, dieses halbe Lächeln und schweigende Grüßen in allen Nerven und meinte freundlich: „Jetzt bist Du berühmt, Lisa."

Und Du entgleitest mir, fühlte sie und verzog den Mund. „Es ist Dein Werk," antwortete sie und konnte ihre Bitterkeit nicht verbergen.

„Soll das ein Vorwurf sein?" fragte er erstaunt.

„Nein, gewiß nicht, Albrecht," beeilte sie sich, reumütig zu entgegnen. „Ich wollte nur sagen, daß ich Dir diesen Ruhm zu verdanken habe."

„Es ist doch immerhin erträglicher, als Stubenmädchen im Goethetheater spielen zu müssen."

„Du sprichst so hart zu mir," klagte sie und kämpfte mit den Tränen.

„Verzeih', Lisa, es liegt nicht in meiner Absicht. Ich hoffte, daß Du Dich über Deinen Aufstieg freuen würdest, aber Du machst ein Gesicht, als brennte das Dach über Deinem Kopf."

„Vielleicht brennt es," sagte sie leise und starrte in die Luft. Dann kam der Oberkellner, und Löcknitz bestellte das Essen.

„Wir wollen uns den heutigen Abend nicht verderben, Lisa," meinte der Rittmeister versöhnlich und strich über ihre Hand. „Ich kann schon nachfühlen, was Du empfindest, aber vergiß nicht, daß dies alles nur ein Zwischenspiel ist."

Sie blickte ihn dankbar an und fragte angstvoll: „Hast Du mich noch ein bißchen lieb?"

„Wie darfst Du das nur fragen?" antwortete er ganz verwirrt und merkte mit er[illegible] lichkeit, daß sein Herz nicht einen [illegible] ging. Er begann, hastig zu erzählen, zuerst von dem Theaterabend, von dem er wenig zu berichten wußte, dann von seinem Neubau und von allen Einrichtungen des Hauses, von Kämpfen und Widerständen, von Hoffnungen und Zukunftsplänen. Lisa hörte ihm aufmerksam zu, aber als er einmal seinen Redestrom unterbrach, sagte sie: „Du schweigst, auch wenn Du redest."

„Dann wollen wir gehen," entgegnete er übellaunig und verlangte die Rechnung.

Aber als sie im Wagen saßen, bereute er seine Unfreundlichkeit. Er zog Lisa an sich heran und küßte sie. „Du mußt Nachsicht mit mir haben, Liebste. Ich bin jetzt ein wenig nervös und kaum genießbar. Wenn das Haus fertig ist, werde ich wieder der Alte sein."

„Ich will alles gern ertragen," sagte sie, „wenn Du mich nur lieb behältst."

Er klammerte sich an sie, wie ein Ertrinkender, und fühlte ein Grauen vor der Zukunft. Jeder Augenblick der Gegenwart verwandelte sich für ihn sofort zur Erinnerung, und die Zukunft war nichts als Sehnsucht. So wurde jede Stunde, die er lebte, zur leeren, einsamen Brücke, die die Erinnerung mit der Sehnsucht verband.

Je weiter der Bau fortschritt, desto weniger hatte Lisa von dem Geliebten. Er blieb kaum eine Stunde bei ihr, saß abgespannt und müde da, so daß sie es nicht wagte, sein Ausruhen mit ihren Sorgen zu stören. Es kamen Tage, da er überhaupt nicht erscheinen konnte und einen Rohrpostbrief schickte. Manchmal vergaß er sogar, den Brief abzusenden. Er arbeitete in dieser Zeit mit fieberhafter Anspannung, als fürchtete er, vor dem ersehnten Ziel zusammenzubrechen. Um den Spielklub in der Königgrätzer Straße bekümmerte er sich fast gar nicht. Wenn er hinkam, um Stöckel abzulösen, legte er sich in ein dunkles Zimmer und schlief. Dies war die einzige Möglichkeit, um den Ekel zu überwinden, der ihn jedesmal aufs neue packte, wenn er die verzerrten Gesichter der Spieler erblickte.

(Fortsetzung folgt.)



Eine neue Musikgröße:
Der tschechische Komponist L. Janacek, dessen Oper „Jenufa“ vor vielen Jahren entstand und jetzt mit großem Erfolg an der Wiener Hofoper aufgeführt wurde.
Phot. Atelier Rafael Brué.



Der Schriftsteller Dr. Hanns Heinz Evers, der in Amerika vom Kriege überrascht worden war und jetzt in New York als Schauspieler auftritt. Dr. Evers als „Ulrich v. Hutten“ in Strindbergs „Nachtigall von Wittenberg“.



Die berühmte Pianistin Sophie Menter †, eine Schülerin von Bülow und Liszt.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

an — burg — chi — drid — du — er — flü — gel — i — is — kra — lo — ma — me — ne — ne — o — on — ra — ret — ri — sa — sa — son — ster — ti — tich — tow — u — ul — win

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein zeitgemäßes Zitat aus einem Geibelschen Gedicht ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Männernamen, 2. Himmelskörper, 3. Stadt in Spanien, 4. Kleidungsstück, 5. Oper, 6. Stadt in Rußland, 7. deutsche Stadt, 8. Gestirn, 9. Südwein, 10. Musikinstrument, 11. Rübenart, 12. junge Republik.

Der Abstieg.

Sein „Eins-zwei“ war nicht sehr zu preisen,
Er weilte oftmals in der „Drei“.
Für „drei“ nur gibt's dort Trank und Speisen,
Bald war's drum mit dem Draht vorbei.
Und er erkannt' zu dieser Frist,
Wie „eins-zwei-drei“ Fortuna ist.

Ein Zeitwort.

Du darfst's mich nicht, sonst schreib' ich schlecht,
Beim Glase Wein, da ist mir's recht.
Wer's mit der Zunge tut,
Dess' Sprache klingt nicht gut.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 9:

Silben-Rätsel: Wer viel reist, wird dreist.

1. Weihnachtsfest, 2. Ebers, 3. Rienzi, 4. Vigilie, 5. Isar, 6. Eberhard, 7. Lappland, 8. Reiher, 9. Eisengießerei, 10. Interview, 11. Stacheldraht.

Die geräuschvollste Nation: Die Detonation.

Stellungskrieg: Schützen.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Unsere Nachbarin, die Tochter eines berühmten Parlamentariers, hat die Marmorbüste ihres Vaters liebevoll in ihrem Salon aufgestellt. Unser kleiner Hans steht eines Tages bewundernd vor dem Kunstwerk, da sagt die Dame: „Sieh mal, Hänschen, das war mein Vater.“ Hänschen betrachtet noch eingehender die Büste von hinten und vorn, dann ruft er aus: „Komisch, hat denn Dein Vater keinen Bauch und keine Beene?“

*

Neulich treffe ich Frau Krause, wissen Sie, die Gattin des Millionärs J. M. Krause. „Na,“ sage ich, um etwas zu sagen, „es freut mich, daß Ihrem Herrn Gemahl jetzt auch das Glück gelächelt hat.“ — „Gelächelt?“ ruft sie aus, „gelächelt ist gut! Gebrüllt vor Lachen hat es!“

*

„So, mein Sohn,“ sagte der wütende Vater, „nun sage mir mal, weshalb ich Dich durchgeprügelt habe?“ — „Das — das ist ja großartig,“ schluchzte der Junge und schluckte die Tränen herunter, „erst haute mich durch, und nachher weißte nich mal warum“.



Der Böttcher John Bull:
„O Tonnenraum, o Tonnenraum,
Wie morsch sind deine Bretter!“

„Ich danke Ihnen, Herr Rechtsanwalt, für Ihre glänzende Verteidigung,“ sagte der soeben freigesprochene Angeklagte, „ich werde mir erlauben, gelegentlich in Ihrem Büro vorzusprechen und Ihnen nochmals Dank zu sagen.“ — „Schön,“ antwortete der Verteidiger, „aber kommen Sie bitte nicht während der Nacht, außerdem habe ich Sicherheitsschlösser und Sperrketten an der Tür.“

*

Kurz vor Mitternacht kam ein neuer Gast im Schlafrock die Hoteltreppe herunter. „Herr Wirt,“ rief er aus, „ich muß ein anderes Zimmer haben; ich kann unmöglich einschlafen, ohne Unterbrechung piepst eine Maus hinter dem Ofen.“ — Der Wirt sah den wütenden Gast bekümmert an, dann sagte er: „Glauben Sie, ich kann eine Opernsängerin hinter dem Ofen singen lassen, für die drei Mark, die Sie für das Zimmer zahlen?“

*

Unserm kleinen Willi habe ich die Geschichte vom Schlaraffenland erzählt. Der kleine Mann denkt, als ich sie beendet, eine Weile nach, dann sagt er: „Du Vati, sind wir mit den Schlaraffen gut?“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

17. März 1918
Nr. 11
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Gefangenentypen an Bord des Hilfskreuzers „Wolf“,
der nach fünfzehnmonatiger ruhmvoller Kreuzfahrt jüngst heimgekehrt ist.

Aufnahme des Bild- und Film-Amts.



Bilder von der Rückkehr des Hilfskreuzers „Wolf": Begrüßung des Schiffes beim Einlaufen in den Heimathafen.



Der neue österr.-ung Flottenkommandant, Konteradmiral Horty de Nagybánya.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.

Die Gefangenen des „Wolf".

Vierhundert Gefangene hat Kapitän Nerger mit heimgebracht, und eine Anzahl Gefangener, die auf dem gekaperten „Igotz Mendi" untergebracht waren, sind nachher mit diesem Schiff gestrandet, inzwischen aber auch heil angekommen. Als die geretteten Schiffbrüchigen in Dänemark landeten, erwartete sie dort eine Korona uns feindlicher Pressevertreter, bereit, die Schandtaten der deutschen Barbaren, die sie jetzt zweifellos zu hören bekommen würden, in alle Weltgegenden hinaus zu telegraphieren. Aber es kam anders. Alle Zeitungen, selbst die deutschfeindlichen, mußten der Wahrheit die Ehre geben. „Nationaltidende" bringt Nergers Bild mit folgendem Text: „Die Deutschen haben recht, wenn sie voll Stolz „Wolfs" Fahrten über die Weltmeere in den Annalen ihrer jungen Flotte führen, und es ist natürlich, daß der Deutsche Kaiser und das deutsche Volk in Kapitän Nerger den Mann ehren, der solche Seemannstat geleistet hat. Er führte nicht nur sein Schiff durch Englands Blockadelinie, sondern er



Das Flugzeug „Wölfchen" an Bord des Hilfskreuzers, das während der Fahrten vorzügliche Aufklärungsdienste geleistet hat.



Ansprache des Admirals Bachmann (links) an die Offiziere und Mannschaften nach Ueberreichung des Ordens Pour le mérite an Fregattenkapitän Nerger (rechts).
Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.



Dr. Philipp Mercier, der neue Schweizer Gesandte in Berlin.
Phot. Alice Matzdorf.



Eine der letzten Sitzungen des Obersten Kriegsrates der Entente zu Versailles.
Von links nach rechts: Pichon, Clemenceau, Sonnino (Rückansicht), Lloyd George, General Robertson, General Cadorna (Rückansicht), General Wilson, ein Dolmetscher (stehend), Douglas Haig.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)

brachte auch die Menschen von den Dampfern mit, die er versenkte. Gegen den düsteren Hintergrund unheimlicher Geschehnisse, wie ihn die Berichte der mannigfaltigen Versenkungen ergeben, stehen „Wolfs“ Streifzug und „Wolfs“ Kommandeur Nerger in reinstem Lichte da, ohne daß die Seeleute und ihre Jahrhunderte alte Tradition sich dadurch verletzt fühlen.“ Müssen solche Stimmen nicht endlich das Märchen vom deutschen Hunnentum zerstören?



Rußland vor dem Kriege.



Rußland nach dem Friedensschluß von Brest-Litowsk.

VON DER LEIPZIGER MESSE



Eine neue Sehenswürdigkeit der Leipziger Messe: Der Tank auf dem Markt.
Phot. Sennecke.



Im vierten Kriegsjahr
Leben und Treiben in den Straßen Leipzigs am Eröffnungstage der Ausstellung
Phot. Sennecke.



Gruppe aus den Reklameumzügen der Aussteller.
Phot. Grohs.

Wer die Leipziger Messe aus Friedensjahren in Erinnerung hatte, wird nun wohl ein jammervolles Kontrastbild erwartet haben. Er hat sich getäuscht: Besucher und Waren in Masse. In dieser Zeit der Knappheit ist die Nachfrage so groß, daß nach Leipzig ein Pilgern begann wie nach einem anderen Mekka. Es kamen Deutsche, es kamen Bundesgenossen und Neutrale. Die Messe bot ein imposantes Bild pulsierenden Wirtschaftslebens — jetzt, im vierten Jahre des Unheils!

Erkundungsvorstöße / Von Hauptmann Erich von Salzmann.

Sie sind die Vorläufer der großen Operationen. Sie dienen nicht etwa, wie mancher glauben möchte, der Aufrechterhaltung des frischen Offensivgeistes und der Kampflust der Truppe, sie sind eine absolute Notwendigkeit. Erkundungsvorstöße können einzelne Leute umfassen, Patrouillen von einem halben Dutzend bis zu einem Zuge. Es können Vorstöße ganzer Bataillone sein bis hinauf zur gewaltsamen Erkundung, bei der Regimenter, Brigaden, Divisionen eingesetzt werden. Immer wieder haben sie denselben Zweck, festzustellen, was der Feind tut, welche Truppen man gegenüber hat, wie die Gräben des Feindes ausgebaut sind, wie sie besetzt sind, ob Vorbereitungen zu Gasangriffen getroffen werden, wie die Aufmerksamkeit des Feindes beschaffen ist und vieles andere mehr, was zu wissen allen Führern bis hinauf zur Obersten Heeresleitung von höchstem Wert ist. Das viele Kleine wird schließlich ein großes Ganzes. Vor dem Hindenburg-Rückzug meldeten die Truppen, daß der Feind in dem der Sommeschlacht entsprechenden Abschnitt Nacht für Nacht mehr Sappen vortrieb. Die Erkundungsvorstöße stellten fest, daß die Gräben zum Ausfall eingerichtet wurden, daß überall Apparate zum Abblasen von Gas eingebaut wurden. Ueberall wurden neue Typen von Feinden festgestellt, die jenen Sturmtruppen angehörten, die man erst in der letzten Nacht vor dem Sturm in die Gräben führt. Es waren Offiziere, die sich genau orientieren sollten, um die ersten Sturmtruppen später zu führen. Es gibt heute noch eine andere Art von Erkundung, eine Art gewaltsame Erkundung im kleinen. Erkundungen vom Bataillonsverbande ab aufwärts kann man von vornherein als gewaltsame



Patrouillenzusammenstoß. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



General Ludendorff beim Kronprinzen. Aufgenommen bei einer Truppenbesichtigung.

bezeichnen. Sie sollen hier nicht behandelt werden, das würde zu weit führen. Bei der kleinen gewaltsamen Erkundung legt ein Dutzend, vielleicht zwei Dutzend Batterien sowohl seitlich wie in der Raumtiefe genau abgegrenzte Sperrfeuer um einen bestimmten Abschnitt der feindlichen Front. In dieser Feuerglocke geschieht die Erkundung, die Glocke wird gewissermaßen ausgeräumt. Was drin steckt, ist abgeschnitten und muß zur Beute fallen. Solche Erkundungen wecken oft ganze Artilleriemassen zum Leben auf. Sie erfordern eine ungeheure Vorarbeit. Der Befehl wird vom Divisionsstabe ausgegeben. Die Tätigkeit jedes einzelnen Beteiligten ist bis ins kleinste geregelt. Wenn die Zusammenarbeit aller Waffen nicht auf die Sekunde klappt, dann muß solche Erkundung ein Mißerfolg werden. Es gehören Nerven von Stahl dazu, sich aus diesen Tausenden von kleinen Vorstößen, aus den hunderten von größeren und den paar Dutzenden ganz großer das Bild zu schaffen, das den Entschluß zur richtigen Stunde reifen läßt. Dieser Entschluß darf nicht zu früh kommen, dann würde er seinen Zweck verfehlen. Er darf aber auch nicht zu spät kommen, dann ist vielleicht alles verloren. Daß Hindenburg ein großer Meister ist, bewies er nie klarer als an dem Tage, an dem er den Befehl zum Rückzug gab. Einer deutschen Truppe den Befehl zum Rückzug zu geben, ist sicherlich sehr viel schwerer und erfordert sehr viel stärkere Nerven, als den Angriffsbefehl zu erteilen. Wer je im Graben lag und nachts, wenn die Erkundungen ausgeführt werden, mit gespannten Nerven lauernd vorausblickt, der weiß, was es bedeutet: vorn sind eigene Leute zur Erkundung. Kein Laut darf sich regen. Ein schwerer Stiefel, der vielleicht einen Scherben zertritt, kann alles verraten. Dann gehen Raketen hoch, das Vorgelände ist taghell beleuchtet. Atem und Blut stocken. Kein Glied rührt sich. Da — ein Maschinengewehr! Erst kurz ein paar Schuß, dann erwacht die ganze Linie. Man hört die Gongs und Schallbleche rattern: Alarm! Jetzt rattert eine ganze Linie Gewehre. Die Maschinengewehre rasen. Der Feind ist nervös. Er fürchtet den Ueberfall. Handgranaten-Sperrfeuer wird erkennbar. Darüber bunte Leuchtkugeln! Die Artillerie wird laut und sperrt die ihr zugewiesenen Räume ab. Dann ist es vorbei. Die Erkundung ist mißglückt. — Kommen unsere Feldgrauen zurück mit Gefangenen und wichtiger Meldung, dann durchzieht Stolz die Herzen der Truppe, die den Gegenstoß des Gegners erwartet. Nach geglücktem Vorstoß ist die Zähigkeit verdoppelt. Eine solche Truppe kann nicht geworfen werden. Wir sind jetzt im Zeitraum der Erkundungsvorstöße, dem Präludium zu dem großen Drama, das bald auf französischem Boden spielen wird.



Die Flieger vom „Wolf": Flugzeugführer Lt. z. S. Stein und Flugmeister Fobek



Der „Zoo" einer österreichisch-ungarischen Batterie im Felde: Eine Eule und ein gezähmter Fuchs. Phot. K. u. k. Kriegspressequartier



Die vom Pferd heruntergehobene berühmte Statue des Colleoni in Venedig vor der Wegführung durch die Italiener. Ital. Aufnahme

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

27. Fortsetzung. –

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

Tagsüber war Löcknitz auf dem Bau, trieb Skoog, den Architekten, zur Eile an und verzehrte sich in rastloser Ungeduld. Er verhandelte mit den Lieferanten, wählte Tapeten aus, überwachte den Bau der Möbel, hielt langwierige Beratungen über die Beleuchtungskörper ab, kaufte vier Kraftwagen, die den Klubmitgliedern zur Verfügung stehen sollten, bestellte Teller, Tischzeuge, Gläser, die Skoog eigens entwerfen mußte, schloß Verträge mit Telegraphenbüros, die sich verpflichteten, die neuesten Nachrichten von den Börsen und Rennplätzen sofort dem Klub zu übermitteln, kümmerte sich um jeden Knopf an der Livree und verpflichtete ein kleines Heer von Angestellten. An die Spitze der Küche stellte er einen französischen Koch, der sich mit einem dreijährigen Zeugnis von Noël und Pattard auswies und ein Ministergehalt bezog. Ein Haarkünstler mit sechs Gehilfen übernahm den Verschönerungsdienst. Zwei entzückenden Damen wurde die Handpflege anvertraut. Ferner wurden aufgenommen Kammerdiener, zwei Pförtner mit kostbaren, wallenden Bärten, Wagenlenker, Telephonistinnen, Türhüter, Aufzugsbediener, Schreibmaschinendamen, denn den Mitgliedern sollte es ermöglicht werden, in den Spielpausen ihre Geschäfte zu erledigen, ein Kellermeister und ein Mann aus New York, der Künstler im Mischen amerikanischer Drinks war.

Die Oberleitung über die ganze Dienerschaft erhielt Herr Alois Muggenthaler, bitte, ein Mann, zu dessen Wahl sich Löcknitz beglückwünschte. Als er Herrn Muggenthaler zum ersten Male erblickte, gingen ihm die Augen über. Der Mann sah aus wie eine österreichische Durchlaucht von bester Rasse. „Ich war sechs Jahre erster Kammerdiener im Wiener Jockeiklub, bitte,“ sagte er bei der Vorstellung so schlicht und bescheiden, als wäre dies die einfachste Sache von der Welt.

„Darf ich wissen, Herr Muggenthaler, warum Sie Ihre Stellung aufgegeben haben?“ fragte der Rittmeister befangen.

„I hab' mi' mit'm neuen Präsidenten net verstand'n, Herr Baron,“ erwiderte Muggenthaler nachsichtig und war in ein leutseliges Wienerisch verfallen. „Für uns zwei beide war ka Platz net mehr. Er oder i. Und da die Herren sich für den Präsidenten entschieden hab'n, bin i gang'n. I hab' nämli, wie man so sagt, an Charakter, bitte.“

Löcknitz verpflichtete Herrn Muggenthaler und ernannte ihn sofort, mit Nachsicht der Taxe, zum Haushofmeister des Philadelphia-Klubs.

„Die gesamte Dienerschaft, mit Ausnahme des Kochs, wird Ihnen unterstellt, Herr Muggenthaler.“

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr Baron,“ entgegnete er und sprach vor lauter Energie Hochdeutsch.

Als Löcknitz von diesem wunderbaren Mann Stöckel berichtete, hörte der Gewesene teilnahmslos zu. Er kümmerte sich überhaupt in keiner Weise um das neue Unternehmen. Er ging sogar so weit, jeden Auftrag, der sich auf die Neueinrichtung bezog, glatt abzulehnen. Als ihn einmal der Rittmeister deswegen sehr behutsam zur Rede stellte, antwortete er verdrießlich: „Für fremde Leute rühre ich keine Hand.“

„Es handelt sich doch um mich, und auch um Sie.“

Stöckel lachte spöttisch auf. „Um mich? Für mich ist in dem neuen Haus kein Platz. Der neue Klub braucht keinen Anreißer.“

„Das stimmt, aber Sie werden der Sekretär des Klubs sein.“

Stöckel zuckte die Achseln. „Sie werden Ueberraschungen erleben, Herr von Löcknitz.“

„Sie sind ein Schwarzseher, Stöckel, und überdies eigensinnig. Verderben Sie mir nicht die Freude an der Arbeit, sondern helfen Sie mit.“

Stöckel schwieg.

An einem Dezemberabend, knapp vor Weihnachten, wurde Löcknitz, als er das Haus in der Viktoriastraße betreten wollte, von einer Dame angeredet, die vor dem Tor auf ihn gewartet zu haben schien. „Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich Ihnen hier auflauere,“ sagte eine Stimme, deren Klang ihm bekannt erschien. Das Gesicht aber war fremd. Dieses bleiche, verfallene Gesicht, umrahmt von glanzlosen, graugrünen Haaren, hatte er niemals gesehen.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“ fragte er höflich und suchte vergebens in der Erinnerung.

„Sie erkennen mich nicht, Herr Baron?“

Diese Stimme kannte er doch, zum Donnerwetter!

„Verzeihen Sie gütigst, die Beleuchtung ist hier so schlecht. Wollen Sie, bitte, nicht weiterkommen?“

Sie traten in das Haus. Als er das Gesicht der Fremden jetzt betrachtete, blieb er wie gelähmt stehen und fragte ganz beklommen: „Gräfin Söderblom?“

„Es lag doch an der Beleuchtung,“ sagte die Gräfin und versuchte zu lächeln. „Ich fürchtete schon, daß Sie mich wirklich nicht mehr erkennen würden, lieber Baron. Es ist allerdings eine lange Zeit her, seit wir uns nicht gesehen haben. Ueber ein volles Jahr!“

Wie ist das möglich? fragte er sich. Wie kann eine Frau innerhalb eines Jahres so zerstört werden?

„Sie haben sich wenig verändert, Baron,“ plauderte die Gräfin, als säße sie in einem Salon beim Tee. „Nur Ihre Augen sind müder geworden. Männer erhalten sich viel besser als Frauen. Weiß Gott, woran das liegt?“

„Das Haus ist noch nicht ganz eingerichtet. Wollen Sie hier eintreten, Gräfin?“ Er führte sie in das Zimmer, das für die Nagelpflege bestimmt war. „Bitte, nehmen Sie Platz. Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Gräfin. Ich freue mich von ganzem Herzen.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, Baron.“

„Wie geht es Ihnen immer?“

„Die Frage erübrigt sich, wenn Sie mich zu betrachten geruhen.“

Sie trug ein dünnes, marineblaues Schneiderkleid aus Sommerstoff und einen zerzausten, kleinen Hut mit welken Rosen. Die Handschuhe waren kümmerlich zusammengeflickt. Sein Herz krampfte sich in Mitleid zusammen. „Erzählen Sie, Gräfin,“ bat er mit gepreßter Stimme.

„Es gibt nicht viel zu erzählen, Baron.“

„Wie kommen Sie nach Berlin?“

„Berlin ist eine Etappe. Ich bin auf dem Rückzug,“ antwortete sie und lächelte wiederum. „Durch einen Zufall hörte ich davon, daß Sie hier wären und ein großes Klubhaus in der Viktoriastraße bauten. Da konnte ich es mir nicht versagen, Sie noch einmal wiederzusehen.“

Sie stand auf und reichte dem Rittmeister die Hand.

„Ich lasse Sie so nicht weggehen, Gräfin. Sie müssen mir erlauben, Ihnen zu helfen.“

„Wie bitter ist Mitleid!“

„Es ist nicht Mitleid, sondern Selbstsucht. Ich könnte keine Nacht mehr schlafen, wenn Sie mich jetzt verließen, ohne meine Hilfe anzunehmen.“

„Schön,“ sagte sie mit zuckenden Lippen, „Sie haben die Geschichte in eine Formel gebracht, der ich nicht widerstehen kann, denn Ihres Schlafes mag ich Sie nicht berauben. Wenn Sie mir aber durchaus helfen wollen, so verschaffen Sie mir Arbeit.“

Er sprang auf und rief voll Freude: „Ich habe eine Stellung für Sie, Gräfin, wenn Sie wirklich durchaus arbeiten wollen.“

Sie blickte ihn ungläubig an. „Was für eine Stellung ist es?“

„Der Posten einer Verwalterin unseres Klubs ist glücklicherweise noch nicht besetzt. Den können Sie haben, wenn Sie wollen.“

„Ist das Ihr Ernst, Baron?“ fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Gewiß. Sie bekommen die wirtschaftliche Leitung des Klubs in die Hand. Die Arbeit ist nicht einmal langweilig.“

„Dank! Dank!“ stammelte sie und sank ganz in sich zusammen. Scham und Freude drückten sie zu Boden.

„Die Stellung ist mit dem fürstlichen Gehalt von vierhundert Mark monatlich ausgestattet.“

Die Gräfin hob den Kopf und fragte mit leisem Spott: „Ist das kein Liebhabergehalt, Baron?“

„Nein, ganz gewiß nicht,“ beteuerte er und machte ehrliche Augen.

Die Gräfin hatte ihre Fassung zurückgewonnen und konnte wieder ihr überlegenes Lächeln zeigen. „Ich habe eigentlich immer Glück im Leben gehabt, wie Sie jetzt aufs neue sehen können, Baron. Man muß nur gerecht sein.“

„Sie gestatten, Gräfin, daß ich Ihnen das erste Monatsgehalt sofort bezahle,“ sagte er mit allem Zartgefühl. „Sie werden vielleicht einige Anschaffungen besorgen wollen.“

„Natürlich gestatte ich,“ lachte sie und steckte das Geld in ihre zerknitterte Handtasche. „Die Anschaffungen sind sogar sehr dringend. Ich muß unbedingt meine Fassade ein wenig auffrischen. Meine Kleider sind einerseits zu jugendlich, andererseits zu dünn und entsprechen in keiner Weise meinem würdevollen Alter. Ich muß übrigens ehrlich sagen, daß mir der Uebergang zum älteren Fach wenig Schwierigkeiten gemacht hat. Nur die Haare, diese verflixten Haare! Wenn ich, Gott behüte, nochmals auf die Welt kommen sollte, lasse ich mir ganz gewiß nicht mehr meine Haare färben.“

Sie hielt plötzlich inne und sah Löcknitz prüfend an. „Ich weiß, was Sie jetzt denken, Baron. Wie verzweifelt die alte Dame ist! Das denken Sie. Aber es stimmt nicht. Ich bin gar nicht verzweifelt, nur gerührt, Baron, gräßlich gerührt. Vorhin hätte ich beinahe losgeheult. Zum Glück erinnerte ich mich, daß ich sofort eine dicke, rote Nase kriege, wenn ich weine. Peinlich, nicht? Bitte, schenken Sie mir zur Belohnung eine Zigarette, Baron, dann verschwinde ich.“

„Ich bewundere Sie, Gräfin,“ sagte er aufrichtig, während er ihre Zigarette anzündete. „Ihr Geist ist so elastisch.“

„Ja, aber früher war mein Gang elastisch, das war mir lieber, mein Wort.“

„Ich glaube immer,“ meinte er lustig und ging auf ihren leichtherzigen Ton ein, „wir beide hätten ein gutes Paar abgegeben, Gräfin.“

„Das meine ich auch. Wir hätten uns vor zwanzig Jahren begegnen sollen.“

Er betrachtete sie nachdenklich und mußte immerzu an Lisa denken. In zwanzig Jahren würde Lisa Dierkher ebenso aussehen wie heute die Gräfin Söderblom. Er erinnerte sich unwillkürlich des Bildes im Silberrahmen, das er auf dem Schreibtisch der Gräfin in der Rue d'Anjou entdeckt hatte.

„Sie könnten mir ein wundervolles Weihnachtsgeschenk machen, Gräfin.“

„Wie gern!“

„Schenken Sie mir Ihr Jugendbild, das ich seinerzeit bewundert habe.“

„Es tut mir von Herzen leid, Baron, aber diesen Wunsch kann ich Ihnen nicht erfüllen. Ich habe das Bild verbrannt.“

„Warum?“

„Für jeden Menschen kommt die Stunde, da er die Bilder der Jugend verbrennen muß.“ Ganz plötzlich begann sie zu lachen. „Wie gefällt Ihnen mein Pastorenton? Ich spreche in Symbolen und triefe vor Weisheit. Es ist ein Jammer ohnegleichen.“

Sie warf die Zigarette fort und stand auf. „Gott beschütze uns vor der Klugheit,“ sagte sie fröstelnd und reichte dem Rittmeister die Hand.

XXV.

Die feierliche Eröffnung des neuen Philadelphia-Klubs fand am 27. Januar um elf Uhr vormittags statt. Zu dieser Feier hatte Löcknitz an alle Gesellschaftskreise Berlins Einladungen ergehen lassen.

Es war ein düsterer, nebelerfüllter Tag, und der Rittmeister stand, frierend vor Aufregung, in der angenehm durchwärmten Halle, um die Gäste zu erwarten. Die Herren des Vorstandes waren vollzählig versammelt und gingen ungeduldig auf und ab. Sally Fischbein trug einen neuen Klubfrack und sah blendend aus. Er war bereits um acht Uhr mor-

gens erschienen, mit der Reisetasche in der Hand, und hatte als erster die Segnungen der neuen Einrichtungen genossen.

Niemand sprach in der Halle, von der eine wunderbare Treppe breit und gelassen zu dem oberen Stockwerk hinaufführte. Auf jeder zweiten Stufe war ein Diener in schwarzer Livree mit Silberknöpfen postiert. Einsam und weltenfern aber stand auf dem obersten Treppenabsatz Herr Alois Muggenthaler und stützte sich sinnend auf seinen Hofmeisterstab. Er trug einen meisterlichen Frack und seidene Kniehosen. Sein dunkles Auge blickte ruhevoll und majestätisch.

Endlich kamen die ersten Gäste. Es waren Leute, die Löcknitz nicht kannte. Dunkelbaum begrüßte sie. Allmählich füllte sich die Halle mit plaudernden und lachenden Menschen, die allen Gesellschaftskreisen angehörten. Viele Kaufleute und Industrielle waren erschienen, neben bekannten Malern und Schauspielern waren einige Bankdirektoren zu sehen, die fremden Gesandtschaften hatten ihre jüngeren Herren entsendet, und sogar der Leiter des zuständigen Polizeireviers war der Einladung gefolgt. Von Generalkonsuln wimmelte es geradezu. Einige höhere Beamte aus den Ministerien empfing der Rittmeister mit Genugtuung, und ganz besondere Ehre erwies er den Herren vom Union-Klub. Die Rennleute waren überhaupt in stattlicher Anzahl versammelt und fühlten sich sofort wie zu Haus.

Der Rittmeister wurde immer erregter, je mehr Menschen in die Halle strömten. Seine Freude erreichte ihren Gipfel, als er ein paar Uniformen erblickte. Er ging auf die Offiziere zu und erkannte Graf Miersdorf, der von Klützow, Twesten und Rastorf begleitet war. „Dank, Dank," sagte er und konnte seiner Bewegung nicht Herr werden, „daß Ihr gekommen seid."

„Na hören Sie, Löcknitz," antwortete Miersdorf herzlich, „wir werden doch nicht fehlen, wenn Sie Ihren Zauberpalast eröffnen."

Die Anwesenheit der Kameraden gab dem Rittmeister alle Sicherheit zurück. Es war ihm, als wäre er wieder in seine Ehre eingesetzt worden. Nun waren alle Demütigungen und Bitternisse vergessen.

Die Besichtigung der Klubräumlichkeiten begann. Löcknitz war der Führer. Er geleitete die Gäste die breite Treppe hinauf und zeigte das ganze Haus. Die Gäste gaben ihrer bewundernden Anerkennung rückhaltlosen Ausdruck und erklärten, daß es kein Klubhaus in Berlin gäbe, das diesem gleich käme. Den stärksten Beifall fand der große Saal, der durch zwei Stockwerke ging und ein wundervolles Oval bildete. Der Saal war weiß in Gold gehalten und hatte eine kleine Galerie, auf der heute der Bläserchor der Königlichen Oper Platz genommen hatte. In diesem Saal sollten Sitzungen, Versammlungen, Vorträge und vielleicht auch Tanzfeste abgehalten werden. Ein sehr üppiges und reichhaltiges Büfett, das dem französischen Meisterkoch Gelegenheit bot, einen Teil seiner Künste zu zeigen, erwartete hier die Festgäste. Neben dem Büfett stand Alois Muggenthaler und strahlte einen milden Glanz über die Versammlung aus. Er war unbedingt der Vornehmste im ganzen Saal. Theodor Hötz, der ein gutes Auge für Dienerleistungen hatte, erkannte dies ohne Neid an.

Fritz Dunkelbaum trat zu Löcknitz und sagte: „Sie sollten ein paar Worte sprechen, Herr von Löcknitz. Der Augenblick verlangt es."

„Ich bin gar nicht vorbereitet, Herr Dunkelbaum."

„Um so besser. Ein paar freundliche Begrüßungsworte werden Ihnen schon einfallen."

Der Rittmeister stieg, rasch entschlossen, auf die Estrade und begann zu reden. Er sagte in kurzen Worten, welches Ziel ihm bei dem Bau des Hauses vorgeschwebt habe, und schloß mit einem Hurra auf Kaiser und König. Der Bläserchor schmetterte eine jubelnde Fanfare.

Welch ein armer Narr, dachte Hermann Stöckel, der im letzten Winkel des Saales an die Wand gedrückt dastand. Glaubt er dies alles wirklich, oder belügt er sich selber?

Die Versammlung klatschte Beifall und näherte sich dem Büfett.

Als die Offiziere Abschied nehmen wollten, begleitete sie Löcknitz in die Halle hinunter.

„Der Klub ist tadellos," sagte Miersdorf.

„Bis auf die Mitglieder," lachte Twesten.

„Wie können Sie das sagen!" [illegible] Klützow, der das Erblassen des Rittmei[illegible]s bemerkt hatte. „Das sind lauter ehrenwerte Menschen."

„Bezweifle ich gar nicht, lieber Klützow, aber ich könnte mich in dieser Gesellschaft nicht wohlfühlen."

„Lassen Sie nur, Klützow," sagte der Rittmeister mit einem müden Lächeln. „Twesten hat von seinem Standpunkt ganz recht."

„Sie werden doch meine ungeschickte Bemerkung nicht persönlich nehmen, lieber Löcknitz," entschuldigte sich Twesten.

„Gewiß nicht, Twesten, seien Sie ganz beruhigt. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich wahrscheinlich nicht anders sprechen. Vielleicht beneide ich Sie sogar um Ihren gesicherten Standpunkt." Er reichte ihm ohne Groll die Hand.

Die Gäste verließen allmählich das Haus, und kurz nach zwei Uhr war der Klub leer. Nur die Mitglieder waren zurückgeblieben, saßen gelangweilt in den Rauchzimmern oder blätterten gähnend in den Zeitschriften, mit denen der Rittmeister das Lesezimmer auf das reichhaltigste ausgestattet hatte. Die einzige Zerstreuung boten die Börsenberichte, die in kurzen Abständen einliefen.

Endlich raffte sich Rechtsanwalt Gegenherz auf und wendete sich als Wortführer an Löcknitz: „Da wir nun schon mal versammelt sind, Herr von Löcknitz, könnten Sie heute ausnahmsweise ein Auge zudrücken und das Spiel früher eröffnen lassen. Was sollen wir mit dem angebrochenen Tag beginnen?"

Der Rittmeister gab ohne weiteres nach. „Bitte, wie Sie wünschen, Herr Gegenherz. Wir können sogleich anfangen." Die Mitglieder klatschten ihm freudig Beifall, viel freudiger und ehrlicher als nach seiner Eröffnungsrede.

Alois Muggenthaler, der Haushofmeister, schritt dem Zug voran und öffnete das große Spielzimmer. Nicht ohne Feierlichkeit schloß er den Schrank auf, nahm ein Kartenspiel heraus und legte es in die Mischmaschine. Der Ritter von Miaczynski klapperte fröhlich mit den Marken und erhielt von Herrn Bomse zur Feier des Tages zwanzig Mark als Trinkgeld.

Das Spiel begann. (Fortsetzung folgt.)



Prof. Sauerbruch, Zürich, der Erfinder des berühmt gewordenen künstlichen Sauerbruch-Arms.



Russische Krankenschwester mit ukrainischen Offizieren auf einem Bahnhof der Strecke Smorgon—Minsk.



General Foch, der Befehlshaber der neuen, hinter der Front gebildeten Manövrierarmee der Entente.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
ap — bal — band — ber — chen — de — diet — e — ei — er — fu — la — la — laub — le — leut — lut — ra — na — na — nant — pas — pe — port — pup — ral — rap — ri — rich — sa — schuß — sio — ta — te — u — ü — xas
sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Bibelspruch ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Spielzeug, 2. Meldung, 3. angenehmes Bilanzergebnis, 4. Rachegöttin, 5. Schmuck des Kriegers, 6. südamerikanischen Staat, 7. Sonate von Beethoven, 8. Staatsrechts-Lehrer, 9. militärischen Rang, 10. Baum, 11. Ehrengruß, 12. Gebirgszug in Rußland, 13. Roman von Zola, 14. Werkzeug, 15. Gedichtart.

Der Pantoffelheld.

Sei nicht „ga", laß mich zum Wein,
Abends darf ich „du" wohl sein.

Für unpolitische Leser.

Erst ein Kalb, dann er und ich,
Alles recht ins Lot gebracht
Interessiert Dich sicherlich,
Da Dein Blatt es täglich macht.

Lösungen aus Nr. 10:

Silben-Rätsel: Es muß doch Fruehling werden. — 1. Erwin, 2. Sonne, 3. Madrid, 4. Ulster, 5. Salome, 6. Saratow, 7. Duisburg, 8. Orion, 9. Chianti, 10. Flügel, 11. Rettich, 12. Ukraine.

Der Abstieg: Wandel, Bar, wandelbar.

Ein Zeitwort: Anstoßen.

HUMOR

„Sag' mal, steht sich Dein Freund Albert bei seinem neuen Mehlgeschäft gut?" — „Nee, er sitzt schon."

*

„Freilein, ick möcht 'n Schleier für meine Mutta haben." — „Ja, was denn für einen, einen schwarzen oder einen blauen?" — „Det is janz piepe, meine Mutta is farbenblind."

*

Ein Urlauber fragt auf einem Berliner Bahnhof eine Schaffnerin: „Wohin geht denn eigentlich dieser Zug?" — „Nach Brüssel in zehn Minuten." — „Donnerwetter," ruft der Feldgraue aus, „der fährt ja furchtbar schnell!"

*

— „Ich hatte mit einer kleinen Zulage gerechnet."

— „Sie können zum Ersten gehen. Buchhalter, die falsch rechnen, kann ich nicht brauchen."

*



„Herr Pummel, warum kommen Sie nicht mehr zur Tanzstunde?"
„Ach, ich habe bloß noch Kriegsstiefel, gnädiges Fräulein, und Menuett mit Holzpantinen hört sich nicht schön an!"

Hänschen und Fritzchen sind bei der Großmutter zu Besuch. Als die Jungen abends im Bett liegen, fügt Fritzchen auf einmal mit sehr lauter Stimme seinem Nachtgebet den Satz hinzu: „Und dann, lieber Gott, schick mir doch übermorgen zu meinem Geburtstag ein großes Schaukelpferd und ein dickes Bilderbuch." — „Was schreist Du denn so?" fragt Hänschen, „der liebe Gott ist doch nicht schwerhörig." — „Nee," antwortet Fritzchen, „aber Großmutter."

*

Filmdialog. „Sie sind doch sehr oft bei Filmaufnahmen beschäftigt," fragte man einen Statisten. „Sprechen die Schauspieler denn auch wirklich immer solche Worte, welche zu der Handlung des Films gehören?"

„Selbstverständlich, besonders die Hauptdarsteller," entgegnete der Gefragte.

„Und müssen sie die Worte jedesmal auswendig lernen?"

„I wo, die sagen ja immer bloß zu den anderen: ‚Zurücktreten, ihr Schafe'!"

*

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

24. März 1918
Nr. 12
27. Jahrgang

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Der Held von Afrika

Generalmajor von Lettow-Vorbeck, der Oberbefehlshaber unserer Truppen in Afrika, die seit 4 Jahren sich einer großen Uebermacht erwehren.

Nach der letzten Aufnahme vor dem Kriege von Hofphot. Noack.



Von den Friedensverhandlungen in Bukarest: Herr Argetojanu (in Zivil), der Führer der rumänischen Abordnung mit den Mitgliedern.



Graf Czernin, Generalfeldmarschall v. Mackensen und Herr v. Kühlmann auf einem Morgenritt in Bukarest.



Völkergemisch aus dem von unseren Truppen besetzten russischen Gebiet: Eine Gruppe von Russen, Chinesen, Persern und Kirgisen in Minsk. Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.



Das Königsschloß Cotroceni (bei Bukarest), wo die Friedensverhandlungen mit Rumänien stattfinden.

Auf der Feuerleitung einer Flugabwehrgruppe.

Ein Beitrag zum Heimatsschutz von Leutn. Martin Lampel.

Kaum ist die Dämmerung hereingebrochen, da schrillt bei der Feuerleitung der Flakgruppe andauernd das Telephon. „Feindliches Fluggeuggeschwader aus Richtung A . . . nach B . . .“ Das ist noch weit weg. Die Herren wollen sich gerade zu Tisch setzen da klingen die Meldungen schon ganz anders: „Feindlicher Flieger im Anflug auf L . . . .“ Und schon meldet der erste vorgeschobene Scheinwerfer: „Propellergeräusch zunehmend.“ Der Führer der Gruppe gibt Alarm. Im Nu fliegt dieses Wort durchs Telephon von Stand zu Stand, von Batterie zu Batterie. Der Batterieführer der Stabsbatterie eilt in langen Schritten zu seinen Geschützen. Hier stehen schon die Kanoniere bereit. Und wie die Meldung vom Außenscheinwerfer kommt: „Propellergeräusch über der Stellung“ und der Gruppenführer durchs Telephon „Feuern“ befiehlt, kracht auch gleich der erste Schuß. Und im Schnellfeuer jagt die Batterie nach oben, was die Rohre hergeben können. Vergeblich angeln die Scheinwerfer. Der Bodendunst ist so dicht, daß ihr Licht nicht hindurchdringen kann. Es malt runde, rostig-rötliche Kegel hinein. Und in das dumpfe Donnern und Krachen der Detonationen hoch oben mischt sich auf einmal ein fernes dumpfes Rollen. Das sind Bomben. Feuerpause. Angespannt horcht jeder. Da kommt die Meldung des Außenscheinwerfers: „Propellergeräusch verklingt in Richtung E . . .“ Sofort hängt der Gruppenführer selbst am Telephon. „Wo sind vorhin die Bomben gefallen?“ Da meldet der Scheinwerferoffizier vom Turm herunter: „Stand . . . meldet Bombenwürfe in unmittelbarer Nähe. Eine Patrouille ist bereits abgesandt.“ Wieder herrscht in der Telephonzentrale reges Leben. Es gilt, die Schieß- und Leuchtberichte der zahlreichen Stände einzuholen und zu bearbeiten. Der Scheinwerferoffizier ist gerade mit seiner Liste fertig und tritt einen Augenblick aus der Tür. Der Nebel hat sich verzogen, klar blinken die Sterne herab. Da schrillt die Alarmglocke und drüben vom Werk herüber heult die Sirene. Auf einen Schlag verlöschen drüben die Lichter, ebenso im kleinen Städtchen am Fuße des Hügels. In Hast springt der Offizier auf den Turm. „Hallo, alle Scheinwerfer am Telephon?“ Er fragt sie namentlich ab, keiner fehlt. Das Abwehrfeuer setzt ein. Heulend schrauben sich die Geschosse nach oben. Ueberall am weiten Himmel funken die Sprengpünktchen auf. Es ist ein ohrenbetäubender Krach. Der Offizier sucht den Horizont ab. Jetzt können sich die Scheinwerfer wieder betätigen. Der Beobachter oben meldet: „Scheinwerfer F und G leuchten. Scheinwerfer F hat einen Flieger im Lichtkegel.“ Und dann wird von allen Seiten bestätigt, daß der Flieger zum Abbiegen gezwungen ist. Feuerpause. Von den verschiedensten Stellen wird gemeldet, daß



Dieser Platz ist frei für denjenigen unserer Leser, der noch nicht gezeichnet hat.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

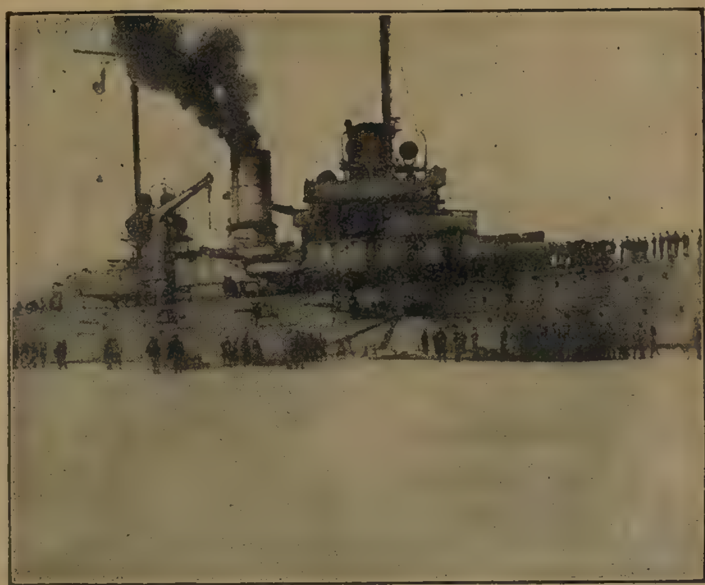


Von der Landung unserer Truppen auf den Alandinseln: Abmarsch der Truppen von den Linienschiffen über das Eis auf die Insel.



Ueber die Eisschollen ankommende Lotsen.

das feindliche Geschwader sich auf dem Rückfluge befindet. Der Führer hebt den Alarm auf, wieder tuten die Sirenen der Werke, alles Licht brennt wieder. Die Herren gehen zum Abendtisch, der schon seit zwei Stunden fertig steht. Das Telephon klingelt. Scheinwerfer . . . meldet, daß vorhin im ganzen zehn Bomben in seine Nähe gefallen sind. Eine einzige auf das Bahngleise: „Die Schwellen sind bereits ausgewechselt." Eben wollen sich die Offiziere zu Tisch setzen, da krachen auf einmal Geschütze in unmittelbarer Nähe, die Scheiben klirren. Die Stabsbatterie feuert. Im Nu ist alles wieder an seinem Posten. Der Batterieführer meldet: „Fliegergeräusch über meiner Stellung, habe deshalb das Feuer eröffnet." Und die Scheinwerfer haben den Flieger im Licht. Ganz niedrig fliegt er, ein französisches Caudronflugzeug. Hat den Motor abgestellt und ist im unhörbaren Gleitflug heruntergestoßen, um die Werke aus unmittelbarer Nähe angreifen zu können, aber er hat sich mit unseren Horchern verrechnet. Der Batterieführer empfängt ihn mit rasendem Schnellfeuer. Wild geworden, gibt der Flieger Gas, sucht zu entkommen. Aber was unsere Scheinwerfer hoben, halten sie. Das nahe Licht blendet den Flieger, die Batterien haben ihr Ziel greifbar vor Augen und setzen ihm Schuß auf Schuß hin. Eine Flamme schlägt auf einmal aus dem Motor, das Flugzeug stürzt brennend ab. Auch diese Gefahr ist abgewehrt.

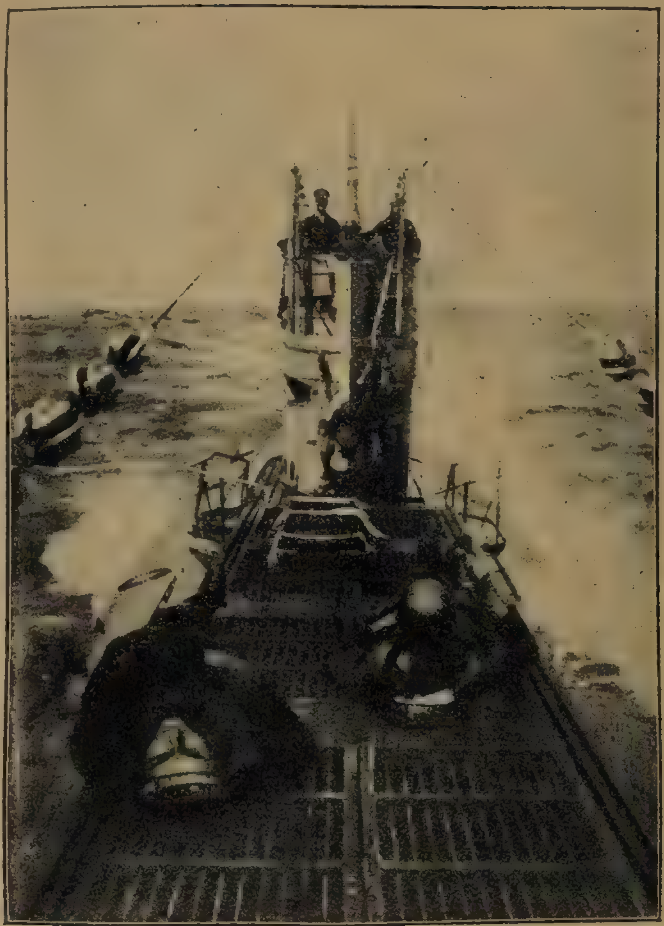


Eines unserer Linienschiffe vor der Insel Eckerö.
Phot. A. Grohs.



Das neueste deutsche Kampfflugzeug: Fokker-Dreidecker im Fluge.

Vom Leben unserer U-Boot-Leute auf einer Kriegsfahrt



Vom Leben unserer U-Boot-Leute auf einer Kriegsfahrt: Mittagsruhe im Atlantik.



Durch Gewehrschuß erlegter Schweinsfisch — eine willkommene Aufbesserung der Kost.



An kalten Tagen.

Eine neue Art der Versenkung.

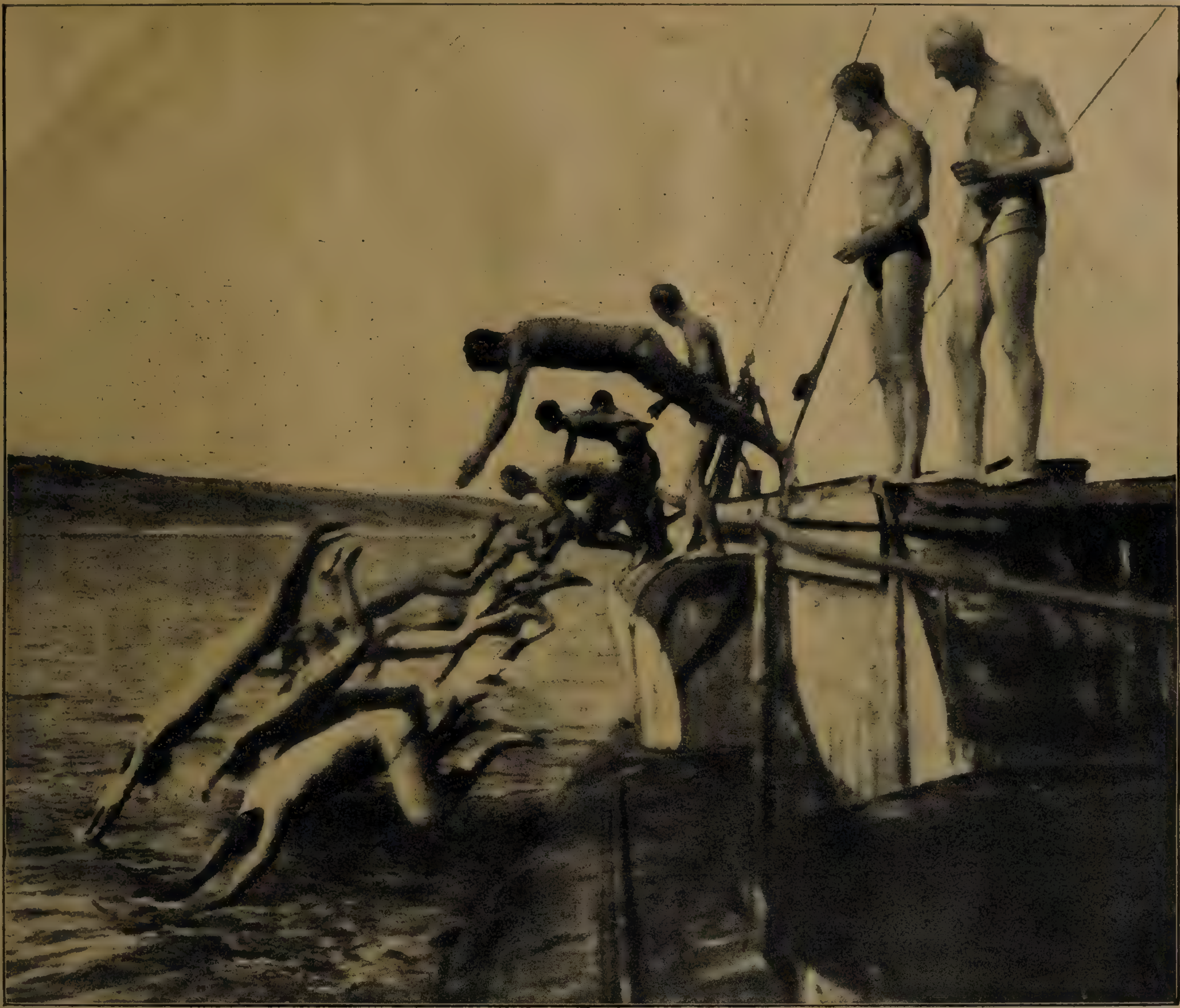
Viele Fahrzeuge sind von „U . . .“ im Laufe der Unternehmung versenkt worden. Munition und Sprengmaterial gehen zur Neige. Da tauchen am Horizont bei Windstille im Morgengrauen viele Segler auf, die natürlich alle versenkt werden müssen. Die wenige Munition ist für die hölzernen 50-Tonnen-Segler zu schade, ein Backschlagen aber bei der Hitze im Mittelmeer zu anstrengend. Was tun? — Die Wanten (Taue, die die Masten nach beiden Seiten abstützen) werden auf einer Bordseite gelöst und durch eine lange Leine am Bug des U-Bootes befestigt. Durch Rückwärtsgehen des Bootes wird der Segler nun so lange zur Seite geneigt, bis er, wie das Bild zeigt, vollläuft und kentert. — Auf diese künstliche Art werden zehn mit Phosphat beladene Segler im Laufe des Tages zur größten Freude der Besatzung zu den Fischen befördert. Eine neue und billige Art der Versenkung, genannt „Kielholen“, hat sich glänzend bewährt.



Die Besatzung eines versenkten tunesischen Seglers an Bord des U-Bootes.

Ein guter Fang.

Nach wochenlangem Konservenessen ist Frischfleisch für unsere U-Bootleute ein Leckerbissen. Glücklich ist es gelungen, einen der vielen um den Bug des Bootes spielenden Schweinsfische durch sicheren Kugelschuß zu erlegen und zu bergen. Dies ist meistens sehr schwierig, weil der Schweinsfisch, in die Bauchhöhle oder Lunge getroffen, meist untergeht. Seiner sachgemäßen Zerlegung harrend, hängt er nun in seiner ganzen Länge am U-Bootturm. Einen halben Zentner ganz schieres, dem Rindfleisch sehr ähnliches Fleisch, hat der Koch nun zur Verfügung. In den nächsten drei Tagen gibt's für die gesamte Besatzung leckere Rouladen, Frikandellen und Schweinsfischschnitte (Beefsteak) zum Mittagessen. Der glückliche Schütze aber hat an der gebratenen Leber einen ihm gebührenden besonderen Leckerbissen.



Vom Leben unserer U-Boot-Leute auf einer Kriegsfahrt: Ein Badetag in der Adria.

Besatzung versenkter tunesischer Segler.

Fern von uns liegt Tunesien, aber doch nicht so fern, daß unsere U-Boote nicht hingelangen könnten. Zwar ist's nur Küstenschiffahrt, die hier in Betracht kommt, meistens nur kleine Segler von 20—30 To., aber im allgemeinen mit sehr wertvoller Ladung. So führte unter anderem die auf nebenstehendem Bilde dargestellte Besatzung eines tunesischen Seglers prächtige Wolldecken mit sich und eine große Kiste mit mindestens 1000 Eiern, bestimmt für eine Sammelstelle der französischen Regierung. Nach Versenkung ihres Seglers ist die Besatzung an Bord des U-Bootes genommen worden, um gelegentlich an ein anderes Fahrzeug abgegeben zu werden. Mit muselmanischem Gleichmut harren sie nun an Deck des U-Bootes der kommenden Dinge.



Eine neue Art der Versenkung mit Hilfe einer an dem Mast des Seglers und an dem U-Boot befestigten Leine. (Zur Ersparung von Munition und Sprengmaterial.)

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

28. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

Löcknitz hielt die erste Bank, im Namen des Klubs sozusagen, und zwar mit 50 000 Mark. Diese Summe machte unleugbar einen tieferen Eindruck als das ganze Werk des Architekten Skoog. Nur Graf Heydebrinck blickte mißbilligend um sich und warb um Parteigänger, die bereit gewesen wären, sich einem Protest anzuschließen. Aber da er nur begeisterte und erregte Gesichter sah, kräuselte er die Lippen zu einem nachsichtigen Lächeln.

Als der Rittmeister eben im Begriff war, die erste Karte auszugeben, trat Fritz Dunkelbaum in das Spielzimmer und rief von der Tür aus mit heller Stimme: „Banco!“

Die Spieler begannen zu lachen, und der Photograph Bomse röchelte: „Sie werden es noch billiger geben, lieber Dunkelbaum.“

Löcknitz sagte ganz ruhig und leidenschaftslos: „Es sind 50 000 Mark in der Bank.“

„Schön,“ erwiderte Dunkelbaum, ohne einen Augenblick zu zaudern. „Banco!“

„Verrückt!“ brummte Dr. Hergotin und zog ärgerlich seine zehn Mark zurück.

Der Rittmeister hatte das sichere Gefühl, daß er die Partie verlieren würde.

Dunkelbaum hatte sieben, Löcknitz deckte sechs auf.

„Meinen herzlichen Glückwunsch,“ sagte der Rittmeister und stand auf. Dunkelbaum übernahm die Bank.

Löcknitz sah eine Weile dem Spiel zu, aus Pflichtgefühl, nicht aus Anteilnahme. Er bemerkte mit einigem Erstaunen, daß heute zum erstenmal auch Graf Hajnal spielte. Er betrachtete seine nervösen Hände, die zuckenden Gesichtsmuskeln, den starren Blick der Augen und fühlte, daß dieser junge Mensch der geborene Spieler war. Es blieb nur rätselhaft, daß der Graf so viele Monate lang seiner Leidenschaft hatte widerstehen können. Hajnal verlor und war sehr blaß. Er zündete eine Zigarette nach der andern an. Nur an der Gier, mit der er den Rauch einzog, konnte man seine Erregung erkennen. Alle Spieler verloren. Dunkelbaum gewann ununterbrochen. Die Luft war von besinnungsloser Gehässigkeit erfüllt.

Der Rittmeister ging mit leisen Schritten aus dem Spielzimmer. Er war zum Umfallen müde. Schlafen! Schlafen! Nichts mehr wissen! Er wankte in das obere Stockwerk und ließ sich ein Schlafzimmer öffnen. Hier war es wunderbar still. Die schallsicheren Wände ließen keinen Laut durch. Wie in einem Grab ist es, dachte er aufatmend, als er im Bett lag. Nun war er der erste, der im neuen Haus schlief.

Als er erwachte, war es ein Uhr. Er vermochte sich nur langsam zu erinnern, wo er sich befand. Er hatte zehn Stunden lang geschlafen. Die Müdigkeit war verflogen, aber er fühlte sich trotzdem nicht frisch. Er zog sich an und ging wieder in das Spielzimmer. Nichts hatte sich geändert, kein Spieler war vom Platz gewichen. Es schien dem Rittmeister, als wäre er bloß einige Minuten fern gewesen, als wäre die Zeit stillgestanden. Nur das Zimmer hatte sich in seiner Abwesenheit irgendwie verändert, es glich auf ein Haar dem ersten Spielzimmer in der Leipziger Straße. Die gleichen Gesichter saßen um den grünen Tisch herum, die Hände zitterten, aus den geröteten Augen leuchtete der Irrsinn, die Hemden waren zerknittert und befleckt, Sally Fischbein bohrte in den Ohren herum, und Photograph Bomse gab den Zahnstocher nicht aus dem Mund. Die strafenden und entrüsteten Blicke Alois Muggenthalers schleuderten wirkungslose Blitze. Der Rittmeister sah dies alles und wußte nicht, ob er über sich weinen oder lachen sollte. Für diese Menschen ein neues Haus zu bauen, hatte sich wahrhaftig nicht gelohnt. Denen waren auch die drei kleinen schäbigen Zimmer in der Leipziger Straße gut genug gewesen. Er begann sich der Rede zu schämen, die er einmal vor langer, langer Zeit in diesen Räumen gehalten hatte. Wie mußten damals diese Brüder über ihn gelacht haben! Alles war beschmutzt und in den Kot gezerrt.

Wenn man dem Spiel dieser Menschen zusah, konnte man kaum begreifen, daß es einmal die Leidenschaft großer Herren gewesen war, die mit einem Lächeln auf den Lippen einen Meierhof verspielt hatten. Aus dem Spiel, das ein aristokratischer Zeitvertreib gewesen war, war ein nacktes Geschäft geworden. Man spielte, um Geld zu gewinnen, nicht um zu kämpfen. Wie eine entweihte Liebe, die durch den Schlamm der Gosse gezogen wurde, erschien dem Rittmeister dieses herdenmäßige Hantieren mit den Spielkarten. Lauter erbärmliche Sklaven saßen um den grünen Tisch, und es half nichts, daß er sie gezwungen hatte, den Frack anzuziehen und sich die Nägel zu putzen.

Er hatte gelogen.

Steif und aufrecht schritt er aus dem Spielzimmer, das ihm Ekel verursachte. Alle anderen Zimmer waren leer und verödet, sehnten sich nach Menschen und fröstelten in ihrer Einsamkeit. Im Lesezimmer saß ganz allein Hermann Stöckel und studierte im „Paris-Sport“ die Nennungen für die Rennen in Nizza.

„Pferde sind doch das Beste auf der Welt,“ sagte er, als erriete er die Gedanken des Rittmeisters.

„Das sind sie,“ stimmte Löcknitz zu und dachte voll Trauer an Szeretlek. Und es fiel ihm ein, daß Agnes Schuld daran trug, daß er keine Pferde züchtete, sondern Spielhalter war. Und der alte, bittere Zorn kochte wieder in ihm und gab ihm Trotz und Kraft, dieses Leben weiterzuführen.

„Gehen Sie schlafen, Stöckel! Ich muß ohnedies bis sechs Uhr dableiben, sonst spielt die Bande bis Mittag weiter.“

„Ich möchte eigentlich gern zusehen, wie Sie es anstellen werden, um sechs Uhr die Partie abzubrechen, aber die Sache ist mir doch zu gleichgültig. Gute Nacht, Herr von Löcknitz.“

„Gute Nacht, Stöckel.“

Der Rittmeister ging weiter durch die wunderschönen, leeren Zimmer und kam sich selber wie ein Gespenst vor. Vielleicht ist die Söderblom noch da, dachte er, und klopfte an ihre Tür. Die Gräfin saß am Schreibtisch und rechnete. Sie trug ein ernstes, schwarzes Kleid. Ihre Haare waren gleichmäßig grau.

„Na, wie fühlen Sie sich, Gräfin?“ fragte er lächelnd.

„Ausgezeichnet, lieber Baron. Ich habe zwar tintebefleckte Finger, aber das tut nichts zur Sache. Arbeit ist eine ganz romantische Erfindung. Arbeit ist vielleicht die letzte Leidenschaft abgenützter Seelen. Fein gesagt, was?“

„Meine Glückwünsche, Gräfin,“ scherzte er.

„Und wie sind Sie zufrieden, Baron?“

„Gar nicht, liebe Gräfin. Es war ein Rechenfehler. Ich habe einen Vergnügungspalast für Minderwertige gebaut.“

„Sie übertreiben ein bißchen.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte der Rittmeister schwermütig. „Glauben Sie mir, Gräfin Söderblom, wir beide sind die einzigen Edelleute in diesem Haus.“

XXVI.

An einem Frühlingsabend rief Fritz Dunkelbaum den Rittmeister beiseite und führte ihn in das leere Lesezimmer.

„Ich muß Ihnen eine höchst unangenehme und bedauerliche Mitteilung machen, Herr von Löcknitz,“ sagte er sehr kühl und runzelte die Stirn.

„Und die wäre, Herr Dunkelbaum?“

„In unserem Klub geht es nicht mit rechten Dingen zu.“

„Wie soll ich das verstehen?“

Dunkelbaum sah sich vorsichtig um und erklärte ohne Aufregung: „In unserem Klub wird falsch gespielt, Herr von Löcknitz.“

Der Rittmeister taumelte und mußte sich festhalten, um nicht zu stürzen. „Was sagen Sie?“ fragte er drohend und hatte blasse Lippen.

„Ich sage, daß in unserem Klub falsch gespielt wird.“

Löcknitz setzte sich nieder. Das Entsetzen war ihm in die Glieder gefahren. „Wie kommen Sie zu dieser ungeheuerlichen Beschuldigung, Herr Dunkelbaum?“

„Ich habe Augen im Kopf. Es ist ein wahres Glück, daß ich der einzige bin, der offene Augen hat, sonst hätten wir schon längst den schönsten Skandal und könnten die Bude zusperren.“

„Sie werden wohl die Freundlichkeit haben, Herr Dunkelbaum, mir mitzuteilen, welche Anhaltspunkte Sie für einen so unerhörten Verdacht haben?“

„Das fällt mir natürlich nicht im Traum ein, Herr von Löcknitz. Ich habe gar keine Lust, in irgendwelcher Weise als Ankläger oder Zeuge hervorzutreten. Ich bitte zu bedenken, daß ich nicht nur Mitglied des Philadelphia-Klubs, sondern auch Kaufmann bin, der einen Namen zu verteidigen hat.“

Löcknitz fühlte sich beschimpft, aber er war in diesem Augenblick wehrlos. Der Mann sprach kein unwahres Wort. „Immerhin wäre es Ihre Pflicht, Herr Dunkelbaum, mir einige nähere Angaben über das zu machen, was Ihre offenen Augen gesehen haben.“

„Diese Pflicht bestreite ich, Herr von Löcknitz. Es ist nicht meines Amtes, über Anstand und Sittlichkeit des Philadelphia-Klubs zu wachen. Erzieher und Direktor dieser Vereinigung sind Sie und nicht ich.“

„Aber Sie sind ebenso Vorstandsmitglied wie ich, Herr Dunkelbaum.“

„Nicht mehr, Herr von Löcknitz, ich habe in einem Schreiben an den Vorstand auf meine Würde verzichtet.“

„Glauben Sie wirklich, daß dieser Schritt geeignet ist, das Ansehen des Klubs zu fördern?“

„Ich wüßte kaum etwas, was mir augenblicklich gleichgültiger wäre als das Ansehen des Philadelphia-Klubs. Ich wehre mich meiner Haut, verstehen Sie, Herr von Löcknitz?“

„Ich verstehe vollkommen,“ antwortete der Rittmeister voll Bitterkeit.

„Uebrigens wird mein Ausscheiden aus dem Vorstand keinerlei Verdacht erwecken, da ich morgen eine Geschäftsreise antrete und längere Zeit diesem Haus fern bleiben werde. Ich hoffe zuversichtlich, daß es Ihnen gelingen wird, bis zu meiner Rückkehr reinen Tisch zu machen. Wenn Sie dann Neuwahlen ausschreiben sollten, würde ich gegen eine Wiederberufung in den Vorstand nichts einzuwenden haben.“

„Sie sind zu gütig, Herr Dunkelbaum,“ sagte Löcknitz spöttisch.

„Ich freue mich, daß Sie dies anerkennen. Es war sehr nett von mir, Sie zu warnen. Ein anderer an meiner Stelle hätte sich wohl gehütet, seine Beobachtungen preiszugeben, bevor er sich selber in Sicherheit gewußt hätte.“

Löcknitz bedeckte die Augen mit seiner Hand. Er hatte das grauenhafte Gefühl, daß der Boden unter seinen Füßen wankte.

„Ich soll Ihnen also für Ihre Warnung noch danken?“

„Ich lege keinen besonderen Wert darauf, Herr von Löcknitz,“ erwiderte Dunkelbaum und zündete sich eine Zigarre an. „Eigentlich paßt mir die ganze Geschichte sehr in den Kram, ich wollte schon längst die amerikanischen Schuhfabriken studieren, jetzt komme ich endlich dazu.“

Der Rittmeister hatte sich erhoben. „Sie haben mich mit einem schrecklichen Verdacht vergiftet, Herr Dunkelbaum. Ich kann in diesem Augenblick nicht wissen, ob und wie weit dieser Verdacht begründet ist. Aber auch wenn wirklich jemand in unserem Klub falsch spielen sollte, bin nicht ich dafür verantwortlich.“

„Das behaupte ich auch gar nicht, Herr von Löcknitz.“

„Doch! Sie sagen: In diesem Klub wird falsch gespielt, machen Sie Ordnung!“

„Habe ich nicht das Recht dazu?“

„Gewiß, aber wenn ich Ordnung machen soll, und wenn Ihnen selber etwas daran liegt, müßten Sie mir helfen und mich auf Ihre Spur führen.“

„Nee, Verehrtester, das muß ich durchaus nicht.“

„Wollen Sie mir auch als Mann zu Mann nichts Näheres sagen, Herr Dunkelbaum?“

„Nein, Herr von Löcknitz.“

Der Rittmeister blickte in zwei kalte Augen, in denen besinnungsloser Haß lag. Was habe ich diesem Menschen getan? fragte er sich und stand wie gelähmt da. Aber plötzlich fühlte er, daß auch er dieses gestraffte Gesicht haßte. „Dann stelle ich fest, Herr Dunkelbaum, daß Sie unehrenhaft an mir handeln.“

„Hüten Sie Ihre Zunge, Herr! Ein Mann Ihres Standes beleidigt einen Menschen nicht, von dem er keine Genugtuung erwarten kann. Ich werde mich mit Ihnen nicht duellieren, das habe ich nicht notwendig, denn ich bin nur ein Schuster, der es nicht einmal zum Vizefeldwebel gebracht hat. Aber ich kann boxen, Herr, und wenn Sie noch ein beleidigendes Wort gegen mich sagen, schlage ich Ihnen Ihr Nasenbein entzwei.“

Löcknitz wurde ganz ruhig. „Sie sind im Recht, Herr Dunkelbaum. Verzeihen Sie, daß ich einen Augenblick vergessen konnte, wer Sie sind und wer ich bin. Es ist Ihnen in der Tat unmöglich, an mir unehrenhaft zu handeln.“

„Na also,“ meinte Dunkelbaum höhnisch. „Sie werden ja wieder vernünftig. Es ist nur ein Glück, daß Sie keinen Pallasch umgeschnallt haben, sonst würden Sie wahrscheinlich anders reden.“

Der Rittmeister zuckte zusammen, als hätte ihn jemand mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen, aber er sprach kein Wort.

„Leben Sie wohl, Verehrtester,“ sagte Dunkelbaum und ging zur Tür. „Sorgen Sie dafür, daß in Ihrem Klub nicht mehr falsch gespielt wird.“

Löcknitz sah ihm nach, zitternd und fassungslos. Sein Herz schlug bis in den Hals hinauf. Wie war es möglich, diese Stunde zu überleben? Er sank in einen Stuhl und stöhnte laut auf. Es schien ihm, als könnte er nun niemals mehr lachen. Sein Gesicht war hart und starr.

Er ging in den Spielsaal und prüfte jedes Antlitz. Aus keiner Miene war etwas herauszulesen. Unverändert und gleichmütig saßen die Spieler um den Tisch herum. Er ließ jeden einzelnen an sich im Geist vorüberziehen und wußte keinen, dem er das Verbrechen zutrauen konnte. Eine Minute später hielt er jedes der Mitglieder für fähig, falsch zu spielen. Er fühlte, wie sich seine Gedanken zu verwirren begannen. Es war kaum möglich, im ersten Augenblick eine Spur zu finden, auf die Dunkelbaum vielleicht durch einen dummen Zufall geführt worden war. Man mußte langsam und ohne Ermüdung warten und lauern, bis sich ein ähnlicher Glücksfall ergab. Es war nötig, ganz klar und nüchtern zu bleiben, nichts zu überstürzen, aber auch die unscheinbarsten Anzeichen nicht zu übersehen. Er begriff, daß falsches Spiel in diesem Kreis nur mit der allerletzten Schlauheit erfolgreich durchgeführt werden konnte, denn einen plumpen Schwindel hätten diese Männer, die mit allen Hunden gehetzt waren, auf den ersten Blick erkannt und schonungslos entlarvt. Die hatten in Geldsachen keine Rücksicht und kein Mitleid.

Gab es einen Falschspieler oder mehrere? Löcknitz tappte im Dunkeln. Und worin bestand das Falschspielen? Er starrte mit brennenden Augen auf das grüne Tuch und überwachte jede Handbewegung, aber er konnte nichts Verräterisches entdecken. Es wurde ihm klar, daß nur der Bankhalter, der die Karten ausgab, die Möglichkeit hatte, aus irgendeiner Unregelmäßigkeit Vorteile zu ziehen. Die Spieler, die links und rechts ihre Karten erhielten, waren außerstande, auf den Gang des Spieles Einfluß zu nehmen.

Der Rechtsanwalt Gegenherz hielt die Bank. Löcknitz, dem dieser Mann vom ersten Tag ab unangenehm gewesen war, sträubte sich nicht im geringsten gegen die Annahme, daß Gegenherz betrog. Er mußte aber seinen Verdacht wieder fallen lassen, denn er wußte genau, daß der Rechtsanwalt ein reicher Mann war. Ueberdies verlor die Bank andauernd. Man spielte doch nicht falsch, um zu verlieren?

Vielleicht führte ein anderer Weg zur Lösung des Rätsels. Der Rittmeister beschloß, Nachforschungen nach den Vermögensverhältnissen der einzelnen Mitglieder anzustellen. Nur ein Mann, der dem Zusammenbruch nahe war, konnte es wagen, durch falsches Spiel seine Lage zu verbessern. Aber möglicherweise war es ein Wahnsinniger oder [illegible]rungsfähiger.

Stöckel trat in das Spielzimmer, um den Rittmeister abzulösen. Löcknitz begrüßte ihn und fragte erstaunt: „Was machen Sie heute so zeitig hier?“

„Es ist ein Uhr durch.“

„Nicht möglich!“ rief der Rittmeister und blickte auf die Uhr. Viele Stunden lang war er auf dem Posten gewesen, ohne zu merken, wie die Zeit verging. „Sie können nach Haus gehen, Stöckel, wenn Sie wollen. Ich bleibe hier.“

„Warum, Herr von Löcknitz?“

„Ich kann in der letzten Zeit gar nicht schlafen.“

„Das macht der Frühling.“

„Kann wohl sein. Ich wollte Sie übrigens noch etwas fragen, Stöckel. Kommen Sie!“ Er führte ihn in ein Nebenzimmer. „Sagen Sie, Stöckel, waren in der letzten Zeit große Spieldifferenzen? Bevor Sie mir antworten, möchte ich Ihnen erklären, wie ich zu dieser Frage komme. Ich habe nämlich einen anonymen Brief erhalten, in dem sich eine Ehefrau über die großen Verluste ihres Mannes im Klub bitter beklagt.“

Stöckel blickte den Rittmeister ungläubig an. „Das ist schleierhaft. In den verflossenen vier Wochen gab es übrigens keine großen Differenzen. Es wurde weder viel verloren, noch viel gewonnen. Ich habe überhaupt die Beobachtung gemacht, daß sich innerhalb eines gewissen Zeitraums Gewinn und Verlust ausgleichen.“

„Das ist ja sehr erfreulich.“

„Ich bin überzeugt, daß der einzige Verlust, der alle Spieler gleichmäßig trifft, im Kartengeld liegt. Wenn es möglich wäre, statistische Aufzeichnungen während eines Jahres zu machen, käme man zu dem Ergebnis, daß der Klub der einzige Gewinner ist.“

„Na, dann will ich mir über den anonymen Brief nicht weiter den Kopf zerbrechen,“ sagte Löcknitz entmutigt. „Gute Nacht, Stöckel.“

Er ging wieder in das Spielzimmer und legte sich auf die Lauer.

Graf Hajnal hielt jetzt die Bank und gewann.

War Hajnal der Falschspieler?

(Fortsetzung folgt.)

ZUM TODE

FRANK WEDEKINDS



Gestalten aus Frank Wedekinds meistgespielten Bühnenwerken:
Wendla Bergmann in „Frühlingserwachen“.
(Camilla Eibenschütz in der Aufführung bei Reinhardt.)



Lulu im „Erdgeist“.
(Maria Orska und Ludwig Hartau in der Aufführung des Theaters in der Königgrätzer Straße in Berlin.)



Frank Wedekind und seine Gattin,
die eine der besten Darstellerinnen der Gestalten ihres Dichter-Gatten ist, in dem Bühnenwerk „Zensur“.

RÄTSEL

Aus den Silben: a — ad — ä — bing — di — el — gau — ge — gott — lent — ler — lüt — ment — muth — nat — qui — sched — se — sti — ter — va — was — wohl — zow — sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben, das sich hoffentlich auf den Krieg anwenden läßt. Die Wörter bedeuten: 1. Berühmten Nürnberger Maler, 2. Vogel, 3. Geologische Formation, 4. Freikorpsführer, 5. Schaumwein, 6. Schlange, 7. Dichter, 8. Stadt in Westpreußen, 9. Grenzgebirge, 10. Gegenwert.

Gleichklang.

Mit einem Worte, wer von Euch
Nennt Zusag' mir und Irrtum gleich?

Der gute Onkel.

Mein Nichtchen war's, ich schickte sie aufs Land,
Und dort erholte sie sich wunderbar;
Und ob sie's gleich (anders betont) noch war,
Kam bald ein Freier, bot ihr Herz und Hand.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 11:

Prüfet alles und behaltet das Beste.
(1. Tessalonicher.)

1. Puppe, 2. Rapport, 3. Überschuß, 4. Furie, 5. Eichenlaub, 6. Texas, 7. Appassionata, 8. Laband. 9. Leutnant, 10. Erle, 11. Salut, 12. Ural, 13. Nana, 14. Dietrich, 15. Ballade.

Der Pantoffelheld: Garstig, durstig.

Für unpolitische Leser: Lokalbericht.

*

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.



Auf Urlaub.
„Wie sieht es eigentlich im Kampfgebiet aus?“
„Na, man sieht weit und breit nichts, alles öde und leer, so ungefähr wie Dein Kopp!“

Fritzchen ist ins Wasser gefallen und kommt triefend nach Hause. Mutter packt ihn schleunigst ins Bett und Vater droht: „Wer Du man erst warm, denn kriegste Deine Keile!“ Der kleine Max steht dabei. Nach einer Weile ruft er: „Vata, jetz is er warm!“

*

„Anna,“ rief die gnädige Frau ärgerlich aus, „wie kommt denn das, immer wenn ich in die Küche komme, stehen Sie am Fenster und schwatzen mit Meiers Mädchen!“ — „Das kommt,“ antwortete Anna, „das kommt, weil gnädige Frau immer so dämliche Gummisohlenschoner tragen.“

*

„Habt Ihr gute Aerzte in China?“ fragte ein Reisender seinen chinesischen Diener. — „O, gut, gut, gut,“ antwortete der Diener, „Doktor Han Kan hat gerettet Leben von meinem früheren Herrn.“ — „Und wie war das?“ — „Herr sehr krank, ich holen Doktor San Sing, er geben Herr Medizin. Herr noch kränker. Ich holen Doktor Tschun tschang, er geben Medizin, Herr immer noch kränker. Da ich holen Doktor Han Kan; er keine Zeit, kommt nicht, Herr nach drei Tagen ganz gesund. Großer Doktor, der Doktor Han Kan!“

„Bei der jetzigen Papiernot kann man solch lange Geschichten nicht drucken,“ sagte mein Freund Walther zu mir, „Du mußt zumindestens den Schluß zusammenstreichen.“ — „Nee,“ verteidigte ich das Kind meiner Muse, „das tue ich nicht.“ — „Gib her,“ rief mein Freund aus, „das werden wir gleich haben.“ Und nach einigen Minuten hatte mein herrlicher Roman diesen Abschluß: „Graf Stanislaus nahm einen Schluck Kognak, seinen Hut, seinen Abschied, keine Notiz von seinem Gegner, einen Revolver aus der Tasche, sich das Leben und so ein betrübliches Ende.“

*

Das neue Drama fiel unter Pfeifen und Gebrüll der empörten Theaterbesucher in die Versenkung. „Ach Gott,“ rief der unglückliche Autor aus, „es ist schwierig zu wissen, was das Publikum haben will.“ — „O nein,“ antwortete der Theaterdirektor grimmig, „in diesem Fall nicht: es will sein Eintrittsgeld zurück haben.“

*

„Dein Mann geht herum und sagt, daß er sich scheiden läßt, weil Du nicht zu ihm paßt.“
„Mein Mann ist ein Idiot! Ich passe ausgezeichnet zu ihm.“

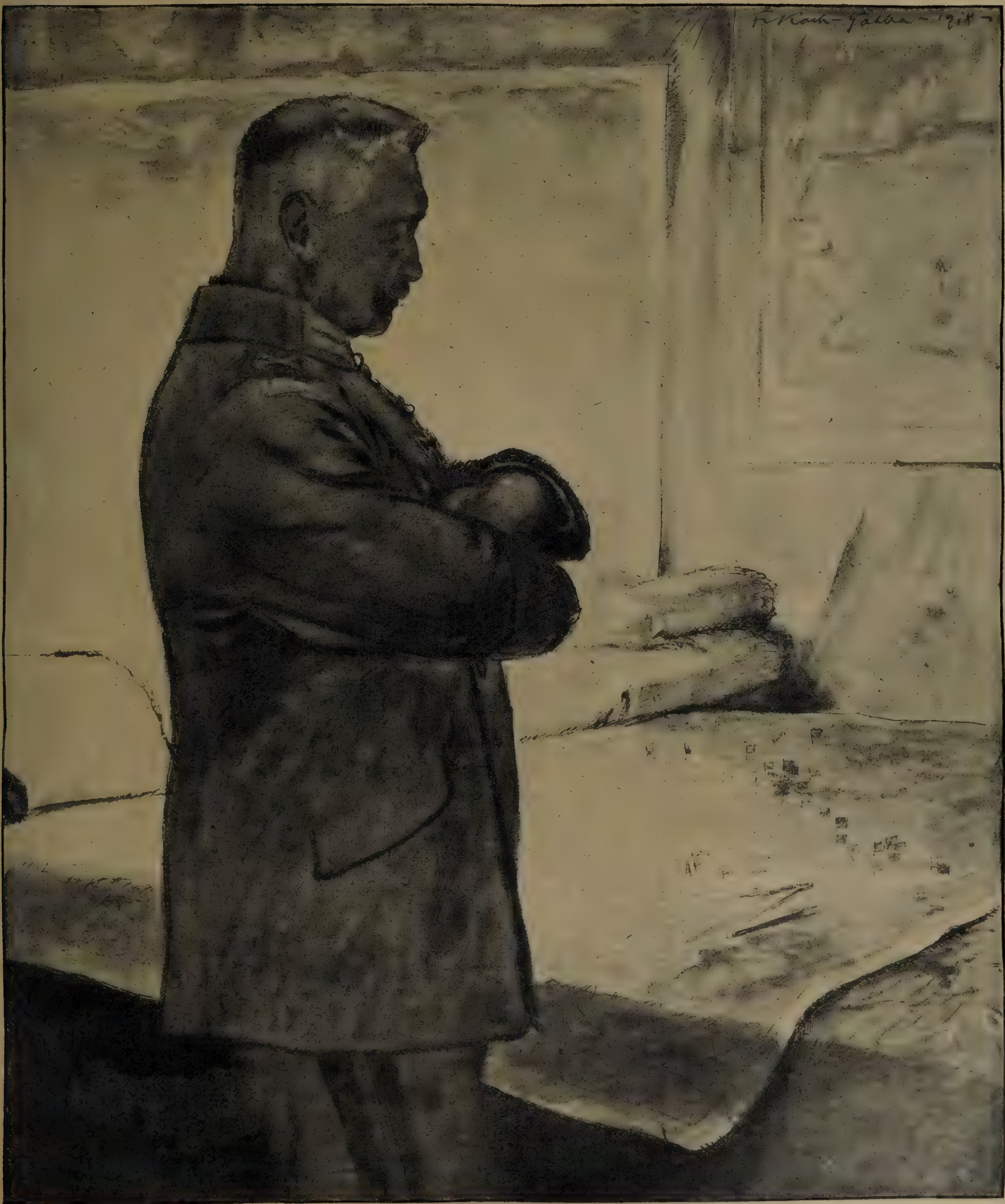
Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

31. März 1918
Nr. 13
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Vor neuen Entscheidungen.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



A. Marghiloman,
der neue rumänische Ministerpräsident.



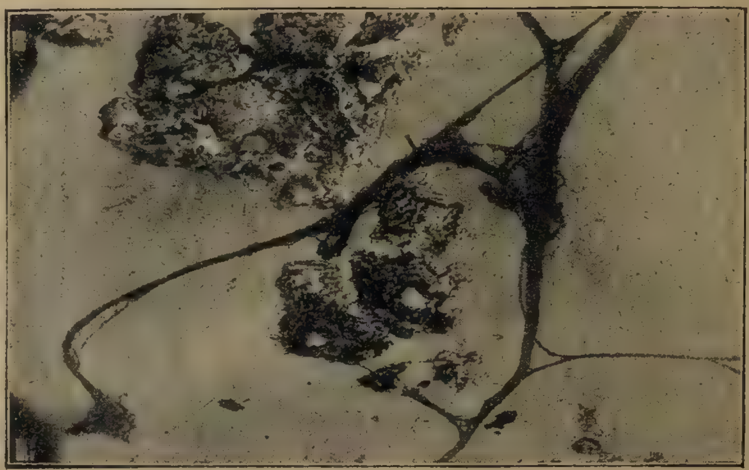
Im Osten befreite österr.-ung. Gefangene vor dem Abmarsch in die Heimat.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.



Fürst v. Lichnowsky,
bis Kriegsausbruch deutscher Botschafter in London, dessen Denkschrift, die gegen seinen Willen veröffentlicht wurde, im Hauptausschuß des Reichstags zur Sprache kam.

Hilfe gegen die Möbelnot.

Die lange Kriegsdauer hat auch beim Bezug von Möbeln Schwierigkeiten gezeitigt, die es Minderbemittelten nahezu unmöglich machen, sich heute neue Wohnungseinrichtungen zu beschaffen. Man ist deshalb an zahlreichen Orten im Reich daran gegangen, jungverheiratete Ehepaare und heimkehrende Krieger bei der Gründung eines eigenen Heims zu unterstützen. So ist in Baden unter Beteiligung von Staat und Gemeinden der Badische Baubund gegründet worden mit einer Abteilung für Wohnungseinrichtungen, die für minderbemittelte Kreise gute und preiswerte Möbel gegen Barzahlung und bei ausreichender Sicherheit auch gegen Abzahlung abgibt. In Berlin ist vor kurzem unter Mitwirkung des preuß. Handelsministers die gemeinnützige Gesellschaft „Hausrat" ins Leben getreten, die den gleichen Zwecken dient, und ähnliche Organisationen sind bereits in Bielefeld, Bromberg, Bochum, Hannover, Darmstadt und Schöneberg im Werden. Neue Möbel kosten heute das Dreifache und Vierfache des Friedenspreises. Eine alte Bettstelle mit Matratze, die früher 18 bis 20 Mark kostete, wird heute mit 100 Mark bezahlt. Demgegenüber liefert die Stadt Lichtenberg beispielsweise eine neue Einrichtung für Stube und Küche zum Preise von 700 bis 800 Mark, in Köln liefert die betreffende Organisation den notwendigen Grundstock an Möbeln für etwa 620 M., in Frankfurt a. M. schwanken die Preise der für den Mittelstand bestimmten neuen Einrichtungen zwischen 1800 und 3000 M., die Preise der aus Altmöbeln zusammengestellten zwischen 250 und 600 M. In Schöneberg will man eine 2-Zimmer-Wohnung für 800 M., eine 3-Zimmer-Wohnung für 1800 M., eine einzelne Küche für 300 M. liefern.



Neue Fliegeraufnahmen:
Der eingefrorene Hafen von Helsingfors mit den ins Eis gebrochenen Fahrrinnen



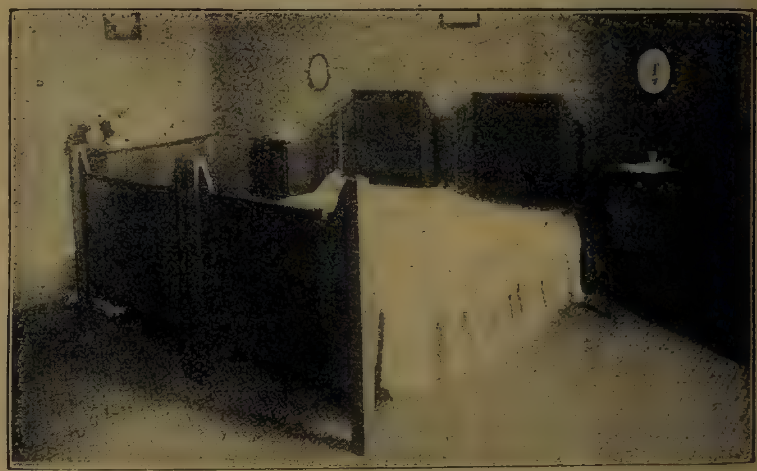
Der Hafen von Braila (Rumänien) mit den gewaltigen Getreidespeicher-Anlagen



Die Küste des Schwarzen Meeres, aus geringer Höhe von einem Aufklärungsflieger aufgenommen



Einmarsch der deutschen Truppen in Dorpat.
Phot. Bild- u. Film-Amt.



Hilfe gegen die Möbelnot:
Billige Wohnungseinrichtungen, die auf Anregung des preußischen Handelsministers geschaffen wurden. Schlafzimmer, entworfen von Architektin Lilly Reich.



Wohnzimmer, entworfen von Architekt Bender, aus der Ausstellung der Gesellschaft „Hausrat" in Berlin zur Beschaffung von billigen Wohnungseinrichtungen für jungverheiratete Paare. Phot. B. J. G.



Ein Wink vom Himmel.

Auf dem Potsdamer Platz in Berlin.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha



Vom Krieg im afrikanischen Busch: Verhör eines gefangenen Trägers aus einer deutschen Kolonne durch den englischen General Hannyngton (sitzend, ganz links).

DER KRIEG IM AFRIKANISCHEN BUSCH

Mit Bildern aus englischen Zeitschriften

Als der Krieg uns unvermutet anfiel, war man in Dar-es-salam zu einer friedlichen Ausstellung der Landeserzeugnisse gerüstet, aber in keiner Weise für einen Krieg, vor dem man sich durch bindende internationale Verträge und das gemeinsame Interesse der weißen Rasse beschützt glaubte. Aber man hatte nicht mit dem Eroberungsdrang Englands gerechnet, dem der Besitz Deutsch-Ost-Afrikas als letztes Glied für die Eisenbahnverbindung Kairo—Kapstadt notwendig schien. So mußte sich unsere unverteidigte Kolonie darauf gefaßt machen, sich nach allen Seiten zu wehren. Es begann eine Organisationsarbeit, die das Land wirtschaftlich unabhängig von der Einfuhr machte, und es begann die Ausrüstung freiwilliger schwarzer Hilfstruppen, die ihre Grenze fand, nicht in der Opferbereitschaft der eingeborenen Bevölkerung, sondern in dem Mangel an Waffen und Ausrüstungsgegenständen. Späterhin gelang es zweimal die englische Blockade zu brechen und dem dringendsten Mangel an Schießbedarf und Medikamenten abzuhelfen, aber das war naturgemäß nur ein kleiner Notbehelf. Wie anders wäre es geworden, wenn die nötige Zahl von Gewehren zur Verfügung gestanden hätte, um die Massen der treuergebenen Eingeborenen auszurüsten. Kein farbiger Franzose hätte an die Westfront und nach Saloniki transportiert werden können, und statt der Hunderte von Millionen, die Englands afrikanischer Eroberungskrieg verschlang, wären ebenso viele Milliarden notwendig gewesen. Aber das Deutsche Reich hatte sich streng an die internationalen Abmachungen gehalten, die seine Gegner ohne Bedenken brachen. So mußte sich der deutsche Führer ohne jede Vorbereitung die Waffe schmieden, mit der er England Wunden schlug, die nach der Aeußerung einer Londoner Zeitung schwerer waren als seine Verluste im Krim-Krieg. Das Aufgebot englischer und ostindischer Truppen, das in den Jahren 1914/15 gegen Deutschland entsandt



Blockhaus mit Befestigungsanlagen in Deutsch-Ost-Afrika.



Englische Transportlokomobile, für deren Kessel die Eingeborenen von weither Wasser holen müssen.



Vom Krieg im afrikanischen Busch: Englische Offiziere auf dem Dach einer Negerhütte, das ihnen als Beobachtungsstand während eines Gefechts dient.



Indische Gebirgsartillerie in Tätigkeit in einem Gehölz des Rufiji-Distrikts.

wurde, erlitt eine Reihe schwerer Niederlagen. Die deutschen Truppen vermochten nicht nur das Schutzgebiet in seiner ganzen Ausdehnung, die Deutschland fast um das Doppelte übertrifft, restlos zu behaupten, sondern sie konnten auch noch die Bahnlinie zum Viktoria-See in der benachbarten englischen Kolonie an wichtigen Punkten besetzen. Erst als sich die Buren bereitfanden, nach Vollendung des Westafrikanischen Raubzuges nun auch das ostafrikanische Geschäft für England zu regulieren, wurde die Uebermacht allzu groß, da zugleich auch starke belgische und portugiesische Streitkräfte vom Westen und Süden in Marsch gesetzt wurden. Wohl 100,000 Mann aufs Beste ausgerüsteter, mit allen technischen Hilfsmitteln ausgestatteter Truppen rückten gegen die paar Tausend durch die Entbehrungen des langen Tropenkriegs erschöpften Streitkräfte Lettow-Vorbecks heran. General Smuts gedachte das deutsche Wild mühelos wie auf einer Treibjagd zu erlegen. Aber nun erst zeigte sich die ganze Größe der deutschen Widerstandskraft. Ein Bericht des „Manchester Guardian“ vergleicht Lettow-Vorbeck mit Dewet, der nicht vermocht habe, den englischen Befehlshaber derart an der Nase herumzuführen, wie Lettow „und das, obwohl die ihn verfolgenden Abteilungen vorwiegend von holländischen Afrikaner Generalen geführt waren, die selbst Meister ersten Ranges in dieser Guerilla-Taktik sind.“ Der deutsche Soldat erwies auch in den Urwäldern und Steppen Afrikas seine Ueberlegenheit. Unter ungeheuren Verlusten, die in Südafrika den Keim zu einer Abkehr der Bevölkerung von England und seinen Trabanten Botha und Smuts legten, vermochten zwar die vereinigten Gegner im Laufe der Jahre 1916 und 1917 unser Schutzgebiet allmählich zu besetzen. Aber was sie mit all ihrer Macht und List nicht fertig brachten, war: den deutschen Führer und seine Getreuen zu fassen. Scheinbar rettungslos umstellt, fand General Lettow immer wieder einen Ausweg, zuletzt hinüber auf portugiesisches Gebiet, in dem er erobernd vordrang und noch jetzt, im vierundzwanzigsten Monat des Krieges, die deutsche Fahne auf afrikanischem Boden aufrecht erhält, als Sinnbild des deutschen Geistes, den nichts zu brechen vermag.



Englische Infanteristen in Ost-Afrika auf dem Marsch durch schwieriges Gelände nach heftigem Regen.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

29. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

Der Verdacht gegen Hajnal erschien dem Rittmeister lächerlich und widersinnig, da er eine Art von Zuneigung für den jungen Menschen fühlte. Er mißtraute aber seinem Gefühl und blickte dem Grafen aufmerksam auf die Finger. Nichts Verdächtiges war zu bemerken. Aber wer war dieser Graf Hajnal? Wovon lebte er? Warum hatte er Szeretlek verkauft? Man mußte sich über diese Fragen Aufklärung verschaffen.

Der junge Mensch gewann andauernd, aber niemand von den Spielern fand daran etwas auszusetzen. Löcknitz wurde ganz irr. Es ging wirklich nicht an, jeden Bankhalter, der Erfolg hatte, als Falschspieler zu verdächtigen. Als das Glück umzuschlagen schien, gab Hajnal die Bank ab und stand auf. Er ging zu Höß, wechselte die Marken gegen Geld ein und verließ den Klub.

Der Rittmeister wendete sich an den Kassierer und fragte gleichgültig: „Wissen Sie vielleicht, Herr von Miacynski, wieviel Graf Hajnal gewonnen hat?"

„Das kann ich Ihnen genau sagen, Herr Baron. Er hat um 4000 Mark Spielmarken gekauft und jetzt 23 000 Mark eingetauscht. Das wären 19 000 Mark Gewinn, falls er nicht beim Spieltisch Marken gekauft hat."

„Danke," erwiderte Löcknitz und kehrte zum Spieltisch zurück.

Photograph Bomse hatte die Bank übernommen. Auch er gewann. Sollte Bomse? Der Rittmeister griff sich an den Kopf und fürchtete, wahnsinnig zu werden. Warum trug dieser Mann Handschuhe?

Dr. Hergotin sah Löcknitz an und fragte leise: „Fühlen Sie sich nicht wohl? Sie sind sehr blaß."

„Ich habe ein wenig Kopfschmerz," entschuldigte sich der Rittmeister, als wäre er auf verbotenen Wegen ertappt worden.

„Wollen Sie ein Pulver nehmen, Herr von Löcknitz?"

„Vielen Dank, Doktor. Sie sind zu liebenswürdig. Ich vertrage das Zeug nicht." Er hätte den Mann am liebsten umarmt, so sehr verehrte er ihn in dieser Stunde. Dr. Hergotin war der einzige Mensch im ganzen Klub, auf den kein Verdacht fallen konnte, denn er hielt grundsätzlich nie die Bank und wettete gleichmäßig immer nur zehn Mark auf jeden Coup.

Als das Spiel mit dem Schlag sechs abgebrochen wurde, war Löcknitz der Verzweiflung nahe. Er begriff den Gemütszustand eines Mannes, der die Nachricht erhält, daß er von seiner Frau betrogen werde, und niemals die Ehebrecherin zu überführen vermag. Er war zu müde, um nach Haus zu fahren, und blieb im Klub. Muggenthaler war im Spielzimmer und machte Ordnung. Die Karten der letzten Partie lagen noch auf dem Tisch.

„Was geschieht eigentlich mit diesen Karten?" fragte der Rittmeister und dachte nach, wie er sich in den Besitz des gebrauchten Spiels setzen könnte, ohne den Diener stutzig zu machen.

„Wir verkaufen sie an ein Kaufhaus, Herr Baron."

„So, so. Sagen Sie, Muggenthaler, kann ich mir dieses Spiel da mitnehmen? Ich möchte noch gern eine Patience legen."

„Wollen Herr Baron nicht lieber neue Karten?"

„Nein, nein," antwortete der Rittmeister und griff gierig nach den Karten, die auf dem Tisch lagen. „Man muß sparen."

Er flüchtete mit seinem Raub in das Schlafzimmer und begann, die Karten in fiebernder Aufregung zu untersuchen. Er fand nichts. Nicht die geringste Unregelmäßigkeit war zu entdecken, kein Merkzeichen, keine fühlbare Erhebung, keine Punktierung, nichts, nichts. Die Karten waren einwandfrei.

Löcknitz warf sich auf das Bett und schloß die Augen. Dies war ein Kampf, der über seine Kräfte ging. Das einfachste wäre, man schösse sich eine Kugel durch den Kopf, aber es schien ihm, als könnte er auch im Grab keine Ruhe finden, bevor er nicht wüßte, wer der Falschspieler im Philadelphia-Klub war. Er erhob sich wieder, nahm ein Bad und beschloß, die Hilfe einer Auskunftei in Anspruch zu nehmen. Er legte eine Liste aller hundertzweiundfünfzig Mitglieder vor und erbat schleunigsten Bericht.

Ein großer Teil der verlangten Auskünfte traf bereits am Abend ein, da es sich zumeist um sehr bekannte Berliner Herren handelte, die mitten im Geschäftsleben standen. Die restlichen Berichte wurden Löcknitz am nächsten Tag zugestellt.

Die Auskünfte waren trostlos, vom Standpunkt des Rittmeisters betrachtet. Es zeigte sich, daß die angefragten Leute fast durch die Bank sehr vermögend waren und von der Auskunftei in erkennbarer Hochachtung abwechselnd mit Prima oder Ia bezeichnet wurden. Gut für 300 Mille, gut für 500 Mille, gut für 250 Mille, so hieß es in bunter Reihe. Bei Fritz Dunkelbaum aber stand: Kredit unbeschränkt. Nur vier Mitglieder erhielten schlechte Zeugnisse. Diese vier waren merkwürdigerweise Dr. Hergotin, von dem die Auskunftei behauptete, daß er trotz großem Einkommen vermögenslos sei, dann Graf Heydebrinck, der erst vor kurzer Zeit seine Armut bei Gericht beschworen habe, der Kaufmann Richard Goldstoff, der sein ganzes Vermögen auf den Namen seiner Frau überschrieben hätte, und endlich der Architekt Robert Skoog, der irrtümlich in die Liste geraten war.

Mit diesen vier wußte der Rittmeister nichts anzufangen. Dr. Hergotin kam nicht in Frage, Graf Heydebrinck hielt sich den Karten fern, und der kluge Kaufmann Goldstoff benützte den Klub nur als Büro.

Von Graf Dénes Hajnal meldete die Auskunftei, daß er der einzige Sohn des sehr reichen ungarischen Magnaten Istvan Hajnal auf Hajnal-Ujfalu wäre, der ausgedehnte Besitzungen im Torontaler Komitat besäße, die an Größe ein thüringisches Fürstentum überträfen.

Löcknitz schämte sich seines Verdachtes und verbrannte zornig die Auskünfte, die ihm nicht weiterhelfen konnten. Er mußte sich auf seine eigenen Augen verlassen, denen es hoffentlich auch gelingen würde, das zu sehen, was Dunkelbaum gesehen hatte. Viele Nächte lang rührte er sich nicht aus dem Spielzimmer und beobachtete den Kartenfall. Er sah sich die Augen aus dem Kopf und bemerkte nichts.

In diesen Wochen bekam der Rittmeister Löcknitz graue Haare. Er ging wie ein Traumwandler herum und hatte für nichts Interesse als für den Falschspieler, der vielleicht nicht vorhanden war oder seine Tätigkeit aufgegeben hatte. Wenn er Lisa Dierkher besuchte, schien es ihm, als säße er bei einer fremden Dame, mit der ihn kein Band verknüpfte. Fragte sie ihn, besorgt über sein Verfallen, was ihn denn bedrückte, so erwiderte er abwehrend: „Ich habe Kummer."

„Kannst Du mir nicht sagen, was es ist?"

„Nein!"

Der Ton seiner Stimme fuhr ihr wie ein Messer ins Herz. Sie schlich in die Küche hinaus und weinte. Dann gab es aber wieder Stunden, da alle Härte hinschmolz und Löcknitz seinen Kopf in ihrem Schoß barg, wie ein Kind, das zur Mutter flüchtet. Sie streichelte seine Haare mit zitternden Fingern und vergaß alle Tränen, die um seinetwillen geflossen waren.

In einer dieser Stunden sagte er, wunderlich weich und demütig: „Es dauert nicht mehr lange, Lisa. Am ersten Juni fahren wir wieder nach Fanö. Dort habe ich die glücklichsten Wochen meines Lebens verbracht. Dafür will ich Dir danken, Lisa, solang ich atme."

Sie hatte Tränen in den Augen, als er sie an jene selige Zeit erinnerte, die nie mehr wiederkehren konnte, das fühlte sie mit bitterster Klarheit.

Er stand beim Fenster und blickte mit verlorenen Augen den Eisenbahnzügen nach, die fröhlich in die Welt hinausdampften. „Herrgott, hab' ich eine Sehnsucht, da herauszukommen!" rief er inbrünstig und streckte die Arme aus, als wollte er Unfaßbares festhalten. „Nur einmal, ein einziges Mal noch möchte ich das Meer sehen." Seit damals wußte Lisa Dierkher, daß ein schweres, dunkles Schicksal die Zukunft bedrohte.

Der einsame Kampf rieb Löcknitz auf. Er fühlte, daß er sein schreckliches Geheimnis nicht länger allein tragen konnte, weil es ihn würgte und das Blut vergiftete. Er mußte einen Menschen finden, dem er sich anvertrauen konnte, wenn er nicht sterben wollte, ohne das Rätsel gelöst zu haben.

Er fand keinen anderen Menschen als Stöckel. Als der gewesene Leutnant eines Nachts zur Ablösung erschien, faßte ihn Löcknitz unter dem Arm und zog ihn in ein leeres Zimmer. „Setzen Sie sich, Stöckel! Ich bin immer nett und gut zu Ihnen gewesen."

„Das werde ich Ihnen auch nie vergessen, Herr von Löcknitz."

„Ich weiß, daß Sie zu mir halten und mich gern haben."

Stöckel nickte mit dem Kopf.

„Ich würde es kaum ertragen, wenn ich mich in Ihnen täuschte."

„Sie täuschen sich nicht in mir, Herr von Löcknitz."

„Ich hoffe es, ja, ich bin überzeugt davon, Stöckel, sonst würde ich es nicht wagen, Ihnen etwas anzuvertrauen, was ich meinem eigenen Bruder nicht sagen könnte."

Der Rittmeister holte tief Atem. „Stöckel, in unserem Klub wird falsch gespielt."

Der Gewesene blickte ihn fassungslos an und entfärbte sich. „Das ist nicht möglich," stammelte er.

„Es ist doch so, Stöckel."

„Das ist nicht möglich," wiederholte Stöckel leidenschaftlich und sprang auf. „Ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen! Ich müßte doch auch etwas von der Sache bemerkt haben."

„Bleiben Sie ruhig sitzen, Stöckel!"

Stöckel nahm wieder Platz. „Wer spielt falsch?"

„Das weiß ich eben nicht!"

„Haben Sie sich von dem Falschspiel überzeugt?"

„Nein!" rief der Rittmeister verzweifelt. „Ich kann nicht die geringste Unregelmäßigkeit entdecken."

„Wie kommen Sie dann zu der Annahme des Falschspiels?"

„Ich bin gewarnt worden."

„Von wem?"

Löcknitz zögerte einen Augenblick. „Ich muß Ihnen alles sagen, sonst können Sie mir nicht helfen. Dunkelbaum warnte mich."

„Dunkelbaum? Deswegen ist er aus dem Vorstand ausgetreten und nach Amerika gefahren!" Wieder stand er auf und lief durch das Zimmer. „Und er hat Ihnen nichts Näheres mitgeteilt, Herr von Löcknitz?"

„Nein!"

„Merkwürdig, höchst merkwürdig!"

„Vielleicht haben Sie, Stöckel, mehr Glück als ich, der vier Wochen lang nichts entdeckt hat. Beobachten Sie einmal!"

Stöckel stürzte zur Tür hinaus und begab sich in das Spielzimmer. Wie ein unerbittlicher Rächer umkreiste er stundenlang den grünen Tisch und starrte mit gierigen Augen auf die Hände der Spieler. Aber als der Morgen kam, mußte er kleinlaut eingestehen, daß er nichts Verdächtiges bemerkt hatte.

Nach der zweiten Nacht sagte er zu Löcknitz: „Es muß ein Irrtum sein. Hier wird nicht falsch gespielt."

„Und wie erklären Sie die Warnung Dunkelbaums?"

„Ich glaube an eine Verschwörung," antwortete Stöckel nach einiger Ueberlegung.

„An eine Verschwörung? Gegen wen?"

„Gegen Sie, Herr von Löcknitz."

„Gegen mich? Ja warum?"

„Man will Sie aus dem Klub hinausekeln."

„Lächerlich, Stöckel. Dazu brauchten die Herren keinen Falschspieler. Man zündet nicht das eigene Haus an, um einen lästigen Mieter zu vertreiben."

„Die Herren zünden das Haus nicht an, denn der Falschspieler ist einfach nicht vorhanden. Das Ganze

war nur eine Drohung Dunkelbaums, um Sie vor die Tür zu setzen."

„Ich möchte Ihnen gern glauben, Stöckel, aber ich kann nicht."

Der Gewesene blickte den Rittmeister ratlos an und sagte leise: „Ich glaube selber nicht daran, wenn ich ehrlich sein will."

„Was soll man tun, Stöckel?"

Stöckel preßte die Lippen aufeinander und überlegte. Plötzlich kam ein Aufleuchten in seine Augen. „Ich habe eine Hoffnung, Herr von Löcknitz. Wir werden Haggenmacher kommen lassen."

„Wer ist Haggenmacher?"

„Haggenmacher fährt auf den Luxusdampfern der Hapag und überwacht das Spiel auf den Schiffen. Haggenmacher ist ein Künstler in seinem Fach. Er kennt alle Falsch- und Berufsspieler der Alten und Neuen Welt, er kennt alle Tricks und Kniffe. Wenn in unserer Mitte ein Falschspieler arbeitet, Haggenmacher wird ihn entdecken. Findet er aber nichts, dann gibt es eben keinen Falschspieler."

Der Rittmeister kämpfte hart mit sich, bevor er seine Zustimmung gab. „Ich tue es nicht gern, Stöckel, aber ich sehe keinen anderen Ausweg."

„Wir werden wissen, woran wir sind, denn der gegenwärtige Zustand ist auf die Dauer unerträglich. Ich will gleich mal anrufen, ob Haggenmacher in Hamburg oder auf der Fahrt ist. Welches Honorar darf ich ihm versprechen?"

„Das überlasse ich Ihnen, Stöckel. Auf einen braunen Lappen mehr oder weniger kommt es mir in diesem Fall nicht an. Wenn er den Falschspieler erwischt, kriegt er zehntausend Mark als Extrabelohnung."

Stöckel kam freudestrahlend zurück und berichtete, daß Haggenmacher morgen in Berlin einträfe und sich für zwei Nächte zur Verfügung stellte. Er erwartete die Herren um drei Uhr nachmittags zu einer Beratung in seiner Wohnung.

Haggenmacher war ein kleiner, dicker Mann mit dem gutmütigsten und harmlosesten Gesicht von der Welt, aus dem auch ein gewiegter Menschenkenner Schlauheit oder gar geistige Ueberlegenheit nicht hätte herauslesen können. Dieses einfältige Gesicht war Haggenmachers stärkste Waffe. Der Rittmeister war von dem Aussehen des Detektivs dermaßen verblüfft, daß er seine Enttäuschung kaum zu verbergen vermochte.

„Stoßen Sie sich nicht an der Maske, Herr von Löcknitz," sagte Haggenmacher lächelnd. „Darauf kommt es nicht an. Die Herren mit den schlauen Gesichtern sind zumeist Blender, glauben Sie mir."

„Sie haben bereits mein volles Vertrauen gewonnen, Herr Haggenmacher," erwiderte Löcknitz freimütig, „denn ich sehe, daß Sie Gedanken lesen können."

„Ach Gott, das war nun gerade nicht schwer. So wie Ihnen geht es nämlich jedem, der mein dummes Gesicht zum erstenmal erblickt. Uebrigens habe ich Sie schon mal gesehen, Herr von Löcknitz, und zwar, wenn mich nicht alles täuscht, vor ungefähr einundeinhalb Jahren im Spielklub in der Rue du Quatre-Septembre. Ist das möglich?"

„Es stimmt auffallend," gab der Rittmeister überrascht zu.

„Ich war damals zu Studienzwecken, sozusagen, in Paris. Na, Sie saßen da in einer schönen Falschspielergesellschaft."

„Das waren Falschspieler?" fragte Löcknitz ungläubig.

„Nicht zu knapp," lachte der Detektiv fröhlich. „Erinnern Sie sich vielleicht des Rumänen, dem ein Ohrläppchen fehlte?"

„Jawohl!"

„Der Kerl war das Haupt der Bande. Er arbeitete mit präparierten Serien. Sehr primitiv."

„Er verlor doch aber auch?"

„Das gehört dazu. Die Karten sind so gelagert, daß zwischen zwei langen Gewinnserien eine kurze Verlustserie eingebettet ist."

Löcknitz ließ sich nicht leicht überzeugen. „Um mit solchen Karten arbeiten zu können, bedürfte es doch der Mithilfe des Klubs."

„Allerdings. Der Rumäne war Mitbesitzer des Klubs. Ich wollte Sie übrigens damals warnen, Herr von Löcknitz, aber ich sah, daß es zu spät war. Zu Ihrem Trost kann ich Ihnen jedoch mitteilen, daß der Rumäne gegenwärtig hinter schwedischen Gardinen sitzt."

Der Rittmeister war von diesen Enthüllungen so überrascht, daß er völlig vergaß, zu welchem Zweck er Haggenmacher nach Berlin berufen hatte.

„Wie ist es nun mit Ihrer Sache, meine Herren?" fragte der Detektiv. „Wollen Sie mir, bitte, einen ausführlichen Bericht geben?"

Löcknitz und Stöckel erzählten abwechselnd und ergänzten einander.

„Sie haben gegen niemand Verdacht?"

„Nein, Herr Haggenmacher."

„Wie lang beobachten Sie schon das Spiel?"

„Seit vier Wochen," entgegnete Löcknitz. „Herr Stöckel seit drei Nächten."

„Und Sie haben keinen anderen Anhaltspunkt für Ihren Verdacht als die Warnung des Herrn Dunkelbaum?"

„Nichts anderes."

„Herr Dunkelbaum ist sehr reich, sagen Sie?"

„Sie wollen mit dieser Frage hoffentlich nicht die Möglichkeit andeuten, daß Dunkelbaum der Falschspieler ist?"

„Ich habe nicht den Eindruck, Herr von Löcknitz, aber unmöglich ist gar nichts."

„Auch mein erster Verdacht fiel auf Dunkelbaum," erklärte Stöckel, „aber dieser Weg führt zu keinem Ziel, glauben Sie mir, Haggenmacher!"

„Es war nur eine Annahme. Wir können Herrn Dunkelbaum ruhig ausschalten. Haben Sie mir die Liste der Mitglieder mitgebracht?"

Stöckel übergab ihm die Liste, die der Detektiv aufmerksam studierte.

„Unter diesen Herrschaften ist keiner, der mir als Berufs- oder gar Falschspieler bekannt wäre," behauptete Haggenmacher. „Na schön. Dann wollen wir uns auf den Lokalaugenschein verlassen."

(Fortsetzung folgt.)



Ankunft von Gefangenen vom Hilfskreuzer „Wolf" im Gefangenenlager Güstrow: Japaner.



Nach der Fahrt auf der Untergrundbahn! Französische Karikatur zur Verkehrsnot, von der auch die Pariser nicht verschont sind.



Ankunft von Gefangenen vom Hilfskreuzer „Wolf" im Gefangenenlager Güstrow: Farbige Ententegenossen.

R Ä T S E L

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — bahn — be — burg — chal — chen — di — di — dikt — don — dorff — e — e — e — eb — ei — ei — föh — fred — gi — go — hu — i — ir — lan — land — le — li — man — men — mir — ner — no — on — qua — ra — re — ri — ri — sar — sen — si — ta — ten — um — van — vel — wer — ze — ze

sollen 19 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen zeitgemäßen Satz aus „Wilhelm Tell" ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Ruhebett, 2. Naturerscheinung, 3. Drama von Byron, 4. Baum, 5. Berg, 6. feindlicher Ausländer 7. Dichter, 8. Raumbegriff, 9. Waffe, 10. Insel, 11. Quarzart, 12. Fürstentitel, 13. Erzählung, 14. nordische Stadt, 15. Verkehrsmittel, 16. deutscher Fluß, 17. Wasserbehälter, 18. Erlaß, 19. Soldat

Verwandlung.

Mit einem „r" ein Mensch aus andrer Welt
Mit zweien ein echter deutscher Held.

Der brauchbare Fluß.

Ein Strom in Rußland, allbekannt,
Wird auch in Deutschland viel verwandt;
Vor Acht, Erin, vor Dach und Mann,
Vor Hut man oft ihn finden kann.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 12.

Silbenrätsel: Was lange währt, wird gut. 1. Wohlgemuth, 2. Adler, 3. Sediment, 4. Lützow, 5. Asti, 6. Natter, 7. Gottsched, 8. Elbing, 9. Wasgau, 10. Aequivalent.

Der gute Onkel: Blutarm.

Gleichklang: Versprechen.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

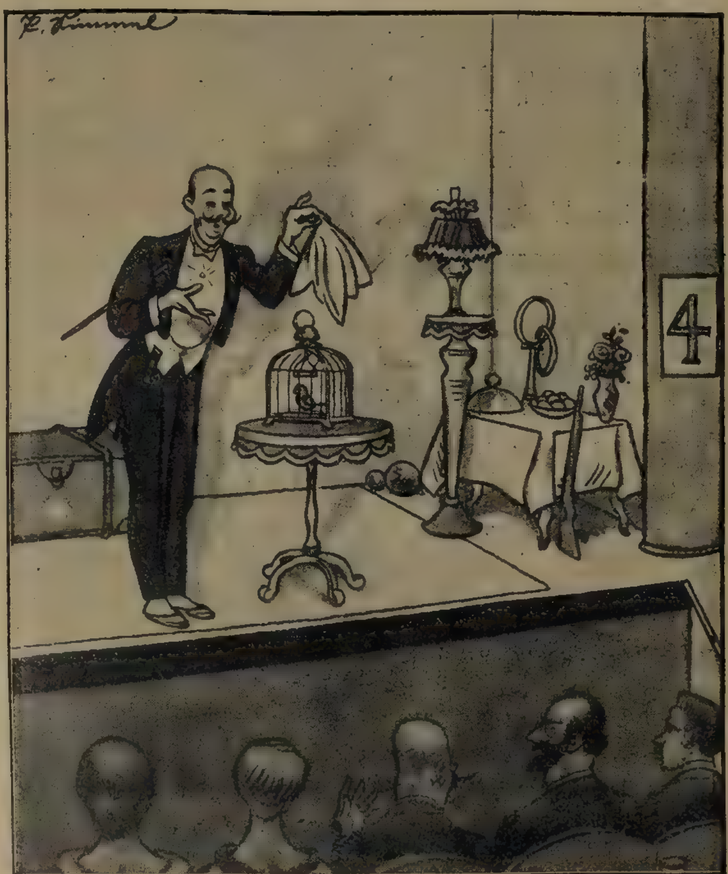
„Warum sind Sie angeklagt?" fragte der Untersuchungsrichter. — „Ich soll sechs Hühner und zwei Kaninchen gestohlen haben. Aber es ist nicht wahr, ich werde mir einen Rechtsanwalt nehmen, der mich verteidigt." — „Das können Sie, aber werden Sie die Anwaltskosten bezahlen können?" — „Ja, ich gebe ihm ein paar Hühner ab."

*

„Warum stotterst Du eigentlich?" fragte ein Landstürmer einen anderen. — „D—d—das ist meine B—B—Besonderheit. Je—Je—Jeder hat seine B—B—Besonderheit." — „Quatsch, ich habe keine." — „R—r—rührst Du den Kaffee n—n—nicht mit der r—r—rechten Hand um?" — „Ja, gewiß." — „S—s—siehste, d—d—das ist Deine B—B—Besonderheit; alle anderen M—M—Menschen nehmen einen L—L—Löffel!"

*

„Halt, sagen Sie kein Wort, geben Sie schnell Ihre Uhr her, Ihre Brieftasche, Ihr Portemonnaie — oder ich schieße!" — „Bitte, hier, nehmen Sie, und vielleicht sagen Sie mir Ihre Adresse, dann kann ich Ihnen noch meine silbernen Löffel und mein Scheckbuch schicken."



„Sehen Sie mal, der Zauberkünstler läßt einen Kanarienvogel verschwinden!"

„Das ist noch gar nichts, mir ist neulich bei der Post ein Paket mit 10 Pfund Butter verschwunden!"

Als in einem Philharmonischen Konzert eine Sängerin mit Orchesterbegleitung sang, sah unser kleiner Robert interessiert den Kapellmeister an. Plötzlich fragte er: „Du, Mama, warum droht denn der Mann da immer der Frau mit dem Stock?" — „Sei still, Junge, der Mann droht ihr gar nicht." — „Ja, warum schreit sie denn?"

*

Künstlerehe. „Nun, wie geht's Euch denn in Eurem neuen Hausstand?" — „Danke, sehr gut mein Mann malt und ich koche, und dann raten wir beide, was es sein soll."

*

Richter (zum Publikum): „Wer hier noch eine einzige Beifalls- oder Mißfallensäußerung tut, wird sofort aus dem Saal gewiesen!" — Angeklagter: „Bravo!"

*

Bühnenautor: „Ich möchte gern Ihr Urteil über mein neues Stück hören."

Direktor: „Es ist völlig wertlos."

Bühnenautor: „Das weiß ich, es würde mich aber doch interessieren."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

7. April 1918
Nr. 14
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Eine Episode aus der großen Durchbruchsschlacht im Westen.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

„Ein Tank, der in die deutsche Infanterielinie eingebrochen war, wurde durch die kühne Tat eines Unteroffiziers unschädlich gemacht. Dieser sprang auf den Tank und erledigte die Bedienung mittels Revolverschüssen durch das Luftloch in der Decke des Tanks." (Halbamtliche Meldung.)

Die große Durchbruchsschlacht im Westen



Die ersten Bilder vom Durchbruch westlich St. Quentin: Ueber eine erstürmte englische Stellung vorgehende deutsche Artillerie.
Aufnahmen des Bild- und Film-Amts

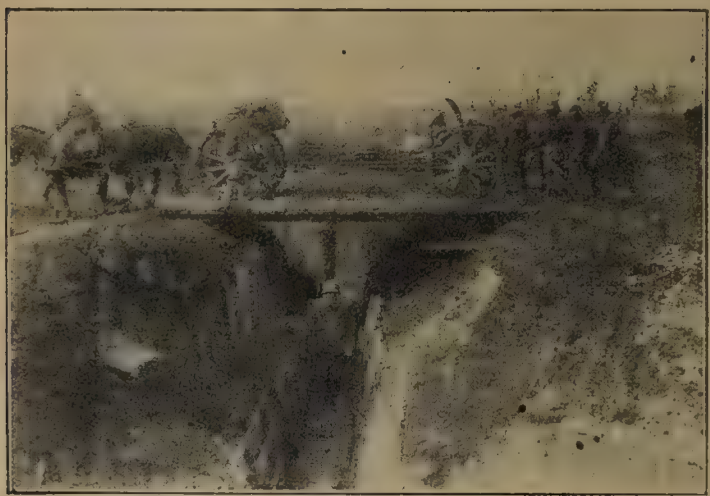


Deutsche Pioniere beim Vorgehen über erstürmte englische Stellungen.

Nur die blinde Wut und der glühende Haß, von denen die Völker der Entente befallen sind, lassen es begreiflich erscheinen, daß unsere Gegner noch immer nicht einsehen, wie völlig aussichtslos ihre Hoffnungen auf einen Umschwung der Kriegslage sind. Was auch die Führer der uns feindlichen Nationen ihren Völkern vorausgesagt haben, ist stets anders gekommen. So auch jetzt vor dem Durchbruch der englischen Front. In vielen Reden haben Staatsmänner und Heerführer unserer Gegner zur Aufrechterhaltung der Stimmung wiederholt, daß die Front im Westen unerschütterlich sei und niemals einem deutschen Angriff



Artillerie auf schwierigen Wegen im Trichtergelände.



Deutsche Artillerie beim Vorrücken über die erste englische Stellung.



Bewegungskrieg! Ein bisher ungewohntes Bild:
Deutsche Kavallerie beim Vorgehen über erstürmte englische Stellungen.



Nachrichtenübermittlung während der Schlacht:
Abwerfen einer Meldung in einer Rauchpatrone durch einen Infanterieflieger.



Eroberte Tanks.



Transport der ersten Gefangenen-Massen.

*



„Wenn Ihr nicht dort dabei seid, tut hier Eure Pflicht: Zeichnet Kriegsanleihe!“
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

*

weichen würde. In einem Gespräch mit einem Kriegsberichterstatter nahm Hindenburg nach den ersten neuen Sturmerfolgen im Westen Bezug auf den bekannten Ausspruch Lloyd Georges „die deutschen Soldaten verkriechen sich zum Gelächter der Welt wie Kaninchen in Erdlöcher“, indem er sagte: „Nun sind die Kaninchen aus ihren Löchern herausgekommen!“ Nicht mehr Glück in der Beurteilung der jeweiligen Kriegslage hatte Clemenceau, der in der Kammer, über den Stand der Kämpfe befragt, die beruhigende Erklärung abgab: „Es steht ausgezeichnet, wir sind entzückt, ganz entzückt!“ Kurz darauf wurde der englische Heeresbericht bekannt, in dem es hieß: „Die deutschen Angriffe haben unser Verteidigungssystem westlich St. Quentin durchbrochen.“ Der amerikanische Kriegsminister Baker wußte sogar am 4. März aus sicherster Quelle zu verkünden, daß die deutschen Angriffspläne aufgegeben seien. Kaum drei Wochen später waren die drei Linien der Engländer überrannt, die halbe englische Armee geschlagen, der Rest auf dem Rückzug!



Von den feindlichen Fliegerangriffen auf offene deutsche Städte am Rhein: Verwundete Frauen und Kinder im Lazarett.

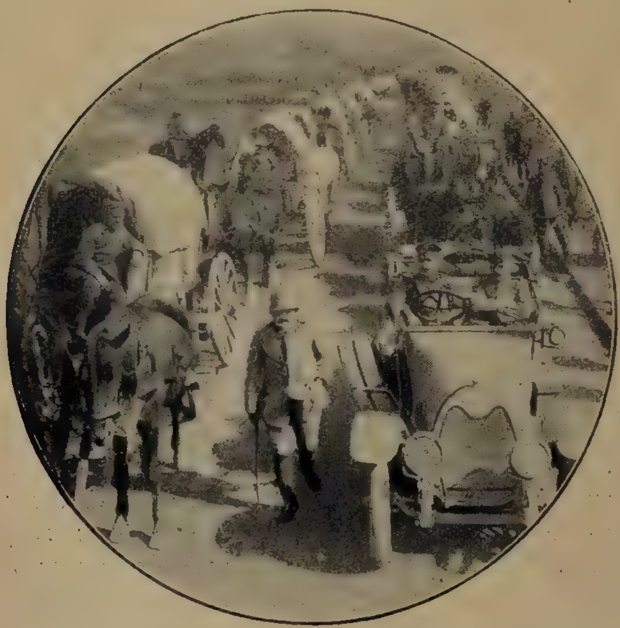


Aus russischer Gefangenschaft zurückkehrende deutsche und österreichisch-ungarische Soldaten bei der Ankunft in Kiew.

Der neue Bewegungskrieg im Westen



Der neue Bewegungskrieg im Westen: Zurichten von Telegraphenstangen durch Nachrichtentruppen auf dem Marktplatz von St. Quentin.



Die endlosen Kolonnen auf den Vormarschstraßen. Aufnahme aus der Nähe von Ham.



Gefangene Engländer beim Verwundeten-Transport in den Straßen von St. Quentin.



Die großen erbeuteten Vorräte: Deutsche Soldaten beim Fassen von Lebensmitteln in einem englischen Proviantlager.
Aufnahmen des Bild- u. Film-Amts.

Markante Stellen aus den Schlachtberichten.

Ein einziges deutsches Regiment nahm bei Monchy 70 Geschütze.

*

Zahlreiche in aller Stille erprobte Verbesserungen bewährten sich glänzend. Durch bisher nicht angewandte Fliegerdeckungen blieb der deutsche Aufmarsch der feindlichen Erkundung völlig verborgen. Durch neue technische Mittel wurde das Einschießen verschleiert.

*

Ferner haben diesmal auch deutsche „Tanks" eingegriffen. Sie haben außerordentlich wirksame Arbeit getan und sind völlig unbeschädigt geblieben. Auch auf diese Ueberraschung war der Feind nicht gefaßt. Wiederholt ist die Besatzung einzelner deutscher „Tanks" aus ihrem Panzergehäuse herausgekrochen, hat infanteristisch weiter gekämpft und Gefangene gemacht. An einer Stelle hat der Tank selbst seine Gefangenen heimgebracht, indem er als Wächter hinter ihnen herfuhr.

*

Bei Noyon grenzen die khakibraunen englischen an die hellblauen französischen Leichenfelder. Das Sommetal ist ein englischer Kirchhof. In einer Mulde bei Clery lag ein völlig zusammengeschossenes englisches Artillerieregiment mit vierzig Geschützen.

*



Die riesigen Massen auf dem Vormarsch: Deutsche Reserven auf dem Wege durch St. Quentin. Phot. Bild- u. Film-Amt.

In dem durch jahrelange Schlachten verwüsteten Gelände finden unsere Truppen an Quartieren nicht viel vor. Es heißt Tag und Nacht unter freiem Himmel zubringen. Auch die Befehlsstellen höherer Kommandos hausen in schnell improvisierten Gehäusen aus ein paar Wellblechlagen und Brettern.

*

Französische Offiziere verhehlen nicht ihre Enttäuschung über den Wert der kriegsungewohnten Amerikaner. Sie seien höchstens bataillonsweise zwischen englischer und französischer Infanterie zu verwenden, zur Lösung selbständiger Aufgaben jedoch unfähig.

„Ich möchte am liebsten, daß nach dem Kriege jeder Arbeiter ein Häuschen mit einem Gärtchen findet."

Generalfeldmarschall von Hindenburg

Arbeiter-Wohnhäuser und billige Wohnungseinrichtungen



Arbeiterwohnhäuser eines der neuen deutschen Stickstoffwerke.
(Nach Plänen von Architekt Otto Rudolf Salvisberg, Steglitz.)



Vorbildliche billige Wohnungseinrichtung aus einer Ausstellung der Ostpreußenhilfe: Goldbraun gebeiztes Wohnzimmer
(Entwurf: Prof. Em. v. Seidl.)

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

30. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

An diesem Abend führte Löcknitz den Rittergutsbesitzer Ewald Rohde aus Gardelegen als Gast ein, der sich als Spielratte erster Güte entpuppte, denn er saß geschlagene zwölf Stunden beim Spieltisch. Im übrigen war er ein angenehmer Mitbürger, der niemanden störte und in gleichmäßig heiterer Laune blieb, ob er nun gewann oder verlor.

Als Haggenmacher morgens mit dem Rittmeister und Stöckel allein war, erklärte er mit aller Bestimmtheit: „Heute nacht ist nicht falsch gespielt worden, das kann ich beschwören." Er zuckte die Achseln und fügte skeptisch hinzu: „Das beweist aber nichts."

„Welchen Eindruck haben Sie im allgemeinen von dem Spiel gewonnen?" fragte Löcknitz.

„Einen durchaus günstigen. Es waren freilich einige Spieler da, deren Gesichter mir nicht gefallen haben, aber die Gesichtspsychologie ist ein undankbares und irreführendes Geschäft. Damit will ich nichts zu tun haben."

Er verzog den Mund und meinte sehr verdrießlich: „Das ist die dümmste Sache, die mir in meinem ganzen Leben begegnet ist. Man soll einen Falschspieler entdecken, der nicht vorhanden ist."

„Das sagt auch Stöckel," erklärte der Rittmeister, „aber es fällt mir schwer, mich dieser Annahme anzuschließen. Ich bin in meinem Innersten davon überzeugt, daß Dunkelbaum etwas Verdächtiges bemerkt hat."

„Dann hat er mehr Glück gehabt als wir," brummte Haggenmacher und rieb sein Kinn. „Ist jetzt jemand im Spielzimmer?"

„Ich will mal nachsehen," antwortete Stöckel und ging hinaus. Nach einer Weile kam er zurück und meldete, daß das Zimmer leer wäre.

„Wir werden uns die Geschichte mal bei Tag betrachten," sagte der Detektiv und begab sich mit den beiden Herren in das Spielzimmer. Wie ein Indianer schlich der kleine dicke Mann durch den Raum, betastete den Tisch, untersuchte die Mischmaschine und wurde immer übler gelaunt. Vor dem Kartenschrank blieb er lange stehen und dachte angestrengt nach.

„Wer hat den Schlüssel zu diesem Schrank?"

„Der Haushofmeister Alois Muggenthaler."

„Gibt es noch einen zweiten Schlüssel?"

„Jawohl. Er liegt im Tresor des Büros."

„Soviel ich heute nacht bemerkte, nimmt Ihr Haushofmeister die Karten aus dem Schrank und legt sie in die Mischmaschine. Ist das immer so?"

„Jawohl," bestätigte der Rittmeister. „Haben Sie Verdacht gegen Muggenthaler?"

„Gott! Verdacht, Verdacht! Ich habe gegen alle und gegen niemanden Verdacht. Kann ich die Papiere des Mannes sehen?"

„Gewiß. Sie sind im Büro. Bitte, Stöckel, holen Sie sie!"

„Bitte, bringen Sie auch den Schlüssel zum Kartenschrank mit!" verlangte Haggenmacher.

„Welches Interesse sollte Muggenthaler daran haben," fragte der Rittmeister zweifelnd, „daß einer der Herren falsch spielt?"

„Er könnte bestochen sein oder einen Teil des Gewinnes abbekommen. Ich kenne einen Fall aus New York, wo der Mann auf dem Weg vom Schrank zur Mischmaschine die Klubkarten gegen präparierte Karten umgetauscht hat, wenn er sah, daß sein Partner die Bank übernahm."

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß Muggenthaler dessen fähig ist."

„Ich auch nicht. Der Mann macht einen sehr guten Eindruck, aber man muß jede Möglichkeit in Berechnung ziehen."

Stöckel brachte die Papiere und Zeugnisse Muggenthalers, die der Detektiv aufmerksam prüfte. „Ich will jedenfalls einige Nachforschungen anstellen. Sicher ist sicher. Wo ist der Schlüssel?"

Er öffnete den Schrank, in dem sich an diesem Morgen nur vier Spiele Karten befanden. „Auf welche Weise wird der Bestand ergänzt?"

„Die Karten liegen im Tresor," erklärte Stöckel. „Ich gebe Muggenthaler jedesmal fünfzig Spiele."

Haggenmacher nahm die Spiele aus dem Schrank, untersuchte die Verschlußmarken, riß dann die Umschläge auf und besah jede einzelne Karte. Seine Miene wurde immer grämlicher.

„Es ist alles in bester Ordnung," schimpfte er und warf die Karten verächtlich auf den Tisch. „Guten Morgen, meine Herren."

Als er abends wiederkam, berichtete er, daß die Auskünfte über Alois Muggenthaler tadellos wären. Der Mann könnte kaum verdächtigt werden. „Vielleicht haben wir heute nacht mehr Glück," meinte er und ging in das Spielzimmer. Die Herren begrüßten den freundlichen Rittergutsbesitzer mit großer Freude. Er gewann als Bankhalter 6000 Mark, die er in der Frühe Stöckel zurückgab.

„Meine Herrschaften," erklärte Haggenmacher beim Abschied, „ich habe nichts entdeckt. In Ihrem Klub wird einwandfrei gespielt. Ich glaube, daß die ganze Geschichte ein Aufsitzer des Herrn Dunkelbaum ist."

Stöckel triumphierte.

„Wenn es Ihnen aber zufällig doch gelingen sollte, einen Falschspieler zu entlarven," fuhr der Detektiv fort, „so habe ich eine Bitte an Sie. Sagen Sie niemandem, daß ich in der Sache gearbeitet habe, sonst verliere ich meine Stellung."

XXVII.

Löcknitz gab den Kampf auf. Es hatte keinen Sinn, einen Verbrecher zu suchen, der stärker war als Haggenmacher oder wahrscheinlich gar nicht existierte. Er beschloß, die Sache ruhen zu lassen und Dunkelbaums Rückkehr abzuwarten. Wenn Dunkelbaum auf seiner Behauptung bestand, dann sperrte der Rittmeister den Klub zu. Dies war die einfachste Lösung, obwohl sie für ihn ein Zusammenbrechen aller Hoffnungen bedeutete und ihn, die Gräfin Söderblom, Stöckel und Höß auf die Straße setzte. Man ging aber als Ehrenmann und mit reinen Händen aus dem Haus und mußte sich dessen noch freuen.

Vor Dunkelbaums Wiederkehr konnte der Rittmeister nichts Besseres anfangen, als Urlaub zu nehmen und mit Lisa nach Fanö zu fahren. Er fühlte sich so müde und zerschlagen, daß er dieser Entspannung bedurfte, um neue Kräfte für die bevorstehende Entscheidung zu sammeln.

Als am Morgen des Tages, da Löcknitz nach Fanö reisen wollte — es war der erste Juni — die sechste Stunde schlug, atmete er auf, wie von einer unerträglichen Last befreit. Nun stand wieder einmal die Welt offen und lockte und rief mit tausend Stimmen.

Im Spielzimmer saß Dr. Hergotin allein beim grünen Tisch und starrte gedankenlos in die Luft.

Der Rittmeister trat zu ihm und fragte freundlich: „Na, Doktor, wollen Sie nicht schlafen gehn?"

„Schlafen gehn? Ich muß an die Arbeit, Verehrtester."

„Ich verstehe nicht, wie Sie dieses Leben aushalten können, Doktor."

„Verstehe ich auch nicht. Aber es ist gar nicht notwendig, alles zu verstehen." Er begann, seine Spielmarken zu zählen. Es waren sehr wenige Marken.

„Sie haben wieder tüchtig geblutet, Doktor?"

„Ziemlich. In der letzten Zeit geht es gar nicht."

„Man sollte meinen, daß eine so lange Pechserie Ihnen das Spiel doch einmal verekeln würde."

„Das meinen die Pädagogen und Moralisten," lachte Hergotin, „aber es stimmt durchaus nicht. Die guten Leute kennen nämlich die Grundformel des Spielers nicht."

„Wie lautet diese Grundformel, Doktor?"

Hergotin antwortete mit einem schwachen Lächeln auf den Lippen: „Das größte Glück ist, im Spiel zu gewinnen, aber das zweitgrößte Glück ist, im Spiel zu verlieren."

„Diese Formel ist eine bequeme Entschuldigung. Man ist jedenfalls glücklich, wenn man nur spielt."

„So ist es und nicht anders. Es ist das tiefste Geheimnis jedes wirklichen Spielers, auch wenn er es selber gar nicht kennt."

In diesem Augenblick wankte der Rittmeister und sank auf einen Sessel.

„Was ist Ihnen?" fragte Dr. Hergotin besorgt und sprang auf.

„Nichts, nichts. Danke, Doktor. Es war nur ein kleiner Schwindelanfall. Ich habe zu viel geraucht." Sein Gesicht war fahl und von Schreck zerrissen.

„Wollen Sie ein Glas Wasser, Herr von Löcknitz?"

„Vielen Dank, Doktor. Mir ist schon wohler." Er erhob sich mit übermenschlicher Anstrengung. Seine Beine zitterten.

„Gute Besserung," wünschte Hergotin und ging aus dem Zimmer.

Der Rittmeister raffte mit fiebernden Händen die Karten zusammen, die auf dem Tisch lagen, und steckte sie in seine Tasche. Er hatte während des Gesprächs mit Hergotin ahnungslos eine Karte mit dem Finger gestreift und voll Entsetzen eine deutlich spürbare Markierung gefühlt. Es war ihm, als preßte in dieser Sekunde eine eisige Hand sein Herz zusammen. Nun hatte auch er die Gewißheit, daß im Philadelphia-Klub mit gezeichneten Karten gespielt wurde. Durch einen ähnlichen Zufall hatte offenbar Dunkelbaum das Verbrechen entdeckt. Er lief in sein Schlafzimmer und schloß sich ein. Er breitete die Karten vor sich auf dem Tisch aus und starrte sie an, als wären sie lebendige Wesen, die Tod und Verderben aushauchten. Mit freiem Auge war nicht die geringste Marke zu sehen. Nur die feinsten Tastnerven vermochten die Erhebungen zu spüren, wenn sie in einer genau bestimmten Richtung über das Blatt glitten. Die Karten waren mit einer ungewöhnlich zarten Guillochiermaschine gepunktet worden.

Aber wie kamen diese Karten auf den Spieltisch des Klubs? Löcknitz schüttelte diese Frage von sich ab, weil er fühlte, daß er sie niemals lösen konnte.

Wer hatte mit diesen Karten gespielt? Die Frage war wichtiger und entscheidender. Wer war der letzte Bankhalter dieser Nacht gewesen? Eine Fülle von Gesichtern zog an seinen Augen vorbei, ohne daß er sich sofort hätte erinnern können, wer die Bank gehalten hatte. Sein Gehirn schien zu verdampfen und verwirrte alle Bilder. Er stand auf und wusch seine glühende Stirn mit kaltem Wasser. Plötzlich sah er Hajnal. Ganz deutlich sah er ihn. An den Händen erkannte er ihn, an den schmalen, gelenkigen Händen, die ihr eigenes Leben lebten. Graf Hajnal hatte die Bank gehalten.

Es ist nicht möglich, sagte er sich und taumelte durch das Zimmer. Graf Hajnal ist kein Falschspieler. Warum sollte er falsch spielen? Er ist der einzige Sohn eines reichen Magnaten. Es ist nicht möglich. Ich bin wahnsinnig, stöhnte er und griff in die Luft. Er fühlte, daß er dem Zusammenbruch nahe war.

Mit einemmal war es ihm, als rissen viele Schleier, und er spürte mit grauenvoller Deutlichkeit, daß dieser junge Mensch, den er zärtlich wie einen Sohn geliebt hatte, ohne sich dessen klar zu werden, der Falschspieler war. Er erinnerte sich, daß Hajnal in den letzten Nächten große Summen gewonnen hatte. Die Sache war ihm nicht aufgefallen, weil er an falsches Spiel nicht glauben wollte, und weil seine sehnsüchtigen Gedanken schon in Fanö waren.

Ich muß ein Ende machen, so oder so, beschloß der Rittmeister. Ich werde zu Hajnal gehen und ihm ins Gesicht sagen, daß er mit gezeichneten Karten gespielt hat. Wenn ich ihm Unrecht tue, wird er mich über den Haufen schießen, aber ich werde ihm für den Tod danken. Und wenn ich recht behalte, dann — er zögerte, das Todesurteil über ihn auszusprechen — dann muß er verschwinden.

Er nahm die Karten zu sich und verließ das Haus.

Hajnal wohnte in einem Gasthof am Leipziger Platz. Je näher der Rittmeister seinem Ziel kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Der strahlende Himmel dieses Frühlingsmorgens erschütterte sein Herz und löschte allen Zorn aus. Es war ein

hartes Los, an so einem Morgen Henker spielen zu müssen. Noch vor dem Gasthof stand er eine ganze Weile und überlegte, ob er eintreten sollte oder nicht. Wenn er Hajnal schonte, verspielte er sein eigenes Leben, das war klar. Hajnal aber war jung, und die ganze Welt stand ihm offen. Er konnte ein neues Leben anfangen und in seine Heimat zurückkehren, die ihn mit ausgebreiteten Armen empfing. Es gab keine Wahl.

„Ist Graf Hajnal zu Haus?"

„Jawohl, mein Herr," antwortete der Pförtner und gab die Zimmernummer an.

Der Rittmeister klopfte an die Tür. „Herein!" rief eine ungeduldige Stimme. Hajnal stand inmitten des Zimmers und war damit beschäftigt, eine große Handtasche zu packen. Als er Löcknitz erblickte, erstarrte er gleichsam. Nur seine Nasenflügel zitterten.

„Entschuldigen Sie die Störung, Graf Hajnal," sagte der Rittmeister und betrachtete den jungen Mann wie einen Sterbenden, den er auf dieser Welt nicht mehr wiedersehen würde.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Löcknitz?" fragte Hajnal und wunderte sich, daß er zu sprechen vermochte.

„Ich wollte eine Frage an Sie richten, Graf Hajnal."

„Bitte."

Der Rittmeister rang nach Atem. Sein Herzschlag setzte aus. „Sie verreisen, Graf Hajnal?"

„Ich verreise. Ist dies Ihre einzige Frage, Herr von Löcknitz?"

„Nein. Ich wollte Sie fragen, Graf Hajnal, ob Sie im Philadelphia-Klub mit gezeichneten Karten gespielt haben."

Nun wird er mich ins Gesicht schlagen oder erschießen, dachte der Rittmeister und ersehnte den Tod.

Die beiden Männer blickten sich in die Augen, eine Sekunde lang, die sich zur Ewigkeit dehnte.

„Warum antworten Sie nicht, Graf Hajnal?"

„Erwarten Sie wirklich eine Antwort, Herr von Löcknitz? Sie werden doch Ihre Beweise haben, sonst ständen Sie jetzt nicht in meinem Zimmer."

Es ist also wahr, schrie es in dem Rittmeister, Graf Hajnal hat in meinem Klub falsch gespielt. Ein jäher Zorn brauste in ihm auf, er zog die Karten aus der Tasche und wollte sie diesem blassen jungen Menschen ins Gesicht schleudern. Hajnal zuckte mit keiner Muskel. Er starrte mit aufgerissenen Augen seinen Richter an. Da ließ Löcknitz den erhobenen Arm sinken und warf die Karten auf den Tisch. „Warum haben Sie falsch gespielt?" fragte er mit dumpfer Stimme.

„Auf diese Frage verweigere ich die Antwort, Herr von Löcknitz."

„Geben Sie mir eine Erklärung für Ihr Verbrechen!" bat der Rittmeister. „Ich möchte begreifen, was in Ihnen vorgegangen ist. Sagen Sie mir etwas zu Ihrer Entschuldigung!"

„Ich kann mich nicht entschuldigen, Herr von Löcknitz."

„War es Ihnen nur um das Geld zu tun?"

„Ja, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister wehrte sich mit aller Macht dagegen. „Ich kann es nicht glauben."

„Es ist doch so, Herr von Löcknitz."

Da schloß der Rittmeister die Augen und stöhnte: „Ich schäme mich, ich schäme mich für Sie."

Plötzlich löste sich Hajnals Erstarrung. Er ließ sich in einen Sessel fallen, schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen. Alles, was er mit der Sicherheit eines schlafwandelnden Verliebten begangen hatte, war im harten Licht dieser Morgenstunde Schande und Ehrlosigkeit und schmieriges Verbrechen. Die Opfer waren vergeblich gewesen. Alles Glück lag begraben und verschüttet. Der Tod stand in der Ecke und winkte vertraulich.

Der Rittmeister sah Hajnal fassungslos an und fühlte unendliches Mitleid mit ihm. Warum müssen wir Menschen einander so quälen? dachte er voll Kummer.

Hajnal richtete sich auf und sagte mit fester Stimme: „Verzeihen Sie, Herr von Löcknitz! Das sind die Nerven. Ich habe in den letzten Nächten wenig geschlafen."

Dies alles ist meine Schuld, fühlte der Rittmeister. Wenn ich den Klub nicht gegründet hätte, wäre dieser Mensch vielleicht nicht in Versuchung geraten. Es ist meine Schuld, und nun stehe ich da und soll Richter sein, statt selber gerichtet zu werden.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr von Löcknitz! Sie werden mir doch einiges zu sagen haben."

Er nahm Platz und starrte ins Leere. „Wollen Sie nicht rauchen?"

Löcknitz zündete sich gedankenlos eine Zigarette an. Dann saßen sie einander gegenüber und rauchten schweigend ihre Zigaretten zu Ende.

„Was gedenken Sie mit mir anzufangen?" fragte Hajnal kühl und gleichmütig. „Wollen Sie mich dem Gericht übergeben, oder wünschen Sie, daß ich mich selber richte?"

„Keines von beiden," antwortete der Rittmeister bedrückt. Ich spreche Dich frei, schrie sein Herz.

„Sondern?"

„Wir müssen im Interesse des Klubs jeden öffentlichen Skandal vermeiden."

„Das sehe ich vollkommen ein. Was soll ich also tun, Herr von Löcknitz?"

„Sie wollten verreisen, Graf Hajnal?"

„Ja," erwiderte der junge Mensch und senkte den Kopf.

„Wohin wollen Sie fahren?"

„Es ist mir gleichgültig."

„Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie nie mehr nach Berlin zurückkehren."

„Was liegt Ihnen an dem Ehrenwort eines Falschspielers?" Er lächelte, aber sein Auge blieb starr und ernst.

„Sie können beruhigt sein, Herr von Löcknitz, ich werde nie mehr nach Berlin kommen."

„Dann sind wir einig. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden, Graf Hajnal, daß ich Sie zum Bahnhof bringe?"

Das Gesicht des jungen Menschen verdüsterte sich. „Muß das sein, Herr von Löcknitz?

„Es wäre mir eine Beruhigung."

„Na schön, wie Sie wollen. Vielleicht ist es besser so. Ich werde meine Handtasche fertig packen."

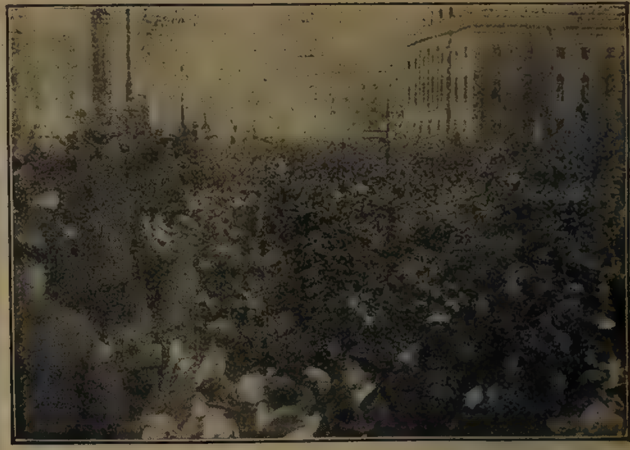
(Fortsetzung folgt.)



Aus den Tagen des Besuchs der „Wolf“-Mannschaft in Berlin:
Die Kaiserin mit den Söhnen des Kronprinzenpaares auf dem Balkon des Kronprinzenpalastes während des Einzugs der Mannschaft.
Phot. Grohs.



Begrüßung der Offiziere vom „Wolf“ am Brandenburger Tor. Phot. Hünich.



Die ungeheure Menschenmenge Unter den Linden bei der Ankunft der „Wolf“-Mannschaft.

RÄTSEL

Silben-Rätsel:

Aus den Silben:

as — ba — ber — chachard — cog — e — e — ha — ha — har — i — i — i — im — ka — kin — la — le — li — mar — mei — nac — nan — nes — ni — nie — pe — ra — ri — ro — ros — schal — schisch — sel — si — so — stoff — sy — te — ti — tor

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Zitat aus dem „Osterspaziergang“, Faust I. Teil, ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. westindische Insel, 2. feiner Spott, 3. Schwein, 4. männlicher Vorname, 5. Kirchenbauform, 6. Herrscher, 7. moderner Ersatz, 8. Gestalt aus einem Schiller-Drama, 9. alkoholisches Getränk, 10. Berauschungsmittel, 11. Gott in Phrygien, 12. Liebesgott, 13. Alt-Berliner Gestalt, 14. Musik-Instrument, 15. komische Person.

Waldesmusik.

Mich umfängt ein stiller Wald,
Lieblich die „W“ der „M“ erschallt,
Und „l“ dazu die Blätter rauschen,
Im Frühlingswinde froh sie lauschen.

Täuschung.

Jeder meint, daß er eins haben muß,
Bleibt es aber meist bei Ziehungsschluß.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 13.

Silben-Rätsel: Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden. (Schiller „Wilhelm Tell“.) 1. Divan, 2. Ebbe, 3. Manfred, 4. Föhre, 5. Rigi, 6. Italiener, 7. Eichendorff, 8. Dimension, 9. Lanze, 10. Irland, 11. Chalzedon, 12. Emir, 13. Novelle, 14. Gotenburg, 15. Eisenbahn, 16. Werra, 17. Aquarium, 18. Edikt, 19. Husar.

Verwandlung: Neger, Nerger.

Der brauchbare Fluß: Obacht, Oberin, Obdach, Obmann, Obhut.

HUMOR

Landsturmmann Krause: „Wat bist Du eijentlich in Zivil?“

Landsturmmann Meyer: „Ich bin außerordentlicher Professor an der Universität in . . . . .“

Krause: „Na, man sachteken. Woso denn „außerordentlich“? Weeste nich, det Eijenlob stinkt?“

*

„Wenn ein Soldat in einem Wirtshaus zufällig erlebt, daß ein Zivilist Streit anfängt, so trinkt er sein Bier aus und geht weg, verstanden?“ sagte der Unteroffizier. Und dann fragte er den Musketier Müller: „Also, was tun Sie, wenn ein Zivilist in einer Kneipe mit Ihnen Streit anfängt?“ — „Ich?“ sagte Müller, „ich trinke rasch sein Bier aus und drücke mich.“

*

Ein Verwundeter, der einen Verband um den Kopf trug, fuhr in der Straßenbahn, ihm gegenüber saß eine alte Dame, die ihn unentwegt anstarrte. Der Soldat rückte nach links, nach rechts, wandte den Kopf weg, nichts half, die Dame starrte ihn unentwegt an. Schließlich sagte sie: „Ach, Sie Aermster, Sie sind wohl am Kopf verwundet?“ — „Nein,“ rief der Soldat wütend aus, „am Schienbein, der Verband ist mir nur verrutscht!“

*

Die kleine Lili soll eine Pille einnehmen, sie sträubt sich aber heulend und schreiend gegen diese Zumutung. Da nimmt ihre kluge Mutter einen Löffel, füllt ihn mit Zucker, gibt ihn dem Kind und sagt: „Ich sehe jetzt weg, und wenn ich wieder hersehe, hat Lili die Medizin verschluckt.“ Nach einer Weile wendet sich die Mutter wieder zu dem kleinen Mädchen: „Nun, Lili, hast Du die Medizin genommen?“ — „Ja,“ ruft das Kind aus, „den ganzen Löffel voll, nur das Kügelchen ist noch da.“

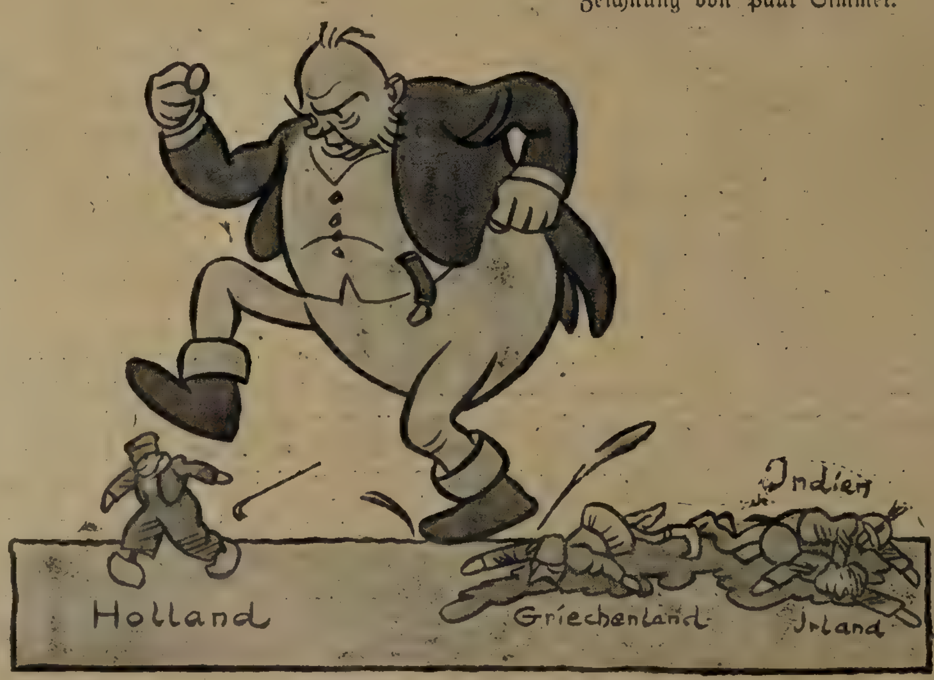
*

„Ihre Uhr ist magnetisch geworden, mein Herr,“ sagte der Uhrmacher, „kommen Sie mit elektrischen Drähten oder Dynamomaschinen in Berührung?“ — „Nee,“ stammelt der Kunde, „aber meine Braut ist Schaffnerin bei der Elektrischen.“

*

Als die neu eingezogenen Landsturmleute zur Bekleidungskammer kamen, drängte sich der Sektreisende Lehmann vor und sagte zu dem Feldwebel: „Sie, ich höre, Sie haben hier Hemden und warmes Unterzeug, wollen Sie mir bitte etwas zur Auswahl vorlegen?“

Zeichnung von Paul Simmel.



Schutz den kleinen Nationen!
England: „Wenn sie tot sind, kann ihnen keiner mehr weh tun!“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-25.

14. April 1918
Nr. 15
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Deutsche Telegraphen-Patrouille
beim Legen von Leitungen während eines schnellen Vormarschs.



Zu den Kämpfen in Finnland: Mannschaften der finnischen „Weißen Garde“.



Die ungeheure Wirkung unseres Trommelfeuers:
Die aufgewühlten Erdmassen in den gestürmten englischen Linien zwischen Bapaume und Arras.
Phot. Bild- u. Film-Amt.

UNSER NEUES WUNDER-GESCHÜTZ

Es hat nicht nur physisch Verheerungen angerichtet, das neue deutsche Riesenferngeschütz, das Paris jetzt aus einer Distanz von mehr als 100 Kilometern in furchtbarer Regelmäßigkeit mit Stahl und Eisen überschüttet, auch die Geister gerieten dadurch in den gefährlichsten Aufruhr. Obgleich ein Kopenhagener Blatt anerkennend einräumt, „die neue Erscheinung werde in dänischen Artilleriekreisen als Wunder betrachtet“, behauptet ein englischer Militärfachmann: „Wir wissen ganz genau, wie die Sache liegt, können es aber nicht veröffentlichen, weil die Zensur dies natürlich nicht zulassen würde. Jedenfalls waren alle Einzelheiten der angeblich deutschen Erfindung englischen Ingenieurspezialisten längst voll vertraut.“ Sehr phantastisch muten die Beschreibungen des rätselhaften Ungeheuers an, wie unsere Gegner sie entwerfen. Pariser Sachverständige reden von einem „Geschütz ohne Rücklauf, mit dem man in den Wolken von einem Zeppelin aus auf Paris feuern kann.“ Action Francaise weiß bestimmt, „daß es auf dem Plateau von St. Gobain steht, 700 Meter lang ist und nur alle 20 Minuten einmal einen Schuß abzugeben vermag.“ Von einem Lufttorpedo spricht der New York Herald. Dagegen meint der frühere französische Ministerpräsident Painlevé, „das Geschoß sei eine unmittelbar in einer Stahlhülle ohne Kupferring beförderte



Bei den Italienern: Ueberführung der Leiche eines auf einem vorgeschobenen Posten gefallenen italienischen Offiziers ins Tal mit Hilfe der Drahtseilbahn. Nach einer französischen Zeichnung



Eine Batterie von deutschen 21-cm-Mörsern im Kampfgelände bei Arras. Phot. Bild- u. Film-Amt.



Wer Kriegsanleihe zeichnet, schafft Waffen und Munition, schafft Sieg und Frieden! Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Granate." Andere Pariser Fachleute glauben, „aus dem Projektil löse sich unterwegs nach etwa 36 Kilometern ein zweites Geschoß los", und noch andere vertreten die äußerst kühne Ansicht, „die mysteriöse deutsche Granate bewege sich möglicherweise irgendwie durch ihre eigene Zentrifugalkraft." All diesen bunten Kombinationen, deren Liste sich noch verlängern läßt, stellt Generalleutnant z. D. Rohne in der „Vossischen Zeitung" seine fachmännische Ansicht entgegen, soweit sie gegenwärtig geäußert werden kann. Ihm zufolge muß das neue Geschütz etwa ein Rohr von 20 Metern Länge haben, die Granate selbst ungefähr 250 Kilogramm wiegen. Durch Erhöhung der Geschwindigkeit, durch eine zur Ueberwindung des Luftwiderstandes günstigste Form, durch geistvolle Errechnung der Winkelstellung beim Abschuß war die gewaltige Wirkung zu erzielen, die jetzt die ganze Welt verblüfft.



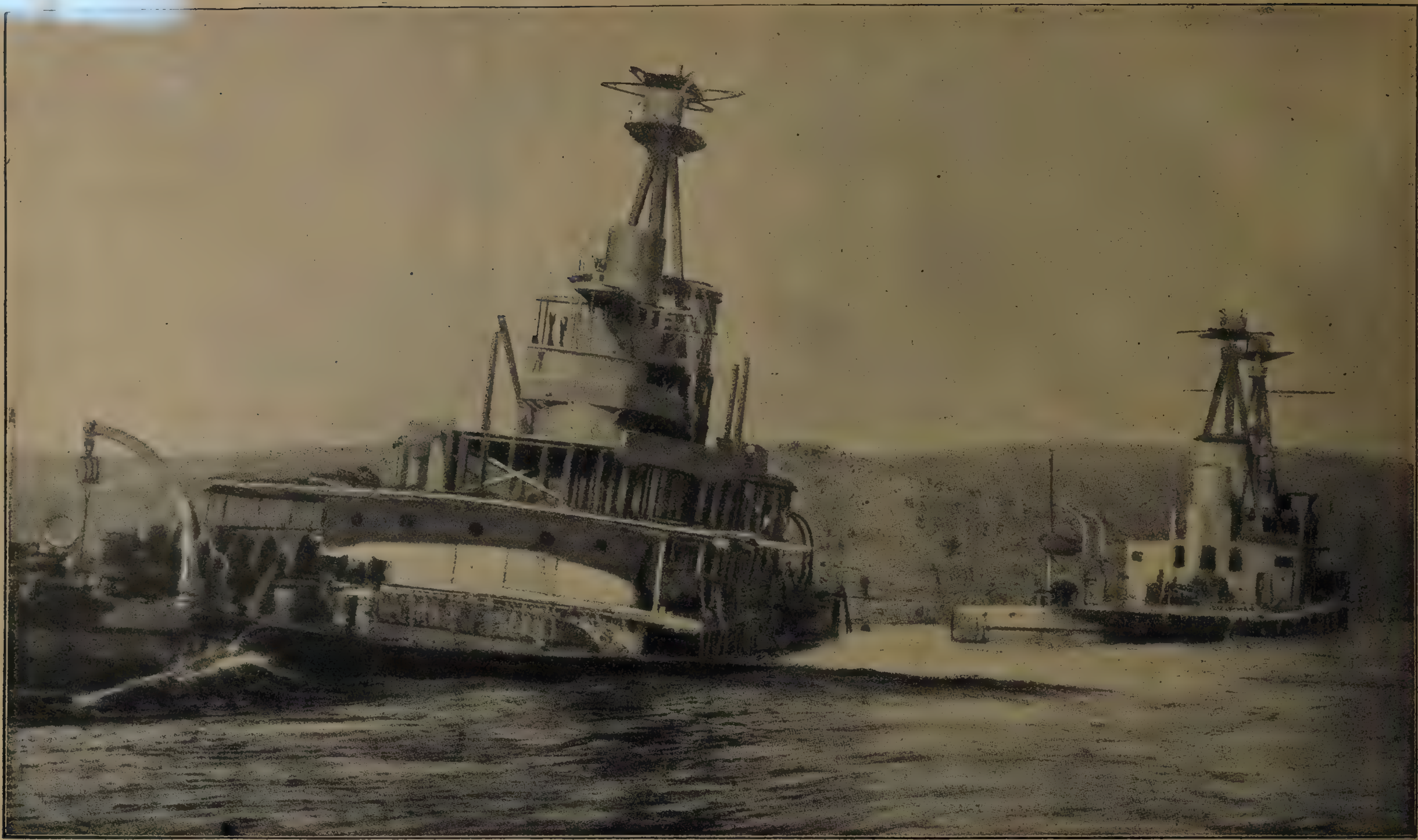
Der berühmte Marburger Philosoph Geheimrat Prof. Dr. Hermann Cohen †.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Clémenceau während eines Besuchs bei den englischen Truppen in Nordfrankreich.
Aus einer französischen Zeitschrift.



Der Romanschriftsteller Hanns von Zobeltitz †.
Phot. Nicola Perscheid.



Finten im Kriege: Kriegsschiff-Attrappen aus Holz, die die Engländer zur Anlockung von U-Booten errichtet haben.
Englische Photographie.

Flugzeug-Spione.

Dem ruhmlosen, aber gefährlichen und nervenaufreizenden Handwerk der Spione hat das Flugwesen ein neues gefahrvolles Mittel zur Betätigung geliefert. Besonders unsere Feinde an der Westfront haben das Absetzen von Spionen durch Flugzeuge häufig versucht, allerdings, wie gleich gesagt werden kann, mit äußerst geringem Erfolg. Früher geschah dieses Absetzen dadurch, daß ein Flugzeug hinter unsere Linien landete, den Spion aussetzte und wieder davonflog. Sehr häufig hatten diese Flugzeuge aber Havarie, denn die Landung auf unbekanntem Boden ging nicht immer glatt vonstatten, und Flugzeug und Besatzung wurden gefangen genommen. Jetzt werden die Spione mit Fallschirmen ausgerüstet und müssen von den Flugzeugen, die sie nachts oder im Morgengrauen über die Front bringen, an einem vorher auf der Karte bestimmten Platz im Fluge abspringen. Die Spione sind meist in dem Gebiet, das sie ausspionieren sollen, beheimatet, häufig auch Soldaten geringen Ranges, die sich zu diesem gefährlichen Wagestück bereit gefunden haben. Da aber zum nächtlichen Absprung mit dem Fallschirm eine große Portion Entschlußkraft gehört, und schon manchem Spion im letzten Augenblick der Mut versagt haben mag, sind diese Flugzeuge so eingerichtet, daß der Führer durch eine Hebelzug-Vorrichtung einfach den Boden unter dem Sitz des Spions aufklappen läßt und dieser, der bereits den Fallschirm an sich befestigt trägt, in die Tiefe stürzt. Da die Fallschirm-Abstürze in den meisten Fällen gut verlaufen, gelangen die Spione auch häufig heil zur Erde. Sie sind mit Militär- und Zivilanzug ausgerüstet, damit sie sich, falls sie etwa gleich in die Hände deutscher Soldaten fallen, als Militärpersonen ausgeben können, andererseits im



Eine List vom Krieg in Afrika: Englischer Offizier mit einem durch Grasbüschel verkleideten Tropenhelm.



Eine sonderbare, von den Amerikanern erfundene, Schutzkleidung für Artilleriebeobachter in Bäumen



Finten im Kriege: Engländer beim Verschleiern einer Aufmarschstraße durch Aufhängen von Stoffbahnen.



Deutsche Soldaten in Schneehemden für den Winterkrieg.

Hinterlande als Zivilisten unter der Einwohnerschaft unauffällig verschwinden können. Die Aufgaben der Spione sind Feststellungen über Truppentransporte und Verkehr auf Eisenbahnstrecken, häufig auch die Sprengung von Brücken, wichtigen Eisenbahngleisen usw. Die Nachrichtenübermittlung geschieht durch Brieftauben, von denen der Spion einige in einem Körbchen mitnimmt und die er zu bestimmten Zeiten, mit den Berichten beschwert, losläßt. Wenn diese Brieftauben verbraucht sind, werden ihm von Flugzeugen nächtlich neue beschafft. Um die Rückkehr der Spione kümmern sich die Feinde nicht so sehr, es bleibt ihnen überlassen, sich in neutrales Ausland durchzuschwindeln und von da aus zurückzukehren. Nur in selteneren Fällen, wo es sich um ganz wichtige Personen oder Beobachtungen handelt, wird der Versuch gemacht, den Spion im Flugzeug abzuholen. Es sind auch schon kleine Freiballone abgefaßt worden, die von den Engländern nachts bei günstigem Wind, mit einem Spion bemannt, hochgelassen wurden und unsichtbar und geräuschlos über die Front hinter unsere Linien trieben. An geeigneter Stelle soll der Spion durch die Reißleinen den Ballon zum Niedergehen bringen. Die Gefahr, denen ein solcher „Luftspion" sich aussetzt, ist außerordentlich hoch, denn in einem Lande, in dem jeder Einwohner einen beglaubigten Paß haben muß, und in dem das Beherbergen und Unterstützen solcher Spione mit schweren Strafen bedroht ist, kann er sich nur in größter Heimlichkeit und Vorsicht bewegen. Nicht selten haben sich daher solche Spione, von Hilfsmitteln entblößt und am Gelingen verzweifelt, selbst den deutschen Besatzungstruppen gestellt, in der Hoffnung, dadurch auf eine mildere Bestrafung rechnen zu können.

Die neuen Berliner Begabtenschulen

Ebenso wie uns der Krieg zur Sparsamkeit mit Lebensmitteln, Rohstoffen und Waren zwingt, mahnt er uns auch dazu, mit dem verfügbaren Menschenmaterial Haus zu halten und allen Talenten, wohin sie das Leben auch gestellt haben möge, Gelegenheit zur freien Entfaltung zu geben. In diesem Bestreben haben verschiedene deutsche Städte Einrichtungen geschaffen, die hochbegabten Volksschülern den Uebergang zur höheren Schule ermöglichen. In Berlin bestehen z. B. besondere Begabtenschulen, auf denen diese Schüler den Lehrgang des Gymnasiums und gleichartiger Anstalten in beschleunigtem Tempo — in sechs anstatt neun Jahren — durchmachen sollen. Die einzelnen Schulen bezeichnen zu diesem Zweck alle halben Jahre die besten Schüler — Knaben und Mädchen — der zweiten Klassen; aus ihnen gilt es, die Befähigtsten auszuwählen. Die Herren Dr. W. Moede und Dr. C. Piorkowski, denen die Berliner Schuldeputation diese verantwortungsvolle Aufgabe übertragen hat, bringen hierbei durchaus neuartige psychologische Methoden zur Anwendung, bei denen — ohne Rücksicht auf Kenntnisse und Schulzeugnisse — die verschiedenen Funktionen des Bewußtseins in einwandsfreier Weise geprüft werden. Zunächst wird das Kombinationsvermögen der Kandidaten dadurch geprüft, daß man sie aus drei gegebenen Begriffen — z. B. Mörder, Spiegel, Rettung — alle möglichen ursächlichen Zusammenhänge bilden läßt, d. h. nicht nur den nächstliegenden, im vorliegenden Falle also die Annahme, daß der Ueberfallene den Mörder im Spiegel heranschleichen sieht und sich rechtzeitig retten kann, sondern auch alle weiteren Möglichkeiten. Außerdem läßt man sie lückenhafte Texte ergänzen und Figurenelemente kombinieren. — Zur Prüfung des Kombinations- und Beobachtungsvermögens dienen auch Versuche mit einfachen Modellen von Maschinenelementen und mit Bildern sachlichen oder dramatischen Inhalts, die man den Schülern vorführt und von ihnen beschreiben und auslegen läßt. Bei formellen, logischen Erwägungen haben sich hierbei im allgemeinen die Knaben, bei gefühlsmäßigen die Mädchen überlegen gezeigt. — Zur Prüfung des Urteilsvermögens werden den Kindern die verschiedensten Situationen vorgelegt, die Klarheit ihrer Vorstellungen erforscht. Durch Streichung bestimmter Buchstaben aus einem Text wird die Fähigkeit der Kinder, ihre Aufmerksamkeit zu konzentrieren, und ihr Gedächtnis durch Auswendiglernen sinnvoller Texte, sowie sinnloser Silbenreihen geprüft. — Die Ergebnisse dieser Versuche haben sich vorzüglich bewährt; die besten Prüflinge kommen auch auf der Begabtenschule am besten fort.

Dr. Alfred Gradenwitz.



Methoden zur Auswahl der Begabtesten: Die Schüler beim Betrachten einer mechanischen Konstruktion, deren Sinn sie herausfinden sollen.



Prüfung des Beobachtungsvermögens durch kurzes Vorzeigen eines Bildes, das die Schüler dann beschreiben und auslegen müssen. Phot. Alice Matzdorff.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

31. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

Hajnal erhob sich und ging an die Arbeit. Löcknitz sah ihm zu. „Haben Sie sich schon entschieden, wohin Sie fahren wollen, Graf Hajnal?“

„Bitte, entscheiden Sie! Hier ist das Kursbuch.“

„Wollen Sie nicht in die Heimat zu Ihren Eltern?“

„Nein, jetzt noch nicht. Später.“

Der Rittmeister versuchte, im Kursbuch zu lesen, aber die Zeilen tanzten vor seinen Augen. „Ich sehe schlecht, Graf Hajnal. Sie müssen sich selber bemühen.“

Hajnal nahm das Buch und blätterte darin. Er sah auf die Uhr und sagte: „In einer halben Stunde geht der Expreßzug nach Karlsbad. Haben Sie gegen Karlsbad etwas einzuwenden?“

„Sie können reisen, wohin Sie wollen, Graf Hajnal.“

„Danke. Dann fahre ich nach Karlsbad.“

Er warf einen letzten Blick auf das Zimmer, nahm die Tasche und erklärte: „Ich bin reisefertig, Herr von Löcknitz. Meine Rechnung ist bereits bezahlt.“

Sie verließen den Gasthof, setzten sich in einen Wagen und fuhren zum Anhalter Bahnhof.

„Ein wunderschöner Tag,“ meinte Hajnal und blickte sehnsüchtig zum Fenster hinaus.

Der Rittmeister sagte zögernd: „Ich hätte noch eine Bitte an Sie, Graf Hajnal.“

„Die wäre?“

„Würden Sie die Güte haben, mir zu erklären, wie es Ihnen gelungen ist, die markierten Karten ins Spiel zu bringen?“

„Das geschah mit Hilfe Muggenthalers,“ antwortete Hajnal widerwillig.

„Muggenthalers?“ rief Löcknitz verblüfft.

„Er ist natürlich ganz unschuldig. Er hatte keine Ahnung von der Sache. Ich möchte nicht, daß der arme Kerl durch meine Schuld sein Brot verliert. Entlassen Sie ihn nicht, Herr von Löcknitz!“

„Nein, aber ich verstehe nicht —“

„Ich bat Muggenthaler manchmal, mir einige Spiele Karten zu verkaufen, da ich in meiner Wohnung weiterspielen wollte. Am nächsten Tage gab ich ihm die Spiele zurück, mit der Erklärung, daß die beabsichtigte Partie ins Wasser gefallen wäre. Auf diese ebenso einfache wie geniale Weise kamen meine markierten Blätter in den Kartenschrank des Philadelphia-Klubs.“ Er wendete sein Gesicht ab und starrte auf die Straße.

Als sie beim Bahnhof ausstiegen, bezahlte der Rittmeister den Wagen. Hajnal wollte es nicht zulassen, daß Löcknitz sich seinetwillen in Unkosten stürzte. Sie einigten sich schließlich, daß jeder die Hälfte bezahlte.

Hajnal ging zum Schalter, löste eine Karte nach Karlsbad und zeigte sie dem Rittmeister. Dann belegte er seinen Platz im Wagen und kehrte zu Löcknitz zurück, der auf dem Bahnsteig wartete.

„Wenn Sie gestatten, will ich Ihnen bis zur Abfahrt des Zuges Gesellschaft leisten, Herr von Löcknitz, denn ich vermute, daß Sie sich früher nicht entfernen werden.“

„Sie sind zu liebenswürdig, Graf Hajnal.“

Sie gingen langsam auf dem Bahnsteig auf und ab. Dem Rittmeister erschien es wunderlich, daß er keinen Groll gegen den jungen Menschen im Herzen trug. Wie zwei Freunde marschierten sie friedlich Seite an Seite.

„Ich konnte nicht anders handeln, Graf Hajnal,“ begann Löcknitz, als müßte er sich entschuldigen. „Sie werden es begreifen.“

„Vollkommen. Ich habe Ihnen sogar dafür zu danken, daß Sie die Sache kurz und ohne Feierlichkeit erledigt haben.“

Er blieb stehen und sagte nachdenklich: „Es ist nur schade, daß Sie nicht eine Stunde später gekommen sind, Herr von Löcknitz. Das Schicksal ist manchmal boshaft wie ein Affe.“

Der Rittmeister nickte zustimmend. Dann fragte er voll Teilnahme: „Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Graf Hajnal? Wenn Sie vielleicht irgendwelche Angelegenheiten in Berlin zu ordnen haben, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung.“

„Vielen Dank, Herr von Löcknitz. Meine Geschäfte sind erledigt.“

Die Schaffner forderten die Reisenden auf, in den Wagen Platz zu nehmen.

„Leben Sie wohl, Herr von Löcknitz!“

„Leben Sie wohl, Graf Hajnal!“ sagte der Rittmeister tonlos und streckte ihm die Hand entgegen.

Hajnal schüttelte den Kopf. „Einem Falschspieler reicht man nicht die Hand,“ flüsterte er und stieg hastig in den Wagen.

Der Rittmeister wollte etwas entgegnen, aber seine Stimmbänder waren wie gelähmt. Die Wagentüren wurden zugeschlagen. Ein Beamter winkte mit der roten Scheibe.

Hajnal stand am Fenster und grüßte mit der Hand.

Erst jetzt bemerkte Löcknitz, wie grenzenlos verzweifelt das Gesicht des jungen Menschen war.

XXVIII.

Grete Löcknitz wartete im Bahnhof Zoologischer Garten. Sie war eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges gekommen und ging ohne besondere Erregung auf dem Bahnsteig spazieren. Alle Kämpfe und Widerstände lagen hinter ihr. Sie hatte erkannt, daß der Weg zur Freiheit und zum Glück erzwungen werden mußte, und war entschlossen, vor keinem Hindernis zurückzuweichen. Ein ganzes Jahr lang hatte sie mit sich gerungen, denn ihrem Stolz war es schwer gefallen, sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß sie wie ein überspanntes oder leichtsinniges Mädel heimlich das Elternhaus verlassen und mit ihrem Geliebten nach England fliehen sollte, um von irgendeinem verdächtigen Pastor getraut zu werden.

Als sie von Hajnal erfahren hatte, daß ihr Vater einen Spielklub in der Leipziger Straße gegründet hatte, war es ihr klar geworden, daß sie auf die Hilfe ihres Vaters nicht mehr rechnen konnte. Sie zürnte ihm nicht, obwohl sie wußte, daß dieser Schritt ihres Vaters ihr Glück zerstörte und jede Hoffnung auf eine friedliche Lösung vernichtete. Die Tochter eines Spielhalters würde der alte Graf Hajnal niemals als Schwiegertochter anerkennen. Sie hatte das tiefste und innigste Mitleid mit ihrem unglücklichen Vater, den sie retten mußte, wenn sie nicht auf ihr eigenes Glück verzichten wollte. Sie erklärte sich bereit, mit ihrem Geliebten nach England zu fliehen, sobald Hajnal in die Lage kam, die Zukunft ihres Vaters sicherzustellen. Eine Versöhnung mit dem alten Grafen erschien ihr nur denkbar, wenn ihr Vater sein früheres Edelmannsleben wieder aufnahm. Hajnal erschrak, als Grete diese Forderung, von der sie unter keinen Umständen ablassen wollte, an ihn richtete. Er versprach alles zu tun, was in seiner Macht lag. Er unterließ es nicht, auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, die ihm das Herbeischaffen einer großen Summe bereitete, aber er hoffte bestimmt, daß es ihm mit Hilfe von Geldvermittlern gelingen würde. Die Sache dauerte länger, als Grete erwartet hatte, aber gestern war Hajnal freudestrahlend erschienen und hatte ihr die Fahrkarte nach Vlissingen mitgebracht. Das Geld für den Vater lag bereit.

Und nun schritt Grete Löcknitz über den Bahnsteig und erwartete den Geliebten. Den Widerwillen gegen die eilige Trauung in England hatte sie überwunden, weil sie fest entschlossen war, nicht früher Hajnals Frau zu werden, bevor sie nicht auf einem preußischen Standesamt ehelich verbunden würden. Die englische Trauung sollte nur Waffe und Zwang bedeuten.

Grete ärgerte sich ein wenig, daß Hajnal so unpünktlich war. Er müßte nicht erst im letzten Augenblick kommen. Ihr Aerger wich einer dumpfen Unruhe, als nur mehr fünf Minuten zum Abgang des Zuges fehlten. Es war doch kein Mißverständnis möglich? Acht Uhr zwanzig auf dem Bahnhof Zoologischer Garten. Sie wurde so unsicher, daß sie an einen Bahnbediensteten herantrat und fragte, ob dies der Bahnhof Zoologischer Garten wäre. „Jawohl!“ antwortete der Mann und lächelte.

Der Zug wurde sichtbar. Hajnal kam nicht. Grete fühlte, wie ihre Knie zu zittern begannen. Was war geschehen?

Der Zug fuhr ein. Grete las deutlich die Tafeln: „Berlin—Vlissingen“. Hajnal war offenbar ein Unglück zugestoßen. Tränen verdunkelten ihre Augen. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und entschwand. Wie ein Traum war dies alles.

Grete setzte sich auf eine Bank und starrte mit irren Augen auf die leeren, glitzernden Schienen. Dann kamen andere Züge, aber keiner fuhr mehr nach Vlissingen. Vielleicht hatte Hajnal nur verschlafen. Es war immerhin möglich. Sie wartete noch eine ganze Stunde. Dann stand sie auf und ging zum Ausgang. Nun kam er nicht mehr, sie wußte es genau.

Der Mann, dem sie ihre Fahrkarte nach Vlissingen abgab, sprach etwas zu ihr, aber sie verstand ihn nicht und ging eiligst die Treppe hinab.

Sie stieg in ein Auto und fuhr nach dem Gasthof, in dem Hajnal wohnte. „Ist Graf Hajnal zu Haus?“

„Graf Hajnal ist heute früh abgereist,“ antwortete der Pförtner.

Grete blickte ihn verständnislos an und entfernte sich. Er war abgereist. Wohin? Warum war er nicht auf den Bahnhof gekommen? Er lebte und hatte sie dennoch im Stich gelassen? Sie hätte alles begriffen, wenn Hajnal tot gewesen wäre.

Sie schritt unschlüssig vor dem Gasthof auf und ab. Was sollte sie tun? Dann kam ihr ein rettender Gedanke. Sie mußte zu ihrem Vater. Er konnte vielleicht das Rätsel lösen. Sie wußte durch Hajnal, wo ihr Vater wohnte, und fuhr nach Schöneberg.

Der Rittmeister verschloß eben seinen Koffer, als er das Klopfen an der Tür hörte. Er öffnete und brachte keinen Laut über die Lippen. Wie ein Gespenst stand seine Tochter vor ihm, die er seit einem Jahr nicht mehr gesehen hatte. „Guten Morgen, Vater!“

Er konnte noch immer nicht sprechen, er zog sie an sich und hielt sie fest umklammert. Sie machte sich langsam frei und blickte im Zimmer herum, als wollte sie den Geliebten hier suchen.

„Was ist denn geschehen, Grete?“ fragte er endlich mit zitternder Stimme.

„Nichts, Vater. Du kannst ganz beruhigt sein.“

„Was bedeutet diese Handtasche?“

„Das will ich Dir später erklären. Du mußt mir zuvor eine einzige Frage beantworten, Vater.“

„Ja, mein Kind.“

„Wo ist Graf Hajnal, Vater?“

Er taumelte zurück, als wäre ein Messer in seine Brust gestoßen worden. In diesem Augenblick fühlte er voll Grauen, daß zwischen Hajnal und seiner Tochter eine Verbindung bestand, und er hob die Arme, wie wenn er einen tödlichen Schlag abwehren wollte.

„Wo ist Graf Hajnal, Vater?“ wiederholte die Tochter.

„Wie kommst Du auf den Grafen Hajnal?“ flüsterte er in atemloser Angst.

„Das will ich Dir alles später erklären, Vater. Lebt Graf Hajnal?“

„Er lebt.“

„Wo ist er?“

„Er ist abgereist.“

„Wohin?“

„Nach Karlsbad.“

„Weißt Du das bestimmt, Vater?“

„Ich habe ihn zur Bahn gebracht.“

Sie blickte in sein Gesicht und versuchte, darin zu lesen. „Warum hast Du ihn zur Bahn gebracht?“

„Das kann ich Dir nicht sagen, Grete.“

„So. Das kannst Du mir nicht sagen.“

Sie stellte die Handtasche auf den Tisch und setzte sich langsam nieder. Eine qualvolle Furcht vor der Wahrheit zitterte in ihrem Herzen.

„Willst Du mir nicht erklären, Grete —“

Sie unterbrach ihn. „Ja, Vater. Wir sind seit zwei Jahren verlobt, Hajnal und ich. Heute morgen

wollten wir nach England fahren, um uns dort trauen zu lassen."

„Das ist nicht wahr," schrie der Rittmeister. Sein Gesicht zog sich wie in einem Krampf zusammen.

„Es ist wahr, Vater."

Er packte sie beim Arm und fragte drohend: „Warum erzähltest Du mir nichts davon?"

„Ich konnte nicht, Vater."

„Und warum wolltet Ihr nach England fahren?"

„Es ging nicht anders, Vater."

„Warum ging es nicht anders?"

„Weil Hajnals Vater die Einwilligung zu unserer Heirat verweigerte."

Er ließ ihren Arm los und fragte gebrochen: „Meinetwegen, nicht wahr?"

Sie vermochte nicht zu lügen und nickte stumm.

Er setzte sich auf den Koffer und stammelte in hoffnungsloser Verzweiflung: „Das wollte ich nicht. Dies alles wollte ich nicht."

Sie trat zu ihm und schlang ihre Arme um seinen Hals. „Ich weiß es, Vater."

Er wiederholte unablässig: „Das wollte ich nicht. Ich bin ein elender und verworfener Mensch, aber das wollte ich nicht. Du darfst mir glauben, Grete. Du sollst mir nicht verzeihen, nur glauben mußt Du mir, daß ich das nicht gewollt habe."

„Sprich nicht so, Vater!" flehte sie erschüttert und hielt ihm den Mund zu. „Du trägst keine Schuld an dem allen. Niemand ist schuldig."

Er machte sich frei und stand auf. „Was soll ich jetzt tun, Grete? Sprich! Ich mache alles, was Du willst."

„Du mußt mir zuvor sagen, warum Du Hajnal zur Bahn gebracht hast."

„Muß ich es sagen?" fragte er gequält.

„Du mußt, Vater!"

„Graf Hajnal hat im Klub mit falschen Karten gespielt."

„Du lügst!" rief sie außer sich.

„Ich lüge nicht," sagte er kleinlaut.

Mit einemmal begriff sie, daß er falsch gespielt hatte, um das Geld herbeizuschaffen, das sie für ihren Vater verlangt hatte. Hilflos, wie ein verwundetes Tier, stand sie da und flüsterte klagend: „Armer Denes! Armer Denes!" Er wagte nicht, ihr ein Wort des Trostes zu sagen.

„Weißt Du, warum Hajnal falsch gespielt hat?"

„Ich weiß es nicht."

Um Deinetwillen, wollte sie ihm zuschreien, aber sie bezwang sich. „Vielleicht wirst Du es später einmal erfahren. Warst Du hart gegen ihn, Vater?"

„Ich glaube nicht, hart gewesen zu sein," antwortete er voll Reue und dachte an das verzweifelte Gesicht des jungen Menschen.

„Glaubst Du, daß er sich ein Leid antun wird?"

„Nein!" schrie der Vater entsetzt und wagte nicht, diesen Gedanken zu Ende zu denken.

Grete schritt durch das Zimmer und überlegte. Dann blieb sie vor dem Vater stehen und erklärte sehr bestimmt: „Wir müssen ihm nachfahren."

„Was sollte das helfen?" fragte er zweifelnd.

„Wir müssen mit ihm sprechen, sonst ist alles verloren. Wenn er verreisen konnte, ohne mich zu benachrichtigen, fürchte ich das Schlimmste. Ich kenne Hajnal besser als Du, Vater. Er überlebt diese Schmach nicht."

„Wir werden ihm schreiben oder telegraphieren."

„Wir müssen mit ihm sprechen, bevor er den Kampf aufgibt. Wenn wir ihn lebend finden, kann noch alles gut werden."

„Wir werden ihn finden," rief er leidenschaftlich.

„Hoffentlich," erwiderte sie mit einer Ruhe, die dem Rittmeister unheimlich war. „Wenn es uns gelingen sollte, ihn zu finden, dann wirst Du uns nach England begleiten. Willst Du das tun, Vater?"

„Ich will alles tun, Grete."

Sie ergriff seine Hand und küßte sie dankbar. „Wann können wir fahren, Vater?"

Er sah im Kursbuch nach und entgegnete: „Abends. Früher ist es nicht möglich."

„So spät," sagte sie leise und erschauerte.

„Wir könnten ihm telegraphieren, daß er uns morgen früh in Karlsbad erwarten sollte."

Sie schüttelte den Kopf. „Dann würde er fliehen."

„Warum sollte er fliehen, wenn Du kommst?"

„Weil er sich vor mir schämt, Vater. Der Gedanke, daß ich um sein Unglück weiß, ist für ihn unerträglich. Du darfst nicht vergessen, daß Denes Hajnal ein Edelmann ist, auch wenn er in Deinem Klub mit falschen Karten gespielt hat."

Jedes Wort traf ihn wie ein vergifteter Pfeil. „Wir wollen abends reisen. Mehr kann ich nicht tun," sagte er demütig.

„Wenn es nur schon Abend wäre!" flüsterte sie und setzte sich still auf einen Sessel.

„Du mußt Deiner Mutter schreiben, sonst ängstigt sie sich."

„Mutter ist nicht in Berlin."

„Wo ist sie?"

„Sie ist zu Besuch bei der Garsedow auf ihrem Gut. Wenn ich nicht irre, soll eine neue Kapelle eingeweiht werden."

„Du warst allein zu Haus?"

„Ich bin oft allein, Vater."

„Trotzdem solltest Du schreiben, Grete. Wir wissen nicht, wie lange wir wegbleiben."

„Ich kann ja schreiben, wenn Du darauf bestehst," antwortete sie gleichgültig. „Ich hätte ihr nichts zu sagen."

„Du darfst nicht so über Deine Mutter sprechen."

„Doch. Ich darf, Vater," rief sie erregt, und hatte zornige Augen. „Ich sagte vorhin, daß niemand schuldig wäre. Ich habe gelogen. Mutter ist an all dem schuldig. Sie allein, sonst kein Mensch auf der Welt."

Mein Blut fließt in ihren Adern, dachte der Rittmeister und blickte voll Kummer auf seine Tochter. Sie wird ein glückloses Leben haben.

Sie schrieb einige Zeilen und meinte, nachdem sie geendet hatte: „Es wäre gut, wenn Du meine Angaben bestätigtest, sonst glaubt mir Mutter nicht."

Er dachte lange nach, bis er die richtigen Worte fand: „Ich begleite Grete. Die Reise ist notwendig und unaufschiebbar. Aufklärung folgt. Löcknitz."

(Fortsetzung folgt.)



Arbeitersekretär Wissell (Soz. Mehrh.), der Nachfolger Stadthagens als Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Niederbarnim. Phot. Zander & Labisch.



Maria Orska als „Zarin"
in dem Schauspiel von Lengyel und Biro, das im Berliner Komödienhaus neu einstudiert wurde. Phot. Zander & Labisch



A. W. v. Hofmann, der Begründer der deutschen Anilinfarben-Industrie und der erste Präsident der „Deutschen Chemischen Gesellschaft", die den 100. Geburtstag Hofmanns (gest. 1892) begeht.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
a — a — ab — bar — ber — ber — bret — ci — chard — e — e — en — ge — glaw — hy — iac — lau — lensk — li — ma — nan — ny — o — rha — ri — rin — ro — rung — si — smo — te — the — tri — ur — wild — zin
sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen zeitgemäßen Sinnspruch ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. begehrtes Nahrungsmittel, 2 griechische Göttinnen, 3. berühmtes Pferd, 4. Geburtsort eines Kaisers, 5. gern gesehenen Gast, 6. russische Stadt, 7. Blume, 8. zeitgemäße Erscheinung, 9. männlichen Vornamen, 10. Gartengemüse, 11. Priester des alten Bundes, 12. wendischen Gott.

Zwei Gerichte.

Fast täglich ist's jetzt unser Schmaus,
Du wirst es bald erraten;
Doch nimmst Du einen Laut heraus,
Wird es ein selt'ner Braten.

Verwandlung.

Das Wort nennt einen hohen Offizier,
Geht er hinweg, erscheinen Früchte Dir.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 14:

Silben-Rätsel:

1. Haïti, 2. Ironie, 3. Eber, 4. Richard, 5. Basilika, 6. Imperator, 7. Nesselstoff, 8. Isolani, 9. Cognac, 10. Haschisch, 11. Marsyas, 12. Eros, 13. Nante, 14. Schalmei, 15. Harlekin.

Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein. Faust.

Täuschung: Gewinnlos.

Wechsel-Rätsel: Weise, Meise, leise.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel

Ein Reichstagsabgeordneter, der die Front besuchte, wurde von einem Seesoldaten durch die flandrischen Schützengräben geführt. Der Soldat redet den Besucher sofort beim Namen an. Erstaunt fragte der Abgeordnete: „Kennen Sie mich denn?" — „Nein," antwortete der feldgraue Führer, „Sie nicht, aber Ihr Kindermädchen."

*

„Ehe wir heirateten war mein Mann ein leidenschaftlicher Raucher, jetzt rührt er keine Zigarre mehr an." — „Darauf können Sie sich etwas einbilden, gnädige Frau. Um solch eine langjährige Gewohnheit abzulegen, dazu gehört ein eiserner Wille." — „Ja, den habe ich."

*

Onkel: „Morgen also willst Du zu mir kommen; um . . .?"
Neffe: „Fünfzig Mark, Onkel!"

*

„Mensch, das ist doch 'ne Sache, 120 Kilometer weit zu schießen!" — „Das ist noch gar nichts, wart' nur den nächsten Krieg ab, da ziehen wir überhaupt nicht mehr ins Feld, da schießen wir gleich vom Kasernenhof."



Hofleben in der Kriegszeit.
„Warst Du ooch schon mal draußen?"
„Nee!"
„Wieso? Bist wohl reklamiert?"
„Nee, ick bin 'n Mä'chen!"

„Aber, ich bitte Sie," rief ein Herr bei der Anprobe aus, „die Hosen sind ja einen Meter zu lang!" — „Um wieviel sollen Sie gekürzt werden?" fragte der Schneider. — „Na, mindestens doch ein bis zwei Zentimeter."

*

„Müller, können Sie kochen?" fragte der Feldwebelleutnant. — „Ja, ich denke." — „Aber mit dem Kochen in den großen Feldkesseln ist das solch eine Sache . . ." — „Ich habe schon in größeren Kesseln gekocht," sagte Müller treuherzig. — „So?" rief der Feldwebelleutnant erfreut aus, daß er endlich einen tüchtigen Koch für die Kompagnie gefunden hatte, „was denn?" — „Asphalt."

*

„Sag' mir, Mariechen, was ist denn das mit dem neuen Kaffeersatz, der schmeckt ja beinahe wie Mehlbrei!" — „Aber, Schatz, ich habe Dir doch Tee gebracht!"

*

„Was versteht man eigentlich unter gebundener Wärme?"
„Na, einen Winterüberzieher auf dem Leihamt."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Korfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

21. April 1918
Nr. 16
27. Jahrgang

Berliner
Illustrirte Zeitung

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berli[illegible] 68



Erbeutete englische Fliegerabwehr-Kanone auf der Straße nach Bapaume.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Vom Schlachtfeld im Westen


Bilder von den Rückzugsstraßen der Engländer: Vernichtete englische Trainkolonne vor Albert


Erbeutetes englisches Zeltlager an einer der Vormarschstraßen nach der Avre.


Vor Albert zusammengeschossene englische Batterie.

Markante Stellen aus den Schlachtberichten.

Alle unsere Flakgeschütze (Flug-Abwehr-Kanonen) eilten unserer Infanterie, die während dieser Schlachttage von den feindlichen Fliegern besonders heftig angegriffen wurde, im starken feindlichen Maschinengewehrfeuer bis in die vorderen Stellungen zu Hilfe. Dabei wurde ein Flakzug von vierzehn feindlichen Fliegern gleichzeitig beschossen. Diese wurden dadurch erfolgreich abgewehrt, daß ein weiteres Geschütz in schärfster Gangart den bedrohten Kameraden zu Hilfe eilte und mit größter Geschwindigkeit sein wirkungsvolles Feuer auf sie eröffnete.

*

Die deutschen Schlachtflieger unterstützten in hervorragender Weise Angriff und Abwehr der Deutschen. Trotz Regen und tiefhängender Wolken stießen sie wiederholt bis auf fünf Meter herab und griffen mit Maschinengewehr und Bomben in den Erdkampf ein.


In einem Hohlweg bei Clery vernichtete englische Batterie.
Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.


Englische Rückzugsstraße nach der Avre.



Durchs Sperrfeuer vor! Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Nach den ersten Tagen der großen West-Offensive findet die englische Führung keine Freiwilligen mehr für die Bedienung ihrer Tanks. Gefangene englischer Tankbedienungen sagen aus, ihre Wagen seien reine Todesfallen. Es melden sich nur Leute unter der Bedingung, daß ihnen nach einer einzigen Tankfahrt vier Wochen Urlaub gewährt werden.

*

Ein höherer Generalstabsoffizier sagt in einem Bericht über den Durchbruch an der Lys: „Der Boden war so durchfeuchtet, daß in frische Granatlöcher das Wasser oft mit solcher Schnelligkeit eindrang, daß Eile notwendig war, um in die Trichter gestürzte Verwundete vor dem Tode des Ertrinkens zu retten."



Bewegungskrieg im Westen: Das Bild auf den Vormarschstraßen. Phot. Rich. Spellin…



Der Führer eines abgeschossenen englischen Flugzeuges, der verwundet gefangen genommen wurde.

In Paris während der Fernbeschießung.

Die jetzt hier angelangten Pariser Zeitschriften enthalten die ersten ausführlichen Schilderungen des Eindruckes, den die Beschießung der Stadt aus unserem neuen Ferngeschütz auf die Bevölkerung gemacht hat. Uebereinstimmend stellen sie die allgemeine Verblüffung des Publikums fest, als es aus dem offiziellen Bericht am 24. März erfuhr, daß die in Paris einschlagenden Geschosse keine Fliegerbomben seien, sondern aus einem weittragenden Geschütz stammen, mit dem die Deutschen die Festung Paris in Zwischenpausen von 15 bis 16 Minuten bombardieren. Die Folge dieser überraschenden Mitteilung war zunächst eine beinahe völlige Lähmung des öffentlichen Verkehrs. Die Bevölkerung flüchtete sich in die Keller und Omnibus und Untergrundbahn, deren Bahnhöfe bald von ängstlichen Passanten überfüllt waren, stellten den Betrieb ein. Der Direktor des städtischen Laboratoriums Kling, war der erste, der erklärte, daß es sich um die Beschießung aus einem Ferngeschütz handle, eine Annahme,



In einem Keller in Paris während einer Beschießung durch die neuen deutschen Ferngeschütze.
(Französische Zeichnung.)



Ein neues Mittel unserer Feinde, das gegen U-Boot-Angriffe schützen soll: Schwimmende Rauchpatronen, die von einem Begleitboot zur Verschleierung eines Geleitzuges ausgelegt werden.
(Französische Photographie.)



Gefährliche Rückkehr vom Kriegsrat: Orlando (der ital. Ministerpräsident), Clemenceau, Pichon und General Foch auf einem Kanaldampfer auf der Rückfahrt von 'ner Konferenz in London. (Orlando und Pichon tragen Schwimmgürtel.) Foch.

der nicht nur Clemenceau, sondern auch sämtliche artilleristischen Fachleute anfangs skeptisch gegenüberstanden. Aber schon die Zeitschriften der nächsten Tage zeigen das kolossale Interesse, das das geheimnisvolle Geschütz auslöste: Spaltenlange ballistische Fachartikel mit Berechnungen der Flugbahn, mit Abbildungen aufgefundener Sprengstücke und schematischen Zeichnungen, die die mutmaßliche Form des unbekannten Projektils zeigen beweisen es. Man stellt es sich in Paris als eine 50 Zentimeter hohe Granate mit besonders langer Spitze vor! Ein französisches Journal enthält die folgende charakteristische Anzeige eines Pariser Warenhauses: „Die Sirene! Das eleganteste und praktischste Nachtgewand für junge Mädchen und Frauen. Einzig im Schnitt, äußerst zu empfehlen für den Aufenthalt im Keller bei Beschießungen. In allen Farben vorrätig für 79 Franken 95 Centimes." Die Zeitung bemerkt dazu, wenn die Mode sich durchsetzen solle, müsse das Sirenenkleid große Taschen haben, um die Puderdose, den neuesten Roman und ein Kartenspiel aufnehmen zu können, denn diese drei Dinge seien der Pariserin zum Aufenthalt im Keller während des Bombardements unentbehrlich.



Eines der eroberten englischen Mannschaftslager in dem von unsern Truppen erstürmten Roisel.
Aufnahme des Bild- und Film-Amts.



Sperrfeuer gegen Flieger.
Schematische Darstellung in einer englischen Zeitschrift.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

32. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

Es schlug Mittag, und der Rittmeister erinnerte sich, daß ihn um diese Stunde Lisa erwartete, um nach Fanö zu fahren. Er schickte einen Boten mit einem Brief zu ihr, in dem er mitteilte, daß die Fahrt vorläufig unmöglich geworden wäre, da er in einer wichtigen Angelegenheit verreisen müßte. Erst viel später schien es ihm, als wäre der Ton seines Schreibens allzu kühl und lieblos gewesen.

Sobald Löcknitz und seine Tochter am nächsten Morgen in Karlsbad eingetroffen waren, begaben sie sich zum Meldeamt, um die Wohnung Hajnals zu erfahren. Es stellte sich heraus, daß Graf Hajnal nicht anwesend war. Keinesfalls war er bis zur Stunde angemeldet worden. Der sehr freundliche Beamte riet, nachmittags nochmals anzufragen.

„Ich ahnte es," sagte Grete, „daß wir Hajnal hier nicht treffen würden. Er wird unterwegs ausgestiegen und irgend anderswohin gefahren sein."

Löcknitz schwieg, auf das tiefste beunruhigt.

„Vielleicht ist er in seine Heimat gereist."

„Das glaube ich nicht, Grete. Er erklärte ausdrücklich, daß er vorläufig nicht nach Haus fahren wollte. Wenn Du es aber für richtig hältst, können wir nach Hajnal-Ujfalu, oder wie das Nest heißt, telegraphieren."

„Das hilft uns nichts, Vater, denn wir würden in keinem Fall eine Antwort erhalten."

„Was sollen wir also tun?"

„Ich weiß es nicht, Vater."

Sie verbrachten zwei trostlose Tage in Karlsbad. Am Morgen des dritten Tages entdeckte der Rittmeister in der Fremdenliste einer Wiener Zeitung den Namen Hajnals.

„Er ist in Wien," rief er voll Freude und zeigte seiner Tochter das Blatt. „Wir müssen sofort abreisen."

Während der ganzen Fahrt war Löcknitz in sehr zuversichtlicher Stimmung, obwohl Grete seine Hoffnungen nicht teilte. „Ich will mich noch nicht freuen," sagte sie abwehrend, „sonst ist die Enttäuschung um so größer."

Sie beschlossen, in Wien angekommen, in demselben Gasthof abzusteigen, in dem Hajnal wohnte. Als der Rittmeister, nicht ohne Herzklopfen, den Pförtner fragte, ob Graf Hajnal zu Haus wäre, merkte er deutlich, wie schwach seine Hoffnung war.

„Graf Hajnal ist schon abgereist."

„Wann?" fragte Löcknitz bestürzt und schluckte schwer.

„Vorgestern früh. Der Herr Graf war nur eine Nacht hier."

„Wissen Sie vielleicht, wohin er gefahren ist?"

„Der Herr Graf sagte nichts."

„Wissen Sie auch nicht, zu welchem Bahnhof er gefahren ist?"

„Nein. Der Herr Graf stieg nämlich in einen Fiaker, der eben neue Gäste gebracht hatte, so daß ich nicht hörte, welches Ziel der Herr Graf dem Kutscher angab."

„Kennen Sie den Kutscher?"

„Leider nicht."

Der Rittmeister forschte nicht weiter und verlangte zwei Zimmer. Ein kleiner Kellnerjunge, der der Unterredung zugehört hatte, trug das Handgepäck und sagte zögernd, bevor er das Zimmer verließ: „I bitt' schön, i waß, mit wem der Herr Graf g'fahren is."

„Mit wem denn?" fragte Grete und folgt sehnsüchtig der neuen Spur.

„Mit 'n Draxler Schani, bitt' schön, der was sein'n Standplatz in der Maximiliansstraßen hat."

„Kannst Du mich zu diesem Schani hinführen?" erkundigte sich Löcknitz.

„Dös kann i schon, gnä' Herr, wenn's der Herr Portier erlaubt."

Eine halbe Stunde gingen sie, von dem Jungen geführt, zu dem Standplatz in der Maximiliansstraße. Der Draxler Schani, ein freundlicher Herr mit einem kupferfarbigen Gesicht, saß an einem Tischchen vor einem kleinen Wirtshaus und trank mit schmalzendem Behagen sein Viertel Wein. Der Rittmeister erkundigte sich höflich nach dem Fahrgast von vorgestern früh.

„Oh mei? Dös soll i heut no wissen?"

Löcknitz unterstützte sein Gedächtnis, indem er eine Zehnkronennote auf das Tischchen legte.

„Dank schön, gnä' Herr. Lassen's mi a bissel nachdenken! Vorgestern in der Fruah sag'n S'? Aha, i erinner' mi schon. So a großer, blasser Mensch is's g'wes'n. I hab' mir no denkt: Na, der hat sauber draht!"

„Wohin sind Sie mit dem Herrn gefahren?"

„Ja, wohin? Das is ja der Herr Teifel! Wenn's mi derschlag'n, gnä Herr, waß i net, wohin i den Herrn g'führt hab'. I war nämli' a bissel übernachtig, wie man so sagt."

„Sind Sie nicht zu einem Bahnhof gefahren?"

„Dös stimmt, gnä' Herr," rief der Draxler Schani und schnalzte mit den Fingern, daß seine Pferde die Ohren spitzten. „I bin zu an Bahnhof g'fahr'n."

„Zu welchem Bahnhof?"

Der Fiaker dachte nach. Seine Stirnadern schwollen infolge der Anstrengung bedrohlich an. „Es kann der Südbahnhof g'wesen sein," erklärte er, geheimnisvoll wie das delphische Orakel, „oder aber auch der Ostbahnhof. Die zwa lieg'n nämli' glei' nebeneinander. Aner von die zwa muß g'wes'n sein, aber welcherner, dös waß i net mehr. I war nämli übernachtig, gnä' Herr, wie man so sagt."

Löcknitz dankte für die wertvollen Auskünfte des übernächtigen Kutschers und kehrte mit Grete in den Gasthof zurück. Nachdem sie die Fahrpläne studiert hatten, wurde es ihnen klar, daß Hajnal in seine Heimat nach Ungarn gereist war.

„Hältst Du es für richtig, daß wir ihm nachfahren?" fragte der Rittmeister.

„Willst Du mir wirklich dieses Opfer bringen, Vater?"

„Es ist kein Opfer für mich."

„Und wenn uns der alte Hajnal nicht empfängt?"

„Dich wird er empfangen," erklärte Löcknitz zuversichtlich. „Auf mich kommt es nicht an."

„Ich könnte es nicht ertragen, wenn Dich jemand beleidigte, Vater."

„Man wird mich nicht beleidigen."

Er selber drängte jetzt zur Fahrt. Es war nicht leicht, ausfindig zu machen, wo Hajnal-Ujfalu lag, und welche Wege dorthin führten. Der Pförtner und der Geschäftsführer des Gasthofes standen der Frage ratlos gegenüber. Ein alter Dienstmann, der aus Csoka in Ungarn stammte, konnte endlich Auskunft geben, wie man nach Hajnal-Ujfalu kam.

Die Reise war lang und anstrengend. Sie kamen abends in Budapest an und beschlossen, die Nacht durchzufahren, da die Hitze des Tages kaum erträglich war. Am frühen Morgen trafen sie in Nagy-Kikinda ein, von wo aus sie eine Kleinbahn benützen mußten. Bei der Station, die ihnen der Dienstmann bezeichnet hatte, stiegen sie aus, und standen auf einem schattenlosen Platz, von ungeahnten Sonnengluten überströmt. Dem Bahnhof gegenüber lag ein kleines Wirtshaus, in das sie eintraten, um sich zu erkundigen, wie man nach Hajnal-Ujfalu gelangte. Alle Leute waren sehr freundlich und bemühten sich, ihre Wünsche zu erfüllen, aber niemand der Anwesenden verstand Deutsch. Der einzige Mensch im Umkreis, der Deutsch sprach, war der jüdische Kaufmann des Ortes, und dieser gute Mann war gestern abend nach Temesvar gefahren. Nach langen, vergeblichen Anstrengungen wußte es Löcknitz dem Wirt begreiflich zu machen, was er wünschte. Er zeichnete nämlich auf ein Blatt Papier einen Wagen mit zwei Pferden, denen ein Pfeil mit der Richtung nach Hajnal-Ujfalu vorauslief. Der Wirt lächelte glückselig, als er das Verlangen des hochgeehrten Herrn erraten hatte, und lief sofort in den Stall.

Eine halbe Stunde später stand ein kleiner Wagen, bespannt mit zwei feurigen Juckern, vor der Tür des Wirtshauses. Ein junger, brauner Bursch, in der weiten Bunda, den runden, bändergeschmückten Hut auf dem Kopf, grüßte vom Bock herab. Das ganze Dorf hatte sich inzwischen vor dem Haus versammelt und winkte den Abfahrenden freundlich nach.

Sie fuhren drei Stunden lang durch eine schweigende Ebene, über der eine ungeheure Helle lag. Die Luft zitterte vor Hitze. Die ganze unermeßliche Ebene schien zu dampfen. Dann kamen sie zur Theiß, die braun und träg durch ein grünes Schilfmeer floß. Beim Herannahen des Wagens flogen Schwärme von Wasserschwalben und Reihern auf und flüchteten zum anderen Ufer.

Endlich nahm sie eine staubige Akazienallee auf, die dünnen Schatten gab. Am Ende der Allee erhob sich ein großes, graues Kastell mit einer säulengestützten Veranda, die mit Wein dicht umsponnen war.

Dies war Hajnal-Ujfalu.

XXIX.

Ein Heiduck kam aus dem Haus und half Löcknitz und seiner Tochter beim Aussteigen. Er führte sie mit großer Ehrerbietung in die Halle, die kühl und dämmerig war.

Der Rittmeister gab dem Diener ihre Karten und wagte nicht, sich niederzusetzen. Eine unerklärliche Aufregung hatte sich seiner bemächtigt. Die Stille dieser Halle bedrückte sein Herz. „Wir kommen zu spät," sagte Grete leise und ergab sich in ihr Schicksal.

„Wie kannst Du das sagen!" rief er angstvoll.

„Ich fühle es, Vater."

Ein kleiner, magerer Mann kam mit eiligen Schritten in die Halle und sagte sehr gütig in fremdländischem Deutsch: „Seien Sie mir herzlich willkommen!" Er streckte dem Rittmeister die Hand entgegen, die dieser nur zögernd und verlegen nahm.

„Ich habe diesen freundlichen Empfang nicht verdient, Herr Graf," sagte Löcknitz mit unsicherer Stimme.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Herr von Löcknitz," antwortete Graf Hajnal und schnitt alle weiteren Erklärungen ab. „Ihr Fräulein Tochter, nicht wahr?" Er küßte ihre Hand und sagte fast zärtlich: „Ich begrüße Sie in meinem Haus, gnädiges Fräulein." Er betrachtete sie lange Zeit und schien alles andere vergessen zu haben.

„Entschuldigen Sie gütigst, Herr Graf," begann der Rittmeister, „daß wir ohne weiteres bei Ihnen eingedrungen sind. Die Sorge treibt uns her."

„Wo ist Denes, Herr Graf?" fragte Grete und versuchte, in dem Gesicht des alten Mannes zu lesen.

„Denes ist hier, mein gnädiges Fräulein." Seine Miene war ruhig und gefaßt.

„Kann ich ihn sehen?"

„Er ist leider krank und liegt zu Bett, mein gnädiges Fräulein."

Sie wankte ein wenig und hielt sich an einem Sessel fest.

„Wir wollen ihn erst vorbereiten, daß Sie da sind, mein gnädiges Fräulein."

Sie schüttelte nur den Kopf und konnte nichts erwidern. Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Bitte beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein," sagte der Graf und nahm ihre Hand und streichelte sie.

„Kann ich vielleicht Graf Hajnal sehen?" fragte der Rittmeister und bemühte sich, seine Aufregung zu verbergen.

„Gewiß, Herr von Löcknitz. Vielleicht hat das gnädige Fräulein die Güte, inzwischen ihr Zimmer aufzusuchen, um sich von der anstrengenden Fahrt ein wenig zu erholen." Er schellte und gab dem eintretenden Heiducken einen Auftrag. „Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie wenigstens einige Tage meine Gäste bleiben werden."

Ein junges Kammermädchen kam in die Halle und knixte.

„Wir holen Sie, gnädiges Fräulein, in einer Stunde oder in einer halben Stunde, wenn Sie wünschen, zu Denes."

Grete setzte ihm keinen Widerstand entgegen und nahm schweigend seinen Arm.

Löcknitz blieb allein in der Halle und starrte mit

leeren Augen in das Nichts. Sein Gehirn war dumpf und schläfrig. Der Diener brachte Wein und Zigaretten.

Der alte Graf kehrte zurück und bat: „Bitte, trinken Sie ein Glas Wein, Herr von Löcknitz, und rauchen Sie.“

„Ich kann nicht, Herr Graf.“

„Ich bitte Sie darum, Herr von Löcknitz.“ Er schenkte dem Gast ein und zwang ihn, zu trinken. Dann gab er ihm Feuer und zündete sich selber eine Zigarette an.

„Wir wollen doch zu Graf Hajnal.“

„Sogleich, Herr von Löcknitz, bis wir die Zigaretten ausgeraucht haben. Es ist heiß bei uns, nicht wahr?“

Er hielt mit Zähigkeit ein gleichgültiges Gespräch im Gang. Dann löschte er sehr umständlich seine Zigarette aus und sagte mit sanfter Stimme: „Sie dürfen nicht erschrecken, Herr von Löcknitz, wenn Sie Denes sehen.“

Der Rittmeister versuchte, sich zu erheben, aber seine Beine versagten den Dienst.

„Denes ist tot, Herr von Löcknitz.“

Es war dem Rittmeister, als hörte er sich schreien, aber kein Laut kam über seine Lippen. Er blickte voll Entsetzen in das gleichmütige Gesicht des alten Mannes, das gegen irdisches Leiden unempfindlich zu sein schien, und vermochte diese Selbstüberwindung nicht zu begreifen.

„Er ist gestern abend auf der Jagd verunglückt. Der Leibjäger, der ihn begleitete, kann es bezeugen. Wir wollen daran festhalten, Herr von Löcknitz.“

„Wie soll man das überleben!“ stöhnte der Rittmeister und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Man erträgt alles, Herr von Löcknitz. Das menschliche Herz ist geduldig wie nur Gott selber.“

„Kann ich Denes sehen?“

Graf Hajnal stand auf und geleitete seinen Gast in den großen Saal, der im ersten Stock lag. Inmitten des hohen, verdunkelten Raumes war Denes aufgebahrt. Eine breite seidene Binde verdeckte seine Stirn. Das Gesicht war unversöhnt und verbittert. Es zeigte denselben verzweifelten Ausdruck, den Löcknitz auf dem Anhalter Bahnhof bei der Abfahrt gesehen hatte.

Der Rittmeister betrachtete mit brennenden Augen den Toten. Er konnte nicht weinen. Seine Tränen erfroren im Gehirn. „Es ist meine Schuld,“ sagte er schmerzverzerrt.

„Und die meine,“ erklärte Graf Hajnal. „Wir sind arme Menschen, die nicht wissen, was sie tun. Der Herr sei uns gnädig.“

Löcknitz beugte sich über den Toten und küßte seine Hand.

„Wir müssen zu Ihrer Tochter,“ mahnte der alte Mann.

Sie verließen den Saal und gingen zu dem Zimmer, in dem Grete war. Der Rittmeister blieb vor der Tür stehen und flüsterte angstvoll: „Ich kann nicht!“

Grete kam ihnen entgegen, als sie eintraten. Ihr Gesicht war starr und fahl. „Denes ist tot. Ich weiß es. Das Mädchen erzählte es mir. Ich möchte ihn sehen.“

„Ich bitte Dich, Grete!“ flehte Löcknitz und wollte sie zurückhalten.

„Ich habe ein Recht darauf. Ich bin seine Braut.“

Graf Hajnal reichte ihr seinen Arm und sagte: „Kommen Sie, meine Tochter.“

Der Rittmeister folgte ihnen nicht. Er verließ das Haus und ging mit schwankenden Schritten dem Park entgegen, der das Kastell gegen die Theiß abschloß. Friedhofsstille lagerte über den Wegen, die kunstvoll verschlungen durcheinanderliefen. Die Hitze war erdrückend, aber der Mann, der ruhelos wanderte, litt nicht darunter. Ihn fror. —

Die Gräfin begrüßte ihre Gäste erst beim Abendessen. Als sie erschien, zuckten Löcknitz und seine Tochter zusammen. Sie war eine große, stattliche Frau und hatte das Gesicht des toten Sohnes. Als sie die Braut des Verstorbenen umarmte, war sie unfähig, ein Wort zu sprechen, aber sie hielt sich aufrecht. Während des ganzen Abends blieb sie ruhig und gelassen. Nur ihre dunklen Augen fieberten. Sie verstand nicht Deutsch, man mußte, solange sie anwesend war, Französisch sprechen. Es redete aber niemand, außer dem alten Grafen, der belanglose Geschichten von der Jagd und von Pferden erzählte.

Am nächsten Tage wurde der junge Graf Hajnal beerdigt.

Eine unübersehbare Schar von Trauergästen war vom frühen Morgen an in Hajnal-Ujfalu eingetroffen.

Grete Löcknitz schritt hinter dem Sarg zwischen den Eltern des Toten. Der Rittmeister folgte weiter rückwärts, inmitten von fremden Edelleuten, die schwere Pelzgewänder trugen, obwohl die Sonne lotrecht vom wolkenlosen Himmel brannte. Er hatte das Bedürfnis, sich zu verstecken und zu verkriechen.

Barhäuptig schritt der Zug durch die schattenlose Ebene. Die Zigeuner spielten „Rakoczi szomoru“, den „traurigen Rakoczi“. Wie merkwürdig, dachte Löcknitz, daß Zigeuner auch Trauermärsche spielten. Man kannte doch nur Zigeuner, die schmachtende Walzer und tolle Csárdas herunterfiedelten, während Pfropfen knallten und schöne Frauen lachten. Die ergreifenden Trauertöne zitterten durch die Luft.

Am Grab sprach ein alter Pfarrer. Der Schweiß rann in Strömen über sein rotes Gesicht. Nach dem Geistlichen redete ein silberhaariger Magnat und rührte die Anwesenden zu Tränen, als er von der Jugend und Schönheit, von der Güte und Ritterlichkeit des Hajnal Denes erzählte. Es war dem Rittmeister, als könne er jedes Wort der fremden Sprache verstehen. Wie ein Mörder stand er hier, verdammt und ausgestoßen.

Der alte Graf trat zu dem Grab und sendete dem Sohn drei Schollen seiner Heimaterde als letzten Gruß nach. „Leb' wohl, mein lieber Denes,“ sagte er mit klarer, deutlicher Stimme und hatte keine Träne im Auge.

Ein wildes Aufschluchzen ging durch die Menge.

Auf dem Heimweg spielten die Zigeuner fröhliche Weisen, aber es wollte nicht recht klingen. Es schien, als wären die Saiten noch von Traurigkeit und Wehmut getränkt.

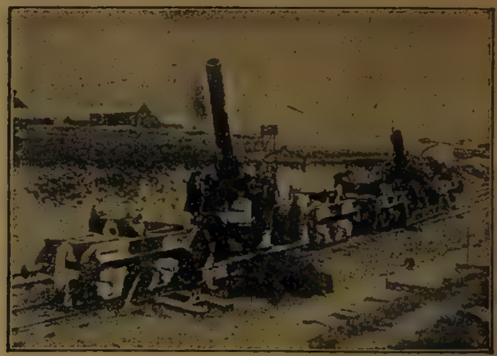
(Fortsetzung folgt.)



Die Spitze der Kathedrale im gestürmten Albert mit der herabhängenden Mutter-Gottes-Figur.
Phot. Bild- u. Film-Amt.



Der amerikanische Kriegsminister Baker in Frankreich bei der Besichtigung eines schweren Geschützes, das gegen Fliegersicht bemalt ist.



Erbeutete englische Langrohrgeschütze im Kampfgelände vor Peronne.
Phot. Bild- u. Film-Amt.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
a — ba — disch — e — el — eu — fak — fo — gelb — gen — gla — ha — in — in — ja — ke — kel — ku — mi — nat — nau — ne — pe — ri — rum — sa — sel — ter — ter — tik — ul
sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:
1. Grazie, 2. weiblichen Vornamen, 3. Beleuchtungskörper, 4. Haustier, 5. Unterrichtsanstalt, 6. Schiffahrtskunde, 7. Muse, 8. See bei Rom, 9. Held des Nibelungenliedes, 10. Malerfarbe, 11. Wagnersche Bühnenfigur, 12. Stadt am Kaspischen Meer, 13. Versammlungsplatz im alten Rom.

Scherz-Rätsel.

Wenn ein Zank, der ganz verdreht,
Beendigt wird durch List,
Dann ein Schreiber vor uns steht,
Der meist harmlos ist.

Der Fluß.

E—b, K—e, F—e, G—l, T—r.
Aus diesen Anfangs- und Endbuchstaben entstehen durch Einfügung von je einem Tiernamen Hauptwörter; die Anfangsbuchstaben der fünf Tiernamen ergeben einen Fluß.

Wertvoll.

Bist Du's, wirst Du stets Sieg erringen,
Tust Du's, wird vieles Dir gelingen.

Der unmusikalische Verbrecher.

Jüngst lieferte man ins Gefängnis ein
Einen Mann, der schien Musikfeind zu sein;
„Woraus das zu schließen?" hör' ich fragen:
Er hatte einen Kapellmeister im Magen.

Klugheit.

Der Kaufmann denkt an den Eins-drei,
Ein mächt'ges Tier ist Silbe Zwei,
Auf daß Dein Zwei-drei richtig sei,
Halt von dem Ganzen stets Dich frei.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 15:

Silben-Rätsel: Wer ausharret, wird gekrönt. — 1. Wildbret, 2. Erinnyen, 3. Rosinante, 4. Ajaccio, 5. Urlauber, 6. Smolensk, 7. Hyacinthe, 8. Abmagerung, 9. Richard, 10. Rhabarber, 11. Eli, 12. Triglav.
Zwei Gerichte: Gemüse — Gemse.
Verwandlung: Oberst — Obst.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Kaum ist Frau Müller mit der neu erstandenen Tasche nach Haus gekommen, da gefällt sie ihr nicht mehr und sie läuft zurück, um sie umzutauschen. „Haben sich die Leute wirklich auf den Umtausch eingelassen?" fragt ihr Mann, als sie zurückkommt. — „Natürlich! Die Preise waren in den zwei Stunden so gestiegen, daß sie froh waren, die Tasche zum alten Preis wiederzubekommen!"

*

„Mein Vater ist der größte Musiker in unserer Stadt," sagte ein Soldat, „wenn er die Flöte bläst, stellen sich immer eine Menge Leute vor unser Haus und hören zu." — „Und wenn mein Vater bläst," sagte ein anderer, „so lassen sofort alle die Arbeit liegen und sind froh." — „Wie kommt das?" — „Nun, er gibt doch am Feierabend das Sirenensignal in der Zuckerfabrik."

*

„Guck 'mal, Mami, der Mann hat ein ganz schwarzes Gesicht!" — „Ja, Liebling, das ist ein Mohr; der ist auch am ganzen Leibe schwarz." — „Schwarz? Am ganzen Leibe? Woher weißt Du denn das, Mami?"



„Au, Backe, wenn det Richthofen sehen würde!"

„Nun," fragt der junge Vater ängstlich die weise Frau, „ein Junge oder ein Mädchen?" — „Zwei sind es," war die strahlende Antwort, „zwei kräftige Jungen!" — „Hm," brummte der glückliche Vater, „das kommt davon, wenn man ein Mädchen aus einem Engros-Geschäft heiratet!"

*

„Nein, die Bilder nehme ich nicht," sagte ein Herr zum Photographen, „ich finde, meine Frau sieht darauf wie eine Eule aus!" — „Das ist doch nicht meine Schuld," antwortete der Photograph, „das hätten Sie vor der Hochzeit sehen sollen."

*

„Ich habe meine Brille zerbrochen," sagte während einer Gesellschaft ein Herr zu einem Diener, „wer ist denn der kleine Mann da mit der großen Glatze?" — „Ich sehe ihn nicht," antwortete der Diener. — „Na, der Herr, der da neben einem andern steht, der Kleine, der sieht ja wie ein Affe aus!" — „Verzeihung, Herr," sagte der Diener höflich, „das sind Sie selbst, wir stehen vor einem Spiegel."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

28. April 1918
Nr. 17
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

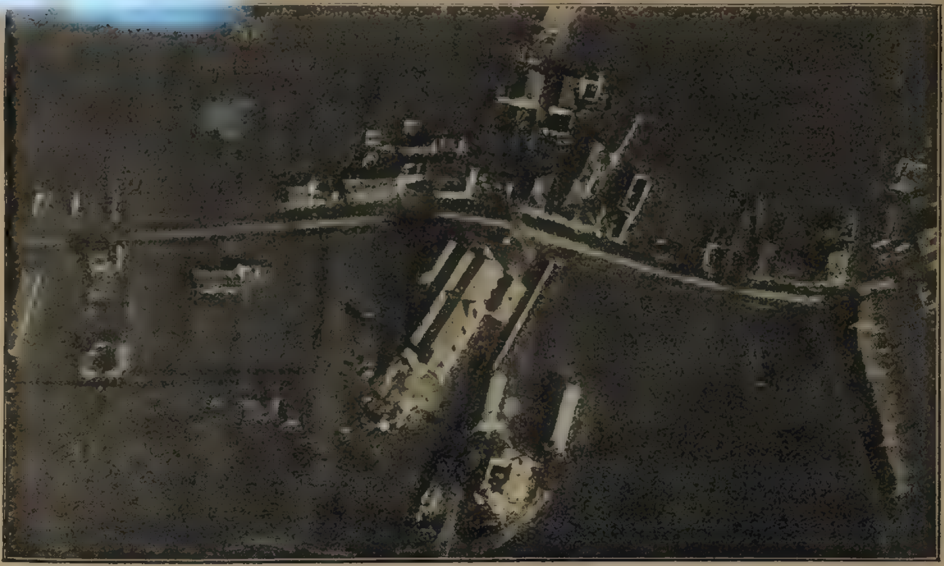
Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Der Verbindungsmann

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.





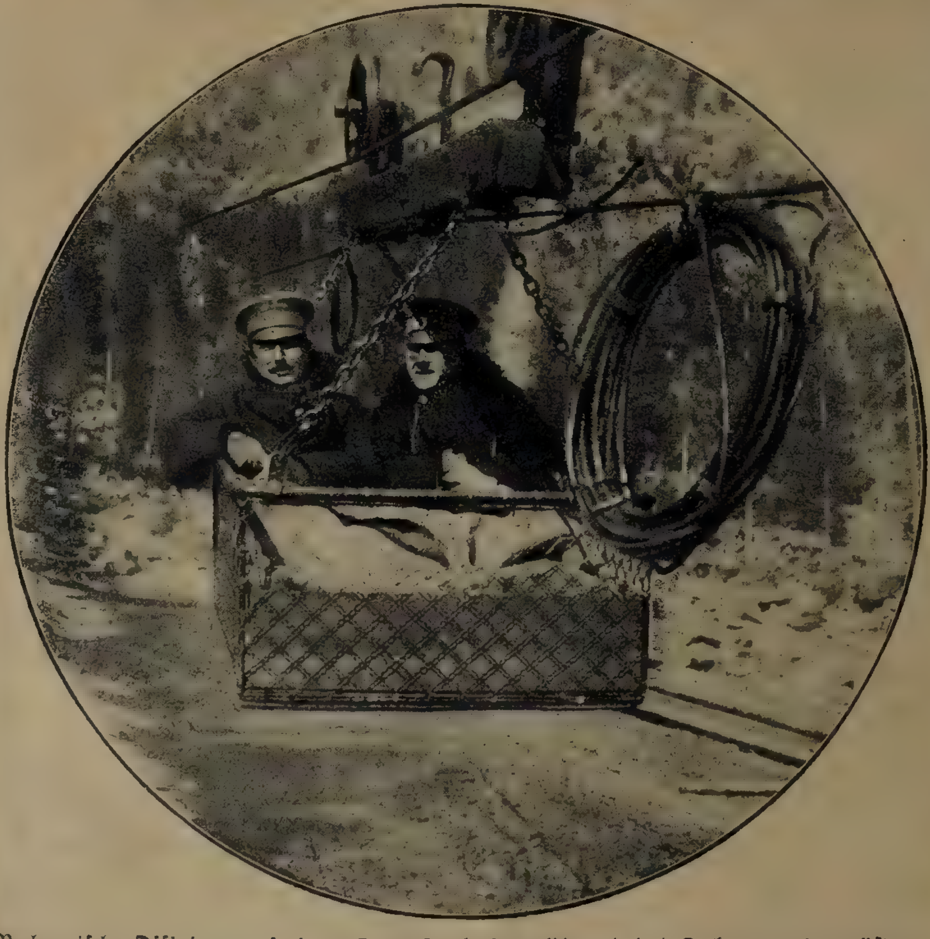
Das Schicksal der Ortschaften in Flandern:
Das Dorf Merckem im Jahre 1915. Das Dorf Merckem im Jahre 1918.
(Belgische Fliegeraufnahmen.)

D.r Verbindungsmann

Mag die Technik im Stellungskampf auch noch so wichtig sein, mag sie im Grabenkrieg eine entscheidende Rolle spielen, in der schwierigsten Lage, in dem Augenblick der höchsten Gefahr und Spannung, da ist es letzten Endes doch wieder der Mensch, der über die Technik siegt, und auf dessen Leistungen allein voller Verlaß ist. Die vordersten Gräben mit ihren Unterständen, die Batteriestellungen und die weit vorgeschobenen Beobachtungsposten sind unter sich und mit den rückwärtigen Kommandostellen und den zurückgehaltenen Unterstützungen und Reserven durch Telegraphen- und Fernsprechleitungen verbunden; auch die Erdtelegraphie dient zur Herstellung der Verbindung. Stationen für drahtlose Telegraphie sind errichtet. Meldehunde befinden sich bei den vordersten Truppen. So ist alles geschehen, um die Verbindung sicherzustellen und eine regelmäßige Übermittlung der Befehle und Meldungen zu gewährleisten. Da setzt das feindliche Trommelfeuer ein, ein wahrer Geschoßhagel ergießt sich über die Stellungen und vernichtet sie. Stunden-, tagelang hält es mit unverminderter Heftigkeit an. Da versagen sehr bald die technischen Verbindungsmittel. Die Drähte werden zerrissen, die Leitungen können während des feindlichen Feuers nicht wieder hergestellt werden. Die Funkenstationen werden zerstört. Ein feindlicher Gasangriff vergast das ganze Gelände, so daß auch der Meldehund nicht mehr durchkommt. Aber eine Verbindung muß hergestellt werden. Die in ihrem Unterstande noch erfolgreich Widerstand leistende Abteilung hat wichtige Meldungen zurückzuschicken, sie braucht dringend Munition, wenn sie den Kampf fortsetzen soll. Vielleicht hält man sie schon für vernichtet und sendet daher keine Unterstützung. Aber wie soll diese



Erbeuteter englischer Maschinengewehr-Panzerwagen, der zur Unterstützung der Infanterie und zur Bekämpfung tieffliegender Infanterieflieger verwendet wurde.



Bulgarische Offiziere auf einer Drahtseilbahn während der Fahrt zu einer österr.-ung. Hochgebirgsstellung. Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.



Von den Franzosen geschändetes Grabmal auf dem Friedhof in Nesle.
Phot. Bild- u. Film-Amt.

*

Die Gräberschändungen in Nesle.

Der Friedhof in dem von uns wiedereroberten Nesle zeigt, wie die Franzosen unsere Heldengräber geschändet haben. Die Holzkreuze sind zum Teil zerbrochen, die Grabsteine absichtlich umgestürzt und zerschlagen, die deutschen Gräber von den übrigen durch einen Zaun aus Draht und Dachpappe getrennt.



Grabkreuz in Nesle, auf dem die Franzosen das Wort „Kameraden“ mit schwarzer Farbe überstrichen haben.



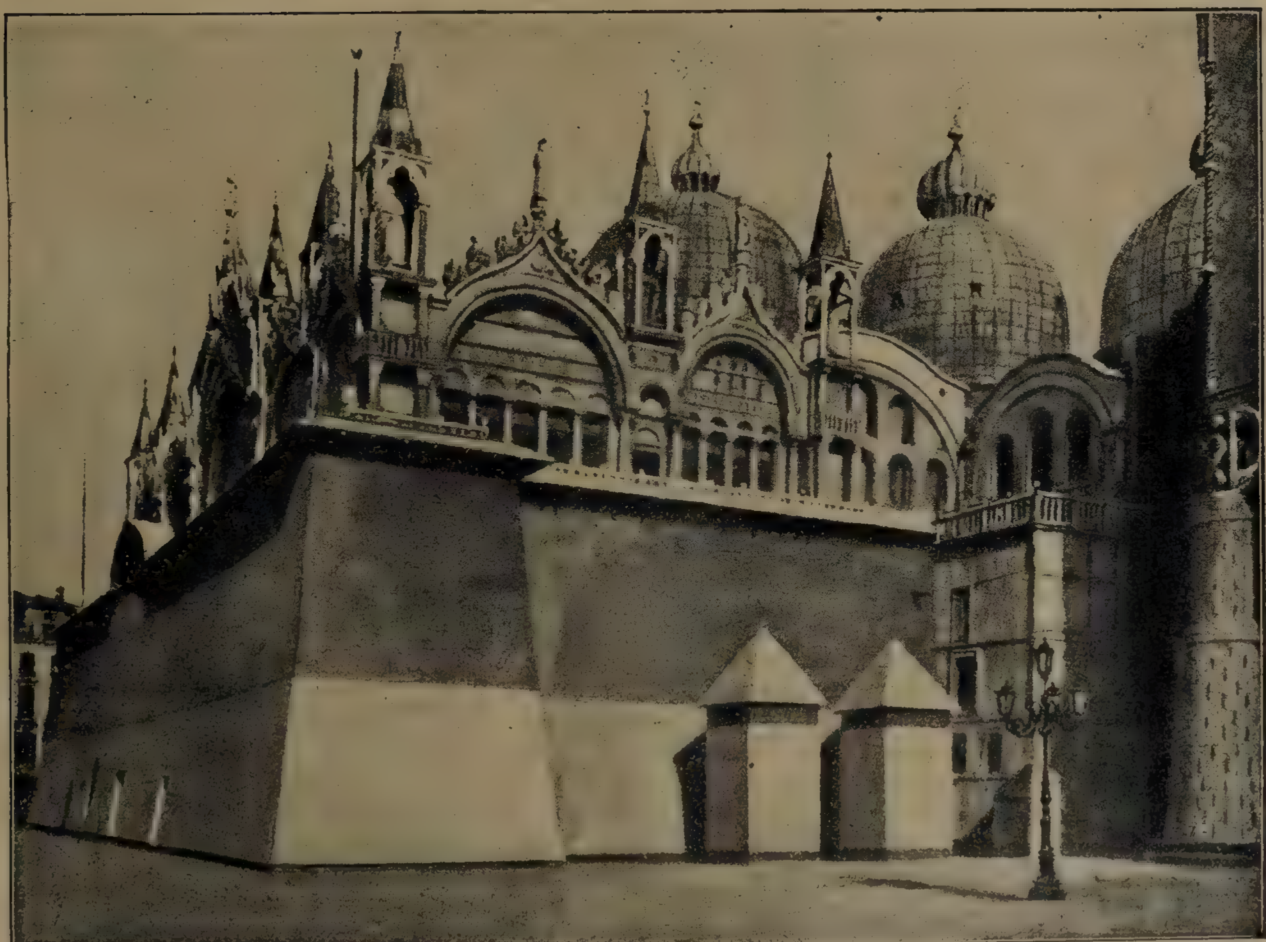
Vom Vormarsch im Westen: Vorgehen einer Feldluftschiffer-Abteilung.

Verbindung hergestellt werden? Der arme, kleine Mensch ist es, der allen Gefahren trotzt, der von Granattrichter zu Granattrichter springend, schließlich sein Ziel erreicht, die Meldung abliefert, Kunde von der vordersten Abteilung bringt und dafür sorgt, daß ihr Munition und Hilfe zugeführt wird. Ein gefahrvoller Weg ist es, den der Verbindungsmann zurückzulegen hat; viel stilles Heldentum tritt dabei hervor. Wenn der Helden des Stellungskampfes gedacht wird, so darf dabei des Verbindungsmannes nicht vergessen werden.

v. S.



Landtagsabg. W. Kolb †, der Führer der badischen Sozialdemokratie.



Die Markuskirche in Venedig mit ihrer Schutzverkleidung gegen die Wirkung von Fliegerbomben.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)



Lt. Drebing (vom Inf.-Regt 370), durch dessen schneidiges Zufassen der Uebergang über die Lys erzwungen wurde. Heeresbericht vom 11. A[illegible]

DEUTSCH-OSTAFRIKA IN DER KRIEGSZEIT



Die ersten eingetroffenen deutschen Photographien aus Deutsch-Ostafrika im Kriege: Eine Ersatz-Antenne der Funkentelegraphie (nach Zerstörung des Funkenturms in Bukoba).

Die ersten eingetroffenen deutschen Photographien.

Die hier wiedergegebenen Ansichten aus Deutsch-Ostafrika — die zu den ersten deutschen Aufnahmen gehören, die während des Krieges hierher gelangt sind — wurden uns mit der textlichen Erläuterung von Frau Major v. Stuemer (Gemahlin des Residenten von Bukoba) zur Verfügung gestellt. Frau v. Stuemer wurde nach der Einnahme von Tabora durch die Belgier mit den anderen deutschen Frauen und Kindern gefangen genommen, dann auf dem Kongo quer durch ganz Zentral-Afrika nach der Westküste und von da nach Frankreich gebracht, von wo sie nach sechsmonatiger Internierung jetzt zurückgekehrt ist.



Deutscher Truppentransport über den Viktoriasee.



Mobilisierte deutschfreundliche Araber in Deutsch-Ostafrika.

Die Landschaft.

Die Bilder sind charakteristische Ansichten aus den drei Bezirken Urundi, Ruanda und Bukoba, d. i. der Nordwestzipfel der Kolonie am Viktoria-See, an der Grenze von Britisch-Uganda und Belgisch-Kongo. Hier am Grenzfluß Russissi fanden viele lange Kämpfe statt. Das „Pori", der grau gebrannte Busch, ist belebt durch die schönen grünen Inseln der Bananen-Haine, in denen auch Kaffee und Rizinus wächst, und durch die Bohnenäcker der Eingeborenen. Antilopen, Büffel, Elefanten, Nashörner, Flußpferde, Krokodile sind das Ziel des Jägers. An der Nordgrenze steigen hohe schneebedeckte Vulkane auf, die 1912 zum letzten Male in Tätigkeit waren.

Sultane und ihr Volk.

Die Negersultane des Gebietes sind große Herren, nicht bloß im körperlichen Sinne wie Yu Msinga. Manche von ihnen haben Steuereinkünfte von 30,000 bis 40,000 Mark jährlich, und sie halten richtig Hof mit Dienern, Leibwache, Jagdtroß und Hofnarren. Es sind Watussi, ein kriegerischer Stamm, der über die ackerbautreibende Urbevölkerung herrscht, große, schlanke Menschen, mit schmalem Gesicht und gutgeformter Nase. Der erwähnte Yu Msinga ist Neger in Sitte und Kleidung geblieben, andere tragen sich europäisch, geben viel Geld für Jagd, Hundemeuten und ähnliche Liebhabereien aus. Sie



Siegesumzug von Askari-Frauen nach der Wiedereroberung des Forts Kifumbiro am Kagerafluß.



Deutsch-Ostafrika in der Kriegszeit: Yu Msinga, der „große" Sultan von Ruanda, ein Helfer Deutschlands

waren fast alle, und besonders die mohammedanischen Neger, treue Waffengefährten unseres Landes. Selbst die Askarifrauen, die Frauen unserer Negersoldaten, nahmen leidenschaftlich Anteil an unserer Sache, sahen mit uns von Hügelhöhen den Kämpfen zu, und gab es einen Sieg, so zogen sie stundenlang singend, d. h. heulend, durch die Ortsstraßen. Das war dann so ungefähr, als wenn in Berlin geflaggt und schulfrei ist.

„Ersatz" in Deutschostafrika.

Die Nahrungs-Ersatzstoffe der deutschen Heimat haben wir nicht gekannt, an Lebensmitteln hat es uns nicht gefehlt, wir hatten viel Vieh, Geflügel, Eier, Milch, Honig usw. Nur die Brauerei mußte „umlernen", versuchte es zuletzt mit einem Honigbier, das aber nicht mehr recht mundete. Dafür mußten wir in der Kriegs- und Lebensführung desto mehr „ersetzen", was uns die Blockadebrecher aus Deutschland nicht bringen konnten. Wir schufen uns einen „Wohnersatz", wenn unsere Häuser zerschossen waren. Dann lebten wir in Bandas, die in drei Tagen hergestellt sein können und oft nur aus Heu oder Schilfrohr, viel stattlicher aber aus Bananenrinde gebaut wurden. Für den Krieg mußte vielerlei nachgeschafft werden. Wir Frauen lernten spinnen, Chinin machen u. v. a. Die erstaunlichsten Pionierarbeiten wurden von unseren Truppen sozusagen aus dem Nichts hervorgezaubert und eine gute Illustration davon ist die Unentwegtheit, mit der die Funkentelegraphie, ein gesuchtes Ziel der Feinde, immer wieder primitiv und doch hinlänglich erneuert wurde. Freilich war sie das einzige Band, das uns in unserer drückenden Weltabgeschlossenheit bis zuletzt mit der Heimat zusammenhielt.



Ein „Ersatzhaus", eine Banda, aus Bananenrinde.



Hilfskreuzer" Moansa, das „größte" deutsche Schiff auf dem Viktoriasee.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

33. Fortsetzung. — Nachdruck verboten

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

In der Halle des Kastells erwartete die Gäste der Leichenschmaus, der bis spät in den Abend hinein dauerte. Es war eine stille und beherrschte Tafelrunde, die es mit vollendetem Zartgefühl verstand, den großen Schmerz der Stunde zu schonen. Grete Löcknitz wurde zum Mittelpunkt der Gesellschaft. Jeder einzelne bemühte sich, der jungen, wunderschönen Braut des Toten ein freundliches Wort zu sagen und seine Verehrung zu bezeigen. Der alte Graf übersetzte unermüdlich die überströmenden Huldigungen. Der Rittmeister saß in dumpfer Betäubung an diesem Tisch und hatte schwere, müde Augenlider. Er war welk und verfallen. Er wußte: Nun war alles vorbei.

Am Morgen des folgenden Tages ließ Graf Hajnal den Rittmeister zu einer Unterredung bitten. „Herr von Löcknitz," sagte er, „es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen dafür zu danken, daß Sie mit Ihrer Tochter den Weg zu uns gefunden haben."

„Ich hätte früher kommen müssen, Graf Hajnal."

Der alte Mann wehrte ab. „Wir wollen die Toten ruhen lassen, Herr von Löcknitz. Man muß den Lebenden helfen. Ich habe eine große Bitte an Sie."

„Ich habe nicht das Recht, Ihnen irgend etwas abzuschlagen, Graf Hajnal."

„Es handelt sich um Ihre Tochter, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister erriet sofort, was der Mann von ihm wollte.

„Lassen Sie uns Ihre Tochter hier! Wenigstens für eine Zeitlang. Wir sind einsame Leute geworden, meine Frau und ich. Wie lieben Ihre Tochter wie unser eigenes Kind. Sie wird hier ein Heim und vielleicht eine Heimat finden."

„Wie denkt meine Tochter darüber?" fragte der Rittmeister beklommen.

„Sie teilt unseren Wunsch, Herr von Löcknitz, und bat mich, Ihre Erlaubnis zu erwirken."

„Ich maße mir nicht mehr an, über andere Menschen, und wäre es meine eigene Tochter, Entscheidungen zu treffen. Wenn sie hierbleiben will, habe ich nichts dagegen. Ob meine Frau damit einverstanden sein wird, ist eine Frage, die ich nicht lösen kann."

„Ich danke Ihnen, Herr von Löcknitz," sagte Hajnal voll Wärme und drückte ihm die Hand.

Der Rittmeister ging in den Park und traf seine Tochter. Eine schmerzliche Eifersucht erfüllte sein Herz. „Du willst hierbleiben, Grete?"

„Ja, Vater."

„Es tut mir weh, Dich zu verlieren."

„Du verlierst mich nicht, Vater. Es macht nichts aus, daß ich hier bin und Du in Berlin. Wir haben uns ein ganzes Jahr lang nicht gesehen, obwohl wir in derselben Stadt gelebt haben."

„Verzeih' mir, wenn Du kannst," bat er schuldbewußt.

„Liebte ich Dich deswegen weniger, Vater? Im Gegenteil, Du warst mir immer mehr als alle anderen Menschen."

Sie stand nachdenklich da und sagte leise: „Ich liebte Dich sogar mehr als Denes. Das war meine größte Schuld. Daran ist er gestorben."

„Was willst Du hier beginnen?" fragte er gequält.

„Ich werde bei Denes sein."

„Und das soll Deine Zukunft sein?"

„Gott, Zukunft! Wir haben kein Glück, Vater."

Am nächsten Morgen reiste der Rittmeister ab. Seine Tochter begleitete ihn ein Stück des Weges durch die Akazienallee. Sie gingen schweigend nebeneinander, Hand in Hand, und wußten sich nichts zu sagen. Eine trostlose Traurigkeit zitterte in ihren Herzen.

Endlich blieb der Vater stehen und sagte: „Du mußt jetzt zurückgehen, Grete."

„Noch ein Stückchen, Vater," bat sie und ließ seine Hand nicht los. Sie marschierten weiter.

„Was wird nun mit Dir, Vater?"

Er zuckte die Achseln. „Mit mir ist es aus."

„Sag' das nicht!" schrie sie auf in Todesangst.

Er beruhigte sie. „Könntest Du nicht auch hier bleiben, Vater?"

Er schüttelte den Kopf. „Die Fremde ist bitter, wenn man alt ist."

Sie waren bis zum Ende der Akazienallee gekommen.

„Jetzt mußt Du aber wirklich zurückgehen, Grete," sagte er mit tonloser Stimme.

„Ja, Vater."

Der Wagen hielt.

„Leb' wohl, Gretel. Bleib' gesund." Ein Schluchzen stieg in seiner Kehle auf.

„Schreib' mir, Vater. Und komm' bald wieder. Vergiß nicht, daß ich Dich schrecklich lieb habe."

Sie küßten sich und konnten nicht voneinander lassen.

Der Rittmeister riß sich los und stieg in den Wagen.

„Leb' wohl, Vater! Auf Wiedersehen!"

Die Pferde stürmten davon.

Grete Löcknitz lehnte an dem letzten Baum der Allee und sah dem Wagen nach, der in einer dichten Staubwolke entschwand.

XXX.

Als Löcknitz nach Berlin zurückkam und seine Wohnung betrat, schien es ihm, als wären viele Jahre vergangen, seitdem er das letzte Mal hier gewesen war. Ein fremdes Gesicht blickte ihm aus dem Spiegel entgegen. Dieser Mann mit spitzem Kinn, mit eingefallenen Wangen, mit Furchen an den Schläfen und mit ergrauenden Haaren hatte nichts Gemeinsames mit dem berühmten Rennreiter Albrecht Löcknitz. Er pfiff das Signal: Jagd vorbei! und kehrte dem Mann im Spiegel verächtlich den Rücken.

Er öffnete die Briefe, die sich auf seinem Schreibtisch angesammelt hatten, und hörte noch einmal die Stimme des jungen Grafen Denes Hajnal, der aus dem Grab zu ihm sprach. Die Bank teilte dem Rittmeister mit, daß für ihn 100 000 Mark von Graf Hajnal eingezahlt worden wären. Einige Tage später waren von Wien aus weitere 20 000 Mark geschickt worden.

Jetzt wußte Löcknitz, warum Hajnal falsch gespielt hatte. Es war ihm, als risse sein Herz entzwei. Die Schuld wuchs ins Riesengroße, war schwerer, als ein Mensch ertragen konnte.

Der Rittmeister überlebte diese Stunde. Er war zu stolz, um davonzulaufen und den Tod als wohlfeilen Erlöser herbeizurufen. Er wollte seinen Weg bis zu Ende gehen. Nun hatte das Leben für ihn keine Drohungen und Gefahren mehr.

Als er abends in den Klub kam, erschrak Stöckel über sein Aussehen. „Sind Sie krank, Herr von Löcknitz?" fragte er besorgt.

„Nein, Stöckel, nur alt und müde."

„Warum sind Sie nicht länger weggeblieben?"

„Es freute mich nicht. Ich hatte keine Ruhe. Gibt es etwas Neues?"

„Nichts, Herr von Löcknitz. Den Falschspieler habe ich noch immer nicht entdeckt."

Der Rittmeister zuckte zusammen. „Lassen wir die Falschspieler in Frieden, Stöckel!"

„Herr Dunkelbaum ist übrigens seit vorgestern wieder hier."

„Das ist mir angenehm."

„Ich traue dem Burschen nicht über den Weg. Er hatte gestern abend eine lange Beratung mit den Herren vom Vorstand. Es gehen Sachen vor im Klub, ich warne Sie, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister lächelte schwermütig und drückte Stöckel die Hand. „Ich danke Ihnen. Sie haben sich immer als Freund bewährt, aber mit Warnungen weiß ich jetzt nichts mehr anzufangen."

Er ging in das Spielzimmer und betrachtete die Runde mit Augen, die zum ersten Male deutlich sahen. Welch ein armer, blinder Narr war er gewesen! Mit diesen Menschen wollte er einen Bund der Brüderlichkeit begründen und Brücken der Verständigung schlagen. Wer lachte nicht? Er war auch nicht der Mann dazu, um diese gewaltige Aufgabe zu lösen. Dazu bedurfte es reiner Hände und eines unbeschwerten Gewissens. Vielleicht war es überhaupt unmöglich, Menschen einander näherzubringen, damit sie aufhörten, gleich hungrigen Hunden aufeinander loszugehen. Er verzweifelte in dieser Stunde an allem. Hajnal war wertvoller als diese Ehrenmänner, die keine Karten punktierten, und mußte sein junges Leben hingeben. Er schien noch immer in diesem Saal zu weilen und mit zitternden Händen um sein Glück zu kämpfen. Ein Grauen rann dem Rittmeister über den Rücken.

Dunkelbaum stand vom Spieltisch auf und begrüßte Löcknitz, kalt und förmlich. „Haben Sie einige Minuten Zeit für mich, Herr Dunkelbaum?" fragte der Rittmeister. „Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen."

„Betrifft sie die Angelegenheit, die ich Ihnen vor meiner Abreise ans Herz gelegt habe?"

„Jawohl."

„Dann muß ich bedauern, Herr von Löcknitz. Ich fühle mich nicht berechtigt, als Privatmann Mitteilungen entgegenzunehmen, die die Lebensinteressen des Klubs berühren. Ich möchte Ihnen empfehlen, Ihren Bericht dem Vorstand zu erstatten, der ohnedies in einer Viertelstunde zu einer Sitzung zusammentritt."

„Halten Sie es für richtig, Herr Dunkelbaum, daß der Vorstand von diesen Vorgängen Kenntnis erhält?"

„Der Vorstand ist bereits unterrichtet."

„Das ist eine Schurkerei!"

„Bitte, ersparen Sie sich die großen Worte! Sie werden in Zukunft unbedingt bescheidener werden müssen, wenn der Klub fernerhin Ihre Dienste in Anspruch nehmen sollte."

„Es ist wirklich nicht leicht, mit Ihnen ein Gespräch zu führen," sagte Löcknitz ohne Erregung, „da Sie keine Genugtuung geben. Man kann mit Ihnen offenbar nur reden, wenn man eine Hundspeitsche in der Hand hält."

Dunkelbaum grinste. „Sie tun mir leid, Herr von Löcknitz, so wahr mir Gott helfe, Sie tun mir leid."

Der Rittmeister wendete ihm den Rücken und begab sich in das Sitzungszimmer, um den Vorstand zu erwarten.

Als die Herren in Gesellschaft Dunkelbaums eintraten, sagte Löcknitz: „Ich dachte, Herr Dunkelbaum wäre nicht mehr Mitglied des Vorstandes."

Graf Heydebrinck antwortete herablassend: „Herr Dunkelbaum hat auf unsere dringenden Bitten von dem Rücktritt Abstand genommen."

„Das ist etwas anderes. Ich wußte nichts davon."

Die Herren nahmen Platz und bemühten sich, ihre Gesichter in feierliche Falten zu legen.

„Sie wollten uns wichtige Mitteilungen machen, Herr von Löcknitz," begann der Rechtsanwalt Gegenherz im Ton eines strengen Verhandlungsleiters.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, verehrter Herr Gegenherz, daß es mein eigener guter Wille ist, wenn ich Ihnen Mitteilungen zu machen bereit bin, die eigentlich nur mich selber betreffen. Ich möchte Ihnen daher empfehlen, Ihre Amtsmiene abzulegen und mir mit der größtmöglichen Freundlichkeit zuzuhören."

„Ich erlaube mir zwar anderer Meinung zu sein, aber bitte." Er machte eine sehr höfliche Handbewegung.

„Wie Sie durch Herrn Dunkelbaum bereits wissen, meine Herren," sagte Löcknitz, „ist das Ansehen unseres Klubs durch sehr bedauerliche Vorgänge empfindlich geschädigt worden. Ich glaube, Ihnen mit Bestimmtheit versichern zu können, daß sich diese traurigen Ereignisse nicht mehr wiederholen werden."

„Na, na!" rief Fischbein zweifelnd.

„Der beklagenswerte junge Mensch, der seine Verfehlungen offenbar in vollkommener Sinnesverwirrung begangen hat, ist keinesfalls mehr in der Lage, noch einmal in unserer Mitte zu erscheinen. Ich wurde von ihm beauftragt, den Schaden, den er verursacht hatte, voll zu ersetzen. Es handelt sich um 120 000 Mark, die bereits in meinen Händen sind.

Da es unmöglich ist, die einzelnen Verlustträger festzustellen und zu entschädigen, so schlage ich vor, daß die Summe dem Klubvermögen zugeführt wird."

Eine Minute lang herrschte Schweigen in dem Zimmer, dann ergriff Graf Heydebrinck das Wort: „Wir danken Ihnen für Ihre Mitteilungen, Herr von Löcknitz, die in mancherlei Hinsicht sehr befremdend und merkwürdig sind. Es ist wohl selbstverständlich, daß Sie uns über Ihre Verbindung mit dem Falschspieler eine Aufklärung geben, die uns befriedigt und Sie rechtfertigt."

„Diese Frage werde ich trotz ihrer verdächtigenden Fassung nicht beantworten, Graf Heydebrinck."

„Diese Weigerung spräche allerdings für ein Einverständnis mit dem Falschspieler," erklärte Heydebrinck tückisch.

Löcknitz sprang auf und ging auf ihn zu. „Ueberlegen Sie sorgfältig jedes Wort, das Sie sagen, Graf Heydebrinck, sofern Sie nicht wie Herr Dunkelbaum Genugtuung verweigern. Gegen Ehrabschneider, die für ihre Worte nicht einstehen, ist man allerdings wehrlos."

„Ich denke in keiner Weise daran, Ihrer Ehre nahezutreten, Herr von Löcknitz," lenkte Heydebrinck vorsichtig ein. „Ich finde es nur im Namen des Vorstandes merkwürdig, daß der Direktor unseres Klubs mit dem Falschspieler in so enger Verbindung steht."

Bevor Löcknitz etwas erwidern konnte, riß Fischbein das Wort an sich: „Wichtiger als diese Ehrenfragen der Herren Aristokraten ist mir, zu erfahren, welche Sicherheit Herr von Löcknitz uns dafür geben kann, daß diese Schadensumme 120 000 Mark nicht übersteigt."

„Ich verpfände mein Ehrenwort, daß der Schaden nicht größer war," antwortete Löcknitz mit weißen, bebenden Lippen.

„Gott, Ehrenwort!" meinte Fischbein verdrießlich. „Wie soll ich Ihr Ehrenwort ins Kassenbuch eintragen?"

Der Rittmeister rang nach Luft. Dann begann er zu lachen. Sein Lachen klang wie ein wildes Aufheulen. Er musterte diese schäbigen Krämer, die sich als seine Richter aufspielten, und erinnerte sich einer ähnlichen Versammlung, die über seine Zukunft entschieden hatte. Es war wohl sein Schicksal, immer vor so kläglichen Richtern zu stehen.

„Der Einwand des Herrn Fischbein erscheint mir durchaus beachtenswert," behauptete der Rechtsanwalt und legte den Finger an seine Nase. „Ich stelle den Antrag, daß Herr von Löcknitz einer Disziplinaruntersuchung unterworfen wird, falls die Herren nicht vorziehen, die sehr bedenkliche Sache dem zuständigen Gericht zu unterbreiten."

„Ich bin für das öffentliche Gerichtsverfahren," rief Dunkelbaum und leuchtete vor Schadenfreude.

„Genug, meine Herren," befahl Löcknitz und richtete sich hoch auf. In seiner Stimme lagen eisige Ueberlegenheit und Kommandogewalt. „Sie können mich ruhig verklagen, wenn Sie Lust haben. Es ist mir ganz gleich. Sie handeln an mir wie Wegelagerer und Erpresser. Auch diese Aeußerung dürfen Sie zum Gegenstand einer Klage machen."

Dunkelbaum wollte eine Entgegnung machen.

„Schweigen Sie!" donnerte der Rittmeister. „Jetzt spreche ich. Es ist meine eigene Schuld, daß diese Stunde möglich geworden ist. Es ist meine Schuld, weil ich vergaß, daß ich nicht mit Ehrenmännern, sondern mit Spielern zu tun hatte. Keiner von Ihnen hätte an meiner Stelle diese 120 000 Mark zurückgegeben. Keiner! Ich tat es, und wenn Sie mich deswegen anspeien, haben Sie recht. Solche lästigen und bedrohlichen Fremdkörper müssen Sie aus Ihrer Mitte entfernen. Ich räume den Platz."

„Schluß!" röchelte Bomse.

„Dank für den Zuruf, Herr Photograph Bomse. Es ist wirklich um jedes Wort zu schade."

Er kehrte dem Vorstand des Philadelphia-Klubs den Rücken und ging mit starken Schritten aus dem Zimmer. Stöckel kam ihm entgegen und blickte ihn fragend an. „Sie haben recht gehabt, Stöckel," sagte der Rittmeister. „Sie haben überhaupt immer recht. Die Brüder haben mich hier rausekeln wollen. Es ist ihnen gelungen. Ich gehe."

„Ich wußte es," antwortete der Gewesene bedrückt,

„Was geschieht mit Ihnen, Stöckel?"

„Ich gehe auch, das ist selbstverständlich."

„Was wollen Sie beginnen?"

„Ich weiß nicht, Herr von Löcknitz. Es wird sich schon etwas finden. Ich habe jahrelang ohne den Philadelphia-Klub gelebt und bin nicht verhungert. Machen wir einen neuen Klub!"

„Nein, Stöckel, mit den Klubs ist es für mich vorbei."

Der Rittmeister suchte den Ritter von Miaczynski auf, um auch von ihm Abschied zu nehmen. Als der alte Komödiant hörte, was vorgegangen war, sprang er auf und machte eine heiße Gebärde, als zöge er ein rasselndes Schwert aus der Scheide. „Ich bleibe nicht eine Minute länger hier," erklärte er mit tiefrollender Stimme, „wenn Sie, Herr Baron, weggehen."

„Das ist doch unvernünftig, Herr von Miaczynski," mahnte der Rittmeister.

„Wenn der Purpur fällt, muß der Herzog nach," deklamierte Theodor Höß mit glänzenden Augen und stand da wie Bankban, der treue Diener.

„Sie werden Ihren Schritt bereuen, Herr von Miaczynski," warnte Löcknitz und war gerührt von der Anhänglichkeit des alten Schauspielers.

„Ich werde nichts bereuen, Herr Baron," erwiderte Höß starrköpfig und begann sofort abzurechnen. Er wollte nicht eine Stunde mehr in diesem Idiotenklub versäumen, denn die Kunst rief, die Kunst!

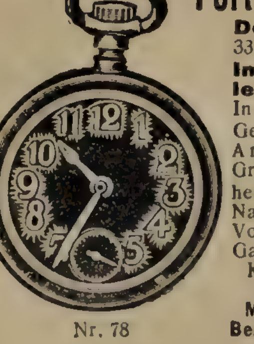
(Fortsetzung folgt.)











Nr. 78



Nr. 71



Generalmajor Hoefer. Der englische Kriegsberichterstatter Gibbs schreibt zu den Kämpfen bei Bailleul: „Der Führer der Reserven, Generalmajor Hoefer, ein Mann mit einem Arm, führte die ersten Sturmwellen an und lief, einen Stock schwingend, seinen Soldaten voran." Generalmajor Hoefer wurde im Laufe des Krieges viermal verwundet und besitzt den Orden Pour le mérite.



Englische Kriegsanleihe-Propaganda: Vorführung einer Miniatur-Flotte in dem Brunnen bei der Nelson-Säule auf dem Trafalgar-Platz in London. (Aus einer englischen Zeitschrift.)



Baron Stephan Burian, der Nachfolger Czernins als österr.-ung. Minister des Aeußern.
Phot. Ch. Scolik.

R Ä T S E L

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — be — beth — ehar — chen — de — deck — del — di — doh — em — er — ge — gelb — gott — gra — helf — i — i — im — kow — lan — lau — le — mac mann — mer — mi — na — na — ne — nes — ni — ni — o — o — on — phi — ra — rausch — ri — ro — ros — sel — si — son — te — te — tuch — veil — vid — wa

sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Goethe ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Fixstern, 2. Sternbild, 3. Badeort, 4. Musikinstrument, 5. Dichter, 6. russisches Gouvernement, 7. Geschoß, 8. weiblichen Vornamen, 9. Sportgerät, 10. Fluß in Asien, 11. Ersatz für Baumwollgewebe, 12. Schweizer Schriftsteller, 13. Planet, 14. Opernkomponist, 15. Blume, 16. römischen Dichter, 17. Radteil, 18. Drama von Shakespeare, 19. Figur der griechischen Sage, 20. Mineral, 21. Vogel.

Der Hund.

Was mag das für ein Hund wohl sein?
Er steht vor Hacke, Bart und Bein,
Vor Bogen, Name, Bergen, Maus,
Vor Bube hüt' vor ihm das Haus.

Einfaches Mittel.

Nimmst eine Silbe nur und fügst ein Zeichen dran,
Erhältst Du ein Metall, beliebt bei jedermann.

Auflösungen aus Nr. 16:

Silbenrätsel: Auf einen Hieb fällt kein Baum. 1. Aglaja, 2. Ulrike, 3. Fackel, 4. Esel, 5. Internat, 6. Nautik, 7. Euterpe, 8. Nemi, 9. Hagen, 10. Indischgelb, 11. Elsa, 12. Baku, 13. Forum.

Scherzrätsel: Kanzlist. — **Der Fluß:** E—igel—b, K—lauf—e, F—lamm—e, G—esel—l, T—rabe—r: Iller. — **Wertvoll:** Ueberlegen. — **Der unmusikalische Verbrecher:** H(ochs)tapler. — **Klugheit:** Vorteil, Ur, Urteil, Vorurteil.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Eine vornehme Besucherin trat im Lazarett an das Bett eines Verwundeten, sah ihn an und sagte: „Sie kommen mir so bekannt vor; ist es möglich, daß ich Sie früher schon einmal gesehen habe?" „Ja," antwortete der Verwundete lächelnd, „möglich ist's schon, ich bin im Zivilberuf Gefängniswärter."

*

Geistesgegenwart. Als eine junge Dame auf dem Konzertpodium sang, sagte ein Herr zu seiner Nachbarin: „Haben Sie je im Leben einen solch unangenehmen Lärm gehört?" — „Entschuldigen Sie," entrüstete sich die Nachbarin, „es ist meine Tochter!" — Aber schnell fuhr der Herr fort: „Einen solch unangenehmen Lärm gehört, wie ihn die Leute da oben auf der Galerie machen?"

*

Laubenkolonisten.

„Herrjeh, wo kriegen Sie bloß den teuren Dung her?"

„Auch hinten rum!"

*

Druckfehler. Bei der Festvorstellung im X-Theater herrschte feierliche Stulle.



Kleiderablieferung.
Der Naturmensch: „Sofort geh' ich und liefere meinen Anzug ab!"

Kindermund.

Onkel hat den Kindern Geschenke mitgebracht, will aber erst wissen, wie es mit der Schule steht. Else erklärt stolz, sie sei in Geographie die Erste, Edith ist die Erste in Rechnen.

„Und Du, Hans, wie ist es mit Dir?"

„Ich — ich bin der erste aus der Klasse, wenn's läutet.

*

„Der Vater des „verlorenen Sohnes" fiel auf sein Angesicht und weinte," erzählte die Lehrerin. Und dann fragte sie: „Warum weinte er wohl?" — Ein kleiner Junge hob den Finger: „Würden Sie nicht weinen, Fräulein," sagte er, „wenn sie mit's Gesicht aufs Pflaster fallen?"

*

Der kleine Peter Klaus ist krank. Der Doktor kommt und untersucht ihn mit dem Höhrrohr. Abends erzählt Peter Klaus seinem Vater: „Papi, Onkel Doktor war heute hier und hat an meinem Bauch telefoniert."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

5. Mai 1918
Nr. 18
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Ueber Richthofens Grab.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

TRAUERSPRUCH AUF RICHTHOFEN

von Richard Dehmel

Über Freund und Feind hinaus
Bist du oft durch den Himmel gezogen;
Nun bist du durch deinen Triumphbogen,
Richthofen, über dich selbst hinaus
In Gottes-Schooß geflogen.

Dehmel.

NEUE FLIEGERAUFNAHMEN VON DEN KRIEGSSCHAUPLÄTZEN



Das brennende Reims, von einem deutschen Fesselballon aus 10 Kilometer Entfernung aufgenommen.
1. Fort Brimont, 2. Aisne—Marne-Kanal, 3. Dorf La Neuvillette, 4. Dorf Courcy, im Hintergrund das brennende Reims.
Die Front geht zwischen Brimont und Courcy hindurch.



Vom Vormarsch in Finnland: Deutsche Kriegsschiffe im Eis vor Hangö.
Hinter den Schiffen die aufgebrochene Fahrrinne.



Blick auf ein Trichterfeld mit feindlichen Unterständen in Flandern.
Von einem deutschen Infanterieflieger aus 150 m Höhe aufgenommen.

Ludendorff

Bildnisse aus den Jugendtagen des Ersten Generalquartiermeisters.



Ludendorff im Alter von drei Jahren.



General Ludendorff mit seiner Gattin.
Neueste Aufnahme — Hofphot. H. Noack.



Als Kadett in Ploen (1878).

Erich Ludendorff war, ehe der Weltkrieg sein Genie ans Licht brachte, immer ein tüchtiger Offizier, ohne daß jedoch seine außerordentliche, ungewöhnliche Begabung erkannt wurde. Es ging ihm ähnlich wie Moltke, von dem im Jahre 1866 noch niemand wußte, daß er ein genialer Stratege sei. Auch in seinen Kinderjahren war an Erich Ludendorff keine außergewöhnliche Veranlagung zu bemerken. Er war ein stilles Kind, und auch noch als Knabe zurückhaltend und wenig gesellig. Die ersten Lernjahre des kleinen Ludendorff ließen immer noch auf kein besonderes Talent schließen. Wenn er auch fleißig und gründlich war, so gehörte er doch nicht zu jenen Kindern, die mit spielender Leichtigkeit lernen. Im achten Lebensjahre entwickelte er plötzlich ein großes Interesse für Geschichte. Als Ludendorff zwölf Jahre alt war, kam er ins Kadettenkorps nach Ploen und erst hier, nach der glänzend bestandenen Aufnahmeprüfung, fühlten die Eltern zum ersten Male, daß vielleicht einmal etwas Besonderes aus ihm werden könne. Als der Krieg ausbrach, wurde Ludendorff Oberquartiermeister einer Armee, übernahm, als ein Brigadekommandeur neben ihm fiel, im schwersten Straßenkampf das Kommando und zog an der Spitze seiner Truppen in das erstürmte Lüttich ein. Bis zum 22. August 1914 blieb Ludendorff in Belgien; dann führte die Russennot zur Berufung Hindenburgs, und Ludendorff übernahm an seiner Seite die Leitung der Operationen im Osten, die schließlich zur Befreiung Ostpreußens führten.



Als Leutnant bei der Marine-Infanterie (1888).



Von den Kämpfen bei Armentières: Ein großer österreichisch-ungarischer Mörser, der in Stellung gebracht wird. Phot. Bild- u. Film-Amt.

DER FLIEGER UND SEIN HUND

Von Oberleutnant G. Anders.

Drei Tierarten gibt es, die tätigen Anteil am Kriege genommen haben — das Pferd, der Hund und die Brieftaube. (Von den „Tierchen", die in diesem Krieg unerwünscht sehr tätig geworden sind, soll hier nicht die Rede sein.) Aber keins von ihnen ist so sehr Freund und Tröster der Feldgrauen aller Rangstufen geworden wie der Hund. Und nirgends ist er so allgemein zu finden, wird er so hoch geschätzt und sorgfältig gepflegt, wie in den Fliegerlagern. Hier hält man auch noch auf Rassehunde. Sehr viele unserer Flieger-Offiziere stammen aus den Reihen der Kavallerie und haben daher ein sportmäßiges Interesse an Rassetieren bewahrt, während in den Unterständen und Batterie-Stellungen oft zwar recht liebe und gute Hundetierchen, aber von unmöglicher Mischung zu finden sind. Der Flieger läßt sich „seinen" Hund von zuhause schicken oder nimmt ihn bei einem Urlaub selbst mit. Und im Felde, bei der Flieger-Abteilung wird er sein bester Freund und Spielgefährte, solange „Fliegerwetter" ist, d. h. Regen und Wolken, die keinen Flugbetrieb erlauben. (Der Gegensatz dazu heißt „Flugwetter".) Alle Hunderassen sind bei den Flieger-Abteilungen vertreten, vom Zwergdackel bis Leonberger und Barsoi, dem langhaarigen, so feudal-gelangweilt aussehenden russischen Windhund. Rasch lernen die Tiere auch den Flugbetrieb kennen, sie laufen mit zum Startplatz, wenn das Geschwader aufsteigt, sie kennen genau die Maschine ihres Herrn und springen wedelnd auf sie zu. Sind die Flugzeuge gestartet, so bleiben die Hunde wartend in Obhut der Burschen und Monteure zurück. Mancher der Flieger gibt mit seinem Motor, wenn er zum Gleitflug aussetzt, ein Zeichen, das in der Fliegersprache „schnurpsen" genannt wird; auch dieses Geräusch lernt ein kluger Hund bald kennen und springt ungeduldig seinem fliegenden Herrchen entgegen. Es gibt aber auch viele Hunde, die wirklich mitfliegen. Voraussetzung ist dabei, daß sie kraft ihrer Rasse ein Format haben, das ihnen den Passagierflug in dem ohnehin beschränkten Fliegersitz erlaubt. Jedenfalls gibt es eine Menge Dackel, Pinscher und Terrier, die schon recht hoch gestiegen sind. Einer unserer bekannten Jagdflieger nahm häufig seinen kleinen braunen Dachshund mit, der sich, sobald das Flugzeug gestartet war, bequem zu Füßen seines Herrn hinschmiegte und dort ruhig liegen blieb. Weder die in 5000 Meter Höhe dünn werdende Luft noch das Knallen der eigenen und feindlichen Maschinengewehre konnte ihn beunruhigen. War der Flug vorbei und senkte sich die Maschine zum Gleitflug, so wachte Herr Dackel von selbst rechtzeitig auf. Wenn auch unsere Flieger ein hartes wetterfestes Geschlecht sind, daß keine überflüssigen sentimentalen Regungen kennt, so ist es doch manchmal ein sonderbar tröstliches Gefühl, eine solch kleine Hundebestie bei sich zu haben, ein kleines warmes atmendes Stück Leben, das sich vertrauensvoll ganz dem Menschen überläßt, der für ihn sein Gott ist. Ab und zu findet man in den Flieger-Abteilungen auch anderes Getier, so gibt es eine, die auf zwei Affen stolz ist, eine andere hat einen zahmen Fuchs. Doch das sind sozusagen nur zoologische Ausnahmen, der wahre Fliegerfreund bleibt der Hund. Betrachtet man die Bilder, die uns das Leben und Treiben unserer Flieger im Felde zeigen, so wird man sehen, daß gerade die bekann-



Der Flieger und sein Hund:
Männe nimmt an einem Flug teil.



Eine der letzten Aufnahmen des Rittmeisters Frhrn. v. Richthofen mit seiner gestromten Dogge „Moritz".



Ein Fliegerscherz: Der Terrier als Flugzeug-Passagier.



Zwei Fliegerhunde, „Auspuff" und „Vollgas" genannt.

★



Verladen einer bayrischen Jagdstaffel.



Fensterscheibenschutz im bombardierten Paris: Gegen den Luftdruck mit Papierstreifen beklebtes Schaufenster.

testen Helden des Luftkampfes fast immer einen Hund bei sich haben und sorgfältig darauf bedacht sind, daß er „mit aufs Bild kommt". Der Meister aller Jagdflieger, Rittmeister Freiherr v. Richthofen, hatte eine große gestromte Dogge, „Moritz" geheißen; Hauptmann Ritter v. Tutschek, der erst kürzlich gefallene berühmte bayrische Flieger, besaß einen deutschen Schäferhund, Leutnant v. Bülow einen zärtlich geliebten langhaarigen schottischen Terrier — um nur ein paar aus der langen Reihe der „fliegenden Hundefreunde" zu nennen.

*



Gegen den Luftdruck mit Papierstreifen beklebtes Schaufenster in Paris. Sehr viele Geschäfte haben ihre Glasscheiben so geschützt.



Im 4. Kriegsjahr! Hinter den Tribünen am Eröffnungs-(Regen!)-Tage der Grunewaldrennbahn zu Berlin.

Aufnahme T...

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

34. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

Löcknitz entfernte sich kopfschüttelnd und betrat das Zimmer, in dem die Gräfin Söderblom arbeitete.

„Ich will Ihnen Lebewohl sagen, Gräfin."

Sie blickte ihn erstaunt an. „Sie verreisen?"

„Ja, um nicht wiederzukehren. Ich habe alle Verbindungen mit diesem Klub gelöst."

Sie überlegte eine Weile und sagte dann sehr bestimmt: „Dann will ich auch gehen."

„Ja warum denn, um Himmels willen? Es ist ein Wahnsinn, so eine Stellung aufzugeben."

„Ich muß Ihnen ein schmachvolles Geständnis machen, lieber Baron," erwiderte die Söderblom und schloß langsam das Buch, in dem sie geschrieben hatte. „Die Arbeit hier freut mich nicht. Ich habe mich überschätzt. Arbeit ist Zwang, und ich ertrage keinen Zwang. Verachten Sie mich, aber ich kann nicht still sitzen und Ziffern eintragen. Mein Blut ist zu unruhig." Sie erhob sich und sagte leidenschaftlich: „Ich sterbe hier vor Sehnsucht!"

„Wonach sehnen Sie sich denn, liebe Gräfin?"

„Nach Freiheit!"

„Was ist Freiheit?"

Ein schlaues Lächeln spielte um ihre Lippen. „Freiheit ist Abwesenheit der aggressiven Gewalt oder des Zwanges. Ich bin fürchterlich klug, nicht wahr? Man kann auch sagen, Freiheit ist eine Ausrede für lebensuntüchtige Menschen, aber was helfen uns Worte?"

„Was gedenken Sie nun anzufangen, Gräfin?"

„Ich will nach Paris zurückkehren."

„Ist in Paris die Freiheit?"

„Nein, gewiß nicht. Aber das Leben ist leichter in Paris. Hier ist die Luft mit Paragraphen gesättigt."

Er betrachtete sie voll Mitleid. „Was erwartet Sie in Paris, Gräfin?"

„Zum guten Schluß das Armenhaus oder ein Spital. Das klingt grauenhaft, ist es aber gar nicht. Nur die Bürger haben den Ehrgeiz, in seidenen Prunkbetten zu sterben. Wir andern wissen, dem Himmel sei Dank, daß es darauf nicht ankommt."

Der Rittmeister reichte ihr die Hand und sagte ernst: „Ich wünsche Ihnen, Gräfin Söderblom, daß Sie darüber niemals anders denken mögen."

Als Löcknitz die schöne, breite Treppe des Klubs hinunterging, hatte er das Gefühl, dies alles schon einmal erlebt zu haben. Es waren knapp zwei Jahre vergangen, seitdem er in einer ähnlichen Nacht, besiegt und geschlagen, ein Spielhaus verlassen hatte und mittellos in der Rue du Quatre-Septembre gestanden hatte. Damals freilich hatte er noch lachen können, war leichtsinniger und jünger gewesen und nicht zu Boden gedrückt von Vorwürfen und Verantwortungsgefühlen. Die Söderblom hatte recht, man atmete freier in Paris und vergaß seine Pflichten. Aber es war sicherlich ein Trugschluß. In dieser Nacht fühlte er es genau. Das Glück bestand in Pflichterfüllung, nicht in Pflichtvergessenheit.

Was nun? fragte er sich, als er in seiner Wohnung saß, und lächelte vertraulich seinem Napoleon zu, der noch immer nicht begreifen konnte, daß er soeben die Schlacht bei Waterloo verloren hatte. Er begann zu rechnen und fand, daß er, alles in allem, noch fünfzehnhundert Mark besaß. Damit konnte man kein neues Leben mehr beginnen. Wozu auch und für wen? Die Besiegten müssen nach Sankt Helena, daran war nichts zu ändern. Man mußte froh sein, daß man sich in den Zeiten des Glanzes einen Ruheplatz in Kleinrüdde gesichert hatte.

Plötzlich fiel ihm Lisa Dierther ein. Er hatte während der ganzen Tage nicht eine Sekunde lang an sie gedacht. Er hatte sie vergessen, wie damals, als er von ihr bei der Ankunft in Berlin weggegangen war.

Er erinnerte sich der hellen Tage von Fanö und der Lieblichkeit des jungen Mädchens, aber sein Herz blieb stumm. Seine Liebe lag verschüttet unter den Trümmern des Zusammenbruches. Nun mußte er Abrechnung halten mit Lisa Dierther und seine Zahlungsunfähigkeit offen eingestehen.

Was machte sie? War sie noch in Berlin? Wartete sie auf ihn? Er zitterte vor der Stunde, da er ihr sagen mußte, wie es um ihn stand. Er sah ihr Gesicht, ihr Erblassen und Erschrecken, die Tränen, die den Haselnußaugen entströmten, während er wie ein Dieb und Betrüger vor ihr stand. Nein, dieser Stunde war er nicht mehr gewachsen. Zu viel des Leids hatte seine Kraft gebrochen.

Er beschloß, ihr zu schreiben. Man schrieb immer, wenn man Schulden nicht bezahlen konnte.

„Liebe Lisa!

Ich habe meine Partie verspielt und muß von Dir Abschied nehmen. Ich habe Dich ein Stück Weges begleitet, nun kann ich nicht mehr und lasse Dich allein weitergehen, denn ich bin alt und müde geworden. Alle Pläne und Hoffnungen sind vernichtet, und ich bin nicht stark und jung genug, um von neuem aufzubauen. Darum werde ich fahnenflüchtig und lasse alles im Stich.

Ich habe keine Entschuldigung für mich, nur das Eine möchte ich sagen, daß ich immer den besten Willen hatte und keinem Menschen ein Leid tun wollte. Es war mein bitteres Schicksal, Unglück zu bringen.

Ich danke Dir aus vollem Herzen für alles, was Du mir geschenkt hast. Ich kann nichts zurückzahlen, nichts wiedergeben, nichts gut machen, denn ich bin ein armer, bankerotter Mann. Das einzige, was ich für Dich tun kann, ist, daß ich Dir Deine Freiheit zurückgebe.

Verzeih' mir, Lisa, wenn Du kannst, und erinnere Dich meiner ohne allzu große Bitterkeit. Denke Dir, daß ich gestorben bin, dann wird es Dir leichter fallen, mir zu verzeihen.

Leb wohl, Lisa."

Zum ersten Mal in seinem Leben war Albrecht Löcknitz feig gewesen.

XXXI.

An einem strahlenden Sommervormittag ging der Rittmeister, langsam und zögernd, gleich einem Genesenden, den Landwehrkanal entlang, um seine Frau zu besuchen und über Grete Bericht zu erstatten. Stumm und abweisend stand das Haus am Herkulesufer und strömte Trauer und Verlassenheit aus. Dem Rittmeister erschien es wie ein verbitterter, unversöhnlicher Gegner, den nichts zum Freund gewinnen kann.

Wenn wir unser Haus im Etschtal gebaut hätten, wäre vieles anders gewesen, dachte Löcknitz und läutete. Kein Ton drang aus dem Inneren. Er klingelte ein zweites Mal. Grabesstille. Sollte niemand daheim sein? Er wartete eine ganze Weile und läutete ein drittes Mal. Endlich kamen Schritte näher. Die Tür wurde geöffnet. Agnes Löcknitz stand vor dem Rittmeister.

„Guten Tag, Agnes," sagte er freundlich.

Sie antwortete mit einem höhnischen Lachen: „Du kommst wohl, um mir Dein Beileid auszusprechen? Du bist sehr liebenswürdig, aber ich verzichte auf Deine Teilnahme."

„Ich verstehe Dich nicht, Agnes."

„Liest Du keine Zeitungen?"

„Ich habe es in den letzten Tagen vielleicht unterlassen."

Sie betrachtete ihn verwundert. „Was suchst Du dann hier?"

„Ich wollte Dir wegen Grete Bescheid sagen, Agnes."

Sie verschloß die Haustür und stieg langsam die Treppen hinan.

„Warum mußtest Du selber öffnen? Ist Martin nicht hier, oder das Hausmädchen?"

„Nein, ich habe die Dienstboten entlassen."

„Du hast die Dienstboten entlassen?"

„Jawohl."

Sie traten in das Wohnzimmer. Die Vorhänge waren herabgenommen, und Kisten und Koffer standen herum.

„Was soll dies alles bedeuten, Agnes?" fragte er erstaunt.

„Ich verlasse dieses Haus."

„Und wohin gehst Du?"

„Das will ich Dir später sagen, Löcknitz. Erzähle mir, was mit Grete geschehen ist."

Er berichtete ausführlich von Hajnal und von dem Entschluß Gretes, bei den Eltern des Toten zu bleiben.

„Das ist das Beste, was Grete tun konnte," meinte sie nachdenklich. Sie fand kein Wort des Mitleids für den jungen Hajnal und für das zerstörte Glück ihrer Tochter.

„Willst Du mir jetzt sagen, Agnes, was hier vorgeht?"

Sie schob ihm ein Zeitungsblatt zu: „Lies."

Er las mit steigender Verwunderung, daß Herr Barsbotter verhaftet worden war, weil er einigen adeligen Damen auf betrügerische Weise große Geldbeträge entlockt hatte, deren Summe bereits zwei Millionen überschritt, aber noch nicht abgeschlossen war, da sich noch täglich Geschädigte meldeten. Barsbotter hatte den größten Teil des Geldes verspielt, sowohl an der Börse als auch auf dem Rennplatz und in verschiedenen Klubs.

Der Rittmeister ließ die Zeitung sinken und fragte fröhlich: „Hat er auch Dir Geld abgenommen, Agnes?"

„Alles," erwiderte sie voll Scham.

Er brach in ein schallendes Gelächter aus. Es war lange her, daß er so herzlich gelacht hatte.

„Eigentlich freue ich mich darüber, Agnes."

„Warum?"

„Weil Du auch einmal leichtsinnig gewesen bist, und ganz gehörig noch dazu."

Sie schüttelte den Kopf. „Es war nicht Leichtsinn, sondern eher Gleichgültigkeit. Ich bin froh, daß dieses elende Geld weg ist. Ich sah mit offenen Augen zu, wie man es mir aus der Tasche stahl, und freute mich. Das Geld ist an meinem verunglückten Leben schuld. Wenn ich arm gewesen wäre, hättest Du für mich gearbeitet. Nicht einen Tag hättest Du mich hungern lassen. Ist es so oder nicht?"

„Es ist so," antwortete er und wurde ernst.

Sie sah ihn lange an und sagte leise: „Du bist grau geworden, Löcknitz." Ihre Stimme klang weich und zärtlich.

„Wir sind beide grau geworden, Agnes."

„Was willst Du nun beginnen?" fragte er nach einer Weile.

„Ich werde in ein Stift gehen, Löcknitz."

„Das ist Dein unabänderlicher Entschluß, Agnes?"

„Jawohl. Mir ist bereits ein Platz im Stift Himmelspfort zugesichert worden. Es handelt sich nur mehr um das Geld."

„Um das Geld?"

„Ich muß fünfzehntausend Mark beim Eintritt bezahlen, aber ich besitze vorläufig erst fünftausend, nachdem ich alle Sachen, die mir gehören, verkauft habe."

„Und dieses Haus?"

„Das Haus gehört Ulrich und ist überdies durch Vermittlung Barsbotters mit Hypotheken überlastet."

„Woher willst Du Dir das nötige Geld verschaffen? Von Deinem Bruder?"

„Nein," antwortete sie und runzelte die Stirn. „Ich habe keine Luft, mich verspotten zu lassen und dann demütig ein Almosen in Empfang zu nehmen. Mit meinen Leuten will ich nichts zu tun haben. Sie haben mich immer verhetzt und irregeführt."

Er blickte sie nachdenklich an und wiederholte seine Frage. „Wo willst Du aber das Geld hernehmen, Agnes?"

„Ich dachte an Dich, Löcknitz," antwortete sie schüchtern.

„An mich?" Sein Gesicht war von heißer Freude überströmt.

„Ja. Ich wollte Dir schreiben."

„Ich danke Dir, Agnes," sagte er voll Stolz, weil sie in der Stunde der Not nun doch zu ihm gekommen war und zu keinem anderen Menschen der Welt.

„Kannst Du mir das Geld verschaffen, Löcknitz?"

„Natürlich," rief er großartig und hatte vergessen, daß er ein armer Teufel war. „Bis wann brauchst Du das Geld?"

„Das überlasse ich Dir, Löcknitz. Sobald Du mir das Geld verschaffen kannst, gehe ich ins Stift."

„Schön. Ich bringe Dir das Geld morgen oder spätestens übermorgen."

Als er wieder auf der Straße stand, kam ihm erst zum Bewußtsein, welche Verpflichtung er auf sich genommen hatte. Aber jetzt konnte er nicht mehr zurück. Das Geld mußte herbeigeschafft werden. Vor zwei Wochen noch wäre dies alles ein Kinderspiel gewesen, während heute zehntausend Mark eine unerreichbare Summe zu sein schienen. Er überdachte alle Möglichkeiten und fand keinen Ausweg. Von seinem Bruder Gerhard das Geld zurückzufordern war ausgeschlossen. Der hätte auch mit dem besten Willen eine solche Summe von heute auf morgen nicht heranschaffen können. Sein Bruder Kurt? Er würde seine Bitte glatt abweisen. Die wildesten Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Wenn er an einige Klubmitglieder heranträte? Sie würden ihn auslachen. Fritz Dunkelbaum wäre vielleicht der Einzige, der ihm das Geld gäbe, nur um ihn zu demütigen. Nein, dies alles ging nicht. Und wenn man zu Ulrich Plagge hinausführe? Er würde zweifellos helfen, aber dies wäre ein schimpflicher Verrat an Agnes. Wenn sie das wollte, bedurfte sie seiner nicht.

Plötzlich fiel ihm Stöckel ein. Der wußte vielleicht einen Rat. Er beschloß, den gewesenen Leutnant aufzusuchen.

Stöckel wohnte in einem alten Haus der Dorotheenstraße. Die junge Frau, die Löcknitz die Tür öffnete, betrachtete ihn sehr mißtrauisch.

„Ist Herr Stöckel zu Hause?"

„Gehen Sie nur weiter," antwortete die Frau und wies auf ein Zimmer. Der Rittmeister klopfte an die Tür. Nichts rührte sich.

„Das Zimmer ist nicht zugesperrt," sagte die Frau und zog sich in die Küche zurück.

Stöckel lag noch im Bett, mit dem Gesicht der Wand zugewendet. Das Zimmer war dumpf und düster.

„Ich habe kein Geld, Verehrtester," rief Stöckel.

Löcknitz mußte unwillkürlich lachen. „Guten Morgen, Stöckel."

Der Gewesene fuhr auf und sagte überrascht: „Oh, Sie sind es, Herr von Löcknitz! Verzeihen Sie, ich dachte, es wäre der Gerichtsvollzieher. Der kommt nämlich immer um diese Zeit."

Der Rittmeister nahm einen Sessel und setzte sich zum Bett. „Nein, diesmal ist es nicht der Gerichtsvollzieher. Ich brauche Ihren Rat, Stöckel. Wie verschafft man sich bis morgen zehntausend Mark?"

Der Gewesene pfiff durch die Zähne. „Das ist viel Geld, Herr von Löcknitz."

„Das weiß ich selber, Stöckel."

Der Mann im Bett überlegte. „Sind Sie ganz blank, Herr von Löcknitz?"

„Nein, ich habe ungefähr fünfzehnhundert Mark."

Stöckel atmete erleichtert auf. „Dann sieht ja die Geschichte viel freundlicher aus. Mit fünfzehnhundert Mark in der Tasche kann man Millionär werden."

„In fünfzig Jahren, gewiß. Aber ich muß das Geld bis morgen haben."

„Wie wäre es, wenn Sie Ihr Glück heute beim Rennen versuchen würden, Herr von Löcknitz? Ich habe einen guten Tip. Ammergau gewinnt todsicher."

Der Rittmeister schüttelte den Kopf. „Nee, lieber Freund, mit Rennen ist nichts los. Die Sache ist mir zu unsicher."

„Da haben Sie freilich nicht unrecht. Sicher ist der Tod, sonst nichts." Er zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch zur Decke.

„Ich weiß noch etwas Besseres für Sie, Herr von Löcknitz," sagte er nach einer Weile und machte ein siegesgewisses Gesicht. „Sie müssen in einen Klub gehen und spielen. Sie werden sicher gewinnen, ich fühle es, weil Sie so lange keine Karte berührt haben. Enthaltsamkeit belohnt sich immer."

„Daran dachte ich schon," gestand der Rittmeister. „Aber es ist unmöglich."

„Warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich in keinen Berliner Klub gehen kann. Das werden Sie einsehen, Stöckel. Ich mache mich lächerlich. Der gewesene Besitzer des Philadelphia-Klubs kann sich nirgends einführen lassen, um Karten zu spielen."

„Das ist richtig," gab Stöckel zu. „Aber wenn Ihnen die Umgebung gleichgültig ist, Herr von Löcknitz, will ich Sie in einen Spielklub bringen, wo Sie gewiß niemand kennt."

„Was für ein Klub ist das?"

„Es ist eigentlich kein Klub, sondern ein Keller und gehört der Klamotten-Lotte, die mir sehr gewogen ist. Ich komme manchmal hin, wenn ich mir einen Tip holen will."

„Und in diesem Keller soll es möglich sein, zehntausend Mark zu gewinnen?" fragte der Rittmeister ungläubig.

„Auch hunderttausend Mark. Sie werden überrascht sein, Herr von Löcknitz, was für Summen dort unten auf dem Tisch liegen. Es wird übrigens einwandfrei gespielt. Der Mann ist nicht geboren, der es wagen würde, in dieser Gesellschaft zu mogeln."

„Da muß man wohl den Revolver mitbringen?"

„Ist ganz unnötig, weil er Ihnen nichts helfen würde. Die einzige Gefahr ist, daß man von der Polizei aufgehoben wird, aber dieser Fall muß ja nicht gerade heute nacht eintreten. Sie sollten jedenfalls Ihr Glück versuchen, Herr von Löcknitz."

„Ich habe keine Wahl, Stöckel. Wo ist dieser vornehme Klub?"

„In der Mehnerstraße. Wenn es Ihnen recht ist, treffen wir uns um elf Uhr beim Untergrundbahnhof Alexanderplatz."

„Abgemacht. Ich danke Ihnen, Stöckel."

„Bitte, ziehen Sie aber nicht den Frack an, Herr von Löcknitz," lachte der Gewesene, „sonst werden wir verhauen."

„Ich schäme mich, Stöckel," sagte Löcknitz kleinlaut und verließ das Zimmer. Er verbrachte einen Tag voll Zweifel und Unsicherheit, schmiedete Pläne, die er wieder verwerfen mußte, trug sich mit Hoffnungen, die nie erfüllt werden konnten, und stand mit dem Schlag elf vor dem Bahnhof Alexanderplatz. Einige Minuten später kam Stöckel. „Es ist gut, daß Sie nicht beim Rennen waren, Herr von Löcknitz."

„Hat Ammergau nicht gewonnen?"

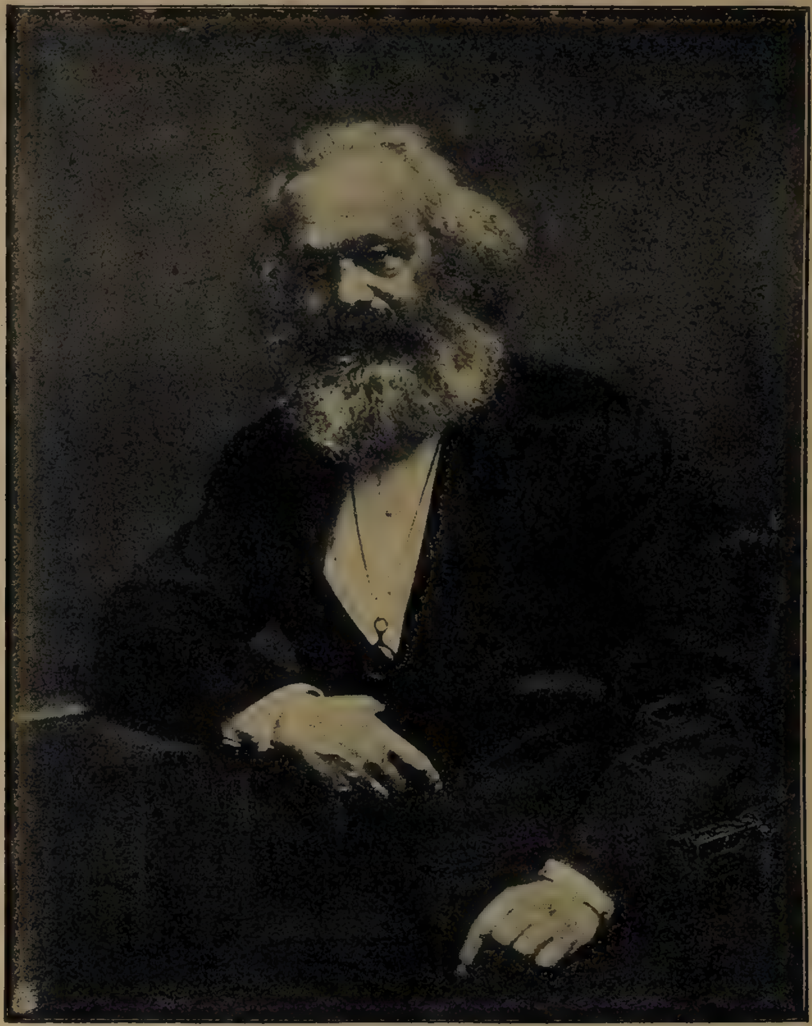
„Doch, aber er zahlte siebzehn für zehn. Damit hätten Sie die Suppe nicht fett machen können."

Sie machten sich auf den Weg zur Mehnerstraße.

(Fortsetzung folgt.)



Herzog Friedrich II. von Anhalt †.
Hofphot. Hartmann.



Karl Marx,
der Begründer der internationalen sozialistischen Lehre.
Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages am 5. Mai 1918.
(Verlag Photogr. Gesellschaft, Berlin.)



Herzog Eduard von Anhalt,
als ältester Bruder des verstorbenen Regenten,
der Erbe des Herzogthrones.
Hofphot. Hartmann.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — al — baum — be — bra — bra — chi — de — di — ein — ham — i — i — lei — lei — lie — lo — ma — mant — ne — nin — re — re — rot — sol — tach — wei — zen sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die Anfangszeile eines Lenauschen Gedichtes ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. berühmten Felsen 2. weibl. Vornamen, 3. primitives Boot, 4. indischen Gott, 5. Werk von Schnitzler, 6. Wagnersche Frauengestalt, 7. Fiebermittel, 8. Getreideart, 9. historischen spanischen Palast, 10. Ort im bayr. Hochland, 11. Edelstein.

Unterschied.

„Ve" muß angeboren sein,
Aber „den" kann man verleih'n.

Nützlich.

Einen Abstecher nach der Eins zu machen,
Der Kasus macht mich wirklich lachen.
Ab nehmen, ja das wäre was,
Das gäbe mit der Eins ein Glas.

Geschickter Wurf.

Manche „n", wenn auch nur klein,
Fiel in des Bettlers „t" hinein.

Scherz.

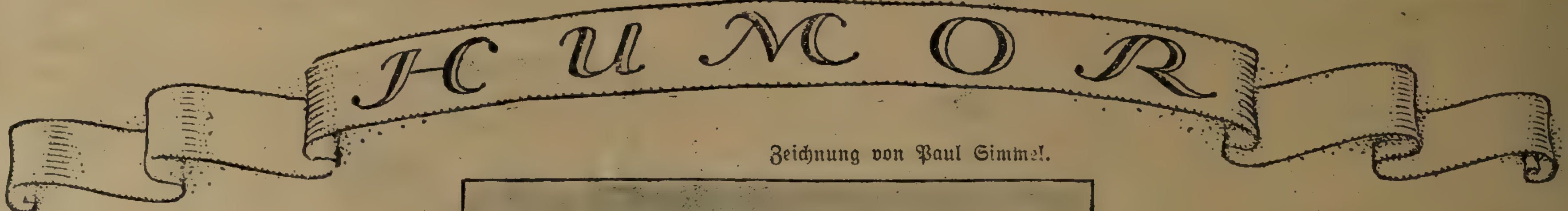
Ist einem Gott das Herz genommen,
So wird man neun dafür bekommen.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 17.

Silben-Rätsel: Soll ich geringer von mir denken, weil ich Feinde habe? Goethe.

1. Sonne, 2. Orion, 3. Landeck, 4. Laute, 5. Immermann, 6. Charkow, 7. Granate, 8. Emmi, 9. Rodel, 10. Irawadi, 11. Nesseltuch, 12. Gotthelf, 13. Erde, 14. Rossini, 15. Veilchen, 16. Ovid, 17. Rabe, 18. Macbeth, 19. Iphigenia, 20. Rauschgelb, 21. Dohle.

Der Hund: Spitz. — **Der versteckte Revanchegedanke:** Wie du mir, so ich dir. — **Einfaches Mittel:** Silbe—r, Silber.



HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Wir haben drei verschiedene Meier in der Kompanie. Bei der Rekrutenbesichtigung fragt der Herr Hauptmann plötzlich einen Rekruten:

„Sagen Sie mal, sind Sie nicht der Meier mit dem ei?"

„Nein, Herr Hauptmann!

„Dann schreiben Sie sich wohl mit ai?"

„Nein, Herr Hauptmann!"

„Oder mit ay?"

„Nein, Herr Hauptmann!"

„Zum Donnerwetter, wie schreiben Sie sich dann?"

„S—c—h—u—l—z—e, Herr Hauptmann," platzt der biedere Rekrut heraus.

*

Die Lehrerin will die Aufnahmefähigkeit der Schüler prüfen. „Seht Euch im Klassenzimmer um," sagt sie, „und dann erzählt mir, was Euch am meisten interessiert hat, und warum es Euch interessiert." — Krause hebt zuerst den Finger. „Ihre Handtasche auf dem Tisch," sagt er. — „Warum denn?" — „Lehmann hat zwei Maikäfer hineingesteckt!"



„Von wem sind Sie denn ausgemietet worden?"
„Von der Kriegsgesellschaft zur Verhütung der Wohnungsnot!"

„Na, Peter, wie gefällt es Dir in der Schule?"

„Ach, ganz gut, aber man versäumt viel Zeit damit!"

*

„Du, Adolf, ich lese eben in der Zeitung, daß jedes dritte Kind, das in der Welt geboren wird, ein Chinesenkind ist." — „Gott sei Dank, daß wir nur zwei haben!"

*

„Dreißigmal muß man einen Bissen kauen," sagte der Lehrer, „damit er gut bekommt." — „Das können wir nicht machen," rief ein Junge aus, „wenn ich jeden Happen dreißigmal im Munde herumzerren wollte, hätten meine acht Geschwister schon alles aufgegessen, ehe ich den ersten Bissen herunter hätte."

*

„Wissen Se, meine Frau hat ein silbernes Lachen, eine eiserne Gesundheit, ein goldenes Herz und 'n bleiernen Schlaf, da könnte man se eigentlich zur Metall-Sammelstelle bringen."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

12. Mai 1918
Nr. 19
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

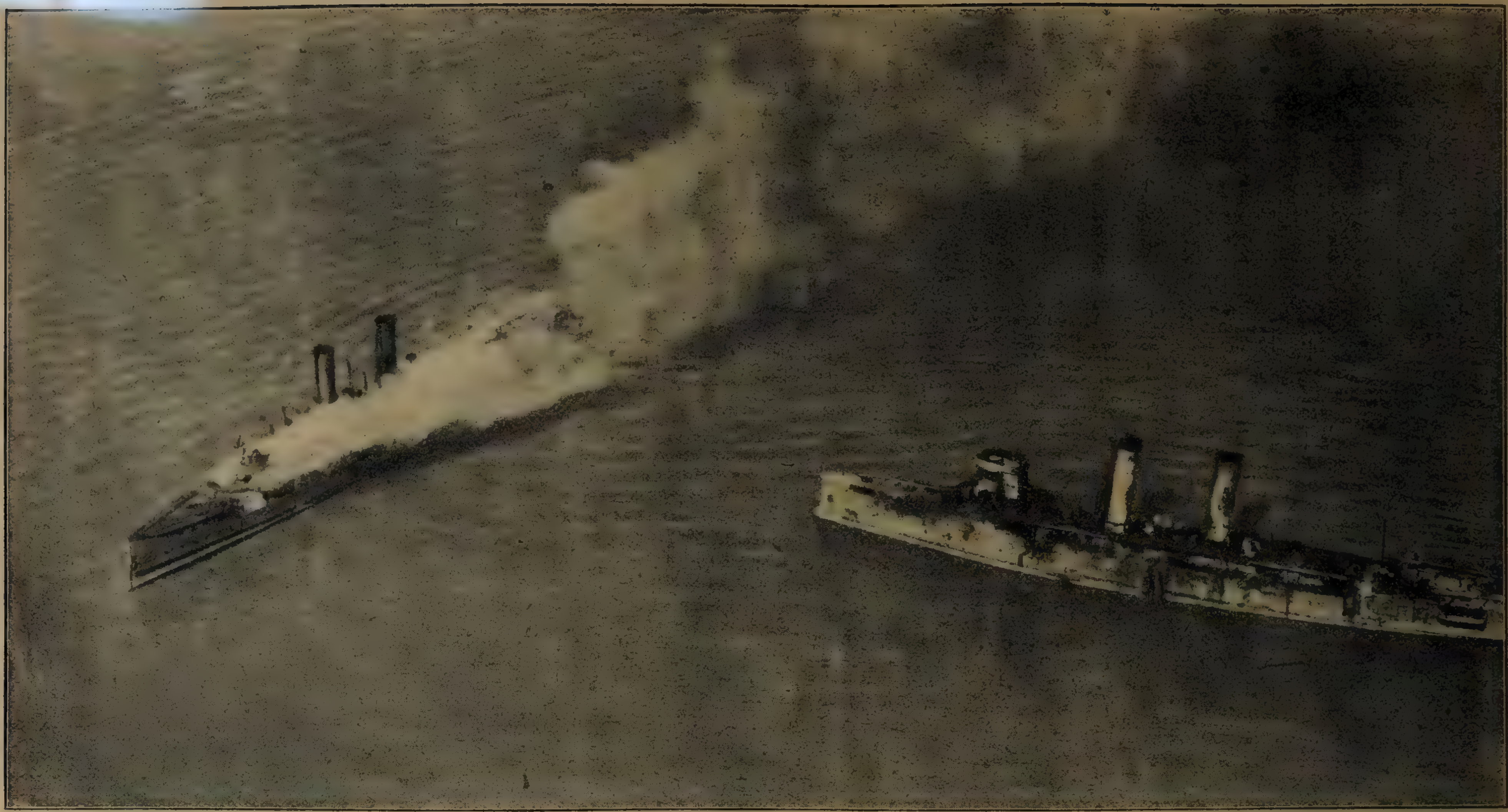
Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Vom Einzug unserer Truppen in Helsingfors.

Phot. Bild- u. Film-Amt.

Begrüßung des Generals Grafen von der Goltz, des Führers der Truppenexpedition nach Finnland, durch den Magistrat.



Der mißglückte englische Handstreich gegen Ostende und Zeebrügge: Fliegeraufnahme der östlich Ostende versenkten englischen Sperrkreuzer.



Der erste deutsche Flugpostdienst: Die Luftpost-Annahmestelle in Brest-Litowsk.



Blick in die Hauptstraße von Kiew.

Künstlicher Nebel

Eine der Hauptaufgaben der Kriegführung ist die Verheimlichung und die Verschleierung der Bewegungen, um den Gegner möglichst lange über die eigenen Absichten im unklaren zu lassen und sich gegen Beschießung zu sichern. An Land helfen Bäume und Sträucher, Bodenerhebungen und Einschnitte sowie künstlich aufgeführte Wände aus Flechtwerk diese Aufgabe unterstützen. Auf See gibt es hingegen außer dunklen, mondlosen Nächten und Nebel keinen Schutz vor feindlichen Spähern; hier ist es nur den U-Booten möglich, sich der Sicht durch Untertauchen zu entziehen. In diesem Kriege bedienten sich die Flotten vielfach des sogenannten Rauchschleiers, den die Schiffe entweder selbst durch [illegible] stark qualmender Kohlen oder Oele erzeugten oder durch andere Fahrzeuge zwischen sich und dem Gegner legen ließen. Aber schließlich hatten diese dicken Rauchschwaden den Nachteil, daß sie neben der Behinderung der eigenen Fernsicht doch immerhin dem Gegner einen Anhalt für den ungefähren Stand der eigenen Schiffe boten. Dagegen gestattete Nebel vielfach vom Feinde nicht bemerkte Bewegungen. Gelang es, ihn künstlich in derartigen Mengen zu erzeugen, daß er die Schiffe gänzlich von der Wasseroberfläche bis zu den Mastspitzen einhüllte, so war ein brauchbares Schutzmittel gefunden; denn Nebelbänke sind in einiger Entfernung dem Auge lange nicht so wahrnehmbar wie Rauch, besonders bei an und für sich schon wenig sichtiger Luft. Dieses Problem ist bei uns und den Feinden gelöst worden. Zu seiner Erzeugung bedient man sich chemischer Flüssigkeiten, die sich beim Hinzutreten von Wasser in große Mengen dichten nebelartigen Wasserdampfes auflösen, oder anderer, die, an die Luft gepreßt, einen Nebel erzeugen, der es mit dem berüchtigten Londoner „Erbsensuppennebel" in Farbe und Dichtigkeit aufnehmen kann und in wenigen Minuten die Schiffe den Blicken entzieht. Hierzu werden nun entweder mit der Flüssigkeit gefüllte Behälter, Nebelbomben genannt, über Bord geworfen, nachdem sie geöffnet wurden, oder das chemische Erzeugnis wird aus an Deck angebrachten Stahlbehältern unter Druck herausgeblasen, wo es sofort als dichter Nebel auf die Wasserfläche herabrollt und sich wie eine Wand hochtürmt. Nähere Angaben über die Apparate verbieten sich aus militärischen Gründen. Von den Nebelbomben machen besonders feindliche Handelsschiffe Gebrauch, um sich der Sicht der U-Boote zu entziehen. Da aber Strömungen



Auf der Feindesseite:
Hilfsstelle für Verwundete in den neuen französischen Linien zwischen Amiens und Montdidier.
(Französische Photographie.)



Marschierende feindliche Artillerie in Flandern, die von einem niedrig fliegenden deutschen Flieger mit Maschinengewehrfeuer angegriffen wird.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

diese Nebelbomben leicht seitwärts treiben können, sind die auf den Schiffen selbst befindlichen Nebelapparate brauchbarer. Derartiger Apparate haben sich zweifellos die englischen Schiffe bei ihrem Angriff auf unsere flandrischen Stützpunkte bedient.



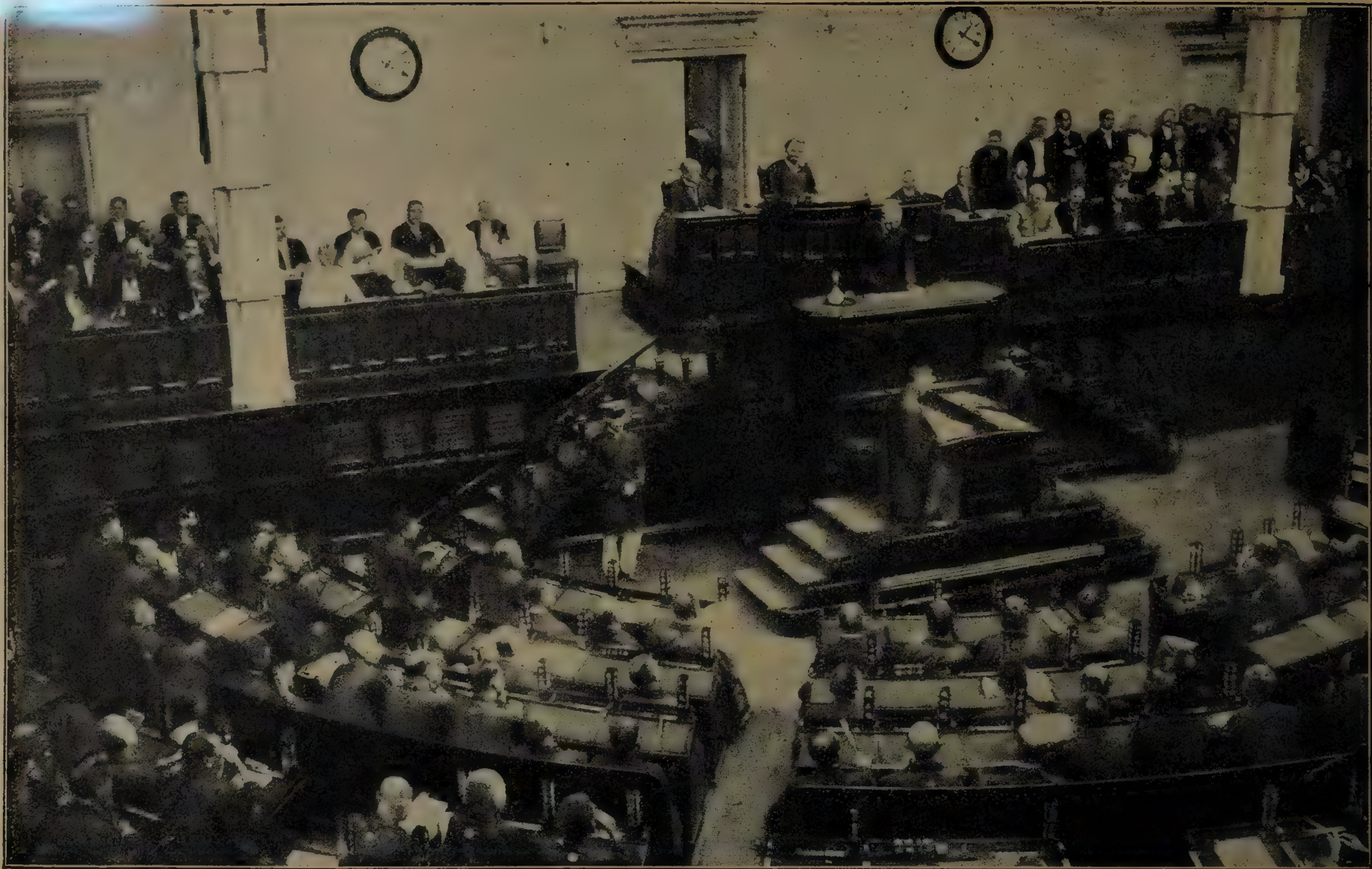
Frhr. v. Mumm,
unser diplomatischer Vertreter bei der ukrainischen Regierung.
Phot. Perscheid.



Deutsche Militärärzte in der Wüste bei der Behandlung verwundeter und erkrankter Araber.



Adolf Joffe,
bevollmächtigter Vertreter der russischen Republik in Berlin.
Phot. Becker & Ma...



Japan, eine neue Weltmacht: Blick in den Sitzungssaal des japanischen Parlaments während einer Rede des Ministerpräsidenten.



Baron Goto, der neue japanische Minister des Aeußeren.

JAPAN

von Erich von Salzmann.

Die alte Erde dreht sich immer noch, aber nach diesem Kriege wird sie in mancher Hinsicht ein neues Antlitz haben. Es werden nicht mehr die alten bekannten Faktoren im Völkerleben sein, die auf ihrer Oberfläche gestaltend wirken. Keine Frage! Die Entente des Sir Edward Grey wird nicht mehr weltumfassend alles Gegnerische erdrücken können. Ein neuer Faktor hat sich aufgetan, eine neue Macht wird in erster Reihe mitsprechen, das japanische Weltreich! Wie seit Jahrhunderten im Leben der Völker waren es auch im Falle Japan die Angelsachsen, die die in der jungen Großmacht schlummernden Kräfte zuerst entdeckten und für ihre eigenen Zwecke nutzbar zu machen verstanden. Ein Volk war da in der Mitte vorigen Jahrhunderts in Ostasien zu jenem Zeitpunkt herangewachsen, in dem es, uraltem Naturgesetz folgend, über seine Landesgrenzen heraustreten mußte, um sich auszubreiten und anderen, ihm moralisch und intellektuell unterlegenen Völkern den Stempel seines Wesens aufzudrücken. Den Vereinigten Staaten blieb es vorbehalten, mit den bekannten Machtmitteln das Volk des Reiches der aufgehenden Sonne zu der Erkenntnis zu erwecken, daß es heute auf der Erde keine Menschengemeinschaft mehr gibt, die nicht, ob sie will oder nicht, am Weltengestalten teilzunehmen hat. Amerikanische Kanonen schlugen die erste Bresche in die japanische Abgeschlossenheit. 250 Jahre hatte diese schärfste aller selbstgewollten Absperrungen gedauert. Sie hatten ein Volk geschaffen, stark, männlich, selbstbewußt, einheitlich durchgebildet, von einer Selbstzucht, wie sie nirgend anders zu finden sein wird, mit einem Training des Willens, der alles, Eigentum und Leben, hingibt für das eine hohe Ziel: die Größe des Vaterlandes. Kaum irgendwo auf der Erde ist die Vaterlandsliebe und der Glaube an die eigene Zukunft und die eigene Sendung so stark wie im japanischen Volk. Ein machtvoller Wille ist dort gezüchtet worden, der mit schwächerem Willen begabte Reiche über den Haufen werfen muß. Gestützt wird dieser Wille durch eben jene einheitliche Durchbildung auf allen Gebieten, die nur durch die Androhung der Todesstrafe für Verlassen des Landes und durch Verhängung derselben Strafe für unbefugtes Betreten des Landes möglich war. So wuchs dieses Volk, geführt von einem Adel, der seinen Handlungen jahrhundertelang nur die edelsten Motive zugrunde legte. Diese Samurais, wie man die zur Zeit das Land regierende Adelsklasse nennt, haben bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht jene Mißwirtschaft geführt, wie es in anderen Ländern und in anderen Jahrhunderten von herrschenden Gruppen des Adels geschah. Sie haben erst an sich selbst ausgeprobt, was gut war. Ihre Kinder werden in einer Zucht gehalten, wie kaum irgendwo anders auf Erden. Sie müssen alle nach dem Höchsten streben, und dieses Höchste ist nur eines, immer wieder nur eines: der Ruhm des Vaterlandes. Ist es da ein Wunder, daß unter solchem System die führenden Geister dieses Adels, die Genro, ganz hervorragende Staatsmänner sind? Sie haben das englische „Right or wrong, my country!“, als höchsten Wahlspruch aufgerichtet. Diese Führer des Volkes haben einen Ehrenkodex, der empfindlicher ist als der des mitteleuropäischen Adels, als er noch unbeschränkt in der Macht saß.



Lehrsaal in der Handelshochschule in Tokio.

UNSERE TRUPPEN IN FINNLAND

Wer Unrecht tut auf irgendeinem Gebiet, wird aus der Kaste ausgestoßen. Dieser Ehrerkodex ist zusammengefaßt im „Buschido“, jener merkwürdigen Sammlung von Morallehren und fast übertriebenen Regeln des Standesbewußtseins. Unterordnung unter das Ganze, d. h. eine ungeheure Zentralisation des Willens, der dann in einer Spitze seinen Ausdruck findet, ist das Ergebnis der merkwürdigen japanischen Weltanschauung, der jeder moderne Altruismus vollkommen fremd ist. England war es, das auch dieses Volk, wie so viele andere, für seine Zwecke anspannte. Japan schlug den Krieg gegen China, von dem England damals noch glaubte, es würde eines Tages eine gleichberechtigte Weltmacht werden, und siegte. Japan wurde in Waffen gerufen gegen Rußland, das England in Mittelasien bedrohte. Japan siegte. Es war aber der englische Herr, der den Vorteil aus den japanischen Siegen zog. Japan blieb ein Jahrzehnt in Abhängigkeit. England hatte dieses Land finanziert und kontrollierte jede politische und wirtschaftliche Regung mit der den Engländern eigenen, in Jahrhunderten auf diesem Gebiet gesammelten Erfahrung. Da kam der Weltkrieg. Da wurde Japan frei. Es hatte in Lehrjahren von über einem Menschenalter seine Söhne über die Meere in alle fremden Länder geschickt, um zu lernen. Kein Volk ist so lernbegierig wie die Japaner. Von England lernte es, daß das wichtigste Moment der modernen völkischen Entwicklung die wirtschaftliche Unabhängigkeit ist. So schuf sich Japan in diesem Kriege die breite Grundlage einer Industrie, die noch in den Kinderschuhen steckt, die aber bald nach diesem Kriege allen seinen Konkurrenten — und das sind alle Völker der Erde — schwere Nüsse zu knacken aufgeben wird. So trug Japan im Kriege seinen Handel über ganz Asien, über Australien bis weit hinein nach Ost- und Südafrika und Mittel- und Südamerika. Die japanische Seemacht ist längst der Hauptfaktor auf dem Stillen Ozean. Die japanische Landmacht ist mit 50 Divisionen auf die doppelte Höhe ihrer Friedensstärke gebracht worden. Das sind Faktoren, mit denen die Welt wird rechnen müssen. Das sind Ergebnisse, die den beiden Reichen, die Japan aufweckten, als solche niemals vorgeschwebt haben. Japan sollte als Söldner Englands Schlachten in Asien schlagen. Japan sollte als Kulturpionier für Amerikas Handel vorarbeiten. Der Schüler wuchs an die Lehrer heran. Es wird kein Menschenalter dauern, und Japan wird den beiden Meistern über den Kopf gewachsen sein. Das Ende des Weltkrieges, das die bisherigen Großmächte der Erde blutend und geschwächt sehen wird, wird eine einzige Großmacht unversehrt auf allen Gebieten erleben. Das ist Japan. Darum muß auch die deutsche Politik mit Japan rechnen. Sie muß das Sonnenreich nicht nur in passivem Sinne in ihre politischen Berechnungen einstellen. Wer dieses Reiches Freund sein wird, der wird mit ihm zusammen die Märkte des fernen Ostens erschließen dürfen, der wird die ungeheuren Kräftequellen auf dem asiatischen Kontinent, in China, seine Rohstoffe, seine Menschenmassen mit für die großen Kulturaufgaben, die der Erde harren, nutzbar machen dürfen. Gegen Japans Widerspruch aber wird kein Reich der Erde im fernen Osten allein sein Ziel verfolgen können. Die Methoden also, die unsere Feinde während des Weltkrieges anwenden, um ihre Ziele zu erreichen, werden im japanischen Machtbereich nicht mehr anwendbar sein.



Unsere Truppen in Finnland: Bergung eines im Kampf mit den roten Gardisten Verwundeten.
Phot. Bild- und Film-Amt.



Deutscher Soldat und weißer Gardist als Bahnwache an der Strecke Hangö—Helsingfors.



Begrüßung der einziehenden deutschen Truppen durch die Bevölkerung vor dem Dom in Helsingfors.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

35. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Auf dem Weg zur Mehnerstraße gab Stöckel dem Rittmeister nähere Aufklärungen über die Spielweise im Keller. Die Bank kam der Reihe nach an jeden der Spielteilnehmer. Niemand durfte länger als dreißig Minuten die Bank halten, gleichviel ob er gewonnen oder verloren hatte.

„Sparen Sie Ihr Geld, bis Sie zum Bankhalten kommen, Herr von Löcknitz. Sie können die Bank abgeben, sobald sich Ihre Einlage verdoppelt hat."

„Ich muß ja zehntausend Mark gewinnen," antwortete der Rittmeister verzagt.

„Sie werden sie gewinnen," behauptete Stöckel mit unerschütterlicher Sicherheit.

Sie traten in eine kleine, schmierige Destille, die schwach besucht war. Einige Droschkenkutscher saßen an einem Tisch und spielten Karten. An einem anderen Tisch las ein einsamer Mann in der Zeitung, einen schweren Krückstock zwischen den Beinen. Löcknitz hielt den Menschen für einen Polizeiagenten.

„Guten Abend, Herr Baron," grüßte der Mann hinter dem Schanktisch, ein Hüne von Gestalt.

„Guten Abend, Hanke," antwortete Stöckel und nahm mit dem Rittmeister an einem Ecktisch Platz. „Zwei Echte!"

Hanke brachte das Bier.

„Sagen Sie, Hanke, ist heute was los?"

Der Riese zwinkerte beruhigend mit den Augen. „Großer Betrieb, Herr Baron."

„Fragen Sie Fräulein Lotte, ob wir runter können."

Hanke ging in einen Glasverschlag und redete in ein Sprachrohr hinein.

„Sie müssen ihm zwanzig Mark geben," sagte Stöckel.

„Das Bier in dieser Gegend ist nicht billig."

„Die zwanzig Mark sind Eintrittsgebühr und Kartengeld für uns beide."

„Das ist etwas anderes."

Hanke kam zurück.

„Das Geschäft ist richtig."

Sie standen auf, nachdem Löcknitz dem Riesen ein Goldstück in die Hand gedrückt hatte, und traten durch eine Tür seitlich des Schanktisches in einen engen, schlecht beleuchteten Gang. Am Ende des Ganges führte eine Eisentür in ein solides Bürozimmer, das nur von einer grünbeschirmten Lampe erhellt wurde, die auf dem breiten Schreibtisch stand. Eine Dame, im ausgeschnittenen Abendkleid, mit allzuviel Schmuck behangen, kam ihnen entgegen. Sie war über Vierzig, zeigte noch Spuren früherer Schönheit und hatte Diseusen-Manieren. „Guten Abend, lieber Baron," sagte sie zu Stöckel mit einer beschädigten Stimme.

„Guten Abend, Fräulein Lotte. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen besten Freund, Herrn von Heydebrinck, vorstelle." Er lächelte dem Rittmeister freundlich zu.

„Sehr erfreut, Herr von Heydebrinck," antwortete die Klamotten-Lotte. „Sind Sie vielleicht mit dem Grafen Heydebrinck verwandt, den ich zufällig kenne?"

„Nein, mein gnädiges Fräulein, ich bin aus einer anderen Linie."

Sie öffnete einen großen Schrank, dessen Rückwand eine große Tür verbarg, und flötete: „Sie gestatten, meine Herren, daß ich vorangehe."

Eine schmale, mit Teppichen belegte Stiege führte in Windungen zwei Stockwerke tief in den Keller.

„Schwerer Film," scherzte Stöckel.

Sie traten in einen übermäßig hellen Raum, der als Bar eingerichtet war. Das Licht war so grell, daß es die Augen verletzte.

In einem Winkel fand sich ein selbstspielendes Pianino, das von einem jungen, schwindsüchtigen Menschen im Frack auf der Geige begleitet wurde. Die beiden spielten einen schmachtenden Liebeswalzer. Es machte einen unheimlichen Eindruck, daß der Partner des kranken Geigenspielers ein lebloses, von unsichtbaren Händen berührtes Instrument war. Man konnte glauben, der Tod, von niemandem gesehen, säße vor dem Klavier.

Fräulein Lotte führte die Herren in das Spielzimmer, das ebenso überfüllt war wie die Bar. Die gewölbte Decke des Raumes, die mit starken Glühlampen dicht besteckt war, sah aus wie ein irrsinnig gewordener Sternenhimmel.

Als sie eintraten, wendeten sich ihnen eine Sekunde lang die Augen aller Spieler zu, um sofort beruhigt zu den Karten zurückzukehren. Ungefähr dreißig Männer saßen um den Tisch herum. Es waren Viehhändler, Buchmacher, Jockeis, Schlächtermeister, Fuhrwerksbesitzer und Stall-Leute. Hier gab es keine Spielmarken, sondern nur bares Geld. Vor dem Bankhalter lag augenblicklich ein hoher Goldhaufen.

Fräulein Lotte wies Löcknitz einen Platz an. Die beiden Männer links und rechts nickten ihm freundlich zu. Kein lautes Wort wurde gesprochen. Die Leute benahmen sich tadellos, jedenfalls viel besser als die Herren Fischbein, Bomse und Genossen in den prunkvollen Räumen des Klubs in der Viktoriastraße. Sie spielten kavaliermäßig und blieben gleichmütig, ob sie nun gewannen oder verloren. Herr Alois Muggenthaler vom Wiener Jockei-Klub hätte an den Herren seine helle Freude gehabt. Es war maßlos ungerecht, dachte Löcknitz, daß sich diese Menschen gleich Verbrechern zwei Stockwerke tief unter der Erde verstecken mußten, während ihre Kameraden vom grünen Tisch, mit viel weniger Anstand und Bildung, unbehelligt und freundlich geduldet, vor aller Welt ihrer Leidenschaft frönen durften.

Der Mann mit dem Goldhaufen gab die Bank ab und verstaute das Geld in seinen Taschen. Man rief ihm einige Scherzworte zu, aber keinem Menschen fiel es ein, den Gewinner mit glühendem Haß zu verfolgen. Diese Leute in schlechtsitzenden Anzügen, mit knallig roten Krawatten, in denen barbarisch große Diamanten funkelten, mit dicken Wurstfingern, deren Nägel gespalten waren, mit schweren goldenen Uhrketten, die den prallen Bauch umspannten, rauchten gemächlich ihre Zigarren und verloren ihr Geld mit einer Gleichgültigkeit wie geborene Aristokraten. Löcknitz beobachtete mit steigender Verwunderung und vergaß oft, sein Fünfmarkstück zu setzen. Ein dicker Mann, dem das Nackenfett über dem niedrigen Kragen wulstete, hatte ein dickes Bündel neuer Tausendmarkscheine vor sich liegen, aus dem er ab und zu, da er beständig verlor, mit unvergleichlicher Gelassenheit eine Note hervorzog.

Der Rittmeister hatte über hundert Mark in kleinsten Sätzen verloren, als er zum Bankhalten kam. Er legte tausend Mark in die Bank. Stöckel stand hinter ihm, die Hände um die Stuhllehne gekrampft. Man konnte spüren, wie er vor Aufregung zitterte. Die Karten waren so schmierig und fettgetränkt, daß das Mischen fast unmöglich wurde. Löcknitz bat um neue Karten.

„Det is'n Kavalier," meinte ein Viehhändler und lachte dröhnend.

Löcknitz verlor den ersten Coup und damit über die Hälfte seines Kapitals. Der Angstschweiß stand in Perlen auf seiner Stirn. Er dachte an Agnes und suchte das Glück mit aller Kraft seines Willens zu erzwingen. Ich muß gewinnen, fieberte es in ihm, als er zum zweitenmal die Karten ausgab. Er gewann. Er gewann, Schlag auf Schlag, aber als die halbe Stunde, die ihm zugeteilt war, ihrem Ende zuging, hatte er nach seiner Berechnung höchstens fünftausend Mark vor sich liegen.

Plötzlich rief der dicke Mann, der das Bündel von Tausendmarkscheinen vor sich hatte, mit heiserer Stimme: „Banko!"

Der Rittmeister zuckte unwillkürlich zusammen. Nun entschied sich sein Schicksal.

„Es sind ungefähr fünftausend Mark in der Bank," erklärte er, gerade so, als ob er beim Spieltisch im Klub der Rue du Quatre-Septembre säße.

„Sie müssen nich halten, wenn Sie keenen Mumm nich haben," antwortete der Mann gutmütig.

„Doch. Ich wollte Ihnen nur sagen, wieviel in der Bank ist."

„Is nich nötig," lachte der Dicke. „Deckung is da." Er klopfte auf sein Notenbündel.

Löcknitz teilte die Karten aus. Sein Herz stand still. Aus der Bar kam dünn und verweht eine Melodie. Der schwindsüchtige Geiger und der Gevatter Tod spielten miteinander einen argentinischen Tango. Der Rittmeister erlebte im Bruchteil einer Sekunde einen Frühlingsabend in Bozen, ein Begräbnis in der Theißebene, den Abschied von seiner Tochter am Rand der Akazienallee, eine Sommernacht in Fanö, einen Herbstvormittag im Parc Monceau und einen einsamen Ritt in Karlshorst.

Dann deckte er auf. Er hatte neun. Eine zitternde Schwäche rieselte durch seine Glieder.

„Wieviel is denn in der Pinke?" fragte eine Stimme.

Er zählte mit verschwimmenden Augen. „Fünftausenddreihundertfünfzig Mark."

Eine dicke, rote Hand reichte ihm das Geld über den Tisch. Löcknitz mußte sich zurückhalten. „Es ist für meine Frau," wollte er sagen und preßte die Lippen aufeinander.

„Aufhören!" zischelte Stöckel.

Es erschien Löcknitz unmöglich, jetzt aufzuhören. Er konnte nicht weniger vornehm sein als diese Spieler im Keller der Klamotten-Lotte.

Sein Nachbar nahm ihm die Karten aus der Hand und sagte: „Ihre Zeit ist um."

Löcknitz steckte langsam das Geld in die Tasche. „Kommen Sie," flüsterte Stöckel und zerrte ihn am Aermel.

Der Rittmeister stand auf und folgte dem Freund in die Bar. Sie setzten sich an einen Tisch und tranken Whisky. Die Klamotten-Lotte saß bei ihnen und zeigte ihre goldenen Zähne. Der Geiger und das Klavier spielten ein Lied, das vielleicht Solveigs Sang war. Löcknitz schenkte dem Schwindsüchtigen ein Goldstück.

Als sie durch den Wandschrank in das Bürozimmer eintraten, verabschiedete sich Fräulein Lotte.

Auf der Straße empfing sie ein lauer, dünnrieselnder Regen.

„Dank, Stöckel, Dank," stammelte der Rittmeister mit erstickter Stimme und stopfte dem Widerstrebenden Geld in die Tasche.

XXXII.

Als Lisa Dierkher in sein Zimmer trat, starrte der Rittmeister sie wie eine unwirkliche Erscheinung an und brachte keinen Gruß über die Lippen.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, mein Lieber," sagte sie und kräuselte spöttisch die Lippen. „Ich komme weder mit Vitriol noch mit einem Revolver."

Er streckte ihr die Hände entgegen, aber sie nahm sie nicht.

„Ich habe nur eine kleine, bescheidene Bitte an Dich."

„Was ist es, Lisa?"

„Ich will noch einmal, ein letztes Mal mit Dir zusammen Abendbrot essen. Ist das zu viel verlangt?"

Er senkte den Kopf. „Wozu sollen wir uns quälen, Lisa?" Ihm graute vor dem Gedanken, eine „Abschiedssouper"-Szene spielen zu müssen.

„Du bist sehr wehleidig, mein Lieber."

„Ich bin müde."

„So viel Kraft wird Dir hoffentlich noch übriggeblieben sein, um mit mir Abendbrot essen zu können."

Er nahm Hut und Stock. „Bitte, gehen wir."

Vor dem Hause wartete das Auto, mit dem sie gekommen war. „Wohin befiehlst Du?" fragte er.

„Wir wollen in das Weinhaus, in dem wir an jenem Abend nach dem Rennen gewesen sind."

Sie fuhren schweigend in die Stadt.

Der Pförtner öffnete den Wagenschlag und grüßte vertraulich: „Guten Abend, Herr Rittmeister."

Nur wenige Tische im Saale waren besetzt. Löcknitz bestellte das Abendbrot.

„Ich habe Durst," sagte Lisa.

„Was willst Du trinken?"

„Champagner, wenn es Dir möglich ist." Sie hatte ein verzerrtes Lächeln auf ihren Lippen.

Auch diese Stunde wird vorübergehen, dachte er und unterdrückte seine Antwort.

Sie trank hastig ihr Glas aus.

„Du solltest nicht so schnell trinken, Lisa."

„Fürchte Dich nicht, mein Lieber, ich mache Dir keinen Skandal."

Er betrachtete nachdenklich ihr schönes Gesicht und entsetzte sich. Wo war das junge, frische Kind geblieben, mit dem er einmal von Köln nach Berlin gefahren war? Nichts war übriggeblieben als eine hübsche Schauspielerin, die jeden Abend, wenig bekleidet, auf der Bühne stand und von hundert Männern begehrt wurde. Und dies alles war sein Werk.

Er hatte dieses wunderbare Geschöpf aus dem Gleichgewicht gebracht und zu sich hinabgezogen.

„Gib mir, bitte, eine Zigarette,“ sagte Lisa und lehnte sich zurück. Sie lauschte der Musik, die eben Cavaradossis Lied spielte, und sang ganz leise und selbstvergessen: „E non ho amato mai tanto la vita e muoio disperato!“

Sie brach jäh ab und rief verächtlich: „Ach, welch ein Schwindel! Die Musik und das Meer und die Liebe!“ Ihr bräunliches Gesicht wurde ganz blaß, und die Augen, die Haselnußaugen, funkelten wild und zornig. „Das eine muß ich Dir sagen, mein Lieber: Wie ein Feind hast Du an mir gehandelt. Ein Betrüger warst Du mir gegenüber! Du hast immer nur Deine Frau geliebt.“

Er hörte ihr erstaunt zu und versank in tiefstes Nachdenken. Es schien ihm seltsam, daß sie eine Wahrheit aussprach, die er bis zu dieser Stunde selber nicht erkannt hatte. Nie hatte er eine andere Frau geliebt wie Agnes Löcknitz, die noch stolzer und adeliger war als er selber. Nie war ein Mann treuer gewesen als er. Nie hatte ein Mann mehr darunter gelitten, daß er kein Heim und keine Familie besaß, als er. Es war T..ie, wenn man von vielen andern Frauen immer zu der einen zurückkehrte, weil sie die einzige war, zu der man zurückkehren mußte. In den fremden Frauen hatte er immer nur die eigene gesucht.

Die Sehnsüchtigen sind die Treuesten.

„Ich hatte so viel Vertrauen zu Dir, mehr als irgendein Mensch je zu einem andern gehabt hat. Du hast es ruhig hingenommen und mißbraucht. Für Dich hätte ich jede Schmach ertragen, jedes Verbrechen begangen, gehungert und gebettelt hätte ich für Dich, aber Du schiebst dies alles mit einem einfachen Schreibebrief weit weg von Dir. Ich wollte ein friedliches, spießbürgerliches Glück — erinnerst Du Dich an das kleine Landhaus am Rhein? — Du verführtest mich zu kostbaren Kleiderfetzen und behängtest mich mit Perlen.“

Ich weiß, ich weiß, schrie sein Herz. Aber wo man nicht mehr lieben kann, da soll man vorübergehen.

„Du hast mich bitter enttäuscht, mein Lieber. Du hast mich so weit gebracht, daß ich jetzt gleichgültig hier sitzen und Dir all dies Schreckliche sagen kann, ohne daß mein Herz einen Schlag schneller geht.“

Es schien ihr, als spräche sie die Wahrheit. Ein alter, müder Mann saß ihr gegenüber. Nichts von dem Zauber, der sie wehrlos und unterwürfig gemacht hatte, war mehr da.

„Ich nehme alle Schuld auf mich, Lisa, ich kann nicht mehr tun.“ Er hatte einen elenden Zug im Gesicht.

„Man macht keine Schulden, die man nicht bezahlen kann.“

„Du hast vollkommen recht, Lisa, aber warum sagst Du mir dies alles? Was soll es helfen?“

„Ich wollte Dir zeigen, daß ich nicht zerbrochen und vernichtet worden bin, daß ich auch ohne Dich weiterleben kann. Es ist meine letzte Eitelkeit.“

„Du mußt mir verzeihen, Lisa,“ bat er leise.

„Wir wollen gehen,“ sagte sie hochmütig.

Sie verließen den Saal und traten auf die Straße, die schwül und dunstig war. Sie gingen ein paar Schritte, dann rief Löcknitz einen Wagen an. Lisa stieg ein.

„Soll ich Dich nach Hause bringen?“

„Nein, danke.“

„Willst Du mir nicht Deine Hand zum Abschied geben, Lisa?“ bat er demütig. Er erinnerte sich, daß er einmal in der Avenue van Dyck an einem Wagenschlag gestanden und ganz wie heute eine erzürnte junge Dame zu versöhnen sich bemüht hatte. Das Leben war eine ewige Wiederholung.

„Vergib mir, Lisa.“

Sie reichte ihm die Hand. „Lebewohl, Albrecht, aber vergessen kann ich nichts.“

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Löcknitz blickte ihm nach, bis er seinen Augen entschwand. Es ist alles nicht wahr, dachte er, wehmütig und befreit zugleich. Du bist jung, kleine Lisa, und wirst vergessen. Wenn man jung ist, kann man alles vergessen.

Am nächsten Tage fuhr der Rittmeister mit seiner Frau nach Stift Himmelspfort. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, sie zu begleiten, obwohl Agnes, die Sentimentalitäten haßte, durchaus dagegen war. Er hatte fröhliche Tage gesehen, nun wollte er auch den Tagen des bitteren Abschiednehmens nicht ausweichen.

Das Stift lag eine gute halbe Stunde von dem kleinen Bahnhof entfernt. Sie beschlossen, zu Fuß zu gehen, und wanderten schweigend auf der einsamen Landstraße. Der Himmel war still und blau.

Sie waren schon ein ganzes Stück gegangen, als Löcknitz endlich sagte: „Das Beste und Schönste, was es gibt, sind Landstraßen. Man müßte immerzu wandern, weiter und weiter, ohne Wunsch und ohne Bedürfnisse, und nie rückwärts blicken.“

Agnes lächelte. „Alle Menschen können nicht wandern, Löcknitz. Es muß auch Leute geben, die still sitzen und die Landstraße in Ordnung halten.“

„Freilich,“ antwortete er ein wenig beschämt, „aber die Gefahr ist nicht groß, Agnes. An Ordnungsmenschen wird es nie fehlen, und die Wenigen, die vom Glück der Landstraße wissen, sterben aus.“

Das Stift wurde sichtbar. Es lag grau und massig da, von einer starken Umwallungsmauer behütet, und blickte mit verdrießlichen Augen in die lachende Sonne.

Nun standen sie vor dem Tor und zagten vor dem letzten Abschied.

Agnes holte tief Atem und sagte zögernd, während eine feine Röte in ihre welken Wangen stieg: „Ich habe noch etwas auf dem Herzen.“

„Was ist es denn, Agnes?“ fragte er stockend.

„Du sollst wissen, Löcknitz, daß ich nie aufgehört habe, Dich lieb zu haben. Nie, Löcknitz, nicht einen Augenblick lang. Das ist die bittere Wahrheit.“

Was hilft das alles? dachte er gequält und erschüttert. Du hättest mich lieben müssen, so wie ich bin. Jede andere Liebe gilt nicht.

„Wenn ich hart und schroff zu Dir gewesen bin, so war es immer nur gekränkte und beleidigte Liebe, Löcknitz. Du darfst mir glauben.“

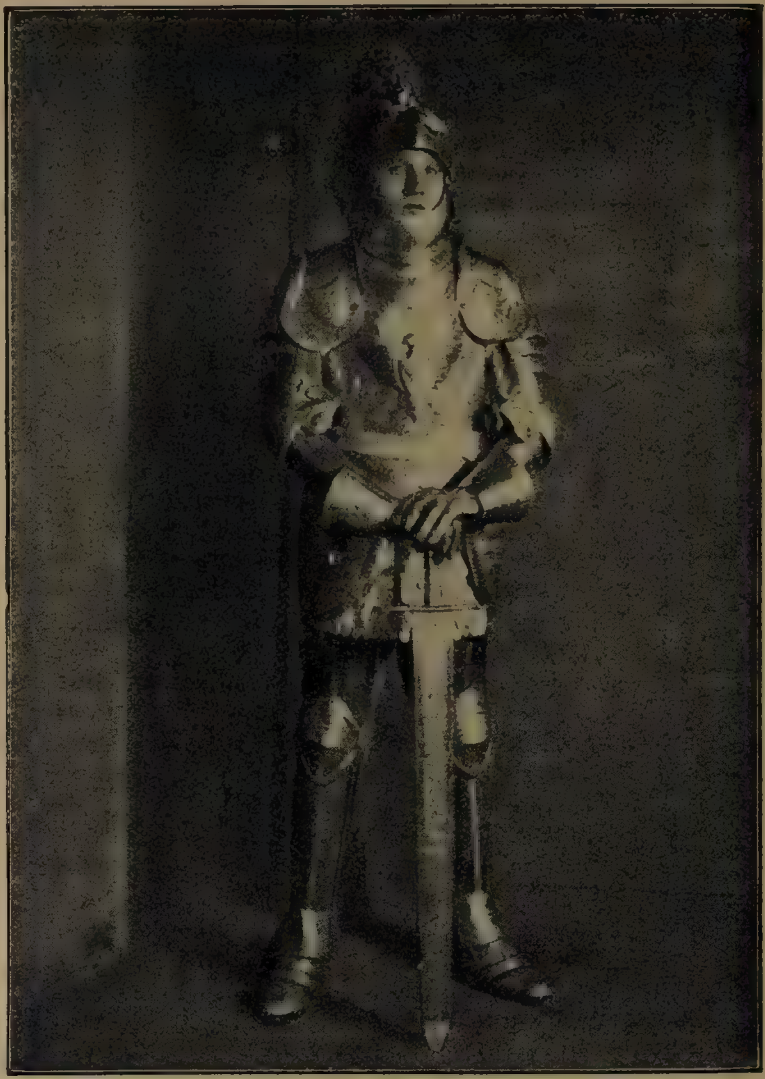
„Ich glaube Dir, Agnes,“ sagte er leise und griff nach ihrer Hand und streichelte sie schüchtern. Aus der blauen Höhe kam Lerchenjubel.

(Schluß folgt.)

***) und sein Land“ ist der Titel unseres neuen Romans von Thea v. Harbou, der in einer der nächsten Nummern beginnt.**



General Sixt v. Arnim, der Oberkommandierende unserer Flandern-armee.
Phot. Roth.



Eine Ritterrüstung aus Konservenbüchsen: Deutscher Zivilgefangener aus dem Gefangenenlager auf der englischen Insel „Man“ in einer Rüstung, die die Gefangenen für eine Aufführung von Wildenbruchs „Rabensteinerin“ aus leeren Konservenbüchsen anfertigten.



Arnold v. Siemens †, der Vorsitzende des Aufsichtsrates der Siemens & Halske A.-G. und älteste Sohn von Werner v. Siemens, dem berühmten Gründer dieser Weltfirma.
Hofphot. Sandau.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: cho — cou — di — fall — fer — ei — eu — gen — hu — ka — ke — lob — lyp — mus — nand — psi — re — re — ri — sin — te — ter — tor — tus — ul — un — sind 9 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Anfang eines Volksliedes ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. europäischen Königsnamen, 2. Laboratoriumsgerät, 3. aromatische Heilpflanze, 4. Beschädigung, 5. Muse, 6. Unbescheidenheit, 7. weiblichen Vornamen, 8. Verwandten, 9. Erdart.

Ueble Folge.

Zum Spaß hab' ich heut' m genommen,
Großes Weh davon bekommen.

Kindliches Vertrauen.

Im Käfig hockt' der Eins-zwei-drei
Und sinnt auf einen bösen Vier.
Kannst Du's nicht raten, frag' Eins-zwei,
Ist er drei-vier, so sagt er's Dir.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 18.

Silben-Rätsel: 1. Lorelei, 2. Irene, 3. Einbaum, 4. Brama, 5. Liebelei, 6. Isolde, 7. Chinin, 8. Weizen, 9 Alhambra, 10. Rottach, 11. Diamant. — „Lieblich war die Maiennacht.“ (Lenau.)

Unterschied: Würde, Würden. — **Nützlich:** Krimstecher, (Ab)stecher. — **Geschickter Wurf:** Münze, Mütze. — **Scherz:** Neun, Neptun.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Anzeige: „Der heutige Vortrag im Bürgersaal „Wie bleibe ich stets gesund“ fällt wegen Erkrankung des Vortragenden aus.“

*

„Aber, Ferdinand, Du hast doch wieder einen Hosenknopf in die Sammelbüchse geworfen!“ — „Warum denn nicht? Es wurde doch für die Bekleidung armer Waisenkinder gesammelt.“

*

„Was sagen Sie, im Garten unseres Nachbars Schulze haben wir beim Umgraben ein prähistorisches Skelett gefunden.“ — „Um Gottes willen, hoffentlich können Schulzes beweisen, daß sie an der Geschichte schuldlos sind.“

*

Im Theater drängt sich ein Soldat durch das Parkett; ein Logenschließer hält ihn an und läßt sich das Billett zeigen. „Sie,“ sagt er, „Ihr Platz ist ja ganz hinten, wohin wollen Sie denn?“ — „Wohin ich will? Nun, wohin ein guter Soldat gehört, in die vorderste Reihe.“



„Vater hat mir gesagt: Heute brauchst Du nicht in die Schule zu gehen, Du kannst dann morgen sagen, daß Du zwei Brüderchen bekommen hast!“
„Mensch, bist Du dumm! Sag' doch morgen nur von einem, nächste Woche kannst Du dann sagen, es ist wieder eins gekommen, dann hast Du wieder frei!“

Wahrsagerin: „Diese Linie in Ihrer Hand, gnädige Frau, zeigt deutlich zukünftiges Glück an. Ja, jetzt sehe ich es, Sie werden zum zweiten Male heiraten.“ — „Ach Unsinn, was Sie da sagen, stimmt gar nicht. Wenn ich mich wieder verheiraten würde, wäre es sowieso schon zum vierten Mal!“

*

Im Dusel. „Sie, Männeken, damit werden Sie die Haustür nicht aufkriegen, das ist eine Zigarre.“ — „Großer Gott, sollte ich den Hausschlüssel geraucht haben?“

*

„Lieber süßer August! Du darfst nicht böse sein, aber Papa hat mich gebeten, Dir zu sagen, daß er die Mitgift nicht auf einmal auszahlen kann.“ — „So! Aber ich soll Dich auf einmal heiraten, was?“

*

Beim Tierhändler. „Was kostet der große Hund da?“ — „50 Mark.“ — „Und der kleinere dort?“ — „100 Mark.“ — „Und der ganz kleine in der Ecke?“ — „300 Mark.“ — „Sagen Sie mal, was kostet bei Ihnen denn gar kein Hund?“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Kanfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

19. Mai 1918
Nr. 20
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Das neue Oberhaupt der Ukraine, General Skoropadski
bei der Vereidigung der ersten ukrainischen Division in Kiew.
Im Vordergrund eine Dame, die das Spalier durchbrochen hatte, dem General einen Blumenstrauß reichte und von einem Offizier zurückgeschickt wird.



Wie sie die Kriegsbegeisterung durch großartige Veranstaltungen wachzuhalten versuchen:
Eine Feier im Kolosseum zu Rom am Jahrestag der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten.
(Aus einer italienischen Zeitschrift.)



Englischer Beobachtungsposten in einer Mühle in Flandern.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)

Sperr- oder Blockschiffe.

Zum Angriff auf Ostende.

Zur Sperrung von Meerengen, Flußmündungen und Häfen werden Minen, Torpedobatterien und auch Prahm- oder Balkensperren verwendet, diese vielfach mit daranhängenden Stahlnetzen zur Abwehr von U-Booten und Torpedos. Diese Sperrmittel sind so angebracht, daß sie das Ein- und Auslaufen der eigenen Schiffe gestatten. Die Pläne dieser Sperren sind durchweg schon in Friedenszeiten festgelegt. Trotz aller Vorbereitungen bleiben aber im Kriege noch manche Schiffahrtswege übrig, die plötzlich gesperrt werden müssen. Hierzu eignen sich in erster Linie Schiffe, die leicht an die Sperrstellen gebracht und versenkt werden können, sofern nicht der Feind diese Arbeiten stört. Die erste derartige Sperre in diesem Kriege legten die Russen vor dem Hafen von Libau durch Versenken mehrerer deutscher Dampfer und Bagger. Wie wenig die Russen sich um den Wert und die Ladung der benutzten Schiffe kümmerten, zeigten sie, als sie zur Sperre des Hafens von Hangö einen mit tausenden von Zentnern Butter beladenen neutralen Dampfer versenkten. Einen vergeblichen Sperrversuch mittels des Lloyddampfers „Gneisenau“ machten die Engländer nach ihrem Abzuge aus Antwerpen; unsere Truppen ließen ihnen keine Zeit zur gründlichen Sprengung des Schiffes, das nur langsam sank und mangels Schlepperhilfe von der Strömung der Schelde an eine Seite der Fahrrinne geführt wurde. Derartige Sperr- oder Blockschiffe sind um so schwerer zu beseitigen, je mehr der Schiffskörper durch Sprengungen zerrissen ist, da derartige Beschädigungen sich meist durch Taucher nicht beseitigen lassen, im Gegensatz zu dem einfachen Dichten etwa geöffneter Bodenventile. Bei schwereren Beschädigungen der Blockschiffe bleibt daher fast immer nur ein völliges Sprengen und Heben der einzelnen Sprengstücke übrig, falls nicht ein Versanden der Wracks und Umleiten der Fahrrinne möglich ist, wozu vielfach starke Strömungen zwingen werden. Bei Sperrung feindlicher Häfen wird durch Anbringen zahlreicher Sprengpatronen ein gründliches Zerreißen der Schiffe herbeigeführt, die möglichst mit einer Ladung gefüllt sind, die die Schwierigkeiten der Entfernung der Wracks noch erhöht. Hierzu eignet sich in erster Linie Zement, der im Wasser steinhart wird und meist nur durch mühevolle Sprengungen zu beseitigen ist. Bei derartigen Unternehmungen kommt es natürlich darauf an, wieweit dem Gegner eine Abwehr möglich ist. Wirksam wird die Sperre nur, wenn die Blockschiffe die richtige Stelle erreichen und dort in richtiger Lage versenkt werden können.



Ein weiblicher Schütze beim württemberg. Ersatz-Gebirgs-Bataillon: Die Tochter eines im italienischen Feldzug gefallenen österr. Obersten.



Eine andere Feier vor dem Dom in Mailand:
Eine als Siegesgöttin verkleidete Schauspielerin der Pariser „Comedie Française“ bei einer Ansprache an das Publikum.
(Aus einer italienischen Zeitschrift.)



„Der Letzte“, ein Gemälde von K. F. Gsur,
aus dem neuen Mappenwerk „Oesterreich-Ungarns Wehrmacht im Weltkriege“, herausgegeben vom Pressedienst des k. u. k. Kriegsministeriums in Wien.



Vor Ypern: Aufstellung eines schweren Geschützes bei Nacht

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha

EIN TAG IN KIEW

BILDER AUS DER HAUPTSTADT DER UKRAINE



Ein Tag in Kiew: Die Hauptstraße (Krestschatik), aufgenommen einige Tage nach dem Einzug der deutschen Truppen. Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.



Das Opernhaus in Kiew.



Straßenbilder aus Kiew:
Der Leichenwagen bei der Beerdigung eines Popen.

Vor dem Kriege hatte man nur sehr wenige Bilder aus den großen Städten Rußlands zu sehen bekommen. Mit Ausnahme von St. Petersburg, wo zwei oder drei dort ansässige Photographen die Erlaubnis zu Aufnahmen auf der Straße hatten, wurde in allen großen Städten das Photographieren, wohl aus Furcht vor Spionage, entweder ganz verboten oder doch sehr erschwert. Der Krieg hat hier eine Wandlung geschaffen und so kamen mit den Zeitungskorrespondenten, die die Ukraine besuchten, jetzt auch Photographen nach Kiew, der Hauptstadt des Reiches, das den ersten Frieden mit den Mittelmächten geschlossen hat. Den Briefen des Sonderberichterstatters unseres Verlages, Rudolf Rotheit, in denen er über seine ersten Eindrücke von Kiew berichtet, entnehmen wir die nachfolgenden interessanten Stellen: Früher hatte Kiew mit Vororten 700,000 Einwohner gehabt, heute beherbergt es mindestens 1,200,000 Seelen. Kiew ist eine Flüchtlingsstadt ersten Ranges geworden. — Man sieht viele russische und polnische Offiziere und Tausende und Tausende bisherige Soldaten des russischen Heeres, meist Ukrainer. Alle sind ausgezeichnet uniformiert. — Auf der Hauptstraße, dem Krestschatik, flutete die Menge, als sei ein großer Festtag angebrochen. Nach vier Jahren Krieg und gar nach verlorenem Krieg, hätte man sich vorstellen können, daß dieses Publikum niedergedrückt, mangelhaft genährt, ungepflegt, schlecht gekleidet sei. Ganz im Gegenteil: Es war ein Großstadtbild, das Friedensbild einer Großstadt, das den Berliner packte und geradezu verwirrte. Die Damen schick mit kostbaren Hüten, in Kleidern aus bester Hand, mit tadelloser Beschuhung, die Herren besser angezogen, als man es jetzt



Mongolische Straßenhändler.



Ein Tag in Kiew: Typen aus dem Menschengewühl auf der Hauptstraße.
Im Vordergrund: eine russische Schwester, ein Zeitungsverkäufer und ein Offizier der ukrainischen Division.



durchschnittlich in Deutschland findet, nirgends eine Spur von Not und Elend, straßauf, straßab eine Menge flinker Traber im russischen Bügelgespann, jagende Militärautomobile, Privatautos — Großstadt, Weltstadt, Friedensstadt. Hier war anscheinend niemals Krieg. — Warschau ist eine polnische Stadt trotz der Russen, Kiew ist eine russische Stadt trotz der Ukrainer. Unverkennbar aber wohnt hier ein besonderer Menschenschlag. Die auffallende Verschiedenheit der Größenverhältnisse im Körperbau der beiden Geschlechter ist, wie die Ukrainer selbst bestätigen, eine ukrainische Eigentümlichkeit. Kräftige große Männer und zarte kleine Weiberl. — Im Straßenverkehr herrscht allseitige Höflichkeit. Ganz ohne polizeiliches Kommando zieht der eine Strom rechts, der andere links reibungslos aneinander vorbei. An den Haltestellen warten stets Dutzende. Sie stehen einzeln hintereinander und harren ruhig, bis sie drankommen. Kein Vordrängen, kein Gezänke, kein Stürmen der Wagen. Der Mensch weiß gar nicht, wie wenig Polizei er zum Leben nötig hat. — Das Kiewer Zarenschloß ist heute leer, gänzlich leer. Was halbwegs tragbar war, wurde davongetragen. Nichts ist geblieben außer einigen Kronleuchtern und Fenstervorhängen. Bald werden all die Kostbarkeiten auf dem Trödelmarkt zum Vorschein kommen: das Paradies der Altwarenhändler öffnet sich! — Auf einer Insel der Glückseligen leben hier alle Zeitungen: an den Freiheitsfelsen, auf dem sie thronen, ist bisher weder die deutsche noch die ukrainische Zensur herangekommen.



Ukrainische Postkutsche, die den Verkehr zwischen Kiew und Shitomir vermittelt.
Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.

Ukrainische Mädchen in Nationaltracht mit dem Bildnis des Nationaldichters Schewtschenko bei der Vereidigungsfeier der 1. ukrainischen Division.

DIE SPIELER

Roman von Ludwig Wolff

36. Fortsetzung und Schluß — Nachdruck verboten.

Löcknitz gab die Hand seiner Frau nicht frei und sprach wie zu sich selber: „Nun ist es zu spät. Das Leben ist vorbei. Wir haben verspielt."

Agnes Löcknitz blickte starr in die Luft und meinte ruhig: „Es ist schade, daß wir beide uns nicht haben verständigen können."

„Es ist sehr schade, Agnes."

Sie zog sacht ihre Hand aus der seinen. „Nun will ich läuten, Löcknitz."

Er rief in einer jähen, herzlichen Aufwallung: „Ich werde Dich oft besuchen, Agnes."

„Das sollst Du nicht tun, Löcknitz," bat sie voll Angst.

„Warum nicht?" fragte er verwundert.

Sie schüttelte den Kopf. „Wir wollen uns nicht mehr sehen, Löcknitz. Es wäre zu bitter und zu schmerzlich für mich. Immer müßte ich daran denken, was ich verloren habe. Ich würde die Einsamkeit da drinnen nicht ertragen. Nie würde ich zum Frieden kommen."

Er biß die Zähne zusammen und senkte den Kopf. Sie zog die Glocke, die kläglich bimmelte.

„Noch eins, Löcknitz," sagte sie mit Anstrengung. „Wenn Du die Scheidung willst, ich bin einverstanden."

„Danke, Agnes. Es ist nicht nötig."

Ein frohes, stolzes Leuchten kam in ihre Augen. Man hörte Schritte über den Kiesweg schlürfen. Agnes Löcknitz reichte ihrem Manne die Hand und flüsterte mit zuckenden Lippen: „Habe Dank für alles!"

„Ich habe zu danken, liebe Agnes," stammelte er beschämt. Sein Herz stieß bis in den Hals hinauf.

Die Tür ging. Agnes machte sich frei und umarmte ihren Mann mit einem letzten Blick. Dann schritt sie, ohne zu zögern, der Einsamkeit entgegen.

Es ist so schrecklich viel versäumt worden, dachte Löcknitz und starrte die geschlossene Pforte an. Gute Worte sind versäumt worden und Nachsicht und Zuspruch.

Er riß sich los und wanderte mit taumelnden Schritten zurück. Die Beine wollten ihn nicht tragen. Der Glanz der Junisonne war erloschen, und die Lerchen schwiegen.

Der Rittmeister kam nicht weiter. Das Herz brannte in seiner Brust. Er setzte sich in den Straßengraben und blickte zu dem grauen Stiftsgebäude hinüber.

Aus seinen Augen tropften große Tränen.

XXXIII.

Da war ein altes, müdes Pferd in Kleinrüdde, auf dem ritt Löcknitz manchesmal über die Stoppelfelder im Schritt und ohne Ziel. Tief zogen die Wolken. Raben krächzten, und die Zeit stand still.

Der Rittmeister war ein grauer, alter Herr geworden, der hager und ein wenig gebeugt im Sattel saß. Niemand wunderte sich mehr über sein jugendliches Aussehen Das Leben hatte ihn gebrochen und zur Seite geschleudert, aber die Sehnsucht und die Unruhe waren zurückgeblieben. Er ertrug das Besiegtsein nicht. Das Schweigen der Felder bedrückte ihn. Hier war es still wie in einem Grab, aber draußen fieberte die Welt, gierig, unersättlich und sinnlos. Er haßte die Einsamkeit wie einen bittersten Feind. Er sah, wie die Tage vergingen, kurz und lang, aber unwiederbringlich, und zitterte immer aufs neue, wenn die Schatten des Abends kamen.

Dann saß er schweigend beim Kamin in dem Försterzimmer, wo das Bild des lachenden Vaters und der Lübecker Totentanz hingen. Der Hund seufzte im Schlaf, die Wanduhr schnarchte, und der Bruder arbeitete am Schreibtisch. In dieser Verlassenheit pflegte der Rittmeister sein Leben zu überdenken, die vergeudete Kraft, die unnützen Leidenschaften und die Wege, die in die Irre geführt hatten. Es war nichts los mit mir, sagte er sich. Es war keine Arbeitsfreude in mir, immer nur Unruhe. Ich habe niemandem mit meinem Leben genützt. Niemals habe ich auf dem richtigen Posten gestanden. Alle Sehnsucht war ein Irrtum gewesen.

In solchen Stunden kroch die graue Reue durch das Zimmer und vergiftete die Luft. Aber dann riß er sich wieder zusammen und schüttelte die lästigen Gedanken ab wie ein Hund, der aus dem Regen in die Stube kommt.

Alwine Löcknitz lebte noch immer. Der Rittmeister saß oft an ihrem Bett und leistete ihr Gesellschaft.

„Hier kann man nicht sterben, lieber Albrecht," sagte sie und hatte ein verzweifeltes Lächeln auf den Lippen. „Du hättest Dir ein anderes Plätzchen aussuchen müssen."

„Ich will gar nicht sterben, Alwine."

„Erwartest Du noch etwas vom Leben?" fragte sie ihn.

„Ich weiß nicht," antwortete er und konnte nicht begreifen, daß dies das Ende sein sollte.

Eines Tages begann er zu arbeiten. Er tat es aus einem inneren Zwang heraus, aber ohne Freudigkeit. Er wollte nicht müßig herumstehen, sondern sich das Brot verdienen, das er aß, und die leeren Stunden ausfüllen. Er griff nach der Arbeit wie nach einem Betäubungsmittel, das ihm körperliche Ermüdung und Schlaf verschaffte.

Dann kam der eisgraue Winter mit Schnee und Erstarrung, und es wurde noch stiller in Kleinrüdde. Diese langen Abende waren qualvoll. Löcknitz versuchte zu lesen, aber alles langweilte ihn.

Am Weihnachtsabend sagte Gerhard Löcknitz zu seinem Bruder, als sie beim Punsch saßen: „Ich möchte Dir gern helfen, Albrecht, aber ich weiß nicht wie."

„Laß nur, Gerhard!" wehrte der Rittmeister ab.

„Du fühlst Dich hier sehr unglücklich. Ich begreife es durchaus. Wenn Du auch graue Haare hast, bist Du noch zu jung, um den Einsiedler zu spielen Deine Zeit ist noch nicht gekommen."

„Falle ich Dir zur Last?" fragte Löcknitz gereizt.

„Du weißt selber genau, daß diese Frage überflüssig ist. Ich denke an Dich, nicht an mich."

Der Rittmeister schwieg beschämt.

„Ich meine, Du hast den Kampf zu früh aufgegeben, Albrecht. Es ist viel Unglück über Dich gekommen, gewiß, aber deswegen mußt Du noch lange nicht in die Verbannung gehen."

„Was soll ich tun, Gerhard?"

„Das weiß ich nicht, aber raus sollst Du. Man muß immer wieder von vorn anfangen, wenn etwas schief geht."

„Es ist zu spät," erwiderte Löcknitz schwermütig.

„Nichts ist zu spät, solange man noch kriechen kann. Hör' mal zu, Albrecht, ich habe ein ganz gutes Jahr gehabt und kann Dir ohne Schwierigkeit die Hälfte des Geldes, das Du mir seinerzeit geliehen hast, zurückgeben. Nimm Dir das Geld und steig' wieder rein ins Leben!"

„Ich danke Dir, Bruderherz. Du hast eine zu gute Meinung von mir. Ich bin fertig und erledigt. Was noch in mir ist, ist kraftlose Sehnsucht. Ich habe die Kurasche verloren."

„Du wirst sie wieder kriegen. Wage nur den ersten Sprung!"

Der Rittmeister schüttelte den Kopf und zeigte auf den Lübecker Totentanz: „Ick schall danssen unde kan nich ghan."

„Du mußt ja nicht tanzen, Du kannst gehen oder fahren."

„Ich kann nur mehr still im Winkel sitzen, Gerhard."

„Unsinn! Ein Kerl wie Du bleibt noch nicht hinter dem Ofen hocken, um Trübsal zu blasen und alten Geschichten nachzuweinen. Wenn Du jetzt zum reuevollen Büßer wirst, ist Dein ganzes Leben eine Lüge gewesen."

„Mich reut nichts," begehrte der Rittmeister zornig auf. „Nichts! Nichts!"

Der Bruder blinzelte mit den Augen und fragte ungläubig: „Gar nichts?"

„Nein, Gerhard. Aber daß ich nicht lüge, eins tut mir leid, und das ist das einzige in meinem ganzen Leben."

„Was ist es?"

„Ich bin einmal eine Stunde zu früh in das Zimmer eines jungen Menschen getreten."

Gerhard Löcknitz drang nicht weiter in seinen Bruder. Man mußte ihm noch Zeit lassen und warten, bis die alten Wunden verheilt waren.

Die Tage wurden länger, und es war wieder Frühling. Aber es war kein Frühling wie ehemals, mit lockendem Vogelschlag und zärtlichem Morgenschein, sondern eine grämliche Zeit mit Windstößen und Regenschauern.

Diesem Frühjahr gelang es nicht, die Erstarrung zu lösen, die Löcknitz umfangen hielt. Eine gewaltigere Stimme mußte ertönen, um den Schläfer zu erwecken. Aber als der Rittmeister dieses helle Signal hörte, sprang er auf, wischte die bösen Träume aus den Augen und begrüßte den Krieg als Retter und Befreier.

„Bruder, ich habe meine Kurasche wieder," jauchzte er und umarmte Gerhard mit stürmischer Leidenschaft.

„Jetzt weiß ich, worauf ich gewartet habe," sagte er mit blitzenden Augen zu Alwine und saß an ihrem Bett, wunderlich verjüngt und hoffnungsselig, ein Verkünder des Lebens.

Dann ging er im Hof herum und nahm Abschied von den Pferden und Kühen im Stall, von dem Wald, den er gerettet hatte, von dem lachenden Bild seines Vaters und von der schnarchenden Wanduhr. Von allem nahm er Abschied, denn er wußte, daß er keinesfalls hierher zurückkehren würde, und war fröhlich im Herzen.

Als er nach langwieriger Nachtfahrt morgens in Berlin ankam, war sein erster Weg zu seinem alten Regiment. Im Vorzimmer der Regimentskanzlei saß wartend Hermann Stöckel.

„Legen Sie ein gutes Wort für mich ein, Herr von Löcknitz!" bat der Mann mit der Bügelfalte ohne Hose. „Ich will mit."

„Zuerst muß ich angenommen werden, lieber Freund," lachte Löcknitz, „dann kommen Sie, Stöckel!"

„Ich bringe mein eigenes Pferd mit. Mein Vater hat sein Herz entdeckt."

Der Regimentskommandeur, der während der Dienstzeit des Rittmeisters Major und ihm stets wohlgesinnt gewesen war, empfing Löcknitz sehr freundlich. „Sie können natürlich mit, lieber Löcknitz, das ist gar keine Frage, eine Schwierigkeit besteht nur darin, daß Sie Ihre Charge niedergelegt haben. Sie müssen ein Immediatgesuch an Seine Majestät richten."

„Wir wollen Majestät jetzt nicht mit solchen Kleinigkeiten behelligen, Herr Oberstleutnant. Ich bin sehr glücklich, wenn ich als Kriegsfreiwilliger mitreiten darf."

Der Kommandeur reichte ihm die Hand. „Sie sind mir herzlich willkommen, lieber Löcknitz." Auch Hermann Stöckel wurde angenommen. Der Oberstleutnant teilte sie der Schwadron des Rittmeisters Graf Miersdorf zu.

Als die beiden Freiwilligen auf die Straße kamen, sagte Stöckel sehr ernst: „Es war doch gut, daß man sich keine Kugel vor den Kopf geschossen hat."

Dann sprachen sie von den alten, schlimmen Zeiten und erinnerten sich vieler gemeinsamer Erlebnisse.

„Hören Sie etwas vom Philadelphia-Klub? Besteht er überhaupt noch?"

„Natürlich, Graf Heydebrinck ist Präsident. Der Photograph Bomse ist gestorben, am Spieltisch. Muggenthaler soll über diese Taktlosigkeit sehr entrüstet gewesen sein."

Löcknitz lachte. „Muggenthaler war der Vornehmste von uns allen."

„Dunkelbaum hat geheiratet. Raten Sie, wen?"

„Wie soll ich das wissen, Stöckel?"

„Die Dierkher vom Olympia-Theater."

Löcknitz blieb stehen und fragte verblüfft: „Die Dierkher?"

„Jawohl!"

Frau Lisa Dunkelbaum! Wie seltsam und unwahrscheinlich das klang! Ein sanftes Mitleid zog durch sein Herz. So sah der Peer dieser armen Solveig aus.

Löcknitz ging weiter.

„Sagen Sie, Stöckel, wo kriegt man noch einen anständigen Gaul?"

„Wieviel Geld wollen Sie anlegen?"

„Bis fünftausend. Mehr habe ich nämlich nicht."

„Gehen Sie zu Schwab, Herr von Löcknitz! Der hat noch einige Vollblüter."

„Danke! Das will ich sogleich besorgen. Auf Wiedersehen, Stöckel!"

Der Pferdehändler Schwab sagte bedauernd: „Es ist nicht mehr viel los, Herr Rittmeister. Ich bin nahezu ausverkauft, aber vielleicht finden Sie noch ein passendes Tier."

Sie gingen in den Stall. Schwab zeigte einige Pferde, die Löcknitz nicht gefielen.

„Nee, das ist nichts, lieber Schwab. Ist das Ihr ganzer Reichtum?"

„Im andern Stall habe ich noch eine Stute. Sie ist sehr schnell, aber sie rohrt ein wenig. Wollen Sie sie sehen, Herr Rittmeister?"

„Anschauen kostet nichts."

Löcknitz betrachtete die Stute und erkannte voll Freude Szeretlek. Er rief sie leise an. Sie spitzte die Ohren und wendete ihm ihren Kopf zu. Ja, das waren die guten, treuen Augen Szeretleks. Er legte seine Wange an den glatten Hals und umarmte das Tier wie einen alten, wiedergekehrten Freund.

„Ich kaufe die Stute. Was kostet sie?"

„Dreitausend Mark, Herr Rittmeister."

„Sie ist mehr wert, lieber Schwab, viel mehr," lachte Löcknitz und bezahlte den Preis.

Sie fuhren am vierten August von Berlin über Hannover nach Köln. Viele Erinnerungen begleiteten den Kriegsfreiwilligen Löcknitz auf dieser Reise. Als der Zug in langsamer Fahrt über die Rheinbrücke ging, winkten den Dragonern viele junge Mädchen zu, die alle irgendwie Lisa Dierkher glichen. So schien es wenigstens Löcknitz.

Von Trier aus ritten sie durch Luxemburg in Belgien ein. Die Aufklärungsschwadron des Rittmeisters Miersdorf stieß über Namur nach Dinant vor, überschritt bei Sivry die französische Grenze in unausgesetzten Kämpfen mit Freischärlern, erlitt starke Verluste bei St. Quentin und war am ersten September in Soissons.

Die Kriegsfreiwilligen Löcknitz und Stöckel hielten stets zusammen, obwohl sie in der Schwadron von allen Herren wie Offiziere behandelt wurden und niemals eine Zurücksetzung erfuhren. Besonders Graf Miersdorf tat alles, um die beiden Menschen heranzuziehen, aber sie lagen lieber bei ihren Pferden im Stroh, statt bei den Offizieren zu sitzen.

Stöckels Groll war unversöhnlich.

„Im Frieden haben sie meinen Gruß nicht erwidert," brummte er und bürstete sein Pferd. Er ging mit einem verschlossenen, harten Gesicht herum das aus Haut und Knochen bestand. Nur in seinen Augen flammte es manchmal auf, wenn der Tod an den Ohren vorbeibrauste. Er machte die verwegensten Patrouillenritte mit einer Kaltblütigkeit und Todesverachtung ohnegleichen.

Einmal, in einer öden Stunde, da man hungrig auf das Essen wartete, wurde von einigen Herren Karten gespielt. Löcknitz und Stöckel konnten sich nicht zurückziehen und wurden eingeladen, mitzuspielen. Sie lehnten höflich ab.

„Sie waren doch sonst keine Kostverächter," fragte Twesten.

„Nein," antwortete Stöckel. „Aber früher nahm man mir es übel, wenn ich spielte, jetzt, da man es mir gestattet, mag ich nicht mehr."

„Ich schließe mich Stöckel an," sagte Löcknitz. „Man macht zuviel Aufhebens von dem Spiel und von dem bißchen Leichtsinn. Es gleicht sich alles aus, so oder so."

Twesten zuckte die Achseln und gab Karten aus.

Von Soissons aus schickte der Rittmeister Miersdorf eine Erkundungspatrouille gegen Compiègne vor, deren Führung Löcknitz anvertraut wurde, weil er die Stadt kannte. Stöckel und zwei Dragoner wurden ihm beigegeben. Sie ritten am dritten September eine halbe Stunde vor Mitternacht weg.

Löcknitz wählte den Weg durch den Wald, obwohl Stöckel vor der Gefahr eines Hinterhaltes warnte und die Straße an der Aisne entlang für sicherer hielt. Seine Befürchtungen erwiesen sich aber als unbegründet. Der Wald war leer und totenstill. Sie ritten im schlanken Trab auf der guten Waldstraße und erreichten in der Morgendämmerung den Rennplatz von Compiègne. Nirgends ein Vorposten. Löcknitz ließ die beiden Dragoner im Gehölz am Rand des Rennplatzes warten, während er noch bis zum Rond Royal vorreiten wollte.

„Ich halte das für überflüssig," meinte Stöckel sehr leise. „Wir haben unsere Aufgabe gelöst. Es hat keinen Zweck, Aufmerksamkeit zu erregen."

„Es sind nur ein paar Schritte," bat Löcknitz.

„Na schön, wie Sie glauben."

Sie ritten vorsichtig durch eine wunderschöne Allee bis zum Rond Royal. Eben ging die Sonne auf.

Löcknitz wies auf das Hotel du Rond Royal und flüsterte: „Dort habe ich vor drei Jahren mit einem netten Pariser Mädel Kaffee getrunken. Ist das nicht seltsam?"

Er sah Huguette de Troyes vor sich, die immer zu Tränen gerührt war, wenn sie „Das Schloß von Compiègne" sang.

„Zurück!" schrie Stöckel und wendete sein Pferd.

„Was ist denn?" fragte Löcknitz verwundert. Aus den Fenstern des Hotels kam Gewehrfeuer.

Löcknitz fühlte einen leichten Stoß gegen seine Brust. Wie ein leises Anpochen war es. Er machte kehrt und jagte die Allee zurück, Stöckel nach. Die Luft war mit einemmal bitter und herb geworden. Auch die Sonne hatte ihre Kraft verloren.

Stöckel war nicht zu erreichen, obwohl er keinen großen Vorsprung haben konnte. Löcknitz erinnerte sich eines dummen Traumes, da er auf einer Landstraße einer langsam schreitenden Frau nachgelaufen war, ohne ihr jemals näherkommen zu können.

Szeretlek keuchte. Bis zum Rennplatz trug sie ihren Herrn, dann brach sie zusammen. Löcknitz glitt aus dem Sattel und fiel in das Gras. Er lag neben Szeretlek und sah, wie aus vielen Wunden ihr Blut entströmte. Mit bleischwerer Hand streichelte er ihren Hals. Das Tier blickte ihn mit großen, schwermütigen Augen an, bis sie sich verschleierten und dann brachen.

Eine ferne Stimme rief.

Löcknitz versuchte, sich zu erheben und griff mit der Hand in die Luft.

„Ick schall danssen unde kan nich ghan," dachte er lächelnd und sank zurück.

Ende.



Prinz Sixtus von Parma,
der vielgenannte Bruder der Kaiserin Zita von Oesterreich.



Thea von Harbou,
deren erster großer erfolgreicher Roman „Die Flucht der Beate Hoyermann" in unserer Zeitschrift veröffentlicht wurde, wird auch mit ihrem neuesten Werk wieder zuerst in der „Berliner Illustrirten Zeitung" erscheinen. Der Roman heißt „Adrian Drost und sein Land" und beginnt in der nächsten Nummer. Adrian Drost ist ein Deutscher, den Abenteuerlust nach Afrika getrieben hat und der nun, nach Deutschland zurückgekehrt, mit ungeheuren Mitteln ausgestattet, gigantische Pläne zu verwirklichen trachtet.



Georges Ohnet †,
der französische Romanschriftsteller, Verfasser des berühmten „Hüttenbesitzers".

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — bi — chi — dee — der — e — es — gi — ha — hi — kon — la — lanz — leh — lo — man — mi — nar — neu — or — sa — to — trum

sind acht Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Lied von Flaischlen ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Nordischen Königsnamen, 2. Pflanze, 3. Rechnungsabschluß, 4. Lurch, 5. kostbare Blume, 6. orientalische Pfeife, 7. grammatikalische Form, 8. Sonntag im Kirchenjahr.

Dreierlei.

Wir glänzen und glühen an Damenhand,
Wir grünen und blühen am Tajostrand,
Verderben wir sprühen im Feindesland.

Pfingsträtsel.

Und — das — der —sten,
Dann — mir — das —,
Ihr, —ne —ben —sten,
Mit —ken—gen —.

An Stelle der Striche ist je eine der Silben: aus — bir — fein — fest — haus — jüng — kommt — lie — mei — pfing — schmückt — zwei — einzufügen. Es entsteht der Schluß eines Gedichtes von Wilhelm Busch.

Warnung.

„Na", mein Junge, trinke nie,
Sonst bekommst Du einen „wi".

Lösungen der Rätsel aus Nr. 19.

Silben-Rätsel: Freut euch des Lebens! — 1. Ferdinand, 2. Retorte, 3. Eukalyptus, 4. Unfall, 5. Terpsichore, 6. Eigenlob, 7. Ulrike, 8. Cousin, 9. Humus.

Ueble Folge: Scherz, Schmerz.

Kindliches Vertrauen: Papagei, Streich; Papa, geistreich.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

„Ich bin strenger Gegner des Alkohols!"
„Na, was trinken Sie denn da?"
„Kriegsbier!"

*

„Ich werde nur heiraten," sagte ein Jüngling, „wenn ich ein Mädchen finde, das mir völlig entgegengesetzt ist." — „Ach," sagt sein Freund, „das sollte doch nicht schwer sein, es gibt doch eine ganze Menge hübscher, kluger und liebenswürdiger Mädchen in dieser Stadt."

*

„Sagen Sie, Portier, ist hier immer solch schlechtes Wetter?" — „Das weiß ich nicht, ich bin erst zwei Jahre hier."

*

„Nicht wahr, Mammi," sagte der kleine Hans und zeigte auf sein Schwesterchen, „der Onkel Doktor hat uns das Kind gebracht?" — „Ja." — „Aber, Mammi, warum hast Du das heulende Mädchen denn angenommen?" fragte der Junge wieder; „gewiß ist der Onkel Doktor froh, daß er es los ist."



Im Berliner Tiergarten:
„Nanu, Schulze, was sind Sie denn?"
„Freiwilliger Raupenvernichter!"

„Ich hinterlasse mein ganzes Vermögen meiner Frau unter der Bedingung, daß sie so rasch wie möglich wieder heiratet."
„Warum diese sonderbare Klausel?"
„Damit wenigstens ein Mensch meinen Tod betrauert."

*

Liebesgabe! „Bei den Zigarren, die mir mein Hauswirt geschickt hat, muß man wohl auch erst drei Monate vorher kündigen, ehe man ziehen kann!"

*

„Papa, würdest Du Dich freuen, wenn ich Dir fünf Mark sparte?" — „Natürlich." — „Na, dann freu' Dich; Du wolltest mir fünf Mark schenken, wenn ich ein gutes Zeugnis nach Hause bringe, — das brauchst Du nun nicht."

*

„Wie war die Othello-Vorstellung?"
„Ich weiß nicht genau, nebenan hat einer die ganze Vorstellung durch Stullen mit gekochtem Schinken gegessen, da mußt' ich immer hinschauen!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

26. Mai 1918
Nr. 21
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW



Bergkraxler 1918:
Oesterr.-ung. Motormörser vor einem Berggipfel der Pustertaler Alpen.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.

In diesem Heft beginnt der neue Roman
ADRIAN DROST
UND SEIN LAND



Erbeuteter Baum aus Eisen, der den Engländern als Beobachtungsposten diente.
In der Rinde sieht man deutlich die Ausguckscharten; das Laub ist aus grünem Blech, der ganze Stamm mit Stahlpanzerung und der Baumrinde ähnlichem Eisenblech umgeben. Der Eingang ist rechts vom Graben aus.

Großfürst Nikolai



Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, ehemals russischer Generalissimus, der jetzt bei Jalta in der Krim in deutsche Hand geriet.

Nikolai Nikolajewitsch, ehemals russischer Generalissimus, der jetzt bei Jalta in deutsche Gewalt geriet, ist der Sohn eines im Irrsinn verstorbenen Vaters und zeigt im Wesen und Schicksal die schroffsten Gegensätze. Er, der große Deutschenhasser, ist der Enkel einer deutschen Prinzessin; er, der wegen seiner Strenge gefürchtete Vorgesetzte, wurde in seiner Jugend wegen toller Streiche nach Taschkent verbannt; er, der blutige Unterdrücker der Revolution nach dem japanischen Kriege, beteiligte sich einst an nihilistischen Verbindungen; und er, dem man nachsagte, sein Ehrgeiz dränge nach der Zarenkrone, wollte in jungen Jahren höchst selbstlos und romantisch eine hübsche Kaufmannswitwe aus Zarskoje-Selo heiraten. Hätte er sie nur geheiratet! Vielleicht wäre der Welt dann dieser schreckliche Krieg erspart geblieben. Denn seine Ehe mit Anastasia, der Tochter Nikitas von Montenegro und Schwägerin Peters von Serbien, machte ihn zum fügsamen Werkzeug der großserbischen Kriegspartei. Hatte Alexander II. nichts von ihm wissen wollen, Alexander III. ihn nicht ernst genommen, so war dafür unter Nikolaus II., dessen Regimentschef und Reitlehrer er gewesen, sein Stern aufgegangen. Er war des Kaisers böser Geist. In rascher Folge wurde er Flügeladjutant, Chef des Petersburger Militärbezirks und bei Beginn des Weltkrieges Oberstkommandierender der Landmacht. Seine wechselvollen Schicksale im Kriege sind noch in Erinnerung.



Papierballon mit angehängten Propaganda-Druckschriften, wie ihn die Franzosen häufig in unsere Linien fliegen lassen.





Die Unterzeichnung des Friedens von Bukarest: — Phot. Bild- und Film-Amt.
Marghiloman, der rumänische Ministerpräsident. — Graf Burian (der österr.-ung. Minister des Aeußeren), Staatssekretär v. Kühlmann.

KÜNSTLICHE ARME

Von Dr. A. Neuburger



Verbesserung der künstlichen Gliedmaßen:
Vorführung der Handgriffe des täglichen Lebens durch einen Mann, der beide fehlenden Unterarme durch Kunstglieder ersetzt hat.





Rockanziehen, eine der schwierigsten Bewegungen für den Prothesenträger.

Auch dem gleichgültigsten Beobachter muß es auffallen, daß diesem Kriege eine der Begleiterscheinungen fehlt, die allen früheren Kriegen eigen waren: Man sieht wenig Stelzbeine und wenig armlose Männer! Nur selten trifft man auf einen Kriegsbeschädigten, dem Arm oder Bein fehlen, aber auch hier handelt es sich um einen Uebergangszustand, der nur von kurzer Dauer ist. Hat die Technik des Krieges Wunder verrichtet, so geschahen diese Wunder nicht nur auf dem Gebiete der Kampfmittel, sondern auch durch die Art und Weise, wie die Wunden, die der Kampf schlug, zum Vernarben gebracht wurden. Wer einst beide Arme verlor, der war im vollsten Sinne des Wortes hilflos. Er konnte nicht essen, nicht trinken, sich nicht ankleiden, kein Buch aufschlagen — der Blinde war gegen ihn beweglich und leistungsfähig! Heute aber begegnet uns ein Mann, der uns freundlich die behandschuhte Rechte reicht. Wir plaudern mit ihm, er empfiehlt sich und lüftet den Hut. Wir treffen diesen Mann wieder in der Werkstatt oder am Schreibtisch und können tagelang mit ihm verkehren, bis wir endlich merken, daß ihm beide Arme fehlen und daß es einer ans Wunderbare grenzenden Technik gelungen ist, ihm zwei künstliche Arme zu schaffen, die ihn den Verlust der natürlichen kaum vermissen lassen. Und noch mehr als das: unter den künstlichen Armen hat er sogar die Auswahl! Es gibt heute schon eine ganze Anzahl von Systemen, von denen das eine diesen, das andere jenen Vorzug aufweist. Früher begnügte man sich damit, an den Armstumpf eine künstliche Hand anzusetzen, die das Fehlen des Armes verdeckte. So entstand ein sogenannter „Schönheitsarm", mit dem man jedoch nicht arbeiten konnte. Heute geht das Bestreben dahin, den Kriegsbeschädigten wieder zur Ausübung seines früheren oder eines anderen Berufes brauchbar zu machen. Dazu muß er die Arme regen können. Die Aufgabe, Hände und Arme zu bauen, die alle mit dem natürlichen Arm und der natürlichen Hand überhaupt ausführbaren Bewegungen und Griffe gleichfalls gestatten, erscheint auf den ersten Blick geradezu unlösbar. Ihre erste Lösung rührt von dem Amerikaner Carnes her, dessen Erfindung gerade zur rechten Zeit kam. Kurz nach Kriegsausbruch erwarb das deutsche Reich, um die Wohltaten des Carnes-Arms allen Kriegsbeschädigten zuteil werden zu lassen, seine deutschen Patente für eine beträchtliche Summe. Seitdem werden die Arme in Deutschland angefertigt und zahlreiche Verwundete erfreuen sich der durch sie gewonnenen Wohltaten. Carnes ging bei der Konstruktion seines Armes von der Tatsache aus, daß die Arm- und Handbewegungen nur durch eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Muskeln hervorgebracht werden. So wird der Unterarm durch den Beugemuskel gebeugt, durch den Gelenkmuskel gestreckt. Denkt man sich an ihm oben und unten eine Schnur befestigt, so findet die Beugung statt, sobald man an der oberen Schnur, die Streckung hingegen, sobald man an der unteren Schnur zieht. Carnes brachte also im Innern eines beweglichen Kunstarmes Schnurzüge an, die durch leichte, kaum bemerkbare Bewegungen der Schulter oder des Oberkörpers, in Bewegung gesetzt werden. In ähnlicher Weise gelingt es auch, das Schließen der Finger und die Drehungen der Hand zu bewirken. Freilich bedarf es einiger Uebung, bis sich der Verletzte an den Gebrauch dieser Arme gewöhnt hat. Nach etwa drei bis vier Wochen ist er so weit, daß er den Kunstarm beherrscht, daß er die verschiedenartigsten Dinge ergreifen, handhaben, daß er grüßen, sich an- und ausziehen usw. usw. kann. Die Bewegungen sehen aber noch etwas gezwungen aus. Mit der Zeit werden sie jedoch immer leichter und natürlicher und nach einem halben Jahr ist er so weit, daß man von den künstlichen Armen überhaupt nichts mehr merkt. Er vermag dann auch die feinsten Verrichtungen mit ihnen vorzunehmen, wie z. B. sich zu rasieren, sich zu frisieren, zu schreiben, zu zeichnen usw. usw. Die leichten Bewegungen der Schulter, durch die die Bewegungen des Armes hervorgebracht werden, sind überhaupt nicht zu merken, sie fügen sich natürlich in die ganze Haltung und Art, sich zu bewegen, ein. Von Anfang an noch unauffälliger werden sie bei Verwendung des sogenannten „Sauerbruch-Arms". Der bekannte Chirurg Professor Sauerbruch zog bei der Konstruktion dieses Armes den Umstand in Betracht, daß der Stumpf des Oberarms immer noch Reste von Muskeln enthält, die sich bewegen lassen. Es werden deshalb in diese Muskelreste Elfenbeinstäbchen eingelegt, an denen die Schnurzüge befestigt sind. Durch Arbeiten mit den Muskelresten erfolgen die Bewegungen des Armes. Allerdings läßt sich der Sauerbruch-Arm nur dann anbringen, wenn noch solche Muskelreste vorhanden sind. Wo aber der ganze Arm vom Schultergelenk an vollständig entfernt ist, da kann immer noch der Carnes-Arm Verwendung finden. Ganz besonders wichtig ist es, daß bei diesen Kunstarmen der Bewegungsmechanismus ganz einfach ist; jeder Dorfuhrmacher kann eine Störung in wenigen Minuten wieder in Ordnung bringen.







Derselbe Mann ohne die Kunstglieder.





Fliegerbomben: Ansetzen des Schwanzteils an eine 300-kg-Bombe.



Bomben in der Abwurf-Vorrichtung unter einem Groß-Flugzeug. Rechts und links zwei 50-kg-, in der Mitte eine 300-kg-Bombe.

Fliegerbomben

Bei dem Bestreben, das Flugzeug aus einem bloßen Erkundungsmittel zu einer wirklichen Angriffswaffe zu gestalten, hat sich die Fliegerbombe als das Hauptkampfmittel gegen Erdziele bewährt. Die ersten Bomben hatten Kugelform und waren stahlgegossene, mit einem Aufschlagzünder versehene Sprengkörper. Die Möglichkeit, ein Ziel damit zu treffen, war ebenso gering wie ihre Wirkung. Bei der stetigen und eifrigen Weiterentwicklung ging man von der Kugelform ab und gab den Fliegerbomben ein langgestrecktes Aussehen, das heute etwa dem äußeren Umriß eines Torpedos am meisten ähnelt. Diese Zigarrenform ergibt den möglichst geringen Luftwiderstand bei der fallenden Bombe. Um während des Weges, den die Bombe durch die Luft zurücklegt, Abweichungen der vorher bestimmten Bahn zu vermeiden, sind am hinteren Ende Stabilisierungsflächen angebracht. Im spitzen Kopfteil sitzt die Zündervorrichtung, die sich selbsttätig erst während des Falls entsichert. Es kann also die moderne Fliegerbombe, bevor sie nicht aus einer Mindesthöhe abgeworfen wird, nicht explodieren. Diese Maßnahme ist notwendig, um z. B. Besatzungen abgeschossener Flugzeuge vor der Vernichtung durch eigene Bomben zu schützen. Die heute im Gebrauch befindlichen Bomben werden nach der Art der gewünschten Wirkung in Sprengbomben und Brandbomben unterschieden. Bei Sprengbomben gibt es verschiedene Kaliber, die sich von 12 bis 300 Kilo steigern. Das kleinste Kaliber wird zur Bekämpfung lebender Ziele, also marschierender Truppen und dergl. angewendet. Hierbei ist durch geeignete Auswahl des Sprengstoffes und des für die starke Wandung benutzten Metalls besonderer Wert auf hohe Zahl der Sprengstücke gelegt. Denn durch diese sollen möglichst viele Menschen außer Gefecht gesetzt werden, die Sprengwirkung selbst braucht nicht stark zu sein. Der Zünder dieser Bomben ist so eingerichtet, daß die Garbe der Sprengstücke dicht über dem Erdboden liegt, also die einzelnen Stücke möglichst tief und nicht etwa wirkungslos über die Köpfe der Angegriffenen wegfliegen. Die Sprengbomben von 50 Kilo aufwärts sind hauptsächlich auf Sprengwirkung berechnet, daher enthalten sie in dünner Wandung eine große Menge stärksten Sprengstoffes. Die Wirkung der 50-Kilo-Bombe kann man sich ungefähr wie die einer 15-cm-Granate aus einem schweren Geschütz vorstellen, die größeren Fliegerbomben haben also noch eine erheblich gewaltigere Wirkung.

(Ein zweiter Artikel folgt.)



Auspacken einer 300-kg-Bombe.



Einhängen der Bombe in die Abwurf-Vorrichtung unter dem Flugzeug



Zeichnung von Edmund Fürst.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

Der Nachtschnellzug Hamburg—Berlin hatte die Verspätung von vierzig Minuten einzuholen; er brauste mit einer Geschwindigkeit von hundert Kilometern in der Stunde in den aufdämmernden Morgen hinein, als schlänge er die hellgleißenden Schienen in den Schlund seiner beiden dampfgepeitschten Lokomotiven hinunter, um sie am Ende der donnernden Wagenreihe mit einer Art von angespanntester Wut wieder von sich zu speien.

Adrian Drost legte die Karte zusammen, die er auf den Knien ausgebreitet hatte, steckte sie in die Manteltasche und sah nach der Uhr. Der Zug war eine halbe Stunde vom nächsten Haltepunkt entfernt.

Die Sonne ging auf.

Zu beiden Seiten der Bahnlinie flimmerten die großen Seen, und zwei wilde Schwäne kreisten über dem, der nach Süden lag, triefend von Licht, schön und voller Ruhe.

Adrian Drost öffnete die Tür des Abteils erster Klasse, in dem er allein geblieben war, weil er alle Plätze bezahlt hatte. Er blickte nach rechts und links, und da er den Gang leer fand, begann er ihn nach dem Zugende hin entlang zu gehen.

Es war zwischen drei und vier Uhr morgens. Der pflichtgemäße Schlaf derer, die in den Nächten reisen, um keinen Tag der Arbeit zu verlieren, hatte die Türen verschlossen und die Fenster verhängt.

Nach hundert Schritten begegnete er dem Zugführer. Der Mann sah ihn erstaunt an. Adrian Drost grüßte höflich.

„Ich möchte Sie bitten, zu veranlassen," begann er, abermals einen Blick auf die Uhr werfend, „daß der Zug in genau zehn Minuten hält."

Der Beamte öffnete die Lippen, ohne zu antworten. Er hielt den Mann, der mit ihm sprach, für einen Ausländer. Darum wurde er nicht grob.

Adrian Drost hielt die Uhr noch in der Hand. Eine leise, etwas erstaunte Ungeduld zog ihm die Brauen hoch. In der Meinung, der Beamte habe ihn nicht verstanden, wiederholte er in etwas knapperer Form sein Anliegen. „Bitte, wollen Sie den Zug in zehn Minuten halten lassen."

„Wir halten in einer halben Stunde," entgegnete der Zugführer, mit dem Versuch, an Adrian Drost vorbei seinen Weg fortzusetzen. Aber der langaufgeschossene, magere blondhaarige Mensch stand auf seinen großen Füßen wie verankert ihm im Wege.

„In einer halben Stunde ist es mir zu spät," sagte er nicht ohne Sanftheit. „Ich muß in nunmehr neun Minuten aussteigen. Darum bitte ich Sie, das Halten des Zuges rechtzeitig zu veranlassen."

„Das ist völlig ausgeschlossen," antwortete der Beamte, etwas vorsichtig. Er trat einen Schritt zurück. Er war ziemlich davon überzeugt, einen Verrückten vor sich zu haben.

„In der Tat — völlig ausgeschlossen?" fragte Adrian Drost, den Blick auf der Uhr.

„Allerdings."

„Das ist Ihr letztes Wort?"

Der Beamte wurde rot bis unter den Mützenrand. Er nagte an den Lippen.

„Herr," sagte er schließlich, „begeben Sie sich auf Ihren Platz und verhalten Sie sich ruhig, sonst haben Sie Unannehmlichkeiten . . ."

Adrian Drost überlegte einen Augenblick. Dann zuckte er die Achseln und schob die Uhr in die Hosentasche. „Gut," sagte er ohne die geringste Verstimmung, grüßte wieder sehr höflich und trat den Rückweg an.

In seinem Abteil angelangt, hob er die Handtasche aus dem Netz, verschloß sie und zog den Schlüssel ab. Dann setzte er sich, nahm das Notizbuch aus dem Mantel, löste sorgfältig ein Doppelblatt aus der Mitte und schrieb mit Tintenstift, sehr deutlich und langsam, in großen Buchstaben: „Wollen Sie sich wegen der gesetzlichen Regelung der Angelegenheit bitte an meinen Privatschreiber wenden. Er schläft im Nebenabteil und wird Ihnen zur Verfügung stehen."

Diesen Zettel heftete er mit einer Schließnadel, die er aus der Westentasche hervorholte, breit entfaltet an die Rücklehne seines Sitzes, nahm sein Messer, klappte die große Klinge auf und sah nach der Uhr. Dann durchschnitt er ohne Mühe das Plombenband der Notbremse, steckte Uhr und Messer ein, ergriff mit der Linken seine Reisetasche, mit der Rechten den Griff der Bremse und zog.

Zug, von einer plötzlichen und sehr gewaltsamen Lähmung befallen, schüttelte seine Wagen wie in Krämpfen. Der Donner seines Rasens verröchelte. Abblasender Dampf schrie langgezogen und gellend. Die gehemmten Räder kreischten. Darüber hinaus zerschnitten die hart hervorgestoßenen Pfiffe der innehaltenden Maschinen die Luft mit sinnloser Wut. Die Türen flogen auf.

Adrian Drost hatte sein Abteil verlassen, die Reisetasche in der Hand. Ohne sich zu beeilen, schritt er den Gang hinab bis zum Ende des Wagens öffnete die Tür zur Rechten, trat auf das Trittbrett und von dort in die kleinen grauen Steine der Schotterung, bevor der Zug noch völlig zum Halten gekommen war.

Ohne sich umzusehen, stieg er die Böschung hinab, mit langen Schritten durch tautropfendes Buschwerk, das hinter ihm zusammenschlug, in einen lichten, jungen Wald, in dem die frischen Birken lachten. Ueber seinem Kopfe jagten sich Häher mit schönen Schwingen lautlosen Flugs. Irgendwo mußte Thymian blühen. In hüllenloser Heiterkeit tanzte der Sommermorgen unter den fröhlichen Bäumen.

Adrian Drost blieb stehen, als er den Wald hinter sich hatte, und blickte rückwärts. Dann ließ er seine Augen über den unzerstörten Gesichtskreis gehen, der sich nach Süden weitete. Er nahm die Karte heraus, in der er auf der Fahrt gelesen hatte, entfaltete sie und prüfte sie mit großer Sorgfalt. Aus seinem eigenen Schatten, der Zwölf und dem kleinen Zeiger der Taschenuhr schuf er sich einen untrüglichen Kompaß, nickte befriedigt und schlug die Richtung nach Süden ein.

Er wußte, daß er, also wandernd, ans Ziel gelangen würde.

Es war kein Weg, auf dem er ging. Es war Heideland, das blühte. Ein Duft von Thymian, Kamillen und Wacholder zog mit dem Winde und der Geruch fern brennenden Torfs. Inmitten der Weite stand ein Kiefernbaum, hochgewipfelt, tieferanst.

Ein Turmfalke hing rüttelnd gerade über ihm in der makellosen Bläue des großen Himmels.

Eine Lerche sang, ganz für sich allein.

Adrian Drost ging seinen Weg zwischen Schauen und Lauschen. Er hatte die Mütze vom Kopf genommen und trat behutsam auf. Sein schlichtes, helles Haar gleißte in der starken Sonne.

Eine klingende Glocke, die im Himmel zu hängen schien, schlug die vierte Stunde. Ein Weilchen später tauchte der goldene Hahn auf der Spitze eines Kirchturmes über den Rand der Ebene empor. Adrian Drost schaute zu ihm hinüber. In seinem mageren und eckigen Gesicht spannten sich die Muskeln. Er bückte sich und fühlte die Erde unter seinen Fingern. Er strich über die rauhen Körner hin, schloß die Lider und spürte ihre feine, linde Wärme. Er richtete sich auf und ging weiter, lächelnd, mit zwinkernden Augen.

Eine Straße lief ihm quer über den Weg; er folgte den ausgefahrenen Gleisen, die zum Dorfe führten. Kleine Staubwolken wirbelten vor seinen Schritten auf. Ein schüchternes, ganz durchsichtiges Gewässer glitt demütig unter einer Brücke hin, seitwärts seinen Weg begleitend.

Die Hähne krähten im Dorf. In den Ställen brüllte das Vieh. Auf dem Platz vor der Kirche blühten die Linden.

Adrian Drost ging die Straße entlang, bis er zum reichsten der Höfe gekommen war. Da trat er durchs Tor.

Der Hund, der den Hof bewachte, schoß aus der Hütte und kläffte wie toll. Er tanzte an der Kette. Adrian Drost blieb stehen und sah ihm gutmütig zu. Er rief ihn, leise den Kopf schüttelnd; aber der Hund wollte nicht hören. So ließ es der Mann sein.

Aus dem Hause kam der Bauer, verwundert dreinschauend. Adrian Drost grüßte höflich. Seine Frage, ob ihm der Bauer ein Pferd leihen würde zu einem Ritt von zwei Stunden, klang sanft und der Ablehnung gewiß.

Nein, der Bauer hatte kein Pferd zu verleihen.

„Dann will ich Ihnen eins abkaufen," sagte Adrian Drost.

Der Bauer zuckte die Achseln. Er sagte nichts. Seine etwas geröteten blauen Augen schätzten den Fremden ab.

Adrian Drost stellte sein Gepäck hin und griff in die Rocktasche. Er holte ein Bündel Banknoten hervor und begann sie zu zählen.

Der Bauer räusperte sich.

„Ich hab' kein Pferd zu verkaufen," meinte er.

„Gut," meinte der Fremde mit einer gewissen Heiterkeit. „Dann gehe ich zum Nachbar."

„Keiner im Dorf hat ein Pferd zu verkaufen."

„Das macht nichts, mein Lieber. Dann behalte ich mein Geld und gehe zu Fuß. Guten Morgen!"

„Warum habt Ihr es so eilig?" fragte der Bauer verdrossen. „Kann man nicht reden über eine Sache?"

Adrian Drost lächelte.

„Nein, mein Freund. Das kann man nicht. Entweder Ihr habt ein Pferd, das Ihr mir verkaufen wollt, dann ist es gut. Oder Ihr habt keins — dann ist es nicht schlimm. Aber vom Reden ist noch kein Pferd erschaffen worden . . . Nun — was meint Ihr?"

„Kommt herein," sagte der Bauer.

„Habt Ihr die Gäule im Haus?"

„Der Weg zum Stall ist kürzer."

„Ich will das Pferd nicht im Stall reiten, guter Freund. Ich will es in der schönen, blanken Sonne reiten. Ich hoffe, es kann sie vertragen. Bringt es mir heraus."

Der Bauer antwortete nicht. Er ging.

Adrian Drost stand mitten im Hof und sah sich um. Das Anwesen war reich und sauber gehalten. Es lag still im Licht des Morgens. Die Leute waren im Felde, denn der Roggen stand silbern und reif. Ein Flug weißer Tauben schwang sich in das feurige Blau, das über den Dächern funkelte.

Der Hund kläffte noch immer. Die nachdenklichen Augen des Mannes betrachteten ihn.

Eine junge Magd ging vorbei, die schwappenden Eimer am Joch. Sie sah den Fremden auf der Hausbank sitzen und lachte ihn an mit dem Lob erwartenden Lächeln, das die Tiere nicht zeigen können. Adrian Drost nickte ihr zu.

Durch das Tor, das hinter das Wohnhaus führte, kam der Bauer und führte ein Pferd. Es war eine Fuchsstute, mittelgroß, mit langem Schweif und heller, nicht sehr dichter Mähne. Unter der Decke, die ihr auf dem Rücken lag, ragten die Knochen an Widerrist und Kruppe empor. Sie ließ den Kopf hängen, und ihre Ohren schlappten vor Müdigkeit.

„Nehmt ihr die Decke ab," sagte Adrian Drost.

Er stand auf und ging um das Pferd herum, es ruhig betrachtend. Der Bauer stand daneben und sah ihm nach dem Gesicht, das nichts erkennen ließ.

Adrian Drost strich an den Beinen des Tieres hinab und prüfte seine Zähne. Er klopfte ihm den Hals. Das Pferd stand mit tiefgesenktem Kopfe unbeweglich. Es schnaubte nach den Heuhalmen, die der Wind über den Hof gefegt hatte.

„Das Pferd hat Euch kein Roßtäuscher verkauft," sagte Adrian Drost, den Blick erhebend.

Der Bauer, eine Falle witternd, sagte nichts. Er sah den Fremden an mit schmalen Lippen.

„Was soll es kosten?" fragte Adrian Drost.

In die Augen des Bauern kam ein schnelles, scharf glitzerndes Licht.

„Tausend Mark," sagte er, rasch atmend.

„Gut," sagte Adrian Drost.

Das Gesicht des Bauern verzog sich. Seine Lippen wurden breit. Adrian Drost sah ihn lächelnd an.

„Ihr müßt mir aber eine Decke ablassen, mein Freund . . ."

„Um zehn Mark, Herr, sollt Ihr eine neue haben."

„Holt sie!" antwortete der Fremde. „Und schreibt mir zugleich eine Quittung darüber, daß ich Euch diese Fuchsstute für tausend Mark abgekauft habe, und daß der Handel gut und gültig ist."

Der Bauer ging. Er mußte an dem Hunde vorbei, der noch immer mit einem wütenden Eifer gegen den Fremden kläffte.

„Willst du still sein, du Aas!" schrie er und gab ihm einen Fußtritt. Der Hund duckte sich und winselte. Aber er schwieg nicht.

Adrian Drost ging zu dem Hunde hin, der das Näherkommen seiner Schritte mit gesteigertem Zorn erwiderte. Aber als er ihm ganz nahe war, verstummte das Tier. Der Mann bückte sich zu ihm und streichelte den Kopf des Hundes. Der hielt ihm still. Adrian Drost lächelte.

„Hört," sagte er, als der Bauer wieder aus dem Hause kam, „wollt Ihr mir Euren Hund verkaufen?"

Der Bauer zögerte.

„Der Hund ist gut," antwortete er. „Aber Euch wird er nichts nützen. Er ist blind."

„So," sagte Adrian Drost. „Darum . . . Ist seine Blindheit unheilbar?"

„Das weiß ich nicht. Er hat's von einem Fall."

„Es tut nichts," meinte der Fremde. „Ich nehme ihn dennoch. Schreibt noch auf die Quittung, daß ich Euch einen blinden Hund um zwanzig Mark abgekauft habe. Dann sind wir im Reinen. Und hier ist Euer Geld."

Nachdem sie die Summe und die Schrift ausgetauscht hatten, nahm Adrian Drost eine Schnur aus der Manteltasche, machte den Hund von der Kette los und befestigte die Schnur an dem Strick, der dem mageren Tier als Halsband diente. Es folgte ihm ohne Widerstreben von seiner Hütte fort und stand, wenn er stehen blieb, in einem traurigen Warten da, und die starke Sonne schien ihm in die unempfindlichen Augen. Der Bauer stand vor der Haustür und sah dem Fremden nach.

Adrian Drost ritt zum Hofe hinaus und südwärts durch die Heide. Sein Pferd ging einen steten Schritt, und der Hund schien sich zu freuen, daß er laufen durfte. Die Schnur, die ihn festhielt, spannte sich nicht. Adrian Drost blickte vorwärts und nach rechts und links über das stille, sonnige Land, und es war in seinem Blick eine starke Kraft des Wiedernehmens und die Inbrunst einer ewigen Liebe.

Nach einer Stunde Weges rasteten sie, wo der Bach zum Weiher wurde und das Pferd und der blinde Hund tranken. Adrian Drost hatte sich niedergesetzt und Brot und Fleisch aus der Tasche genommen. Er lockte den Hund zu sich.

„Komm', Kongo — komm' . . . ."

Er lockte ihn so lange, bis das Tier den neuen Namen begriffen hatte. Es fraß ihm aus den Händen und wedelte. Seine blinden Augen, die keine Trübung zeigten, schienen das Gesicht des fremden und guten Mannes zu suchen. Das Pferd begann zu weiden.

Adrian Drost schaute ihm zu. Der Hund lag ihm zu Füßen. Ringsum war alles still . . .

Nach abermals einer Stunde gemächlichen Reitens kamen sie auf Ackerland und folgten dem schmalen Wege zwischen zwei Feldern, auf denen der Hafer mit silbergrünen Fähnchen stand. Noch funkelte der Tau in den Halmen. Die Lerchen tanzten in der goldenen Luft. Eine kleine weiße Wolke stand fern im Westen über ruhigem, dunklem Wald. Langgestreckte, helle Häuser hoben ihre roten Dächer ins Licht.

Da wußte Adrian Drost, daß er am Ziele war.

Menschen, die ihm begegneten, als er dem Gute zuritt, schauten ihn an und drehten die Köpfe nach ihm. Er sah ihnen heiter in die Gesichter und klopfte seinem häßlichen Pferde den Hals. Als er durch das weitoffene Tor des Gutshofes bog, schlug es sieben Uhr.

Ein junges Weib mit einem flachen, leeren Korb auf der Hüfte kam ihm entgegen und blieb stehen. Adrian Drost hielt sein Pferd an, bückte sich aus dem Sattel und streckte die Hand aus.

„Guten Morgen, Marie," sagte er.

Sie ließ den Korb fallen und nahm seine Hand mit ihren beiden Händen. Sie atmete ein paarmal tief, ehe sie sprach, und lächelte.

„Adrian Drost," sagte sie. „Da bist Du wieder . . . . Es ist schön, daß Du da bist . . . Und wir haben immerzu auf Dich gewartet . . . Guten Morgen, Adrian!"

„Wo ist der Bruder?" fragte er und sprang vom Pferde.

„Im Garten . . . Warte, ich führe Dich. Du kommst uns eben recht zum Frühstück. Ich wollte nur noch ein paar Erdbeeren holen; hinter der großen Scheune reifen die schönsten . . . Ist das Dein Hund?"

„Ja. Er ist blind."

„Ich will ihm Milch geben, Adrian. Und das Pferd?"

„Auch das ist mein. Ich habe es gekauft, weil mir der Bauer keines leihen wollte."

„Es scheint sehr müde zu sein . . . Wir wollen es zu den Fohlen stellen. Wir haben einen Hengst im Stall, der wie ein junger Teufel um sich schlägt, wenn ein fremdes Pferd hereinkommt. Da drüben hat es Ruhe und soll Hafer und Wasser haben. Ich sage es dem Henner, der sorgt dafür."

„Du hast Dich nicht verändert, Marie," meinte Adrian Drost.

„Doch, Adrian . . . In acht Jahren verändert man sich wohl. Du hast es sehr getan. Wie groß und mager Du geworden bist! Und wie sehr verbrannt . . . Und das Weiße in Deinen Augen ist gelb geworden . . . Hast Du das Fieber gehabt?"

„Mancherlei Fieber . . ."

Sie sah ihn unaufhörlich an. Der Knecht hatte das Pferd in Empfang genommen. Sie gingen langsam nebeneinander her, dem Garten zu, der hinter dem Hause begann. Der Hund lief hinter ihnen her.

„Wieviel wirst Du erzählen müssen, Adrian. Du hast so viel nachzuholen. Wir wissen nichts von Dir. Wir haben von Dir gesprochen, Tag für Tag. Wir haben auf Dich gewartet und gewußt, einmal kommst Du. Nun bist Du da. Und ich schwatze, weil ich sehr glücklich bin . . . Siehst Du, und da ist Alfred . . ."

Sie lachte vor Freude, als sie das sagte und dem

Bruder ins Gesicht sah. Der war vom Tisch aufgestanden und starrte dem Manne, der zu ihm kam, entgegen. Und Marie Heimdal spürte in ihrem eigenen Herzen den tosenden Stoß, mit dem im Herzen ihres Bruders das Blut aufsprang, daß es ihn ganz erschütterte.

„Guten Morgen, Alfred," sagte Adrian Drost sehr sanft.

Alfred Heimdal antwortete nicht.

Ihre Hände griffen ineinander. Sie sahen sich an. Ihre Stirnen waren in gleicher Höhe; wenn sie sich in die Augen schauten, blickten sie geradeaus.

„Da bist Du," sagte Heimdal nach einer Weile.

„Ja, Alfred . . . Da bin ich . . ."

„Wir sind allzumal Stümper — auch im Wünschen . . . Jede Erfüllung lacht uns aus . . . Nun setze Dich, Adrian . . . Du wirst müde sein . . . Bist Du zu Fuß gekommen?"

„Ich bin durch die Heide geritten."

„Erzähle . . ."

„Da ist nicht viel zu erzählen," meinte Adrian Drost und sah zu dem Mädchen auf, das am Tische stehengeblieben war und die stillen, glücklichen Augen auf ihm ruhen ließ. „Der Schnellzug hatte Verspätung und hätte den Anschluß an den Zug zu Eurem Haltepunkt nicht mehr erreicht. Ich hätte im günstigsten Falle heute abend gegen sechs Uhr bei Euch sein können. Auf telephonische Anfrage erhielt ich den Bescheid, daß in der kleinen Stadt, die der Schnellzug als nächste berührt — wie heißt sie doch — ein Kraftwagen zur Fahrt über Land nicht zu haben sei. Da der Zugführer sich weigerte, die Fahrt auf freier Strecke, wo ich es wünschte, zu unterbrechen, habe ich den Zug durch Benutzung der Notbremse zum Halten gebracht und ihn verlassen, um durch die Heide südwärts zu gehen."

„Es wundert mich nur, daß man nicht wenigstens den Versuch gemacht hat, Dich festzunehmen."

„Ich glaube nicht," sagte Adrian Drost nachdenklich, „daß ihnen das geglückt wäre. Ich kann ausgezeichnet rennen und hätte sie bestimmt irregeführt. Außerdem hatte ich ihnen einen Zettel zurückgelassen, mit dem ich sie an Palitzsch verwies, der im Nebenabteil schlief."

„Wer ist Palitzsch . . ."

„Mein Schreiber. Meine Hand. Er hat Uebung in solchen Dingen und wird die Angelegenheit aufs beste in Ordnung gebracht haben. Objekte unter zehntausend Mark erledigt er selbständig zu meiner vollsten Zufriedenheit."

„Du bist reich geworden, Adrian . . ."

„Ja."

„Sehr reich . . ."

„Ja."

„Ich wünsche Dir aus tiefstem Herzen Glück dazu, mein geliebter Junge . . ."

„Tue das, Alfred . . . Ich bin erst am Anfang. Der Weg zu Dir war der erste Schritt, den ich notwendig tun mußte, um ans Ziel zu kommen. Denn dazu brauche ich Dich."

„Du weißt, daß Du mich immer hast."

„Ja. Das weiß ich."

„Warte noch," sagte das Mädchen. „Du willst von Deinen Plänen sprechen, Adrian, und da muß ich dabei sein. Aber erst will ich die Erdbeeren holen. Es ist mir, als müßte ich das selber tun. Auch für den Hund bringe ich etwas mit. Er soll eine ganze Schüssel voll Milch bekommen . . ."

Sie ging.

„Woher hast Du den Hund?" fragte Heimdal, das Tier betrachtend.

„In einem Dorfe, das mir am Wege lag, habe ich ihn und das Pferd gekauft."

„Fandest Du ihn so schön?"

„Nein. Er ist nicht schön. Auch ist er blind. Ich hoffe, daß es zu heilen sein wird. Aber ein Hund, der seine Pflicht tut, wenn sein Herr sie ihm mit Fußtritten austreiben will, der ist zwanzig Mark mit jedem seiner Haare wert."

„Lieber Junge, wenn Du für einen blinden Hund zwanzig Mark bezahltest, dann möchte ich nicht wissen, wie teuer Dich das Pferd zu stehen kam."

„Das Fünfzigfache."

„So . . . Ich glaube, daß Du ein Pferd und einen Hund hättest billiger haben können."

„Vielleicht. Das Ganze ist eine Zeitfrage. Ein Pferd, das ich in vier Wochen brauche, kostet mich die Hälfte von dem, das ich in vierzehn Tagen haben muß. Das Pferd, das ich sofort brauche, kostet mich das Vierfache. Es ist eine ganz gerechte Sache."

„Ist es ein brauchbares Pferd?"

„Du mußt nicht erschrecken, wenn Du es zum ersten Male siehst, lieber Alfred. Es ist englisches Vollblut, noch keine acht Jahre alt. Wenn Du ihm Ruhe gönnst und es pflegst und ihm den Hafer nicht zu knapp bemissest, hast Du in einem halben Jahre ein Pferd, das für dreitausend Mark zu billig verkauft würde."

„Ich werde es nicht verkaufen, Adrian," sagte Heimdal, „um keinen Preis. Denn Du bist auf ihm gekommen. Acht Jahre lang habe ich auf Dich warten müssen. Du hast das Schicksal gezwungen — nicht wahr?"

„Ja," sagte Adrian Drost. Er sah dem Mädchen entgegen, das, die Schüssel mit den Früchten auf flachen Händen tragend, rasch und behutsam gegangen kam. Ihr folgte eine junge Magd mit Tasse und Teller für den Gast und einer Schale Milch. Marie setzte die Früchte auf den Tisch und bückte sich, die Milch dem Hunde bietend. Sie lockte ihn und fragte aufblickend seinen Herrn, wie er heiße.

„Kongo," antwortete Adrian Drost.

„Kongo," wiederholte sie, etwas verwirrt. Sie streichelte den Hund.

„Setz' Dich zu uns," sagte der Bruder.

Sie tat es und teilte ihre leise Sorgfalt zwischen ihn und den Freund. Ihre Augen gingen von einem zum anderen.

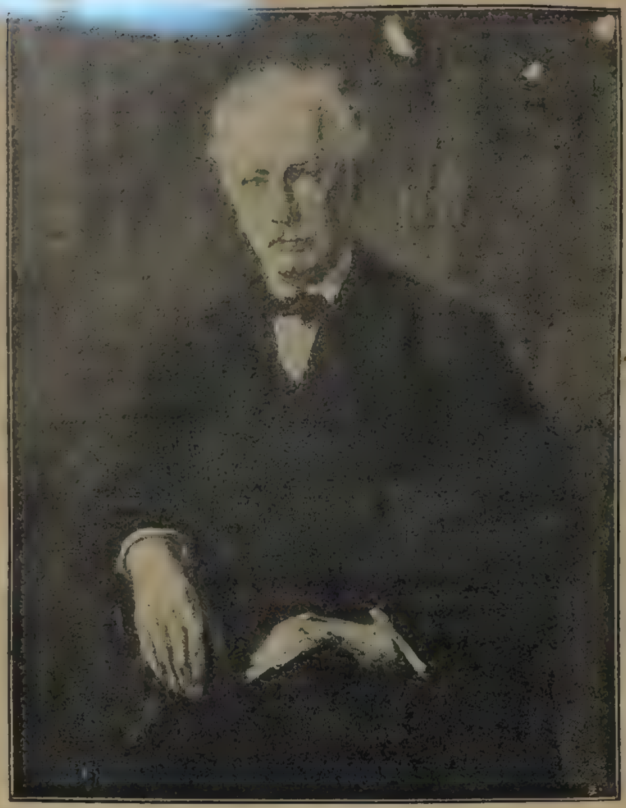
„Du hast viel durchgemacht," sagte Heimdal zu Adrian Drost. „Nun mußt Du uns von Anfang an erzählen. . . Du bist ein Junge von achtzehn Jahren und nimmst Abschied von uns, um in die Welt zu gehen. Du hast einen Willen und einen Plan; aber Du verrätst ihn nicht. Du gehst fort, und wir schauen Dir nach. Du bist verschwunden — und wir stehen noch immer am gleichen Fleck und warten, daß Du wiederkommst. Nun bist Du gekommen. Nun erzähle . . . Woher kommst Du?"

„Von Afrika . . ."

„Und was hast Du dort getan?"

„Ich habe mir ein Königreich gekauft," sagte Adrian Drost. (Fortsetzung folgt.)

BILDNISSE VOM TAGE



Prof. Max Liebermanns neues Bildnis von Richard Strauß aus der soeben eröffneten Frühjahrs-Ausstellung der Freien Sezession in Berlin.
(Mit Erlaubnis von Paul Cassirer, Berlin W.)



General Skoropadski, das neue Oberhaupt der Ukraine.



Bildnis des Führers unserer Marineluftschiffe, Fregattenkapitäns Strasser, von Grafen Leopold v. Kalckreuth aus der Ausstellung der Freien Sezession, Berlin.
(Mit Genehmigung der Ausstellungsleitung.)

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — a — batt — be — ber — bei — cel — da — dad — de — dor — e — erd — es — fer — feu — ga — gon — ha — il — in — lä — li — ni — oel — pat — ra — sal — se — si — si — sil — tar — te — tin — tra — tri — us — vid — zem sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch August Wilhelm von Schlegels ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Monat, 2. Schlingpflanze, 3. Preisnachlaß, 4. biblischen Ort, 5. Gewürzpflanze, 6. Fluß, 7. Küchengewürz, 8. Insel, 9. livländ. Stadt, 10. Brennstoff, 11. Wortteil, 12. alttestamentarische Person, 13. Verzierungstechnik, 14. Physiker, 15. Getreideart, 16. Schreibmaterial.

Heruntergekommen.

Wenn er in eine deutsche Stadt tritt ein,
Wird man gleich auf den Hund gekommen sein.

Lösungen der Rätsel aus Nummer 20.

Silben-Rätsel: 1. Haakon, 2. Aloe, 3. Bilanz, 4. Salamander, 5. Orchidee, 6. Nargileh, 7. Neutrum, 8. Estomihi. „Hab' Sonne im Herzen!"

Dreierlei: Granaten.

Pfingst-Rätsel:

Und kommt das Fest der Pfingsten,
Dann schmückt mir fein das Haus,
Ihr, meine lieben Jüngsten,
Mit Birkenzweigen aus.

W. Busch „Zu guter Letzt."

Warnung: Schnaps, Schwips.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

„Sieh mal, Fritz, wie unsere neue Klavierlehrerin geht — mit den Fußspitzen einwärts."

Nicht immer. In der Zeitung hat sie angezeigt: „Geht auch auswärts."

*

„Fräulein Ernas Herz ist spröde wie Glas, ich kann durchaus keinen Eindruck machen."

„Vielleicht versuchen Sie es mal mit einem Diamanten."

*

„Na, Fritzchen, was wird denn Dein kleines Schwesterchen von Dir zum Geburtstag kriegen?"

„Das weiß ich noch nicht, vergangenes Jahr hat sie von mir die Masern gekriegt."

*

Oberst bei der Morgeninspektion: „Habt Ihr über irgendetwas zu klagen?"

„Jawohl, Herr Oberst, wollen der Herr Oberst das hier kosten?"

„Das — das ist die beste Suppe, die ich je gegessen habe."

„Und das nennt der Koch Kaffee!"



„Wenn ick nu noch den linken zu krieje, bin ick 'n jemachter Mann!"

„Elschen, trample doch nicht so auf der Treppe! Gleich gehst Du noch einmal hinauf und kommst leise wie eine junge Dame herunter," sagte die nervöse Mama.

Elschen tut's.

„Ist's so recht?"

„Ja," sagt die Mama, „nun habe ich nichts gehört, so gehen die feinen Damen die Treppe herunter."

„Ja," ruft Elschen aus, „ich bin auf dem Geländer gerutscht!"

*

„Nun, was hat Herr Schönflug gesagt," fragte die Frau eines Zahnarztes, „als Du ihn an die Begleichung Deiner Rechnung erinnertest?"

„Gesagt? Nichts! Mit meinen Zähnen hat er geknirscht."

*

„Kuck' mal, Mutta, die Frau schielt!"

„Still, sie hört Dich ja!"

„Meenste, sie weeß et noch nich?"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich)). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

2. Juni 1918
Nr. 22
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Vom U-Boot-Krieg:
Alarm auf einem deutschen U-Boot beim Herannahen eines englischen Zerstörers.



Deutscher Schützengraben-Posten mit neuem Brustpanzer.
(Siehe auch die Bilder auf der letzten Seite dieses Heftes.)



Richthofens Grab.
Nach einer Aufnahme, die am 12. Mai von einem englischen Flieger bei Manancourt-Fins abgeworfen wurde.



Die Wirkung der deutschen Küstengeschütze auf das englische Schlachtschiff „Vindictive", das bei dem zweiten mißlungenen Handstreich der Engländer gegen Ostende in den Grund geschossen wurde.



Maschinenanlage zum Aussetzen der Flugzeuge an Bord eines deutschen Flugzeugmutterschiffes.

Fliegerbomben
II.

Die Brandbomben haben, wie schon ihr Name besagt, die Aufgabe, an der getroffenen Stelle einen möglichst umfangreichen und schwer zu löschenden Brand zu erzeugen; ihre Füllung besteht aus einem Kohlenwasserstoff, der durch besondere Anfeuerungsmassen vorgewärmt wird. Bei den Bombenangriffen auf feindliche Rüstungsstätten werden beide Bombenarten verwendet, um durch Spreng- und Brandwirkung den nachhaltigsten Schaden anzurichten. Während zu Kriegsanfang aus den damals geringen Flughöhen die Bomben meist mit freier Hand abgeworfen wurden, werden heute verschiedene Zielvorrichtungen angewendet, die auf einer Geschwindigkeitsmessung des Flugzeuges und auf einer Einstellung des Abwurfswinkels beruhen. Mit diesen Zielgeräten kann man selbst aus den größten Flughöhen bis zu 7000 Meter bei Tag und Nacht genau gezielte Bomben abwerfen. Das Zielen geschieht bei dem Normal-Flugzeug durch das „Bomben-Visier", ein kleines Fernrohr mit Fadenkreuz oder über Kimme und Korn wie beim Gewehr. Die Groß-Flugzeuge, die besonders für Bombardementszwecke gebaut sind und große Bombenlasten mitnehmen können, sind mit einem „Zielfernrohr" ausgerüstet. Vor diesem sitzt der Beobachter und kann durch den Boden des Flugzeuges hindurch bis zum Horizont



Das Auge des U-Boots: Seerohr eines deutschen Unterseeboots während der Fahrt unter Wasser.

sehen und sein Ziel aussuchen. Die Bomben selbst hängen in Abwurf-Vorrichtungen unter dem Flugzeugrumpf. Durch diese Lage, gleichlaufend zur Flugzeugachse, wird der Luftwiderstand während des Fluges verringert und nach der Auslösung der Bomben eine gute Einstellung in die Fall-Kurve erreicht. Auch unter dem unteren Tragdeck sind Abwurf-Vorrichtungen vorhanden, hier und unter dem Rumpf werden die schweren Bomben eingehängt. Die Betätigung der Auslösung erfolgt durch einen Seilzug vom Beobachtersitz aus. Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1910 die ersten Versuche vorgenommen wurden, von Militärflugzeugen Bomben abzuwerfen — es waren beschwerte Zigarrenkisten — und damit die heutigen Riesen-Kaliber mit sechs Zentner Sprengstoff-Inhalt vergleicht, erkennt man, wie groß die Entwicklung des deutschen Bombenwesens in dieser kurzen Zeit geworden ist und was für eine furchtbare und wirkungsvolle Waffe die deutschen Bombengeschwader über dem Feind sind.

ZUR SAMMELWOCHE *der* LUDENDORFF-SPENDE *für die* KRIEGSBESCHÄDIGTEN



So soll es nicht wieder sein, sondern —



— so! Gebt für die Ludendorff-Spende!



Ferdinand Hodler †,
der große Schweizer Maler.
Selbstbildnis.
Verlag H. O. Miethke, Wien.

Ferdinand Hodler.

Mit Ferdinand Hodler, der im Alter von 65 Jahren einem Herzleiden erlag, hat die Schweiz ihren bisher größten nationalen Maler verloren, einen Maler, dessen Werke weit über seine zufällige, nicht jedem genehme Persönlichkeit hinaus bleibende Weltgeltung beanspruchen dürfen. Hodler war seinem Wesen nach durchaus Monumentalmaler, diese seine Eigenart sprach sich bis in seine kleinsten Tafelbilder hinein aus, ohne diesen, vor allem seinen Landschaften, ihren starken lyrischen Reiz zu nehmen. Von der französischen Schule des Puvis de Chavannes ausgehend, gelangte der Künstler zu einer unserem deutschen Empfinden vollkommen entsprechenden Form. Er war der berufene Führer der Schweizer Geisteskultur auf dem Wege zu einer völlig modernen Kunst, als einer deren großen und historischen Anreger er betrachtet werden darf. Wir besitzen in Deutschland ein Monumentalwerk von seiner Hand in dem Auszugsbild der Universität Jena.

Lothar Brieger.



Ein interessanter Augenblick aus dem Fußball-Wettspiel um den Kronprinzenpokal in Berlin. Berlin siegte gegen Norddeutschland mit 3 : 1. Phot. Hohmann.



Selbstbildnis Ferdinand Hodlers, gemalt im Alter von 19 Jahren.

Der Bahnhof in der Kriegszeit

Mit Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.



Bilder vom Bahnhof in der Kriegszeit: Die Gepäck-Plage.

Zu einer meiner Glanznummern gehörte früher der Kellnerjunge auf dem Bahnhof, der die Karre schob oder ein Tablett vor den Bauch gebunden hatte, der damit den Zug entlang schoß im Dauerlauf und dazu fortgesetzt schrie: „Warme Würstchen! Schinkenbrot! Gnadauer Bretzeln! Glas Bier g'fällig!" Ich konnte das von Berlin bis München mit allen lokalen Variationen nachmachen. Wenn ich auf der Reise die Augen zumachte, wußte ich genau, wo ich war sowie der Zug hielt. Na ja — es war gar nicht so schwierig! Wenn es z. B. „Aromadiiiek" draußen rief, war man in Neudietendorf. Ein Kellnerjunge rief stets zum Schluß noch: Wableziehl! Ich wollte mir immer mal „Wableziehl" kaufen, schon der Wissenschaft wegen, aber der Zug hielt da nur eine halbe Minute, und so weiß ich bis zum heutigen Tage deshalb nicht, was Wableziehl eigentlich ist. Wenn nicht der Krieg dazwischen gekommen wäre, hätte ich es schon mal herausbekommen. Der hat so manches ... [illegible] ...tkolo ist nicht mehr und vom „Schinkenbrot" wollen wir lieber gar nicht reden. Der Schaffner ist ein Mädchen mit Pumphosen. Manche sind niedlich. Manche sind freundlich. Manche sind beides nicht. Manche scheinen mir verkleidete Wachtmeister und Feldwebel zu sein, die



sich mit Geschick die Haare haben lang wachsen lassen. Warum tun sie das nur?! Sie könnten sich heute in ihrem alten Beruf ebenso betätigen. Wo ist der Gepäckträger hin?! Sie sahen alle gleich aus und wurden nur an der Mützennummer unterschieden. Es gibt ja noch welche, aber sie sind selten geworden wie die Kormorane. Früher kamen auf einen Reisenden vierzig Gepäckträger. Jetzt auf vierzig Reisende einer. Leute, die so fein früher waren, daß sie zu sich selbst „Sie" sagten, schleppen jetzt ihr Köfferchen rechts und ihre Handtasche links und haben den Fahrschein zwischen den Zähnen. Es wird viel gereist, trotzdem man doch kaum behaupten kann, daß das Reisen billiger geworden ist. Wenn man z. B. von Berlin nach Dresden jetzt fahren will, muß man eine Hypothek aufnehmen. Dabei sind die Züge ziemlich voll. Man muß noch froh sein, wenn man für sein teures Geld einen Stehplatz auf den Füßen seines Nachbars bekommen hat, und nicht etwa der Nachbar einen Stehplatz auf unsern Füßen. Aber es wird viel gereist und Abschied und Wiedersehn sind Massenartikel. Bei denen, die vom Feld kommen und hinaus gehen, ist das selbstverständlich. Aber die entferntesten Verwandten fühlen sich



Bildnis des Bahnhof-Schutzmanns, von dem ein Fremder ein Auto verlangt hat!



Der Kriegs-Bindfaden.



Der Bahnhof in der Kriegszeit: Vater kommt! Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Erste Begegnung mit der neuen Sommermode.

mit einemmal zueinander hingezogen. Vor allem hat man seine Sympathien entdeckt für solche, die auf flachem Land wohnen und Selbstversorger sind. Mitten zwischen Abschied und Wiedersehn — ein ruhiger Fels in der Brandung der Empfindungen — steht eine neue Figur: der Bahnhofskommandant. Das heißt: der ist es ja eigentlich nicht — ich nenne ihn nur so. Er ist groß, denn man muß ihn sehn im Gewühl, meist merklich angegraut schon, hat eine Kette um den Hals mit einem Schild, gibt Bescheid, betrachtet Pässe, ist nicht unfreundlich . . . aber er erinnert uns immer an das Mädchen aus der Fremde, „denn eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit“. Ach wo sind all die schönen Autos hin, die in langen Reihen vor dem Bahnhof hielten? Droschken sah man kaum an. Wohin?! Verschwunden, wie Schnee vom letzten Jahr. Kommt heute schon mal 'ne leere Droschke, dann fährt sie bestimmt nicht. Der Schutzmann am Portal, der einst die Blechmarken mit den Nummern ausgab, hat eine doppelte Freude, erstens hat er nichts mehr zu tun und zweitens amüsiert er sich über die Gesichter der Leute, die von ihm Blechmarken haben wollen. Und bei alledem reist man, reist man. Und zum Schluß geht's auch ganz gut. Einen Platz findet man ja endlich doch und ankommen tut man auch mal. Tag und Nacht wühlt und pulst es auf den Bahnhöfen. Wiedersehn und Abschied sind heute Massenartikel. Manches hat sich geändert, manches fehlt. Tröstet Euch . . . alles kommt wieder und vor meinem Tode hoffe ich noch zu erfahren was das eigentlich ist: Wa—ble—ziieh!

Gregor.



Seine Majestät, der Droschkenkutscher.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

1. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Der Beginn des Romans in der vorigen Nummer erzählt, wie Adrian Drost durch Ziehen der Notbremse den Nachtschnellzug Hamburg—Berlin auf freiem Felde stehen macht. In einem Dorf kauft er von einem habgierigen Bauern ein Pferd und einen blinden Hund. Dann reitet er zu seinem Ziel, dem Gutshof seines Jugendfreundes Alfred Heimdal. Ihm und Heimdals Schwester Marie eröffnet er, der aus der Ferne kommt, seine großen Zukunftspläne in Afrika, wo er sich ein Königreich gekauft hat.

Das Mädchen tat einen raschen Atemzug. Alfred Heimdal lächelte.

„War es dieses Königreich, um dessentwillen Du fortgegangen bist?"

„Es ist ein Feld auf meinem Schachbrett," sagte Adrian Drost, „nicht mehr. Aber die Königin steht darauf. Es ist die Handvoll Erde, von der ausgehend ich ans Ziel gelangen will."

„Und welches ist Dein Ziel?"

„Das deutsche Afrika."

Alfred Heimdal antwortete nichts. Er hielt den Atem an. Mit einer unendlich behutsamen Gebärde faltete das Mädchen die Hände im Schoß. Ein Sonnenfunken, der durch das Laub der Esche auf den Tisch fiel, brach sich im schön geschliffenen Stern einer Kristallschale, daß er in den Farben des Regenbogens sprühte.

„Willst Du damit sagen, daß Du Dein Lebenswerk in der Schaffung einer deutsch-afrikanischen Großmacht siehst?"

„Ja. Das will ich damit sagen."

Heimdal erhob sich. Er steckte die Hände in die Taschen und begann, auf dem Kiesweg hin und her zu gehen. Adrian Drost folgte ihm mit den Augen. Er hatte die rechte Faust vor sich auf den Tisch gelegt und wartete schweigend. Das Mädchen blickte unverwandt zu ihm hinüber.

„Der Gedanke," begann Heimdal, stehenbleibend, „ist außerordentlich kühn. Man könnte versucht sein, ihn einen Knabengedanken zu nennen, mein geliebter Junge, einen von jenen heroischen Knabengedanken, an denen die Geschichte der Völker reich ist, und an denen starke und entschlossene Männer scheiterten..."

„Es kommt auf das Kapital an, das man gewillt und imstande ist, diesem Gedanken zur Verfügung zu stellen," sagte Adrian Drost mit einer gewissen Knappheit. „Es handelt sich bei dieser Angelegenheit selbstverständlich nicht um Millionen, sondern um Milliarden. Der Einsatz muß naturgemäß der Größe des Gegenstandes entsprechen. Die Außerachtlassung dieses Grundsatzes ist nach meinem Dafürhalten die Ursache für den Zusammenbruch der deutschen Weltpolitik. Es ist das eigentümliche Mißgeschick unseres Volkes, daß es die besten Geschichtsforscher besitzt, aber aus der Geschichte nichts lernt. Es besitzt Intelligenz und Kraft vollauf genug, um die Welt aus den Angeln zu heben; aber wenn es sie aus den Angeln gehoben hat, macht es sie einem Nachbarn zum Geschenk. Wenn man es in den Sattel setzt, dann reitet es wie ein Beduine. Aber es käme nie von selbst auf den Gedanken, das Pferd zu besteigen. Man muß es zwingen. Und ich will es zwingen. Zeit ist nicht mehr zu verlieren. England hat von uns Farbstoff genug bezogen, um die Weltkarte an allen Ecken britischrot zu markieren. Daß es auch den entschlossensten Willen dazu besitzt, zeigt es täglich von neuem. Jetzt bin ich ihm zuvorgekommen, und die deutsche Regierung braucht weiter nichts zu tun, als Ja zu sagen, mit einem Schlage eine koloniale Großmacht zu sein."

„Du mußt uns nicht so überfallen," sagte Alfred Heimdal lächelnd. „Du mußt uns nicht zwingen, einen Weg, den Du in acht Jahren gegangen bist, mit einem Sprung zurückzulegen. Du bist nicht der Mensch, der aus Zufall König wird. Bist Du's geworden, so hast Du's auch gewollt. Aber die Straße, auf der Du's geworden bist, wollen wir kennenlernen. Von ihr mußt Du uns erzählen ..."

„Den Anfang kennst Du," sagte Adrian Drost. „Du kennst die Bodenkammer hier im Haus, in die ich alle Landkarten schleppte, deren ich habhaft werden konnte, um, auf dem Bauche liegend, die Haut der Erde auszumessen und den Globus um seine Pole tanzen zu lassen. Du kennst auch die Karte von Afrika, in die wir gemeinsam die Grenzen des deutschen Besitzes zeichneten, und die andere, in deren mattes Braun hinein wir die Farben der besitzenden Länder malten. Und da blieb im Westen unseres nicht zu großen Reiches ein größerer, weißer Fleck. Das war Niemands Land ..."

„Ja ... Ich erinnere mich ...."

„Dieser weiße Fleck, Alfred, war's, der mich fortgetrieben hat. Die koloniale Bewegung bekam damals in Deutschland einen mächtigen Stoß, daß sie zu schwingen begann. Reiche wurden aufgelöst und gegründet. Die Wissenschaft geriet in Eifer. Forscher und Entdecker machten sich auf und leuchteten in den schwarzen Erdteil hinein; und wenn die deutschen Gelehrten festgestellt hatten, daß dies oder jenes Gebiet von außerordentlicher Fruchtbarkeit, an natürlichen Schätzen überreich, leicht zu erschließen und Milliarden wert sei, dann kam England und erklärte die Gegend für britisches Interessengebiet. War es so?"

„Ja ..."

„Ich lauerte auf den Augenblick, in dem sich eine Hand auf den weißen Fleck auf der afrikanischen Karte ausstrecken würde. Ich lauerte fiebernd darauf, daß es eine deutsche Hand wäre. Aber nichts dergleichen geschah. Niemand beachtete den weißen Fleck. Nur ich.. Ich wachte über ihn. Ich liebte ihn. Er gehörte mir. Ich legte meine Hand darauf; so wurde es mein Land. Mit achtzehn Jahren war ich entschlossen, es mir zu erobern. Mit neunzehn ging ich an die Ausführung dieses Planes. Ich verließ Euch und ging nach Amerika."

„Nach Amerika? War das der nächste Weg?"

„Ja. Ich brauchte Geld. Ich brauchte ein ungeheures Vermögen. Ohne mir im geringsten über die Art und Weise klar zu sein, war ich ebenso überzeugt wie entschlossen, es in den Staaten zu erwerben. Als Heizer machte ich die Ueberfahrt und ging in das nächste große Hotel, eine Anstellung fordernd. Man wies mich ab. Am zehnten Tage war man müde und nahm mich. Ich wurde in die Küche geschickt und lernte Gläser spülen. Ich erfuhr, daß die Tochter irgendeines Multimillionärs sich verlobt habe und die Hochzeit in meinem Hotel zu feiern gedenke. Ich ließ sie mir bezeichnen, stellte mich auf der Treppe ihr in den Weg und erwirkte mir die Zusage, daß sie den Wunsch äußern wollte, man möchte die Schmückung der Hochzeitstafel mir übertragen. Sie hielt ihr Wort und setzte, Widerstand findend, ihren Willen durch. Ihr Vater traute mir nicht ganz, wozu er berechtigt war. Er ließ mich bei meinen Besorgungen durch zwei Detektives überwachen. Aber sie waren nicht sehr geschickt. Sie suchten mich in der achtzehnten Avenue, wenn ich auf dem Broadway zu tun hatte, und stiegen fast immer in die falsche Untergrundbahn. Der Tafelschmuck sowie die Ausstattung der übrigen in Frage kommenden Räume kostete die runde Summe von zweihunderttausend Dollars, mit einem Reingewinn von dreißigtausend Dollars für mich. Da die Anordnung des Tafelschmucks drei Tage lang die Zeitungen von New York beschäftigte, ging meine Voraussetzung schlank in Erfüllung: es wurde keine Hochzeit von Rang gefeiert, bei der ich nicht das Amt des Tafelschmückers versehen hätte. Es brach eine Verlobungsepidemie aus. Die Blätter, an deren Angriffen mir hauptsächlich gelegen sein mußte, behaupteten, sechzig Prozent aller derzeitigen Verlobungen würden nur wegen der Sensation der Hochzeitsfeier geschlossen."

Adrian Drost sah mit sehr ruhigen und sehr durchleuchteten Augen vor sich hin.

„Im Verlauf von acht Monaten hatte ich etwas über eine Million Dollars verdient und die Erfahrung gewonnen, daß ich, in diesem Tempo arbeitend, nicht rasch genug an mein Ziel gelangen würde. Ich legte zwei Drittel des Geldes in Papieren der North-East-Railway an, die ich mir durch Bestechung eines Angestellten verschaffte. Sie arbeiteten mit einer Dividende von achtundsechzig Prozent. Mit dem Rest des Geldes ging ich nach dem Westen, um, gestützt auf geologische Forschungen, in einem bisher noch ziemlich unbekannten Gebiet Kanadas nach Gold zu suchen. Das Unternehmen glückte, meine Berechnungen stimmten. Ich fand sowohl Waschgold wie Körner. Mit einer Handvoll Leute, die von der Polizei des Ostens eifrig gesucht wurden, ging ich an die Ausbeutung der Lager, die meine Erwartungen vollauf erfüllte. Leider hatten meine Kameraden nicht viel Glück bei der Angelegenheit. Zwei kamen bei einer Messerstecherei ums Leben. Ein dritter, der es zu eilig hatte, seinen Gewinn in Brandy umzusetzen, wurde bei einem Ausflug in die Stadt von der Polizei abgefaßt und sehr gut festgehalten. Ein vierter, der ziemlich faul war, überredete mich dazu, um die Langeweile der Abende totzuschlagen, den Gewinn des Tages auszuwürfeln. Ich ging darauf ein, gewann anfangs und verlor später mit ziemlicher Hartnäckigkeit, was mir den Verdacht nahelegte, mein Partner bediene sich eines Austauschwürfels. In einer Nacht, als er genügend betrunken war, stahl ich ihm den Würfel, um ihn in Zukunft selbst zu benutzen. Der Erfolg war von da an ausschließlich auf meiner Seite."

Er redete rascher. „Bei den Fahrten nach Osten, die ich machen mußte, um meinen Gewinn zu verkaufen, begegnete ich Palitzsch, dem Manne, der jetzt mein Schreiber ist. Wegen Unterschlagung und Wechselfälschung von der Hamburger Polizei gesucht, stand er im Begriff, in Amerika unter die Räder zu kommen. Er war innerlich haltlos, von den Frauen unterjocht, ein wütender Selbstverächter. Ich ließ ihn so weit kommen, daß ihm das Wasser an der Gurgel stand. Dann packte ich zu. Ich brauchte einen Menschen, der willenlos in meiner Hand war. Als die Ausbeutung der Goldlager geringer zu werden begann, verkaufte ich sie. Ich bin überzeugt, daß sie den Preis, den ich forderte und erhielt, nicht mehr gerechtfertigt haben. Nach Verkauf meiner Papiere verfügte ich über ein Kapital von sechzehn Millionen Dollars. Ich hatte mich drei Jahre in Amerika aufgehalten. Ich glaube nicht, daß sie mich in den Staaten lieben. Von New York fuhr ich nach Südafrika. Palitzsch begleitete mich. Wir hielten uns einige Zeit in Kapstadt auf. Dann gingen wir nach Norden. Es glückte mir, das Ziel unserer Reise vollkommen geheimzuhalten. Andernfalls hätte ich die Agenten der englischen Regierung innerhalb einer Woche auf den Fersen gehabt. Deutsches Gebiet streifend, erreichte ich nach einem Marsch von nahezu zehn Monaten, in denen uns wenig erspart blieb, das Land, das ich suchte. Es war noch immer Niemands Land."

„Niemands Land," wiederholte Alfred Heimdal.

„Wir standen auf einem Boden, den vor uns noch kein Europäer betreten hatte. Wir wanderten aufs Geratewohl quer ins Land hinein. Palitzsch litt unter diesem Land, das er zu lieben keinen Anlaß hatte. Er bekam das Fieber und gab sich ihm sehr hin. Die Einsamkeit der Steppen machte ihn krank. Aber er folgte mir wie ein Hund. Ich werde ihm diese Monate nicht vergessen. Mein Aufenthalt in diesem innersten Afrika dauerte fast fünf Jahre."

Eine Pause trat ein. Dann sagte Adrian Drost, kühl zusammenfassend: „Während dieser Zeit glaube ich das Wesentliche seiner Art erforscht zu haben. Das Land besitzt eine Ausdehnung von nicht ganz anderthalb Millionen Quadratkilometer. Es ist mir gelungen, das Vorhandensein der verschiedensten Erze, ganz besonders Gold und Kupfer, einwandfrei und in solchen Mengen festzustellen, daß der Abbau dieser beiden Metalle allein den Erwerb des Bodens rechtfertigen würde. Das Land ist nur im Süden und Osten ziemlich dicht bevölkert. Ich habe sowohl Stämme von wahren Riesen wie von Zwergen gefunden. Letztere sind durchweg reiner Negertyp, während die schönen Menschen des Ostens unleugbar semitischer Abstammung sind. Es sind Heiden; ich habe keine Mohammedaner unter ihnen gefunden. Der Sultan von Msiwa'ngoro gebietet über fast drei Millionen Seelen. Mit ihm habe ich den ersten Vertrag abgeschlossen."

„Hast Du im Auftrage der deutschen Regierung gehandelt?"

„Nein, wie sollte ich? Du bist der erste Mensch — außer Palitzsch natürlich —, der von dieser ganzen Angelegenheit erfährt."

„Du hast also auf eigene Faust gehandelt?"

„Ja."

Adrian Drost blickte mit seinen ruhigen Augen zu dem Freunde hinüber, der gesenkten Kopfes dastand und die Lippen zwischen die Zähne gezogen hatte. Der Mund des Mädchens zitterte leise. Nach einer Weile drehte Heimdal sich um und holte tief Atem. „Die Sache ist an sich einfach ungeheuer," sagte er, ohne den Augen des Freundes zu begegnen. „Sie ist so ungeheuer, daß es einem den Atem verschlägt, wenn man darüber nachdenkt. Was mir aber durchaus nicht klar erscheint, das ist der Standpunkt, auf den sich die Regierung stellen wird . . ."

„Oh!" machte das Mädchen halblaut.

Adrian Drost antwortete nicht gleich. Er drückte die Augen leicht zusammen. „Welche Regierung?" fragte er dann.

„Welche? Die deutsche!"

„Das verstehe ich nicht," meinte Adrian Drost nach einer Weile.

„Ich fürchte, mein geliebter Junge, Du wirst es eher verstehen lernen, als Dir lieb ist," sagte Heimdal mit einem schwermütigen Lächeln. „Beabsichtigst Du, von hier aus Deine Entwürfe bei der Regierung einzureichen?"

„Nein. Ich beabsichtige, morgen — möglicherweise heute nacht noch nach Berlin zu fahren, um die ausschlaggebenden Männer persönlich aufzusuchen."

„Bist Du sicher, diese Unterredungen ohne weiteres bewilligt zu erhalten?"

„Allerdings. Du nicht?"

„Es wird Dir nicht leicht fallen, mein lieber Junge, Dir Gehör zu verschaffen . . ."

„Mit dieser Möglichkeit muß ich rechnen," sagte Adrian Drost. „Aber ich bin entschlossen, damit fertig zu werden. Sollte es mir in der Tat nicht glücken, auf gütlichem Wege eine Unterredung mit dem Chef der Kolonialabteilung zu erlangen, so würde ich sie mir zu erzwingen wissen."

„Auf welche Weise?"

„Das würde sich aus den Umständen ergeben. Vielleicht könnte ich seinen Chauffeur bestechen oder seinen Kammerdiener. Vielleicht würde ich gezwungen sein, seine Aufmerksamkeit dadurch zu erwecken, daß ich ihm die Fenster seines Arbeitszimmers einwürfe oder einen Einbruch in seine Privatwohnung vortäuschte. Die Möglichkeit, ihm meine Absichten verständlich zu machen, würde durch ein solches Verfahren vielleicht etwas getrübt werden. Aber da die Sache eilt, kann ich in der Wahl der Mittel, die mich zum Ziele führen sollen, nicht allzu heikel sein."

„Das bist Du bisher auch nicht gewesen, Adrian . . ."

„Ich finde, es kommt weniger darauf an, wodurch ein Mann zur Macht gelangt, als darauf, wofür er sie verwendet."

„Du magst recht haben; aber ich fürchte, es wird Dir schwer fallen, diesem Standpunkt Geltung zu verschaffen. Und ein Mensch, der einem Volke als Verkünder einer neuen Größe gegenübertritt, sollte es nicht nötig haben, sich als Mensch verteidigen zu müssen."

Adrian Drost lächelte. „Wie seltsam!" meinte er und schüttelte den Kopf. „Ich glaubte, bei der Ausführung meines Planes wäre die größte Schwierigkeit, das notwendige Vermögen zu erwerben. Jetzt glaube ich fast, es zu verschenken wird mir schwerer gemacht werden . . ."

„O nein, nein! —" rief das Mädchen. Sie sprang auf und legte ihre beiden Hände auf die braune Hand, mit der Adrian Drost in einer verlorenen Gebärde über das Tischtuch strich. Sie sah ihren Bruder aus leidenschaftlichen Augen an. „Warum tust Du das?" fragte sie. „Warum sagst Du, was Du nicht denkst? O, ich würde Dich nicht mehr lieben, wenn Du so dächtest! Er ist zu uns gekommen und spricht von Dingen, die so groß sind, so unerhört herrlich, daß man weinen möchte vor Dankbarkeit, weil ein Mensch auf der Welt lebt, der so große und herrliche Dinge aussinnt mit seinem Hirn und sein Herz in sie hineinwirft und sie mit seinen Händen wirklich macht. Er ist zu Dir gekommen, weil er glaubte, daß Du ihn verstehen würdest — und er war berechtigt, das zu glauben, denn er wußte, Du hast ihn lieb! — Warum sprichst Du nun, als wäret Ihr Euch fremd geworden? Du mußt ihm nicht glauben, Adrian! Er liebt Dich und alle Deine Pläne, und wenn er so spricht, ist es nur, weil er fürchtet, Du könntest von den Menschen, die Du großmachen willst, Schlimmes erfahren. Und wenn Du das tätest, Adrian — und wenn sie Dich angreifen würden mit ihrem Haß gegen alles Große und Reine — Du darfst es nicht empfinden! Du mußt Dir einen Schild verschaffen, daß Du es nicht spürst. Denn sonst könnte es geschehen, daß Du bitter würdest. Und wer bitter ist, der liebt sein Werk nicht mehr . . ."

„Ich liebe mein Werk nicht — ich liebe mein Land," sagte Adrian Drost mit einem stillen Gesicht. „Und ich liebe die deutsche Erde, und mehr als beides das heiße, kindische Geschöpf, das wir deutsches Volk nennen, und das von sich selber noch so wenig weiß. Du mußt Dich um mich nicht sorgen, Marie. Es ist schön, daß Du es tust, und ich danke Dir. Aber es ist nicht nötig. Du brauchst Deinen Bruder nicht anzugreifen um meinetwillen, und brauchst ihn auch nicht zu verteidigen. Wahrscheinlich hat er recht. Aber das tut nun nichts mehr zur Sache. Ich habe es auf mich genommen, um meines guten Zieles willen zum Abenteurer zu werden. Ich hoffe, Regierung, Reich und Volk finden sich damit ab . . ."

Alfred Heimdal packte den Freund am Arm und zog ihn in die Höhe.

„Herrgott," sagte er und würgte an den Worten, „das ist doch nicht möglich, daß Du mich mißverstanden hast, Adrian . . ."

„Nein . . . Ich habe Dich nicht mißverstanden. Du bist der Warnende, und das Herz tut Dir weh, denn Du würdest zehntausendmal lieber Hosiannah! schreien. Wenn Du erst so vertraut mit meinen Plänen bist, wie ich will, daß Du werden sollst, dann wirst Du wissen wie ich, daß es nichts von Wichtigkeit außer dem einen: ans Ziel zu kommen . . . Die Entscheidung wird nicht lange auf sich warten lassen. Ich muß nur wissen, Alfred, woran ich mit Dir bin. Ich glaubte, daß Du der Mann seist, den ich brauche. Der Mann, auf den ich mich verlassen kann, wie auf mich selber . . ."

„Das kannst Du, Adrian."

„Kann ich das?"

„Ja."

„Ich wußte es," sagte das Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)



Zurück zur mittelalterlichen Rüstung!
Der neue belgische Stahlhelm mit heruntergelassenem Visier.



Bayrischer Sturmsoldat mit Brustpanzer.
Phot. Willi Ruge.



Französischer Pionier.
Nach einer französischen Zeichnung.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
a — ba — be — bel — bus — dat — di — e — e — ei — el — ge — gen — ger — i — laun — li — ma — mit — ne — ne — ne — ne — ni — o — on — ra — ra — ralsk — re — re — re — sen — si — sol — u — um — vi — vi — sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Lessing ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Menschenrasse, 2. russisches Gebiet, 3. Vogel, 4. Rechnungsart, 5. chemische Verbindung, 6. Militärperson, 7. Blume, 8. Insel, 9. Körperteil, 10. Vulkan, 11. weiblichen Vornamen, 12. Naturerscheinung, 13. Einsiedler, 14. Musikinstrument, 15. Metall.

Widerspruch.

Du lebst, wenn Du es hast,
Und stirbst, wenn Du es bekommst.

Der Gegensatz.

Zu jedem der nachstehenden Wörter ist das Wort zu suchen, das den Gegensatz ausdrückt; die Anfangsbuchstaben der so gefundenen Bezeichnungen ergeben eine Blume.

Ursache, Frage, Ernst, Winter, Weite, Zwerg, Tadel, Festland, Finsternis, Wahrheit, Ausgabe.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 21.

Silben-Rätsel: Der Geist des Dichters adelt die Natur. (A. W. v. Schlegel: An einen Kunstrichter.) 1. Dezember, 2. Efeu, 3. Rabatt, 4. Galiläa, 5. Estragon, 6. Ilse, 7. Salbei, 8. Trinidad, 9. Dorpat, 10. Erdöl, 11. Silbe, 12. David, 13. Intarsia, 14. Celsius, 15. Hafer, 16. Tinte.

Heruntergekommen: Trier—er, Terrier.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel

„Sieh mal, Elschen, diese Sardinen werden im Meer von den großen Fischen gegessen."

„Ja? Aber wie kriegen die großen Fische bloß die Blechbüchsen auf?"

*

Bei Kriegsgewinners

„Lieber Vater, was ist für ein Unterschied zwischen Tuberosen und Protuberanzen?"

„Da ist ein sehr großer Unterschied, mein Kind: Protuberanzen sind Apfelsinen, Tuberosen aber sind Lungenschwindsüchtige."

Roda Roda.

*

„Fritzchen, wo ist denn das Stück Kuchen geblieben, das ich zurückgestellt hatte?"

„Ich habe es einem kleinen hungrigen Jungen gegeben, Mama."

„O, Du gutes, mitleidiges Kind! Dafür bekommst Du einen Kuß. Wer war denn der Junge?"

„Ich!"



Kriegs-Wäscherei:
„Mein Gott, Sie haben wohl meine Hemden mit 'nem Maschinengewehr gewaschen?"

„Ein schwarzer Mann wird Ihren Weg kreuzen," sagte die Kartenlegerin.

„Gott sei Dank," rief die Kundin aus, „mein Mann ist gerade losgegangen, um Kohlen zu holen."

*

„Na, warum hast Du denn einen Knoten im Taschentuch?"

„Ich soll nicht vergessen, einen Brief für meine Frau in den Kasten zu werfen."

„Und hast Du es noch nicht getan?"

„Nee, sie hat vergessen, ihn mir zu geben."

*

Die Straßenbahn hält; keiner steigt aus. „Sie," sagt die Schaffnerin zu einem Herrn, „wollten Sie nicht bei der Siegessäule aussteigen?"

„Ja."

„Dann man 'raus, oder meinen Sie, ich werde sie Ihnen reinholen?"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

9. Juni 1918
Nr. 23
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Zum neuen deutschen Angriff im Westen:
Aus der Feuerlinie zurücklaufende französische Gefangene.



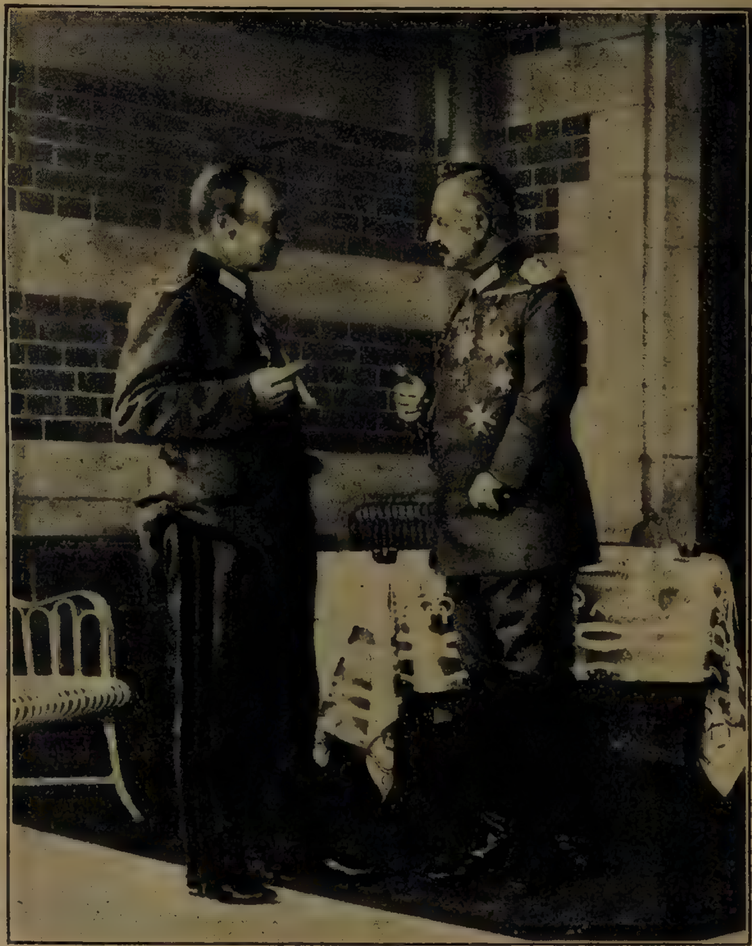
Besuch Kaiser Karls beim Sultan in Konstantinopel: Der Kaiser und der Sultan auf der Fahrt zum Palast. Phot. Sebah & Joaillier.

Befehlsübermittlung während einer Seeschlacht.

Die Alarmglocken schrillen, Trommeln rasseln, Hörner schmettern ihr aufpeitschendes „Klar Schiff zum Gefecht" durch die Decks der Linienschiffe und Kreuzer, sobald der Gegner gemeldet ist. Im Nu ist alles auf den Gefechtsstationen angetreten und harrt hinter Stahl- und Panzerwänden der Befehle. Wenige Menschen nur sind es, die von den mehr als tausend Mann Besatzung der gefechtsbereiten Großkampfschiffe von der Außenwelt etwas sehen. Von dem schwer gepanzerten Kommandoturm der Brücke aus leiten die Flaggoffiziere ihre Schiffsverbände, die Kommandanten ihre Schiffe. Dort sind die Anlagen zur Uebermittlung der Befehle und Empfangnahme der Meldungen untergebracht, die von Schiff zu Schiff durch Flaggen, Lichtsignale oder Funkentelegraphie übermittelt werden. Dabei hat diese die Hauptarbeit zu leisten, zunächst des größeren Raumes wegen, den eine Schlachtflotte einnimmt, und dann beeinträchtigt der aus den Schornsteinen und Geschützmündungen dringende Rauch und Pulverdampf sehr leicht die Fernsicht. Zwischen diesen Befehlsaufnahmestellen und dem Kommandoturm bestehen zahlreiche sichere und schnellarbeitende Verbindungen, wie auch nach der Schiffszentrale, die unter Deck vom ersten Offizier geleitet wird, nach der Artilleriezentrale, in der der erste Artillerieoffizier seinen Platz hat, nach den Torpedoräumen und den Maschinen. Die Verstän-



Kaiser Karl und Kaiserin Zita vor dem Janitscharen-Museum in Konstantinopel. Phot. Sebah & Joaillier.



Besuch des Königs von Sachsen beim Kaiser im Hauptquartier. Phot. Bild- und Film-Amt.



FIRED BY THE BRITISH ON RETIREMENT TO STRONGER POSITIONS: THE BURNING OF POZIÈRES. ON THE ALBERT-BAPAUME ROAD A LURID SCENE OF FLAMES AND EXPLOSIONS.

Die Engländer auf dem Rückzug, bei dem sie die französischen und belgischen Ortschaften in Brand stecken: Das brennende Pozières.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)

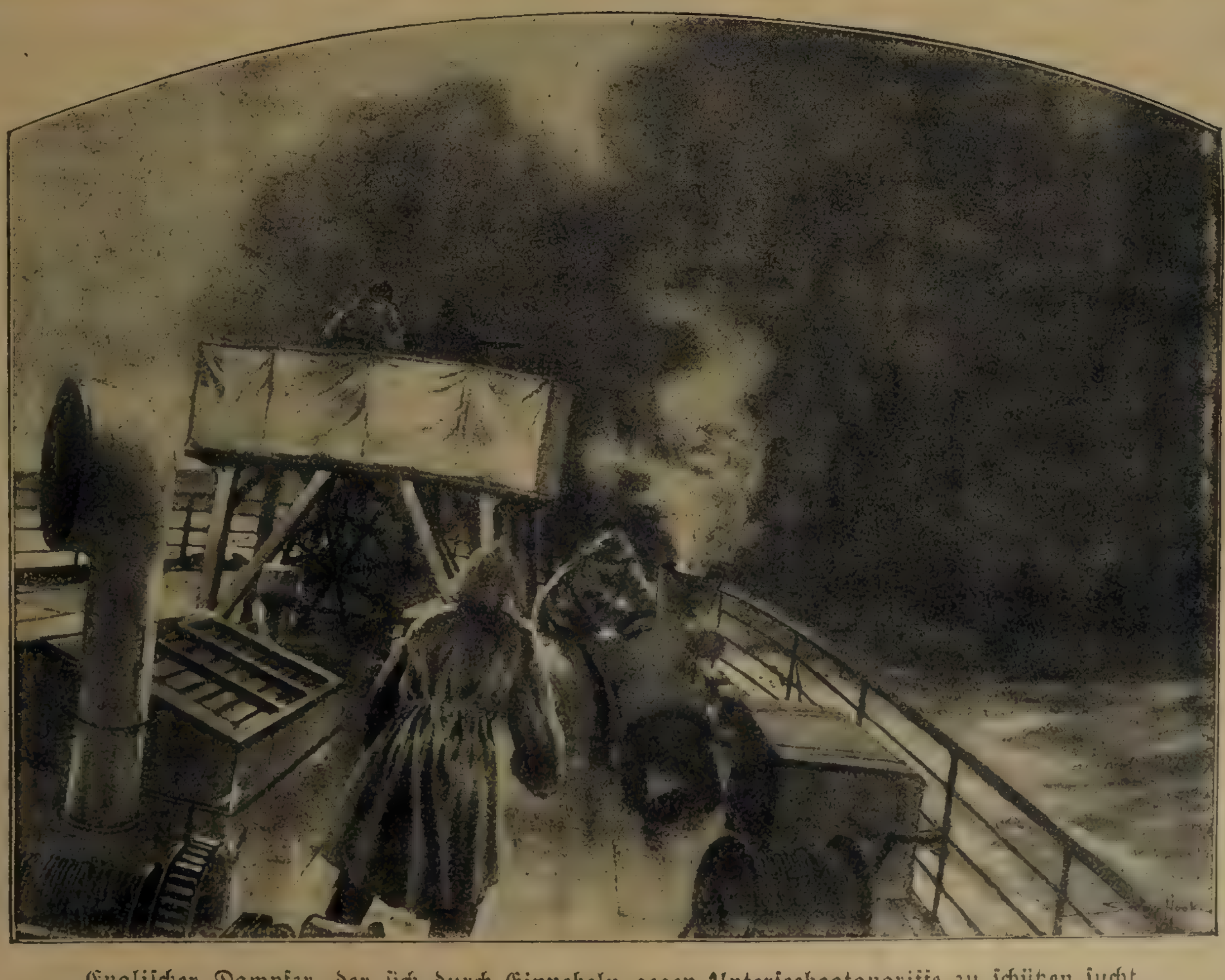


Vorderteil eines deutschen Großflugzeuges mit den Sitzen für Führer, Beobachter und Maschinengewehrschützen.



Französisches Riesengeschütz, das auf Schienen läuft und gegen Fliegersicht mit Grasmatten bedeckt ist. Geschütze von ähnlichem Typ wurden jetzt an der Aisne erobert.

digung erfolgt mittels Sprachrohre, Sprachschläuche, Telephone, Maschinentelegraphen und elektrischer Befehlsanzeiger, die durch Aufleuchten von Glühbirnen hinter verschiedenfarbigem Glas oder Glasplatten, die Kommandoworte tragen, die Befehle anzeigen. Von den vorgenannten Stellen aus besteht in gleicher Weise Verbindung mit den einzelnen Räumen unter Deck und den an Oberdeck befindlichen Gefechtsstationen. Ein besonders weitverzweigtes Telephon- und Sprachrohrnetz untersteht dem Ersten Offizier, der von der Schiffszentrale aus den Lecksicherungsdienst leitet und daher Verbindung mit allen Räumen haben muß, um jederzeit über den Zustand des Schiffskörpers unterrichtet zu sein. Die Artilleriezentrale ist mit den Geschützen, Munitionskammern, Scheinwerfern und Beobachtungsstellen in den Masten verbunden. Die Feuererlaubnis wird nach dem Richten der Geschütze durch die Alarmglocken gegeben. Da die völlige Abschließung der einzelnen Räume wegen der Wasser- und Gasgefahr besonders wichtig ist, spielt das Telephon die Hauptrolle in der Befehlsübermittlung, denn seine Drähte beanspruchen nur geringe Durchlässe in den Stahlwänden. Unmittelbare Befehle erhalten nur die im Kommandoturm befindlichen Offiziere und Mannschaften, wozu auch der Gefechtsrudergänger gehört, der das Schiff steuert. Wesentlich einfacher ist die Befehlsübermittlung auf den Torpedobooten, wo die Stimme ohne Hilfsmittel die Bedienungen der Torpedorohre und Geschütze erreichen kann. Die Angriffsart der Boote läßt eher als bei großen Schiffen die Verwendung von Flaggen- und Lichtsignalen zu.



Englischer Dampfer, der sich durch Einnebeln gegen Unterseebootangriffe zu schützen sucht.
(Nach französischer Darstellung.)

PERGOLESE-TAG im GRUNEWALD

Berliner Rennen im 4. Kriegsjahr. — Massen-Auffahrt. — Die Auferstehung des Kremsers. — Die Polonaise am 100-Mark-Toto. — Pergolese, das geschlagene Wunderpferd.



Pergolese-Tag im Grunewald: Der riesige Wagenverkehr auf dem Reichskanzlerplatz in Berlin bei der Auffahrt zu den Rennen.
Alle Wagentypen, vom Kremser bis zum Gemüsekarren, dienen als Ersatz für Autos und Sonderzüge.
Phot. C. Hünich.



Der Andrang vor dem neuen 100-Mark-Wettschalter!
Phot. C. Hünich.

Der Krieg, der so viele Umwälzungen im Gefolge gehabt hat, hat auch dem Rennsport ein gänzlich neues Gesicht gegeben. Wohl stand auch schon in den letzten Friedenszeiten unser Rennbetrieb auf einer gewissen Höhe, aber wie armselig und kümmerlich wirken die damaligen Besuchs- und Wettumsatz-Zahlen gegenüber den heutigen Verhältnissen, unter denen Eintrittsgelder von rund 200 000 Mark und in die Millionen gehende Totalisatorumsätze an einem einzigen Renntage keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Hindernis- und Trabrennen, an denen sich ihre Anhänger noch bis zum Vorjahr erfreuen durften, sind in diesem Jahre infolge des Hafermangels bisher nicht bewilligt worden. Das Pferdeparadies Hoppegarten, die liebe alte Bahn, die in diesem Frühjahr ihr fünfzigjähriges Jubiläum hätte feiern können, muß infolge der Verkehrsschwierigkeiten seine Pforten geschlossen halten, der einst so weitverzweigte und blühende Provinzsport ist auf das äußerste eingeschränkt worden; und so konzentriert sich alles sportliche Leben und Treiben auf die prunkvolle Grunewaldbahn, deren Renntage wahre Volksfeste ge-



Auf dem Sattelplatz vor dem Aufsitzen zu dem großen Rennen:
Das Wunderpferd Pergolese (das in diesem Rennen von Skarabae geschlagen wurde) und sein Reiter O. Schmidt, der populäre Jockei des Stalles Weinberg.
Phot. C. Hünich.



Die Depeschen-Jungen der Rennbahn-Leitung.
Phot. C. Hünich.



Auf der Fahrt zum Rennen am Pergolese-Tag im Grunewald: Auch so etwas gibt's noch, wenn auch selten!



Elegante Zuschauergruppen vom Platz vor den Tribünen: Phot. C. Hünich.
Die Filmschauspielerin Gilda Langer und die Schauspielerin Maria Orska (Hände schüttelnd).

worden sind. In Gefährten verschiedenster Art, vom eleganten Gespann des Kriegsgewinners bis zum durch ein paar rohgezimmerter Holzbretter gebrauchsfähig gemachten Geschäftswagen streben die Rennbesucher ihrem lockenden Ziele zu. Auf der Rennbahn läßt man sich willig drängen und stoßen, steht geduldig Polonaise vor den umlagerten Wettschaltern und ist glücklich, wenn man von irgendeinem Tribünenplatz oder einem Stuhl aus auch nur einen bescheidenen Ausguck auf die Rennen und die Pferde erhält. Trotzdem steht die Sportbegeisterung in vollster Blüte. Nur um Pergolese, den volkstümlichsten Pferdehelden des Vorjahrs, laufen zu sehen, waren am Tage des Jubiläums-Preises Tausende und Abertausende nach der Grunewaldbahn gepilgert, aber sie alle erlebten eine herbe Enttäuschung, denn das „Wunderpferd", das zum ersten Male im Jahre herauskam, erlitt durch den leichtgewichteten Dreijährigen Skarabae aus dem Stalle Oppenheim eine gründliche Abfuhr. Ueberhaupt hat es den Anschein, als ob unser diesjähriger Derbyjahrgang besonders gut geraten ist. Fast überall wo die Dreijährigen mit älteren Pferden zusammentraten, haben sie bisher die Oberhand behalten. Dieser Umstand, der beredtes Zeugnis für die Fortschritte unserer Vollblutzucht ablegt, ist für die Freunde des Rennsports besonders erfreulich.

Paul Günther.



Vor dem Ritt: Letzte Anweisungen.



Tachyphot.

Die Operettensängerin Alice v. Blumenthal und die Filmschauspielerin Fern Andra.



Fahrt zu den Rennen 1919, ein Zukunftsbild, gezeichnet von Fritz Koch-Gotha.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

2. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Das erste Kapitel des Romans setzt mit dem Besuch Adrian Drosts, der nach Jahren aus der Ferne zurückgekehrt ist, in einem westdeutschen Gutshof ein, bei seinem liebsten Freunde Alfred Heimdal und dessen Schwester Marie. Ihnen hat Drost seinen großen Lebenstraum eröffnet: die Gründung eines deutsch-afrikanischen Reiches. Nun will er nach Berlin, um seinem kühnen, durch einen Vertrag mit einem Negersultan vorbereiteten Plan die Hilfe der regierenden Kreise zu erobern und den ärztlichen Autoritäten einen blinden Hund zu bringen, den er in einem Dorf, nach plötzlichem Verlassen des Schnellzugs, mit einem Pferd von einem habgierigen Bauern gekauft hat.

Adrian Drost lächelte. „Ich habe nicht einen Augenblick an Dir gezweifelt, alter Junge ... Du bist ein Segelboot auf dem Lande. Fühlst Du erst das Wasser unter Dir und den Wind im Nacken, dann läufst Du von selber hohe Fahrt."

„Was willst Du, das ich tun soll?" fragte Alfred.

„Das hängt vom Ergebnis meiner Berliner Reise ab. Hast Du einen durchaus zuverlässigen Verwalter?"

„Nein."

„Dann mußt Du Dir einen verschaffen. Nimm den besten; sein Gehalt ist meine Angelegenheit. Er tritt gewissermaßen in meine Dienste. Es ist sehr leicht möglich, daß ich Dich in kurzer Zeit bitten werde, mich nach Afrika zu begleiten. Ich beabsichtige, mich da unten anzusiedeln und eine Versuchs- und Musterfarm größter Art zu errichten. Dabei sollst Du mir helfen, denn ich verstehe nichts davon. Vorläufig wird die Regierung das Land noch billig hergeben. Später, wenn erst die Eisenbahnen gebaut und im Betrieb sind, steigert sich der Wert natürlich um das Hundertfache. Dem will ich zuvorkommen. Wegen der Bahnen will ich in den nächsten Tagen nach Köln zu Severin Küper, der mir in Hamburg für solche Dinge als der erste Mann Deutschlands bezeichnet wurde. Stimmt das?"

„Es stimmt."

„Hat er Unternehmungsgeist?"

„Lieber Junge, das weiß ich nicht! Er war Arbeiter und beschäftigt jetzt selber mehr als sechzigtausend Arbeiter und Angestellte in seinen verschiedenen Werken."

„Das kann Genie sein, aber auch die Meisterschaft der Beschränkung. Jedenfalls gehe ich zu ihm und suche ihn für unsere Sache zu gewinnen. Hast Du Telephon?"

„Ja."

„Ich muß mit Palitzsch sprechen und ihm sagen, daß ich morgen in Berlin sein werde. Wann geht der beste Anschlußzug?"

„Willst Du uns nicht wenigstens einen Tag schenken?" fragte Marie Heimdal nicht sehr laut.

„Eine Million, aber keinen Tag," meinte ihr Bruder, ohne die Antwort des Freundes abzuwarten. „Und vielleicht hat er recht. Eine Million ist nicht unwiederbringlich; der Tag ist es. Komm' ins Haus, Adrian . . ."

II

Es war kurz nach sieben Uhr. Der Sekretär Adrian Drosts, Ernst Palitzsch, stand an einem Fenster seines Hotelzimmers und blickte auf die Straße hinab. Aber die Bilder, die er sah, drangen ihm nicht ins Gehirn. Er folgte dem Rücken des großen Zeigers auf der Normaluhr, ohne, was er deutete, zu begreifen. Als Adrian Drost, ohne anzuklopfen, eintrat, fuhr er herum und starrte ihm entgegen. Das Blut sank ihm aus dem Gesicht und kam langsam wieder.

„Guten Morgen, Palitzsch."

„Guten Morgen, Herr Drost."

„Nun? Sind Sie gut untergebracht?"

„Ja, danke."

„Hat sich etwas ereignet?"

„Nichts . . ."

Adrian Drost sah seinen Schreiber an. Die Hände des beinahe kleinen, zarthäutigen Menschen öffneten und schlossen sich mehrere Male. Er begegnete dem Blick, der ihn ruhig durchforschte, mit einer fast beschwörenden Rückhaltlosigkeit.

„Setzen Sie sich," sagte Adrian Drost. „Ich diktiere Ihnen jetzt den Wortlaut des Vertrages mit dem Sultan Msiwan'goro. Während meiner Abwesenheit vervielfältigen Sie das Schriftstück auf dreißig Exemplare. Sowohl das Stenogramm wie die Durchschläge müssen verbrannt werden. Wenn ich zurückgekommen bin, fahren Sie mit der Urschrift und den Abschriften zu einem Notar und lassen sich die wortgetreue Uebereinstimmung zwischen Original und Kopie bestätigen. Außerdem fertigen Sie von der Unterschrift des Sultans dreißig Lichtbilder an und vernichten die Platte sofort. Der Notar steht unter Amtsgeheimnis, wird uns also nicht gefährlich werden. Im übrigen wissen Sie, was auf dem Spiele steht, Palitzsch — ich hoffe, daß Sie sich gerade jetzt und hier der Verantwortlichkeit, die auf Ihnen liegt, in ihrem ganzen Umfange bewußt sind."

„Jawohl, Herr Drost."

„Haben sich aus der Eisenbahnangelegenheit irgendwelche Folgerungen ergeben?"

„Nichts von Belang. Ich mußte unsere Namen nennen, worauf man mir eröffnete, daß Strafantrag gegen Sie gestellt werden würde."

„Haben Sie die Sache nicht sofort ins reine gebracht?"

„Ich hatte die Absicht, erfuhr aber von dem Beamten, der mich verhörte, daß dies nicht angängig sei, da ich warten müsse, bis ich die Aufforderung dazu erhielte."

„Wie lange kann das dauern?"

„Zehn bis vierzehn Tage."

„Gut. Dann schicken Sie am Tage vor unserer endgültigen Abreise an die Eisenbahnverwaltung zweitausend Mark mit dem Vermerk, daß wir zu unserem Bedauern nicht warten könnten, bis ihnen die Zahlung genehm sei, da wir gezwungen wären, abzureisen. Den Ueberschuß möchten sie für die Wohlfahrtskassen der Angestellten verwenden."

„Jawohl, Herr Drost."

„Haben Sie schon gefrühstückt?"

„Nein . . ."

„Dann bestellen Sie für mich mit, und lassen Sie sich das Adreßbuch geben. Wollen Sie jetzt bitte das Stenogramm aufnehmen. Dann werde ich baden, und in zwanzig Minuten will ich den Tee auf dem Zimmer haben. . . . Also . . ."

Palitzsch nahm ein Blatt Papier vom Schreibtisch und begann zu schreiben. Er schrieb im selben Zeitmaß, in dem Adrian Drost sprach. Sein Gesicht war vollkommen ausdrucksleer. Als er fertig war, steckte er das Papier in die Brusttasche und stand auf, um dem Kellner zu klingeln. Adrian Drost ging ins Nebenzimmer.

Das Telephon schlug an. Palitzsch bestellte; er sprach sehr undeutlich und mußte jedes Wort wiederholen. Er lehnte sich gegen die Wand und sah vor sich hin. Sein Blick fiel auf einen schwarzen Hund, der unbeweglich im Schatten eines Sessels kauerte. Die Schnur, an der das Tier geführt worden war, lag neben ihm auf dem Teppich. Es hielt den Kopf gesenkt und schien nicht zu atmen.

Palitzsch betrachtete den Hund minutenlang. Er lockte ihn, ohne Erfolg. Er ging zu ihm hin, um ihn zu streicheln. Das Tier duldete die Liebkosung, aber es erwiderte sie nicht. Es wandte den Kopf nach der Tür, hinter der Adrian Drost verschwunden war. Es winselte leise. Palitzsch erhob sich und ging von ihm fort. Er legte die Kohlepapiere für die Maschine zusammen.

Vierzig Minuten später hielt das Auto, das für Adrian Drost geholt worden war, vor dem Hotel. Der Bursche riß den Schlag auf; der Fahrer griff an die Mütze. Adrian Drost stieg ein, Palitzsch reichte ihm die Handtasche und hob den Hund in den Wagen.

Er grüßte und trat zurück.

„Wohin, bitte?" fragte der Bursche.

„Sagen Sie dem Mann, er soll zufahren. Ich werde ihm unterwegs Bescheid geben."

Der Bursche gehorchte; der Wagen setzte sich in Bewegung. Adrian Drost sah nach der Uhr. Nach einigen Minuten beugte er sich vor und sagte: „Zum Reichskolonialamt."

Als der Wagen hielt, stieg er aus und bedeutete dem Tier, ruhig liegen zu bleiben. Er nahm seine Tasche und sagte zum Fahrer: „Es ist möglich, daß Sie sehr lange warten müssen."

Ein Bedienter kam ihm entgegen und fragte nach seinen Wünschen. Er sah sehr erstaunt aus.

„Ich möchte den Herrn Staatssekretär sprechen," sagte Adrian Drost.

„Seine Exzellenz der Herr Staatssekretär befinden sich auf Urlaub," entgegnete der Diener mit betonter Ablehnung.

„Dann wünsche ich seinen Vertreter zu sprechen."

„Seine Exzellenz der Herr Geheime Rat Dr. von Politz pflegen erst gegen zwölf Uhr zu kommen."

„Das dauert mir zu lange. Wo wohnt der Mann?"

„Seine Exzellenz sind für berufliche Angelegenheiten ausschließlich in seinem Arbeitszimmer und nur nach vorhergehender schriftlicher Anmeldung sowie genauer Darlegung des Zwecks der nachgesuchten Audienz zu sprechen."

Adrian Drost sah dem Manne nachdenklich ins Gesicht.

„So," meinte er gelinde. „Das ist sehr bedauerlich. Vielleicht haben Sie die Liebenswürdigkeit, mir mitzuteilen, wie lange ich im Fall einer Anmeldung auf Antwort zu warten hätte."

„Das hängt von der Anzahl der vorliegenden Gesuche ab," antwortete der Mann, plötzlich etwas unsicher werdend.

Adrian Drost senkte die Mundwinkel.

„Das hätte ich mir denken können. Wo verbringt der Herr Staatssekretär seinen Urlaub?"

„Das weiß ich nicht."

Adrian Drost tat langsam einen Schritt näher zu dem Manne hin und tippte ihm mit dem Zeigefinger sacht auf die Brust.

„Mein Freund," sagte er leiser, als er zuvor gesprochen hatte, „jetzt hören Sie mir einmal schön zu. Ich bin überzeugt, daß Sie sehr genau wissen, wo sich der Herr Staatssekretär befindet. Falls Sie es aber nicht wissen sollten, so gebe ich Ihnen genau so viel Zeit, wie man braucht, um ohne Eile bis hundert zu zählen. Bis dahin wird Ihnen der Name des Ortes eingefallen sein, oder Sie haben ihn sich anderweitig verschafft. Sollten Sie ihn mir auch nach Ablauf dieser Frist nicht nennen können, so können Sie sich darauf verlassen, daß Sie in vier Wochen in den Ruhestand versetzt sind."

„Seine Exzellenz der Herr Staatssekretär befinden sich in Berchtesgaden," antwortete der Diener mit rotem Gesicht.

„Sehr schön!" lobte Adrian Drost. „Das ist eine Gegend, die ich noch nicht kenne; aber ich habe viel Rühmendes von ihr gehört. Es ist in der Tat sehr freundlich von Ihnen, mich auf sie aufmerksam gemacht zu haben, und ich würde mich Ihnen gern erkenntlich zeigen. Aber ich habe während der Unterredung mit Ihnen begreifen lernen, daß man einem Mann mit dem Gesicht und dem Benehmen eines Oberzeremonienmeisters kein Trinkgeld geben kann. Dafür wünsche ich Ihnen einen recht guten Morgen!"

Er grüßte höflich und ging. Der Fahrer warf den Motor an. Adrian Drost überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Zum nächsten Postamt."

Er rief Palitzsch an und trug ihm auf, einen kleinen Koffer für den Aufenthalt von drei Tagen zu packen und sich nach dem besten Zug München—Berchtesgaden zu erkundigen. Außerdem solle er sich bereit halten, in einer Stunde zum Notar zu gehen. Er hoffe dann im Hotel zu sein.

Darauf bestieg er das Auto von neuem und ließ sich nach der Tierarzneischule fahren. Er nahm die Tasche und den Hund, stieg aus und läutete. Der Pförtner machte ihm auf.

„Führen Sie mich zu Ihrem Chefarzt", sagte Adrian Drost.

„Es ist jetzt keine Sprechstunde," entgegnete der Mann.

„So? . . . Wann ist Sprechstunde?"

„Von neun bis zwölf und von zwei bis fünf Uhr."

„Auch in dringlichen Fällen?"

„Liegt denn ein dringlicher Fall vor?" fragte der Pförtner, auf den Hund niederblickend.

„Nehmen wir an, es sei so, guter Freund," antwortete Adrian Drost sanftmütig, „würden Sie mich dann melden?"

„Ja . . . Dann müßte ich das wohl . . ."

„Dann tun Sie das?" sagte Adrian Drost.

„Wenn es sich aber herausstellt, daß es gar kein dringlicher Fall war," wandte der Mann ein.

„Dann würde ich," entgegnete Adrian Drost mit einem leisen Seufzer, „dem Hund vor den Augen Ihres Chefs ein fabelhaft wirkendes Brechmittel eingeben, um den Fall dringlich zu machen." Er sah den Hüter des Hauses mit gewinnendem Lächeln an. „Ich fürchte, Sie würden die Arbeit davon haben."

Der Pförtner brummte und ging. Adrian Drost folgte ihm auf dem Fuße. Er trug die Tasche und führte den blinden Hund

In einem kleinen weißen Zimmer kam ihm der Arzt entgegen. Er war sehr groß, trug eine Brille und hatte einen Pferdeschädel. Trotz seiner Länge schien er die Gewohnheit zu haben, die Menschen von unten her anzusehen.

Adrian Drost nannte seinen Namen.

„Ich komme wegen meines Hundes," sagte er. „Er ist blind. Ich möchte wissen, ob diese Blindheit zu heilen wäre."

Der Arzt hob den Hund auf den Tisch und schob die Lider auseinander. Das Tier gab keinen Laut von sich und versuchte keinerlei Widerstand. Es zitterte. Adrian Drost streichelte ihm den Rücken.

„Wie lange ist das Tier schon blind?" fragte der Arzt.

„Ich weiß es nicht; ich habe es blind gekauft."

„Also sind Sie betrogen worden?"

„Nein; ich wußte, daß es blind war."

Der Arzt senkte seinen langen Pferdekopf und sah seinen Besucher an.

„Na! —" sagte er gedehnt. Er ließ das Instrument, mit dem er die Augen des Hundes untersucht hatte, in eine Glasschale fallen und fuhr fort: „Die Blindheit des Hundes ist unheilbar."

„Warum?" fragte Adrian Drost.

Der Arzt starrte ihn an.

„Wieso — warum! Wünschen Sie eine medizinische Erklärung?"

„Nein. Ich verstehe nichts von Medizin."

„Dann muß Ihnen meine Diagnose genügen. Ich wüßte sonst wirklich nicht, warum Sie mit einer durch nichts gerechtfertigten Dringlichkeit mich wegen eines ganz belanglosen Falles in einer äußerst wichtigen Untersuchung gestört haben."

„Es tut mir leid, daß ich das getan habe," antwortete Adrian Drost. „Was bin ich Ihnen schuldig?"

„Fünf Mark."

Adrian Drost legte das Geld auf den Tisch, nahm den Hund auf den Arm und wandte sich zum Gehen. Er verbeugte sich mit großer Höflichkeit.

„Gestatten Sie mir, Ihrer Untersuchung so guten Erfolg zu wünschen, daß Sie es in Zukunft nicht nötig haben, aus Aerger über negative Ergebnisse gegen einen Menschen und einen Hund, die beide allein den Schaden davon haben, grob zu werden."

Damit ging er aus dem Zimmer.

Auf der Straße stehend, sah er nach der Uhr Er fuhr nach dem Hotel zurück. Als er zu Palitzsch ins Zimmer trat, hob dieser den Kopf von der Maschine. Er schien sich zu wundern, sagte aber nichts und stellte keine Frage.

„Nun? Wann geht der Zug?" erkundigte sich Adrian Drost, stehenbleibend.

„Heute abend zehn Uhr dreiundzwanzig mit unmittelbaren Anschluß nach Berchtesgaden."

„Gut. Der Staatssekretär befindet sich auf Urlaub in den Bergen. Ich hoffe, daß er während der drei nächsten Tage keine Hochtouren macht. Ich reise heute nacht und bin, wenn keine unvorhergesehenen Ereignisse eintreten, am Donnerstag wieder hier. Am Freitag würde ich dann nach Köln fahren. Dorthin begleiten Sie mich."

„Jawohl, Herr Drost."

„Palitzsch, fehlt Ihnen etwas?"

„Nein, Herr Drost."

„Sie haben eine ungewöhnlich anstrengende Zeit hinter sich und wären berechtigt, eine Erholung zu verlangen, obgleich ich hoffte, daß Sie die Gelegenheit, sich auszuruhen, während der Seereise voll genutzt hätten. Wenn Sie mir also sagen, daß Sie vierzehn Tage oder drei Wochen auszuspannen wünschen, so würde ich Ihnen diesen Urlaub sehr viel lieber bewilligen, als Sie mit einer beständig feuchten Stirn und zerfahrenen Händen in Erfüllung Ihrer Pflichten zu sehen."

„Ich wußte nicht, daß Sie Grund hatten, mit mir unzufrieden zu sein," sagte der Schreiber

„Ich nehme an, Palitzsch, daß ich mich unzweideutig geäußert habe und von Ihnen entsprechend verstanden worden bin. Wenn ich mich heute abend von Ihnen verabschiede, möchte ich Ihre Antwort haben."

„Ich kann Ihnen meine Antwort schon jetzt geben," sagte Palitzsch und stand auf. „Ich will keinen Urlaub. Ich will mit Ihnen arbeiten."

„Es ist gut, Palitzsch," sagte Adrian Drost mit einem herzlichen Lächeln.

Er trat an den Tisch und nahm den Vertrag aus der Tasche.

„Hier ist die Unterschrift," sagte er. „Sie müssen sich die notarielle Beglaubigung bis zwölf Uhr verschaffen. Dann können Sie die Aufnahme von der Unterschrift machen; das Hotel hat eine Dunkelkammer Bis zum Abend werden die Abzüge fertig sein."

„Jawohl, Herr Drost."

„Warten Sie mit dem Mittagessen nicht auf mich. Ich habe eine bestimmte Sache vor, bei der ich leicht aufgehalten werden könnte. Sollte mich während meiner Abwesenheit ein Herr Heimdal anrufen, so teilen Sie ihm mit, daß ich heute abend nach Berchtesgaden führe und ihn bitten ließe, falls er von mir keine andere Nachricht bekäme, übermorgen in Berlin einzutreffen. Wenn er bis morgen mittag nicht angerufen hat, telegraphieren Sie ihm. . . Ich lasse die Tasche unter Ihrer Obhut, Palitzsch. . . ."

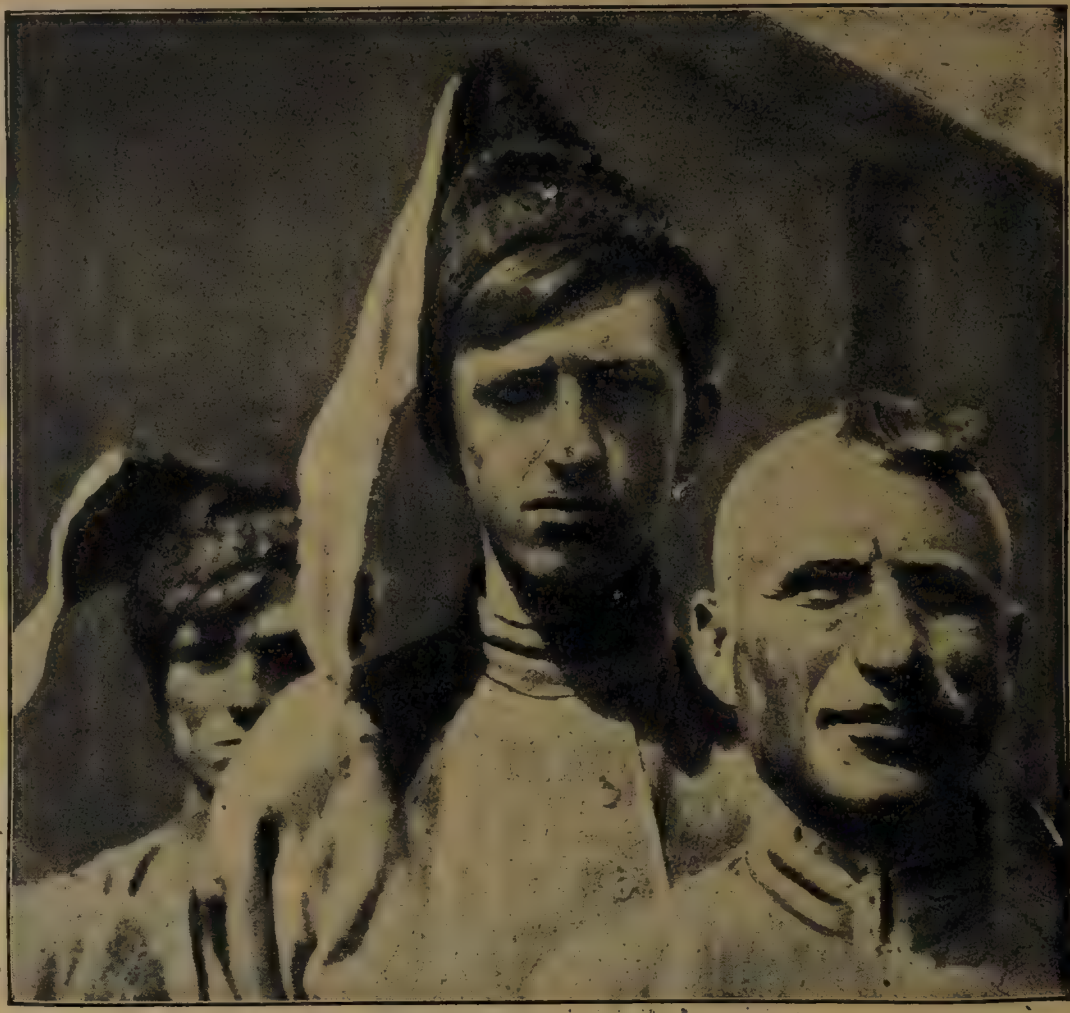
„Jawohl, Herr Drost. . . ."

Adrian Drost ging mit seinem Hunde die Treppe hinunter und verließ das Hotel, nachdem er beim Pförtner einige Erkundigungen eingezogen hatte, die er sorgfältig aufschrieb.

(Fortsetzung folgt.)



Dr. Johannes Kaempf †,
Präsident des Deutschen Reichstags.
Phot. Waldemar Titzenthaler.



Ukrainische Soldatentypen (Hajdamaken).
Im Vordergrund ein Soldat mit der herkömmlichen Haartracht: Ein einziges Haarbüschel auf dem geschorenen Kopf.



Generaloberst v. Linsingen,
der neue Oberkommandierende in den Marken. Phot. Gebr. Siebe.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: ber — bor — garn — grum — hei — ka — mat — me — met — o — os — pre — ra — ran — sa — sig — spen — trau — tre — un — zen — zer — zi sind 10 Wörter zu bilden; jedem dieser Wörter ist der dritte und vierte Buchstabe zu entnehmen und diese ergeben, hintereinander gelesen, ein bekanntes Wort von Goethe.

Die Wörter bezeichnen: 1. Stätte der Jugend, 2. photographischen Apparat, 3. berühmten Maschinenfabrikanten, 4. deutsches Städtchen, 5. Brauereirückstand, 6. Oper von Weber, 7. Futtermittel, 8. verbündetes Land, 9. Gepäckstück, 10. Kleidungsstück.

Der Vielgenannte.

Zur Sommerszeit die erste Dir
Erquickung bringt, sind's Luft und Bier;
Auf Höhen find'st Du's, doch noch schneller
Im Walde und im tiefen Keller.

Die zweite Silbe aber, merke,
Sie ist Symbol für Kraft und Stärke.
Das Ganze ist im deutschen Staat
Ein vielgenannter Diplomat.

Das Gewissen.

Was ein persönliches Fürwort von vorn,
Umgedreht wird es zum quälenden Dorn.

Lösungen der Rätsel aus Nummer 22:

Silben-Rätsel:

Nur das Gemeine verkennt man selten.
Lessing: Nathan der Weise.

1. Neger, 2. Uralsk, 3. Rabe, 4. Division, 5. Alaun, 6. Soldat, 7. Geranium, 8. Elba, 9. Magen, 10. Erebus, 11. Irene, 12. Nebel, 13. Eremit, 14. Violine, 15. Eisen.

Widerspruch: Herzschlag.

Der Gegensatz:

Wirkung, Antwort, Scherz, Sommer, Enge, Riese, Lob, Insel, Licht, Irrtum, Einnahme: Wasserlilie.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

„Meyer, was schreien Sie denn so? Sind Sie hier der Chef oder ich?" — „Sie!" — „Na, wenn Sie doch wissen, daß Sie hier nichts zu sagen haben, dann brüllen Sie bitte nicht wie ein Verrückter!"

*

Bei der Ausbildung: „Wenn ich kommandiere ‚Stillgestanden!' müßt Ihr so stille stehen, daß Lots Weib dagegen wie ein Perpetuum mobile aussieht!"

*

„Ach, Peter," sagte die Mutter, „es tut mir so weh wie Dir, wenn ich Dich schlagen muß." — „Ja," heulte der Junge, „aber an einer anderen Stelle."

*

Entsetzt stürzt die Mutter in Hut und Mantel ins Kinderzimmer; das kleine Fritzchen sitzt auf seinem Bett und heult, während sein älterer Bruder Franz im Nachthemd einen Indianertanz aufführt. „Um Gotteswillen, Kinder, was ist denn los?" — „Au, fein," ruft Franz, der Aeltere, aus, „Fräulein hat Fritzchen zweimal gebadet und mich gar nicht!"



Im Moorbad.
Urlauber aus Flandern: „Schwester, davon soll det Reißen wegjeh'n, det ick hier ooch wieder stundenlang im Dreck lieje?"

„Minna, sind die Kohlen gekommen?" — „Ja, einunddreißig Briketts; zehn für das Wohnzimmer, zehn für das Schlafzimmer und zehn für die Küche. Ich wollte nur die gnädige Frau fragen, was machen wir mit dem einen Brikett, das noch übrig ist?"

*

„Kinder," sagte die Lehrerin, „wenn Ihr jetzt aufs Land kommt, dann seid vorsichtig, daß Ihr Euch nicht erkältet. Ich hatte einen kleinen Bruder, der sprang von seinem Boot aus ins Wasser, erkältete sich, und nach drei Tagen war er tot." — Allgemeines Stillschweigen. Da steht der kleine Max auf. „Fräulein," sagt er, „kann ich sein Boot kriegen?"

*

„Steck' die Zunge 'raus," sagte der Arzt zu unserer kleinen Anna. — „Das tu ich nicht," schluchzte das Mädelchen, „dafür habe ich von Papa erst gestern eine Backpfeife gekriegt!"

*

„Warum spielst Du immer allein, Hans? Hast Du keinen Freund?" — „Nein, Tante." — „Gar keinen?" — „Doch, einen habe ich, aber den kann ich nicht leiden!"

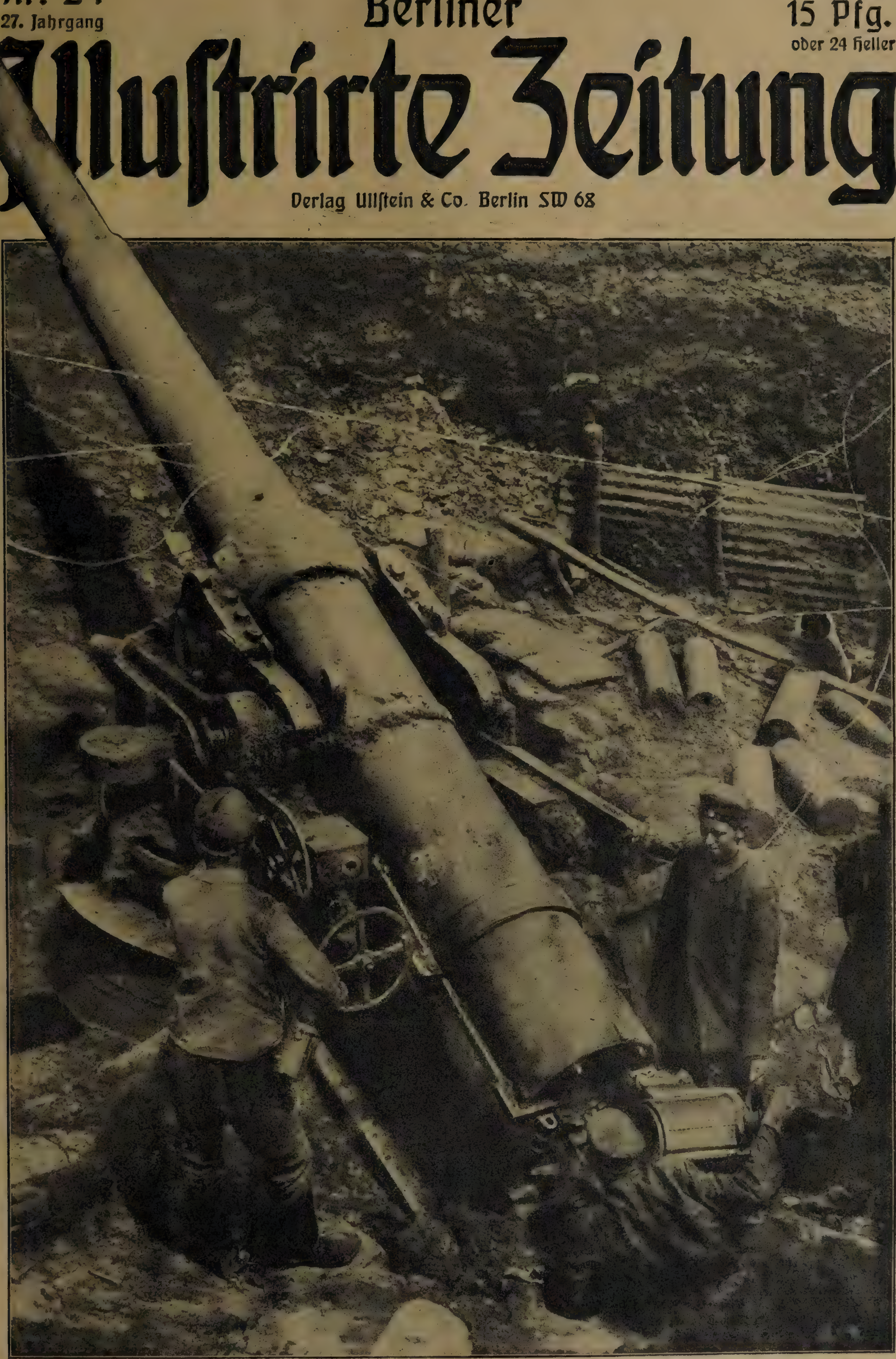
Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

16. Juni 1918
Nr. 24
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co. Berlin SW 68



Phot. Bild- u. Film-Amt.

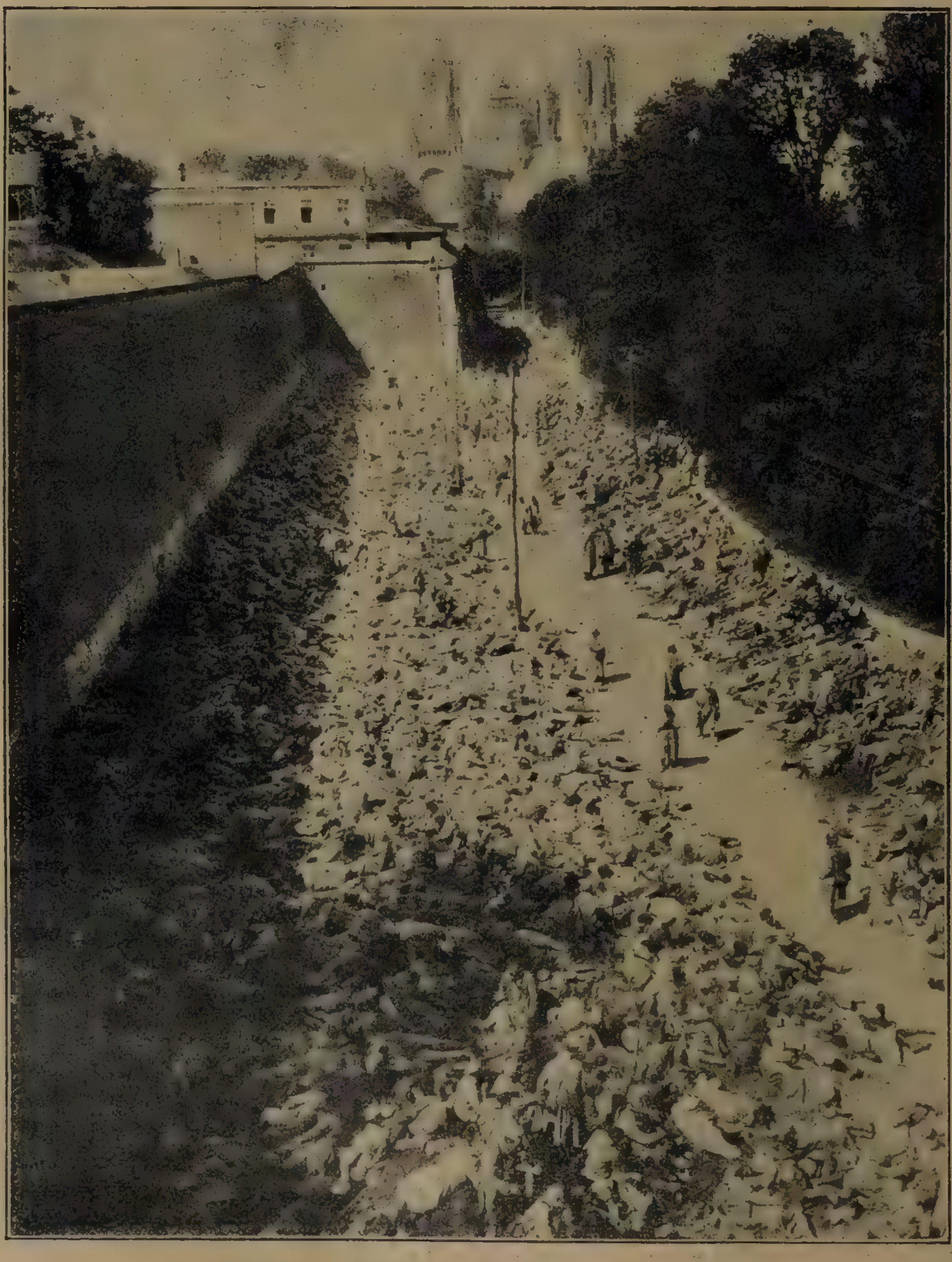
Vom Schlachtfeld im Westen:
Eines der bei Pargny erbeuteten schweren Flachbahngeschütze,
mit denen die Franzosen Laon täglich beschossen haben.



Die erste Sitzung des dänischen Parlaments nach den neuen Wahlen, bei denen auch Frauen zu Abgeordneten gewählt wurden.
Rechts in der zweiten und vierten Reihe: Weibliche Parlamentsmitglieder. Phot. Damgaard.

Kriegsabenteuer im Fesselballon.

Bei den Berichten über die große Schlacht in Frankreich ist amtlich mehrfach auf die Leistungen der Feldluftschiffer-Abteilungen hingewiesen worden, die dicht hinter der kämpfenden Truppe den Vormarsch begleiten, ohne erst ihre Fesselballone einzuholen und so eine fast ununterbrochene Beobachtung des Feindes und des eigenen Artillerieschießens ermöglichten. Wie ihre berühmten Kameraden, die Flieger, gehören auch die Feldluftschiffer zu den Luftstreitkräften und werden gern in harmlosem Spott als „aufgeblasene Konkurrenz" bezeichnet. Bei Erfüllung ihrer gefahrvollen Pflicht haben sie allerlei Abenteuer zu bestehen, von denen einige in der Schlichtheit der dienstlichen Meldung hier geschildert seien: „Ich hatte (so berichtet ein Ballonbeobachter) eine Höhe von 650 Metern erreicht, als ich einen feindlichen Flieger bemerkte, der von rückwärts her aus großer Höhe in steilem Gleitfluge auf den Ballon niederging. Die Winde begann einzuholen. Ich klinkte die Fallschirmleinen ein und machte mich zum Absprung fertig. Das Maschinengewehr am Aufstiegplatz begann zu feuern. Ich entschloß mich nun abzuspringen. Die Zeit des freien Falls dauerte nur einige Augenblicke, dann gab es in den Leinen einen ziemlich starken Ruck, der Fallschirm hatte sich entfaltet und schwebte langsam zu Boden. Ich hatte dabei das Gefühl großer Sicherheit. Die Landung erfolgte glatt im Walde. Der Flieger, anscheinend ein französischer Nieuport-Doppeldecker, hatte sich beim Angriff auf ca. 50 Meter genähert und schoß aus dieser Entfernung 6—8 Brandraketen ab. Eine davon drang in die hintere obere Hälfte des Ballons ein, flog durch den Ballon und kam an der vorderen unteren Hälfte des Ballons wieder heraus (Ausschußloch über 1 Meter lang). Der Stoff war sowohl an der Einschuß- als auch an der Ausschußöffnung zum Teil versengt. Der Flieger, der etwa bis auf 500 Meter heruntergegangen war, kehrte, nachdem er seine Brandraketen abgeschossen hatte, nochmals um und nahm den Ballon unter Feuer, das jedoch ohne Wirkung blieb. Der verletzte Ballon konnte noch mit der Winde vollends eingeholt und entleert werden." Nicht selten wird das Kabel des hochgelassenen Fesselballons durch feindliche Beschießung zerrissen, so daß der Ballon hochsteigt und mit dem Winde forttreibt. Von zwei solchen Fällen berichten die nachfolgenden Meldungen: „Der Beobachter bei einer Feld-Luftschiffer-Abteilung, Vizefeldwebel d. R. W.,



Nach der neuen großen Schlacht in Frankreich:
Ein Teil der riesigen Menge von gefangenen Franzosen auf dem Abtransport. Phot. Bild- u. Film-Amt.



Constantin Fehrenbach (Ztr.),
der Präsident des Reichstags

war zum Einschießen der Artillerie aufgestiegen. Von der feindlichen Artillerie wurde der Ballon mit Brennzünder-Geschossen heftig unter Feuer genommen, der Beobachter setzte aber trotzdem das Einschießen fort, bis das Kabel des Ballons durch den Splitter einer feindlichen Granate durchschossen wurde. Der losgerissene Ballon schnellte sofort auf 2500 Meter Höhe, während Vizefeldwebel W. versuchte, durch Ventilziehen den Ballon zu entleeren, und ihn dadurch zum Landen zu bringen. Aber infolge eines Ventildefektes verlor der Ballon so rasch Gas, daß er nicht langsam niederging, sondern durchzusacken drohte. Als der Beobachter erkannte, daß eine glatte Landung nicht zu erwarten war, sprang er sofort mit dem Fallschirm aus 2000 Meter Höhe ab. Beim Absprung rutschte ihm der Fallschirmgürtel, der wie ein Leibgurt umgeschnallt wird, über Arme und Kopf weg, so daß Vizefeldwebel W. verloren gewesen wäre, wenn er nicht sofort die Schlaufen des Fallschirmgürtels erfaßt hätte. Hier hielt er sich fest und es gelang ihm, wenn auch mit fast völlig erstarrten Händen, glatt zu landen."

„Durch den Bruch des Kabels riß an der Westfront ein Ballon ab und trieb mit Westwind auf die feindlichen Linien zu. Der Beobachter, Lt. d. R. D., warf, der Vorschrift gemäß, alle wichtigen Instrumente und Karten aus dem Ballonkorb und zog das Ueberdruckventil, um ein Heruntergehen des Ballons zu erreichen. Der Ballon fiel sehr schnell, jedoch bemerkte in 1000 m Höhe der Beobachter plötzlich, daß der Ballon in nördlicher Richtung abtrieb. Er entschloß sich nun, den Ballon nicht zu verlassen und ihn möglichst in den eigenen Linien wieder zur Erde zu bringen. Der Ballon hatte infolge des starken Gasverlustes eine ganz erhebliche Fallgeschwindigkeit. Um den Fall zu bremsen, warf der Beobachter kurz vor der Landung die letzten ihm noch zur Verfügung stehenden Gegenstände, wie Stuhl, Stahlhelm und Leuchtpistole als Ballast ab und kletterte selbst in das Trapez der Korbaufhängung. Der Korb schlug neben dem Aufstiegplatz einer benachbarten Feldluftschiffer-Abteilung auf und wurde dort von den Mannschaften sofort festgehalten. Der Beobachter war unversehrt geblieben, desgleichen der Ballon, der bald wieder aufstiegbereit war."



Der unheimliche Radler:
Stafettenfahrer mit Gasschutzmaske.
Phot. W. Ruge.



Maschinengewehr auf einer Lokomotive bei den österr.-ung. Truppen.



General Petain,
der zusammen mit General [illegible]
die französischen Operationen [illegible]

VON DER NEUEN OFFENSIVE



Von der neuen Offensive: Französische Verbindungsgräben im eroberten Kampfgelände, die zur Erleichterung eines raschen Nachschubs zugeschüttet werden.



Deutsche Minenwerfer beim Vorgehen im eroberten Kampfgebiet.



Am Damenweg: Eingang zur „Barbarossahöhle", eine der zahlreichen Höhlenbildungen, die dem Feind als Unterschlupf dienten.



In der Trichterwildnis bei Berry-au-Bac: Die ersten englischen Gefangenen auf dem Weg durch die Laufgräben. Aufnahmen des Bild- u. Film-Amts.

WORTE UND WIRKLICHKEIT

Der deutsche Leser, dem die Bilder der Offensive hier ringsum den Inhalt der Heeresberichte zu begrifflicher Anschaulichkeit machen, wird im Bewußtsein dieser Wirklichkeit doppelt den Kopf über die sogenannte „Verblendung" der Franzosen schütteln, die für uns seit vier Jahren das psychologisch unverständlichste Problem dieses Krieges bedeutet. Bei den Amerikanern und selbst beim englischen Inselvolk begreifen wir diese Bereitwilligkeit, sich belügen zu lassen, noch eher, denn für sie liegt der Krieg nicht in Sehweite ihrer Augen. Aber dem Pariser klingen die Namen Noyon, Soissons, Compiègne, Chateau-Thierry, Marnetal und Ourcqtal so vertraut wie dem Berliner Brandenburg, Frankfurt a. O. und die märkischen Seen. Und obwohl diese französische Erde rings um Paris das Blut der Söhne des Landes seit vier Jahren trinkt, glauben die Franzosen noch immer an die Fanfaronade vom „Endsieg", glauben noch immer an die Narrheit der „letzten Viertelstunde", die mit Zinsen wiederbringen soll, was sie in vier langen Jahren an Land und unersetzlichem Lebenssaft hingegeben haben.

Die Geschichte wird wohl diese vierjährige, zuletzt freilich doch vergängliche Wirkung des Wortes als eines der psychotischen Wunder der Weltkatastrophe verzeichnen. Und doch ist es die Frage, ob das, was wir uns nur als eine Massenpsychose zu erklären vermögen, nicht doch auch Teil der Normalnatur der Gallier ist. Es ist zu charakteristisch, um nur ein Zufall zu sein, daß gerade in dieser kritischesten Stunde Frankreich von dem glänzenden, aber negativen, zynischen, um nicht zu sagen nihilistischen Geist Clemenceaus geführt wird. Clemenceau, der erfolgreichste aller Journalisten, zweifellos ein Mann weit über dem Durchschnitt, ist schließlich doch nichts mehr als ein Elektriker, ein Improvisator, ein Pirouettist der Idee, nichts als Herr und Diener des Wortes, auch jetzt noch in dieser Stunde der tragischen Wirklichkeit. Er glaubt nicht an Wirklichkeiten, sondern nur an ihre geistreiche Stilisierung. Da aber glaubt er sich unverwundbar als Besitzer der spitzesten Feder und der flinkesten Zunge, die ihn aus jeder wirklichen Situation erretten werden. So erklärt sich sein furchtbares „Ich bin entzückt" nach der Niederlage von St. Quentin. Frechheit des Wortes, die ihm beistehen soll. In der schwärzesten Stunde seines Landes wird er aus einem homme enchaîné (gefesselten Mann) ein homme enchanté (entzückter Mann). Und auch heute ist er noch nicht gebeugt. Zwar hat ihm die Wirklichkeit jetzt so zugesetzt, daß er, von der Aisne zurückkehrend, den andringenden Journalisten nur ein „Was soll ich Ihnen sagen?" entgegenstottern konnte. Aber das



Nach der Erstürmung des Damenwegs: Die ersten Massen französischer Gefangener nach dem Eintreffen im Hof der Zitadelle von Laon. Phot. Bild- u. Film-Amt.

ist noch nicht die endgültige Lähmung seiner Zunge. Vorläufig hält er sich die unbequemen Frager vom Leib, indem er sie vom Polizeibüttel als Defaitisten einsperren läßt. Im übrigen hofft er noch immer auf eine andere Viertelstunde, in der sich wieder ein siegreiches Wort finden läßt. Wie denn auch? Ist er nicht mehr derselbe Clemenceau, der sich noch vor zwölf Monaten, als er kein Leitartikelthema hatte, die Geschichte eines Huldigungszuges des Berliner Volkes erfand, das vor die Berliner Wohnung des Grafen Zeppelin gezogen sei und diesen für die Tötung Pariser und Londoner Kinder bejubelt habe; worüber er dann einen der glänzendsten Leitartikel verfaßte, die jemals geschrieben worden sind. Dieser „Geist" führt heute Frankreich, führt es in eine luftgespiegelte Welt, da die wirkliche ringsum zu einer leeren grauen Wüste geworden ist. Dieser Ringkampf des Wortes mit der Wirklichkeit ist nicht ohne Heroismus. Sein Ausgang ist aber unvermeidlich: der Absturz. gfk.



Am Morgen des ersten Angriffstages: Infanterie, die den Ailette-Kanal überschreitet und auf dem anderen Ufer in Deckung den Befehl zum Angriff erwartet. Phot. Bild- u. Film-Amt.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

3. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Adrian Drost ging zu Fuß durch die Straßen, langsam, um sich schauend — eine gütige, hoffnungsvolle und nachsichtige Liebkosung im Blick. Zuweilen blieb er stehen und betrachtete die Menschen mit einem unerschütterlichen Wohlwollen. Oder er sah an einem Gebäude hinauf, leise den Kopf schüttelnd. Die breiten, sehr rein gehaltenen Straßen schienen ihn zu erfreuen, und wenn er einen offenen Garten sah oder einen Brunnen, an dem Frauen saßen und Kinder spielten, lächelte er und sah ihnen lange zu.

Er ging, den blinden schwarzen Hund an einem Stricke führend, und trug den Hut in der Hand, daß sein schlichtes, blondes Haar über seiner Stirn gleißte. Er ging ohne Eile, und die Menschen sahen ihm nach.

Manche, aber nicht viele, lachten über ihn. . .

Am Nachmittag, als es drei Uhr schlug, trat er in das Wartezimmer des Augenarztes Dr. Tafelder. Er setzte sich in einen Stuhl am Fenster, bedeutete dem Hund, sich hinzulegen, und sah die vielen Menschen an, die, mehr denn fünfzig an der Zahl, in dem sehr großen, hohen und ernsten Raum umhersaßen und in Schweigen warteten.

In einem Käfig, der wie Gold blitzte, saß ein kleiner bunter Vogel und sang — nicht allzu laut, ganz fröhlich in sich selbst. Ein Mädchen von vielleicht sechzehn Jahren, das neben einer streng und bitter blickenden Frau saß und eine dunkle Binde über den Augen hatte, hielt den Kopf zu ihm gewendet und horchte ihm zu. Ein schüchternes und sehnsüchtiges Lächeln war um ihren jungen Mund.

Adrian Drost wartete geduldig; er hörte die Stunden von einer nahen Kirche schlagen. Ein liebes, schönes Geläute kündete den Abend an. Eine Schwester, hell gekleidet, trat geräuschlos ein und machte Licht. Der kleine bunte Vogel sang nicht mehr. Das Mädchen, das ihm zugehorcht hatte, war von der Frau, die bei ihm saß, hinausgeführt worden und nicht wiedergekommen. In den Straßen zündeten sie die großen schwebenden Leuchtkugeln an. Die Tür zum Nebenzimmer öffnete und schloß sich, lautlos, immer mit dem gleichen schweren Schwung.

Zuletzt ging auch Adrian Drost durch sie hindurch. Er stand in einem Raum, der keine Farbe hatte als das bedingungslose Weiß seiner Wände und Möbel und das silberne Blitzen der Instrumente. Ein Mann stand neben einem Tisch aus Glas und beobachtete das Fallen einer tropfenden Flüssigkeit in einer Schale. Er war jung und trug eine Brille. Ein anderer hielt seine Hände unter die Brause der Wasserleitung, trocknete sie an einem frischen Tuch und blickte Adrian Drost entgegen. Der Mann war alt und bärtig, unerschöpft, mit strahlenden, weit geöffneten und durchdringend blauen Augen, die den Eindruck machten, als seien sie dem alten Mann aus besonderer Gunst, ein zweites Paar, von der Natur, die ihn liebte, bewilligt und nachgeliefert worden.

Diese strahlenden und starken Augen richteten sich jetzt auf den kleinen schwarzen Hund. Dann kehrten sie zu seinem Herrn zurück.

„Ja,“ sagte Adrian Drost. „Haben Sie ein wenig Geduld; ich muß Ihnen zuerst einiges erzählen, damit wir uns Wiederholungen sparen. Ich bin heute schon bei zweien Ihrer Herren Kollegen gewesen. Ich glaube, daß ich höflich gewesen bin. Ich bat sie, den Hund zu untersuchen und, wenn möglich, seine Blindheit zu heilen. Ich habe ihnen meines Wissens keinen Grund gegeben, mich für verrückt zu halten; sie taten es trotzdem. Es war auch durchaus nicht meine Absicht, die Herren zu beleidigen. Ich bat sie um Hilfe für ein Wesen, das blind ist. Das Wesen ist ein Hund, ja. Aber die Philosophen sind sich noch nicht einig darüber, ob ein Tier so etwas wesentlich anderes sei als der Mensch. Es gibt, wie mir bekannt ist, sehr viele Leute, die einen Raubmörder für liebenswerter halten als einen guten Hund. Mir ist der Hund lieber. Und dieser ist sehr treu. Sein früherer Herr trat ihn, aber er bewachte sein Haus. Ich kaufte ihn und will ihm helfen. Ich war beim Tierarzt, aber der überzeugte mich nicht von seiner Unfehlbarkeit. Ich bin mehrere Jahre von Deutschland fortgewesen und mit seinen Sitten und Gebräuchen nicht mehr so vertraut. Vielleicht müßte ich, um von Ihnen zu erreichen, daß Sie dem Hunde helfen, erst einem Verein beitreten? Haben Sie die Liebenswürdigkeit, mich darüber aufzuklären . . “

„Sie sind jedenfalls ein Original,“ sagte Dr. Tafelder. „Da ich im wesentlichen Ihre Ansicht teile, bin ich bereit, den Hund zu untersuchen und hoffe, daß meine Kenntnisse dafür ausreichend sind. Geben Sie den Hund her!“

„Danke!“ sagte Adrian Drost.

Der junge Mann mit der Brille kam herbei und nahm den Hund in Empfang. Er war sehr rot im Gesicht. Die Untersuchung dauerte fast zehn Minuten. Dr. Tafelder ging, um sich die Hände zu waschen.

„Die Blindheit des Hundes ist sehr wohl heilbar, aber es bedürfte eines operativen Eingriffs.“

„Wollen Sie ihn machen?“ fragte Adrian Drost.

Dr. Tafelder lachte über das ganze Gesicht. „Ja,“ antwortete er. „Hol' mich der Teufel, das will ich! Weil es mir, verdammt und verflucht, einen rüpelhaften Spaß machen wird, die ganze hochwohllöbliche Kollegenschaft in Krämpfe zu versetzen! Lassen Sie mir den Hund da! In acht Tagen können Sie ihn hoffentlich mit zwei sehenden Augen wieder abholen!“

Adrian Drost streckte seine große Hand aus. Dr. Tafelder schlug ein; er lachte, daß seine frischen, blauen Augen ganz verschwanden. Der junge Mann mit der Brille blieb tiefernst. Er wusch sich mit Nachdruck die Hände.

„Wie heißt der Hund?“ fragte der Arzt und sah, die Fäuste in die Seiten gestemmt, mit tiefem Behagen zu, wie Adrian Drost von dem blinden Tier Abschied nahm.

„Kongo.“

„Wie?“

„Kongo.“

„Hol' mich der Teufel!“ murmelte Dr. Tafelder. Er schüttelte den Kopf.

Adrian Drost gab die Adresse von Palitzsch an. Dann ging er. Er fuhr ins Hotel zurück und fand seinen Schreiber damit beschäftigt, die fertigen Abschriften des Vertrages, den Urtext sowie die Erklärung der Uebereinstimmung beider Schriften durch den Königlichen Notar Justizrat Dr. Brecher mit den Lichtbildern von der Unterschrift Msiwa'ngoros zusammenzupacken.

„Alles in Ordnung?“

„Jawohl, Herr Drost.“

„Der Hund ist in der Klinik von Dr. Tafelder. Ich hoffe, daß er ihm die Sehkraft wiedergibt. Ich habe Dr. Tafelder Ihren Namen und Aufenthaltsort genannt. Sollte ich aus irgendeinem Grunde verhindert sein, mit dem Arzt nochmals zusammenzutreffen, so verfüge ich folgendes — bitte, stenographieren Sie: Für den Fall, daß Dr. Tafelder die Operation unternimmt, ohne daß sie ihm glückt, so daß der Hund entweder blind bleibt oder das Augenlicht nur vorübergehend erhält, das soll heißen für weniger als ein Jahr, behalte ich mir vor, dem guten Willen des Arztes neben dem von ihm zu fordernden Honorar in einer Weise zu danken, die meiner Hochachtung für ihn entspricht. Sollte die Operation in vollem Umfange gelingen, so daß der Hund voraussichtlich für die Dauer seines Lebens sehend wird, so beabsichtige ich, in der Nähe Berlins, an einem gesunden und schönen Ort ein Genesungsheim für Blinde zu errichten, das den Namen Dr. Tafelders tragen soll. Lassen Sie diese Verfügung gesetzlich gültig machen, so daß ich bei meiner Rückkehr nur noch meine Unterschrift zu geben habe. Haben Sie die Fahrkarte besorgt und den Handkoffer gepackt?“

„Ich habe nur noch die Papiere und die Bilder hineinzulegen. Die Karte ist besorgt; sie liegt auf dem Schreibtisch.“

„Danke.“ Adrian Drost steckte sie ein. „Von den Papieren brauche ich nur den Vertrag selbst. Abschrift und so weiter bleibt in Ihrer Verwahrung. Sind Durchschlagpapiere und Platte vernichtet?“

„Jawohl, Herr Drost.“

„Gut, jetzt wollen wir essen. Schicken Sie einen Mann zur Bahn, der mir einen Platz belegt. Zehn Minuten vor der Abfahrt des Zuges bin ich da.“

Als Adrian Drost sich an der Abteiltür des D-Zuges von seinem Schreiber verabschiedete, wandte er sich, im Begriffe einzusteigen, noch einmal um.

„Ich möchte Ihnen etwas sagen, Palitzsch,“ begann er, an den Augen des Mannes vorbeisehend. „Es ist eines jener Worte, zwischen denen und dem Wiedersehen Tage liegen müssen. Das wird hier der Fall sein. Darum spreche ich es aus. Hüten Sie sich vor den Frauen, Palitzsch.“

Er wandte sich um und stieg in den Wagen, ohne eine Erwiderung abzuwarten.

Palitzsch blieb auf demselben Fleck stehen, bis der Zug abgefahren war. Dann ging er, ging sehr langsam. .

III.

Adrian Drost setzte sich in einen der Liegestühle, die an der Brüstung der Terrasse standen, und legte die Hände auf den Knien flach zusammen. Ein großer, schön blühender Baum hob seine Zweige aus dem tief gelegenen Garten zu ihm empor.

Die Luft über dem Tal zitterte vor Hitze und schien aus Millionen tanzender Silberstäubchen zu bestehen. Jenseits des Tales hoben sich die Berge ruhig und klar in einen ruhigen und klaren Himmel. Auf dem Gipfel des höchsten, des Watzmann, strahlte der Schnee. Eine große, weiße Wolke segelte friedlich und langsam von Osten nach Westen.

Es war eine Stunde nach dem Mittagessen; die satten Menschen ruhten in der Kühle ihrer Zimmer aus. Eine helle, klingende Glocke läutete eilfertig und verstummte wieder.

Aus einer der Glastüren, die auf die Terrasse führten, trat ein Mann und sah sich um. Er betrachtete eine Weile die lange, vornübergebeugte Gestalt, die ihm den Rücken zukehrte und in einer Art von feierlichem Schauen den unbedeckten Kopf aus etwas gewaltsamen Schultern hob, um die Berge zu betrachten. Dann ging er auf sie zu.

„Herr Drost?“

Adrian Drost wandte sich um, sah dem Manne ins Gesicht und lächelte. Er stand auf und streckte ihm seine breite, braune Hand entgegen.

„O, ich freue mich sehr!“ sagte er, beinahe heiter.

„Ich auch!“ antwortete der andere, seinerseits lächelnd. „Obgleich es mir scheinen will, als wüßten wir beide noch nicht recht, warum wir uns freuen. Nehmen wir es für ein gutes Vorzeichen! Ich bin eben erst von einem Ausflug zurückgekommen, fand Ihre Zeilen auf meinem Zimmer und beeilte mich, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Also, Herr Drost? Was haben Sie mir zu sagen?“

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Exzellenz, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen das zu sagen, was ich zu sagen habe,“ entgegnete Adrian Drost. „Ich bin Ihnen um so dankbarer dafür, als ich wohl fühle, daß Sie es weit mehr aus Gutmütigkeit als aus der Ueberzeugung heraus tun, daß, was mich zu Ihnen geführt hat, könnte von Wichtigkeit sein. Aber es ist von Wichtigkeit, und ich hoffe, Sie davon zu überzeugen. . . Halten Sie diesen Ort für geeignet zu einer Unterredung, die keine Zeugen haben darf?“

Der Staatssekretär zog die Brauen hoch. Er lächelte noch immer.

„Ist es so ernsthaft?“ fragte er.

„Ja, Exzellenz,“ antwortete Adrian Drost einfach.

Die Augen des Staatsmannes streiften sein Gesicht mit einem raschen, scharf zufassenden Blick.

„Ich halte den Ort für gut,“ sagte er, ernst werdend. „Wir brauchen nicht laut zu sprechen. . . Setzen wir uns!“

Adrian Drost folgte dieser Aufforderung.

Sie saßen sich gegenüber; der Staatssekretär hatte die Arme auf die Seitenlehnen des Stuhles gestützt und die Fingerspitzen gegeneinander gestemmt. Er sah den Mann, der zu ihm gekommen war, mit

einer Aufmerksamkeit an, die ohne Mißtrauen war, aber darauf gefaßt zu sein schien, einem Angriff begegnen zu müssen. Adrian Drost sah an ihm vorbei. Er hing vornübergebeugt in seinem Stuhl, hatte die Hände zwischen den Knien gefaltet und sprach gegen die hellen Quadern des Steinbodens.

„Ehe ich von meinen besonderen Plänen spreche, möchte ich eine Frage an Sie richten, Exzellenz: Wie denken Sie sich die zukünftige Entwicklung des Deutschen Reiches?“

Der Staatssekretär hielt für einen Augenblick den Atem an.

„Das ist eine etwas universelle Frage,“ meinte er, betont trocken. „Auf welchem Gebiet?“

„Auf jedem, Exzellenz. . . . Ich verstehe nichts von Staatsgeschäften, glaube aber annehmen zu können, daß die Entwicklungsmöglichkeiten eines Staates so eng untereinander verflochten sind, daß sie notwendigerweise voneinander abhängen und Lähmung oder Förderung nur gemeinsam erfahren können.“

„Man sollte in der Tat annehmen, daß es sich bei einem gesunden Staatswesen so verhielte. Aber die Tatsachen beweisen, daß es durchaus nicht der Fall zu sein braucht. Deutschland zum mindesten beweist es. Wir entwickeln uns auf manchen Gebieten mit Siebenmeilenstiefeln. Auf anderen hinken wir mit gelähmten Fersen. Dennoch leben wir.“

„Finden Sie, daß wir das tun?“ fragte Adrian Drost.

„Nun — finden Sie es nicht?“

„Es kommt darauf an, welchen Maßstab man an den Begriff des Lebens legen will. Löwen leben. Wüstenflöhe auch. Das ist unbestreitbar. Riesen und Pygmäen haben ihr Dasein unter verschiedenen Bedingungen. Wenn sie diese Bedingungen tauschen, müssen sie notwendig früher oder später zugrunde gehen. Wir stehen im Begriff, diesen Fehler zu machen und werden die Folgen tragen müssen.“

Adrian Drost schwieg und hob den Blick zu seinem Gegenüber, als warte er auf eine Entgegnung.

„Sprechen Sie nur weiter,“ sagte der Staatssekretär. „Was Sie sagen, interessiert mich außerordentlich.“

„Ich hatte mir erlaubt, Ihnen eine Frage zu stellen, Exzellenz.“

„Erlauben Sie mir jetzt, Herr Drost, daß ich sie Ihnen nicht beantworte. Auf dem Posten, den zu bekleiden ich die Ehre habe, gilt wie nirgends sonst das Wort: Ich hab' hier nur ein Amt und keine Meinung . . .“

Adrian Drost drückte den Kopf in den Nacken.

„Was heißt das?“ fragte er, etwas kurz.

„Sie werden begreifen, daß ich Ihnen keine nähere Erklärung geben kann,“ meinte der Minister mit einem leisen Lächeln.

Adrian Drost räusperte sich.

„Ich bin überzeugt davon, daß wir in den Dingen, auf die es ankommt, einer Meinung sind. Da ich nicht zu überreden brauche, kann ich kurz sein. Wir stehen vor der Gefahr, daß die Grenzen unseres Reiches dem deutschen Volk den Brustkasten eindrücken. Wir ringen nach Luft und stoßen allzu vieles nach außen fort, ohne etwas anderes dafür einzutauschen als eben Luft. Wir führen Tierdünger ein und Menschendünger aus. Der Dünger, den wir liefern, kommt einer Ernte zugute, an der wir keinen Teil haben. Das endet mit dem Zusammenbruch. Eines Tages werden wir vor der Wahl stehen, entweder zu ersticken oder unsere Grenzen zu sprengen. Das heißt, wir werden von irgendeinem Punkt der Welt ein neues Deutsches Reich gründen müssen. Darum sollten wir uns schon jetzt zum Sehen zwingen und zum Handeln. Wir wollen uns zu einer großen Tat aufraffen, ehe wir durch ein nationales Unglück dazu gezwungen werden.“

„Und wie sollten wir das anfangen?“ fragte der Minister.

Adrian Drost griff in die Brusttasche.

„Wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben, dieses Schriftstück durchzulesen?“

Der Staatssekretär verbeugte sich leicht, das dargereichte Blatt in Empfang nehmend. Er sah nach der Unterschrift, schüttelte den Kopf und blickte zu dem Manne hin, der ihm das Schreiben gegeben hatte.

„Lesen Sie, Exzellenz,“ sagte Adrian Drost.

Der Staatssekretär las. Beim erstenmal überflog er das Schreiben; dann lehnte er sich zurück und las es zum zweiten Male, sehr langsam. Adrian Drost sah ihm ruhig und mit einem glücklichen Gesicht zu. Der Staatssekretär war verhältnismäßig noch jung. Seine Züge, von Natur zur Heiterkeit und vielleicht zum Spotte neigend, hatten sich unter dem Einfluß ungenutzter und darum verbitterter Willenskräfte um die Lippen her verhärtet. Er war bartlos; das starke, kaum ergraute Haar sträubte sich hoch über dem Kopfe. Auf der rechten Wange trug er die Narbe vom Schläger eines Linkshänders. Adrian Drost betrachtete diese Narbe aufmerksam. Sie stand blaß in einem sich dunkel rötenden Gesicht. Er hob den Blick zu den Augen des Mannes und öffnete die Lippen.

„Sagen Sie nichts!“ rief der Staatssekretär. Er fuhr mit der Hand, die das Schriftstück hielt, so heftig durch die Luft, daß es flatterte. „Sagen Sie nichts! Ich muß es noch einmal lesen!“

Er stemmte die Ellbogen auf beide Knie, beugte sich vor und schien die Zeilen, die er las, mit den Lippen hinunterzuschlingen. Er sprach halbe Sätze laut vor sich hin. Er kam zu Ende und schien noch immer zu lesen. Schließlich stand er auf. Adrian Drost wollte seinem Beispiel folgen.

„Bleiben Sie sitzen!“ schrie der Minister ihn an. Er lachte mit seinem roten Gesicht. „Warum stehen Sie auf? Bleiben Sie sitzen! Ich kann Sie jetzt nicht brauchen. Verlassen Sie sich darauf — ich komme wieder!“

Er warf das Blatt von sich, daß es Adrian Drost zu Füßen fiel, knallte die Hände auf dem Rücken ineinander und begann auf der Terrasse hin und her zu laufen. Adrian Drost hob den Vertrag auf und steckte ihn in die Tasche. Seine Backenmuskeln spielten leise.

Nach einigen Minuten kam der Staatssekretär zurück, blieb dicht vor seinem Besucher stehen und fragte: „Sagen Sie, Mann — wer sind Sie eigentlich?“

(Fortsetzung folgt.)



Kronprinz Georg von Sachsen, der sich mit der Herzogin Marie-Amalie von Württemberg verlobte.
Phot. Klinkhardt & Eyssen, Dresden.



Oberleutnant Lührs und seine Kameraden,
die während des Krieges in Mesopotamien aus dem von den Engländern eroberten Gurna entkommen sind und, durch Wüstenglut und Wüstensand fliehend, von arabischen Nomaden vollkommen ausgeraubt, nackt und verwundet nach Kut-el-Amara sich retteten. Ihre Abenteuer erzählt das neue Ullstein-Kriegsbuch des Oberleutnants Erdmann „Im Heiligen Krieg nach Persien".



Die Braut des Kronprinzen Georg von Sachsen: Herzogin Marie-Amalie von Württemberg.
Phot. B. J. G.

RÄTSEL

Silbenrätsel.

Aus den Silben: bel — bi — by — cra — de — den — dis — do — dron — druk — e — e — ei — ein — fa — gelb — grim — i — i — im — ke — kryp — kus — le — lei — li — li — lus — me — mei — na — na — nach — ne — ra — rei — rho — sau — se — sie — ta — ta — tron — tur — sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben hintereinander gelesen, ein Zitat aus einem Schillerschen Gedicht ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Tiernamen in der Fabel 2. Dichtung, 3. Ort freiwilliger Einsamkeit, 4. biblische Person, 5. Teil der Kirche, 6. chemische Verbindung, 7. technischen Betrieb, 8. berühmten Maler, 9. englischen Minister, 10. Bestandteil eines Vogelproduktes, 11. Insektenart, 12. weiblichen Namen, 13. Längenmaß 14. griechischen Sänger, 15. Motor, 16. Pflanze.

Mißlungen.

Dem Künstler manches k gelingt
Das nicht zum Wort mit t es bringt.

Zwei Waffen.

Das Wort nennt eine Waffe für das Heer,
Nimmst Du das Weh von dieser Wehr,
Hast Du noch eine Waffe mehr.

Heruntergekommen.

Kennt ihr den Herrn von Bern, ihr Leute?
Er dient im Schloß bei euch noch heute.

Auflösungen aus Nr. 23.

Silbenrätsel: Immer strebe zum Ganzen!

Heimat, Kamera, Borsig, Ostrau, Treber, Preziosa, Grummet, Ungarn, Ranzen, Spenzer.

Der Vielgenannte: Kühlmann.

Das Gewissen: Euer, Reue.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Als unser zweiter Junge zur Welt kam, zogen wir in eine kleine Landstadt; damit meine Frau Ruhe hatte, ließ ich ein Fuder Stroh vor das Haus schütten. Unser Aeltester, Peter, sah es und fragte: „Papa, warum liegt denn hier so viel Stroh?" — „Du weißt doch," antwortete ich, „Mama hat ein kleines Brüderchen bekommen." — „Ui jeh" rief unser Peter aus, „das Brüderchen war aber gut verpackt."

*

„Warum wollen Sie denn durchaus in dieser Zeit nach Holland fahren, Herr Reichert?" — „Ich will meine Frau malen lassen." — „Als ob wir in Deutschland nicht genug gute Maler hätten!" — „Das schon, aber ich will, daß sie von einem echten, alten holländischen Meister porträtiert wird!"

*

Die neue Lehrerin, die die Aufmerksamkeit der Schüler prüfen will, läßt sich Zahlen sagen, um sie an die Tafel zu schreiben. Ein Schüler sagt 36, die Lehrerin schreibt 63; ein anderer sagt 62, die Lehrerin schreibt 26. Da sagt der kleine Max: „Etsch, Fräulein — 77!"



Lehrer, der das Atmen erklärt, durch die Nase tief Luft holend:
„Nun, was tue ich jetzt?"
Schüler: „Sie haben Ihr Taschentuch vergessen!"

Korpulent. „Kellner, haben Sie nicht meine Frau gesehen?" — „Doch! Dort hinten sitzt se — um den kleenen Tisch herum."

*

Schutzmann (zu einem herumziehenden Harfenspieler): „Was, Sie spielen hier? Sofort begleiten Sie mich!"

Harfenspieler: „Sehr jerne, Herr Wachtmeester; wat mechten Se denn singen?"

*

A.: „Mein erstes schielt, mein zweites hinkt, mein drittes stottert."
B.: „Und das Ganze?"
A.: „Welches Ganze?"
B.: „Nun, das Rätsel!"
A.: „Das war kein Rätsel; ich habe von meinen drei Kindern gesprochen!"

*

A.: „Was hat denn Ihr Hut für sonderbare Kniffe?"
B.: „Das sind die Reiseeindrücke von meiner letzten Eisenbahnfahrt."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

23. Juni 1918
Nr. 25
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Phot. A. Grohs.

Gefangener englischer Beobachter mit einer neuen Gesichtsmaske,
die sich wie die Uniform in der Farbe so dem Gelände anpaßt, daß der Träger auf 50 Meter Entfernung nicht zu sehen ist.



Nach der Offensive: Verwundete französische Senegalneger in einem deutschen Feldlazarett. Phot. Bild- und Film-Amt.



Kriegsküche in einem Straßenbahnwagen in Halifax.

Markante Stellen aus den Kriegsberichten.

Der Geländegewinn der Deutschen seit dem 31. März beträgt 6566 Quadratkilometer. In dieser Zahl ist der Gewinn des Angriffs zwischen Montdidier und Noyon nicht einbegriffen. Die Entente konnte dagegen bei all ihren Großschlachten an der Somme, bei Arras und in Flandern lediglich 61 Quadratkilometer in vielen monatelangen Kämpfen erobern. Die Gefangenenzahl ist mit den letzten Erfolgen an der Matz auf 208,000 gestiegen.

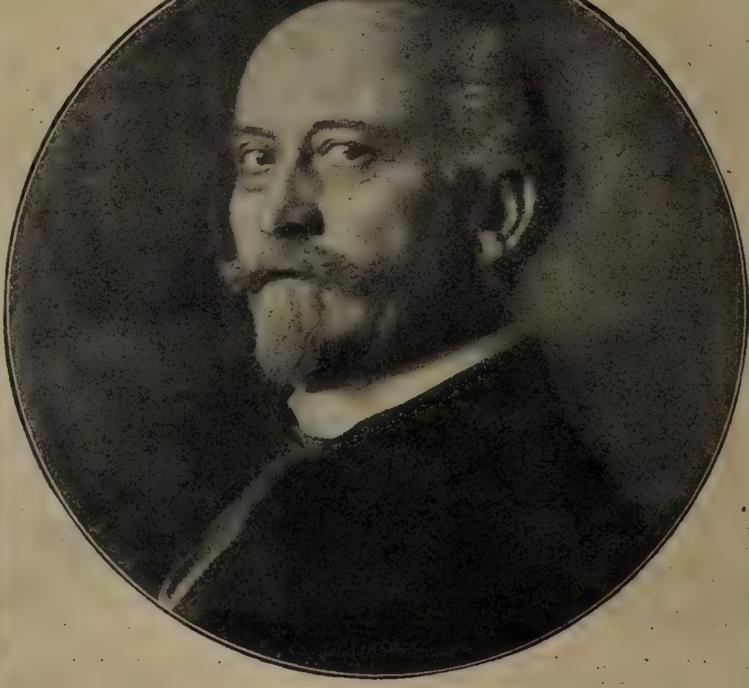
*



Der riesige Munitionsverbrauch in der Westschlacht: Ein Berg von Artillerie-Geschoßhülsen an einer Etappenstraße. (Französische Photographie.)



Deutsche Maschinen-Kanone zur Abwehr feindlicher Flieger. Auf der Trommel links sind die Geschosse in einem Gurt aufgewickelt.



Philipp Scheidemann (Soz.), der zum Vizepräsidenten des Reichstags gewählt wurde. Phot. Binder.



Deutsche Infanteristen beim Vorgehen durch das Drahtgewirr in dem erstürmten Dorf Pont Arcy



Ein Bild, das die Größe der bei der neuen Offensive erbeuteten Eisenbahn-Geschütze vor Augen führt: Deutscher Soldat in der Mündung eines eroberten Geschützes.

Durch die zerschossenen Trümmer der Ortschaft Orvillers fuhren die Tanks vor und säuberten sie mit ihren Geschützen und Maschinengewehren. Ein Flammenwerfer vernichtete allein vier Maschinengewehr-Stützpunkte. Die Tanks stießen sodann auf Cuvilly vor und erleichterten der Infanterie die Einnahme des Dorfes.

*

Ein Bataillon kam unter dem Schutz des vorausfahrenden Tanks eine Strecke von 4 Kilometer bis an den Kubelberg fast ohne einen Mann Verlust vorwärts. Ein Sturmwagen fuhr bis Pontavers und machte mehr als 200 Gefangene, die er aus ihren Gräben herausholend, der nachrückenden Infanterie in die Arme trieb. Von 20 Tanks wurden nur 2 durch Volltreffer außer Gefecht gesetzt, aber der überlebende Rest der Besatzung griff zu Karabinern und Handgranaten und kämpfte mit der Infanterie weiter. Die Tanks, die die Engländer auf dem Rückzug gegen Amiens zu Dutzenden und Hunderten zurückließen, haben uns gute Dienste geleistet.



Aufnahme eines deutschen Ballon-Beobachters beim Absprung mit dem Fallschirm. Phot. A. Grohs.



Eine seltene Flieger-Photographie: Dover aus mehr als 6000 Meter Höhe. Aufgenommen von einem deutschen Marine-Flugzeug bei einem Aufklärungsflug.

AUF DER FEINDESSEITE



Auf der Feindesseite: Passagiere mit Rettungsanzügen auf einem englischen Dampfer in der Gefahrzone. (Aus einer englischen Zeitschrift.)

In London erregt gegenwärtig eine Ausstellung modernster Kriegsbilder im kubistischen Stil das Interesse des Publikums. Die Engländer haben im Krieg Gelegenheit, sich an den Kubismus zu gewöhnen. Wer in diesen Zeiten eine Kanalüberfahrt gewagt hat, lernt den Kubismus aus nächster Nähe kennen. Wie eine ungeheure Leinwand, auf der die kubistische Faust eines Riesen sich nach Herzenslust ausgetobt hat, nimmt sich der Rumpf des Dampfers aus. Ueber und über schillert er in bunten Rechtecken, Achtecken und Würfeln. Auf diese Weise hofft man, das scharfe Auge unserer U-Boote zu täuschen. — Ein anderes Bild: Noch vor wenigen Wochen hatte das Straßenbild der City in London eine Aehnlichkeit mit den Straßen hinter der englischen Front — vor unserer Offensive. Tanks fuhren als wandelnde „Stahlkammern“ auf und nieder, rollende Banken, von deren Höhe die hohen staatlichen und geistlichen Würdenträger zündende Reden für die Kriegsanleihe in die sich angeblich zur Zeichnung drängenden Sturmkolonnen schleuderten. Der Parole entsprechend, daß England zur Kriegführung Schiffe, Schiffe und wieder Schiffe braucht, haben sich die verschiedensten Städte wie Liverpool, Birmingham, Leeds dazu bereit erklärt, das Geld für den Bau irgendeines künftigen Kriegsschiffes als Anleihekapital sicherzustellen. Zum Dank dafür sollen dann die Anleihekreuzer, U-Boote und Torpedoboote den Namen ihrer Stifter tragen.



Aus einer Kriegsbilderausstellung in London: Schlachtbild im neuesten Malstil darstellend eine feuernde Haubitzenbatterie in der Nacht.



Die Ruinen Yperns im Mondlicht.
Nach einem Gemälde des englischen Malers Christopher Clark.

Man tut überhaupt alles, um sich über die Schiffsverluste hinwegzutäuschen. England fordert Amerika zum Wettrennen auf! Seit Wochen tobt ein heftiger Kampf zwischen den Werften hüben und drüben. Die Londoner Zeitung „Daily Mail“ allein hat eine Million Pfund Sterling dem Sieger versprochen. Sieger ist die Werft, die im Verhältnis zu ihrer Arbeiterzahl die meisten Arbeitsstunden in einem bestimmten Zeitraum erzielen wird. Daneben wird, um den Arbeitseifer aufzustacheln, Tag für Tag der Rekord der „Nietungen“ veröffentlicht. Augenblicklich scheint Amerika gewonnen zu haben, das mit 5000 Nietungen eines einzelnen Arbeiters den Rekordtag beschlossen hat. — Ueber solchem Sport ließe sich fast der Ernst der Zeit vergessen, wenn er sich nicht im täglichen Leben so fühlbar machte. Die Rekorde der Nahrungsmittelknappheit wachsen ständig. Der Verpflegungsminister, im übrigen der bestgehaßte Mann in ganz England, wird sich daher auch durch seine jüngste Nachahmung deutscher Einrichtungen nicht beliebter machen. Die eben unter seiner besonderen Obhut eröffneten „National-Restaurants“, die nichts anderes sind als unsere Mittelstandsküchen, wollen für möglichst wenig Geld möglichst ausgiebige Nahrung liefern. Um dem Publikum dabei besonders entgegenzukommen, hat man an jedem Lokal Briefkasten für seine Beschwerden und Wünsche aufgehängt. — England uniformiert und militarisiert! Einheit und Einheitlichkeit sind jetzt Trumpf, nicht nur in den Reden Lloyd Georges. Der Einheitsanzug und der Einheitsstiefel haben jetzt in England ihren Einzug gehalten, und der Sohn Eduards VII. hat sich selbst erst vor kurzem die ersten Exemplare davon bestellt. — So ändern sich die Zeiten. Der Luxus schwindet, aber die Luxussteuern wachsen. Das Kino hat dran glauben müssen als Stätte der täglichen Erholung, und nun rückt man auch den Klubleuten zu Leibe. Die Klubsteuer ist die neueste Offensive, die Westend droht. Bis zu 17½ pCt. heischt der Staat von den Mitgliederbeiträgen. — Dafür versucht man aber, den Bürgern den Uebergang zum Militarismus zu erleichtern. Den Fünfzigjährigen, die die Verschärfung des Dienstpflichtgesetzes zur Musterung befiehlt, stellt man jetzt fein säuberliche Ankleidekabinen zur Verfügung, die höchst sorgsam auf die rechte Temperatur hin überwacht werden. Es gilt eben vor allem, der Kriegsmüdigkeit entgegenzuarbeiten.

M. St.



Englische Austauschgefangene mit holländischen Krankenpflegerinnen an Bord eines Kanaldampfers auf der Heimreise.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)



Wegführung des berühmten Denkmals der Jungfrau von Orleans von Dubois aus Reims durch die Franzosen.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

4. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Adrian Drost lächelte

„Es freut mich, daß Ihnen mein Plan gefällt," antwortete er herzlich.

„Das ist nicht ganz das richtige Wort," sagte der Staatssekretär. „Außerdem ist es auch keine Antwort auf meine Frage. Ich will doch wissen, wen ich vor mir habe. Das ist nicht die diplomatische Form, einen Menschen ergründen zu wollen. Aber mir will scheinen, als lösten sich vor Ihnen die Formen auf in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle. Außerdem bin ich hier nicht im Amt. Ich nehme das Recht für mich in Anspruch, einen Menschen, der mit einem solchen Plan vor mich hintritt, bei den Schultern zu packen und zu schütteln. Wer sind Sie! — Wer hat Ihnen den Gedanken eingegeben, der diesem Vertrag zugrunde liegt —! Wie kommen Sie darauf, gewissermaßen mit der leeren Hand in die leere Luft zu greifen und aus dem Nichts ein Stück Weltgeschichte zu machen —! Darauf will ich Antwort haben, Herr Drost!"

„Ich würde sie Ihnen so gerne geben, Exzellenz! Aber ich kann es nicht Was sollte ich Ihnen auch sagen? Ich habe getan, wozu es mich getrieben hat, seit ich denken kann. Ich bin nur immer geradeaus gelaufen auf einem vorgezeichneten Weg. Ich glaube, wenn mir einer die Augen ausgestochen und die Füße gelähmt hätte — ich wäre schließlich doch ans Ziel gekommen . . ."

Der Staatssekretär blickte auf ihn hinab. Er schwieg ziemlich lange. Dann setzte er sich.

„Kommen Sie!" sagte er. „Lassen Sie uns in möglichster Ruhe miteinander reden. Ich sage: in möglichster . denn ich stehe für mich nicht ein Ich nehme an, daß dieses Schriftstück bitte, geben Sie es mir noch einmal . . ."

Adrian Drost zog es hervor und legte es ihm in die ausgestreckte Hand.

„Danke . . — daß dieses Schriftstück unantastbar und ehrlich ist . . "

„Dafür stehe ich ein, Exzellenz!"

„Wer sagt mir, daß Sie das können? Ich weiß nichts von Ihnen, als was ich aus Ihrem Munde gehört habe. Ich kenne Sie nicht. Aber ich glaube Ihnen. Sie müssen mir viel erzählen und alles erklären."

Adrian Drost nahm seine Landkarten aus der Tasche und breitete sie über die Knie. Er deutete die Grenzen mit der Spanne seiner Hand; zeigte Flüsse Steppenland, Gebirge, Urwald.

Er sagte: „Ich habe Gold und Kupfer gefunden."

Der Staatssekretär antwortete nicht. Er fragte: „Wie groß, sagten Sie, daß dieses Gebiet sei?"

„Nicht ganz anderthalb Millionen Quadratkilometer."

„Nicht ganz . . .," wiederholte der Minister murmelnd. Er fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn. Adrian Drost sagte nichts. Er wartete. Der Wind, der von den Bergen strich, bewegte die Karten auf seinen Knien. Er legte sie zusammen. Der Staatssekretär blickte auf.

„Sie werden von mir nicht erwarten, Herr Drost, daß ich viele Worte mache," sagte er. „Sie wollten mein Interesse für Ihr Werk gewinnen. Sie haben es gewonnen. In einem Maße, das keiner Steigerung mehr fähig ist. Mich haben Sie ganz und gar. Aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß dies an sich noch sehr wenig ist. Sicher ist, daß ich alles aufbieten werde, Ihrem Werke und Ihren weiteren Plänen Gehör zu verschaffen. Ob es mir gelingen wird, ist eine andere Frage."

„Exzellenz," entgegnete Adrian Drost mit etwas heller Stimme, „ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich entschlossen bin, mir unter allen Umständen Gehör zu verschaffen, und wenn ich den Reichskanzler auf offener Straße anhalten und zwingen müßte, mich anzuhören."

„Tun Sie das," sagte der Staatssekretär mit unbewegtem Gesicht.

„Glauben Sie, daß es notwendig sein wird?"

Der Staatssekretär zuckte die Achseln.

„Ich halte es für gänzlich zwecklos, Vermutungen aufzustellen," sagte er.

„Und was raten Sie mir jetzt, zu tun?"

Eine Pause trat ein.

„Ich will Ihnen etwas sagen," meinte der Minister mit einer abschließenden Handbewegung. „Um die Form, der wir uns nicht entziehen können, nicht zu verletzen, rate ich Ihnen, die Angelegenheit auf dem üblichen Wege schriftlich einzureichen. Ich werde Sorge tragen, daß in den unteren Instanzen mit möglichster Schnelligkeit gearbeitet wird, und dann die Sache höheren Orts persönlich vertreten. Daß Sie sich trotzdem auf eine Geduldsprobe gefaßt machen müssen, kann ich Ihnen leider nicht verhehlen."

„Darauf bin ich vorbereitet."

„Um so besser. Darf ich fragen, was Sie in der Zwischenzeit zu unternehmen gedenken?"

„Gewiß, Exzellenz. Ich habe die Absicht, nach Köln zu Severin Küpers zu fahren und ihn für den Eisenbahnbau im neuen Gebiet mobil zu machen."

Der Staatssekretär sah ihn überrascht an Er lächelte ein wenig.

„Zu Severin Küpers?"

„Sie kennen ihn, Exzellenz?"

„Allerdings. Er ist ein Original. Ich hatte das Vergnügen, bei einer halb offiziellen Gelegenheit seine Bekanntschaft zu machen, wobei wir ziemlich aneinander gerieten. Ohne prophezeien zu wollen, sage ich Ihnen das gleiche voraus. Jedenfalls werden Sie Ihren Aufenthalt in Köln ziemlich ausdehnen müssen, um etwas zu erreichen."

„Darf ich Küpers gegenüber mich darauf berufen, daß meine Angelegenheit der Unterstützung des Reichskolonialamtes sicher ist?"

„Das dürfen Sie; obgleich es wenig Eindruck machen wird. Im übrigen empfehle ich Ihnen dringend, Herr Drost, die ganze Angelegenheit so geheim wie möglich zu behandeln und alle Menschen, mit denen Sie gezwungen sind darüber zu sprechen, ehrenwörtlich zum vollkommensten Stillschweigen zu verpflichten."

„Selbstverständlich, Exzellenz."

Der Staatssekretär erhob sich; Adrian Drost folgte seinem Beispiel.

„Dann also — auf Wiedersehen!" sagte der Minister, die Hand ausstreckend. Er hielt die Rechte Adrian Drosts eine Weile fest, ohne ihn anzusehen. „Ich möchte Ihnen vieles sagen, Herr Drost. Aber es hätte keinen Zweck. Ich glaube, wir wissen auch so, wie wir zueinander stehen. Unsere Wünsche und Hoffnungen sind völlig eins. Unser Ziel ist das gleiche. Hoffen wir, daß es uns beschieden ist, es gemeinsam zu erreichen. Das ist der beste Wunsch den ich Ihnen mitgeben kann."

„Ja, Exzellenz. Ich danke Ihnen."

„Sie haben mir nichts zu danken. Ich bin es, der zu danken hat. Vielleicht kann ich es eines Tages im Namen des ganzen Reiches tun. Leben Sie wohl!"

„Auf Wiedersehen, Exzellenz."

Adrian Drost verbeugte sich und ging. Er schritt über die Terrasse und trat durch eine der Glastüren in den Lesesaal.

In dem bequemsten der großen Ledersessel saß ein Herr im Gesellschaftsanzug und las die Zeitung. Er war groß, hellblond, von gesunder Gesichtsfarbe, bartlos und anscheinend ungewöhnlich träge. Er hatte die Füße sehr weit von sich gestreckt und zog sie durchaus nicht zurück, als Adrian Drost an ihm vorbeiging. Seine breiten, etwas zu schweren Lider blieben auf die Druckerschwärze gesenkt.

An der Tür, die auf das Treppenhaus mündete, wandte Adrian Drost sich um. Er begegnete dem Blick des Fremden, der ihm ohne Heimlichkeit aus hellfarbigen, sicheren und leidenschaftlichen Augen nachgegangen war Es war der Blick eines Menschen, der gewiß ist, niemals den Boden unter den Füßen zu verlieren, der kaltblütig und kühn ist, weil er sich rückensicher weiß und nichts fürchtet im Bewußtsein einer allgemeinen Ueberlegenheit.

Dieser Blick senkte sich auch nicht, als er den Augen Adrian Drosts begegnete. Er wurde nur plötzlich leer, beinahe töricht

Adrian Drost ging.

Er trat auf den Pförtner zu und sagte, während ein kleiner Bursche bereits die Tür zur Straße für ihn offen hielt: „Wissen Sie zufällig, wer der Herr ist, der im Lesesaal sitzt?"

„Ein großer, blonder Herr im Smoking?"

„Ja."

„Das ist Lord Caversham.

„Danke."

Adrian Drost griff an die Mütze und verließ das Haus.

Als er, langsam die Straße entlang gehend, zu den schönen Bergen hinüberblickte, sah er über der doppelten Krone des Watzmanns eine unbewegliche, schneeweiße Wolke stehen, wie die Rauchwolke eines Geschosses.

Die Schwalben flogen so tief, daß ihre schwirrenden Flügel fast den Staub der Straße streiften.

Es war sehr heiß.

1

Adrian Drost kannte den Weg, den er ging, auswendig, denn er ging ihn zum achten Male. Er legte ihn zurück mit der Regelmäßigkeit und der Naturnotwendigkeit, die dem steinsprengenden Wasser eigen sind.

Er wußte im voraus, wie sich die Geschehnisse der nächsten Stunden abspielen würden. Severin Küpers würde ihn eine gute Weile warten lassen. Dann würde sich die Tür auftun, und er durfte in den Arbeitsraum des großen Mannes treten, der in Hemdärmeln und ohne Kragen, barfuß in Pantoffeln an seinem Schreibtisch saß. Das volle, unverhüllte Tageslicht würde auf den gewaltigen Kopf fallen, den das Blut bis zum Platzen füllte, und aus diesem blauroten, verschwommenen und häßlichen Gesicht würden ihn die durchdringend gescheiten und erstaunlich schönen Augen ansehen, um Nein zu sagen, ehe die schwerfälligen Lippen das Wort zu formen vermochten.

Denn Severin Küpers sagte Nein.

Er sagte es am ersten wie am siebenten Tage, ohne eine Spur von Erregung, immer mit der gleichen unerschütterlichen Verachtung gegen unsichere Geschäfte, die es wunderlich erscheinen ließ, daß ein Mensch zum achten Male wiederkam.

Gewiß, er wollte den Eisenbahnbau in der betreffenden Gegend übernehmen, sobald ihm die Regierung den Auftrag erteilte. Eher nicht. Die Befürwortung des Reichskolonialamtes war mit einer breiten Bewegung der Schultern abgetan. Solange das Reich die Angelegenheit nicht in seine Hände nahm, schwebte sie in der Luft, und Severin Küpers war nicht gesonnen, sich mit windigen Dingen zu befassen. Mit diesem Bescheid entließ er seinen Besuch.

So oft Adrian Drost in das Arbeitszimmer von Küpers eingetreten war, hatte er in einer Ecke am Fenster eine Gestalt sitzen sehen, von der er während der ersten Tage nicht zu sagen vermocht hätte, ob sie einem Manne oder einer Frau gehörte. Sie pflegte sich niemals zu rühren und erwiderte keinen Gruß. Erst allmählich löste sich aus der Eintönigkeit eines grauen Hintergrundes der Kopf eines Mädchens und wurde seinen unaufmerksamen Augen bewußt. Während er mit Küpers sprach, seine Pläne darlegte und die Quadern, aus denen er sein Reich bauen wollte, schwer aus der Tiefe seiner Seele hob, streifte sein Blick zuweilen absichtslos und gleichgültig diesen Mädchenkopf, wie er die leere Wand gestreift hätte, ohne auf ihm zu haften.

Nach und nach blieb der ungewisse Eindruck eines beinahe weißen, runden und regungslosen Gesichts in ihm haften, das, von einem Bausch schwarzer Haare überhelmt, aus sehr dunklen Augen unablässig auf ihn schaute.

Anfangs hatte er sie für eine Angestellte von Küpers gehalten; dann aber kam er eines Tages

dazu, daß sie, auf eine Bemerkung anwortend, den Mann am Schreibtisch „Vater“ nannte. Ohne daß er sich klar darüber geworden wäre, fiel ihm die Schwingungslosigkeit ihrer Stimme auf. Die Worte schleppten sich aus ihrem Munde, der sich ungern zu öffnen schien.

Als er das letztemal bei Severin Küpers gewesen war, hatte sich das Mädchen am Schlusse der Unterredung beider Männer erhoben und war einige Schritte auf sie zugegangen. Unter dem unwillkürlichen Eindruck, daß sie zu ihm sprechen wollte, war Adrian Drost stehengeblieben und hatte sie angesehen. Aber sie war nicht näher gekommen. In einem schwarzen Kleide, klein und schlank, hatte sie im Rahmen des Fensters gestanden und seinen Blick erwidert. Ihr rundes, weißes Gesicht leuchtete vor Hochmut.

Uebrigens vergaß Adrian Drost sie augenblicklich, sobald er sie nicht mehr sah.

Als er das Haus Severin Küpers' heute abermals betrat, schien der Diener auf ihn gewartet zu haben. Er nahm ihm die Mütze ab und sagte, mit der halblauten Stimme derer, die den Befehl, ein Glas Wasser zu bringen, in die Wichtigkeit von Geheimnissen wickeln: „Fräulein Küpers läßt Sie bitten, zu ihr zu kommen.“

Adrian Drost sah den Mann mit einem sanften Erstaunen an. Er wollte sagen: Ich glaube, Sie irren sich, guter Freund. Dann dachte er: Er muß es wissen. Er folgte dem Diener die Treppe hinauf.

Eine Tür öffnete sich vor ihm; er trat in ein Zimmer, in dem sich niemand befand. Es war sehr groß und hatte Fenster nach Süden und Westen, ohne Helligkeit von ihnen zu empfangen. Buntheit schwerer Stoffe machte die Luft dunkel von Farben. Adrian Drost verspürte den Wunsch, die Tür offen zu lassen, weil durch sie die strenge Klarheit des Tages kam. Aber der Diener schloß sie hinter ihm.

Da niemand da war, mit dem er hätte reden können, sah er sich um. Er empfand nichts, als eine ihm unbegreifliche Ruhelosigkeit. Es schien keine Möglichkeit zu geben, dieses Zimmer auf geradem Wege zu durchqueren. Von dem Gedanken gepackt, versuchte er es, aber nur, um zu finden, daß er stets an einem ganz anderen Punkte landete, als er beabsichtigt hatte. Er gab es auf und stand still.

Er sah Dinge aller Weltteile in diesem Raume nebeneinander. Alle Verzerrtheiten menschlicher Anbetung schrien hier stumm durcheinander. Ein vergoldeter Buddha mit Schlitzaugen hielt sich den fetten Bauch fest und lächelte verständnislos zu der Verzücktheit eines hölzernen Heiligen der Frühgotik. Auf einem kleinen römischen Tisch lag die Hand einer Mumie, eine Kinderhand, die langen Nägel mit Henna gefärbt. In der Zierlichkeit ihrer leicht gebogenen Finger ruhten zwei goldene Münzen.

Brokate aus Indien, Decken, in jahrzehntelanger Arbeit von indianischen Händen gewebt, persische Stickereien und rohe Flechtwerke der Südseeinseln bauschten sich auf allen Möbeln. Von der Decke hing eine Kirchenampel herab. Sie schien aus den Trümmern einer niedergekämpften Basilika zu stammen.

Große Bilder hingen an den Wänden. Adrian Drost begriff von keinem, was es darstellen sollte. Eines, das er betrachtete, weil es ihm am nächsten war, schien das Gemälde einer kräftigen Explosion zu sein. Wenigstens zeigte es in geraden Strichen sehr viele Flammen. Aber Adrian Drost konnte sich nicht klar darüber werden, was inmitten dieser Feuerstriche ein großes, dreieckiges Auge, ein Fabrikschornstein und einige losgesprengte Teile einer Orgel bedeuten sollten. Er las im Rahmen des Bildes „Rheinische Madonna“. Aber er fand sie nicht. Er dachte: Man hat die Rahmen verwechselt.

Er hörte eine Tür gehen und wandte sich um. Das Mädchen, das er im Arbeitszimmer von Severin Küpers gesehen hatte, war eingetreten und stand jetzt, durch das Chaos im Raume von ihm getrennt, ihm gegenüber.

Adrian Drost verbeugte sich. Er sah sie an und fand, daß sie anders aussah als sonst. Sie stand mit hängenden Armen in einem fremdartigen, von silbernen Blumen schweren Gewande da, das den Eindruck machte, als sei es von oben her auf sie herabgefallen und laste auf der Schmalheit ihrer zarten Schultern. Ihr bleiches Gesicht mit dem Helm der schwarzen Haare ruhte auf ihrem entblößten Halse mit der Regungslosigkeit und dem abgründigen Schweigen einer byzantinischen Kaiserin.

„Setzen Sie sich,“ sagte sie, ohne seinen Gruß zu erwidern. Sie ging langsam, von der silbernen Steifheit ihres Gewandes gefesselt, zu einem Stuhl am Fenster, einem hochlehnigen, vom Alter schwarzen Kirchenstuhl, in den sie sich niederließ. Sie legte die Arme rechts und links auf die Seitenlehnen und umfaßte mit langen, schmalen Fingern die Hälse der beiden Löwen, in die sie endeten. Sie saß sehr gerade aufgerichtet und wartete schweigend und bewegungslos, bis Adrian Drost in ihrer Nähe Platz genommen hatte.

„Ich bin Lili Küpers,“ sagte sie. Ihre schleppende Stimme sprach fast immer auf einem Ton, so daß sie die Sätze nicht abzuschließen schien. Sie zwang das Ohr, auf etwas zu warten, das nie kam, und ließ immer unbefriedigt.

„Ich habe Sie bei meinem Vater gesehen, und ich habe gehört, was Sie zu ihm sagten. Ich möchte mehr von Ihren Plänen wissen. Ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, damit Sie mir davon erzählen.“

„Warum tun Sie das?“ fragte Adrian Drost. „Ich habe nicht sehr viel Zeit zu verlieren.“

„Sie verlieren Ihre Zeit nicht,“ entgegnete das Mädchen.

„Doch. Während ich hier bei Ihnen sitze, könnte ich mit Ihrem Vater sprechen, und ich verliere vielleicht gerade jetzt die Stunde, in der er Ja sagen würde.“

„Mein Vater wird niemals Ja sagen,“ antwortete das Mädchen.

Adrian Drost lächelte.

„Eines Tages ganz gewiß. Es kommt immer darauf an, lange genug Geduld zu haben.“

„Ich kenne meinen Vater besser als Sie. Ich kenne ihn besser, als er sich selber kennt. Mein Vater läßt sich nicht zwingen.“

(Fortsetzung folgt)



General v. Hutier,
der in den letzten Generalstabsberichten oft genannte Heerführer.



Französischer Fallschirm,
der mit einem Brieftaubenkorb von einem feindlichen Flugzeug hinter unserer Front zu Spionagezwecken abgeworfen wurde.



Richard Voß †,
der berühmte Romanschriftsteller.
Phot. Jaeger & Goergen.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: aar — bert — bid — brer — bu — car — da — di — dol — el — fe — gau — go — haut — hen — i — i — je — ka — ke — lev — lon — mer — na — ne — nick — nir — nys — o — o — pi — sar — se — som — ta — um — wa — sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Theodor Körner ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Volksstamm in Italien, 2. buddhistischen Seligkeitsbegriff, 3. Fabelwesen, 4. Teil des Vogelauges, 5. griechischen Tyrann, 6. Gartenblume, 7. Götzenbild, 8. chemische Verbindung, 9. Nutzvogel, 10. deutschen Fluß, 11. Sohn Jakobs, 12. Nahrungsmittel, 13. männlichen Vornamen, 14. Schweizer Kanton, 15. Jahreszeit.

Mahnung.

Seid es getrennt im Essen, Knaben!
Was vereint Euch zusteht, sollt Ihr haben!

Geheimnisvoll.

Zwei Laute ziehen das leuchtende Wort
Vom Himmel herab in die Erde sofort;
In klaren Nächten kann's geschehen,
Daß wir in einem das andere sehen.

Kurz und bündig.

Kann einer mir das Wort ergründen?
Bei Wind und Wetter ist's zu finden,
Und wenn man damit jemand haut,
Hört man's, doch ohne Anfangslaut.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 24.

Silben-Rätsel:
Im Fleiß kann Dich die Biene meistern.
(Schiller: Die Künstler.)

1. Isegrim, 2. Fabel, 3. Einsiedelei, 4. Saulus, 5. Krypta, 6. Natron, 7. Druckerei, 8. Cranach, 9. Disraeli, 10. Eigelb, 11. Imme, 12. Natalie, 13. Meile, 14. Ibykus, 15. Turbine, 16. Rhododendron.

Mißlungen: Werk, Wert.
Zwei Waffen: Gewehr, Ger.
Heruntergekommen: Dietrich.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

Die Bändigerin in der Jahrmarktsbude ging zu dem großen Bären und hielt ihm mit ihren Lippen ein Stück Brot hin. Der Bär nahm es. „Das könnte ich auch," sagte ein Feldgrauer, der daneben stand, und tippte der hübschen Artistin auf die Schulter. „Sie?" sagte die unerschrockene Dame und machte ein ungläubiges Gesicht. „Ja," antwortete der Soldat schnell, „ebenso gut wie der Bär."

*

„Sie, junge Frau," sagte die Straßenbahnschaffnerin, „Sie müssen aber für den Jungen einen Fahrschein nehmen!" — „Nee," sagte die Dame, „fällt mir ja gar nicht ein." — „Was soll denn das heißen; der Junge ist doch mindestens zehn Jahre alt!" — „Das kann schon sein," antwortete die Frau ruhig. — „Und nun machen Sie keine Geschichten, zahlen Sie für den Jungen, oder er muß aussteigen!" — „Meinetwegen mag er aussteigen, ich kenne ihn gar nicht!"

*

„Was kostet denn dieses Bildnis eines Fischermädchens?" fragte der neue Millionär, Herr Knust, den Kunsthändler. — „Zweitausend Mark." — „Was," rief Herr Knust aus, „zweitausend Mark für ein Fischermädchen! Was denken Sie sich denn? Gestern habe ich bei einem Ihrer Konkurrenten ein Porträt des verstorbenen Erzherzogs Leopold gekauft — und das hat nur achthundert gekostet!"



. . . . Wenn die freiwillige Kleiderabgabe keinen genügenden Erfolg ergibt, werden Zwangsmaßnahmen nicht zu umgehen sein . . . .
„Donnerwetter, ich werde blaß vor Schreck!"

*

„Warum sind Sie denn so traurig, Frau Müller?" — „Ach Gott, mein Mann schreibt, er kommt nächste Woche auf Urlaub." — „Na, da sollten Sie sich doch freuen!" — „Ja, aber er schreibt, er hatte sieben Engländer gefangen; wo soll ich denn die unterbringen?".

*

„Na, Junge," sagt der Besuch zum kleinen Hans, „Du scheinst ja sehr artig zu sein. Du bekommst wohl nie Haue?" — „Doch." — „Von wem denn?" — „Von Vater und Mutter und von Fräulein." — „Na, bei wem tut es denn am meisten weh?" — „Bei mir!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

30. Juni 1918
Nr. 26
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

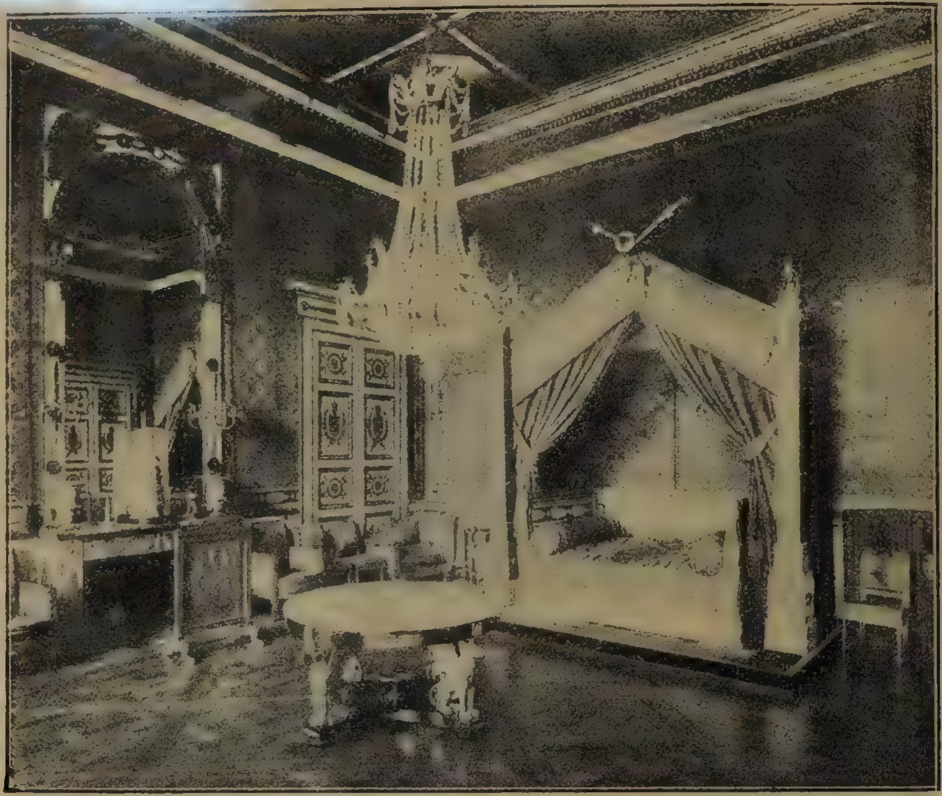
Berliner Illustrirte Zeitung

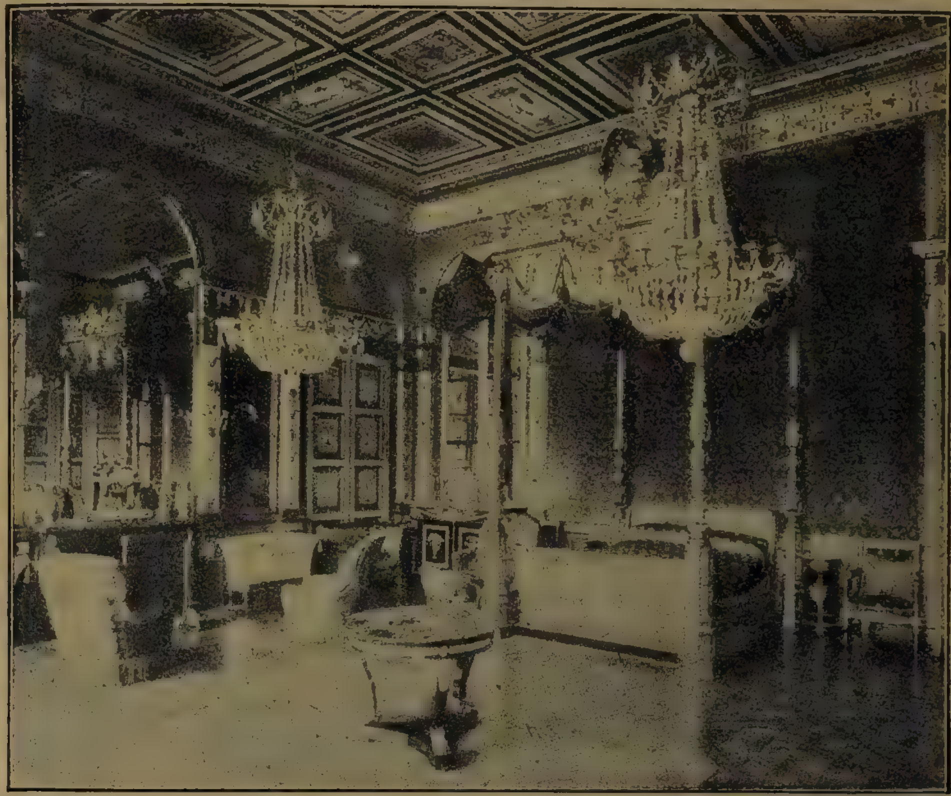
Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Mit Gasmasken ausgerüstete Mannschaften und Pferde einer deutschen Munitionskolonne auf dem Vormarsch durch ein vergastes Waldstück zwischen Aisne und Marne.

Phot. Bild- und Film-Amt.





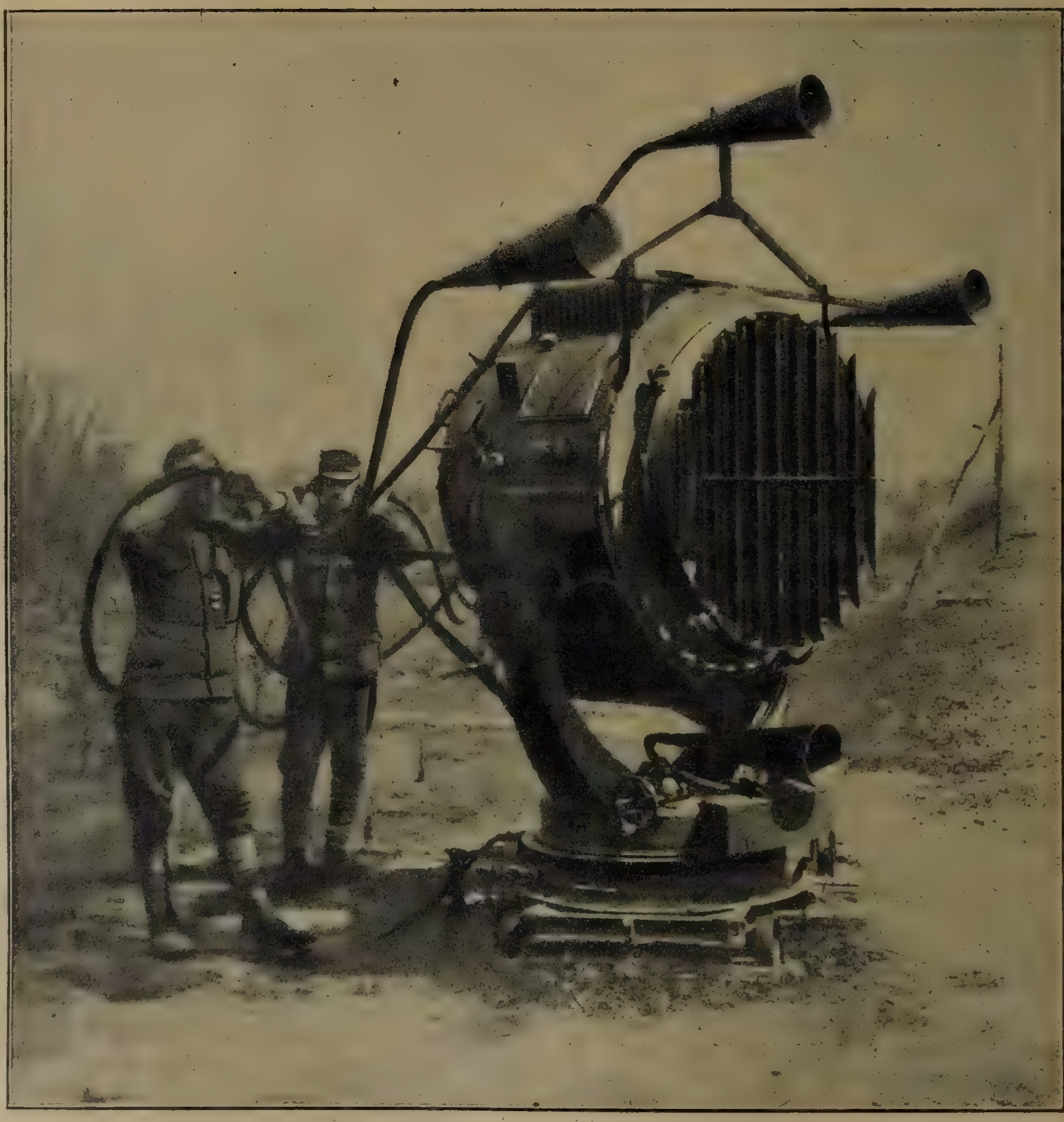
Aus dem historischen Schloß in dem jetzt vielgenannten Compiègne bei Paris.
Schlafzimmer Napoleons I., das der Zar 1901 bei seinem Besuch in Compiègne benützte. Schlafzimmer der Kaiserin Eugenie, das seinerzeit der Zarin eingeräumt wurde.

Schloß Compiègne.

Unser Vormarsch im Westen hat die Ortschaft Compiègne bei Paris neuerdings in den Kampfbereich gebracht. Schon im Herbst 1914 war dieser Ort von deutschen Truppen besetzt und ist damals unversehrt geblieben, aber wenn man an das Schicksal von Laon und anderer französischer Städte in der Kampfzone denkt, die der Beschießung, besonders aus französischen Kanonen, zum Opfer gefallen sind, liegt die Befürchtung nahe, daß auch das alte Städtchen Compiègne und sein historisches Schloß nicht lange mehr erhalten bleiben dürften. Schloß Compiègne ist das intimste der Königsschlösser um Paris und eine ziemlich unveränderte Schöpfung Ludwigs des Fünfzehnten, ein stolzer Bau mit weiten Räumen und von einer adligen Schönheit. Neben Rambouillet ist es das einzige der historischen Schlösser, das noch bewohnt werden kann. Deshalb wohl wohnte auch Zar Nikolaus II. und seine Gemahlin darin, als sie im Jahre 1901 nach Frankreich kamen, um durch ihr prunkvolles Erscheinen einer nachfolgenden russischen Riesenanleihe den Boden der Popularität zu bereiten. Der Zar schlief damals in dem Bette Napoleons des Ersten. Aber das Schloß hat noch ältere Erinnerungen. In seinen Mauern wurde im Jahre 1430 Jeanne d'Arc gefangen gehalten und hier fand die Hochzeit des Königs Leopold von Belgien mit der Tochter Louis Philipps statt. Hier wohnte die Pompadour und nach ihr die Dubarry. Auch die entthronte Königin Maria Christine von Spanien lebte jahrelang in Schloß Compiègne und Napoleon III. hatte hier sein Abenteuer mit der schönen Gräfin Castiglione. In Schloß Compiègne fand der Einzug Marie Antoinettes statt, als sie dem ihr verlobten Dauphin von Frankreich gebracht wurde und auch ihre Großnichte Marie Louise wurde in Compiègne eingeholt, als sie Bonapartes Frau werden sollte. Man hatte sie in Wien in einer Prokurationsehe einem Vertreter Napoleons angetraut und erst in Paris sollte die eigentliche Hochzeit stattfinden. Der Hofstaat harrte damals nach der Ankunft der Prinzessin, die sich für die Festtafel umkleiden wollte, stundenlang auf das Erscheinen der Majestäten. Schließlich kam der Oberstkämmerer mit der lapidaren Meldung, daß sich die hohen Herrschaften zurückgezogen hätten. Man tuschelte natürlich viel über diese Formlosigkeit, die ihre Erklärung in einem Schreiben des Erzbischofs von Wien findet, das die Braut dem Bräutigam überreichte und das die Mitteilung enthielt, daß auch eine Heirat durch Stellvertretung genüge, um die Ehe zu vollziehen. ... Und heute liegt Compiègne in der Kampfzone ...



Schloß Compiègne, vom Park aus gesehen.



Oesterreichisch-ungarischer Scheinwerfer mit Abhorchvorrichtung für Flieger.
Aufnahme des k. u. k. Kriegspressequartiers.



Empfang des finnischen Generals Mannerheim in Helsingfors nach seinen Siegen über die Rote Garde. Phot. Bild- und Film-Amt.
Gen. Mannerheim

*

WIE DIE ENGLISCHEN ZEITUNGEN HETZPROPAGANDA TREIBEN









Abscheulich verhetzende Nebeneinanderstellung von Gefangenenbildern in der Zeitung „Daily Mirror" unter dem Titel:
„A Contrast: British Humanity and Hun Brutality." (Ein Gegensatz: Britische Menschlichkeit und Hunnenrohheit.)

Bild eines deutschen Gefangenen mit der Unterschrift: The Hun prisoner in British hands starts the day with a plentiful and nourishing breakfast. Our men are starved.
(Der gefangene Hunne in britischer Hand beginnt den Tag mit einem reichlichen und nahrhaften ersten Frühstück. Unsere Mannschaften sind ausgehungert.)

Bild eines deutschen Gefangenen mit der Unterschrift: His rations are liberal enough to leave a share for the dog.
(Seine Mahlzeiten sind so reichlich, daß er sogar etwas für den Hund übrig hat.)

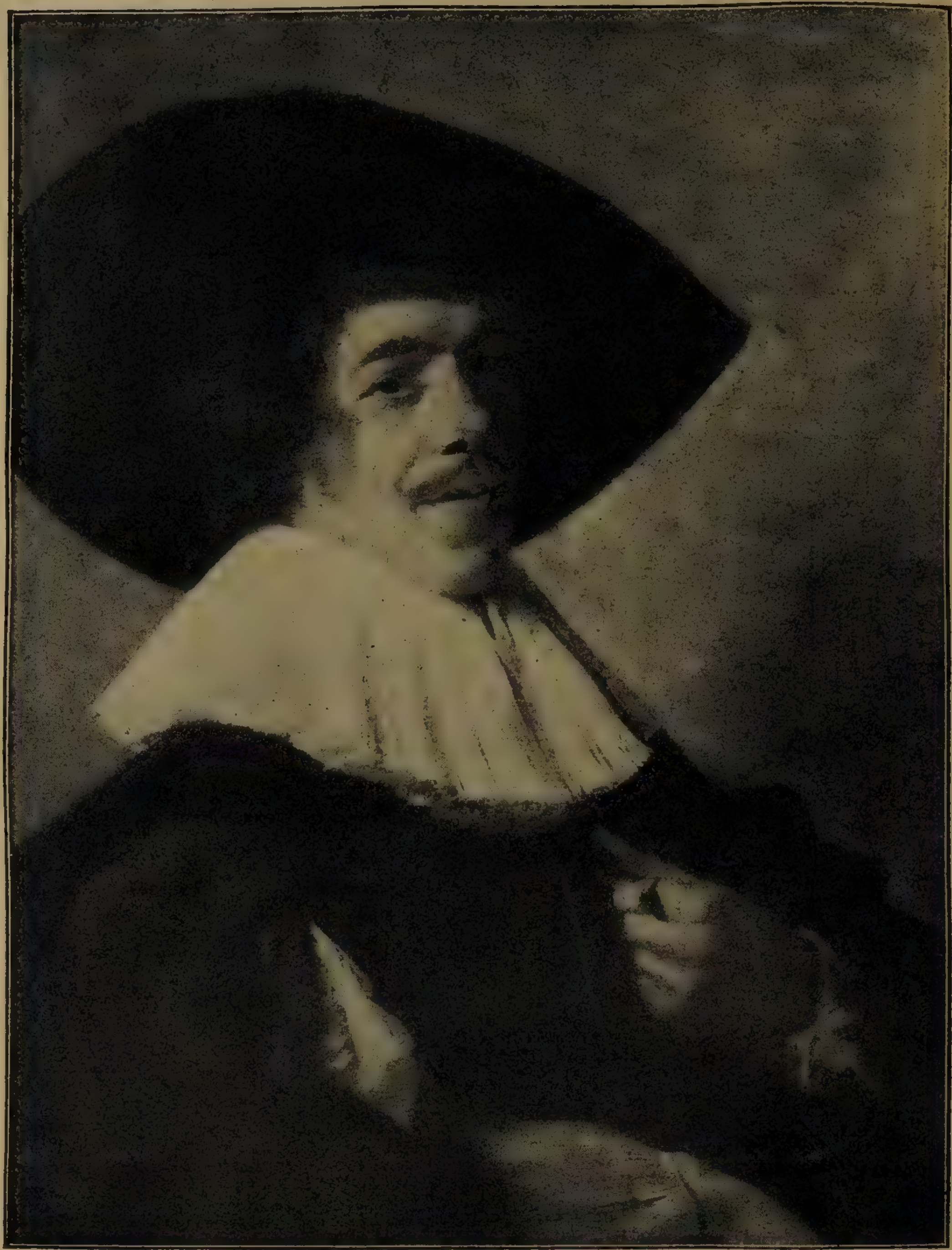
Bild eines britischen Gefangenen mit der Unterschrift: A British prisoner on his way home. He has been reduced to a wreck by starvation and ill-treatment.
(Ein britischer Gefangener bei seiner Heimkehr. Er ist zum Skelett abgemagert infolge Aushungerung und Mißhandlung.)

Bild eines britischen Gefangenen mit der Unterschrift: A repatriated British prisoner, whose sight was destroyed by labour in German salt mines.
(Ein britischer Austauschgefangener, dessen Augenlicht durch Arbeit in deutschen Salzbergwerken zerstört wurde.)

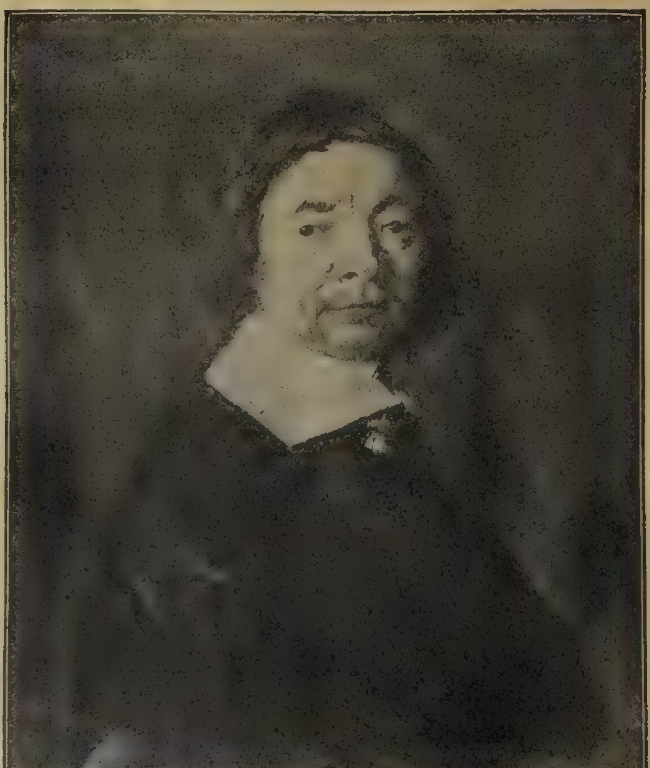
DAS KUNSTWERK UND SEIN PREIS

Ein Wort zur kommenden Luxussteuer.

Es ist in diesen Kriegsjahren ganz außerordentlich viel von der Steigerung der Kunstpreise erzählt worden. Auch der Luxussteuerentwurf, der, an sich durchaus berechtigt, unser Kunstsammeln viel höher belasten will, als es dies ohne Schaden vertragen kann, hat sich auf diese Steigerung berufen und sich gegen das Kunstspekulantentum erklärt. Und in der Tat, wenn man die Bilder, die unseren Aufsatz begleiten, und ihre Unterschriften betrachtet, fühlt man sich ein wenig in ein Reich sehr materieller Wunder versetzt. Außerordentliche Summen sind verdient worden, dazu noch von Leuten, die eigentlich zunächst gar nicht an das Verdienen dachten, sondern zu ihrem höheren Vergnügen kauften und damit gegen alle Theorie zu reichen Leuten wurden. Nur eines bleibt verwunderlich: warum einigermaßen intelligente Privatleute überhaupt noch einen anderen Beruf haben als das Kunstsammeln. Die Sache erscheint ja so überaus einfach: man kauft ein Kunstwerk, läßt es ein paar Jahre stehen oder hängen, und inzwischen ist sein Wert so gestiegen, daß man daran beträchtlich verdient. Zum mindesten werden einem die Dinge ja immer so dargestellt. Warum ist denn aber das Kunstsammeln in Deutschland noch immer so wenig verbreitet, daß sich von 60 Millionen Deutschen keine 6000 ernsthafter damit beschäftigen? Die Sache muß doch wohl ihren Haken haben! Und den hat sie denn auch.



Ein Beispiel der Preissteigerung der Kunstwerke: Die Preise für Gemälde von Frans Hals. Bildnis eines jungen Mannes im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, das das Museum seinerzeit für 50 Taler erworben hat.



Kleines Bildnis von Frans Hals, das den Berliner Sammler Gumprecht etwa 4000 Mark gekostet hatte und in diesem Jahre bei der Versteigerung 310,000 Mark einbrachte.



Kinderbildnis von Frans Hals, das der Maler Knaus für 2300 Mark erworben hatte. Das Bildchen erzielte 1917 bei der Versteigerung der Knaus-Sammlung 115,000 Mark.

Sehen wir uns die Dinge einmal an, die so überraschend hohe Preise erzielt haben, die Bilder und Plastiken, die Porzellane und Metallgefäße, so muß es uns eigentlich verwundern, warum diese Gegenstände früher so billig waren. Geklagt ist nämlich über die hohen Preise schon immer worden. Bezeichnend dafür ist ein Brief, den Jacob Burckhardt, der ja doch schließlich von der Sache etwas verstand, 1884 an einen jungen Freund schrieb, der ihm aus Paris über eine Versteigerung bei Drouot berichtet hatte. Burckhardt erklärt in diesem Briefe die damaligen Preise für wahnwitzig hoch und fügt die falsche Prophezeiung hinzu, die Erwerber würden in kurzem eine ernste Reaktion erleben und Riesensummen verlieren. Seitdem sind die Preise unverhältnismäßig höher geworden. Wo ist also der Kern dieses Problems zu suchen, mit dem sich jetzt sogar die Steuern in nicht ganz richtiger Verallgemeinerung beschäftigen?

Da fällt uns vor allem eines auf: wir hören immer nur von den Bildern, die im Preise gestiegen, aber nie von denen, die im Preise gesunken sind. Und doch wäre das höchst wichtig zur gerechten Beurteilung der Sachlage. Von alten Meistern hat z. B. Murillo einen riesenhaften Preissturz erlebt, nicht anders ist es gewissen italienischen Malern der Raffaelschule wie Domenichino ergangen, die früher einmal als große Meister enorm bezahlt wurden und heute als kleine Kirchenlichter ganz billig zu haben sind. Wer hat an diesen Bildern sein Geld verloren? Doch genau dieselbe Art Leute, von deren Riesengewinnen wir heut immer hören. Für Burckhardt, der wie gesagt, etwas verstand, waren Baudry und Bougerrau große Maler, während er Delacroix scheußlich und Manet geringfügig fand. Er sprach die Meinung der gebildeten Schicht seiner Zeit aus. Welche Summen



„Die Raucher", Gemälde von Adrian Brouwer, das 1918 bei der Auktion Gumprecht 26,000 Mark brachte. Gumprecht selbst hatte für das 21×15½ cm große Bildchen 1885 auf einer Auktion in Berlin 50 M. bezahlt.

sind an Baudry und Bougerrau oder, um deutsche Namen zu nennen, etwa an den Nazarenern und an Makart verloren worden? Riesensummen, von denen man nie ein Wort hört. Ein typisches Beispiel hierfür war etwa die Versteigerung der Miniaturen des bekannten Hamburger Sammlers Emden im Jahre 1911 bei Lepke in Berlin. Da gingen Miniaturen, die den Sammler 20 und 30 000 Mark gekostet hatten, für 500 Mark weg, weil die Versteigerung in einer Zeit der Entwertung der Miniature fiel. Heute werden an diesen Miniaturen wieder entsprechende Summen verdient.

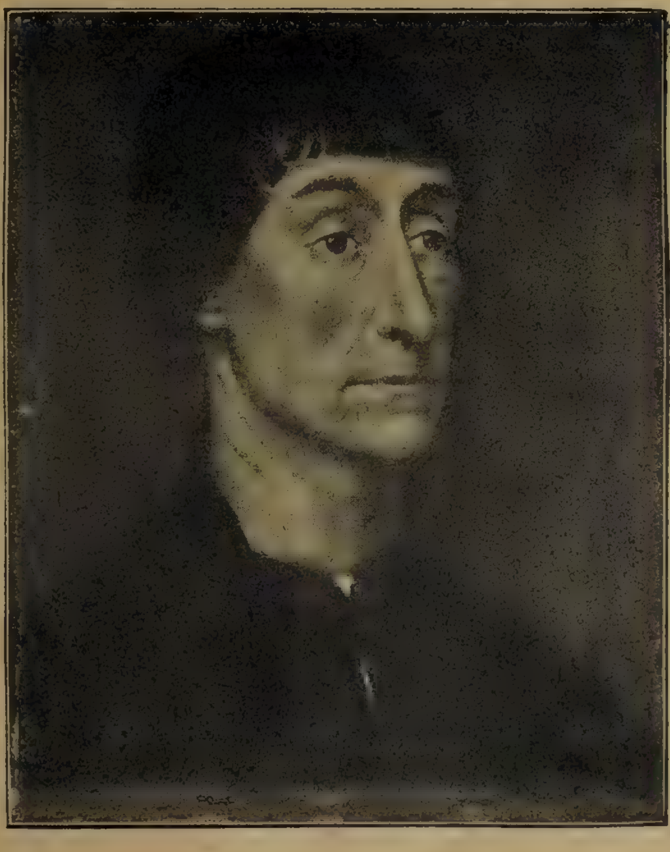
Die scharfe Stimmung gegen die großen Geldverdienste einzelner Kunstsammler und Händler berücksichtigt also die Kehrseite nicht und ist auch sonst ungerecht. Wir ärgern uns gar nicht, wenn jemand mit der Erfindung eines neuen Knopfes Millionen verdient, aber wir scheinen nicht zu begreifen, daß zur Erkenntnis, welches gerade jetzt gering geachtete Kunstwerk einen die Modeströmungen überdauernden und überwindenden Wert hat, mindestens ebenso viel Kopf gehört wie zur Austüftelung irgendeines kleinen Patentes, dafür aber auch noch viel mehr innere Kultur. Alle die großen Sammler, deren Anteil an der Preissteigerung der Kunstwerke wir bewundern und oft auch beneiden, haben ihren so hoch gestiegenen Besitz von den Verkäufern keineswegs aus Menschenliebe so billig erhalten Sie konnten wohlfeil erwerben, weil die Werke, die sie auf diese Weise in ihren Besitz brachten, von den übrigen Zeitgenossen verhältnismäßig gering geschätzt wurden. Gumprechts kleines Porzellanungeheuer wollte kein Mensch vor ihm haben, die Händler waren froh, daß sich ein Sonderling fand, der sich für dergleichen interessierte. Als Bode das Rembrandtbild der Saskia nach Deutschland brachte, konnte er den Grafen Luckner nur mühsam dazu bewegen, 5000 Mark dafür anzulegen. Der Graf hätte wahrscheinlich gelacht, wenn ihm jemand gesagt hätte, er würde gerade an dieser Erwerbung einmal eine Viertelmillion Mark verdienen. Die ersten Versteigerungen der Impressionisten in Paris brachten, wie uns Duret erzählt, 100 und 200 Francs für Bilder, die heute 30,000 Mark und mehr wert sind. Wenn wir uns all das vergegenwärtigen, so werden wir vielleicht von unserer, auch gesetzgeberisch unrichtigen Anschauung, daß Kunstsammeln und hohe Kunstpreise ein Snobismus der Kriegsgewinnler wären, ein gutes Teil wegstreichen. Und wir sollten doch nicht vergessen, daß es auch andere, unkultiviertere Arten gibt, sein überflüssiges Geld unter die Leute zu bringen, als den Kauf eines Rembrandt oder Hals. Denn eigentlich müßten wir auf diesen Kauf, zu dem immerhin eine gute Dosis Selbstüberwindung und Kunstleidenschaft gehören, eher eine Prämie setzen, als es durch übermäßige Steuern zu verhindern suchen. Lothar Brieger



Die Preissteigerung der Kunstwerke:
„Die schöne Elsässerin" des Berliner Kaiser-Friedrich-Museums, eine Holzmadonna um 1500, die das Museum auf einer Berliner Auktion 1913 für 54,000 Mark sehr billig erwarb. Der Vorbesitzer hatte etwa 500 Mark dafür bezahlt.



Eine kleine, aber teure Frau:
Wiener Porzellanzwergin, 12 cm hoch, für die der Berliner Sammler Gumprecht 25 Mark gezahlt hatte und die 1918 bei der Auktion seiner Hinterlassenschaft 10,000 M. einbrachte.



Der Rekordpreis.
Bildnis von Roger van der Weyden, das R. v. Kaufmann für 1400 Mark erworben hatte. 1918 bei der Auktion Kaufmann wurde dafür ein Preis von 340,000 Mark erzielt.



Große Zinnkanne aus dem Jahre 1506, die Baurat Oppler von dem Hamburger Händler Fröschels im billigen Skat gewann und die 1913 bei der Berliner Auktion Oppler für 23,500 Mark verkauft wurde.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

5. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Lili Küpers sprach, ohne daß sich in ihrem Gesicht ein Zug veränderte.

„Die Sache, die Sie vertreten, ist eine Angelegenheit von später Zukunft. Sie werden meinen Vater niemals dazu bringen, sich an ihr zu beteiligen, solange er nicht Sicherheiten aus Granit erhält. Darauf können Sie sich verlassen."

„Diese Sicherheiten," warf Adrian Drost ein, „wird Ihr Vater erhalten, sobald die deutsche Regierung für die Sache gewonnen ist. Das ist nur eine Frage der Zeit."

„Männer wie mein Vater pflegen über die Windrichtung in den oberen Regionen sehr genau unterrichtet zu sein. Da mein Vater sich ablehnend verhält, kann es nur nützlich für Sie sein, wenn Sie Ihre Schlüsse daraus ziehen, Herr Drost."

Sie schwieg. Adrian Drost blickte vor sich hin. Er fühlte die Augen des Mädchens mit einer körperlichen Kraft auf seinem Gesicht. Er sah auf.

„Fräulein Küpers, welchen Zweck verfolgen Sie mit dieser Unterredung?"

Ihre feinen Finger, die die Hälse der Löwen umschlossen, machten eine ganz kleine Bewegung, lagen sofort wieder still.

„Ich möchte Ihnen helfen, Herr Drost."

„Sie —?"

„Ich."

Adrian Drost sah außerordentlich überrascht aus. Zum ersten Male betrachtete er das Mädchen, das ihm gegenübersaß, schlank und gerade, fremdartig in dem silbernen Kleid, aus dem sich der weiße Kopf mit den schwarzen Haaren hob, mit bewußten Augen. Sie kam ihm seltsam und unberechenbar vor. Aber da er wenig von den Frauen wußte, hielt er es für das ihnen Eigentümliche und wunderte sich nicht zu sehr.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir helfen wollen," meinte er.

„Aber Sie glauben nicht, daß ich es könnte."

„Nein," sagte Adrian Drost.

„Ich werde Ihnen das Gegenteil beweisen."

Adrian Drost erwiderte nichts. Seine weiten, blauen Augen sahen das Mädchen an. Er schien zu warten.

Lili Küpers sprach nicht gleich. Sie hielt den Atem zurück; die silbernen Blumen in ihrem Kleide begannen zu flimmern unter einer Bewegung, die den ganz verhüllten Körper des Mädchens bis zu den Füßen durchlief.

„Sie sind auf einem falschen Wege, Herr Drost," begann sie schließlich. „Sie hoffen, meinen Vater wie die deutsche Regierung durch Ueberredung zu gewinnen. Beides wird Ihnen nicht glücken. Hätten Sie die Regierung auf Ihrer Seite, so wäre mein Vater sofort für Ihre Pläne zu haben. Andererseits dürfen Sie versichert sein, daß die Beteiligung meines Vaters an Ihren Unternehmungen vollkommen genügen würde, auch die Regierung für das Unternehmen zu gewinnen. Wenn Sie darüber nachdenken, so werden Sie einsehen, daß es sich lohnen könnte, die Sache einmal unter diesen Gesichtspunkten zu betrachten."

„Nach Ihren eigenen Behauptungen, Fräulein Küpers, wäre das ziemlich zwecklos, da Sie ja mit aller Entschiedenheit in Abrede gestellt haben, daß ich Ihren Vater dazu bringen würde, auf meine Vorschläge einzugehen."

„Das halte ich auch jetzt noch aufrecht."

„Nun denn —?"

„Was Ihnen nicht gelingt, Herr Drost — mir wird es gelingen . . . ." sagte das Mädchen mit seiner unbewegten Stimme.

Adrian Drost hob den Kopf. Die Röte der Ueberraschung stieg ihm ins Gesicht.

„Oh —!" sagte er beinahe leise. Dann schwieg er.

„Ich sagte Ihnen, daß ich Ihnen helfen wollte," fuhr das Mädchen fort. „Sie haben meine Worte nicht ernst genommen. Aber ich nehme sie ernst. Und ich werde Ihnen beweisen, daß ich sehr wohl die Macht dazu habe . . Meine Mutter ist tot. Ich bin das einzige Kind meines Vaters. Er hat keinen Menschen. Nur mich. Er vergöttert mich bis zur Narrheit. Ich habe ihn oft auf die Probe gestellt, um zu erfahren, wie weit seine Liebe zu mir geht. Ich habe Wünsche geäußert, die an Verrücktheit grenzten. Er hat sie mir alle erfüllt. Ich weiß jetzt, daß es nichts gibt, was er mir abschlagen würde. Darauf baue ich. Darauf können auch Sie bauen, Herr Drost."

Adrian Drost holte langsam Atem.

„Wollen Sie damit sagen, Fräulein Küpers, daß Sie sich von Ihrem Vater die Zustimmung zu meinen Plänen erbitten wollen?"

„Ja. Das will ich damit sagen."

„Und Sie glauben, daß Ihr Vater, nach allem was er bis jetzt dagegen vorgebracht hat, Ihnen diese Bitte erfüllen wird?"

„Er wird sie mir erfüllen, Herr Drost."

Adrian Drost lachte vor sich hin.

„Fräulein Küpers," sagte er, „Sie sind ein prachtvolles Mädchen, und ich danke Ihnen herzlich! Ich glaube, ich war nicht sehr höflich gegen Sie. Seien Sie mir deswegen nicht böse."

„Ich bin Ihnen nicht böse," entgegnete das Mädchen.

„Nein . Sonst würden Sie mir ja wohl nicht helfen wollen . ."

„Ich tue es nicht umsonst," sagte sie eintönig. Ihre unbeirrbaren Augen hingen an seinem Gesicht.

Sekundenlang sah Adrian Drost etwas überrascht aus; dann lächelte er wieder.

„Kann ich Ihnen einen Wunsch erfüllen?" fragte er herzlich. „Ich würde mich so sehr darüber freuen!"

„Ja," antwortete das Mädchen.

„Welchen Wunsch? Sagen Sie ihn mir!" bat er, sich ein wenig vorbeugend.

„Ich möchte, daß Sie ihn erraten," entgegnete sie.

Adrian Drost hatte nachdenkliche Augen. Sein Lächeln wurde ernst. Er dachte, daß es schwer sein würde, einen Wunsch dieses fremdartigen Geschöpfes zu erraten, das von sich selbst behauptet hatte, seine Wünsche streiften an Verrücktheit.

„Sie müssen mir ein wenig helfen," sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. Sie sah ihn unverwandt an. Obgleich ihre Züge so weiß waren, daß es schien, als könnten sie nicht mehr erbleichen, gewannen sie doch erst jetzt, je weiter die Sekunden sich vertropften, eine wahrhaft tödliche Blässe.

Adrian Drost begann zu raten.

„Ist es ein Schmuck?"

„Nein."

„Ein fremdes, schönes Kleid? Das Gewand einer chinesischen Kaiserin?"

„Nein."

„Ein Kunstgegenstand?"

„Nein."

Er bedachte sich und fragte weiter: „Ist es ein totes oder ein lebendiges Ding?"

„Ein lebendiges . . ."

„Eine Blume?"

„Nein."

„Ein Tier?"

„Nein."

Er lächelte.

„Ein Mensch?"

„Ja."

„Ein Mensch?" wiederholte er.

„Ja," antwortete das Mädchen.

Er stand auf und blickte zu ihr nieder. Sie rührte sich nicht. Gerade aufgerichtet in dem vom Alter schwarzen Kirchenstuhl, dessen verzerrt geschnitzte Lehne ihr dunkles Haar hoch überragte, die schmalen Finger fest um die Hälse der Löwen gelegt, saß sie regungslos und blickte ihn an.

Adrian Drost hob mit einer langsamen Bewegung die Hand zur Stirn. Er fragte mit einem Staunen, als sei es das Unausdenkbarste für einen Menschen, sich dies zu wünschen: „Bin ich der Mensch?"

„Ja," sagte das Mädchen.

Adrian Drost schüttelte langsam den Kopf.

Er betrachtete das Mädchen, das, kaum größer als ein Kind, schmalschultrig, mit einem zarten Halse, in der schweren Pracht seines seltsamen Gewandes vor ihm saß, und ihre große Fremdartigkeit rührte ihn sehr.

Er fragte in unendlicher Verwunderung und mit grenzenloser Sanftheit: „Sie wollen meine Frau werden?"

„Ja," antwortete sie. Plötzlich, in einer breiten Flamme, schlug ihr das Blut ins Gesicht. Ihre Finger, die um die Hälse der Löwen gelegen hatten, lösten sich, und ihre Hände fielen an den Seiten nieder, von dem starren Brokat der weiten Aermel überströmt.

„Aber warum?" fragte Adrian Drost, mit einer fast schwermütigen Heiterkeit. „Lieben Sie mich denn?"

„Ja," sagte das Mädchen.

Sie beugte sich vor in ihrem Stuhl und sprach sehr leise und rasch.

„Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben. Das kümmert mich nicht. Eines Tages werden Sie mich lieben. Ich will Ihre Frau werden. Ich will es, so wie man leben will, wenn man nicht elend ist. Ich fühle, daß ich nie wieder in meinem Leben irgend etwas wollen werde außer diesem Einen . . ."

Sie stand auf und stand mit taumelnden Füßen. Sie streckte die Hände aus. Adrian Drost ergriff sie. Sie neigte sich mit schwerem Nacken vornüber und lag mit der Stirn an seiner Brust.

„Warum lassen Sie Ihre Worte so heftig sein?" fragte er. „Es ist wahr — ich habe nie daran gedacht, ob ich Sie lieben könnte. Ich habe Sie kaum gesehen. Und doch ist es mir nicht fremd, daß ich Ihre Hände so nehme und halte. Ich glaube, Sie haben eine kühne und freie Seele, wie die Frauen sie sonst nicht haben. Und Sie lieben das, was in meiner Seele ist. Sonst würden Sie nicht bereit sein, so viel dafür zu tun. Darum kann wohl einmal ein Tag kommen, an dem wir uns ganz nahe sind. Ich hoffe, Sie werden niemals unglücklich sein."

Sie erwiderte nichts. Sie richtete sich auf und sagte. „Gehen Sie jetzt fort."

Er fragte: „Sie werden mit Ihrem Vater sprechen?"

„Ueber Ihre Pläne . . ."

„Ja."

„Ich spreche heute noch mit ihm."

„Und wann soll ich wiederkommen?"

„Morgen."

Er drückte ihre Hände, die noch in den seinen lagen, und ließ sie los. Er ging, und sie blieb stehen. Er wandte sich noch einmal, um sie zu grüßen, an der Tür.

Inmitten des Raumes mit der bunten Luft, den betenden Verzücktheiten und dem nichts begreifenden Lächeln des goldenen Buddhas stand das Mädchen in seinem merkwürdigen, prunkenden Gewande selbst wie eine fremde, schwer einzuschätzende Kostbarkeit. Als sie sich neigte, ging ein Flimmern über ihre Gestalt. Wie ein lastender schwarzer Helm lag das Haar über ihrem Kopfe.

V

Als Adrian Drost nach Hause kam, fand er eine Depesche vor: „Operation an Kongo glücklich verlaufen. Heilungsprozeß äußerst günstig, sieht wie der Teufel. In drei Tagen transportfähig. Wohin soll ich den Köter schicken? Tafelder."

Adrian Drost rief Palitzsch zu sich heran und reichte ihm den Zettel.

„Fahren Sie nach Berlin, und holen Sie den Hund. Erledigen Sie die Geldangelegenheit und leiten Sie die Gründung des Blindenheims in die Wege. Sollte ich Sie dringend brauchen, rufe ich Sie an. Sonst erwarte ich Sie erst, wenn die notwendigen Schritte getan sind. Ich werde voraussichtlich noch einige Zeit in Köln bleiben müssen. Die Sache steht gut. Aber sie hat einige Verwicklungen bekommen . . . Haben Sie noch eine Frage an mich zu stellen?"

„Bis zu welchem Kapital wollen Sie bei der Gründung des Blindenheims gehen, Herr Drost?"

„Bis zu einer halben Million. Sonst noch etwas?"

„Nein, danke."

„Dann — glückliche Reise."

Adrian Drost verließ das Hotel, um einen Spaziergang zu machen. Er ging zum Rhein hinunter, am Strom entlang, mit seinen beschaulichen Augen sich freuend am tiefen Gang der schwer beladenen Schiffe, die Seedampfer begrüßend, die stromaufwärts zogen, vom geschwinden Flug der Möwen begleitet.

Wo die Stadt ihre letzten Häuser einsammelte und die große Ebene sich grenzenlos ergoß, setzte sich Adrian Drost am Ufer ins Gras, schlang die Arme ums Knie und sah in den Himmel hinein.

Es war um die Zeit der Abenddämmerung. Die Luft, die über dem Wasser lag, färbte sich mit dem zartesten Violett. Sie schmeckte nach Feuchtigkeit, geteertem Holz und Tang, und wurde immer dichter. Zuletzt verschwand die Stadt, der das andere Ufer gehörte, hinter diesem Schleier von der Farbe der Herbstzeitlosen, und nur ihre großen, schimmernden Lichter hingen, schwebend an unsichtbaren Seilen, tausendfältig aufgereiht, am Nacken der Dämmerung. Die Fische sprangen.

Ein Kahn löste sich aus dem Nebel und glitt vorüber. Eine Frau saß darin, die Hände im Schoß. Ein Mann ruderte. Das Hemd stand ihm offen über der Brust.

Als das kleine Schiff verschwunden war, stand Adrian Drost auf, um heimzugehen. Alle Glocken der schönen Stadt läuteten.

In der Halle des Hotels stand ein Postbote mit einer Mappe in der Hand. Der Pförtner kam Adrian Drost entgegen.

„Der Mann ist schon zum dritten Male hier, Herr Drost . . ."

Der Bote grüßte.

„Sind Sie Herr Adrian Drost?" fragte er.

„Der bin ich."

„Ich habe einen Brief für Sie, den ich nur ausliefern darf, wenn Sie sich legitimieren."

Adrian Drost nahm seinen Paß aus der Brieftasche. Der Mann prüfte ihn und gab ihn zurück, die Hand an die Mütze legend.

„Wollen Sie bitte unterschreiben?"

Adrian Drost tat es und nahm den Brief in Empfang.

„Es tut mir leid, daß Sie warten mußten," sagte er, dem Boten ein Geldstück in die Hand drückend.

Er sah auf den Brief nieder. In der linken Ecke stand: Der Staatssekretär des Reichskolonialamts. Quer über den Umschlag, mit Bleistift geschrieben: Persönlich. Dringend!

Adrian Drost öffnete den Brief im Stehen und las ihn. Er lautete:

„Sehr geehrter Herr Drost!

Im Anschluß an unsere Unterredung in Berchtesgaden möchte ich Sie nochmals in Ihrem eigenen wie im Interesse der Sache auf das dringendste bitten, über die ganze Angelegenheit strengstes Stillschweigen zu bewahren, und wo Sie zur Förderung Ihres Planes mit dritten Personen zu sprechen gezwungen sind, sich von den Betreffenden die ehrenwörtliche Versicherung unverbrüchlichsten Schweigens geben zu lassen. Unter gar keinen Umständen darf ein Wort von dem, was zwischen Ihnen und mir verhandelt wurde, in die Oeffentlichkeit dringen. Ein vorzeitiges Bekanntwerden der Angelegenheit wäre gleichbedeutend mit ihrem vollständigen Fehlschlag. Ich habe zu dieser Warnung sehr schwerwiegende Gründe. Ich habe auf vertraulichem Wege erfahren, daß die englische Regierung an die deutsche eine vorläufig noch freundschaftlich-unoffizielle Anfrage gerichtet hat, ob die deutsche Regierung mit der Absicht umginge, ihr afrikanisches Besitztum zu erweitern. Ich bin überzeugt davon, daß dieser Hinweis genügen wird, um Ihnen zu zeigen, wie Sie sich zu verhalten haben.

Im übrigen möchte ich diese Gelegenheit benutzen, Sie nochmals meiner lebhaftesten Anteilnahme an Ihren Plänen zu versichern und das Versprechen zu wiederholen, meinerseits alles für deren Verwirklichung zu tun, was in meinen Kräften steht.

Halten Sie mich bitte immer auf dem laufenden über Ihre Unternehmungen!"

Adrian Drost stand, als er den Brief gelesen hatte, auf demselben Fleck still. Den Nacken einziehend, schob er das Kinn vor und drückte die Lider zusammen. Er fuhr sich mit der Zunge in die linke Backenhöhle. „Sehr gut!" sagte er halblaut.

Er blickte auf und sah den Pförtner vor sich stehen, die Mütze in der Hand. „Was wollen Sie?"

„Verzeihung, Herr Drost — Herr Küpers hat angerufen. Er läßt Sie bitten, sofort zu ihm zu kommen."

„Wollen Sie mir bitte ein Auto heranrufen," sagte Adrian Drost.

Zwei Minuten später fuhr er los.

Ueber der Einfahrt zum Park, der das wuchtige Haus von Severin Küpers umgab, brannten die tausendkerzigen Laternen. Das Haus lag, bis auf einen Raum, in Dunkelheit.

Severin Küpers erwartete ihn in seinem Arbeitszimmer. Nur die Lampe auf dem Schreibtisch brannte.

Als Adrian Drost eingetreten war, quoll die rechteckige Gestalt des großen Unternehmers aus dem Halbdunkel heraus auf ihn zu, trotz der verhältnismäßigen Langsamkeit dieser Bewegung an ein Geschoß erinnernd, das, auftreffend, unfehlbar tödlich werden mußte.

Auf halbem Wege hielt er inne, stand einige Augenblicke mit hängenden Fäusten und halb offenem Munde und schwenkte dann schwerfällig in die Richtung nach dem Schreibtisch ab. Der Sessel krachte unter ihm, als er sich niederließ. Der Schein der Lampe fiel auf seine rotbehaarten Fäuste, auf den ungepflegten, stierhaften Leib und den Hals, der kragenlos aus dem Hemdbund herausdrängte. Das Gesicht blieb in Dämmerung. Adrian Drost hörte den Atem des Mannes wie den eines wütenden Tieres gehen. Er wartete und war still.

(Fortsetzung folgt.)



Minentransport in Mazedonien, ein Scherzbild, das wir von der Orientfront erhielten.



Totengräber in Schutztracht gegen Infektionsgefahr in einem österr.-ung. Typhus-Barackenlager.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Englischer Soldat mit den merkwürdigen Sandschuhen, die für den Gebrauch in der Wüste bestimmt sind.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)

R Ä T S E L

Silben-Rätsel:

Aus den Silben:
ba — burg — cha — dar — de — eu — gens — i — i — le — let — lin — me — nas — ni — nin — re — ris — ro — se — sau — sus — tan — ter — ur — wald —
sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch von Tiedge ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Person aus Quo vadis, 2. preuß. Provinz, 3. Person aus Wallenstein, 4. Gerbstoff, 5. Nachtvogel, 6. deutsche Stadt, 7. physikalisches Instrument, 8. Baum, 9. Teil eines deutschen Gebirges, 10. Sommerhäuschen, 11. Teil des Auges.

Ein Wunder.

Fütterst Du es mehr und mehr,
Wird es immer schwächer, kleiner;
Setz ihm vor die Teller leer
Wird's gewaltig wie ein Bär.

Geschmackvoll.

Zwei Silben sollst Du jetzt erraten,
Du findest sie vor Teig und Braten,
Vor Brunnen, Stoff, vor Land und Kraut
Man gleichfalls häufig sie erschaut.

Ein merkwürdiges Paar.

Er läßt sich jagen in die Flucht,
Sie ist eine süße Frucht.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 25.

Silben-Rätsel:
Unendlich ist das Rätsel der Natur.
Th. Körner.

1. Umbrer, 2. Nirwana, 3. Elfe, 4. Nickhaut, 5. Dionys, 6. Levkoje, 7. Idol, 8. Carbid, 9. Henne, 10. Isar, 11. Sedulon, 12. Tapioka, 13. Dagobert, 14. Aargau, 15. Sommer.

Mahnung: recht mäßig, rechtmäßig.
Geheimnisvoll: Zisterne.
Kurz und bündig: Tau.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

„Nein, sagte Frau Hillmer aus Partenhausen zu dem Berliner Hotelportier, „dieses Zimmer nehme ich nicht! Das ist viel zu klein und hat keine Fenster, und denken Sie vielleicht, ich werde auf dem kurzen Sofa schlafen?" — „Entschuldigen Sie," antwortete der Portier, „das ist nicht Ihr Zimmer, das ist der Fahrstuhl!"

*

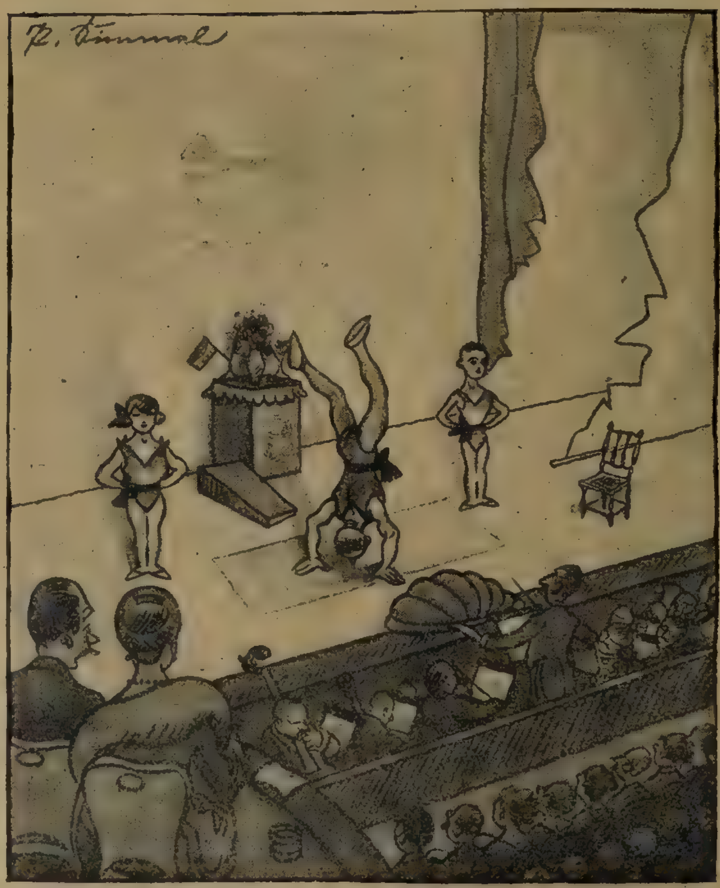
Kriegsration. „Na, Junge, nun iß doch endlich Dein Fleisch, worauf wartest Du denn noch?" — „Es ist noch zu heiß." — „Na, denn puste doch ein bißchen." — „Ich werde mich hüten, damit es wegfliegt und ich jarnischt habe."

*

„Wenn Du Dich nicht so lange angezogen hättest, Amelie, hätten wir die Bahn noch gekriegt!" — „Und wenn Du mich nicht so getriezt hättest, brauchten wir nicht so lange auf die nächste zu warten!"

*

„Welcher große Vogel in Afrika," fragte die Lehrerin, „hat Flügel und kann doch nicht fliegen?" — Maxchen: „Ein toter Geier!"



Im Varieté.
„Siehste, das müßte man lernen, da würden wir Stiefel sparen!"

„Sehen Sie, das ist ein Bild von mir, als ich ein kleines Kind war." — „Sehr hübsch, Frau Kleehals; wer hat es denn gemalt?" — „O, ein ganz berühmter Maler, ich weiß nur im Augenblick nicht, ob er Rubens oder Rembrandt heißt."

*

Am fleischlosen Tag. Kellner: „Wie hat Ihnen unser Gemüse-Beefsteak geschmeckt?" — Gast: „O, einfach grasartig!"

*

Gesellschaft bei Kriegsgewinners. „Warum haben Sie Leutnant Hoenstadt nicht auch zu uns mitgebracht?" — „Dienst, Gnädigste, konnten beide nicht abkommen, haben deshalb gelost." — „Ah, und da haben Sie . . ." — „Verloren, Gnädigste, verloren!"

*

Anstaltsgeistlicher (zum Sträfling): „Nun, mein Alter, was hat Sie denn ins Gefängnis gebracht?" — „Ach, Ehrwürden, jugendliche Unerfahrenheit." — „Aber, hören Sie, Sie sind ja schon weißhaarig und sicher sechzig Jahre alt." — „Gewiß, ich rede auch nicht von mir, sondern von meinem Rechtsanwalt."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

7. Juli 1918
Nr. 27
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Phot. Bild- und Film-Amt.

Der deutsche Soldat in fernen Ländern:
Feldgraue Tischgäste bei einem arabischen Gemeindevorsteher.



Erholungstage der deutschen Soldaten an berühmten Orten: Aus russischer Gefangenschaft gekommene, kranke und verwundete deutsche Soldaten vor dem prächtigen Schloß im Lazienki-Park in Warschau.



Deutsche Soldaten in den schönen Parkanlagen von Bukarest.

Erholungstage des deutschen Soldaten.

Der Krieg hat die altgewohnten Verhältnisse auf der Eisenbahn gründlich auf den Kopf gestellt und eine Reisezeit geschaffen, wie man sie sich vor ein paar Jahren noch nicht hätte träumen lassen. Die Eisenbahnen, die früher nicht genug tun konnten, um das Publikum durch alle erdenklichen Bequemlichkeiten anzuziehen, erlassen Aufrufe an die Leute, die Verkehrsmittel nicht durch Luxusreisen unnötig zu belasten. Wer heute in einen Zug gerät, in dem die Fenster nicht schließen, ist empört und denkt nicht daran, daß alte Leute sich noch der Zeit erinnern, in der die dritte Klasse ganz offen war, die zweite nur ein Dach, aber keine Fenster besaß. Wer in den Zeiten vor dem Krieg gewohnt war, seine Sommerferien jedes Jahr in einer anderen Himmelsgegend zu verbringen, bleibt heutzutage daheim, und andere Menschen wieder, die ihr Leben lang nicht aus ihrem Heimatsdörfchen hinausgekommen sind, legen in feldgrauer Kleidung Tausende von Kilometern zurück und kommen an Orte, die sie kaum vom Hörensagen gekannt haben. Aus der Fülle von Ansichtskarten- und Bildergrüßen, die uns täglich von unseren feldgrauen Lesern zugehen, geben wir heute eine kleine Auswahl wieder, die zeigt, daß es — obwohl nur für Vereinzelte — auch im Weltkrieg Tage der Erholung an schönen Orten gibt. Wir benutzen gern die Gelegenheit, allen Einsendern auf diesem Wege zu danken, da oft der Adressat schon längst seinen Aufenthalt geändert hat, bevor unsere Antwort ihn erreichen könnte. Aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrte deutsche Soldaten, die in Warschau ihrer Wiedergenesung entgegengehen, sandten uns ein Bild aus ihrem Lazarett, das sich in dem berühmten, herrlich gelegenen Schlosse des Lazienki-Parkes befindet, eine andere Photographie zeigt unsere Soldaten auf den Bänken der Promenade der wunderschönen, von uralten Bäumen bestandenen Garten-



Unsere Feldgrauen beim Fischfang im Jordan in Palästina.



Der Kaiser auf dem Gefechtsstand der Gruppe Schöler bei dem siegreichen Vorstoß zwischen Montdidier und Noyon — Prinz Heinrich — Der Kaiser — Phot. Bild- und Film-Amt.

anlagen in Bukarest, und einige unserer Feldgrauen haben sich nach einer Mahlzeit knipsen lassen, die sie als Gäste eines arabischen Dorfschulzen in dessen Behausung eingenommen hatten. Aus der biblischen Stätte in Palästina, vom See Genezareth und vom Jordan, erhalten wir einen Kartengruß deutscher Soldaten, die dort dem Fischsport huldigen. „Wir haben hier schon" — so schrieben sie im April — „unsere 50 Grad Hitze, und wenn es irgend möglich ist, baden wir im See oder im Jordan. Zum Zeitvertreib beschäftigen wir uns auch mit Fischfang, obwohl wir selbst keine Fische mehr mögen. Bekanntlich ist ja der See und der Jordan äußerst fischreich. Wir hatten neulich mehr als 10 Zentner Fische gefangen, unser Kahn war bis oben schwer beladen. Sie daheim wären sicher froh, von unserem Fischreichtum etwas abzubekommen; uns ekeln die Fische dagegen an, weil wir zu oft davon genossen haben. Daher verschenken wir sie an die Eingeborenen, die sehr gern mit uns fischen gehen."



General von Wrisberg, Direktor im Kriegsministerium, der bei den Reichstagsverhandlungen oft hervorgetreten ist.



Landung eines Ballonbeobachters nach dem Absprung mit dem Fallschirm. Die Fallschirmleinen haben sich in einem Baum verfangen.

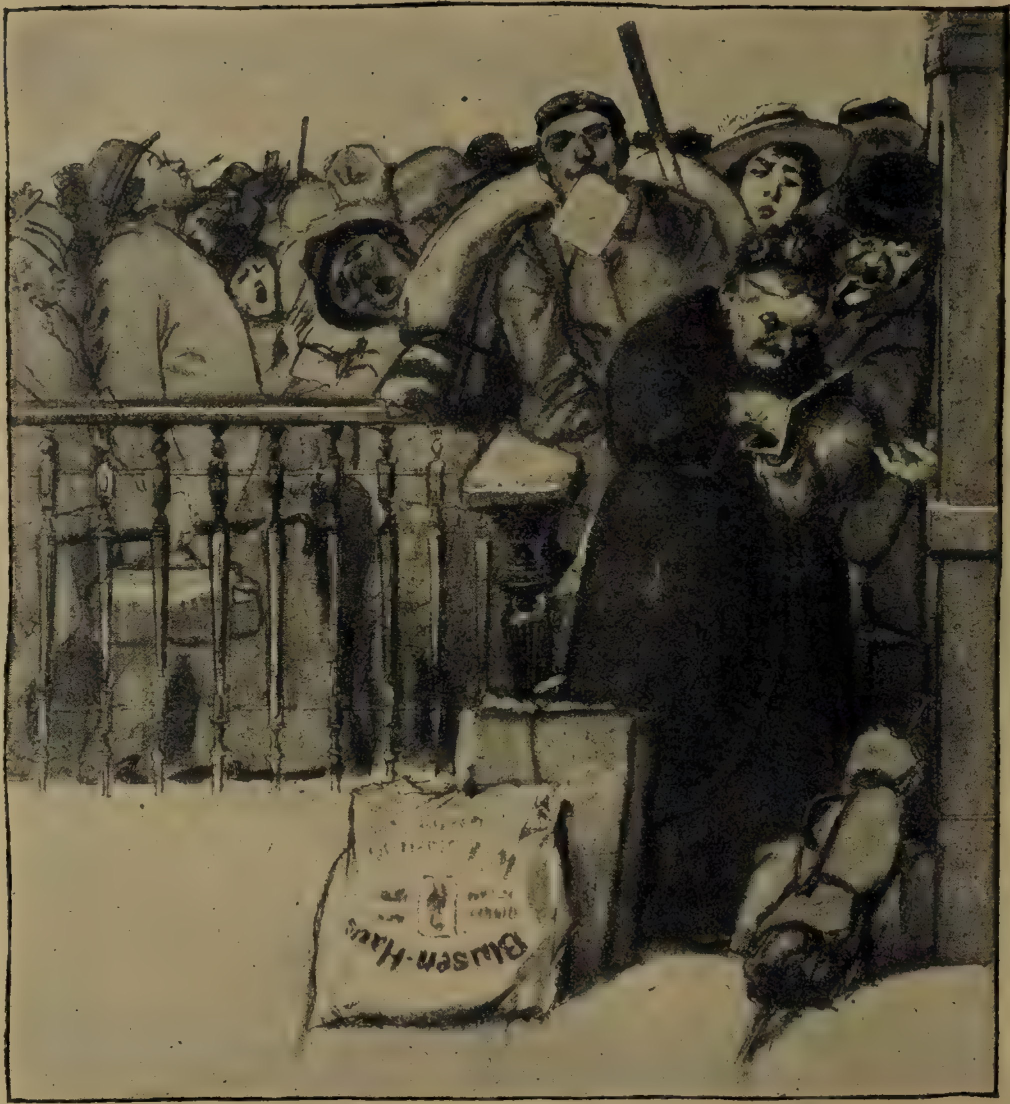


Troelstra, der vielgenannte holländische Arbeiterführer.

Vom Reisen in der Kriegszeit

Mit Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

Wilhelm Busch hat — wie immer — ganz recht, wenn er sagt: „Schön ist es auch anderswo — und hier bin ich sowieso." Nur ist es mir dabei nie ganz klar gewesen, ob man hier „so wieso" auf der ersten Silbe, oder „sowie so" auf der letzten Silbe betonen soll. Auch vergaß Busch zu bemerken, daß es oft schwierig und nicht gerade angenehm ist, anderswo hinzukommen. Zum Beispiel: Jetzt. Und dann ferner natürlich, wenn man sich darauf versteift, hierfür die Eisenbahn zu benutzen. Aber wie soll mans endlich sonst anstellen? Wer das aber will, muß heute früh aufstehn. Man tut am besten daran, wenn man schon den Tag vorher aufsteht. Man schleppt sein Gepäckstück zur Haltestelle der Straßenbahn. Sausend kommt sie die lange, sonnige, morgenstille Straße herunter. Erfreut und seelenheiter stellt man sich auf den noch leeren Vorderperron neben die hübsche Fahrerin und läßt sich als Autoersatz den Wind um die Nase gehn. Aber mit jeder neuen Querstraße kommen andere mit Blechkoffern, Rucksäcken, Schließkörben, Stärkekisten und versuchen das gleiche. Und ehe man noch zum Bahnhof gelangt ist, ist man schon so voll blauer Flecke, daß es sich eigentlich völlig erübrigt, noch Eisenbahn zu fahren. Am Billettschalter stehen auch schon einige. Eine rhythmisch sich schlängelnde Schlange von Menschen, die ganz langsam ihre Glieder nach vorwärts schiebt. Man versteht plötzlich den Haß des Berufsbeamten auf seinen Vordermann. Und die alte Frau da vorn mit dem Morchelhütchen fragt noch sechsmal die Billetteuse, ob der Zug auch in Neustadt den Anschluß nach Neuenhagen kriegt .... Denn einmal wäre es ihr passiert, daß der Zug 7 Uhr 12 ... Aber das Gedränge am Schalter ist nur ein Vorspiel gewesen gegen das an der Sperre. Hier steht man vor einem neuen Problem: dem der Dreihändigkeit. Wie halte ich in der einen Hand den Koffer, in der anderen die Tasche, und zeige außerdem dem Knipsfräulein den Fahrschein, und das zwar in einem Raum, der so schmal ist, daß er nur mit einer Winkeldrehung des Körpers auf 45 Grad zu passieren ist, und ferner während ein hierbei Unbeteiligter einem mit einer Plaidrolle in die



Vom Reisen in der Kriegszeit: Beginn des Vergnügens.



Im Schnellzug zur Frühstückszeit: Der glückliche Besitzende und die staunenden Neider.

Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.



Was man vom Eisenbahnfenster aus sieht:
Leute in Blau und Braun, die auch gern reisen möchten!

Kniekehlen stößt?! Ich hab's ja heraus. Aber ich werde die Lösung der Aufgabe nicht leichtfertig preisgeben, um die Konkurrenz nicht unnütz zu stärken. Weil man früh da war, bekommt man auch einen Sitzplatz am Fenster. Andere dagegen haben gar keinen Sitzplatz bekommen, müssen stehen, eng aneinander geklemmt; oder sie hocken in unmöglichen Verrenkungen in den Gängen der D-Wagen auf ihren Gepäckstücken und taktieren halb schlafend noch zu den Schienenstößen mit den Köpfen. Das erscheint denen sehr lustig, die Sitzplätze haben. Wie überhaupt meist nur die Erlebnisse der andern Komik in sich bergen. Langsam hat sich der Zug aus den Häusern herausgequält und jagt nun durch Wiesen, Gärten und Felder dahin, und staunend wird man sich bewußt, wie kostspielig doch die Natur ist. Da drüben im Feld spielen gleich 150 Mark in Gestalt von zwei Hasen. An einem einzigen Baum hängen schlecht gerechnet für 800 Mark Kirschen ... wenn überhaupt zu haben. Drei Gänse schnattern dem Zug nach.



Durchbruchsversuch des Schaffners im Seitengang.



Was man vom Eisenbahnfenster aus sieht:
Die lebendige Fleischration für 28 Jahre, 10 Monate, 14 Tage.

Wieder 400 Mark. Und da käut sogar behaglich ein wohlgenährtes Rindsvieh wieder und glotzt zum Zug herauf. Mit Knochen mindestens 6 Zentner oder 300 Kilo. Das Kilo 1000 Gramm. 200 Gramm wöchentlich. Also: meine Fleischration für 28 Jahre, 10 Monate, 14 Tage käut da einfach wieder, als ob's gar nichts wäre! Niemals hat man vorher geahnt, wie kostspielig doch die Natur ist! Und der erstaunlich dicke Mann neben uns zieht eins . . . zwei . . . drei . . . vier hartgekochte Eier aus dem Paket und klopft sie mit aller Seelenruhe an der Fensterkante auf, eins nach dem andern. Alle ringsum kriegen lange Hälse, und jeder träumt von den gesegneten Gefilden, zu denen er jetzt zieht, allwo nicht mehr auf die Nase alle vierzehn Tage nur ein einziges Ei kommt, sondern allwo täglich morgens, mittags und abends je zwei dieser weißen, ovalen Dinger auf den Kopf fallen. Der Dicke aber schmatzt behaglich und überlegen. Er weiß es besser. Er ist Selbstversorger.

Gregor.



Der Direktor — Der Oberkellner — Das Stubenmädchen — Der Hausknecht

Der Kehrreim im Kurort: „Ja, der Herr müssen berücksichtigen, es ist Krieg!“

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

6. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

„Setzen Sie sich!" forderte Küpers Adrian Drost auf. Er schien die Worte auf den Tisch zu spucken. Adrian Drost nahm sich einen Stuhl. Er sagte nichts. Seine Backenmuskeln spielten.

„Meine Tochter hat mit mir gesprochen," fing Küpers an. Er schob die geballten Hände, während er sprach, hin und her, als spielte er mit einem Felsblock, der ihm zu schwer war, um ihn schleudern zu können. „Ich liebe das Kind — wahrhaftig. Aber heute, Herr — heute kann sie von Glück sagen, daß sie mit heiler Haut davongekommen ist. Und bei Gott und dem Teufel, Herr! Sie können sich auf die Stunde freuen, wo ich mich für diesen Tag schadlos halte!"

„Ich hoffe, daß Sie dazu keine Gelegenheit haben werden," entgegnete Adrian Drost durchaus sanftmütig.

„Die werde ich mir schon verschaffen — verlassen Sie sich drauf! Sie wollen etwas von mir ... Menschen, die etwas von mir wollen, sind immer im Nachteil —! Und wenn ich dran kaputt gehen sollte — Sie, Herr — Sie kriege ich klein —!"

„Drost ist mein Name," sagte Adrian freundlich.

„Das weiß ich ... leider ..."

„Ich habe es bis jetzt nicht gemerkt. Und damit wir beide gleich wissen, woran wir sind, möchte ich mir die Bemerkung erlauben, Herr Küpers, daß ich es nicht sehr liebe, wenn jemand auf meine Kosten die Originalität zu weit treibt."

„Wollen Sie mir vorschreiben, wie ich zu reden habe —?"

„Wenn es nötig werden sollte — ja!"

Severin Küpers beugte sich vor, daß sein Gesicht in den Schein der Lampe kam. Alles Blut, das dem strotzenden Körper eigen war, schien sich in seinem Gesicht zu stauen.

„Herr," sagte er fast leise, „ich gebe Ihnen den guten Rat: Reizen Sie mich nicht ... Sie haben es verflucht nicht mehr nötig ... Sie haben mir einen Strick gedreht, an dem haben Sie mich fest. Das Kind liebt Sie ... Da, wo Sie jetzt sitzen, hat das Kind gesessen und es mir gesagt ... Es wäre mir lieber gewesen, wenn mich einer mit dem Hammer vor den Kopf geschlagen hätte wie einen Schlachtochsen ... Ich habe das Kind auf den Händen getragen. Jeden Wunsch habe ich ihm an den Augen abgesehen. Es hätte sich den Mond vom Himmel wünschen können — ich hätte ihn ihm verschafft. Aber es sitzt da und will Sie ...! Es sitzt in einem weißen Kleide da und sagt: ‚Ich will die Frau von Adrian Drost werden!' — Ich habe gebrüllt ... Ich bin mit dem Schädel gegen die Wand gelaufen: ‚Alles — nur nicht das —!' Es hat mir nichts geholfen ... ‚Gerade das!' sagt das Kind. Was soll ein Mensch anfangen, wenn das Kind sich etwas in den Kopf gesetzt hat —?"

Er schwieg und glotzte sein Gegenüber an. Adrian Drost betrachtete ihn, ohne zu antworten, mit nachdenklicher Teilnahme.

„Warum antworten Sie nicht —?!" fragte Severin Küpers. Er schien darauf zu warten, aus einer Bemerkung seines Gastes Grund zu neuem Zorn zu gewinnen.

„Ich möchte Sie ausreden lassen," meinte Adrian Drost. „Und ich glaube, daß Sie mir noch viel zu sagen haben ..."

Eine Pause trat ein.

Severin Küpers legte die Hände ineinander und starrte vor sich hin. Er schien in seiner eigenen Haut zusammenzusinken. Die Wülste über seinen Augen schoben sich hoch.

„Zwanzig Jahre ist das Kind alt ... Zwanzig Jahre lang hat es mir gehört ... Mir ganz allein. Keiner hat mir an das Kind rühren dürfen. Es ist aufgewachsen wie ein Bäumchen und ist schön geworden — wie ein Wunder so schön ist das Kind geworden ... Die Welt hat auf dem Kopf gestanden, als ich es den Menschen zum ersten Male zeigte. Mit den Werbebriefen, die es erhielt, hätte es sein Zimmer austapezieren können. Von Amerika, Asien und Australien sind sie herübergekommen und haben das Kind holen wollen. Der König von Siam ist in Paris hinter ihr hergelaufen wie ein junger Hund. Sie hätte ihm einen Ring durch die Nase ziehen können, wenn sie gewollt hätte. Sie hat ihn ausgelacht. Sie wollte keinen — nicht einen von allen! Sie wollte bei mir bleiben. Sie wußte, daß kein Mensch auf der Welt sie lieben kann, wie ich sie liebe ... Jetzt ist das alles in die Luft geblasen ... Jetzt kommt das Kind zu mir, setzt sich da in den Stuhl und sagt: ‚Ich will die Frau von Adrian Drost werden!' Jetzt frage ich Sie, was man dabei tun soll!"

Adrian Drost lächelte.

„Selbst wenn ich Ihnen helfen könnte, Herr Küpers, würde ich es doch nicht tun," meinte er. „Was sollte das Kind von mir denken, wenn ich es täte?"

Severin Küpers schien nicht zu hören, was der andere sagte. Seine roten Augen wanderten mit einer Art von wütender Gier über Adrian Drosts Gesicht, das noch im Schatten voller Helle war.

„Alle Menschen," sagte er murmelnd, „geben ihre Kinder her. Manche sind froh, wenn sie sie los sind. Ich habe gesagt: ‚Ich tu' es nicht. Das Kind bleibt bei mir. Ich hab' mein Leben drauf gebaut.' Das Kind hat gesagt: ‚Warum soll ich von Dir fortgehen? Du erfüllst mir jeden Wunsch. Ich werde nie von Dir fortgehen!' ... Zwanzig Jahre lang hat sie Wort gehalten. Da kommt ein Mensch, den sieht sie an und hört ihm zu. Nicht länger als acht Tage. Und acht Tage werfen zwanzig Jahre und alles über den Haufen. Ein Gesicht, das ich mit einer Hand zudecken kann, schmeißt mein Leben in den Dreck. Und ich kann nichts dagegen tun. Denn das Kind liebt ihn, den Menschen ... Es läuft von mir fort und zu dem andern. Der braucht nur die Arme auszustrecken, und das Kind gehört ihm ... Mein kleines, schönes Kind, mein kleines."

Er gab einen merkwürdigen, röchelnden Ton von sich; sein Kopf fiel auf die Platte des Schreibtisches und schlug hart gegen das braune Holz. Die ungeheuren Schultern zogen sich zusammen.

Aber es dauerte nur wenige Sekunden. Bevor Adrian Drost eine Bewegung zu machen oder ein Wort zu sagen vermochte, hob sich der Kopf mit dem dicken Fuchshaar aus den Armen, und Severin Küpers richtete sich auf. Er schob sich aus dem Stuhl und hinter dem Schreibtisch hervor.

Auch Adrian Drost hatte sich erhoben. Die beiden Männer hielten voreinander und sahen sich fest nahe in die Gesichter.

„Aber eines sage ich Ihnen," fuhr Severin Küpers fort, leise sprechend, wobei er Atem holte nach jedem dritten Wort; seine Fäuste öffneten und schlossen sich, als hätten sie eigenes Leben. „Eines sage ich Ihnen, Herr ... Wenn eines Tages meine Tochter zu mir heimkommt und sagt: ‚Ich bin nicht glücklich, Vater ...' Wenn sie zu mir kommt und sagt: ‚Ich bin eine Stunde lang nicht glücklich gewesen ...', dann gnade Gott Ihrer armen Seele ..."

„Herr Küpers," meinte Adrian Drost mit seinem stillsten Gesicht, „ich glaube, jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich auch etwas sagen muß. Und das ist: Brauchen Sie nicht zu viele von jenen Worten, die zwischen Männern besser ungesprochen bleiben ... Drohen Sie mir nicht, denn erstens haben Sie keinen Grund, und zweitens macht es auf mich keinen Eindruck. Ihre Tüchtigkeit imponiert mir, nicht Ihr Proletentum."

„So —!" Severin Küpers schob die Fäuste in die Taschen und lachte dem andern ins Gesicht. „Glauben Sie, daß Sie mich mit dem Wort beleidigen, Herr? Im Gegenteil! Ich bin stolz darauf, daß ich ein Prolet geblieben bin — trotz meiner vielen Millionen!"

„Das sollten Sie nicht tun ... Es gibt Ihnen ein schlechtes Zeugnis. Sie haben sich mit Ihrem Schädel zu den Höhen des Lebens aufgestemmt. Aber mit den Füßen sind Sie unten geblieben ... Bitte, lassen Sie mich ausreden. Ich habe es auch getan ... Haß ist ein Zeichen von Schwäche. Ein Ueberlegener haßt niemals. Daß Sie mich mit einem so hungrigen Haß ansehen, ist ein Beweis dafür, daß ich der Sieger bin. In jeder Beziehung ... Ihre Tochter hat mir versprochen, Sie für meine afrikanischen Pläne zu gewinnen. Nach Ihrem Verhalten ist anzunehmen, daß sie Wort gehalten hat, und daß es ihr gelungen ist. Stimmt das?"

Severin Küpers wurde plötzlich ganz ruhig. Es war, als hätte er bis jetzt sumpfigen Boden unter den Füßen gehabt und träte nun wieder auf festes Land. Das hochgestaute Blut ebbte aus seinem Gesicht. Er setzte sich in den Stuhl am Schreibtisch, nahm einen Bleistift zur Hand und lehnte sich zurück.

„Meine Tochter hat mit mir gesprochen, ja. Es ist Ihnen bekannt, daß ich von der ganzen Sache nichts halte. An unsicheren Unternehmungen beteilige ich mich nicht. Wenn ich mich trotzdem bereit erkläre, den Bahnbau in Ihrem afrikanischen Zukunftsland zu übernehmen, so tue ich es nur unter folgenden Bedingungen: Wenn die deutsche Regierung sich innerhalb eines Jahres, vom Abschluß des Vertrags gerechnet, nicht entschlossen hat, das Land als deutsches Schutzgebiet zu erklären und von der Bahn Besitz zu ergreifen, behalte ich mir vor, das Bahnprojekt der englischen Regierung anzubieten. Sollte auch die englische Regierung die Uebernahme ablehnen, so verpflichten Sie sich, die bis dahin entstandenen Unkosten in ihrem vollen Umfang auf sich zu nehmen. Sind Sie damit einverstanden?"

Adrian Drost gab keine Antwort. Er hatte sich nicht wieder gesetzt. Er stand, die Hände auf die Lehne seines Stuhles stützend, und sah seinen Gegner an. „Mit anderen Worten: Sie wollen sich sowohl gegen jeden wirtschaftlichen Verlust wie gegen eine politische Beschämung sichern."

„Allerdings."

„Ich hätte Sie für großzügiger gehalten, Herr Küpers."

„In geschäftlichen Dingen liebe ich Großzügigkeit nur auf der Gewinnseite."

„Das ist ein sehr einfacher Standpunkt ... Die zweite Bedingung, die Sie mir stellen, erkenne ich ohne weiteres an. Die erste nur deshalb, weil mir daran liegt, Ihren Namen an die Spitze der Sache stellen zu können, was nicht ohne Einfluß auf die deutsche Regierung bleiben wird — und weil ich der festen Ueberzeugung bin, daß Sie niemals in die Lage kommen werden, mit einem solchen Angebot an die englische Regierung heranzutreten. Also bitte, machen Sie mir einen Vertragsentwurf."

„Kommen Sie morgen früh zu mir. Dann werde ich ihn fertig haben. Die Angelegenheit kann somit in einer halben Stunde erledigt sein ... Ich denke, wir haben uns jetzt nichts mehr zu sagen."

„Nein. Guten Abend."

„Meine Tochter möchte Sie sprechen," sagte Severin Küpers.

Adrian Drost ging aus dem Zimmer.

In der Treppenhalle kam ihm der Diener entgegen. „Fräulein Küpers läßt Sie bitten, zu ihr zu kommen."

Adrian Drost sah nachdenklich vor sich hin.

„Hören Sie, mein Freund, ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten .... Geben Sie mir eine Depesche auf."

„Selbstverständlich gerne, Herr Drost."

Adrian Drost riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb:

„D/RPD. Heimdal Lichthainen. Bitte komm sofort zu mir. Drahte Ankunft. Gruß Drost."

Er händigte dem Diener den Zettel ein und gab ihm einen Schein. „Behalten Sie das übrige," sagte er etwas schnell. Er ging die Treppe hinauf. Als er den Kopf hob, sah er, daß Lili Küpers sich über das Geländer beugte und auf ihn wartete.

„An wen depeschierst Du?" fragte sie, noch ehe er sie erreicht hatte.

Es gab dem Mann einen kleinen Ruck. Er zog die Brauen hoch. Dann lächelte er.

„Guten Abend, Du!" sagte er heiter. „Du heißt Lili, nicht wahr? Guten Abend, Lili!"

„An wen war die Depesche?" wiederholte sie, dem Diener nachblickend.

„An meinen Freund," antwortete Adrian Drost nicht ohne Ernst.

„Hast Du viele Freunde?" fragte das Mädchen. Sie hatte ihre beiden Hände auf seinen Arm gelegt und blickte zu ihm auf.

„Nein, meine kleine Lili. Nur diesen."

„Liebst Du ihn sehr?"

„Ja, sehr."

Sie rüttelte ihn leise. „Ich will nicht, daß Du irgend jemand sehr liebst . .," sagte sie halblaut.

„Warum sagst Du das, kleine Lili?" fragte der Mann, den Kopf schüttelnd.

Sie öffnete den Mund, aber sie sprach nicht.

„Wir wollen in mein Zimmer gehen," meinte sie nach einer Pause.

Er folgte ihr schweigend. An der Schwelle blieb er stehen.

„Müssen wir in diesem Zimmer sein?" fragte er, den goldenen Buddha anschauend.

„Warum nicht? Es ist mein Lieblingszimmer."

„Ich finde, daß es nicht leicht ist, hier zu atmen . . . Dinge, die von den Naturgesetzen auf fünf Weltteile verstreut wurden, sollte man nicht in einem Raum vereinigen. Sie haben ihren Rahmen verloren und bekommen einen falschen Hintergrund."

„Dann dürfte es ja keine Museen geben," meinte Lili Küpers mit einem leisen, hochmütigen Lächeln.

„In Museen wohnt man auch nicht," antwortete der Mann.

Sie warf den Kopf in den Nacken.

„Warum sprechen wir von solchen Dingen?" fragte sie, mit einer zitternden Ungeduld die Hände zusammenschlagend. „Laß die Tür nicht hinter Dir offen, Adrian . . . Es ist, als wolltest Du umkehren . . . Ich liebe es nicht, auf Treppenstufen zu stehen. Willst Du nicht zu mir kommen?"

„Da bin ich, kleine Lili," sagte der Mann.

Sie hob ihm die Arme entgegen. Sie stand in der Mitte des Zimmers, vom Licht der Ampel voll getroffen. Das Kleid, das sie trug, war blaß und zart, wie der Nebel, der nach Sonnenuntergang über dem Flusse gelegen hat. Das machte sie dem Manne vertraut. Er nahm ihre Hände und zog sie an sich. Sie schmiegte sich an ihn, daß er sie vom Kopf bis zu den Füßen spürte. Ihr Kopf sank in den Nacken. Es war, als müßte der schwarze Helm ihres Haares rückwärts niederstürzen über die Hand des Mannes, der sie hielt.

Ihre Lippen öffneten sich. Er fühlte, wie ihre schmalen Finger sich in den Stoff seines Rockes verkrampften über seiner Brust. Er beugte sich zu ihr. Mit einem tiefen, nicht mehr gebändigten Stöhnen empfing sie seinen Kuß.

Als Adrian Drost den Kopf wieder hob, waren seine Augen voller Schwermut.

Sie wollte sich von ihm lösen, um sein Gesicht zu sehen. „Bleib' so," murmelte er, ihren Kopf gegen seine Brust drückend. Er sah über sie fort. Eine Stille trat ein.

Plötzlich fragte sie, ohne sich zu rühren: „Hast Du eine Geliebte?"

„Nein," antwortete er schnell und trocken.

„Schwörst Du mir das?"

„Ja. Müssen wir so große Worte gebrauchen?"

„Hast Du niemals andere Frauen geliebt?" fuhr sie fort, ohne auf seine Worte zu achten.

„Was nennst Du lieben, kleine Lili? Selbstverständlich habe ich diese oder jene Frau in meinen Armen gehabt; aber sie waren mir nie etwas Wichtiges. Ich glaube, ich weiß mich kaum auf ihre Namen zu besinnen. Warum fragst Du danach?"

Sie befreite ihren Kopf und blickte ihm nahe in die Augen. „Ich hasse die Frauen, die Du geliebt hast . . Ich wünschte, ich könnte sie töten . . ."

„Laß sie leben, kleine Lili," entgegnete Adrian Drost gutmütig. „Du hast von ihnen nichts zu fürchten."

„Von keiner?"

„Nein, Du großer Gott! Bist Du so eifersüchtig?"

„Ja . . . wahnsinnig . . ."

Adrian Drost wollte lachen; aber er lachte nicht.

„Wie töricht Du bist!" sagte er verwundert.

„Ja. Ich bin töricht. Es ist gut, daß Du nun weißt, wie töricht ich bin. Du gehörst mir. Ich gönne Dich keinem anderen Menschen, keiner Frau und keinem Freunde. Was hast Du Deinem Freunde depeschiert?"

„Ich habe ihn gebeten, zu mir zu kommen."

„Wird er kommen?"

„Ganz gewiß."

„Wird er lange bleiben?"

„Voraussichtlich nicht," sagte Adrian Drost geduldig.

„Und Du wirst immer mit ihm zusammen sein?"

„Darum habe ich ihn ja gebeten, zu mir zu kommen, meine kleine Lili."

Sie sah vor sich nieder.

„Ist er verheiratet, Dein Freund?" fragte sie.

„Nein."

„Hat er eine Schwester?"

„Ja, er hat eine Schwester!"

„Ist sie schön?"

„Ich glaube, ja . . ich weiß es nicht. Ich habe sie nie daraufhin angesehen . . Wir waren wie Geschwister zusammen."

Lili Küpers bedachte sich. Sie nahm seine Hände und zog ihn neben sich auf eine mit Kissen bedeckte Bank, deren hohe Lehne in einfältiger Schnitzerei die Vertreibung aus dem Paradiese zeigte.

„Ich möchte, daß wir bald unsere Hochzeit feiern," sagte sie, die Stirn an seinen Hals drückend. „Eher komme ich innerlich nicht zur Ruhe . ."

„Bestimme Du . . ."

„Wir wollen nicht mehr Zeit verlieren, als ich unbedingt brauche, um alle Vorbereitungen zum Fest zu treffen. Ich denke, in vier Wochen kann alles erledigt sein . . ."

(Fortsetzung folgt.)



Peter Rosegger †,
der berühmte österreichische Dichter.



Zum Berliner Gastspiel der Wiener Philharmoniker, die einen beispiellosen Erfolg errangen: Felix v. Weingartner, der berühmte Leiter des Orchesters, auf dem Konzertpodium. (Zeichnung von M. Coschell.) Die Berliner Musikkritik nennt die Konzerte ein einzigartiges, denkwürdiges Erlebnis, bezeichnet die Klangwirkung als zauberhaft und geradezu berauschend und berichtet über unerhörte Beifallsstürme.



Conrad Alberti-Sittenfeld †, der Berliner Schriftsteller und Kritiker, der unseren Lesern aus vielen Beiträgen für unsere Zeitschrift bekannt ist.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: ber — chom — des — di — di — er — eu — fall — ge — i — ke — ko — li — mat — mi — na — ne — ni — now — pe — pi — plo — re — ri — sar — se — sis — su — tanz — ten — to — ü — zun — sind elf Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Hamlet ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Russische Münze, 2. Angriff, 3. Schuppen, 4. beweglichsten Körperteil, 5. griechischen Tragiker, 6. ägyptische Göttin, 7. Fisch, 8. bekannten Holbeinschen Bilderzyklus, 9. Staatsunterhändler, 10. Oper, 11. bekannten russischen Kriegsminister.

Der Flüchtling.

An den Ersten herab mit den Zweiten
Läßt der Flüchtling leise sich gleiten,
Dann rast er durch des Hofes Tür
Ins Freie mit Eins-zwei-drei-vier.

Zauberei.

Wer's sieht, der ist ein Pessimist,
Vor Kunst stets Zauberei es ist.

Gelungenes Experiment.

Den verstellten Laut
Steckt in den Rest hinein,
Dann wird, was Ihr erschaut,
Das Resultat stets sein.

Die Liebe.

Wohl dem, dem die Erste so
sehr die Zweite ist,
Daß er darüber das Ganze
vergißt.

Lösungen der Rätsel aus Nummer 26.

Silben-Rätsel:
1. Ursus, 2. Nassau, 3. Senf, 4. Tannin, 5. Eule, 6. Regensburg, 7. Barometer, 8. Linde, 9. Idarwald, 10. Chalet, 11. Iris.
Unsterblich ist der Genius. Tiedge.

Ein Wunder: Der Hunger.

Geschmackvoll: Sauer.

Ein merkwürdiges Paar: Der, die Feige.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.



Das artige Kind in der Untergrundbahn:
„Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten?"

Wie werde ich reich. „Halloh, Meier, was machen Sie denn immer?" — „Ich — ich sammle Maikäfer — röste se und verkoof' se als Kaffeeersatz!"

*

„Anna," sagte die junge Hausfrau, „morgen abend singe ich in einem Wohltätigkeitskonzert. Hier haben Sie eine Einlaßkarte, wenn Sie hinkommen wollen." — „Das tut mir leid," antwortete Anna, „morgen abend habe ich gerade meinen Ausgang."

*

„Was soll ich tun?" fragte ein Freund den andern, „ich kann ein sehr reiches Mädchen heiraten, das mir ganz gleichgültig ist, und ein armes, das ich lieb habe. Was soll ich nur tun?" — „Folge Deinem Herzen, mein Lieber," sagte der Gefragte, „heirate das arme Mädchen . . . und dann kannst Du mich ja mit der andern bekannt machen!"

„Rauchen ist eine kostspielige Sache! Denk' nur, wieviel man allein im Jahre verliert, wenn man gelegentlich seinen Freunden eine Zigarre schenkt!" — „Meinst Du Zigarren oder Freunde?"

*

„Mami, hat die Marta Dir gesagt, daß ich unartig war?" — „Nein, Hänschen." — „Na, dann sage ich Dir auch nicht, daß Marta die große Kristallschüssel kaputt gemacht hat."

*

Chef zum Laufburschen: „Wo warst Du, Fritz?" — „Ich hab' mir die Haare schneiden lassen." — „Was, jetzt in der Bürozeit?" — „Ja, sie sind ja auch in der Bürozeit gewachsen."

*

„Also, paß auf, Peter: wenn vier Fliegen auf dem Tisch sind und Du schlägst eine tot, wieviel bleiben dann noch übrig?" — „Eine — die tote Fliege!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

14. Juli 1918
Nr. 28
27. Jahrgang.

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Der verstorbene Sultan Mohamed V.

Hofphot. Pietzner.



Der neue Sultan Mohammed VI.
der jüngste Bruder des verstorbenen Sultans.
Phot. Grohs.



Unsere erfolgreichsten, im Heeresbericht oft genannten Kampfflieger: Phot. Grohs
In Zivil: Herr Seekatz, Direktor der Fokkerwerke; dann von links nach rechts: Oblt. Loerzer, Oblt. Göring, Lt. v. Richthofen, der Bruder des berühmten gefallenen Fliegers, Lt. Kirschstein, Lt. Krefft, Lt. Mallinckrodt, Lt. Schubert.



Phot. Matzdorff.

Graf Mirbach, der deutsche Botschafter in Moskau, der dort ermordet wurde.

Kriegsblinde als Aktenhefter.

Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Silex, Berlin.

Das Bestreben, die Kriegsblinden möglichst wieder ihren alten Berufen zuzuführen, hat Erfolg gehabt. Wir treffen sie in den Munitionsfabriken, in den verschiedensten Werkstätten, als Zigarren- und Zigarettenarbeiter, in kaufmännischen und behördlichen Betrieben, in der Landwirtschaft, beim Studium usw. Es bleibt aber eine gewisse Anzahl übrig, für die man sich, auf Grund ihres körperlichen Zustandes, nach anderen Erwerbsmöglichkeiten umsehen muß. Wir glauben, etwas Gutes in der Tätigkeit des Aktenheftens gefunden zu haben. Der Magistrat von Berlin (Herr Stadtrat Preuß) interessierte sich für die Angelegenheit und stellte einen unserer Kriegsblinden als Aktenhefter an. Er schreibt: „‚... Der Kriegsblinde Herr St. hatte bei seinem Eintritt von der Arbeit nur geringe Kenntnis, ist jedoch nach kurzer Unterweisung in der Lage gewesen, zur Zufriedenheit die übertragenen Arbeiten auszuführen und erledigt zurzeit genau so viel, wie die mit ihm tätigen sehenden Aktenhefter ... Die Arbeit wird ihm, wie den sehenden Aktenheftern, vorgelegt. Seine Tätigkeit besteht dann darin, die losen Stücke mit einem Falz zu versehen und dann in die Akten einzuheften oder einzukleben. Diese Arbeit übt er mit großer Geschicklichkeit und Umsicht aus. Fehler, die vorkamen, waren nicht seine Schuld sondern ließen sich auf ein unrichtiges Hineinlegen der Stücke in die Akten durch die Registraturen zurückführen.' ... Die Entlohnung des Mannes beträgt bei fünf- bis siebenstündiger Arbeitszeit fünf Mark pro Tag. Die Arbeit ist leicht,



Ein historischer Augenblick im dänischen Parlament:
Frau Elna Munch, die Gattin des Kriegsministers und neugewähltes Parlamentsmitglied, hält als erste Frau eine Rede im dänischen Parlament.
Phot. Damgaard.



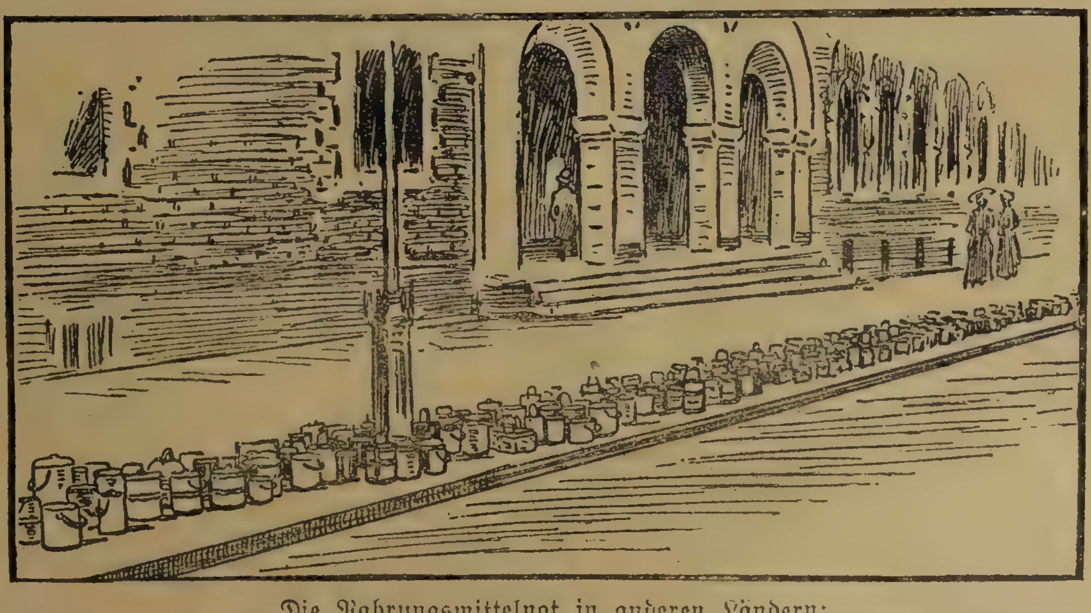
Ein neuer Beruf für Kriegsblinde:
Aktenhefter, der beim Berliner Magistrat angestellt ist und sich vortrefflich bewährt.



Am Ufer des Piave-Flusses:
Gefangene Italiener mit österreichisch-ungarischen Begleitmannschaften.

Phot. K. u. k. Kriegspressequarti

und Nervenaufregungen fehlen. Herr St. selbst ist sehr zufrieden mit seiner Stellung. In Betracht kommen hauptsächlich solche Leute, die weder für schwere Fabrikarbeit, noch für den Kaufmannsstand zu gebrauchen sind, also z. B. Buchbinder, Schriftsetzer, Lithographen, Bürodiener usw. Die Zahl der im Reiche benötigten Aktenhefter ist sehr groß und wir glauben, daß hiermit Hunderten von Kriegsblinden wieder eine Arbeit erschlossen sein dürfte.



Die Nahrungsmittelnot in anderen Ländern:
Ein praktisches Mittel zur Vermeidung des langen Anstellens vor den Volksküchen in Stockholm.
Die Leute sichern sich ihre Plätze bei der Ausgabe durch Hinstellen der Näpfe am Tage vorher.

Gegen das Anstelle

In Stockholm sind die Volksküchen außerordentlich belagert, so daß die Leute stundenlang stehen und auf ihr Essen warten mußten. Da hat sich nun die Sitte eingebürgert, daß man einfach seine Töpfe und Kannen vor die Türe stellt und erst kurz vor Eröffnung der Küche kommt und seinen Platz einnimmt. In langen Reihen stehen die Töpfe von 1 Uhr mittags ab die Nacht hindurch bis zum nächsten Morgen um 10 Uhr, bis die Küche geöffnet wird. Morgens kommen dann die Leute, und jeder stellt sich zu seinem Topf. Gestohlen wird nichts. Das nebenstehende Bild ist der Stockholmer Zeitung „Sozialdemokraten“ entnom

MERKWÜRDIGE AUTOMOBILE



Merkwürdige Automobile:
Eine österr.-ungar. Automobil-Feld-Dampfwäscherei mit Waschapparat und Zentrifuge.



Ein Ersatz für die teueren Automobile:
Amerikanischer Motorschuh für Besorgungen in der Stadt und Vergnügungsfahrten.



Eine Motorkirche auf der Fahrt.

Das Automobil hat im Dienste der Millionenheere nach und nach die Rolle des aus dem Zivilleben leider längst verschwundenen „Mädchen für alles“ übernommen. Solange für die besonderen und vielseitigen Anforderungen, die sich im Laufe des Weltkrieges ergaben, noch keine oder nur unzulängliche Spezialkonstruktionen zur Verfügung standen, mußten die im Frieden vorbereiteten Typen recht und schlecht verwandt und für besondere Zwecke nach Möglichkeit hergerichtet werden. Auch so erfüllten die Automobile manch schwierige Aufgabe. Auf gewöhnlichen Lastwagen und Autobussen wurden ganze Divisionen hinter der Front verschoben. Lazarettautos, automobile Werkstätten, Bäckereien, Küchen, Wäschewagen usw. bewährten sich beim schnellen Vormarsch der ersten Monate bestens. Personenautomobile und schnelle Motorräder dienten in gleicher Weise für Transportzwecke wie für den Aufklärungs- und Nachrichtendienst. Sie änderten zwar manchmal ihre ursprüngliche Gestalt, erhielten besonders hohe Räder zur besseren Ueberwindung schwierigen Geländes, teilweise auch Panzerung und andere Schutzvorrichtungen gegen feindliche Abwehrmittel. Daneben rollten die wuchtigen Motormörser der österreichischen Skodawerke ins Feld, automobile Stationen für drahtlose Telegraphie, Riesenscheinwerferwagen, schnelle Flakautos usw. Doch all das reichte noch nicht aus; es galt, das immer rarer werdende Pferd nach Möglichkeit zu ersetzen, um Zuverlässigkeit und Beweglichkeit zu erhöhen. So kamen die Konstrukteure auch auf die Züchtung des sogenannten „Benzinpferdes“, eines zweirädrigen Vorspannautos, an das jedes gewöhnliche Fuhrwerk angehängt werden kann. Charakteristisch an dieser in Amerika zuerst eingeführten Type ist die Zügellenkung, die eine langwierige Ausbildung des Fahrpersonals erübrigen soll. Um das Benzinpferd in Gang zu setzen, hat der Fahrer nur nötig, beide Zügel kräftig emporzuschnellen. Bei seitlichen Wendungen wird der betreffende Zügel angezogen. Und auf andere Winke hin bleibt der kluge Autohans stehen und fährt sogar rückwärts. Weniger spielerisch muten schon die Zugwagen an, die dazu bestimmt sind, die schweren Geschütze und Lasten auch bei sehr ungünstigem Gelände vorwärtszubringen. Die konstruktiven Lösungen sind hier recht verschieden ausgefallen. Die einen bevorzugten den Vierräderantrieb, der sich besonders auch bei schweren Panzerwagen bewährt hat; andere wählten den Caterpillar- oder Raupenantrieb, mit dem auch die modernen Kampfwagen, die Tanks, ausgestattet sind. Eine Abart dieser „Armeepferde“ sind die gleichfalls im Kriege hervorragend ausgebildeten Zugwagen für landwirtschaftliche Zwecke. Mit ihnen sind auf verschiedenstem Gelände auf weiten Ackerstraßen so vorzügliche Ergebnisse erzielt worden, daß unsere Landwirte ohne Bedenken darangehen können, menschliche und tierische Arbeitskraft zum guten Teil durch automobile Hilfsmittel zu ersetzen. Ein solches modernes Ackerpferd ist zwar von etwas monströser Gestalt, verrichtet dafür aber bei der intensiven Bewirtschaftung des Bodens Wunderdinge. Vorzugsweise dient es zum Pflügen; unter normalen Verhältnissen kann solch ein Motorpflug meist aber auch für alle Gespannarten verwendet werden, sowohl als Zugmaschine für landwirtschaftliche Anhängewagen, wie als Antriebsmotor für Dresch-, Häckselmaschinen, Sägen usw. Für die Wiederurbarmachung des von dem Eisenhagel der großen Geschütze durchfurchten Kampfgeländes wird man freilich selbst mit diesen Mitteln nicht auskommen. Vielleicht bewährt sich hier aber ein eigenartiger automobiler Landbagger, der vielfach von den Engländern zur Herstellung von Schützengräben verwendet wurde. Mehr aus der Kriegsnot heraus sind andere merkwürdige Automobilkonstruktionen entstanden, so die Autos mit Leuchtgasbetrieb, die besonders in London zu sehen sein sollen. Das Benzin ist auch dort so knapp, daß es für Zwecke des Privatverkehrs nicht mehr freigegeben werden konnte. Man half sich mit Leuchtgas, das die Autobusse in riesigen Behältern auf ihren Decks unterbrachten, während Personenautomobile auf einem Anhänger kleine „Parsevals“ mitführen, die gewissermaßen als Autoammen dienen. Der Not, nicht dem eigenen Triebe der Konstrukteure verdankt wohl auch das Schienenautomobil seine Existenz. Wo die Straßen nicht mehr ausreichten, mußten die Schienenwege zu Hilfe genommen werden. So hat man ganze Automobil-Lastzüge



Aus einem erbeuteten französischen Flugzeug konstruiertes Automobil.



Merkwürdige Automobile: Amerikanisches Benzinpferd, das auf dem Wasser und auf dem Lande Schlepperdienste leistet. Derartige Zugwagen haben in der Landwirtschaft vielfache Verwendungsmöglichkeiten und infolgedessen eine große Zukunft.

gebaut, die sich besonders in Galizien bewährten. Gewöhnliche Lastautomobile mit starken Motoren ersetzen die Lokomotive. Beim Uebergang von der Straße zum Schienenweg mußten bisher die Räder ausgewechselt werden. Eine neue amerikanische Konstruktion will das vermeiden. Ein und dasselbe Rad trägt sowohl Bereifung für Fahrten auf der Landstraße wie auch den Radkranz für die Eisenbahnschienen. Diese kombinierten Vehikel fanden in Amerika viel Anklang und werden vielleicht im Frieden selbst den automobilisierten Feldbahnen ernste Konkurrenz machen, die schon einen gewaltigen Fortschritt gegenüber dem Pferdegespann bedeuten. Vielleicht ist die Zeit auch gar nicht mehr fern, da uns ein findiger Kopf mit einem kombinierten Land-Flugboot überrascht. Zwischen dem schon vorhandenen Flugboot und dem mehrfach erprobten Wasserauto fehlt ja nur noch ein kleines Verbindungsstück.



Das Benzinpferd auf dem Lande. (Nach einer amerikanischen Darstellung.)



Ein Schwimm-Auto:
1. Das Auto bei der Fahrt auf seinen Rädern.



2. Das Auto als Boot im Wasser.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

7. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

„Willst Du ein Fest aus Deiner Hochzeit machen?" sagte Adrian Drost verhalten zu Lili Küpers.

„Ein Fest von vielen Tagen, Adrian . . Glaubst Du, es habe der Welt nichts zu bedeuten, wenn Lili Küpers sich verheiratet?"

Adrian Drost erwiderte nichts. Das Mädchen sah ihm von unten her ins Gesicht.

„Was denkst Du?" fragte sie sehr aufmerksam.

„Ich wünschte, Du könntest mir das ersparen," antwortete der Mann. „Hochzeiten unter Beteiligung der Welt sind schamlos, meine Geliebte . . ."

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Die meisten Feste sind Pflichten, denen man sich nicht entziehen kann," meinte sie. „Du darfst nicht vergessen, daß ich nicht irgendein weibliches Wesen bin, die Zwölfte vom Dutzend. Ich gehöre zu den am meisten photographierten Frauen der Welt, und wenn ich im Hydepark spazierenreite oder in der Rue de la Paix Besorgungen mache, nennen die Menschen meinen Namen . . ."

„Ich weiß, ich weiß," sagte Adrian Drost mit einem gutmütigen Lächeln. „Der König von Siam . . . War er wenigstens nett?"

Sie beugte sich zurück und zog die Brauen zusammen.

„Spottest Du?" fragte sie, ihn scharf ansehend.

„Nein . . . Aber wenn ich es nun täte? Bist Du mißtrauisch, meine kleine Lili?"

Sie antwortete nicht.

„Ich liebe Dich," murmelte sie, unvermittelt. Nach einer Pause fragte sie: „Warum siehst Du mich so an —?"

Adrian Drost nahm ihre Hände mit einer langsamen Bewegung.

„Dein Vater," begann er, „sagte, Du seiest schön. . . . Ich finde, daß er recht hat. . . ."

Ihre langen, schmalen Finger schmeichelten sich durch seine offenen Hände, bis sie die Gelenke umspannen konnten.

„Findest Du mich schön?" fragte sie.

„Ja. Schön und seltsam — beides. . . "

„Warum küssest Du mich dann nicht?" fragte sie, fast ohne Laut.

Er sah mit einem ziellosen Blick über sie fort.

„Es macht mich traurig, Dich zu küssen," sagte er.

Aber bevor sie etwas zu erwidern vermochte, nahm er sie in seine Arme. Und sie sprachen nichts mehr als Worte, die voller Liebe waren und voll des guten Willens zur Liebe. . . .

VI.

Alfred Heimdal hatte geantwortet, daß er kommen würde, sobald es ihm möglich sei, aber die Stunde seiner Ankunft im unklaren gelassen. Darüber war eine Woche vergangen. Adrian Drost rief ihn nicht zum zweiten Male. Eines Tages, als er vom Besuch bei seiner Braut nach Hause kam, fand er den Freund in seinem Zimmer wartend vor.

„Da bist Du!" sagte Adrian Drost zufrieden. Sie reichten sich die Hände und sahen einander an.

„Du siehst ernst aus," meinte Adrian Drost.

„Es hat mir sehr leid getan, daß ich nicht eher kommen konnte, mein geliebter Junge. . . . Am Tage, an dem Deine Depesche kam, traf auch der neue Verwalter ein. Ich mußte ihn wenigstens mit den Grundzügen des ganzen Betriebes vertraut machen, ehe ich reisen konnte . ."

„Das versteht sich von selbst. . . . Nun? Was hast Du von dem Mann für Eindrücke gewonnen? Taugt er für sein späteres Amt?"

„Das kann ich noch nicht beurteilen. Er scheint mir tüchtig zu sein und einen gesunden Blick für das Wesentliche der Dinge zu besitzen. Wieweit er selbständig zu verfügen imstande ist, muß sich erst herausstellen. . . . War es eine besondere Sache, um derentwillen Du mich gerufen hast?"

„Ja," sagte Adrian Drost. Er lächelte. „Lieber Alfred, ich habe mich verlobt."

„Das weiß ich," antwortete Alfred Heimdal.

Adrian Drost hob den Kopf.

„Das weißt Du —?"

„Ja."

„Woher —?"

„Das will ich Dir später sagen, Adrian. . . . Komm, wir wollen uns setzen. . . . Vor allen Dingen —: Ich wünsche Dir von ganzem Herzen alles Glück, mein geliebter Junge. . . ."

„Ich danke Dir . . . Du scheinst Dich nicht sehr zu freuen. . . ."

Alfred Heimdal sah vor sich hin.

„Es ist schnell gegangen," meinte er halblaut. „Ich glaubte Dich zu kennen. Ich habe mich getäuscht. Ich hielt Dich für einen jener Männer, die an den Frauen vorübergehen, auch wenn sie dicht an ihrem Wege sind und ihr Herz in ihren Augen tragen. Und ich war etwas berechtigt zu diesem Glauben. . . . Ich fürchte, ich werde nicht ganz gerecht sein können gegen Deine Braut. Denn sie ist schuld daran, daß ich jetzt vor Dir wie vor einem neuen und fremden Menschen stehen muß. Das fällt mir nicht leicht. Und ich möchte die Frau wohl kennen lernen, die Du, kaum gesehen, so im Sprunge an Dich reißen mußtest. . . . Ist sie sehr schön?"

„Ich glaube, Alfred, daß sie schön ist. . . . Sie ist nicht mit einem einfachen Wort zu bezeichnen. Auch liebt sie es, ihre Gewänder oft zu tauschen, und wenn Du sie verlassen hast, weißt Du niemals, wie Du sie wiederfinden wirst. . . . Sie ist ganz gewiß seltsam und anders, als die Frauen sonst sind. . . Aber ich weiß nicht genau, ob das ein Lob ist. . ."

Alfred Heimdal schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte, nein," sagte er. „Gute Frauen sind nie rätselhaft. Sie sind mächtig durch die gleiche Einfalt, die in Brot und Wasser, Licht und Wärme ist. Rätselhafte Frauen sind Vexierbilder; das Wesentliche steht in ihnen auf dem Kopf. Das ist ihr ganzes Geheimnis."

Adrian Drost beugte sich vor und legte die Hände gegeneinander.

„Du willst mich warnen," sagte er nach einer Pause. „Das ist nicht nötig, Alfred. . . . Ich will, daß Du mich wiedererkennst. Darum sage ich Dir dies: Meine Verlobung mit Lili Küpers hat sich anders abgespielt, als Du annimmst. Ich habe sie nicht im Sprung an mich gerissen. Ich wäre vielleicht, nein, fast gewiß an ihr vorbeigegangen. Aber sie stand in meinem Wege und warf das Bekenntnis ihrer Liebe über mich wie ein verwirrendes Gewand, aus dem man sich nicht lösen kann, ohne etwas Tödliches zu tun. . . . Warum soll ich Dich belügen, Alfred? Wir alle sind nicht frei von Eitelkeiten. . . . Es war ein schönes und seltsames Weibgeschöpf, das zu mir sagte: Dich will ich. . . . Und als sie vor mir stand und ich in ihren Augen die fremdartige Mischung von großer Angst und Kühnheit sah, da rührte sie mich sehr, und ich versprach ihr alles, was sie wollte."

Alfred Heimdal nickte vor sich hin. Er erwiderte nichts.

„Woher wußtest Du um meine Verlobung?" fragte Adrian Drost.

Heimdal drehte sich um.

„Aus einer Zeitungsmeldung, an der sie nicht die Hauptsache war. . . . Auf Deinem Schreibtisch liegt eine Drucksache, die wahrscheinlich von Palitzsch an Dich geschickt worden ist. Es wäre mir interessant, zu erfahren, ob es sich um die gleiche Angelegenheit handelt. . . . Bitte, sieh nach, was es ist. . . ."

Adrian Drost zerriß das Kreuzband und faltete die Zeitung auseinander. Am Kopfende stand: Die Straße. Erscheinungsort: Berlin. Die Nummer war zwei Tage alt. Auf der dritten Seite war ein ziemlich ausführlicher Artikel rot angestrichen.

Adrian Drost las:

Eine „zynische" Stiftung. Es wird unsere Leser interessieren, von einem Projekt zu hören, mit dem ein anscheinend höchst origineller Herr die Menschheit zu beglücken gedenkt. Die erste Meldung, die wir davon erhielten, erschien uns so unglaublich, daß wir geneigt waren, die Sache für einen verspäteten, sehr geschmacklosen Aprilscherz zu halten. Aber die Informationen, die wir daraufhin an zuständiger Stelle einzogen, haben die Ernsthaftigkeit dieses Unternehmens außer Zweifel gestellt, und wir können uns das Vergnügen nicht versagen, unsere Leserschar damit bekannt zu machen. Ein Herr Adrian Drost — von dem niemand genau weiß, woher er kam der Fahrt — hat seinen Hund, der bedauerlicherweise mit Blindheit geschlagen war, von dem berühmten Augenarzt Dr. Tafelder operieren lassen. Herr Dr. Tafelder, dessen Kunst sich bisher allerdings nur an menschlichen Objekten bewährte, hat sich mit der glücklichen Durchführung dieser im wahrsten Sinne des Wortes „zynischen" Operation neuen Ruhm und, wie wir wenigstens für ihn hoffen wollen, eine der Wichtigkeit seiner Rettungstat entsprechende Belohnung erworben. Eine besondere Ehrung steht ihm noch bevor. Entzückt über die Heilung des famosen Köters, der den dunklen Namen „Kongo" führt, hat sich sein anscheinend mit irdischen Glücksgütern reich gesegneter Besitzer entschlossen, zur Erinnerung an die geglückte Hundeoperation ein Blindenheim zu gründen — unlogischerweise nicht für Hunde, sondern für Menschen. Dieses Blindenheim soll in der Nähe von Berlin entstehen und den Namen Dr. Tafelders tragen — gewiß eine äußerst sinnige Aufmerksamkeit für den verständnisvollen Hundesamariter. Es steht zu wünschen, daß Herr Adrian Drost noch andere Vierfüßler mit irgendwelchen Gebrechen besitzt, um sie von freundlichen Menschenärzten kurieren zu lassen und dafür seinerseits die entsprechenden Heime zu gründen. Wir sind überzeugt, daß in Anbetracht des guten Zweckes auch die berühmtesten Heilkünstler sich nicht besinnen werden, ihre Kunst und Wissenschaft in den Dienst von kranken Haustieren zu stellen. Wie wir gerüchtweise vernommen haben, hat sich Herr Adrian Drost mit der einzigen Tochter des rheinischen Eisenbahnkönigs und Multimillionärs Küpers verlobt. Wenn die junge Dame der originellen Gesinnung ihres künftigen Gatten einigermaßen Verständnis entgegenbringt oder sie gar teilt, kann die Mitwelt sich auf mancherlei Ueberraschungen gefaßt machen! —

Adrian Drost legte die Zeitung auf den Tisch zurück. Seine nachdenklichen Augen blieben auf den Zeilen haften. Er sagte nichts.

„Diese Nachricht ist, je nach der Richtung der Blätter verschieden gefärbt und gefaßt, von allen Zeitungen gebracht worden. Manche, die Dich für einen Ausländer halten, begnügen sich mit der einfachen Meldung der Tatsache und sind nicht ohne — wenn auch etwas befremdetes — Wohlwollen. . . . An sich ist die Sache gänzlich belanglos. Aber es ist schade, mein geliebter Junge, daß Dein Name auf diese Art und Weise zum ersten Male in die Oeffentlichkeit gebracht worden ist. Was Du in Zukunft auch tun wirst — die Welt wird sich Deiner erinnern als des Mannes, der eine kleine, ziemlich harmlose Verrücktheit beging, und mit der ihr eigenen Kraftlosigkeit im Unterscheidungsvermögen wird sie Deine künftigen Handlungen an dieser kleinen Verrücktheit messen und sehr schwer davon zu überzeugen sein, daß Du ein Mensch seiest, dessen Pläne und Taten ernst genommen werden müssen. . . ."

Adrian Drost erwiderte nichts. Er sah noch immer auf das Zeitungsblatt. Palitzsch hatte an den Rand geschrieben: „Soll ich irgendwelche Schritte unternehmen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Es tut mir leid," sagte er sanft, „daß sie mich mißverstanden haben. . . ."

Alfred Heimdal räusperte sich.

„Ich finde nicht, mein geliebter Junge, daß das die geeignete Antwort in dieser Angelegenheit ist."

Adrian Drost lächelte.

„Was willst Du, Alfred? Die Menschen haben recht. Ich habe mich vielleicht in der Form vergriffen, und nach meinen Erfahrungen ist eine schlecht gewählte Form für die beste Sache tödlich.

Das gilt von Geschenken wie von Revolutionen. Aber es ist ganz gut, daß dies gekommen ist. Es hat mich auf eine große Unterlassungssünde aufmerksam gemacht. . . .“

„Auf welche?“

Adrian Drosts Nasenflügel spannten sich.

„Wir müssen die Presse haben, Alfred. Wir müssen sie unbedingt für uns haben. Glücklicherweise ist es noch nicht zu spät. Ich werde in den nächsten Tagen nach Berlin fahren, um die nötigen Schritte zu unternehmen. Von einzelnen Zeitungen hoffe ich, daß sie sich aus Ueberzeugung für den Gedanken eines großen deutschen Afrikas einsetzen werden. Andere Blätter müssen aufgekauft werden. Nötigenfalls muß man einen Ring neugegründeter Zeitungen schaffen, die dem Unternehmen in weitesten Kreisen Boden gewinnen sollen. Ich bin entschlossen, diesen Plan mit den denkbar größten Geldmitteln ins Werk zu setzen. Selbstverständlich ist es von Wichtigkeit, auch die Gegenmeinung ausführlich zu Worte kommen zu lassen. Das erhöht die Lebendigkeit des Kampfes.“

„Soviel ich weiß, muß Dir vorläufig daran liegen, Deine Pläne so geheim wie möglich zu halten. Ich glaube auch, daß eine vorzeitige Veröffentlichung nicht im Sinne des Reichskolonialamts wäre . . .“

„Es handelt sich jetzt auch nur um die Vorarbeiten, Alfred. . . . Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, an dem wir die Sache der Oeffentlichkeit übergeben können, müssen wir in der Lage sein, sofort mit Hochdruck zu arbeiten, und darum die Maschinen ständig unter Dampf haben. . . . Außerdem verfolge ich mit meiner Berliner Reise noch einen besonderen Zweck: Ich will, wenn möglich, einen Mann ausfindig machen, der die Ausbeutung der afrikanischen Erzlager in die Hand nehmen könnte. Auch suche ich mir sofort eine Handvoll Leute, die wir mit uns nehmen, um mit der Gründung der Musterfarmen zu beginnen.“

„Du gedenkst in kürzerer Zeit wieder nach Afrika zu gehen?“

„So bald wie möglich, ja.“

„Und Deine Braut?“

„Die Hochzeit findet in drei Wochen statt.“

„Und dann?“

Adrian Drost hob den Kopf.

„Sie wird mit uns gehen,“ sagte er etwas verwundert.

„Du mußt es wissen,“ entgegnete Heimdal.

„Zweifelst Du daran?“

„Ich kenne Fräulein Küpers nicht,“ sagte Heimdal.

Adrian Drost sah vor sich hin. Er fuhr mit der Hand durch die Luft.

„Ich werde sie fragen. Ich gehe sofort zu ihr und bringe die Angelegenheit in Ordnung.“

„Tue das,“ sagte Alfred Heimdal.

Eine Viertelstunde später machte Adrian Drost sich auf den Weg.

Er fand seine Braut damit beschäftigt, einer Schreiberin ihres Vaters Adressen für die Verlobungsanzeigen zu diktieren. Sie saß in dem Stuhl mit den Löwenleibern. Ihr Kleid hatte die Farbe des Feuers. Von einem Netz aus Goldfäden fiel eine schöne Perle wie ein Tropfen auf ihre schmale Stirn. Sie sah dem Manne, der zu ihr kam, mit einem Blick des Triumphes entgegen, ohne sich zu erheben.

Das junge Mädchen, das für sie gearbeitet hatte, ging aus dem Zimmer, an alle Möbel anstoßend. Sie drückte die Tür etwas hart ins Schloß.

Als der Mann dicht vor ihr stand, erhob sich Lili Küpers mit der Plötzlichkeit und geschwellten Kraft einer Flamme. Sie warf ihm die Arme um den Hals und zog sich an ihm empor. Als sie den Kuß seiner Lippen spürte, ließ sie ihn los und sank in sich zurück, den Kopf in den Nacken biegend. Ihre Lider zitterten leise.

„Es ist etwas Besonderes, um dessentwillen Du kommst,“ sagte sie verhalten.

„Du bist feinfühlig, meine kleine Lili,“ antwortete Adrian Drost. Er sah sie lächelnd an.

Sie setzte sich und legte die Hände im Schoß zusammen.

„Bitte, nimm Platz. . . Da ich nicht glaube, daß Du mir Erfreuliches zu sagen hast, ist es mir am liebsten, wenn Du es bald sagst. Also sprich.“

Adrian Drost beugte sich vor und nahm ihre Hände in die seinen. Ohne sich dessen ganz bewußt zu werden, sah er die Augen des Mädchens mit einem Ausdruck anbetenden Hasses auf sich gerichtet.

„Mein Freund ist gekommen,“ begann er und streichelte ihre Hand.

„Was geht das mich an?“ fragte sie. „Ich bin überzeugt davon, daß er und ich uns niemals befreunden werden. Ich hoffe nur, daß er nicht lange bleiben wird.“

„Ich weiß nicht, ob Du gut daran tust, das zu hoffen, meine kleine Lili. Denn wenn er abreist, denke ich ihn zu begleiten.“

Ihre schmalen Finger, die unter den seinen lagen, zogen sich sehr heftig zusammen, entspannten sich wieder — lagen still.

„Wie meinst Du?“ fragte sie, die Brauen wölbend.

Die unbeirrte Sanftheit seiner Liebkosung ging über ihre abweisenden Hände hin.

„Geliebtes Geschöpf, warum sprichst Du kalt zu mir? Du mußt mir nicht unnötig erschweren, was zu tun notwendig ist. . . .“

„Notwendig — wofür ?“

„Für meine Pläne, Lili.“

„Was kümmert das mich? Du wirst nicht fahren!“

Er lächelte herzlich.

„Doch, meine kleine Lili. Ich werde fahren — morgen oder übermorgen. Und vielleicht bringst Du es über Dich, bis dahin so zu mir zu sein, daß ich die Stunde nicht werde erwarten können, wo ich Deine schönen, feinen Hände wiederhabe — obgleich mich Deine Hände jetzt nicht lieben. . . .“

Sie gab keine Antwort. Ihre Augen betrachteten ihn mit der Starrheit und kranken Wut eines Krampfes. Sie hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen.

„Und wann würdest Du wiederkommen?“ fragte sie plötzlich und zitterte.

(Fortsetzung folgt.)



Das Sensations-Bild der diesjährigen Londoner Frühjahrs-Kunstausstellung: „Die Unterwelt", Gemälde von Walter Bayes, das eine Londoner Untergrundbahnstation während eines Luftangriffs darstellt.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
am — bel — ber — cham — dee — den — e — e — ger — gi — gu — i — ir — ke — lach — laub — lin — lung — ma — ne — non — nus — pig — or — sä — sil — stav — stie — ta — tau — te — tin — wol —
sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Lessing ergeben. Die Wörter bezeichnen:
1. Schutzdecke, 2. Gnadenerlaß, 3. Metall, 4. weiblichen Vornamen, 5. Waffe, 6 Gebirge, 7. schwedischen Königsnamen, 8. bacchantisches Fest, 9. Stadt in Böhmen, 10. Anordnung der Segel, 11. Schreibmaterial, 12. Blätterart, 13. Gedanke, 14. Pilz.



Der neue bulgarische Ministerpräsident Alexander Malinow.

Wandlung.

Schwebend im Reiche der Luft, melodische Klänge ausstrahlend,
Werd' ich ein Dämon der Welt, nimmst Du mir Anfang und Schluß.

Das Leid.

Hat Dich die erste noch so tief betroffen,
Gibt Dir die zweite felsenfesten Halt;
Das Ganze zeigt in mildester Gestalt
Die Stimmung frei von Fürchten und von Hoffen.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 27.

Silben-Rätsel: Kürze ist des Witzes Seele! (Hamlet II 2.) 1. Kopeke, 2. Überfall, 3. Remise, 4. Zunge, 5. Euripides, 6. Isis, 7. Sardine, 8. Totentanz, 9. Diplomat, 10. Ernani, 11. Suchomlinow. — Der Flüchtling: Winde, Seile, Windeseile. — Gelungenes Experiment: Res(ulta)t. — Zauberei: schwarz. — Die Liebe: Brautschatz.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

„Denken Sie sich," sagte ein Herr auf dem Polizeibüro, „gestern früh kriege ich mit der Post zwei Parkettbilletts zum Opernhaus und einen Zettel, darauf stand: „Raten Sie 'mal, wer Ihnen diese Billetts schickt?" Wir hatten keine Ahnung und als ich abends mit meiner Frau wieder nach Hause komme — ist unsere ganze Wäsche gestohlen!" — „Na, nun wissen Sie ja, wer der freundliche Spender war," sagte der Polizeibeamte.

*

Feldhumor. „Was ist das: Der Soldat raucht draus, die Mädchen streichen sich die Haare damit glatt und wenn man will, kann man darin lesen?" — „Nun, sag's schon." — „Ganz einfach: eine Pfeife, eine Bürste und eine Zeitung."

*

„Zeig' mir den Brief," rief die junge Frau aus, „ich sehe es an der Handschrift, er ist von einer Dame, und Du bist auch vor Schreck ganz blaß geworden, Du Elender!" — „Stimmt, es ist die Rechnung von Deiner Schneiderin!"



Die Lautenbänder.
„Sagen Sie mal, junger Mann, warum nehmen Sie so viele Schlipse mit auf den Ausflug?"

„Urlaub wollen Sie haben, Schulze, zu einer Hochzeit? Ausgeschlossen! Die wird auch ohne Sie stattfinden!" — „Verzeihung, Herr Feldwebel, ich bin aber der Bräutigam."

*

„Wie kann man Hammelfleisch am besten frisch erhalten?"
„Man läßt den Hammel am Leben."

*

Dame: „Meine Sommersprossen sind trotz Ihrem Elixier wieder da, dabei versicherten Sie mir ausdrücklich, sie kommen nicht wieder." — Händler: „Erlauben Sie gütigst, ‚Sie kommen nicht wieder', hab' ich gesagt!"

*

Lehrer: „In einem Satzgefüge mit „zwar" und „aber" drückt der Nachsatz häufig eine Milderung des Vordersatzes aus. Krause, kannst Du mir ein solches Beispiel nennen?"

Schüler: „Mein Vater haut mir zwar jeden Tag, aber er bekommt dooch von Muttern seine Keile."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

21. Juli 1918
Nr. 29
27. Jahrgang.

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW 68



Der Jagdflieger.
Hauptmann Schleich (30 Siege), Führer einer Jagdgruppe an der Westfront.



Bilder aus Sewastopol: Das historische Museum.



Blick auf die russischen Kriegsschiffe im Hafen von Sewastopol.
Phot. Bild- und Film-Amt.

Bumerang

Es gibt viele Leute, die sich gegen das Lesen ausländischer, feindlicher Zeitungen sträuben. Sie sagen, es verwirre, errege sie, mache sie nervös. Der Schreiber dieser Zeilen bekennt, daß er die feindlichen Zeitungen eifrig und gern liest, in der letzten Zeit sogar besonders gern. Es bereitet ihm eine Art halb sardonischen, halb selbstquälerischen Vergnügens, durch Vergleich zu sehen, wie der Weltkrieg die Phrasen selbst widerlegt, mit denen er geführt wird. Der Krieg soll die Welt in zwei wesens- und charakterfremde, unverträgliche, unvereinbare Hälften gespalten haben. Was man wirklich sieht, die konkreten Erscheinungen hinter den Worten, das zeigt nur die Gleichartigkeit aller Empfindung und aller Reaktionen hüben und drüben, die eine und gleiche Menschennatur hinter so vielen angeblich unüberbrückbaren Rassegegensätzen und vor allem die völlige Einheit der Leiden. Das eben ist der sardonische Teil des Vergnügens bei der Lektüre feindlicher Blätter, zu sehen, wie jeder gegen uns gezielte Anschlag unfehlbar auch auf sie selber zurückfällt, sicher wie ein Bumerang. Wenn ich feindliche Blätter öffne und lese, daß ein Herr, der mit einer Karte I. Klasse von London nach Hatfield fuhr, die Eisenbahngesellschaft auf den Preisunterschied gegenüber der III. Klasse verklagt, weil auf der Station X noch 18 Menschen ins Abteil zustiegen, wenn ich lese, daß er mit seiner Klage abgewiesen wird, weil „diese elenden Eisenbahnverhältnisse als die kriegsnotwendig normalen zu gelten haben", dann denke ich wieder: Bumerang. Und wenn ich erfahre, daß man in England den Luxus besteuert, den elektrischen Strom rationiert, über die Unsicherheit der Straßen und über die sittliche Verwahrlosung der Kinder jammert, dann kann ich immer nur Bumerang denken. Wenn ich vollends beobachte, wie allmählich und besonders in den populären illustrierten Blättern, der Krieg einen immer schmaleren Raum einnimmt, dann muß ich denken, daß es da drüben eine Menge Menschen geben muß, die die Sache gründlich satt haben. Ein Engländer, der aus dem Lager Ruhleben entlassen worden war, aber eine Zeitlang noch Pakete aus der Heimat erhielt, bot mir damals, vor 9 Monaten, eine Rolle Biskuit von Humphrey u. Palmer



Deutsche Soldaten vor dem Institut für Chemie in Sewastopol.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Nahrungsmittel-Schwierigkeiten und Anstellen auch in neutralen Ländern!
Auf den Verkauf von Bücklingen wartende Menge in Rotterdam.
Phot. „De Visscherij Courant".



Vizekanzler v. Payer.
Zu den Verhandlungen im Reichstag.



Kühlmanns Nachfolger: Hofphot. Ernst Sandau.
Der neue Staatssekretär des Aeußeren, Admiral v. Hintze.



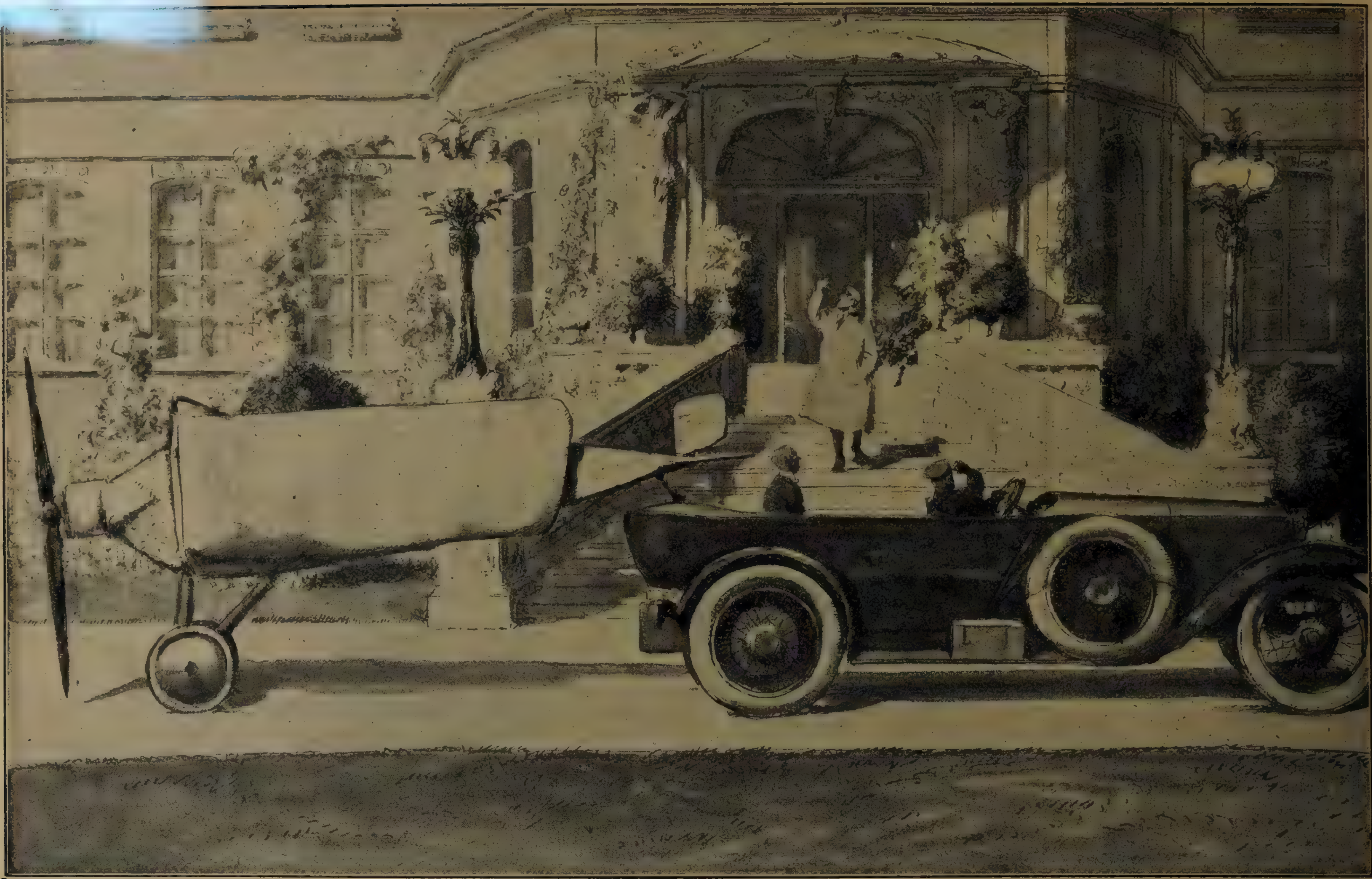
Baron Steinheil,
der neue ukrainische Gesandte in Berlin.
Phot. Berl. Jll. Ges.

für 1 Mark zum Verkauf an. „Ich habe genug von dem Zeug,“ meinte er mit unschuldiger Betonung. Aber 4 Wochen danach sandte er mir wieder eine Rolle Biskuit, die nur noch aus Hafer und Häcksel grau und elend zusammengebacken war. Er hatte so viel Situationsverständnis, daraufzuschreiben: „Scheinbar auch aus Warschau“. Er hätte noch kürzer schreiben können: „Bumerang“. Aber jetzt habe ich etwas entdeckt, was — um ein Lieblingswort des Herrn von Bethmann zu gebrauchen — „ohne Vorgang“ in unserer eigenen Kriegsgeschichte ist. Da lese ich in den Times — und seltsamerweise haben das unsere Tageszeitungen ganz übersehen, — daß in dem großen Truppenlager Aldershot bei London eine . . . Probedemobilisation stattgefunden hat. Das war in einer ganz langen Spalte sehr schön geschildert, geradezu verlockend, all diese wohldurchdachten und längst vorbereiteten Fürsorge-Organisationen für die zu entlassenden Soldaten. Mit so viel Reklame und so lieblichen Presseberichten muß es seine besondere Bewandtnis haben. Und da fällt mir auch ein, daß jetzt eben die zurückgestellten Industriearbeiter „ausgekämmt“ werden, worüber sie nichts weniger als entzückt sind. Für die vor allen ist diese Komödie bestimmt. Zuerst sollen sie sehen, wie gut für sie nachher gesorgt wird, wenn sie nur erst unter die Soldaten gehen. Und dann sollen sie sich trösten, daß es doch gar nicht mehr für sie so lange sein kann, wenn man jetzt schon solche Proben veranstaltet. Und gerade weil ich darin etwas gefunden zu haben glaube, was wohl unbezweifelbar beweist, um wieviel die Stimmung drüben unter unsere Stimmung gesunken ist, gerade deshalb denke ich doch wieder „Bumerang“. Hättest Du, England, nicht Krieg gemacht, wäre er Dir nicht so schwer auf den Schädel zurückgefallen.

K.



(Aus einer englischen Zeitschrift.)
Sie sitzen und beraten und beraten . . .
Teepause bei einer Beratung des Entente-Kriegsrats in Versailles. Ganz links im Bilde: Lloyd George; der dritte von links im Hintergrund: Clemenceau.



Wie der Sportsmann künftig seinen Sonntagsausflug machen wird: Das Auto mit dem angehängten Flugzeug vor der Tür.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Wie der Sportsmann künftig seinen Sonntagsausflug machen wird



Einer, der heute schon „ausfliegt“.
Der bekannte Flugzeug-Konstrukteur Fokker mit seinem Auto und dem angehängten Flugzeug auf der Landstraße während der Fahrt aus der Stadt ins Freie.

Die Aviatik ist in ihrer Entwicklungszeit recht selbstherrliche Bahnen gewandelt. Sie hat die Führerschaft des Sportes verschmäht und hat bis heute alle Bestrebungen abgeschüttelt, sich sportlich auswerten zu lassen. Freilich gingen die ersten zaghaften Schritte, der Flugmaschine die Bahn zu ebnen, von Sportsleuten aus, die keinerlei Interesse an geschäftlichen Erfolgen hatten. Aber diese wenigen verschwanden bald wieder. Die Versuche anderer endeten mit ihrem Uebertritt zum Berufsfliegertum. Es war so ein frommer Selbstbetrug, ständig von einem Flugsport zu sprechen. Wohl sind auch, vom sportlichen Standpunkte aus betrachtet, hochwertige Leistungen erzielt worden, Höhen- und Dauerflüge, die vielleicht von Amateurfliegern niemals erreicht worden wären, aber eine Möglichkeit, nun die Aviatik dem Sport in irgendeiner Weise dienstbar zu machen, ergab sich nicht. So war es bis zum Kriege, in dem sich dann die Verhältnisse von Grund aus verschoben. Tausende, die unter normalen Verhältnissen kaum je daran gedacht hätten, sich aktiv der Fliegerei zu widmen, meldeten sich zur Fliegertruppe und wurden als Kampfflieger ausgebildet. Diese Führer von Jagd- und Kampfflugzeugen aller Art bilden nun ein stattliches Heer passionierter Flieger, die mit dem Augenblick, da sie ihre militärische Tätigkeit einstellen und zu ihren zivilen Berufen zurückkehren müssen, ihre flugsportliche Begeisterung nicht verlieren. Manchem wird vielleicht der Luftverkehr, der sich zweifellos nach dem Kriege in größerem Maßstabe entwickeln wird, Gelegenheit geben, der Fliegerei auch aktiv treu zu bleiben, aber es werden noch viele übrig bleiben, die keine Gelegenheit finden, sich einmal wieder in die Lüfte zu erheben. Doch werden sie alle wohl das Bedürfnis haben, wenigstens hin und wieder einmal einen Morgenflug bis zu 6000 m Höhe zu unternehmen oder nach des Tages Last und Mühe einen kleinen Abendflug nach der See oder dem Gebirge auszuführen. Der vielseitige Sportsmann, der sonst mit seinem Automobil zur See hinausfuhr, um mit seiner dort liegenden Segeljacht einige Kreuzschläge zu unternehmen, wird künftig in seiner Garage neben dem Auto vielleicht ein Privatflugzeug unterhalten und Auto und Landstraße verlassen, sobald sich außerhalb der Stadt ein geeigneter Startplatz für seine Flugmaschine findet. In wenigen Minuten wird die im Schlepp des Autos mitgeführte zusammenklappbare Maschine montiert und startbereit sein. Das Auto kann bei Ueberlandflügen folgen oder aber bei kürzeren Exkursionen zur bestimmten Stunde wieder zur Stelle sein. Alle Schwierigkeiten, die sich bisher der Entwicklung eines Flugsports entgegenstellten, erscheinen behoben, und auch die finanzielle Frage ist vielleicht allgemeiner zu lösen, wenn sich die Interessenten zu Klubs zusammenschließen, die für die Beschaffung und Unterhaltung einer Anzahl von Flugmaschinen sorgen. Wir haben ein Vorbild hierfür im Freiballon-Sport, der ja auch nicht denkbar gewesen wäre, wenn nicht kapitalkräftige Gruppen sich die Materialbeschaffung hätten angelegen sein lassen, und wenn nicht Sachverständige zur Instandhaltung des Materials besorgt worden wären.



★



Anbringen der Flügel.



Der Kompanieführer.
Gemälde von Fritz Erler aus der soeben eröffneten Ausstellung der „Münchener Sezession".

Der Einfluß des Krieges auf die Maler

Es ist keine Frage, daß die junge Generation, für die dieser Krieg und seine Folge das Entscheidende bedeuten, im Gegensatze und in Ergänzung zu ihren Vätern wieder das innere Erlebnis dem äußeren gleichstellen, vielleicht sogar überordnen wird. Die geistige Entwicklung gleicht einem zwischen den beiden Polen „äußeres Erlebnis" und „inneres Erlebnis" schwingenden Uhrpendel, das in gegenwärtiger Schicksalsstunde zum Pole des inneren Erlebnisses hin sichtbar ausschlägt. Und wenn man die Frage stellt, wie der Wesensgehalt des erschütternden Krieges in unserer deutschen Kunst Gestalt gewinnt und gewinnen wird, so ist das mehr oder minder eine Frage nach der zukünftigen Entwicklung unseres seelischen Erlebens überhaupt. Am deutlichsten erkennbar tritt naturgemäß, vor allem auf den Ausstellungen der letzten Jahre, die Reihe der Künstler hervor, denen die Ereignisse des Krieges als solche zum neuen Inhalt und zu neuer Belebung einer durch den Impressionismus zu verfeinerter Anschauung erzogenen Kunst werden. Im Schaffen so bekannter Künstler, die den Krieg schilderten, wie Angelo Jank und Hugo Vogel, um einige Namen zu nennen, begegnet man einer sachlich ungemein gestärkten Schilderung; für einen Dettmann ist dieses Erleben des Krieges geradezu zur höchsten und bedeutendsten Steigerung einer auf Anschauung gerichteten Kunst geworden. Neben diesen Malern aber treten immer stärker, ja entscheidender jene Künstler hervor, in denen der Krieg das seelische Erlebnis endgültig ausreift, die Jaeckel, Heckel, Kirchner, Meidner, Heckendorff. Ihre Kunst geht ganz darauf aus, dem inneren Erlebnis äußeren Ausdruck zu gewinnen, ihre Werke zeigen mehr oder minder einen visionären Ausdruck als Gestaltung des seelischen Erlebnisses mit den Mitteln der äußeren Welt. In dieser im höchsten Sinne visionären Richtung scheint die seelische Gewalt des Kriegserlebnisses unsere Kunst schnell zu entwickeln, und eigentümlich ist ihr der im Gegensatz zur vorhergehenden Generation außerordentlich religiöse Zug, der sich in einigen Arbeiten bis zur Ekstase steigert. So scheint die Behauptung nicht zu gewagt, daß dieser Krieg für unsere Kunst eine Verinnerlichung bedeutet und immer stärker bedeuten wird,

Lothar Brieger.



Ein vortreffliches Beispiel der Malweise der jüngeren Künstler:
„Bildnis Frau Jaeckel" von Erich Waske
aus der „Ausstellung Berliner Bildnisse" der Berliner Sezession. Phot. Rieß.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

8. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

„Ich fürchte, liebes Herz,“ sagte Adrian Drost, „das werde ich Dir nicht sagen können. . . . Es hängt zu sehr von Ereignissen ab, deren Verlauf ich noch nicht zu überblicken vermag. Es ist sehr möglich, daß alles in einigen Tagen erledigt ist, und was ich dazu tun kann, soll gewiß geschehen. Aber es kann auch sein, daß unvorhergesehene Umstände eintreten, die mich zwingen, längere Zeit fortzubleiben. Und Du wirst nicht wollen, meine kleine Lili, daß ich durch Nachlässigkeit gefährde, was vielleicht für die ganze Zukunft eines großen und geliebten Reiches ausschlaggebend ist.“

„Solltest Du die Wichtigkeit der Sache nicht etwas überschätzen?“ fragte Lili Küpers, die Worte wie kleine spitze Steine werfend.

„Ich glaube, daß man sie nicht überschätzen kann. Jedenfalls will ich lieber zuviel als zuwenig getan haben, wenn die Entscheidung darüber fällt.“

„Ich begreife Deinen Standpunkt vollkommen,“ sagte das Mädchen unbewegten Tones. „Ich hoffe, daß Du ebensoviel Verständnis dafür haben wirst, wenn ich den meinigen vertrete. Und ich möchte diese Gelegenheit dazu benutzen, Dich, da es nötig erscheint, daran zu erinnern, daß in drei Wochen unsere Hochzeit stattfinden soll. Vielleicht bist Du so freundlich, wenigstens darauf Rücksicht zu nehmen.“

Adrian Drost schüttelte leise den Kopf.

„Können wir nicht still und herzlich miteinander reden?“ fragte er. „Ich gebe mir große Mühe dazu, kleine Lili. Aber Du machst es mir nicht leicht. Du weißt, daß ich heute zu Dir kam, von Deiner Liebe und Deinem Verständnis etwas zu erbitten. Es ist neu für mich, bitten zu müssen und die Heiterkeit meines Kommens und Gehens vom guten Willen eines anderen Menschen abhängig zu machen. Verweigern kannst Du mir Deine Zustimmung nicht.“

„Warum kann ich sie Dir nicht verweigern?“ fragte das Mädchen, fast ohne die Lippen zu trennen.

„Willst Du mich einsperren?“ fragte er lächelnd dagegen. „Ich gebe Dir einen herzlichen Rat. . . . Wenn Du nur das Selbstverständliche tun willst, dann lässest Du mich einfach gehen, ohne Gruß und Handschlag, falls Dir das Genugtuung verschafft. Aber wenn Du mehr tun und mich glücklich machen willst, dann gibst du mir Deine fröhliche und freundwillige Seele auf die Reise mit. Das würde ich Dir sehr danken, meine kleine Lili . . .“

„Und wohin soll die Reise gehen?“ fragte das Mädchen. „Auf das Gut Deines Freundes und zu seiner Schwester?“

„Nein. Was sollte ich da? Ich fahre nach Berlin.“

„Allein?“

„Heimdal wird mich begleiten. . . . Liebes Herz, ich möchte, daß Du ihn kennen lerntest und Dich um meinet- und deinetwillen ein wenig an ihn gewöhntest. Er ist mein Freund und liebt mich mit großem Ernst und großer Tatbereitschaft. Genügt Dir das nicht, da Du mich auch liebst, um ihn mit guten Augen zu betrachten? Er hat sich den Grund und Boden seines Besitzes im Kampf mit allen vier Elementen ertrotzt und hängt an seiner Erde. Aber er verläßt sie, um mit mir zu gehen; und das ist viel.“

„Wohin will er mit Dir gehen, wie Du sagst . . .?“

Adrian Drost hob die verwunderten Augen zu ihrem Blick.

„Warum fragst Du mich, da Du es weißt?“

„Nimm an, ich wüßte es nicht,“ sagte das Mädchen, „und wollte es von Dir erfahren. . . .“

Adrian Drost lächelte sein gutes und versunkenes Lächeln.

„Hab' ich Dir noch nicht genug erzählt von dem schönen Lande, das ich Dir schenken will, das Deinen Namen tragen soll, und in dem Du eine anmutige und sehr geliebte Königin sein wirst —? Hast Du vergessen, daß ich Dir einen Hofstaat von zwölf braunen Riesen und zwölf schwarzen Zwergen schaffen wollte? Daß Du auf zahmen Elefanten reiten solltest und junge Löwen an einer starken Kette führen? . . . Du hättest mich nicht zwingen sollen, diese Dinge zweimal zu sagen, meine kleine Lili. . . .“

„Du sprichst von Deiner afrikanischen Errungenschaft, nicht wahr?“

„Wovon sonst?“

„Und wenn ich Dich recht verstanden habe, hegst Du die Absicht, in Begleitung Deines Freundes und wahrscheinlich auch seiner Schwester nach Afrika zu gehen und Dich da anzusiedeln?“

Adrian Drost holte sehr langsam mit offenen Lippen Atem und ließ ihn wieder aus den Lungen strömen. „War Dir das etwas Neues?“ fragte er. „Ich glaube, daß ich es Dir oft genug und mit Worten gesagt habe, die nicht mißverstanden werden konnten. Oder willst Du das Gegenteil behaupten?“

„O nein. . . . Ich entsinne mich in der Tat kaum eines Tages, an dem Du mir nicht davon gesprochen hättest. . . . Trotzdem habe ich es niemals ernst genommen. . . .“

Adrian Drost sah das Mädchen an. Es war so still in dem großen Raum, daß der zersponnene Ton hörbar wurde, mit dem aus einem durchbohrten Holzgefäß ein Tropfen starkduftenden Oels in ein glühendes Messingbecken fiel und verdampfte.

„Mit welchem Rechte?“ fragte er halblaut.

„Mit dem Recht der Ueberzeugung, lieber Adrian, daß es der Gipfel des Widersinnigen wäre, eine Frau wie mich zu heiraten, um sie in irgendeinen obskuren Weltwinkel zu verschleppen,“ sagte Lili Küpers.

Unter den asiatischen Bogen ihrer Brauen senkten sich die breiten und schweren Lider tief über ihre Augen, die jetzt, da sie im Schatten lagen, den Glanz und die unergründlich kühle Schwärze von schwarzem Onyx hatten.

Adrian Drost öffnete die Lippen zu einer Entgegnung, aber er sprach sie nicht aus. Er drückte die Ballen seiner Daumen gegeneinander, sah dem Mädchen ins Gesicht und dachte: Sind Frauen so, daß sie böse und beleidigende Dinge sagen, weil sie wissen, daß wir uns selbst entwaffnen müssen vor ihren zerbrechlichen Handgelenken? Oder reizen sie uns, damit wir heftig werden, sie durch unabgewogene Worte zum Weinen bringen und uns dadurch ins Unrecht setzen, und wenn wir vorher zehnmal im Recht gewesen sind? . . .

„Wenn es so ist, wie Du sagst,“ begann er nach einer Weile, „und ich muß Dir wohl glauben, daß Du jetzt im Ernste sprichst — dann erkläre mir wenigstens, warum Du mich nicht um Deiner selbst willen vor der Lächerlichkeit bewahrtest, Dir an jedem Tage von neuem Dinge zu sagen, die Dir sinnlos erscheinen mußten?“

Ein Lächeln, das nicht stärker war als der Schatten vom Flügel eines Vogels, ging über ihr weißhäutiges Gesicht.

„Warum hätte ich mich selbst um einen Genuß bringen sollen?“ fragte sie. „Ich hörte Dir zu, wie ich einem guten Geiger zugehört hätte. Und ich sah Dich gern an, während Du redetest. Denn Du warst schön, wenn Du von diesen Dingen sprachst.“

Adrian Drost stand auf. Er tat ein paar Schritte ohne Ziel und stand, vom Chaos des Raumes gefangen. Er sah das Lächeln des goldenen Buddha, auf dessen Stirn die Einsicht in das Nichts beruhigt thronte, und fühlte in sich das dumpfe und tödliche Feuer einer wutvollen Scham.

Das Mädchen verhielt sich lautlos. Ihre Mundwinkel waren kaum merklich breitgezogen. Auf der großen Perle, die zur Mitte ihrer Stirn herniedertropfte, stand ein bläuliches, ganz unbewegtes Licht.

„Gut,“ sagte der Mann murmelnd. „Gut . . . gut . . . Sprechen wir uns aus . . . Dann wissen wir, woran wir sind. . . . Ich habe Dir gesagt, wie ich mir die Zukunft dachte. Auch Du wirst Pläne gemacht haben. Die möchte ich kennen lernen. . . .“

„Sie sind sehr einfach, Adrian, und reichen nicht sehr weit . . . Nach den Festlichkeiten unserer Hochzeit gehen wir auf Reisen. . . . Mein Vater hat eine Jacht, die meinen Namen trägt. Wir könnten nach Indien fahren — nach Java . . . wir brauchten kein Ziel zu haben. Wir würden von Europa fortbleiben, solange wir Lust hätten, und wiederkommen und schöne Häuser haben, wo es uns gefiele. . . .“

„Bitte, sei still!“ sagte der Mann, fast rufend.

Ihre Lider zuckten in die Höhe.

„Warum soll ich still sein —? Du hast mich aufgefordert, zu sprechen, und das habe ich getan.“

„Ja. . . . Aber es ist sinnlos, daß wir miteinander sprechen . . . Lili, es will mir scheinen, als sei es überhaupt sinnlos, daß Du und ich in einem Raume beisammen sind. . . .“

Sie erhob sich, beinahe springend, ohne die Hände von den Löwenhälsen zu lösen, „Was willst Du damit sagen?“ fragte sie zupackend.

„Du weißt es, Lili, und ich bin froh, daß Du es weißt. Wir haben einen Irrtum begangen; aber wir erkennen ihn eben noch zeitig genug, um ihn nicht zur Verrücktheit werden zu lassen. Du hast vollkommen recht, wenn Du sagst, daß es der Gipfel des Widersinnigen sei, eine Frau wie Dich auf afrikanischen Boden zu verpflanzen. Aber ich und dies Land, siehst Du — wir sind eins! Ich könnte mich leichter von meiner Haut trennen als von ihm. Ich liebe es und scheue mich nicht, diese Liebe zu bekennen, denn mein ganzes Leben ist ein Bekenntnis zu ihr. Und ich glaubte, als Du mich zum ersten Male zu Dir riefst, daß auch Du mein Land und meine Pläne liebtest, und ich war nach Deinen Reden berechtigt, dies zu glauben. . . .“

„Nein,“ sagte das Mädchen eilig und mit einer gesteigerten Kraft, „nein, ich liebe Dein Land nicht und Deine Pläne nicht — oh! es tut mir gut, Dir das zu sagen! Ich hasse sie so sehr, wie man etwas Totes nur hassen kann! Und ich freue mich auf den Tag, da Deine Pläne Stück für Stück in Scherben gehen werden!“

„Sieh, das glaube ich Dir nicht,“ entgegnete der Mann in einer großen Bewegung. „Warum wärst Du sonst zu Deinem Vater gegangen, um von ihm die Unterstützung meiner Pläne zu erbitten?“

„Ich habe nichts von ihm erbeten,“ sagte das Mädchen. Die Perle tanzte auf ihrer Stirn. „Ich bin zu ihm gegangen und habe gesagt: Warum willst Du ein gutes Geschäft von der Hand weisen? Baue Du die afrikanischen Bahnen! Und wenn die deutsche Regierung sie nicht übernimmt, verkaufst Du sie an die englische. Du wagst nichts dabei.“

„Das hast Du gesagt —?“

„Ja . . . ja —!“

Er war mit einem Schritt vor sie hingetreten, stand dicht vor ihr und blickte auf sie nieder. Sie reckte sich, zitternd im Zorn des Kampfes, halb in den Stuhl zurückgebeugt, mit offenen Lippen atmend.

„Dann hast Du mich also betrogen. . . . Sage nichts, hörst Du? Du hast mich betrogen mit jedem Wort aus Deinem Munde. . . . Du —!“

„Und was hast Du getan?“ fragte sie. „Du hast Dich an mich verkauft. . . .“

Unwillkürlich hob sie zur Abwehr beide Arme. Aber es war nicht nötig. Adrian Drost drückte sich die Fäuste hart vor die Brust.

„Herrgott . . .,“ sagte er leise.

Dann wandte er sich um und ging.

Er hatte noch keine zehn Schritte getan, da stand ihm das Mädchen im Wege.

„Was hast Du vor?“ fragte sie, ohne ihn zu berühren. Ihre Lippen flatterten.

„Das geht Dich nichts mehr an,“ sagte er.

„Du willst Dich von mir trennen?“

„Ja.“

„Du willst unsere Verlobung rückgängig machen?“

„Ja.“

Sie stand, den Atem anhaltend, sekundenlang. Ihre Augen und die des Mannes prallten im Blick aneinander.

„Glücklicherweise,“ sagte sie schließlich und richtete sich auf, „ist das nicht mehr möglich.“ Sie lächelte mit schmalen Lippen. „Heute abend steht unsere Verlobungsanzeige in allen großen Zeitungen Deutschlands. Ein Teil der Karten ist bereits verschickt. Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als uns mit der Tatsache abzufinden.“

„Du irrst Dich,“ sagte Adrian Drost. Er sah

über sie fort. „Ich lasse mich durch eine Form nicht binden."

„Wirklich nicht? Unsere Verlobung wird die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erwecken. Ihre Auflösung ist der offene Skandal. . . . Ich dächte, daß Du um Deiner Pläne willen alle Ursache hättest, den Skandal zu vermeiden. . . ."

Er machte eine müde Bewegung und schwieg. Sie blickte ihn an, unverwandt. Plötzlich fielen ihr die Tränen aus den Augen.

„Ich liebe Dich," sagte sie schluchzend und hob die gefalteten Hände vor seine Brust. „Ich bin schlecht, weil ich unglücklich bin. . . ."

Adrian Drost verzog die Lippen. Er hob eine Hand und strich dem Mädchen übers Haar.

„Warum weinst Du?" fragte er. „Du hast keinen Grund. . . . Du hast recht in allem, was Du sagtest, als Du zornig warst. Ich habe mich verkauft. . . . Irgend etwas ist nicht so, wie es dem Wort entspräche. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß ich den Kaufpreis ausbezahlt erhielt. Wir wollen heute nicht mehr miteinander sprechen. Ich habe einen Druck auf dem Gehirn. . . . Leb' wohl, Lili. . . ."

Als er ihr verzweifeltes Weinen sah, küßte er sie. Dann verließ er das Zimmer, ohne daß sie versucht hatte, ihn zurückzuhalten.

Er kam ins Hotel und fand Alfred Heimdal rauchend im Halbdunkel am Fenster sitzend. Beim Eintritt des Freundes wandte er sich um.

„Nun?" fragte er aufstehend. „Bist Du wieder da?"

„Ja," antwortete Adrian Drost. „Guten Abend."

Alfred Heimdal hatte das Licht eingeschaltet. Er sah dem Freunde ins Gesicht.

„Was hast Du?" fragte er. „Bist Du krank?"

„Nein, nein. . . ."

Es war still im Zimmer.

„In meinem Koffer," sagte Heimdal nach einer Weile, „fand ich einen Brief für Dich — von Marie. . . . Willst Du ihn lesen?"

„Ja. . . ."

Er nahm ihn in Empfang und blickte auf die Schriftzüge des Umschlags nieder. Er setzte sich auf einen Stuhl am Tisch, öffnete den Brief und begann zu lesen.

Marie schrieb:

„Lieber Adrian!

Alfred wird Dir wohl erzählt haben, auf welche Weise wir von Deiner Verlobung mit Fräulein Küpers erfuhren, und nun komme ich wenigstens in einem Briefe zu Dir, um Dir als Deine Schwester von ganzem, ganzem Herzen alles erdenkliche Glück zu wünschen. Ich möchte Dir so viele liebe, gute Worte sagen; aber Du weißt ja alles, was wir an Hoffnungen und treuen Gedanken für Dich in uns tragen. Wenn Du willst, grüße Deine Braut herzlich von mir. Ich glaube einmal in irgendeiner Zeitschrift ein Bild von ihr gesehen zu haben.

Lieber Adrian, nun sehen wir Dich wahrscheinlich sehr, sehr lange nicht mehr bei uns. Solltest Du aber doch kommen können, so weißt Du, daß Dein altes Zimmer auf Dich wartet, wie es acht Jahre lang gewartet hat.

Noch einmal: Alles Glück der Welt über Dich!

In alter Treue
Deine Schwester Marie."

Adrian Drost ließ den Brief sinken. Er stützte den Kopf in die Hand.

Alfred Heimdal ging zu ihm hin und legte ihm die Rechte auf die Schulter.

„Mein geliebter Junge," sagte er.

Adrian Drost rührte sich nicht.

Da ging Alfred Heimdal aus dem Zimmer und schloß die Tür lautlos hinter sich.

VII.

Seit einer Stunde ging Palitzsch vor dem Bankgebäude auf und ab.

Am Morgen hatte Adrian Drost, der es nicht liebte, mit Schecks zu arbeiten, hunderttausend Mark erhoben, hatte den Brautschmuck für Lili Küpers gekauft — Perlen von der Reinheit des Lichts und der Sanftheit junger, weißer Blütenblätter — und seinen Schreiber beauftragt, die Restsumme — annähernd zwanzigtausend Mark — an die Bank zurückzuzahlen.

Ernst Palitzsch fühlte das Bündel Banknoten in seiner Brusttasche wie einen unaufhörlichen, unerschütterlichen Druck auf seinen Herzmuskel. Zuweilen schob er die Hand in das Innere seines Rocks, um den Druck abzuschwächen. Aber er ließ nicht nach. Mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks kehrte der Augenblick zurück, wo der Mann in einem plötzlichen Entschluß die ersten fünf, sechs Stufen der großen Treppe hinaufging. Einmal war er so weit gekommen, daß der Pförtner die mit geschliffenem Glase prunkende Windfangtür vor ihm aufriß. Doch, eine Entschuldigung murmelnd, kehrte er wieder um.

Schließlich kam ihm zu Bewußtsein, daß er beobachtet wurde. Ein junger Mensch mit einem entschlossenen und kühlen Gesicht, unauffällig gekleidet, stand auf der anderen Seite der Straße und hielt ihn im Auge. Ernst Palitzsch starrte den Menschen an. Das Blut stürzte ihm ins Gesicht. Er biß die Zähne in die Lippen, wandte sich um und ging die Straße entlang, ohne umzukehren.

Er ging ohne Plan und Ziel, sehr weit. Er kam durch breite, gartenschöne Straßen und geriet in die Stampfmühle des Verkehrs. Er setzte sich, wo viele Menschen saßen, trank, was die andern tranken, ohne zu schmecken, bezahlte und blieb gedankenlos sitzen. Jemand hielt ihm eine Zeitung vor die Nase. Er griff danach und las. Heerscharen von Buchstaben taumelten in völliger Auflösung durcheinander, ohne zu Worten zu werden. Er legte das Blatt mit der übertriebenen Geste der Menschen, die im Widerspruch zu ihrer Natur ordnungsliebend sind, zusammengefaltet auf die weiße Marmorplatte des Tisches, erhob sich und ging weiter.

Dann stand er auf dem spiegelnden Asphalt, unbewußt ausweichend, wenn das warnende Gebell der Wagenmeute ihm in die Ohren heulte. Plötzlich, als hätte er einen Stoß in den Rücken bekommen, lief er geradeaus — lief mit geschlossenem Munde und angespannten Backenmuskeln, den Kopf vorschiebend, als müsse er mit ihm eine Bresche in die Luft stoßen, in den geröteten Augen den Krampf eines Entschlusses. (Fortsetzung folgt.)



Graf Mirbach

Eine der letzten Aufnahmen des deutschen Botschafters in Moskau, Grafen Mirbach, der ermordet wurde.
Phot. Passargè.

R Ä T S E L

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — be — bis — chi — chlo — don — e — eb — ei — er — fan — fant — i — in — keil — le — lum — mark — na — na — nat — ner — ni — nic — phir — rei — rid — rie — sa — sand — schak — se — sen — spon — stei — ta — ta — te — ti — ti — tja — sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Zitat aus Schillers „Piccolomini" ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Herzogtum in Oesterreich-Ungarn, 2. Naturerscheinung, 3. Name eines untergegangenen Ozean-Riesen, 4. mohammedanische Reliquie, 5. Truppengattung, 6. Edelstein, 7. russischen Frauennamen, 8. Kraftausdruck, 9. heiligen Vogel, 10. blutstillendes Hausmittel, 11. italienischen Komponisten, 12. aktuellen Wunsch, 13. Erziehungsheim, 14. asiatisches Reich, 15. Riesentier

9 — 5 = 8.

Ein Vogel ist es von neun
Zeichen,
Von diesen sollst Du fünfe
streichen;
Rest: vier, denkst Du, ach, keine
Spur,
Rest: acht bleibt übrig, glaub'
es nur.

Palindrom.

Liegst Du im Wort, so deck'
Dich zu!
Ich rat' es Dir, des Schnupfens wegen.
Liegst im verkehrten Worte
Du,
Brauchst diese Furcht Du nicht
zu hegen.



Der berühmte „Gefangene des Mahdi", der deutsche Kaufmann Karl Neufeld,
der jetzt in einem Erholungsheim bei Berlin gestorben ist. Neufeld lebte 12 Jahre in der Gefangenschaft des Kalifen Abdullahi im Sudan.
Phot. Koch.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 28.

Silben-Rätsel:

Was ist göttlicher, als vergeben? (Lessing, Miß Sara Sampson.) 1. Woilach, 2. Amnestie 3. Silber, 4. Irma, 5. Säbel, 6. Taunus, 7. Gustav, 8. Orgie, 9. Eger, 10. Takelung, 11. Tinte, 12. Lindenlaub, 13. Idee, 14. Champignon. — Das Leid: Weh — Mut Wehmut. — Wandlung: Flügel, Lüge.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

„Ach, liebe, gnädige Frau, schenken Sie mir doch fünfzig Pfennig, damit ich zu meiner Familie gehen kann." — „Hier, Sie Aermster, nehmen Sie eine Mark; wo werden Sie denn Ihre Angehörigen finden?" — „Hier gleich nebenan im Kientopp!"

*

„Was, Du schreibst Briefe an Deine Braut auf der Schreibmaschine! Das ist doch recht unhöflich!" — „Ich weiß, aber was soll ich machen, meine Braut kann aus Handschriften den Charakter erkennen!"

*

„Der Zeuge erkennt Sie mit Sicherheit als den Einbrecher wieder!" — „Wie kann er mich denn erkennen, wo er sich die ganze Zeit unter dem Bett verkrochen hat?!"

*

In der Kunstausstellung: „Das ist ein Zentaur, mein Sohn; halb Mensch, halb Pferd." — „Sag' mal, Vater, wo schläft der, im Bett oder im Stall?"



Ganz egal.
„Um Gotteswillen, Mann, Du rauchst ja mein Fichtennadelbad!"

Bei der Ausbildung: „Wie schießen Sie denn heute? Sie treffen ja niemals die Scheibe! Was für Korn haben Sie denn genommen?" — „Nordhäuser, Herr Unteroffizier!".

*

Bei Kriegsgewinners: „Ihre Kinder haben jetzt Musikunterricht, Frau Direktor?" — „Ja, Alfred spielt Klavier, und Anna singt dazu Duette!"

*

„Der Regulator, den ich vergangene Woche bei Ihnen gekauft habe, geht ja schon nicht mehr!". — „Bitte, steht ausdrücklich drauf: ‚geht acht Tage'!"

*

„O, Walter, was ich in den ersten Wochen gelitten habe, als Du ins Feld kamst!" — „Mein lieber, süßer Schatz!". — „Ja, denk' nur, ich hatte eine scheußliche Halsentzündung!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

28. Juli 1918
Nr. 30
27. Jahrgang.

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Die Waffenbrüder

Der Amerikaner in Frankreich: „Diese Genossen im Kampf für die Zivilisation möchte ich Wilson mal zeigen!“

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.


Der neue Sultan, Mohammed VI., beim ersten Empfang der Prinzen, Minister und Würdenträger.
Der Thronfolger Der Sultan Phot. Sebah & Joaillier.


Joffe.
Von der Trauerfeier für den ermordeten Gesandten, Grafen Mirbach, in Berlin:
Der russische Botschafter Joffe beim Verlassen der Kirche.

Blinker.

Lange genug hat die Division in der breiten, nach Süden hin durch den langgestreckten steilen Höhenrücken begrenzten Ebene gelegen. Morgen soll es dem Feinde an die Kehle gehen. Der Zu- ... ten Monate war unerträglich.

Oben auf der Höhe nisteten seine Artilleriebeobachter und lenkten die Salven ihrer Batterien auf jede Bewegung in den Gräben und auf den Anmarschstraßen. Um Mitternacht schlägt das deutsche Trommelfeuer gegen die Wände des Bergwalles. Nach wenigen


Die Blinker.
(Zum nebenstehenden Artikel.)


Von der Trauerfeier für den ermordeten Gesandten, Grafen Mirbach, in Berlin:
Vizekanzler v. Payer und Kriegsminister v. Stein.
Phot. Berl. Ill. Ges.

Stunden, noch während die Sterne am Himmel stehen, brechen die Kompagnien aus ihren Gräben gegen den erschütterten Gegner vor. Ein schneller Anlauf, ein wirres Durcheinander — und nach einer halben Stunde blitzen auf dem vorderen Rande des Rückens kurze und lange Lichtzeichen auf, Morsezeichen, die sich zu Ziffern und Worten aneinanderreihen und meilenweit in die



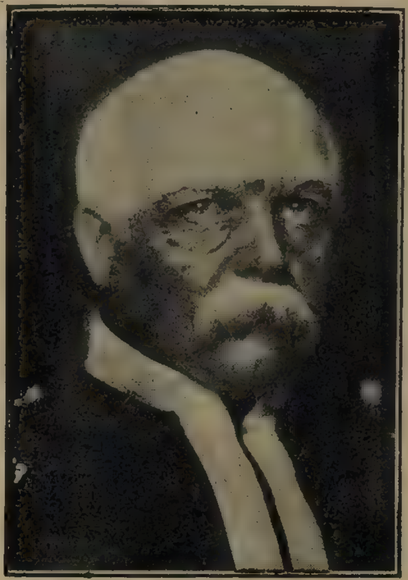
Das englische U-Boot „C 25" im Gefecht mit deutschen Seeflugzeugen.
Aufgenommen von einem deutschen Seeflugzeug aus. Das U-Boot ist schon beschädigt, Oel quillt heraus; auf dem Turm der Kommandant mit einem Gewehr im Anschlag zur Abwehr.

Ebene zurückstrahlen. Obwohl die Morgensonne die Berge schon in hellem Lichte badet, heben sich die Lichtbündel klar genug von dem grauen Hintergrunde der Trichterfelder ab, um weithin sichtbar zu sein. Die Blinkertrupps sind es, die mit den stürmenden Regimentern den steilen Hang erklommen haben, und die nun die erste Nachricht vom glücklich errungenen Erfolge den Stäben zurück melden. Zugleich sorgen sie dafür, daß die für die Erringung der nächsten Erfolge nötigen Maßnahmen getroffen werden, daß die zweite Angriffswelle die erschöpften Kompanien des ersten Stoßes ablöst, daß die Artillerie ihr Feuer weiter in den fliehenden Feind hinein verlegt, und daß die ganze Heeresmasse sich der ersten Vorwärtsbewegung anschließt. Für den Blinker ist die Zeit des Bewegungskrieges gekommen. In gleichem Marschschritt mit der Infanterie dringt der Trupp über das Gelände alter Kämpfe hinweg in das Land hinein, das noch kein Krieg berührt hat. Auf freiem Felde pflanzt er seine Blinkgeräte auf und stellt so zwischen Kampftruppe und Stab eine Nachrichtenverbindung her, die Täler und Flüsse überbrückt und keine Hindernisse kennt. Nicht immer ist es dem Blinker so gut ergangen. Jahrelang hat er im Unterstand gelegen, tief unter der Erde, mit dem Tageslicht nur durch den engen Schacht verbunden, der, in horizontaler Richtung verlaufend, dem Lichtbündel seines Blinkgeräts den Austritt aus dem Unterstande verschaffte. Als dann die heißen Abwehrschlachten kamen, vermochte die betonierte Decke des Unterstandes den Einschlägen der schweren feindlichen Kaliber nicht mehr zu widerstehen. Der Trupp mußte mit seinem Gerät den Unterstand verlassen und oben, im Hagel des feindlichen Sperrfeuers, dem Hin und Her der Schlacht folgen. Mehr als einer von den braven Blinkern hat in diesen Kämpfen seine treue Pflichterfüllung mit dem Leben bezahlt. Ebenso wie jetzt im Bewegungskampf waren die Blinker damals in der Abwehrschlacht ein sicher arbeitendes Nachrichtenmittel, auf dessen Hilfe sich die Truppe in Not und Gefahr jederzeit verlassen konnte.



König Georg von England spielt Krieg!
Der König in seinem Zelt, das er sich im Buckingham Palast in London aufgestellt hat.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)

Historische Persönlichkeiten im Film



Historische Persönlichkeiten im Film: Kopf des Altreichskanzlers aus dem Film „Bismarck".
Phot. Eiko-Film.



Richard Wagner in dem Wagner-Film.
Phot. Messter-Film.



Der Maler Franz v. Lenbach aus dem „Bismarck"-Film.

Wie hätte die deutsche Film-Industrie sich entwickelt, wären wir von dem furchtbaren Weltbrand verschont geblieben? Stünde sie größer und stärker da, wäre sie schwächer als jetzt? Zweifellos hat dieser Zweig des deutschen Gewerbes durch den Weltkrieg mancherlei Vorteil gehabt. Einmal durch den Wegfall der Auslandskonkurrenz, dann aber auch durch das vervielfachte Interesse des Publikums, das sich zur „zappelnden Leinwand" drängt, weil ihm Lustbarkeiten außer Theater und Kino bekanntlich verwehrt sind. Die deutsche Filmproduktion konnte sich rühren, konnte trotz Personal- und Materialschwierigkeiten enthüllen, was sie vermag. Dem Interesse des Publikums folgte das Interesse der Geldleute. Immer neue Filmunternehmungen werden gegründet, immer neue Stars entdeckt, und ein Wettbewerb hat eingesetzt, der Sensation durch Uebersensation, aber auch Wertvolles durch Wertvolleres zu schlagen sucht. Beinahe jede neue Fabrik beginnt mit einem idealen Programm, will volksbildnerisch und veredelnd wirken. Indes, gar viele vermögen die richtige Dosierung von Kunst, Belehrung und Unterhaltung nicht zu treffen, haben daher Fehlschläge und schnappen dann ins Gegenteil um, in die „reine", unverfälschte Kitschmacherei. Für die jedoch, die es können, ist gerade der große Aufklärungs- oder Kulturfilm der beste Erfolg. Die junge Männerwelt scheint sich eben außerordentlich gern vor den Gefahren ansteckender Geschlechtskrankheiten warnen zu lassen, die Jungfrauenwelt vor den erschrecklichen Bedrohungen durch Mädchenhändler.



Ferdinand Lassalle (Erich Kaiser-Titz) in dem Film gleichen Namens.
Phot. Krisch-Film.

Eine Abart dieser Aufklärungfilms sind jene biographischen Kinostücke, die das Schicksal weltgeschichtlicher Persönlichkeiten vorführen. Ihre Anfänge reichen noch bis in die Vorkriegszeit zurück, jetzt aber scheinen sie sich besonders kräftig entwickeln zu wollen. Sie dienen zum Teil propagandistischen Zwecken, zum Teil bloßer Belehrung und Bereicherung des Wissens. Wird darin Leben und Leiden unserer Geistesheroen dargestellt, so werden nicht nur unmittelbar die Kenntnisse der Masse erweitert, sondern manch einer davon wird sich auch angeregt fühlen, selbständig sich in die Werke des Mannes zu vertiefen, dessen Freuden und Qualen er an sich vorüberziehen sah. Allein so gut der Wille bei der Entwerfung dieser Films auch sein mag, die Ausführung wirkt zuweilen doch etwas befremdend. Aus zweierlei Gründen. Ist der Regisseur, der die Aufnahmen leitet, gleichzeitig Maler, so wird ihm das Wichtigste ein malerischer Effekt: die möglichst große Aehnlichkeit der historischen Gestalt mit ihrem Filmabbild sein. Er geht deshalb etwa auf die



Szene aus dem Beethoven-Film mit Emil Kortner (Wiener Volks-Bühne) als Beethoven.
Phot. Harmonie-Film.



Schubert
Szene aus dem Schubert-Film mit Julius Spielmann als Schubert.
Phot. Richard Oswald-Film.



Historische Persönlichkeiten im Film: Szene aus dem Film „Königin Luise“ mit Hansi Arnstädt (Kgl. Schauspielhaus) in der Titelrolle.
Phot. Deutsche Mutoskop-Ges.

Filmbörse, wo die „Film-Kleinen“ (Gegensatz zu Film-Größen) bei einer Tasse Mokkaersatz ergeben ein Engagement erwarten, mustert die Anwesenden und wählt schließlich den aus, der ihm, geschminkt, mit Perücke und Bart angetan, die intensivste Annäherung an das Aeußere des Originals zu verbürgen scheint. Das Spiel im Stücke ist ihm eine Frage zweiten Rangs; er wird es dem Statisten schon irgendwie beibringen. Anders der Filmregisseur, der vom Theater kommt. Ihm ist das Wichtigste das Spiel. Er sucht den Darsteller nicht unter Choristen, sondern unter hervorragenden Bühnenkünstlern oder -Künstlerinnen, die ihrer Aufgabe geistig und seelisch gewachsen sind. Das Aeußere des Helden, die „Maske“, ist ihm immerhin eine mehr sekundäre Angelegenheit; er läßt sie erledigen, so gut es eben geht. So wird in dem einen Fall die schauspielerische Leistung, in dem andern die „Maske“ vielleicht nicht genügend entschieden betont sein. Rein theoretisch müßte auf diesem Gebiet absolut Vollkommenes also ein Regisseur leisten, der wie etwa William Wauer, der Schöpfer des Wagner- und Beginner des Bismarckfilms, gleichzeitig Theatermensch und Maler ist. Denn was ist der dramatische Film im Grunde anderes als eine Mischung von theatralischer und malerischer Wirkung? Aber freilich, Theorie hat nicht umsonst die triste Farbe des Grautiers, und auch hier gewinnen in der Praxis das Rennen manchmal die krassesten Außenseiter, die weder mit den weltbedeutenden Brettern noch mit dem Farbenpinsel je etwas zu schaffen hatten.

Rudolf Strauß.



Lola Montez in dem Film gleichen Namens mit Leopoldine Konstantin (Deutsches Theater in Berlin) als Lola.
Phot. Ernst Phlak, [illegible]

Adrian Drost und sein Land

ROMAN VON THEA VON HARBOU

9. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Palitzsch betrat die Juwelenhandlung, in der Adrian Drost die Perlen für seine Braut gekauft hatte. Der Inhaber kam ihm entgegen. Er hatte ihn sofort erkannt und fragte selbst nach seinen Wünschen.

„Ich möchte einen Schmuck haben," sagte Palitzsch und nahm sein Taschentuch, um sich die Stirn zu trocknen.

„In welcher Art, bitte?"

Palitzsch sah den ruhigen und vornehmen Geschäftsmann mehrere Augenblicke lang an, als habe er ihn nicht verstanden.

Er sagte: „Ich möchte einen Schmuck haben für eine Frau mit rötlichem Haar. . . ."

Der Juwelenhändler lächelte nicht. Er machte eine Handbewegung, die besagte: Sie haben zu wählen. . . .

Ernst Palitzsch wählte lange. Perlen wünschte er nicht. Er wollte große, blauweiße und schwere Steine haben, in denen die Farben von zehn Regenbogen sprühten. Er hielt jedes Schmuckstück lange in der Hand und zögerte, wenn er es fortlegte. Seine Finger hatten keine Sicherheit. Als er eine Nadel ins Tageslicht halten wollte, ließ er sie fallen. Er murmelte eine Entschuldigung.

Zuletzt fragte er nach dem Preis eines Stirnreifens, in dem fünf Smaragde von untadelhafter Schönheit waren. Schmalgewölbte Zweige aus bleichem Gold trugen Blätter wie aus Tautropfen geformt. In der Mitte zwischen ihren Spitzen flammte ein Stein, der das zornige Feuer der Blitze gefangenzuhalten schien.

„Vierundzwanzigtausend Mark," sagte der Juwelenhändler.

Palitzsch erbleichte. Er legte den Reifen aus der Hand und wischte sich von neuem über die Stirn.

„Ich möchte doch lieber mehrere kleinere Gegenstände kaufen," murmelte er.

Und als lohnte sich die Mühe des Wählens nun nicht mehr, griff er, fast ohne hinzublicken, nach einer Nadel, einem Armband, einer Halskette, hob drei, vier Ringe aus dem Behälter und schob das Ganze, zu einem Funkenknäuel geballt, über den schwarzen Samt des Tisches.

„Was kostet das?" fragte er gleichgültig.

Der Juwelenhändler riß ein Blatt aus seinem Merkbuch. Während er die Zahlen untereinanderschrieb, ließ Palitzsch seine Augen nicht von dem Stirnreifen mit den Smaragden. Er netzte sich die Lippen mit der Zunge.

„Sechstausendzweihundertachtundvierzig Mark, wenn ich bitten darf. . . ."

Palitzsch bezahlte. Als er die Scheine auf den Glasschrein legte, war er völlig ruhig geworden. Sein Gesicht hatte die natürliche Farbe zurückgewonnen, und seine Hände verrieten die Gewohnheit, mit bedeutenden Summen umzugehen. Er sagte, daß er die gekauften Gegenstände selbst mitzunehmen wünsche. Er empfing die Quittung, nahm das versiegelte Päckchen, grüßte höflich und ging.

Als er auf der Straße stand, blendete ihn die Sonne. Er drückte die Lider zusammen. Jemand stieß gegen seine Schulter. Er überlegte: er hatte noch annähernd dreizehntausend Mark in der Tasche. Fast laufend überquerte er die Straße und betrat das Postamt.

Er gab eine Depesche auf und machte sie dringend: Beryl Dodge bei Schneider, Kantstraße 112/IV. Erwarte Dich bestimmt um neun Uhr. Ernst.

Die Gebärde, mit der er das Geld für die Depesche auf das Zahlbrett warf, glich der Gebärde eines vollkommenen und lang ersehnten Triumphes.

Er blickte die Straße nach rechts und links hinab und nahm den heißen, mit zitternder Höchstspannung überladenen Dunst der großen Stadt mit saugenden Nüstern in sich auf. Es war, als ob er zum ersten Male in seinem Leben Menschen sähe, Häuser, hinter ungeheuren Glasscheiben hingelagerte Schätze, die auf den Käufer warteten. Das Getöse von hunderttausend Stimmen, das Brausen von hunderttausend gejagten Füßen, die unaufhörlichen Warnungsschreie der Glocken, Hupen und Trillerpfeifen, die jeden Nichthörenden mit dem Tode des Zermalmtwerdens bedrohten, schienen zum ersten Male in sein Bewußtsein zu dringen.

Mit einem Gefühl, aus Glut und Kälte wechselnd gemischt, ließ er sich in den Strom des Verkehrs hineinfallen, der ihn sogleich verschluckte und in einer Art von Wut mit sich fortriß.

Ich bin betrunken, dachte er. Ich gehe wie in schwerem Rausch.

Trotz dieses Gedankens war es ihm nicht möglich, dem Taumel Widerstand zu leisten, der von ihm Besitz ergriffen hatte. Er starrte den Leuten grinsend in die Gesichter. Er sprach sinnlose Sätze vor sich hin und wiederholte sie unzählige Male im Tonfall einer albernen Melodie. Es überkam ihn das Gelüst, alles Gold und Silbergeld, das er lose in der Tasche hatte, über die Straße zu streuen, um zu erleben, wie sich die Menge kreischend darum raufte. Er ging eilig, um diesem Gedanken der Narrheit nicht zu erliegen.

Vor einem Seidengeschäft, das den Häuserblock beherrschte, blieb er stehen, drängte sich zwischen die Frauen, deren Augen entzückt und gierig an dem Glanz und an den Farben der Gewebe hingen. Er wollte aus ihren Gesichtern erkennen, was sie am meisten begehrten, was ihnen das Schönste und Kostbarste erschien. Er lachte vor sich hin. Er ging in den Laden und kaufte, lange wählend, Brokate, die von Gold schimmerten, Schleier, die aus dem Staub eines Wasserfalls, in den die Sonne schien, gewoben waren, Stickereien, die an die Buntheit und den Duft einer Sommerwiese gemahnten.

Es tat ihm leid, daß er nicht die Frauen, die vor den Schaufenstern auf der Straße standen, hereinrufen konnte, um ihnen zu zeigen, welche Herrlichkeiten er einer schönen Geliebten zu schenken gedachte, und an der Erbitterung ihres Neides die Größe seiner Gaben zu ermessen.

Er ließ sich einen Kraftwagen heranholen und fuhr planlos in die Straßen hinein, halten lassend, wo Frauen sich vor den Läden sammelten. Er kaufte seidene Wäsche, Wolken von Spitzen, Strümpfe, mit goldenen Schmetterlingen gestickt, zierliche Pantoffeln mit hohen Hacken. Er fuhr zu einem Laden, der die Ueppigkeiten des Ostens verschwendend feilbot, denn er begriff, daß er dem strahlenden Geschöpf, das seine Liebe mit allem überschüttete, was Frauen schön macht, einen anderen Rahmen geben mußte, als die gesichtslose Nüchternheit seiner Zimmer.

Der seidene Perserteppich, den er erstand, war schwer von Silber. In einem Gefäß aus bemalter Bronze, japanischer Dorfarbeit, wollte er Amber verbrennen. Kissen, mit Daunen gefüllt, schönfarbige Kelims, eine Ampel aus Damaskus wählte er und schickte alles in seine Wohnung.

Er kaufte Blumen, die drei Menschen nicht fortzuschaffen vermochten, Körbe voll Rosen und Nelken. Er fuhr zu einer Feinkosthandlung und gab den Auftrag, die Leckerbissen aus aller Herren Ländern zu ihm zu bringen; er bestellte Weine aus Spanien und Griechenland und großbeerige Brüsseler Trauben.

Als er nach Hause kam, war es acht Uhr. Er begann die flachen Züge seines Zimmers zu bedecken. Er baute einen Winkel auf, über dem die Ampel brannte. Er breitete alles, was den schmalen Körper seiner schönen Geliebten schmücken sollte, über Stühlen und Tischen aus und streute die Blumen über den Fußboden, über den Glanz der Stoffe, den sie erhöhten, über die Kissen des Ruhebetts. Er schien diese Vorbereitungen nicht für sich selbst zu tun noch für die Frau, die er erwartete. Er schien im Dienste fremder Liebe zu stehen, die er haßte, und unter der er litt. Sein verzerrtes Gesicht entspannte sich nicht, und die Bewegungen seiner Hände glichen Verwünschungen.

Beryl Dodge war pünktlich. Sie kam mit dem ersten Schlag der neunten Stunde. Sie trug den Regenmantel, der sie ganz verbarg, und hatte das rötliche Haar, das sich krauste, unter der seidenen Kappe versteckt. Sie trat ein, sah in den Glanz der Lichter, schloß die Augen und stieß einen kleinen schrillen Schrei aus, wie ihn die Möwen schreien, wenn sie auf Beute stoßen.

Sie hob die Arme und rief: „Oh —! Oh —! My darling! My darling!" und brach in das Lachen eines Kindes aus.

Zitternd vor Ungeduld zerrte sie sich den Mantel vom Leibe, warf die Mütze in die nächste Ecke und sprang, behend, mit zarten Gliedern, die die Kraft eines jungen Raubtieres auszuatmen schienen, mitten ins Zimmer hinein.

Ohne den Mann zu beachten, stürzte sie sich mit hundert kleinen, frohlockenden Schreien auf jeden Gegenstand, der ihr in die Augen fiel. Sie prüfte die Seiden mit der Haut ihrer Wange, duckte sich in die Kissen und schüttelte ihr Haar auseinander. Als wäre sie ganz allein im Zimmer, begann sie eilfertig sich auszukleiden, zog sich die Strümpfe mit den goldenen Schmetterlingen an und schlüpfte in die Spitzen der Wäsche.

„Hilf mir!" sagte sie, ihm den rotseidenen Kimono hinhaltend.

Er gehorchte. Als er das schwere Gewand über ihre Schultern legte, riß er sie plötzlich an sich und suchte mit einem dumpfen Laut, der fast ein Klageton war, ihren frischen, roten Mund, auf dem er immer noch den Salzhauch des Meeres zu spüren glaubte.

Sie wehrte sich, zog die Brauen zusammen und stampfte mit dem Fuß. Er hielt sie fest, mit einem unsinnigen Lächeln auf sie niederblickend.

„Ist es noch nicht genug?" fragte er halblaut.

„Ich weiß nicht," antwortete sie, ihm entgleitend. „Du hast mir einen schönen Schmuck versprochen. . . ."

Er lachte vor sich hin.

„Such' ihn, kleine Hündin!" sagte er.

Er setzte sich auf den Diwan und sah ihr aus geröteten Augen zu, wie sie, in Wahrheit einem spürenden Tier gleichend, das Zimmer durchwühlte. Sie zertrat die Blumen, die am Boden lagen, mit den spitzen Hacken ihrer kleinen Pantöffelchen. Sie redete im Eifer mit sich selbst, die Worte wie ärgerliche Hindernisse von sich stoßend.

Sie fand nichts.

„Oh —!" rief sie schließlich, mit sprühenden Augen vor dem Manne stehenbleibend, „Du hast nichts —! Du hast gelogen —!"

„Such', kleine Hündin!" entgegnete der Mann und lachte ohne Laut.

Sie warf sich in seine Arme und nestelte sich in seinen Schoß.

„Sag' es mir!" bat sie, ihren Kopf an seinem Halse reibend. „Sag' es mir! Wo hast Du's versteckt? Ich will lieb zu Dir sein. Ich will Dich sehr glücklich machen! Sag' es mir! — Nun?"

Da er schwieg, begann sie sein hartes und starres Gesicht mit Küssen zu bedecken, die wie ein Regen von kleinen Blumenblättern auf ihn niederfielen. Zwischen jedem Kuß flüsterte sie: „Sag' es mir! Sag' es mir!"

Er schloß die Augen und drückte seine Stirn in ihr Haar, das im Schein der Kerzen schimmerte. Er zog die Schmuckstücke aus seinen Taschen hervor und warf sie in ihre rasch geöffneten Hände. Sie dankte ihm nicht. Sie schmückte sich und wollte aufspringen.

„Wohin willst Du?" fragte der Mann, sie bei der Schulter packend.

„Ich will einen Spiegel haben," antwortete sie und sah ihn böse an.

Er ließ sie los. Sie sah sich um, lief ins Nebenzimmer, wo sie das Licht einschaltete, und ließ die Tür hinter sich offen.

Sie blieb lange fort. Er hörte sie leise singen. Endlich ging er ihr nach.

Er fand sie, wie sie mit ausgebreiteten Armen vor dem Spiegel stand und tanzte. Ihr zarter Kör-

per leuchtete im Widerschein des Lichts. Sie bewegte ihre Arme, von denen die weiten Aermel bis zu den Schultern zurückfielen, gleich den Flügeln eines schönen, fremden Vogels.

Sie sah ihn hinter sich im Spiegel erscheinen, drehte sich um und warf sich ihm an die Brust.

„Oh —! Ich freue mich! Ich freue mich!" sagte sie mit einem Seufzer der Erschöpfung.

Er nahm sie vom Boden auf und trug sie in das andere Zimmer zurück, dessen Luft schwer war vom Geruch der Speisen, den Ausströmungen der Blumen und der Weine und vom Duft des Räucherwerks.

„War es nun genug?" fragte er, die Lippen in ihr Haar einwühlend. „War es nun endlich genug?"

Sie gab keine Antwort, aber sie wehrte sich auch nicht mehr gegen ihn. Die Liebkosungen, mit denen sie der Wut seiner Leidenschaft begegnete, waren schläfrig wie die Bewegungen einer Leopardin, die in der Sonne liegt.

Die Lichter brannten herab.

Ernst Palitzsch lag auf dem Rücken ausgestreckt und betrachtete, aufwärts blickend, das zögernde Sterben der goldenen Flammen. Seine Augen hatten keinen Ausdruck. Sie schienen zwei Wunden in seinem Kopf zu sein. Er spürte das Mädchen neben sich, richtete sich plötzlich auf und zog sie mit sich in die Höhe, daß sie zum Sitzen kamen. In einer trägen Gebärde hob sie ihm die Lippen entgegen. Unter seinem Kuß murmelte sie: „Sage mir, hast Du dies für mich getan? Hast Du für mich gestohlen?"

Seine Hände fuhren nach ihrem Halse. Sie beugte sich blitzschnell zurück und sah ihm ins Gesicht.

„Oh —!" sagte sie leise, voller Genugtuung.

Sie zog seinen Kopf zu sich nieder und begann ihn zu streicheln.

Sie erstickte das Stöhnen, das mit jedem Atemzug aus seiner Brust hervorbrach, indem sie es gleichsam mit ihren Lippen auffing.

Sie fragte: „Würdest Du mehr für mich tun?"

„Ja," antwortete der Mann.

„Alles?"

„Ja."

Er sah auf und bemerkte, daß sie lächelte.

„Was willst Du, daß ich für Dich tun soll?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Später — später vielleicht," antwortete sie singend.

„Wann ist das — später? Morgen? Kommst Du morgen wieder?"

„Vielleicht — vielleicht. . . ."

„Du wirst kommen," forderte er. „Du wirst ganz gewiß kommen!"

Sie lachte und sprang auf. Er folgte ihr mit den Augen, wie sie durch das Zimmer tanzte.

„Komm' zu mir!" sagte er heiser.

Am nächsten Abend kam sie nicht. Ernst Palitzsch wartete auf sie bis gegen Mitternacht. Alle Dinge des Zimmers schienen mit ihm zu warten. Als es zwölf Uhr von den Türmen geschlagen hatte, verließ er das Zimmer und das Haus und ging nach der Straße, wo sie wohnte.

Die Nacht war lebendig und wüst. Musik schrie aus allen Gassen. Turmhohe Lichtzeichen zuckten mit den Sekunden auf und schleuderten ihre Strahlenbündel in die vollkommene Dunkelheit.

Als er vor dem Hause stand, in dem seine Geliebte wohnte, begriff der Mann, daß es sinnlos war, hier zu stehen. Dennoch blieb er. Er blieb, gegen den Pfeiler einer Lampe gelehnt, und wartete, ohne zu wissen worauf.

Als der Morgen dämmerte, ging er nach Hause.

Adrian Drost hatte ihn auf acht Uhr bestellt. Palitzsch trat seinen Dienst an und gab auf dem Wege dahin eine Depesche auf: „Warum bist Du nicht gekommen? Erwarte Dich oder Nachricht im Laufe des Tages."

Nach zwei Stunden der Arbeit schickte Adrian Drost seinen Schreiber nach Hause. Er gab keine Erklärung dafür. Sein Gesicht war ernst. Palitzsch fragte, ob er heute noch einmal kommen solle. Adrian Drost verneinte. Palitzsch ging.

Er wartete in seiner Wohnung auf Beryl oder ihre Antwort bis gegen Mittag. Er aß nichts. Er ging auf die Straße hinunter und überwachte sie, hin und her streifend, immer von der Furcht geplagt, das Mädchen doch zu verfehlen. Wenn sie zu ihm gekommen war und ihn nicht gefunden hatte, so würde sie nicht warten. Sie würde fortgehen und nicht wieder umkehren. Das wußte er.

Der Nachmittag verging, und Beryl kam nicht. Sie ließ ihn ohne Nachricht. Sie hatte ihm aufs nachdrücklichste untersagt, sie jemals in ihrer Wohnung aufzusuchen. Bis jetzt hatte er gehorcht. Als es Abend geworden war, lief er nach ihrem Hause und bewachte die Tür. Hundert Menschen gingen ein und aus. Der Himmel wurde dunkel, und die Stadt strahlte auf. Beryl hatte das Haus nicht verlassen.

Palitzsch ging nach seiner Wohnung zurück. Er fand sie leer. Kein Brief, keine Depesche, kein Bote. Von den Kirchtürmen schlug es zehn. Ohne sich auszukleiden, warf sich der Mann auf die Kissen, die noch den Duft der Blumen, des Rauchwerks und des Weibes hatten. Er schlief nicht. Er spürte einen unerträglichen Schmerz im Hinterkopf. Jeder seiner Atemzüge wurde zu einem leisen Stöhnen. Er sah mit offenen Augen in die Dunkelheit und litt wie ein Tier.

Beryl Dodge kam auch am nächsten Tage nicht. Auch nicht am dritten.

Palitzsch war in ihre Wohnung gegangen, um nach ihr zu fragen. Er erhielt den Bescheid, daß Fräulein Dodge vor drei Tagen ausgezogen sei, ohne anzugeben, wohin. Es sei eine Depesche an sie gekommen, aber man wüßte nicht, wohin man sie ihr nachschicken sollte.

Palitzsch dankte für die Auskunft und entfernte sich. Er ging nach der Polizei, aber er betrat das Gebäude nicht. Er wußte, warum er es unterließ, die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu lenken.

Am vierten Tage arbeitete er fast ununterbrochen mit Adrian Drost zusammen. Der Plan einer umfassenden Zeitungsgründung sollte in allen Einzelheiten ausgearbeitet werden. Zahllose Reihen statistischer Angaben wuchsen unter seiner Feder auf. Während er arbeitete, stand ihm der Schweiß auf der Stirn; sein Gesicht hatte die Farbe des Kalkes.

(Fortsetzung folgt.)



Der neue türkische Thronfolger Prinz Abdul Medjid Effendi.
Phot. Sebah-Joaillier.



Die Schauspielerin Alma v. Seidler, die Tochter des österr. Ministerpräsidenten Dr. v. Seidler, die an das Wiener Hofburgtheater verpflichtet wurde.
Phot. Setzer.



Prof. Lovis Corinth, der berühmte Maler, Präsident der Berliner Sezession, der seinen 60. Geburtstag feierte.
Phot. Binder.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: be — de — di — el — in — ga — gu — ja — kap — kas — ki — kon — lasch — lou — ma — mut — na — ne — ner — now — pe — pen — ro — sa — sand — sie — so — stan — tarn — ter — tin — tin — tion — un — unk — vi — wich sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort Goethes aus dem „Westöstlichen Divan“ ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. Lichtschutz, 2. feierliche Handlung, 3. Fleischgericht, 4. Fluß, 5. italienische Stadt, 6. Eigenschaft der Bescheidenheit, 7. kaufmännischer Begriff, 8. Inseln im Stillen Ozean, 9. Harz, 10. sagenhafte Kopfbedeckung, 11. russisches Fürstengeschlecht, 12. Oper, 13. japanische Hafenstadt, 14. männlichen Vornamen.

Glückliches Leben.

Soll'n voll des ganzen hingehn Deine Tage,
Sieh, daß der Anfang Dich das Ende plage.

Schneller Weg zum Reichtum.

Das Rätselwort bezeichnet einen Ort,
Wo viele Wege des Verkehrs sich kreuzen,
Und nimmst Du ihm das dritte Zeichen fort,
So hast Du Geld! Die Lösung wird Dich reizen.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 29.

Silben-Rätsel:

„Stets ist die Sprache kecker als die Tat!“ (Schiller, Picc.)

1. Steiermark, 2. Ebbe, 3. Titanic, 4. Sandschak, 5. Infanterie, 6. Saphir, 7. Tatjana, 8. Donnerkeil, 9. Ibis, 10. Eisenchlorid, 11. Spontini, 12. Reise, 13. Alumnat, 14. China, 15. Elefant.

9—5 = 8: L (acht) aube.

Palindrom: Gras, Sarg.

HUMOR

Gefängniswärter: „Kommen Sie heraus, Ihre Frau ist da und will Sie sprechen.“ — Sträfling: „Ich bitte Sie, sagen Sie ihr, ich sei nicht zu Hause.“

*

„Haben Sie den „Wilddieb“ von Lortzing gesehen?“ — „Was? Sogar Adlige gibt's unter den Kerlen?“

*

„Entschuldigen Sie, ist hier im Hause nicht eine Hundeklinik?“ — „Nein, die ist drei Häuser weiter, hier wohnt eine Gesanglehrerin.“ — „Ach so, darum habe ich mich geirrt. Ich bin nämlich bloß nach dem Gehör gegangen!“

*

„He, alter Freund, gut, daß ich Sie treffe! Leihen Sie mir doch 'mal zehn Mark, ich habe mein Portemonnaie vergessen und bin in großer Verlegenheit!“ — „Wissen Sie was? Ich werde Ihnen zwanzig Pfennig leihen, fahren Sie nach Hause und holen Sie Ihr Portemonnaie!“



‚Sie, der hat woll Angst vor'n Jasangriff?“

„Sie können sich nicht denken, wie aufregend Angeln ist!“ — „Angeln — aufregend?“ — „Ja. Ich habe nämlich keine Fischkarte!“

*

„Was? Meine Butter ist Ihnen zu teuer? Was meinen Sie, das ich dabei zusetze?“ — „Wasser!“

*

„Haben Sie schon das Denkmal gesehen, das man dem Kopernikus errichtet hat?“ — „Ja, so ist die Welt! Hätte man nicht lieber das Geld der Witwe geben können?“

*

„Wenn ich 'mal nachts lange ausbleibe, bin ich am nächsten Tag ganz zerschlagen.“ — „So? Sind Sie verheiratet?“

*

„Wünschen Sie den Herrn Kommerzienrat geschäftlich oder privat zu sprechen?“ — „Ja, das ist schwer zu sagen; ich möchte nämlich um die Hand seiner Tochter anhalten!“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
1 2 3 4 5 6 7

4. August
1918
Nr. 31
27. Jahrgang.

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



An der Schwelle des 5. Kriegsjahres: Die Wegelagerer.

Wilson, Lloyd George, Clemenceau, die Feinde des Friedens.

An der Schwelle des 5. Kriegsjahres.

(Zu dem Bild auf der ersten Seite.)

In dem großen Schuldbuch des Weltkrieges wird morgen wieder eine neue Kontoseite angefangen: das 5. Kriegsjahr! Wird auf dieser Seite der Schlußstrich der endgültigen Abrechnung gezogen werden? Die Historiker, die das Buch des Krieges führen, zucken die Achseln. Sie sind keine Propheten, ihr Antlitz bleibt rückwärts gewendet. Und ehe sie die neue Seite aufschlagen, ziehen sie sorgfältig die Bilanz des vierten Kriegsjahres. Es ist keine Frage, daß der Krieg in diesen vier Jahren nur unaufhörlich gesteigert wurde, daß er an Dimension, Intensität, Wucht, Erbitterung, Aufwand und Verlust nur mit jedem Tag zunahm. Immer wieder glaubte man schon den Gipfel erklommen, der das höchste erreichbare Maß der Leistung und das höchste erträgliche Maß der Leiden bedeute. Und immer wieder überbot der Krieg sich selber noch an Schrecklichkeit und an Häufung der Handlungen. Rückwärtsblickend scheinen einem die Kämpfe der drei ersten Jahre ein Kinderspiel gegen das höllische, kaum im Winter mehr unterbrochene Rasen des vierjährigen Krieges. Eine Weltmacht ist als Leiche auf dem Blachfeld liegen geblieben, eine andere Weltmacht hat sich neu in den Kampf gestürzt. Und während sich der Kriegskalender zum neuen Jahr wendet, sehen wir wieder ein Maximum jenseits aller alten Vorstellungen, als könnte sich's niemals erschöpfen und leeren . . . Und trotzdem: wenn jemals später die Jahre des Krieges nach ihren stärksten Eigenschaften charakterisiert werden sollten, so wissen wir nicht, ob diese unerhört gehäufte Erbitterung dem vierten Jahr den Namen geben wird. Vielleicht wird es nach einer ganz anderen Erscheinung betitelt werden, die psychologisch viel seltsamer ist, ja in der man die psychologische Wende des ganzen Krieges dereinst erkennen könnte: es war das Jahr der Friedensgespräche. Die russische Revolution hatte diesen Schrei den Völkern zugeworfen: Frieden, um Gottes Willen Frieden! Die Stockholmer Besprechungen, die nie zu einer beschlußfähigen Konferenz gediehen, haben doch soviel vermocht, den Friedensschrei sozusagen zu organisieren. Das vierte Kriegsjahr begann damit, daß die politischen Arbeiterparteien aller Länder den Frieden zu einem Punkt ihres Programms machten und an die Regierungen die Forderung stellten, ihrerseits ein Friedensprogramm bekannt zu geben. Das war die Kriegszieldiskussion. Die Bewegung griff dann weiter und tiefer, auch auf die unorganisierten Volksschichten über. Das war die Periode des Pazifismus, des „Defaitismus", und anderer noch ungegliederter, aber unverhohlener Aeußerungen der Kriegsmüdigkeit. Allmählich wurde sie gestalteter, erschien logisch durchdacht, und das war der Feldzug, der mit den Namen des Papstes Benedikt, Lansdownes, Runcimans, Wimbornes, Caillaux, Malvys usw. verknüpft ist. Das alles gilt nicht von Deutschland. Die deutsche und die ihr verbündeten Regierungen haben ihren Friedenswillen schon längst außer jeden Zweifel gestellt. Und während die anderen streiten und schreien, haben sie schon vier Friedensschlüsse in diesem vierten Kriegsjahr vollzogen. Wo der Friede noch zu erkämpfen ist, das ist einzig und allein auf der Ententeseite. Wir wissen, wie weit Lloyd George, Clemenceau, Wilson, Orlando noch von jedem ehrlichen Friedensgedanken entfernt sind. Ihr Sinnen und Trachten ist noch immer Vernichtung, ist noch immer Elsaß-Lothringen, Posen, das linke Rheinufer, die Zergliederung Oesterreich-Ungarns, die Verkrüppelung Bulgariens, die Auflösung der Türkei, die wirtschaftliche Erdrosselung der Mittelmächte. Aber während sie all das noch zu erreichen wünschen, sind sie doch schon gezwungen



Deutsche Truppen beim Aufstellen eines Minenwerfers im Kampfgelände in der Champagne. Phot. Bild- und Film-Amt.



Zwei neue Ritter des Pour le mérite: Hauptmann Teichmann. Phot A. Schmitt.



Lt. d. R. Nielebock, der für hervorragende Leistungen als Flugzeugbeobachter den Pour le mérite erhielt.



Auf der Feindesseite: Französische Soldaten beim Legen von Telephonleitungen in einer vergasten Zone.



Die neuen schnellen Tanks der Engländer. (Aus französischen Zeitschriften.)



Stimmungsmache bei den Amerikanern: Ansprache vor der Freiheitsstatue in New York an Truppen, die nach Europa abgehen.



Phot. Bild- und Film-Amt.

Die wiedererwachte Menschlichkeit:
Verwundeter Deutscher und verwundete Franzosen, die einander hinter unserer Front bei der Rückkehr vom Schlachtfeld unterstützen.

worden, durch eine unbestimmte, aber gefährliche Grundstimmung ihrer Völker beeinflußt, das Wort Frieden in den Mund zu nehmen und zu buchstabieren. Oh, natürlich, sie haben sich sehr dagegen gewehrt, versuchten es auf jede Art zu verballhornen, sprachen es als „Friedensintrige“ und „Friedensoffensive“ aus, um nur nicht geradezu: Friede sagen zu müssen. Aber trotz alledem bleibt doch die Tatsache, daß sie einer nach dem andern, Lloyd George, Balfour, Cecil, selbst Clemenceau mit seinem verstockten „qu'ils parlent!“ aufstehen und sein Friedenssprüchlein hersagen mußten. Denn hinter diesen Wegelagerern des Friedens steht langsam eine Macht auf, die einmal stärker sein wird als ihre Diktatur: das Herz der Menschen! Und so schreiben wir auf die Schlußseite des vierten Jahres: es war das Jahr der ersten Friedensgespräche von Regierungstribüne zu Regierungstribüne. Sie hatten freilich alle noch falschen Klang. Aber nun schlagen wir das 5. Kriegsjahr auf und wollen weiter horchen.



Blick in einen Saal des Pariser Louvre-Museums, mit dessen Räumung wegen der Fernbeschießung begonnen wurde. (Aus einer französischen Zeitschrift.)

DAS SCHICKSAL DES MALERS JLJA RJEPIN

Der Stockholmer Berichterstatter der „Vossischen Zeitung“ meldet: „Petersburger Freunde lassen mir über Finnland eine wahrhaft erschütternde Nachricht zugehen: Jlja Rjepin, einer der größten Maler Russlands, stirbt Hungers!“ Der 74 jährige Künstler schreibt aus seinem Häuschen an der russisch-finnischen Grenze: „Jch sterbe vor Hunger. Die Füsse tragen mich nicht mehr. Jch bin entsetzlich abgemagert und kann vor Kraftlosigkeit das Bett nicht mehr verlassen. Jch erwarte jeden Augenblick das Ende. . . .“ Rjepin hat um sich weder Weib noch Kind. Die revolutionäre Sturmwelle hat ihn, der sich niemals um Politik gekümmert, an ein unwirtliches Eiland gespült, wo er jetzt völlig vereinsamt, dem Tode entgegensieht.



Ilja Rjepin, einer der größten Maler Rußlands, der in seinem Häuschen an der russisch-finnischen Grenze in Gefahr schwebt, dem Hungertode zu erliegen.

Der Laut, der jetzt als Lebenszeichen von Ilja Rjepin zu uns gedrungen, ist der Schrei eines Getroffenen, das Stöhnen eines Sterbenden. Und daß dieser Mann, im weiten Rußland populär und geachtet wie kein anderer russischer Künstler, so enden muß, ist für die Menschheit schmerzlich betrübend und beschämend. Rjepin selbst als Erscheinung, in all seinen Wallungen und Widersprüchen, ist ein köstlicher Vertreter des Russentums. In diesem kleinen hagern ukrainischen Kosaken kämpft dampfende Sinnlichkeit mit religiös-menschlicher Inbrunst. Er berauscht sich an der



Einige der bekanntesten Gemälde Rjepins: „Graf Leo Tolstoj hinter der Pflugschar auf seinem Gut.“



Rjepins Gemälde „Welche Weite!“



Einige der bekanntesten Gemälde Ilja Rjepins: „Die Revolution in Rußland am Tage des Oktober-Manifestes in Petersburg."

tierischen Kraft, dem naiven Draufgängertum, der strotzenden Männlichkeit und betet Tolstoj an, den zu malen er nicht müde wird. Er hat seine unzügelbare Freude an Strolchen, Spitzbuben und verwahrlostem Gesindel (lange vor Gorki); aber angetan hat es ihm mehr als alle die edle Christusgestalt Garschin, diese christallreinste Seele unter den Russen. Der Zar bestellt bei Rjepin ein großes Bild (die große Staatsratssitzung mit dem vortragenden Plehwe), Rjepin selber aber wird nicht müde, den Kampf der Intelligenz um die politische Befreiung Rußlands zu verherrlichen. Er schafft eine große Galerie von Werken, sehr „anständig gemalt", ausgezeichnet komponiert, geführt von einem großen Können, von einer wirklichen, wenn auch akademischen Meisterschaft, versenkt sich in Charaktere, schafft Porträts, vertiefte, ohne Pose, ohne Pathos. Daneben schickt er aus seinem Atelier Bilder in die Welt hinaus, roh, plump, bar jeden Geschmackes, sinnlos in Komposition und Farben und klein in all den großen Dimensionen und Wolken. (Dies besonders, wenn seine Expansivität ihn ins Phantastische treibt, wenn er symbolisierend und monumental wirken will.) Und in all diesen Widersprüchen ist dieser Rjepin eine ganze, starke und leidenschaftliche Persönlichkeit. Eine revolutionäre, freiheitsdurstige Natur, wie alle Kosaken, hat er sein Leben lang den Freiheitstag Rußlands herbeigesehnt und mit seinen Mitteln mitgekämpft. Aber das Chaos, das die Entfesselung heraufbeschworen hat, zermalmt ihn. P. Barchan.



„Unerwartete Heimkehr aus Sibirien." Gemälde von Rjepin.



„Im Theater". Gemälde von Ilja Rjepin.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

10. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Palitzsch irrte sich oft und mußte jede Berechnung zehnmal durchdenken, bevor er ihrer Herr wurde.

Adrian Drost schüttelte den Kopf.

„Sie sind krank, Palitzsch," sagte er sehr ernst.

„Ja," war die gemurmelte Antwort.

„Gehen Sie nach Hause und versuchen Sie zu schlafen. . . . Ich hoffe, daß Sie sich morgen wohler fühlen werden als in den letzten Tagen. Sollte das nicht der Fall sein, so benachrichtigen Sie mich. Ich will lieber versuchen, ohne Sie fertig zu werden, als Sie in einem derartigen Zustand vor mir sehen."

Palitzsch stammelte eine Entschuldigung und ging. Er ging nicht nach Hause. Er hatte ein unbeschreibliches Grausen vor seiner Wohnung; es war ihm, als wohnte ein Toter in den vier Wänden.

Als er endlich heimkam, fand er Beryl auf dem Ruhebett liegend, in tiefem Schlaf.

Er schrie auf und stürzte zu ihr hin. Er warf sich bei ihr nieder und riß sie in seine Arme. Die kleinen, trägen Bewegungen, mit denen sie sich an ihn drückte, erschütterten ihn so sehr, daß er lachte, während ihn das Schluchzen rüttelte.

Er fragte hundert Fragen, ohne eine Antwort abzuwarten. Seine Liebkosungen waren so von großer Schmerzlichkeit erfüllt, daß er sie selbst wie Wunden an seinem Körper fühlte. Vor ihr auf den Knien liegend, hielt er die Frau in seinen Armen.

„Du liebst mich also?" fragte sie langsam und schläfrig.

„Ja," antwortete er. „Ja, ich liebe Dich . . . Gott soll mir helfen . . ."

„Es ist schade, daß wir nicht zusammen bleiben können," meinte sie in singendem Ton. „O — es ist sehr schade, daß Du mich so liebst . . ."

Er hob den Kopf.

„Willst Du fortgehen?" fragte er. „Willst Du mich verlassen? . . . Gib mir Antwort, Beryl."

Sie breitete die Arme auseinander und reckte sich.

„Ich glaube, daß es gut sein wird, wenn ich Dich verlasse," sagte sie. „Du wirst böse durch mich. O, Du wirst schlecht!"

„Was geht es Dich an?" fragte er, bitter genug. „Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich bereit bin, mehr für Dich zu tun?"

„Ja, so sagtest Du . . . Es war schön, als Du es sagtest . . . Aber Du wirst nicht Wort halten — o nein! Das würdest Du nicht!"

„Was willst Du, das ich tun soll?" fragte der Mann.

Sie gab keine Antwort. Flach auf dem Rücken liegend, die Arme über dem Kopf gekreuzt, hielt sie die Augen zur Decke des Zimmers gerichtet. Er starrte sie an. Er verfolgte das Heben und Senken ihrer Brust, die ruhig atmete, und sah das Schimmern ihres Haares, das sie gelöst hatte, weil er es liebte. Er drückte die Zähne in die Lippen. Jeder Tropfen seines Blutes tat ihm weh.

„Wenn Du tätest, was ich wollte," begann sie und sprach wie im Schlafe, „. . . o, es wäre schön . . . Du würdest reich werden — sehr reich. Wir würden zusammen in ein Land gehen, in dem es warm ist. Wir würden zusammen sein — immer zusammen. Ich würde mich schmücken für Dich. Ich weiß viele kleine Lieder, die ich singen würde, und ich kann auch tanzen. Du hast mich noch niemals tanzen sehen. Du würdest jeden Abend in meinen Armen einschlafen, und wenn Du aufwachtest, wäre ich bei Dir. Könnte das nicht schön sein?"

„Ja," murmelte er.

Sie löste ihre Arme und streichelte seinen Kopf.

„Wir würden ein schönes Haus haben und viele Diener. Wir würden so reich sein, daß es nichts gäbe, das wir uns nicht kaufen könnten. Und ich wäre bei Dir — ich wäre immer bei Dir . . ."

„Was willst Du, daß ich tun soll?" fragte der Mann.

Sie schob sich näher zu ihm hin. Sie legte die Arme um seine Brust.

„Komm!" sagte sie hauchend. „Ich will Deinen Kopf an meinem Herzen haben. Du sollst mir ganz nahe sein . . . Jetzt will ich es Dir sagen . . . Und Du mußt mir schwören, daß Du meine Bitte erfüllst . . ."

„Ja . . ."

„Du schwörst es mir?"

„Ja."

Sie beugte sich über ihn und flüsterte an seinem Ohr, so leise, daß ihre Stimme wie ein Hauch des Windes war: „Bringe mir den Vertrag, den Adrian Drost mit dem Sultan abgeschlossen hat . . ."

Palitzsch sprang auf — so heftig, daß er sie halb mit in die Höhe riß, und daß sie zurückfiel wie ein totes Ding.

„Oh —!" rief sie, glühend vor Zorn. Sie kniete in den Kissen.

„Ich habe Dich nicht verstanden," sagte der Mann.

Sie schüttelte ihr Haar auseinander, daß es über ihre Schultern fiel.

„O — Du hast mich verstanden — Du hast mich sehr gut verstanden! Und Du hast geschworen, daß Du tun wirst, was ich von Dir verlange . . . Du hast geschworen — vergiß das nicht!"

„Was soll ich Dir bringen —?" fragte er, die Fäuste an der Stirn.

„Den Vertrag, den Adrian Drost mit dem Sultan abgeschlossen hat . . ."

Ein heftiges Schluchzen preßte dem Mann die Kehle zusammen.

„Du bist wahnsinnig," sagte er, fast stammelnd. „Du sprichst von Dingen, die nicht vorhanden sind."

„Oh —!" entgegnete das Mädchen mit einer Kopfbewegung, die grenzenlos verachtete, „glaubst Du, daß in Deutschland etwas geschieht, das uns verborgen bliebe —?"

„Wem — uns?" fragte Palitzsch, die Fäuste sinken lassend.

Sie zögerte mit der Antwort. Sie sah ihn fest an.

„Uns," sagte sie, die Achseln zuckend.

Eine Ewigkeit von Sekunden verharrte der Mann bewegungslos und stierte auf das Mädchen. Ihre grünblauen Augen, in denen die ganze Frische und Kühle eines Sommermorgens am Meere war, hielten ihm aufmerksam und furchtlos stand. Mitten im Zusammenbruch all seiner Gedanken und Empfindungen blieb er sich der triumphierenden Nacktheit ihrer jungen Glieder bewußt.

Er drückte seine Hände in ihre Schultern und spürte die Glätte und zarte Wärme der Frauenhaut.

„Du stehst im Solde Deiner Regierung?" fragte er.

„Nun ja —!"

„Du bist eine Spionin — nichts weiter . . ."

„Das ist viel, my dear," meinte sie und lächelte mit zwinkernden Augen.

„Lache nicht — Du . . .!" sagte der Mann, sich über sie beugend. Das Röcheln, das ihm aus der Brust heraufdrang, wurde zum Stöhnen. In einem fürchterlichen Zittern, das ihn überfiel, rüttelte er die Frau, die unter seinen Fäusten lag, mit.

„Im Auftrag derer, die Dich bezahlten, also hast Du Dich mir in den Weg gestellt . . . Für verfluchtes Geld hast Du vor mir gelacht und geweint, hast Du Dich an mir festgesogen und mir das Blut und das Hirn zersetzt, hast Du Dich mir hingegeben und mich zum Hunde gemacht, der auf Deiner Fährte läuft. . . . Und schlau und verworfen, wie Du bist, hast Du Dich zweimal bezahlen lassen — steckst das Geld der Agentin und der Dirne ein und ließest mir keine Ruhe mit Fordern und Fordern und dreifachem Verweigern, bis ich zum Dieb und zum Betrüger wurde für Dich . . . Was soll ich nun mit Dir anfangen, Du Geschöpf —?"

„Du tust mir nichts," antwortete das Mädchen schläfrigen Tones.

„Bist Du dessen so sicher? Du sollst Dich täuschen . . . O ja — ja, Du kennst die Macht, die Du über mich erlangt hast. Aber Du hast sie überschätzt, und das war ein Fehler . . . Menschen wie Dich soll man unschädlich machen, und ich werde, bei Gott, dafür sorgen, daß es geschieht!"

„Willst Du mich anzeigen?" fragte das Mädchen, ohne sich zu rühren.

„Du wirst es ja erleben . . . Steh' auf! Ich mag Dich da nicht mehr sehen!"

„Lieber Freund, in dem Augenblick, wo ich vor der Polizei stehe, werde ich ihr einen kleinen Wink geben, und ich hoffe, sie wird ihn verstehen. Aber das wäre nicht gut für Dich . . ."

„Was für einen Wink —?"

„Du wirst es ja erleben," wiederholte sie halb singend.

„Was für einen Wink —?" fragte der Mann und trat auf sie zu.

Mit der Spannkraft einer Stahlfeder war sie auf den Füßen.

„O — nimm Dich in acht!" rief sie. „Willst Du mich schlagen?"

„Nein," sagte er verhalten. „Sei ganz unbesorgt . . . Ich rühre Dich nicht an . . . Aber ich will eine Antwort haben . . . Was für einen Wink — willst Du der Polizei geben —? Nun . . . ?"

„Ich werde sie auffordern, my dear, Dich zu fragen, warum Du Dich seit einiger Zeit Ernst Palitzsch nennst, und auf welchem Wege Du Dir die falschen Papiere verschafft hast, mit denen Du Dich in Deutschland meldetest . . ."

Es war kein menschlicher Laut mehr, mit dem der Mann antwortete. Aber er erstickte ihn halb zwischen seinen eigenen Fäusten.

„Das ist erlogen!" schrie er.

„Warum sagst Du das?" fragte sie fast traurig. Sie schüttelte den Kopf. „Du brauchst Dich nur anzusehen, um zu wissen, wie sehr Du Dich verraten hast . . ."

Er entgegnete nichts. Er stand eine Weile wie gelähmt. Dann setzte er sich, stemmte die Ellbogen auf die Knie und legte die Stirn in seine Hände. Sein Haar war feucht.

Das Mädchen betrachtete ihn eine Weile, ohne zu sprechen. Sie begann im Zimmer hin und her zu gehen. In dem halblauten und oft unterbrochenen Summen, das dabei von ihren Lippen kam, lag etwas von dem entnervenden Stumpfsinn einer Stubenfliege.

Zuletzt blieb sie neben dem Manne stehen und fing zu reden an. Ihre Worte kamen vorsichtig und prüfend. Sie sprach sehr leise.

„Das ist sicher, my dear — sie arbeiten gut bei uns. Sie irren sich selten. Und sie wissen immer den besten Weg, der zu einem Ziele führt, und wenn sie ihn wissen, schlagen sie ihn auch ein. Wir wußten um den Vertrag, den Adrian Drost mit dem Sultan geschlossen hat . . . Woher? — Ich weiß nicht . . . Unsere Agenten in Südafrika pflegen alles zu erfahren. Das ist ihr Beruf, und sie werden sehr gut bezahlt dafür. O — ich bin sicher, Deutschland wird in der Welt nie etwas erreichen, solange es so wenige und so schlecht bezahlte Agenten im Ausland hat . . . Sagtest Du etwas?"

Der Mann rührte sich nicht. Sie streckte eine Hand aus und strich mit einem Finger behutsam über seine Schulter.

„O — Du tust mir so leid," sagte sie mit der Betrübnis eines Kindes. „Ich kann mir denken, wie es nun in Dir aussieht . . . Ich bin nicht herzlos, wie Du glaubst . . . Soll ich Dir sagen, wie es gekommen ist? — Es ist jemand zu mir gekommen und hat gesagt: Hören Sie, Miß Dodge, wir brauchen das und das Papier. Es ist nicht käuflich, denn sein Besitzer ist reich. Wir müssen es auf anderem Wege erreichen. Durch seinen Geheimschreiber. O — sie hatten Dir gut nachgespürt — sie wußten alles. Du hattest Wechsel gefälscht und viel Geld unterschlagen, und alles das für eine Frau. Du liebtest die Frauen . . . Man sagte mir: Well, Miß Dodge, sie werden diesen Mann dazu bringen, daß er den Vertrag, den wir

haben müssen, aus dem Safe seines Herrn entwendet. Wir werden Sie und ihn glänzend bezahlen . . . My dear, sie werden Dir anbieten, in unsere Dienste zu treten . . . Wirst Du es tun?"

Der Mann erwiderte nichts. Sie fuhr fort:

„Du bist traurig . . . Ich möchte Dir helfen. Wir wollen miteinander sprechen. Wir wollen zwei vernünftige Menschen sein . . . Was willst Du mit Deinem Leben anfangen? Du kannst nicht umkehren — Du mußt weitergehen . . . Meinst Du nicht? — Wenn Du mich angreifst, muß ich mich wehren. Das siehst Du ein, nicht wahr? Und wenn Du meine Bitte nicht erfüllst und mit dem nächsten Tage das Schriftstück nicht in meinen Händen ist, dann habe ich meine Sache schlecht gemacht und muß fortgehen. Dann trennen wir uns, und Du siehst mich niemals wieder . . . Kannst Du das, my darling? — Liebst Du mich nicht? Liebst Du mich nicht so sehr, daß Du für mich gestohlen hast —? Du hast viele häßliche Worte zu mir gesagt . . . Ich vergesse sie alle. Denn siehst Du, ich liebe Dich auch . . . Ich bin ja Dein . . . Ich will bei Dir bleiben . . . O, wir wollen zusammen leben, wie Du es manchmal geträumt hast. Dann lachte ich Dich aus . . . Aber jetzt lache ich nicht mehr . . . Jetzt liebe ich Dich, und ich bin traurig . . . Sieh mich an, my dear — sieh mich doch einmal an!"

Er schüttelte den Kopf.

„Lüge . . . alles Lüge . . .," murmelte er.

„Ja," sagte sie betrübt, „ich habe Dich belogen — aber jetzt nicht . . . Ich sage Dir die Wahrheit: Ich liebe Dich . . . Komm, nimm mich in Deine Arme! Mir ist kalt . . ."

Mit einer bewußtlosen Gebärde ließ der Mann die Hände sinken und richtete sich auf. Er schien das Mädchen nicht zu sehen; seine leeren Augen starrten vor sich hin. Sie legte die Arme um seinen Nacken und duckte sich in seinen Schoß, und er, von der Gewohnheit der Liebe unterjocht, zog sie an sich. Aber als er ihre Nähe gleichsam wiedererkannte, kam zwischen seinen geschlossenen Zähnen ein Laut hervor, unter dem sie in sich selbst zusammenkroch.

„O," sagte sie jammernd, „mir tut es weh, wie Dein Herz schlägt! Sei nicht so verzweifelt, my dear — my dear! Laß mich nicht fallen — halte mich fest! Hör' mich an? Ich will Dir sagen, was Du tun mußt! Es ist nur noch ein Schritt, siehst Du — dann ist es vorüber, und Du bist ganz frei, und Du hast mich ganz und für immer, für immer, my dear . . . Glaubst Du, Dein Herr würde nicht merken, daß Du ihn bestohlen hast? Bist Du sicher, daß er es nicht jetzt schon weiß? Und wenn er den Diebstahl entdeckt, was dann? — Glaubst Du, er könnte jemals wieder Vertrauen zu Dir haben? Und möchtest Du bei einem Manne bleiben, an dem Du zum Verbrecher geworden bist, und ständig seine stumme Großmut fühlen, die Dich nicht fortjagt, um Deiner desto sicherer zu sein? Wäre das noch ein Leben für einen Mann? Wäre das nicht schlimmer als der Tod?"

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände, zog sich an ihm empor und flüsterte: „Du hast den Schlüssel zu seiner Wohnung; der Pförtner kennt Dich; es ist nichts Seltenes, daß Du spät noch zu Deinem Herrn hinaufgehst; er wird Dich ungestört durchlassen. Du hast die Schlüssel und das Wort zum Safe. Es ist ein Griff — nicht mehr. Dann hast Du das Blatt . . . Du bringst es mir und wir gehen fort . . . Morgen früh sind wir über die Grenze — morgen abend auf einem englischen Schiff. Uebermorgen bist Du ein reicher Mann und hast eine glänzende Stellung . . . Ist es Deiner würdig, ewig nichts anderes als die schreibende Hand eines anderen zu sein? Drüben, siehst Du, bist Du Dein eigener Gebieter die Welt steht Dir offen — und Du lebst mit mir . . . Es ist nur ein Schritt my love, my darling, und Du tust ihn auf dem Weg zur Freiheit, zum Reichtum und zum Glück . . ."

Der Mann stand auf und ließ das Mädchen zu Boden gleiten. Sie blieb im Kauern neben seinem Stuhl. Ihre Augen folgten ihm; sie klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne.

Er ging im Zimmer auf und ab, die Fäuste an den Schläfen. Das Ticken einer Uhr wurde zudringlich laut. Sonst war es vollkommen still.

Zuletzt erhob sich das Mädchen und tat ein paar Schritte.

„Wo willst Du hin —?" fragte der Mann, sich umwendend.

Sie lächelte traurig.

„Fort," antwortete sie. „Was soll ich noch hier? Du liebst mich nicht. Du willst es nicht tun . . ."

„Und wann kommst Du wieder?" fragte er und starrte sie an.

„Niemals."

Er öffnete die Lippen, aber es kam kein Laut darüber. Er wischte sich den Schweiß von den Schläfen.

„Warte," sagte er. „Warte hier . . ."

„Oh —!" rief sie, in einem glühenden Triumph die Arme hebend.

Er schob sie mit der Faust zurück. Ohne sie noch einmal anzusehen, nahm er seinen Hut und ging aus dem Zimmer.

VIII.

Dr. Tafelder war der Einladung Adrian Drosts, mit ihm zu Abend zu essen, gefolgt. Sie hatten sich in der Stadt getroffen und bis nach Mitternacht zusammengesessen. Adrian Drost begleitete den Arzt nach Hause.

„Nein," sagte Tafelder, das Gespräch aus den vier Wänden mit auf die Straße hinausnehmend, „da haben Sie mein dickes Fell gewaltig unterschätzt, lieber Herr! Ich kann es mir, Gott sei Dank, leisten, meine Mitmenschen zu ärgern, bis sie blau werden. Es soll mir eine Himmelswonne sein, das Blindenheim, das Sie gründen wollen, unter meine Fäuste zu nehmen. Sie haben politische Pläne?"

„Ja."

Dr. Tafelder lachte vor sich hin.

„Sie sind, hol' mich der Deibel! eine herzerquickende Erscheinung. Vielleicht gelingt Ihnen, was Sie tun wollen. Ich glaub's nicht. Aber ich würde mich, verdammt und verflucht, aufrichtig darüber freuen . . . Und hier wohne ich, Gott sei's geklagt. Schönen Dank und gute Nacht, Herr Drost! Kommen Sie gut nach Hause!"

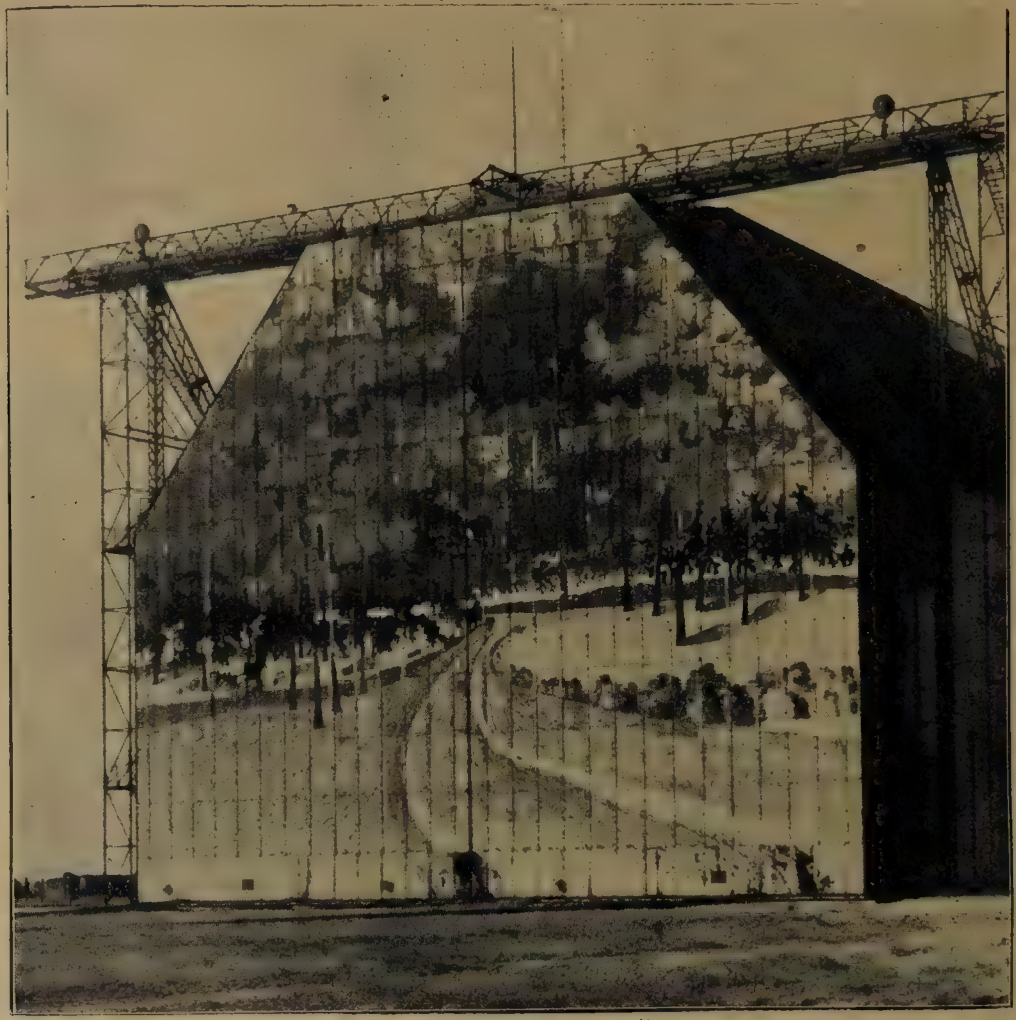
„Danke," sagte Adrian Drost lächelnd.

Er fuhr in einem Auto nach seiner Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)



Der neue österr. Ministerpräsident Dr. Max Frhr. v. Hussarek.



Eine unserer Luftschiffhallen, die zum Schutz gegen Fliegersicht mit einer Landschaft bemalt ist.



Der Führer der neuen Entente-Offensive, General Fayolle.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: al — an — bal — brück — chi — chro — de — del — di — ei — er — erb — fel — ga — gu — he — klit — la — lah — land — lik — ma — me — ne — no — or — ra — ri — se — sim — son — su — te — ter — ti — tor — tra — uh — sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Geibelsches Zitat ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Staatsmann, 2. Gottesname, 3. niederländische Insel, 4. griechischen Philosoph, 5. modernen Maler, 6. Hülsenfrucht, 7. Südwein, 8. Kraftmensch, 9. Gebäck 10. Gebirge, 11. italienischen Aufrührer, 12. Meeresbildung, 13. deutschen Dichter, 14. Planet, 15. Zeitmesser.

Frommer Wunsch.

Ich nähm' zu meiner Seele oh und Heil
An einer al der Gläubigen gern teil,
Ach il doch meiner demutvollen Bitte,
In meiner Heimat herrscht die fromme Sitte.

Der gerettete Held.

Den Kopf verlor der Held
Für uns're Damenwelt;
Gibt er den Kragen auch darein,
Wird er wieder oben sein.

Das beraubte Land.

Nimm der Bekränzung Anfang sowie Schluß:
Es bleibt ein Land, das viel erdulden muß.

Auflösungen aus Nr. 30.

Silben-Rätsel: „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein." Goethe, Westöstlicher Divan.

1. Jalousie, 2. Unktion, 3. Gulasch, 4. Elbe, 5. Nervi, 6. Demut, 7. Inkasso, 8. Sandwich, 9. Terpentin, 10. Tarnkappe, 11. Romanow, 12. Undine, 13. Nagasaki, 14. Konstantin.

Glückliches Leben: Harm—o—nie.

Schneller Weg zum Reichtum: Bahnknoten, Banknoten.

HUMOR

„Haben Sie die Rechnung bei Herrn Meier einkassiert?" — „Nein, ich konnte ihn nicht finden. In dem Hause wohnen vier Meier, drei haben gesagt, sie wären Ihnen nichts schuldig, und der vierte hat mich hinausgeschmissen." — „Das ist der rechte! Gleich gehen Sie noch 'mal hin und präsentieren ihm die Rechnung!"

*

„Papa, was ist ein Sklave?" — „Ein Sklave, mein Sohn, ist ein Mann, der eine Frau und drei erwachsene Töchter hat!"

*

Unteroffizier (bei der Ausbildung): „Kulicke, Sie sind das reine Kamel, es fehlen Ihnen bloß die Hörner!"

*

„Na," sagte der Anwalt, „ich werde mein Möglichstes tun, damit Ihnen Gerechtigkeit widerfährt." — „Aber, ich will gar keine Gerechtigkeit," rief der Klient zornig aus, „ich will meinen Prozeß gewinnen."

*



Der verkannte Schlafanzug.

Das neue Dienstmädchen: „Was ist denn das?"
Hausfrau: „Das trägt der Herr in der Nacht."
Mädchen: „Ja, müssen wir denn den Anzug nicht wieder ins Gefängnis zurückschicken?"

„Denken Sie bloß, was mir auf der Fahrt nach Kiew passiert ist. Ich sitze im Coupé allein mit einem Russen. Auf einmal legt der die Füße auf meinen Schoß, schläft ein und bleibt zwei Stunden so liegen." — „Ja, haben Sie ihn nicht aufgeweckt?" — „Wie konnte ich denn? Ich verstehe ja kein Wort russisch."

*

Angestellter: „Verzeihen Sie, daß ich gestern nicht kommen konnte; hatte mir anscheinend den Magen verdorben, konnte den ganzen Tag nichts essen." — Chef: „So, das hätten Sie auch hier im Geschäft besorgen können."

*

— „Also: Zehn Mark oder drei Tage Haft! Was wollen Sie lieber?" — „Wenn's Ihnen gleich ist, nehme ich das Geld!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

11. August
1918
Nr. 32
27. Jahrgang.

Berliner
Illustrirte Zeitung
Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller



Patrouille.

Gemälde von Angelo Jank aus der Ausstellung der Münchener Sezession.



Kerenski in London.
Der russische Ex-Minister bei seiner Ansprache an die Konferenz der Arbeiter-Partei.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)



Der neue Chef des Admiralstabs
Admiral Scheer.

Moderne Geisterschiffe.

Mit der langen Dauer des Krieges ist die „Mimikry", das Schützen gegen Feindessicht im Felde, immer mehr ausgebildet worden. Besonders unsere Gegner haben diesen Zweig der modernen Kriegführung zu einer regelrechten Wissenschaft ausgestaltet. Zu den ersten Anfängen der Mimikry-Technik gehört das Anpassen der Uniformfarben an das Gelände, aber dabei ist man nicht stehen geblieben. Man hat späterhin nicht nur die großen Kanonen mit Netzen bedeckt, in deren Maschen künstliches Laub eingeknüpft ist, damit das Geschütz von weitem wie ein Gebüsch aussieht und von dem erkundenden Flieger nicht bemerkt wird, man hat auch kleinere Kanonenrohre mit farbigen bunten Flecken bemalt, damit sie sich von dem blauen von Wölkchen durchzogenen Firmament möglichst wenig abheben. Und Flugzeuge und Luftschiffe werden zu dem gleichen Zweck mit farbigen Streifen und Wolkenzeichnungen versehen. Nun haben neuerdings die Engländer die Mimikry zur See eingeführt. Da alle ihre vielgerühmten Abwehrmaßregeln gegen U-Boot-Angriffe doch nicht so ganz unfehlbar zu sein scheinen, haben sie als neuesten Schutz gegen die Torpedierung ihre Schiffe mit Flecken und Streifen bemalt, so daß man bei deren Anblick fast den Eindruck empfängt, Gemälde eines übermodernen futuristischen Malers vor sich zu haben. Diese Bemalung, die oft phantastische Formen annimmt, soll bewirken, daß die herannahenden Schiffe durch die die See absuchenden Periskope unserer U-Boote nicht gesehen werden und auf diese Art der drohenden Versenkung entrinnen. Die bisher veröffentlichten Versenkungsziffern zeigen jedoch, daß auch diese neueste Methode keine Erfolge zu erzielen vermocht hat.



Moderne Geisterschiffe: Englisches Handelsschiff mit der bunten Flecken- und Streifen-Bemalung zum Schutz gegen Feindessicht.

Die feindlichen Fliegerangriffe auf nicht-militärische Ziele in Westdeutschland







Die „Erfolge" der feindlichen Fliegerangriffe in den friedlichen Städten Westdeutschlands.
In Mannheim: Zerstörtes Wohnhaus. In Trier: Völlige Zerstörung des Provinzial-Museums. In Ludwigshafen: Zerstörtes Wohnhaus.



Die ersten Bilder aus Moskau unter der Herrschaft der neuen Sowjet-Republik: Festzug am Tag einer sozialistischen Feier.



Vorbeimarsch des Zuges vor einer beim Kreml errichteten Tribüne.

Die ersten Bilder aus Moskau, der Hauptstadt der neuen Sowjet-Republik.



Gräber von Revolutionären an der Mauer des Kreml in Moskau.



Der Hochalpenkrieg gegen Italien: Brücke am Schrütterhorn.
Phot. Lt. Kauschka.

DER HOCHALPEN-KRIEG GEGEN ITALIEN

Dreitausend und noch mehr Meter hoch zieht sich die österreichisch-ungarische Front gegen Italien in den Hochalpen hin. Von der Dreisprachenspitze bis zum Caré alto — auf diesem Hunderte Kilometer langen Stück vereister Grate und vergletscherter Flächen wehren Oesterreich-Ungarns Soldaten nun schon über drei Jahre lang dem italienischen Feinde den Einbruch nach Tirol. Ein hartes Stück kriegerischer Arbeit und ein bitterer Kampf, allzu reich an furchtbaren Mühen, schlimmen Strapazen und bittersten Entbehrungen. Für die in den Gebirgsländern Heimischen, die von frühester Kindheit an mit der Eigenart der Lebensführung in den Hochalpen vertraut sind, für die mag der Beginn des Krieges gegen Italien wohl die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches gewesen sein. Aber was bedeutet die 3000 Meter hohe Front solchen Kriegern, die vor den Pfingsttagen 1915 niemals das flache Land verlassen hatten und die sich von Firnen und schwindligen Schneiden gar keine Vorstellung machen konnten! Da führt sie der Eisenbahnzug in ein enges Tal, dann wandern sie aufbepackt und



Hundeschlitten im Gebrauch bei den Gebirgstruppen.
Phot. Lt. Kauschka.

schwer keuchend durch hochstämmige Wälder, dann steigen sie durch Legföhren und Krummholz hinauf in die baum- und pflanzenlosen Kare und Schutthalden, und dann treten ihre Füße den ewigen Schnee und das ewige Eis zerklüfteter und spaltenreicher Gletscher. Und da oben müssen sie nun bleiben — Tage, Wochen, Monate und — wie die Erfahrung lehrt — Jahre lang. Lange Zeit währt es, bis Unterstände gezimmert oder den Felsen abgerungen werden. Und lange Zeit währt es, bis die neu aufgerichteten Unterstände wohnlich eingerichtet sind. Es gilt ja schon als eine Erlösung, sobald ein Seilaufzug oder eine Seilbahn einen Teil der immer wieder und unauf-



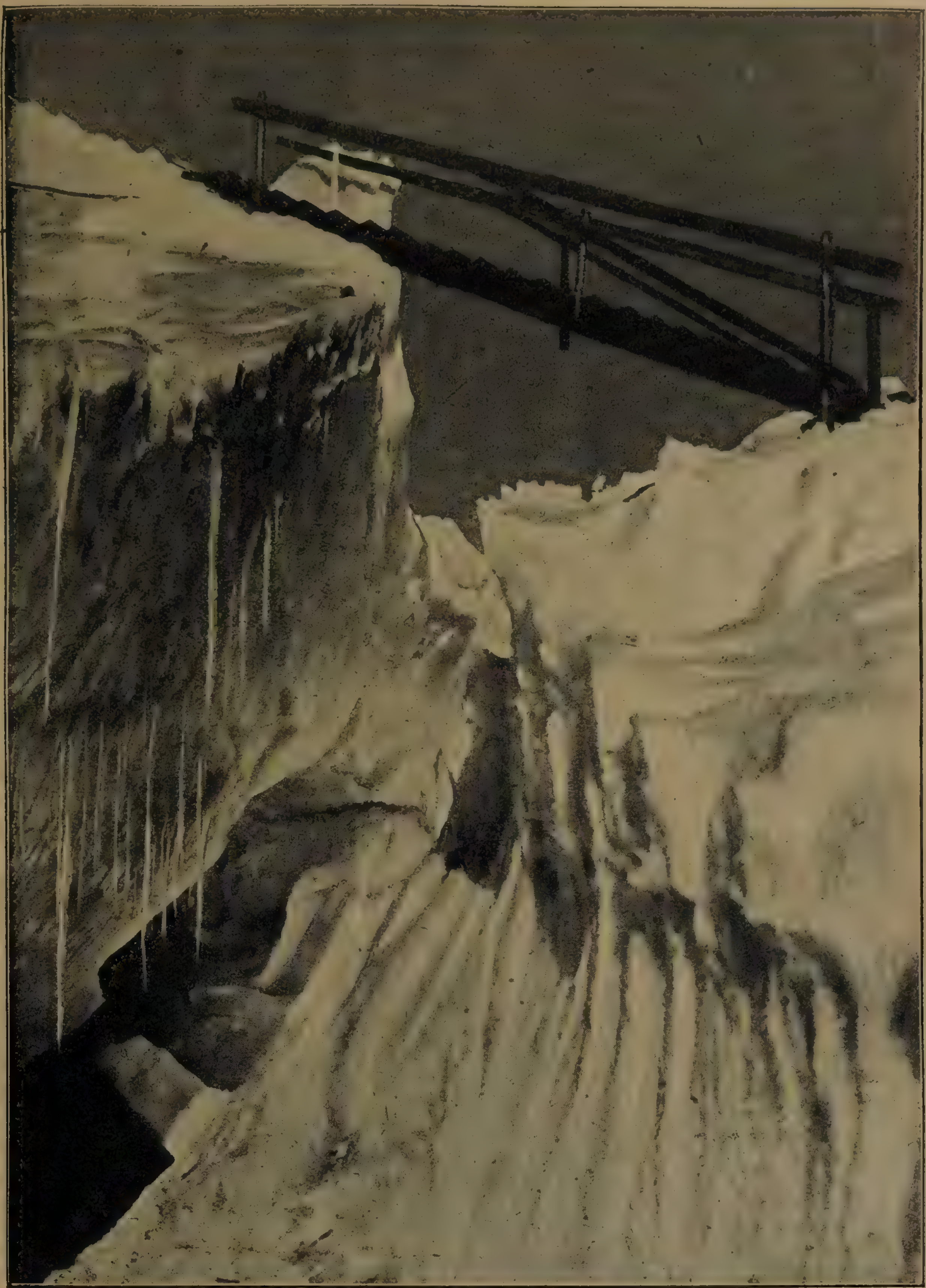
7-Centimeter-Geschütz auf dem Monte Cevedale nach einem Schneesturm. Phot. Lt. von Romeiser.

hörlich hinaufzuschaffenden Lasten von den breiten Schultern der schier unmenschlich schwer arbeitenden Träger in seine Kiste auflädt. Das Essen, die Munition, Werkzeuge und Geräte, das Material für den Stellungsbau, Holz zum Zimmern und Holz zum Heizen, Benzin für die Motoren der Seilbahnen und Petroleum für Lampen der Baracken, Arzneien und Verbandstoffe, Einrichtungsgegenstände, die tägliche Post — noch ist die Liste keineswegs vollzählig angeführt — dies alles muß und soll hoch hinauf, und nichts von all dem darf vergessen oder vernachlässigt werden. Denn kommen einmal die Schneestürme, und brechen einmal die entfesselten Gewalten des Hoch-



Vom Hochalpenkrieg gegen Italien:
Hotel Ferdinandshöhe am Stilffer Joch gegen Forcola.
Phot. Feldw. Zungg.

gebirgswinters los, dann währt es oft nur wenige Stunden, und es sind solche Schneemassen geworfen, daß weite Gebiete für etliche Wochen von jedem Verkehr vollkommen abgeschnitten sind. Das Toben der Stürme zertrümmert die Telephonleitungen, und so gibt es keine Möglichkeit, eine Verbindung mit tiefer unten liegenden Vorratslagern aufrecht zu halten. Patrouillen werden wohl ausgeschickt, aber sie müssen von Glück sagen, wenn sie nicht von einer Lawine fortgeschleudert und in ihren unermeßlichen Schneemassen zerstampft werden. Nur die Mutigsten und Bewährtesten werden ausgeschickt, und glückt es ihnen, doch wieder eine Verbindung herzustellen, dann



Gletscherspalte und Brücke auf dem Schrütterhorn.
Phot. Lt. Kauschka.

atmen alle die auf, die in der gräßlichen Vereinsamung der Winternächte die fürchterlich lange Zeit bangen mußten. Es sind ja Väter und Söhne und Gatten, und da hocken sie in den schneeverschütteten Unterständen beieinander und grübeln darüber nach, was wohl ihre Lieben zur gleichen Zeit machen mögen. Sie sehen nur sich selbst und sie hören nur sich selbst — aber von unten und aus der Heimat, da kommt keine Nachricht, da kann keine Nachricht kommen! Es ist ein hartes Stück kriegerischer Arbeit da oben, ein bitterer Kampf, reich an furchtbaren Mühen, schlimmen Strapazen und bittersten Entbehrungen.

Dr. Robert Konta,
k. k. Leutn. im Kaiserschützen-Regt. III.



Panorama aus dem Gebiet des Hochalpenkrieges gegen Italien. Phot. Lt. Amanshauser.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBO

11. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Auf seinem Schreibtisch fand Adrian Drost eine Depesche von Lili vor: „Wann kommst Du wieder? Bin seit zwei Tagen ohne Brief."

Daneben lag ein Zettel seiner Wirtin mit der Nachricht, daß er gegen neun Uhr von Köln aus angerufen worden sei. Herr Drost würde gebeten, den Anruf morgen im Laufe des Tages zu erwidern.

Sie wird die Perlen bekommen haben, dachte der Mann.

Er nahm ein Buch aus dem Schranke und ging zu Bett. Kongo legte sich, wie es seine Gewohnheit war, auf den Teppich neben ihm. Nach einer halben Stunde löschte Adrian Drost das Licht und schlief sehr bald ein.

Er erwachte, ohne zu wissen, was ihn geweckt hatte. Dennoch war er sich bewußt, daß sein Erwachen kein zufälliges gewesen sein konnte. Der Nachklang irgendeines Geräusches lag ihm im Ohr. Es war noch vollkommen dunkel im Zimmer. Aber das Stück des Himmels, das durch die beiden Fenster hereinblickte, hatte schon die bleiche Dämmerung der ersten Frühe.

Adrian Drost griff nach der Uhr. Das Leuchtzifferblatt zeigte zwanzig Minuten nach drei.

Der Hund knurrte leise.

Im selben Augenblick wußte Adrian Drost, daß er dieses Knurren schon einmal gehört hatte, und daß es dies gewesen war, was ihn weckte.

Er schaltete die Nachttischlampe ein.

Der Hund lag nicht mehr auf dem Teppich. Er stand an der Tür zum Nebenzimmer und hielt die Nase tief gesenkt. Er wedelte ein wenig.

Adrian Drost stand auf und zog den Bademantel an. Er schaltete das Licht aus und ging nach der Tür. Er öffnete sie völlig geräuschlos. Der Hund lief an ihm vorbei ins Zimmer hinein.

Vor dem Safe, der neben dem Schreibtisch stand, kniete ein Mann am Boden, auf dem eine kleine, schwach brennende Taschenlampe lag. Bei dem Licht, das sie spendete, versuchte der Mann, den Inhalt eines großen Briefumschlags zu sichten. Seine Hände waren dem Licht sehr nahe.

Eine dieser Hände berührte der kleine schwarze Hund mit seiner Schnauze.

Der Mann schrie auf.

Er fiel vornüber, schlug mit der Stirn gegen die stählerne Tür des Schrankes, die offen stand, und taumelte in die Höhe.

Die Lampe an der Zimmerdecke flammte auf.

„Sie sind es," sagte Adrian Drost.

Er sagte es in einem grenzenlosen Erstaunen ...

Die Augen von Ernst Palitzsch irrten über den Schreibtisch. Sie schienen etwas zu suchen, das sie nicht fanden.

„Geben Sie mir das Papier," sagte Adrian Drost, die Hand ausstreckend.

Palitzsch hob es auf. Er schwankte wie ein Betrunkener. Er lehnte sich gegen den Schrank.

Adrian Drost trat auf ihn zu und nahm das Blatt aus seinen schlaffen Fingern. Er sah seinem Schreiber ins Gesicht.

„Sie müssen sich setzen," sagte er.

Palitzsch rührte sich nicht. Sein Mund stand offen. Das Haar klebte an seiner Stirn. Ueber seine Schläfen sickerten die Tropfen.

„Was wollten Sie mit diesem Vertrag, Palitzsch?" fragte Adrian Drost. Er schob das Papier in den Umschlag zurück, legte es in das Fach, verschloß den Schrank und stellte die Sicherung auf ein neues Wort.

„Wollen Sie mir keine Antwort geben?"

Die Augen des Mannes, die zwei Wunden glichen, richteten sich langsam auf ihn. Er schwieg.

Adrian Drost schob ihm einen Stuhl hin und setzte sich.

„Sie müssen nicht so stehenbleiben," meinte er sanft. „Sie verschwenden damit zuviel Kraft. Ich will kein Verhör mit Ihnen anstellen, Palitzsch. Aber wir müssen doch versuchen, Klarheit zwischen uns zu schaffen. Ich finde Sie hier in der Nacht; Sie haben das wichtigste Papier, das ich besitze, in der Hand. Jetzt stehen Sie mir gegenüber und bringen kein Wort heraus. Ich will nichts vermuten, ich will wissen. Was wollten Sie mit dem Vertrag, Palitzsch?"

„Ihn verkaufen," sagte der Mann.

Eine Pause trat ein.

„An wen?"

„An die englische Regierung."

Abermals war es still.

Adrian Drost stand auf und ging durch das Zimmer. Er strich sich mit der flachen Hand übers Haar und ließ sie im Nacken liegen. Er schüttelte langsam den Kopf.

„Das tut mir leid, Palitzsch," sagte er halblaut.

Der Mann am Schreibtisch rührte sich nicht.

„Wir sind in harten Tagen gute Kameraden gewesen. Manchmal waren wir am Ende unserer Kraft. Wir rissen uns zusammen hoch und gingen weiter. Ich habe Ihnen grenzenlos vertraut. Man hätte Sie bei mir verleumden können — es hätte mich nicht irregemacht. Ich hätte Ihnen mein Vermögen und mein Leben zu hüten gegeben und ruhig dabei geschlafen. Jetzt sagen Sie mir, daß Sie das Werk, das ich liebe, an den Feind verkaufen wollten. Palitzsch, wenn mir das ein anderer sagte, würde ich es nicht glauben. So muß ich es wohl ... Und es tut mir leid ..."

„Ich habe Sie auch bestohlen," sagte der Mann gewaltsam.

Adrian Drost wandte sich um.

„Brauchten Sie Geld?" fragte er. „Sie hätten es mir mitteilen sollen, Palitzsch. Ich hätte es Ihnen nicht verweigert. Ich wußte nicht, daß ich Sie nicht gut genug bezahlte. Sie haben jahrelang nicht die Hälfte Ihres Gehalts verbraucht ... War es für eine Frau?"

„Ja."

„Ah —!" Adrian Drost drückte die Lider zusammen. „Dann war es auch die Frau, die Sie dazu gebracht hat, den Vertrag zu stehlen."

Palitzsch antwortete nicht.

„Ist es eine Engländerin?"

„Ja."

Adrian Drost nahm seinen Weg durchs Zimmer wieder auf.

„Gut," sagte er. „Das ist immerhin wertvoll zu wissen ... Sie arbeiten bewunderungswürdig da drüben ... Kongo hat sich bezahlt gemacht ..."

Palitzsch richtete sich auf. Er hob seinen Hut vom Boden.

„Werden Sie mich sofort verhaften lassen?" fragte er fast gleichgültig.

Adrian Drost gab keine Antwort. Er blieb stehen und hielt den Kopf gesenkt. Schließlich kam er zurück und legte dem Manne beide Hände auf die Schultern.

„Palitzsch, warum haben Sie uns das angetan? ... Wie stehen wir beide nun voreinander ... Es handelt sich nicht mehr um mich. Es handelt sich um die Sache. Sie werden begreifen, daß ich die Sache nicht noch einmal durch zu großes Vertrauen gefährden darf."

„Ja."

„Also wir werden uns trennen. Es ist sinnlos, daß Sie mich fragen, ob ich Sie sofort verhaften lassen werde. Weder jetzt noch später ... Ich weiß noch nicht, was das Beste sein wird, das getan werden muß. Ich muß es mir in Ruhe überlegen können, und ich bin jetzt nicht ruhig ... Ich werde Ihnen Geld geben, genug, daß Sie Grund und Boden unter den Füßen haben. Vielleicht wird es ganz gut sein, daß Sie frei werden. Vielleicht hatte ich gar kein Recht darauf, Ihr Leben so mit meiner Arbeit zu verflechten. Ich bin mir jetzt nicht klar über all das. Aber ich vergesse nicht, was Sie in den schwersten Tagen für mich ertragen haben. Es wird durch diese Nacht nicht ausgeglichen, Palitzsch ..."

Der Mann erwiderte nichts. Er stand aufrecht unter dem leise rüttelnden Druck der Hände, die auf seinen Schultern lagen. Er sah mit seinen ausgebrannten Augen ins Leere.

„Gehen Sie nun nach Hause, Palitzsch," sagte Adrian Drost. Er ließ ihn los. „Morgen früh erwarte ich Sie. Sie werden kommen, nicht wahr?"

„Ja, Herr Drost."

„Kann ich mich darauf verlassen, Palitzsch?"

Palitzsch regte die Lippen. Er fuhr sich mit der Zunge darüber.

„Jawohl, Herr Drost," antwortete er.

„Dann — auf Wiedersehen, Palitzsch!"

... „Auf Wiedersehen, Herr Drost ..."

Palitzsch ging aus dem Zimmer.

Er ging die Treppe hinunter und aus dem Hause. Der Himmel rötete sich über ihm. Er legte den Weg nach seiner Wohnung fast laufend zurück und hatte die Zähne hinter den offenen Lippen zusammengebissen.

Er ließ die Haustür hinter sich offen, rannte die Treppen hinauf und schlug mit dem ganzen Körper gegen die Tür seines Zimmers, daß sie knallend aufsprang.

Beryl, die auf dem Ruhebette lag, stieß einen Schrei aus. Sie fuhr in die Höhe, die Hände in die Kissen stemmend.

„Nun —!" rief sie, „hast Du ihn —?!"

Die flatternden Lippen des Mannes formten irgendein Wort. Er schloß die Tür hinter sich. Seine Augen liefen durch das Zimmer.

Beryl sprang auf die Füße; sie lief auf ihn zu.

„Gib doch Antwort!" drängte sie und rüttelte ihn am Arm. „Hast Du den Vertrag —?"

„Ja," antwortete der Mann mit geschlossenen Zähnen. „Der Vertrag ist in Ordnung."

„Dann gib ihn her!"

„Sofort!"

Er ging zum Schreibtisch, riß das Mittelfach auf und griff hinein.

„Was tust Du?" fragte das Mädchen unwillkürlich.

Er drehte sich um.

Ihre gellende Stimme fuhr wie ein geschleudertes Messer durch die Luft.

„Nein, nein, nein —!"

Sie stürzte nach der Tür und riß sie auf.

Der Mann sprang ihr nach. Sein knirschendes Gebiß zermalmte ein rasendes Schimpfwort. Ohne zu zielen, feuerte er hinter dem fliehenden Mädchen her, ein-, zwei-, dreimal. Dem kurzen, scharfen Knallen antwortete kein Schrei, kein Stöhnen. Das Geräusch von gehetzten Sprüngen taumelte durch das Treppenhaus — hinunter ... hinunter ...

Eine schwere Tür fiel donnernd ins Schloß.

Ernst Palitzsch drehte sich schwerfällig um sich selbst. Er hörte Stimmen laut werden — Schritte.

Er hob den Revolver an die Schläfe und drückte ab. Er tat drei, vier Schritte ins Zimmer hinein und fiel.

Als seine Wirtin, von ihrem halbwüchsigen Sohn begleitet, hereinstürzte, hatte er bereits das Bewußtsein verloren.

Nach dem ersten sinnlosen Hin und Her des Entsetzens und der Empörung entschloß sich die Frau, Adrian Drost anzurufen, dessen Nummer ihr durch ihren Mieter bekannt war.

Eine Viertelstunde später traf Adrian Drost ein.

Man hatte den Sterbenden auf das Ruhebett gelegt. Er war noch immer ohne Bewußtsein.

„Schicken Sie nach einem Arzt," sagte Adrian Drost.

Seine Augen, die von einem zum andern gingen, scheuchten die Neugierigen aus dem Zimmer. Er blieb mit dem Sterbenden allein.

Er setzte sich neben ihn und legte seine Hand auf die Hand des anderen, der die Waffe entfallen war. Er rief ihn leise beim Namen. Aber Ernst Palitzsch hörte ihn nicht mehr.

Adrian Drost stützte den Kopf in die Linke und

saß still, die Augen auf die Züge des Sterbenden gerichtet. Ein einziger Blutstropfen hing an der rechten Schläfe, die ein bläuliches Mal zeigte, wie von einem schweren Schlag.

Nach einer halben Stunde kam der Arzt. Adrian Drost ging ihm entgegen.

„Helfen Sie ihm!" sagte er.

Der Arzt untersuchte die Wunde und zuckte die Achseln.

„Nun?" fragte Adrian Drost.

„Da ist nichts zu machen," sagte der Arzt.

Adrian sah sich im Zimmer um. Neben dem Ruhebett lagen zwei kleine, gestickte Pantoffeln mit hohen Hacken übereinander.

„Ich möchte ihn mit mir nehmen," sagte Adrian Drost.

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie ihn ruhig hier. Er würde es nicht überstehen. Er lebt keine Stunde mehr."

„Glauben Sie, daß er noch einmal zu sich kommt?"

„Das ist nicht ausgeschlossen."

„Verzeihen Sie," sagte Adrian Drost, „aber ich möchte Sie bitten, mich mit diesem Manne allein zu lassen."

Der Arzt hob den Kopf.

„Waren Sie mit ihm befreundet?" fragte er.

„Ja," sagte Adrian Drost.

Der Arzt ging aus dem Zimmer.

Es war Morgen geworden. Durch das unverhüllte Fenster schien eine klare und heitere Sonne herein. Ihre Strahlen glitten langsam von den Füßen des Sterbenden bis zu seinen Knien. Als sie seine Brust erreichten, wachte er auf.

Seine Augen gingen in die Irre. Sie fanden die Augen von Adrian Drost.

„Das war das Schlimmste, was Sie mir angetan haben, Palitzsch!" sagte Adrian Drost.

Ein merkwürdiges Lächeln ging über die Lippen des anderen. Die Verzerrung des Schmerzes löste sich darin auf. Mit einer Kraftanstrengung, als müsse er sein ganzes Leben aus den Angeln heben, griff seine linke Hand nach seiner Rechten, und diese beiden armen Hände schlossen sich über der stillen Hand von Adrian Drost, als wäre das die Erlösung.

So starb Ernst Palitzsch, um die sechste Morgenstunde.

Wenige Minuten nach seinem Tode kam die Polizei, die der Arzt benachrichtigt hatte. Adrian Drost erteilte ihr Auskunft. Das Begräbnis des Toten würde seine Angelegenheit sein. Der Grund des Selbstmordes war ihm unbekannt.

„Heute morgen ist auf der Straße vor diesem Hause ein Frauenzimmer verhaftet worden, das sich wie eine Verrückte gebärdete und unaufhörlich schrie, man wolle sie ermorden. Glauben Sie, daß diese beiden Ereignisse miteinander in Verbindung stehen?"

Adrian Drost hob die Schultern und ließ sie wieder sinken. „Das entzieht sich meiner Beurteilung," entgegnete er.

. . . In den Berichten, die von den Mittagblättern gebracht wurde, hieß es am Schluß:

„Der Verstorbene hat bis zu seinem Tode als Geheimschreiber in Diensten von Herrn Adrian Drost gestanden, der durch die originelle Stiftung eines Blindenheims als Dank für die Heilung seines Hundes, sowie durch seine Verlobung mit Fräulein Lili Küpers, der einzigen Tochter des Kölner Eisenbahnkönigs, bekannt geworden ist. Gerüchtweise verlautet, daß die Ursache zum Selbstmord des Palitzsch in einem mißglückten Diebstahlsversuch zu suchen sei, bei welchem es sich um die Entwendung wichtiger kolonialer Verträge aus dem Safe seines Herrn handelte. Man spricht sogar davon, daß eine fremde Großmacht hierbei die Hand im Spiele hatte. Sollte es sich herausstellen, daß diese Gerüchte sich zu Tatsachen verdichten, so würde sich die Oeffentlichkeit noch eingehender mit der Sache zu befassen haben."

Adrian Drost gab eine Depesche an den Staatssekretär des Reichskolonialamtes auf:

„Erbitte dringend Beschleunigung der Angelegenheit, da verstärkte Unternehmung von anderer Seite wahrscheinlich."

Am Abend desselben Tages traf die Antwort ein:

„Vorläufig aussichtslos. Erbitte Ihren Besuch in etwa vierzehn Tagen."

Nach dem Begräbnis von Ernst Palitzsch reiste Adrian Drost nach Köln.

IX.

Die Berichte über die Festlichkeiten bei der Hochzeit von Adrian Drost und Lili Küpers erschienen in den Zeitungen aller fünf Weltteile. Die Zeitschriften sämtlicher Sprachen brachten die Bilder des Brautpaares, der Festtafel und der Gäste. Es blieb unbekannt, wohin das junge Paar seine Hochzeitsreise zu machen gedachte — ein Umstand, der einiges Aufsehen erregte.

Auch blieb es nicht unbemerkt, daß der Mann, den Lili Küpers heiratete, weder Verwandte noch Bekannte zu haben schien. Er stand in Wahrheit unter einer Fülle fremder Menschen ganz allein, und nach dem Ausdruck seiner stillen Augen zu urteilen, redeten die Männer und Frauen um ihn her in einer Sprache, die er höchstens verstand, aber selbst nicht sprechen konnte. Er war schweigsam und ernst.

Am Abend nach der Hochzeit zogen Adrian Drost und seine Frau in das Haus, das der Vater seiner Tochter schenkte. Der Mann betrachtete die großen Räume, als wünsche er mit ihnen Frieden zu schließen, ohne selbst an die Möglichkeit zu glauben. Er durchwanderte das Haus allein, von niemand begleitet als von seinem Hunde. Und der Hund und die Frau liebten einander nicht.

Wer Lili Küpers als Braut gekannt und am Tage ihrer Hochzeit wiedergesehen hatte, dem mußte sie als ein Mensch erscheinen, der zum erstenmal seit Wochen wieder Atem holte. Die Art, wie sie in die Ehe trat, glich dem zugleich kühnen und wütenden Sprung über einen Abgrund. Es war keine Zaghaftigkeit in ihr und kein Bedenken. Sie ließ den Mann, dessen Frau sie geworden war, nicht aus den Augen; ihr Glück schien prahlerisch und fessellos zu sein. Der Triumph ihrer Schönheit war vollkommen. Wie ein Opal in allen Farben spielend, breitete sie ihr junges Weibtum dem Manne zum Teppich hin, vor Entzücken zitternd, wenn seine Hände nach ihr griffen, ruhelos in dem jagenden Wunsch, ihn mit ihrer Nähe, ihrem Duft und ihrer Glut so zu betäuben, so zu bewältigen, daß er zuletzt ermattend nichts anderes mehr zu denken und zu wollen vermochte, als sie.

Und dennoch unterlag sie.

(Fortsetzung folgt.)



Generalfeldmarschall v. Eichhorn †, der in Kiew einem Bombenattentat zum Opfer fiel.
Hofphot. Voigt.



Denkt an Lettow-Vorbecks Heldenschar in Afrika!

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha zu den Opfertagen für die Kolonial-Kriegerspende am 17. und 18. August.



Frhr. Leopold v. Andrian, der neue Generalintendant der Wiener Hoftheater.
Phot. Berl. Jll. Ges.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — al — ban — bi — ci — dä — de — des — dok — dü — e — e — er — furt — ga — gel — he — im — ir — le — lee — ma — man — mark — mor — na — ne — ne — ne — no — re — reif — ro — sam — sei — sel — tel — ter — tor — ur — ze — sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Heine ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Akademischen Grad, 2. Blume, 3. Stadt mit berühmten Blumenkulturen, 4. athenischen Feldherrn, 5. Papstname, 6. Schiff, 7. Vermählungssymbol, 8. Musik-Intervall, 9. Stadt in Posen, 10. Frauenname, 11. Teil des Fingers, 12. neutralen Staat, 13. Sandhügel, 14. Haustier, 15. Gedichtart, 16. Gespinstfaser.

Zwei Kerne in einer Schale.

Es liegt in einer Stadt im fernen Osten,
In Asiens unermeßlich weitem Rund,
Verborgen eine Göttin alter Zeiten
Und zweier Menschen heil'ger Bund.

Unschuldig.

Wir haben nicht das geringste verbrochen
Und werden gelegt, geschlagen, gestochen.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 31.

Silben-Rätsel: „Das hoechste Glueck hat keine Lieder." Geibel. 1. Delbrück, 2. Allah, 3. Sumatra, 4. Heraklit, 5. Orlik, 6. Erbse, 7. Chianti, 8. Simson, 9. Torte, 10. Eifel, 11. Garibaldi, 12. Lagune, 13. Uhland, 14. Erde, 15. Chronometer. — Frommer Wunsch: Wohlfahrt, Wallfahrt, willfahrt. — Der gerettete Held: Froben, Roben, oben. — Das beraubte Land: G—irland—e.

HUMOR

„Was heißt das eigentlich, Hans, daß Du immer ganz unten in der Klasse sitzt?"

„Das hat gar nichts zu sagen, Vater, es wird ja an beiden Enden dasselbe gelehrt."

*

„Wieso hast Du denn Deine gestohlene Uhr so rasch wieder gekriegt?"

„Der Idiot, der sie mir gestohlen hat, hat sie auf das städtische Versatzamt gebracht, da haben sie sie sofort wieder erkannt!"

*

Nachdem der Lehrer den Kindern erklärt, daß der Nutzen des Wassers auch darin bestehe, die Stoffe vor dem Verderben zu schützen, gibt er auch einige Beispiele. Butter, Fleisch, Blumen legt man ins Wasser und erhält sie frisch. Dann will er von dem kleinen Albert noch ein Beispiel hören, der weiß aber keines.

„Denk' doch nach," mahnt der Lehrer. „Was legt Deine Mutter am Abend ins Wasser, um es dann am Morgen recht frisch zu verwenden?"

„Ich weiß schon, Herr Lehrer," ruft Albert, „ihr Gebiß!"



Sommerfrische 1918.

„Um Gottes willen, bei Euch ist ein Mord passiert!"

„I wo! Die Mansarde ist für den Sommerfrischler zu klein und da steckt er immer die Beine zur Luke 'raus."

„Vater, kannst Du Deinen Namen schreiben, wenn Du die Augen zumachst?"

„Ja, gewiß, bring' mir ein Stück Papier, dann kann ich's Dir zeigen."

„Ich habe — mein Zeugnis da, willst Du's darauf probieren?"

*

Wir saßen im Gesellschaftszimmer einer Pension im Riesengebirge. Ein Herr aus dem Stande der Schnellverdiener war auch dabei. Einer sagte:

„Heiß ist es hier drinnen. Das Thermometer zeigt zwanzig Grad."

„Und draußen sind vier Grad Wärme," konstatierte ein anderer. „Man könnte ein wenig das Fenster öffnen."

„Na, hären Se," protestierte der dicke Blitzverdiener, „wenn Se nu die vier Grad auch noch 'reinlassen, dann werd' es doch da herinne noch wärmer?!"

*

Gustav ist zum erstenmal auf dem Lande und sieht sich die Schweine an. Als er sie grunzen hört, ruft er:

„Mutter, die Schweine sprechen — wie wenn Vater schläft!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
1 2 3 4 5 6 7

18. August 1918
Nr. 33
27. Jahrgang.

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Hindenburg Ludendorff

Phot. Bild- und Film-Amt.

Neueste Aufnahme Hindenburgs:
Der Generalfeldmarschall mit General Ludendorff auf dem Marktplatz in Brüssel.







Die soziale Umwälzung in Rußland, Straßenbilder aus St. Petersburg:
Ein Oberst des Zarenheeres als Zeitungshändler. Ein Beamter, der unter der monarchischen Regierung dem Auswärtigen Amt angehörte, als Zigarettenverkäufer. Ein Offizier als Straßenhändler. (Aus einer englischen Zeitschrift.)

DIE SOZIALE UMWÄLZUNG IN RUSSLAND.

Die politische Umwälzung in Rußland scheint auch eine vollständige gesellschaftliche Umwertung zur Folge gehabt zu haben. In welch elender finanzieller Situation die jetzigen Herren Rußlands zur Zeit der Zarenherrschaft sich meist befanden, ist bekannt. Jetzt aber sind es ihre einstigen Verfolger, die Not leiden. Ihr Glanz ist verblaßt, ihr Reichtum konfisziert. Von einem früheren Kriegsminister heißt es, daß er nun Straßenwärter sei. Und ein Mitarbeiter der „B. Z. am Mittag", der in Rußland lebt, erzählt: „Frühere Gardeoffiziere tun Cafés auf, in denen Fürstinnen bedienen und ihre selbstgebackenen Kuchen für 15 Rubel das Stück verkaufen. Damen und Herren aus der Gesellschaft beschäftigen sich mit dem Verkauf von Zeitungen." Andere sind glücklich, wenn sie Dienerstellen in den neuen amtlichen Büros finden. Aber dann gibt es auch solche, die, der Arbeit ungewohnt, jede nützliche Tätigkeit verschmähen und sich die Mittel zu gutem Leben auf verbrecherische Weise zu beschaffen suchen. Unter der Maske, Bolschewik zu sein, beraubt, wie der oben er-



Eine seltene photographische Aufnahme:
Amerikanisches Flugzeuggeschwader in keilförmiger Flugordnung an der Westfront.





Von der Tätigkeit unserer Seeflugzeuge im Sperrgebiet.

Ein auf See verbrennendes, von deutschen Seeflugzeugen zehn Seemeilen östlich von Yarmouth abgeschossenes englisches Großflugboot.

Einbringen einer Prise durch ein deutsches Seeflugzeug. Die Flugzeugbesatzung brachte den Segler mit dem Flugzeug in Schlepp am 2. Tage in einen deutschen Hafen ein.



Vom Begräbnis des Generalfeldmarschalls v. Eichhorn, der einem von der Entente angestifteten Bombenattentat zum Opfer fiel: Phot. A. Grohs.
Der Vertreter des Hetmans, der ukrainische General Seredin (links) und der ukrainische Gesandte Baron Steinheil (Mitte) im Trauerzug.

wähnte Gewährsmann weiter erzählt, gar mancher Sprößling aus guter Familie nachts als Bandenführer die reichen Leute, die es verstanden haben, ihr Hab und Gut zu retten oder gar durch Spekulation noch zu vermehren.



Malvy, früher französischer Minister des Innern, der wegen Hochverrats zu fünf Jahren Verbannung verurteilt wurde.



Das Begräbnis des Generalfeldmarschalls v. Eichhorn in Berlin:
Der Leichenzug auf dem Wege zum Friedhof. Phot. Hohmann.



Die Braut des „Möwe“-Kommandanten Grafen zu Dohna, Frau Hilda v. Laffert, die Witwe des gefallenen Korvettenkapitäns v. Laffert.

Reichtum verpflichtet!

Einige Ratschläge für neugebackene Millionäre. Illustriert von Fritz Koch-Gotha.

Schon der alte Grieche Anaximenes sagte: Noblesse oblige. Was, wie man in jedem Lexikon nachschlagen kann, heißt: Wenn Du reich wirst, so benimm Dir auch danach. Da nun aber der Krieg vielen Geschäftstüchtigen zu neuem Reichtum verholfen hat (allwo derselbe vordem noch nicht vorhanden war), so ist dieses schöne Wort des griechischen Weisen heute für Tausende und Tausende wieder ein Leitsatz, eine Richtschnur für die Lebensführung geworden. Immerhin ist es ziemlich schwierig, diesem Merkspruch mit Grazie nachzuhandeln. Und deshalb wird es gewiß von nicht wenigen mit Freuden begrüßt werden, wenn sie einige bescheidene Fingerzeige erhalten, wie sie denn das zu bewerkstelligen haben. Achte also auf Deinen äußeren Menschen. Kleide Dich so elegant, daß niemand daran zweifeln kann, daß Du ein feiner Mann bist. Wenn Dein Schneider zaghaft einen fingerbreiten Gürtel für das braun- und grünkarierte Jackett vorschlägt, dringe darauf, daß er ihn handbreit macht. Es sieht besser aus, und Du wirst sogar damit, wenn Du Glück hast, für eine Kinogröße gehalten werden. Lasse Dir nicht einreden, daß Schmuck tragen unmännlich sei. Gerade an der Größe, Gewähltheit und an der Zahl des Schmuckes erkennt man den echten Reichtum. Doch heißt es hier die Grenze genau innehalten. Mehr als acht Ringe auf jeder Hand kann leicht als protzenhaft empfunden werden. Für Frauen gibt es aber hierbei keine Grenze nach oben. Daß Deine Gattin sich modern kleidet, ist Ehrensache. Gerade die heutige fußfreie Tracht (die Großmutter als Enke!) wirkt besonders verjüngend für ältere Damen, schafft einen kleinen Fuß und macht schlank. — Wohne standesgemäß. Mietwohnungen sind unfein. Kaufe ein Landhaus. Oder lasse Dir ein solches bauen — schon weil es gute Beziehungen verrät, wenn Du im Kriege einen Privatbau aufführen kannst. Jedenfalls aber lasse umbauen. Zum mindesten. Deinen Bedürfnissen entsprechend und Deinem Geschmack. Der Architekt soll ja nicht darin wohnen. Nur so kannst Du versichert sein, einen originellen Bau zu erhalten, der von außen etwas hermacht und durch Türme, Erker und Bastionen schon von weitem auffällt. Aber selbst wenn Du nicht baust . . . einrichten mußt Du Dich . . . neu bis auf den letzten Kleiderhaken und auf den eisernen Dackelhund, der als Fußkratzer vor der Tür Wache hält. Ein Springbrunnen mit farbiger Beleuchtung auf der Diele ist todschick. Du hast die Wahl zwischen antiken und modernen Möbeln. Was nebenbei oft ineinander übergeht, indem die antiken Möbel meist modern sind. Und viele moderne Möbel heute nicht gerade antik, aber alt sind. Nach „Zeichnung" ist vornehm. Besser klingt jedoch: nach eigenen Angaben. Biedermeier und Empire nennt man Familienbesitz (sage: „meine Frau hängt so an dem Plunder"), auch wenn es ein Sündengeld gekostet hat und gefälscht ist. Louis's



Reichtum verpflichtet!
Du brauchst nicht gleich ein Kavalier zu sein, wenn Du Dich nur wie ein feiner Mann kleidest. Etwa so.



Dann mußt Du Dich standesgemäß einrichten. Folge nicht den Ratschlägen des Architekten, sondern nur dem eigenen Geschmack.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Reichtum verpflichtet! Es gilt öffentlich zu zeigen, daß Du es zu was gebracht hast. Wenn Du mit Deiner Gattin zum Rennen fährst, muß es so aussehen.

in jeder Stillage sind augenblicklich aus politischen Gründen nicht beliebt. Flämisch (gedrehte Säulen) sehr gefragt; ebenfalls deshalb aber in umgekehrter Richtung. Sammle! Nicht Briefmarken, Vogeleier oder Liebigbilder, sondern Kunst. Nenne nicht die Namen Lieber-, Haber-, Wouvermann u. s. f., sondern einfach die Preise der Bilder. Wenn Du aber Namen sagst, so füge immer ein „echter" hinzu. Ob das nun ein Pechstein oder Nathaniel Sichel ist. Zeige Dich möglichst viel und oft öffentlich, in Theatern, Konzerten, Lokalen, bei Rennen. Fehle nicht da, wo man sein muß. Die Leute sollen sich an Deinen Anblick gewöhnen. Wette auf Rennbahnen. Es ist ein Zeichen großzügiger Gesinnung. Meide das Spiel nicht, auch wenn Du Dich über den Verlust ärgerst. Es gehört dazu. Geh ab und zu mit einer Jagdflinte über die Straße und lasse Dir von einem Knaben einige Golfschläger auf Deinem Morgenspaziergang nachtragen. Hierzu Ledergamaschen. Sport ist wichtig und gibt Folie. Wenn Du Dich auch innerlich blau und grün ärgerst über die Preise des vornehmen Restaurants, erzähle von sagenhaften Lokalitäten, von vor dem Kriege, allwo überhaupt keine Preise auf der Karte standen. Verschnapp Dich aber nicht etwa und sage, daß Dir ein Eisbein in Deiner alten Stammkneipe „Zum gemütlichen Schlesier" damals besser schmeckte als hier die Brüsseler Poularde. Und vor allem eins, mein Sohn: Wo Du auch seist: schimpf auf die neuen Millionäre, diese ekelhaften Kerle, diese Knoten, die mit ihrem blöden Mammon von gestern nur gar nichts anfangen können, die keine Ahnung von der wirklichen Noblesse oblige haben . . . Schimpf, was die Lunge hergibt. Der oder jener glaubt's dann am Ende doch.

Gregor.



Einen Teil Deines Vermögens lege in Ringen an; 6—8 bringst Du leicht an jeder Hand unter.



Bei der Bestellung im Restaurant verlange immer nur „vom Besten". Nenne keine Namen. Sonst passiert es Dir, daß Du auf die Frage des Kellners, welchen Likör Du willst, „Gorgonzola" antwortest, und Deine Frau Dich mit der Erklärung zurechtweist, daß Gorgonzola kein Likör, sondern der berühmte Romandichter sei.



Nur bei einer Gelegenheit kannst Du vergessen, daß Du ein feiner Mann bist: mußt Du zur Steuerbehörde gehen, dann zieh Dich wie früher an.

Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

12. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Wenn Lili in solchen Stunden mit noch halb bewußtlosen Augen die Augen des Mannes suchte, dann fand sie in ihnen die Zärtlichkeit eines Dankes, der fast schmerzlich war, die Stille unerschütterten Selbstbesitzes und einen wartenden Ernst. Niemals die Erfüllung. Und niemals Unterjochtheit. Und als die Frau erkannte, daß er die hingeworfene Demut ihrer Spiele nahm als ein Spiel, das ihn nicht fing noch irremachte, begann sie die Maske abzuwerfen und fand ihre Zunge wieder und die raschen Worte, die wie Pfeile flogen.

Es war gewiß, daß Lili Drost ihre Ehe mit einem guten Willen begonnen hatte. Aber der stille und heimlich brennende Zorn, der der Schatten ihrer Liebe war von Anfang an, verbrannte diesen guten Willen in weniger als hundert Tagen. Ihr Herz begann zu eifern gegen den Mann, den sie liebte, und der nicht fröhlich war. Sie rüttelte an seiner Seele; sie forschte nach Geheimnissen und wollte es nicht glauben, daß er keine habe. Ihre Gemeinschaft wurde voller Bitterkeit, und ihre Versöhnungen blieben ohne Frieden.

Adrian Drost arbeitete sehr viel für sich allein. Dann saß seine Frau in einer Ecke des Zimmers, wo er schrieb, und er fühlte ihre Augen, die unabläßig an ihm hingen, wie zwei Stichflammen in seinem Gesicht. Er fühlte den Haß, mit dem sie seine Arbeit haßte. Und wenn sie zuweilen aufstand und, die Arme um seinen Hals werfend, die Heftigkeit ihrer Liebkosungen gleich einem Keil zwischen ihn und seine Arbeit trieb, dann konnte er auf ihren küssenden Lippen die tausend ungesprochenen und spitzen Worte fühlen, die sie noch verschwieg, aber nicht lange mehr verschweigen würde.

Am Tage nach der Hochzeit war ein Brief vom Reichskolonialamt eingetroffen, in dem der Staatssekretär Adrian Drost benachrichtigte, daß er seinen Besuch noch einige Zeit aufschieben möge. Eine Erklärung war nicht beigefügt.

Etwa am gleichen Tage erschien die von Adrian Drost gegründete Zeitung „Die Weltrundschau" zum ersten Male. Der Leitartikel dieser Nummer: „Wir und die Erde" entfesselte in der übrigen Presse eine stürmische Auseinandersetzung. Das Ergebnis des Kampfes war eine Ablehnung von neunundneunzig gegen eins.

Die verschwindende Minderheit der Blätter, die sich auf den Standpunkt der „Weltrundschau" stellten, tat dies allerdings um so nachdrücklicher. Das führende Blatt der bejahenden Partei, die „Umschau", wandte sich an Adrian Drost mit der Bitte um eine persönliche Unterredung zum Zwecke besserer und entschiedener Fühlungnahme.

Adrian Drost beschloß, nach Berlin zu fahren, und teilte diesen Entschluß seiner Frau mit.

Es war dies an einem Tage, da sie sich um ein Nichts sehr hart gestritten hatten.

„Ich werde Dich begleiten," sagte Lili. „Die Gespanntheit ihrer Züge schien auf eine ablehnende Antwort gefaßt und entschlossen zu sein, den Kampf mit ihr aufzunehmen.

Aber Adrian Drost sagte nichts als: „Gut".

„Deine Zustimmung ist nicht sehr stürmisch," meinte die Frau.

„Warum hätte sie das sein sollen?" entgegnete er freundlich. „Ich nahm als selbstverständlich an, daß Du mich begleiten würdest."

„Wirklich?" fragte die Frau, die Brauen hochziehend.

„Ja," antwortete der Mann etwas müde.

Sie blickte auf seine gesenkten Lider.

„Vielleicht tust Du gut daran, nicht allzu vieles selbstverständlich zu finden," meinte sie verhalten.

Der Mann erwiderte nichts. Er ordnete die Briefschaften, die zu beantworten waren.

„Würdigst Du mich überhaupt keiner Entgegnung mehr?" fragte die Frau spitztönig.

Adrian Drost hob die Augen zu ihrem Gesicht.

„Was soll ich Dir sagen, Lili? Welche Worte ich auch brauchen könnte — Du würdest jedes mißverstehen . . ."

„Dann wäre es Dir also lieber, wenn ich nicht mit Dir führe?" meinte die Frau.

„Ich glaube nicht, liebes Herz, daß ich etwas gesagt habe, was Dich zu dieser Annahme berechtigt," antwortete der Mann mit einem leisen Atemholen.

Sie wandte sich um. Als hätte er die Stauwand einer Schleuse hochgezogen, so stürzten ihr die Worte aus dem Munde. Eine Flut von Anklagen, von Vorwürfen und Bitterkeiten. Sie schien sich das Herz aufzureißen und alles, was sich darin angesammelt hatte, auf einmal herauszustoßen. Es war, als sei eine Gier über sie gekommen, jedes Wort, bevor sie es brauchte, in Zorn zu tauchen, wie eine Pfeilspitze in Gift. Sie sehnte sich danach, zu beleidigen und zu verwunden. Ihre Stimme schrillte, minutenlang.

„Du —?! . . . Du —?! Sprichst Du überhaupt zu mir —? Muß ich Dir nicht jedes Wort abbetteln? und was ist es dann —?! Führst Du Buch über Deine Aussprüche, und hast Du vielleicht Angst, das Kapital könnte Dir ausgehen —? Wäre es nicht besser, Du bezeichnetest mir die Stunden, in denen Du Dich darauf besinnen willst, daß Du eine Frau hast? Dann ersparteſt Du mir wenigstens die Gefahr, Dir hundertmal am Tage ungelegen zu kommen —! Glaubtst Du, ich fühle das nicht —?! Hältst Du mich wirklich für so dumm —? Wenn Du wüßtest, Du —! wie es in mir aussieht — vielleicht nähmst Du Dich in acht —!"

Adrian Drost unterbrach die Frau mit keiner Silbe. Er ließ sie reden und hielt die Lider gesenkt. Erst als sie schwieg, stand er auf und ging zu ihr. Er streckte seine Hände aus und griff mit einer sachten Bewegung nach ihren Schultern. Sie leise an sich ziehend, beugte er den Kopf, bis seine Stirn auf ihrem Haar ruhte.

„Meine kleine Lili," begann er halblaut, „Du mußt von mir jetzt keine Antwort verlangen . . . Du hast recht und unrecht zugleich. Aber darum handelt es sich jetzt nicht . . . Du mußt Geduld mit mir und unserer Ehe haben. Siehst Du, ich bin ein Mensch, der Krieg führt. Wenn ich den Sieg in Händen habe, will ich mit Dir eine neue und schönere Hochzeit feiern. Jetzt hab' ich die Arme nicht frei, um Dich hineinzunehmen. Jetzt mußt Du es sein, die schenkt, was gute Frauen schenken: die Stille, und aus der Stille die Kraft . . ."

„Woher weißt Du, was gute Frauen schenken?" fragte Lili zitternden Tones.

Adrian Drost richtete sich auf. Er ließ seine Hände von ihren Schultern gleiten.

„Es ist wahr," sagte er und wandte sich ab. „Ich weiß es nicht. Nichts weiß ich . . . Ich hoffte nur, daß es so sein könnte. Ich bitte Dich, verstehe mich nicht schon wieder krampfhaft falsch!"

„Vielleicht," sagte Lili, ihre feindseligen Blicke hinter ihm dreinschickend, „schwebte Dir eine ganz bestimmte Frau vor Augen . . . Ich für mein Teil habe nicht die geringste Begabung zur barmherzigen Schwester!"

„Nein," antwortete der Mann still.

„Willst Du mir sagen, wie lange dieses Leben zwischen uns noch so fortgehen soll?" fragte die Frau.

„Es liegt nicht an mir, daß wir in zwei verschiedenen Welten wohnen," antwortete der Mann. „Komm' zu mir herüber, meine kleine Lili! Dann gehen wir zusammen den gleichen Weg und sind uns innig nahe . . . Komm' zu mir!"

„Danke!" sagte die Frau. „Ich wüßte in der Tat nichts, was mich dazu verlocken könnte! Was ich von Deinen Plänen halte, weißt Du, und die Erfahrungen meiner Ehe sind nicht dazu angetan, mich freundlicher gegen sie zu stimmen!"

Adrian Drost erwiderte nichts. Die Frau ging aus dem Zimmer und stieß die Tür hart ins Schloß. Adrian Drost stemmte die Arme auf die Schreibtischplatte und den Kopf in die Hände. Fast ohne es gewahr zu werden, belauschte er den Rhythmus seines Blutes, wie Menschen, die in einem fahrenden Zuge sitzen, den Rhythmus der Räder belauschen.

Sein Herz schlug: Ein Leben lang . . . ein Leben lang . . .

„Mein Gott . . .," sagte er halblaut.

Er fühlte seinen Körper vom Schädel bis zu den Fußsohlen wie mit Blei ausgegossen.

In dieser Nacht ging er nicht schlafen. Er arbeitete bis zur Morgendämmerung. Zuletzt, in einer Art von Betäubung verharrend, erwartete er den Morgen.

Am Tage darauf fuhren sie nach Berlin.

Sie mieteten das halbe Stockwerk eines Hotels. Lili begann ein Leben nach ihrem Wunsch zu leben. Ihre Zimmer tosten von Frauenstimmen, und ihr Gelächter flog über das Lachen der anderen hinaus. Zuweilen, mitten in solch einem Gelächter, lief sie aus dem Zimmer und, die Tür aufreißend, in den Arbeitsraum ihres Mannes hinein. Meistens fand sie ihn allein. Manchmal waren Fremde bei ihm, die, in einem Satz, einer Berechnung unterbrochen, aufblickten und nicht ohne Verlegenheit die Frau bemerkten, die im Rahmen der Tür stehenblieb und mit einem einzigen Blick ihrer gespannten Augen das Zimmer zu durchwühlen schien.

Dann stellte sie irgendeine Frage, auf die der Mann eine freundliche und gelassene Antwort gab.

Der Tonfall ihrer Fragen pflegte eine Drohung zu enthalten. Aber es gelang ihr niemals, die Stille in den Augen des Mannes zu erschüttern.

Sie sahen sich immer seltener am Tage. Die Stunden, die der Frau zwischen Empfang und Erwiderung von tausend Besuchen übrigblieben, verbrachte sie mit Einkäufen, deren sie nicht müde wurde. Sie kaufte, um zu kaufen, und sie begann einen Kultus mit ihrem Körper zu treiben, dessen Ernsthaftigkeit an Narrheit grenzte.

Ueber Adrian Drost stürzte eine Lawine von Arbeit herab. Es bildete sich um ihn ein Stab von Männern, die entschlossen waren, sich um des Grundgedankens willen in den Dienst seiner Pläne zu stellen, ohne sie in ihrem vollen Umfang zu kennen. Beratungen wurden gepflogen, die, von hastigen Mahlzeiten unterbrochen, von den frühen Morgenstunden bis nach Mitternacht dauerten. Die „Weltrundschau" eroberte sich Zoll um Zoll an Boden, in der Hauptstadt und im Reich. Die Angriffe, die sich gegen sie richteten, schienen die Zahl ihrer Käufer und Anhänger im selben Maße zu steigern, in dem ihre Feindseligkeit wuchs. Das Ausland begann aufmerksam zu werden.

Eines Morgens war Adrian Drost fortgegangen, ohne seine Frau davon zu benachrichtigen. Nach einer Abwesenheit von beinahe fünf Stunden kam er zurück und fand Lili am Fenster seines Arbeitszimmers stehend, von wo aus sie ihm entgegenblickte.

„Du hast doch hoffentlich nicht mit dem Essen auf mich gewartet, meine kleine Lili?" fragte er mit einer müden und sehnsüchtigen Zärtlichkeit.

Er war ungewöhnlich blaß, und seine Augen schienen von ihrem eigenen Brande verzehrt zu werden.

„Wo bist Du gewesen —?!" fragte die Frau.

Er wollte antworten, aber er unterbrach sich selbst. „Was ist das für ein sonderbarer Ton, den Du gegen mich anschlägst?" fragte er kopfschüttelnd.

„Ich schlage durchaus keinen Ton gegen Dich an — ich will wissen, wo Du gewesen bist!" sagte die Frau.

Adrian Drost senkte die Mundwinkel; er schmeckte die Galle des Ekels auf der Zunge. Schwerfällig ließ er sich in einen Stuhl fallen und drückte die Handflächen gegeneinander.

„Nun —?" fragte die Frau. Sie kreuzte die Arme über der Brust — eine Gebärde, von der sie wußte, daß er sie bei Frauen verabscheute — und hob die Schultern. „Willst Du mir vielleicht Antwort geben —?"

„Ja," entgegnete der Mann mit plötzlich träger Zunge. „Ja, ich werde Dir Antwort geben, weil Du einmal in meinem Leben stehst und Dich meine Frau

nennst, und weil ich es müde bin, den Kampf mit den Windmühlenflügeln, in den jeder Streit mit Dir ausläuft, tagtäglich von neuem auszukämpfen . . . Aber ich will Dir einen Rat geben, Lili: Treibe die Dinge nicht auf die Spitze . . . Ich spiele nicht mit Worten, das weißt Du; aber ich sage Dir: dies ist eine gefährliche Stunde; und wie sie auch ausgehen mag — wir beide werden immer an sie denken müssen . . . Darum nimm Dich in acht."

Sie sah ihn mit ungewissen Augen an und nagte an den Lippen. Etwas in seinem Gesicht, das sie zum erstenmal entdeckte, bändigte die Worte, die ihr auf der Zunge bebten.

„Warum hast Du mir nicht gesagt, wohin Du heute morgen gehen wolltest?" fragte sie, und es klang wie eine Erklärung.

Adrian Drost verzog den Mund zu einem Lächeln, das trübe genug ausfiel.

„Wenn ich es Dir sage, wirst Du wahrscheinlich traurig werden," meinte er. „Aber vielleicht ist es gut für uns beide, wenn Du einmal traurig wirst, meine kleine Lili . . . Ich hab' es Dir verschwiegen, wohin ich heute morgen gegangen bin, weil ich abergläubisch war . . . Ich wußte, daß gute Wünsche von Dir mich nicht begleiten würden, und Deine bösen sollten mich nicht finden . . . Jetzt freilich will es mir scheinen, als hätten sie mich doch gefunden . . ."

Er hielt inne und hob seine heißen, erschöpften Augen zu dem Gesicht der Frau, die ihm gegenüber stand, als warte er darauf, daß sie sich selbst in Schutz nehmen möchte. Aber sie schwieg ohne Trauer und sah ihn nur unentwegt an, die Arme wie eine Schranke vor der Brust haltend.

Adrian Drost erhob sich und begann im Zimmer hin und her zu gehen, ziellos, oftmals stehenbleibend und Dinge zur Hand nehmend, deren er nicht bedurfte. Er sprach, von seiner Frau ganz abgewandt.

„Früher hab' ich niemals begriffen, daß ein Mann sich danach sehnen konnte, von einer Frau verstanden zu werden. Das hab' ich nun begreifen gelernt. Und weil diese Stunde so ernst ist und schwer von Entscheidungen, darum will ich es Dir sagen, Lili: Ja, ich sehne mich danach, von Dir verstanden zu werden. Ich sehne mich nach einer Gemeinschaft mit Dir . . ."

„So spricht ein Mensch, der eine Niederlage erlitten hat . . ."

„Es war doch anders . . . Ich bot den Kampf an, aber er wurde mir verweigert. Ich griff nicht auf Granit, ich griff in einen Ozean von Watte . . . Es war wie ein Gang durch Flugsand. Ich bin sehr müde . . . Wenn Du mir eine Liebe tun willst, dann laß mich eine Stunde allein . . . Später wollen wir miteinander reden . . ."

„Wo bist Du gewesen?" fragte die Frau.

Adrian Drost sah sie an. Er schüttelte langsam den Kopf. Schließlich hob er die Hand und strich damit durch die Luft.

„Gut!" sagte er leise.

Er antwortete: „Ich war beim Reichskanzler."

Durch den Körper der Frau ging ein Ruck. Ihre Arme lösten sich. Mit einer unwillkürlichen Bewegung griff sie hinter sich in die Falten des Vorhangs.

„Beim Reichskanzler —?"

„Ja."

„Du hast mit ihm über Deine Pläne gesprochen?"

„Ja."

„Und er —?"

„Er hat sie abgelehnt."

Lili Drost holte tief Atem. Und ihr Gesicht, das weiß unter dem Helm ihrer schwarzen Haare stand, begann zu brennen in einer grenzenlosen und frohlockenden Genugtuung. Sie sagte nichts.

„Du freust Dich," stellte der Mann fest. Seine stillen Augen beobachteten sie wie ein fremdes und erstaunliches Geschöpf.

„Ja," sagte sie. „Ja, ich freue mich! Denn nun ist es aus!"

Adrian Drost stand auf.

„Du irrst Dich," entgegnete er. „Nun fängt es an!"

Sie tat einen raschen Schritt auf ihn zu.

„Was soll das heißen —?" fragte sie. Wie ein Messer flog ihr der Zorn aus den Augen.

„Das soll heißen," antwortete der Mann, „daß ich entschlossen bin, den Weg, den ich eingeschlagen habe, zu Ende zu gehen, allen Hindernissen zum Trotz. Daß ich entschlossen bin, meine gute Sache bis zum Aeußersten zu verfechten und die Regierung zu zwingen, sich mit mir vor der ganzen Welt auseinanderzusetzen. Daß ich entschlossen bin, meine Pläne, die vielleicht das Vollgewicht seines Schicksals ausmachen, vor das Forum des Volkes zu bringen, und daß ich vor dem gewagtesten Mittel nicht zurückschrecken werde, um das zu erreichen. Ich will versuchen, das deutsche Volk mündigzusprechen vor sich selbst und vor der Welt. Vielleicht kommt ihm die Mannheit mit der Stunde, die sie braucht!"

„Und auf welche Weise gedenkst Du diese glorreichen Absichten auszuführen?" fragte die Frau.

„Ich kenne das Mittel und werde mich seiner bedienen. Aber um das zu können, ist es notwendig, daß ich sofort nach Afrika gehe, und zwar mit dem nächsten Schiff."

„Und ich —?"

„Ja — Du . . ."

„Hattest Du vielleicht die Absicht, mich aufzufordern, Dich zu begleiten?"

Adrian Drost streckte die Hände aus.

„Ach Du Frau — wenn Du wüßtest, wie sehr ich mir wünschte, das tun zu können —! Wie ich auf dem Wege hierher, zu Dir zurück, mich selbst um die Worte gequält habe, die stark und heiß genug wären, Dich zu mir zu rufen —! Ich hab' sie nicht gefunden — und finde sie auch jetzt nicht. Ich hab' Dich zu oft gerufen, ohne daß Du kamst. Und das war schlimm für Dich und mich . . Sieh, ich kann nicht noch einmal bitten. Aber wenn Du jetzt von selber zu mir kämst — bedingungslos, mit einem Sprung mir in die Arme . . . ohne Erwägung, ohne Erkenntnis . . . nur um des einen tiefen Sinnes willen: Du liebst mich, und ich warte auf Dich — wenn Du das könntest, Lili! Wenn Du das könntest —!"

Lili Drost beugte den Kopf in den Nacken, daß der Mann ihre schmale, weiße Kehle sah, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

(Fortsetzung folgt.)

BILDER VOM TAGE



Generaloberst Graf v. Kirchbach, der Nachfolger des Feldmarschalls v. Eichhorn in Kiew.



Tuchhändler in den Straßen von Tiflis.
Aufnahme des Bild- und Film-Amts.



Fregattenkapitän Strasser †, der erfolgreiche Führer unserer Marineluftschiffe, der bei einem Angriff auf Mittelengland den Tod fand.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — ar — beit — char — da — de — de — deck — der — e — ess — gel — he — i — is — kow — land — ler — li — loch — mei — mo — na — na — napf — pal — re — rie — rin — rup — sar — schal — se — sy — talg — tisch sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers Wallenstein ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1. assyrischen König, 2. Epos, 3. russische Stadt, 4. Sakrament, 5. kostbares Produkt, 6. Insel, 7. Musikstück, 8. Handwerker, 9. Produkt der Zuckerfabrikation, 10. Speisegefäß der Soldaten, 11. Absperrvorrichtung, 12. Musikinstrument, 13. Götze, 14. Lebenszweck.

Guter Rat.

Vor i sind nur Tatsachen wichtig,
Ein ü, das nichts beweist, ist nichtig.

Aus alter Zeit.

Geheimnisvolle Weisheit alter Tage
Bewahrt das Wort, das Ihr erraten sollt.
Ein Zeichen mehr: wie einer Toten Klage
Erscheint dem Wandrer sie im Abendgold,
Die von der Höhe in des Flusses Tal
Herniederleuchtet als der Vorzeit Mal.

Auflösungen aus Nr. 31.

Silbenrätsel: Die Augen sind der Seele klare Fenster. H. Heine, Almansor. 1. Doktor, 2. Immortelle, 3. Erfurt, 4. Alcibiades, 5. Urban, 6. Galeere, 7. Ehereif, 8. None, 9. Samter, 10. Irma, 11. Nagel, 12. Dänemark, 13. Düne, 14. Esel, 15. Romanze, 16. Seide. — **Zwei Kerne in einer Schale:** Teheran (Ehe, Hera). — **Unschuldig:** Karten.

HUMOR

Ein Schuhmacher, der sich dem Tode nahe fühlte, rief seinen einzigen Sohn an sein Krankenlager und sagte: „Mein lieber Sohn, ehe ich sterbe, möchte ich Dir noch ein großes Geheimnis verraten. Komm' nahe an mich heran, damit es niemand hört: „Man kann auch aus Leder Sohlen machen!“

*

„Clara,“ sagte der exklusive Herr Müncheberg zu seiner Tochter, „geh zum Strand hinunter und sieh nach, ob jemand die Ostsee benutzt. Wenn nicht, möchte i c h baden!“

*

„Hier, armer Mann, haben Sie fünf Pfennig.“ — „Entschuldigen Sie, darf ich vielleicht um eine kleine Teuerungszulage bitten?“

*

„Auf Wiedersehen, kleine Ilse, komm bald mal wieder herum.“ — „Danke, gern; und Mutter hat gesagt, ich könnte zum Abendbrot bleiben, wenn ich eingeladen würde.“



Auf der „Großen Berliner“ Straßenbahn muß jetzt bei Strafe jeder Fahrgast für die sofortige Erlangung seines Fahrscheins selbst Sorge tragen.

„Sind Sie jetzt Hilfsschaffner, wozu haben Sie denn die Trillerpfeife?“ — „Nee, damit mache ich mich bei der Schaffnerin bemerkbar!“

„Was haben Sie denn da für Pflanzen in Ihrem Garten, Herr Schmidt?“ — „Tabak, Fräulein.“ — „Und wann kann man die Zigarren abpflücken?“

*

Mit einem Ruck hält die Elektrische. Ein junger Mann, der im Gang stand, kam ins Schwanken und klammerte sich an den Arm einer Dame fest. Da aber fuhr diese los: „Loslassen, Flegel! Was heißt denn das?! Weg mit den ungeschlachten Fingern, oder es setzt Hiebe, unerzogener Flaps!“

Ruhig antwortete der Gescholtene: „Ah, da scheint wohl ein Irrtum vorzuliegen.“

— „Ich mich irren? Wieso?!“ — „Ja, ich bin doch gar nicht Ihr Ehemann!“

*

„Drei Eigenschaften muß meine zukünftige Frau haben: reich muß sie sein, hübsch muß sie sein und dumm.“ — „Warum denn?“ — „Wenn sie nicht reich und hübsch ist, würde ich sie nicht nehmen, und wenn sie nicht dumm ist, nimmt sie mich nicht!“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich.) Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Carl Keßler, Berlin. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

25. August
1918
Nr. 34
27. Jahrgang.

Berliner
Illustrirte Zeitung
Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Vom Bau unserer neuen Flugzeuge:
Versteifung der mit farbiger Schutzbemalung versehenen Tragflächen.



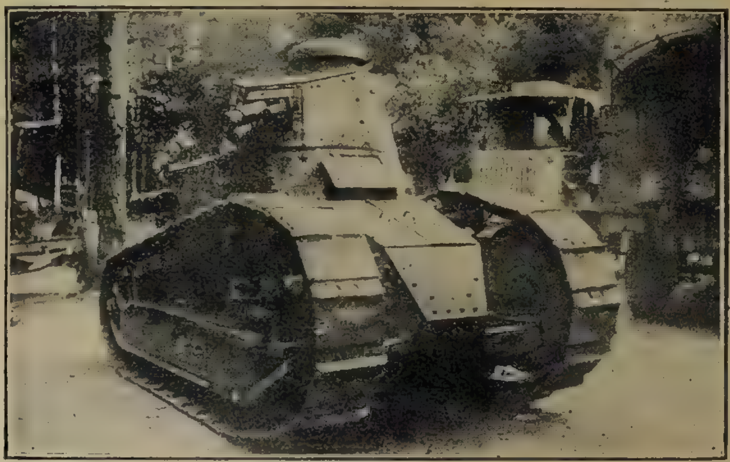
Wieder in der Heimat: Prinz Max von Baden im Gespräch mit Austauschgefangenen in Konstanz.
Phot. Bild- und Film-Amt.



Der künftige König von Polen?
Erzherzog Karl Stephan von Oesterreich.
Hofphot. Pietzner.

Infanterie gegen Panzerwagen.
Einzelheiten aus der großen Tankschlacht.

Der Gegner hatte acht Tankbataillone, also mindestens 400 bis 500 große Kampfwagen, vorgeworfen.



Einer der eroberten neuen schnellaufenden französischen Tanks.



Ein niedergekämpfter schnellaufender Tank.
Phot. Braemer.

Die Infanterie war ganz auf sich angewiesen, denn der dichte Dunst hüllte die Panzerwagen derart ein, daß sie erst auf wenige Schritte Entfernung vor den deutschen Gräben auftauchten.

*

Nicht einmal das Ohr konnte ihr Nahen feststellen, in dem Gedröhn der Tausende von Feuerschlünden verhallte das Rasseln der Sturmwagengeschwader ungehört. Die deutschen Tankabwehrgeschütze hatten keine Ziele.

*

Hastig wurden trotz des rasenden Feuers Gurte mit Panzermunition in die Maschinengewehre eingezogen, dröhnend prasselte der Eisenregen gegen die Stahlwände, Handgranaten wurden zu geballten La-



Oberleutnant Erich Löwenhardt †, der nach seinem 53. Luftsieg durch Zusammenstoß mit einem unserer Flugzeuge den Tod fand.
Phot. F. O. Koch.



Getreidebüschel auf Stahlhelmen als Sichtschutz beim Vorgehen einer Patrouille durch ein Aehrenfeld. Phot. Wipperling.

dungen zusammengebunden und unter die Tanks geworfen.

*

Da und dort blieb plötzlich einer der fauchenden Wagen stehen, rauchgeschwärzte, halbverbrannte Gestalten sprangen schreiend aus den Oeffnungen, und hinter ihnen schoß in greller Lohe die Flamme des in Brand geschossenen Benzins hoch.

*

Dem Heldenmut der schwachen deutschen Grabenbesatzungen ist es zu danken, daß der englisch-französische Angriff trotz des Masseneinsatzes von Tanks nicht zu dem geplanten Durchbruch führte.

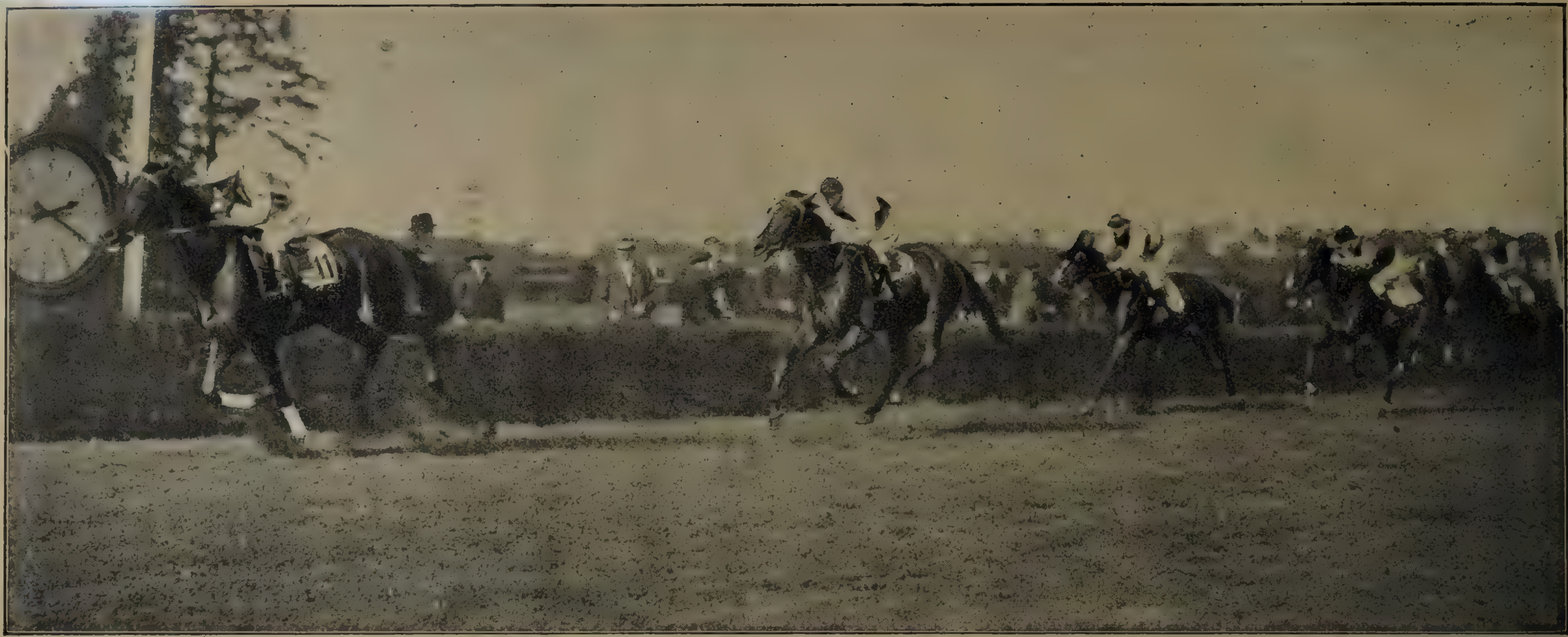
*

Die Zahl der bei diesen Frontalstößen niedergekämpften Tanks geht in die Hunderte.

ZUM JAHRESTAG DER SCHLACHT BEI TANNENBERG



„Tannenberg" (25.—27. August 1914).
Nach dem für das Reichskriegsmuseum angekauften Kolossal-Gemälde von Prof. Hugo Vogel.
Verlag Ullstein & Co.

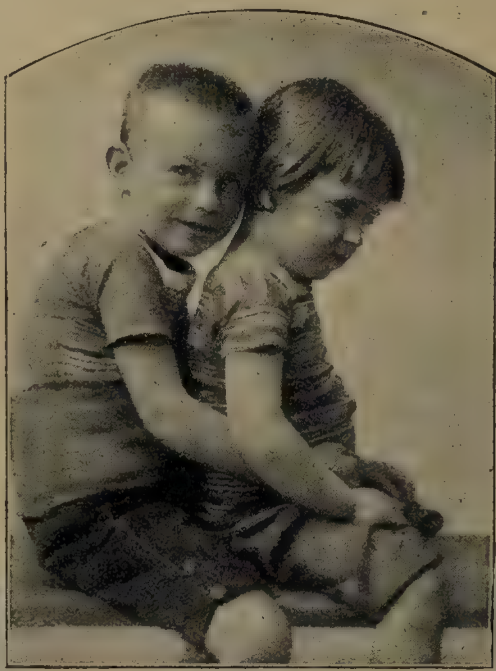


Die Ehrenrettung des Wunderpferdes Pergolese: Der leichte Sieg Pergoleses über seine Gegner im „Preis von Tannenberg" auf der Grunewaldrennbahn in Berlin. 1. Pergolese (Jockei O. Schmidt), 2. Priesterwald (Jockei Rastenberger), 3. Indus (Jockei Jentzsch). Phot. Hohmann.

Ernährungsmethoden

Wie sollen wir essen? Was sollen wir essen?

Wiewohl es nicht geraten ist, aus der Not eine Tugend zu machen, indem man der Vernunft Gewalt antut, ist es doch ratsam, sich die Lehren nutzbar zu machen, die sich aus der Not ergeben. Wenn ein Mann, dem bisher ein elegantes Auto Lebensbedürfnis war, durch die Umstände genötigt wird, seinen ferneren Lebenswandel zu Fuß abzumachen und dann sich eines fröhlicheren Zustandes an Leib und Gemüt rühmt, so soll man ihm nicht sagen: „die Trauben sind sauer", weil er kein Auto mehr haben kann; denn es ist sehr glaublich, daß der Mangel an körperlicher Durcharbeitung ihm ein Unbehagen verursachte, dessen Ursache er erst erkannte, als er zur körperlichen Bewegung gezwungen war. Hat uns die Not des Nahrungsmittelmangels zu einem umfassenden Experiment gezwungen, so tun wir recht daran, wenn wir jetzt prüfen, ob nicht einige wichtige Lehren für eine systematische Ernährungsökonomie sich daraus für uns ergeben. Daß auf der Grundlage der reichen Weltproduktion fast alle Menschen zu einer Ueberfütterung gelangt waren, die nicht nur über das natürliche Bedürfnis hinausging, sondern auch gesundheitliche Nachteile brachte, ist schon lange vor dem Kriege anerkannt. Rudolf Virchow, der gedankenreichste und fruchtbarste Arzt der Neuzeit, hat es mehrmals hervorgehoben, daß nahezu alle Menschen, ob arm, ob reich, mit der Nahrung einen ungeheuren Luxus getrieben. Bernhard Shaw, der englische Dichter, gab bei Beginn des englischen Aushungerungskrieges gegen Deutschland demselben Gedanken in drastischer Form Ausdruck, indem er sagte, die Deutschen hätten mindestens 33⅓ Prozent mehr gegessen, als ihnen gut war; dieses überschüssige Drittel werde nun John Bull ihnen abkneifen, eine Zwangserziehung, für die die Deutschen ihm später einmal dankbar sein würden. Aber es kommt nicht allein darauf an, wieviel wir essen, sondern was wir essen und wie wir essen. In diesen Beziehungen haben vor dem Kriege zwei aufmerksame Untersucher, ein Däne und ein Amerikaner, wichtige Fingerzeige geboten. Der Däne Hindhede trat zuerst als systematischer Forscher und Propagandist vor die Welt der Mediziner und Nationalökonomen, indem er auf Grund alltäglicher Beobachtungen an seinen Patienten die Theorien, die auf dem Ernährungsgebiete galten und zumal von Vois zahlenmäßig erläutert worden waren, anzweifelte. Danach ist es ein Irrtum, daß der normal arbeitende



Vegetarier-Kinder! Geschwister im Alter von 3 und 5 Jahren, deren Eltern seit 8 Jahren vegetarisch leben



Was sollen wir essen? Dr. Hindhede, der dafür eintritt, das teure Fleischeiweiß durch das Eiweiß anderer, viel billigerer Nahrungsmittel zu ersetzen.



Wie sollen wir essen? Der Amerikaner Horace Fletcher, der lehrt, daß jede Nahrung durch langes, sorgfältiges Kauen — das sogenannte „Fletchern" — viel besser ausgenutzt wird als bei dem allgemein üblichen hastigen Essen.



Ernährungsmethoden: Der bekannte Athlet Lionel Strongfort (Max Unger), ein überzeugter Vegetarier, der ein Auto mit 6 Personen über seinen Körper fahren läßt.



Anette Kellermann, die bekannte Schwimmerin und Schönheit, die seit Jahren vegetarisch lebt.

Mann täglich 118 Gramm Eiweiß, also etwa 500—600 Gramm Fleisch zu sich nehmen müsse, um das Gleichgewicht im Körperhaushalt zu behalten, auch ist es ein Irrtum, daß für die Eiweißökonomie des Körpers das Fleischeiweiß am wichtigsten wäre; vielmehr steht fest, daß das teuere Fleischeiweiß durch die Eiweißstoffe in den Zerealien und in der Milch, natürlich auch in den Eiern, vorteilhaft ersetzt werden kann. Die Zahl der Anhänger Hindhedes wuchs schnell an. Es wurden Pensionate in Dänemark gegründet, in denen die Leute sich nicht nur sehr wohlfeil, sondern auch zu ihrem besten körperlichen und geistigen Behagen nach Hindhedes Ratschlägen ernährten. Die Methode ist nicht etwa vegetarisch, denn Fleisch ist nicht ausgeschlossen, aber es tritt in der Gesamternährung stark zurück. Eine wesentliche Förderung hat die Methode der rationellen Ernährung durch den Amerikaner Horace Fletcher, einen reichen Großkaufmann, der mit 40 Jahren körperlich gebrochen war und sein Uebelbefinden auf die landläufig geltende Art des Essens schob, erfahren. Er lehrte, daß der Mensch erst dann essen solle, wenn er wirklichen Hunger habe, nicht aber sich an die Mahlzeiten zu halten brauche, was zweifellos richtig ist. Das Einhalten bestimmter Zeiten macht freilich die Hausordnung bequem, aber viele müssen sich durch die Hausordnung vergewaltigen lassen, indem sie essen, wenn sie keinen Hunger haben und indem sie hungern, wenn sie gern essen möchten. Fletcher legt den Hauptwert auf ein langes und gründliches Durchkauen der Speisen: „Ziehe den guten Geschmack der Speisen im Munde aus ihnen heraus und verschlucke sie erst, wenn sie von selbst nach dem Schlunde abzufließen scheinen.“ Auch das ist eine richtige Anweisung. Mit dem Fanatismus des Bahnbrechers und Entdeckers hat nun Fletcher aus seiner Methode alle erdenklichen Glückseligkeiten für die Menschheit abgeleitet; aber man darf ihm das zugute halten, denn in den zwei Hauptpunkten hat er recht: erstens, daß die Nahrung besser bekömmlich ist, und zweitens, daß man mit einem Drittel bis einem Viertel der sonst aufgenommenen Menge auskommt, wenn man „fletchert“. Nun soll man nicht glauben, daß das Fletchern sofort gelingt, sondern es bedarf einer gewissen Energie, bis man sich daran gewöhnt hat. Diejenigen aber, die nach Fletcher essen, rühmen die Methode sehr, so daß man heutigen Tages jedem raten kann, ihm zu folgen und aus der Not eine Tugend zu machen, die vielleicht auch später bei Wiederkehr der früheren Fülle angesichts ihrer Vorzüge für das persönliche Wohlbefinden von vielen bewahrt werden wird, wenn die Not längst vorüber ist. Das großartige Experiment, dem der Stoffwechsel des deutschen Menschen zurzeit unterworfen ist, wird sicher nicht ohne neue systematische Erkenntnisse ablaufen. An Einzelerkenntnissen fehlt es ohnehin nicht. Mancher wundert sich über sich selbst, daß er kaum noch Sehnsucht nach Fleisch habe; mancher kann den Kaffee vom Kaffee-Ersatz nicht mehr unterscheiden; mancher sieht den ehedem leidenschaftlich geliebten Tabak ohne Schmerz verschwinden. Darüber, daß die Ernährungsverhältnisse in ihrer Gesamtheit nicht zufriedenstellend sind, täuscht man sich ja nicht, aber man kann der gegenwärtigen Lage durch Einsicht und Systematik noch manchen Vorteil abgewinnen, so daß die Lage einstweilen zu ertragen ist. Und auf das „einstweilen“ kommt es an, denn schließlich wird der Krieg ja auch ein Ende haben.

Dr. A. Bernt.



Ein Beweis für die Entbehrlichkeit der Fleischnahrung: Geschwister im Alter von 6 und 4 Jahren, die vegetarisch ernährt werden.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

13. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Adrian Drost ließ die Arme, die er nach seiner Frau ausgestreckt hatte, sinken und sah auf diese schmale, weiße Kehle und dachte, die Lider zusammendrückend: Man könnte eine Frau töten — ja, man könnte sie töten, nur um ihr Lachen zu ersticken, und dabei noch glauben, ein gutes Werk an der Menschheit zu tun . . .

„Wie Du willst,“ sagte er hart in ihr Lachen hinein. „Ich habe die Entscheidung in Deine Hand gelegt, und Du hast entschieden. Wir werden uns also trennen müssen.“

Sie fuhr herum, als habe sie einen Schlag bekommen.

„Was —?“

Ihre völlig sinnberaubten Augen starrten ihn an.

„Du hast gesagt, wir werden uns trennen —?“

„Ja. Ich reise mit der nächsten Gelegenheit nach Afrika. Du weigerst Dich, mich zu begleiten, folglich werden wir uns trennen. Oder kennst Du eine andere Lösung?“

„Allerdings —! Allerdings —! Die einfachste, auf die Du nicht zu kommen scheinst . . .! Du wirst nicht nach Afrika gehen! Hörst Du —? Du wirst nicht . . . Ich dulde es nicht — niemals!“

„Ich bin neugierig, wie Du das verhindern willst, meine liebe Lili.“

„Ich wende mich an meinen Vater . . .“

„Das ist gänzlich zwecklos.“

„Das wollen wir erst einmal sehen! Bis jetzt habe ich geschwiegen. Aber wenn mein Vater erfährt, wie Du mich behandelst“

„Wie ich —“

„Wie Du mich behandelst, jawohl —! — dann, verlaß' Dich drauf! — ist es mit seiner Unterstützung Deiner wahnsinnigen Pläne aus —!“

„Dein Vater ist glücklicherweise durch unanfechtbaren Vertrag gebunden.“

„Es gibt immer Mittel und Wege, einen Vertrag zu lösen!“

„Dann wende ich mich an die übrigen Unternehmer.“

„Tue das! Mein Vater hat sie alle in der Hand!“

„Das käme auf eine Kraftprobe an. Aber ich glaube nicht, daß es dazu kommen wird. Jedenfalls wie sich das auch verhielte, kannst Du davon überzeugt sein, daß Dein Vater in dieser Angelegenheit keinerlei Druck auf mich auszuüben vermöchte. Ich habe Dir gesagt, daß ich meinen Weg zu Ende gehen will und werde, und in diesem Entschluß macht mich nichts und niemand auf der Welt mehr wankend. Du hast die Wahl, mit mir zusammen nach Afrika zu gehen — vielleicht für einige Monate, vielleicht für Jahre — oder Dich von mir zu trennen und in Europa zu bleiben. Ich beeinflusse Deine Entscheidung in keiner Richtung . . . Tue, was Du für gut hältst!“

„Ja,“ sagte die Frau, „ja, ich werde in Europa bleiben . . .“

„Gut.“

„Aber Du — Du wirst es auch!“

Adrian Drost zuckte die Achseln.

„Ich bin morgen abend in Genua.“

„So! Und Du bildest Dir ein, ich würde mir das gefallen lassen —?“

Adrian Drost blickte auf die Frau hinab, wie sie vor ihm stand, die Arme in die Seiten stemmend.

Er sagte: „Bitte, sei nicht so laut . . . Es ist nicht nötig, daß die Leute über und unter uns an dieser Auseinandersetzung teilnehmen.“

Sie fing übergangslos zu weinen an.

„Willst Du mir auch noch das Reden verbieten?“ schluchzte sie.

Adrian Drost faltete die Hände und hob sie vor die Stirn.

„Herr mein Gott . . . Ich verbiete Dir nicht das Reden — ich bitte Dich, etwas weniger laut zu sein . . . Ist das zuviel verlangt?“

Sie stand dicht vor ihm und sah ihm ins Gesicht, während ihr die Tränen über die bleiche Haut liefen.

„Ah,“ sagte sie plötzlich und krampfte die Finger in der Luft, „wenn Du wüßtest — wenn Du wüßtest, wie sehnsüchtig, wie gierig, wie herzzerfressend ich Dein Wesen hasse —!“

„Das weiß ich,“ sagte der Mann schwer. Und er sagte es in einer uferlosen Traurigkeit. „Das weiß ich, Lili . . . Gott mag wissen, aus welchem Ehrgeiz verliebten Hasses heraus Du Dir wünschtest, meine Frau zu werden . . .“

„Ich war verrückt,“ stammelte sie.

„Ja . . . Und diese Verrücktheit ist uns beiden teuer zu stehen gekommen . . .“

Sie warf sich auf den Diwan, der zwischen den Fenstern stand, barg das Gesicht zwischen den Armen und schrie in die Kissen. Ihre Zähne rissen an der bunten Seide . . .

Adrian Drost ging durch das Zimmer, hierhin, dorthin . . . Irgendein körperlicher Schmerz verzog ihm die Brauen. Er hielt den Kopf in den Nacken gebeugt, und die Lippen standen ihm offen.

Plötzlich, am anderen Ende des Zimmers, blieb er stehen und sagte: „Lili — wir wollen es genug sein lassen an diesen entsetzlichen Wochen ... Wir wollen ein Ende machen, bevor der Irrsinn zur Gewohnheit geworden ist . . . Ich bitte — laß uns auseinandergehen . . .“

Das Weinen der Frau verstummte augenblicklich. Einige Sekunden lang atmete sie nicht. Dann hob sie den Kopf aus den Kissen, ganz langsam, gleichsam vorsichtig. Und so fragte sie: „Wie meinst Du das . . .?“

„Wenn wir zusammenbleiben, Lili, so ist unser beider Leben ein Krampf. Wir wollen uns voneinander lösen, frei werden und wieder Luft schöpfen ... Ich bitte Dich mit großem Ernst darum: Gib mich frei . . .“

Sie setzte sich aufrecht, saß sehr gerade, die beiden Hände rechts und links neben sich um den Rand des Diwans legend. Und der Mann dachte in einer Art von Unterbewußtsein: Ihre Finger tasten nach den Löwenhälsen, um die sie sich sonst schlossen . . .

„Das wünschst Du Dir?“ fragte sie in vollkommener Ruhe. Ein schmales Lächeln lag um ihren Mund.

„Wunderst Du Dich darüber?“ fragte der Mann. Er sah ihr Lächeln nicht, denn er sah die Frau nicht an. Er hatte die Arme auf den Deckel eines Pultes gestemmt und die Stirn in die Hände gelegt.

„Nein . . . Ich wollte es nur von Dir noch einmal ausdrücklich hören . . . Du willst von mir frei werden — nicht wahr?“

Adrian Drost schwieg.

„Du kannst es werden,“ sagte die Frau. „Ich gebe Dich frei — unter einer Bedingung: — daß Du Deine afrikanischen Pläne aufgibst . . .“

„Niemals,“ sagte der Mann.

Lili Drost lächelte.

„Sieh — das wußte ich. Und nun sage ich: Niemals! Niemals gebe ich Dich frei — hörst Du ... Du magst nun gehen oder bleiben — von mir kommst Du nie mehr los . . . Ob Du hierhin oder dorthin gehst — Du wirst mich immer spüren . . . Heute warst Du abergläubisch und hattest Angst vor meinen bösen Wünschen . . . Sei sicher: die bleiben Dir treu. Die gehen Dir auf den Fersen . . . Alle Kraft, die in mir ist, gieße ich hinein in den Haß, mit dem ich Deine Arbeit hasse . . . Und wenn Du ihn auch jetzt noch nicht fühlst und vielleicht auch noch nicht morgen und übermorgen — eines Tages, wenn Deine Nerven müde sind und Du schlafen willst und nicht kannst ... da wirst Du ihn fühlen . . . Ich bin nicht glücklich, aber Du sollst es auch nicht sein. Mir würde die Freiheit nichts mehr nützen. Darum sollst Du auch nicht mehr frei werden . . .“

„Lili,“ sagte der Mann, „ich gehe fort und komme nicht wieder. Wir sehen uns jetzt noch und niemals mehr . . . Ich bitte Dich: Gib mich frei!“

„Nein,“ antwortete die Frau. Wie eine weiße Flamme ging das frohlockende Lächeln über ihr Gesicht. „Vielleicht kommt noch einmal eine Stunde, in der Du mich abermals und inständiger als heute bitten wirst: Gib mich frei . . . Laß Dir schon jetzt von mir sagen, daß es mir eine Lust sein wird, Dir hundertmal dies Nein! zu wiederholen . . .“

Adrian Drost ging nach der Tür. Die Frau schnellte auf und zu ihm hin.

Sie sagte nichts. Sie blieb zur Seite stehen und sah ihm ins Gesicht. Und ihre Augen maßen sich in einem tödlichen Schweigen fast minutenlang. Dann wandte der Mann sich ab, drückte die Klinke nieder und verließ das Zimmer.

Er hörte, daß die Frau etwas hinter ihm drein schrie. Er wußte nicht, war es eine Bitte oder eine Verwünschung. Er kehrte nicht wieder um. Er ging in sein Schlafzimmer und lockte den Hund zu sich; und es war, als ob das Tier ihn erwartet hätte. Den Mantel über den Arm nehmend, machte Adrian Drost sich auf den Weg.

Als er auf der Straße stand, überfiel ihn der Hunger wie ein bissiger Wolf. Er ging in eine Kneipe und aß, ohne zu wissen, was. Er kaufte sich einen Fahrplan und prüfte die Bahnverbindungen. Es gab keine Möglichkeit mehr, heute noch das Gut seines Freundes zu erreichen.

Er ging zu der Niederlage einer Autofirma und fragte, ob man ihm für zwei Tage einen guten Wagen und einen zuverlässigen Schnellfahrer gegen Hinterlegung einer Sicherheit überlassen wolle. Eine Viertelstunde später fuhr er los.

Der Mann, die Höhe des Trinkgeldes witternd, fuhr in einer Durchschnittsgeschwindigkeit von siebzig Kilometern. Das breite Band der Landstraße wurde von den Rädern aufgespult. Sie überholten ein Gewitter, das dröhnend niederging, und kamen bei feinem Regen am Ziele an.

Jenseits im Westen teilten sich die Wolken vor der abendlichen Sonne.

Adrian Drost fragte den Schweizer, der ihm entgegenlief, nach dem Gutsherrn.

Der war nicht daheim — war mit dem Verwalter zum Fohlenkauf gefahren. Aber die Schwester — ja, die war im Haus.

Adrian Drost ging die Treppe hinauf. In der Halle traf er Marie, die mit einem Stoß Wäsche auf dem Arm die Stufen vom oberen Stock herunterkam.

Als sie Adrian Drost vor sich sah, erschrak sie so furchtbar, daß sie fast gefallen wäre und sich nur mühsam am Geländer aufrecht hielt.

„Du bist da —!“ sagte sie wie eine, die gewürgt wird. Und sie setzte, ohne Gruß, sinnlos hinzu: „Der Bruder ist nicht zu Hause . . .“

„Ich weiß es,“ entgegnete Adrian Drost sanft und verwundert. „Guten Abend, Marie . . . Komm' ich Dir ungelegen?“

„Guten Abend, Adrian . . . Du kommst uns niemals ungelegen . . . Verzeih', ich hatte mich erschreckt, ich — — — Willst Du zuerst in Dein Zimmer gehen?“

„Wie es Dir lieb ist, Marie . . .“

Sie sah ihn hilflos an und wandte sich, um die Treppe wieder hinaufzugehen. Adrian Drost folgte ihr. Sie öffnete ihm die Tür, durch die er schon als Kind gegangen war, und sagte, während sie sich um ein Lächeln mühte: „Sei willkommen, Adrian . . .“

Er trat ein, und sie schloß die Tür hinter ihm.

Adrian Drost sah sich um. Er holte tief Atem, dreimal — viermal . . .

Die Fenster standen offen, und sie waren eben erst geöffnet worden, denn die Scheiben glänzten noch vom Regen, der sie gewaschen hatte. Das Bett schimmerte in seinem weißen Leinenzeug, das den Duft der sommerlichen Wiesen bewahrte, und auf dem Tisch und seiner frischen, zarten Decke stand ein grüner Krug mit bunten Astern, die am Morgen geschnitten waren. Das Wasser im Becken war kühl, und an der Wand tickte die alte braune Kuckucksuhr.

Adrian Drost dachte: Das Zimmer hat sich nicht verändert; das hat auf mich gewartet . . . Marie ist eine andere geworden, und sie erschrak, als sie mich erblickte.

Er trat ans Fenster und sah in den weiten, stillen Garten hinab, in dem die schönen Bäume

rauschten. Er wandte sich wieder um und fühlte die Müdigkeit seines Hirns und seiner Glieder. Aber in dieser Stunde war er voll des Glaubens, daß er nichts anderes bedurfte als eine Nacht des Schlafes in diesem Raume und diesen sorglich gebreiteten Kissen und Decken, deren Leinenzeug noch den Duft der Sommerwiesen in sich trug, um sich ganz wiederzufinden.

Er wusch sich und ging hinunter, suchte Marie. Er fand sie im Wohnzimmer, wo sie am Fenster saß und beim letzten Licht des Tages Wäsche stopfte.

Auf dem Tische war ein Imbiß für ihn bereitgestellt — Brot, Butter, Schinken, eine Schale mit goldreifen Birnen, Wein.

„Ich danke Dir, Marie," sagte Adrian Drost. „Aber ich bin nicht hungrig."

Das Mädchen hielt den Kopf auf die Arbeit gesenkt.

„Du siehst nicht gut aus, Adrian," sagte sie.

Er antwortete, die Lippen verziehend: „Europa bekommt mir nicht."

Sie fragte mit großer Sanftheit: „Wann gehst Du wieder hinüber?"

„Morgen," entgegnete er.

Sie ließ die Hände sinken und blickte auf.

„Dann ist auch etwas geschehen," meinte sie.

„Ja." Und plötzlich überfiel ihn eine Gier, sich mitzuteilen, der Schwäche, die ihm die Nerven lähmte, nachzugeben, sich ausströmen zu lassen wie ein umgestoßener Krug. Er sagte: „Ich war heute früh beim Reichskanzler . . ."

Ohne eine Antwort von ihr abzuwarten, fuhr er, sich überstürzend, fort: „Er hatte mich zu sich kommen lassen, um mir zu erklären, daß die deutsche Regierung auf das lebhafteste bedauere, von meinem liebenswürdigen Angebot, das Deutsche Reich zu einer kolonialen Großmacht zu erheben, keinen Gebrauch machen zu können, da ihr durch weitestgehende Rücksichten die Hände gebunden seien. Das Ergebnis unserer vierstündigen Unterredung war, daß er mich auf das höflichste ersuchte, entweder die ‚Weltrundschau' aufzulösen oder sie in ein parteiloses Blatt umzugestalten, jedenfalls aber in Zukunft keinerlei kolonialpolitischen Machtzielen dienstbar zu machen. Außerdem erbat er von mir, bei nochmaliger Versicherung der höchsten Anerkennung für meine gute Absicht, die bündige und bindende Erklärung, in dieser Angelegenheit keinen Schritt weiter zu unternehmen."

„Und diese Erklärung," sprach das Mädchen dazwischen, „hast Du gegeben —?"

Adrian Drost hob den Kopf und sah Marie Heimdal an. Er horchte auf den Ton ihrer Frage.

„Nein," antwortete er.

„Das wußte ich," sagte das Mädchen. Sie hatte längst die Arbeit beiseite gelegt. „Und was willst Du, das nun geschehen soll?"

„Du sprichst," meinte der Mann, noch immer verwundert horchend, „als erwartetest Du von mir einen Auftrag . . ."

„Das tue ich auch, Adrian. Wir haben ihn täglich erwartet. Wußtest Du das nicht?"

„Nein," antwortete Adrian Drost. Er hatte sich gesetzt und, die Arme auf die Knie stemmend, den Kopf in die Hände gelegt. „Es ist mir jetzt, als hätte ich an meinem Wissen und Denken Gewalt erlitten. Nur was ich will, ist noch klar . . . Alles andere liegt in einem tiefen Nebel . . . Habe Geduld, Marie . . ."

Er schwieg, und es wurde still im Zimmer. Draußen, über den Kronen der Bäume, spannte sich ein goldener Himmel. Es dämmerte; die Bilder an den Wänden schienen Bilder von Schatten zu sein. Und alle die schweren, dunklen Möbel, die seit Jahrhunderten nicht von ihrem Platz gerückt worden waren, schienen gleichsam unterzutauchen in einer ruhigen Ernsthaftigkeit.

„Es muß etwas Schlimmes sein, das sie Dir angetan haben, Adrian," sagte das Mädchen schließlich und sprach ganz leise. „Es muß etwas viel Schlimmeres sein, als was Du mir erzählt hast . . . So hab' ich Dich nie gesehen und hätte mir's nie denken können, daß Du einmal so vor mir sitzen würdest . . . Nun ist es ihnen doch gelungen, Dich zu erbittern. Und vielleicht liebst Du Dein Werk in dieser Stunde nicht mehr, weil es so schwer zu vollenden ist, und weil Du vielleicht glaubst, was Du dafür bezahlen mußt, sei allzuviel . . . Glaube Dir nicht, Adrian . . . Sei nicht so bitter! Ich glaube, alle die Männer, die ganz Großes wollten und taten, haben in jedem Bissen und jedem Trunk Galle geschmeckt, und haben die Werke ihres Willens mit einem heimlichen Zorn vollenden müssen, und haben sich selber in vielen Stunden nicht geliebt . . . Aber das alles, Adrian, ist ein Nichts vor dem Gedanken: Du wirst hinübergehen und tun, was getan werden muß, um ans Ziel zu gelangen."

„Sprich weiter," sagte Adrian Drost.

„Und wenn Du am Ziele stehst — was kümmert Dich der Weg? Du wirst über Deine Erde gehen und sie liebkosen mit Deinen Schritten. Du wirst Menschen um Dich haben, die darauf warten, daß Du sagst: Fangt an! Und Du wirst sie hierhin und dorthin schicken, jeden auf seinen rechten Posten, und wirst graben und pflanzen, bauen und schürfen, und es wird um Dich her ein Reich erstehen, das sehr schön sein wird und von Kraft strotzend, und immer wird in Dir das Wissen sein: Es ist mein Land und mein Reich, und was Du davon verschenkst, wird das Geschenk eines Königs sein . . . Kannst Du das zu teuer bezahlen, Adrian?"

„Sprich weiter," sagte der Mann.

„Und was ist es, was Du willst, Adrian? Oder magst Du es mir nicht sagen?"

„Doch. Ich will es Dir sagen, und Du wirst der erste Mensch sein, der es erfährt, Marie . . . Ich will hinübergehen in das große Niemandsland — gegen den Willen der deutschen Regierung, auf meine Verantwortung ganz allein — und werde dort die deutsche Flagge hissen . . . Ich werde das Land unter deutsche Oberhoheit stellen und das ganze Gebiet dem Deutschen Reich in die Hände legen . . . Mag es dann damit tun, was es will!"

„Oh —!" sagte das Mädchen, mit einer triebhaften Gebärde aufspringend und die Arme hebend. „Laß mich Dir die Fahne dazu schenken, Adrian!"

(Fortsetzung folgt.)



Ein katholischer Pfarrer als Theaterdichter: Pfarrer Ludwig Nüdling (Auffenau bei Orb), dessen Werk „Eva, ein Stück vom ersten Sterben" kürzlich bei der Uraufführung im Stadttheater zu Offenbach großen Erfolg hatte.



Von der Berliner Modewoche: Szene aus dem Modenballett „Die Frau ohne Herz" in der Aufführung des Berliner Lessingtheaters. Margarete Christians und Erik Charell. Phot. Berl. Ill. Ges.



Dipl.-Ing. Paul Schmitthenner, der Erbauer der Arbeiter-Gartenstadt Staaken bei Spandau, der an die Technische Hochschule in Stuttgart berufen wurde.

RÄTSEL

Silben-Rätsel:

Aus den Silben: bing — bo — bor — cis — co — da — das — do — e — e — el — ell — fel — gaf — ge — gen — gi — ha — he — horn — i — i — il — ka — la — leh — li — mi — mus — nar — nas — nes — nes — ni — non — now — pa — pli — rin — ro — se — sel — sel — si — sim — sucht — te — üt — weib — sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Heines Gedichten ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Körperteil, 2. Fluß, 3. Dickhäuter, 4. schwedischen Frauennamen, 5. Berg bei Zürich, 6. Ort in Mecklenburg, 7. russischen Staatsmann, 8. Stadt in Westpreußen, 9. berühmten Roman, 10. Kleiderbesatz, 11. Familienmitglied, 12. Segelstange, 13. Gebirge in Kleinasien, 14. Tabakspfeife, 15. Krankheit, 16. thebanischen Feldherr, 17. deutschen Opernkomponist.

Gesteigert.

Die Grundform schwimmt im Meer —
ein Fisch —,
Doch kommt sie auf den Mittagstisch,
Dann liebt man ohne Weigerung
Sie schwimmend in der Steigerung.

Entschluß.

Das Wort getrennt gerufen hatte
Der neugebacк'ne Ehegatte,
Und von der Kneipe kennt hinfort
Er nur noch das vereinte Wort.

Auflösungen aus Nr. 33.

Silben-Rätsel: „Sicher ist der schmale Weg der Pflicht." Schiller, Wallenstein.

1. Sardanapal, 2. Iliade, 3. Charkow, 4. Ehe, 5. Rindertalg, 6. Island, 7. Serenade, 8. Tischler, 9. Deckſyrup, 10. Eßnapf, 11. Riegel, 12. Schalmei, 13. Moloch, 14. Arbeit.

Guter Rat: Gericht, Gerücht.

Aus alter Zeit: Rune, Ruine.

HUMOR

Die Köchin Albertine war im Schauspielhaus und hat dort den „Othello" gesehen. Am nächsten Tage wird sie gefragt, wie es ihr gefallen habe.

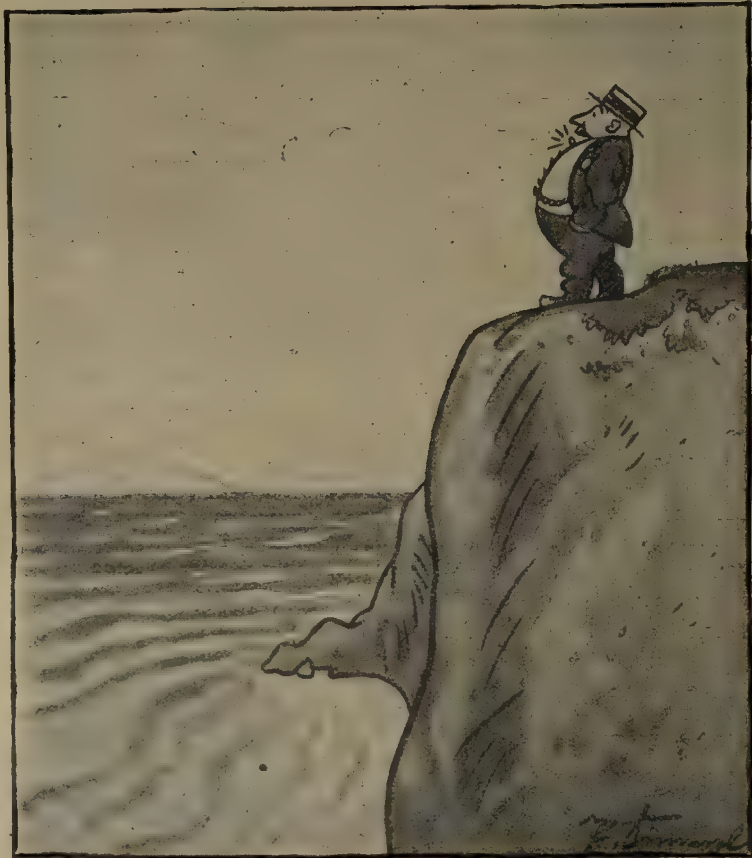
„Es war ja soweit ganz scheene," berichtete Albertine, „bloß däß jetzt iberall so 'n Männermangel is'! Zu der großen Rolle in dem Stück haben se gar een Neger nehmen müssen."

*

„Sie, Herr, entschuldigen Sie bitte..." — „Ja, was ist denn?" — „Würden Sie nicht einem armen Mann helfen, der nichts auf der Welt hat, als diesen geladenen Revolver?"

*

„Herr Leutnant," sagte ein kleiner polnischer Straßenjunge, „schenken Sie mir einen Groschen." — „Ach was," brummte der Leutnant und ging eilig weiter. Der Bengel lief mit. — „Herr Leutnant, haben Sie keine Zigarette für mich?" — „Nein, mach' daß Du fortkommst." — „Dann sagen Sie mir wenigstens, wieviel Uhr es ist!"



Schulze an der Ostsee: „Hier könnte man Kriegsbier machen!"

Herr Meier ist schon dreimal falsch verbunden worden, immer mit demselben falschen Teilnehmer. Beim vierten Mal schreit er wütend: „Ist denn da ein Idiot in der Leitung?" — Ruhig tönt es zurück: „An diesem Ende nicht!"

*

Professor Schmidt kommt aus Bayern zurück. An der Grenze ist Revision. Der Professor, der gerade über ein wichtiges mathematisches Problem grübelt, kümmert sich nicht um den gestrengen Beamten. „Sie," sagt der Kofferrevisor, „haben Sie Butter, Fleisch oder sonstige Eßwaren?" — Professor Schmidt fährt aus seinem Grübeln auf. „Danke," antwortet er abwehrend, „ich bin mit allem versorgt."

*

„Vergrößert Deine Brille eigentlich, Großmutter?" — „Ja; warum?" — „Dann nimm sie lieber ab, wenn Du mir eine Stulle schneidest."

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80. Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich.) Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: i. V. Karl Singer, Berlin-Mahlsdorf. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

1. September
1918
Nr. 35
27. Jahrgang

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



In einem Telefon-Amt in Finnland:
Deutscher Soldat und finnisches Mädchen am Schalttisch.
Hofphot. Julius Grape, Stockholm.

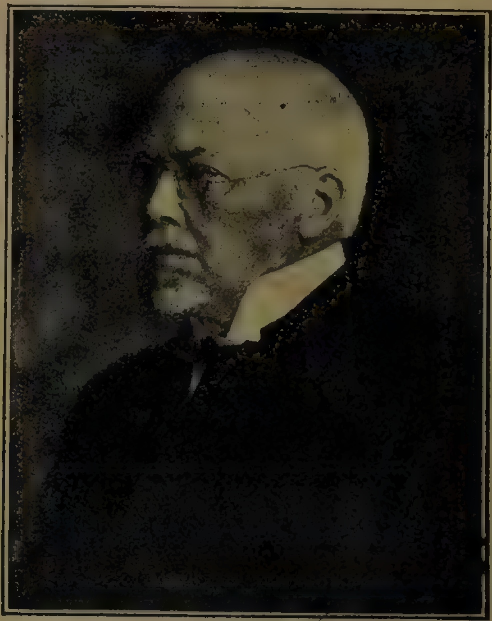
BILDER VOM TAGE



Kapitänleutnant Hundius,
der für die Versenkung von 76 feindlichen Schiffen den Orden Pour le mérite erhielt.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Die Eröffnung der ersten Breslauer Messe: Ehrengäste vor der Jahrhunderthalle.
Generalfeldmarschall v. Woyrsch — Fürst v. Hatzfeld — Oberbürgermeister Matting
Phot. Grohs.



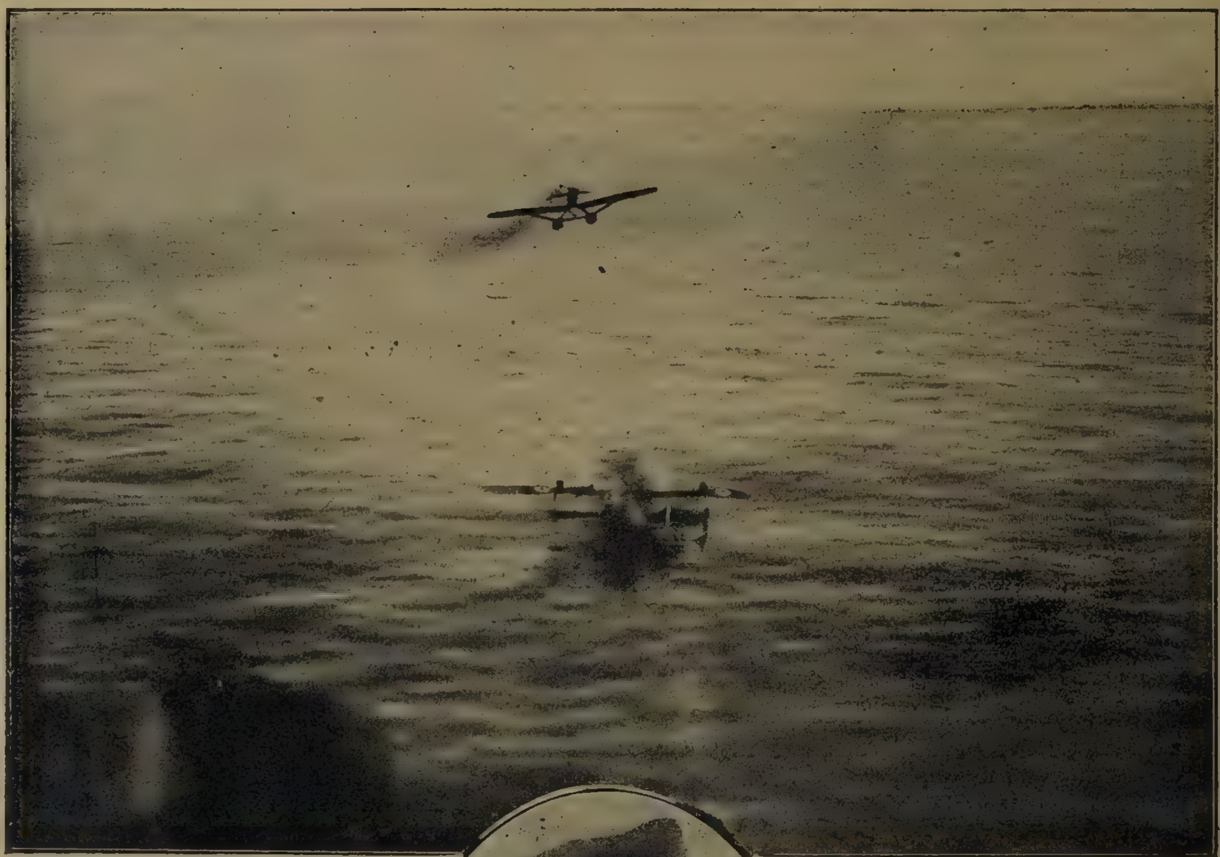
Reichskanzler Graf v. Hertling.
Zu seinem 75. Geburtstag am 31. August.
Hofphot. Fr. Müller.

Bergführeralarm.

Eine Episode vom Hochalpen-Krieg.

Heute morgen gibt es Bergführeralarm. Wir werden aus dem ersten Tagesgraben geweckt. Die Meldung lautet: Einer von der Ablösung ist am Weitenferner in eine Spalte gestürzt. Schon nach wenigen Minuten brechen wir auf: der Leutnant, der Oberjäger und 12 Mann. Das notwendige Rüstzeug schleppen wir mit. Der Sturm peitscht uns feine Eisnadeln ins Gesicht, die grimmige Kälte packt erbarmungslos den schmerzenden Körper an, und die noch schläfrigen Augen gewöhnen sich nur langsam an das Licht, das im Osten einen fahlen Schein auf die endlos weiße Fläche wirft. Nach einer Stunde gelangen wir zu der Stelle des Unfalls. Ein kleines Loch in der Schneedecke, ganz unscheinbar und so gering, daß niemand von uns glauben will, daß durch diesen Spalt ein Mensch stürzen konnte, gibt uns den Ort an, wo Hilfe geleistet werden soll.

Unser Oberjäger ist Spezialist im Bergen solcher, die in Gletscherspalten gestürzt sind. Wir legen rings um die brüchige Stelle Latten, dann seilen wir den Oberjäger an ein langes Seil an, schlingen das Seil an etliche Eispickel, die wir bis zur Picke in festen Schnee rammen, und dann tastet sich der Wackere zu dem Eisschlunde vor. Er verlangt eine Strickleiter. Schritt für Schritt, Sprosse für Sprosse steigt er hinunter. Die Umstehenden von der Ablösung murmeln etwas von Leichtsinn und Unerfahrenheit und davon, was die armen Eltern unten in Feldkirchen sagen werden. Der Xaverl war ja ihr einziger Bub und ihr Stolz und ihre Hoffnung, und nun — mein Gott — einen jeden erwischt es, den einen früher, den andern später. Wie eine Ewigkeit dünkt uns die Viertelstunde, bis der Oberjäger wieder an das Tageslicht kommt. „Ich hab' ihn nicht deruf'n können," meint er. „Hätt' nicht der Sturm manchmal g'heult, ich hätt' meinen müssen, in einer Gruft zu sein." Das zweite Mal bleibt er lange aus. Und seine



Eine seltene photographische Aufnahme von der Tätigkeit unserer Seeflugzeuge: das Flugzeug des Oberleutnants d. R. Christiansen über einem von ihm abgeschossenen englischen Großflugzeug.



Oblt. d. R. Christiansen,
der durch seine erfolgreichen Flüge nach England bekannte deutsche Seeflieger.



Bulgarischer, österr.-ung. und deutscher Posten auf dem Bahnhof in Ueskub.
Bild- und Film-Amt.



Wettmarsch mit Flammenwerfer-Apparaten bei einer Sportveranstaltung unserer Soldaten.



Einem deutschen Gegenstoß weichende Franzosen und Senegalneger.
Zu den Kämpfen an der Westfront.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Rückkunft ist das Todesurteil für den Xaver. „Nehmt's die Kappen ab," sagt er, „und betet ein Vaterunser für sein Seelenheil!" 30 Meter war er unten, und von dieser Tiefe aus hat er die an dem langen Seil hängende elektrische Lampe noch eben so viele Meter hinuntergelassen. In dem trüben Licht hat er einen schwarzen Klumpen auf einem Eisturm liegen gesehen. Aber Zurufe haben nichts ausgerichtet. Da hat denn der Oberjäger zum allerletzten Hilfsmittel gegriffen: er hat die Lampe wiederholt auf den Kopf des Verunglückten gestoßen, um zu erfahren, ob der Abgestürzte noch irgendein Lebenszeichen geben kann. Und jetzt zeigt er uns das Ergebnis dieser Mühe. Blutige Flecken kleben am Boden der Lampe — der Schädel des Aermsten muß beim Auffallen zerschellt sein. Darum beten jetzt alle ein Vaterunser für das Seelenheil des Verunglückten. Und der Sturm zaust graue, schüttere Strähnen und blondes, volles Haar.

Dr. Robert Konta,
k. k. Leutnant.



Das von den Franzosen zerschossene Schloß Tilloloy, ehemals Herzogssitz, zuletzt angeblich ein Privatbesitz von Clémenceau.
Phot. Wipperling.





Die von den Franzosen zerschossene Ortschaft Montdidier, die beim Einmarsch unserer Truppen beinahe unversehrt war:
Die Kathedrale von Montdidier. Die Hauptstraße von Montdidier.



Das befreite Finnland: Landung deutscher Soldaten am Rovanemifluß während der Befreiungskämpfe.



Typen finnländischer Bauernmädchen in Kemi.

DAS BEFREITE FINNLAND

Mit Aufnahmen vom Hofphot. Julius Grape, Stockholm.

Finnland hat nie zu Rußland gehört! Es war immer nur in die russischen Grenzen hineingezwungen, hat aber niemals moskowitische Fasson angenommen. Die kaum einstündige Fahrt von Petersburg, dem doch „westlichen", nach Finnland führte zu allen Zeiten in eine völlig andere Welt, die schon in ihrem äußeren Anblick von allem Slawentum deutlich unterschieden war. Viele deutsche Kriegsgefangene, denen die Flucht aus Rußland über Finnland gelungen war, haben ihren Eindruck dahin zusammengefaßt: sie hätten sich gleich hinter der finnischen Grenze schon wie in der deutschen Heimat gefühlt. Geist, Rhythmus, Sauberkeit des Lebens in Finnland ist allen Rassentheorien zum Trotz völlig germanisch. Die Befreiung Finnlands gehörte denn auch ehedem in das Programm aller Nationalidealisten der Erde. Aber keine der großen Demokratien des Westens hat Finnland jemals eine hilfreiche Hand gereicht. England, das den finnischen Irredentisten in London stets alle möglichen billigen Freundlichkeiten erwiesen hatte, sah gleichmütig zu, als der Zarismus im Kriege Finnland um den letzten Schein seiner Selbstverwaltung



Gefangene „Rote Gardisten" in einer Straße von Sortavala.
Hofphot. Julius Grape.



Grabstätte deutscher, während der Befreiungskämpfe gefallener Soldaten in Helsingfors.



Das befreite Finnland: Der Landtagsausschuß in Helsingfors bei der Beratung über die Königswahl.

beraubte. Als dann die Revolution kam, als das Selbstbestimmungsrecht aller Völker ausgerufen wurde, als auch Finnland seine mehr als berechtigten Forderungen anmeldete, kam es nur zu einem neuen Betrugsversuch an Finnland. Man wollte ihm zugestehen, daß es eine nationale Republik im Bunde der russischen Volksrepubliken werden dürfe. Aber selbst das schien der russischen Ländergier, die auch im neuen Gewande weiterlebte, noch zu viel Loslösung. In der gleichen Minute, in der man ihm die halbselbständige Republik versprach, entfesselte man eine „Revolution" gegen die finnische Volksvertretung, gegen den Landtag, eine Revolution jedoch, die keine Volkserhebung war, sondern eine Ueberflutung durch rote, landfremde, meist russische Horden. Damals rief Finnland Deutschland um Hilfe an. Nicht umsonst. Der deutsche Soldat, dem als Flüchtling aus russischer Gefangenschaft so oft Hilfe und Rettung von Finnen zuteil geworden war, kam wieder und brachte die Freiheit, die volle, ganze Unabhängigkeit. Finnland ist heute ein neuer Staat auf dem Wege einer schnellen Konsolidierung. Die letzten Gefahren, die es noch bedrohen (besonders von dem mißgünstigen England im Murman), wird es mit der andauernden deutschen Hilfe überstehen. Wie jetzt die Stahlhaube neben dem finnischen Käppi steht, wird auch im Frieden, der kommen wird, Finnland außerhalb des englischen Blockaderinges neben Deutschland stehen, im Wechsel und Tausch der Kultur und der Wirtschaft beider Länder, im Kreise der germanischen Welt, in die Finnland stets hineingehört hat.



Deutscher Posten bei Kemi.



Finnische Soldaten auf einem Platz in Wiborg.
Aufnahmen von Hofphot. Julius Grape, Stockholm.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

14. Fortsetzung.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Auch Adrian Drost sprang auf; aber er tat keinen Schritt. Es kam ein Laut über seine Lippen, wie von einem Menschen, der im Schlaf gelegen hat und schlafend in das eisige Wasser eines sehr tiefen und sehr klaren Sees stürzt. Unwillkürlich streckte er die Hand aus, schwankend wie ein Betrunkener.

Marie Heimdal wich vor ihm zurück.

„Was hast Du?" fragte sie stockend.

Er gab keine Antwort. Es war nun fast dunkel im Zimmer. Sie standen sich gegenüber und regten sich nicht. Irgendein geheimnisvoller Schrecken schien zwischen ihnen zu stehen.

„Verzeih'," sagte das Mädchen endlich in großer Verwirrtheit. „Ich wollte nicht zudringlich sein ... Ich hatte es vergessen, daß es Deine Frau sein wird, die Dir diese Fahne schenkt ..."

Adrian Drost lachte hinter zusammengebissenen Zähnen.

„Sei unbesorgt," murmelte er, ohne die Kiefer zu bewegen, „meine Frau schenkt mir keine Fahnen — weder diese noch eine andere ..."

Marie Heimdal faltete die Hände. Sie wandte den Kopf hin und her.

„Ich will Licht machen," sagte sie ängstlich und tat einen Schritt ins Zimmer hinein.

„Bleib' stehen!" sagte der Mann befehlend. Unwillkürlich gehorchte sie. Ein sinnloses Zittern rüttelte an ihr.

Adrian Drost hatte die Fäuste an seine Schläfen gedrückt. Er starrte das Mädchen an.

„Marie ...," sagte er halblaut. Und noch einmal: „Marie ..."

Sie erwiderte nichts. Er ging auf sie zu, und als er ganz nahe vor ihr stand, sah er, daß sie weinte. Sie weinte mit geschlossenen Augen, unaufhaltsam, lautlos. Er betrachtete sie und rührte sie nicht an.

„Marie," sagte er, und es war ein Ton von Grauen in seiner Stimme, „ich war ja wahnsinnig .. Ich war ja wahnsinnig ... Ich hab' ja mein Leben —"

Er sprach den Satz nicht zu Ende. Sie hatte eine Bewegung gemacht — eine Bewegung des Schreckens und der Abwehr. Er packte ihre Handgelenke. Und ohne ein Wort, ihren Widerstand zerbrechend unter einer fast wütenden Kraft, riß Adrian Drost Marie Heimdal an sich und preßte mit der Inbrunst eines Menschen, der die Erlösung in sich trinkt, seine Lippen auf ihren Mund.

Sie wehrte sich lange, und als sie sich nicht mehr wehrte und sich in brennendem Weinen seinem Kuß ergab, war es, als bräche alle ihre Kraft zusammen. Sie fühlte das und stemmte die Hände gegen seine Brust. Ihre Lippen befreiend, beugte sie den Kopf tiefer in den Nacken und rang gegen ihn, den Mann, und gegen sich.

„Gott im Himmel —!" sagte sie fast schreiend. Adrian Drost ließ sie los. Sie fiel im Stuhl zusammen und drückte das Gesicht zwischen ihre Arme, die auf den Knien lagen.

Adrian Drost ging aus dem Zimmer. Er stieg die Treppe hinauf und öffnete die Tür, an der ihn das Mädchen willkommen geheißen hatte. Er holte seine Mütze, seinen Mantel. Er würde nicht schlafen zwischen den vier Wänden, die auf ihn gewartet hatten — wie er sich gesehnt hatte zu tun.

Er ging aus dem Hause und rief nach seinem Fahrer. Kongo kam ihm entgegen und sprang an ihm empor. Er drückte den Kopf des Hundes an seine Knie.

„Ja, mein gutes Tier, ja ... ja ..."

Der Fahrer war in der Küche. Eine Magd rief ihn.

„Wir müssen fort," sagte Adrian Drost.

Der Mann holte den Wagen aus dem Schuppen. Der Motor brummte. Der Fahrer brannte die Laternen an. Adrian Drost stieg ein; der Hund legte sich auf seine Füße.

„Wohin?" fragte der Fahrer, die Hand an der Mütze.

Adrian Drost gab keine Antwort. Er wollte sagen: Ich weiß es nicht. Er sah sich langsam um.

„Fahren Sie nach Berlin zurück," meinte er schließlich.

Der Wagen glitt aus dem offenen Tor des großen Hofes, auf die Landstraße hinaus ...

X.

Adrian Drost hatte seine Absicht, bereits am nächsten Tage abzureisen, geändert und seinen Aufenthalt in der Reichshauptstadt um beinahe vier Wochen ausgedehnt. Diese Wochen waren bis an den Rand gefüllt mit einem Strom von Arbeit. Den Menschen, die mit ihm zusammen schafften, war es unerfindlich, wann Adrian Drost zu schlafen pflegte, und vielleicht schlief er wirklich nicht, sondern verbrachte nur diese oder jene Stunde in einer Art von Betäubung, die sich die überwältigte Natur erzwang.

Dennoch wagte niemand, auch keiner der Männer, die ihm allmählich nähertraten, ihn an sich selbst zu mahnen. Es war, als begriffen sie durch Instinkt, daß es nicht gut sein würde, dem Arbeiter Adrian Drost in den Weg zu treten und dadurch seinem anderen Selbst, dem er zu entkommen trachtete, Gelegenheit zu bieten, ihn einzuholen.

Seine Frau hatte er nicht mehr gesehen. Sie war noch am Abend nach der letzten Auseinandersetzung nach Köln gefahren. Sie hatte ihm keinen Brief und keine Nachricht hinterlassen. Einige Tage später kam ein Brief ihres Vaters, der Adrian Drost aufforderte, augenblicklich zu seiner Frau zu kommen. Adrian Drost antwortete, sein Aufenthaltsort für jetzt und die Zukunft sei seiner Frau sehr wohl bekannt. Falls sie mit ihm zusammen zu sein wünsche, brauchte sie nichts zu tun, als die Stunde anzugeben, in der sie eintreffen würde. Wenn er, Severin Küpers, mit ihm zu reden hätte, so stünde er ihm zur Verfügung und würde ihn erwarten. Seinerseits nach Köln zu fahren, fehle es ihm an Zeit. Darauf erfolgte keine Antwort.

Zwei Tage vor seiner endgültigen Abreise von Berlin hatte er Alfred Heimdal zu sich gerufen. Der Freund kam; mit ihm verbrachte er die letzten Stunden.

„Bestimme den Tag, an dem ich Dir folgen soll," sagte Heimdal.

„Ich werde Dir depeschieren. Mit den hundertfünfzig Leuten, die ich mitnehme, hoffe ich so weit zu kommen, daß ich bereits einen Monat nach unserem Eintreffen an Ort und Stelle einzelne Pläne in Angriff nehmen kann. Ich habe der vom Herausgeber der ‚Umschau' ins Leben gerufenen Deutschzentralafrikanischen Gesellschaft ein vorläufiges Kapital von fünf Millionen zur Verfügung gestellt. Sie wird die wissenschaftlichen Forschungen in die Hand nehmen. Mehrere junge Offiziere, die bis jetzt in der topographischen Abteilung des Großen Generalstabs gearbeitet haben, sind bereit, den Abschied zu nehmen, um sich der afrikanischen Sache anzuschließen. Die geologische Erschließung des Landes ist Männern anvertraut, die schon zum Teil im Westen, zum Teil im Osten Afrikas gearbeitet und Erfahrungen gesammelt haben. Ich denke, wenn Du in etwa vier Wochen von Europa abfährst, wirst Du zum rechten Zeitpunkt bei uns eintreffen."

„Gut."

Adrian Drost schob die Pläne zusammen, die auf dem Tische lagen. Seine Augen verloren den bestimmten Blick und glitten ins Leere.

„Und Deine Schwester?" fragte er. „Wird sie Dich begleiten?"

„Nein," antwortete Heimdal.

Adrian Drost wandte sein graues Gesicht nach ihm.

„Sie wird Dich nicht begleiten ...?"

„Nein, mein geliebter Junge ..."

„Und sie kommt Dir auch nicht nach ..."

„Es ist ihr ausdrücklicher Wunsch und Wille, hierzubleiben, Adrian."

„So," sagte Adrian Drost. Nichts weiter.

„Es ist wohl besser so, mein geliebter Junge," meinte Alfred Heimdal.

Adrian Drost erwiderte nichts. Seine bitteren Lippen senkten sich leise.

Er reiste mit dem Nord-Süd-Expreß. Alfred Heimdal begleitete ihn zur Bahn. Er reichte ihm die Hand zum Fenster hinauf.

„Auf Wiedersehen, Adrian!"

„Auf Wiedersehen ..."

„Soll ich Marie nichts von Dir bestellen?"

„Nein," sagte Adrian Drost hart.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, beugte er sich hinaus.

„Grüße sie ... hörst Du ..."

Alfred Heimdal nickte. Er hatte die Zähne zusammengebissen.

Adrian Drost trat vom Fenster zurück. Er setzte sich. Er betrachtete den kleinen, schwarzen Spitz, der zwischen den Polstern am Boden saß, als hätte er ihn noch niemals gesehen. Das Tier, das die Augen seines Herrn auf sich gerichtet sah, wedelte leise. Er hob es auf seine Knie, und auf die Stadt zurückblickend, die hinter ihm mit hunderttausend Lichtern versank, streichelte er das Tier, das ihm aufmerksam stillehielt, unaufhörlich, mit einer verlorenen Gebärde. — —

Sechs Wochen später erreichte er Dar-es-Salam und betrat afrikanischen Boden. Angesichts der zahllosen Maschinen und Maschinenteile, die er herübergebracht hatte, verlor die deutsch-ostafrikanische Zollbehörde den Kopf und machte Schwierigkeiten, die den Zusammenbruch des Unternehmens noch vor seinem Beginn bedeuteten.

Adrian Drost betrachtete die Menschen, die ihm im Wege standen und nicht begreifen wollten, daß Buchstaben dazu erfunden seien, um von einem denkenden Hirn zu Worten geordnet zu werden, die einen Sinn ergaben. Er betrachtete sie nachdenklich und ernst. Er berief sich mit einer gewissen Sanftheit darauf, aus einem deutschen Lande zu kommen und in ein deutsches Land zu gehen. Aber jede Erklärung schien die Hüter der Grenze noch mehr zu erbittern und zum Mißtrauen aufzureizen.

Adrian Drost ging zum Gouverneur.

Der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika war seit fünf Jahren im Amt und hatte in dieser Zeit vier Aufstände unterdrücken müssen.

Er hörte Adrian Drost ruhig und mit etwas trockener Miene an.

„Ist Ihnen bekannt," fragte er, „daß wir die Gewehre, die zur Verteidigung des Landes aus Deutschland eingeführt wurden, verzollen mußten?"

„Nein," sagte Adrian Drost.

„Es ist immer gut, so etwas zu wissen. Wohin beabsichtigen Sie mitsamt Ihren Maschinen zu gehen?"

Adrian Drost sah sich den Mann, der ihn mit einer kühlen Stimme fragte, an. Der Mann gefiel ihm. Ihre Blicke lagen ineinander wie zwei Hände, die sich kräftig fassen.

Er legte seinen Plan vor ihn hin.

„Vertrauen gegen Vertrauen," sagte der Gouverneur. „Ihre Absichten sind mir bekannt ..."

„Durch wen —?"

„Durch den Staatssekretär des Reichskolonialamts. Er hat Sie mir dringend empfohlen. Er ist Optimist. Ich bin es nicht. Wenigstens nicht mehr. Er erhofft von Ihrem Unternehmen die koloniale Geburt des Deutschen Reichs. Er glaubt, was er sich wünscht. Wir hier draußen wissen, daß es lediglich auf einem glücklichen Zufall beruht, wenn der Posten, auf dem wir stehen, nicht über Nacht zu einem verlorenen wird. Es ist eine Sache des Ehrbegriffs, nicht der Ueberzeugung, auf diesem Posten auszuharren. Wir leben in der ständigen Gefahr, von dem Zentrum, das uns mit der Fähigkeit zum Widerstand versorgt, abgeschnitten zu werden. Wir leben gewissermaßen auf Widerruf, von Stunde zu Stunde. Haben Sie den Mut, unter diesen Umständen an Ihren Plänen festzuhalten?"

„Ja," antwortete Adrian Drost.

„Nun, um so besser. Ich wünsche Ihnen gutes Gelingen und werde Sie, soweit das in meiner Macht steht, unterstützen. Sie brauchen einen Menschen, auf den Sie sich erstens verlassen können, und der zweitens mit den Verhältnissen des Landes vertraut ist. Ich gebe Ihnen meinen besten Mann mit, einen meiner Askari. Er ist treu, tapfer und schweigsam. Mohammedaner. Sprechen Sie Kisuaheli?"

„Soviel ich brauche, ja."

„Mehr als man braucht, ist nicht nötig. Ramassan kennt alle Negerdialekte, deren Verständnis für Sie in Frage kommt. Behandeln Sie ihn gut und schonen Sie etwas seinen arabischen Stammesdünkel, so wird er sich für Sie vierteilen lassen. Außerdem gebe ich Ihnen den dringenden Rat, die Träger, deren Sie bedürfen, nicht erst im Innern des Landes anzuwerben, sondern bereits an der Küste, um sie dann möglichst weit mit der Bahn nach Westen zu befördern. Die Sache kommt Sie zwar dadurch um ein Mehrfaches teurer zu stehen, aber Sie verringern im gleichen Maßstab die Gefahr des Durchbrennens. Wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen, werde ich Khamisi zu Ihnen schicken, daß er in Ihrem Namen mit den Trägern verhandelt. Bewilligen Sie ihm, daß er sich bis an die Grenze seines Fassungsvermögens in Pombe besäuft, so ist er Ihr Mann und wird sein Bestes tun, um die Träger zu betrügen. Anderenfalls sind Sie es, der betrogen wird. Sie haben die Wahl."

„Khamisi soll sich besaufen, Herr Gouverneur."

„Gut. Jetzt werde ich Ramassan kommen lassen. Ich bitte Sie, Herr Drost, für die Dauer Ihres Aufenthalts mein Gast zu sein . . ."

„Ich habe einen Hund bei mir, Herr Gouverneur."

„Der Hund wird Platz haben . . . Karibu — herein!"

Er hatte geläutet. Ein Diener erschien, die rote Weste über dem weißen Kanzu.

„Ramassan soll kommen," befahl der Gouverneur.

„Hewallah, bana! — zu Befehl, Herr!"

Der Diener verschwand. Keine Minute später trat Ramassan ins Zimmer.

„Labeka, bana!" meldete er sich zur Stelle.

Während der Gouverneur mit ihm sprach, betrachtete Adrian Drost den Nachkommen des großen und kühnen Hirtenvolkes, das vor Jahrhunderten mit dem Gebrüll seiner Kriegshörner und dem Gestampf seiner Herden die Steppe erfüllt hatte und Paläste baute, die nicht untergingen. Der Mann war groß und überschlank. Seine sehr scharfen und mageren Züge trugen alle Merkmale rein semitischer Abstammung, ohne jede Vermischung mit Negerblut. Es war schwer, sein Alter zu schätzen. Seine Augen erschienen gleichermaßen kühn und besonnen; ihr Blick war sanft. Aber eine schlecht verheilte Narbe, die unter dem Fes hervor zur linken Schläfe lief, gab dem Gesicht etwas Wildes und Unberechenbares. Der Gehorsam dieses Mannes war ganz bedingungslos, wo er freiwillig war, aber ebenso gewiß unverkäuflich.

„Hast Du verstanden?" fragte der Gouverneur.

„Hewallah, bana!"

„Dann geh' mit Deinem neuen Herrn zum Schiff und bringe seine Koffer herauf. Nimm Schefatuma mit und Songoro. Wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen, Herr Drost, so schreibe ich eine Zeile an die Zollbehörde; damit dürfte die Angelegenheit in Ordnung sein."

„Ich bitte darum."

Einige Tage später fuhr Adrian Drost mit der Bahn nach Westen. Er hatte hundertfünfzig Europäer bei sich und, außer Ramassan, der ihm nicht von den Fersen ging, nahezu zweihundert Träger. Am Ende der Bahnstrecke wurden die Lastautos zusammengesetzt und beladen. Ihre ungeheuren Räder mahlten sich durch den Sand und walzten das Gras der Steppe. Das Geschrei der Träger, deren Gemüter zwischen Aberglauben und Fürwitz schwankten, übertäubte das Summen der Motoren.

„Haya! Haya!" schrie Ardili, der Koch.

Eine Ziegenherde blötte dem Zug der Menschen zur Seite.

Ramassan schritt neben seinem Herrn, den anderen weit voraus. Er trug die Fahne, und wo er sie in die Erde stieß, wurde das Lager aufgeschlagen.

Adrian Drost prüfte seine Karten. Und als sie sich der Grenze näherten, hieß er Ramassan drei seiner besten Leute auswählen und sich mit ihnen aufmachen, um den Sultan Msiwan'goro von der Ankunft seines weißen Freundes zu benachrichtigen.

Ramassan hob die Hand zur Stirn. Er traf seine Auswahl mit großer Sorgfalt und brach auf, während die anderen noch schliefen. Er nahm die Fahne mit, auf die er stolz war.

Als sie danach zum dritten Male lagerten und die Sonne heraufkam, wurde Adrian Drost vom Geschrei seiner Leute geweckt, das ein neues und großes Ereignis anzukündigen schien. Er verließ das Zelt und schaute nach Westen.

Es wuchs ein Hügel aus der Steppe auf, baumlos, mit schmalem Rücken. Ueber diesen Hügel her kam ein Zug von nackten Riesen, deren bronzene Leiber in der Sonne zu funkeln schienen. Ramassan schritt ihnen voran; er schwang die Fahne über seinem Kopfe und schrie etwas, das die Ferne verschlang. Die Träger antworteten mit einem schrillen Jauchzen, an dem die Luft zerplatzte.

Die bronzenen Riesen, eine funkelnde Schar von dreißig geschmeidigen Leibern, näherten sich ohne Eile. Sie gingen unbedeckten Hauptes. Jedem von ihnen lag das hochgerissene Haar wie eine schwarze, versteinte Geschwulst über dem Schädel. Sie trugen Lanzen, deren Spitzen im Licht aufzuckten. Um ihre sehr schmalen Hüften hing ein Geflecht, das in hundert feinen Bändern schwankte. Ihr Gang war von gelassener und spielender Kraft geschwellt.

„Labeka, bana!" meldete Ramassan.

„Wer sind die Leute?" fragte Adrian Drost.

„Msiwan'goro schickt sie Dir entgegen, um Dich zu begrüßen und Dich willkommen zu heißen. Seine Geschenke folgen ihnen. Er selbst macht sich mit diesem Morgen auf, um Dich zu treffen. Er hat seine Krieger versammelt, um Dich zu ehren. Er hofft, daß Du mit ihm zufrieden sein wirst. Dies soll ich Dir von ihm melden, bana," sagte Ramassan.

(Fortsetzung folgt.)



Protopopoff,
der letzte russische Minister des Innern der Zarenregierung, der angeklagt wurde und vor ein Revolutionsgericht gestellt wird.



Telegraphenstangen-Ersatz:
Das Denkmal des Herzogs von Richelieu in Odessa, über dessen Kopf und Hände die Drähte der provisorischen Telephonleitung gelegt wurden.



Bogumil Zepler †,
der Berliner Komponist und Herausgeber der Zeitschrift „Musik für Alle".
Phot. Berl. Jll. Ges.

RÄTSEL

Silben-Rätsel:

Aus den Silben: au — bank — ber — bet — bi — blu — de — di — e — ef — el — en — er — es — fen — gat — ge — ge — gu — in — ips — hut — kow — la — ler — lo — ma — me — ne — non — ram — rin — ri — ro — rü — sand — schofs — se — sen — ses — sor — sur — ster — stus — te — tenz — ter — tofl — tra — wa — wich — zi —
sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, hintereinander gelesen, ein Wort von Cäsar Flaischlen ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Meßinstrument, 2. ägyptischen König, 3. türkischen Titel, 4. schädliches Insekt, 5. gemeinnützigen Ausspruch, 6. Anteilnahme, 7. Tropenpflanze, 8. Untiefe, 9. Säugetier, 10. Wagneroper, 11. Erfrischung, 12. Tier, 13. Tadel; 14. englische Stadt, 15. berühmte Galerie, 16. römischen Kaiser, 17. deutsches Bad, 18. modernen Maler, 19. Hilfsmittel, 20. Baumbestandteil, 21. Kopfbedeckung eines Geistlichen.

Schnell verdorben.

Ein „r" am Ende des trinkbaren Wortes
Macht breiig und ungenießbar sofort es.

Dauerhaft.

Der Prophet aus alten Tagen
Wird mit b noch heut' geschlagen.

Wenigstens etwas.

Drei zu bekommen zu einem Kleid,
Wird sehr eins-zwei uns zurzeit.
Eins-zwei-drei ist freigegeben
Von der Luft, in der wir leben.

Klage der Sängerin.

Die schöne Zeit ist längst dahin,
Da meine Stimme froh erklungen:
Als ich's nicht war, hab' ich's gesungen,
Und sing's nicht mehr, da ich's bin.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 34.

Silben-Rätsel:

„Ein kühnes Beginnen ist ein halbes Gewinnen."
Aus Lamentationen von H. Heine „An die Jungen".

1. Ellbogen, 2. Ilse, 3. Nashorn, 4. Karin, 5. Uetli, 6. Hagenow, 7. Nesselrode, 8. Elbing, 9. Simplicissimus, 10. Borte, 11. Eheweib, 12. Gaffel, 13. Ida, 14. Nargileh, 15. Nesselsucht, 16. Epaminondas, 17. Nicolai.

Gesteigert: Butt, Butter.

Entschluß: Faß ade, Fassade.

HUMOR

„Ich habe einen Papagei gekannt, Fräulein Müller, der konnte genau den Laut eines Kusses nachahmen. Kann Ihrer das auch?"

„Erlauben Sie, mein Herr, er kann doch nicht einen Laut wiedergeben, den er nie hört"!

In diesem Augenblick mischt sich der Papagei ein und sagt laut und deutlich: „Einen Augenblick, lieber Karl, ich will nur erst den Vogel hinaustragen!"

*

Der ehemalige Sattlermeister Fellhaar, jetzt Großindustrieller für Armeebedarf, hat sich den Verpflichtungen seines jungen Reichtums nicht länger entziehen können; er hat sich eine Bildersammlung angelegt. Eines Tages ist große Gesellschaft bei Fellhaars, und während die Frau des Hauses ihren Gästen die Bilder erklärt und stolz die Preise nennt, wird der alte Fellhaar von einem Freunde beiseite genommen.

„Nu sag' mir bloß," fragt der Freund, „warum sind denn so 'ne Bilder gar so teuer?"

„Ja, siehste," erklärt Fellhaar, „es is doch alles noch garantiert Handarbeit!"



„Emil, Dein Jaul macht wohl ooch schon fleischlose Woche?"

„Lange Haare geben einem Manne immer ein bedeutendes Aussehen."

„Nicht immer. Wenn seine Frau nur eins oder zwei auf seinem Rock findet, sieht er meistens recht dumm aus."

*

„Sagen Sie, ehe ich den Hund nehme, ist er auch anhänglich?"

„Das will ich meinen! Ich habe ihn schon viermal verkauft, und er ist immer wieder zu mir zurückgekommen!"

*

Im 5. Kriegsjahr. „Feldwebel, der Musketier Schmidt soll zu mir kommen."

„Zu Befehl, Herr Major. Meinen Herr Major den Vater, den Sohn oder den Großvater Schmidt?"

*

„Warum betteln Sie denn jetzt? Sie waren doch noch vor kurzem Hausdiener bei Schneider & Co.?"

„Ja, Herr Direktor, man will sich doch mal selbständig machen!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich.) Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: i. V. Karl Singer, Berlin-Mahlsdorf. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
a b c d e f g 1 2 3 4 5 6 7

8. September
1918
Nr. 36
27. Jahrgang

Berliner

Illustrirte Zeitung

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Paris in der Kriegszeit:

Eine von den tausenden nach der Hauptstadt geflüchteten Frauen mit ihrer kostbaren Milchkuh, ihrer einzigen Erwerbsquelle, im Pariser „Bois“.

(Nach einer Photographie in einer englischen Zeitschrift.)

★ B I L D E R V O M T A G E ★







Verkehrsbilder aus Leipzig während der Messezeit:

In der Petersstraße.
Phot. Hünich.

In der Reichs- und Grimmaischen Straße.
Phot. Hünich.

Plakatträger.
Phot. Grons.



Hindenburg im Großen Hauptquartier.
Aufgenommen im August 1918.



Die Braut des Kronprinzen von Bayern:
Prinzessin Antonia von Luxemburg.
Phot. Elvira.



Die Führer der Entente-Armeen bei einer Zusammenkunft im Großen Hauptquartier in Frankreich:
Pétain, Sir Douglas Haig, Foch, Pershing.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)



Der neuernannte Chef der Hochsee-Streitkräfte:
Admiral Ritter von Hipper.

PARIS IM 5. KRIEGSJAHRE

(Zu dem Bild auf der Titelseite.)

Paris einst und jetzt — die Erinnerung schweift zurück: Vor den Warenhäusern die drängende Menge der Käufer, die die auf dem Gehsteig ausgelegten Waren durchwühlen. Vor der Oper der unentwirrbare Klumpen der Gefährte. Die Kolonnen der Flaneure, Modedamen, Midinetten und Arbeiter, hinschlendernd durch diese Stadt, die wie keine andere zum müßigen Spaziergang einlud. Heute — fast kein Wagenverkehr in den trichterzerwühlten Straßen. Droschke und Auto noch seltener und unerschwinglicher als in Berlin. Vor den Cafés keine Tische mehr. Heute liegt das Café vielleicht im Flugstrich feindlicher Granaten oder Luftbomben, ein Schild an der Tür weist nach dem nächsten Schutzkeller. Die





Bei unseren Feldluftschiffern:

Besprechung mit dem Ballonbeobachter vor dem Aufstieg. Am Ballonkorb ist die Karte des Geländeabschnittes angebracht.

Mannschaftsappell mit Vorzeigen der Fingernägel, die vorschriftsmäßig geschnitten sein müssen, damit die Ballonhülle nicht verletzt wird.



Zu den großen Abwehrschlachten im Westen: Amerikanische Infanteristen auf dem Marsche an die Front beim Durchschreiten einer vergasten Zone.
(Aus einer englischen Zeitschrift.)

Denkmäler bretterverkleidet. Die Ville Lumière kennt nur Abende der Düsterkeit, das Dunkel verlöschter Laternen, die Nervosität, die das Surren der Wachflieger über der Stadt und die bleichen Schwerthiebe der Scheinwerfer erzeugen. So ist Paris, die lebensprudelnde Allerweltsstadt, wie man sie hier erst kürzlich in einem Film sehen konnte. Engländer und Amerikaner beherrschen die Straße, aber nicht mehr im karierten Tweedanzug, sondern in Khaki. Lärmend, johlend, betrunken, ziehen sie durch die eroberte Stadt. Und der Franzose? Man sieht nur Kinder, den blassen siebzehnjährigen Gamin und — Flüchtlinge, die übernächtig, verweint, mit Koffern und Bündeln auf der Straße liegen. Sie sind das eigentlichste Kriegswahrzeichen von Paris geworden!



Deutscher Panzerwagen (im Hintergrunde links) im Kampf mit einem gegen Feindessicht farbig bemalten englischen Tank.
(Nach einem englischen Gemälde.)

DAS ZUKUNFTSHEIM DES DEUTSCHEN.

„Ich möchte am liebsten, daß nach dem Kriege jeder Arbeiter ein Häuschen mit einem Gärtchen findet“ (Hindenburg).


Wohnküche in der Kriegersiedlung Oelsnitz i. V. Die Miete für eine Wohnung mit 4 Räumen ist auf 500 Mark berechnet. Entwurf: Arch. Zergiebel, Dresden.


Eine vorbildliche Heimstätten-Siedlung für Arbeiter und Angestellte: Häusergruppe mit Geschäftsladen in der Gartenstadt Steenkamp-Bahrenfeld bei Hamburg. Arch. F. Neugebauer und Kurt F. Schmidt.

Hunderttausende werden mit dem Frieden von den Fronten zurückströmen und ein neues Dasein begründen müssen. Architekten, Volkswirtschaftler, Staat, Gemeinden und soziale Führer fühlen deshalb, daß jetzt die Jahre kommen, in denen eine große Lösung der Wohnungsfrage gefunden werden muß. Nun ist der guten Sache gerade durch den Krieg auch eine neue Bedrängnis aufgehalst worden. Das Bauen ist sehr teuer geworden. 1917 hat man eine Baukostenverteuerung von 150—200 v. H. errechnet. Heute wird sie noch höher sein. Das ergibt für die Wohnungen, die man wird bauen können, eine Mietsteigerung von 60—80 v. H. Man sieht, jetzt muß etwas geschehen. Das Reich oder die Bundesstaaten werden billiges Siedlungsland zur Verfügung stellen, die Großstädte werden ihre Mietkasernenverklumpung durch den Ausbau von luftigen Kleinhäuservororten erweichen müssen. Noch streiten sich die Gelehrten über die beste Form: ob Reihenhaus — für das Peter Behrens sich mit begeistertem Nachdruck einsetzt — oder Einzelhaus, ob Einfamilienhaus oder Mehrfamilienheim. Gut aber ist, daß allenthalben schon die ersten Schritte gewagt wurden. Bei Berlin — Treptow, Jungfernheide, Grünau, Waidmannsluft, in Staaken bei Spandau — sind bereits Kleinwohnungssiedlungen entstanden; die Gemeinnützige Baugenossenschaft Groß-Berlin gründete die Gartenstadt Falkenberg; die Landwohnstättengesellschaft, die Arbeiterbaugenossenschaft Paradies, die Baugenossenschaft Freie Scholle, die „Berliner Vereinigung zur Förderung der Kriegsbeschädigten-Ansiedlung“ — die Heime, die sie baut, sind gewiß einfacher und schöner als ihr Name! — sie alle streben auf getrennten Wegen dem gemeinsamen Ziele zu. Ebenso ist bei Brandenburg, bei Lebus, in Ostpreußen und in vielen anderen Gegenden die Landhaussiedlung auf dem Marsche.


Arbeiterrentengut in Kottbus (Doppelstelle), errichtet von der Landgesellschaft „Eigene Scholle“, Frankfurt a. O. — Kaufpreis einer Stelle mit etwa ½ Morgen Land vor dem Kriege 7700 Mark. Anzahlung $^1/_6$; das übrige ist bis zu $^3/_4$ oder $^9/_{10}$ des Wertes zu einem Zinsfuß von 4½ Prozent (einschließlich Tilgung in 56½ Jahren) vom Staat übernommen. Der Rest wird durch die Landgesellschaft als Privatrente oder Hypothek gleichfalls zu billigem Zinsfuß gewährt. Phot. Otto Heinrich.


Doppelhaus im Zeppelindorf bei Friedrichshafen, in dem jedes Heim, bestehend aus Wohnküche, 2 Zimmern und Bad, samt 800 Quadratmeter Land 32 Mark monatliche Miete kostet. Nach Plänen der Architekten Prof. P. Bonatz und F. E. Scholer, Stuttgart, erbaut von der Zeppelin-Wohlfahrt G. m. b. H.


Küche mit Zentralkochheizanlage eines 5-Zimmer-Hauses in Steenkamp-Bahrenfeld, das im Jahre 1914 für 763 M. vermietet wurde. In 40 Jahren ist das Gebäude mit 420 qm Land schuldenfreies Eigentum des Bewohners. Arch. F. Neugebauer u. Kurt F. Schmidt. Phot. Emil Puls.



Das Zukunftsheim des Deutschen: Heimstätten-Anlage der Baugenossenschaft Gommern bei Dresden. Die Miete für eine Wohnung mit drei Räumen beträgt 250 Mark. Landesverein Sächsischer Heimatschutz

Hindenburg wird wissen, daß es unmöglich ist, seinen schönen Wunsch allen Arbeitern, allen kleinen Beamten und Angestellten zu erfüllen. Aber einer gewaltigen Anzahl von Menschen kann ein kleines, eigenes Heim oder wenigstens eine gesunde, von der Natur nicht ganz abgetrennte Mietwohnung verschafft werden. Man sieht auf diesen Blättern neben anderen Bildern aus der Welt der Zukunftswohnweise die Küche eines Fünfzimmerhauses der Gartenstadt Steenkamp-Bahrenfeld. Der jährliche Aufwand des Mieters (einschließlich eines Tilgungsbetrages, der ihn nach und nach zum freien Herrn seines Besitztums machen soll) beträgt dafür 763 Mark. Ein anderes hübsches Haus (drei Zimmer und Küche) derselben Siedlung (210 qm) kostete vor Kriegsausbruch jährlich nur 472 Mark Miete, wenn nach 40 Jahren das Haus Eigentum des Mieters sein soll. Gewiß sind inzwischen die Baukosten gewaltig gestiegen, aber auch die Möglichkeiten, sie zu verringern, sind, wenn Technik und Gemeinsinn zusammenarbeiten, bedeutend vermehrt. Die Loslösung des Menschen als Wohnwesen aus der Steinwüste großstädtischer Massenpferche hat hoffnungsvoll begonnen.

K. E. K.



Arbeiter-Einzelhaus im Zeppelindorf bei Friedrichshafen mit 800 qm Land, Bad, Wohnküche und 2 Zimmern, dessen Miete monatlich 34 Mk. ausmacht. Nach Plänen der Architekten Prof. P. Bonatz u. F. E. Scholer, Stuttgart, errichtet von der Zeppelin-Wohlfahrt G. m. b. H.





Reihenhäuser in der Siedlung Steenkamp-Bahrenfeld. Die Miete samt Tilgungsrate für jedes Haus mit drei Zimmern, Küche, Zentralkochheiz[illegible] Waschküche und 210 qm Land war bis zum Kriege jährlich 472 Mark. In 40 Jahren ist das Heim schuldenfreies Eigentum des Bewohners.
Arch. F. Neugebauer u. Kurt F. Schmidt.
Phot. Emil Puls.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

15. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Adrian betrachtete die Boten Msiwan'goros, die schön gebauten, gelassenen Leiber, die ihn, obgleich er unter seinesgleichen ein großer Mann war, um mehr als Haupteslänge überragten. Er entsann sich ihrer als der Leibwache des Sultans, die den riesigen und fetten Fürsten in einer Art von Sänfte auf den Schultern zu tragen pflegte. Die Kraft ihrer Arme war so gewaltig, daß zuweilen der Schaft der Lanze, die sie schleuderten, durch die eigene Schwingung in der Luft zerbrach. Sie sprangen so hoch, als der Größte unter ihnen mit der emporgereckten Hand reichte, und kein Weißer hätte die Bogen zu spannen vermocht, die sie spannten.

Sie grüßten, wie Gesandte eines Königs grüßen, der keinen fürchtet und darum auch keinen haßt. Ihre Handgelenke waren die eines alten und edlen Volkes. Sie gaben dem weißen Manne die Rechte und standen schweigsam um ihn her, bereit, ihn zu führen, wenn er es befehlen würde. Der Blick ihrer Augen war gleichmütig und stolz.

Adrian Drost wies Ramassan an die Spitze des Zuges, denn Ramassan trug die Fahne. Die Boten des Sultans Msiwan'goro schulterten die Lanzen. Sie schritten rechts und links von dem weißen Manne ruhig einher. Die Träger schrien wie von Dämonen besessen. Sie tanzten fast unter ihren Lasten, denn sie fühlten das Ende der Wanderung nahe. Ihr Gelächter glich dem Lachen von Kindern. Sie sangen, und ihre Lieder waren spöttisch und keck.

Als sie den Hügel überschritten hatten, sahen sie abermals eine Steppe vor sich liegen, die keine Grenzen hatte, nicht zur Seite noch geradeaus. Und es war, als sei jedes Gras auf dieser Steppe lebendig geworden und in ein Tier verwandelt. Denn soweit die Blicke reichten, trafen sie auf Herden und abermals Herden von mehr als je tausend Stück Vieh. Die Menschen, die zwischen ihnen hin und her liefen, glichen schwarzen Stelzvögeln, die mit den Flügeln schlugen. Die sehr reine Luft brachte ihr klingendes Schreien mit.

„Was ist das?“ fragte Adrian Drost unwillkürlich.

„Es sind die Geschenke, die der Sultan Msiwan'goro seinem weißen Freunde schickt,“ übersetzte Ramassan die Antwort des Anführers.

Adrian Drost lächelte.

„Bist Du nicht zufrieden, bana?“ fragte der Riese.

„Sei ruhig, mein Freund, ich bin zufrieden. Dein Herr ist großmütig und freundlich. Ich danke ihm.“

Sie schritten nun in einem Meer von Tieren einher. Der Dunst der tausend heißen Leiber zitterte in der Luft. Das Gebrüll der Büffel machte die Erde beben. Die schwarzen Menschen, die das Fleisch witterten, gingen in einem Taumel der Lust und sprangen kreischend durcheinander. Wie Ungeheuer, die aus der Erde dampfend ausgebrochen waren, krochen die keuchenden Lastwagen hinter dem Lebendigen her.

Von dem Getöse, das vom wogenden Zug der zehntausend Tiere und von den Menschen ausging, die ihn umschwärmten und durchbrachen, gleichsam darin schwammen und sich hüpfend aus dem Strom der Brüllenden hoben, dröhnte die große blaue Glocke des Himmels erzen mit. Staub wirbelte auf in weiten gelben Wolken. Die Sonne, die von einer ungeheuren Kraft geschnellt am hochgespannten Gewölbe der Luft aufwärts zu rollen schien, tanzte in vielen Schleiern.

Da sich die Herden, die ihrem neuen Herrn entgegengezogen waren, nun wandten, um ihn zu begleiten, war es, als ob das ganze Tal zu einem gewaltigen Kessel würde, in dem ein Sud aus dunklen, schweren Körpern ins Kochen geriete. Wirbel entstanden und Trichter, die das Lebendige aufsaugten und kurz vor der Vernichtung wieder von sich spien. Wie das entfesselte Zischen des Dampfes, der aus geöffneten Hähnen bläst, so wuchs das Geschrei der Treiber in Wut, Angst und kindischem Vergnügen zum Lärm aus der Hölle.

Und doch war in der Luft ein Ton, der stärker war als alles. Er war nicht laut und durchdrang doch die Heillosigkeit des Wirrsals mit seiner nicht zu beirrenden Unentwegtheit.

„Das sind die Trommeln des Sultans Msiwan'goro, der seine Krieger versammelt,“ schrie Ramassan mit funkelnden Augen. Seine weißen Zähne leuchteten, und die Narbe an seiner Stirn unterlief sich blutrot.

Die Anführer brüllten: „Haya! Haya —!“

Der Klang der Trommeln schwoll an, hob sich wie eine dicke Woge, eine Woge aus Sand, und deckte alle Töne zu, von denen die Luft zum Platzen gefüllt war. Die wandernden Tiere teilten sich in zwei breite Ströme; es schob sich ein Keil in sie hinein. Eine Schar von abermals dreißig Riesen kam heran, lanzentragend, nackt bis auf das leichte und schmeichelnde Gewirr aus Rindenbändern um ihre Hüften.

Die ersten sechs hielten auf ihren Händen und Schultern zwei junge, starke Palmenschäfte und dazwischen ausgespannt das weichgegerbte Fell eines großen Tieres, mit roten Zeichen geschmückt. Sie blieben vor dem Gast des Sultans Msiwan'goro stehen und forderten ihn durch einen schrillen Zuruf auf, die Sänfte, die sie vor ihm niederließen, zu besteigen.

Adrian Drost folgte dieser Aufforderung. Halb sitzend, halb liegend, hoch über den schwarz versteinten Haartürmen seiner Träger, hielt er seinen Einzug in den königlichen Sitz des afrikanischen Herrschers.

Ein übermannshoher Zaun aus Dornenzweigen schützte das von Menschen wimmelnde Dorf. Riesige Tore unterbrachen ihn in weiten Abständen. Vor dem Tor, durch das Adrian Drost mit feierlicher Langsamkeit getragen wurde, hockten viele Männer am Boden und bearbeiteten mit den Fäusten und hölzernen Schlägeln die Felle, die über ausgehöhlte Baumstämme gespannt waren und ein Dröhnen verursachten, das doppelt so weit gehört werden mußte, als der Blick reichte in der Ebene.

Ihr Geschrei mischte sich grüßend mit dem Schreien der Fremdlinge, die angesichts des Dorfes frohlockend ihre Last zu Boden warfen und wie in Verzückung umhersprangen.

Hinter dem Tore dehnte sich ein sehr weiter Platz, von einzelnen runden Hütten umstanden. Vor der höchstgetürmten, die ein besonderer Hof umgab, stand ein gewaltiger Baum, mit Früchten beladen. Unter diesem Baum hatte der Sultan Msiwan'goro seinen Platz erwählt, um den weißen Mann, der ihn zu besuchen kam, mit großer Feierlichkeit zu empfangen.

Die Träger, die bronzenen Riesen, hielten an und ließen den weißen Mann, die Palmschäfte in der Schwebe haltend, langsam zu Boden gleiten.

Adrian Drost und der Sultan Msiwan'goro erhoben sich gleichzeitig und gingen einander entgegen, um sich mit ausgestreckter Hand zu begrüßen.

Der Sultan Msiwan'goro war ein außerordentlich fetter Mann, der Größte seines Stammes, mit den Armen und Beinen eines Elefanten. Er war etwas kurzatmig und hielt die Lippen geöffnet, was seinem Gesicht etwas Erwartungsvolles verlieh. Seine Augen, deren Weiß ins Rötliche schimmerte, blickten schlau und gewalttätig. Seine Oberarme und Schultern waren mit Ziernarben bedeckt. Er trug eine Art von Frauenrock, ein Stück bunten Stoffes, über den Hüften zum Wulst gerafft. An den Gelenken seiner Hände und Füße klirrten breite kupferne Spangen. In sein Haar, das schon grau wurde, waren wunderlich geformte Muscheln eingeflochten.

„Jambo, bana!“ grüßte er. Er sprach die Sprache des östlichen Afrika wie ein Mann der Küste.

Adrian Drost gab ihm den Gruß zurück. Ramassan, der die Fahne trug, stellte sich neben ihm auf. Sein Gesicht glänzte.

Für den weißen Mann und den Sultan standen Schemel bereit, die zierlich bemalt waren. Msiwan'goro forderte seinen Gast auf, sich niederzulassen. Er hatte einen Stock bei sich, der seinen Kopf um ein gutes Stück überragte. Er liebte es, diesen Stock, der unzerbrechlich schien, seiner Umgebung auf die Schädel zu dreschen, daß es krachte. Er gab seinen Winken dadurch die Eindringlichkeit von Befehlen, und sie wurden schnell befolgt.

Adrian Drost dankte dem Sultan für die Geschenke, die er ihm entgegengesandt habe. Und er sagte, daß es ihm niemals möglich sein werde, diese Geschenke in würdiger Weise zu erwidern. Aber er bitte den Sultan, einige Kleinigkeiten, die er ihm mitgebracht habe, freundlich annehmen zu wollen, um das Bündnis, das sie vor Jahr und Tag geschlossen hätten, auch durch äußere Zeichen zu befestigen.

Ramassan winkte die Träger herbei. Sie schleppten ihre Lasten auf den Köpfen in den Hof und legten sie zu Füßen des Sultans nieder. Es waren mächtige Ballen bunter Stoffe, Körbe voller Glasperlen und Steinschnüre, die in der Sonne flimmerten; Spangen, durch Kettchen verbunden, die wie das Gezwitscher von Vögeln klangen, wenn sie sich berührten, tönerne Gefäße, metallene Schalen — fünfzig Lasten, auf Menschenköpfen herbeigetragen und zu Füßen des großen Sultans aufgetürmt.

Das Gesicht des Sultans blieb gleichgültig, glänzend vor Fett und Trägheit. Er betrachtete, was man ihm bot, mit halben Blicken und sagte nichts.

Aber er schrie vor Entzücken auf und klatschte in die Hände, als Ramassan, der die Fahne in den Sand gepflanzt hatte, vor den Augen der afrikanischen Majestät einen roten baumwollenen Sonnenschirm aufspannte. Er geriet außer sich über eine laut tickende Weckeruhr, vor deren Läutewerk er erschrak, daß sein Gesicht grau wie Asche wurde, und das er sich immer wieder aufziehen ließ, um jedesmal von neuem wie vor einem Teufel zu erschrecken. Er verlor seine Würde vollständig vor einem blitzenden Dreirad, das Ramassan selbst ihm vorführte, und das er sogleich zu erproben beschloß.

Da er weit über drei Zentner wog und der Hof nicht gepflastert, sondern voll Sand war, kostete es reichlich Mühe, das königliche Fett in Bewegung zu setzen. Aber das Dreirad bestand die Probe ebenso glücklich wie sein neuer Besitzer, der, seines Schweißes nicht achtend, gleich einem gefährlichen Dämon durch den Hof keuchte und nur mit Mühe die Notwendigkeit des Lenkens erfaßte.

Adrian Drost beschloß, die gute Laune des Sultans auszunutzen. Er gab Ramassan den Befehl, am Eingang des Dorfes den Flaggenmast zu errichten. Ramassan gehorchte.

„Was ist das?“ fragte Msiwan'goro, als er die Axthiebe hörte.

Adrian Drost sah ihn fest an.

„Wir wollen hier die deutsche Flagge hissen,“ sagte er.

„Es ist gut, daß Du gekommen bist,“ meinte der Sultan gleichmütig. „Vor einigen Tagen war der Engländer wieder da.“

„Welcher Engländer?“

Die schlauen Augen des Sultans zogen sich zusammen.

„Er will ein Bündnis mit mir,“ antwortete er.

„Du hast ihn fortgeschickt?“ fragte Adrian Drost.

„Wolltest Du nicht kommen, bana? Er fragte viel, aber er hat wenig Antwort bekommen. Er nannte Deinen Namen, aber ich kannte Deinen Namen nicht.“

„Er nannte meinen Namen?“

„Ja, bana, — wunderst Du Dich darüber?“

„Nein,“ sagte Adrian Drost. „Da der Mann aus England stammt, wundert es mich nicht.“

Am Abend des gleichen Tages hißte er vor dem Dorfe des Sultans Msiwan'goro die schwarz-weiß-rote Flagge und stellte das Land des afrikanischen Herrschers unter die Oberhoheit und den Schutz des Deutschen Reiches.

Mit dem nächsten Morgen brach der Zug der weißen Menschen abermals auf, um in das Gebiet zu wandern, das Adrian Drost sich selbst zum Eigentum erworben hatte.

Die Tätigkeit, die sich damit entwickelte, glich der Tätigkeit nach irgendeinem Zusammenbruch. Es schien ein Fieber über die Menschen gekommen zu sein. Es war, als fürchteten sie, mit nichts zur rechten Zeit fertig zu werden. Häuser schossen aus der Erde. Wälder wurden geschlagen und gerodet. Steppen brannten. Ueber die Asche ging der Pflug. Die Menschen, die dort schafften, warfen sich die Arbeit gegenseitig zu wie einen Ball, der ständig im Wirbeln blieb und darin wuchs.

Adrian Drost verdoppelte sein Gehirn, verdreifachte seine Füße, verzehnfachte seine Hände. Er war überall zu gleicher Zeit. Vom Schüttelfrost geworfen, berechnete er Pläne, deren Kühnheit seinen Helfern den Atem verschlug. In der Siedehitze des Fiebers empfing er die Besuche benachbarter Herrscher, die zu ihm kamen, um ihm ihre Freundschaft anzubieten und zu fragen, wie hoch sein Land, das Deutsche Reich, ihre Freundlichkeit zu belohnen gedenke. Allmählich sammelte er die Obergewalt über nahezu zwölf Millionen Seelen in seiner Hand.

Der Arzt, der bei der Gesellschaft war, riß sich die Haare vom Kopf.

„Was versprechen Sie sich eigentlich für eine Wirkung davon, wenn Sie sich zugrunde richten?" fragte er, als Adrian Drost mitten in der Nacht zu ihm schickte und er ihn mit dem Pulsschlag eines jungen Vogels, von eisigem Schweiß bedeckt, bei der Taschenlampe arbeitend fand.

„Ich richte mich nicht zugrunde," widersprach Adrian Drost.

„Unfehlbar," sagte der Arzt.

Adrian Drost hob den Kopf, der ganz mager geworden war; er grinste.

„Versprechen Sie mir das?" fragte er. Seine flatternden Hände strichen über die ausgebreiteten Karten. „Nicht zu bald," murmelte er.

Der Arzt mischte ihm ein Pulver in Wein.

„Nehmen Sie das," sagte er.

„Gegen das Fieber? Ich will das Fieber los sein; es hindert mich in der Arbeit."

„Ich ersuche Sie freundschaftlich, das Pulver zu nehmen, ohne sich um seinen tieferen Zweck zu kümmern, Herr Drost."

Adrian Drost gehorchte. Er legte sich nieder und schlief zweiunddreißig Stunden traumlos und leicht. Als er erwachte, war das Fieber verschwunden. Sein Oberingenieur kam und meldete, daß der Anschluß an die letzte deutsche Telegraphenstation erreicht sei.

Adrian Drost lächelte; er wandte den Kopf nach der Wand. Der Mann, der ihm die Nachricht gebracht hatte, wartete eine Weile; dann verließ er das Zimmer auf den Zehenspitzen.

Adrian Drost stand auf und ging in das kleine helle Haus hinüber, von dem die funkelnden Drähte in die Welt liefen. Seine Finger berührten die Taster der Apparate mit der Zartheit und suchenden Kraft eines blinden Menschen. Er nickte leise. Seine Leute standen um ihn her.

„Ich danke Euch allen," sagte er.

Die Augen der Männer hingen an ihm.

„Ich möchte eine Depesche an den Gouverneur aufgeben," erklärte er.

Der Beamte rief die deutsche Station an.

„Wie soll ich diesen Platz bezeichnen?" fragte er, während er die Kollation erwartete.

Adrian Drost sah ihn an und blickte zum Fenster hinaus. Seine Mundwinkel senkten sich.

„Nennen wir ihn Jemandsland," sagte er.

XI.

Zur verabredeten Zeit war Alfred Heimdal von Europa abgefahren und in Dar-es-Salam eingetroffen. Auf dem Schiff, mit dem er fuhr, befand sich eine Unzahl von riesigen Frachtstücken, die für Adrian Drost bestimmt waren und mit der Bahn nach Westen weiterbefördert wurden. Alfred Heimdal schloß sich ihnen an. Er benachrichtigte den Freund telegraphisch. Adrian Drost schickte ihm Ramassan entgegen. Er selbst erwartete ihn an der deutschen Grenze, wo er ihn mit dem Auto abholte.

Ihre Hände packten sich. Alfred Heimdal betrachtete den Freund, der ihn nicht ansah, sondern über seine Schulter fortblickte.

„Mein geliebter Junge," meinte er, leise den Kopf schüttelnd, „Europa bekam Dir nicht; aber Afrika bekommt Dir, scheint's, noch weniger..."

„Du bist so allein?" fragte Adrian Drost.

„Ja . . . Könntest Du etwas anderes erwarten, Adrian?"

Der antwortete nicht gleich.

„Ja," sagte er dann. „Es ist mir, als hätte ich die ganze Zeit hindurch, die ich hier lebte, auf etwas gewartet, das nun nicht ist... Es tut nichts... Gehen wir weiter . . . Sei mir von Herzen willkommen, Alfred . . ."

Adrian Drost fuhr selbst. Der Freund saß neben ihm. Sie sprachen zunächst nicht viel. Alfred Heimdal ließ seine Augen umherwandern. Sie fuhren über Steppengras. Aber die roten Stangen der Vermessungsarbeiter gaben ihnen die Richtung.

„Willst Du eine Straße anlegen lassen?"

Es war, als hätte Heimdal mit dieser Frage den Freund aufgeweckt, und als spräche Adrian Drost jetzt zum ersten Male.

„Ja," sagte er. Er redete ziemlich rasch. „Die Vorarbeiten sind nahezu vollendet. Mit dem eigentlichen Bau soll noch in diesem Monat begonnen werden. Die Straße ist in weiten Windungen entworfen und als Vorläuferin und Anschlußmittel für die Bahn gedacht, deren Hauptstrecke eine fast schnurgerade Linie bilden wird. Die notwendigen Sprengungen — zum Teil sehr umfangreicher Art — sollen in Angriff genommen werden, sobald die von der Deutsch-zentralafrikanischen Gesellschaft angeworbenen Arbeiter aus Europa eingetroffen sind."

„Wird die Bahn von Küpers gebaut?"

„Ich habe von ihm keine entscheidende Antwort. Jedenfalls verlasse ich mich nicht auf ihn. Ich handle, als stünde ich allein."

„Wir haben ein herrliches Land hier unten, Adrian. Und dies ist das Deine . . . Bist Du zufrieden?"

„Nein, es geht mir nicht schnell genug."

(Fortsetzung folgt.)



Konrad Ansorge,
der hervorragende Pianist, der zum Professor ernannt wurde.
Phot. Berl. Ill. Ges.



Siegfried Wagner und seine Gattin während ihres Sommeraufenthalts in Möltenort bei Kiel. Phot. Benecke.



Hermann Bahr,
der Begründer der modernen literarischen Richtung in Oesterreich, der in die Leitung des Wiener Hofburgtheaters berufen wurde.
Phot. Bruno Reiffenstein.

RÄTSEL

Silben-Rätsel:

Aus den Silben:
a — bar — chri — cri — del — den — ek — er — go — hard — i — il — ke — la — lan — le — mae — mut — na — sar — sau — so — sti — stoff — te — ter — tis — trich — wis sind zehn Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:
1. Musikstück, 2. Küchengerät, 3. Raubtier, 4. Weinsorte, 5. germanischen Volksstamm, 6. Roman von Scheffel, 7. Metall, 8. Säugetier, 9. Fisch, 10. Gas.

Verbessert.

Wirft man ein k in ein Gefäß hinein,
Dann birgt, gefüllt, es gold'nen Wein.

Schlagfertig.

An einen Musikus erging in Gesellschaft die Frage:
„Was aßen Sie heute am fleischlosen Tage?"

D'rauf trat an's Klavier der nie verleg'ne Mann
Und schlug statt der Antwort drei Töne nur an.

Auflösungen aus Nr. 35.

Silben-Rätsel:

„Wer seines Zieles klar ist, erreicht, was er erstrebt!"
1. Wage, 2. Ramses, 3. Effendi, 4. Nonne, 5. Sentenz, 6. Interesse, 7. Lotosblume, 8. Sandbank, 9. Lama, 10. Rienzi, 11. Sorbet, 12. Eber, 13. Rüge, 14. Ipswich, 15. Tetrakow, 16. Augustus, 17. Elster, 18. Erler, 19. Surrogat, 20. Rinde, 21. Bischofshut.

Schnell verdorben: Tee(r).
Dauerhaft: Amos, Ambos.
Wenigstens etwas: Sauerstoff.
Klage der Sängerin: Alt.

HUMOR

Stilgemäß. Unter den Künstlern, die Frau Nesselweber für ihren Kunstabend verpflichtet hatte, befand sich auch eine Tanzkünstlerin.

„Also, Fräulein," redete sie Herr Nesselweber an, „Sie sind ja doch die berühmte Tänzerin! Das ist schön. Was kriegen wir denn nachher zu sehen? Einen Cancan? Oder vielleicht einen netten Bauchtanz . . .?"

„Verzeihen Sie," belehrte ihn die Künstlerin, „ich tanze Beethoven, Chopin und andere berühmte Namen!"

„Aha," meinte Nesselweber, „auch nicht schlecht. Dann tanzen Sie doch mal . . . Hindenburg!"

*

„Ich möchte gern einmal Ihren Freund, den Schauspieler Thalberg sehen, was spielt er denn am besten?" — „Skat!"

*

„Was, siebzig Pfennig wollen Sie für das Rasieren haben, wo ich doch sonst nur fünfzig bezahlt habe! Und dabei haben Sie mich noch geschnitten!" — „Ja, zwanzig Pfennig kostet das Pflaster!"



Ersatz.

„Steigen Sie aus dem Teerfaß 'raus. Augenblicklich lassen Sie den Unfug!"

„Erlauben Sie mal, ich mache mir 'n Paar Kriegsstrümpfe!"

„Aber, Hänschen, warum willst Du Fräulein keinen Gute-Nacht-Kuß geben?" — „Weil sie Papa gestern eine Backpfeife gegeben hat, als er es tun wollte."

*

„Haben Sie Brüder?"

„Nur einen."

„Lügen Sie nicht! Eben hat mir Ihre Schwester gesagt, sie hätte zwei."

*

„Sehen Sie 'mal, Herr Major," sagte der untersuchende Stabsarzt. „Eben habe ich da auch den Krankheitserreger entdeckt, von dem Ihr Leiden herrührt. Man findet ihn heutigentags selten und ich bitte Sie, ihn mit nach Hause nehmen zu dürfen."

„Gehört schon Ihnen, dieses seltene Gewächs," meinte der Major. „Lassen Sie mich es aber vorher besichtigen und sagen Sie mir, wie meine Krankheit denn heißt?"

„Schönen Dank," meinte der Arzt, indem er vom Schreibtisch des Patienten eine hohe Kassette nahm, die bis an den Rand mit türkischem Tabak gefüllt war. „Dies hier ist er. Sie haben nämlich eine Nikotinvergiftung!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich.) Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: i. V. Karl Singer, Berlin-Mahlsdorf. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

15. September
1918
Nr. 37
27. Jahrgang

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Deutscher Motorradfahrer mit leichtem Maschinengewehr ausgerüstet.

Aufnahme des Bild- und Film-Amts.

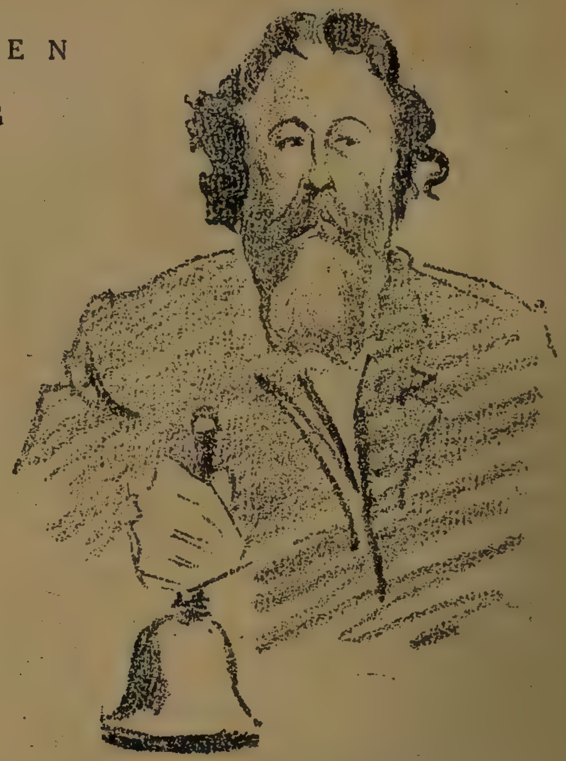
AUS EINER RUSSISCHEN VOLKS-VERSAMMLUNG



Aus einer russischen Volks-Versammlung: Lenin spricht.



Trotzki spricht.



Der Vorsitzende.
Zeichnungen von Arzibuschew.

Flieger-Abwehr.

Die Angriffe großer Bombengeschwader gegen die feindliche Kriegsindustrie hinter der Front sind wichtige Kriegsmittel geworden. Und häufig wird nun aus Laienkreisen die Frage erhoben, warum nicht noch öfter, am besten täglich zweimal und nachts noch ein paarmal, London, Paris, Calais, Dünkirchen und noch andere Kriegszentren von unseren Großflugzeugen angegriffen werden. Hier ist nun zu sagen, daß ein Angriff auf England wohl überlegt und wohl vorbereitet sein muß. Die Wetterlage ist vor allen Dingen zu berücksichtigen, auch das Mondlicht spielt dabei eine Rolle. Denn Angriffe bei Tageslicht finden heute in großem Umfange kaum mehr statt, alle Bombengeschwader sind zu „Nachtfaltern" geworden, die nur im Schutze der Dunkelheit nach dem Kompaß ihr Ziel ansteuern, um der feindlichen Fliegerabwehr wenigstens teilweise zu entgehen. Denn der Feind hat natürlich kein technisches Mittel außer acht gelassen, das ihm Hilfe gegen die Bombenfliegergefahr geben kann. Um die wichtigen Rüstungsstätten liegt ein Kranz von Spezialgeschützen, die heute schon mit großer Zielsicherheit in beträchtliche Höhen, 6000—7000 Meter hoch, schießen können. Gleichsam ausgebreitet vor diesen Plätzen ist ein ganzes Netz von Sicherungsmaßnahmen, durch das der Anflug feindlicher Flieger möglichst schon von weiter Entfernung her wahrgenommen und ins Innere des Landes weiter gemeldet werden soll. An allen Wegen, die die Flieger möglicherweise zum Anflug wählen können, stehen Telephonwachen, die für Tagdienst mit optischen Instrumenten und für Nachtdienst mit Horchapparaten ausgerüstet sind. Glauben diese nun, einen feindlichen Flieger zu hören, so melden sie dies telephonisch sofort an die rückwärts gelegene Station, die ihrerseits die Abwehrbatterien alarmiert. Die Teile des Schutzdienstes, die in der vermutlichen Flugrichtung des Fliegers liegen, treten in erhöhte Alarmbereitschaft und fangen an, noch ehe der Flieger überhaupt bemerkbar geworden ist, Sperrfeuer zu schießen; d. h. sämtliche Geschütze des betreffenden Abschnittes feuern ihre Geschosse an eine bestimmte Stelle des Luftraumes vor und über dem zu schützenden Objekt, um so eine Mauer aus explodierenden Geschossen und Sprengstücken zwischen den Flieger und sein vermutliches Ziel zu legen. Dazu fangen die Scheinwerfer an, mit ihren breiten Lichtbüscheln die Nacht zu durchsuchen. Wenn es ihnen gelingt, einen Flieger in den Lichtkegel zu bekommen, so halten sie ihn so lange wie möglich fest. Die Gefahr ist für den im Scheinwerferlicht sitzenden Flieger sehr groß, denn das grelle Licht blendet die an das Dunkel gewöhnten Augen und raubt die Gleichgewichtsempfindung, die für den Flugzeugführer lebensnotwendig ist. Er wird durch Kurvenfliegen und andere Fliegertricks versuchen, sich dem Scheinwerferlicht zu entziehen. Gelingt es den Scheinwerfern nicht, den über ihnen schwebenden Feind zu erwischen, so werden Leuchtkugeln abgeschossen, die bis zu großer Höhe aufsteigen und dort einen Fallschirm entfalten, an dem sie minutenlang schwebend sich halten. Diese Leuchtkugeln verbreiten ein hell strahlendes, weißes, nur leise flackerndes Licht, das ebenfalls auf weite Entfernung hin Flugzeuge sichtbar macht. Dazwischen sausen die Granaten der Kanonen, die Leuchtspurgeschosse,





Insterburger Straßenbilder aus der Weltkriegszeit.

Ende August 1914: Transport russischer Gefangener durch Insterburg nach der Schlacht bei Gumbinnen.

Ende August 1918: Der Festzug am Tage der Tannenbergfeier in der gleichen Straße.



Deutsche Motorradfahrer-Maschinengewehr-Abteilung.

Phot. Bild- und Film-Amt.



Ein englischer Tankschuppen hinter der Westfront.
Englische Photographie.



Fortschaffung eroberter englischer Tanks.

die ihren Weg durch einen kleinen glimmenden Punkt bezeichnen und dem Schützen auf der Erde durch dieses Markieren der Flugbahn das Zielen erleichtern, rot glühende Brandgeschosse, ebenfalls in ihrer leuchtenden Flugbahn schon von der Erde aus sichtbar, steigen auf, die Explosionen der in der Nähe liegenden Sprengpunkte erschüttern das Flugzeug in der Luft und werfen es hoch. Alles vereint sich, um dem nahenden Feind den Weg zu verlegen. Außer diesem aus Geschossen, Scheinwerfern, Leuchtkugeln und Brandgranaten gewebten Netz, das hin und her geschoben in der Luft liegt, gibt es noch ein anderes wirkliches Netz, das von der Erde aus hochgelassen wird und verhindern soll, daß der Flieger die oben in der Luft liegende Sperre der Geschosse „unterfliegt". Es ist dies die sogenannte Ballonsperre, dünne Stahlkabel, die nächtlich an kleinen Fesselballonen rings um das zu schützende Objekt hochgelassen werden und in ziemlich engen Abständen verteilt sind. Gerät das Flugzeug gegen einen solchen Stahldraht, so wird es in den meisten Fällen rettungslos verloren sein. Bedenkt man nun, daß der deutsche Bombenflieger sich nicht nur durch eine solche Luftsperre hindurchwinden, sondern auch mit Sicherheit seine Bomben in das befohlene Ziel werfen soll, so kann man ermessen, welche Unsumme von Kaltblütigkeit, echtem Mut, Erfahrung und Pflichterfüllung dazu gehört, um solche Erfolge zu erzielen, wie sie unseren Bombengeschwadern beschieden waren. Die Englandflieger unter ihrem bewährten Führer Hauptmann Brandenburg und die Bombengeschwader, die die Munitionslager von Cerisi und Blargies sprengten (Hauptmann Koehl) sind auch im Volke bekannt geworden.

ERMORDETE ZAREN.

Von Dr. W. Herse



Ermordete Zaren:
Der falsche Demetrius,
der im Kreml zu Moskau am 17. Mai 1606 getötet wurde.

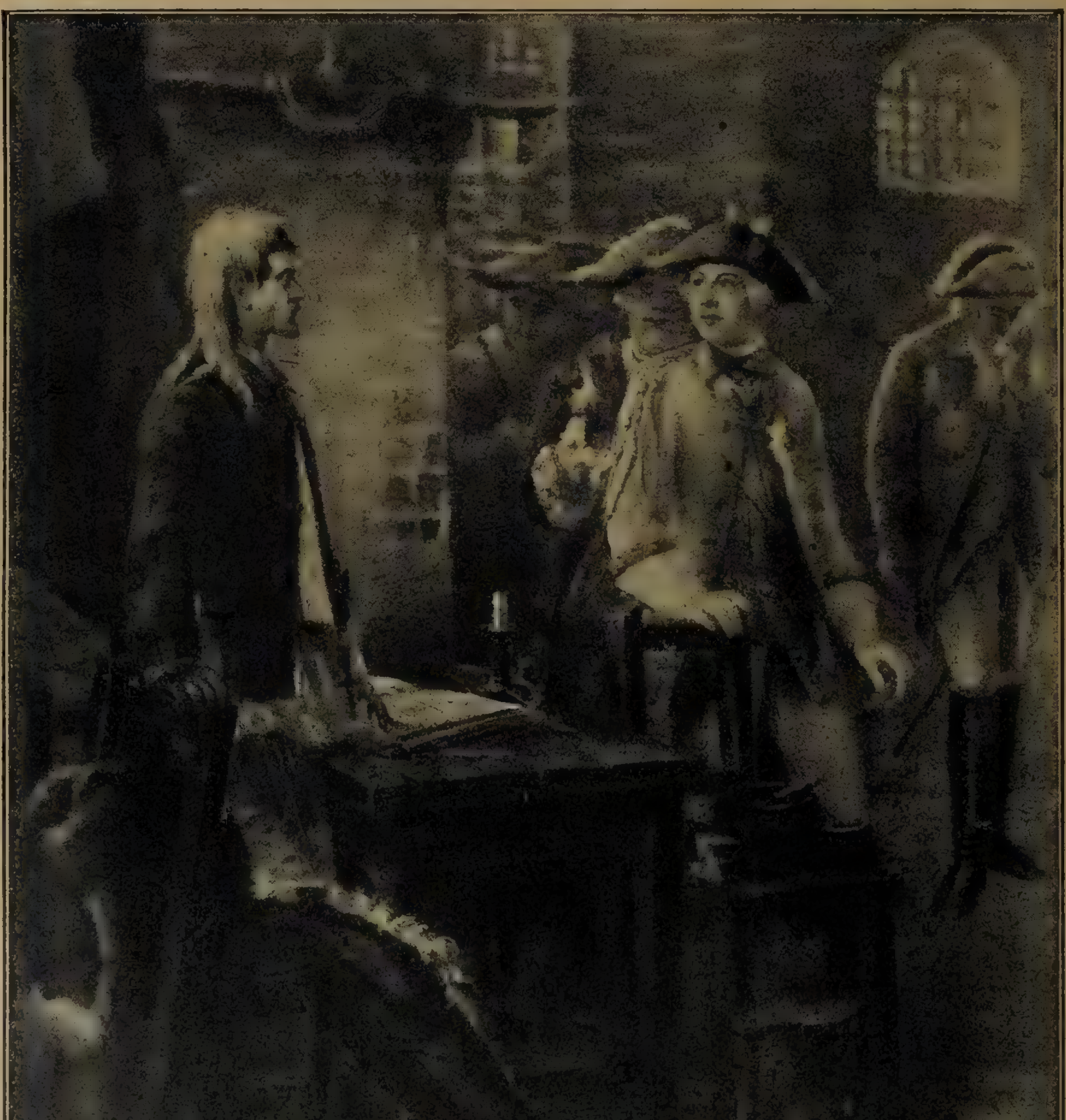


Zar Peter III., der Bewunderer Friedrichs des Großen, der auf Anstiften seiner Gemahlin Katharina von Alexei Orlow und dem Fürsten Variatinsky am 17. Juli 1762 mit einer Serviette erwürgt wurde.



Zar Paul I., der Sohn Peters III. und Katharina der Großen,
der von Verschworenen in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 in seinem Schlafzimmer in Petersburg mit einer Offiziersschärpe erdrosselt wurde, weil er sich weigerte, abzudanken.

Despotismus, eingeschränkt durch den Meuchelmord, hat ein geistreicher Franzose die russische Verfassung genannt. Sie ist es nicht immer gewesen. Von den letzten Herrschern aus dem Hause Rurik, die den Despotismus erst folgerichtig durchführten und die frühere Adelsmacht vernichteten, hat nicht ein einziger durch Meuchelmord geendigt. Selbst ein Iwan der Schreckliche, der in sinnloser Weise gegen seine Untertanen wütete, war vor ihren Anschlägen gegen sein Leben sicher und konnte friedlich in seinem Bett sterben. In dem rechtgläubigen Zaren war dem Russen der alten Zeit Religion und Vaterland zugleich verkörpert; es erschien als ein unausdenkbarer Frevel, an seine geheiligte Person Hand zu legen. Erst in den Thronwirren, die auf das Aussterben des Hauses Rurik folgten, kam es zu einer Verschwörung gegen einen gekrönten Zaren. Aber der falsche Demetrius, dem sie im Kreml zu Moskau am 17. Mai 1606 das Leben kostete, war ein Betrüger und — noch schlimmer in den Augen der Verschworenen — ein Begünstiger der westliche Zivilisation und des römisch-katholischen Glaubens. Einen anderen Charakter als diese Moskauer Adelsverschwörung trugen die Palastrevolutionen am Hofe von St. Petersburg, die sich gegen die Zaren Peter III. und Paul I. richteten. Es waren Familientragödien im Hause Romanow, hervorgerufen durch die geistige Abnormität der Träger der Krone. Peter III., der Bewunderer Friedrich des Großen, war nichts als ein großes Kind, ohne politisches Verständnis, gefährlich durch die Macht in seiner Hand, unberechenbar in seinen Launen und von steigendem Haß gegen seine Gemahlin Katharina erfüllt, die dem Plane im Wege stand, seine Maitresse Elisabeth Woronzow zu heiraten. So schmiedete er selbst die Waffe zu seinem Sturz. Im Einverständnis mit einer Reihe jüngerer Offiziere und Hofleute setzte sich die Zarin Katharina in Peterhof an die Spitze der Garden. In kopfloser Uebereilung dankte Peter III. im benachbarten Oranienbaum ab und ließ sich nach dem Lustschloß Ropscha bringen. Hier wurde er am 17. Juli 1762 von Alexei Orlow, dem Bruder von Katharinas Geliebten, Gregor Orlow, und dem Fürsten Peter Variatinsky mit einer Serviette erwürgt. Der eine Zarenmord zog bald einen zweiten nach sich. Noch lebte der frühere Zar Iwan VI., der im Jahre 1740 als ein Kind von zwei Monaten auf den Thron erhoben und schon nach einem Jahr wieder gestürzt worden war. Er wurde in der Festung Schlüsselburg in enger Haft gehalten, in der er, körperlich und geistig verwahrlost, dahinvegetierte. Ein ehrgeiziger Leutnant Mirowitsch aus der Ukraine machte am 5. Dezember 1764 den Versuch, ihn zu befreien und gegen Katharina auszuspielen. Der Versuch mißlang, bei Mirowitschs Eindringen in das Zimmer des Gefangenen wurde dieser von seinen Wächtern, ihrer Instruktion gemäß, erstochen. Auf Paul I., den Sohn Peters III. und der großen Katharina, zog ein ähnlicher Charakter, wie der seines Vaters, das gleiche furchtbare Schicksal herab. Seine Willkür, seine unberechenbaren Launen machten das Leben für seine nächste Umgebung unerträglich. Der Thronfolger Alexander fühlte sich vor ihm ebenso wenig sicher, wie einstmals Katharina vor Peter III. Mit Alexanders Einwilligung bildete sich die Verschwörung gegen den Zaren. In der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 drangen die Verschworenen in



Besuch Zar Peters III. in der Festung Schlüsselburg bei dem entthronten Zaren Iwan VI.,
der am 5. Dezember 1764 bei einem Fluchtversuch von seinen Wächtern erstochen wurde.



Ermordete Zaren:
Zar Alexander II., der „Zarbefreier", der die Leibeigenschaft aufhob, die Schwurgerichte einführte und am 13. März 1881 in Petersburg einem Bombenattentat zum Opfer fiel.

Pauls Schlafzimmer im Michailowschen Palais in Petersburg ein. Als der Zar sich weigerte, seine Abdankung zu unterzeichnen und heftigen Widerstand leistete, wurde er mit einer Offiziersschärpe erdrosselt. Alexander I., der in seiner Wohnung das Ergebnis abgewartet hatte, zeigte sich über den Tod des Vaters bestürzt, da er nur seine Absetzung gewollt habe, aber er belohnte die Mörder ebenso königlich, wie einst Katharina die Gehilfen ihrer Tat. Der nächste russische Herrscher, der einen gewaltsamen Tod fand, war der Enkel Pauls I., Kaiser Alexander II. Der humane, aufgeklärte „Zarbefreier", der die Leibeigenschaft aufhob, die Selbstverwaltung der Semstwos und die Schwurgerichte einführte und sich mit der schrittweisen Verleihung einer Verfassung trug, hätte wohl ein besseres Los verdient. Jedoch der Ungeduld des fortgeschrittensten Teils der intellektuellen Jugend genügten seine Reformen längst nicht mehr. Von radikalen Programmen schritt sie zu terroristischen Taten fort. Dem fünften Attentat konnte Alexander in Petersburg am 13. März 1881 auf der Fahrt von der Michaels-Manege zum Winterpalast nicht entrinnen; eine ganze Straße war unterminiert, in allen zum Winterpalais führenden Straßen standen Mörder mit Bomben in den Taschen. Am Katharinenkanal beschädigte die eine den Wagen des Kaisers, er sprang aus dem Wagen, da fiel eine zweite Bombe, die ihn tödlich verwundete. Auf dem Schreibtisch des Kaisers fand sich der Ukas unterzeichnet, der den erweiterten Reichsrat als erstes russisches Parlament zusammenberufen sollte. Das Schicksal Nikolaus II. ist noch in frischer Erinnerung.



Die letzte Aufnahme des Zaren Nikolaus II.
Der Exzar auf einem Spaziergang in Zarskoje Selo kurz nach seiner Gefangennahme während der zweiten Revolution von 1917; im Hintergrund seine Wächter.



Die letzte Wohnung des Exzaren Nikolaus II. in Jekaterinenburg vor seiner Erschießung am 16. Juli 1918.
Dieses Bild wurde Anfang Juli heimlich unter Lebensgefahr von einer Dachluke aus aufgenommen. Auf jede Person, die sich dem Bretterzaun näherte, wurde sofort ge[illegible]

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

16. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Adrian hob die Stimme.

„Wir verlieren zu viel Zeit mit den fürchterlichen Entfernungen von allen Produktionsländern der Industrie. Wir müssen Industrie hierherbekommen, Alfred. Sonst leben wir ewig von der Hand in den Mund.“

„Kohle ...“

„Es muß hier Kohle geben. Die Geologen arbeiten unter Hochdruck. Ich habe ungeheure Preise ausgesetzt für jede günstige und einwandfrei nachprüfbare Entdeckung. Wenn wir keine Kohle finden — was nicht wahrscheinlich ist — nehmen wir Holz. Der Holzreichtum dieses Landes spottet jeder Beschreibung. Wenn es uns gelingt, den Wald aus den Händen des Negers zu befreien, muß sein Erträgnis in jeder Beziehung unbegrenzt sein. Der Neger holzt ab, wenn er Hirse säen will. Hat er sein Feld abgeerntet, so baut er darauf nicht zum zweiten Male, sondern holzt ein anderes Stück Wald. Auf diese Weise verblutet sich das lebendige Holz. Dem will ich einen Riegel vorschieben. Der Neger verkauft mir den Wald, und ich baue ihm den Acker. Da er faul wie die Sünde ist, wird er darauf eingehen.“

„Ich bin begierig darauf, Adrian, wie Du auf Deine Art die Eingeborenenfrage lösen willst, um in Deinem Lande zum Ziel zu kommen. Denn Du wirst schwerlich ganz auf die Arbeitskraft des Negers verzichten können, wenigstens am Anfang, bevor die Einwanderung aus Europa, die Du erhoffst, in genügendem Umfang eingesetzt hat.“

„Die Arbeiterfrage ist der Brennpunkt der ganzen Kolonisation. Darüber bin ich mir völlig klar geworden. Ich habe versucht, sie auf diplomatischem Wege zu lösen, und ich glaube, daß ich mit dem Ergebnis zufrieden sein kann.“

„Erzähle.“

Adrian Drost erzählte.

Zunächst hatte er den Sultan Msiwan'goro um eine Art von Leibwache gebeten — eine Handvoll junger Riesen, die mit Lanze und Bogen gut umzugehen verstanden, die Trommel zu schlagen wußten und unermüdliche Läufer waren mit der Last eines großen Mannes auf den Schultern.

Der Sultan Msiwan'goro schickte ihm hundert Mann.

Adrian Drost übergab sie Ramassan, und der kriegerische Anhänger des Propheten bildete die Söhne von Riesen, die er heimlich verachtete, nach seinem Sinne aus. Er lehrte sie mit Feuerwaffen schießen und im Gleichschritt marschieren, bis die Luft rauschte und die Erde dröhnte vom Takt ihrer Füße. Und sie begriffen alles rasch und gut, ohne die Notwendigkeit einzusehen. Aber da sie wußten, daß der lange Stock des Sultans Msiwan'goro ihnen auf die Köpfe krachen würde, wenn sie es wagten, gegen seinen Willen in ihr Dorf zurückzukehren, und nachdem er einem von ihnen, der sich widersetzlich zeigte und seinem angestammten Herrscher zur Bestrafung übersandt worden war, kurzerhand die Ohren aufschlitzen ließ, blieben sie und lebten in ihren einfachen Sitten, bauten sich an und holten ihre Weiber herzu.

Die Weiber waren häßlich, wenn sie mehr als fünfzehn Jahre zählten. Aber in der Jugend waren sie schön von Gestalt, nur daß sie sich mit Fett einrieben und stanken. Wenn einer der weißen Männer an ihnen vorüberging, schrien sie wie die Nachtaffen. Und ihre ehelichen Gebieter pflegten sie herzhaft zu prügeln und ihnen alle Arbeit aufzupacken, die ihnen nicht gefiel.

Die hundert braunen Riesen machten sich unter der Führung Ramassans auf, um Arbeiter rings im Lande anzuwerben. Aber, was sie mitbrachten, war nicht viel und taugte noch weniger. Denn die schwarzen Menschen hatten, was sie zum Leben brauchten, auch ohne Arbeit. Sie kannten kein Mehr und sehnten sich darum nicht nach ihm. Es gelang den weißen Menschen nicht, die schwarzen von der begehrenswerten Herrlichkeit der Arbeit als Begriff zu überzeugen. Sie blieb ihnen greulich und gänzlich unerwünscht. Am dritten Tage pflegten sie die Hacke oder das Joch beiseite zu werfen und, zuerst am lichten Tage unter frohlockendem Geschrei, später, als ihnen dies zum Verräter wurde und die geschwinden Riesen Ramassans sie überholten, in mondlosen Nächten und mit der Leisheit des Windes, sich davonzumachen.

Da machte sich Adrian Drost selber auf und zog mit seinen hundert Riesen nach den benachbarten und ferneren Siedlungen der Schwarzhäutigen. Und er ließ die Sultane und Häuptlinge vor sich kommen und erforschte ihre schlauen Begierden, die zuweilen denen von Kindern glichen und meistens denen von Narren. Hatte er erfahren, was er wollte, so schloß er einen Vertrag: „Höre, mein Freund, ich will Dir von dem, was Du Dir wünschest, so viel geben, daß Du bis an Dein Lebensende immer genug davon haben sollst. Aber ich verlange als Gegenleistung von Dir, daß Du mir soundso viele von Deinen Untertanen zur Arbeit in meinen Diensten überläßt. Sie werden gut behandelt und gut verpflegt und entlohnt. Aber wenn sie mir davonlaufen, verlierst Du meine Freundschaft und damit alles, was Du ihr verdankst. Nun siehe Du zu, wie Du mit dieser Aufgabe fertig wirst ...“

Da wuchsen die schwarzen Arbeiter aus der Erde ...

Sie liefen zwar noch immer davon; aber es dauerte eben so lange, bis ihr Stammesoberhaupt davon benachrichtigt war — dann kamen andere, die sie ersetzten. Und allmählich gewöhnten sie sich an das, was von ihnen verlangt wurde. Sie blieben und bauten ihre runden Hütten, und vom Geschrei ihrer entfesselten Tänze wurden die Nächte toll.

„Hast Du die deutsche Regierung von der Flaggenhissung benachrichtigt?“

„Noch nicht. Ich möchte es bis an die entfernteste Zeitgrenze hinausschieben. Ich will vorher soweit wie möglich kommen, soviel wie möglich erreicht haben. Ich will ihnen von vornherein den Trumpf aus der Hand nehmen, die Güte und Leistungsfähigkeit des Landes und vor allem seine Wohlbekömmlichkeit für Europäer zu bezweifeln.“

„Du selbst bist kein Beweis dafür, Adrian. Du siehst furchtbar angegriffen aus.“

„Ja. Das weiß ich. Wo ich wohne, ist das Klima nicht sehr günstig; es ist etwas feucht. Aber sicherlich ist es meine Schuld, daß ich darunter leide. Meine Leute sind ohne Ausnahme gesund geblieben. Der Arzt ist sehr wachsam und streng ... Außerdem werden sie mich in Europa schwerlich noch einmal zu sehen bekommen. Hier bin ich — hier bleibe ich. Ich werde Dir die neuen Pläne zeigen. Sie sind schön, Alfred — ich glaube, Du wirst Dich an ihnen freuen ...“

„Ich würde mehr Wert darauf legen, mich an Dir freuen zu können, mein geliebter Junge.“

„Wir wollen nicht von mir sprechen, Alfred ... Sprechen wir von Dir! Das Herzstück des Landes wird Dir gehören. Es ist ein ungeheures Gebiet. Sieh zu, was Du damit anfangen kannst. Vieh haben wir durch die Gastgeschenke des Sultans Msiwan'goro im Ueberfluß. Ich habe das Land zum Teil roden lassen. Die Dampfpflüge brauchen nur aufmontiert zu werden. Die Versuchsfelder für die verschiedenen Körnerfrüchte, ferner für Tabak, Baumwolle und Sisal-Agave liegen in Deinem nächsten Bereich. Dort ist das Klima verhältnismäßig trocken, was den Sisalpflanzungen zugute kommen wird. Das Hauptaugenmerk möchte ich auf Baumwolle und Reis gerichtet haben. Für beides ist das Gebiet prachtvoll, bedarf aber der künstlichen Bewässerung. Wir werden ein gewaltiges System von Gräben anlegen, und ich hoffe in zehn Jahren die deutsche Baumwollindustrie vom amerikanischen Markt und die Reiseinfuhr von der asiatischen Ernte unabhängig gemacht zu haben.“

„Das ist freilich ein Ziel von unabsehbaren Wirkungen, Adrian. Du mußt nicht denken, daß ich den Ernst Deiner Pläne auch nur einen Augenblick in Zweifel ziehe. Ich bin nur vorläufig etwas überwältigt vom Sturz und Flug Deiner Gedanken und wage noch nicht recht, an die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu glauben.“

„Das lernst Du bald. Es ist ein Irrtum, Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu nennen; Afrika ist das Land. Freilich ist die oberste Bedingung, die Sache von vornherein großzügig zu betreiben, Lehrgelder nicht zu bereuen und Erfahrungen augenblicklich nutzbar zu machen. Es handelt sich nicht um Bezirke von zehntausend Morgen — es handelt sich um Flächen von der Größe einer großen deutschen Provinz. Wir müssen endlich lernen, mit dem großen Einmaleins zu rechnen. Ich habe mich mit Pflanzern aus dem Osten in Verbindung gesetzt und glaube auf ihre Mitarbeit rechnen zu können.“

„Du wirst etwas Geduld mit mir haben müssen, Adrian. Ich stehe vor lauter Aufgaben, die in dieser Form zum ersten Male an mich herantreten. Ich bin zu Dir gekommen, weil Du mich darum batest, und ich hätte es wohl auch ohnedies getan, weil es keinen Menschen auf der Welt gibt, der mir lieber wäre als Du. Aber ich gebe Dir eines sehr ernstlich zu bedenken: Du hast eine Arbeit vor Dir, die geschulte Kräfte braucht. Kennst Du einen Mann, der Dir für den Posten, den Du mir anvertrauen willst, besser zu taugen scheint, dann denke nicht, daß Du mich kränkst, wenn Du ihn über mich stellst. Es kommt auf das an, was geleistet wird — nicht darauf, wer es leistet, mein geliebter Junge.“

Adrian Drost wandte einen Augenblick sein Gesicht dem Freunde zu. Er lächelte und schüttelte den Kopf.

„Du bist schon der Mann, den ich brauche, Alfred,“ sagte er. „Du und kein anderer. Es genügt nicht, daß man viel weiß. Nicht bei Werken wie den unsrigen. Das Wissen erwirbt man sich im Ring eines Jahres oder zeitiger. Aber die Liebe zu den Dingen, die man schaffen will — die muß man mitbringen. Und diese Liebe, siehst Du, die ist in Dir und mir ... Du mußt Dich nicht erschrecken über das, was ich Dir jetzt sage: Ich bin mit meinen Nerven nicht immer einwandfrei zufrieden. Manchmal — kriegen sie mich unter. Dann stehe ich vor irgendeinem toten Geschöpf — einer Telegraphenstange, einem Pflug oder einem weißen Tisch, den der Tischler aus einem Baum des Urwalds gemacht hat, möchte sie streicheln und bin bis ins Tiefste erschüttert durch ihr Dasein. Manchmal, wenn ich nach Hause komme und sehe die Menschen, die zu mir gehören, hin und wieder gehen, wie sie ihre Arbeit anfangen oder vollenden, dann packt es mich an der Kehle ... Nun, nun, das geht vorüber ... aber ich kann mir jetzt vorstellen, daß zwei Menschen, die sich sehr lieben, einander am Alltag begegnen, sich anschauen und unvermutet, grundlos zu weinen beginnen, weil sie sich ihrer großen Liebe bewußt werden und sie nicht auszudrücken vermögen ... Ich schwatze ... ich habe lange Zeit mit keinem Menschen von anderem als der Arbeit gesprochen ... Das ist auch besser ...“

Er streckte die Hand aus und zeigte nach Nordwesten.

„Da oben, siehst Du, wo sich die Berge herausschieben, soll das Elektrizitätswerk errichtet werden. Da liegt ein See, nahezu achthundert Meter hoch. Er hat starke Zuflüsse. Wir werden durch das Gefälle eine Wasserkraft gewinnen, die genügen würde, das Königreich Preußen mit Elektrizität zu versorgen. Es ist ein sehr schöner See ...“

Seine Stimme erlosch plötzlich in einem Gemurmel.

Alfred Heimdal hob den Kopf.

„Hast Du Fieber, Adrian?“ fragte er behutsam.

„Ja, wahrscheinlich — ein wenig ... Ich habe um diese Tageszeit immer etwas Fieber. Das hat nichts zu sagen. Du brauchst Dich nicht zu sorgen, Alfred ... Uebrigens, wenn Du Dich an den Zustand gewöhnt hast, ist er fast angenehm. Du hast ein Gefühl der Betäubung, aber Deine Gedanken arbeiten mit einer rasenden Geschwindigkeit. Ich könnte Dir jetzt die verwickeltsten philosophischen Pro-

bleme lösen, wie eine Schleife, die man aufzieht. Nur eines kann ich nicht begreifen; — ich kann nicht begreifen, wie es gekommen ist, daß ich die ganze Zeit fest daran glaubte, Marie würde Dich begleiten."

„Habe Mitleid mit ihr, Adrian," sagte Alfred Heimdal ernst.

Adrian Drost bekam einen Ruck durch den ganzen Körper. Er fuhr sich mit der Hand nach dem Halse.

„Ich ...? Du großer Gott —!" murmelte er.

Darauf schwiegen sie lange Zeit.

„Sie hat mir etwas für Dich mitgegeben," meinte Alfred Heimdal nach einer Weile.

Adrian Drost antwortete nicht sofort.

„Wenn es ein Brief ist," sagte er dann fast leise, „so gib ihn mir nicht jetzt. Ich will die Freude auskosten, daß Du da bist, und könnte es doch nicht unterlassen, den Brief zu lesen .... Und was sie mir auch schreiben möge — ich glaube, ich würde schwer zu ertragen sein ...."

„Es ist kein Brief, mein geliebter Junge."

Adrian Drost wandte ihm die Augen zu.

„Die Fahne," sagte er traumverloren.

„Ja ... die Fahne ..."

Adrian Drost nickte und sah vor sich hin.

„Ja, die will ich nehmen ... gib sie mir! Ich werde sie hissen, wenn das ganze Land mein geworden ist — der ganze riesige weiße Fleck, der ehemals auf der Weltkarte war .... Ich will ihm die Farbe geben. Dann mögen sie sie wieder herunterwaschen, wenn sie den Mut haben ..."

„Und wenn sie ihn haben, Adrian — was dann ...?"

Adrian Drost schüttelte den Kopf.

„Das weiß ich nicht," antwortete er still. „Und es hätte auch keinen Zweck, es zu wissen. Wege, wie die meinen, kann man nur vorwärts gehen. Vorwärts trittst Du auf Granit — rückwärts auf Wasser. Alles verwandelt sich dem Rückwärtsschreitenden und wird ihm feindlich. Ich steige einen Berg hinauf und weiß nicht, was ich auf seinem Gipfel finde. Aber das ist der Gewinn und Vorteil meines Lebens: nichts zu fürchten und am wenigsten das Ende ..."

„Du bist ein anderer Mensch geworden, Adrian .."

„Ja. Das bin ich wohl. Aber das, worauf es ankommt, Alfred, das ist sich gleich geblieben: — der Wille ..."

„Das ist zu wenig ..."

„Es ist genug."

„Zu wenig für das Glück eines Menschen ..."

Adrian Drost verzog die Lippen.

„Glück — was ist das?" fragte er. „Der große Unbekannte ..."

Alfred Heimdal erwiderte nichts.

... Während der ersten vierzehn Tage seines Aufenthaltes in Afrika war Alfred Heimdal fast ununterbrochen mit dem Freunde zusammen. Sie verbrachten die Tage und halben Nächte über ihren Plänen. Alfred Heimdal bestimmte selbst, wo ihm das Haus gebaut werden sollte, das gleichsam der Mittelpunkt werden mußte, von dem aus seine Unternehmungen strahlenförmig in die Weite gingen. Adrian Drost übergab ihm Ramassan als Dolmetscher. Er schickte dem Freunde die Hälfte seiner hundert jungen Riesen, daß sie ihm helfen sollten, seinen Befehlen Nachdruck zu verleihen.

Das Haus wurde gebaut, ein Garten angelegt. Alfred Heimdal ließ nach Brunnen graben. Das Ergebnis war denkbar günstig. Aus dem Osten trafen Männer ein, die sich dem neuen Unternehmen zur Verfügung stellten. Die Deutsch-zentralafrikanische Gesellschaft kündigte die Abreise der ersten wissenschaftlichen Expedition an. Die kalte Ekstase einer aufs äußerste gesteigerten Arbeit, die keine Stunde verlieren will, kennzeichnete jeden Schritt und jeden Griff, die im Lande Adrian Drosts getan wurden.

Nach vierzehn Tagen trennten sich die Freunde. Adrian Drost kehrte nach seiner Besitzung zurück. Heimdal hatte ihn gebeten, den Ort seines Aufenthalts zu wechseln und mit einer gesünderen Lage zu vertauschen, wo es ihm möglich gewesen wäre, das Fieber los zu werden. Adrian Drost lehnte es ab. Der Punkt, den er sich ausgesucht hatte, lag an den Grenzen der drei größten Sultanate. Er beherrschte sie von dort aus mit seiner aufmerksamen Gegenwart. Diesen Vorteil gab er unter keinen Umständen preis.

Unter der fast erdrückenden Last seiner Arbeit achtete Alfred Heimdal lange Zeit nicht darauf, daß Adrian Drost ihn niemals aufforderte, zu ihm zu kommen — daß immer der Freund es war, der ihn aufsuchte, daß er ihn niemals zu sich rief. Erst ganz allmählich wurde er sich dessen bewußt und achtete darauf, und nachdem es ihm klar geworden war, suchte er zu erforschen, ob Absicht oder Zufall darin verborgen sei. Aber es glückte ihm nicht, dies zu ergründen, und so machte er sich eines Tages auf, um den Freund zu überraschen.

Er fand ihn nicht daheim.

Er fand im Hause des Freundes eine Schar von schmutzigen schwarzen Weibern, die es mit ihrem Geschnatter und dem Gestank ihrer öligen Haut erfüllten. Und eine von ihnen, der das hochgerissene, versteinte Haar in ungeheuren Widerhörnern über dem Schädel lag, gebärdete sich wie ein freches und heimlich mächtiges Tier in den Räumen des weißen Mannes, hockte auf den Stufen, die sein Freund ersteigen wollte, kauerte im Winkel des Zimmers, in dem er sich niederließ, fletschte ihm die Zähne entgegen, als er Miene machte, sie hinauszujagen — lachte, kaute eine Frucht und blieb.

Um ihren Nacken, an ihren Armen und Fußgelenken klirrte und blitzte der Schmuck.

Adrian Drost kam erst am Abend zurück. Er begrüßte den Freund mit einer gewissen Eilfertigkeit. Er schien über seine Gegenwart weder erstaunt noch ungehalten zu sein. Seine Gedanken waren ganz offensichtlich von anderen Dingen beschlagnahmt.

„Willst Du etwas trinken?" fragte er. Er ging nach einem Schrank und schloß ihn auf.

„Gib mir eine Kokosnuß," antwortete Heimdal. „Ich habe mich an den Genuß der Milch so sehr gewöhnt, daß sie mir als das köstlichste Getränk erscheint."

Adrian Drost öffnete die Türe.

„Maua!" rief er hinaus.

Ein schriller Ruf antwortete ihm.

(Fortsetzung folgt.)



General Fayolle,
Fochs oftgenannter Unterführer.



Hofphot Franz Grainer.

Neueste Aufnahme des Kronprinzen Rupprecht von Bayern mit seiner Braut, Prinzessin Antonia von Luxemburg.



General v. Boehn,
der Befehlshaber deutscher Truppen, die im Brennpunkt des schweren Ringens im Westen stehen.

R Ä T S E L

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: an — an — ar — bisch — bra — chei — dan — dra — ei — e — he — im — jet — kli — kon — kos — la — li — li — lit — lu — mann — mel — mo — mon — ne — nor — nulf — po — ra — ra — ser — sow — ster — te — te — thra — ti — vo — vo — us — wa — zit — sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und Endbuchstaben umgekehrt gelesen, ein Wort Goethes aus den „Maximen und Reflexionen“ ergeben. — Die Wörter bezeichnen: 1. Athenischen Gesetzgeber, 2. musikalischen Ausdruck, 3. Volksvertretung, 4. großzügigen Menschen, 5. altes Maß, 6. Pflanze, 7. Fliegerheld, 8. Schicksalsgöttin, 9. Predigt, 10. Stadt im Kreis Rom, 11. geometrischen Begriff, 12. byzantinischen Kaiser, 13. Brennstoff, 14. Stammvater der Karolinger, 15. Hilfsmittel im Reproduktionsverfahren, 16. rumänische Landschaft.

Scherz.

Wenn Ihr von a mich seht,
So bin ich ein Prophet.

Menschliches.

Die Eine umschließt Dich stets,
wohin Dein Fuß auch eile;
Die Zwei-Drei sieht Dein Aug',
auf was es immer weile;
Das Ganze ist ein Kleid, das
Millionen eint,
Und doch die Menschheit trennt
in ewig fremde Teile.

Lösungen aus Nr. 36:

Silben-Rätsel: Stille Wasser sind tief.
1. Sonate, 2. Trichter, 3. Iltis, 4. Lacrimae Christi, 5. Langobarden, 6. Ekkehard, 7. Wismut, 8. Ai, 9. Sardelle, 10. Sauerstoff.

Verbessert: W—ein k—anne.

Schlagfertig: Fis—c—h.

HUMOR

Herr Adalbert Hühnlein hat — dreizehn Kinder! Neulich will er mit seiner Familie einen Ausflug machen, aber vor dem Bahnhof kann sich die Familie Hühnlein noch nicht einigen: Wannsee oder Wildpark, das ist die Frage. Da tritt ein Schutzmann auf Herrn Hühnlein zu. „Ist Ihnen 'was passiert?“ fragt er. „Nein, was soll mir denn passiert sein?“ antwortete Herr Hühnlein erschrocken. „Aber,“ sagt der Schutzmann und zeigt auf Frau Hühnlein und die dreizehn Kinder, „warum stehen denn so viele Leute um Sie herum?“

*

Ein Mann sitzt in der Straßenbahn. Plötzlich spuckt er geräuschvoll auf den Boden. Der Schaffner stürzt hinzu und schreit ihn an:

„Sie, was fällt Ihnen denn ein? Hier steht doch groß und deutlich angeschrieben, daß das verboten ist.“

Ruhig entgegnet der Zurechtgewiesene: „Ach was, da steht allerhand angeschrieben, was heute kein'n Menschen angeht. Z. B. hier: ‚Trinken Sie Kakao van Houten‘!“



Bei der Musterung.
„Können Sie das lesen?“
„Ja, aber ich kann's nicht aussprechen.“

Mit schnellen Schritten, unheilkündend, stürmt der Chef in das Kontor. „Meyer,“ ruft er dem jüngsten Lehrling zu, der ganz allein zitternd an der Kopiermaschine steht, „Meyer, rauchen Sie etwa Zigaretten?“ — „Ja,“ stammelt der Stift, „aber nur wenig.“ — „Dann geben Sie mir schnell eine, ich habe meine zu Hause liegen lassen!“

*

In einem eben bezogenen Quartier, das in Hinsicht auf Sauberkeit gar nicht beruhigend aussah, bezeichnete der Feldwebel dem Musketier Plettke einen Nagel an der Wand.

„Hier hängen Sie mir das Bild meiner Braut auf, Plettke!“ befahl er.

Nach einiger Zeit kam er wieder in das Zimmer und fand Plettke mit dem Bilde in der Hand auf dem Boden hockend und die Wand anstarrend.

„Na, Mensch, machen Sie doch! Worauf warten Sie denn?“ fragte der Feldwebel.

„Ich warte, ob der Nagel auch auf dem Fleck bleibt,“ antwortete Plettke. „Wenn nicht, dann ist es eine Wanze!“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
a g 1 2 3 4 5 6 7

22. September 1918
Nr. 38
27. Jahrgang

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag 15 Pfg. oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68





Phot. Nippold, Frankfurt.

Frauen im deutschen Heeresdienst.

Die ersten Frauen, die von der Militärverwaltung als Kraftfahrerinnen einer immobilen Kraftfahrer-Kolonne eingestellt wurden. Frau Fleck, geb. von Reichenau (eine Schwägerin des „Möve“-Kommandanten Grafen Dohna), und Fräulein Bierbrauer.

Vor der Einkleidung. Nach der Einkleidung.



In einem deutschen Kriegshafen: Ein Riesenkran, der einen kleineren Kran hebt.
Links das Heck eines im Dock liegenden Großkampfschiffes, an dem zwei andere Krane arbeiten.

Der Riesenschwimmkran.

Während das Wahrzeichen der meisten deutschen Städte Kirchtürme sind, machen diesen in mehreren unserer Hafenstädte die riesigen Krane der Werften den Rang streitig. Entweder als aus runden Stahlrohren oder Gitterwerk geformte Dreibeinkrane, oder als riesige Gebilde aus kreuz- und querliegenden Stahlträgern überragen diese Ungetüme das Häusermeer. Die Gewichte der in die heutigen Kriegsschiffe, besonders in die Großkampfschiffe, einzubauenden nicht zerlegbaren Teile sind derart groß, daß ein Neubau ohne Hilfe dieser großen Krane nicht fertigzustellen wäre. Sind schon bei den auf Stapel liegenden Bauten kleinere Krane an allen Seiten tätig beim Anbringen der Stahlplatten und Schienen, so tritt nach dem Stapellauf der Riesenkran in Tätigkeit. Zunächst gilt es, die Schiffskessel und schwereren Maschinenteile durch die vorläufig im Deck belassenen Oeffnungen genau auf den auf Millimeterbruchteile berechneten Platz zu setzen, dann hilft der Kran beim Anbringen des Seitenpanzers, setzt weiter Geschütztürme, Masten und Schornsteine ein. Aber auch bei Reparaturen der Schiffe ist solch Riesenkran unentbehrlich; er hebt Panzerturmkuppeln ab, wechselt Geschützrohre aus. Die Mehrzahl der Riesenkrane steht auf einem Untersatz, der sich mit Hilfe eingebauter Schiffsmaschinen und Schrauben fortbewegen kann, wodurch ein Verholen der Schiffe oder Unterbrechen anderer Arbeiten unnötig wird; der Schwimmkran schleppt alles heran und bewegt die schwersten Gewichte in Kürze an Ort und Stelle, als ob sie Spielzeug wären.



Fliegerleutnant Udet,
gegenwärtig der erfolgreichste unserer Kampf-Flieger.



Kaiser Karl in Dresden beim König von Sachsen.
Phot. K. u. k. Kriegspressequartier.



Herzog Eduard v. Anhalt †.
Phot. A. Hartmann.

Aus einem Lager für gefangene Amerikaner



Ankunft von Amerikanern, die bei den letzten Kämpfen im Westen gefangen wurden, im Lager.

GEFANGENE AMERIKANER



Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.

Im Lazarett des Gefangenenlagers.



Ein deutscher Offizier im Gespräch mit amerikanischen Gefangenen.

Ein Gang durch eine ukrainische Stadt



Straßenbilder aus einer ukrainischen Stadt: Kosakenfrauen mit einem Kind auf einer Droschkenfahrt in Charkow.



Zwei andere wohlhabende Fahrgäste der teuern Droschken: Ein Armenier und ein Kosak.

Kiew, Charkow, Jekaterinoslaw, Odessa — wer ukrainische Städte besucht, wird überall dasselbe Bild finden: eine wirbelnde, quirlende Volksmenge auf den Straßen, lebhaftesten Auto- und Droschkenverkehr, bis zur äußersten Potenz überfüllte Straßenbahnwagen, aufs reichlichste ausgestattete Nahrungsmittelgeschäfte und aller Teuerung zum Trotz größte Leichtlebigkeit in den Gasthäusern und Vergnügungslokalen. Was gestern war ist vergessen, für das Morgen hat der liebe Gott zu sorgen, und heute ist heut. Von den Straßenkämpfen aus jüngster Vergangenheit vor Einzug der deutschen Truppen zeugen noch hunderte von durchschossenen Fensterscheiben, die aus Mangel an Fensterglas vorläufig nicht haben erneuert werden können, so daß man sich damit begnügen mußte, die Löcher schlecht und recht durch Auflage kreisrunder Metall- oder Holzplättchen zu flicken. Schlimmer sieht es in dieser Beziehung in jenen Stadtteilen von Kiew und Odessa aus, die unlängst durch gewaltige Munitionsexplosionen in Mitleidenschaft gezogen wurden. Ganze große Straßenzüge müssen sich dort mit Holzverschlägen anstatt der Fenster behelfen, was für den Winter trübe Aussicht bietet. Solche Unzuträglichkeiten aber sowie die Beschwernisse der durch die Ueberfüllung der Städte entstandenen Wohnungsnot, die die Leute zu kasernenartigem Nebeneinanderleben zwingt, werden wettgemacht durch die Sicherheit und Ordnung, die unter nachdrücklicher Beihilfe der Deutschen allmählich dort eingetreten sind. Und gerade dies ist mit ein Hauptgrund der Ueberfüllung, da Hunderttausende von Flüchtlingen, namentlich aus Großrußland, sich in ukrainische Städte in sichere Hut gebracht haben. Aus allen Gegenden des einst so gewaltigen Zarenreiches sind Rettungsuchende hier zusammengeströmt, und so sind die ukrainischen Städte heute nicht bloß Sammelpunkte aller nur denkbaren östlichen Typen, die sich dort im Straßenleben mit den Einheimischen vermengen, sondern auch die eigentlichen Verknüpfungspunkte zwischen Ost und West, da auch Deutsche, Oesterreicher und Ungarn, zumeist natürlich in Uniform, einen sehr beträchtlichen Teil zu dem bunten Bilde beitragen. Trotz der Ueberfüllung aber und trotz der Mannigfaltigkeit der Völkerschaften, die da zusammentreffen, wickelt sich der Verkehr glatt und reibungslos ab, zumal da von Haus aus auch im dichtesten Gedränge eine sehr bemerkenswerte Straßengänger-Kultur herrscht, so daß, um den naheliegenden Ausdruck zu wählen, niemand dem anderen auf die Füße tritt. Am augenfälligsten macht sich diese Kultur an den Haltestellen der Straßenbahnen bemerkbar, wo lange Reihen Wartender aus allen Volksschichten oft halbe Stunden lang und noch mehr still und geduldig auf Beförderung harren. Niemals hört man böse Worte, niemand drängt sich vor, keiner besteigt den Wagen früher, als bis alle seine Vordermänner untergebracht sind. Mitten in der Weltkriegszeit bieten sich so in ukrainischen Städten auf Schritt und Tritt friedliche Anblicke dar, und die fortschreitende Beruhigung des ganzen Landes gibt berechtigte Hoffnung auf glückliche Vollendung des neuen Staatenbaues.



Auch einfarbig Tuch übt seine Wirkung! Ein ukrainisches Landmädel, das einem deutschen Feldgrauen auf der Straße einen Knopf annäht.



Anstellen an einer Straßenbahnhaltestelle in der ukrainischen Stadt Charkow. Die Ueberfüllung der Städte hat eine Verkehrsnot zur Folge, die aber geduldig ertragen wird.

Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.

Kunstwerke, die der Brest-Litowsker Friede nach Deutschland zurückbringt.

Die kostbaren Gemälde für die Kasseler Galerie.

Die Kunstfreunde wissen, daß die beiden reichsten und wohl auch schönsten Gemäldegalerien dieser Erde, der Prado in Madrid und die Eremitage in Petersburg sind; und sie haben oft in schönen Friedenszeiten bedauert, daß Madrid wie Petersburg etwas abseits . . . außerhalb der großen Reiseheerstraßen lagen. Die Quellen, aus denen die großen Museen gespeist wurden und werden, sind ja gewohntermaßen oftmals etwas trübe . . . aber bei der Eremitage stellten doch eben diese Kunstfreunde mit besonderem Bedauern fest, daß sie gern einen Teil der Gemälde — und nicht dieschlechtesten! — noch dort gesehen hätten, wo sie herstammen... nämlich . . . in der Kasseler Gemäldegalerie. Napoleon I. hatte — oder sein vorzüglicher Berater in diesen Dingen Vivant Denon — hatte vierzig Gemälde von dort ausgewählt, und diese vierzig Gemälde hatte er großmütig seiner Frau, der Kaiserin Josephine geschenkt. Als aber die Kaiserherrlichkeit nun zusammenbrach, kaufte 1814 Alexander I. von Rußland die ganzen Bilder für 940,000 Francs; und seit dieser Zeit — über hundert Jahr — hingen sie in Petersburg in der Eremitage.



Kunstwerke, die der Brest-Litowsker Friede von Petersburg an die Kasseler Galerie, der sie Napoleon I. entnahm, zurückbringt: „Kreuzabnahme", Gemälde von Rembrandt.

Nun, nach einem Jahrhundert, hat sich das Blatt doch von neuem gewandt, und sie — oder ein Teil von ihnen — werden jetzt wieder nach Deutschland zurückkehren. Wunderschöne Dinge, die der deutsche Kunstbesitz wohl brauchen kann. Eine „Kreuzabnahme" Rembrandts . . . Nacht, Fackelbeleuchtung . . . kein spätes malerisches Bild, aber köstlich in Komposition und Ausdruck. Ein Sarto, ein Correggio, die alle Süßigkeit dieser beiden etwas feminen italienischen Großmeister atmen; und, da gerade Gemälde aus der Hochblüte der italienischen Renaissance bei uns selten sind, uns von neuem sehr willkommen sein müssen. Vier Gemälde von Claude Lorrain — dem großen Landschaftsmaler, der seine Wirkungen bis in die Kunst der Gegenwart erstreckt, und der in Deutschland fast ganz bisher fehlte. Ein sehr schöner Paulus Potter, eines der Prachtstücke dieses jungverstorbenen Genies; ein Juwel von einem Ter Borch, „Das Glas Limonade"; und endlich ein paar holländische Kleinmeister reihen sich den Großen würdig an. Alles Stücke von einer Qualität, die im freien Kunsthandel nicht mehr erhältlich sind . . . erste Klasse . . . Museumsware!



„Ein Glas Limonade", Gemälde von Gerard Ter Borch d. J. († 1681).



„Madonna", Gemälde von Correggio († 1534).
Aufnahmen Hanfstaengl.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

17. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Nach wenigen Minuten, in denen beide Männer schwiegen, erschien das schwarze Weibsbild und brachte auf einem flachen Binsenkorb eine Anzahl von Kokosnüssen. Sie kauerte sich auf die Matte am Boden, nahm das Buschmesser von der Hüfte und ritzte die Frucht an den Stellen, wo sie verwundbar war. Sie bot sie ihrem Herrn.

„Nicht mir," sagte Adrian Drost.

Sie erhob sich und brachte den lebendigen Becher dem Fremden. Ihre breiten Lippen klafften. Sie maß ihn mit den Augen eines frechen Hasses.

Alfred Heimdal nahm die Frucht, ohne zu danken, setzte sie an die Lippen und trank.

„Mach', daß Du hinauskommst!" sagte Adrian Drost zu dem schwarzen Weibe. Sie duckte sich und schlich aus dem Zimmer.

Alfred Heimdal sah dem Freunde ins Gesicht. Er sagte nichts. Adrian Drost erwiderte seinen Blick. Seine Backenmuskeln spannten sich. Er schob den Unterkiefer vor und stieß die Luft durch die Nase. Es war still im Zimmer.

Adrian Drost trat an den Schrank, den er geöffnet hatte, und nahm die Whiskyflasche heraus. Er schenkte sich ein und goß das Glas hinunter.

„Trinkst Du nicht?" fragte er über die Schulter.

„Danke, nein ... seit wann liebst Du Whisky, Adrian?"

„Seit vierzehn Tagen, wenn Du es genau wissen willst, lieber Alfred."

„Trinkst Du viel?"

„Ja."

„Und glaubst Du, daß Dir das zuträglich ist?"

„Im Gegenteil."

„Warum tust Du es dann, lieber Junge?"

Adrian Drost füllte das Glas zum zweiten Male. Er betrachtete den Inhalt nachdenklich.

„Ich weiß es nicht genau," meinte er, „ich habe eine Zeitlang schlecht geschlafen."

„Schläfst Du besser, seit Du trinkst?"

„Nein. Aber ich vermisse den Schlaf nicht mehr so sehr. Im übrigen — was tut das? Meine Arbeitskraft wird dadurch nicht beeinträchtigt, und auf etwas anderes kommt es mir nicht an."

Er leerte das Glas, schob es mit der Flasche auf den Tisch und setzte sich. Er stemmte die Ellbogen auf und legte minutenlang den Kopf in die Hände. Als er ihn wieder hob, schien er sich der Gegenwart des Freundes erst bewußt zu werden. Er starrte ihn an.

„Warum bist Du hergekommen?" fragte er heiser. „Was willst Du hier?"

„Ich wollte wissen, wie Du lebst, Adrian," antwortete Alfred Heimdal ernst.

Adrian Drost lachte vor sich hin.

„Wie ich lebe ... Herrlich und in Freuden, lieber Alfred! Hast Du daran gezweifelt?"

„Laß das traurige Possenspiel, Adrian! Es ist Deiner und meiner nicht würdig!"

„Warum fragst Du dann so lächerliche Dinge? Warum forschst Du ihnen nach? Ich lebe, wie ich leben muß ... Ich trinke, ohne jemals betrunken zu werden, Whisky, Wein, Schnaps . . . Ich habe das schwarze Weibsbild im Haus. Sie ist häßlich, dumm und frech, sie stiehlt und lügt und wird mich sehr wahrscheinlich betrügen. Aber was willst Du —? Manchmal, mitten in der Nacht, schreckst Du hoch und starrst um Dich in der Dunkelheit, die wie ein Sandsack auf Dir liegt .... Dann kämpft Du lange mit Dir, drückst Dir die Nägel in die Handflächen ... Schließlich schreist Du doch... Schreist aus demselben Grunde, aus dem Hunde heulen in der Nacht. Das Zähneklappern packt Dich, Mann, der Du bist. Du beißt die Zähne übereinander und hörst Dich winseln. Dann rührt das schwarze Stück Menschheit an Deine Hand, zeigt Dir: Ich bin da... Du fühlst die fremde, ölige Haut, riechst den fremden Geruch, vor dem Dich ekelt, und hältst das Geschöpf doch fest, weil es ein Mensch ist, der atmet und sagen kann: Ich bin da — Du bist nicht allein... Jämmerlich — nicht wahr? Und Du verstehst es nicht, mein lieber Alfred..."

„Von allen Menschen würde ich's verstehen, Adrian — nicht von Dir ... Ich suche in Dir den Menschen, den ich gekannt habe, aber ich finde ihn nicht wieder ..."

Adrian Drost lachte.

„Das glaub' ich Dir ... Ich hab' es mir selbst auch anders gedacht, ich zu sein ... Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich voll besten Willens war, nicht hart und auch nicht feige... Vielleicht war ich ein fröhlicher Mensch; ich weiß es nicht mehr genau. Ich entsinne mich, die Menschen geliebt zu haben. Aber wahrscheinlich ist es Hochmut und Ueberheblichkeit gewesen — ein Teil der großsprecherischen Zuneigung, die wir für unsere Haustiere haben. Als ich den Menschen näherkam, bin ich irre geworden. Ich hatte einen Mann neben mir, dem ich vertraute, und er verriet mich. Ich glaubte einer Frau, daß sie mich liebe, und sie hat mich verlassen. Ich bot ein Königreich zum Geschenk — das wurde zurückgewiesen . . . Ich frage mich, was das Ende sein wird: Zuchthaus? Der Galgen? Die Lächerlichkeit? Oder die Begnadigung, daß man mich für wahnsinnig erklärt ..."

„Und ich, Adrian?"

Alfred Heimdal stellte seine Frage ohne Bitterkeit. Er beugte sich vor und sah dem Freunde ins Gesicht. Adrian Drost machte eine Bewegung, die gleichsam mit durchschnittenen Gelenken geschah. Heimdal wiederholte, die Hand ausstreckend: „Adrian — und ich?"

Seine Hand blieb unergriffen. Adrian Drost bemerkte sie nicht. Er schaute ins Nichts.

„Du — ja, Du bist Dir gleichgeblieben. Du hast Dich bewährt. Aber, siehst Du — nenne es Verrücktheit — ich komme nicht davon los: Du bist nur halb.. Immer ist neben Dir ein leerer Raum, über den ein Schatten gleitet . . . Sei ruhig, sei ruhig, ich weiß, was Du sagen willst... Ich bin ja auch sehr zufrieden mit allem, wie es nun ist... Du mußt mich nur nicht aus meiner Dumpfheit aufrütteln wollen — keine Schleier zerreißen, die zum Weiterleben notwendig sind ... Und jetzt ist es auch zu spät ... Glücklicherweise .... Deine Schwester wird niemals kommen und ihre Füße in ein schmutziges Haus setzen .... Alles ist in Ordnung .... Wir wollen von etwas anderem sprechen ..."

„Wie Du willst .... Wo bist Du heute gewesen? Ich wartete schon lange auf Dich ...."

„Das tut mir leid ... Ich habe Gericht gehalten."

„Was heißt das?"

„Es hat in einem unserer Nachbarstaaten einen Aufstand gegeben."

„Einen Aufstand —"

„Ja. Vorläufig eine Taschenausgabe. Aber es waren große Dinge geplant. Der Häuptling weigerte sich, seinen vertraglich festgelegten Verpflichtungen nachzukommen. Ich wette meinen Kopf, er tat es unter fremdem Einfluß — vielleicht unter europäischem Einfluß ... Er sollte der Stein werden, der die Lawine des Aufruhrs ins Rollen brachte. Als ich ihn zur Rechenschaft forderte, ließ er sich verleugnen. Er sei krank, wurde mir der Bescheid."

„Nun — und Du?"

„Ich nahm mir die Freiheit, das nicht zu glauben, und rückte mit Ramassan und meinen fünfzig Leuten in das Dorf ein. Ich ließ die Hütten durchsuchen, und der Häuptling wurde gefunden. Er hatte sich im Haus der Weiber versteckt. Er wurde ins Kreuzverhör genommen und gestand, daß er im Verein mit noch sechs anderen von den Kriegern seines Stammes den Aufstand geplant und beschlossen hätte, auch die übrigen Stämme, mit denen er sich in Verbindung gesetzt hatte, gegen uns aufzuwiegeln. Das gab natürlich den Ausschlag."

„Und was hast Du daraufhin getan?"

„Die sechs von ihm selbst bezeichneten Mitverschworenen wurden gefangen genommen und hierhergeführt. Sie werden ihre Strafe abarbeiten. Der Häuptling ist erschossen worden."

„Wie — von Dir!?" —

„Auf meinen Befehl ... Die Schützen Ramassans haben sich gut bewährt. Es wird in jenen Gebieten zu keinem Aufstand kommen!"

Alfred Heimdal erwiderte nichts.

Adrian Drost stand auf und ging durch das Zimmer. Er schenkte sich ein.

„Nun?" fragte er. „Warum sprichst Du nicht?"

Heimdal erhob sich.

„Zu diesem Urteil und seiner Vollstreckung hattest Du kein Recht," sagte er.

„Natürlich nicht," antwortete Adrian Drost ruhig. „Darauf kam es auch gar nicht an. Es handelte sich ganz einfach um die beiden Möglichkeiten: Schonung eines wortbrüchigen Schwarzen und Gefährdung der Weißen im Lande — oder Vernichtung des Häuptlings und Sicherstellung für uns. Ich habe selbstverständlich nicht einen Augenblick geschwankt, was ich zu tun habe. Wir haben bei früheren Aufständen in unseren deutschen Gebieten erlebt, wie weit man mit der Schonung des schwarzen Feindes kommt. Ich werde nicht in denselben Fehler verfallen. Unkraut zu mähen nützt nichts — man muß es ausreißen. Wenn es auf die Frage ankommt: Wer soll sich behaupten, Du oder ich? — dann heißt meine Antwort: Ich!"

„Damit stellst Du Dich in Widerspruch zu der ganzen gesitteten Welt, Adrian. Wir insgesamt sind im Ethos des Christentums erzogen worden und in ihm gefesselt. Das hast Du vergessen bei Deinem Tun. Du hast dagegen gesündigt und wirst die Folgen tragen müssen. Und das wiederum ist Todsünde an Deinem Werk."

Adrian Drost zog die Brauen hoch. Er stieß das Glas auf den Tisch.

„Todsünde?" wiederholte er. „Es gibt nur eine Todsünde, Alfred — und das ist: seinen Feind zu lieben. Denn das ist Selbstmord ... Diese Todsünde begehen wir im Namen Gottes Tag für Tag, und wenn wir nicht von ihr lassen, werden wir zuletzt um ihretwillen verdammt werden ..."

Plötzlich, das Wort noch im Munde, streckte er die Arme aus und fiel in einen Stuhl. Er stöhnte. Jeder einzelne Atemzug brach wie ein Stöhnen aus seiner Brust heraus.

Alfred Heimdal sprang auf ihn zu.

„Was hast Du —?" schrie er.

Adrian Drost schüttelte den Kopf. Er richtete sich halb auf, krallte die Finger in den Rock des Freundes und drückte die Stirn gegen seinen Leib. So blieb er, unbeweglich.

Und Alfred Heimdal legte die Hände um den Kopf von Adrian Drost und spürte unter seinen Fingerspitzen das rasende Klopfen der kranken Pulse.

„Darf ich Dir irgend etwas holen, mein geliebter Junge?" fragte er vorsichtig.

Adrian Drost schüttelte träge den Kopf.

„Nichts," sagte er. „Laß mich so ..."

Alfred Heimdal fragte nicht weiter.

Am anderen Morgen ging er zum Telegraphenamt und gab eine Depesche auf. Sie war an seine Schwester gerichtet und enthielt außer seinem Namen nur ein einziges Wort: „Komm'!"

Fünf Tage später traf die Antwort ein: „Abreise mit nächstem Schiff. Marie."

Alfred Heimdal atmete tief auf.

Einige Wochen später traf er wieder bei dem Freunde ein und erklärte ihm, daß er beabsichtige, nach der Küste zu reisen.

„Warum?" fragte Adrian Drost etwas verwundert.

„Ich will meine Schwester abholen," antwortete Heimdal einfach.

Adrian Drost starrte ihn mit offenen Lippen an. Sein Gesicht verlor den letzten Blutstropfen.

„Was hast Du gesagt —?"

„Ich will meine Schwester abholen, liebster Junge."

„.. Marie —?"

„Ja. — Ich hab' nur eine Schwester ..."

„Marie kommt hierher —?"

„Ist das so schwer zu begreifen, Adrian? Hast Du es nicht früher selbst gewünscht?"

Adrian Drost bog den Kopf in den Nacken, als schmerze ihn das Genick.

„Ja," murmelte er. „Ich habe es mir gewünscht.. Ich wußte es nicht, daß es so furchtbar sein würde.."

Alfred Heimdal wollte etwas erwidern, aber der andere schnitt ihm das Wort ab.

„Wann kommt sie?" fragte er.

„Wenn ich morgen abfahre, werde ich gerade recht zur Ankunft ihres Schiffes kommen."

„Gut," sagte Adrian Drost. Er wollte aus dem Zimmer gehen.

„Und was hast Du vor?" fragte Alfred Heimdal.

Adrian Drost drehte sich um. Er hatte ganz verzerrte Züge.

„Ich werde eine Erkundungsreise ins Innerste des Landes machen," sagte er.

„Und wann wirst Du wieder zurück sein?"

„Wenn Deine Schwester dieses Land verlassen hat."

Damit ging er hinaus, und Alfred Heimdal hielt ihn nicht.

Vor dem Hause stand Ramassan; er war mit der Prüfung eines Gewehrs beschäftigt. Adrian Drost rief ihn zu sich.

„Geh' zum Haus des Arztes und bitte ihn, zu mir zu kommen," befahl er.

„Hewallah, bana!"

Der Arzt kam. Adrian Drost sagte:

„Ich will eine Reise ins Innere des Landes machen."

„So," entgegnete der Arzt. „Geht es Ihnen wieder einmal zu gut?"

„Ich habe die Absicht, ziemlich lange fortzubleiben. Bitte, geben Sie mir Verhaltungsmaßregeln. Ich möchte nicht unterwegs liegen bleiben oder die Arbeitskraft beeinträchtigt sehen."

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Nach meinen Erfahrungen," meinte er, „werden Verhaltungsmaßregeln von Ihnen dazu benutzt, umgangen zu werden. Ich werde mein möglichstes tun, Ihnen das zu erschweren. Wie lange ungefähr gedenken Sie fortzubleiben?"

„Ein Vierteljahr."

„Das genügt."

„Hoffentlich," sagte Adrian Drost.

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Aus Ihnen soll der Teufel klug werden ... Nehmen Sie Ramassan mit?"

„Nein. Ich bitte Sie, für die Dauer meiner Abwesenheit mein Stellvertreter zu sein. Ich glaube, daß Sie im Verein mit meinem Freunde Heimdal immer wissen werden, was getan werden muß."

„Herr Heimdal," entgegnete der Arzt, „erwartet seine Schwester ..."

„Ja," sagte Adrian Drost einsilbig.

Daraufhin sprach der Arzt nicht weiter.

... Alfred Heimdal hatte geglaubt, einer schweren Stunde entgegenzugehen, als er seiner Schwester erklären mußte, daß Adrian Drost sein Haus verlassen hatte, weil sie kam. Aber er hatte sich geirrt. Es war, als hätte Marie das erwartet.

„Das tut nichts," antwortete sie still. „Er wird schon wiederkommen. Er hat solange auf mich gewartet — nun warte ich auf ihn. Ich bin Dir dankbar, daß Du mich gerufen hast, mein geliebter Bruder... Als ich fühlte, daß mein Kommen notwendig geworden war, da hatte ich plötzlich Mut und Kraft zu allem ... Wenn Du wüßtest, wieviel Heiterkeit in mir ist, und wie dankbar ich bin ... Du würdest nichts mehr fürchten."

Alfred Heimdal wollte die Schwester zu sich in sein Haus nehmen; aber sie willigte nicht ein.

„Ich will da bleiben, wo sein Heim ist," sagte sie. „Und wenn Du mich lieb hast, dann verweigerst Du mir es nicht, sondern bleibst bei mir, bis er heimgekommen ist. Ich will mich nicht verstecken. Die Menschen sollen es wissen, daß ich ihm gehöre. Sie lieben ihn, das weiß ich. Darum werden sie mich dulden."

„Gott segne Deinen Mut," sagte der Bruder.

„Ich bin nicht mutig," entgegnete das Mädchen. „Aber ich habe ihn lieb."

„Gott segne Deine Liebe!" sagte [illegible] Er streichelte die Hände seiner Schwester. „Nimm Dich in acht," bat er sie. „Wo Du wohnen wirst, ist das Klima nicht sehr günstig ..."

„Was er erträgt, werde ich auch ertragen," antwortete sie.

Während der vielen Tage ihrer Fahrt und Reise verbrachte Alfred Heimdal manche Zeit damit, still dazusitzen und seine Schwester zu betrachten. Es schien ihm, daß sie sich sehr verändert hatte. Ihr Gesicht war ohne Kummer, aber sehr ernst, durchsichtig, wie von innen her erhellt. Die Inbrunst einer großen Andacht lag darauf. Solange sie auf deutschem Gebiet sich befanden, liebte sie das Land. Aber als sie das Land von Adrian Drost betraten, betete sie es an. Ihre Augen grüßten den Himmel und die Erde, die Bäume und das Gras, den Wald, die Hügel und die Berge, deren zornige Schroffheit das Blau des Himmels zerklüftete, mit der grenzenlosen Bereitschaft zu einem ewigen Bündnis.

„Du bist schöner geworden, Marie," sagte Alfred Heimdal.

Sie sah ihn mit strahlenden Augen an.

„Ich liebe ihn," antwortete sie.

Als sie die Stelle erreichten, von der aus sie die Siedlung Adrian Drosts zum ersten Male erblickten — die vielen weißen Häuser im Grün der Mangobäume, der Sykomoren und Kasuarinen — wurde sie sehr blaß. Sie sah viele fremde weiße Menschen und fühlte ihre Augen auf sich gerichtet. Aber in ihrer Blässe hielt sie ihnen stand und bot ihnen ihre eigenen Augen wie zwei unverhüllte Spiegel.

Da errang Marie Heimdal ihren ersten Sieg.

Der Arzt hieß sie willkommen. Er und der Bruder führten sie in das Haus von Adrian Drost. Sie sprachen kein Wort dabei. Marie Heimdal ging durch alle Zimmer, und als sie wiederkam, hatte sie geweint, und eine tiefe Röte des Zornes und der Trauer brannte in ihrem Gesicht. Sie sah die beiden Männer an und fühlte den Ernst ihrer Herzen, obgleich sie schwiegen.

(Fortsetzung folgt.)



Prinz Friedrich Karl von Hessen, der Anwärter für den Königsthron in Finnland.
Hofphot. F. H. Voigt.



Friedrich der Große auf der Bühne.
Szene vor dem chinesischen Haus in Sanssouci aus Georg Hermanns neuem Bühnenwerk „Mein Nachbar Ameise" in der Aufführung des Berl. Lessingtheaters. Lordmarschall Keith (Herr Götz) und Friedrich d. Gr. (Herr Loos).



Dr. Karl Peters †, der berühmte deutsche Afrikareisende und Kolonialpolitiker.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
ai — bahn — baum — beer — bet — bet — da — diet — don — dou — e — e — ei — er — gau — ge — glo — krai — leib — lor — mi — ne — ner — nenz — ni — ri — ri — rich — rich — stab — sen — ta — tan — tel — u — u — und — us — weh — wo
sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen Vers von Bürger ergeben. Die Wörter bedeuten:
1. Fromme Handlung, 2. männl. Vornamen, 3. Stadt im westl. Kriegsgebiet, 4. christl. Sekte, 5. Theaterstück von Holtei, 6. Schlossergerät, 7. Stadt in Schlesien, 8. geistl. Titel, 9. Folgeerscheinung eines Naturereignisses, 10. russ. Staat, 11. Schmerzgefühl, 12. Perserkönig, 13. Gott, 14. Verkehrsmittel.

Mühelos.

Ich mache den, der's durch mich nicht werden kann,
Kommt ein b in mich, sehr oft zum reichen Mann.

Die fehlende Zahl.

Kugest, sattest und bibest;
Was daraus sich machen läßt,
Wird sogleich ersichtlich sein,
Schiebt die richt'ge Zahl man ein.

Drei Vokale.

Sechsbeinig ich mit u es sah
Und vier hat's nur mit a;
Mit i ist es unendlich weit,
Kein Mensch ermißt's in Ewigkeit.

Auflösungen aus Nr. 37.

Silben-Rätsel: „Das kleinste Haar wirft seinen Schatten." — 1. Drakon, 2. Andante, 3. Sowjet, 4. Kosmopolit, 5. Libra, 6. Eibisch, 7. Immelmann, 8. Norne, 9. Sermon, 10. Tivoli, 11. Evolute, 12. Heraklius, 13. Anthrazit, 14. Arnulf, 15. Raster, 16. Walachei.

Scherz: Micha.

Menschliches: Hautfarbe.

HUMOR

„Sagen Sie mir nur, um alles in der Welt, warum haben Sie denn diese scheußliche Zigarre Pour le mérite genannt?"

„Is doch ganz einfach: Pour le mérite mit Eichenlaub."

*

„Haben Sie über etwas zu klagen?" fragte der Gefängnisdirektor.

„Nein," antwortete der Gefangene, „die Behandlung und die Verpflegung ist ganz gut — nur möchte ich um den Hausschlüssel bitten!"

*

„Du bist in der Arithmetik sehr zurück, Fritz, wie ich so alt war wie Du, mußte ich schon Wurzeln ziehen."

„Wurzeln ziehen? Wie wird denn das gemacht, Vater?"

„Gib' Deinen Bleistift her und sieh: 1, 2, 3, 4, und nun findet man die Wurzel. Zuerst wird geteilt — nein, zuerst wird zusammengezählt — ach was, Bengel, laß mich mit Deinem dämlichen Rechnen zufrieden, sonst kannst Du 'ne Backpfeife kriegen!"



„Mensch, erzähl' bloß keenem, det ick hier 'ne janze Kiste alleene bewohne, sonst mietet mir jleich 'ne Kriechsjesellschaft aus!"

Der „Fliegende Holländer" wird aufgeführt. Da steckt plötzlich ein Maschinist, der die Wellen zu bewegen hat, seinen Kopf durch den Wellenteppich. Das Publikum fängt zu lachen an, aber der „Fliegende Holländer", der das Schiff durch das aufgewühlte Meer steuert, schreit geistesgegenwärtig: „Mann über Bord!" Und die Situation ist im Augenblick gerettet!

*

„Was, Fritz, Du schlägst Deinen kleinen Bruder? Weißt Du nicht, daß es eine schlimme Feigheit ist, einen zu schlagen, der kleiner und schwächer ist als Du, heh?"

„Und dabei haust Du mich, Papa?"

*

Dame: „Weshalb ist denn dieser schokoladenbraune Stoff, den ich voriges Jahr bei Ihnen kaufte, jetzt so unverhältnismäßig teuerer?"

Verkäufer: „Bedenken gnädige Frau doch, um wieviel — die Schokolade seit vorigem Jahr im Preise gestiegen ist!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
a b c d e f g 1 2 3 4 5 6 7

29. September
1918
Nr. 39
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis einschließlich Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Deutscher Panzerwagen mit zwei Mann der Besatzung im Tankanzug, von denen einer eine Splittermaske trägt.





Besuch des Kaisers in den Kruppschen Werken in Essen.

Der Kaiser bei der Besichtigung eines Panzerturms.

Der Kaiser in der 9. mechanischen Werkstatt.

Die Großkämpfe im Westen, die früher Artillerieduelle gewesen sind und auf beiden Seiten in einem Masseneinsatz von Geschützen aller Kaliber gipfelten, stehen jetzt im Zeichen der Tanks und Maschinengewehre.



Der englische Dampfer „Justitia“ (32 220 t), der von deutschen Unterseebooten versenkt wurde, kurz vor seinem Untergang. (Aus einer englischen Zeitschrift.)

Immer größere Mengen von Panzerwagen werden von den Gegnern gegen unsere Linien vorgeschickt; denn die englische Infanterie geht, wie man in den Berichten liest, ohne dieses Unterstützungsmittel nur mehr selten vor. Aber die neueste Angriffsmethode unserer Feinde hat in unseren Tankabwehrgeschützen und in der Kaltblütigkeit ihrer Führer und Mannschaften ein wirksames Gegengewicht



Aus der großen Schlacht im Westen: Schlachtflieger mit Gasmasken für Notlandung im vergasten Gelände ausgerüstet.



Transport auseinandernehmbarer leichter Geschütze. Phot. Bild- und Film-Amt.



Steckengebliebener englischer Tank. Phot. Bild- und Film-Amt.



Signalrakete, die als Zeichen zum Start des Geschwaders auf dem Flugplatz abgefeuert wird (da Kommandorufe oder Schüsse wegen des Motorlärms nicht hörbar sind.)



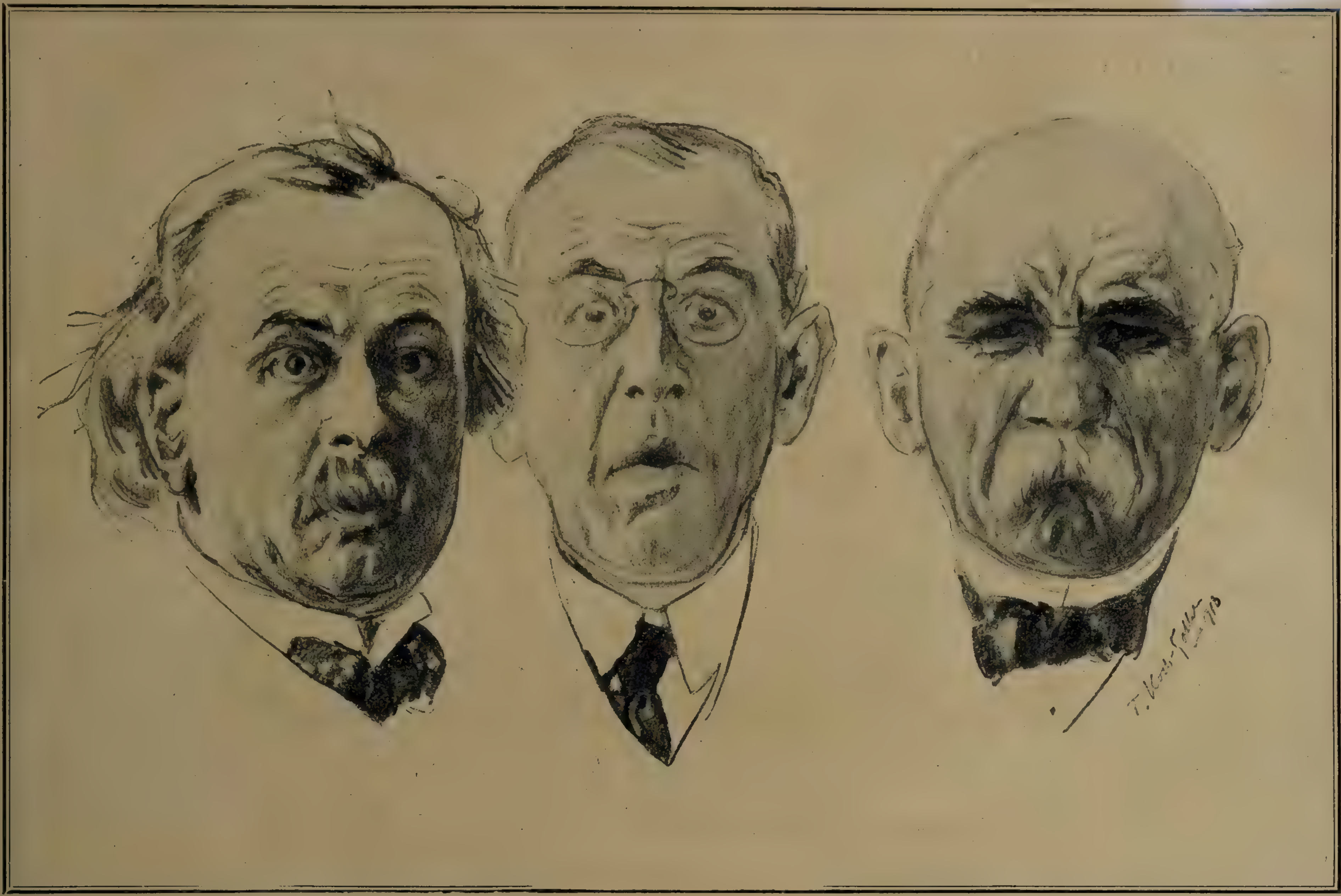
Unter dem Schutz von Nebelbomben vorgehender Tank; rechts ein Flieger. Aufgenommen bei einer Angriffsübung.



Bewegungsschlacht: Geschütze, die durch Mannschaften in Stellung gezogen werden.



Wie die Infanterie hinter den Tanks vorgeht.



Sie sollen wieder staunen, wie stark wir sind!
Darum zögert nicht, zeichnet die 9. Kriegsanleihe!

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

gefunden. Davon zeugen die Kampfbilder aus dem Westen, auf denen man häufig Dutzende von feindlichen Panzerwagen zerschossen am Straßenrande liegen sieht. Den veränderten Kampfformen ist auch die Uniform unserer Soldaten rasch angepaßt worden; so zeigen wir heute zum ersten Male deutsche Panzerwagen-Mannschaften im Tankanzug und mit der Splittermaske, die dem Träger das Aussehen eines mittelalterlichen Tournierritters gibt.



Die Abwicklung des deutsch-russischen Finanzabkommens: Ankunft des ersten russischen Goldes — 1500 Millionen — in Berlin:
Ein mit 10 Millionen russischem Gold beladener Rollwagen fertig zur Abfahrt vom Bahnhof nach der Reichsbank.

Phot. Groh.

EIN MITTEL GEGEN DIE MÖBELNOT

Beispiele von holländischen Wohnungen mit eingebauten Schränken und Schrankbetten.

In nicht wenigen Großstädten mangelt es jetzt an bescheidenen und billigen Wohnungen, und das trifft vor allem die jungen kriegsgetrauten Paare schwer. Es ist aber auch schwierig für die Neuvermählten geworden, die Möbel in jener Vollständigkeit und Güte anzuschaffen, die sie anstreben. Gerade jetzt soll man auf eine ordentliche Beschaffenheit des neu zu kaufenden Hausrats sehen, denn schlechte Möbel sind in höchstem Grade unvorteilhaft. Sie fordern stets erneute Aufwendungen für Aufbesserung und frühzeitigen Ersatz, sind also teuer und nicht, wie man beim Kauf dachte, billig. Daß man gegenwärtig für guten Hausrat höhere Preise anlegen muß als vor dem Kriege, damit könnte man sich abfinden. Wenn es nur nicht gar so viele Möbelstücke wären, die man unbedingt braucht! Wie es anstellen, daß genügend Geld übrig bleibt, um das Unentbehrliche in guter Qualität anzuschaffen? Das macht viel Kopfzerbrechen. Da könnte man den Kriegsgetrauten wirklich durchgreifend helfen, wenn man die Anregungen aufgriffe, die uns der Kleinwohnungsbau in Holland gibt. Wenn nun schon bei uns überall neue kleine Wohnungen gebaut werden müssen, nicht nur, um der heutigen Wohnungsnot abzuhelfen, sondern vor allem der künftigen Wohnungsnot zu steuern, — weshalb bei dieser Gelegenheit nicht gleich beispielsweise die Schränke mit ins Haus bauen? Man denke, was das für ein junges Paar heißen will, wenn es den nötigen Schrankraum fertig mit Türen und Haken im Hause mitgebaut vorfindet! Dann fallen schon die Kosten für Schränke, Kommoden und Vertikos fort! Des weiteren: Weshalb soll nicht der Hauswirt oder die Baugesellschaft gehalten sein, die Waschbecken mit Zufluß und Abfluß gleich mit ins Haus einbauen zu lassen? Dann ist die Anschaffung des ohnehin meist häßlichen Waschtisches schon im voraus gespart. Weshalb soll nicht der Erbauer der Wohnung die Anschaffung wenigstens einiger Sitzmöbel entbehrlich machen, indem er durch Führung der Zimmerwände einen Ersatz für Sitztruhen schafft? Auch die gemütliche Bank um den Ofen herum, manch ein kleines Gelaß für Gerät, Wäsche und Geschirr kann der Baumeister und Maurer uns gleich fertig ins Haus stellen, damit eben die notwendigen Möbel, die Tische, Stühle und Betten in guter Beschaffenheit gekauft werden können, weil man die Anschaffung von zehnerlei Krimskram hat ersparen können. Wie es das Beispiel holländischer Kleinwohnungen zeigt, ist es sogar möglich, die Bettstelle miteinzubeziehen in den Kreis der Dinge, die der Hauswirt dem Mieter als festes Hausinventar übergibt.



Ein Mittel gegen die Möbelnot: Beispiele von holländischen Mietwohnungen, die vom Hauswirt mit eingebauten Schränken, Waschtischen usw. ausgestattet sind.
Holländische Küche mit eingebautem Geschirrschrank.



Holländische Wohnstube mit eingebauten Schränken.



Rotterdamer Wohnstube mit eingebautem Schlafschrank.



Der Schlafschrank geschlossen.



„Reichstagseröffnung am 4. August 1914“, Gemälde von Otto Seeck in der soeben eröffneten Großen Berliner Kunstausstellung 1918.
Verlag Franz Schneider, Berlin.

AUS DER GROSSEN BERLINER KUNSTAUSSTELLUNG 1918

Der Weltkrieg stellt an die Historienmaler große Anforderungen, die wohl ihre volle Erfüllung erst in einem späteren Zeitpunkt finden dürften. Durch die Fortschritte der photographischen Technik wird wohl diesmal der Nachwelt ein so riesiges photographisches Dokumenten-Material überliefert wie niemals vorher, aber den charakteristischen und feineren Ausdruck des Erlebnisses kann nur der Maler festhalten, nicht die Photographie, die nur äußerlich ist. Neben den Kriegsbildern eines Dettmann, Erler, Jank, Schreuer sah man in den Ausstellungen der letzten vier Jahre nur wenige Gemälde, die die großen historischen Geschehnisse unserer Zeit schilderten. Am häufigsten ist als Historienmaler Prof. Hugo Vogel hervorgetreten, dessen Hindenburgbilder aus dem Großen Hauptquartier allgemein bekannt geworden sind, darunter das große Doppelbildnis „Hindenburg und Ludendorff“, das das Kestner-Museum in Hannover erworben hat; ferner das Kolossalgemälde „Tannenberg“, das jetzt in der Großen Berliner Kunstausstellung zu sehen ist. Dieses Gemälde wurde dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg zum Geschenk gemacht, der den Kaiser bat, darüber zu bestimmen. Der Kaiser nahm das Bild an und stellte es dem Kriegsministerium mit der Weisung zur Verfügung, es dem Reichs-Kriegsmuseum zu übergeben, das nach dem Kriege errichtet werden soll. Von den großen denkwürdigen Momenten aus der Geschichte des Weltkriegs ist auch die historische „Reichstagseröffnung am 4. August 1914“ im Bilde festgehalten worden. Otto Seeck hat damit ein Riesengemälde geschaffen, das durch die vielen, porträtgetreu dargestellten Persönlichkeiten bemerkenswert ist. Der interessante Augenblick, da der Kaiser nach der Mobilmachung vom Balkon des Schlosses zu der Menge sprach, ist von Prof. Klein-Chevalier gemalt worden; von Prof. Kampf die eindrucksvolle Szene „Am 1. August 1914 vor dem Kgl. Schloß“. In der Kriegsbilderausstellung der Kgl. Akademie der Künste sah man das Historiengemälde von Hanns Kohlschein „Auszug der kriegsgefangenen Besatzung aus Maubeuge“ und viele charakteristische Porträts unserer Heerführer.



„Der Urlauber“, Gemälde von Hans Looschen. Phot. Herm. Boll.

ADRIAN · DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

18. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Marie Heimdal sagte sehr ruhig: „Ich werde hierbleiben und das Haus säubern. Und ich will, daß niemand etwas Unklares oder Falsches denke; darum bitte ich Dich, meinen Bruder, und Sie, seinen Freund, daß Sie den Menschen, die hier wohnen, sagen, was die Wahrheit ist. Ich habe vor den Menschen kein Recht darauf, hier zu sein, aber ich nehme mir dieses Recht um meiner Liebe willen. Ich bitte sie nicht, mich freundlich hier zu dulden — ich bin nicht mehr demütig, wie ich war, als ich kam. Ich will von nun an stolz darauf sein und meinen Kopf sehr hoch tragen, weil ich dieses Haus rein fegen werde von oben bis unten .... Ja, sagen Sie das den Menschen allen, die da draußen sind ..."

„Keiner ist darunter, der es Ihnen nicht danken wird," entgegnete der Arzt sehr ernst.

Marie Heimdal brach in Tränen aus. Und die Männer ließen sie gewähren.

„Wann wollte er wiederkommen?" fragte das Mädchen nach einer Weile.

„Wenn er seinem Vorsatz treu bleibt, muß er in vier Wochen eintreffen," antwortete der Arzt.

„Warten wir," sagte das Mädchen.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Sie war noch keine drei Tage im Hause Adrian Drosts, und die Sonne wollte untergehen, da war Adrian Drost zurückgekommen.

Marie hörte das Tosen der Trommeln und wollte ans Fenster treten, um nachzuschauen, was es gäbe. Aber ehe sie einen Schritt tun konnte, öffnete sich hinter ihr die Tür, und sie wandte sich um.

Adrian Drost stand auf der Schwelle.

Sie rührten sich beide nicht. Sie standen unbeweglich. Eine Minute verging. Adrian Drost zog die Tür ins Schloß. Aber er kam nicht näher. Er schwieg. Und er und das Mädchen sahen sich an.

„Guten Abend, Adrian," sagte das Mädchen sanft.

Er erwiderte ihren Gruß nicht. Er starrte sie an. Seine Augen waren gerötet.

„Warum bist Du gekommen?" fragte er heiser. „War es noch nicht Qual genug?"

Marie Heimdal lächelte.

„Ich liebe Dich," sagte sie.

Die Hände des Mannes tasteten nach den Pfosten der Tür. Ein merkwürdiger Laut kam aus seiner Kehle.

„Nimm Dich in acht!" murmelte er drohend.

Aber als hätte es nur dieser Drohung bedurft, um in Marie Heimdal allen Mut ihrer Liebe aufzuwecken, so hob sie die Arme und streckte sie mit ihrem schönen Lächeln dem Manne entgegen.

„Ich liebe Dich!" sagte sie, und es war ein Frohlocken im Klang ihrer Stimme.

Und sie nahm ihn, der aufschrie wie ein verdurstendes Tier und auf sie zustürzte und an ihr niederbrach, in die Arme ihrer großen Zärtlichkeit und ihrer großen Liebe.

XII

Adrian Drost fragte: „Schläfst Du, meine Geliebte?"

„Nein," antwortete die sanfte und innige Stimme der Frau aus der Dunkelheit. „Ich kann nicht schlafen. Ich muß immer darauf horchen, wie mein Blut in mir singt ..."

„Es kann nicht so singen, wie das meine tut, Marie. Es kann in Dir das Brausen von Tönen nicht sein, das in mir ist. Ich liege wach und höre Dein leises Atmen neben mir ... Das Herz tut mir weh vor Glück. Tausend Worte tanzen mir im Kopfe. Laß mich zu Dir sprechen, wenn auch Du nicht schlafen kannst; denn ich sehne mich sehr danach, das zu tun ..."

„Sprich zu mir, mein Geliebter ..."

„Gib mir Deine Hand ... Ich will Dich fühlen, da ich Dich nicht sehen kann ... Wie dunkel muß die Nacht sein, da nicht einmal Dein Haar mehr leuchtet .. Nun spüre ich das Klopfen Deines Herzens mit meiner Hand ... Dein Herz schlägt sehr rasch ..."

„Es will zu Dir hin, mein Geliebter ... Es will mir aus der Brust springen .... Ich weiß nicht, wie ich es festhalten soll ..."

Sie richtete sich ein wenig auf und beugte sich zu dem Manne.

„Warum sprichst Du nicht weiter?" fragte sie. Und da er schwieg und sie sein hartes Atmen hörte, sagte sie: „Ich sehne mich danach, für Dich zu sterben ...."

Und sie küßte ihn auf den Mund.

„Ich will Dein Leben," antwortete der Mann. „Ich will es ganz haben, jeden Tag und jede Stunde. Bevor Du kamst, war es qualvoll, nicht zu schlafen. Jetzt ist es süß. Ich möchte nie mehr schlafen, um mir immer dessen bewußt zu sein: Du bist bei mir ... Du bist mein ... Ich bin glücklich — ich bin sehr glücklich, Du geliebte Frau ..."

„Ich habe eine Bitte," sagte Marie. Sie legte den Kopf auf seine Brust.

„Sage mir, was es ist! Bitte mich —! Bitte mich oft —! Ich möchte jede Deiner Bitten in einer goldenen Schale auffangen ... Ich empfange Deine Bitten wie ein Geschenk, liebe sie und bin traurig, daß es stets zu wenig sein wird, was Du erbittest. Ach, Du Frau —! Du weißt nicht, was Du aus mir gemacht hast —! Du weißt nicht, wovon Du mich erlöst hast ... Ich war mir selbst zum Satan geworden und verdammt in meiner eigenen Hölle ... Selbst das Gute, das ich schaffte, war nur ein Krampf. Alle Bitterkeit der Welt stürzte sich auf mich und strömte in mir zusammen. Ich weiß nicht, ob man das, was ich war, noch einen Menschen nennen kann..."

„Quäle Dich nicht!" bat Marie, sein Herz streichelnd.

„Ich quäle mich nicht — mich kann nichts mehr quälen! Du bist gekommen und hast mich beim Namen gerufen. Ich fand Dich und fand mich wieder in Dir ... Laß mich Dir das sagen, meine Geliebte, damit Du ermessen kannst, was es für mich an Glück bedeutet, wenn Du mich bittest .... Als Du gekommen warst, besann ich mich wieder darauf, daß ich jung bin und königlich reich, daß die Welt ohne Grenzen ist und mehr an Schätzen besitzt, als ein Mensch sich auszudenken vermag. Und die Begier ist über mich gekommen, von dieser grenzenlosen Welt und ihren unermeßlichen Schätzen das Schönste zu gewinnen und Dir zu schenken. Der Sinn des Lebens erschöpft sich darin, Dir das Leben schön zu machen..."

Er nahm sie in seine Arme und küßte ihre Augen.

„Bitte mich —!" sprach er in ihr sanftes Haar hinein.

„Ich möchte," sagte Marie, ohne sich in seiner Umschlingung zu rühren, „daß Du mir einen Tag schenkst, der mir allein gehört ..."

„Gehört Dir nicht jeder Tag meines Lebens?" fragte der Mann in einer schwermütigen Zärtlichkeit.

Sie sah zu ihm auf und lächelte mit plötzlich feuchten Augen.

„Manchmal," sagte sie, „will es mir scheinen, als ob ein Tag mehr als ein Leben sei. Ich möchte einen Tag von Dir erbitten, Adrian, an dem ich mir träumen könnte, daß niemand auf der Welt ist, außer Dir und mir. Wir wandern zu zweit in eine große Einsamkeit hinein. Der blaue Himmel ist nur blau für uns. Sonne und Mond sind nichts als die Leuchten unserer Schritte. Die Bäume grünen, um uns Schatten zu geben. Sie tragen Frucht, um uns zu erquicken. Millionen Wellen strömen über die Erde hin, damit eine von ihnen unser Trank werde, wenn wir durstig sind. Die kleinen grünen Papageien mit den roten Köpfchen schwirren durch die Luft, um uns zu erheitern. Die großen, zuckenden Leuchtkäfer brennen uns zu Ehren in der Nacht. Die Schönheit der Welt ist nichts als das Haus, in dem wir wohnen. Und Du und ich, wir wohnen ganz allein darin . . ."

„Ist Dir dies das Höchste: mit mir allein auf der Welt zu sein?"

„Ja, mein Geliebter."

„Wie seltsam," sagte Adrian Drost verträumt.

„Was ist seltsam, mein Geliebter?"

„Ich hatte einmal eine Frau — es scheint mir tausend Jahre her zu sein — die war schamlos und kühn, um mich zum Manne zu gewinnen, und sie schwor mit schweren Eiden, daß sie mich liebe. Aber als es auf die Probe ankam, da verließ sie mich und ging in die Welt zurück, in der ich nicht mehr war... Weinst Du, Marie?"

„Ja," flüsterte sie. „Vergib mir's ..."

„Du hast keinen Grund zum Weinen, liebste Frau."

„Ich muß daran denken, Adrian, daß sie auch an Deinem Herzen gelegen hat, und das tut mir weh."

Adrian Drost schüttelte den Kopf.

„Du irrst Dich, Marie ... Sie hat niemals an meinem Herzen gelegen . . . Wir lagen Haut an Haut .... Ich weiß nicht, wo mein Herz war in jenen Stunden ... Nicht bei mir und nicht bei ihr ... Ich habe sie sehr gehaßt. Ich hasse sie nicht mehr . . . Ich litt, aber nicht durch ihre Schuld. Die Schuld war mein. Ich hatte mich am Allerheiligsten versündigt — an der Liebe zwischen Mann und Weib. Als ich sie küßte, habe ich Dir die Ehe gebrochen, Marie. Das war der Gott, der sich nicht spotten läßt. Die Sünde wider den heiligen Geist. Es heißt, sie könne nicht vergeben werden. Du aber hast mich doch begnadigt und erlöst. Jetzt fühle ich Dein schweres, kühles Haar auf meine Hände fallen, fühle Dich ganz, holdseliges Gefäß einer großen Liebe, und der Glaube an das Gute in der Welt wird mir wieder lebendig. Ich zweifle nicht mehr; ich fürchte nichts mehr. Ich glaube, daß ich unverletzlich bin und Feuer unverwundet durchschreiten könnte. Denn der Erzengel Deiner Liebe schreitet vor mir her."

„Warum schweigst Du?" fragte die Frau kaum hörbar. „Ich fühle Deine Worte wie unzählige kleine Blumenblätter auf mich niederrieseln. Ich ducke mich unter einem silbernen Regen; Sonnenstrahlen durchblitzen ihn. Ich atme den Duft eines ganzen Sommers. Tausend fruchtbeladene Bäume stehen in einem Garten, der mir gehört, und warten auf ihren bunten Herbst. Ich weiß, ich brauchte nur die Arme zu heben, um fliegen zu können. Aber es ist mir süßer, die Erde unter meinen Füßen zu fühlen und das linde Gras ... Mein Geliebter, mein Geliebter —! Ich möchte aus allen Sprachen, die von Menschen gesprochen werden, die Worte heraussuchen, die von Liebe reden, und möchte einen Teppich daraus weben können, um ihn unter Deine Füße zu breiten. Jeder Weg, den Du gingest, müßte zu einem gesegneten werden ..."

„Darauf vertraue ich, meine Geliebte ... Und ich werde morgen fortgehen und Ramassan und meine jungen Riesen mit mir nehmen, um nach den letzten Gebieten zu ziehen, die noch nicht unser sind. Und wenn ich wiederkommen, wird auch das fernste Stück Land, das einst ein weißer Fleck auf der Erdkarte war, in meiner Hand sein. Dann will ich Deine Flagge hissen, Marie, über dem Niemandsland ... Ich habe es Jemandsland getauft. Der Name taugt nichts. Ich will ihm einen neuen geben: Marienland ... Marienland ... Es ist ein Wort, das die Vögel singen müßten. Der Rhythmus meiner Schritte wird von diesem Wort getragen sein . . ."

„Du willst fortgehen ...."

„Ja, meine Geliebte."

„Laß mich Dich begleiten, Adrian!"

„Wie süß das ist, daß Du mich darum bittest... Aber bitte mich nicht darum, meine Geliebte ... Du kennst dies Land noch nicht —; es ist noch ganz unbezwungen, hat noch die volle Bösartigkeit alles Jungfräulichen. Und es ist sehr mächtig, wo es böse ist. Versprich mir, daß Du Dich niemals in einen Kampf mit den Bosheiten der afrikanischen Erde einlassen willst! Versprich mir, daß Du Dich hüten willst und Dich bewahren — meinetwegen, Marie! Niemals am hohen Tag in die Sonne gehen! Niemals

frisches Wasser trinken! Niemals den Dunst von frisch geackerter Erde atmen! Versprich es mir! Ich will nicht, daß in Deinen lieben Augen das Weiße gelb wird. Ich will nicht, daß Du an diesem Lande leidest. Denn ich könnte es nicht mehr lieben, wenn Du um seinetwillen littest, Marie."

„Ich verspreche Dir, daß ich mich in acht nehmen will," sagte die Frau mit dem Lächeln des Glücks. „Aber Du, mein Geliebter —?"

„Seit Du mein bist," antwortete Adrian Drost, „liebe ich das Leben ... Ich liebe die Welt und die Menschen, seit Du mein bist, und sie rühren mich tief, wenn ich bei ihrem Anblick an Dich denke. Sie leiden an sich selbst, und man muß ihnen helfen. Ich will morgen zu denen gehen, die hier um mich sind, und will versuchen, einen jeden nach dem auszuforschen, was seine Seele sich am meisten wünscht. Und ich will zu jedem einzelnen sagen: Geh' und hole Dir die Frau, nach der Dein Herz und Dein Blut verlangt! Ich will Euch das Haus bauen und Sorge dafür tragen, daß Eure junge Liebe nicht lahm und häßlich werden soll an täglicher Not. Ich bin glücklich, darum will ich Euch beglücken. Ich bin begnadet worden, darum will ich Euch begnaden. Dies Land soll klingen von Grenze zu Grenze vom Lachen Eures Glücks und Eurer heiteren Liebe . . ."

„Ach, ich möchte Dir helfen!" sagte die Frau.

„Das sollst Du, meine Geliebte! Bist Du in diesem Lande nicht die Herrin? Es wird Deinen Namen tragen. Ich schenke es Dir — es ist Dein ... Ich will Dir das Haus bauen, wo dieses Land am schönsten ist. Tief in der tiefsten Einsamkeit, die Du liebst — wo wir leben werden, als wären wir in Wahrheit die ersten und die einzigen Menschen und Kinder eines guten Gottes. Und um dieses Haus her will ich einen Garten ziehen, in dem müßten alle Blumen der Heimat sein, an die ich denken muß, wenn Du lächelst."

„Was sind das für Blumen?" fragte die Frau.

„Die samtenen Aurikeln und die weißen Narzissen, die von allen Blumen die kühlsten und die süßesten sind. Levkojen und Verbenen. Kleine Monatsrosen und Reseda. Und vor allem die großen, blauen Winden; die müssen am Haus blühen. Und junge Apfelbäume wollen wir pflanzen. Vielleicht, wenn Du sie pflegst, werden sie heimisch in der fremden Erde ... Ich glaube an alles, was Deine Hände tun ..."

„Stelle mich nicht zu hoch," sagte die Frau, und der Klang ihrer Stimme war traurig geworden. „Es könnte den Menschen ein Aergernis sein . . ."

„Ich will, daß die Menschen Dich lieben," entgegnete Adrian Drost.

Die Frau schüttelte leise den Kopf.

„Du kannst sie nicht zwingen. Und Menschen werden nicht gut, weil man sie mit gütigen Augen betrachtet. Wir wollen uns die offenen Augen nicht mit den Händen zuhalten, mein Geliebter ... Wenn sie mich dulden wollen, ungekränkt — so ist das ihr guter Wille. Und wenn sie mich zurückweisen, so ist das ihr gutes Recht..."

Adrian Drost richtete sich auf. Er sah der Frau ganz nahe ins Gesicht.

„Bereust Du," fragte er, „daß Du zu mir gekommen bist und meine Erlösung wurdest?"

„Warum fragst Du mich?" erwiderte die Frau. „Du weißt, daß ich für Dich sterben würde ..."

Adrian Drost nahm sie in seine Arme.

„Du sollst Dich nicht quälen," sagte er. „Du sollst mich lieben mit einem ruhigen Herzen. Und ich sehne mich danach, mich mit tausend goldenen Seilen an Dich zu binden. Ich will an sie schreiben . . ."

„An wen ...?"

„An meine Frau ... Ich will sie bitten, gut zu sein. Ich will sie bitten, mich freizugeben und mir das Leben nicht zu mißgönnen, das fast an ihr gescheitert ist. Vielleicht ist etwas in ihr, das mich noch liebt, und das ich zu rühren vermag. Ich weiß es nicht. Ich will es versuchen. Sei mir nicht böse, meine Geliebte, wenn es mir nicht gelingt ..."

„Ich kann sie verstehen," sagte die Frau . . . „Wenn Du nicht so sehr gelitten hättest durch sie, dann würde ich sie beklagen. Wenn ich vergesse, wie sie an Dir gehandelt hat, dann tut sie mir leid. Es muß tausendmal schlimmer sein als Sterben. Es muß furchtbar sein, Dich verlieren zu müssen. Ich weiß, daß ich es nicht überleben könnte. Ich ginge daran zugrunde . . ."

„So sehr liebst Du mich?" fragte der Mann leise.

„Ja," antwortete die Frau. „So sehr liebe ich Dich."

„Und wenn es nun geschieht," fragte er weiter, „daß Du um Deiner Liebe willen leiden mußt?"

Sie antwortete ihm, mit den Lippen auf seinem Herzen: „Kann man durch Liebe leiden —? Ist nicht auch das Leid der Liebe nur eine Form des Glücks ...?"

Und sie küßten einander.

Als sie die Augen wieder öffneten, stand der Tag vor dem Fenster.

„Was ist das —?" fragte die Frau. „Als ich zuletzt zu Dir sprach, war es noch dunkel, und ich glaube, unsere Herzen haben seitdem noch keine fünfhundert Schläge getan ..."

„Wir leben in dem Lande ohne Dämmerungen," entgegnete der Mann.

Sie erhoben sich und traten ans Fenster. Sie hielten sich umschlungen und blickten hinaus. Vor dem Strom des Lichts schlossen sie lächelnd die Augen.

Adrian Drost bückte sich und küßte die Knie der Frau. Er neigte seinen Kopf bis zur Erde und küßte ihre Füße.

„Daß Du zu mir gekommen bist ...," sagte er. „Daß Deine Füße den Weg zu mir gegangen sind ... Ich sehne mich danach, zu glauben, daß die Barmherzigkeit Gottes groß ist ..."

XIII.

Adrian Drost war fortgezogen.

Seine braunen Riesen hatten die Gewehre geschultert, und Ramassan hatte die Fahne entrollt. Die Träger sangen, denn es war noch kühl, und ein leichtes Wandern im frühen Winde.

Adrian Drost hatte seine junge Liebe gefragt, ob sie zu ihrem Bruder gehen wolle. Aber sie bat ihn, in dem Hause bleiben zu dürfen, in dem ihr Herz daheim war.

(Fortsetzung folgt.)



Neue Dichter auf den deutschen Bühnen: Gerichtsszene aus Walter v. Molos Tragödie „Der Hauch im All“ in der Aufführung des „Theaters in der Königgrätzer Straße“ in Berlin. Phot. Zander & Labisch.
Der Verteidiger (F. v. Alten). Der Staatsanwalt (Ludwig Hartau).

R Ä T S E L

Silben=Rätsel.

Aus den Silben: be — cher — chlo — da — dant — dich — do — e — e — eh — ei — ei — ei — el — er — eu — fe — fer — fest — form — ful — gau — gau — ge — gelb — ger — gik — har — i — in — in — jul — land — licht — le — lo — mi — mo — na — ne — no — nord — op — pe — preis — rast — rat — ren — rhein — ris — ro — ro — ros — se — se — sen — sent — stock — ten — ter — ter — tor — wi — zan — sind 27 Wörter zu bilden, deren Anfangs= und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Heine=Zitat ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Altgermanische Winterfeier, 2. Längenmaß, 3. Künstler, 4. Tischgerät, 5. Weingebiet, 6. Handwerkszeug 7. Kirchengerät, 8. Beamten, 9. Wissenschaft, 10. Spiel, 11. Wiesenblume, 12. Naturerscheinung, 13. Figur der griechischen Sage, 14. Theaterleiter, 15. Gott, 16. Sumpfstelle, 17. Berg, 18. römischen Kaiser, 19. Ackergerät, 20. Betäubungsmittel, 21. Musikinstrument, 22. Nahrungsmittel, 23. Kopfbedeckung, 24. Festung, 25. Rinderart, 26. Muse, 27. Gartenblume.



Szene aus dem Bühnenwerk „Arbeit“ des Schweizer Dichters Giedion in der ersten Aufführung am „Alten Theater“ in Leipzig: Frl. Preußer und Herr Wüstenhagen. Phot. S. Genthe.

Schlimme Folge.

Die Knaben spielten mit —rk verstohlen,
Bald mußte man denn auch die —hr holen.

Klage des Mädchens.

Ich hatte mich auf Dich das Wort,
Nun aber willst Du mich das Wort —
Ach, gänzlich bin dann ich das Wort.

Auflösungen der Rätsel aus Nummer 38.

Silben=Rätsel:

Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht.
Gottfr. Aug. Bürger (Leonore).

1. Gebet, 2. Erich, 3. Douai, 4. Unitarier, 5. Lorbeerbaum und Bettelstab, 6. Dietrich, 7. Glogau, 8. Eminenz, 9. Donner, 10. Ukraine, 11. Leibweh, 12. Darius, 13. Wotan, 14. Eisenbahn.

Mühelos: Erbfolge, Erfolge.

Die fehlende Zahl: Elf — kugelfest, sattelfest, bibelfest.

Drei Vokale: Hummel, Hammel, Himmel.

HUMOR

Ein Bettler läutet beim Doktor. Eine junge Dame öffnet, und der Bettler bittet sie, den Doktor zu fragen, ob er nicht eine abgelegte Hose für ihn hätte.

„Das geht leider nicht,“ erwidert die junge Dame errötend. „Der Doktor bin ich!“

*

„Ach, Frau Müller, sagen Sie mir doch im Vertrauen, wo Sie die prachtvollen Eier her haben.“

„Unter uns gesagt, Frau Lehmann: von den Hühnern.“

*

„Weißt Du, Männe,“ sagte die junge Mutter, „wir wollen die Kleine Esmeralda nennen.“

„Nee, das klingt mir zu ausländisch.“

„Und wie wäre es mit Waltrude?“

„Ein bißchen sehr ausgefallen!“

„Und Sylvia?“

„Hör' mal,“ sagte da der nervöse junge Vater, „ich denke, wir suchen einen Namen für ein kleines Mädchen und nicht für eine neue Zigarre!“



Gelegenheit.

„Pfui, die Wurst stinkt ja!“
„Aber, meine Dame, davor is et ja ooch noch Friedensware!“

Unser Mittagstisch in der Pension bekam Zuwachs durch einen jungen Türken, der noch wenig Deutsch verstand. Als sein Tischnachbar aufstand und sich mit dem üblichen „Mahlzeit“ höflich gegen den Fremdling verneigte, erhob sich dieser gleichfalls und sagte: „Sehr angenehm, Emirzé — mein Name!“

*

„Hier drinnen ist es fürchterlich heiß, Freileinchen; wollen wir uns nich ein wenig drücken?“ — „Ausjeschlossen, dabei wird einem nur erst recht warm!“

*

Wahrheitsgemäß.

Ein sächsischer Rekrut, der von seinem ersten Urlaub wieder zur Kompanie einrückt, meldet dem Hauptmann vorschriftsmäßig Ort und Dauer seines abgelaufenen Urlaubs.

„Also, in Lützen sind Sie gewesen, wo die Schlacht stattgefunden hat,“ bemerkt der Hauptmann. „Können Sie mir auch sagen, wann das war?“

„So lange ich daheeme war, Herr Hauptmann,“ antwortet der Gefragte, „da is' nischt dergleechen vorgefallen!“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein=Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6=gespaltene Nonpareille=Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich=Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin=Schöneberg. —
a b c d e f g
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
1 2 3 4 5 6 7

6. Oktober
1918
Nr. 40
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Brennender französischer Fesselballon, der von einem deutschen Flieger abgeschossen wurde.
Der Beobachter konnte sich durch Absprung mit dem Fallschirm retten. Im Hintergrund drei feindliche Abwehrflugzeuge.
Im Felde gezeichnet von Lt. H. Berbig.



Von der Eröffnung des niederländischen Parlaments: Königin Wilhelmine vor der Abfahrt in der Staatskarosse.



Phot. Berl. Jll. Ges.

Vizewachtmeister Bauermeister,
der nach dem Bericht der Obersten Heeresleitung mit einem Geschütz allein sechs Panzerwagen des Gegners vernichtete.

NEBEN DEM KRIEGE

Das größte Generalstabswerk.

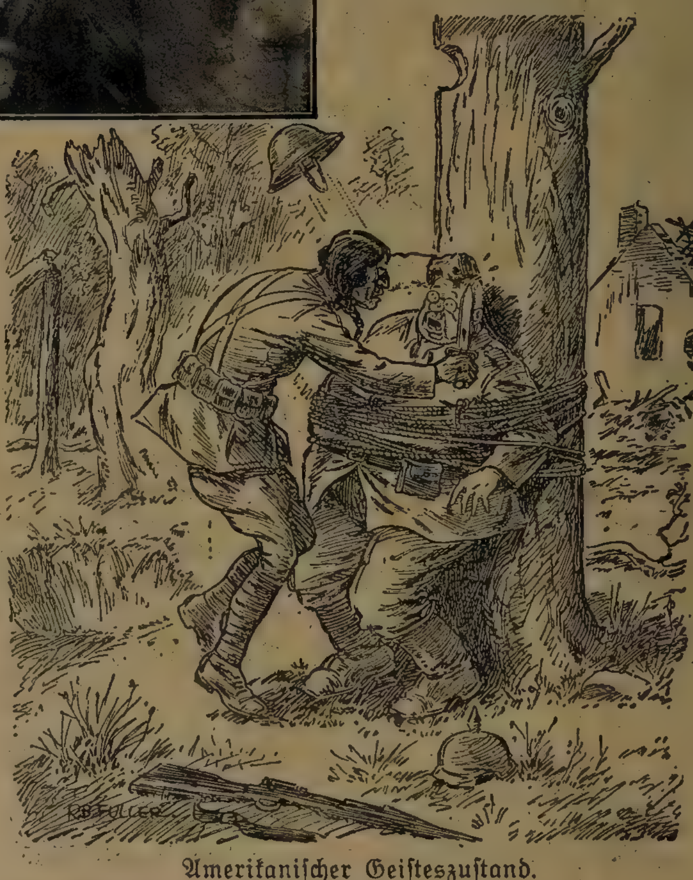
Wenn wir heute auch noch nicht voraussehen können, wie lange der Weltkrieg dauern wird, so wissen wir doch, daß seine Geschichte umfangreicher werden wird, als die anderer Kriege. Das künftige Generalstabswerk über den Weltkrieg wird sicher eine große Bibliothek sein, an die die Geschichtswerke des Krieges 1870/71 mit seinen fünf Bänden und des Krieges von 1866 mit seinem einzigen Band auch nicht heranreichen. Wohl das größte Generalstabswerk ist bis heute die Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges, die amtlich in 130 Bänden zu je 1000 Seiten herausgegeben wurde und den Verein. Staaten 12 Mill. Mark gekostet hat.

Die verschwundene Serviette.

Zu den vielen Dingen, auf die man in der Kriegszeit allmählich Verzicht leisten muß, gehört auch die Leinen-Serviette, die jetzt aus den öffentlichen Gastwirtschaften nahezu aller Städte verschwindet und durch Blätter aus Seidenpapier ersetzt wird. Allen Gasthausbesuchern fehlt dieses Tischgerät sehr, obwohl die Sitte, Servietten zu jedem einzelnen Gedeck aufzulegen, verhältnismäßig jungen Datums ist. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts ist es noch üblich gewesen, daß jeder Gast seine eigene Serviette ins Gasthaus mitbrachte und die Verwendung einer allgemein benutzbaren Serviette hatte dieselbe Entrüstung erregt, wie etwa heutzutage die Zumutung, eine fremde Zahnbürste zu gebrauchen. Bis zum 18. Jahrhundert wurde die Serviette nur bei Tafeln gekrönter Häupter im Rahmen eines strengen Zeremoniells verwendet, zum ersten Male tauchte sie urkundlich nachweisbar am Hofe des Königs Karl VII. von Frankreich als — Tafelschmuck auf.

Amerikanischer Geisteszustand.

In welchem Geisteszustand die Amerikaner sich befinden, geht deutlich aus ihren Zeitschriften hervor. Einer von ihnen ist die unten wiedergegebene Zeichnung entnommen. Sie gibt Zeugnis von dem Stolz, den die Amerikaner darüber empfinden, daß auch die Indianer jetzt auf dem europäischen Kriegsschauplatz mitkämpfen. Sie scheuen sich nicht, einen Ex-Häuptling zu zeigen, der im Begriffe ist, einen gefangenen Deutschen zu skalpieren.



Amerikanischer Geisteszustand.
Ein Bild aus der New-Yorker Zeitschrift „Life" mit der Unterschrift: „Ex-Häuptling Donnerwolke, der einen Gefangenen gemacht hat, kehrt zu seinen alten Methoden zurück."

FÜHRENDE PARLAMENTARIER



Führende Parlamentarier:
Dr. Groeber (Zentr.)
Phot. Berl. Jll. Ges.



Konstantin Fehrenbach (Zentr.)
Phot. Berl. Jll. Ges.



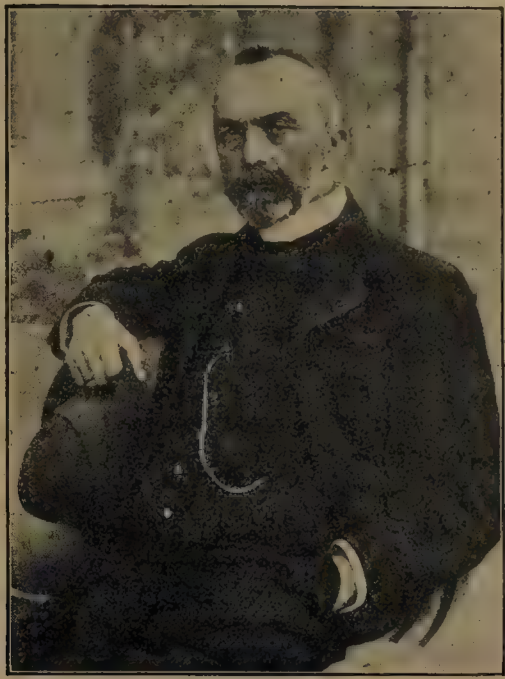
Mathias Erzberger (Zentr.)
Phot. Titzenthaler.



D. Friedrich Naumann (fortschr. Vp.)
Phot. Hänse Herrmann.



Friedrich Ebert (Soz.)
Phot. Hohlwein.



Dr. v. Heydebrand (kons.)
Phot. Titzenthaler.



Dr. Wiemer (fortschr. Vp.)
Phot. Berl. Jll. Ges.



Philipp Scheidemann (Soz.)
Phot. Binder.



Graf Westarp (kons.)
Phot. Pinder.



Otto Fischbeck (fortschr. Vp.)
Phot. Matzdorf.



Hugo Haase (Unabh. Soz.)



Dr. David (Soz.)



Frhr. v. Richthofen (natlib.)
Phot. H. Kindler.



Dr. Stresemann (natlib.)
Phot. Berl. Jll. Ges.

DIE STRASSEN DES KRIEGES



Die Straßen des Krieges: Typisches Bild eines Vormarschweges im Westen.

Diese Straßen sind wie Bänder, die den Graben, die Grenze einer fremden Welt, mit dem ruhiger atmenden Hinterland verbinden. Aus den mit militärischer Ordnungsliebe sauber gehaltenen Etappenorten führen sie in die Wildnis der Feuerzone, in die trichterzerklüftete Heimat des Grabenmenschen. Am Tage bei guter Sicht, wenn die feindlichen Fesselballone tief in das Hinterland hin einstarren können, liegen diese Straßen einsam und verlassen da. Nur das Notwendigste bewegt sich auf ihnen; um so größer ist dann der Verkehr in der Nacht. »Lastautomobile, Geschütze, Munitionswagen in endloser Kette speisen den Graben mit dem Notwendigsten. In der Nacht wird das Mittagessen des vergangenen Tages vorgebracht, in der Nacht erhält die Artillerie ihre Munition, wechseln die Bataillone ihre Quartiere. Erklärlich dann, daß diese Straßen schon allein infolge ihres nächtlichen Verkehrs stark zerfahren werden Ein Wagen fährt die Spur des anderen Wagens, und es entsteht eine Rinne, die sich an Regentagen in knietiefe Löcher auflöst. Hier beginnt die Arbeit des früher mit Unrecht



Englische Gefangene und Verwundete in der Hauptstraße einer zerschossenen französischen Ortschaft.
Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.



Der erbeutete englische Tank als Brückenfundament:
Das Wrack eines englischen Panzerwagens, das von unseren Pionieren als Brückenpfeiler verwendet wurde.



Die Straßen des Krieges: Aufnahme des Bild- und Film-Amts
Deutsche Kolonnen beim Passieren eines Bahnüberganges im Westen. Im Hintergrund zum Abtransport bereitstehende erbeutete Tanks.

verachteten Armierers, der überall auch weit vorn zu finden ist, nicht nur in der vielbeneideten Etappe. Der Feind, der (genau so, wie wir es tun) die großen Zufahrtsstraßen unter Feuer legt, um den Verkehr zum Graben zu erschweren, vernichtet oft mit einem Dutzend Granaten (notabene wenn sie nicht daneben gehen) die Arbeit eines ganzen Tages. Da kommt es dann nicht mehr auf sauberes Planieren an. Binnen wenigen Minuten muß die Straße passierbar sein, und so sammeln sich oft in diesen schnellgefüllten Trichtern die seltsamsten Dinge an. Auf den Vormarschstraßen des Frühjahrs sah es meist recht kunterbunt aus. Kilometerweit zogen sich rosenrote Bänder durch die zertrommelten Stellungen: Ziegelsteine aus zerschossenen Häusern herbeigeschleppt flach in zwei Lagen, Stein an Stein nebeneinander geschichtet, von Rädern und Hufen zu rotem Mehl zerfahren und zerstampft. Hob der Wind dann den Staub der neuen Chaussee in die Luft, so gab es rosenrote Staubwolken, die die Nasen zum Niesen und die Augen zum Tränen reizten. Dort aber, wo es keine Ziegelsteine gab, wurden Bunker zerschlagen, wurden Bretter herbeigeschleppt, wurden unbrauchbare Geschütze, zerschossene Tanks Brückenstützen, über die die neue Straße hinwegging. Das ganze Gerümpel eines Grabenabschnittes sammelt sich auf solchen über Nacht erbauten Straßen, und die Schnelligkeit, mit der sie entstehen, ist bewunderungswürdig. Oft ist es auch notwendig, neben einer auf der Karte eingezeichneten Straße eine neue nur provisorische Straße anzulegen, weil die vorhandene zu viel feindliches Feuer erhält. Die Straßen sind jedoch nur Wochen, manchmal nur Tage im Gebrauch, werden aufs neue verlegt und sind ein Beweis von der großen Regsamkeit und Beweglichkeit, die der Krieg da vorn dem Geist wie dem Körper in tausend Strapazen abringt. Fr. Kr.



Am Straßenrand: Gefangene farbige Franzosen auf der Rast.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

19. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Arzt, der bei der Unterredung gegenwärtig war, meinte: „Lassen Sie sie hier. Es wird ihr nichts geschehen. Sie ist sicher bei uns, die Frau . . .“

So war Marie Heimdal geblieben. Und sie hatte den Fortziehenden nachgeschaut, an der Schwelle ihres Hauses stehend in einem weißen Kleide. Noch zitternd und durchwühlt von der süßen Schmerzlichkeit des Abschieds, winkte sie dem Manne, der mit rückwärts gewandtem Kopfe ging. Und das Strahlen ihres Haares war das letzte, was er von ihr sah.

Kongo war bei der Herrin geblieben. Er ging ihr auf den Fersen, und wenn sie ihn liebkoste und mit ihm sprach, sah er sie ernsthaft an. Er hatte begriffen, daß man warten müsse. In den Nächten lag er vor ihrer Tür, und am Morgen neckten ihn die Affen, die mit Früchten nach ihm warfen. Darum haßte Kongo die Affen leidenschaftlich, und seine Herrin lachte ihn aus.

Um die Zeit, da Adrian Drost seine Rückkehr zugesagt hatte, kam eine große Unruhe über die Frau. Sie schlief nicht in den Nächten und ruhte nicht am Tag. Sie saß aufrecht im Bett und horchte auf die Stimmen der Dunkelheit. Sie dachte an die friedevollen Nächte über ihrer Heimat, in der ein kleiner Brunnen schwatzte unter ihrem Fenster, an das sachte Rauschen der Linden und an den tiefen Schlag der Kirchenuhr. Die ausgeschüttete Herrlichkeit des Sternenhimmels leuchtete über einer ruhenden Erde, die ohne Furcht dem Tag entgegenschlief.

Hier waren die Nächte ohne Frieden, von Tönen angefüllt, die keinen Ursprung zu haben schienen, die aus den Falten der Erde krochen, Gestalt gewannen und sich gegen die Fenster der Menschen preßten. Das Gezücht der Schakale und Hyänen kreiste um die Menschensiedlung und spie sein widerliches Gekläff und Gelächter in die geängstigte Finsternis. Der Himmel war arm an Sternen; aber sie waren groß und einsam wie brennende Welten, und wer sie ansah und allein war, wurde traurig, denn er sehnte sich und wußte nicht, wonach.

Der Tag, an dem Adrian Drost hatte kommen wollen, verrann, und viele folgten ihm. Marie verbrachte die Nächte auf den Stufen vor dem Haus, und der kleine schwarze Hund lag ihr zu Füßen. Sie saß in ihr Tuch geschmiegt und bebte vor Kälte. Der Wind strich von den Bergen her und war wie der Atem des Todes. Zuweilen sank ihr der Kopf auf die Brust. Dann dachte sie an die Bösartigkeit der jungfräulichen Erde, die ihr feindlich war, und dachte an den Mann, der in den Nächten auf dieser bösen Erde lag, die sich ihm nicht ergeben wollte.

Sie rief ihn leise: „Adrian! — Adrian —!“ Und sie horchte, ob ihr keine Antwort kam, weil sie so inbrünstig rief. Aber das Gelächter der schmutzigen Tiere war der einzige Laut von Lebendigem, der durch die Nacht her kam.

Und am Morgen, wenn die Sonne aufging, schlich die Frau mit erschöpften Gliedern ins Haus zurück, um nicht den erwachenden Menschen ein Schauspiel zu geben mit der Angst ihres Herzens.

Am zehnten Tage, um die fünfte Stunde, machte sie sich auf und ging den Weg entlang, den Adrian Drost nach Westen gegangen war. Der kleine schwarze Hund lief vor ihr her.

„Such's Herrchen,“ sagte Marie mit zitternden Lippen.

Der Hund wedelte. Seine aufmerksamen Augen hingen an der Frau. Marie bückte sich, um ihn zu streicheln.

Sie ging eine Stunde lang, immer geradeaus. Die Sonne stand vor ihr und sank sehr rasch. Es war, als stürze sie wirbelnd in einen Abgrund.

Die Frau wandte sich um und wollte heimgehen. Da sah sie den Himmel über sich braun und düster, einer ungeheueren, ins Grenzenlose emporgerissenen Staubwolke der Wüste gleichend. Der Wind sprang ihr ins Gesicht und pfiff. Er riß an ihrem Kleide. Und sie beugte den Kopf seinem Druck entgegen und lief mit vor der Brust gekreuzten Armen. Denn sie fürchtete sich.

Am ganzen Leibe zitternd, das Fell gesträubt, folgte ihr der Hund. Die Zunge hing ihm schief aus dem Maule.

Der erste Blitz, der den Himmel zerriß, machte die Frau blind, daß sie taumelte und mit ausgestreckten Armen zu rennen begann. Der brüllende Donner schlug hinterdrein. Und es war, als hätten der Blitz und der Donner ein Tor aufgesprengt, aus dem wie ein befreites Meer der Regen breit herniederstürzte. Es blieb kein Raum zum Atmen mehr zwischen den Quadern des Wassers. Und dieses niederdonnernde Meer schien in Flammen zu stehen, und seine Flammen brüllten wie wilde Tiere. Die Erde bebte vor Entsetzen. Sie wollte sich aus ihren Fugen lösen.

Die Frau war auf die Knie gefallen. Ihr Kopf lag zwischen ihren Armen. Der Hund verkroch sich in ihren Füßen. Er heulte, als wäre er toll geworden.

Ueber ihnen sprangen die Feuerbälle durch den Himmel, trafen sich und krachten tosend aufeinander. Aus den weit aufgerissenen Mäulern der Wolken brach unaufhörlich das Geschrei des Donners hervor.

Plötzlich verstummte es. Die Flammen erloschen. Der Regen sank in einer letzten Welle wie ein Mantel aus Silber zu Boden. Die Sonne stand glutrot auf dem Rand der Erde und versank. Und es wurde Nacht.

Marie raffte sich auf. Sie stand wie auf durchschnittenen Flechsen. Wie eine zweite Haut klebten ihr die Kleider am Leibe. Aus ihren Schuhen schwappte das Wasser. Das triefende Haar zog ihr den Kopf in den Nacken. So ging sie heim.

Sie erreichte das Haus in tiefster Dunkelheit, streifte sich die Kleider vom Körper und kroch mit klappernden Zähnen in die Decken.

Am Morgen, als Adrian Drost von seiner Reise wiederkam, saß die kleine schwarze Dienerin Maries auf den Stufen vor dem Haus und weinte, denn ihre Herrin war sehr krank, und sie liebte sie.

Der Arzt machte sein ernstestes Gesicht.

„Es ist nicht das Fieber, was wir fürchten müssen,“ meinte er, als der Mann vor ihm stand und ihn an den Schultern rüttelte. „Es ist das Herz. Sie weiß selber nicht mehr, daß sie mit ihrem Herzen keine Gewaltstreiche machen darf. Ein kleiner Fehler, von irgendeiner schweren Krankheit ihrer Jugend zurückgeblieben und längst verwunden. Scheinbar ... Jetzt meldet er sich wieder. Nehmen Sie die Frau in acht, Herr Drost ...“

Adrian Drost hatte ein graues Gesicht. Er atmete mit offenen Lippen, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Sobald sie reisen kann,“ murmelte er, „muß sie nach Europa zurück ...“

Der Arzt schob seine Instrumente zusammen, er lächelte.

„Wenn Sie das erreichen, lieber Freund, will ich lebendig gefressen werden. Solche Frauen müssen niemals etwas, als was sie aus sich heraus müssen. Und das tun sie dann. Unbedingt. Und es ist sehr schwer, sie vom Wahnsinn dieses Müssens zu überzeugen.“

„Was soll ich tun, Doktor ...?“

„Nichts. Vorsichtig sein. Sie wollten sich ein Haus in einer schönen Gegend bauen — bauen Sie es bald. Lieber heute als morgen ...“

„Ich habe es gebaut,“ sagte Adrian Drost. „Darum bin ich so spät gekommen ... Das Haus ist fertig und wartet auf die Frau ...“

Der Arzt hob den Kopf. Er sah Adrian Drost ins Gesicht. Seine Lippen verzogen sich langsam, doch nicht zum Lächeln.

„Schade,“ sagte er.

Adrian Drost fuhr sich mit der Hand nach dem Halse. Er sah sich mit verstörten Augen um.

„Warum habt Ihr nicht besser auf sie aufgepaßt?“ fragte er.

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Sie wartete auf Sie und wollte Ihnen entgegen ... Das Gewitter hat sie überrascht. Ich glaube, wenn ihr ein Strom im Wege gewesen wäre — sie hätte versucht, ihn zu durchwaten. Und eine brennende Steppe hätte sie nicht zurückgehalten.“

Adrian Drost wandte sich um. Er ging aus dem Zimmer — zu der Frau hinüber, die mit purpurnem Gesicht in den weißen Kissen lag.

Sie schlug die Augen auf, als er zu ihr trat. Ihre Blicke schienen von sehr weither zu kommen. Sie wollte die Hand heben, aber sie hatte nicht die Kraft dazu.

Er beugte sich zu ihren zersprungenen Lippen nieder.

„Sei nicht böse,“ flüsterte sie. „Ich sehnte mich nach Dir ...“

„Meine Geliebte,“ sagte Adrian Drost mit der Anstrengung eines Erstickenden, „ich habe unser Haus gebaut ... Es liegt auf einem Hügel, und Schneeberge sind hinter ihm ...“

Er bekam keine Antwort; sie hörte ihn nicht. Und ihre Blicke waren schon wieder weit fortgewandert.

An dem Tage, an dem Adrian Drost seine Geliebte auf den Armen ins Freie trug, damit sie sich am jungen Morgen erquicken sollte, kam ein fremder Mann vom Süden her auf sie zugegangen. Er war groß und blond und hatte ein rotes Gesicht. Er sah sich im gemächlichen Näherkommen nach allen Seiten um, und er schien von allem, was er gewahrte, sehr befriedigt zu sein.

Hinter ihm drein lief ein Schwarzer, der ein Jagdgewehr auf dem Rücken trug.

Mit dem Gekläff eines Tollwütigen fuhr Kongo auf den Fremden los. Adrian Drost rief ihn zurück. Er gehorchte, aber er beruhigte sich nicht. In das Kleid seiner Herrin gedrückt, knurrte er und zitterte vor Ungeduld.

Adrian Drost ging dem Fremden einige Schritte entgegen. Als er ganz nahe vor ihm stand, erkannte er ihn.

„Ah —!“ machte er halblaut.

Der Fremde grüßte sehr höflich. Seine großen blauen, etwas schläfrigen Augen gingen von dem Manne zu der Frau. Er verbeugte sich mit einer Bewegung, die etwas von der Unendlichkeit an sich zu haben schien.

„Caversham,“ stellte er sich vor.

„Da Sie mich aufsuchen, ist Ihnen mein Name bekannt,“ entgegnete Adrian Drost etwas verhalten. „Ich glaube, daß wir uns schon einmal gesehen haben, Mylord. Im Lesesaal eines Hotels in Berchtesgaden ...“

„Sie haben ein gutes Gedächtnis,“ sagte der Engländer trocken.

„Ja,“ meinte Adrian Drost. „Für gewisse Dinge wenigstens . . . Wollen wir ins Haus gehen?“

„Danke ... Ich bleibe gern im Freien ... Ich fürchte, ich habe Sie gestört ..."

„Meine Frau," sagte Adrian Drost mit einer Handbewegung, „wird unserer Unterredung mit großer Teilnahme folgen. Bitte, Mylord — nehmen Sie Platz ..."

Er rief nach Ramassan und gab ihm den Auftrag, für Erfrischungen zu sorgen. Die Diener brachten Früchte, Gebäck und Wein.

Der Fremde dankte und griff zu. Während er aß, was er nicht ohne Ernst und mit Ueberlegung tat, sprachen sie von gleichgültigen Dingen. Als er den Teller zurückschob und von Marie die Erlaubnis zum Rauchen erbeten hatte, beugte Adrian Drost sich vor und stemmte die Arme auf die Knie.

„Mylord," fragte er und sah dem Engländer ins Gesicht, „wollen wir nicht ehrlich spielen?"

Caversham zog die Brauen in die Höhe. Mit dem Stopfen seiner Pfeife beschäftigt, öffnete er leicht die Lippen und erwiderte den Blick des anderen äußerst gleichmütig.

„All right," sagte er. Er streckte Adrian Drost die Hand entgegen, schüttelte ihm die seine kräftig und brannte die Pfeife an.

„Was bezwecken Sie mit diesem Besuch?" fragte Adrian Drost einfach.

„Ich nehme an," meinte der Engländer, den Tabaksbeutel in die Hosentasche schiebend, „daß Sie mich erwartet haben."

„Allerdings. Ich wundere mich, daß es so spät erfolgt. Seit ich in diesem Lande bin, habe ich Sie eigentlich täglich erwartet. Ich konnte unmöglich annehmen, daß die englische Regierung nach dem Fehlschlag der Berliner Unternehmungen die Angelegenheit auf sich beruhen lassen würde. Dazu dürfte sie bereits zu viel Kapital in die Sache hineingesteckt haben."

„In der Berliner Unternehmung," meinte Caversham vollkommen gelassen, „sind wir ungeschickt gewesen. So etwas hätte selbstverständlich nicht vorkommen dürfen. Es ist unverzeihlich. Im allgemeinen haben sich die Frauen, mit denen wir arbeiten, sehr gut bewährt. Sie haben den natürlichen Instinkt zum Verbrechen und sind hemmungsloser als der Mann. Einige sind gut eine halbe Million Pfund wert. Manche sind überhaupt nicht zu bezahlen. Aber Miß Dodge war hysterisch; das hob viele ihrer sonst ganz brauchbaren Eigenschaften auf. Leider haben wir das zu spät erfahren. Doch ist der Schaden, den sie angerichtet hat, zum Glück nicht groß gewesen. Ich behaupte sogar, daß der Weg, den wir jetzt eingeschlagen haben, viel besser ist und rascher zum Ziele führen wird als das Manöver mit dem Vertrag des Sultans."

„Darf ich fragen, was für ein Ziel das ist, von dem Sie sprechen, Mylord —?" fragte Adrian Drost sanft.

„Ich glaube, ich brauche es Ihnen nicht zu nennen," entgegnete der Engländer. „Wir wollen dieses Land haben — that's all!"

„Damit sind allerdings Ihre Wünsche auf eine verblüffend einfache Formel gebracht ... Neugierig bin ich nur auf die Mittel, durch die Sie sich in seinen Besitz setzen wollen. Denn augenblicklich, Mylord, ist das Land mein."

Der Engländer nahm die Pfeife aus dem Mundwinkel.

„Well," sagte er. „Darum bin ich hergekommen, um mit Ihnen zu verhandeln. Sie besitzen einen ganz bedeutenden Teil des Gebiets als persönliches Eigentum, und zwar eine Strecke, die wir keinesfalls entbehren können. Nennen Sie uns also Ihren Preis."

„Das Land ist unverkäuflich, Mylord."

In dem Gesicht des Engländers rührte sich keine Muskel. Er sah sein Gegenüber ruhig an. Mehrere Sekunden vergingen.

„Hundert Millionen Pfund," sagte er eintönig.

„Das Land ist unverkäuflich, Mylord."

„Zweihundert Millionen Pfund ..."

„Das Land ist unverkäuflich, Mylord. Ich glaube deutlich zu sprechen."

„Es gibt nichts Unverkäufliches. Jedes Ding hat seinen Preis. Wer den Preis kennt oder errät, hat das Ding bestimmt innerhalb von vierundzwanzig Stunden. Das Land ist fünfhundert Millionen Pfund wert ..."

Adrian Drost zuckte die Achseln.

„Wir werden jeden Preis bezahlen, Herr Drost."

„Mylord," sagte Adrian Drost, „die Angelegenheit bedarf keines Wortes mehr. Ich habe das Letzte gesagt."

„Falls Ihnen daran liegen würde, das Land in Ihrer Hand zu behalten," fuhr der Engländer fort, ohne eine Miene zu verziehen, „so bedürfte es nur einer Bemerkung Ihrerseits, und Sie haben das Einverständnis der englischen Regierung."

„Ich wundere mich," meinte Adrian Drost, „daß Sie sich um ein Gebiet, dem Sie jetzt so ungeheuren Wert für England beimessen, nicht früher bemüht haben. Es wäre eine Kleinigkeit für Sie gewesen, mir zuvorzukommen."

„Warum hätten wir das tun sollen?" fragte Caversham, die Brauen wölbend. „Wir waren völlig überzeugt davon, daß Sie die Angelegenheit mit den Eingeborenen des Landes in der denkbar besten und solidesten Weise regeln würden. Wir ersparten uns dadurch sehr viel Mühe und haben das Ergebnis für uns."

„Das ist ein Irrtum, Mylord. Das Ergebnis gehört mir."

„Haben Sie die deutsche Regierung hinter sich?" fragte der Engländer. Für die Dauer einer Sekunde verloren seine blauen Augen alle Schläfrigkeit.

„Noch nicht. Aber ich werde sie gewinnen. Ihr Besuch, Mylord, wird nur zur Beschleunigung der Angelegenheit beitragen."

„Davon bin ich überzeugt. Fair play, Mister Drost. Wir haben von der deutschen Regierung ziemlich bindende Erklärungen, daß sie nicht daran denkt, koloniale Erwerbungen großen Stils zu machen. Es dürfte wenig Zweck für Sie haben, sich in Gegensatz zu Ihrer Regierung zu stellen. Sie müßten mit beinahe mathematischer Sicherheit den kürzeren ziehen."

„Ich werde mich nicht an die Regierung wenden. Ich wende mich an das ganze deutsche Volk. Es handelt sich um die Zukunft des Volkes. Das Volk soll entscheiden."

„Sie wollen die Sache vor den Reichstag bringen?"

„Ja."

„Tun Sie das," sagte der Engländer kalt. „Sie arbeiten für uns."

(Fortsetzung folgt.)



Oberleutnant Loerzer,
der erfolgreiche Führer eines Jagdgeschwaders, der bisher 42 Luftsiege errungen hat.



Neueste Aufnahme unseres gegenwärtig erfolgreichsten Fliegers: Oberleutnant Udet (60 Siege) mit seiner Braut Frl. Lolo Zink, der Tochter des Kommerzienrats Zink in München. Phot. Franz Grainer.



Frau Reimer,
bisher die einzige bei der kämpfenden Truppe angestellte Kraftwagenführerin, die zu Beginn des Krieges 7 Monate an den Operationen in Ostpreußen teilgenommen hat.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — al — an — ba — be — borch — burg — chi — chri — dank — do — e — e — eg — en — en — eng — frei — ga — gärt — hi — in — kel — land — laz — le — lo — mann — men — mont — mus — nau — ne — ne — ne — ni — ni — o — o — rah — rei — ro — rith — sal — ster — sti — strand — ta — ter — ti — ti — tor — un — va — ve — wirt — za — zel — zon sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Schiller ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Balkanstaat, 2. italienische Straßenjungen, 3. algebraisches Rechnungsmittel, 4. Goethesches Drama, 5. Begrüßung, 6. landwirtschaftl. Betrieb, 7. gasförmiges Element, 8. verwandtschaftl. Bezeichnung, 9. Insel im Stillen Ozean, 10. niederländischen Maler, 11. Beruf, 12. Stadt in Ostpreußen, 13. weibl. Vornamen, 14. Ibsensche Dramenfigur, 15. biblischen Ort, 16. berühmten Komiker, 17. mittel-hochdeutschen Dichter, 18. Fläche, 19. Begrenzung, 20. europäischen Strom, 21. Transportmittel.

Ausnahme.

Es gibt ein Wort, das oft man schreibt;
Streich weg das Wort! und übrig bleibt?
Null! sagt, wer stark in Algebra,
Falsch! noch das ganze Wort steht da.

Die Minderheit.

Um Gleichgesinnte anzudeuten,
Spricht man von etlichen Leuten.

Auflösungen aus Nr. 39.

Silbenrätsel: „Jeder Zoll, den die Menschheit weiter rückt, kostet Ströme Blutes." H. Heine, Reisebilder (Reise von München nach Genua). 1. Julfest, 2. Elle, 3. Dichter, 4. Eierbecher, 5. Rheingau, 6. Zange, 7. Opferstock, 8. Landrat, 9. Logik, 10. Domino, 11. Ehrenpreis, 12. Nordlicht, 13. Danae, 14. Intendant, 15. Eros, 16. Morast, 17. Eiger, 18. Nero, 19. Sense, 20. Chloroform, 21. Harfe, 22. Eigelb, 23. Inful, 24. Torgau, 25. Wisent, 26. Euterpe, 27. Iris.

Schlimme Folge: Feuerwerk, Feuerwehr.

Klage des Mädchens: Verlassen.

HUMOR

„Trinkt doch kein Bier," sagte der Musketier Professor Maltzahn zu seinen Kameraden im Unterstand. „Es ist wissenschaftlich festgestellt, daß man mit jedem Glas alkoholischer Flüssigkeit eine Woche von seinem Leben einbüßt."

Nach einer Weile ging Musketier Pflanzer zu Maltzahn. „Du, Professor, Du bist ein Esel," sagte er nachdenklich, „wenn das mit der Woche wahr wäre, müßte ich schon mindestens vor hundert Jahren gestorben sein!"

*

Verraten.

Der Besitzer eines großen Hotelbetriebes hat ein größeres Quantum Fleischbrühe bestellt, dessen Lieferung sich verzögert. Er telephoniert daher den Fabrikanten an und meint scherzweise:

„Reden Sie mir nur nicht von Schwierigkeiten bei der Materialbeschaffung; eine Wasserleitung haben Sie doch in Ihrer Fabrik?"

„Glauben Sie," gibt der Fabrikant beleidigt zurück, „daß man mir den Farbstoff zum Fenster hereinschmeißt?"



„Mensch, woher haste denn so krumme Beene, Dir hab'n se woll uff'n Kopp jehaun?"

„Nee, Du Dussel, von die ville Feichtigkeit in Flandern haben sich die Beene jeschmissen."

„Liebste, wenn ich weit fort bin, willst Du dann jeden Abend nach jenem Stern sehen und an mich denken?"

„Ja, Geliebter, ich wüßte nichts Besseres als den Stern, um an Dich erinnert zu werden. Er ist auch abends so spät aus und morgens so blaß."

*

„Hör' mal, Luise," sagte Herr Frantz zu seiner jungen Frau, „hier steht in der Zeitung, was der Krieg kostet! Kolossal! Denk' nur, wenn unsere Uhr hier Tick macht ... sind wieder 6000 Mark ausgegeben."

„Aber, Lieber," rief Frau Luise entsetzt aus, „geh doch und halte die Uhr an!"

*

Unteroffizier Müller saß ganz hinten in der Loge, vor ihm lauter Damen mit Hüten, so daß er trotz Halsverrenkungen nichts sehen konnte. Auf einmal hatte er eine Idee: „Würde die junge, hübsche Dame so liebenswürdig sein, ihren Hut abzunehmen?" rief er. Und im selben Augenblick nahmen alle Damen den Hut vom Kopf!

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

13. Oktober
1 9 1 8
Nr. 41
27. Jahrgang

Berliner

Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller



Rückkehr aus der Gefangenschaft: Deutsche Soldaten, die aus Sibirien heimgekehrt sind.

NEUE MÄNNER DER REGIERUNG



Der erste Sozialdemokrat als Staatssekretär: Philipp Scheidemann, Staatssekretär ohne Portefeuille. Phot. Deutsche Jll. Ges.



Dr. Groeber (Zentr.), Staatssekretär ohne Portefeuille. Phot. Berl. Jll. Ges.



Gustav Bauer (Soz.), Staatssekretär des neuen Reichs-Arbeitsamts (bisher zweiter Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften).



Otto Fischbeck (fortschr. Vp.), der neue preußische Handelsminister. Phot. Matzdorff.

Neue Männer der Regierung.

Staatssekretär Groeber.

Dr. Adolf Groeber, Staatssekretär ohne Portefeuille, blickt auf eine mehr als dreißigjährige Parlamentstätigkeit zurück und ist eines der einflußreichsten Mitglieder der Zentrumspartei. Im Februar 1854 in Riedlingen (Württemberg) geboren, wandte er sich der juristischen Laufbahn zu. Er war bisher Landgerichtsdirektor in Stuttgart.

Staatssekretär Scheidemann.

Philipp Scheidemann, der neue Staatssekretär ohne Portefeuille, hat im Zeitraum von 44 Jahren die Laufbahn vom Setzerlehrling zu seiner jetzigen hohen Stellung zurückgelegt. In Kassel 1865 geboren, erlernte er in dieser seiner Vaterstadt die Kunst Gutenbergs, wurde dort Mitglied der sozialdemokratischen Partei, übernahm dann die Leitung verschiedener sozialistischer Provinzblätter und erhielt 1903 zum ersten Male ein Reichstagsmandat. Seitdem gehört er ununterbrochen dem Reichstage an, in dem er eine hervorragende Rolle spielte.

Staatssekretär Bauer.

Gustav Bauer, Staatssekretär des neu zu errichtenden Reichsarbeitsamtes, geb. 6. Januar 1870 in dem ostpreußischen Städtchen Darkehmen, war Schreiber und Kanzleivorsteher bei einem Königsberger Rechtsanwalt, übersiedelte 1903 als Sekretär des Zentralarbeitersyndikats nach Berlin und war seit 1908 bis jetzt zweiter Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands. Im Reichstag vertritt er seit 1912 den Wahlkreis Breslau-Ost.

Staatssekretär Fischbeck.

Handelsminister Dr. Otto Fischbeck war zuletzt — seit März 1918 — Verbandsdirektor des Zweckverbandes Groß-Berlin. Am 28. Aug. 1866 in Griebershagen im Kreise Dramburg geboren, trat er 1900 als Stadtrat in den Dienst der Stadt Berlin und widmete sich namentlich der großzügigen sozialen Fürsorge, wie Arbeitsnachweis, Bekämpfung der Wohnungsnot, Entwicklung der Markthallen usw. Er ist führendes Mitglied der Freisinnigen Volkspartei und gehört dem Reichstag seit 1905 an.



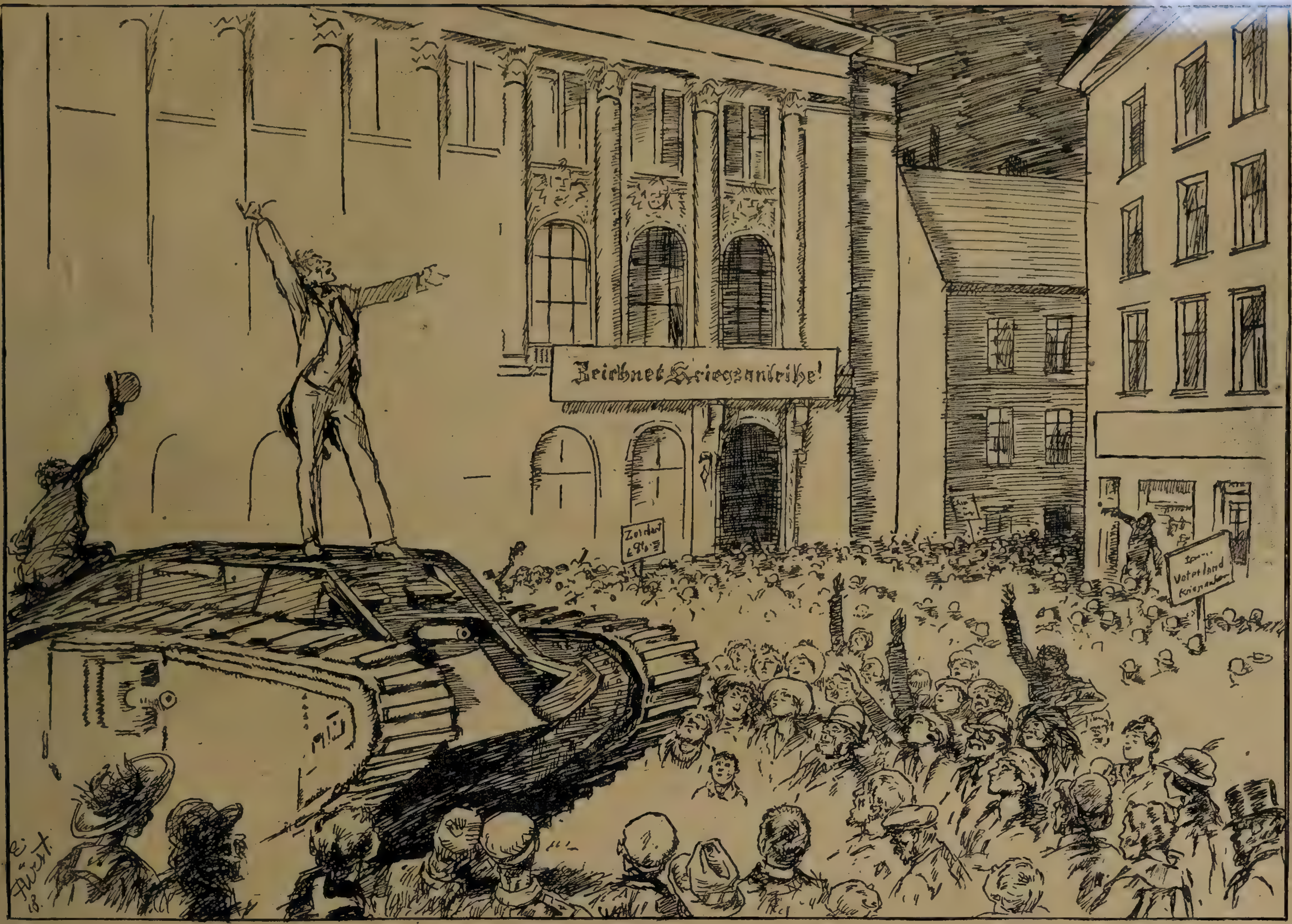
Dr. Solf, der neue Staatssekretär des Auswärtigen. Phot. Dührkoop.



Der neue Reichskanzler, Prinz Max von Baden, der badische Thronfolger. Phot. Gebr. Hirsch.



Mathias Erzberger, Staatssekretär ohne Portefeuille. Phot. Becker & Maaß.



Vor der Reichsbank.
„Diesmal darf keiner fehlen! Zeichnet alle die 9. Kriegsanleihe!"

Zeichnung von E. Fürst.



Verleihung von Eisernen Kreuzen an Mannschaften des 3. Garde-Regiments durch Generalfeldmarschall v. Hindenburg.



Der Kaiser bei einem Besuch in Kiel im Gespräch mit Werftarbeitern.
Phot. Bild- und Film-Amt.

Bei den englischen Zivilinternierten im Lager Ruhleben bei Berlin



Bei den englischen Zivilinternierten im Lager Ruhleben bei Berlin: Blick in eine Straße des Lagers. Phot. A. Grohs.



An einem sonnigen Tag.

Das Interniertenlager in Ruhleben bei Berlin, in dem die englischen Zivilisten wehrfähigen Alters, die bei Kriegsbeginn in Deutschland lebten, seit nunmehr vier Jahren untergebracht sind, war ursprünglich eine Trabrennbahn. Die erst 1908 angelegte Rennbahn verfügt über große Räumlichkeiten. Alle sind massiv gebaut und heizbar. Vorerst wurden nur die Stallungen zur Internierung benutzt, später sind aber auch die Räume unterhalb der Tribünen dazu hergerichtet worden. Der Weg durch die Räumlichkeiten des Lagers führt zuerst durch die Verwaltungszimmer, in denen die zivilgefangenen Engländer allerlei kaufmännische und organisatorische Arbeiten verrichten. Es gibt dort ein Bankbüro, in dem die Gelder der Internierten aufbewahrt und nach Bedarf ausgezahlt werden. Von den über Holland durch Postanweisungen einlaufenden Beträgen erhält der Empfänger sofort 20 M., weiterhin wöchentlich 10 M. Braucht er größere Summen für Kleidung oder Wäsche, so hat er ein entsprechendes Gesuch an den Obmann seiner Baracke zu richten, der ebenfalls Engländer ist. Jeder Internierte darf wöchentlich zwei Postkarten schreiben, die kostenfrei geliefert werden. An den Tribünen vorbei führt der Weg zur Küche. Die Verpflegung in Ruhleben entspricht der in den Kriegsgefangenenlagern. Wenn man bedenkt, daß kaum mehr als die Hälfte der Internierten das ihnen gelieferte Essen annehmen, daß aber das nicht angenommene an die sich mit bescheidener Kost zufrieden gebenden verteilt, also nicht etwa anderweitig verwendet wird, so muß es jedem einleuchten, daß die falschen Angaben gewisser aus dem Lager entlassenen Austauschgefangenen, die allein an den verleumderischen Gerüchten über die schlechte Lage der Internierten Schuld zu tragen scheinen, hinfällig sind. Die folgenden, hier angeführten Fälle mögen Zeugnis geben, daß alle die Klagen über die schlechte Behandlung der internierten Engländer in Deutschland, die von Zeit zu Zeit in den englischen Zeitungen verbreitet werden, jeder Tatsache entbehren: Ein Kaufmann Wittkowski hat die Kommandantur in einer Eingabe gebeten, seine beiden Knaben im Alter von 13 und 15 Jahren in das Lager aufzunehmen, da sie dort eine gute Verpflegung fänden, und vor allen Dingen „einen ganz vorzüglichen Schulunterricht genießen würden". Ein Bankbeamter, der zu den glücklichen Austauschgefangenen gehörte, ließ, in London angekommen, über Vlissingen an den Lagerkommandanten von Ruhleben, Grafen von Schwerin, folgendes Telegramm drahten: „Nach London zurückgekehrt, als früherer Kriegsgefangener in Deutschland, erlaube ich mir, die ehrerbietigsten Grüße an Sie und Ihren Sohn den Grafen zu übermitteln. Ebenfalls an (folgen eine Reihe von Namen) und die übrigen Herren Offi-



Ein englischer Teppichweber im Lager Ruhleben, der aus alten, im Lager gesammelten Strümpfen usw. Teppiche webt, die auf einer Ausstellung in London gezeigt werden sollen.



Bei den internierten englischen Zivilisten im Lager Ruhleben: Der Stiefelputzer und einige seiner Kunden.

ziere in Ruhleben, deren anerkannte persönliche große Freundlichkeit mir gegenüber während meiner Gefangenschaft im Lager Ruhleben mein Herz tief gerührt hat. Sie alle waren sehr freundlich und mitfühlend zu mir, und ich versichere Ihnen allen, daß ich Ihre Aufmerksamkeit aufrichtig geschätzt habe. Meine besten Wünsche an alle britischen Kriegsgefangenen in Ruhleben, gegen welche Sie in der gleichen Weise rücksichtsvoll und aufmerksam waren unter den schwierigsten Verhältnissen.

A . . . . . .

London, County Westminster Bank, NW."

Den Insassen von Ruhleben wird nach Möglichkeit Bewegungsfreiheit gelassen. Sie dürfen jetzt auch täglich einige Stunden außerhalb des Lagers spazieren gehen. Natürlich unter Bewachung. Die Internierten haben sich ihre Polizei und Zivilverwaltung selbst gebildet. Nur die Wache am Eingang und außerhalb des Lagers besteht aus Militär; alles übrige, ja sogar die Zensur, wird durch die Internierten — selbstverständlich unter strenger Aufsicht des Stabes des Kommandanten — besorgt. Die Internierten haben in Ruhleben einen Gesangverein, Theatervorstellungen, Konzerte und Sportveranstaltungen, und es wäre nur zu wünschen, daß es unsere in den feindlichen Ländern internierten Landsleute überall ebenso gut hätten.



Eine Neueinführung:
Internierte aus Ruhleben auf einem der zweistündigen Spaziergänge, die sie jetzt außerhalb des Lagers machen dürfen.



Der große Sport- und Tennisplatz, den sich die Internierten im Lager Ruhleben angelegt haben.
Aufnahmen von A. Grohs.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

29. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Lord Caversham langte nach der Flasche und schenkte sich ein. Nachdem er das Glas geleert, stopfte er sich zum zweitenmal die Pfeife und brannte sie an. Niemand redete. Die Frau saß still mit einem weißen Gesicht und hatte die Hände im Schoß gefaltet.

„Wollen Sie mir erklären, wie Sie das meinen?“ fragte Adrian Drost etwas verhalten.

„Wenn Sie Ihr eigenes Volk kennten, würden Sie keine Erklärung brauchen,“ erwiderte Lord Caversham. „Seine wirtschaftliche Tüchtigkeit zwingt uns, ihm die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Die wissenschaftliche Entwicklung der Welt ist in seinen Händen ausgezeichnet aufgehoben. Ich verstehe nichts von Kunst. Man sagt mir, daß die deutsche Kunst in ihrem Durchschnitt so viel leiste wie die übrigen Völker im Höchstmaß ihrer Leistungen. Ich habe keinerlei Ursache, das zu bezweifeln. Aber alle diese Plus werden durch die politische Unfähigkeit des deutschen Volkes zum Vorteil für die anderen Völker paralysiert. Wenn die übrigen Nationen die Befugnis hätten, unter den Männern des Deutschen Reiches diejenigen herauszusuchen, die ihnen am geeignetsten erschienen, um Deutschland in der Welt unmöglich zu machen, so müßten sie diejenigen wählen, die das Deutsche Reich selbst berufen würde, um seine diplomatischen Interessen in der Welt zu vertreten. Es wäre auch verwunderlich, wenn es anders wäre. Denn so viel ich weiß, werden diese Männer nicht auf ihre politischen Einfälle geprüft, sondern auf die Kenntnisse, die sie brauchen würden, wenn sie ein Rechtsanwaltsbureau eröffnen wollten. Ich habe niemals begriffen, warum. Niemand in England begreift es. Well, wir haben keinen Grund, uns darüber zu beklagen.“

„Das glaub' ich,“ murmelte Adrian Drost.

„Bitte?“

„Nichts ...“

„Sie sind verstimmt. Ich kann es Ihnen nachfühlen. Sie sind ein guter Freund Ihres Vaterlandes. Lassen Sie sich von einem Ausländer sagen, Herr Drost, daß sich das in Deutschland nicht lohnt. Es ist nicht ratsam und nicht schicklich, Patriot zu sein. Und die wenigen, die es aus Ueberlieferung sind, bringen ihre Sache in Mißkredit durch ihre eigene senile Beschränktheit. Deutschland hat die fähigsten Köpfe der Welt. Aber es erschrickt vor ihrem Temperament und hängt ihnen den Maulkorb um, ehe sie zu deutsch werden können. Die bis zum Schwachsinn gesteigerte Furcht vor der Energie ist größer als die Furcht vor der Verkümmerung. Ich hege die Ueberzeugung, daß Sie für Ihr Vaterland ein Mann von höchster Bedeutung werden könnten. Aber ehe man Ihnen das erlaubte, würde man Sie nach dem Impfschein fragen, nach Ihren Kenntnissen der Kirchenväter und Ihrer Stellungnahme zum Zellensystem. Man wird es in Deutschland niemals begreifen lernen, daß der Vogel zum Fliegen keiner Flossen bedarf. Das Himmelreich der Pedanten liegt zwischen der Weichsel und dem Rhein. Es gehört sehr viel Mut dazu, Herr Drost, eine Sache wie die Ihrige vor das Forum eines solchen Volkes zu bringen!“

„Ich bin Zeit meines Lebens,“ sagte Adrian Drost, „im Besitz von so viel Mut gewesen, wie ich brauchte, und hoffe, er wird mich auch jetzt nicht im Stich lassen. Sie haben die Schwächen meines Volkes mit dem Scharfblick derer erkannt, die seine Stärke fürchten. Denn wenn es nicht Eigenschaften von unerhörter Kraft und Größe hätte, die es dem englischen Imperium gefährlich machen würden, wenn es den Trieb dazu verspürte, so würde man in England schwerlich so großen Wert darauf legen, die Regungen des deutschen Volkes mit solcher Aufmerksamkeit zu überwachen. Es wird Ihnen darum wohl nicht entgangen sein, daß der koloniale Gedanke und die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines außereuropäischen Deutschen Reiches sich mehr und mehr im Hirn meines Volkes durchsetzen und früher oder später seine Stellungnahme vor der ganzen Welt erfordern werden. Auf diese Erscheinung, die ich selbst zum Teil hervorgerufen, zum Teil mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln gestärkt habe, baue ich meinen Plan und mein Vertrauen in sein Gelingen. Sie haben mich den schwierigsten Teil meines Werkes ohne Störung von Ihrer Seite durchführen lassen — weil Sie hofften, nach dem alten britischen Grundsatz handeln zu können: zu ernten, was Sie nicht gesät haben. Das Vertrauen, das Sie in meine Tüchtigkeit setzen, hat Sie veranlaßt, meine übrigen Eigenschaften allzu sehr außer acht zu lassen. Sie vergaßen, daß ich als Deutscher für Deutschland arbeitete. Und das war das Wesentliche meiner Arbeit. Von morgen an haben Sie es nicht mehr mit mir, dem einzelnen Manne, sondern mit dem Volke zu tun, hinter dem ich zurücktrete. Jede weitere Unterhandlung mit mir ist infolgedessen gegenstandslos.“

Der Engländer machte eine seiner unendlichen Bewegungen.

„Well,“ meinte er gleichmütig. „Im Grunde genommen vereinfacht das die Sache. Wir fürchteten, es mit Ihnen allein zu tun zu haben, und die englische Regierung hätte, um Sie für sich zu gewinnen, keinen Augenblick gezögert, Ihnen die Stelle des Kolonialministers anzubieten. Wir pflegen Leute von Ihrem Schlag nach Ihrem Talent zu beschäftigen und haben damit bisher die denkbar günstigsten Erfahrungen gemacht. Da es mir nach allem, was ich von Ihnen gehört habe, aussichtslos erscheint, Sie für uns zu gewinnen, bleibt uns nichts anderes übrig, als Ihnen den Krieg zu erklären.“

„Ich hoffe, daß es Ihnen nicht gelingen wird, aus diesem Kampfe als Sieger hervorzugehen.“

Der Engländer sah ihn erstaunt an.

„Es steht außer allem Zweifel, daß wir das tun werden,“ sagte er.

Adrian Drost schob die linke Augenbraue in die Höhe.

„Mylord,“ meinte er nicht ohne Bitterkeit, „wir sprechen ehrlich miteinander und verzichten auf Redensarten. Ich bin fest davon überzeugt, daß Sie zur Erreichung Ihres Zwecks zu jedem Mittel greifen würden, auch zum infamsten. Ich werde mich zu wehren wissen.“

Der Engländer schüttelte den Kopf.

„Sie irren sich. Das würden wir selbstverständlich tun. Aber wir haben es nicht nötig. Wir brauchen nichts anderes zu tun, als Sie dem Urteil Ihrer eigenen Landsleute auszuliefern. Damit sind Sie erledigt und Ihre Bedeutung für die koloniale Zukunft Deutschlands ausgelöscht.“

Adrian Drost sah seinem Gegenüber einige Augenblicke stillschweigend ins Gesicht.

„Das verstehe ich nicht,“ meinte er.

Lord Caversham klopfte seine Pfeife aus und stopfte sie zum dritten Male.

„Das Verständnis wird Ihnen zeitig genug kommen. Wir sind unserer Sache so sicher, daß ich Ihnen den Verlauf der ganzen Angelegenheit vorhersagen kann, ohne Ihnen dadurch die Möglichkeit zu geben, die Geschehnisse nach Ihren Wünschen zu beeinflussen.“

Marie machte eine Bewegung. Der Engländer sah sie an. Adrian Drost legte seine Hand auf ihre geängstigten Hände.

„Warum fürchtest Du Dich, wenn ich bei Dir bin?“ fragte er halblaut.

Caversham schenkte sich ein.

„Es wäre besser für Sie gewesen, Herr Drost, wenn Sie es vermieden hätten, allzu aufrichtig zu sein. Ich weiß, daß man in Deutschland Aufrichtigkeit als eine Tugend feiert. Sie ist aber meistens nichts als Prahlerei. Wir Engländer sind vielleicht das lasterhafteste Volk Europas. Aber wir haben die Heuchelei zur Vollkommenheit ausgebildet und stehen unter der Schutzmarke unserer Quäker, unserer geheiligten Feiertage und der Salvation Army. Wir werden nie versäumen, eine vorteilhafte Schurkerei in den Geruch der Heiligkeit zu bringen, und beherrschen die Geste der moralischen Entrüstung bis zur Vollkommenheit. Sie, Herr Drost, liebten Ihre Pläne. Aber während Sie von der Natur berufen schienen, der Messias Ihres Volkes zu sein, wurden Sie Ihr eigener Judas, und das Volk, für das Sie arbeiteten, macht Ihnen den Prozeß wegen Unmoral. Sie erobern ein Land von anderthalb Millionen Quadratkilometern und scheitern an der Rachsucht einer gereizten Frau.“

„Ich hoffe, daß Sie sich irren werden, Mylord,“ sagte Adrian Drost kalt. Seine Stirn hatte sich gerötet, und er betrachtete den Engländer mit den Augen des Hasses.

„Wir sind beauftragt, uns möglichst selten zu irren,“ antwortete der Engländer.

Marie erhob sich. Sie stand auf unsicheren Füßen.

„Ich möchte fort . . .,“ flüsterte sie.

Ihre Augen sahen ins Leere.

Adrian Drost sprang auf.

„Was willst Du —?“ fragte er.

Er nahm die Frau in seine Arme.

„Ich möchte fort ...,“ wiederholte sie.

„Ich bringe Dich ins Haus ...“

Sie schüttelte den Kopf. Sie sah ihn mit verzweifelten Augen an.

„Ich muß fort von Dir,“ murmelte sie. Sie sah ihn unentwegt an und rang die Hände. „Ich muß fort von Dir ...“

Lord Caversham hatte sich erhoben.

„Bleiben Sie bei ihm, gnädige Frau,“ sagte er mit seiner schläfrigen Stimme. „Er wird Sie brauchen können. Und es hätte keinen Zweck, daß Sie gingen. Vergangenes Unglück wird uns niemals angerechnet. Vergangenes Glück immer.“

Sie hörte ihn nicht. Sie flüsterte mit ihrer kummervollen Stimme: „Mein Geliebter ... mein Geliebter ...“ Ihre Hände hoben sich zu der Brust des Mannes.

„Ich glaube,“ sagte Adrian Drost, die Augen auf Caversham richtend, „daß wir uns nichts mehr zu sagen haben, Mylord.“

„Wir haben uns noch sehr viel zu sagen, Herr Drost. Ich hoffe noch immer, daß es mir gelingen wird, Sie von der Aussichtslosigkeit Ihres Vorhabens zu überzeugen. Sie sind also entschlossen, die Angelegenheit dieses Landes vor den Deutschen Reichstag zu bringen?“

„Jawohl.“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich von meiner Regierung beauftragt worden bin, dieses Land in seiner ganzen Ausdehnung unter englische Oberhoheit zu bringen.“

„Wenn Sie mir die Ehre geben wollen, bis zum Eintreffen meines Schwagers mein Gast zu sein, werden Sie dem Augenblick beiwohnen, in dem ich feierlich die deutsche Flagge über dieser Erde hisse und sie in ihrer ganzen Ausdehnung, bis an die englischen, französischen und belgischen Grenzen, als deutsches Eigentum und Schutzgebiet erkläre.“

„Ich danke Ihnen für diese liebenswürdige Einladung, Herr Drost. Da wir verabredet haben, daß zwischen uns fair play herrschen soll, erkläre ich Ihnen meinerseits, daß in demselben Augenblick, in dem Sie die Besitzergreifung dieses Landes nach Deutschland telegraphieren werden, ich eine Depesche an sämtliche führenden Zeitungen der zivilisierten Welt abschicken werde, in der ich von der durch Sie erfolgten widerrechtlichen Aburteilung und Erschießung des schwarzen Häuptlings berichten werde. Ich hege die Ansicht, daß meine Depesche die Wirkung der Ihren in das Gegenteil von dem, was Sie beabsichtigen und wünschen, verwandeln wird. Guten Morgen.“

Adrian Drost dankte nicht für den Gruß.

Er nahm die Hände seiner jungen Liebe, die auf seinem Herzen gefaltet lagen.

„Was willst Du tun?“ fragte Marie.

„Nimm Deine Fahne heraus, meine Geliebte. Ich rufe Deinen Bruder zu uns. Er soll dabei sein, wenn ich sie hisse ...“

Am Abend des gleichen Tages depeschierte Adrian Drost nach Berlin:

„Habe das von mir erworbene zentralafrikanische Gebiet unter deutsche Oberhoheit gestellt und zum Zeichen der Besitzergreifung die deutsche Flagge gehißt."

Die Depesche ging an den Reichskanzler, den Staatssekretär des Reichskolonialamts, an den Präsidenten des Reichstages und die Fraktionsführer.

Am andern Morgen reiste Alfred Heimdal im Auftrag von Adrian Drost nach Europa ab.

XIV.

Adrian Drost hatte zu seinem Freunde gesagt: „Du wirst meine Sache führen. Du wirst unsere Sache führen. Du wirst tun, was in Deinen Kräften steht, um das nicht untergehen zu lassen, was nicht mehr mein ist — was unserem Volke gehört und ihm notwendig ist wie das Brot und die Luft."

Jedes „Ja!", das Alfred Heimdal zur Antwort gegeben hatte, war wie ein Schwur gewesen. Sie hatten sich an den Händen gehalten und sich angeschaut.

„Du wirst mir den Wortlaut der Verhandlungen im Reichstag depeschieren, Alfred, und wenn es eine Million kostet. Ich will wissen, woran ich bin. Ich will endlich klar sehen. Halte Dich nirgends auf. Beschleunige Deine Reise um jeden Preis bis aufs äußerste. Sprich mit dem Staatssekretär des Reichskolonialamts und mit den Vorsitzenden der Deutschzentralafrikanischen Gesellschaft. Lege ihnen die Sachlage dar. Ich weiß, sie stehen auf unserer Seite Es geht um alles, Alfred — und ich vertraue Dir alles an. Ich weiß, Du wirst handeln, als hinge an jedem Deiner Schritte ein Leben."

„Ja."

„Dann leb' wohl, Alfred. Und auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Adrian ..."

Die Freunde hatten sich die Hand geschüttelt. Die Geschwister hatten sich geküßt. Alfred Heimdal war fortgefahren, und Adrian Drost und Marie waren zurückgeblieben und warteten, daß er Nachricht geben würde.

Diese Tage und Wochen des Wartens nahmen kein Ende.

Unser neuer Roman

„Der weisse Adler"

von

Richard Skowronnek

beginnt in einem der nächsten Hefte.

In diesen Tagen und Wochen lebten Adrian Drost und die Frau, die er liebte, als müßten sie sterben, wie eines die Hand des anderen losließe. Der Mann arbeitete mit dem Willen und der Kraft eines Riesen, und die Frau stand hinter seinem Stuhle, wenn er schrieb. Sie beugte sich über den Tisch an dem er seine Pläne aufriß; ihre Augen folgten den Zahlen, die er berechnete. Wenn er ausging, ging sie neben ihm. Sie scheute die Sonne nicht und nicht den Regen. Sie ermüdete niemals und wenn er sie ansah, lächelte sie. Ueber der Sanftheit ihrer Augen leuchtete die Entschlossenheit ihrer Stirn. Sie glich den Menschen, die darauf warten, zum Tode gerufen zu werden, und die mutig sterben wollen. Und wenn der Mann spät in den Nächten, den Kopf an ihrer Schulter, eingeschlafen war, lag sie, ohne sich zu rühren, starrte in die Dunkelheit und kämpfte einen lautlosen und fürchterlichen Kampf mit dem erstickenden Angstgefühl, das ihr vom Herzen nach der Kehle quoll wie eine tiefe, dunkle Flut.

Acht Wochen nach der Abreise Alfred Heimdals kam eine Depesche von ihm: „Reichstagsverhandlung auf Zehnten festgesetzt."

„Also morgen," sagte Adrian Drost.

Er sagte: „Meine Geliebte, glaube nicht, daß ich mich vor morgen fürchte. Das Sinnlose kann nicht geschehen ..."

Marie gab keine Antwort. Adrian Drost fuhr fort: „Ich möchte ins Freie ... Ich möchte in das Land hineingehen ..."

„Willst Du allein sein?" fragte die Frau.

Er wandte den Kopf nach ihr.

„Warum fragst Du das?" Und er streckte seine Hände aus. „Komm', Du ..."

Sie ging mit ihm, und sie sprachen wenig auf ihrem Wege, und die Augen des Mannes, die über das sonnige Land hinwanderten, waren voller Liebe zu diesem Lande.

Als sie heimgekommen waren, weinte Marie.

„Sei nicht böse," sagte sie. „Das Herz tut mir weh."

Adrian Drost nahm sie in seine Arme. Und sie standen lange so umschlungen, und der Kopf des Mannes ruhte auf der erhobenen Stirn der Frau. Er hatte die Augen geschlossen.

Abermals vier Tage später kam eine zweite Depesche von Alfred Heimdal.

Sie lautete: „Reichstag lehnt Uebernahme des von Dir erworbenen Gebietes mit 210 gegen 24 Stimmen ab. Bericht folgt."

Mit dieser Depesche in der Hand saß Adrian Drost sehr lange Zeit still und hörte nicht, daß seine junge Liebe zu ihm sprach, und fühlte ihre Hände nicht, die ihn streichelten. Er las die Depesche hundertmal, und er schien sie nicht zu begreifen.

Einige Stunden später trafen die Verhandlungsberichte ein.

„Bitte, lies sie mir vor," sagte Adrian Drost. Es war seit Stunden das erste Wort, das er sprach.

„Mein Geliebter," bat die Frau, ihm die Hände entgegenstreckend, „ich bitte Dich, erspare es Dir und mir ... Sieh, ich kann es nicht ..."

Er sah sie an. Er schien sie nicht verstanden zu haben. Aber er begriff ihre Weigerung.

(Fortsetzung folgt.)



Boris,
der neue König von Bulgarien.



Die junge Gattin des Kronprinzen Carol von Rumänien, mit der er sich in Odessa heimlich trauen ließ.



Malinow,
der bulgarische Ministerpräsident, der das Gesuch um Waffenstillstand an den Führer der Ententetruppen richtete. Phot. Dührkoop.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: ar — be — chen — da — de — di — ed — ei — ein — er — erb — gal — gen — ger — li — li — li — mund — ne — ne — neh — nep — nulf — nung — po — ra — rat — re — ro — rung — se — se — seg — sei — stab — tas — tau — te — tun — ur — us — us — veil — vi — vid — ze sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Gutzkow ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Gefäß, 2. Halbinsel, 3. Gespinstfaser, 4. Naturerscheinung, 5. architektonisches Ornament, 6. Nummer im Roulette, 7. kirchliche Handlung, 8. Vogel, 9. Blume, 10. männl. Vornamen, 11. Nagetier, 12. Geschichtsschreiber, 13. bayr. Prinzen, 14. Menschenrasse, 15. Ort einer Niederlage der Entente, 16. Tischgerät, 17. israel. König, 18. Hülsenfrucht, 19. Planet, 20. mathematische Bezeichnung.

Unermüdlich.

Von welchem Wagen hochelegant
Werden die Pferde nie abgespannt?

Seltsame Wirkung.

Der Dunkelmann ist ganz Ohr,
Seit er den Kopf verlor.

Zu spät erfunden.

Dem 1, 2 ist ein Sang von dem erklungen,
Dem auch das Lied von 3, 4 schön gelungen.
Hätte 1, 2 das Ganze klug benützt,
Am Leben blieb er — aber unbesungen.

Lösungen aus Nummer 40.

Silben-Rätsel:
Alles Göttliche auf Erden ist ein Lichtgedanke nur. (Schiller, Die Gunst des Augenblicks.) 1. Albanien, 2. Lazzaroni, 3. Logarithmus, 4. Egmont, 5. Salve, 6. Gärtnerei, 7. Ozon, 8. Enkel, 9. Tahiti, 10. Terborch, 11. Landwirt, 12. Insterburg, 13. Christiane, 14. Engstrand, 15. Antiochia, 16. Unzelmann, 17. Freidank, 18. Ebene, 19. Rahmen, 20. Donau, 21. Elevator.

Ausnahme: Silbe.

Die Minderheit: Einige.

HUMOR

Grenzen der Kunst.

Kürzlich im Kino, als es nach einem Aktschluß wieder hell wurde, erblickte ich eine mir bekannte, sehr beliebte Filmdarstellerin neben mir.

„Was interessiert Sie denn an diesem Film, in dem Sie doch die Hauptrolle spielen, gnädige Frau?" fragte ich. „Wollen Sie jetzt Ihre eigene Leistung nachträglich studieren?"

„Das nicht," erklärte mir die Künstlerin. „Aber ich bin doch in diesem Drama eine neugierige Kammerzofe, die immer durch die Schlüssellöcher guckt. Und jetzt bin ich furchtbar neugierig, was ich denn eigentlich dabei zu sehen kriegte."

*

Erlauschtes.

Zwei junge Mädchen liebäugeln mit zwei Soldaten; schließlich wagt die eine die Frage, ob die Soldaten nicht ein bißchen mit spazierengehen wollen. Der eine der Soldaten verneint. „Warum hast Du denn nein gesagt, die Mädels waren doch ganz niedlich?" fragt der andere und erhält die Antwort:

„Ja, haste nicht die kleinen Stullenpakete gesehen?"



Im Museum.
„Siehste, das ist der berühmte Diskuswerfer."
„Ach, ich dachte, dem hat das Essen nicht geschmeckt, und nu schmeißt er den Teller weg."

„Warum kommst Du denn so spät nach Haus, Erich?"

„Denk' nur, Mutti, es war ein Pferd hingefallen, und die Leute sagten, es sollte ein Tierarzt geholt werden. Da habe ich eine halbe Stunde gewartet, und dann kam gar kein Tierarzt, sondern ein ganz gewöhnlicher Herr!"

*

„Wie ist Ihr Vorname?" fragte der Richter.

„Anna, Amalie, Wilhelmine, Emma," antwortete die junge Frau.

„Und wie werden Sie gerufen?"

„Schnuckelchen!"

*

Gute Gelegenheit.

Ein Soldat rasiert seinen Kameraden. Nachdem er schon längere Zeit das Gesicht des Kameraden geschunden, sagt er zur Entschuldigung:

„Weißt Du, Deine Haut ist aber auch wie Leder!"

„Sei froh," entgegnet der andere, „da hast Du wenigstens einmal Gelegenheit, Dein stumpfes Messer daran abzuziehen!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

20. Oktober
1 9 1 8
Nr. 42
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis
einschließlich
Teuerungszuschlag
15 Pfg.
oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



An der russisch-deutschen Austausch-Grenze.
Flüchtlinge aus Moskau in dem Barackenlager in Orscha.



Die merkwürdigen Häuschen in dem Lager in Orscha an der russisch-deutschen Austausch-Grenze, in dem die Rückwanderer während der Beobachtungszeit wohnen. Die Häuschen sind wegen der großen Kälte in die Erde hineingebaut, so daß nur das Dach mit dem weißen Giebel auf dem Boden steht. Phot. Boedecker.

Das seltsame Lager von Orscha.

Ueber das merkwürdige Beobachtungs-Lager für die Rückwanderer an der deutsch-russischen Austausch-Grenze berichtet der Korrespondent der „Vossischen Zeitung", Ferdinand Jahn: „Die Stadt Orscha, die seit dem Brester Frieden eine so unverdiente Berühmtheit erlangt hat, besteht zurzeit aus drei völlig voneinander getrennten Orten. Die deutsche Endstation bildet der Güterbahnhof, während der eigentliche Personenbahnhof in den Händen der Russen geblieben ist. Die alte Stadt ist, wie das so häufig in Rußland der Fall ist, weiter von der Bahn gelegen. So hat sich um die Station allmählich eine neue Stadt entwickelt. Dasselbe hat sich nun in unvergleichlich raschem Tempo am Güterbahnhof der deutschen Station vollzogen. Hier ist die seltsamste Stadt von selbst entstanden, das Quarantänelager für die Rückwanderer aus Rußland. Die Häuschen sind in die Erde hineingebaut, so daß nur das Dach mit dem weißen Giebel auf dem Boden steht. Diese Bauart ist durch die große Winterkälte geboten. Des Tages macht sie aber, zumal bei Sonnenschein, einen durchaus anheimelnden Eindruck. Auch die Gesichter der Insassen, die man sieht, sind ganz vergnügt. Das Lager ist stets voll besetzt, ja es reicht zeitweilig nicht hin, all die Heimströmenden zu beherbergen. So erzählte man mir, daß vor einigen Monaten Tausende von Rückwanderern im nahen Walde kampieren mußten. Die Stadt Orscha ist von Spekulanten, dunklen Existenzen und Flüchtlingen überfüllt, von denen viele die gestrenge Grenzbehörde zu umgehen trachten. Namentlich frühere Offiziere, denen es ja besonders schlecht geht, und für die alles Bemühen um einen Auslandspaß durchweg ein vergebliches Beginnen ist. So machte ich die flüchtige Bekanntschaft — wenn man so sagen darf —, eines weiß-



Vizeadmiral Ritter v. Mann, der neue Staatssekretär des Reichs-Marineamts. Phot. Berl. Jll. Ges.



Dr. Trimborn (Zentr.), der neue Staatssekretär des Innern. Phot. Tonger.



General Scheüch, der neue Kriegsminister. Phot. Penz.



Die neue Königin von Finnland, die Gattin des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, eine Schwester des Kaisers. Hofphot. Voigt.



Der neue König von Finnland, Prinz Friedr. Karl v. Hessen, den der finnische Landtag auf den Thron berief. Hofphot. Voigt.



Im U-Boot-Hafen: Ein Wink von unserer Marine

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

haarigen Obersten des alten Regimes, der in Smolenſk in einem Regiment — natürlich unter Aufſicht — Dienſt getan hatte, aber von dort geflohen und in Orſcha ergriffen war. Er wurde von einem Doppelpoſten, der ihn nicht aus den Augen ließ, zu meiner Wirtin zum Mittageſſen geführt, das er mit uns einnahm. Es iſt unglaublich, wie tapfer ſich dieſer alte Mann hielt, wie höflich und beherrſcht er war, obwohl er ſich ſicherlich ſelbſt am wenigſten einer Illuſion darüber hingeben konnte, daß es ihm an den Kragen geht, wenn ihm nachgewieſen wird, daß er über die Grenze wollte, daß es vielleicht die Henkersmahlzeit war, die er einnahm. Mit den früheren Offizieren verſtehen die Bolſchewiki keinen Spaß . . . ."



Der Reichskanzler, Prinz Max von Baden, mit ſeiner Gattin (geborenen Prinzeſſin von Großbritannien und Irland, Tochter des Herzogs von Cumberland) und ſeinen Kindern.

Phot. Gebr. H[illegible]

VON DER HISTORISCHEN REICHSTAGSSITZUNG

Neue Männer als Träger eines neuen politischen Systems lenken seit der Reichstagssitzung vom 5. Oktober Deutschlands Geschicke. Ihnen ist in Uebereinstimmung mit dem Willen der Mehrheit unserer Volksvertretung die Aufgabe zugefallen, in Preußen, im Reich, in den Kriegs- und Friedenszielen einer Neuorientierung von Grund aus die Wege zu bahnen. Das Programm hierfür entwickelte vor dem Reichstag der neue Reichskanzler Prinz Max von Baden in seiner hochbedeutsamen Antrittsrede, mit der die alte Zeit zu Grabe getragen ward. In jedes Herz, sowohl in den Reihen der Reichstagsmitglieder wie auf den maßlos überfüllten Tribünen, senkte sich die Empfindung von der weltgeschichtlichen Tragweite des Vorganges, gedämpft aber und gemessen war angesichts der Schwere des Augenblicks, den wir durchleben, der Widerhall der mit höchster innerer Spannung entgegengenommenen Kanzlerworte. Prinz Max von Baden, schlank, hochgewachsen, ernst, verlas sie aus einem Manuskript. Obwohl er als Redner aus dem Stegreif sonst seinen Mann zu stellen weiß, erforderte diesmal die Wichtigkeit seiner Darlegungen, die Punkt für Punkt mit den neuen Staatssekretären und mit anderen maßgebenden Personen vereinbart waren, eine genaue vorherige Ausarbeitung und schriftliche Fixierung. Die neuen Mitarbeiter des Reichskanzlers aus den Reihen der Parlamentarier waren während seiner Rede bereits seine Nachbarn am Regierungstisch. Auch in anderen Zügen entsprach das äußere Bild dem vollzogenen Szenenwechsel. Prinz Max selbst, obwohl General der Kavallerie, trat im Rock des Bürgers vor das Parlament, wie überhaupt unter den Regierungsvertretern, am Bundesratstisch, unter den Abgeordneten und im Zuschauerraum die feldgraue Tracht weit spärlicher als sonst sich sehen ließ. Die Konservativen namentlich, von denen vordem eine erhebliche Anzahl in Uniform den Sitzungen beigewohnt hatte, zogen es diesmal vor, in Zivil zu erscheinen. Tiefe Bewegung ging durch das Haus, als der Kanzler von der Absendung der Friedensnote an Wilson Mitteilung machte. Er sprach in diesem Zusammenhange von einem „Schritt auf dem Wege zur Erlösung, nicht nur Deutschlands und seiner Verbündeten, sondern der ganzen Welt". Dieserart waren seine Worte über den Kreis seiner unmittelbaren Zuhörer hinaus an die ganze Welt gerichtet, als eine von ernstestem Menschheits- und Pflichtgefühl eingegebene Einladung an alle zur Beendigung der Schrecken, die nun schon seit mehr als vier Jahren die Welt durchwüten.



Vizekanzler Payer — Der Reichskanzler — Staatssekretär Bauer (Soz.) — Staatssekretär Groeber (Zentr.) — Staatssekretär Scheidemann (Soz.)

Aus der historischen Reichstagssitzung vom 5. Oktober 1918:
Reichskanzler Prinz Max von Baden während seiner Rede vom Ministertisch aus.
Zeichnung von Edmund Fürst.



Vor dem Reichstagsgebäude gegen 6 Uhr abends.
Zeichnung für die „Berliner Illustrirte Zeitung" von Edmund Fürst.



Der Vorsitzende der sozialdemokratischen Fraktion Ebert während seiner Ausführungen zur Geschäftsordnung.



Schnell! Schnell!!
Vor den Fernsprechzellen der Presse im Reichstagsgebäude.

Aus dem KREML *in* MOSKAU, *dem Sitz der* SOWJET-REGIERUNG



Aus dem Kreml in Moskau, dem Sitz der Sowjet-Regierung: Empfangszimmer mit kostbaren Schatullen, in denen alte Dokumente aufbewahrt liegen.

Kreml bedeutet — städtische Zitadelle. Der Moskauer Kreml, wie auch der einiger anderer Städte, war Kern und Herz der Stadt. Er schützte die Stadt, wurde aber auch von der Stadt, die sich um ihn lagerte, geschützt. Auch die sechs, zum Teil burgartigen Klöster, die ihn umgaben, waren mehr zum Schutze dieser Feste als nur ihrer selbst willen erbaut. Der Kreml ist das einzig übriggebliebene Denkmal der alten stolzen Stadt, die von vielen furchtbaren Feuersbrünsten immer wieder eingeäschert worden ist. Aber auch der Kreml verlor viele Bauten durch Brände. All die Heimsuchungen schreckten das draufgängerische, lebensstrotzende Volk der Moskowiter keineswegs ab, im Gegenteil es schloß sich enger zusammen, baute immer fleißiger, ließ sich fremdländische Baumeister und Glockengießer kommen und bekundete einen großen politischen Ehrgeiz. Von diesem Ehrgeiz zeugen die Bauten. Die Moskowiter liebten das Dekorative, Repräsentative, wie es im Kreml seinen Ausdruck findet, dessen prächtige Räume jetzt die Regierung Lenins im Besitz und bezogen hat.



Halle mit den goldenen Gittertüren am Eingang zur Kapelle.



Eingang zum Sitzungssaal im Kreml.
Phot. Bulla.

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

21. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Die Sonderdrucke der bisher erschienenen Kapitel des Romans sind vergriffen. Ein Neudruck ist wegen des Papiermangels gegenwärtig leider unmöglich.

Adrian setzte sich und nahm die Bündel der Papierfetzen vor. Den Kopf in die Hand stützend, begann er sie zu entziffern.

Es war der Bericht, den die „Umschau" über die Verhandlungen im Reichstag brachte, in Bruchstücken wiedergegeben. Er lautete:

„Gestern erlebte das deutsche Volk einen der traurigsten Tage seiner Geschichte. Der Deutsche Reichstag lehnte mit einer überwältigenden Mehrheit von 210 gegen 24 Stimmen die Besitzergreifung des von Adrian Drost bereits durch Verträge erworbenen zentralafrikanischen Gebietes ab und hat dadurch dem Deutschen Reich die Möglichkeit, eine koloniale Großmacht zu werden, auf unabsehbare Zeit, wenn nicht für immer, abgeschnitten.

„Der Staatssekretär des Reichskolonialamts eröffnete den Reigen der Redner, indem er die Versammlung mit den Ereignissen, die sich im Innersten Afrikas abgespielt haben, bekanntmachte. Er schloß daran einen sehr ernst gemeinten und dringenden Aufruf an die Vertreter des deutschen Volkes, diese einzige und niemals wiederkehrende Gelegenheit nicht vorbeizulassen. Seine Rede begegnete eisigem Schweigen.

„Es erübrigt sich, die zahllosen Reden, die sich an die seine anschlossen, zu dokumentieren. Bemerkenswert war nur die Tatsache, daß innerhalb der einzelnen Parteien gewisse Meinungsverschiedenheiten herrschten, die deutlich erkennen ließen, daß die meisten der verneinenden Stimmen mehr einem Grundsatz als einer Ueberzeugung dienten. Ein konservativer Redner betonte, bei im übrigen durchaus freundlicher Stellungnahme, die Gefahren, die sich durch eine übertriebene Kolonialpolitik für die deutsche Landwirtschaft ergeben könnten. Die Nationalliberalen setzten sich geschlossen für den Plan Adrian Drosts ein. Die Redner der Linken eröffneten ihren Feldzug gegen das Unternehmen Drosts mit den Enthüllungen des Reuterschen Büros, die das Vorgehen Drosts gegen die Eingeborenen der betreffenden Gebiete als einen Kolonialskandal allerschlimmster Art bezeichnen. Anscheinend handelt es sich bei dem von Reuter berichteten Fall um die gewaltsame Unterdrückung drohenden Aufstands, bei der Drost die ihm zustehende persönliche Macht überschritten haben soll.

„Der letzte Redner unterzog in seinen Ausführungen, auf private Nachrichten gestützt, den Charakter Drosts einer scharfen Kritik, indem er darauf hinwies, daß dieser afrikanische Usurpator, obwohl mit der Tochter eines der angesehensten Männer Deutschlands verheiratet, nicht nur, unter Hintansetzung der Würde seiner Nation und Rasse, mit schwarzen Weibern zusammen gehaust habe, sondern auch mit einer anderen weißen Frau in wilder Ehe lebe. Es erübrige sich, aus diesen Stichproben seines Charakters auf den Charakter seiner übrigen Handlungen zu schließen.

„Die Verhandlungen dauerten beinahe sechs Stunden. Das Ergebnis der endlichen Abstimmung haben wir bereits bekanntgegeben. Der Reichskanzler war nicht anwesend. Es ist zu erwarten, daß sich ein gerichtliches Nachspiel aus den Reuterschen Enthüllungen ergibt."

„Wirklich —?" sagte Adrian Drost murmelnd. Er legte die Blätter auf den Tisch zurück. Seine Hände griffen nach seiner Stirn.

Plötzlich brach er in ein schallendes Gelächter aus.

Marie schrie auf: „Liebster —! Liebster —!"

Er verstummte sofort. Er saß und hatte die Augen geschlossen. Ein leises, tiefes, ganz verhaltenes Stöhnen kam ihm aus der Kehle. Die Frau kniete bei ihm und streichelte seine Faust.

„Ja — ja ...," sagte Adrian Drost gedankenlos. Er stand auf.

Auch Marie erhob sich.

„Was willst Du tun, mein Geliebter?" fragte sie in großer Angst.

Er gab keine Antwort.

Sie fragte zwei-, dreimal. Er gab keine Antwort.

Schließlich, aus ihrer Ratlosigkeit heraus, sagte sie: „Vielleicht, mein Geliebter, wenn Du selber hinübergingest nach Deutschland — und trügest Deine Sache vor ..."

Adrian Drost hob den Kopf und sah die Frau an.

„Soll ich," fragte er mit einem verzerrten Lächeln, „heraufbeschwören, daß sie mich wegen Ehebruchs und Mordes ins Zuchthaus stecken — wie?"

Marie drückte sich die gefalteten Hände vor den Mund.

„Gott im Himmel —!" stammelte sie.

„Nein," fuhr Adrian Drost fort und schüttelte den Kopf, „das Schauspiel werde ich ihnen nicht geben. Mich bekommen sie nicht —! Wenn sie mich haben wollen, müssen sie mich holen — diese Abcschützen der Weltgeschichte! Sie wollen den Urwald mit Paragraphen überwinden ... Es wundert mich, daß Gott die Welt erschaffen konnte, ohne die Fibel des deutschen Spießers um Rat zu fragen ... Dein Bruder hatte recht, Marie ... Ich glaube jetzt, wenn man dem Deutschen einen Sack voll Perlen bringt und tritt ihm, weil er nicht aufmachen will, dabei die Tür ein, dann verklagt er den Perlenbringer wegen Sachbeschädigung und Hausfriedenbruchs. Der Himmel sei ihm gnädig, dem Mann mit der Zipfelmütze . . . Ihm ist nicht zu helfen . . ."

Die Frau erwiderte nichts. Sie folgte seinen Schritten mit den Augen.

Sie hörte, wie Kongo vor dem Hause anschlug, und horchte.

Ramássan erschien auf der Schwelle.

„Lord Caversham, bana," meldete er.

Adrian Drost nickte.

Marie machte eine Bewegung. Adrian Drost wandte sich um.

„Bleibe bei mir, Marie!" sagte er rufend.

Sie lief auf ihn zu. Sie stand still neben ihm und sah dem Eintretenden entgegen.

„Sie sind bemerkenswert pünktlich, Mylord," sagte Adrian Drost, ohne den Gruß des Engländers abzuwarten.

„Zeit ist Geld," entgegnete Caversham schläfrig.

„Darf ich fragen, Mylord, woher Sie augenblicklich kommen?"

„Von der Grenze."

„Der englischen Grenze?"

„Nun — nicht ganz genau. Ich habe richtig gerechnet, nicht wahr? Ich schätzte, daß Sie die Depesche Ihres Freundes heute erhalten mußten, und ich habe einen ausgezeichneten Motor im Wagen ... Hoffentlich, Herr Drost, werden wir uns heute besser verständigen können als bei meinem ersten Besuch ..."

„Wollen Sie mir einige Fragen beantworten, Mylord?"

„Bitte."

„Die sogenannten Reuterschen Enthüllungen stammen von Ihnen?"

„Gewiß."

„Von Ihnen stammen auch die privaten Nachrichten über mein Leben?"

„Ich habe im Auftrag meiner Regierung gehandelt, Herr Drost."

„Sie werden von Ihrer Regierung jedenfalls sehr gut bezahlt ..."

„Ausgezeichnet."

„Noch eins: Ich war seinerzeit gezwungen, einem sich vorbereitenden Aufstand in einem der von mir erworbenen Gebiete mit Gewalt entgegenzutreten und den Rädelsführer unschädlich zu machen .. War dieser Aufstand mit englischem Gelde gekauft?"

„... Ja ..."

„Mylord," sagte Adrian Drost, mit einer Verbeugung, „ich habe vor Ihrer Regierung die größte Hochachtung."

„Es kostet Sie nur ein Wort, und Sie sind ein Mitglied dieser Regierung," sagte der Engländer trocken.

„Trotz der Reuterschen Enthüllungen —?"

„Herr Drost," sagte Caversham mit seinem kältesten Gesicht, „im Gegensatz zu Ihrer Regierung, die einen Geniestreich zum Verbrechen stempelt, stempeln wir ein Verbrechen zum Geniestreich, sobald es englischen Interessen dient. Die englische Presse, die das bewunderungswürdigste Instrument der Welt ist, hat die Artikel schon bereit, mit denen Sie als der starke Mann, den wir brauchen, begrüßt werden sollen, sobald Sie sich bereit erklärt haben, in unsere Dienste zu treten. Andererseits mache ich Sie darauf aufmerksam, daß wir entschlossen sind, den Vertrag, den Sie mit dem Sultan Msiwa n'goro eingegangen sind, hinfällig zu machen ..."

„Auf welche Weise ...

„Indem wir ihn durch seine Nachbarn angreifen lassen. Er wird von Ihnen die Hilfe verlangen, die Sie ihm nicht gewähren können, und damit ist der Vertrag null und nichtig geworden. Im Interesse des Ansehens der weißen Rasse ersuche ich Sie, es nicht auf diese Kraftprobe ankommen zu lassen."

Adrian Drost sah dem Engländer ins Gesicht. Seine eigenen Züge hatten die Farbe des Sandes. Er schluckte und stieß die Luft durch die Nase.

„Sind Sie hergekommen, um mir dies zu sagen, Mylord?"

„Ich bin hierhergekommen, Herr Drost, um im Namen der englischen Regierung auf diesem Boden den Union Jack zu hissen ..."

Adrian Drost fuhr sich mit der Hand nach der Kehle.

Es war eine Weile still. Der Engländer sah durchs Fenster.

„Mylord," begann Adrian Drost schließlich von neuem, „ich bitte Sie um einen Aufschub von vier Tagen ... Um die Zeit, die ich brauche, um nach Berlin zu telegraphieren und eine Antwort zu bekommen."

Der Engländer öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Er verbeugte sich stumm.

„Sie sind einverstanden?" fragte Adrian Drost.

„Ja."

„Ich danke Ihnen ..."

„No matter, Mister Drost . . ."

„Wohin kann ich Ihnen Nachricht geben —?"

„Ich werde in fünf Tagen wieder hier sein."

„Gut."

Der Engländer grüßte und ging.

Adrian Drost schrieb im Stehen die Depesche:

„An den Reichskanzler. — Berlin. Ist die Entscheidung des Reichstags über meine Pläne unwiderruflich? Drost."

Er gab sie auf und kam zu seiner Geliebten zurück.

„Nun warten wir wieder," sagte er.

Er setzte sich, und sie, die neben ihm stand, nahm seinen Kopf in ihre Arme ...

Drei Tage gingen vorüber, und der vierte neigte sich zum Ende. Adrian Drost verließ das Haus nicht. Und da es ihn nicht in den Stuben duldete, ging er

gleich einem angeketteten Tier in engen und weiten Kreisen um das Haus und um das weiße Gebäude herum, von dem die Kupferdrähte ins Weite liefen. Und kam immer wieder und fragte mit seinen stummen Augen, und die Menschen, die um ihn her waren, wunderten sich über ihn und hielten ihn für krank.

Und als der vierte Tag zu Ende gegangen war, ohne daß eine Nachricht eingetroffen wäre, da rief die Frau den Mann zu sich ins Haus und reichte ihm zu essen, als wäre er ein Kind. Aber er aß nicht. Und seine Stirn troff von kaltem Schweiß. Er saß am Tisch und hatte die Arme aufgestemmt und blickte geradeaus und hörte die Stimme der Frau, die zu ihm sprach.

Es brannte aber kein Licht im Zimmer.

Und als er eine lange Weile so gesessen hatte, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er allein war, und er blickte auf und sah sich um.

Die Tür zum Nebenzimmer stand offen.

Er erhob sich und ging hin.

„Bist Du hier, Marie?" fragte er.

„Ja, mein Geliebter," antwortete ihre Stimme aus der Dunkelheit.

Er tastete sich nach ihrem Bett.

„Bitte, mach' kein Licht," sagte sie etwas hastig.

Er erwiderte nichts.

„Warum hast Du mich allein gelassen?" fragte er.

„Ach, mein Liebling," antwortete sie, „ich war bei Dir in all diesen Tagen und war Dir näher als Dein Schatten. Aber Du hast mich nie bemerkt."

„Vergib es mir, meine Geliebte," sagte der Mann traurig. Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes und stützte den Kopf in die Hand.

„Ich habe Dir nichts zu vergeben," entgegnete sie. „Vergib mir, Du, daß ich Dir nicht mehr sein konnte in dieser Deiner schwersten Zeit ..."

„Ich weiß nicht," meinte Adrian Drost versonnen, „obgleich Du sagst, daß ich Dich nicht bemerkte, ist es mir doch, als hätte ich diese Zeit nur überlebt, weil Du bei mir warst ... Warum sitzest Du aufrecht? Willst Du Dich nicht niederlegen?"

„Laß mich so," bat sie, seinen Arm berührend.

Er schwieg.

„Wenn Du es über Dich vermöchtest," begann sie nach einer Weile, und ihre Stimme klang wie die eines kleinen Vogels, der vor dem Einschlafen singt, „dann hätte ich eine Bitte an Dich, mein Geliebter ..."

„Sprich ..."

„Ich bin sehr müde ... Ich habe viele Nächte nicht geschlafen ... Heute — werde ich schlafen, das fühle ich ... Aber ich möchte, daß mein Bewußtsein auslöschte unter dem Ton Deiner Stimme, daß ich das letzte zärtliche Wort noch mit hinübernähme ... Ich sehne mich nach Deinen guten Worten ..."

„Meine arme kleine Seele ... Jetzt, da Du dies sagst, weiß ich, daß ich es in der letzten Zeit an guten Worten habe fehlen lassen. Du hast Dich nie beklagt — Du warst immer großmütig und sanft ... Vielleicht, meine Geliebte — wenn nun mein ganzes bisheriges Leben zusammenbricht und ich vor einem neuen Anfang stehe und zuschauen muß, wie ich den Weg aus allen Trümmern finde — vielleicht wird dann für Dich und mich eine Zeit kommen, in der ich Dir mehr angehören kann als bis zu diesem Tage, da meine Pläne mich zu sehr beherrschten ... Meine Geliebte, ich fange an zu glauben, daß unser Leben seltsam und schön sein wird, und daß wir es lieben, wenn wir das Vergangene bis selbst auf die Erinnerung vergaßen ..."

Er sah in das schwarze Dunkel hinaus. „Das Land, das mein Eigentum ist — ich werde es nicht verkaufen ... Es ist groß genug, daß wir uns seinen Grenzen niemals so weit zu nähern brauchen, daß uns eine Stimme von der anderen Seite erreichen könnte. Wir gehen in die tiefste Einsamkeit, die wie die Einsamkeit des Gartens Eden sein wird. Wir nähren uns von den Früchten des Bodens, die wir selber pflanzen und ernten. Die schönen Tiere der Wildnis werden vor uns ihre Scheu verlieren. Sie werden sich daran gewöhnen, zu dem Hause zu kommen, das ich Dir erbaut habe, und das noch immer auf Dich wartet. Und wir werden sie belauschen, wenn sie zur Tränke kommen, und werden es lernen, ihre Stimmen nachzuahmen, daß wir sie locken können, wenn uns nach dem Bild ihrer Anmut verlangt. Nichts zu begehren ist vielleicht das Höchste. Der große Frieden der Erkenntnis ... Und ich glaube, daß ich niemals mehr nach irgend etwas in der Welt Verlangen tragen werde als immer nur nach dem einen: unlösbar eins mit Dir zu sein ... Aber Du, meine Geliebte — wirst Du Dich niemals aus der Einsamkeit zurücksehnen zu den Menschen?"

„Ich werde mich niemals sehnen, mein Geliebter ... Sorge Dich nicht um mich ... Halte nur meine Hand fest ..."

„Sieh, meine Hand antwortet der Deinen ... Warum zitterst Du so sehr?"

„Ich fürchte mich ..."

„Wovor —?"

„Ich weiß es nicht ... Ich weiß es nicht ..."

„Ich bin ja bei Dir, meine Geliebte ..."

„Ja ... Geh' nicht fort —!"

„Niemals — niemals ..."

„Laß mich Dich ganz nahe fühlen ..."

„Soll ich nicht die Lampe anzünden?"

„Nein — bitte ... kein Licht ..."

„Wie Du willst."

„Aber sprich zu mir ... Ich sehne mich so sehr danach ..."

„Meine liebe Geliebte ... wenn ich nur die Worte fände, die ich Dir alle sagen möchte ... Sie liegen mir tief im Herzen und wollen zu Dir hin; aber die bösen Tage, die vergangen sind, haben sie ganz verschüttet. Laß mir nur ein wenig Zeit. Ich gebe sie Dir alle. Ich möchte sie vor Dir hinschütten wie Geschmeide, mit dem Du Dich schmücken solltest. Sieh, ich war verzweifelt ... Ich bin es nicht mehr. Ich habe ja Dich. Wir werden uns sehr lieben und sehr glücklich sein ... Was hast Du?"

„Nichts ... Adrian ...!"

„Ja —?"

„Nun will ich es Dir doch sagen ..."

„Was, meine Geliebte?"

„Ich wollte es nicht ... Ich wollte es Dir ersparen. Aber nun kann ich es nicht ... Ich bin zu selbstsüchtig ... Ich möchte diese letzte Süßigkeit für mich erhaschen ..."

„Wovon sprichst Du ...?"

„Du mußt nicht vor dem Wort erschrecken ... Ich will nun Abschied von Dir nehmen ..."

„Abschied —"

„Ja ..."

(Schluß folgt.)

VON DEN BÜHNEN



Von den Bühnen:
Hermine Körner
als Königin Elisabeth in der Aufführung von „Maria Stuart“ im Deutschen Theater in Berlin.
Phot. Zander & Labisch.



Erika Gläßner
als „tanzende Nymphe“ in der neuen Komödie von Schanzer und Welisch, die die Tänzerinnen-Epidemie lustig verspottet. (Erst-Aufführung im Komödienhaus in Berlin.)
Phot. Zander & Labisch.



Szene aus dem Trauerspiel „Ermanarich“, das aus dem Nachlaß Wildenbruchs stammt, in der Aufführung des Dresdener Königl. Schauspielhauses.
Frau Verden und Herr Mehnert.
Phot. Hugo Erfurt.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — an — bach — bel — ber — dan — di — do — do — do — don — e — el — el — fin — ger — jub — i — i — ke — le — le — li — lon — ma — me — mi — na — ne — no — no — ra — re — ran — roß — ring — sar — te — ten — vel — we sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch von Schiller ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Feindliche Hauptstadt, 2. Längenmaß, 3. deutschen Fluß, 4. Gewand, 5. türkische Grabstätte, 6. Erzählung, 7. Schmuckstück, 8. Schlachtort, 9. Fabelland, 10. Teil Persiens, 11. Handwerker, 12 Teil der Funkentelegraphie, 13. türkische Festzeit, 14. Komponist, 15. Burggemach.

Vergangenheit und Gegenwart.

Die Ritter suchten es, wofür sie stritten.
Der Zeitgenosse sucht's und kämpft nicht viel;
Und findet er's, ruft er am süßen Ziel:
„Wie ist das Wort getrennt!“ (ein „d“ inmitten).

Intuition.

Der Augenblick im Augenblick
Ist oft des Künstlers Meisterstück.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 41.

Silben-Rätsel:
„Unsre Zeit verlangt den Regenbogen des Friedens.“ Gutzkow.
1. Urne, 2. Nehrung, 3. Seide, 4. Regen, 5. Eierstab, 6. Zero, 7. Einsegnung, 8. Taube, 9. Veilchen, 10. Edmund, 11. Ratte, 12. Livius, 13. Arnulf, 14. Neger, 15. Gallipoli, 16. Tasse, 17. David, 18. Erbse, 19. Neptun, 20. Radius. — Unermüdlich: Karosse. — Seltsame Wirkung: Mohr, Ohr. — Zu spät erfunden: Taucher, Glocke, Taucherglocke.

HUMOR

„Kellner, können Sie mir nicht ein bißchen Futter für meinen Hund geben?“
„Bedaure, mein Herr, das Hundefutter ist für die Stammgäste reserviert!“

*

In der Eisenbahn: „Ist die Gegend nicht wundervoll?“
„Das geht mich nichts an. Ich bin auf der Dienstreise.“

*

In der Straßenbahn sitzen zwei Frauen, die so laut miteinander reden, daß alle übrigen Fahrgäste die Unterhaltung hören müssen. Zwei Herren, die gegenüber sitzen, haben schon mehrere Male mißbilligende Blicke auf die Frauen geworfen.
„Man sollte sich beschweren,“ meint endlich der eine Herr laut.
„Meinen Sie vielleicht uns?“ fragt die eine Frau kampfbereit.
„Jawohl, Sie beide meine ich,“ entgegnete der Herr. „Sie sollten sich beschweren, daß Sie wegen der schlechten Akkustik hier so laut reden müssen!“



„Verdammter Kriegsgewinnler!“

Ein Varietékünstler, der dressierte Tauben vorführte, war mehrere Wochen ohne Engagement in Berlin. Eines Tages bekam er aus Breslau die telegraphische Aufforderung, sofort in einem größeren Varieté aufzutreten. Umgehend drahtet er zurück: „Auftreten unmöglich, habe die Künstler aufgegessen!“

*

„Fritz, Du sollst doch nicht mit dem Jungen auf der Straße spielen, der scheint doch sehr ungezogen zu sein.“
„Nein, Mama, der ist nicht ungezogen; er war schon zweimal in der Zwangserziehung, und ist jedesmal wegen guten Betragens entlassen worden!“

*

Unteroffizier: „Krause, wenn ich Sie ansehe, muß ich immer an ein Kamel denken; es fehlen bloß die Hörner!“

*

„Aber, Fritzchen, schon wieder bist Du nicht versetzt worden! Jetzt bist Du wohl der Aller-Aelteste in der Klasse?“ — „Nee, Onkel, unser Lehrer ist noch älter.“

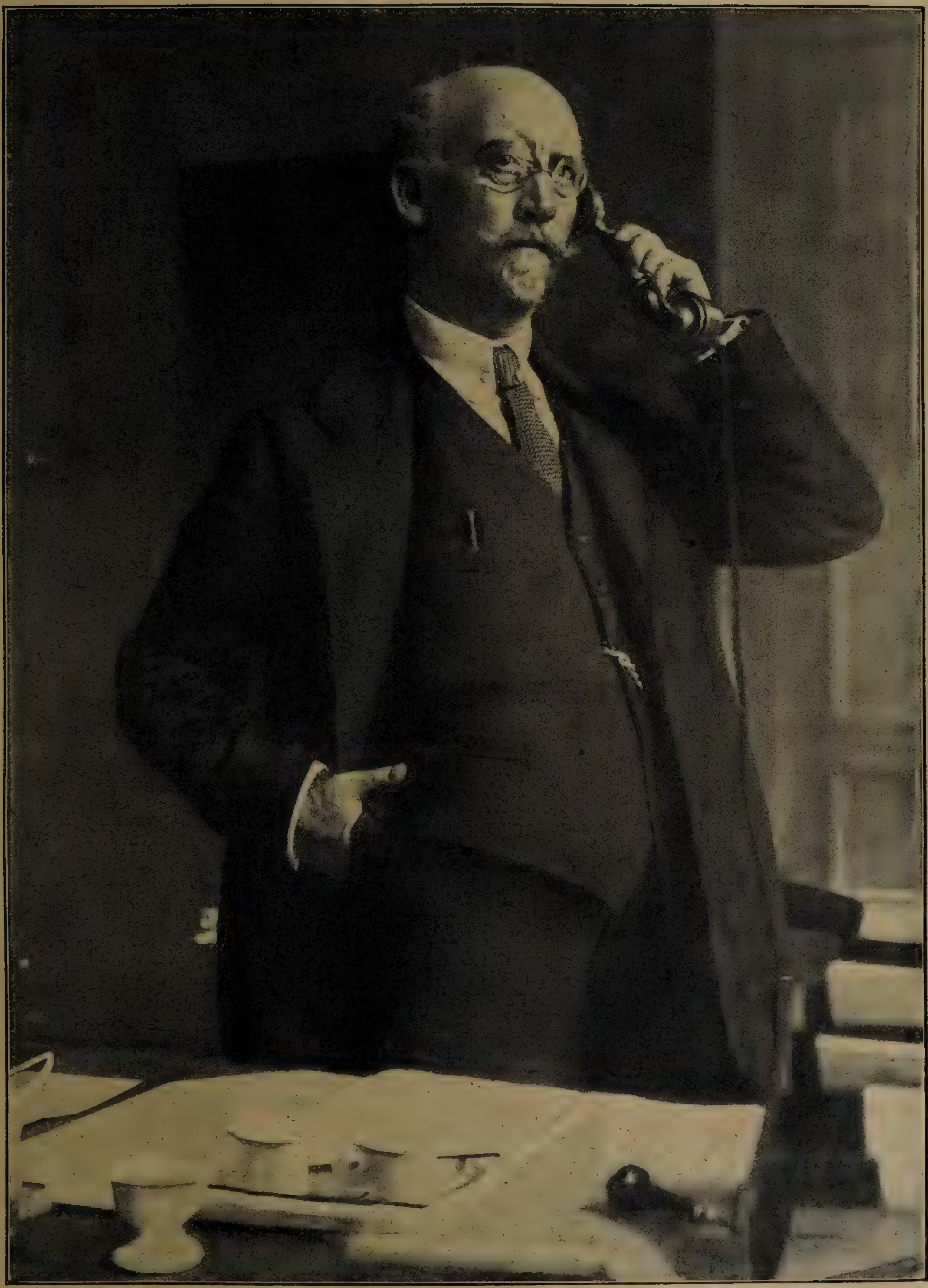
Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

27. Oktober
1 9 1 8
Nr. 43
27. Jahrgang

Einzelpreis
des Heftes
15 Pfg.
oder 24 Heller

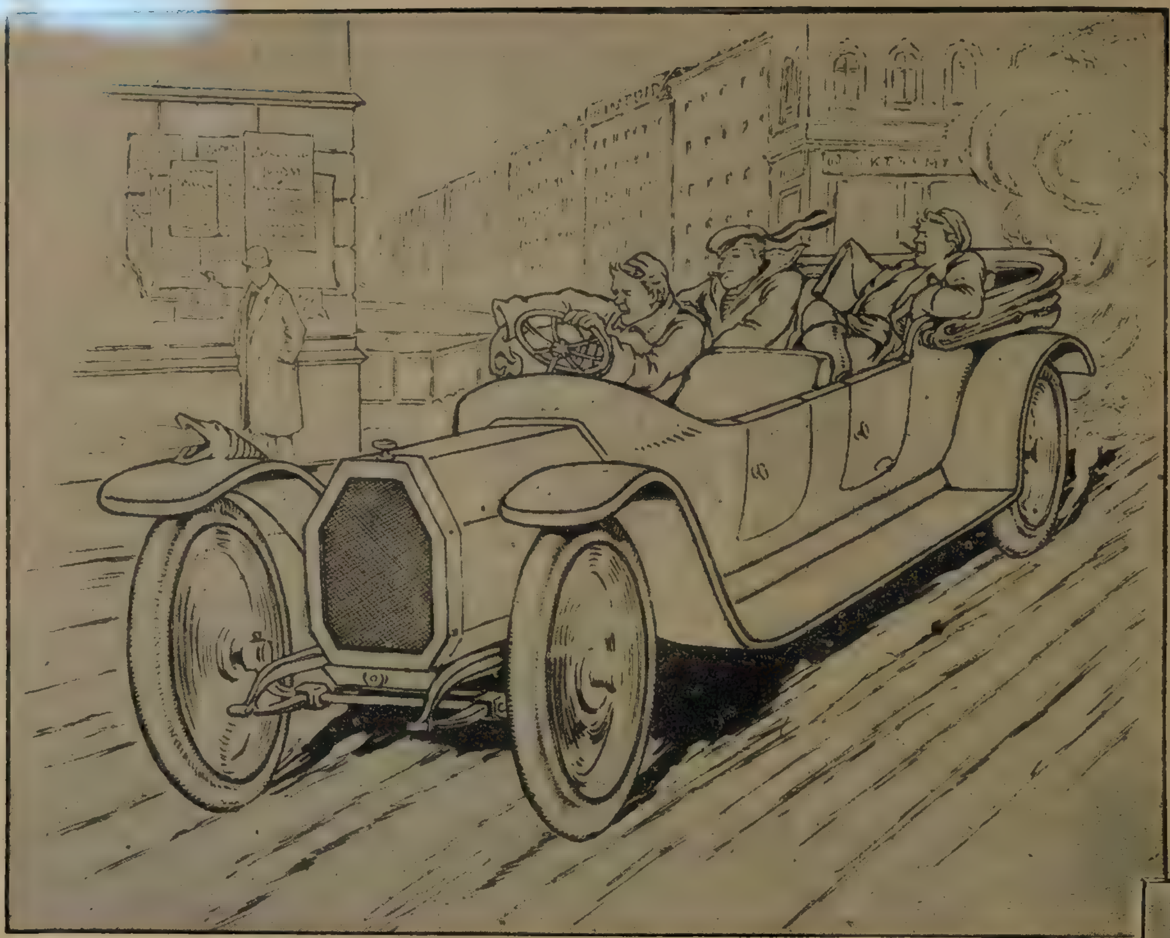
Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Staatssekretär Scheidemann in seinem Arbeitszimmer im Reichsamt des Innern.

Phot. A. Grohs.



Kleine Bilder aus Petersburg unter der Bolschewisten-Herrschaft:
Bolschewisten-Führer auf der Fahrt zum Ministerium.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)

Unter der Bolschewisten-Herrschaft in Petersburg und Moskau.

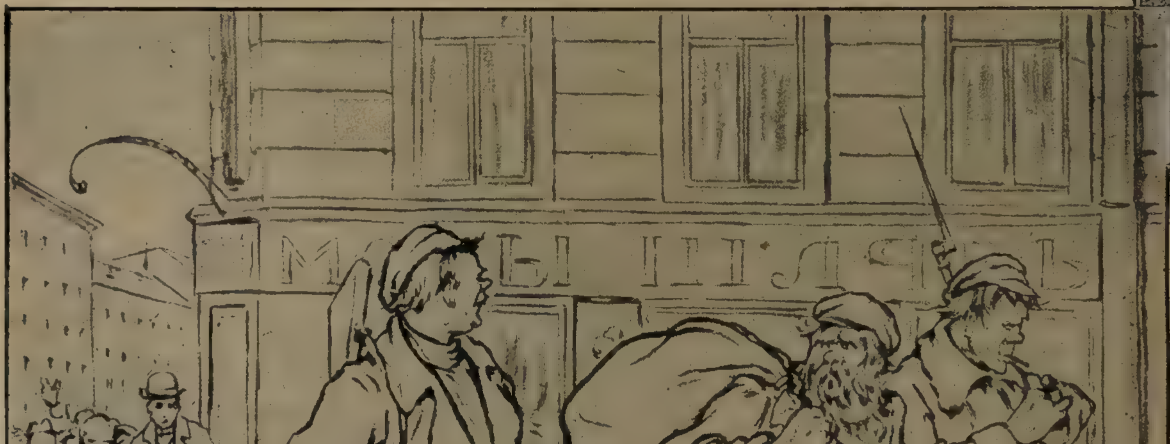
Ueber die Zustände in Moskau und Petersburg schreibt F. Jahn, der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung", aus Moskau: „Während es daheim immer schwieriger wird, Wohnungsgerät zu erstehen, kann man in den russischen Städten zurzeit die herrlichsten Möbel und Einrichtungsgegenstände um den denkbar billigsten Preis kaufen. Ein Pud Roggenmehl (16 Kilogramm) kostet gegenwärtig in Moskau etwa 500 Rubel. Für die Summe kann man heutzutage sehr wohl einen guten Diwan und einen — gefüllten — Bücherschrank von solider Arbeit erstehen: ein Paar gute Galoschen, die früher 2—4 Rubel kosteten, sind heute mehr wert als ein Empire-Schreibtisch mit alten Bronzebeschlägen! — Nachdem bereits alle Hotels und ein großer Teil der Privatwohnungen für die Behörden requiriert sind, ordnet ein Dekret die Enteignung der Wohnungen zu Gunsten der Arbeiter an. Besichtigungskommandos erscheinen und stellen fest, welche und wieviel Zimmer genommen werden sollen. Den bisherigen Bewohnern wird eine Frist von drei Tagen zum Auszug gegeben. Elektrische Anschlüsse und Lampen müssen dagelassen werden. Im übrigen verfällt, was nicht in der dreitägigen Frist geräumt ist, ebenfalls der Beschlagnahme. Aber das lapidare Dekret ist alles andere eher, als eine ökonomische Lösung der Wohnungsfrage. Einmal liegen die Wohngegenden der Bourgeoisie weit entfernt von den Fabrikvierteln, so daß die Arbeiter zuviel Zeit auf dem Wege verlieren müßten. Sie selbst erklären ferner häufig, daß ihnen schon der Umzug zu lästig und zu kostspielig ist. Und dann, um nur noch einen anderen Punkt herauszugreifen, wieviel Werte werden von den Arbeitern in den Wohnungen, in denen der expropriierte Inhaber in sehr vielen Fällen die Einrichtung notgedrungen belassen muß, aus Unkenntnis vernichtet werden. In der Tat handelt es sich wohl weniger um die Lösung der Wohnungsfrage, als um ein Kampfmittel gegen die Bourgeoisie. — Man glaubt vielleicht, ich habe übertrieben. O nein! Man lese den folgenden, in seinen wesentlichen Teilen wiedergegebenen Bericht über eine Sitzung des Petersburger A.- und S.-Rates, die kürzlich stattgefunden hat, und man wird sehen, daß die Bourgeoisie noch lange nicht am Ende der Schrecken angelangt ist: „Im Smolny-Institut fand gestern eine Sitzung des Rates der Arbeiter- und Rot-Armee-Deputierten statt. Der Vorsitzende des Rates Sinowjew gab einen Bericht über die Regelung der Wohnungs-



Arbeitersekretär Schmidt (Soz.), neuer Unterstaatssekretär im Kriegsernährungsamt. Phot. Berl. Jll. Ges.



Die Offiziere der Zaren-Armee als Arbeiter in den Straßen Petersburgs: Ein Offizier als Umzugs-Arbeiter.
(Aus einer französischen Zeitschrift.)



Festnahme eines Bauern, der gegen das Verbot Lebensmittel nach der Stadt bringt, durch Soldaten der Roten Garde. (Aus einer französischen Zeitschrift.)



Arbeitersekretär Giesberts (Ztr.), neuer Unterstaatssekretär im Reichsarbeitsamt. Phot. H. Noack.



Rechtsanwalt Haußmann (fortschr. Volksp.), Staatssekretär ohne Portefeuille.
Phot. Noack.



Neueste Aufnahme des Reichskanzlers, Prinzen Max von Baden.
Phot. Nicola Perscheid.



Dr. David (Soz.), neuer Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt.

frage, über die Heranziehung der Bourgeoisie zur Zwangsarbeit und die Requirierung warmer Kleidung für die Armee. Sinowjew erklärte u. a.: „Der Krieg hat die Aufmerksamkeit der Sowjet-Regierung von der gebührenden Unterdrückung der Bourgeoisie abgelenkt, in deren Händen noch manche der besten Häuser und Läden sind. Dem muß ein Ende gemacht werden. Die Arbeiter legen ungeachtet des Dekrets (über die Ansiedlung) noch immer eine krankhafte Unentschlossenheit an den Tag . . ." Der Redner zog das Beispiel der Jekaterinburger Roten Truppen an: „Nikolai Romanow hat nach seiner Erschießung 600 Garnituren der schönsten holländischen Wäsche, seidene Socken usw. hinterlassen. Alle diese Dinge verwenden jetzt die Soldaten, und sie haben gezeigt, daß sie die Wäsche nicht schlechter zu tragen verstehen als der frühere Besitzer." Weiter sprach Sinowjew über die Requirierung warmer Kleidung, wobei er ausführte: „Es ist höchste Zeit, daß die Arbeiter auch auf diesem Gebiete aufhören, sich zu genieren. Die Arbeiter und Soldaten brauchen die Dinge, die in den Händen der Bourgeoisie sind. Auch die Arbeiter sollen an den Plüschdecken und Pelzen den gleichen Anteil haben wie die Bourgeois!"



Planmäßige Räumung im Westen: Rückverlegung einer Artillerie-Werkstatt.
Phot. Bild- und Film-Amt.

Ach — Butter!

Eine Elegie von Gregor. Mit Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha



Zweihundertvierundzwanzig Namen oder richtiger Bezeichnungen, Vergleiche, Lobpreisungen kennt der Araber für das Kamel. Man hat danach die Bildkraft und Schönheit des Arabischen beurteilt. Das ist gar nichts. Das Deutsche ist ihm weit über. Ich habe in der letzten Zeit allein 295 Decknamen, Umschreibungen, Schmeichelworte für Butter gezählt, von denen „gelbe Seide" noch der Plumpesten eines ist. Und einige Dutzend sind mir sicher entgangen. Haben wir nicht alle schon auf der Schule das schöne Gedicht gelernt: „Buttersprache, Butterlaut,



Die hochgeehrte Butterfrau.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Rückkehr von der Hamsterfahrt:
I.
Gendarm: „Ham Sie vielleicht Butter?“
Der Hamster: „Jawoll, uff'm Kopp!“
Gendarm: „Machen Sie hier keine dummen Witze!“



II.
Der Hamster (aus sicherer Entfernung): „Bitte überzeugen Sie sich, Herr Wachtmeister!“

wie so wonnesam und traut!?“ In meinem Pieſecke und Kneſemeier, Deutsches Lesebuch für Mittelklassen, steht zwar Muttersprache. Aber das Buch wimmelte ja auch sonst von Druckfehlern. Wie sollen wir sie, die uns so teuer geworden ist, nicht mit Liebesworten umhegen wie eine entfernte Geliebte?! Sie, die uns zehn-, fünfzehn-, zwanzigmal so teuer ist als noch vor kurzem? Und die nur ganz geheim und auf Schleichwegen zu uns sich stiehlt? Nach der wir uns sehnen? Der wir nachjagen? Ohne die wir glauben, nicht leben zu können. Und sie war doch einstmal bei uns ganz einfaches Küchenmädchen! Aber was ist sie jetzt vornehm geworden! Und spröde dabei! Sie hat einen ganzen Hofstaat bekommen. Sie fliegt wie der Feuereimer in der „Glocke“ durch der Hände lange Kette. (Daher der Name: „Kettenhandel“!) Wer sich ihres ständigen Umgangs erfreut, wird auch vornehm bekurt, reich. Gold und Perlen und Edelsteine wachsen ihm aus Hals, Ohren und Fingern. Kein Minister wird so höflich behandelt wie er. Die reizendsten Damen sind liebenswürdig zu den Butterleuten, laden sie ein, beschenken sie mit seidenen Blusen oder bringen ihnen Kisten voll Zigarren. Je nachdem, ob sie — durch das Geschlecht bedingt — das eine oder das andere vorziehen. Sie sitzen in unseren besten Zimmern, trinken Bohnenkaffee. Bohnenkaffee! Man schreibt an sie: „Sehr geehrter Herr“ und redet sie mit „Lieber“ an oder „Sehr liebe Frau Wolko“. Man überbietet sich ihnen gegenüber direktement. Aber sie lassen sich nur herab, alle Liebenswürdigkeiten entgegenzunehmen. Annehmen heißt nicht Geben! Wenigstens nicht immer. Und wenn selbst, Du darfst nicht fragen, Dich nicht beschweren. Es heißt Butter, damit soll es genug sein! Schwarzwaldbauern — erzählt die Fama — sollen Butter vielfach als Wagenschmiere benutzen. Das ist wohl böswillige Verleumdung. Sicher ist aber das eine: Daß Wagenschmiere vielfach als Butter benutzt wird. Man nennt sie dann russische Butter. Und stellt sie so her, daß man aus einem Pfund 1¼ Pfund macht und im Preis verdoppelt. Denn einen festen Preis hat sie. Er wird täglich um 2 Uhr mittags auf der Schleichhandelsbörse von den vereidigten Pfuschmaklern normiert und telegraphisch weitergegeben. Er darf nicht unterboten werden bei Strafe der Aussperrung. Auf höhere Preisbildung jedoch steht Belohnung. Aber warte nur, balde, warte nur, balde, da wird sie von ihrem Thron herabsteigen müssen, von dem Piedestal, das vier lange und schwere Jahre ihr bauten. Sie wird wieder der Küchenbesen werden, der sie ehedem war. Nützlich, aber bescheiden, und eine fast übersehene Selbstverständlichkeit. Niemand wird ihrethalben mehr Frau Wolko mit seidenen Blusen beschenken und Herrn Schulze Kisten Zigarren nachschmeißen. In die Ecke, Besen, sei's gewesen.



Mein Butter-Lieferant in der Theater-Loge.

Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Russische Butter!
Arthur steht in Nitschewogrodojuschtschinsk und hat von dort 400 Gramm feinste Sahnenbutter geschickt. Ankunft nach 14 Tagen.



Wenn erst wieder Friede sein wird . . .

ADRIAN DROST UND SEIN LAND

ROMAN VON THEA VON HARBOU

22. Fortsetzung und Schluß. Nachdruck verboten.

Adrian fragte ängstlich: „Sagtest Du nicht eben noch, daß Du mich nie verlassen wolltest?"

„Ich muß ja, mein Geliebte!"

„Willst Du zu Deinem Bruder gehen!"

„Ach nein, Adrian — nicht zu meinem Bruder... O, siehst Du — nun hast Du mich verstanden ... Mein Geliebter! Mein Geliebter ... Mach' es mir nicht zu schwer —!"

Aber es half ihr nichts, daß sie weinend bat.

Der Mann war in die Höhe getaumelt. Er schrie auf — nur einmal. Dann fiel er. Er fiel, auf die Knie niederstürzend und Kopf und Arme über die Frau hinwerfend, die ihn in ihrem Schoße hielt und ihn mit ihrem Haar zudeckte. Er stöhnte unter ihren Händen ... „Ich will nicht ... Ich will nicht —!"

Er fuhr auf und packte sie bei den Schultern.

„Das ist unmöglich — hörst Du —?! Das ist Wahnsinn —! Du kannst so krank nicht sein ... Ich würde es fühlen — ich, der ich Dich liebe ... Wer hat Dir das gesagt —?"

„Der Arzt ..."

„Er irrt sich ... Er ist ein Pfuscher ..."

„Ich brauche den Arzt nicht, um die Wahrheit zu wissen," sagte Marie.

Adrian Drost faßte sich mit beiden Händen ins Haar. „Es muß etwas möglich sein, das helfen könnte," murmelte er hinter geschlossenen Zähnen.

„Nichts, mein Geliebter ..."

„Warum hast Du es mir nicht gesagt ... Warum hast Du es mir verschwiegen, daß Du littest ..."

„Ich habe nicht gelitten. Nur die Angst — siehst Du, die kam jede Nacht — immer öfter ... sie ist furchtbar, diese Angst ... Jetzt ist sie vorüber. Ich fühle mein Herz wie ein zerbrochenes Gefäß in der Brust, aus dem langsam die Tropfen sickern. Wenn es leer sein wird, ist es zu Ende. Ich glaube, daß es bald leer sein wird ... Zuerst — wollte ich Dir's verschweigen ... Ich wollte ganz still aus Deinem Leben gehen ... mich ganz behutsam davonmachen ... Aber ich ertrug es nicht ... Ich dachte: Ich will nicht fortgehen, ohne noch einmal den vollen Schatz Deiner Zärtlichkeit zu heben ... Ich weiß nicht, was dann kommt ... Eine Tür tut sich auf und schließt sich ... Aber ich werde dann nicht frieren und nicht im Dunkeln sein."

Adrian Drost erwiderte nichts. Sie sah im Dunkeln, wie er den Kopf in den Nacken zurückbog, und hörte das Röcheln seines Atems.

„Versprich mir etwas," sagte sie.

„Ja."

„Versprich es mir bei jedem Tag und jeder Stunde unserer Liebe."

„Ja."

„Versprich es mir, daß Du mir nicht nachgehen wirst!"

Adrian Drost brach in ein Lachen aus, das jäh erstickte.

„Du hast es mir versprochen," sagte die Frau. „Deine Zeit ist noch nicht gekommen. Aber sie kommt gewiß. Und ich will, daß Deine Zeit Dich findet, Adrian!"

Und sie rang ihm einen Schwur ab, den, wie sie sagte, der Feind Gottes selber nicht brechen würde.

Und als Adrian Drost erkannt hatte, daß der Schlag ihres Herzens matter war als das Zucken ihrer Lider, und daß eine Schwäche sie überkam und aus der Schwäche abermals die Angst, da nahm er die Frau, die er liebte, in seine Arme und sprach zu ihr, daß sie ein geliebtes und törichtes Wesen sei, ihn und sich so zu erschrecken. Ob sie denn nicht begreifen könne, daß ihr Herz in diesen Tagen zuviel erduldet hätte, weil es ganz allein gewesen sei? Jetzt nähm er dies arme und geängstigte Herz in seine Obhut — nun könne ihm nichts mehr geschehen ...

„Wärst Du nur eher zu mir gekommen, Du Geliebte ... Ich hätte Dich in acht genommen und davor bewahrt, daß diese Todesgedanken in Dir aufstiegen... Es ist noch nicht zu spät — nein ... Gott sei Dank .. Du lebst mir noch und wirst mir weiterleben. Und morgen ziehen wir in unser neues Haus, das hoch gelegen ist und von Bergluft umstrichen — nicht wahr?"

„Ja ..."

„Diese reinere und kühlere Luft wird Deinem Herzen die halbe Arbeit abnehmen, und allmählich gesundest Du, und eines Tages weißt Du nicht mehr, daß Du krank gewesen bist ..."

„Ja ..."

Und der Mann sprach weiter und weiter, und wenn ihm die Worte wie Fackeln durchs Hirn flogen, daß seine Gedanken daran verbrannten, und er nicht reden konnte, dann küßte er die Frau, die er liebte, und spürte die Zärtlichkeit ihrer Lippen unter seinem Munde.

Und einmal, da er sie fragte, antwortete sie ihm nicht mehr.

Er fragte sie abermals, aber sie schwieg.

Und er richtete sich auf und ließ sie aus seinen Armen gleiten.

Ihr Kopf fiel auf die Seite.

Und Adrian Drost schrie den Namen seiner Geliebten und schrie ihn immer wieder: „Marie —! Marie ...!" Und schlug mit dem Kopf gegen die Kante des Bettes.

Aber die tote Frau hörte ihn nicht.

Und der einzige Laut, der ihm antwortete, war das Winseln seines Hundes, der an der Tür kratzte.

XV.

Als der Morgen herankam, erhob sich Adrian Drost und öffnete die Tür seines Hauses. Die Farbe des Himmels war wie die Farbe des Meeres über den Korallenriffen, grünlichblau und dunkel. Die Sterne schienen nicht mehr.

Adrian Drost ging nach dem Hause des Arztes und pochte gegen das Fenster. Als der Arzt ihm öffnete, sagte er: „Kommen Sie mit mir."

Und es war etwas in dem Klang seiner Stimme, daß der Arzt keine Frage stellte, sondern sich wortlos anschickte, mit ihm zu gehen. Adrian Drost führte ihn in die Stube, in der Marie auf ihrem Bette lag. Und der Hund hatte sich zu ihr geschlichen und lag auf ihren Füßen.

Adrian Drost hatte die Taschenlampe angezündet. Er leuchtete der Frau ins Gesicht. Dieses Gesicht war von einer erhabenen Schönheit, tiefernst.

Der Arzt richtete sich auf und fragte: „Wann ist sie gestorben?"

„Ist sie gewißlich tot?" fragte Adrian Drost.

„Ja," sagte der Arzt.

„Das wollte ich wissen," entgegnete Adrian Drost. „Mitten in der Nacht gab sie mir keine Antwort mehr. Es mag zwei Stunden nach Mitternacht gewesen sein. Da ist sie also gestorben."

Der Arzt streckte ihm die Hand entgegen. Adrian Drost nahm sie. Er stand aufrecht und still neben dem Bette der toten Frau.

Der Arzt ging aus dem Zimmer.

Als der Fremde gegangen war, verließ Adrian Drost das Haus abermals und holte aus dem Schuppen, der sich an die Mauer lehnte, ein Grabscheit. Und er ging in die Steppe hinein, bis er den Rand des Waldes erreichte. Dort begann er zu graben. Und als das Grab tief genug ward, stieß er den Spaten in die aufgehäufte Erde und kehrte zu seinem Hause zurück.

Er verhüllte den Körper der toten Frau mit dem Leinentuch, auf dem sie lag, nahm sie auf seine Arme und trug sie fort. Und der Hund folgte ihm und winselte, denn er fürchtete sich.

Als er das Grab erreicht hatte, ließ Adrian Drost die Tote niedergleiten, nahm sein Messer und hieb von den hochgefiederten Palmen die schöngeschwungenen Wedel und legte sie auf den Grund der Erde.

Dann hob er die Tote auf und hielt sie lange auf ausgestreckten Armen, und sein Gesicht war wie von Stein.

Und er küßte sie nicht mehr, denn auf ihren Lippen war noch das Blut von seinen Lippen, da er sie in der Nacht geküßt hatte.

Und er legte sie behutsam in das Grab und breitete grüne Zweige über sie und begann Schaufel um Schaufel der dunklen Erde auf sie zu häufen. Aber er scheute sich lange Zeit, ihr Haupt zu berühren.

Die Sonne ging auf über seiner Arbeit, und da er sich eilen mußte, zu Ende zu kommen, bedeckte er ihr verhülltes Gesicht, das er geliebt hatte.

Und neben ihm, am Rande des Grabes, stand sein kleiner, schwarzer Hund und zitterte. Zuweilen stieß er ein langgezogenes Heulen aus. Adrian Drost hörte ihn nicht.

Er schichtete die Erde zum niedrigen Hügel und drückte sie mit den Händen fest. Und er nahm seinen Spaten und ging damit nach Hause. Aber der Hund blieb bei dem Grabe zurück.

Als Adrian Drost bei seinem Hause ankam, rief ihn ein Mann und gab ihm zwei Depeschen. Adrian Drost nahm sie und öffnete sie nicht. Er trat in sein Zimmer und setzte sich.

Nach einer Weile riß er die erste auf. Sie lautete: „Niemals. Lili."

Adrian Drost hob den Kopf, als horche er auf etwas Unverständliches.

Er dachte: Wer ist das — Lili ... Was will die Frau ...

Er öffnete die zweite Depesche. Auch sie enthielt nur ein einziges Wort: „Unwiderruflich."

Adrian Drost zerriß die beiden Depeschen und ließ die Fetzen zu Boden fallen.

Eine Stunde später meldete Ramassan, daß Lord Caversham gekommen sei.

Adrian Drost stand auf und ging dem Engländer entgegen.

Der Engländer war nicht allein gekommen. Er hatte Soldaten mitgebracht. Fünfzig Mann. Magere, braune und kühne Gesichter. Ein Trommler war dabei. Adrian Drost betrachtete die Leute.

Caversham kam auf ihn zu.

„Ist zwischen Ihnen und mir noch eine Unterredung nötig, Herr Drost?" fragte er höflich.

Adrian Drost schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er.

„Dann bedauere ich, Ihnen sagen zu müssen, daß ich von der englischen Regierung beauftragt bin, die deutsche Flagge niederzuholen und die englische zu hissen ..."

Adrian Drost sah dem Manne ins Gesicht.

„Tun Sie, was Ihres Amtes ist," sagte er.

Caversham verbeugte sich und trat zurück. Er gab einen kurzen Befehl.

Einer seiner Leute trat vor und löste die Schnüre an der Fahnenstange.

Das breite Tuch mit den schwarz-weiß-roten Farben sank rauschend auf die Erde und blieb liegen.

Die englischen Soldaten traten ins Gewehr. Caversham hob die Hand. Er nahm die Mütze vom Kopf und hielt sie grüßend hoch.

Die Soldaten präsentierten. Der Trommler schlug einen Wirbel.

An dem Fahnenmast vor Adrian Drosts Hause stieg der Union Jack empor und entfaltete sich breit und leuchtend im Winde.

Die Soldaten gingen auseinander.

Caversham bückte sich und hob die deutsche Fahne auf.

„Ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß diese Fahne Ihr Eigentum ist, Herr Drost . . . Darf ich sie Ihnen zurückgeben?"

„Danke," sagte Adrian Drost.

Er nahm das schwere Tuch. Es glitt aus seinen Händen, daß nur ein Zipfel darin blieb.

Der Engländer rief seine Leute zusammen. Er

ging mitten durch die deutschen Männer hindurch, die sich versammelt hatten und mit Gesichtern voller Wut und Verstörtheit auf die britischen Soldaten und die britische Fahne blickten.

Der Arzt trat auf Adrian Drost zu.

„Was heißt das —!“ fragte er.

Adrian Drost riß sich hoch.

„Meine Freunde,“ sagte er langsam und sehr laut, „das heißt, daß Sie in diesem Augenblick auf englischem Grund und Boden stehen. Das Deutsche Reich gibt uns auf. Ich bin ein geächteter Mann. Meine Sache ist verloren. Das einzige, was mir noch zu tun bleibt, ist, Ihnen die Arbeit, die Sie für mich geleistet haben, in einer Weise zu vergüten, daß Sie keinen Schaden durch die Verbindung mit mir erleiden. Ob Sie nach Deutschland zurückkehren, in eine deutsche Kolonie gehen oder in englische Dienste treten wollen, steht jedem einzelnen von Ihnen frei. Ich bitte Sie alle, mir zu vergeben, daß ich Sie in diese Lage gebracht habe. Mein Wille war gut und meine Absicht die beste. Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen . . .“

Er wandte sich um und ging ins Haus, die Fahne hinter sich drein schleppend. Keiner folgte ihm. Die Männer standen beisammen, und der Arzt sprach auf sie ein. Und es war keiner, der nicht die Fäuste geballt hätte.

Aber der Union Jack flog unbekümmert über ihren Köpfen hoch im Winde.

Und Adrian Drost ging und machte ein Feuer an auf dem offenen Herd in der Küche. Und als es hoch loderte, warf er die Fahne hinein und verbrannte sie.

In den Tagen, die diesem Tage folgten, lebte er nicht; er arbeitete nur.

Er ließ jeden der Männer, die in seinen Diensten gestanden hatten, zu sich kommen und sprach mit ihnen über die Art, in der sie ihre Zukunft gestalten wollten. Und er gab ihnen, daß sie reich wurden, und duldete nicht, daß sie ihm dankten.

Einige traten in englischen Sold, einige wollten nach Ostafrika, um sich dort anzusiedeln. Nach Europa zurück mochte keiner.

Nach Verlauf einiger Wochen kam Caversham wieder, um mit Adrian Drost wegen des Ankaufs seines persönlichen Eigentums zu verhandeln. Sie kamen sehr bald überein. Es war dem Verhalten des Engländers anzumerken, daß er den Auftrag hatte, jedes Entgegenkommen zu üben und jede Summe zu zahlen. Adrian Drost verkaufte ihm alles bis auf einen Fleck Erde, so groß, daß ein Mann ihn in drei Stunden durchqueren konnte. Dort wollte er bleiben. Das Haus, in dem er mit seiner jungen Liebe hatte wohnen wollen, stand da und war leer.

An einem Tage, als er im Begriff stand, von der Stätte seiner Arbeit fort und in die Einsamkeit zu gehen, kam Alfred Heimdal.

„Warum bist Du noch einmal gekommen?“ fragte Adrian Drost ohne Freude. „Weißt Du nicht, was hier geschehen ist?“

„Ich weiß alles. Ich wollte zu Dir . . .“

„Ich danke Dir, Alfred . . . Ich will nun niemand mehr um mich haben . . . Ich will mit der Erde, dem Gras und den Tieren leben. Ich muß weiterleben, denn sie ließ es mich schwören, und ihr bricht man keinen Schwur . . . Aber ich will tiefste Stille um mich haben . . .“

„Ich weiß,“ sagte Alfred Heimdal, „warum Marie Dich schwören ließ, ihr nicht zu folgen. Sie hoffte, daß der Tag kommen wird, an dem Dein Volk Dich braucht und ruft . . .“

„So sagte sie — ja . . .“

„Der Tag wird kommen, Adrian — trotz allem . . Der Tag wird kommen!“

Adrian Drost schüttelte den Kopf. Er lächelte mit seinem bitteren Munde.

„Glaubst Du das im Ernst?“ fragte er langsam. „Ich nicht . . .“

„Doch, Adrian . . . Du glaubst es auch . . . Im tiefsten Grunde Deines Herzens, unter aller Enttäuschtheit und Verbitterung, die ihn zudecken und ersticken wollen, ist in Dir der Glaube an Deinen kommenden Tag . . . Gedanken wie die Deinen lassen sich nicht ersticken. Die Menschheit muß ihr Erbe antreten. Was stark und guten Willens im deutschen Volke ist, wird eines Tages fordern, was Du schenken wolltest. Und die Menschen, die Dich jetzt nicht kennen, werden Dich lieben und sich danach sehnen, Dir zu danken . . .“

Adrian Drost blickte vor sich hin.

„Vielleicht wirst Du recht behalten,“ meinte er. „Ich hoffe es für das deutsche Volk. Aber mich, siehst Du, kann es nicht mehr erreichen. Ich bin von meinem Werke losgelöst und gehe fort, um endlich ganz einsam zu sein. Du selber hast einmal gesagt: Es kommt darauf an, was geleistet wird — nicht darauf, wer es leistet. Sie brauchen mich nicht mehr. Und darüber bin ich froh . . .“

„Aber wenn sie Dich brauchen, Adrian — wirst Du Dich ihnen verweigern?“

Adrian Drost gab nicht gleich eine Antwort.

Nach einer Weile sagte er: „Ich habe Caversham gefragt, ob er tatsächlich glaube, daß England dem Deutschen Reiche den Krieg erklärt hätte, wenn wir dieses Gebiet als deutsches Eigentum unter deutschen Schutz gestellt hätten. Er verneinte. Und als ich ihn fragte, woher er das so sicher zu behaupten wage, meinte er — und ich werde nie die Kälte und Entschlossenheit seiner Augen vergessen —: ‚Warum sollten wir das tun? Die Kraftprobe zwischen England und Deutschland kommt naturnotwendig. Dann fallen uns die deutschen Kolonien als reife Früchte in den Schoß . . .‘ Alfred, wenn die Stunde kommt — sage es allen Menschen da drüben, daß sie die Stunde wahrnehmen sollen . . .“

„Du wirst es ihnen selber sagen, Adrian . . .“

„Niemals,“ sagte Adrian Drost.

Und er und sein Freund nahmen Abschied voneinander.

Niemand begleitete Adrian Drost auf seinem Wege in die Einsamkeit. Nur sein kleiner schwarzer Hund ging mit ihm.

Die Sonne war schon im Untergehen, als die Freunde ihre Hände lösten und sich trennten. Adrian Drost ging über das Land, das nicht mehr sein war, und sah sich nicht um.

Aber Alfred Heimdal stand noch lange und sah ihm nach, wie er, groß und hager, die Hände in den Taschen seines Rockes, mit tief gesenktem Kopfe über die Steppe schritt, und wie die westliche Sonne einen roten Schimmer um seine Gestalt zeichnete.

Sein kleiner schwarzer Hund lief hinter ihm drein.

Ende.



Dr. Schwander,
der neue Statthalter von Elsaß-Lothringen (bisher Bürgermeister von Straßburg).
Phot. Ed. A. Birlo.



Die große Szene aus Ludwig Biros Kriegsstück „Hotel Stadt Lemberg" in der Aufführung des Berliner Residenz-Theaters.
Der russische General Juschkewitsch (Julius Falkenstein), das Stubenmädchen Anna (Paula Somary), Hauptmann Skobelew (Direktor Dr. Robert). Phot. Zander & Labisch.



Dr. v. Delbrück,
der neue Chef des Zivilkabinetts.
Phot. F. W. Larsch.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: am — an — bu — cha — chem — con — da — dampf — e — ei — fla — gran — in — ke — lo — mer — mu — na — nat — ne — nel — nitz — pe — ran — rett — ri — rum — schiff — se — ta — ter — ti — ti — u — u — vid — wall — wurz — sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen zeitgemäßen Wunsch aus Goethes „Zahme Xenien" ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Metall, 2. Körperteil, 3. biblischen König, 4. Blume, 5. Kanton, 6. Schlange, 7. Verkehrsmittel, 8. Nordseeinsel, 9. Vogel, 10. Industriestadt, 11. Sessel, 12. juristischen Ausdruck, 13. Musikstück, 14. Wiesenpflanze, 15. Säugetier, 16. Gefäß.

Wert aus Unwert.

Meinst Du, ich hab' keinen Wert?
Ei, so brauch' mich umgekehrt.

Entschwunden.

Beim Rechnen kennt man's
Und man kennt's beim Heere.
Ein e schieb ein —
Es schwebt in anderer Sphäre.

Lieber nicht.

Lampen, Mägde, Feuer, Gatten,
Alle dürfen sich's gestatten;
Aber tun's Humor und Geld,
Ist es schlimm um uns bestellt.

Lösungen aus Nummer 42.

Silben-Rätsel: „Leidenfrei ward keiner noch geboren." Schiller, Iphigenie in Aulis.
1. London, 2. Elle, 3. Isar, 4. Domino, 5. Ejub, 6. Novelle, 7. Fingerring, 8. Roßbach, 9. Eldorado, 10. Iran, 11. Weber, 12. Antenne, 13. Ramadan, 14. Diabelli, 15. Kemenate.

Vergangenheit und Gegenwart: Abenteuer, Abend teuer.

Intuition: Monument, Moment. Nu.

HUMOR

„Sehen Sie," sagte der Zauberkünstler zu dem jungen Mann, den er auf die Bühne gerufen hatte, „jetzt habe ich Ihre Taschenuhr in das seidene Tuch gelegt." — „Jo." — „Sie können sie fühlen." — „Ja." — „Und sie ticken hören?" — „Tatsächlich, aber —" — „Aber was?" — „Sie ging ja schon seit drei Wochen nicht mehr!"

*

Im Gastzimmer des Hotels einer kleinen Stadt sitzen zwei Reisende. Der eine tut sein Möglichstes, um den ihm unbekannten und überaus schweigsamen Tischnachbar in ein Gespräch zu verwickeln, findet aber wenig Entgegenkommen. Schließlich stellt er die Frage: „Sagen Sie, haben Sie in Ihrem Zimmer auch so viel Wanzen?" — Worauf der andere gelangweilt meint: „Da müßte ich doch erst wissen, wie viel Sie in Ihrem Zimmer haben!"

*

„August," sagte die Frau Kommerzienrat zu dem Diener, „immer pfeifen Sie so abscheuliche Gassenhauer, das macht mich ganz nervös." — „O nein, gnädige Frau," antwortete August, „nur beim Stiefelputzen tue ich das, nachher, wenn ich das Silber abwasche, pfeife ich eine Sonate von Beethoven."



„Lieber Gott, laß die Preise für Auslandskonfekt sinken!"

*

„Was heißt denn das? Seit acht Tagen sind Sie erst verheiratet und schon stehen Sie hier, weil Sie Ihre Frau mißhandelt haben! Was meinen Sie dazu, wenn wir Sie zu vier Monaten Gefängnis verurteilen?" — „Das würde allerdings unsere Flitterwochen eklig stören!"

*

„Donnerwetter, was haben Sie für einen feinen neuen Hut auf, Herr Klein!" — „Neu? Vor drei Jahren hab' ich ihn gekauft, zweimal habe ich ihn aufdämpfen lassen und ihn gestern in einem Restaurant vertauscht!"

*

„Sonderbar, die Waren haben Sie gestohlen und die gefüllte Kasse haben Sie gar nicht berührt!" — „Ja, Herr Vorsitzender, darüber hat meine Frau auch schon mächtig geschimpft!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

3. November
1918
Nr. 44
27. Jahrgang

Einzelpreis
des Heftes
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Der Panzerwagenführer.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

B i l d e r v o m T a g e



Graf Michael Karolyi, der vielgenannte ungarische Politiker, Führer der radikalen Gruppen.

Die Räumung besetzter Landesteile in Frankreich und Belgien und der Vormarsch der Alliierten haben die Bevölkerung jener Gebiete plötzlich in die Kriegszone versetzt und eine Panik unter den Bewohnern hervorgerufen, deren die deutschen Militärbehörden kaum noch Herr zu werden vermögen. Der Kriegsberichterstatter unseres Verlages Hans Kyser gibt über die dort herrschende Zustände die folgende anschauliche Schilderung: „Bisher haben wir die Bevölkerung der unmittelbar in der Kriegszone liegenden Ortschaften und Städte abtransportieren können, aber natürlich reichen unsere Transportmittel, die schon von unseren militärisch notwendigen Maßnahmen auf das äußerste in Anspruch genommen sind, keineswegs aus, um die Hunderttausende in Sicherheit zu bringen, die entgegen unseren ausdrücklichen Warnungen sich der allgemeinen Massenflucht auch aus den noch nicht unmittelbar bedrohten Städten anschließen. Lille, Roubaix und andere Ortschaften beginnen sich langsam zu entvölkern. Alle Straßen sind von Fliehenden gestopft voll, die all ihr Hab und Gut zurücklassen, obdachlos und der größten Not preisgegeben, im Lande umherirren. Sie fürchten das Schicksal, das die Engländer St. Quentin, Cambrai und Douai bereitet haben, und weisen mit Entschiedenheit unsere Aufforderung zurück, in den Ortschaften zu bleiben, bis wir sie geordnet ins Hinterland abschieben können. Allein im Bereich einer Armee sind hunderttausend Flüchtlinge gezählt und auf der ganzen ungeheuren Schlachtfront von Flandern bis zur Maas sind Hunderttausende der bejammernswerten Opfer der gegnerischen Offensive von ihrer Heimat vertrieben. Für diese Unglücklichen ist das Schlimmste zu befürchten.



Graf Julius Andrassy, der Nachfolger Burians als österreichisch-ungar. Minister des Aeußern.



Der reiche Kartoffelsegen in Westfalen: „Hamsterbetrieb" auf einem westfälischen Kleinstadt-Bahnhof.
Phot. Miesler & Klein.



Auf den Dorfstraßen in Frankreich: Flucht der französischen Bevölkerung vor der Beschießung ihrer Wohnstätten durch die Engländer.



Deutsches Infanterieflugzeug, das vollkommen aus Metall gebaut ist und einen gepanzerten Motor hat.



In Petersburg unter der Bolschewisten-Herrschaft: Eine Verhandlung vor einem der primitiven neuen Volksgerichtshöfe.
Nach der Zeichnung eines russischen Mitarbeiters einer englischen Zeitschrift.



Chaos. Gemälde von Erich Waske
in der soeben eröffneten Herbst-Ausstellung der Berliner Sezession.
Phot. Rieß.

AUS DER AUSSTELLUNG DER BERLINER SEZESSION

Wieder sind es die jungen und jüngsten der deutschen Künstler, die der Winterausstellung der Berliner Sezession Eigenart und Ausdruck geben. Unaufhaltsam drängen hier neue Maler mit neuen Idealen in den Vordergrund, und ihr starkes Wollen ist berechtigt, Forderungen zu stellen, die man anerkennen muß. Oder doch anerkennen soll. Zumal ihr Streben — ihr Willen — von einem Können unterstützt wird, das mit deutlicher Stimme spricht. Ist auch noch vieles ungeklärt, so steht doch das eine fest, daß die neue Malkunst — wie ja jede neue Kunst — über das Alte fort zu höheren Zielen schreiten will.



Mein Großvater und ich.
Gemälde von Prof. H. S. Linde-Walther.

Das will sagen, daß mit den überkommenen Mitteln neue und reichere Ausdrucksmöglichkeiten gegeben werden sollen. Das will sagen, daß der Malerei eine neue Provinz erobert werden soll. — In dieser Sezessionsausstellung treten „die Jungen" in geschlossener Phalanx an, und die Reihe ihrer sehr verschiedenen Kunstwerke bedeutet einen Sieg für sie. Bruno Krauskopf, Franz Heckendorf, Erich Klossowski, Erich Waske, Magnus Zeller, Carl Schwalbach ... um einige Namen zu nennen, geben in diesem Konzert den Ton an. Von dem brutalen, fast gespenstischen „Chaos" des Erich Waske bis zu Schwalbachs hindämmernden, in milde Farben aufgelösten Frauenbildnissen schwingen viele Töne, aber alle kommen aus einer großen, hinreißenden Grundmelodie, aus dem erhebenden Schöpfergesang ringender Kräfte.



Kriegsausbruch in Italien.
Gemälde von Magnus Zeller in der neuen Ausstellung der Berliner Sezession.

Rückkehr in die Heimat / Bilder vom Gefangenenaustausch



Rückkehr von Austauschgefangenen in die Heimat.
Begrüßung in Konstanz.

Abseits der Kampfgebiete, in weitem Bogen um sie herum, vollzieht sich seit dreieinhalb Jahren, bald stärker pulsierend, bald stockend, die Heimbeförderung der unglücklichen Kriegsopfer, die als Schwerverwundete in Feindesland fielen und zu den körperlichen Leiden die Seelenqual der Gefangenschaft zu erdulden hatten. Am Neujahrstage 1915 richtete Papst Benedikt an die Oberhäupter der kriegführenden Staaten einen telegraphischen Vorschlag auf Auswechslung der für den Heeresdienst untauglich gewordenen Kriegsgefangenen. Die dankbar aufgenommene menschenfreundliche Anregung wäre bei dem Versuche, sie zu verwirklichen, auf kaum zu überwindende Schwierigkeiten gestoßen, wenn sich nicht alsbald die neutralen Staaten, allen voran die Schweiz, bereitwillig ihrer angenommen und sich in ihren Dienst gestellt hätten. Nachdem auf Schweizer Boden die ersten Beratungen zwischen den Beauftragten der Kriegführenden über Art und Umfang des Austausches stattgefunden hatten, übernahm das Schweizer Rote Kreuz, tatkräftig von den Schweizer Behörden unterstützt, die praktische Durchführung der weitverzweigten, mühevollen, aufopferungsreichen Aufgabe. Schon am 4. März 1915 traf der erste Zug mit kriegsbeschädigten deutschen Kriegern aus Frankreich über Genf und Zürich in Konstanz auf heimatlichem Boden ein, und an demselben Tage durchquerte, von Konstanz kommend, der erste Transport französischer Austausch-Kriegsbeschädigter die Schweiz. Eine Zeitlang, ehe entsprechende Abmachungen mit Holland getroffen waren, das dann gleichfalls in hohem Grade dem humanitären Werke seine Mitwirkung lieh, langten deutsche Gefangene auch aus England über die Schweiz in Konstanz an. An der Spitze des deutschen Empfangsausschusses in Konstanz stand die ganze Zeit über Prinz Max von Baden, der jetzige Reichskanzler, nicht etwa als bloße Repräsentationsfigur, sondern ganz an dem Werke beteiligt und bei der Ankunft der Invalidenzüge fast jedesmal persönlich anwesend. Im Norden war es das schwedische Rote Kreuz unter Leitung des Prinzen Karl, Bruders des Königs Gustaf, das der leidenden Menschheit in der Gefangenenfürsorge und beim Gefangenenaustausch die wertvollsten Dienste leistete. Mitte August 1915 nahm das Rote Kreuz Schwedens den ersten aus Rußland kommenden Lazarettzug mit deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten feierlich in Empfang. Dem Invalidenaustausch zwischen den beiden kriegführenden Lagern folgte die Heimbeförderung der in Gefangenschaft geratenen Sanitätsmannschaften, später einigte man sich teilweise auf Entlassung gewisser anderer Kategorien (z. B. von kinderreichen Familienvätern nach jahrelanger Gefangenschaft), daneben ging die Auswechslung dienstuntauglicher Zivilgefangener vonstatten. Vielen Tausenden körperlich Niedergebrochenen leuchtete auf diese Weise das Glück der Wiederkehr in die Heimat, die erschüttert sie in ihre Arme schloß.



Deutsche Soldaten, die aus der Gefangenschaft in Sibirien zurückgekehrt sind.



Austauschgefangene in der Schweiz.



Oesterreichisch-ungarische Austauschgefangene, die in Rußland eine ihrer heimatlichen Uniform ähnliche Bekleidung erhalten haben.



Phot. Bild- u. Film-Amt.

Der Reichskanzler, Prinz Max von Baden, im Gespräch mit Austauschgefangenen in Konstanz.

DER WEISSE ADLER

ROMAN VON RICHARD SKOWRONNEK



Zeichnung von Edmund Fürst.

I.

Es muß daher mit allem erforderlichen Nachdruck ausgesprochen werden: Bei der gegenwärtigen Regierungsvorlage handelt es sich nicht um ein neues, bei geschickterer Verwaltung vielleicht entbehrliches Kampfgesetz gegen das Polentum, sondern um eine von bitterer Notwendigkeit erzwungene Maßregel zum Schutze des schwer bedrängten Deutschtums! Die Rollen zwischen Polen und Deutschen in unseren Ostmarken sind längst vertauscht. Nicht die Polen sind die Unterdrückten oder Angegriffenen, sondern wir!

Als ein stolzer, aus Ewigkeitsquadern gefügter Bau steht das Königreich Preußen, die Vormacht in deutschen Landen, da. Nur einer seiner Eckpfeiler — der im Osten — ist nicht aus dem gleichen unzerstörbaren Granit errichtet wie die anderen. Und braust eines Tages der gewaltige Sturm über die Welt, dessen unheilkündende Zeichen schon lange am Himmel stehen, bricht dieser Pfeiler zusammen. Weil er nur noch von außen wie Stein aussah, innerlich längst morsch war. Mit ihm aber wankt und stürzt das ganze Haus. . . ."

Der Geheime und Vortragende Rat im Ministerium des Innern, Freiherr Ulrich von Dolinga-Dolinowski, legte die Feder nieder und wandte die hohe Stirn, auf der einst, in froheren Jugendtagen, der weiße Stürmer der Sachsenpreußen gesessen hatte, nachdenklich dem Fenster zu.

Noch Bogen um Bogen hatte er zu füllen, wenn er seiner Aufgabe gerecht werden wollte: an der Hand aktenmäßigen, amtlichen Materials ein überzeugendes Bild der unerträglichen Zustände in Posen, Westpreußen und Oberschlesien zu geben. Mit einem Seufzer aber gestand er sich ein, aller darauf verwandte Fleiß und Scharfsinn war wohl verlorene Mühe. Bei der gespannten äußeren Lage erschien es ihm ausgeschlossen, daß dieser Gesetzentwurf jemals das Licht der Oeffentlichkeit erblickte. Auf allen Seiten war der politische Horizont von dunklen Wolken umzogen, jeder Augenblick konnte das Unwetter bringen. Und wenn es kam, brach es zuerst wohl im Osten los. . .

Ein Bote aus der Anmeldestube betrat geräuschlos das Zimmer, räusperte sich leicht. Herr von Dolinga hob unwillig den Kopf. „Ich habe doch befohlen, mich unter keinen Umständen zu stören!"

„Sehr wohl, Herr Geheimer Regierungsrat, aber der junge Herr ließ sich nicht abweisen. Und weil er doch . . also da ist seine Karte."

Der Geheime Rat warf einen Blick auf das schmale Blättchen: „Freiherr von Dolinga-Dolinowski, Regierungsassessor" stand da zu lesen. Er sprang mit freudigem Gesichte auf, eilte an die Tür, und als er die schlanke und elegante Figur des angemeldeten Besuchers auf dem Gange erblickte, rief er: „Ja Viktor, Du? . . . . Das ist natürlich etwas anderes! Aber eigentlich hatte ich Dich schon gestern erwartet?! . . ."

Die beiden Stiefbrüder umarmten sich, der jüngere sagte: „Ja, verzeih', lieber Ulrich, ich kam von Düsseldorf nicht los, mußte noch einen Tag zulegen. Nicht eine, sondern zwei Garnituren Kollegen und Freunde tranken mich fort, da konnte ich nicht anders . . ." Daß er trotzdem schon seit gestern in Berlin war, hinter einer weiblichen Reisebekanntschaft her, verschwieg er.

„Wenn Du mir wenigstens ein kurzes Telegramm geschickt hättest!"

„Entschuldige, aber ich war die ganzen letzten Tage in einem solchen Trubel . . . Die hundert Abschiedsbesuche dazu. . . ."

Ueber das starkknochige, von einem kurzgehaltenen, grauen Vollbart umrahmte Gesicht des Aelteren glitt ein Schatten. „Na gut, ich bin ja an schlechte Behandlung gewöhnt! Nur für gestern hatte ich in meinem Junggesellenheim eine festliche Bewirtung vorbereitet. Jetzt mußt Du vorlieb nehmen, wenn ich Dich in einen banalen Gasthof zum Essen führe. Aber, bitte, leg' doch endlich Deinen Hut weg und nimm Platz. . . ."

Viktor von Dolinga sah sich in dem Amtszimmer seines Bruders um. In der Mitte stand ein langer und breiter Tisch. Ganze Stapel von Büchern, Broschüren, Akten und dicken blauen Heften, in denen eingeklebte Zeitungsausschnitte aufbewahrt wurden, ließen neben der grünbeschirmten elektrischen Lampe kaum den Platz für die Schreiblampe frei. An den mit einer hellgrauen, sicherlich sehr hygienischen Lack-

... getünchten Wänden hohe Schränke aus gelb poliertem Holz, an der Rückwand, gegenüber der Tür, als einziger Schmuck ein Kaiserbild in schmaler vergoldeter Leiste. Sonst nichts in dem vom Geruche alten Papiers erfüllten, nüchternen Raume, was davon gesprochen hätte, daß der hier hausende Mensch neben seinem amtlichen noch ein eigenes, persönliches Leben führte. Keine Blume in schlanker Vase, auf der das aktenmüde Auge für eine Minute hätte ausruhen können, keine gerahmte Photographie auf dem Schreibtische, die ein liebes Frauenantlitz zeigte. . . . Aus den Fenstern aber ein Blick auf einen staubigen, gepflasterten Hof, dem drei Fronten ähnlicher Fenster in grauer Wand als Umrahmung dienten. Hinter all diesen Fenstern aber saßen pflichttreue preußische Beamte in ebenso nüchternen Zimmern wie der Geheime Rat von Dolinga. . . Den Jüngeren fror bei dem Gedanken, auch er könne einmal in diesem Hause enden, das grau und unfreundlich auf seinen Fundamenten ruhte, wie eine Versteinerung jener kategorischen Formel, die ein preußischer Philosoph als höchstes Sittengesetz aufgestellt hatte. . . . Und er nahm sich vor, bei der kommenden Aussprache unter allen Umständen seinen Willen durchzusetzen.

Der Geheime Rat von Dolinga hatte den Blick, mit dem sein Stiefbruder sich umsah, wohl verstanden. Auch er konnte sich ein vergnüglicheres und leichteres Leben vorstellen als das eines mit Arbeit überbürdeten Vortragenden Rates im Ministerium des Innern. Zum Beispiel als freier Mann auf eigener Scholle sitzen, ein ordentlicher Landwirt werden, seine Rehböcke, Hasen, Hühner und Fasanen schießen. Es ging nicht, zum Ankauf eines Gutes langte es nicht mehr, nicht einmal auf sein Geheimratsgehalt durfte er verzichten. Die Herrschaft Friedrichstein war schon von dem verstorbenen Vater veräußert worden, um die Launen einer jungen Frau zu befriedigen, deren Verschwendungssucht nur noch von ihrer Schönheit übertroffen wurde. . . . Die traurige Geschichte von dem alternden Manne, der in zweiter Ehe eine blendend schöne, von allen Seiten umschwärmte Zwanzigjährige geheiratet hatte . . . aus allervornehmstem Hause und über die Maßen verwöhnt, aber arm wie eine Kirchenmaus. . . . Sein eigenes Vermögen aber, das er von der Mutter geerbt hatte, einer geborenen Bensinck aus Hamburg, war schmäler und schmäler geworden, weil der elegante junge Herr da am Fenster von der geborenen Komtesse Napieha neben einer ins Männliche übertragenen Schönheit auch den leichten Sinn geerbt hatte. Den leichten Sinn und die unbekümmerte Art, die sorglos Geld verstreute, ohne viel darüber nachzudenken, daß das Vermögen des älteren Stiefbruders doch mal ein Ende nehmen könnte! Und neben dem Vermögen die Langmut. . . . So wie bisher durfte das nicht weitergehen. Schließlich hatte er selbst doch auch noch gewisse Ansprüche ans Leben. . . . Und der Geheimrat von Dolinga begann nach einem leichten Räuspern, das ihm die — wie immer vor so peinlichen Aussprachen — beklommene Brust freimachen sollte, in leidlich festem Tone:

„Lieber Viktor, Du weißt, daß ich nur sehr ungern die Rolle eines strengen Moralpredigers spiele."

Der Jüngere fuhr zusammen. Er war mit seinen Gedanken ganz wo anders gewesen. Eine „Helene Ostermann" — so lautete der Name auf der polizeilichen Anmeldung, die er sich von dem gefälligen Hotelportier hatte zeigen lassen — reiste doch nicht mit Diener und Kammerjungfer? Mit einer Jungfer, die fließend französisch, und einem Diener, der polnisch sprach? . . . Das heißt, soweit er das beurteilen konnte. Es konnte auch russisch gewesen sein. . . .

„Verzeih'", sagte er, „was meintest Du eben? Ich war noch nicht ganz bei der Sache. . . ."

„Dann muß ich Dich bitten, von jetzt an recht aufmerksam zuzuhören," erwiderte der Geheime Rat schärfer, als er beabsichtigt hatte. „Es handelt sich um eine Aussprache, von deren Ergebnis unser ganzes zukünftiges Verhältnis abhängen wird."

„Entschuldige, ich konnte nicht ahnen, daß Du gleich in der ersten Minute meine kleinen Sünden zum Gegenstand eines hochnotpeinlichen Verfahrens . . ."

„Einen Augenblick," unterbrach ihn der Aeltere. „Nennst Du das auch ‚kleine Sünde', daß ich vor einigen Wochen dreißigtausend Mark Spielschulden für Dich bezahlen mußte?"

„Na ja . . . ich habe mir auch die wahnsinnigsten Vorwürfe darüber gemacht! Aber ich war zu 'nem Liebesmahl bei den Ulanen gewesen, ging hinterher noch — leicht angesäuselt — hinauf in den Klub. Da passierte das Malheur. Und ich habe Dir doch geschrieben, es soll definitiv das letzte Mal gewesen sein. . . ."

„Lieber Viktor," sagte der Geheime Rat ernst, „solcher Versprechungen habe ich mehr als ein Dutzend in der Schublade meines Schreibtisches liegen. Du darfst mir nicht übel nehmen, wenn sie mir nicht mehr als hinreichende Bürgschaft erscheinen. Ich habe zunächst also dafür gesorgt, daß Du aus Düsseldorf fortkamst. . . . Das Pflaster dort war mir zu teuer. . . ."

Der Assessor sprang auf, auf seiner weißen Stirn zeichnete sich eine feine blaue Ader ab. „Ach, die Verschmetterung in das kleine ostpreußische Nest verdanke ich also Dir?"

Jetzt reckte sich auch der Aeltere aus seiner immer ein wenig gebeugten Haltung auf, und es zeigte sich, daß er der hochgewachsenen Gestalt des jüngeren Bruders fast um Hauptes länge überlegen war.

„Ja, hast Du Dir vielleicht eingebildet, man wäre in der Personalabteilung des Ministeriums von allein auf Deine hervorragenden Verwaltungstalente — sie zeigten sich, unter uns, bisher vornehmlich in Reiten, Karten- und Tennisspielen, Musizieren, Versemachen, Malen und ähnlichen brotlosen Künsten — ja also man wäre dort von **selbst** auf Dich verfallen? . . . Und wenn Du von einer ‚Verschmetterung' sprichst, so zeigt mir das deutlich, daß Du Dir noch immer nicht klar gemacht hast, wie ernst eigentlich Deine und meine Lage ist! Es geht nicht an, daß Du das bisherige Leben weiterführst, Du mußt im Interesse Deiner zukünftigen Laufbahn mit aller Energie zu arbeiten anfangen! Dazu hast Du als kommissarischer Landrat des Kreises Heinrichsburg reichliche Gelegenheit. Der Kreis erfreut sich im Ministerium ganz besonderer Beachtung. Er ist durch das Eindringen reinpolnischer Großgrundbesitzer und Bauern, das dort schon seit Jahren eingesetzt hat, stark bedroht. Ich habe lange geschwankt, ob ich es mit meinem Gewissen als preußischer Beamter vereinigen dürfte, Dich an eine so verantwortliche Stelle zu setzen. Da ich aber weiß, daß Du Hervorragendes leisten kannst, wenn Du **willst**, so habe ich mich entschlossen, diese Verantwortung zu übernehmen. Ich vertraue darauf, Du **wirst** wollen, denn meine weiteren Auseinandersetzungen werden Dir zeigen, daß in Deinem Leben unter allen Umständen eine vollkommene Wendung einzutreten hat!"

Dem Jüngeren schien es geraten, ein wenig einzulenken. Predigten hatte es schon immer früher, bei jeder Zusammenkunft, gesetzt. Diesmal aber war der Ton ein so nachdrücklicher und entschiedener. . . .

„Na ja," sagte er, „aber ich möchte Dir doch zu bedenken geben, daß **Du** es warst, der mir meinen Beruf ausgesucht und aufgenötigt hat! Begabung und Neigung wiesen mich auf einen ganz anderen Weg. Und wenn ich ehrlich sein soll . . ."

Der Geheime Rat hob die Hand. „Ich weiß, Du hast mir vor einiger Zeit in einem Deiner Briefe etwas Aehnliches angedeutet. Da ich nun nicht der unmoderne Mensch und verknöcherte preußische Beamte bin, den Du aus Mangel an näherer Bekanntschaft in mir zu sehen scheinst, so habe ich Deine in meinem Besitz befindlichen künstlerischen Versuche von Sachverständigen prüfen lassen. Das Urteil war vernichtend. Deine Skizzen in Pastell und Kreide stehen auf derselben Stufe wie Deine Kompositionen und Gedichte: alles mit modern scheinenden Mittelchen künstlich aufgeputzter, schlimmster Dilettantismus!"

Der Assessor zuckte die Achseln. „Werden schöne alte Bonzen sein, denen Du meine Arbeiten gezeigt hast! . . . **Mir** hat Professor Hilbrich in Düsseldorf — eine europäische Berühmtheit, und er verkauft jährlich für hunderttausend Mark Bilder — also er hat mir nach eingehender Prüfung meiner Skizzen gesagt, es wär' eine Sünde gegen mich selbst und die Kunst, wollte ich mein großes Talent brach liegen lassen! Er wäre mit Freuden bereit, mich als Schüler anzunehmen."

„Zu wieviel Mark die Stunde?"

„Darüber haben wir nicht gesprochen. Ich war ja Deiner Einwilligung nicht sicher."

„Na, dann frag' ihn einmal! . . Sag' ihm aber zugleich: Mein älterer Stiefbruder, der mir bisher einen höheren Zuschuß gegeben hat, als sein Geheimratsgehalt beträgt, der mir außerdem regelmäßig alle Jahre zwischen vierzig- und fünfzigtausend Mark Schulden bezahlt hat, verweigert die Einwilligung! Sie müssen also so freundlich sein, mich auf Kredit oder umsonst zu unterrichten, Herr Professor! . . . Ich bin neugierig, was er Dir antworten wird."

Viktor von Dolinga brauste auf. „Die Art, wie Du mir Deine Wohltaten vorwirfst, könnte mich reizen, es auszuprobieren! . . . Aber hab' keine Angst, Du wirst das Geld, das Du mir gegeben hast, nicht verlieren. Im schlimmsten Falle verkauf' ich mich an eine der Schlotprinzessinnen, die in Düsseldorf und Umgebung ja zu Dutzenden wachsen. Jede von ihnen könnte ich haben, brauchte nur die Hand auszustrecken. . . ."

„Meinst Du, **mir** macht diese Auseinandersetzung Vergnügen? Kannst Du Dir nicht denken — oder vielmehr: müßtest Du aus meinem bisherigen Verhalten nicht mit Notwendigkeit schließen — daß ich Dich herzlich gerne Dein bisheriges Leben fortsetzen ließe? . . . Wenn es ginge? . . . Du bist, wenn nicht etwas ganz Unvorhergesehenes passiert, einmal mein Erbe. Sollte es da nicht auch in Deinem Interesse liegen, daß ich nicht allzu wenig hinterlasse? . . ." Und als der andere schwieg, fuhr der Geheime Rat in noch herzlicherem Tone fort:

„Sieh, Viktor . . . als unser lieber Vater nach der Scheidung von Deiner Mutter so langsam einging — Du warst damals sechs Jahre alt — vermachte er Dich mir. Er legte mir damit eine schwere Last auf die Schultern — ich habe sie treulich getragen, das Zeugnis darf ich mir wohl ausstellen. Der einzige Vorwurf, den ich mir machen muß: Ich war zu nachsichtig, hätte Dich schon früher schärfer anfassen müssen, als Du vielleicht noch zu biegen warst! Daß ich's nicht tat, hatte seine besonderen Gründe, über die ich nur mir selbst Rechenschaft abzulegen habe. Von Jahr zu Jahr hoffte ich immer, die Selbsterziehung, um die ich Dich in jedem meiner Briefe und bei jeder unserer Aussprachen bat, würde endlich einsetzen, die erwünschte Frucht tragen. Es war nicht der Fall, da mußte ich jetzt mit fester Hand durchgreifen. Die Zeiten, wo ich Deinen jährlichen Verbrauch aus den Zinsen meines mütterlichen Vermögens bestreiten konnte, sind längst vorbei. Ich besitze nur noch um weniges mehr als dreimalhunderttausend Mark. Du kannst Dir selbst ausrechnen, wie lange die reichen, wenn Du weiter dieselben Ansprüche stellst wie bisher. Vielleicht sagst Du Dir aber mal selbst: Es liegt auch in **Deinem** Interesse, wenn ich jetzt endlich bremse. . . ."

Der Jüngere fühlte es heiß in die Augen steigen, aber er wehrte sich dagegen, wandte das Gesicht in den Schatten. „Du kannst mich ja jeden Augenblick aufs Trockne setzen, wenn es Dir beliebt! Habe ich denn an Dich irgendwelche legale Ansprüche? . . ."

Der Geheime Rat schüttelte bekümmert den Kopf. Seine schon stark ergrauten Haare zeugten von vielen arbeits- und sorgenreichen Nächten.

„Du hast den Anspruch, daß Du mein lieber junger Bruder bist! Ich aber habe den, daß ich Dich mit heißer Liebe und brennendem Ehrgeiz an dem Platze sehen möchte, auf den Dich Deine außerordentliche Begabung hinweist! . . . **Ich** bin nur ein mittelmäßiger und schwerfälliger Mensch. . . . Hätte ich nicht meinen eisernen Fleiß, hätte ich's nicht mal zu der bescheidenen Stellung hier gebracht. . . . Und ich habe den Blick, mit dem Du Dich vorhin zwischen diesen nüchternen Wänden umsahst, wohl bemerkt. Glaub' mir, mein Junge, wenn ich nicht **müßte**, auch ich bliebe keine vierundzwanzig Stunden mehr hier! Was ich leiste, können hundert andere auch, denen ich durch mein Kleben den Weg versperre. Hilft nichts, ich muß noch eine ganze Weile aushalten. . . . Aber nimm Dir's nicht zu sehr zu Herzen, bisher war es noch zu tragen. Alle Jahre drei Wochen Karlsbad, um meine vergällte Leber zu pflegen, und hinterher vierzehn Tage auf'n Rehbock bei einem meiner Posener oder ostpreußischen Korpsbrüder . . . also das hat meine unerwiderte Liebe zum Leben in freier Natur bisher immer gestillt. Trostlos wäre es nur, wenn ich mir eines Tages sagen müßte: Du alter Esel hast umsonst hier in diesem Mauerloch gesessen. . . ."

Da brach es in dem Jüngeren aus. Mit einem Aufschluchzen warf er sich an die Brust des älteren Bruders, schlang die Arme um ihn.

„Verzeih', Uli, und vergib! Ich bin eine so verdammt egoistische Natur, daß ich . . . Na ist gut, es soll von jetzt an anders werden! . . . Und hättest Du nur längst schon einmal so mit mir gesprochen! . . ."

Der Geheime Rat klopfte ihm begütigend den Rücken: „Na, schon gut, noch ist's ja nicht zu spät! Und jetzt beruhige Dich wieder . . . ich bin mit dem, was ich Dir zu sagen habe, leider noch nicht ganz fertig. Und nimm mir's nicht übel, wenn ich dieser Unterredung einen feierlichen Abschluß gebe. . . . Auch daraus magst Du ersehen, wie ernst Deine und meine Lage ist! Also bist Du bereit, mir mit Wort und Handschlag zu versprechen, daß Du in Deinem neuen Wirkungskreise Deine Pflicht als preußischer Beamter mit dem ganzen Einsatz Deiner Kraft und Deines Willens erfüllen willst? . . Willst Du mir ferner und ebenso feierlich versprechen, daß Du niemals mehr wieder Dich an einen Kartentisch setzen wirst, außer zu einem harmlosen und leichten Spiel

um geringen Betrag? . . . Wenn Du Dir die Charakterfestigkeit zutraust, diese ehrenwörtlichen Versprechungen zu halten, so schlag' ein . . ." Und er streckte dem Bruder die Hand entgegen.

Der Jüngere umspannte sie mit kraftvollem Druck, in den Augen standen ihm die hellen Tränen. „Und o b ich mir's zutraue! . . . Nimm mein feierliches Versprechen, daß ich von meinem Wort auch nicht um Haaresbreite abweichen werde! Und hab' Dank, daß Du mich endlich einmal in Dein gütiges Herz hast sehen lassen! Ich werde es Dir nie vergessen!"

„Unsinn," sagte der Aeltere, um die Rührung abzuwehren, die auch ihn zu übermannen drohte. „Es ist garnicht so doll mit meinem guten Herzen! . . . Aber eins möchte ich noch — um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen — bemerken: Ich verlange durchaus nicht, daß Du nun etwa auf alles verzichten sollst, was Dir Freude gemacht hat. Selbst bei strengster Pflichterfüllung findet man immer einige Muße zu allerhand kleinen Schnörkeln, die man an seiner Lebenslinie anbringen kann. Und nichts schöner, als wenn man dafür, wie Du, über hübsche Talente verfügt. Damit kann man sich selbst und anderen viel Freude bereiten. Und unter den Häusern, die Du im Kreise Heinrichsburg aufsuchen wirst, empfehle ich Dir ganz besonders das meines Korpsbruders Hakenberg. Alte Familie, bodenständig noch von der Ordenszeit her, und — was wenigstens den weiblichen Teil anbetrifft — mit sehr nettem künstlerischem Einschlag. Der Vater ist nur Landwirt und Jäger. Ich glaube also, Du wirst Dich im Ottenwalde — so heißt nämlich das Hakenbergsche Gut — wohlfühlen. Mit ihm, dem Alten, komme ich alle Frühjahr in Karlsbad zusammen, er muß ebenso wie ich seine Leber mit Mühlbrunnen begießen. Und beim letztenmal brachte er Frau und Töchter mit . . . ein paar ganz scharmante junge Damen! . . ."

Viktor von Dolinga hatte nach der Erschütterung, die ihm ans innerste Herz gegangen war, seine heitere Laune wiedergefunden. Er machte ein treuherziges Gesicht und fragte, anscheinend ganz harmlos: „Welche von den beiden hast Du denn für mich ausgesucht? Die ältere oder die jüngere?"

Und der Geheime Rat fiel arglos auf die listige Frage hinein. „Die ältere natürlich . . . das heißt, das ist . . ." Er brach ab und wurde rot wie ein beim Mogeln ertappter Tertianer. Sein sonst so ernstes und strenges Gesicht bekam dabei einen liebenswürdigen Zug von Verlegenheit, der es seltsam anziehend machte. Der Jüngere aber lachte.

„Na also, die Sache sah mir doch gleich s e h r nach einem Kuppelpelz aus, den sich mein Herr Bruder verdienen wollte! Na, und mit dem Papa Hakenberg hast Du natürlich auch schon alles bekunkelt; ich brauche bloß noch zu sagen: Da bin ich?"

Der Geheime Rat machte eine abwehrende Bewegung. „Nicht eine Silbe haben wir darüber gesprochen! Aber ich leugne garnicht, daß ich Dich gerne und bald verheiratet sehen möchte. Ich verspreche mir davon sehr viel Gutes für Deine weitere Entwickelung."

„Na, und Du? Bist Du einer von den Aerzten, die immer nur Medizinen verschreiben, nie aber selbst welche einnehmen?"

Das Gesicht des Aelteren wurde plötzlich wieder ganz hart. „Ich b i n schon verheiratet, mein lieber Junge, — mit einer häßlichen Erinnerung! Von der kann ich mich leider nicht scheiden lassen wie von einer Frau aus Fleisch und Bein. . . ."

Viktor drängte sich herzlich an ihn. „Uli, komm! . . . In dieser Stunde, wo so vieles zwischen uns gefallen ist . . . laß mich teilnehmen! Vielleicht, daß Du es leichter trägst, wenn Du Dich einmal aussprichst? . . ."

Der Geheime Rat schob ihn sanft von sich. „Geht nicht, Vikki! . . . Muß allein daran weiter würgen, wie schon seit vielen, vielen Jahren. . . ." Er schritt zum Fenster, sah eine ganze Weile lang auf den grauen Hof hinaus. Als er sich wieder umwandte, war sein Gesicht ruhig wie sonst.

„Na und jetzt, mein Junge . . . es wäre gut, wenn Du noch heute einige Besuche machtest. Beim Chef der Personalabteilung, beim Ministerialdirektor Euse und vielleicht auch bei Seiner Exzellenz. Ich habe ihnen allen von Deiner bevorstehenden Ankunft gesprochen, Du brauchst nur Deine Karte 'reinzuschicken. Um Sechs treffen wir uns dann zum Essen, ich hab' noch ein paar Stunden zu arbeiten. Hast Du für irgend ein Lokal eine besondere Vorliebe?"

„Vielleicht Esplanade, wenn es Dir recht ist," sagte Viktor rasch.

Der Aeltere lächelte nachsichtig. „Immer noch mit dem silbernen Löffel im Mund, trotz aller guten Vorsätze? . . . Na schön, ob die Flasche Sekt zum Abschied nun einen Taler mehr kostet oder weniger. . . ."

„Ich meinte nur, weil ich im Esplanade auch abgestiegen bin. . . ."

„Ist ja schon erledigt! Na und jetzt: Gott befohlen. . . ."

II.

Viktor war nach herzlichem Abschied gegangen, der Geheime Rat setzte sich an seinen Schreibtisch. Aber es dauerte noch eine ganze Weile, bis er die unterbrochene Arbeit wieder aufnahm. Die Aussprache mit dem jüngeren Bruder hatte Erinnerungen in ihm aufgewühlt, die nur schwer wieder zur Ruhe kamen, Erinnerungen an die schwärzesten und unglückseligsten Stunden seines Lebens.

Er schloß eine Schublade seines Schreibtisches auf, entnahm einer kleinen stählernen Kassette ein mit rotem Juchten überzogenes Etui. Darin lag in schmalem, goldenem Rahmen ein nach Art der alten Miniaturen kunstvoll auf Elfenbein gemaltes Bild. Es zeigte in lebhaften Farben eine brünette junge Frau von etwas mehr als zwanzig Jahren, das reiche Haar tief dunkel, die großen Augen unter den fein gezeichneten Brauen kornblumenblau. Um den ein wenig zu vollen und sinnlichen Mund ein Lächeln, darüber ein zierliches, schmales Näschen . . . ein Frauenantlitz von so unsäglichem Liebreiz, wie es dem Schöpfer nur in seinen allerglücklichsten Stunden gelingt.

Dieses Bild hatte Ulrich von Dolinga in den erkalteten Händen seines Vaters gefunden. Es hatte neben anderen Angedenken in einer schweren, verschlossenen Truhe gelegen. Der Sterbende mußte sich mühselig aus dem Bett geschleppt haben, während die Wärterin vielleicht schlief oder hinausgegangen war, um es in seiner letzten Stunde bei sich zu haben. Das Bild der Frau, die ihn unglücklich gemacht, sein ganzes Leben zerstört hatte. . . . Denn hinter dem liebreizenden und so holdseligen Antlitz wohnte eine verderbte und eigensüchtige Seele.

(Fortsetzung folgt.)



Kommerzienrat Mandelbaum †, bulgarischer Generalkonsul in Berlin und Chef der bekannten Zigarettenfabrik Manoli.
Phot. Dührkoop.



Von den letzten Herbstrennen in Karlshorst bei Berlin: Claire Dux vom Kgl. Opernhaus in Berlin als interessierte Zuschauerin.
Phot. C. Hünich.



Dr. Karl Liebknecht, der infolge des Amnestie-Erlasses aus dem Zuchthaus entlassen wurde.
Phot. Alice Matzdorff.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — a — ber — bou — che — chi — cho — deh — der — do — e — ei — en — en — fei — frau — ga — gen — grad — har — in — ir — ke — kel — län — lau — le — le — le — lob — mel — men — mus — na — na — nas — ney — nin — on — ot — pan — qui — ral — ras — rew — rist — rom — si — schen — te — ti — to — to — tum — u — ü — un — ving — zer sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben umgekehrt gelesen einen Ausspruch Peter Roseggers aus der „Waldheimat" ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Sektengründer, 2. Heilmittel, 3. moderne Romanschriftstellerin, 4. Frucht, 5. Musikinstrument, 6. spanische Provinz u. Stadt, 7. Verwandte, 8. Körperteil, 9. Froschart, 10. Theatermitglied, 11. Dichter, 12. Baum, 13. poln. Fluß, 14. Schutzbekleidung, 15. Handwerkszeug, 16. geographischen Ausdruck, 17. Gebirge, 18. Theaterstück von Echegaray, 19. Minnesänger, 20. Ideal der Nietzsche-Philosophie, 21. englischen Porträtmaler, 22. berühmten Humanisten, 23. mittelalterliches Gericht.

Böse Folge.

Wenn eine Maid sich Kopf und Hals verdreht,
Groß' Unheil draus im Tal entsteht.

Verwandlungen.

Intervall, Pferde, Buch auf Latein,
Fluß in Böhmen, lateinisches Schwein:
Die bring' unter einen Hut mit List
Und sage, was draus entstanden ist.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 43.

Silben-Rätsel: „Und nun dächt' ich wäre Zeit zum Frieden!" Goethe (Zahme Xenien).
1. Uran, 2. Nase, 3. David, 4. Nelke, 5. Uri, 6. Natter, 7. Dampfschiff, 8. Amrum, 9. Emu, 10. Chemnitz, 11. Taburett, 12. In flagranti, 13. Chaconne, 14. Wallwurz, 15. Antilope, 16. Eimer.

Wert aus Unwert: Kram, Mark.

Entschwunden: Division, die Vision.

Lieber nicht: Ausgehen.

HUMOR

„Hänschen," flüsterte die junge Braut ihrem Erwählten zu, „denk' nur, Papa wird uns an unserem Hochzeitstag einen Scheck auf die Germania-Bank geben!"

„Ach," sagte der Bräutigam, „da müssen wir aber die Trauung frühmorgens haben; die Banken werden jetzt schon um zwei geschlossen!"

*

Ein Schiffer kommt zum Zahnarzt und wünscht seinen kranken Stockzahn gezogen zu haben. Der Zahnarzt versenkt seine Zange in den Mund des Patienten, um nach kürzester Zeit und ohne besondere Kraftanstrengung ein mächtiges schwärzliches Ungetüm vor den Patienten hinzulegen.

„Nun, diesmal ist es ja recht glatt gegangen," meint befriedigt der Zahnarzt.

„Jawoll," bestätigt der Schiffer und fährt mit der Zunge in der Mundhöhle umher, „aber das war auch nicht der Stockzahn, das war bloß der Prim!"



„Gott im Himmel, 100 Prozent sind „Orientbahnen" gefallen! Ein Glück, daß ich die Finger davon gelassen habe!"

Eine freundliche alte Dame fragte einen kleinen Zeitungsausträger: „Sind Dir nicht die vielen Zeitungen zu viel, mein Kind?" — „Nein," sagt der Junge, „ick lese sie ja jarnich!"

*

„Ja, Marie, und eine Weckuhr haben Sie auch am Bett stehen." — „Das macht nichts, gnädige Frau, so'n olles Ding stört mich gar nicht."

*

„Nanu, wer drängelt denn da hinten so?" — Herr: „Ach, Fräulein, das hat doch gar keinen Zweck, daß ich Ihnen das sage. Sie kennen mich ja doch nicht."

*

„Nu hären Se bloß, Frau Klotzschig," klagte eine Frau ihrer Nachbarin, „mei' Aeltester, der Ludewich, is heut' ganz elend und zerschlagen. Den ganzen Tag muß ich ihn egal pflegen. Er hat Se nämlich gestern uff'm Sportfest een Rekord gebrochen."

„Ei ja," entgegnete bedauernd die Nachbarin, „mer kriegt jetzt mancherlei zu essen, was kee Mensch vertragen kann!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
1 2 3 4 5 6 7

10. November
1918
Nr. 45
27. Jahrgang

Einzelpreis
des Heftes
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Helgoland im Kriege: Angeschwemmte englische Minen,
aus denen der Sprengstoff (100 kg Schießbaumwolle) entfernt wird.
Phot. Bild- und Film-Amt.



Amerikanische Rekrutierung: Ein Wagen voll junger Leute, die in den Straßen von New York unter dem Verdacht der Drückebergerei aufgegriffen wurden. Hunderte solcher Wagen wurden an einem Tag zu den Polizeistationen geführt. (Nach einer Photographie aus der Zeitung „New York Americain".)



Otto Hué, der sozialdemokratische Bergarbeiterführer und Reichstagsabgeordnete, dessen Berufung in das preußische Staatsministerium bevorsteht.

Amerikanische Rekrutierung

In Amerika geht man mit der Rekruteneinziehung scharf vor. Es scheint, als ob sich noch nicht alle militärpflichtigen Männer, das heißt bis zum 31. Jahre, entschlossen haben, sich zu der Stammrolle zu melden, und unaufhörlich wird darum versucht, jeden Mann herauszufinden, der noch nicht im Besitz seiner „weißen Karte" ist, auf der seine Registrierungsnummer steht. Vor keinem noch so drastischen Mittel schrecken die amerikanischen Behörden zurück, und so kam es sogar vor kurzer Zeit in New York zu einer regelrechten Jagd auf Militärpflichtige. An einem Vormittag durchstreiften zwanzigtausend Polizisten die Stadt, besetzten die Parks, sperrten die Hauptverkehrsstraßen ab, schlossen die Hotels und Fabriken und ließen keinen Mann durch, der sich nicht mit seiner „weißen Karte" ausweisen konnte. Wer seine Registraturkarte nicht bei sich hatte, wurde verhaftet und zur Polizeistation gebracht. Straßenbahnwagen und Omnibusse mußten halten, Fahrer und Schaffner wurden abgeführt, selbst von einem städtischen Sprengwagen wurde der Kutscher vom Bock geholt und zur Polizei gebracht.

In den Abendstunden bis nach Mitternacht ging diese „größte Mammutmenschenjagd", wie sie in dem landesüblichen Stil von der verbreiteten Zeitung „New York American" genannt wird, fort; aus den Theatern, Kinos und Restaurants wurden die Männer abgeführt, ganze Automobillastwagen voll, und bald waren die Polizeibüros so überfüllt, daß benachbarte Gebäude zu provisorischen Arrestlokalen umgewandelt werden mußten.



Der Kampf gegen die Cholera in Petersburg: Eine Rote-Kreuz-Station auf dem Newsky-Prospekt, in der gekochtes Wasser und Tee an die Bevölkerung abgegeben wird. (Aus einer französischen Zeitschrift.)



Die Flüchtlingsmenge auf den belgischen Landstraßen: Phot. A. Grohs.
Vor dem englischen Feuer flüchtende belgische Zivilisten auf einer Dorfstraße in Ittervoort.



General von Loßberg, einer der Leiter der letzten Operationen im Westen.



Die Errichtung der Nationalregierung in Wien.
Die großen Kundgebungen vor dem Parlamentsgebäude auf der Ringstraße.

Die meisten der Verhafteten — es waren über 30,000 Mann und weit mehr als eine Million waren angehalten worden! — waren Pechvögel, die ihre „weiße Karte" zu Hause gelassen hatten; noch größeres Pech hatten die Männer, die über einunddreißig Jahre waren, also nicht mehr militärpflichtig sind, aber jünger aussahen, als sie waren. Am Morgen nach den Verhaftungen machten sich ungezählte Scharen von Angehörigen, zumeist Frauen und Schwestern, auf den Weg und brachten die gewünschten Legitimationskarten; auf die Standesämter gab es einen wahren Sturmlauf von den Angehörigen der Verhafteten, die Geburtsurkunden und andere Ausweise zu erlangen suchten. Währenddessen wurden die Gefangenen auf den verschiedenen Polizeistationen mit Kaffee und Butterbröten verpflegt und warteten geduldig und mit guter Laune auf die Befreiung. Jetzt hüten sich die Amerikaner, ohne ihre „weiße Karte" auf die Straße zu gehen, ob viele neue „weiße Karten" verlangt wurden — darüber verlautet nichts.



General Groener,
der Nachfolger Ludendorffs als erster Generalquartiermeister.



Graf Stephan Tisza
(zu Pferde), der in Budapest ermordet wurde.



Staatssekretär Erzberger.
Neue Augenblicks-Aufnahme.

Ein Frauenschicksal im Kriege

Aus dem Tagebuch der Schwester Maria Sonnenthal-Scherer.



Schwester Maria Sonnenthal-Scherer, aus deren soeben in Buchform erschienenen Kriegsaufzeichnungen aus Syrien (wo sie den Tod fand) wir hier einige Abschnitte wiedergeben.

In diesem entsetzlichsten aller Kriege, der die Menschheit jemals heimgesucht, hat das Einzelschicksal längst zu zählen aufgehört, und dennoch wirkt auch wieder das Schicksal jedes Einzelnen in seiner Tragik doppelt erschütternd, weil hinter ihm das Geschick von Millionen sich mit einem Schlage aufrichtet. Unter dem Titel „Ein Frauenschicksal im Kriege" ist soeben (im Verlage Ullstein & Co.) „Das Tagebuch der Schwester Maria Sonnenthal-Scherer" erschienen, das ein rührendes Bild von der Tätigkeit der Krankenschwestern, von ihrem Opfermut und ihrer Herzensgüte entrollt. Schwester Maria, die Gattin eines Arztes, machte als Operationsschwester den Feldzug in Serbien und in Galizien mit und ging dann mit einer Sanitätsexpedition nach Syrien, wo sie den Tod fand. Einige Stellen aus dem Tagebuch seien hier wiedergegeben:

Birseba, den 17. Juli 1916.

Erster Tag in Birseba. Uebernahme der Kranken und des Lagers, ein ewiges Hin und Her in der prallen Sonne. Nach Tisch im Zelt und dann — reiten! Das ist doch ein kleiner Trost.

Ich bekomme als Reitpferd heute einen kleinen arabischen Schimmelhengst. Das ist allerdings etwas nie Erlebtes, so ein Ritt in die Wüste hinein. Mein Kleiner geht glänzend, er fliegt im Galopp — herrlich! Und diese endlosen Galoppe, die den Pferden gar nichts machen! Zu schön! Zu einem uralten Brunnen aus biblischen Zeiten kommen wir, durch ein Beduinendorf, die Zelte aus ein paar Prügeln mit Fetzen darüber bestehend, das ist alles. Sie sind noch teilweise mit ihrem Getreide beschäftigt. Wir essen heute bei unserer Batterie und wahrscheinlich nun alle Abende. Wir reiten direkt hin. Nachher noch eine Kochsalzinfusion oder vielmehr Injektion bei dem armen Choleraarzt. Hoffentlich stecke ich mich nicht an — alles mußte ich machen mit dem Instrumentenkocher usw. . . .

den 18. Juli 1916.

Ich braue unsern Tee, und dann geht es schon mit reichlich Arbeit an; man weiß nicht, wo zuerst hin. Von unserer Ersatzbatterie aus Konstantinopel sind zwanzig Mann mit einem Fähnrich gekommen. Sie hätten gleich weitergehen sollen, nun sind aber zehn Mann krank, schweres Fieber, alle 40 Grad. Es kostet Mühe und Arbeit, bis alle untergebracht sind.

Der Cholerakranke hält sich fabelhaft, obwohl er nun schon eine Woche ununterbrochen bricht. Zu mir ist er sehr lieb und sagt immer wieder: „Tapferes Frauerl."

den 19. Juli 1916.

Es gibt immer mehr zu tun; dazu die Hitze! Ich fühle mich gar nicht sehr wohl, und es wird immer ärger. Vormittags beginnt schon Brechen und Abführen, ich kann schon kaum mehr stehen — dabei wäre so viel zu tun! Mittags muß ich mich legen — so ziemlich sicher Cholera. Starke Krämpfe. Ob ich nun sterben werde? Vorläufig glaube ich nicht daran, und doch drehen sich meine Gedanken viel darum und um zu Hause. Jedenfalls hatte ich ein so herrliches schönes Leben, wie kaum eine zweite, und noch im Tode werde ich glücklich darüber sein. Und mein kleiner Bub, wirst Du Dein Mutti sehr schnell vergessen? Wie gerne würde ich mit Dir noch leben und Dir Dein Leben ebenso sonnig zu gestalten suchen, wie das meine war! . . .

den 21. Juli 1916.

Noch immer dasselbe; recht schwach. Es ist wirklich Cholera, aber ganz leicht. Mit dem Tod beschäftige ich mich nicht mehr, ich will und muß am Leben bleiben. Das wäre noch schöner! So notwendig wäre ich jetzt hier — könnte ich nur aufstehen! . . .



Bei der Arbeit am Mikroskop.

den 22. Juli 1916.

Gestern abend doch wieder Erbrechen und Abführen. Trotzdem versuchte ich heute aufzustehen. — es ist ja nicht zum Ansehen, wie die arme Schwester Henriette sich plagen muß. Alle Patienten, Malaria in allen Formen, Amöbendysenterie, Rekurrens, Cholera, dazu noch Küche und Wäsche, das ist ja nicht möglich! Ich mußte aber sofort wieder ins Bett.

den 23. Juli 1916.

Es ist überstanden — ich bin über den Berg! Sehr vergnügt, voll Lebenslust. Herrlich! Wie ist das Leben schön — so schön! Und wie schnell man wieder Mut schöpft! Alles wird gehen, und in den nächsten Tagen gehts wieder an die Arbeit. — Ich denke so viel: Wann werde ich zurückkommen — wann wird der Krieg aus sein?! Und wie schön es dann sein wird! Dann werden wir am Kamin sitzen beim offenen Feuer, und dann will ich erzählen. alles erzählen — von den Autofahrten am Taurus, von den Sternennächten in Aleppo, von der tollen Eisenbahnfahrt herunter, von der Vollmondnacht im Türmchen der Omar-



Schwester Maria auf einem Ritt im Kriegsgebiet.



Beisetzung eines gefallenen englischen Fliegers durch deutsche Truppen auf dem Orient-Kriegsschauplatz.



Beisetzung eines gefallenen englischen Flieger-Offiziers durch deutsche Truppen auf dem Orient-Kriegsschauplatz

Moschee, von der seltsamen Stimmung in der Grabeskirche, von den Wüstenritten auf dem Vollblut-Araber in die sinkende Sonne hinein, und von meiner Cholera, einsam und verlassen im leeren Zelt mitten im öden Sandmeer . . . Ja, wann wird das sein! —

den 26. Juli 1916.

Heute ist schon ein fester Arbeitstag, mehr fast, als gut ist für mich. Ich stand schon in aller Herrgottsfrühe auf, machte alle Blutpräparate, bereitete dann das Frühstück vor und nach dem Frühstück Visite. Ich muß überall mitgehen, nachdem ich Aufnahmskanzlei, Protokollführer, Rechnungsführer usw. alles zusammen bin. Da werden plötzlich vier Verwundete gemeldet, die mit der Bahn gekommen sind. Und damit begann eine ganz schreckliche Hetzerei — das Zelt mit den Betten herrichten, Tragbahren an die Bahn schicken usw. Alle waren sie von Fliegerbomben verletzt, seit sechs Tagen unterwegs, kein Frühstück noch. Meine Füße taten zum Schreien weh, bis ich ihnen endlich auf unserer offenen Feldküche Kakao und Eier gekocht hatte, in meinen eigenen Menageschalen, denn es war gar nichts zu finden. Aber ich war trotzdem strahlend vergnügt . . ."



Schwester Maria Sonnenthals Grab in der Wüste.

Wenig Wochen später ist Schwester Maria an der Cholera gestorben. Ueber ihre Beisetzung berichtet eine andere Schwester:

„Ganz ruhig war sie eingeschlafen. Die Schwestern machten, so gut es ging, einige Kränze und gaben auch die Blumen, die sie bekommen konnten, Maria in den Sarg mit. Ein weißes Dienstkleid wurde ihr angezogen, worauf auch ihre Auszeichnung geheftet wurde. Das Begräbnis war bei Sonnenuntergang, und alle Oesterreicher und Deutschen sowie viele türkische Offiziere und Soldaten waren aus dem Lager mit hinaufgekommen, gaben ihr das letzte Geleite. Ein deutscher Leutnant hielt eine sehr ergreifende Grabrede, hierauf dankte ihr der Spitalkommandant für ihren Fleiß und ihre Opferwilligkeit. Deutsche Schwestern sangen ein Grablied . . .

Drei Salven schoß man ab über ihrem Grabe, wie bei einem guten, treuen Kameraden."

Der weisse Adler

ROMAN VON RICHARD SKOWRONNEK

1\. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Freiherr Ulrich von Dolinga-Dolinowski, Vortragender Rat im preußischen Ministerium des Innern, hat in seinem Arbeitszimmer den Besuch seines Stiefbruders Viktor empfangen, der Regierungsassessor in Düsseldorf war und nun als kommissarischer Landrat des Kreises Heinrichsburg nach Ostpreußen gehen soll. In der Unterredung Ulrichs mit Viktor, der einer zweiten, späten Ehe des Vaters mit einer Polin, einer geborenen Komtesse Napieha, entstammt, zeigt Skowronnek den Gegensatz der beiden Charaktere, des ernsten älteren Bruders und des leichtsinnigen, für alle Herzenssorge innerlich undankbaren jüngeren. Ulrich bleibt dann allein und betrachtet ein Frauenbildnis, eine Photographie, die seine Stiefmutter als Zwanzigjährige darstellt.

Ulrich von Dolinga entsann sich des Tages, an dem ihm sein Vater die neue junge Stiefmutter vorgestellt hatte. . . . Er war noch Student im vierten Semester, als er plötzlich ein Telegramm erhielt: „Komme sofort nach Wiesbaden, Nassauischer Hof, habe dringend mit Dir zu sprechen, Papa." Er wunderte sich zwar ein wenig, daß der Vater, der selbst „alter Herr" der Sachsenpreußen war, ihn nicht in Heidelberg aufsuchte, um dort mit ihm wieder einmal ein paar fröhliche Tage zu verleben, aber er nahm Urlaub von seinem Korps und fuhr. Vielleicht kurierte der alte Herr in Wiesbaden seine schon recht unbequeme Gicht aus. Vom vielen Briefschreiben war er nie ein Freund gewesen, hatte seit mehr als acht Wochen nichts von sich hören lassen....

Auf dem Bahnhofe erwartete ihn der Vater. Hätte der alte Herr ihn nicht angerufen, wäre er, ohne ihn zu erkennen, an ihm vorübergegangen. Einen hellen Sommeranzug trug er nach allermodernstem Schnitt, elegante gelbe Schuhe und das sonst recht wildbärtige Gesicht glatt rasiert bis auf ein kurz gestutztes, pechschwarz gefärbtes Schnurrbärtchen.

„Nanu, Papa," sagte er ganz erstaunt, „bist Du auf Deine alten Tage noch in 'ner Schneiderakademie aktiv geworden?"

Der alte Herr lachte in augenscheinlicher Verlegenheit auf: „Schneiderakademie ist gut! Aber dieses nun weniger, mein Sohnchen, ich mußte mich doch für die Reise feinmachen!"

„Na, und Dein prachtvoller großer Bart?"

Der alte Herr druckste ein wenig herum. „Mein Bart? Hm, mein Jungchen, der fing doch schon an, recht bedenklich grau zu werden. Und wenn . . . na ja, wenn man sich auf seine alten Tage eine neue junge Frau zugelegt hat . . ."

Er schrie inmitten der Straße laut auf: „Was?"

„Na ja, mein Sohn, das war die dringende Angelegenheit, die ich mit Dir zu besprechen hatte. Und um die Sache kurz zu machen: Sie ist eine geborene Komteß Napieha . . . gegen die Familie wirst Du wohl nichts einzuwenden haben! In Posen lernte ich sie kennen. . . . Der Deu . . . oder vielmehr mein guter Stern hatte mich dahin geführt, auf 'ne landwirtschaftliche Ausstellung. . . . Von dort reiste ich ihr nach Paris nach, na, und vor vierzehn Tagen haben wir uns in London trauen lassen! 'ne riesig kosmopolitische Sache, was? . . ."

Die Augen schwammen ihm in Tränen, er konnte nichts antworten. Die geliebte Mutter war erst seit drei Jahren tot, es erschien ihm undenkbar, daß der Vater sie so rasch schon über eine andere vergessen haben sollte. . .

Der alte Herr legte ihm den Arm um die Schulter, auch ihm steckte ein Kloß in der Kehle.

„Na, nu mach' mir's nicht unnütz noch schwerer, Uli. . . . Geschehen ist geschehen, nichts mehr daran zu ändern! . . . Hast vielleicht recht, ich hätte mich vorher mit Dir aussprechen sollen, aber es hatte mich so wahnsinnig gepackt. . . . Wärst Du dagegen gewesen, wär' ich Dir an den Hals gesprungen! Und dem Andenken Deiner lieben Mutter geschieht kein Abbruch. Das hier ist überhaupt was anderes . . . na, Schockschwerenot, ich kann mich doch vor Dir hier auf der Straße nicht seelisch und moralisch bis aufs Hemd ausziehen... Komm' ins Hotel und sieh sie Dir an! Da wirst Du alles verstehen. . . ."

Den Weg zu dem Prunkbau des Gasthofes legten sie schweigend zurück, im ersten Stock klopfte der Vater an eine Tür. Eine helle Stimme, die Ulrich seltsam bekannt vorkam, rief: „Entrez!", und er stand vor einer jungen Dame — die noch vor wenigen Monaten im Trubel des kölnischen Karnevals für eine flüchtige Stunde sein gewesen war. . . .

Er stand da, als wäre ein Blitz vor ihm eingeschlagen, ganz betäubt und keines Wortes mächtig. Auch sie hatte ihn wiedererkannt, aber sie zeigte — nach einem halblauten Ausruf des Erstaunens — keine Spur von Befangenheit.

Der Vater stand dabei, rieb sich — ein wenig verlegen — die Hände. „Na, was sagt Ihr nun zueinander? Gefällt Dir Dein großer Sohn, liebe Leska?"

Sie lachte auf. Ein seltsam wohlklingendes Lachen. Wie eine silberne Glocke klang es. . . . „Mais, mon Dieu, wir sind ja alte Bekannte! Vom letzten Karneval her! . . . Du, Franjek, ich sage Dir, da hat mir der junge Herr hier in einer Art und Weise den Hof gemacht! . . . Ein echter Sohn seines Papas! Aber wenn er damals geahnt hätte, daß er mit seiner zukünftigen Stiefmama tanzt? . . ." Und sie wollte sich fast ausschütten vor Lachen. . . .

Da sagte auch der alte Herr: „Ja, riesig komisch," und ließ sich von seiner jungen Frau erzählen, wie sie mit ihrer Mutter auf der Heimreise von Paris zwei Tage in Köln Station gemacht — gerade am Fastnachtstag und Aschermittwoch — und wie sie sich auf dem großen Gürzenich-Balle vor Tänzern nicht habe retten können. . .

„Ach," meinte der alte Herr zu seinem Sohne, „da wart Ihr wohl von Heidelberg aus in corpore hinübergefahren?"

„Ja, Papa . . . und da habe ich eben . . ." Er mußte abbrechen, denn er fühlte deutlich, blieb er noch eine Minute länger hier in diesem Zimmer, schrie er alles heraus, was ihm auf der Seele brannte. Er verneigte sich kurz, stammelte: „Verzeih', lieber Papa, aber ich kann nicht," und eilte hinaus.

Der Vater kam ihm auf den Korridor nach, schalt aufgebracht, er hätte bei aller Ablehnung in der Sache unter allen Umständen die äußere Form zu wahren gehabt. Die junge Frau müsse ja denken, er sei ein ganz ungeschliffenes Rauhbein, in irgendeiner Köhlerbude aufgewachsen, aber nicht in einem altadeligen Hause! Er stand stumm da, ließ die Vorwürfe mit gesenktem Haupte über sich ergehen. Da schrie der Vater in hellem Zorn: „Na schön, mein Sohn, wenn Du Dich nicht anders benehmen kannst, dann willst Du eben nicht! Daß sich dadurch natürlich auch das Verhältnis zwischen uns beiden ändern muß, wird Dir wohl klar sein! Aber wir bleiben vor der Abreise nach Friedrichstein ja noch ein paar Tage hier! Wenn Du in der Zeit vielleicht wieder Manieren gelernt haben solltest, kannst Du mich's ja wissen lassen!"

Er schluchzte nur einmal kurz auf: „Vater . . .", wandte sich ab und stürmte die Treppe hinab. Wie ein Irrsinniger rannte er durch die Straße, bis er aus den Anlagen in den im ersten Frühlingsgrün prangenden Wald kam. Da verkroch er sich in einer heimlichen Wiesenschlenke, preßte das Gesicht in den dichten Teppich aus Gras und blühenden Blumen, um nicht laut aufzuschreien vor Scham und Gram und Weh! Und nur einen einzigen Gedanken im Kopf: So rasch wie möglich ein Ende zu machen!

Ihm war, als klänge die rauschende Ballmusik wieder in seinen Ohren, bei der sie seinem stürmischen Werben endlich nachgegeben hatte, die elegante Maske, der er schon seit Stunden geradezu rasend den Hof machte im Uebermut des jungen, für eine Weile aus strenger Korpszucht losgelassenen Studenten. Schon in der ersten Viertelstunde hatte er ganz genau gefühlt, das war irgend etwas Ausländisches, das den Ball besuchte, um unter dem Schutze der Maske ein Abenteuer zu erleben. . . . Und die Maske hatte sie ja auch nachher nicht abgelegt, in dem kleinen Hotelzimmer, trotz allem Bitten und Betteln; hatte nur immer in ihrem ein wenig fremdartig klingenden Deutsch und lachend gesagt: „Nein, nein, ich hab' eine so häßliche Nase. . . . Du wirst Dich ganz furchtbar erschrecken und mich abscheulich finden. . . ." Da hatte er ihr roh und in trunkener Tollheit die schmale schwarze Larve samt dem Florschleier vom Gesicht gerissen. . . . Sie sprang zornbebend auf, kleidete sich in fliegender Hast an, war nicht wieder zu versöhnen, trotzdem er auf den Knien bei seiner Seele Seligkeit schwor, das Geheimnis im tiefsten Herzen zu vergraben. . . . Sie sagte nur: „Wenn ich Sie nicht ganz verachten soll, versprechen Sie mir auf Kavalierparole, Sie werden mir nie nachforschen, nie versuchen, meinen Namen zu erfahren? . . ." Das versprach er feierlich, war eine Minute später allein. . . . Am nächsten Morgen fuhr er nach Heidelberg zurück, verzehrte sich in Sehnsucht nach dem süßen Gesichtchen, das er nur ein paar Augenblicke lang gesehen hatte. Wie eine Offenbarung aller irdischen Schönheit war es ihm erschienen, um gleich wieder zu entschwinden. . . . Ganz krank war er vor Sehnsucht. . . . Die Korpsbrüder schalten und spotteten über sein plötzlich so kopfhängerisches Wesen. . . . Ein schweres Wort band seine Zunge, er konnte ihnen den Grund nicht sagen. . .

Und jetzt hatte er das Gesichtchen endlich wiedergesehen — es gehörte der Frau seines Vaters! Der Frau, die die Stelle seiner verstorbenen Mutter einnahm . . . nicht auszudenken waren Schmach und Schande. . . . Wie sollte er's jemals wagen, zu ihrem reinen Bilde emporzublicken, dem Vater ins Auge zu sehen? . . . Nur — so drängte sich ihm der Gedanke ins schmerzende Hirn — machte er's durch sein stilles Aus-der-Welt-gehen nicht noch schlimmer? . . . Da gab es nur eins: Nie mehr wiedersehen und schweigen.

Vom Hotel aus schrieb er dem Vater, er könne trotz aller Mühe sich nicht an den Gedanken gewöhnen, an Stelle der geliebten Mutter eine Fremde zu sehen; bat um Verzeihung, wenn er von jetzt an für alle Zukunft das Elternhaus meiden müsse.

Noch am selben Abend fuhr er nach Heidelberg zurück zu kurzem Abschied. Vierzehn Tage später saß er in Berlin, zu Beginn des neuen Semesters, in Arbeit und Büchern vergraben — das altbewährte Mittel für solche, die nicht grübeln durften, wollten sie nicht ihren Verstand verlieren. . . . Ein Jahr später machte er sein Referendarexamen, in vorschriftsmäßigen Abstande den Assessor — beides mit dem „Prädikat" — ging für ein paar Jahre als Landrat ins Posen'sche und wurde als Vortragender Rat ins Ministerium berufen. Ein früh ergrauter, schweigsamer Mann, der als überaus fleißiger Arbeiter und genauer Kenner der so schwierigen Polenfrage außerordentlich geschätzt, dessen Freundschaft aber von den Kollegen nicht gesucht wurde.

Den Vater hatte er seit jenem Tage in Wiesbaden nur zweimal wiedergesehen. Einmal nach etwa sieben Jahren und nicht lange danach auf dem Sterbebett.

Beim erstenmal hatte ihn ein kurzer Brief gerufen: „Mein Junge, kannst Du Dich denn gar nicht überwinden? Komm', wenn auch nur auf einen einzigen Tag, ich bin namenlos elend! Dein alter Papa."

Da hatte er sich ohne Zaudern auf die Bahn gesetzt, war nach Friedrichstein gefahren. Das Herz tat ihm weh vor Mitleid, wenn er an die zittrige Handschrift dachte. Aber weil er einer von denen war, die sich selbst unerbittlich die Wahrheit sagen, verhehlte er sich nicht, daß ihn noch etwas anderes nach Hause zog als Mitleid. . . . Wieviel tausendmal in jenen dunklen Stunden, in denen, aller Hemmungen ledig, aus dem tiefsten Grunde der Seele frevelnde Wünsche steigen, hatte er sich in zehrender Sehnsucht nach der einen gebangt, die im Rausch einer tollen Karnevalsnacht an seinem Halse gehangen hatte. . . . Hatte sich ausgemalt, wie alles hätte kommen können, wenn er damals das zornige Verbot, ihr nachzuspüren, mißachtet hätte. . . . Wie er jetzt hätte im Besitz wohnen können an Stelle eines anderen. . . . Und sein brennendes Blut zauberte ihm allerhand lockende Bilder vor, bis er, wie von Furien gehetzt, durch die Straßen rannte, um sich in einer abgelegenen Spelunke zwischen zweifelhaftem Gesindel in Trunk und Lärm zu betäuben. . . .

Am anderen Tage schämte er sich in den Grund seiner Seele hinein, meinte immer, alle Welt müsse es ihm ansehen, welch ein grauenhaft-zwiespältiges Innenleben der äußerlich so korrekte Beamte führte. Und mehr als einmal fragte er sich, weshalb er diesem Leben nicht mit kurzem Entschluß ein Ende machte. . . . Der Grund, der ihn damals gehindert hatte, galt doch jetzt nicht mehr? . . . Oft genug hatte er schon die Waffe bereit gelegt — ein dumpfes Gefühl der Spannung hielt ihn immer zurück. Eine gewisse Erwartung, seinem äußeren und inneren Schicksal sei noch eine Vollendung bestimmt, der er

sich nicht entziehen dürfe; ein Sturz in den tiefen Abgrund oder ein Aufstieg zu reinen und lichten Höhen.

Mit Herzklopfen fuhr er die lange Strecke, verzehrte sich in Bangen und fürchtete sich zugleich vor dem Wiedersehen. . .

Auf der Kleinbahn, die in schier unerträglichem Schneckentempo von Lyck nach Friedrichstein führte, waren ein paar bäuerliche Gutsbesitzer in seinen Wagen gestiegen. Sie kamen in einem der Nester, bei denen der Zug jedesmal aus unerfindlicher Ursache eine kleine Ewigkeit hielt, vom Markt, waren anscheinend leicht angetrunken. Ohne auf den fremden Reisenden in der Ecke zu achten, unterhielten sie sich laut und ungeniert in ihrem breiten Dialekt. Zuerst schimpften sie über die miserablen Viehpreise, bei denen ein ordentlicher Landwirt bankerott gehen müsse, dann fiel plötzlich in der Unterhaltung das Wort „der Friedrichsteiner". Da horchte Ulrich von Dolinga auf. Es ging um seinen Vater. . .

Der eine der beiden Besitzer sagte: „Aprapoh, weißt Du auch schon das Nei'ste? Der Friedrichsteiner sucht wieder Gälld!"

„Aber nei! Vor 'nem halben Jahr hat er doch erst eine Viertelmillion als dritte Hypothek aufgenommen?"

„Verlaß Dich drauf, ich hab's beim Kaufmann Walindy als ganz bestimmt gehört! Und weißt, **wem** er beauftragt hat?"

„Nei!"

„Dem prachrigen Hund, dem Agänt Katzorrek!"

„Gott erbarm' sich! Dem Kärl möcht' unsereins ja nich mal mit 'ner Feierzang' anfassen!"

„Nich wahr? Wänn er mich grießen will, seh' ich immer auf de andere Seit'. Und sowas rännt nu in der Stadt 'rum, fährt auch nach Keenigsbärg und biet' Wächsel vom Friedrichsteiner an wie sauer Bier! Das muß man sich bloß vorställen: Vom Friedrichsteiner! Wänn ich noch daran dänk', wänn er frieher im Kreistag aufstand mit seiner Bullenfigur: ‚Härr Landrat, das machen wir nicht!' Der Landrat konnt' sich auf'n Kopp ställen, es wurd' ebent **nich** gemacht! Und jetzt? . . . Wänn er noch drei Jahrchen so weiter wirtschaft', kann er als Pracher von seinen achtdausend Morgen 'runtergehen, mit 'nem weißgeschälten Weidenstock in der Hand! Fimfdausend Morgen kleefähiger Boden und dreidausend schlagbarer Wald — das muß man sich bloß vorställen, was das heißt! Und ich versteh' nich, wie man sowas ieberhaupt kleinkriegen kann!"

Der andere steckte sich eine neue Zigarre an, sagte paffend: „Nimm Dir 'ne junge Frau, wo egalwäch de Zinsen mit dem Vermeegen verwächselt, und Du krichst das Kunststick auch fertig!' . . . Wie tief er aber auch sonst 'runtergekommen is? . . . Ställ' Dir vor, er hat neilich mit mir Briederschaft getrunken! Mit **mir**! . . . 'nem kleinen Pinscher von dreihundert Morgen! . . . Wänn ich der Friedrichsteiner wär' — nich mit dem Puckel würd' ich 'nen Kärrl wie mich ansehen!"

Der erste der beiden Besitzer machte eine ärgerliche Bewegung. „Lüg' Du mit dem Deubel um die Wätt!"

„Warraft'gen Gott, ich schwör' Dir — auf mein Ehrenwort! Und der Krugwirt Sarenka in Pokroppen is Zeige! . . . Vorichte Woch' komm' ich nach Pokroppen, e Marjäll mieten, geh' hernachert in' Krug, e Schnapsche trinken. Ich dänk', ich seh' nich rächt: Neben der Tombank hinter 'nem Tisch sitzt der Friedrichsteiner! Schon reichlich angeschmort. Und der Sarenka erzählt mir, er kömmt so gegen die Schimmerstund' alle Woch' e paarmal im Einspänner ohne Kutscher 'rieber, knillt fer sich solo-allein e Flasch' Kimmel aus. Wie der Friedrichsteiner mir sieht, schreit er: ‚Sinnhuber, alter Kampfgenosse, hierher 'ran!' . . . Na, erst wollt' ich nich, hernachert begoß ich mir auch de Gurke. Und dabei tranken wir ebent Briederschaft!"

„Is de Möglichkeit!"

„Ich schwör' Dir! Na, und wie wir nu de halbe Buddel intus hatten, fing er an zu renommieren. Von seiner glänzenden Aernte, von seinem Maststall, von seinem Jungvieh. . . . Wer nich Bescheid wußt', konnt' glauben, er müßt' seine Kraggen nächstens mit goldene Hufeisen beschlagen. Weil er vor lauter Gälld nich mehr wüßt', wohin! Und hernachert fing er von seiner Frau an. Wie schön die wär', und was fier 'ne Gnade von Gott, daß se sich zu so'nem alten, häßlichen Kärrl herabgelassen hätt'! Und jetzt hätt' er ihr 'nen Maler aus Paris kommen lassen, se abzumalen, dreißigtausend Mark kostet der Spaß, ohne alles, was noch so drum 'rum bammelt. ‚Männ'sch,' sag' ich, ‚Baron, wär es nich billiger, Du möcht'st se in de Stadt fahren zum Photographieren? Auf einen Schlag macht Dir der Kärrl, der Faruhn, e Dutzend Bilder. Pikfein ähnlich, und se kosten bloß zwei Dahler!' Er sieht mir ganz verächtlich an: ‚Na ja, fier so eine kimmerliche Ziege wie Deine verehrte Frau Gemahlin is das vielleicht gut genug. Aber wänn man eine Fehnus besitzt, das schönste Weib, wo je auf Erden gelebt hat?!' . . . Das wurd' mir dänn doch zu dammlich. Ich hau' mit der Faust auf'n Tisch: ‚Na, lieber 'ne alte Zieg' fier mich allein als 'ne Fehnus fier andere!' Er schreit zurück: ‚Was soll das heißen?' Und ich wieder: ‚Ja, Bruderherz, Baron, verstehst Du das nich? De Hörner wachsen Dir ja so zum Kopp 'raus, daß Du keine Mütz' mehr aufsetzen kannst! Und dieser pollaksche Graf von Komierowski — ja bild'st Du Dir vielleicht ein, der is zu **Dir** auf Besuch gekommen?' . . . Er brillt auf: ‚Verfluchter Hund von Dräckbauer,' will mir an' Schlunk, aber er fällt längelang ieber'n Tisch, bloß de Schnapsbuddel kullert runter. Und da kriecht er doch auf seinen Stuhl zurück, und fängt mit ein' mal so ganz hilflos an zu weinen, so ganz still fier sich. . . . Mir wurd' sälbst ganz komisch. . . ."

Der unfreiwillige Zuhörer konnte sich nicht länger beherrschen vor Zorn. Er richtete sich auf: „Herr, jetzt ist's aber genug mit diesen infamen Verleumdungen! Und kein Wort weiter! Es könnte Ihnen teuer zu stehen kommen!"

Der Besitzer Sinnhuber schien mehr freudig überrascht als erschreckt. Er faßte den Mitreisenden schärfer ins Auge. „Härrjehs, nei, jetzt erkänn' ich Sie erst! Der junge Härr Baron Ulrich! Aber regen Se sich nich unnütz auf, da würd' der Härr Amtsgerichtsrat Sie ja bloß auslachen, wänn se und Se wollten mir deswegen vielleicht wegen Beleidigung verklagen! Is ja alles wahr und noch mehr dazu. Hundert Zeigen kann ich dafier ställen! . . ." Und zu seinem Nachbar gewandt, fuhr er fort: „Wär' ja noch schöner, wänn man nich mehr von dem reden dürft', was alle Spatzen im Kreis von den Dächern pfeifen! Es is vielleicht sogar ganz gut, daß der junge Härr das alles gehört hat. Da wird er der Schweinewirtschaft auf seinem Väterlichen hoffentlich ein Ende machen."

(Fortsetzung folgt.)



Geh. Justizrat Kempner,
der neue Reichstagsabgeordnete (fortschr. Volksp.) für Berlin I.
Phot. Zander & Labisch.



Oberst House,
der vielgenannte Freund des Präsidenten Wilson und Vertreter Amerikas bei den Konferenzen der Entente in Paris.



Dr. Viktor Adler,
der Führer der österreichischen Sozialdemokraten. Staatssekretär des Aeußeren in der neuen Regierung Deutsch-Oesterreichs.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: a — bi — bo — bund — di — dol — eh — eib — ek — flut — garn — gend — graph — i — ker — kra — la — lar — mann — mie — mus — na — näh — nen — ni — o — o — rat — ren — rhyth — ri — rok — se — see — sie — sint — son — syn — tau — ta — to — tu sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben umgekehrt gelesen, ein Zitat aus Schillers „Wallenstein" ergeben.

Die Wörter bezeichnen: 1. Gericht von Standesgenossen, 2. musikalischen Ausdruck, 3. Gespinst, 4. Pflanze, 5. Kartenspiel, 6. psychopathische Erscheinung, 7. Astrolog, 8. sittliche Vereinigung, 9. Geldstück, 10. Wissenschaft, 11. biblisches Ereignis, 12. berühmten französischen Advokat, 13. bayerischen Gebirgssee, 14. Lebensschilderer, 15. Freund Goethes.

Unsterblich.

Es kann das erste nur als Braten
Des zweiten — lebend nicht — entraten;
Dem ganzen folgen die Soldaten.

Ergänzung.

Drei Zeichen sollst Du mir jetzt suchen,
Sie steh'n vor Zeit, Los, Haft, Tag, Kuchen.

Himmlisches.

Ein Bild, entworfen nicht von Menschenhand,
Von Menschen doch erschaut nur und benannt;
Unmeßbar groß — und doch am hellen Tag
Kein Menschenauge es zu seh'n vermag.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 44.

Silben-Rätsel: „Ich halte auch den Pflug für ein Symbol der Welterlösung." P. K. Rosegger, „Waldheimat". 1. Irving, 2. Chinin, 3. Harbou, 4. Ananas, 5. Laute, 6. Toledo, 7. Enkel, 8. Ader, 9. Unke, 10. Chorist, 11. Dehmel, 12. Eiche, 13. Narew, 14. Panzer, 15. Feile, 16. Längengrad, 17. Ural, 18. Galeotto, 19. Frauenlob, 20. Uebermenschentum, 21. Romney, 22. Erasmus, 23. Inquisition.

Böse Folge: Alwine, Lawine.

Verwandlungen: None — Kanone, Rosse — Karosse, Liber — Kaliber, Iser — Kaiser, Sus — Kasus.

HUMOR

„Aber, Junge, wie siehst Du denn aus? Hast Du Dich wieder mit Paul geschlagen? Pfui, schäme Dich! Ich werde Dir doch ganz neue Sachen kaufen müssen!"

„Reg' Dich doch nicht auf, Mutter! Da solltest Du erst Paul sehen. Seine Mutter wird einen ganz neuen Jungen kaufen müssen."

*

„Kellner, das ist das erstemal, daß ich eine ordentliche Portion Fleisch kriege!" — „Donnerwetter, da hat Ihnen der Ochse, der Pikkolo, meine eigene Portion gebracht!"

*

„Du, Emilie, ich sehe eben in der Zeitung, der zweite Akt von der heutigen Oper spielt vier Stunden später als der erste." — „Ja, und?" — „Da nimm nur ordentlich Butterbrot mit, damit wir es aushalten können!"

*

„Sieh mal," sagte die stolze Mutter, „sieht der kleine Karl nicht ganz wie sein Vater aus?" — „Ja, in der Tat, die kleine rote Nase, keine Zähne und keine Haare! Ganz der Papa!"



Zeitungsjunge: „Et jiebt bald Frieden, wir von die Presse wissen det am besten!"

Wirtin: „Wünschen Sie morgens Kaffee, Tee oder Kakao?"

Der möblierte Herr: „Ganz, wie Sie es zu nennen belieben!"

*

Als der neue Buchhalter zum erstenmal ins Kontor kam, rief ihm wütend ein älterer Herr zu: „Also das sage ich Ihnen von vornherein, hier wird um acht Uhr angefangen! Schlampereien und Nachlässigkeiten dulde ich nicht! Wenn Sie sich nicht den Regeln fügen wollen, so brauchen Sie gar nicht erst Ihre Stelle anzutreten. Merken Sie sich das!" — „Aber," stammelt der neue Buchhalter über diese Redesturzflut entsetzt, „ich kenne Sie ja gar nicht, wer sind Sie denn eigentlich?" — „Ich? Ich bin der stille Teilhaber!"

*

„Frau Wirtin, in meinem Stückchen Butter ist eine Fliege!" — „Nein, Sie irren sich, es ist keine Fliege, sondern eine Motte, und es ist auch gar keine Butter, sondern Kunsthonig!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW. Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

17. November
1918
Nr. 46
27. Jahrgang

Einzelpreis
des Heftes
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Schicksalstage.
Ein Straßenbild aus Berlin.

Zeichnung von
Edmund Fürst.



Wien in den Umsturztagen:
Ansprache eines Oberleutnants vom Dach eines Straßenbahn-Wartehäuschens vor dem Kriegsministerium auf der Ringstraße.



Graf Schwerin-Löwitz †,
der Präsident des Preußischen Abgeordnetenhauses.
Phot. N. Perscheid.

Belgische Flüchtlinge

Auch die Provinz Brabant ist seit der deutschen Rückzugsbewegung von Flüchtlingen aus den Operationsgebieten überflutet worden. Dieser plötzlich einsetzende Menschenstrom stellte die Verwaltungsbehörden vor unerwartete Aufgaben. Um so weit als möglich Ordnung und Organisation in diese nach Osten drängenden Massen zu bringen, wurden in der Provinz Brabant drei große Abzugsstraßen von den Militärbehörden festgelegt. Die Zivilverwaltung hatte im Einvernehmen mit den an diesen Straßen gelegenen Gemeinden für die Unterbringung und Verpflegung der Flüchtlinge zu sorgen. In einzelnen Gemeinden wurde jeder einzelne Einwohner verpflichtet, einen der Flüchtlinge bei sich aufzunehmen. Schulen und öffentliche Gebäude wurden als Massenunterkunftsräume hergerichtet. So sind zurzeit in den zum Kreis Brüssel gehörenden Gemeinden 80,000 Flüchtlinge untergebracht. Groß-Brüssel selbst liegt nicht an einer der drei vorgeschriebenen Abzugsstraßen. Natürlich ist es nicht zu verhindern, daß ein bedeutender Teil der in der Nähe untergebrachten Flüchtlinge sich über die Stadt selbst ergießt. Für diese in Brüssel selbst Eintreffenden übernahm die Kommandantur die Sorge für Unterkunft und Verpflegung in Zusammenarbeit mit dem Comité National. In der Universität wurde eine Zentralmeldestelle eingerichtet, an die jeder neueintreffende Flüchtling sich wenden muß, um Unterkunft und Verpflegung zu erhalten. Für die Kranken wurden vom Zivilkommissar und Comité National in 65 öffentlichen Anstalten und Krankenhäusern Platz geschaffen, wodurch für 2000 Kranke Unterkunft geschaffen war.



Vor dem englischen Feuer geflüchtete belgische Zivilisten in Brüssel.



Die Errichtung des tschecho-slowakischen Staates:
Die Menschenmenge mit Fahnen bei dem Zug über die Karlsbrücke in Prag zum Schlosse Hradschin (im Hintergrund).



Die Folgen der Anarchie in Rußland: Eine Lynchszene in Petersburg.
Ersäufen eines Diebes.

Rückfall ins Mittelalter.

In der russischen Zeitung „Neues Leben" schildert Maxim Gorki, der große soziale russische Schriftsteller, die grauenvollen Zustände in Petersburg nach dem Aufhören der Ordnung. Wir entnehmen den „Süddeutschen Monatsheften" folgende Stellen aus diesen Berichten:

Seit dem Ausbruch der Revolution hat es schon an die zehntausend Fälle von Lynchjustiz gegeben. Die Demokratie richtet ihre Uebeltäter auf folgende Weise: in der Gegend des Alexandermarktes wurde ein Dieb erwischt; die Volksmenge verprügelt ihn zunächst und schritt dann zur Abstimmung: mit welcher Todesart ist der Dieb zu bestrafen, mit Ertränken oder Erschießen? Man einigte sich auf das erstere und warf den Mann ins eiskalte Wasser. Dem Dieb gelang es aber, ans Ufer zu schwimmen; nun ging auf ihn einer aus der Menge zu und schoß ihn nieder.

Das Mittelalter unserer Geschichte war das Zeitalter der abstoßendsten Grausamkeit; aber selbst damals war es Sitte, einen schon aufgeknüpften Verbrecher, wenn der Strick riß, laufen zu lassen.

Welchen Eindruck macht diese Art von Justiz auf die heranwachsende Generation?

Soldaten führen einen halbtot geprügelten Dieb zur Moika, um ihn da zu ertränken; er ist über und über mit Blut beschmiert, sein Gesicht ist ganz zerschlagen, und ein Auge ausgelaufen. Eine ganze Menge von Kindern begleitet diesen Zug; einige von ihnen laufen dann von der Moika zurück und schreien lustig, auf einem Beine hüpfend: „Ersäuft! Ersäuft!"

Das sind unsere Kinder, die zukünftigen Schöpfer des Lebens. Gar zu billig werden sie das Leben eines Menschen einschätzen; der Mensch aber ist die schönste und wertvollste Schöpfung der Natur, das Beste, was es im Weltall gibt. Der Krieg hat den Wert des Menschen niedriger eingesetzt, als den eines kleinen Stückes Blei; man war darüber mit Recht empört und machte dafür die „Imperialisten" verantwortlich; wen sollen wir aber für diesen sich täglich wiederholenden Menschenmord verantwortlich machen?



Maxim Gorki mit einer kleinen Freundin.
Der große russische Dichter ist 1869 in Nischnij-Nowgorod geboren als Sohn einer Tagelöhnerin und eines Tapezierers (den er niemals gekannt hat). Gorki war, ehe er Schriftsteller wurde, Hafenarbeiter in Odessa.

Lynchjustiz.

Am Ufer der Fontanka stehen mehrere Bürger. Sie blicken auf die Brücke, auf der sich eine dunkle Menge drängt, und machen ruhig und kaltblütig ihre Bemerkungen:

„Diebe werden eben ersäuft."

„Hat man ihrer viel erwischt?"

„Man sagt — drei."

„Einen, einen ganz Jungen hat man erschlagen."

„Ist er tot?"

„Natürlich."

„Man muß sie unbedingt alle erschlagen, sonst lassen sie einen gar nicht leben . . ."

Ein solider grauhaariger Mann mit rotem Gesicht, der irgendwie an einen Fleischer erinnert, sagt mit Ueberzeugung:

„Jetzt gibt es keine Gerichte. Also müssen wir uns selbst richten . . ."

Ein ärmlich aussehender Mann mit unruhigen Augen fragt:

„Ist es nicht doch gar zu einfach, wenn wir uns selbst richten?"

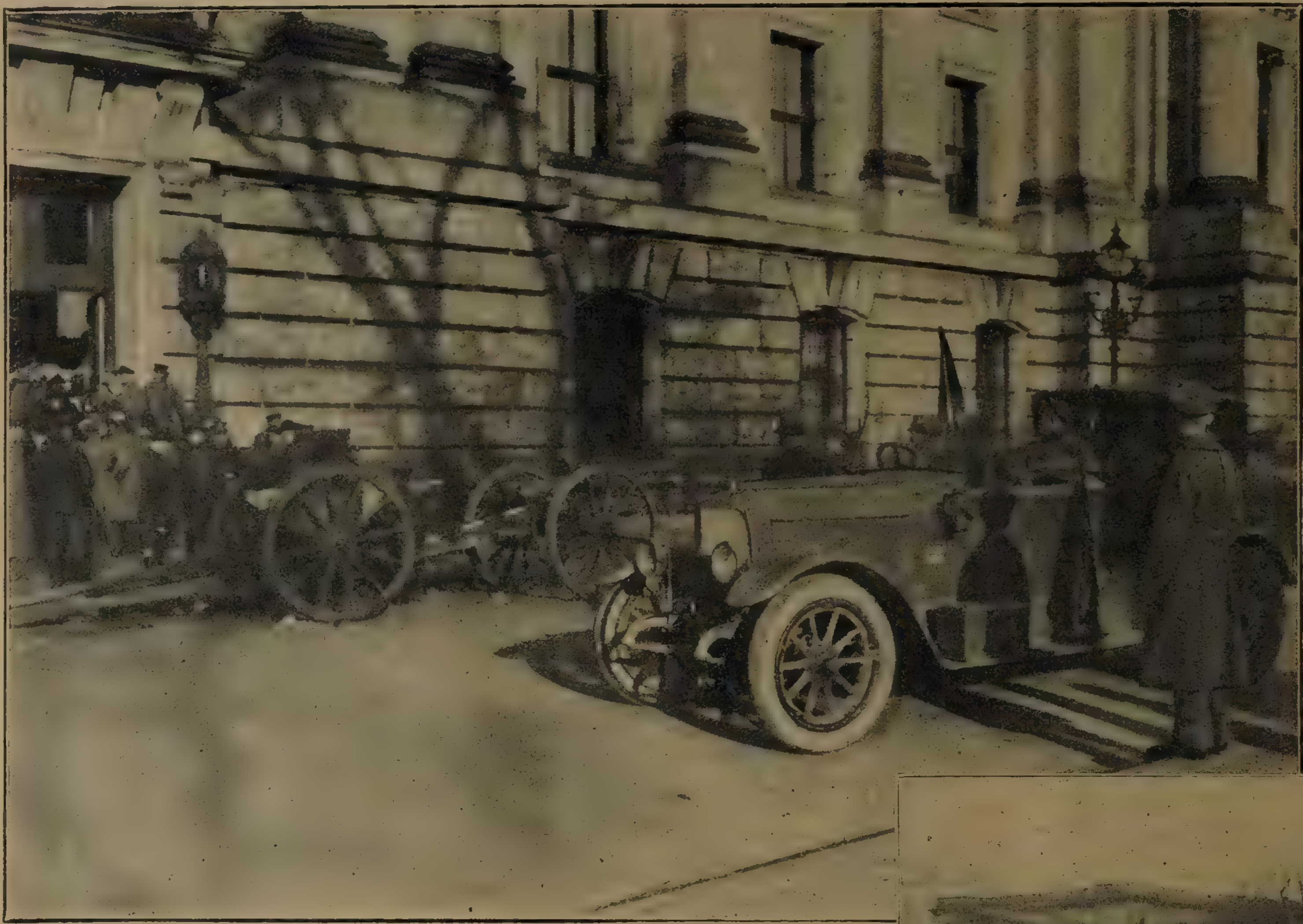
Der Grauhaarige entgegnet ruhig, ohne ihn anzublicken:

„Je einfacher, um so besser. Die Hauptsache ist, daß es schnell geschieht."

„Hört nur, wie er heult!"

Die Menge verstummte und begann zu lauschen. Aus der Ferne, vom Flusse her klang ein wildes Angstgeschrei.

Revolutionstage in Berlin



Berliner Straßenbilder aus den ersten Tagen der Revolution:
Vor dem Reichstagsgebäude.
Phot. Ed. Frankl.



Ein Mädchen mit einer roten Fahne an der Spitze eines Zuges.



Eine Stunde nach der Ausrufung der Republik:
Ansprache eines Sozialisten von der Rampe des Kronprinzenschlosses aus.
Phot. Häckel.



„Es wird geschossen!"
Flucht der durch Schüsse aus den Häusern erschreckten Menge in der Umgebung des Reichstags.
Phot. Ed. Frankl.



Ein Soldat mit einer roten Fahne an der Spitze eines Soldatenzuges.

Revolutionstage in Berlin



Ansprache eines Arbeiters vom Dach eines Sanitätsautos an die Menge vor dem Schloß kurz nach der Erklärung der Republik. Phot. Häckel.



Matrosen und Soldaten auf dem Dach eines Autos. Phot. G. Riebicke.



Panzerautos auf einer Patrouillenfahrt durch die Straßen. Phot. G. Riebicke.

Der weisse Adler

ROMAN von RICHARD SKOWRONNEK

2. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Amerikanisches Copyright 1918, by Ullstein & Co.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Zug hielt, ein Schaffner rief laut: „Friedrichstein, fimf Minuten . . .“ Die beiden Bauerngutsbesitzer stiegen aus, Herr Sinnhuber klopfte Ulrich auf die Schulter.

„Das missen Se nich machen, junger Härr! Alte Leite, wo es gut meinen mit Ihnen, so grob anzuschnauzen! Und glauben Se vielleicht, unsereinem tut es nich leid, wänn so ziemlich das Stolzeste, was wir haben im Kreis, vor die Hunde geht? Schindluder mit sich spielen läßt von allerhand Leiten, fier die ein anständiger Stock eigentlich noch viel zu schad' is? Aber was red' ich mir das Maul foss'lig? Es hilft ja doch nichts.“ . . .

Ulrich biß die Zähne zusammen, antwortete nicht. Er bereute bitter, daß er sich hatte hinreißen lassen. Und eigentlich hätte er auf der Stelle umkehren können. Mehr als hier konnte er in Friedrichstein nicht erfahren. Auch sein Dazwischentreten kam wohl zu spät. Wie hatte der behäbige Bauerngutsbesitzer eben gesagt: Es hilft ja doch nichts? . . .

Ein unsäglich vornehm aussehender Diener in hellblauer Livree trat auf ihn zu, lüftete den mit rotweißer Rosette geschmückten Zylinder. „Pan Baron Dolinga?“

„Kerl, wieso sprichst Du nicht deutsch?“ fuhr es Ulrich zornig heraus.

Der blaue Diener sah ihn verwundert an. „Daitsch? Ich kann, ein bißchen. Aber Panni zakasala, verbotten. . . .“

Der feiste Kutscher auf dem Bock der eleganten Equipage schien noch vornehmer als sein hellblauer Kollege. Während er mit der Rechten an den Rand des Zylinders faßte, reckte er die stumpfe Nase hoch in die Luft. Ulrich mußte ingrimmig auflachen. Seine liebe alte Mutter hatte sich vor jenen Zeiten mit einem bescheidenen Landauer begnügt, ohne mitfahrenden Diener; der Kutscher hatte eine dunkle Livree getragen, bei der es weniger auf Eleganz als auf Dauerhaftigkeit ankam. Wenn er diese kostspielige Aufmachung hier ansah, die wohl einen Schluß aufs Ganze zuließ, brauchte er sich nicht zu wundern, daß Friedrichstein mit Schulden überlastet war und der Vater durch einen übelbeleumundeten Agenten auf Wechsel neues Geld suchte. . . .

Die vier Trakehner Füchse vor dem Wagen gingen einen schlanken, weitausgreifenden Trab, waren prachtvoll eingefahren. Wald, Felder und Wiesen flogen vorüber. Die Felder standen gelb schimmernd in der beginnenden Reife, der zweite Schnitt auf den Wiesen prangte dunkelgrün. Ueberall aber Zeichen des Verfalls. Auf einem der Vorwerke, über dessen Hof sie fuhren, waren die Dächer schadhaft, die Instshäuser schmutzig und verfallen. In der Fachwerkwand einer der Scheunen klaffte ein großes Loch. Zerlumpte Weiber und Kinder standen vor den Türen, starrten dem vorbeisausenden Viererzug nach. Dem aber, der als Gast auf seine Vatererde zurückkehrte, zog sich das Herz zusammen. Wie lange noch, und das alles hier, das ihm nach Fug und Recht als Erbe zukam, geriet unter den Hammer? Da schwor er sich einen heiligen Eid, die polnische Wirtschaft, außen hui und innen pfui, mußte ein Ende nehmen! So niedergebrochen der Vater auch sein mochte, er hatte doch einen Augenblick gehabt, in dem er sich auf sich selbst besann, den Sohn zu Hilfe rief. Um welche Hilfe aber konnte es sich handeln als gegen die Frau, die ihn zugrunde gerichtet hatte? . . .

Auf der Freitreppe des Schlosses, auf der er den Vater, seiner Ankunft harrend, zu sehen gehofft hatte, empfing ihn ein glattrasierter Kerl in Frack und Eskarpins, ein Gesicht wie vom Galgen geschnitten: der Herr Haushofmeister Kolodzeiowski. Auch er versuchte ihn Polnisch zu begrüßen. Ulrich aber fuhr ihn heftig an: „Sie, das verbitte ich mir! Seit wann wird denn in Friedrichstein nur Polnisch gesprochen?“

Der Haushofmeister verneigte sich lächelnd und nicht im geringsten gekränkt. Sprach geläufig Deutsch ohne den geringsten fremden Anflug. Es kam daher, weil er vor noch nicht allzulanger Zeit auf den Namen Rademacher gehört hatte. Ein strebsamer Mann, der vorwärts kommen wollte, mußte sich eben auch äußerlich der Umgebung anpassen, in der er sein Brot verdiente. . . .

„O, schon seit einigen Jahren,“ sagte er. „Ich kenn' es hier überhaupt nicht anders. Und darf ich Herrn Baron jetzt auf sein Zimmer führen?“

„Nicht nötig, den Weg finde ich allein. Melden Sie mich meinem Vater — ich bitte darum, ihn sofort sprechen zu dürfen!“

Der Haushofmeister verneigte sich noch um einen Grad tiefer. „Das wird zu meinem Bedauern nicht möglich sein, Herr Baron. Die Herrschaften sind alle ausgefahren, kommen erst zum Diner zurück.“

„Mein Vater auch?“

„Sehr wohl, Herr Baron. Herr Professor Durand aus Paris — er ist extra herübergekommen, die Frau Baronin zu malen — will eine Skizze im Jagdkostüm machen. Da sind die Herrschaften alle nach dem kleinen See gefahren. Der Förster hat für die Skizze einen Rehbock schießen müssen. . . .“

„Danke, auf nähere Einzelheiten lege ich keinen Wert. . . .“

Bis zu dem „Diner“ — früher hatte man es Abendbrot genannt — waren noch zwei Stunden Zeit. Er hatte gute Verwendung dafür: einen Besuch bei dem Grabe der lieben Mutter. Als er aber im Parke aus der schattigen Lindenallee auf die Lichtung kam, stand zu seiner Verwunderung an Stelle der einfachen Grabkapelle aus roten Ziegeln eine stattliche Kirche da; massive Sandsteinfassade in romanischem Stil. Erst glaubte er, er habe sich verlaufen, dann sah er, es stimmte. . . . Es war noch die alte Kapellenlichtung im Park, nur die grünen Tannen, die sie in weitem Kreise umgaben, waren ein Ende in die Höhe geschossen. Ein breiter Weg führte zum Dorfe hinab, und zur Seite der Kirche war eine neue Begräbnisstätte angelegt worden. Ein einzelnes Grab darauf. . . . Er trat näher. . . . „Eva Freifrau von Dolinga-Dolinowski, geborene Bensinck“ stand auf dem schlichten Stein zu lesen.

Es wurde ihm dunkel vor den Augen, so stark empfand er den Schimpf, daß man die Mutter von ihrer letzten Ruhestätte vertrieben hatte: von dem Plätzchen unter dem Altar der kleinen Kapelle, das sie selbst sich ausgesucht hatte. . . . Und ein Schauder flog ihm über den Nacken: Wie groß mußte die Macht sein, unter die der Vater sich beugte, daß er diesem schmählichen Ansinnen sich nicht widersetzt hatte? . . .

Er saß lange neben dem schmalen, von Efeu dürftig begrünten Hügel. Haß und Groll wuchsen riesengroß in seiner Brust in dieser einsamen Stunde. Zum erstenmal dämmerte ihm eine Ahnung von der furchtbaren Gefahr, die dem deutschen Vaterlande hier im Osten heranwuchs. . . . Wie in einer Vision sah er ein Bild vor sich, das ihm als einem auf dem Lande Geborenen geläufig war. . . . Einer jener klaren, flachen Seen, die gleich blauen Augen überall zwischen den Hügeln und Wäldern Masurens den Himmel widerspiegelten. . . . Irgendwoher, vom Winde getragen, kam ein Weidenreis geflogen, verfing sich zwischen Mummeln und dünnen Binsen. . . Grashalme flogen hinzu und Staub, im nächsten Sommer war es ein Busch. Nach ein paar Jahren aber war es eine kleine Insel, schickte ihre Senker in den von unten her wachsenden Schlick, breitete sich in der Runde aus. Noch viele solcher Inseln bildeten sich rings am Ufer, nach kurzen hundert Jahren waren von dem See nur noch ein paar Blänken in der Mitte übrig. „Vermooren“ nannten das die Geologen. . . . In jenem Augenblicke aber reifte in ihm auch der Entschluß zur Abwehr, soweit sie in seinen Kräften stand. Ein kluger Wirt, dem sein Fischwasser lieb war, harkte die kleinen Inseln aufs Trockene, ehe sie sich zu fest verwurzelten. —

In der weiten und hohen Halle, deren Wände mit auserlesenen Jagdtrophäen geschmückt waren — Wisenthörner und gewaltige Elchschaufeln, von den Vorfahren erbeutet, bis hinab zu einem kapitalen Achtergehörn, das einer der von ihm erlegten Böcke getragen hatte — traf Ulrich eine ganze Gesellschaft schwarz befrackter Herren. Darunter zwei junge Damen in tief ausgeschnittenen hellen Kleidern. Wie er später erfuhr, arme Verwandte seiner Stiefmutter.

Ein eleganter, nicht mehr ganz jugendlicher Herr, das Einglas im linken Auge, trat auf ihn zu, stellte sich vor. Er sprach in seltsam abgehackten Sätzen. „Komierowski! . . . Meine Kusine Leska freute sich ganz furchtbar, daß Sie endlich . . . Wollte auch persönlich an Bahn, aber Professor! Auf der Rückreise von Petersburg . . . allerhöchste Herrschaften mit unsterblichem Pinsel. . . . Ja, sonst nämlich nicht so billig. . . . Also er hatte den Einfall, unsere Gnädigste als moderne Diane chasseresse . . . nur eine Skizze, aber Widerspruch unmöglich. . . .“

Ulrich hatte sich gemessen verneigt. „Ich habe davon gehört, Herr Graf. . . .“

Der elegante Herr mit dem Einglas faßte ihn jovial unter den Arm. „Aber, aber! Unter Verwandten, Herr Graf? Ich bitte ganz einfach, Onkel Sascha! Nur aus dem Vornamen keine Schlüsse auf russophile Gesinnung! Erklärung: Der auf Newski-Prospekt Ermordete mein Taufpate. . . . Aber ich wollte doch. . . . Ach so! Also. . . .“ Er machte eine vorstellende Bewegung: „Unsere reizenden Kusinen Wanda und Elvira Gawronska. . . . Ein deutscher Dichter treffendes Wort: ‚Himmlische Rosen in langweiligem Leben‘ . . . Dann da Kusin Razumowski . . . tanzt Mazur wie der berühmte . . . . Name vergessen . . . Wiener Hofoper. . . . Dann hier Kusin Graf Plater . . . trifft Coeur-As auf dreißig Schritt. . . . Kusin Brudzinski, unbesieglicher Matador in Ecarté. . . Kusin Olesnicki, nichts weiter, gar keine Talente. . . . Und hier endlich . . . nicht letzter, nur hinter dickem Plater ganz versteckt . . . freundlicher Seelsorger, Kaplan Swiderski.“

Ulrich hatte die Vorstellung mit einer allgemeinen Verbeugung erwidert. „Darf ich fragen: Die Herrschaften sind hier zu einer Art Familientag versammelt?“

Graf Komierowski lachte auf, als hätte er einen guten Witz gehört. „Familientag? Großartig! Wegen ‚Kusins‘? Mon cher, polnische Verwandtschaft! In Hochadel alles Kusins!“

Der Haushofmeister, der am Fuße einer breiten, nach der Galerie führenden Treppe stand, räusperte sich, die in der Halle Versammelten blickten nach oben. Von der eichengeschnitzten Galerie kam die Hausherrin langsam die Stufen herab. In der Mitte des reichen, dunklen Haares ein funkelnder Solitär, die gegen früher etwas voller gewordene, königliche Gestalt in einem tief ausgeschnittenen weißen Seidenkleid, dessen lange Schleppe die Treppenstufen fegte. Das Gesicht schien ihm noch genau so hinreißend schön wie vor jenen sieben Jahren. . . .

Ulrich hatte mit bangem Herzklopfen auf den Augenblick des Wiedersehens gewartet, er wurde plötzlich nüchtern. Er sah genau, die Herren in der Runde blähten alle die Nüstern, hatten alle einen Ausdruck in den Augen, der nur eine einzige Deutung zuließ. Ekel und Scham schnürten ihm den Hals zusammen: Auf der Treppe da oben war vor Jahren eine andere gegangen . . . . eine herbe Frau, aber so gut und rein, daß der Staub des Teppichs sich nicht an den Saum ihres Kleides getraute. . . .

Neben der Hausherrin tänzelte ein beweglicher kleiner Herr die Treppe hinab. Im gelben Gesicht eine Hakennase und ein schwarzgewichster Schnurrbart, im Knopfloch des Fracks die Rosette der Ehrenlegion. . . . Dahinter aber eine bemitleidenswerte Gestalt . . . ein hochgewachsener alter Mann in schlotterndem Frack, der — die Hand am Geländer — langsam und mit Mühe die Stufen hinabstieg. Jeder Tritt schien ihm Schmerzen zu verursachen. . . . Das früher so volle und wohlgenährte Gesicht schien nur noch wie eine gute Männerfaust so groß, der kurz gestutzte und schwarz gefärbte Schnurrbart wirkte wie ein Fleck auf einer vertrockneten Zitrone. . . Ulrich fühlte, wie ihm die Tränen in die Augen stiegen. Mit aller Gewalt mußte er sich dagegen wehren. . . .

Die Stiefmutter begrüßte ihn zuerst. Sie reichte ihm die ringgeschmückte, parfümierte Hand zum Kusse, lächelte ihn holdselig an. „Willkommen, lieber Ulrich, im Vaterhause! Hast Du eine gute Reise gehabt?“

Er stotterte mühsam: „Danke sehr, es ging an . . . . bis auf das letzte Ende und jetzt. . . .“

Sie schlug ihn leicht mit dem Fächer auf den Arm. „Soll das heißen, hier zu Hause? Pfui, wie

ungalant gegen Deine kleine Mama!" Und zu dem Professor an ihrer Seite gewandt, fügte sie auf französisch hinzu: „Ein junger Bär, mein Stiefsohn! Aber er meint es nicht so schlimm. . . ."

Der Vater kam, mühsam auf einen Stock gestützt, näher. Als er den Sohn erblickte, glitt über sein eingeschrumpftes, kleines Gesicht ein freudiger Schimmer. „Sieh an, Ulrich! Das ist wirklich lieb von Dir, daß Du endlich gekommen bist!"

„Aber, liebster Papa, auf Deinen Brief hin war das doch selbstverständlich!"

Die junge Frau sah ihren Gatten erstaunt an. „Ach, Du hast ihm einen Brief geschrieben? Mir hast Du doch gesagt, Ulrich wär' ganz aus freien Stücken gekommen? Um einen Zustand aus der Welt zu schaffen, den ich mir in der Tat nicht länger gefallen lassen konnte?"

Der alte Herr bekam vor Verlegenheit einen roten Kopf. „Selbstverständlich, liebe Leska, das ist die Hauptsache! Und ganz natürlich, daß ich mit Ulrich darüber korrespondierte! Aber ich erkläre Dir das alles später. . . ." Und er humpelte eilig davon, zu der Gruppe der Herren hinüber.

Frau Valeska trat dicht auf ihren Stiefsohn zu. Sie lächelte, aber in ihren blauen Augen funkelte ein böses Licht. „Sieh mal an, solche Heimlichkeiten habt Ihr miteinander? Da würde es mich doch recht interessieren, den Brief mal zu lesen!"

„Wenn Papa seine Einwilligung gibt!"

„Er gibt sie, verlaß Dich drauf!"

Draußen, hinter der zum Speisesaal führenden Tür, erhob sich lautes Geschrei einer Kinderstimme, und Fußtritte polterten gegen die Füllung. Der Haushofmeister sprang eilig hinzu und öffnete. Ein etwa sechsjähriger, bildhübscher kleiner Bursch in kokettem Sammetanzug wurde von einer Bonne hereingetragen, strampelte ungebärdig mit den Beinen und schrie: „Ja niechce . . . . ich will nicht . . . . will nicht. . . ."

Die Mutter trat zu ihm, sprach zärtlich auf ihn ein: „Ale Viktorku! Mlody szlachcie taky brzydky? So unartig ein junger Edelmann? Da Dein großer Bruder ist gekommen! Geh', gib einen Kuß und sag' guten Tag. . . ."

Der Kleine strampelte sich aus den Armen der Bonne, die ihm erst die zerzausten Locken ordnen wollte, pflanzte sich vor dem, den die Mutter ihm wies, keck auf. „Wieso Du mein Bruder?"

Ulrich fühlte es warm im Herzen aufsteigen. Er nahm den Kleinen auf den Arm. „Ja, mein Kerlchen, es ist wie im Märchen: Auf einmal hast Du einen großen Bruder! Na, und wie ist's nun: Wollen wir beide uns ganz dick lieb haben?"

Der Kleine sah ihn an, schlang plötzlich die Aermchen um seinen Hals. „Sehr, sehr. . . . Ich Dich liebe sehr. . . ."

In diesem Augenblicke tat Ulrich ein heißes Gelübde: Wenn es zu der großen Auseinandersetzung kam, den, den er hier in seinen Armen hielt, gab er nicht mehr her! Deutsch sollte der Junge werden. . . .

Die Mutter stand dabei, ein seltsames Lächeln um die schön geschürzten Lippen.

„Du mußt Dich nicht wundern, lieber Ulrich, daß er so ungezogen und verwöhnt ist. Der kleine Kerl war sehr neugierig . . . sprang viel zu früh in diese uninteressante Welt. . . . Weil ich fürchtete, ich würde ihn nicht behalten, hab' ich ihm jeden Willen gelassen. . . ."

Er sah sie ganz entgeistert an, ließ den Kleinen unsanft zu Boden gleiten. „Wie, was? . . . Das wäre ja entsetzlich. . . ."

Sie zuckte die Achseln. „Könnten wir etwas dafür? Aber es ist natürlich Unsinn! Ich wollte Dich nur daran erinnern, daß ich nicht ganz wehrlos bin. Falls Du mit Papa vielleicht irgendwelche Entschlüsse fassen wolltest, die — na sagen wir einmal — mit meinen Plänen nicht ganz übereinstimmen sollten!"

Die Flügeltür zum Speisesaal wurde von einem Diener geöffnet, der Haushofmeister trat einen Schritt vor. „Madame la Baronne est servie. . . ."

Der kleine französische Professor kam eilig herbei, bot der Hausherrin galant den Arm. Sie nickte ihrem Stiefsohn freundlich zu. So gelassen, als hätten sie eben über die gleichgültigsten Dinge der Welt gesprochen.

„Du führst meine Kusine Elvira," sagte sie. „Sei bitte recht nett zu ihr! Sie ist ein ganz reizendes junges Mädchen. . . ."

Fräulein Elvira Gawronska lächelte ihm kokett entgegen. „Choffentlich nachher keine Enttäuschung! Abber wie wir uns sollen unterhalten? Du niecht Französisch, niecht Polnisch, iech nur eine kleine bießchen Deutsch . . ."

Er war von dem Auftritt eben noch so benommen, daß er sich mühsam zu einer Antwort aufraffen mußte. „Ich finde, Sie sprechen es ausgezeichnet, meine Gnädigste."

Sie rief laut der vorangehenden Kusine zu: „Du, Leska, er saggt zu seine jungge Tante Sie!"

Frau Valeska lachte. „Er hat noch zu viel Respekt. Aber Du wirst's ihm schon abgewöhnen! Und Ihr könnt ja nachher Brüderschaft trinken."

„Gut, trienken wir Briederschaft! Ich freu mir ja auch so, daß Du . . . Sie . . . wieder nach Chaus gekommen biest. . . . Wir werden siech viel zu erzellen chabben. . . ."

Ulrich begnügte sich mit einer stummen Verneigung. Die Herrschaften hier schienen alle überzeugt zu sein, er sei reumütig heimgekehrt, um mit seiner Stiefmutter Frieden zu schließen. Weshalb sollte er jetzt schon ihnen den Glauben nehmen? Die Auseinandersetzung morgen früh brachte ja Klarheit. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Nach neuen Bestimmungen

dürfen Zeitschriften ins Ausland (auch nach Oesterreich-Ungarn) von privater Seite nicht verschickt werden. Nur Sendungen, die der Verlag veranlaßt, werden befördert. Wer daher unsere Zeitschrift Bekannten im Ausland zukommen lassen will, teile uns die genaue Adresse unter Beifügung des Bezugspreises mit. (Monatl. 1,10 M., vierteljährl. 3,30 M.)

„Berliner Illustrirte Zeitung"
Postscheckkonto Berlin 660.

DIE WAFFENSTILLSTANDS-UNTERHÄNDLER





Die deutschen Waffenstillstandsunterhändler:

Graf Oberndorff, zuletzt Gesandter in Sofia. Phot. Berl. Jll. Ges.

General v. Gündell, Delegierter bei der zweiten Haager Friedenskonferenz.



General v. Winterfeldt, früher Militärattaché in Paris, zuletzt Vertreter der Obersten Heeresleitung bei der Reichsleitung. Phot. Berl. Jll. Ges.



Kapitän Vanselow. Phot. Dührkoop.



Staatssekretär Erzberger. Phot. Becker & Maaß.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — bee — bert — bro — bou — dan — di — dis — drei — e — e — eck — en — erd — fel — gel — ha — horn — i — le — le — li — lis — mach — no — ot — ra — ra — re — rüf — sa — sche — su — te — va — vard — wä

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und Endbuchstaben umgekehrt gelesen, ein Zitat aus Goethes „Sprüchen in Reimen" ergeben. Die Wörter bezeichnen:

1. Geometrische Figur, 2. Baum, 3. Wüste, 4. berühmte Straße, 5. Frucht, 6. afrikanisches Gebiet, 7. Sohn eines Halbgottes, 8. spanischen Fluß, 9. unnormalen Menschen, 10. Romantiker, 11. englischen Staatsmann, 12. männlichen Vornamen, 13. Zurechtweisung, 14. Reinigungsprozeß.

Scherzfrage.

Sag' an, wer kommt denn eigentlich,
Wenn er zu andern kommt, zu sich?

Erinnerung.

Männlich ist ein Wort zu seh'n,
Oft in München auf der Straße;
Sächlich sehe ich es steh'n
Gern vor mir in vollem Glase.

Gegensatz.

Wer mich mit u auf den Fersen hat,
Der kennt keine Rast, keine Lagerstatt.
Doch wer sich mit e hineinbegibt,
Der findet Ruhe, soviel ihm beliebt.

Uneigennützig.

Die Grete wünscht sich echten Pe
Nicht ihrethalben, nur ihr Bö,
Ihr Schatz, will, daß sie nobeg geh'.

Gleichklang.

Trink's in froher Zecher Kreise,
Halte es, und Du bist weise,
Und wenn es Dir einer nimmt,
Acht' darauf, ob es auch stimmt.

Lösungen der Rätsel aus Nummer 45.

Silben-Rätsel:

„Ernst ist das Leben, heiter die Kunst."
Schiller, Wallenstein.

1. Ehrenrat, 2. Rhythmus, 3. Nähgarn, 4. Sonnentau, 5. Tarock, 6. Idiosynkrasie, 7. Seni, 8. Tugendbund, 9. Dollar, 10. Anatomie, 11. Sintflut, 12. Labori, 13. Eibsee, 14. Biograph, 15. Eckermann.

Unsterblich: Kalbfell. — **Ergänzung:** leb (Lebzeit, leblos, lebhaft, Lebtag, Lebkuchen). **Himmlisches:** Sternbild.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.



Die Wunder, die das im Krieg geborene Kind noch erleben wird.

„Na, wie war's denn diesen Sommer in der märkischen Schweiz?"
„Ach, langweilig. Höchstens Sonntags..."
„Was habt Ihr denn da gemacht?"
„Da sind wir nach Berlin gefahren und in den Zoo gegangen!"

*

„Mutti, sei doch so gut und wasche mal dem kleinen Paul das Gesicht!"
„Warum denn?"
„Ja, wir haben uns doch verlobt, und da möchte ich ihm gern einen Kuß geben!"

*

„Meier," sagte der Chef, „ich höre, daß Sie um Punkt fünf die Feder hinlegen und aufhören, und wenn Sie mitten in einem Wort sind!" — „Das ist nicht wahr, wenn es auf fünf geht, fange ich erst gar kein neues Wort mehr an!"

*

„Meine Frau lernt Klavier, meine Tochter Geige, mein Sohn Cello . . ."
„Und Sie lernen nichts?"
„Doch, zu leiden ohne zu klagen!"

Galeriegespräch: „He, Sie da vorn, setzen Sie sich, ich kann nichts sehen!" — „Sie, da hinten, seien Sie ruhig, ich kann nichts hören!"

*

Ein vorsichtiger Vater, der ein prophezeites Erdbeben fürchtete, schickte seine beiden Jungen zu einem Freund auf dem Lande, wo sie bleiben sollten, bis die Gefahr vorüber wäre. Nach einigen Tagen erhielt er folgenden Brief: „Lieber Freund! Sei so gut, hole Deine Bengel zurück und schicke mir lieber das Erdbeben!"

*

Im Kontor: „Herr des Himmels, Bachmann & Lindemann schreiben, daß sie vier Dutzend Halstücher zurückschicken, die bei der letzten Sendung zuviel waren. Um wieviel muß da zuviel gewesen sein, wenn Bachmann & Lindemann vier Dutzend retour senden!"

*

Theaterdichter: „Mit diesem Kleide kann die Liebhaberin in meinem Stück nicht auftreten, das muß noch geändert werden." — Regisseur: „Wo denken Sie hin, bei der Stoffnot, da ändern wir einfach das Stück!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

24. November
1 9 1 8
Nr. 47
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co. Berlin SW 68



„Schlaft wohl, Kameraden, in fremder Erde!"
Abschied von den Gräbern bei der Räumung der besetzten Gebiete.
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

DIE VOLKSBEAUFTRAGTEN

Kabinettsmitglieder der provisorischen neuen Reichsregierung.





Die Volksbeauftragten der provisorischen neuen Reichsregierung.

Scheidemann (Finanzen). Phot. Berl. Jll. Ges.

Haase (Aeußeres und Kolonien). Phot. Berl. Jll. Ges.



Ebert (Inneres und Militärisches). Phot. Binder.



Dittmann (Demobilisierung, Verkehrswesen, Rechtspflege). Phot. Noack.



Landsberg (Presse- und Nachrichtenwesen, Kunst und Literatur). Phot. Matzdorff.

Friedrich Ebert, Mehrheitssozialist, Vorsitzender des „Rates der Volksbeauftragten“, leitet die innere Verwaltung und das Militärwesen; geb. 4. Februar 1871 zu Heidelberg, erlernte das Sattlerhandwerk, wurde 1893 Redakteur der sozialistischen „Bürgerzeitung“ in Bremen, dann Arbeitersekretär in derselben Stadt, gehörte dem Reichstag als Vertreter von Elberfeld-Barmen seit 1912 an, war zuletzt Vorsitzender der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion.

Philipp Scheidemann, Mehrheitssozialist, mit der Leitung der Finanzen betraut, geb. 26. Juli 1865 in Kassel, war Schriftsetzer, Korrektor, Druckereifaktor, Redakteur sozialistischer Provinzblätter, vertrat im Reichstag seit 1903 den Wahlkreis Düsseldorf-Solingen, war 1912 kurze Zeit Vizepräsident des Reichstages und trat Anfang Oktober d. J. als Staatssekretär ohne Portefeuille in das Ministerium des Prinzen Max von Baden.

Otto Landsberg, Mehrheitssozialist, steht an der Spitze des Dienstzweiges für Pressewesen, Kunst und Literatur, geb. 4. Dezember 1869 in Rybnick, Rechtsanwalt in Magdeburg, welche Stadt er seit 1912 im Reichstag vertritt. Geriet im Sommer 1912 in scharfen Konflikt mit seiner Partei, weil er beim Ausbringen des Kaiserhochs durch den Reichstagspräsidenten als einziger Sozialist im Saale geblieben war.

Hugo Haase, unabhängiger Sozialist, übernahm das Aeußere und die Kolonien. Geb. 29. September 1863 in Allenstein, Rechtsanwalt erst in Königsberg, wo er 15 Jahre auch Stadtverordneter war, und seit 1912 in Berlin. Wurde von Königsberg in den Reichstag entsandt. War bis zur Spaltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion (Dezember 1915) deren Vorsitzender und gab als solcher in ihrem Namen am 4. August 1914 die berühmt gewordene Erklärung mit der Beteuerung ab: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich.“ Wurde nach der Spaltung der Führer der unabhängigen Gruppe.

Wilhelm Dittmann, unabhängiger Sozialist, hat das Verkehrswesen und die Rechtspflege inne, geb. 13. November 1874 in Eutin, erlernte das Tischlerhandwerk, war dann Redakteur sozialistischer Blätter, hierauf Parteisekretär in Frankfurt a. M., Mitglied des Reichstags für den Wahlkreis Lennep-Remscheid seit 1912, wurde Anfang Februar 1918 in einer Streikversammlung im Treptower Park festgenommen und vom Kriegsgericht zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt, jedoch Mitte Oktober 1918 im Gnadenwege auf freien Fuß gesetzt.

Emil Barth gehört zu der extrem-radikalen „Spartakus“-Gruppe, deren Sekretär er bisher war. Leitet die Sozialpolitik. Ist von Beruf Metallarbeiter, hatte bisher kein parlamentarisches Mandat inne. Ein Bildnis von Emil Barth war bisher nicht zu erlangen.

Einige Köpfe aus der neuen Riesengalerie der Zeitgeschichte.



Paul Hirsch, Mitglied der neuen preußischen Regierung (bisher Landtagsabg. Berlin)



Heinrich Ströbel, Mitglied der neuen preußischen Regierung (bisher Landtagsabgeord., Berlin). Phot. Dieffenbach.



Otto Braun, Mitglied der neuen preußischen Regierung (bisher Landtagsabgeord., Berlin).



Dr. Schiffer (natlib.), neuer Staatssekretär im Reichsschatzamt. Phot. Bieber.



Paul Göhre, Unterstaatssekretär im Kriegsministerium (früher Pastor und Reichstagsabg.)



Dr. Colin Roß, Mitglied des Vollzugsrats des Arbeiter- und Soldatenrats, Berlin.



Gelberg, Mitglied des Vollzugsrats des Arbeiter- und Soldatenrats, Berlin.



Schriftsteller Kurt Eisner, der Ministerpräsident der neuen bayrischen Regierung. Phot. Krull.



Frhr. v. Gamp †, Führer der Reichspartei. Phot. Bieber.



Karl Kautsky, der bekannte Theoretiker der Sozialdemokratie.



Im Reichstagsgebäude, dem Sitz des Vollzugsrats des Arbeiter- und Soldatenrats, während der ersten Revolutionstage: Der Sicherheitsausschuß im Lesesaal.
Phot. Berl. Ill. Ges

IM REICHSTAG

Der Reichstag, in dem der Arbeiter- und Soldatenrat sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, bot in diesen Tagen ein buntbewegtes Bild. Ueberall ein Kommen und Gehen wie in der Kommandostelle eines großen Heerlagers. Im Lesesaal und in den Gängen Soldaten, Gewehrpyramiden, eilende Boten, Befehlsrufe.



Nachtlager der Wachmannschaften in der Kuppelhalle des Reichstagsgebäudes.



Die erste große Versammlung des Soldatenrats im Sitzungssaal des Reichstages am 11. November.
Phot. A. Frankl.



Das große Freuden-Feuerwerk, das die Matrosen der deutschen Flotte in Wilhelmshaven am Abend der Republik-Erklärung veranstalteten. Phot. E. Schröder.

Ein historischer Augenblick.

Sonnabend, den 9. November, vormittags, traten die sozialdemokratischen Mitglieder aus der Regierung aus, obwohl sie ihr Ultimatum in der Abdankungsfrage verlängert hatten. Zur selben Zeit traten die Arbeiter in den Großbetrieben in Ausstand und setzten sich vom Norden und Osten her in Bewegung gegen Berlin. Die 4. Jäger und die „Maikäfer" traten zu den Arbeitern über, die „B. Z. am Mittag" flatterte über Berlin nieder mit der Nachricht von der Abdankung des Kaisers. Das war das Signal für die Bevölkerung, die gleich darauf die Straßen und Plätze der Stadt füllte. Während die ersten Militärautos mit rotbebänderten Soldaten die Straßen durcheilten, begannen im Reichstag die Einigungsverhandlungen zwischen Mehrheitssozialisten und Unabhängigen. Scheidemann erschien gegen ½2 Uhr auf einem Balkon des Reichstagsgebäudes und verkündete den Sturz der Dynastie und die Bildung der neuen Regierung. Diesen historischen Augenblick, der die Revolution einleitete, hat ein Photograph im Bilde festgehalten. Wir sind in der Lage, die seltene Aufnahme heute unseren Lesern zu zeigen.



Der neue Polizeipräsident von Berlin: Emil Eichhorn (Unabh. Soz.).
Phot. Berl. Jll. Ges.



Ein historischer Augenblick: Die erste Verkündung der neuen Regierung durch Philipp Scheidemann vom Balkon des Reichstagsgebäudes aus.
Phot. Erich Greiser, Berlin-Lichtenberg.



Der Staatskanzler der Republik Deutsch-Oesterreich: Dr. Karl Renner.
Phot. Berl. Jll. Ges.

BERLIN AM ERSTEN TAG DER REVOLUTION

Aus meinem Skizzenbuch. Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha.



In Berlin am ersten Tag der Revolution: Nachmittags auf dem Potsdamer Platz.



„Steht Dir wunderschön, das Gewehr, mein Junge, aber kannst mir glauben, 's ist nischt für Dich!"





Rückkehr von den Straßenkämpfen.



Anhalten der Straßenbahn: „Halt! Generalstreik!" — „Kinder, ich fahre ja bloß nach Hause."



Abschneiden der Achselklappen und Entfernen der Kokarden.



Ordner.



Auf dem Wege zum Schloß.



Herr Piepmeyer, der sich noch nicht klar ist, ob er die Revolution billigt oder nicht.

Der weisse Adler

ROMAN VON RICHARD SKOWRONNEK

3. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Der Geheimrat Ulrich von Dolinga-Dolinowski hat in seinem Dienstraum im Berliner Ministerium des Innern den Besuch seines um viele Jahre jüngeren Stiefbruders Viktor empfangen, der Regierungsassessor in Düsseldorf war und als Vertreter des Landrats nach dem ostpreußischen Kreis Heinrichsburg gehen soll, demselben, in dem das vom Vater der Brüder an einen Polen verkaufte Gut Friedrichstein liegt. Viktor, begabt, zum Leichtsinn neigend, ist nach der späten Eheschließung des alten Dolinga mit einer Polin, einer Komtesse Valeska Napieha, geboren worden. Nach Viktors Weggang aus dem Ministerium bleibt Ulrich allein zurück. In Grübeln versinkend erinnert er sich an ferne Vergangenheit: Als er ein junger Jurist war, hat, ohne ihn zu kennen, diejenige, die dann seine Stiefmutter wurde, im Rausch des Kölner Karnevals ihm für Stunden angehört. Er glaubt zu ahnen, daß dieser Begegnung Viktor sein Leben dankt. Als das dunkle Verhängnis ihm offenbar wurde, hat Ulrich das väterliche Haus fortan gemieden. Von seiner Gattin betrogen verschuldet, hat sein Vater ihn nach Friedrichstein gerufen, wo Ulrich eine Gesellschaft adliger Schmarotzer vorfand.

An der mit schwerem Silber und Blumen geschmückten Tafel herrschte von der ersten Viertelstunde an eine recht laute Stimmung. Der reichliche Sekt, den es schon zur Suppe gegeben hatte, löste die Zungen. Die Unterhaltung wurde französisch geführt. Man konnte sich gehen lassen, die aus lauter Polen bestehende Dienerschaft verstand kein Wort. Auch Herr Haushofmeister Kolodczeiowski kannte nur die paar Brocken, die zu seinem Dienst gehörten. . . .

Ulrich sah zu seinem Vater hinüber. Der alte Herr saß zusammengesunken in seinem Stuhl. Die Speisen berührte er kaum. Nur von Zeit zu Zeit griff die zitternde Hand nach dem Glase; er leerte es jedesmal, gierig, auf einen Zug. Erschrecklich war es, was die letzten Jahre aus dem riesenhaften Körper gemacht hatten. . . . Und bange Zweifel schlichen ihm ins Herz, ob es überhaupt lohnen würde, mit diesem Bundesgenossen den Kampf gegen die rücksichtslose und in allen Listen erfahrene Frau aufzunehmen? Er konnte sich nicht helfen, er fand keinen anderen Vergleich: der alte Herr machte den Eindruck eines verprügelten edlen Hundes. Mit unbeschreiblich demütigem Ausdruck hingen seine Augen an dem Gesicht der schönen Frau am Kopfende der Tafel. Wenn sie ab und zu einmal zerstreut nach ihm hinüberblickte, straffte er die eingesunkene Gestalt, trank ihr, glückselig lächelnd, zu. Trostlos war das, und dem zuschauenden Sohne tat vor Scham das Herz weh. . . .

Frau Valeska saß zwischen dem Grafen Komierowski und dem Professor Durand. Der kleine Maler sprach, lebhaft gestikulierend, auf sie ein, schien ihr den Hof zu machen, mit dem Grafen tauschte sie verliebte Blicke. Und einmal — Ulrich sah es ganz genau — nahm sie das Glas, das der Graf eben aus der Hand gestellt hatte, suchte die Stelle, an der er's mit seinen Lippen berührt hatte, und trank ihm mit brennenden Augen zu. . . . Das Blut stieg ihm zu Kopfe, er ballte unwillkürlich die Hand. Aber nur Geduld!

Seine Nachbarin, Fräulein Elvira Gawronska, wandte sich wieder zu ihm. Der Kusin Kasimir erzählte so eindeutige Witze, daß ein anständiges junges Mädchen unmöglich länger zuhören konnte. Und sie fragte, ob er immer so einsilbig wäre, „gar niechts Lustiges" wüßte.

„O ja, meine Gnädigste," erwiderte er, „eine ganze Masse! Aber meine lustigen Geschichten haben alle den Fehler, daß sie mit einer höchst betrüblichen Katastrophe ausgehen."

„Dann lieber niecht, ich heute gar niecht für Trauriges! Abber sagg, wierst Du jetzt auch an Beratungen teilnehmen?" Daß er sich an die feierliche, mit einem Glase Sekt besiegelte „Briederschaft" nicht kehrte, störte sie nicht.

Ulrich horchte auf. Eine gewisse Vorsicht ließ ihn eine unbestimmte Antwort geben. Er wisse nicht recht, ob das für ihn geraten sei. Da redete ihm seine Nachbarin aufs eindringlichste zu. Gerade er als unbeargwohnter preußischer Beamter könne der „Sache" von außerordentlichem Nutzen sein. Er rückte sich unwillkürlich auf seinem Stuhle zurecht. Was war das? . . . Damit konnte doch nichts anderes gemeint sein als irgendeine neue polnische Zettelei. . . . Und er meinte bedächtig: „Hm, für mich sehr gefährlich! Wenn man dabei erwischt wird, geht's an den Kragen!"

Da wurde das dumme kleine Tierchen an seiner Rechten eifrig. „Abber niecht in geriengsten gefährlich! Kein Mensch chat doch Verdacht! Odder meinst, iergend eine Spionn chat Ahnung, daß die Komierowski, Plater, Brudzinski, Olesnicki hier niecht bloß zu Fergniegen sind?"

„Allerdings!"

„Na siehst? Plater von Warschau, Komierowski aus Krakau, Brudzinski aus Schweiz, Olesnicki aus Paris. Jergend was geht forr in Welt, daß wir können neue Choffnungen chaben, abber die Cherren siend so gemein, sie saggen niecht, was! Also weißt Du vielleicht?".

„Selbstverständlich! Aber ich darf beim besten Willen nicht . . ."

Sie lächelte ihn verheißungsvoll an.

„Wir bleiben ja noch ein paar Tage chier — kleines Ziepfelchen von Geheimnis wierst schonn liefen!" Und während sie sich tiefer vorbeugte, denn sie hatte eine sehr hübsche Nackenlinie, fragte sie von unten herauf kokett: „Ich denke so, weggen Thronnwechsel in Rußland?"

„Möglich. . . ."

„O pfui," sagte sie, schlug ihm auf die Hand. „Siend wir Frauen niecht ebbensogutt Patrioten? . . . ." Und stolz fügte sie hinzu: „Ich war in Warschau verwieckelt in Attentat auf Gouverneur . . . Ein Wuhnder, daß ich niecht kamm nach Sibirien! . . . Chast Du gelesen Dostojewski 'Aus eine Tottenhause'?"

„Bedaure, leider nein."

„Dann mußt Du lesen, und Du wierst Ahnung chabben, das iest kein Kienderspiel: nach Sibirien!"

„Sicherlich! Aber es ist auch kein Kinderspiel, mit 'ner Bombe nach einem Manne zu schmeißen, der in seiner Art seine Pflicht tut!"

„Gewieß! Abber diese Pflicht fier Pollen niecht gutt! Und man braucht ja niecht selbst, man muß einen ferfiehren, daß er schmeißt. . . ."

„Das ist Ihnen natürlich nicht schwer gefallen, meine Gnädigste!"

„Gar niecht schwer, und er chatte geschworren! Abber nachher er chatte Angst, rieß aus nach Schweiz. . . ."

„Dann war der Lohn ihm wohl nicht verlockend genug?"

Fräulein Elvira schlug die Augen nieder. „Ich ihm leider chatte schonn forrher belonnt! Abber — pour changer le thème — ich finde serr gutt Plann von Kaplan Swiderski. Pollen in Posen und Westpreußen geht zu gutt unter preußische Regierung. Man muß — jak sie mowjie po niemiecku? — ich weiß schonn: man muß kienstlich unzufrieden machen!"

„Ein sehr tüchtiger Mann, der Herr Kaplan," sagte er heuchlerisch. „Ich brenne darauf, seine nähere Bekanntschaft zu machen!"

„Du wierst große Freude chabben, er iest serr klug! Und er saggt iemer: Forrbereitung! Forrbereitung iest alles! Dann kommt Freiheit von selbst. Fällt von Chiemel, wie Apfel, wenn iest reif, von Baum. Dume Szlachta saggt iemer: Revolution! Heute gibt niecht mehr Revolution! Zeitungen man muß machen und Vereine, serr viel Vereine, abber wo iest Geld? . . . Pan Swiderski saggt, miet zenntausend Mark er kann schonn machen eine serr schönne Zeitung in Friedrichstein?" Und sie sah ihn mit einem Blick an, der ihm für zehntausend Mark alles verhieß, was sie mit ihrem dürftigen Persönchen zu geben hatte. . . .

Er wußte nicht, sollte er lachen oder heulen. Sein Vaterhaus der Mittelpunkt einer richtigen polnischen Verschwörung! Auch Geld hatte der alte Herr geopfert für deutschfeindliche Agitation. . . . Zugleich aber flog ihn eine Art von Respekt an vor diesen Frauen. Lüsternheit war dabei und hysterische Verstiegenheit, aber diese Frauen verschenkten sich im Dienst einer Idee! . . . .

Fräulein Elvira wurde dringlicher. Sie rückte näher und schmiegte sich an ihn: „Also, liebe, liebe Freund, wie iest mit zenntausend Mark? Du brauchst niecht auf einmal zallen, nur versprechen. . . ."

Am Kopfende der Tafel hatte sich ein lauter Wortwechsel erhoben. In einer plötzlich eintretenden Stille hörte man deutlich die Worte: „Lâche menteur!"

Graf Komierowski schrie zurück: „Vous revoquerez immédiatement!"

Alles sprang von den Sitzen, Herr Olesnicki brüllte den Haushofmeister an: „Kolodczeiowski, na dwor, raus!" . . .

Der Haushofmeister verschwand mit dem Halbdutzend hellblau livrierter Diener mit einer Geschwindigkeit, die auf Uebung schließen ließ. Die beiden Streitenden, Graf Komierowski und Herr von Brudzinski, gerieten in einen neuen, noch heftigeren Wortwechsel, der dicke Graf Plater gab sich vergeblich Mühe, sie auseinanderzubringen.

Ulrich fühlte die Zornader auf seiner Stirn schwellen. Er rief laut: „Papa, ist denn das hier kein deutsches Haus mehr, in dem Zucht und Sitte herrscht? Wenn diese Herren nicht wissen, wie sie sich zu benehmen haben, müssen sie nachdrücklich durch einen Lakaien belehrt werden!"

Der alte Herr war in seinem Stuhl zusammengesunken, machte eine hilflose Handbewegung. Ulrich schrie auf: „Na, dann muß ich . . ." Seine Tischnachbarin warf sich ihm in den Weg.

„Boze kochani, wozu? Sie sich schonn werden wieder vertraggen!" Aber die Prophezeiung traf diesmal nicht zu, die beiden Streitenden wurden plötzlich handgemein, Graf Komierowski schlug seinem Gegner ins Gesicht. In dem großen Saale wurde es mit einem Male still. Herr von Brudzinski zog sein Taschentuch, drückte es gegen die blutende Lippe. . . . . .

„Sie haben alle gesehen, meine Herrschaften, es ist gut. . . . Blut gegen Blut . . . . morgen früh . . . . Du, lieber Plater, ich bitte, alles Nötige vorzubereiten. . . ."

Frau Valeska schrie gellend auf: „Nie pozwalam, ich erlaube nicht," schrie immer dieselben Worte, bis sie in eine Art von hysterischem Krampf geriet, gemischt aus Lachen und Weinen. . . .

Irgend jemand hatte nach ihrer Kammerfrau geklingelt, sie wurde hinausgetragen. Der alte Herr, der sich mühsam erhoben hatte, humpelte, auf seinen Stock gestützt, hinterdrein. Fräulein Elvira schluchzte auf: „Ich ihr chabbe iemer gesaggt, liebe Leska, Brudzinski iest eifersiechtig, fersteht keine Spaß. Sie chat bloß gelacht, jetzt iest Unglieck da. . . ." Und Herr Professor Durand kam auf Ulrich zu, versicherte, er habe in der russischen Aristokratie ja auch manches erlebt, was den Westeuropäer seltsam berühre, aber einen so leidenschaftlichen Ausbruch nie.

Ulrich unterdrückte eine ingrimmige Antwort, langte sich den Grafen Plater. Ersuchte ihn, den Herren von Brudzinski und Graf Komierowski eine Forderung zu überbringen wegen unverschämter Nichtachtung des Tones, der in seinem väterlichen Hause bisher üblich gewesen sei. Er ging in die große Halle hinüber, die Gesellschaft im Speisesaal stand noch eine Weile in aufgeregter Unterhaltung beisammen, zerstreute sich allmählich auf die Gastzimmer. Nach einer Viertelstunde erschien Graf Plater mit der Erklärung, die Herren Komierowski und Brudzinski bedauerten lebhaft, daß sie im Verlauf einer politischen Debatte sich so weit vergessen hätten, wären zu jeder nicht allzuharten Entschuldigung bereit. Er behielt sich seine Entschließung vor, Graf Plater schien noch etwas sagen zu wollen, zog sich aber nach einer Verlegenheitspause mit förmlichem Gruße zurück. Ein paar Minuten später steckte Fräulein Elvira den wuschligen Blondkopf zur Tür hinein.

„Störr' ich, liebe Freund?"

Er zuckte unhöflich die Achseln. „Ich muß allerdings gestehen, mein gnädiges Fräulein . . . ."

Sie kam rasch näher, seufzte vorwurfsvoll: „Du vergießt iemer noch, wier chabben doch getrunken Briederschaft? Abber ich niecht böse, nur ich weiß, wenn man siech fiehlt unglieclich — um Chiemelswillen bloß niecht allein. . . ."

Ihm schoß ein Gedanke durch den Kopf. Wenn irgendwo, konnte er sich hier Gewißheit holen! Alles, was er in diesen letzten Stunden gehört und gesehen hatte, war schließlich noch immer kein unanfechtbarer Beweis . . . „Verzeih', liebe Elvira," sagte er, „der furchtbare Auftritt eben . . . ."

„O la la," unterbrach sie ihn, „nous autres Polonais . . . ach so, ich fergeff' iemer, Du lieber deutsch . . . also wier Pollen wie Champagner! Wenn Du eingießt in Glas, läuft iebber. Nach eine Weilchen schonn wieder ganz ruhig. . . ."

„Aber zwischen den beiden ist doch eine tätliche Beleidigung gefallen?"

Sie verwechselte „tätlich" mit „tödlich", sah ihn verwundert an. „Wieso töttlich? Sie werden siech gar niecht tötten, sondern sie schießen jedder Piestolle ab in Luft, i wzistko rowno, ales wieder gutt. Abber wier wollen doch jetzt lieber sprechen von unsere Sache, von die zenntausend Mark. . . ." Und sie schmiegte sich an ihn, blickte zärtlich zu ihm auf.

„Sofort, mein Herz, ich versteh' nur nicht, wieso gerade Herr von Brudzinski einen solchen Eifersuchtsanfall haben konnte?"

„Ach so, Du meinst, eher Kusin Severin Plater?"

„Natürlich. . . ."

„Abber serr einfach: Kusin Severin vernienpftige Mensch! Er weiß genau, was bei eine Frau ist aus Langweile, und was aus Liebe! Aber Brudzinski ein Dumkopf, chat gemeint, was serr hiebsch war fier drei Tagge, mießt' auch hiebsch sein fier drei Wochen. Konnt' niecht begreifen, daß, wie Stanislaw kamm, fier ihn war ales vorbei. . . ."

„Du meinst Graf Komierowski?"

„Natierlich, Stanislaw Komierowski! Schonn nach erste halbe Stunde sie saggte zu mir . . . ."

„Wer, sie? Valeska?"

„Du, liebe Freund, auch ein bißchen langsam miet Begreifen! Natierlich Valeska! Also sie saggte: Je suis si follement éprise . . ." Sie brach plötzlich ab, sah ihn mißtrauisch an. „Abber iech glaube, Du mier horchst aus?"

„I bewahre. . . ."

Sie traute ihm jedoch nicht mehr. Mit einem gemachten Auflachen sagte sie: „Wier verfalen in Feller von Kusin Brudzinski, wier machen zuviel von eine kleine Flirt, wie alle Tagge in Gesellschaft: Cherr schenkt eine Blumme, verspriecht eine cadeau, Damme macht sieße Augen, c'est tout. . . ."

Auf der Galerie oben erklangen Schritte, Fräulein Elvira huschte erschreckt davon. An der Tür zum Speisesaal warf sie ihm eine Kußhand zu, flüsterte hinüber: „A bientôt, mon cher, und niecht vergessen weggen die zenntausend Mark. . . ."

Er mußte in aller Bedrängnis auflachen. Das kleine Frauenzimmer war wie ein Blutegel, ließ nicht locker. Und Gott wußte allein, wie viel sie schon früher für die „Sache" zusammengebettelt haben mochte, falls sie nicht — was ja auch manchmal vorkam — „teilte" . . .

Die Treppe herab kam der Vater, gefolgt von dem Haushofmeister. „Also, Kolodczeiowski, da unten im Gewehrschrank steht der Pistolenkasten. Bringen Sie den dem Herren Grafen Plater, die Herren wollen morgen früh ein bißchen nach der Scheibe schießen. Und mir hierher eine Flasche Burgunder und den alten Kognak. . . . Ich kann doch noch nicht schlafen gehen. . . ."

„Sehr wohl, Herr Baron. . . ."

Ulrich wartete, bis der Haushofmeister sich entfernt hatte, trat vor. „Das ist mir sehr lieb, Papa! Da können wir endlich in Ruhe besprechen. . . ."

Dem alten Herrn schien das Zusammentreffen wenig angenehm. Er ließ sich schwer in einem der breiten Ledersessel vor dem Kamin nieder, in dem, der abendlichen Kühle wegen, ein Feuer brannte. „Die verdammte Gicht," stöhnte er, „keinen Augenblick ohne Schmerzen. . . ."

„Na ja, lieber Papa, verzeih' . . . Sekt, Burgunder und alter Kognak scheinen mir gerade nicht Heilmittel zu sein."

„Mein Jungchen, für die paar Jahre, die ich noch hier unten zu krabbeln hab', is ja doch alles egal! Wenn's zu doll wird mit den Schmerzen, schluck ich so'n Gift, was der Doktor mir verschrieben hat! Aber es wird Dich doch gewiß auch freuen: Der lieben Mama geht's wieder gut. Sie ließ mir durch ihre Kammerfrau sagen, ich brauchte mich nicht zu beunruhigen. . . ." Ulrich biß einen Augenblick lang die Zähne aufeinander, das Thema kam später!

„Sehr erfreulich! Möchtest Du mir aber jetzt nicht sagen, weshalb Du mich hergerufen hast?"

„Wollen wir das nicht lieber noch ein paar Tage lassen, mein Jungchen? Bis Du zu Hause wieder warm geworden bist? Es ist eine eklige Geschichte, und ich müßte auch erst von dem Verwalter eine genaue Rentabilitätsberechnung machen lassen. . . ."

„Wozu denn bloß?"

Der alte Herr lachte gezwungen auf. „Zu komisch, wenn der arme Vater den reichen Herrn Sohn anpumpen muß! Es ist selbstverständlich nur eine vorübergehende Verlegenheit. . . . Wenn ich meinen Weizen zu dem Preis verkaufen wollte, den der Jud' in Friedrichstein mir bietet, wär' ich in zwei Tagen wieder flott. . . ."

Ulrich fühlte, wie das Herz ihm vor Mitleid schwer wurde wie ein Stein. Er warf sich vor dem Stuhl nieder, umschlang den alten Herrn. „Papa, lieber, guter, alter Papa, weshalb sagst Du mir nicht die Wahrheit? Unterwegs, von wildfremden Leuten, hab' ich gehört, es geht Dir so schlecht, daß Du ein ganz übles Subjekt beauftragt hast, mit Wechseln hausieren zu gehen. . . ."

Der Vater wehrte ab. „Das ist natürlich übertrieben. . . . Ich hab' in den nächsten Tagen größere Zahlungen zu leisten, das kann jedem mal passieren. . . ." Plötzlich aber brach es in ihm aus: „Nein, hast Recht, Junge, weshalb soll ich Dich belügen? Ich bin wie ein gehetzter Hirsch, den jeden Augenblick die Hunde stellen können. . . . Mißernten die letzten Jahre, und der Haushalt hier ein bißchen höher aufgezogen, als die alte Klitsche eigentlich aushält. . . ."

Ulrich spürte, wie er innerlich wieder kalt wurde. Das war eben keine Wahrheit gewesen. . . . Und mit Gefühlsergüssen war hier kein reiner Tisch zu machen. . . . „Das langt wohl nicht, Papa! Was ich in den paar Stunden hier gesehen habe, ist ein wahnwitziges Hausen in den Tag hinein, bei dem ein Fürstentum kaputt gehen müßte! Wollte ich dafür mein bißchen Vermögen hergeben, würde es knapp für ein Jahr reichen." Und er wollte aufstehen.

Der alte Herr schlang ihm die Hände um den Nacken, zog ihn näher an sich. „Uli, ich schwör' Dir, von morgen an wird hier sparsamer gewirtschaftet werden, bloß laß mich nicht im Stich! Sie geht von mir, läßt mich allein, wenn ich ihr nicht mehr das bieten kann, worauf sie gerechten Anspruch hat!"

(Fortsetzung folgt.)



Albert Ballin †,
der Generaldirektor der Hamburg—Amerika-Linie.
Phot. Bieber, Hamburg.



Frauen auf einem Dach in Bagdad
während des Vorbeimarsches englischer Truppen.



Robert Lansing,
der amerikanische Staatssekretär des Aeußeren.

RÄTSEL

Silben-Rätsel:

Aus den Silben:

blei — bud — den — der — dha — eck — got — haus — hund — lo — ne — o — ro — se — sen — si — stift — ta — tas — tes — vier — wind

sind 10 Wörter zu bilden. Fügt man aus dem ersten Worte 3, aus dem zweiten 2, aus dem dritten wieder 3, aus dem vierten 2 usw. abwechselnd 3 und 2 Buchstaben aneinander, so erhält man ein zeitgemäßes Sprichwort. Die Wörter bedeuten:

1. geometrische Figur, 2. Schreibgerät, 3. Hundeart, 4. Fluß, 5. getrocknete Frucht, 6. Religionsstifter, 7. heiligen Ort, 8. Trinkgefäß, 9. weiblichen Vornamen, 10. Gewebe.

Reste.

Du fühlst ihn bei der Not an Kohlen,
Doch ohne Kopf macht er Dir heiß;
Nochmals geköpft, bist Du in Polen,
Und nochmals, heißt's: benimm Dich leis';
Jedoch der Rest, der blieb, verleiht
Dir den Geruch der Heiligkeit.

Ein kleiner Unterschied.

Im Saal der Universität
Mit „r" Ihr oft die Dame seht.
Wollt Ihr jedoch mit „k" sie sehen,
Müßt Ihr auf Markt und Straße gehen.

Auf dem Balle.

Ich e das Mädchen meiner Wahl,
Weil ich als der o betrat den Saal.
Ich konnt' nicht früher kommen —
Sie hat es krumm genommen.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 46.

Silben-Rätsel:

„Das Beste in der Welt ist ohne Dank."
Goethe, Spr. i. Reimen.

1. Dreieck, 2. Ahorn, 3. Sahara, 4. Boulevard, 5. Erdbeere, 6. Sudan, 7. Telemach, 8. Ebro, 9. Idiot, 10. Novalis, 11. Disraeli, 12. Engelbert, 13. Rüffel, 14. Wäsche.

Scherzfrage: Der Besuch; (er kommt zu Besuch.) — Erinnerung: Münchener. — Gegensatz: Furien, Ferien. — Uneigennützig: Persianer, Börsianer. — Gleichklang: Maß.

HUMOR

Die kleine Frieda spielte mit einem gepreßten großen Blatt. „Was hast Du da?" fragte die Großmutter. — „Ein Blatt, es lag in der Bibel. Glaubst Du, daß es Eva gehört?"

*

„Sehen Sie 'mal, dies Bild hat meine Frau geknipst; das bin ich mit meinen beiden Pudeln. Können Sie mich erkennen?" — „Ja, Sie sind der mit dem weichen Hut in der Mitte."

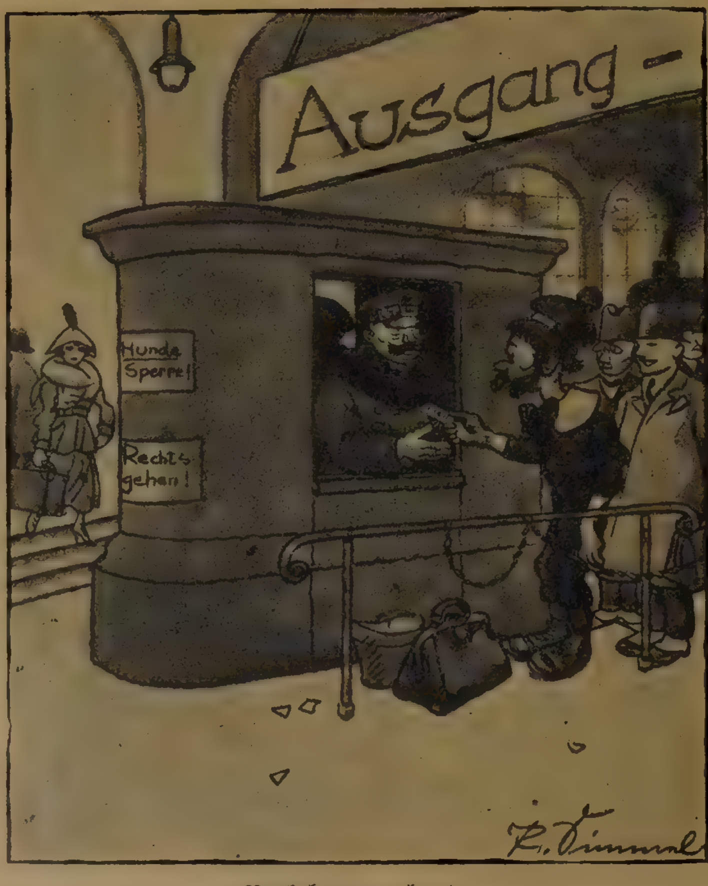
*

In einem wissenschaftlichen Vortrag erklärte der Vortragende, daß die Sonnenwärme nach und nach abnimmt; im Laufe von siebzig Millionen Jahren wird eine völlige Erkaltung und Vernichtung aller Lebewesen eintreten. — „Wann wird das sein?" fragte ein Herr in der Diskussion. — „In siebzig Millionen Jahren." — „Gott sei Dank," rief der besorgte Herr aus, „ich hatte verstanden in sieben Millionen."

*

„Wie geht's Dir, mein Junge?" — „Danke, gut." — „Aber, Fritzchen, jetzt mußt Du mich auch fragen, wie es mir geht!" — „Nee, Tante, das ist mir ja ganz schnuppe!"

Zeichnung von Paul Simmel



Verkehr von heute.
„Das ist ja ein Kinderbillett?"
„Ja, stimmt schon, als ich von Tilsit abfuhr, war ich erst zehn Jahre alt!"

„Waren Sie schon mal in Romeo und Julia?"
„Romeo und Julia? Meinen Sie das Stück, in dem sich ein schwerhöriges Liebespaar zankt, ob eine Lerche oder eine Nachtigall singt?"

*

„Was war denn das für ein Streit, Herr Müller?" fragte der Chef. „Sie wissen doch, in unserm Geschäft hat der Kunde immer recht." — „Entschuldigen Sie, er sagte, es wäre alles Betrug, was wir verkaufen!"

*

„Vor zwei Stunden bin ich hier vorbeigekommen," sagte ein Herr zu einem kleinen Jungen, „und noch immer stehst Du auf dem gleichen Fleck." — „Ick bin Horchposten," sagte der Junge. — „Horchposten, wieso denn?" — „Ick horche, bis die Kluke gackert, denn hol' ick det Ei weg!"

*

Lehrling: „Herr Meister, ich hab' ein Geldstück verschluckt!"
Meister: „So? Wieviel war's denn?"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1.95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

1. Dezember
1918
Nr. 48
27. Jahrgang

Einzelpreis
des Heftes
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Das Wiedersehen
Zeichnung von Prof. Ludwig Fahrenkrog.



Exkaiser Wilhelm mit seinen Begleitern auf dem Bahnhof Eysden in Holland. — Der Exkaiser. Phot. Grohs.



Huis te Amerongen, das Schloß des Grafen v. Bentinck in Holland, in dem der Exkaiser Wilhelm wohnt.

„Huis te Amerongen", das holländische Schloß, in dem Exkaiser Wilhelm einen vorläufigen Zufluchtsort gefunden hat, ist ein Familienbesitz der Grafen v. Bentinck und liegt in der Provinz Utrecht. Das alte kastellartige Gebäude liegt, von einem Festungsgraben umgeben, inmitten eines großen Parkes. Amerongen ist der Wohnsitz eines Oheims des Grafen Wilhelm v. Bentinck, der früher Offizier in den Potsdamer Gardes du Corps gewesen ist und auf dessen holländischem Besitztum Middechten Kaiser Wilhelm gelegentlich als Jagdgast geweilt hatte.

Das Schicksal des Feldgrauen

Zur Rückkehr unserer Truppen

Poilu zieht durch blumenbehängte Triumphpforten mit Trompetenschall im Elsaß ein. Er hat es nicht erobert.

Der Italiener betritt Evviva! brüllend Bozen. Er hat es nicht erobert.

Sie alle, Tommy, Sammy, Poilu, der Italiener, der Belgier, der Portugiese, der Serbe, der Kanadier, der Australier, der Neuseeländer, der Inder, der Neger, sie alle werden demnächst durch den Arc de triomphe in Paris ziehen, vor den Königen, Präsidenten und Ministern der Welt defilieren, unter Fahnen, mit Blumen überschüttet, in einem Taumel, der durch Tage und Wochen brennen wird. Wofür? Weil es ihnen gelungen ist, ihrer zwölf oder fünfzehn gegen den einen „Fritz" nach vier Jahren endlich doch die Oberhand zu behalten. Nun sind sie die Helden, allesamt.

Inzwischen marschiert in langen Kolonnen, das Gewehr über der Schulter, der Feldgraue nach Deutschland zurück. Er kommt aus Frankreich und Belgien, aus Italien, Serbien, Rumänien, aus Finnland, Rußland, Ukraine, Krim, aus Arabien, Palästina, Persien und Kurdestan. Alle diese Länder hat er kämpfend als Eroberer durchschritten. Mit allen Völkern der Welt hat er seine Waffen gekreuzt und ist niemals unterlegen. Und doch haben wir für ihn keine Freudenpforten und keine Festfahnen. Nun kommt der Feldgraue zurück. Denn furchtbar ist ein unmöglicher Krieg verloren worden.



Auf dem Rückmarsch durch Belgien. Phot. Grohs.



Köln im Willkommen-Schmuck. Phot. A. Frankl.

Wird man jemals ermessen können, was der Feldgraue geleistet hat? Man sagte ihm: Dein Land ist bedroht, und da zog er, der friedlichste und fleißigste Mann der Erde, hinaus und kämpfte. Unter welchen Bedingungen! Wo der Russe, der Franzose, der Engländer jeden dritten Tag seine Division durch eine frische ablöste, lag er wochen- und monatelang unabgelöst in der Stellung. Wo für ihn eine Batterie schoß, wurde er von zehn Batterien beschossen, wo ein Flieger für ihn aufklärte, wurde er von dreißig Fliegern ausgespäht, und Hunderte Panzerwagen gegen keinen rollten über seine Front. Für den Sturmangriff „kräftigte" er


Auf dem Marsch durch Berlin. Phot. Ruge.


Der Vater.


Auf dem Heimweg vom Bahnhof.

sich mit Marmelade und Hering, um dann in den erstürmten Linien den unvorstellbarsten Reichtum der Verpflegung und Ausrüstung bei seinen Gegnern zu sehen. Niemand half ihm, nicht seine Führer, die gleichermaßen die feindlichen Mittel unterschätzten, wie sie den Grad seiner Unerschöpflichkeit blind und taub überschätzten; nicht die Politiker, die ihm weder den Zuwachs neuer Feinde noch den Umfall seiner wenigen Freunde zu ersparen wußten. Und im Rücken hatte er die Heimat seiner Kinder, seiner Frau, deren Hunger ihn niederdrückte. Das alles hat er vier Jahre getragen, ohne sich schlagen zu lassen. Wirklich, die Feinde haben allen Grund, zu jubeln und stolz zu sein, sie haben, fünfzehn gegen einen, den unbeschreiblichsten Soldaten der Welt zuletzt doch „besiegt". Niemals in der Weltgeschichte hat es einen solchen Krieg, niemals eine solche Leistung gegeben. Der Feldgraue hat alle Rekorde gebrochen, den Rekord der Siege, den Rekord der Ausdauer, den Rekord der Moral und der Entsagungsfähigkeit.



Ein Berliner Bahnhof in den Tagen der Demobilisierung.
Zeichnung von Edmund Fürst.



Rückkehr der Truppen in die Heimat: Durchfahrt durch ein rheinisches Dorf
Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Die Truppen der beiden großen Armeen, die in diesen Tagen über den Rhein in die Heimat zurückkehren, werden in Köln und in den anderen Orten des Rheinlands festlich empfangen. Mit Blumen sind die Wege geschmückt und wehende Flaggen und Girlanden grüßen die Heimziehenden. In Köln herrscht an den Knotenpunkten der Stadt ein riesiges Gedränge, die Straßenbahnen haben zum großen Teil den Verkehr eingestellt und die ganze Bevölkerung ist auf den Beinen, um die Krieger, die nach fünfzig Monaten nach Hause zurückkehren, in der Heimat zu begrüßen. Lange Züge von Sturmtruppen, von Frauen und Mädchen begleitet, Soldaten auf Lastautos mit Wimpeln, Blüten und Reisig dekoriert, folgen einander und auf Transportwagen und Geschützen sieht man häufig Kinder sitzen, die die Einziehenden ein Stück Weges begleiten.







Bilder vom Marsch der rückkehrenden Truppen durch Köln.
Phot. A. Frankl.

Die Beerdigung der Revolutionsopfer in Berlin.



Die Beerdigung der Revolutionsopfer in Berlin: Der Trauerzug vor dem Schloß. Phot. Sennecke.



Volksbeauftragter Ebert im Gespräch mit Brutus Molkenbuhr, einem der Vorsitzenden des Vollzugsrats des Arbeiter- und Soldatenrats Berlin. Phot. Braemer.

Am Bußtage fand in Berlin auf dem Friedhof der Märzgefallenen unter Beteiligung einer gewaltigen Menschenmenge, deren Vorbeimarsch über drei Stunden dauerte, die Beerdigung der Berliner Revolutionsopfer statt. Auf dem Tempelhofer Feld war ein 10 Meter hohes Podium errichtet, um das sich etwa 100,000 Menschen versammelt hatten. Nach einer Trauerfeier ging der Zug zum Friedhof der Märzgefallenen im Friedrichshain. Soldaten des Sicherheitsdienstes flankierten ihn. Mitglieder des Kabinetts und der Vollzugsrat des Arbeiter- und Soldatenrates schritten hinter den Särgen.



Die große Rednertribüne mit den aufgebahrten Särgen bei der Trauerfeier auf dem Tempelhofer Feld. Phot. Gebr. Haeckel.



Die Menge auf dem Tempelhofer Feld während einer der Trauerreden. Phot. Sennecke.



Liebknecht bei seiner Rede am Grabe. Phot. Sennecke.

Der weisse Adler

ROMAN VON RICHARD SKOWRONNEK

4. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Ulrich von Dolinga-Dolinowski Geheimrat im Berliner Ministerium des Innern, hat nach einem Besuch seines um vieles jüngeren Stiefbruders Viktor, der von Düsseldorf als Vertreter des Landrats in den ostpreußischen Kreis Heinrichsburg gehen soll, sich grübelnd in ferne Vergangenheit zurückversetzt. In der Nähe von Heinrichsburg liegt Friedrichstein, das Gut, das sein Vater, durch eine späte, zweite Ehe mit der polnischen Komtesse Valeska Napieho dem Bankerott zugetrieben, an einen Polen verkauft hat. Ein tragisches Verhängnis waltet über Ulrichs Schicksal: Im Rausch des Kölner Karnevals hat diejenige, die dann seine Stiefmutter wurde, ihm angehört, Viktor so glaubt er zu ahnen, dankt dieser Begegnung sein Leben. Nach Jahren des Zerwürfnisses vom Vater nach Friedrichstein zurückgerufen, wo eine Gesellschaft polnischer Adliger, Verwandter Valeskas beisammen ist, hat Ulrich mit ihm eine stürmische Auseinandersetzung.

Ulrich machte sich unwillig los. „Seit wann denn, lieber Papa? Woher diese tollen Prätentionen? Sie hatte doch so wenig, daß Du — ich hab's 'mal zufällig gehört — für sie und ihre Mutter einen ganzen Haufen Schulden bezahlen mußtest?"

„Aber sie konnte die glänzendsten Partien machen, die glänzendsten Partien der Welt! Einen Fürsten Uchtomski zum Beispiel. Daß sie mich alten Krippensetzer vorzog, dafür mußte ich ihr doch ein gewisses Aequivalent bieten?"

Ulrich stöhnte auf. „Lieber Papa, es ist mir entsetzlich, daß wir beide uns so gegenüberstehen müssen! Es ist nicht auszudenken, daß es soweit kommen konnte! Aber Du sollst mich nicht umsonst gerufen haben! Nur ich habe natürlich Bedingungen. Die ganze polnische Gesellschaft ist morgen früh nicht mehr hier . . ."

„Na, nicht so wörtlich, mein Junge! In ein paar Tagen reisen sie sowieso ab."

„Gut, zum zweiten: Du trennst Dich von der Frau, die hier . . ."

Der alte Herr stand mit einem Male lotrecht auf seinen gichtischen Füßen. Und er unterbrach ihn grollend: „Holla, mein Söhnchen, langsam! Dafür müßte ich denn doch erst einen triftigen Grund haben! Die persönliche Abneigung von Dir, danach geht's nicht. Mir ist sie mehr als das bißchen Luft zum Atmen. Die Frau hat mich in meinen späten Jahren so unsäglich glücklich gemacht, noch heute ginge ich für ein Lächeln von ihr doch das zwischen Vater und Sohn — Du wirst mir's zugeben — ist nicht zu erörtern. Begnüg' Dich damit: Solange ich auf Friedrichstein sitze, bleibt die Frau hier! Die Herren Kronprinzen können schimpfen, soviel sie wollen, ist ihr gutes Recht. Aber der König, solange er lebt, regiert e r!"

Ulrich hob die Hände. „Lieber Papa, mißversteh' mich nicht! Zehn Vermögen würde ich ohne Besinnen opfern, wärst Du auf andere Weise in Not geraten als durch die wahnwitzige Verschwendungssucht einer Frau, die, die . . . ."

„Na, nur 'raus mit dem Wort! Die mich hintergeht, betrügt, mir Hörner aufsetzt. . . ."

„Was ich nie auszusprechen gewagt hätte, sagst Du selbst, Papa! Und wenn ich daran denke, wie rein die Frau war die früher in diesem Haus gewaltet hat. . . ."

Der alte Herr brauste auf. „Schweig', das ist eine Sache für sich! Vielleicht lag es gerade an dieser fürchterlichen Reinheit und Selbstgerechtigkeit, daß ich . . . . gut ist's, keine Silbe mehr! Aber wenn Du Dich erfrechst, gegen ihre Nachfolgerin auch nur ein Wort weiter . . . ." Er machte eine heftige Gebärde zur Tür.

Ulrich stand da, biß sich auf die Lippen.

„Vater, Du wirfst mich hinaus?"

„Wie Du's auffassen willst! Und ich wundere mich bloß, daß Du's für möglich hältst, mit einer Frau unter einem Dache zu bleiben, gegen die Du so ziemlich die infamste Anschuldigung der Welt erhoben hast!" Er wollte nach einer auf dem Tische stehenden Schelle langen, der Haushofmeister erschien mit einem flaschenbesetzten Tablett in der vom Speisesaal führenden Tür.

„Herr Baron waren im Begriff, zu befehlen?"

„Einen Wagen! In einer Viertelstunde hier auf der Freitreppe!"

„Sehr wohl, Herr Baron. . . ."

Ulrich bezwang sich, trat einen Schritt näher. Lieber Papa, wir sind beide harte Köpfe. Aber ich möchte doch zuerst, wie sich's gehört. . . . Ich k a n n so nicht fort! Glaub' mir, mich treibt nur die Sorge um Dich! Also komm', laß uns in Ruhe überlegen. . . ."

„Hier ist nichts zu überlegen, sondern nur abzubitten! Bist Du dazu bereit?"

„Lieber Papa, wir wollen doch nicht . . ."

„Keine Unklarheiten, bitte! Ja oder nein?"

Ulrich schluchzte auf, küßte dem Vater die Hand. „Leb' wohl, Papa . . ."

Er ging in sein Zimmer hinauf, sich für die Reise umzuziehen. Beleidigter Stolz und Mitleid stritten in seiner Brust. Auch die Erwägung kam ihm, daß mit dem Gute ein großer Teil seines mütterlichen Vermögens verloren ging, wenn er hier den Kampf aufgab . . . Es ging nicht, er konnte nicht wieder umkehren. Als er, eine halbe Stunde später auf der Freitreppe durch die Glasscheiben der zur großen Halle führenden Flügeltür blickte, sah er den Vater, wie er lachend mit dem Kaplan und Herrn von Olesnicki die Gläser zusammenklingen ließ. Der Haushofmeister stand im Hintergrunde, auf dem konfiszierten Spitzbubengesicht ein Grinsen. . . . . Da verstockte er sich. Wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn der Vater noch allein dagesessen hätte . . . so hilflos und kläglich wie vorhin bei Tisch. . .

Der Wagen fuhr vor, niemand kam, ihn zurückzuhalten. Also gut . . . er hatte seine Pflicht getan, war aller Verantwortung ledig. . . .

Der dicke Kutscher auf dem Bocke, den die späte Fahrt aus der Ruhe gestört hatte, hob die beleidigte Nase noch höher als sonst. Ulrich stieg ein, die vier Trakehner Füchse zogen an, er fuhr zum letzten Mal aus Friedrichstein hinaus. Unter dem hohen Parktor hindurch, das zu beiden Seiten das in Stein gemeißelte Wappen der Herren von Dolinga trug: eine Sturmleiter in silbernem Schilde. Weil der erste urkundlich nachweisbare Vorfahr auf solcher Leiter als Eroberer über die Mauer der aufsässigen Stadt Grodno gestiegen war. . . . Wie lange noch, und die Pfeiler hier trugen ein anderes Wappen? . . . Er konnte es nicht hindern. Das letzte, womit er dem verblendeten alten Herrn hätte die Augen öffnen können, mußte in seiner Brust begraben bleiben. —

Ein halbes Jahr später war Friedrichstein verkauft, an einen aus dem Posenschen gekommenen Grafen Zembricki. Die Nachricht ging durch alle Blätter: der erste ostpreußische Edelsitz seit undenklichen Zeiten, der in polnische Hand geriet . . .

Ein paar Tage danach kam ein Brief mit dem Poststempel Posen. Eine Frau Pacholke schrieb, sie wisse nicht mehr aus noch ein. Der Herr Baron sei plötzlich nach Krakau gereist, wohl in der Scheidungssache, der Kleine müsse in der Schule angemeldet werden, und Geld habe der Herr Baron nicht dagelassen. Da müsse sie doch auch endlich wissen, woran sie sei; so wie bisher die Auslagen ohne jede Sicherheit, das ginge nicht weiter. . . .

Noch am selben Abend saß er auf der Bahn. Ein Gelübde war ihm plötzlich wieder eingefallen, das er sich selbst abgelegt hatte, als ein braunlockiger kleiner Bursch ihm die schwachen Aermchen um den Hals schlang. . . .

Es ging alles leichter, als er sich's vorgestellt hatte. Es war niemand da, der Einspruch erhob. Die Wirtschafterin, eine hagere, alte Person mit hungrigen Augen, schien froh zu sein, daß sie das anspruchsvolle und ungebärdige junge Herrchen, das alle fünf Minuten eine neue Abwechslung verlangte, los wurde. Nur ihrer sittlichen Entrüstung mußte sie freien Lauf lassen. Daß eine Mutter sich so mir nichts, dir nichts von ihrem einzigen Kind trennen konnte, um ihrem Zukünftigen, dem Herrn Grafen Komierowski, nachzulaufen, und daß ein würdiger alter Herr sich zu der schimpflichen Komödie erniedrigte, die der Frau es ermöglichte, ihn als schuldigen Teil erklären zu lassen . . . ganz Posen habe sich darüber aufgeregt! Er ließ sie schwatzen, nahm den kleinen Bruder und fuhr mit ihm geradewegs in eine Erziehungsanstalt im Thüringschen. . . Redete ihm ein, die Bonne Tinka und der Pony Pollo, nach denen er stürmisch verlangte, würden ihn bald besuchen. Erst eine Weile später, als er mit ihm an einem Totenbette stand, erklärte er ihm, so gut es in sein Köpfchen hineinging, Vater und Mutter seien geschieden. Aber ob die Mutter noch am Leben sei, und wo sie weilen mochte, konnte er ihm nicht sagen. Er hatte geflissentlich nicht nachgeforscht, um endlich vor sich selbst Ruhe zu finden. . . .

Und der Knabe wuchs auf, wurde ein flotter Student, der die Examina spielend erledigte. . . . Fabelhaft begabt, aber keine Stetigkeit, kein Ernst in ihn hineinzubringen, trotz allen Bitten und Ermahnungen. . . . Ihn mit eiserner Strenge anzufassen, gewann er nicht über sich. . . . Eine Art von Schuldbewußtsein fiel ihm immer in den Arm. . . . Und eine Frage, über die einer verrückt werden konnte: Der, den Du erziehst, ist's Dein Bruder oder Dein Sohn? Die Eine, die ihm hätte Gewißheit geben können, war in abenteuerlichem Leben wohl schon längst untergegangen. . . . Nur in dem leichtsinnigen Blut lebte sie fort, das ihr Sohn geerbt hatte. . . .

Heute, die strengste Verpflichtung, die einem ehrliebenden Menschen auferlegt werden konnte, war das letzte Erziehungsmittel gewesen. Schlug es fehl, waren die beiden Einzigen aus altem Hause erledigt. Er, weil er die Verantwortung übernommen hatte, der Jüngere, weil ein Wortbrüchiger nicht länger leben konnte — — —

III.

Viktor von Dolinga hatte die Besuche bei den hohen Vorgesetzten hinter sich. Der Bruder hatte recht gehabt, die Herren waren in der Polenfrage recht verschiedener Ansicht gewesen. Der eine hatte die Angst, die Ostmarken könnten in nicht allzulanger Zeit dem Deutschtum ganz und gar verloren gehen, übertrieben gefunden; der andere, der mehrere Jahre in der Posener Verwaltung gearbeitet hatte, war der unumstößlichen Meinung gewesen, die Gefahr sei dringend, nur eine ums Mehrfache gesteigerte Tätigkeit der Ansiedelungskommission könne die immer mehr Boden gewinnende Polonisierung aufhalten. In einem aber waren die hohen Herren alle einig gewesen, sie hatten ihn zu der Versetzung nach Friedrichstein in einer Weise beglückwünscht, als wollten sie sagen, diese hohe Auszeichnung müsse er sich erst verdienen! Den Teufel auch: wenn's nach ihm gegangen wäre, hätte er sich 'was anderes ausgesucht als den öden Osten. . . .

Nichts verband ihn mit diesem Lande als eine dunkle Erinnerung. . . . Die Erinnerung an ein großes Schloß mit weitem Park, in dem er auf einem Pony reiten durfte, und an eine schöne junge Frau, die er aber nicht alle Tage sah. . . . Nur, wenn er besonders artig gewesen war. . . . Aber auch dann schalt sie fast immer; er merkte genau, sie hatte ihn nicht so lieb wie die Bonne Tinka, die immer mit ihm spielte. . . . Bloß wenn fremde Menschen da waren, ließ sie ihn für ein paar Minuten holen, herzte und küßte ihn. . . . Er mußte es sich gefallen lassen. Wenn er sich wehrte, durfte er nicht mit seinem Pony spielen. . . . Und mit einem Male war er nicht mehr in dem großen Schloß, fuhr mit dem alten Manne in die Stadt. . . . Nichts als Häuser und Häuser. . . . Der alte Mann weinte immer und wollte ihn küssen, aber er roch so fürchterlich scharf nach dem Schnaps, den die Diener tranken. . . . Und einmal röchelte er so schrecklich. . . . Der Große, der immer sagte, er wär' sein Bruder, führte ihn an das Bett: „Der Vater stirbt!" . . . „Was ist das: stirbt?" hatte er gefragt. . . . Und dann war ein großer schwarzer Kasten gekommen, der Vater wurde hineingelegt, und der große Bruder stand lange daneben, weinte und weinte. . . . Er aber konnte nicht weinen, wunderte sich bloß immer, daß der Bruder einen Rock mit blanken Knöpfen anhatte und in der Hand einen blitzenden Helm. . . . Und schließlich war er wieder in das Haus mit den vielen lustigen Jungen gekommen, aber der versprochene Pony war immer noch

nicht da. Da hatte er auch geweint, denn den Pollo hatte er sehr lieb gehabt. . . .

Erst viel später hatte der große Bruder ihm zu diesen dürftigen Erinnerungen die Erklärung gegeben. Vater und Mutter seien geschieden, das große Schloß mit vielen tausend Morgen Land und Wald verkauft, weil die Mutter in maßloser Verschwendungssucht in einem kurzen Monat vertan habe, was für ein ganzes Jahr hätte reichen sollen. . . . Deshalb habe der Vater sich endlich von ihr getrennt. Aber es sei zu spät gewesen. . . . Und die Mutter lebe wohl nicht mehr, sonst hätte sie sich doch in all diesen Jahren ein einziges Mal wenigstens um ihr Kind kümmern müssen. . . .

Ein älterer Mitschüler, der Obersekundaner Fritz Padöffke, wegen Faulheit und schlechter Streiche vom Lycker Gymnasium — da irgendwo weit hinten in Ostpreußen — geschaßt, hatte ihm zu diesen Erklärungen des Bruders eine höchst interessante Erläuterung gegeben. Friedrichstein lag im Nachbarkreise Heinrichsburg, der Padöffke kannte die Verhältnisse ganz genau. Und weil er erster Chargierter in der heimlichen Schülerverbindung Cherustia war, die er sofort nach seiner Ankunft gegründet hatte, zwei Glas Bier „funditus" auf einmal austrinken konnte, ohne sich sogleich danach zu erbrechen — „gerben" nannte man es in der Kommentsprache — gewannen seine Mitteilungen sehr an Glaubwürdigkeit. Danach habe die Schuld an dem alten Friedrichsteiner gelegen. Steine habe der — wie man in Ostpreußen sagte — aus der Erde gesoffen. Da sei ihm die junge Frau natürlich durchgebrannt. Mit einem Grafen Komierowski. Dem sei sie aber nachher auch ausgerückt, um den russischen Gouverneur in Warschau zu heiraten, einen Petersburger Großfürsten. Andere wiederum behaupteten, der Großfürst habe sie geraubt. Sie sei nämlich so kolossal schön gewesen, daß man sich in sie sofort habe „verknallen" müssen, wenn man sie sah. Padöffkes Vater besann sich noch ganz genau auf sie, wenn sie mit ihren vier Trakehner Füchsen in die Stadt gefahren kam, weil Friedrichstein nur Kleinbahn hatte, und sie wollte zu Einkäufen in Königsberg den Schnellzug benützen. . . . Und er, Viktor von Dolinga-Dolinowski, sei eigentlich katholisch; der ältere Bruder habe ihn umtaufen lassen. Habe beim Tod des alten Friedrichsteiners mit dem Gegenvormund eine Schiebung gemacht, so daß ein Einspruch unmöglich gewesen sei. . . .

Das letzte hatte ihn nicht interessiert. Er war damals — als Sekundaner — in dem Alter gewesen, in dem man auf den Unterschied der religiösen Bekenntnisse mit schnöder Verachtung blickte. Wer ein bißchen 'was auf sich hielt, war Atheist.

Viel mehr interessierte ihn der Plan, den Aufenthaltsort der Mutter ausfindig zu machen, ihr abenteuerliches Leben kennen zu lernen, womöglich gar zu teilen.

In einem wunderbar spannenden, in Zehnpfennigheften erscheinenden Roman hatte er gelesen, die Fürsten Napieha — sprich Napjecha — seien vor Zeiten polnische Könige gewesen. Und wenn seine Mutter auch nur eine geborene Gräfin Napieha war, sicherlich stammte sie aus demselben glorreichen Geschlecht. . . .

„Die moskowitischen Bluthunde oder Wladislaus, der polnische Revolutionär" hieß der Roman, schilderte die zahllosen Abenteuer eines jungen Helden, gegen den der Karl Maysche „Old Shatterhand" ein Waisenknabe war. In jedem Hefte überlistete er die dummen Russen, daß einem das Herz im Leibe lachte, tötete ihrer unzählige, um schließlich mit seiner geliebten Wanda, einem tugendhaften und schönen Polenmädchen aus vornehmem Geschlecht, jenseits des Ozeans, im Lande der wahren Freiheit Amerika, sein Glück zu finden. . . . Herrlich mußte es sein, ein solches Leben zu führen, denn Fritz Padöffke hatte versichert, noch heute sei jeder Pole ein Verschwörer, jeden Augenblick könne die Revolution wieder losgehen. Da heckten sie den Plan aus, in einer Warschauer Zeitung einen Aufruf zu erlassen: Valeska, geborene Gräfin Napieha, möge sich ihres Sohnes Viktor erinnern, der vor Sehnsucht brenne, sie wiederzusehen. Antwort unter V. v. D. postlagernd Eisenach in Deutschland erbeten. Für zwanzig Mark, meinte Fritz Padöffke, müsse die Sache zu machen sein, und er übernahm die Besorgung. Da war Viktor sechs Wochen lang Tag für Tag zum Postamt gepilgert, bis der gutmütige Schalterbeamte ihn zu trösten versuchte: Er solle sich die Liebesgedanken aus dem Kopf schlagen, die junge Dame sei ihm wahrscheinlich untreu geworden. Und es wäre besser, sich auf solche Scherze erst wieder einzulassen, wenn ihm der Schnurrbart gewachsen sei. . . .

Er hatte entrüstet erwidert, es handle sich um etwas Erhabeneres als eine „Poussage", aber es half nichts, der so sehnlich erwartete Brief blieb aus. Sei es, daß die Mutter den Ruf ihres Sohnes nicht vernommen, oder daß Fritz Padöffke die zwanzig Mark vertrunken hatte. Er war in dieser Zeit an den Kneipabenden der Cherustia immer geradezu unheimlich „bei Kasse" gewesen. Da gab Viktor die Gänge zum Postschalter auf. Und später sagte er sich, die Mutter hätte sich auch ohne Aufruf um ihn kümmern müssen! Er lernte sie mit den Augen des Bruders sehen, als eine kalte und herzlose Frau, die nur an sich selbst dachte; die den willensschwachen Gatten in kurzen sieben Jahren so zugrunde gerichtet, daß er als Bettler von einem stolzen Besitztum hatte gehen müssen. . . . Aber zuweilen sagte er sich, vielleicht lebte sie in der Tat längst nicht mehr, war daher bis zu einem gewissen Grad nicht zu verdammen. . . .

Ulrich freilich, wenn er — selten genug — ihren Namen erwähnte, sprach nur mit herben Worten von ihr. Es war begreiflich; denn ohne diese sieben Jahre „polnischer Wirtschaft" hätte er längst als angesehener Grundherr auf Friedrichstein sitzen können. Aber — Viktor konnte sich nicht helfen — man hätte auch die Mutter hören müssen, wie sie von ihrem Standpunkt aus diese sieben Jahre darstellte. . . . So mit „Gut und Böse" oder „Schwarz und Weiß" war kein gerechtes Urteil zu fällen. Der Vater war gegen sechzig, die Mutter zwanzig Jahre alt gewesen, als sie heirateten. Hatte sie den um so viel älteren Mann geliebt, oder war sie ihm aus Berechnung gefolgt? Hatte sie sich vielleicht geopfert, um von ihrer Familie ein Unheil abzuwenden? . . . In jedem Fall lag da ein Rätsel, das den aus dieser unglücklichen Ehe entsprossenen Sohn oft genug quälte. Nicht, daß es ihm allzu sehr den Schlaf gestört hätte; dazu lagen ihm Geschehnisse und Persönlichkeiten zu fern. Ohne die Bilder hätte er nie gewußt, wie Vater und Mutter ausgesehen haben mochten. Aber jeder Mann hatte doch den Wunsch zu wissen, was die beiden Menschen, denen er sein Leben verdankte, zusammengeführt haben mochte. Heiße Liebe oder kühle Berechnung? . . .

(Fortsetzung folgt.)



Bildnisse vom Tage:
Emanuel Wurm,
der neue Leiter des Kriegs-Ernährungsamts. Phot. Noack.



Emil Barth,
Volksbeauftragter für Sozialpolitik.
Phot. Berl. Jll. Ges.



Helmuth v. Gerlach,
neuer Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern. Phot. E. Bieber.



Professor Preuß,
neuer Staatssekretär des Innern.
Phot. Noack.

RÄTSEL

Silben-Rätsel:

Aus den Silben:

ak — bra — bruch — da — de — de — den — die — e — ek — fen — ge — gel — gu — hart — him — ho — i — i — i — i — ke — ke — ki — lert — lö — mal — na — ne — nel — ni — ni — ni — ni — ni — no — on — phi — ra — sa — sa — sa — sah — schlag — te — u — ve — zi —

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Zitat aus Schillers „Maria Stuart" ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Vereinigung, 2. Stadt des Altertums, 3. arithmethischen Begriff, 4. Stadt in Dalmatien, 5. türkischen Namen, 6. Schriftstück, 7. Fabeldichter, 8. Mönch, 9. entschwundenes Friedenserzeugnis, 10. biblische Person, 11. Blume, 12. deutsche Stadt, 13. griechischen Hafen, 14. Gestalt aus der griech. Mythologie, 15. Figur aus einem Drama von Goethe.



Der Mann, von dem die Ernährung Europas abhängt:
Herbert Hoover,
der amerikanische Nahrungsmittelkontrolleur.

Das Wunder.

Wer hinter dem spanischen Edelmann,
Den man auf der Bühne bewundern kann,
Französisch einen Artikel nennt,
Erhält zum Blasen ein Instrument.

Frage.

Was mag der wohl sein? —
Zum Liebchen er schlich,
Da öffnet es sich,
Er ging nicht hinein. —

Unnütze Mühe.

Was nützt das r, das l in hellen H,
Was Gutes gibt's doch nirgends jetzt zu k.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 47

Silben-Rätsel:
„Viele Hunde sind des Hasen Tod."
1. **Viereck**, 2. **Bleistift**, 3. **Windhund**, 4. **Oder**, 5. **Rosine**, 6. **Buddha**, 7. **Gotteshaus**, 8. **Tasse**, 9. **Senta**, 10. **Loden**.
Reste: Frost, Rost, Ost, St.
Ein kleiner Unterschied: Hörerin, Hökerin.
Auf dem Balle: Verletzte, Vorletzte.

HUMOR

„Minna, nehmen Sie sich mit dem Eßgeschirr in acht; es ist ein alter Familienbesitz, schon zweihundert Jahre haben wir es." — „Da seien Sie unbesorgt, gnädige Frau, ich werde es keinem Menschen weiter sagen, es sieht ja noch ganz wie neu aus!"

*

„Hier haben Sie zwanzig Pfennig; trinken Sie ein Glas Bier auf meine Gesundheit." — „Danke, aber der Herr sehen so schlecht aus, würden da nicht zwei Gläser besser sein?"

*

„Schlaf gut, mein Kind," sagte die Mutter, „Engel stehen um Dein Bett und bewachen Dich." — Nach einer Weile rief das kleine Mädchen: „Mutter, komm mal schnell und sieh Dir mein Bein an, ich glaube, ein Engel hat mich gebissen!"

*

„Früher hat doch Ihre Frau Gemahlin immer Klavier gespielt und gesungen; jetzt hört man sie gar nicht mehr." — „Ja, sie hat keine Zeit mehr; wir haben zwei Kinder." — „Na, sehen Sie, das alte Wort hat recht: „Kinder sind ein Segen!"

Zeichnung von Paul Simmel



Kleines Mißverständnis.
„Au fein, weißt Du schon, die Zensur ist abgeschafft!"

Vater, Mutter und Tochter sitzen beim Abendessen. Schon einige Male hat die Mutter strenge Seitenblicke auf die Tochter geworfen. Schließlich sagt sie unvermittelt:

„Ich habe Dir doch verboten, in das Kino an der Ecke zu gehen? Du warst aber heute nachmittag wieder dort. Geh jetzt sofort in Dein Zimmer, das Weitere wirst Du noch hören!"

Nachdem sich die Tochter schuldbewußt entfernt hat, fragt der Vater:

„Woher weißt Du denn, daß sie dort war? Hast Du sie gesehen?"

„Nein," antwortet die Mutter. „Ich sah bloß, daß sie bei Tisch nicht still sitzen konnte, weil es ihr immerfort juckte." Poldi.

*

Die Kinoprobe wollte nicht klappen. Immer wieder fiel der Kußraub nicht zur Zufriedenheit des Regisseurs aus. Endlich riß ihm der Geduldsfaden. „Aber, Fräulein Steinbach", rief er aus „haben Sie denn niemals einen Herrn fortgestoßen, der Ihnen einen Kuß geben wollte?" — „Nein, Herr Regisseur," antwortete die Filmdiva errötend.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

8. Dezember
1918
Nr. 49
27. Jahrgang

Einzelpreis
des Heftes
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Die neue Zeit in der Wilhelmstraße: Teilnehmer an einer Konferenz beim Verlassen des Reichskanzlerhauses.

Staatssekretär Dr Solf — Ledebour (Unabh. Soz.) — Geh. Rat Ernst (Lippe-Detmold) — Karl Kautsky, Unterstaatssekretär — Phot. Sennecke.



Heimkehr unserer Truppen.
In Kassel: Begrüßung vor dem Rathaus.
Phot. Eberth.



Ankunft der ersten Berliner Truppen in der Reichshauptstadt.
Die 1. Garde-Dragoner auf dem Weg zur Kaserne.
Phot. Benninghoven.

Heimkehr der Truppen.

Die Demobilisierung unserer Armeen und die Heimführung unserer Truppen von den Fronten stellen an die beteiligten Faktoren Anforderungen von einer Größe, die man sich kaum vorzustellen vermag. Jetzt, da bereits ein Teil des Feldheeres in der Heimat angekommen ist, kann man dem Werk der Organisation, das sich inmitten des mangelhaften und unzulänglichen Verkehrsapparates offenbart, nur Bewunderung zollen.



Weltpreß-Photo.

In Prag: Mädchen in tschechischer Nationaltracht bei einer republikanischen Feier.

Die Behörden der Städte und die Bevölkerung bemühen sich nach Kräften, den Ankommenden einen herzlichen Empfang zu bereiten. Die Bahnsteige sind mit Reisiggirlanden geschmückt, von den Häusern wehen die Fahnen, und in einzelnen Straßen und auf Plätzen erheben sich Ehrenpforten. In die Hauptverkehrsstraßen der großen Städte hat die heimkehrende Front ein bewegtes Leben gebracht, wie man es seit den Augusttagen des Jahres 1914 nicht mehr gesehen hat.

Berliner Bilder.

Die waffensammelnden Matrosen, die unser Zeichner in einem Kaffeehaus beobachtet hat, stellten sich später als Schwindler heraus, die es auf Aneignung der Waffen und anderer Gegenstände abgesehen hatten. Die Vorschriften in Berlin lauten, daß Sicherheitssoldaten nur dann Amtshandlungen vornehmen dürfen, wenn sie von einem Polizei- oder Kriminalwachtmeister begleitet sind. Auch dann aber müssen sie neben der gestempelten Armbinde einen gestempelten Ausweis besitzen und ihn auf Verlangen vorzeigen.



Was unser Zeichner auf einem Spaziergang in Berlin sah:
Untersuchung eines Offiziers nach Waffen durch Matrosen im Kaffeehaus.



Abführung eines Diebes durch einen Wachtmeister und einen Soldaten des neuen Sicherheitsdienstes.
Zeichnungen von Edmund Fürst.



An der Tür des neuen Deutschen Reichsbaues. Eine Mahnung zur Ordnung, gezeichnet von Fritz Koch-Gotha.
„Jetzt warten wir noch kurze Zeit — wenn sie dann noch nicht fertig sind da drin, ist die Reihe an uns, meine Herren!"

*

Die neue Wahlmethode

Verhältniswahl

Alle wissen, daß in Zukunft die öffentlichen Wahlen im Reich, Staat und Gemeinde nicht nur allgemein, gleich und geheim und unter Beteiligung der Frauen und Männer vom 20. Lebensjahre an statthaben sollen, sondern daß auch eine neue Methode angewendet werden soll, die den Willen der Gesamtheit klarer zum Ausdruck bringt als die bisherige Methode.

Daß in Zukunft die Verteilung der Mandate durchweg auf eine gleiche Anzahl von Wahlberechtigten geschehen wird, ist nicht von grundsätzlicher Bedeutung, wiewohl es praktisch von großer Wirkung sein wird. Es wird nicht mehr angehen, daß, wie bisher, in dem einen Wahlkreis 25,000, in dem andern 250,000 Wähler je nur einen Abgeordneten wählen dürfen. Das zu beseitigen, ist eine einfache Forderung der Gerechtigkeit, die leider bisher entgegen dem Sinn der Reichsverfassung nicht erfüllt worden ist.

Aber auch dann ist die Methode noch nicht gerecht, weil die Minderheiten gar nicht zur Vertretung kommen. Nehmen wir der Einfachheit halber an, es gäbe nur Konservative und Demokraten, und die Wahlkreise wären so eingeteilt, daß in jedem 50,000 Wahlberechtigte wären. Alsdann könnte es geschehen, daß in jedem Wahlkreise die Demokraten 30,000, die Konservativen 20,000 Stimmen erhielten. Es würde also in jedem Wahlkreis der Demokrat gewählt, während kein Konservativer gewählt würde. Bei 500 Wahlkreisen würden also 500 × 20,000 = 10 Millionen Wählerstimmen völlig bedeutungslos sein und nur die 15 Millionen demokratische Stimmen Bedeutung haben. Das Parlament würde demnach kein Bild der Gesamtstimmung der Nation geben.



„Sie kommen!“
Ankunft von Soldaten in ihrem Heimatdorf. Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.



Dr. Ludo Hartmann, der neue Gesandte Deutsch-Oesterreichs in Berlin. Phot. Sennecke.



Prof. Dr. Masaryk, der Präsident der tschecho-slowakischen Republik.

Die demokratische Republik wünscht aber nicht, daß die Minoritäten unterdrückt werden. Wie alle demokratischen Parteien es schon längst gefordert haben, will die Republik nunmehr die „Verhältniswahl“ einführen, die Proportionalwahl oder, wie die Süddeutschen sagen, den „Proporz“.

Es sind verschiedene Systeme der Verhältniswahl denkbar, die hier nicht erörtert werden sollen, da es sich nur um die grundsätzliche Bedeutung des Proporzes handelt. Bei dem oben schematisch aufgeführten Zahlenverhältnis, 15 Millionen Demokraten und 10 Millionen Konservative, müßten 300 demokratische und 200 konservative Abgeordnete in das Parlament gelangen. Das ganze Reich wäre dann als ein einheitlicher Wahlbezirk gedacht, in dem jeder Wahlberechtigte 500 Namen auf seinem Stimmzettel zu bezeichnen hätte, was praktisch möglich ist, da selbstverständlich die Parteien die Listen der 500 Kandidaten aufstellen und die Stimmzettel drucken lassen.

Sind drei und mehr Parteien vorhanden, so entfällt auf jede Partei diejenige Zahl der Abgeordneten, die der Stimmzahl der Partei entspricht.



Der frühere Kaiser Wilhelm mit seinem Gastgeber, Grafen v. Bentinck, auf einem Spaziergang im Park des Schlosses „Huis te Amerongen“ in Holland.

Praktisch wird man wohl das Reich in mehrere Wahlbezirke von gleicher Einwohnerzahl einteilen, die dann jeder etwa 10—20 Abgeordnete zu wählen haben. Nach gleichen Grundsätzen soll im Staat und in den Gemeinden verfahren werden.

Die Verhältniswahl ist gerechter als die reine Majoritätswahl, aber ihre Methoden sind weniger einfach. Der Staatsbürger wird daher genötigt sein, sich mit den Methoden, die eingeführt werden, genau bekannt zu machen.



Die erste große Konferenz der Vertreter der bundesstaatlichen Regierungen mit der Reichsregierung im Reichskanzlerhaus in Berlin.
Kurt Baake, Chef der Reichskanzlei — Dittmann — Ebert — Landsberg — Barth
Phot. A. Frankl.

REICHSKONFERENZ

Um endlich eine Klärung in der Frage der Nationalversammlung zu erzielen, traten kürzlich die Vertreter der Regierungen der Bundesstaaten mit den Mitgliedern der Reichsregierung im Reichskanzlerpalais in Berlin zu einer gemeinsamen Konferenz zusammen. Aber es war mehr eine zwanglose Aussprache. Schon das äußere Bild zeigte einen wenig offiziellen Charakter. Verschiedene Staaten waren unverhältnismäßig stark, größere nur schwach vertreten, und der bayrische Ministerpräsident Kurt Eisner erschien sogar begleitet von seiner Tochter im Sitzungssaal. Die Aussprache ergab immerhin das Resultat, daß man sich zur Reichseinheit und zur baldigen Einberufung der Nationalversammlung bekannte.



Der bayrische Ministerpräsident Kurt Eisner in Berlin auf der Fahrt zur Reichskonferenz.



Der Saal, in dem die Friedenskonferenz tagen dürfte.
Aufgenommen im Schlosse Versailles während einer Sitzung der Entente-Vertreter.
Pichon — Clémenceau — Lloyd George

Der weisse Adler

ROMAN VON RICHARD SKOWRONNEK

5. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Auch zu dem fanatischen Polenhaß, der den Bruder beseelte, hatte Viktor sich bisher nicht aufschwingen können. Wenn man seine ganze Jugend im Westen Deutschlands verbracht hatte, verstand man nicht recht, daß sich im Osten die Gemüter aufregten. Ein aus dem Posenschen an die Düsseldorfer Regierung versetzter Kollege hatte einmal gesagt, jeder Pole bilde eine Partei für sich, deren Vorsitzender und einziges Mitglied er sei. Punkt eins des Programms: „Tod allen Deutschen!" Punkt zwei: „Aber, verflucht noch mal, wie soll ich ohne die Deutschen leben? . . ." Das war nur ein übertreibender Witz, aber er erhellte die Lage besser als lange Abhandlungen. . . .

Und einmal, als sie von der Heimat sprachen, hatte Viktor dem älteren Bruder das Scherzwort erzählt. Der hatte nicht gelacht, sondern erzürnt den Kopf geschüttelt. „Eine verdammt leichtfertige Manier, sich mit einer Frage abzufinden, von deren Beantwortung das Schicksal Preußens und Deutschlands abhängt! Ihr im Westen, Euch brennt's nicht auf der Haut. Und Gott bewahr' uns vor dem Unglück, das auch Euch die Augen öffnet! . . . Der Pole von heute ist ein anderer als der im vergangenen Jahrhundert, zurzeit der unbesonnenen Aufstände. Damals war er ein lodernder Jüngling, ging mit einem jähen Sprung gegen die Ketten an wie ein gefesseltes, edles Tier, das gegen das würgende Halsband stürmt. . . . Heute? Heute ein gereifter Mann, der kühl auf seine günstige Gelegenheit wartet und in der Stille seine Waffen schmiedet . . . Doch es ist noch nicht an der Zeit, mit Dir darüber zu reden. . . ."

Aus dem Wort ging — wenn man sich's genau überlegte — hervor, daß Ulrich schon vor Jahren die Absicht hegte, ihn nach dem Osten zu schicken. Hatte er vielleicht geglaubt, in ihm nach den traurigen Erfahrungen mit der polnischen Mutter einen besonders eifrigen Vorkämpfer gegen das Polentum zu gewinnen? Für den Streit, der ihm selbst Lebensaufgabe zu sein schien? . . . Das war eine irrige Voraussetzung. Dazu stand er selbst auf zu hoher Warte. Er ließ sich überzeugen, gewiß, aber die Jugenderlebnisse lagen ihm doch zu fern, als daß er ihnen verstattet hätte, ihm das unparteiische Urteil zu trüben. . . . Verwunderlich bei dem allen war eigentlich nur, daß ihn der Bruder in den Kreis schickte, in dem der Verkauf der väterlichen Herrschaft in polnische Hand noch im frischen Gedächtnis war! Das mußte doch zu Unzuträglichkeiten führen! . . . Den Polen erschien er von vornherein parteiisch, er selbst aber geriet bei all den deutschen Besitzern, die in hartem Kampfe standen, in eine schiefe Lage. . . .

Mit einem Male aber mußte er herzlich auflachen. Die Lösung des Rätsels, über die er sich schon so lange den Kopf zerbrochen hatte, war sehr einfach, hieß Fräulein von Hakenberg auf Ottenwalde! Eine junge Dame, der der liebe alte Uli offenbar die Fähigkeit zutraute, einen leichtlebigen Regierungsassessor zu einem ehrsamen Familienvater und Muster eines preußischen Beamten zu erziehen. Rührend war es von dem Alten, ihm neben allen anderen Sorgen auch die um eine passende Frau abzunehmen; zugleich aber auch reichlich verletzend. Als wenn er für sich allein nicht stark genug gewesen wäre, die ehrenwörtlich bekräftigten Versprechungen zu halten! . . . Das war recht überflüssig gewesen! Und ungeschickt obendrein. Besser sicherlich, man hätte ihn dem jungen Mädchen ganz unbefangen gegenübergestellt. . . . So wurde man argwöhnisch. Was einem angeboten wurde, hatte doch nie den Wert, als wenn man selbst suchte und sich einbildete, endlich gefunden zu haben. . . .

Und dann: Seit vorgestern pürschte er auf der Spur eines anderen Wildes . . .

Früher hatte er immer lachen müssen, wenn er von Leutchen sagen hörte, sie hätten sich angeblich auf den ersten Blick verliebt. Diese ganz große Leidenschaft, von der die Dichter sangen, sie überkäme den Mann wie ein schmerzlich-süßer Rausch, war nichts weiter als eine gefällige Fabel; eins jener Märchen, die sich die Menschen erzählten, um alltäglichen Dingen ein poetisches Mäntelchen umzuhängen. Dazu hatten die Frauen es ihm immer zu leicht gemacht, als daß er in ihnen etwas Besonderes hätte sehen sollen. Und es war durchaus keine Uebertreibung gewesen, als er sich vor dem Bruder vermessen hatte, er könne von den millionenreichen Erbinnen des Industriegebiets jede heiraten, die ihm beliebte. . . . Seine leichten Abenteuer aber zählten nach Dutzenden; kein einziges davon hatte ihm seine kühle Gelassenheit geraubt. Was spielerischer Zeitvertreib sein sollte, durfte nicht zur Leidenschaft werden. . . .

Und jetzt war er in der Lage derer, über die er so oft gespottet: Er hatte sich in der ersten Minute verliebt! Hatte sich so unsinnig verliebt, daß er all jene bittersüßen Qualen empfand, über die er früher immer gelacht hatte. . . . Ein geradezu verzehrendes Bangen und Sehnen, eine beklemmende Angst, die erste zufällige Begegnung könne auch die letzte gewesen sein. . . .

Wie eine Art von Schlag hatte er's empfunden, als er sie in dem von Paris kommenden Eilzug in einem Nichtraucherabteil erster Klasse erblickte. Sie war durchaus nicht das, was man im landläufigen Sinne als „schön" bezeichnete. Starke dunkle Brauen, die an der Nasenwurzel zusammengewachsen waren. . . . Ein etwas zu breiter Abstand zwischen dem zierlichen Näschen und der schön geschwungenen Oberlippe. . . . Nach strengen Begriffen auch um ein wenig zu starke Backenknochen, aber ein Paar wundervolle braune Augen mit langen Wimpern und das ganze, so unregelmäßige Gesichtchen von unsäglich pikantem Reiz. . . . Ein natürliches Schönheitspfläſterchen unterhalb des linken Mundwinkels . . . Die Figur knabenhaft schlank und geschmeidig, aber von der Gestrafftheit, die leidenschaftlich betriebener Sport verlieh. . . . Als sie den gegenüberliegenden Platz frei machen mußte, hatte er ihr behilflich sein wollen, einen umfangreichen Lederkoffer vom Sitz in das Gepäcknetz zu stellen. Sie hatte abgewehrt: „O danke! Ich hätte ja meinen Diener rufen können, aber es geht auch so. . . ." Und sie hob, anscheinend mühelos, den schweren Koffer hoch über ihren von einer kleidsamen Reisemütze bedeckten Kopf. Und als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, vertiefte sie sich in eins jener dickleibigen Hefte mit buntem Deckel, die zur Ausrüstung reisender Engländerinnen zu gehören pflegen. Nach ihrer Aussprache des Deutschen aber schien sie eine Polin oder Russin zu sein. Das „so" am Schlusse ihrer Antwort ließ darauf schließen, mit dem ganz kurzen und harten „o". . . .

Bei ihrem Anblick war's wirklich wie eine Art Rausch über ihn gekommen. Er brannte darauf, sie in eine Unterhaltung zu verwickeln. Eine bekannte Düsseldorfer Familie aber — Herr Kommerzienrat Schmitz mit Gattin — war leider mit ihm zugleich eingestiegen, hatte ihn geräuschvoll und freudig als Reisegenossen begrüßt. Da hatte er zu seinem Aerger die günstige Gelegenheit, von der angebotenen kleinen Hilfeleistung den Uebergang zu einem Gespräch zu gewinnen, verpassen müssen. Und nachher war die junge Dame so in ihre Lektüre vertieft, daß er ohne grobe Aufdringlichkeit nicht wagen durfte, sie anzusprechen. Nur als der Kommerzienrat Schmitz ihn fragte, in welchen ostpreußischen Kreis er als stellvertretender Landrat versetzt sei, und er kurz antwortete, nach Friedrichstein, schien es ihm, als wenn sie interessiert aufhorchte. Aber es konnte auch eine Täuschung gewesen sein. Gleich danach verschwand ihr Gesicht wieder hinter dem dickleibigen Heft. „Harpers Monthly" stand auf dem Umschlag zu lesen.

Da fing er an sich zu ärgern, daß sie ihm so gar keine Beachtung schenkte. Das war er nicht gewöhnt. Er wußte genau, wie seine Persönlichkeit sonst zu wirken pflegte, obwohl er alles andere, nur kein eingebildeter Laffe war. Wie oft war ihm von Frauen versichert worden, er sei so unwiderstehlich gefährlich, weil seine Schönheit nicht den allen normal empfindenden Mädchen so widerwärtigen weibischen Anstrich habe. . . Damit die unbekannte junge Dame sich aber nicht einbilde, er sei aus dem Geschlechte jener Tenorsänger, denen der liebe Gott zu aller Leibesschönheit eine Kehle voll Gold, aber einen Kopf voll Stroh mitzugeben pflegte, fing er mit der Frau Kommerzienrätin eine interessante Unterhaltung an. Sprach von London und Paris, von englischem, französischem und deutschem Theater, plauderte so witzig und amüsant, daß die korpulente Dame unter Lachtränen mehr als einmal versicherte, es sei doch zu schade, daß er das schöne Düsseldorf habe verlassen müssen! . . . . Was dieses Bedauern bedeutete, wußte er. Die Frau Kommerzienrat hatte eine Tochter, der er mal acht Tage lang den Hof gemacht hatte. Als er die Frau Mama noch nicht kannte. Ein ganz nettes, blondes Mädel, aber, als er die Mutter gesehen hatte, bog er im rechten Winkel ab. In zehn Jahren hatte das blonde Fräulein Klara genau die gleichen verschwommenen Züge, dieselbe „auseinandergegangene" Figur wie die Frau Mama. . . . Schrecklicher Gedanke, an eine solche Fülle sein ganzes Leben lang gebunden zu sein! Trotz der Millionen, die der Papa Kommerzienrat mit Draht von allen Sorten und Stärken verdient hatte. . . .

Eine nett aussehende Zofe erschien in der Wagentür, fragte in geläufigem Französisch, ob ihre Herrin Wünsche habe. „Ja," erwiderte sie, „Josèphe soll sich noch einmal erkundigen, ob im Schlafwagen nicht doch noch ein Damenabteil frei geworden ist. Er hat es versäumt, sich in Paris rechtzeitig darum zu kümmern, jetzt soll er zusehen, ob noch eine Möglichkeit vorhanden ist, daß ich die Nacht nicht sitzend verbringen muß, mit drei fremden Menschen im selben Coupé. . . ."

Die Zofe entfernte sich, Frau Schmitz bemerkte anzüglich in recht gutem Französisch, so ginge es auch noch anderen Leuten, die an solche Unbequemlichkeiten ebenfalls nicht gewöhnt seien! Aber die Schlafwagenplätze seien schon vor drei Tagen ausverkauft gewesen.

Die junge Dame erwiderte nichts, vertiefte sich von neuem in ihr buntes Heft. Nach einem Weilchen kam der Diener, ein glattrasierter Mensch von etwa dreißig Jahren und unverkennbar slawischem Typus. In schwarzer Livree eine wahre Athletenfigur. Schlank und hoch gewachsen, aber unverhältnismäßig breite Schultern unter einem muskulösen Nacken. . . . Er sprach in unterwürfiger Haltung, den Zylinder in der Hand. Irgendein slawisches Idiom war es, polnisch oder russisch. Sie antwortete in ungehaltenem Tone, schließlich stand sie auf und folgte ihm in der Richtung des Schlafwagens.

Nach einer Weile kam der Diener wieder, holte das Gepäck. Die Frau Kommerzienrat konnte sich nicht enthalten, gallig zu bemerken, nächstens würde sie auch, als interessante Ausländerin verkleidet, reisen. Nur um das Vergnügen zu genießen, auf deutschen Eisenbahnen mit dem nötigen Entgegenkommen behandelt zu werden. . . .

Das Heft, in dem die junge Dame gelesen hatte, war von dem Diener vergessen worden. Viktor nahm es an sich, blätterte darin. Auf einmal stutzte er. . . . Da, auf einem freien Raum am Schluß eines Artikels über spanische Stiergefechte, stand er selbst. Eine Karikatur, mit ein paar Bleistiftstrichen flüchtig hingeworfen, aber die Aehnlichkeit war unverkennbar. Wie zum Hohn war der Kopf auf die winzige Figur eines Torero gesetzt, die — den Degen in der Rechten — in Ausfallstellung unter dem Artikel stand. . . . Er biß sich ärgerlich auf die Lippen, denn der spöttische Hieb hatte gesessen. Die junge Dame hatte ihn verstohlen in der halben Stunde gezeichnet, in der er versucht hatte, ihr durch die geistvolle Unterhaltung mit der Frau Kommerzienrat Schmitz zu imponieren. . . . Er trat auf den Gang hinaus, um sich das Blatt heimlich anzueignen. Riß es aus und steckte es in die Brusttasche. . . .

Die Nacht mit dem schnarchenden und schnaufenden Ehepaar war fürchterlich gewesen. Und weil er keine Auge schließen konnte, hatte er Muße genug, sich mit der interessanten Unbekannten zu beschäftigen. Mit der geradezu bedenklichen Tatsache, daß er den Morgen kaum erwarten konnte, um ihre Spur weiter zu verfolgen. . . . Ihr pikantes Gesicht versuchte er, sich vors innere Auge zu rufen, hörte im Geräusch der Räder ihre wohllautende Stimme, bis ihm zum

Bewußtsein kam, daß er ohne Sinn und Verstand und unrettbar verliebt war. . .

Der Vorsatz, ihre Spur nicht zu verlieren, war verhältnismäßig leicht auszuführen gewesen. An der Gepäckabfertigung des Potsdamer Bahnhofs erwischte er die Zofe. Als er ihr ein Zehnmarkstück in die Hand drückte, gab sie bereitwillig Auskunft. Im Hotel Esplanade gedachte ihre Herrin abzusteigen. Als er aber nach dem Namen fragte, schwieg sie ängstlich. Der Diener war hinzugetreten, schalt mit ihr in seinem rauhen slawischen Idiom. . . .

Also Esplanade! Das war vorläufig mal die Hauptsache. Den Namen erfuhr er eine halbe Stunde später vom Portier. Aber er empfand dabei eine gewisse Enttäuschung. „Fräulein Helene Ostermann nebst Bedienung aus Paris. . . .“ Das konnte nicht stimmen, war sicherlich ein Pseudonym. . . . . Für irgendeine hochgestellte Persönlichkeit, die den Wunsch hatte, in ganz schlichtem Inkognito zu reisen. Vielleicht eine Dame aus polnischem oder russischem Fürstengeschlecht oder vielleicht gar noch höher hinauf. . . . Das wäre ihm sehr leid gewesen. Dann hätte er sich all der verwegenen Wünsche und Hoffnungen entschlagen müssen, die ihn in immer wechselnden, lockenden Bildern die ganze Nacht wach gehalten hatten. . . . Gegen Mittag erfuhr er, „Fräulein Ostermann“ habe sich einen Logenplatz zur Oper bestellt. Da bat er den gefälligen Portier, ihm, koste es, was es wolle, einen Sitz in derselben Loge zu besorgen. Als er ihn in Händen hatte, ging er schlafen; todmüde vor Abspannung. Den Bruder Ulrich, der ihn eigentlich erwartete, gedachte er morgen zu besuchen. Es wäre unmöglich gewesen, sich von ihm loszumachen, und für den Abend in der Oper mußte er frei sein. Selbst wenn er seine Seligkeit darum hätte verkaufen müssen. . . .

Es gab eine trostlose Enttäuschung. Statt der erwarteten Herrin kam das Zöfchen. Aber die Kleine war verängstigt und unzugänglich. Er drückte ihr ein blankes Zwanzigmarkstück in die Hand; sie steckte es ein, aber entschuldigte sich, es sei ihr aufs strengste verboten, irgendeine Auskunft zu geben. Nur so viel war aus ihr herauszukriegen, ihre Herrin — sie nannte sie „Madame“ — sei unpäßlich, speise mit einigen Gästen auf ihrem Zimmer. Da ging er ärgerlich fort. In dieser Stimmung die „Walküre“ zu hören mit dem endlos langweiligen zweiten Akt, bekam er nicht fertig. Er trieb sich zwecklos in einigen Kneipen herum, bis er sich so müde fühlte, daß er hoffte schlafen zu können. Die Orte, an denen er Bekannte hätte treffen können, vermied er.

Beim Heimkommen erzählte ihm der Portier, was er schon wußte. Das gnädige Fräulein sei leicht erkältet, habe sich im letzten Augenblick entschlossen zu Hause zu bleiben. Ob er die Gäste kenne, die sie besuchten, hatte er gefragt. Nein, die Herrschaften seien zum ersten Male dagewesen. Aber allem Anschein nach Polen, auch ein geistlicher Herr darunter. Und für den nächsten Abend habe das Fräulein einen Tisch für acht Personen im Hotelrestaurant bestellt, pünktlich auf sechs Uhr. Er bat den gefälligen Mann, ihm unter allen Umständen den Nebentisch frei zu halten, und plötzlich — er wußte selbst nicht, wie er darauf verfallen war — schoß ihm eine Frage durch den Kopf.

„Sagen Sie mal, mit Fräulein Ostermann ist doch auch ein Diener hier abgestiegen?“

„Ein Diener? Nein, sonst müßte ich's wissen. . . .“

„Ein großer, breitschultriger Kerl in schwarzer Livree? Ich habe ihn selbst im Zuge mit ihr gesehen!“

Der Portier zuckte lächelnd die Achseln. „Aus einer früheren Stellung weiß ich, die polnischen Herrschaften haben so viel Heimlichkeiten — da braucht man sich über die merkwürdigsten Sachen nicht zu wundern. . . .“

Viktor ging in sein Zimmer hinauf. Eine tolle Eifersucht hatte ihn mit einem Male überfallen. Und er glaubte sich zu erinnern, daß der Kerl trotz aller äußerlich so unterwürfigen Haltung etwas Vertrauliches in seinem Wesen gehabt hatte. Als er seine Herrin zum Schlafwagen vorangehen ließ, hatte er ihre schlanke Gestalt mit einem Blicke angesehen. . . . „Mit den Augen ausziehen“ nannte man das. . . .

Aber wenn er bei aller begreiflichen Verliebtheit einen Augenblick mal die gesunde Vernunft sprechen ließ — war er nicht ein ausgemachter Narr? Und er verschwor sich heftig, mit diesen Torheiten endgültigen Schluß zu machen. Unwürdig erschien es ihm geradezu, wie er sich benahm! Nannte einer Unbekannten nach wie ein vor Brunst vollgewordener Hirsch einem Schmaltier aus fremdem Revier. . . Irgendeiner Abenteuerin . . . . vielleicht sogar internationalen Hochstaplerin . . . . Dieser plötzlich verschwundene Athlet, der in der Maske eines Dieners sich in Paris aus dem Staube gemacht hatte, war doch im höchsten Grade verdächtig?! . . .

Diese Schwüre und Erwägungen hinderten ihn nicht, sich am Morgen nach einer recht unruhig verbrachten Nacht in der Hotelhalle herumzudrücken. In der unbestimmten Hoffnung, das „Fräulein Ostermann“ wenigstens ein paar Augenblicke wiederzusehen. . . . Es war Charakterlosigkeit, gewiß, aber vor sich selbst beschönigte er sie, vielleicht würde er im klaren Tageslicht eine Ernüchterung erleben.

Und sein hartnäckiges Warten — ihm wollte fast scheinen, der Portier lächelte schon über ihn — wurde belohnt. Gegen halb zwölf kam Fräulein Helene in Begleitung ihrer Zofe die Treppe herunter; von Frische strahlend wie ein junger Frühlingsmorgen, und noch viel, viel reizvoller und schöner, als sie ihm gestern erschienen war. . . . Ein violettes Sammetkostüm trug sie, mit braunem Pelz besetzt, eine kleidsame Mütze aus gleichem Stoff und an goldener, um den Hals geschlungener Kette einen kostbaren Zobelmuff. Und heute sah er zum ersten Male, was für entzückende kleine Füße sie hatte . . . Lächerlich kleine und schmale Füße in eleganten braunen Knopfstiefelchen. . . . Die hohen Absätze, die den Gang der Frauen sonst so leicht unschön machten, störten sie nicht. Frei schritt sie dahin und federnd vor verhaltener Kraft. . . . Toll konnte man werden bei dem Gedanken, dieses einzigartige Frauenbild mal im Arm halten und küssen zu dürfen. . . .

Er barg sein Gesicht hinter einer Zeitung, aber sie hatte ihn wohl schon bemerkt, wie er in die Höhe starrte, als sie die Treppe hinabkam. Beim Vorbeigehen flog um ihre Lippen ein leichtes — wie ihm scheinen wollte — belustigtes Lächeln. Die Zofe hatte wohl geplaudert, daß sie ihn gestern in der Loge getroffen hatte, und Fräulein Helene amüsierte sich anscheinend über den hartnäckigen Anbeter, der ihr auch hier auflauerte. . . . Was lag daran? Er traute sich zu, in ihrem Gesicht bald einen anderen Ausdruck zu sehen. Nur ein paar Tage Zeit mußte er haben und die Gelegenheit, sie endlich sprechen zu dürfen. . . .

(Fortsetzung folgt.)



Der neue preußische Eisenbahnminister
Wilhelm Hoff.
Phot. E. Bieber, Berlin.



Szene aus Georg Kaisers neuem Bühnenwerk
„Der Brand im Opernhaus“
in der Aufführung des Reinhardtschen „Kleinen Schauspielhauses“
in Berlin: Johanna Terwin und Bruno Decarli.
Phot. Zander & Labisch.



Eugen Ernst,
Volksbeauftragter in der preußischen Regierung.
Phot. Zander & Labisch.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

bel — bens — bo — cho — dech — del — dikt — dra — e — ei — ei — ell — em — gen — gie — i — in — in — irr — ke — knu — le — mer — mi — ne — o — pin — rang — ro — ru — se — sek — sinn — sis — stich — tang — te — te — ten — ter — tor — u

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, einen Goetheschen Spruch ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Entdecker unseres wichtigsten Volksnahrungsmittels, 2. Maler, 3. Komponist, 4. Reptil, 5. Göttin, 6. Gebäck, 7. Geisteskrankheit, 8. Gedichtart, 9. Sportgerät, 10. Affe, 11. Körperteil, 12. Gefäß, 13. weiblichen Vornamen, 14. Naturerscheinung, 15. Hautverletzung, 16. Züchtigungsmittel, 17. kirchliches Verbot.

Reisegruß.

Von Bingen aus schrieb er an seine Lieben:
Hier ist das Großgeschriebene mir klein geschrieben.

Feindlicher Flieger.

Sucht dich die kleine M, — o weh! —
Find't sie den Weg in deine Näh'
Auch durch die kleinste L mit T.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 48.

Silben-Rätsel:

Und Ringe sind's, die eine Kette machen.

1. Union, 2. Ninive, 3. Dezimalbruch, 4. Ragusa, 5. Ibrahim, 6. Note, 7. Gellert, 8. Ekkehart, 9. Schlagsahne, 10. Isaak, 11. Nelke, 12. Diedenhofen, 13. Saloniki, 14. Danaide, 15. Iphigenie.

Das Wunder: Posa, une, Posaune. — **Frage:** Tor. — **Unnütze Mühe:** raufen, laufen, Haufen, kaufen.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.

„Hören Sie,“ sagte die gnädige Frau zu dem neuen Diener, „hier werden Sie bei Ihrem Nachnamen gerufen. Wie heißen Sie?“ — „Rufen Sie mich doch einfach Franz,“ sagte der neue Diener. — „Aber warum denn? Wie ist denn Ihr Familienname?“ — „Liebling!“

*

„Ich habe eine reizende Wohnung gefunden, Liebster, gerade dem Bahnhof gegenüber.“ — „Aber, Kind, da werden wir doch des Nachts vor dem Lärm der vielen Züge nicht schlafen können.“ — „Das habe ich auch gemeint, aber der Wirt meint, daran gewöhnt man sich in den ersten vierzehn Tagen, und weißt Du, die zwei Wochen sind wir ja sowieso auf der Hochzeitsreise.“

*

„Also, ich werde mich bei Ihnen photographieren lassen,“ sagte Frau Klöschen, „aber das mache ich zur Bedingung: das Bild muß hübsch sein und auch ähnlich. — „Unmöglich,“ antwortete der Photograph, „auf *eine* Bedingung müssen wir uns schon einigen!“



Die Geschichte: „Die Ereignisse überstürzen sich, selbst mit Stenographie und Schreibmaschine kann ich es kaum schaffen!“

Kellner: „Gleich, Herr, ich bringe sofort das Essen.“ — Gast: „Das ist gut; ich möchte nämlich gern essen, ehe die Preise wieder in die Höhe gehen!“

*

„Was ist Dein Vater?“ fragte die Lehrerin. — „Mein Vater, der macht Wurmstiche!“ — „Was?“ — „Er ist doch bei einem Antiquitätenhändler!“

*

„Wie heißen Sie, Zeugin?“ — „Lehmann.“ — „Und Ihr Alter?“ — „Der heißt natürlich ebenso!“

*

Herr Mattenkloth ist nach Berlin gefahren, um Weihnachtseinkäufe zu machen. Unter anderm soll er auch ein Transparent besorgen, das die Weihnachtsstube schmücken soll. Aber er hat ganz vergessen, welchen Spruch seine Frau wünscht; darum bittet er mit einem Antworttelegramm um Nachricht. Und richtig, er bekommt sie drahtlich. Frau Mattenkloth telegraphiert zurück: „Uns ist ein Kindlein heut geboren drei Meter lang eins zehn hoch mir geht es gut. Mathilde.“

Die „Berliner Illustrirte Zeitung“ erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26. 1 2 3 4 5 6 7

15. Dezember
1918
Nr. 50
27. Jahrgang

Einzelpreis
des Heftes
15 Pfg.
oder 24 Heller

Berliner Illustrirte Zeitung

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Phot. Geschw. Moos.

Empfang der heimkehrenden Truppen in Karlsruhe:
Begrüßung des badischen Leibgrenadierregiments 109 durch den Oberbürgermeister Sigrist, das neue badische Volksministerium und den Stadtrat auf dem Marktplatz.



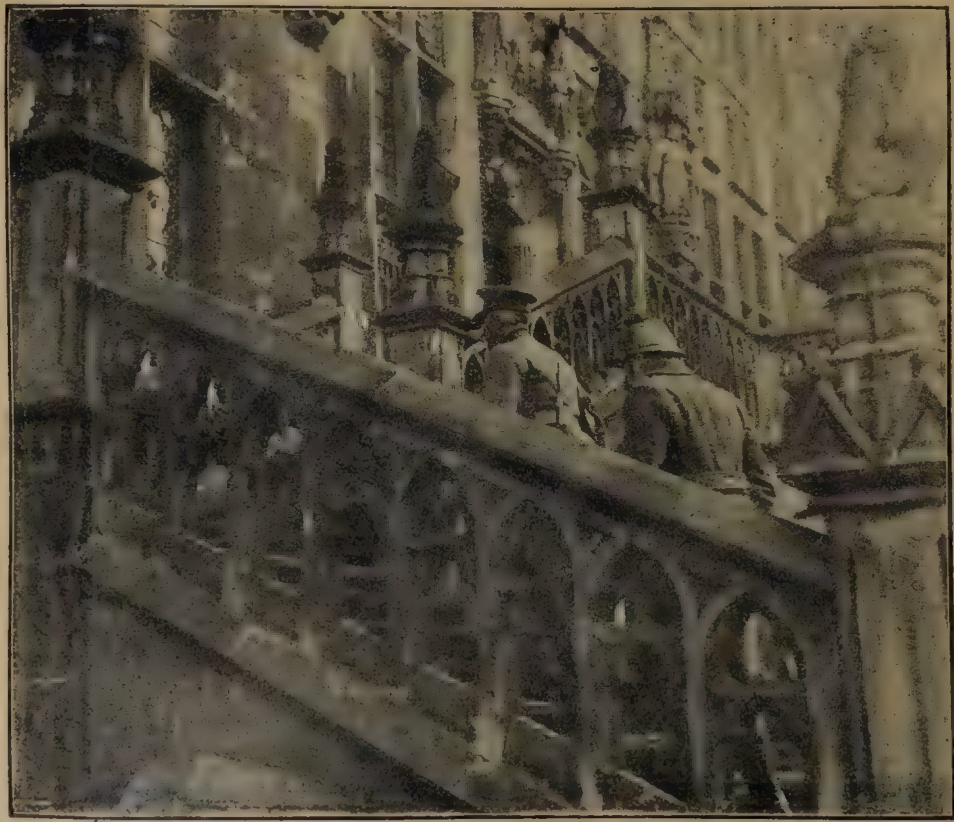
„Pst! Führer! Gehen wir nicht bald weiter? Wir wollten doch noch auf den Friedensgipfel!"
Ein Bild zur politischen Lage. Von Fritz Koch-Gotha.



Aachen nach der Besetzung durch die Belgier:
An einer Haltestelle der elektrischen Straßenbahn am Graben.

Kriegsende in Paris und London.

Der Siegesjubel, den der Abschluß des Waffenstillstands in den Hauptstädten der Entente-Mächte hervorgerufen hat, findet seinen Ausdruck in den englischen und französischen illustrierten Zeitschriften, deren erste jetzt in Deutschland eingetroffen sind. Die meisten von ihnen sind in einer festlichen Aufmachung erschienen und enthalten Bilder von dem Leben und Treiben der Menge, die die Nachricht vom Aufhören des Kampfes am 11. November auf die Straßen gelockt hatte. In großen, doppelseitigen Photographien sieht man die Menschenmassen, die mit Fahnen und Hüteschwenken dichtgedrängt vor dem Buckingham Palace in London stehen und die geschmückten Autos und Omnibusse, die, von jubelnden Leuten besetzt, durch die sonst nüchternen und kühl-geschäftlichen Straßen der englischen Hauptstadt rasen. Einen dem französischen Charakter entsprechenden, noch lebhafteren Eindruck des historischen Ereignisses vermitteln uns die französischen Blätter. Die größte Pariser illustrierte Zeitschrift wird durch eine Zeichnung eingeleitet, die Clémenceau auf der Tribüne der Kammer in extatischer Rednerpose darstellt. Lebhaft applaudiert von den Abgeordneten spricht





Aachen nach der Besetzung durch die Belgier:

Der belgische Oberst Gracia begibt sich zur Uebernahme der Stadt zum Bürgermeister ins Rathaus (1. Dez. ½10 Uhr). Phot. A. Frankl.

Ankunft belgischer Truppen in Aachen.



Vom Rückmarsch unserer Truppen: Kolonnen beim Ueberschreiten der kleinen Rheinbrücke bei Bonn. Phot. A. Grohs.

der französische Ministerpräsident gerade eine charakteristische Stelle seiner Mitteilung an die Kammer am 11. November. Dann folgen stimmungsvoll gemalte Ansichten des Schlosses, von dem aus Foch die letzten Operationen leitete, und eine suggestive Zeichnung hält die dramatische Szene fest, da vor den französischen Linien die Scheinwerfer der deutschen Militärautos mit den weißen Fahnen der Unterhändler aus dem abendlichen Dunkel auftauchen. Es war in der Nähe von Haudroy, Donnerstag, den 7. November, 9 Uhr abends. Augenblicksbilder aus Paris zeigen Kinder, Frauen und Männer, die auf der Place de la Concorde und auf der Place de l'Opera Freudentänze vollführen; mit französischen, englischen und amerikanischen Flaggen in den Händen in buntem Gemisch mit lachenden Soldaten, die an dem fröhlichen Reigen teilnehmen. Natürlich fehlt es auch nicht an drastischen Karikaturen auf Kaiser Wilhelm und den Kronprinzen. Daneben sieht man aber auch Kriegszeichnungen von künstlerischem Wert. So ein Blatt von Abel Faivre: Ein Kind, das mit seiner Mutter an einem stahlhelmgeschmückten Soldatengrab kniet und an die Weinende die Frage richtet: „Weiß Papa auch, daß wir gesiegt haben?"



In Kiel: Ansprache des Gouverneurs Noske an U-Boot-Mannschaften

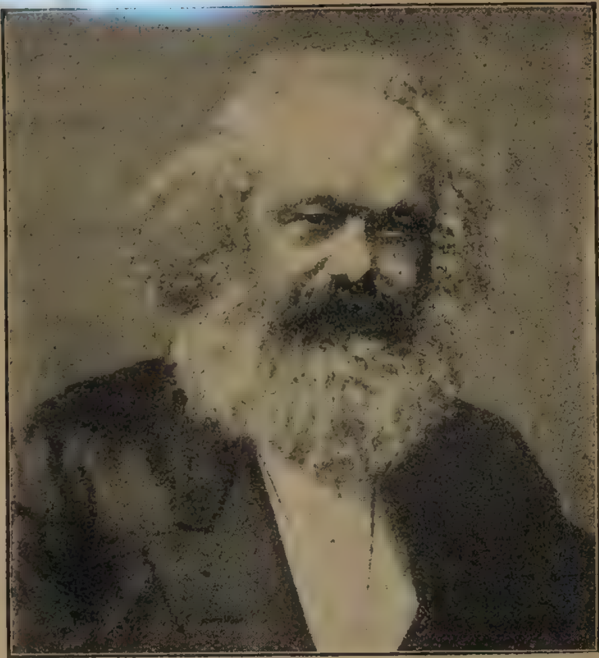


Französische Gefangene mit Tagesurlaub in Berlin im Gespräch mit einem republikanischen Sicherheitsposten. Phot. Sennecke.



Vor den Kriegsschiffen im Kieler Hafen während der Ansprache des Gouverneurs Noske an die U-Boot-Mannschaften. Phot. A. [illegible]

Aus der Geschichte der Sozialdemokratie



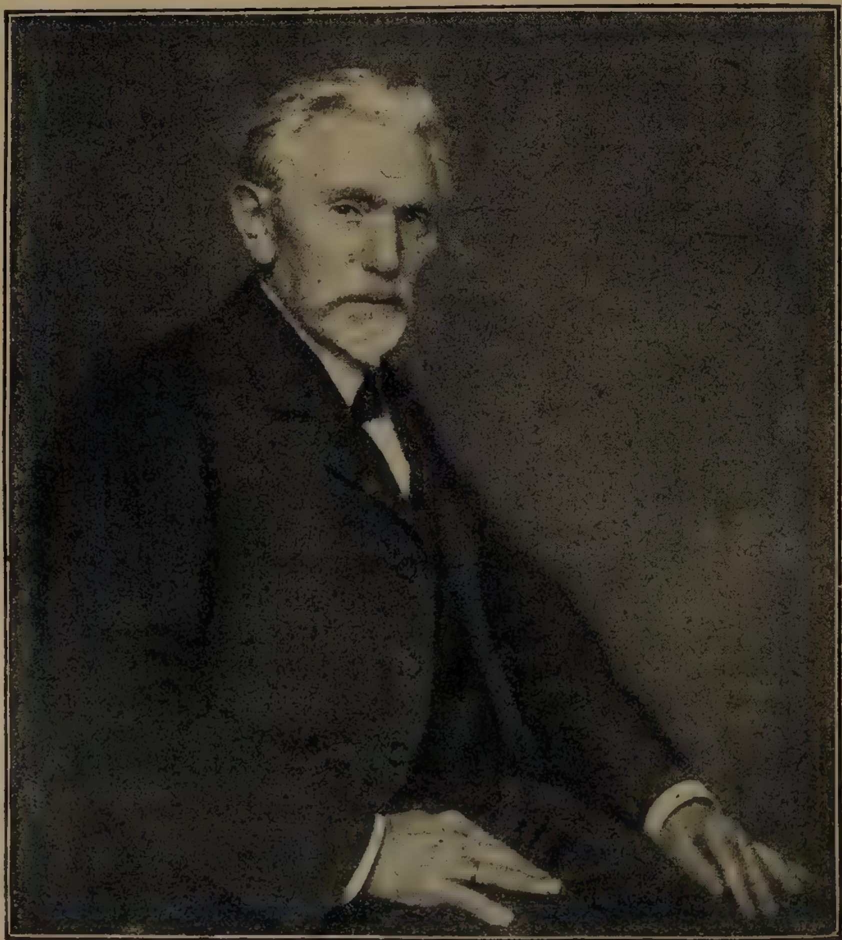
Die bedeutendsten Persönlichkeiten aus der Geschichte der Sozialdemokratie:
Karl Marx (1818—1883),
der den wissenschaftlichen Sozialismus begründete.



Friedrich Engels (1820—1895),
der Mitarbeiter von Karl Marx und Mitverfasser des kommunistischen Manifestes.



Ferdinand Lassalle (1825—1864),
der 1863 durch die Gründung des Allgemeinen Arbeitervereins aus der Idee eine Bewegung schuf.
Aus dem corpus imaginum der Phot. Gesell., Charlottenburg.



August Bebel (1840—1913),
durch viele Jahre Führer der deutschen Sozialdemokratie.
Phot. Nicola Perscheid.

Eine rein sozialistische Regierung herrscht heute über die deutsche Volksrepublik. Wie immer Deutschlands Zukunft sich gestalten möge, unzweifelhaft werden die sozialistischen Ideen und Parteien in ihr eine ausschlaggebende Rolle spielen. Das neue Deutschland wird ein gut Stück sozialistisch sein.

In der Idee ist der Sozialismus uralt. Er geht zurück auf Platos Buch vom Staat, auf des englischen Lordkanzlers Thomas Morus Utopia, auf Campanellas Sonnenstaat, auf Fourier, Saint-Simon und Owen, die großen sozialistischen Utopisten aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Aber Leben gewann der Sozialismus erst durch die Verbindung seiner Ideen mit der aufsteigenden Kraft der industriellen Arbeiterklasse. Das Kommunistische Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels, niedergeschrieben kurz vor Ausbruch der Revolution von 1848, sollte den Sozialismus von der Utopia zur Wissenschaft erheben. Aus den Träumen stiller Gelehrter, die versonnen auf den mächtigen Monarchen oder den ungeheuer reichen Millionär warteten, der von der Schönheit des Sozialismus durchdrungen die Menschheit damit beglückte, wurde nun ein Aufruf zum politischen Kampf, ein Appell an die Arbeiterklasse, sich der politischen Herrschaft zu bemächtigen, eine wissenschaftliche Lehre, die beweisen sollte, daß die mit dem Fortschritt der Industrie notwendigerweise anschwellende Arbeiterklasse unentrinnbar sozialistisch denken und mit eherner Schicksalsnotwendigkeit schließlich durch den Sozialismus und für den Sozialismus siegen müsse.

Die deutschen Gewerkschaften haben vor wenigen Tagen ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Nur um fünf Jahre älter ist die sozialistische Aktion des Proletariats in Deutschland. Die Schriften von Marx und Engels waren nur einem engen Kreise von Gebildeten und geistig besonders vorgeschrittenen Arbeitern bekannt geworden. Erst Ferdinand Lassalle schuf mit der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins 1863 aus der Idee eine Bewegung. Seine feurigen Reden, seine leidenschaftliche Organisationsarbeit und seine wirksam ausgenutzten Beziehungen zum Kreis der Herrschenden, auch zu Bismarck, halfen dazu, die ersten Sturmhaufen der deutschen Arbeiterschaft zusammenzuballen. Nach seinem frühen Duelltod zersplitterte freilich der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein, den Lassalle als Diktator wie einen wuchtigen Hammer zu schwingen gedacht hatte, in die männliche Linie (Jean Baptiste v. Schweitzer) und die weibliche Linie (Gräfin Paula Hatzfeldt); die Bewegung hatte noch zu stark Sektencharakter gehabt, als daß sie nach dem Tode des Meisters hätte zusammenhalten können.

Aber gleichzeitig lenkte ein anderer Fluß zum sozialistischen Strombett hin. Die ursprünglich von bürgerlichen Demokraten gegründeten und geleiteten Arbeitervereine, anfangs überwiegend lediglich der Arbeiterbildung dienend, bekannten sich auf dem Nürnberger Vereinstag von 1868 unter dem Einfluß von August Bebel und Wilhelm Liebknecht zur marxistischen Internationale und nahmen die Statuten seiner Internationalen Arbeiterassoziation an. Ebenso wurde das Programm der Sächsischen Volkspartei, die Bebel, Liebknecht, Schraps, Motteler und Stolle 1866 in Chemnitz gegründet hatten, vom Kleinbürgerlich-Demokratischen her immer ausgesprochener sozialistisch. Nach dem Tagungsort ihres ersten Parteitages erhielten die Anhänger dieser Richtung Bebel den Namen Eisenacher.

Jahrelange heftige Kämpfe zwischen Lassalleanern und Eisenachern bildeten seither den Hauptinhalt der Arbeiterversammlungen. Erst 1875 gelang die Einigung auf Grund eines Programms, das zum Aerger der Marxisten noch große Zugeständnisse an die alte Lassallesche Idee enthielt. Die geeinigte sozialdemokratische Partei kam rasch voran, aber ihre gesunde Entwicklung wurde bald gewaltsam unterbrochen: Bismarck nutzte die Schüsse Hödels und Nobilings zur Durchsetzung des Ausnahmegesetzes gegen die „gemeingefährlichen" Bestrebungen der Sozialdemokratie aus. Gerade jetzt sind 40 Jahre vergangen, seit das Sozialistengesetz die Arbeiterbewegung außerhalb des Rechts stellte. Im ersten Ansturm wurde die ganze Bewegung auseinandergesprengt, sie lebte nur noch in einzelnen tapferen Herzen und klaren Köpfen fort. Vierzig Jahre haben genügt, um aus einem Nichts die Partei zur Herrschaft über Deutschland emporzuheben.

Die zwölf Jahre des Sozialistengesetzes



Hervorragende Persönlichkeiten aus der Geschichte der Sozialdemokratie:
Wilhelm Liebknecht (1826—1900).



Jean Jaurès,
der französische Sozialistenführer, der am Tage des Kriegsausbruchs in Paris ermordet wurde.



Georg v. Vollmar,
der Führer der bayrischen Sozialdemokratie.
Phot. J. P. Böhm.

sind die Heroenzeit der deutschen Sozialdemokratie. Schon unter dem Sozialistengesetz mitgekämpft zu haben, galt bis in die jüngste Zeit hinein als ein besonderer Ehrentitel in der Partei und gab Anspruch auf die höchsten Würden.

Als 1890 das Sozialistengesetz fiel und sein Urheber ihm bald folgte, war die Sozialdemokratie schon eine Millionenpartei. Seitdem ist sie ständig gewachsen, auch wenn sie gelegentlich einmal eine Wahlniederlage erlitt. Fürst Bülows Wahn, die Sozialdemokratie niedergeritten zu haben, kann wohl als Muster politischer Oberflächlichkeit gelten.

Seitdem die Sozialdemokratie unter dem gleichen Recht sich immer weiter ausbreitete und immer größere Kreise der Bevölkerung erfaßte, begann in ihren Reihen der Streit zwischen Radikalen und Gemäßigten, der sich zuerst an die Namen Vollmar und Bebel, später an die von Scheidemann und Haase knüpfte. Am 4. August 1914 erklärte die Sozialdemokratie, noch fast einmütig, sie lasse in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich. Bald aber wuchs die Opposition gegen die Politik der nationalen Verteidigung, und revolutionäre Strömungen von verschiedener Schärfe traten hervor. Vor allem Karl Liebknecht gab frühzeitig die Parole aus: „Der Hauptfeind steht im eigenen Land! Klassenkampf, nicht Völkerkrieg!" Ueber diesem Gegensatz brach die Partei auseinander, und die letzten beiden Jahre waren von heftigen Kämpfen zwischen der alten Richtung Scheidemann-Ebert, der unabhängigen Sozialdemokratie Haase-Dittmann-Ledebour und der äußersten Linken erfüllt, die sich Spartakusleute, Liebknechtianer, Linksradikale oder Kommunisten nannten. Erst die jüngsten revolutionären Umwälzungen haben die alte Sozialdemokratie und die Unabhängigen wieder zu gemeinsamer Tätigkeit in einer Regierung zusammengeführt. Die Sozialdemokratie hat die Regierungsgewalt übernommen und muß nun zeigen, was sie organisatorisch zu leisten und positiv zu schaffen imstande ist. H.



August Bebel als Redner auf dem 7. internationalen Sozialistenkongreß in Stuttgart (1907). Phot. Berl. Jll. Ges.

Der weisse Adler

Roman von Richard Skowronnek

6. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Die Zofe hatte die Zimmerschlüssel abgegeben, der Portier erzählte unaufgefordert, Fräulein Ostermann sei zu Einkäufen in ein bekanntes Modemagazin gefahren.

Viktor zeigte sich mit einem Fünfmarkstück erkenntlich, überlegte einen Augenblick lang, ob er nachfahren sollte, und ging endlich frühstücken. Es hätte doch wohl zu lächerlich ausgesehen, wenn er plötzlich in dem Laden aufgetaucht wäre, in dem sie Wäsche oder Kleider kaufte. Und trotz aller blöden Verliebtheit — er verspürte einen gewaltigen Hunger! . . . Nachher aber mußte er unter allen Umständen den Bruder aufsuchen. Für einen Tag konnte er sich vor dem Leichtgläubigen wohl ausreden, aber für zwei? . . . . Das durfte er doch nicht wagen, denn von dem großen alten Bruder hing er ab. . . . Und um sechs Uhr sah er sie wieder. Was nachher wurde, wußten die Götter allein. Aber er hatte ja bisher immer — außer am Spieltische — Glück gehabt! Weshalb sollte es ihn jetzt, wo es anscheinend ums Schicksal ging, im Stich lassen?

IV.

Zehn Minuten vor sechs saß Viktor im Speisesaal des Hotels an dem vom Portier freigehaltenen Tische. Nebenan war das Damasttuch mit Blumen geschmückt wie zu einer Festtafel . . .

Ulrich kam in recht altmodischem, schwarzem Gehrock, fand an dem Platz allerhand auszusetzen, und ob sie die nahe Musik nicht zu sehr stören würde? Er widersprach. Nach vieler Mühe sei es ihm gelungen, diesen Tisch zu ergattern, alles übrige sei schon vorher besetzt gewesen.

Gleich nach der Suppe fing der gute Ulrich wieder an zu predigen. Daß er lange mit sich gerungen habe, ehe er ihn in einen so „gefährlichen" Kreis schickte. Aber er vertraue darauf, die Eröffnungen, die er ihm zu machen habe, würden ihn zum Einsatz seiner äußersten Kraft anspornen.

Der Tisch drüben hatte sich allmählich gefüllt. Schwarzbefrackte Herren saßen da, ein Priester dazwischen in langem, am Hals geschlossenem Rocke. Auch eine Dame war gekommen. Eine Erscheinung, die in den eleganten Rahmen nicht recht hineinpaßte. . . . Die Haare im Nacken kurz geschnitten . . . eine Art von Reformkleid um die hageren Glieder . . . im gelblichen Gesicht ein Paar brennende Augen.

Und Ulrich sprach weiter. Entwickelte ein Bild der Polenbewegung, das auch den mit seinen Gedanken an den Tisch drüben gefesselten Bruder hoch aufmerken ließ. Alles, was er sagte, schien klar und begründet zu sein.

Schon seit dem Balkankrieg war nach unanfechtbaren Berichten eine seltsame Unruhe in die ganze slawische Welt gekommen. Der Feldzug der Bulgaren, Serben, Montenegriner und Griechen gegen das ehemalige Unterdrückervolk der Türken weckte alle im Verborgenen schlummernden Hoffnungen auf Wiedergewinn der staatlichen und nationalen Selbständigkeit. . . . Aber noch etwas anderes mußte hinzugekommen sein, um diese Unruhe zu erklären. . . .

Der schnürende Ring um Deutschland und das verbündete Oesterreich-Ungarn zog sich enger und enger. Noch ein paar Jahre, und Rußland hatte das Netz strategischer Eisenbahnen im Westen, das ihm einen jähen Ueberfall in breiter Front gestatten sollte, mit französischen Milliarden ausgebaut. Wie eine Sintflut brach es dann in deutsches Land! Von der anderen Seite her aber kamen die Franzosen. . . . Möglich sogar, daß die Engländer, die einen festländischen Brei sonst wohl anrührten, selbst aber sich nicht gerne daran die Finger verbrannten, ein Hilfskorps schickten. . . .

„Und die Polen?" fragte er interessiert.

„Sie glauben weiter zu sehen als alle, sehen in dem vorbereiteten Weltkrieg den Zusammenbruch von Deutschland und Oesterreich-Ungarn, aber sie sehen auch einen auf unzuverlässige Bajonette gestützten Selbstherrscher aus steiler Höhe stürzen. Es gärt in Rußland, der Muschik ist aufgewacht. Nicht nur seit heute und gestern. Und bei der Ueberspitzung des Nationalitätsgedankens, die wir seit einem halben Menschenalter erleben, zerfällt auch Rußland in seine so vielfältigen Bestandteile, wenn die harte Erobererfaust gelähmt ist, die sie bisher zusammengehalten hat. Dann aber ist der hundertjährige Traum Polens erfüllt, es ist endlich wieder frei . . ."

Den letzten Worten hatte Viktor nur noch mit halbem Ohre zugehört, die sehnlich Erwartete war endlich in den Saal getreten! In tief ausgeschnittenem lichtem Kleid ohne allen Schmuck, nur eine dunkelrote Rose im braunen Haar. Er hatte die Empfindung, sie hätte in einem härenen Sack kommen können, immer wäre sie unter allen die Schönste gewesen! . . . Und bei aller Sicherheit des Auftretens ein Hauch herber Jungfräulichkeit um die schlanke Gestalt . . .

Hinter ihr — mit einem halben Schritt Abstand — ein breitschultriger Mensch in tadellosem Frack, eine Tuberose im Knopfloch — der Diener. Nur die groben Hände schienen nicht zu dem eleganten Anzug, den er jetzt anhatte, zu passen . . . Weshalb kamen die beiden da nicht einzeln? Waren sie den ganzen Tag beisammen gewesen? . . .

Die Gesellschaft an dem Tische war aufgestanden, es gab eine lebhafte Begrüßung. Helene setzte sich an das offenbar für sie freigehaltene Kopfende der Tafel zwischen einen alten Herrn mit dickem weißem Schnurrbart und den Priester, ihr Begleiter nahm neben der Gelbgesichtigen im Reformkleid Platz.

Auch dem Geheimrat war die hübsche Erscheinung aufgefallen. „Hm," sagte er, „ein rassiges Gesicht. Aber nimm's nicht übel — erst hast Du das Paar angestarrt, als wenn Du es fressen wolltest, und jetzt schwärmst Du die junge Dame an, als wär's ein geradewegs vom Himmel gefallener Engel."

Viktor bekam vor Verlegenheit einen roten Kopf. „Ich? Das ist Dir wohl nur so vorgekommen."

„Ach nein, ich hab's genau gesehen!" Und halb im Scherz, halb im Ernst fügte er hinzu: „Vergaff' Dich nicht, mein Junge! Es liegt mir doch sehr viel daran, daß Du in das Hakenbergsche Haus ohne alle Voreingenommenheit kommst. Oder noch deutlicher gesagt: mit ganz freiem Herzen . . ."

„Aber ich gebe Dir die Versicherung, Du schiebst mir da etwas unter, woran ich selbst nicht einmal im Traum . . ."

„Na, dann ist's ja gut! Außerdem aber: die junge Dame da — nach der Gesellschaft zu schließen, in der sie verkehrt — ist Polin . . ."

Drüben an dem Tische hatte der geistliche Herr ein paar kurze Worte gesprochen, alles sprang von den Sitzen, ließ begeistert die Gläser aneinanderklingen. Die anscheinend vorher verständigte Musik fiel mit einem Tusch ein, spielte im Anschluß daran ein Potpourri polnischer Lieder. Einer der jüngeren Herren am Tische summte halblaut mit: „In Warschau schwuren Tausend auf den Knien, wir greifen nur mit Bajonetten an . . ."

Der Geheime Rat hob unwillig den Kopf. „Jetzt fehlt wahrhaftig bloß noch: Jiesce Polska nie zginela! Und alles nur unsere unglaubliche Gutmütigkeit. In Petersburg würden die Herrschaften sich nicht so herausfordernd benehmen!"

„Verzeih'," sagte Viktor. „Es hängt gar nicht mit dem hier eben zusammen; es drückt mich auch schon lange, nur Du darfst mir's um Himmelswillen nicht übelnehmen . . ."

„Na schon 'raus damit . . ."

„Also, wir heißen doch selbst Dolinga, stammen aus altem polnischem Geschlecht . . ."

Dem Geheimen Rat schwoll eine kleine blaue Ader auf der weißen Stirn. „Und das soll bedeuten?"

„Nun, daß wir uns vielleicht in unserem Beruf nach anderer Richtung betätigen müßten! In irgendeinem Ressort, das uns nicht in einen so ausgesprochenen Gegensatz zu unseren alten Volksgenossen bringt . . ."

Der ältere Bruder legte dem jüngeren die Hand schwer auf den Arm. „Das sind überflüssige Skrupel, mein Junge! Wir waren mal Polen! Aber auch das ist nicht sicher. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, die Dolingas waren von Anbeginn an Preußen. In jedem Falle haben mehr als zehn Generationen den preußischen Herrschern Treue geschworen, deutsche Mütter haben in unserem Hause gewaltet, wir sind deutsch! Und das bleiben wir, so lange ich als Haupt der Familie noch etwas zu sagen habe! Aber wenn ich hätte ahnen können, daß Du in Dein neues Amt eine solche Laschheit der Gesinnung mitbringst . . ."

„Nein, ich habe, wie auch sonst in allem, nur das Bestreben, zu einem unparteiischen eigenen Urteil zu gelangen!"

„Na, das richtige Urteil wird Dir kommen, wenn Du in Heinrichsburg aus nächster Nähe die drohende Gefahr siehst! Und mal an unserem alten Stammsitz Friedrichstein vorüberfährst. Mit der Schamröte im Gesicht, daß auf diesem Stück deutscher Erde ein Pole sitzt. Weil der, der es hätte bewahren müssen, seinen Leib, seine Ehre und sein Deutschtum für ein Nichts verkauft hatte, für das Lächeln einer polnischen Frau! . . . Deshalb habe ich Dich dorthin geschickt, damit einer von uns die Schande wieder wettmacht, so gut es geht! Und nimm eins mit von Deinem Bruder in Deinen neuen Wirkungskreis: Mögen die Aussichten in die Zukunft noch so trübe sein, wir dürfen nicht erlahmen! Jeder hat mit Einsatz seiner ganzen Kraft zu kämpfen an seinem Platze."

Er mußte abbrechen. Ein Herr war an den Tisch getreten mit der höflichen Bitte, ob er für ein Viertelstündchen Platz nehmen dürfe. Ein schlanker Mann in mittleren Jahren, im Knopfloch des gutsitzenden Frackes eine kleine orangeweiße Rosette, im blondbärtigen Gesicht ein Paar kluge blaue Augen . . .

Der Geheime Rat schien nicht gerade erfreut, aber er konnte die Bitte nicht abschlagen. Und er stellte vor: „Herr Kommissar von Pleßkow von der politischen Polizei — mein jüngerer Bruder Viktor . . ."

Herr von Pleßkow setzte sich, bestellte bei dem Kellner ein halbe Flasche Mosel. Er entschuldigte sich noch einmal, aber er hätte in dem überfüllten Saale beim besten Willen keinen anderen Platz finden können. Und es läge ihm sehr daran, festzustellen, mit welchen Herrschaften eine ganz bestimmte, ihn sehr interessierende Persönlichkeit sich hier ein Stelldichein gegeben habe.

Ulrich sah unwillkürlich zu dem anderen Tische hinüber. „Vielleicht mein alter Busenfreund Propst Pastrczyniak?"

„Nein, Herr Geheimrat. Aber ich weiß nicht, ob ich . . .?"

„Vor meinem Bruder können Sie ruhig sprechen. Er ist im Begriff, sein neues Amt als kommissarischer Landrat im Kreise Heinrichsburg anzutreten."

Herr von Pleßkow verneigte sich leicht. „Gratuliere! Alles andere, nur kein Ruhepöstchen. Also dann — aber bitte, Herr Geheimrat, sehen Sie erst eine Weile später hinüber — der große, breitschultrige Kerl mit der Tuberose im Knopfloch, das ist der berüchtigte polnische Revolutionär Josef Pytlasinski!"

„Der Tausend! Aber ich denke, der sitzt fest in irgendeiner Strafanstalt in Sibirien? Wenigstens entsinne ich mich, vor einem halben Jahr ungefähr in einem Geheimbericht so etwas Aehnliches gelesen zu haben?"

„Ganz recht, die russische Polizei hatte ihn endlich gefaßt. Er war nämlich zu dreist geworden, hatte in einer Verkleidung von Krakau aus seine Gesinnungsgenossen in Warschau besucht. Die Freude meiner russischen Herren Kollegen hat aber nicht lange gedauert. Vor drei Monaten ist er aus Sibirien entwischt, heute nach wahrscheinlich sehr abenteuerlicher Flucht hier in Berlin aufgetaucht. Einer meiner Agenten hat ihn zufällig auf der Straße erkannt und sich unauffällig an seine Fersen geheftet. Ich freue mich, daß der tüchtige Mann recht gehabt hat. Daß Herr Pytlasinski ausgerückt sei, war uns von Petersburg aus natürlich schon längst mitgeteilt worden. . . ."

„Und Sie beabsichtigen, ihn zu verhaften?" fragte Viktor.

Der Polizeikommissar lachte. „Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, wie gerne! Der Kerl ist für uns zum mindesten ebenso gefährlich wie für Rußland. Aber es geht leider nicht. Politischer Verbrecher — selbst die Russen hätten kein Recht, seine Auslieferung zu verlangen!"

„Aber sie hatten ihn doch nach Sibirien deportiert?"

„Sogar lebenslänglich. Weil sie das Glück gehabt hatten, ihn auf russischem Boden zu erwischen! Da kehren sie sich den Teufel an internationale Abmachungen: 'rin ins Palochum! Aber ich? Der gewaltige Herr Propst da drüben — sehen Sie ihn sich mal an mit dem Stiernacken und den groben Bauernhänden — also der Herr würde an den zuständigen Stellen ein so gewaltiges Geschrei erheben, daß ich als gänzlich unfähiger, unheilbar idiotischer kleiner Beamter sofort in den wohlverdienten Ruhestand fliegen würde! Mit siebzehneinhalb Silbergroschen täglicher Pension. . . .“

„Entschuldigen Sie, Herr von Pleßkow,“ fragte Viktor, „ich habe mich mit diesen politischen Spezialfragen bisher natürlich nur wenig beschäftigen können . . . weshalb also ist dieser Herr Propst ein so einflußreicher Mann?“

Die beiden Herren lächelten unwillkürlich, Ulrich übernahm die Antwort.

„Man sollte es mit gesunden Sinnen nicht für möglich halten, aber der dicke Herr ist so einflußreich, weil er's verstanden hat, aus dem — sagen wir mal — bisher politisch indifferenten Oberschlesien ein rein politisches Land zu machen! In erstaunlich kurzer Zeit . . . die reine Hexerei! Wir rackern uns im Posenschen in umgekehrter Richtung schon hundert Jahre ab — mit negativem Erfolg!“

Das Gespräch drohte eine Wendung zu nehmen, von der Viktor fürchtete, sie könne von seinem eigentlichen Ziele abbiegen. Er fragte kurz: „Verzeihung, Herr von Pleßkow, die junge Dame da an der Spitze der Tafel — im ausgeschnittenen Kleid und mit der Rose im Haar — ist die auch politisch verdächtig?“

Der Kommissar blickte mit monokelbewehrtem Auge unauffällig hinüber. „Ein verteufelt hübsches Persönchen! Donnerwetter! Aber bedauere, keine Auskunft geben zu können. Kommt zum erstenmal in meinen amtlichen Gesichtskreis. . . .“

„Nun denn, ich kann Sie bis zu einem gewissen Grade aufklären! Diese junge Dame ist mit mir vorgestern — pardon, ich wollte natürlich sagen, gestern — in dem von Paris kommenden Zuge gefahren. Mit ihr Herr Pytlasinski!“

„Der Tausend! Wirklich von Paris?“

„Es gibt keinen Zweifel. Sie machte ihm Vorwürfe, er habe es versäumt, dort beim Büro der Wagon-lits rechtzeitig Schlafwagenplätze zu bestellen. Er reiste in Dienerlivree, aber ich habe ihn ganz genau wieder erkannt. Deshalb, lieber Ulrich, hab' ich das Pärchen vorhin so erstaunt angesehen! Aber — wenn ich fragen darf, Herr von Pleßkow — weshalb halten Sie meine Mitteilung für unglaubwürdig?“

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, falls es auch nur einen Augenblick so ausgesehen haben sollte! Ich wunderte mich bloß, daß der Kerl es riskiert haben sollte, gerade über Paris zu kommen! Das ist für Herren seines Schlages ein verdammt gefährliches Pflaster. Denn die französischen Behörden versäumen keine Gelegenheit, ihren heißgeliebten Bundesgenossen gefällig zu sein. In der Verfassung dieser Republik stehen die herrlichsten Paragraphen. Unbedingte Freiheit des politischen Glaubensbekenntnisses, Vive la liberté, Tusch, Tschinbumm trarara! In Wirklichkeit herrscht dort mein russischer Oberkollege, der Petersburger Polizeimeister, fast so unumschränkt, wie bei sich zu Hause. Aber da an Ihren Beobachtungen nicht zu zweifeln ist, schätze ich, Herr Pytlasinski hatte mit dem Comité national in Paris so dringende Besprechungen zu führen, daß er selbst die Gefahr einer neuen Verschickung nach Sibirien als kleineres Uebel ansah.“

„Und die junge Dame, mit der er fuhr — entschuldigen Sie die in Ihren Augen vielleicht recht törichte Frage — ist das seine Braut, seine Frau oder seine Geliebte?“

Herr von Pleßkow tat einen nachdenklichen Zug aus seiner Zigarette. „Ich glaube, keins von dreien. Sonst wäre sie der Petersburger und natürlich auch der Pariser Polizei zum mindesten im Bilde bekannt gewesen!“

„Aus welchem Grunde aber mag sie sich denn in die doch sicherlich nicht unbeträchtliche Gefahr begeben haben, diesen Menschen aus Paris zu schmuggeln?“

Herr von Pleßkow zuckte die Achseln. „Schwer zu sagen. Vielleicht schlägt's in ein Gebiet, mit dem ich mich schon lange beschäftige . . . auch schriftstellerisch. Also da habe ich aus meiner ziemlich umfangreichen Praxis versucht, verschiedene Typen der revolutionären Frau darzustellen. . . . [illegible] sicht, diese Frauen sind alle bis [illegible] Grade hysterisch. Die Selbstaufopferung für das glühend verfolgte Ziel erregt in ihnen keine Angst, sondern die auserlesensten Lustgefühle. Eine Mischung von intellektuellen, mystischen und sexuellen Sensationen, die für diese Damen anscheinend das Sublimste ist!“

„Entschuldigen Sie, Herr von Pleßkow, das ist mir ein bißchen zu hoch. . . .“

„Na, da drüben am Tische sitzt ein lebendes Beispiel. Die berühmte Bronislava Fußgänger, eine getaufte polnische Jüdin.“

„Die in dem Reformkleid?“

„Ganz recht! Zehntausend Rubel würde die Petersburger Polizei mit Wonne zahlen, wenn sie ihrer noch einmal habhaft werden könnte. Diese Fußgänger war als ‚Lebenslängliche‘ nach Sibirien deportiert, aber es gelang ihr zu entfliehen. . . . Na also, ich hatte sie mal dienstlich zu vernehmen. Wir wurden ganz kordial und gemütlich. Ich fragte: ‚Meine Gnädigste, das muß doch entsetzlich sein, mit Ketten am Leib nach Sibirien? Unterwegs all der Schmutz und all das Ungeziefer . . .‘ ‚Bloß das?‘ sagte sie und fing an ihre Bluse auszuziehen. Ich wollte entsetzt protestieren, aber sie hatte sie schon 'runter: ‚Da, bitte, sehen Sie hierher!‘ und ich kriegte geradezu einen Schauder: Hals, Brust, Rücken — alles eine einzige Narbe von Peitschenhieben. ‚Um Gotteswillen, wie haben Sie das bloß ausgehalten?‘ sagte ich. ‚Ausgehalten? Gejauchzt hab' ich unter jedem Hieb und immer geschrien: Mein polnischer Heiland küßt mich, o Wonne, himmlische Wonne . . .“

„Verrückt!“

„Nicht wahr? Für normale Menschen unbegreiflich. Aber wenn Sie's interessiert: Morgen muß ich so wie so Herr Pytlasinski antreten lassen, um ihm freundschaftlich zu winken, er möge sich mit größter Beschleunigung zu seinen galizischen Penaten verfügen. Da kann ich der schönen Unbekannten ja auch ein bißchen auf den Zahn fühlen. Verlassen Sie sich drauf, in einer halben Stunde hab' ich raus, wer sie ist, und in welchem Verhältnis sie zu Herrn Pytlasinski steht!“

(Fortsetzung folgt.)

BILDER VOM TAGE



Konrad Haenisch,
der zusammen mit Adolf Hoffmann das preußische Kulturministerium leitet.
Phot. Noack.



Präsident Wilson und seine Gattin, die heute in einem französischen Hafen landen.



Graf Wilhelm Bentinck,
in dessen Schloß in Holland Kaiser Wilhelm nach seiner Abdankung wohnt.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — ab — au — bend — bruch — bung — cha — chau — chen — chi — con — da — del — den — di — dres — er — er — er — ess — fel — fer — ge — ge — glöck — hahn — hum — ips — is — ken — kup — laub — len — li — löf — mant — mud — na — na — na — nach — nä — nak — naph — ne — ni — nus — rell — rich — ruf — sä — schnee — schrei — stab — ta — tha — tal — tau — tib — ul — wich

sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und Endbuchstaben in umgekehrter Reihenfolge gelesen, ein Heine-Zitat ergeben.

Die Wörter bedeuten:

1. Edelstein, 2. sumpfigen Wald, 3. flüchtiges Oel, 4. Metall, 5. türkische Stadt, 6. Musikstück, 7. kaufmännischen Ausdruck, 8. Grabrede, 9. griechischen Buchstaben, 10. Tischgerät, 11. männlichen Vornamen, 12. Gebirge, 13. Blume, 14. Handwerkzeug, 15. Tageszeit, 16. Prophet, 17. Ort bei München, 18. englische Stadt, 19. Schweizer Komponist, 20. deutsche Hauptstadt, 21. Oper, 22. Schriftsteller u. Kritiker, 23. Körperteil, 24. Vogel. 25. asiatisches Reich, 26. Gesetzbuch.

Hauswirtschaftliches.

Mit den „ff" sieht's jetzt böse aus.
An den neuen fehlt's fast ganz im Haus.
Man begnügt sich daher mit den alten,
Sucht sie durch das „pf" zu erhalten.

Abhilfe.

Da sie mich eins-zwei-drei zu Haus,
Nahm ich Hotel-Quartier,
Die Eins stell' ich dem Hausknecht 'raus
Vorm zu zwei-drei der Tür.

Rätsellösungen aus Nr. 49.

Silben-Rätsel:

„Der Schnee ist eine erlogene Reinlichkeit."
Goethe, Sprüche in Prosa.

1. Drake, 2. Rubens, 3. Chopin, 4. Eidechse, 5. Isis, 6. Torte, 7. Irrsinn, 8. Elegie, 9. Rodel, 10 Orang-Utang, 11. Ellbogen, 12. Eimer, 13. Emmi, 14. Nebel, 15. Insektenstich, 16. Knute, 17. Interdikt.

Reisegruß: Nahe, nahe. — Der feindliche Flieger: Mücke, Lücke, Tücke.

HUMOR

Ein junger Mann hat sich mit einem Mädchen verabredet. Nachdem er es begrüßt, sagt er:

„Zum Spazierengehen ist das Wetter heute zu schlecht, mein Fräulein. Ich schlage vor, wir gehen in ein Kino."

„Nein, nein, das tue ich nicht," wehrt sie ab, „das kenne ich schon. Dort werden Sie sicher zu nahe rücken und sich Freiheiten herausnehmen."

„Aber Fräulein," versichert er, „das werde ich nicht tun. Schon der Leute wegen, die hinten sitzen."

„Ach Gott," meint sie darauf, „wir können uns ja in die letzte Reihe setzen!" Poldi.

*

„Spielen Sie schon lange Klavier?" — „Ja, seit meinem achten Jahre." — „Dann werden Sie es aber kaum mehr lernen!"

*

„Kellner," sagte der Gast, „erstens schreibt man Eierkuchen und nicht Omelette, und zweitens, wenn Sie schon so schreiben, dann bitte auch zwei T!" — „Sehr wohl," antwortete der Kellner, „also einmal Omelette, drei Mark fünfzig, zwei Tee, drei Mark, im Ganzen sechs Mark fünfzig!"



Diplomatie.
„Max, Mutter hat Aeppel bekommen, hau mir doch eene 'runter, denn heul' ick, und denn krieg ick 'n Appel; den teilen wa."

Ein Briefwechsel. „Lieber Vater! Wer braucht Geld? Dein Sohn Hans." — „Lieber Hans! Wer ist ein Lüderjahn und Tunichtgut? Dein treuer Vater."

*

Herr: „Seit Sie bei mir sind, werde ich von lästigen Besuchern vollständig verschont. Wie kommt denn das?"

Diener: „Ich habe außen an der elektrischen Klingel eine Tafel anbringen lassen: ‚Gläubiger zweimal läuten!' Und wenn's zweimal läutet, mache ich nicht auf!"

*

Herr Strohdrescher hat sich mit einer älteren Witwe verheiratet. Ein paar Tage nach der Hochzeit besucht ihn ein Freund, der sich sehr wundert, daß Strohdrescher eine ganze Anzahl Bilder von jüngeren und älteren Damen auf seinem Schreibtisch stehen hat.

„Sagen Sie, lieber Strohdrescher," fragt der Besucher, „duldet es Ihre Frau denn überhaupt, daß Sie alle diese vielen Bilder der Damen vor sich stehen haben?"

„Was heißt duldet?" entgegnete Strohdrescher, „Sie wünscht es sogar. Das sind ja doch ihre Töchter!"

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. — Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.

22. Dezember 1918
Nr. 51
27. Jahrgang

Berliner Illustrirte Zeitung

Einzelpreis des Heftes 15 Pfg. oder 24 Heller

Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68



Phot. Sennecke.

Der Volksbeauftragte Ebert
auf der Rednertribüne auf dem Pariser Platz beim Einzug der Fronttruppen in Berlin.



Dr. Dinghofer,
Präsident des Staatsrats der Republik Deutsch-Oesterreich.



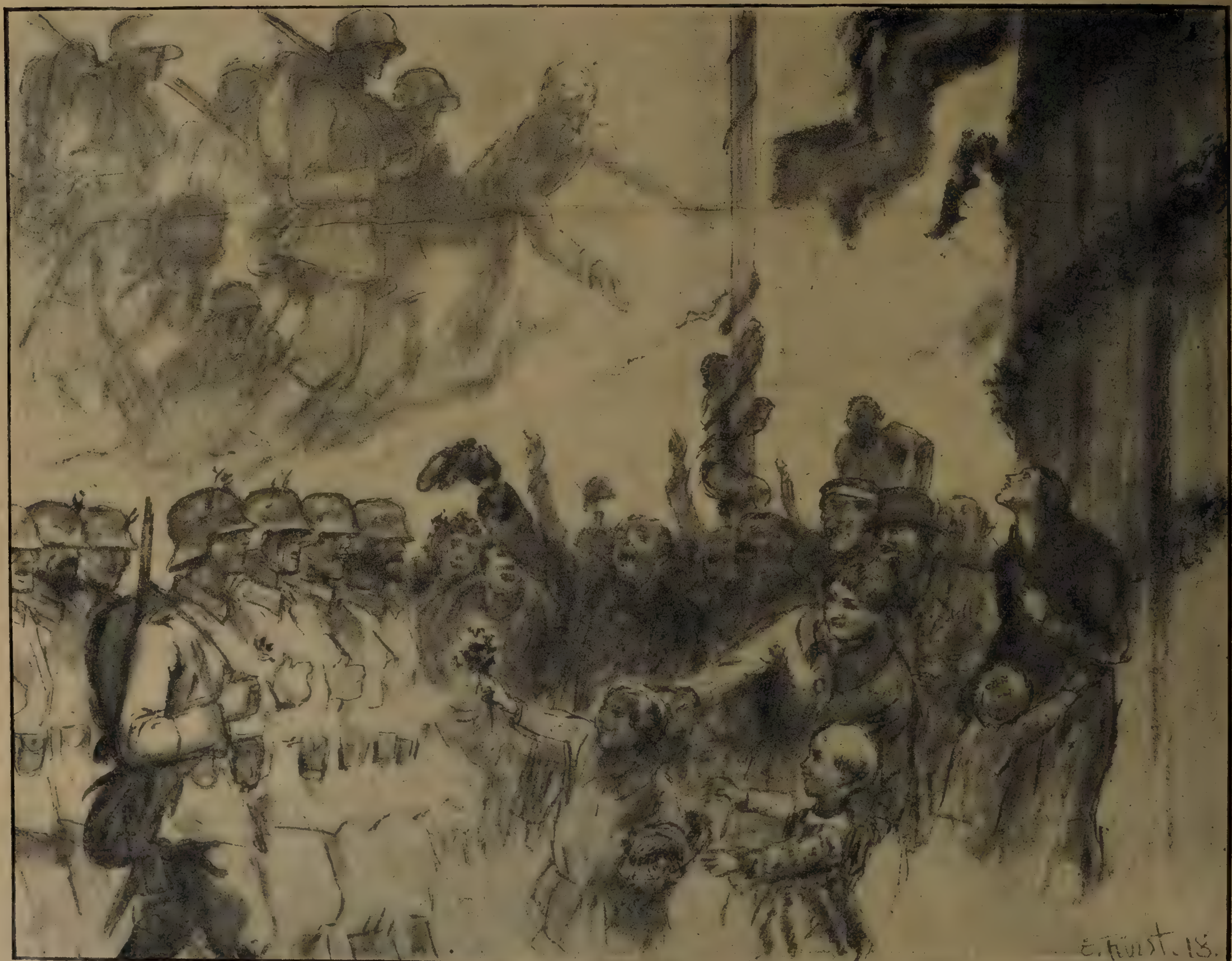
Der Leiter des Reichsluftamts: Unterstaatssekretär August Euler.
Nach einer Zeichnung von Max Schüler.



General v. Lequis,
dessen Generalkommando die in Berlin einziehenden Truppen unterstellt waren.

Die Entwicklung unserer Flugzeugtechnik während des Krieges und die Tatsache, daß wir in unseren Kampf- und Jagdfliegern erfahrene Flugzeuglenker in großer Zahl besitzen, haben den Gedanken erweckt, das Flugzeug auch im Frieden als Verkehrsmittel einzuführen. Mehrere Pläne zur Errichtung von regelmäßigen Fracht-, Post- und Personen-Luftlinien liegen bereits vor und dürften demnächst verwirklicht werden. So kündigt die Schütte-Lanz-Gesellschaft Personenflüge an, die die Strecke Berlin—München in 4½ Stunden, Berlin—Hamburg und Hannover in 2½ Stunden, Berlin—Danzig in 3¾ Stunden, Berlin—Leipzig in 1¼ Stunden durchmessen sollen. Zur Regelung des Luftverkehrs hat das Staatssekretariat des Innern jetzt ein Reichsluftamt errichtet, zu dessen Leitung Herr August Euler mit dem Titel Unterstaatssekretär berufen wurde. Euler — ein ungewöhnlich energischer Mann — ist eine in sportlichen und industriellen Kreisen bekannte Persönlichkeit. In einer von ihm gegründeten Fliegerschule bildete er eine ganze Reihe von bekannten Fliegern aus.

ZUR HEIMKEHR UNSERER TRUPPEN



Willkommen, Brüder! Ruhmreich, kampferfahren
Kehrt Ihr zurück, laßt stolz die Fahnen weh'n!

Wir neigen uns vor Euch und vor den Scharen
Der Toten, die Euch stumm zur Seite geh'n!

Zeichnung von Edmund Fürst.



Auf dem Pariser Platz in Berlin während des Einzugs der Fronttruppen — Phot. Felix Hackenberg.



Das Spalier: Ein vereitelter „Durchbruchsversuch".
Jll.-Photo-Verl.



Einziehende Truppen.
Phot. Willi Ruge.



Waghalsige jugendliche Zuschauer unter den Linden.
Photothek.



Aus dem Felde heimkehrende Krankenschwestern während der Fahrt auf einem Geschütz beim Einzug.

DIE ZEIT DER REDNER

von

Stefan Großmann

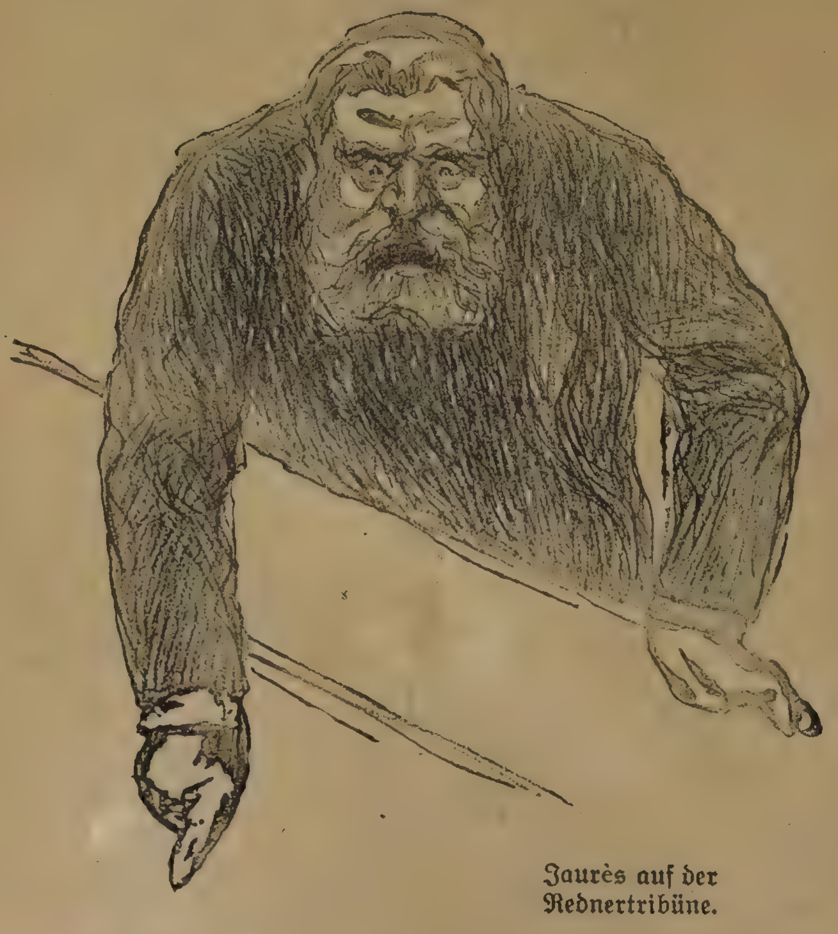


Ein Meister der Rede: Der französische Sozialistenführer Jean Jaurès, der am Tage des Kriegsausbruchs in Paris ermordet wurde.

Auf der Straße, in allen Sälen, am Rande der Denkmäler, in der Straßenbahn, überall Redner, Redner, Redner. Politiker und Arbeiter, Hausfrauen und Professoren, Schauspieler und Pfarrer, Primaner und Soldaten, alle reden öffentlich und im geheimen. Das Merkwürdige daran ist dies, daß sie alle Zuspruch finden und mit Leidenschaft angehört werden. Es braucht einer nur auf der Straße ein paar Worte überlaut zu sagen und dazu ein paar ausladende Handbewegungen zu machen, sofort entsteht eine plötzliche Versammlung unter freiem Himmel mit Volksgemurmel, mit Zustimmung und Zwischenrufen, Diskussion und Demonstration. Das bis auf den Grund aufgewühlte Volksmeer wirft Talente an den Strand der Oeffentlichkeit. Wer wußte gestern den Namen Brutus Molkenbuhr? Wieviel kannten den Buchdrucker Emil Barth, heute Volksbevollmächtigter in der Reichsregierung? Drei oder vier Reden im Berliner Soldatenrat haben sein Schicksal entschieden.

Wir Deutschen waren bisher kein Rednervolk. Verglichen mit den Franzosen, Italienern, Ungarn sind wir eher Menschen der Arbeit, der Organisation, des stillen Denkens, aber nur selten Meister der schwungvollen Rede. Ein großer Meister wie Jean Jaurès war uns nicht geschenkt. Stand Jaurès auf der Tribüne — und er stand nicht nur, er lag über dem Rednerpult, er lief über sein Podium, er rang seine kleine, dicke Figur zum Himmel empor — so hatte man das Gefühl, einem Naturereignis wie einem Wolkenbruch oder einem dröhnenden Gewitter begegnet zu sein. Er redete nicht, es redete aus ihm. Jaurès hat wie der echte Redner nie nach einem Konzept gesprochen, aber seine klassischen Reden sind dennoch sehr sorgfältig aufgebaut und gegliedert. Er konnte, während er sich in heißem Schwung scheinbar ganz hingab, die gedankliche Disposition seines Vortrags unbeirrt festhalten, und gerade diese Besonnenheit in der Glut, diese Logik im Schwunge machte den imponierenden Bau seiner größten Reden aus. Er besaß die wichtigste Eigenschaft des ganz großen Redners: er fand für jeden Gedanken das richtige Maß, er war ruhig in der Vorbereitung, steigerte sich, je näher er dem Hauptthema kam, und wußte ganz instinktiv, wann er die höchsten Töne loslassen durfte. Nie nahm ein Nebengedanke bei Jaurès unverhältnismäßig großen Raum ein. Wie der geniale Baumeister muß der große Redner das angeborene Gefühl für die richtigen Proportionen haben.

Ein solcher Redner ersten Ranges, nämlich ein Naturtalent, ist auch Ignaz Daszinski, der polnische Sozialist. Seine Reden sind nicht so kunstvoll, nicht so mächtig aufgebaut wie die Jaurès. Wer Jaurès als Redner voll genießen wollte, mußte ihm drei Stunden zuhören, er hatte homerische Breite. Daszinskis Reden sind feuervoller, von höchstens halbstündiger Dauer. In dieser halben Stunde aber ist er glühend, wie in einer Trunkenheit befangen. Jaurès konnte ein philosophisches Thema in breitem Gemälde darstellen. Daszinski braucht den Angriff, die leidenschaftliche Attacke oder aber die historische Größe eines Augenblicks. Er ist kein Redner fürs sachliche Detail, er braucht große Geschehnisse, um große Reden zu halten.



Jaurès auf der Rednertribüne.



Jaurès auf der Rednertribüne. Zeichnungen von A. Eloy-Vincent.



Die Zeit der Redner: Der polnische Sozialist Ignaz Daszinski als Redner bei einer Versammlung unter freiem Himmel.

Dann aber bricht aus seinem Mund ein Feuerstrom. Solche rednerische Genies sind uns Deutschen nicht beschert. Ein Talent wie Georg Ledebour bleibt sich doch meistens seiner volksaufklärenden Aufgabe bewußt. Das Bild hier ist durchaus charakteristisch. Es stellt den Redner dar, wie er beide Hände hebt, offenbar um den Hörern irgendetwas zu erklären oder zu verdeutlichen. Ein Lehrer aber kann schwer ganz aus sich herausgehen, er muß an den Schüler denken und an seine Auffassungsfähigkeit. Dem genialen Redner aber folgt das Volk, auch wenn es ihn nicht ganz versteht. Der Scherz, den Richard Voß einem einfachen Menschenkind in den Mund legt, ist durchaus nicht ganz unbegründet: „Wunderschön hat er heute geredet, nicht ein Wort hab' ich verstanden."

Fehlen uns die genialen Redner, so mangeln uns dafür die vielen tüchtigen nicht. Ein Volksmann wie Eugen Ernst kennt die Gebote der Volksrednerschaft, als da sind: Sprich langsam, sprich einfach, sprich kurze Sätze! Vermeide alles Eingelernte, habe den Mut, im Bedarfsfall ein Dialektwort einfließen zu lassen, tu nicht zu gebildet, sondern sprich so, wie Dir und Deinen Volksgenossen der Schnabel gewachsen ist. Der wirksame Volksredner muß im Hörer das Gefühl erzeugen: Wir sind aus gleichem Holz, Brüder desselben Volks, mit gleichen Leiden, gleichen Freuden. Volksredner müßte jeder von uns werden können — aber der Himmel bewahre uns vor einer allzugroßen Ueberschwemmung.



Charakteristische Aufnahme von Georg Ledebour (U. Soz.) während einer Rede bei einer Volksversammlung in Berlin-Treptow.



Der Volksbeauftragte Hugo Haase auf der Rednertribüne bei der Totenfeier für die Revolutionsopfer in Berlin.

Der weisse Adler

ROMAN VON RICHARD SKOWRONNEK

7. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Viktor wehrte ab. „Um Gottes willen, ich nehme an den beiden nur ein ganz oberflächliches Interesse! Und wo es sich allem Anschein nach um eine Dame der guten Gesellschaft handelt, wäre es mir doch sehr peinlich . . . Aber die Herren entschuldigen mich, bitte, einen Augenblick . . .“

Der Portier war in den Eingang des Saales getreten, hatte sich suchend nach ihm umgesehen. Da folgte er ihm in den Vorraum. „Na, was gibt's?“

„Eine Mitteilung, die Herrn Baron sicherlich sehr interessieren wird . . .!“

„Ich verstehe, wieviel?“

„Aber ich bitte, Herr Baron, es macht mir ja Vergnügen, ist vielmehr eine hohe Ehre, Herrn Baron gefällig sein zu dürfen . . .“ Und er hielt diskret die Hand hin. Als er darin mit untrüglichem Gefühl ein Zwanzigmarkstück spürte, dämpfte er seine Stimme zu geheimnisvollem Flüstern.

„Also zunächst: Fräulein Ostermann heißt nicht Ostermann . . .“

„Sondern?“

„Komteß Jelena Zembricka!“

„Donnerwetter! Wie haben Sie das 'rausgekriegt?“

„Verzeihen, Herr Baron, Geschäftsgeheimnis! Aber was Herrn Baron vielleicht noch mehr interessieren wird: Komteß fahren morgen acht Uhr zwanzig ab Bahnhof Friedrichstraße. Billett erster Klasse bis Allenstein!“

„Hm, in der Tat . . . Bin Ihnen sehr verbunden. Also sorgen Sie dafür, daß ich morgen Punkt halb acht Uhr Frühstück auf meinem Zimmer habe und die Rechnung . . .“

„Befehl, Herr Baron . . .“

Viktor ging recht nachdenklich in den großen Speisesaal zurück. Alles, was vernünftige Ueberlegung hieß, warnte ihn, sich weiter auf das Abenteuer einzulassen. Wenn er ganz streng mit sich ins Gericht ging, war es schon jetzt ein Verstoß gegen das dem Bruder gegebene Wort. Die junge Dame war Polin, über ihre deutschfeindliche Gesinnung gab es wohl kaum einen Zweifel. Aber in ihm brannte etwas von der verzehrenden Unrast, die ihn früher überfallen hatte, sobald in einer Gesellschaft der Spieltisch aufgestellt wurde. Viele böse Stunden, schwere Selbstvorwürfe und Reue hätte er sich sparen können, wäre er gegen die lockende Stimme immer so fest geblieben, wie er's von nun an sein mußte . . . Aber das hier war doch etwas anderes . . . Von seiner akuten Verliebtheit glaubte er geheilt zu sein. Verächtlich hätte er sich ja vorkommen müssen, wenn er sein Herz noch länger einer anbot, die es verschmähte, weil sie unlöslich einem anderen gehörte. Einem dunklen politischen Abenteurer, der auf solche hysterischen kleinen Frauenzimmer natürlich einen stärkeren Reiz ausübte als ein korrekter preußischer Beamter . . . Wenn er sich ganz nüchtern prüfte, lag es ihm nur noch daran, diese Abart im revolutionären Dienst tätiger Frauen, mit denen er von jetzt an wohl öfter zu tun hatte, in einem besonders ausgeprägten Exemplar kennen zu lernen . . . Den Namen Zembricki glaubte er schon einmal gehört zu haben, nur er entsann sich nicht mehr, wann und wo . . . Aber wenn er wirklich morgen früh schon reisen wollte, wie brachte er das dem guten Ulrich bei? Der hatte doch sicherlich darauf gerechnet, ihn noch ein paar Tage hier zu behalten . . .? Und er beschloß, sich jeder eigenen Entscheidung zu enthalten. Verfügte der Bruder, er habe noch zu bleiben, blieb er. Wenn nicht, fuhr er morgen früh ab. Zugleich mit dieser Komtesse Jelena Zembricka . . .

Als er an den Tisch zurückkehrte, erzählte Herr von Pleßkow noch immer von seinen vielfältigen Erfahrungen im Dienste der politischen Polizei. Und besonders viel sprach er von dem verwegenen Menschen da drüben, der eben das Glas hob, seiner schönen Beschützerin und Reisegefährtin zutrank. Ein ganzer Sagenkreis habe sich um sein kurz geschorenes Haupt gewoben . . . Kurz geschoren, weil die in der Strafanstalt glattrasierte eine Hälfte wahrscheinlich noch nicht recht nachgewachsen sei . . . Ein Mann von ganz erstaunlicher Willenskraft, der selbst in verzweifelter Lage den Mut nicht verlor . . . Ein halb Dutzend mal von den Russen gefangen, immer wieder entflohen, unter den schwierigsten Umständen . . . Ein fabelhafter Organisator, dessen unermüdlicher Tätigkeit es in erster Linie zuzuschreiben sei, wenn die von ihm ins Leben gerufenen unterirdischen Vereinigungen eine Macht darstellten, mit der man auch anderswo als nur in Russisch-Polen zu rechnen habe . . Und nicht zuletzt ein „ladieskiller“ in des Wortes verwegenster Bedeutung. Erstaunlich die Erfolge, die er selbst bei den Damen der besten polnischen Gesellschaft zu verzeichnen habe . . . Als er im Boudoir einer polnischen Fürstin in Warschau verhaftet worden sei, solle er gesagt haben, wenn er wolle, könne er jede Nacht einen anderen Starosten betrügen . . . Dabei ein Subjekt von höchst zweifelhafter Herkunft und Vergangenheit. Sohn eines Stadtpolizisten in dem kleinen litauisch-polnischen Neste Mariampol, durchgebrannter Klosterschüler, später Kellner, Kommis, Zirkusathlet, Schauspieler, zuletzt Redakteur an einem Lemberger Sozialistenblättchen. Vom Jahre 1905 an plötzlich die leidenschaftlich geliebte Hoffnung aller der Polen, die sich das Heil von einem gewaltsamen Umsturz erwarteten. Auch der in den letzten Jahrzehnten immer mehr in den Hintergrund gedrängten Hocharistokraten. Vielleicht daß sie hofften, auf seinen breiten Schultern ihr schmächtiges Kandidätlein in den polnischen Königsthron voltigieren zu lassen . . .

Die Herrschaften drüben am Tische brachen auf, auch Herr von Pleßkow empfahl sich. Sein Zweck sei erreicht, er wolle nicht länger stören. Die beiden Brüder blieben allein. Der Geheimrat hob die leere Sektflasche aus dem Kübel.

„Na, noch eine, Viktor?“

„Wenn ich ehrlich sein soll, lieber nicht! Ich habe die letzten Nächte verdammt wenig geschlafen, und morgen ist ja auch noch ein Tag . . .“

„Gedenkst Du morgen noch hierzubleiben?“

„Wenn Du befiehlst, selbstverständlich!“ Viktor fühlte sein Herz bis in den Hals schlagen. Die Antwort brachte in gewissem Sinne die Entscheidung . . .

„Hm,“ sagte der Geheimrat, „aber Du nimmst mir's nicht übel?“

„Bewahre, nicht im geringsten. . . .“

„Nun denn, ich könnte mich Dir doch nicht so widmen, wie ich gerne möchte. Ich bin schon seit einigen Tagen nicht recht auf Deck, sitze bis über beide Ohren in Arbeit! Wie ich leider fürchte, in nutzloser Arbeit, aber das kommt bei uns ja öfter vor. Ich schick' Dir, wenn sie fertig ist, einen Abzug — sie wird Dir für Deine amtliche Tätigkeit von Nutzen sein. Außerdem habe ich Dir einiges zusammengepackt über die Polenfrage — gute Reiselektüre! Unnötig zu sagen, daß das meiste davon sekreter Natur ist. Na, und da wir uns über die Hauptsachen ja ausgesprochen haben — aber schilt mich um Himmels willen nicht lieblos — um acht Uhr zwanzig geht ein brillanter Zug! Du kannst um zehn Uhr des Abends schon in Heinrichsburg sein; Wohnung Hotel de Russie, falls das alte Möbel noch existiert . . .“

Viktor atmete auf und kam sich recht falsch vor . . „Ich wäre natürlich gerne noch einen Tag bei Dir geblieben, aber schließlich drängt es mich doch auch, so rasch wie möglich an den Schauplatz meiner zukünftigen Missetaten zu kommen . . .“

„Brav, mein Jungchen, brav . . .“

Unter dem glasüberdeckten Portal des Hotels nahmen sie Abschied. Der Geheime Rat schloß den jüngeren Bruder mit mühsam unterdrückter Rührung in die Arme.

„Na denn, mit Gott, mein lieber, lieber Junge! Alles Gute für Deine Arbeit . . . ich weiß, ich werd' mit Dir Ehre einlegen. Grüß' mir Hakenbergs — insbesondere Fräulein Ilse, und wenn Du irgendwie im Zweifel sein solltest, schreib' mir! Zuschuß wie bisher, nur natürlich ohne Extravaganzen . . .“

Viktor fühlte es heiß in der Kehle aufsteigen. „Kein Wort mehr! Und, Uli, lieber, guter alter Uli, wie soll ich Dir das alles 'mal vergelten?“

„Darüber haben wir uns ja schon ausgesprochen, Vikki: Pflicht und Arbeit! Aber, um Himmels willen, bloß keinen gerührten Abschied! Nach meiner Karlsbader Kur laß' ich mich vielleicht von Heino Hakenberg auf einen Bock einladen. . . . Also auf Wiedersehen in längstens einem Vierteljahr. . . .“

„Auf Wiedersehen . . .“

Viktor sah der hohen Gestalt des Bruders nach, bis sie hinter der Biegung des eisernen Straßengitters verschwand. Er kehrte langsam ins Hotel zurück, tausend gute Vorsätze im Herzen. Ein Hundsfott wäre er ja gewesen, wenn er dieses brunnentiefe Vertrauen enttäuscht hätte! Aber jetzt schon schlafen gehen? Unmöglich! Dazu jagte ihm das Blut zu heiß durch die Adern. Irgendwohin unter lärmende Menschen . . . Musik . . . einen festen Schlaftrunk noch, damit er das verdammte Grübeln los wurde . . .

Er war wohl eine Stunde lang durch die trotz später Nachtzeit noch immer von Menschen wimmelnden Straßen gewandert — ein toller Betrieb herrschte in diesem großen Ungetüm Berlin! In einer Seitenstraße der Friedrichstraße hörte er hinter verhängten Fenstern Musik. Da trat er ein.

Dicker Qualm, Lärm, Herren im Frack, geputzte Mädel, ein Schrammelorchester: zwei Geigen, eine Ziehharmonika, Cymbal, Gitarre. Und da — er glaubte zuerst, er sähe nicht recht — an einem Tisch zwischen einem halben Dutzend geschminkter Weiber Herr Pytlasinski! Massenbetrieb! Zwei Sektflaschen auf dem Tisch, der Primgeiger spielte ihm aus der polnischen Oper „Halka“ das schwermütige Liebeslied ins Ohr. Wie jenen Kavalieren aus der Wiener Vorstadt, wenn sie in der Stimmung waren: „Verkauft's mei G'wand, i fahr' in Himmel . . .“ Und Herr Pytlasinski gröhlte, anscheinend schon leicht angetrunken, mit . . .

Da setzte sich Viktor lächelnd in eine Ecke, bestellte sich zum Schlaftrunk eine halbe Sekt mit Porter. Komisch schien's ihm, daß er auf so etwas eifersüchtig gewesen war. Der „sagenumwobene polnische Revolutionär“ büßte ein gut Teil von seinem gefährlichen Nimbus ein. Wenn er andere Gunst genossen hätte, brauchte er doch keine käufliche zu suchen — —

V.

Der Zug fuhr schon weit hinter Frankfurt an der Oder, als Viktor von Dolinga sich endlich damit abfand, daß er ohne die erhoffte Begleitung reisen mußte . . . Die Komteß Zembricka war ausgeblieben! Vom Schlesischen Bahnhof an hatte er den Seitengang wohl drei- oder viermal durchschritten — immer in der Hoffnung, sie doch noch in einem der Abteile erster Klasse zu entdecken. Gleichgültige Gesichter sah er genug, sie war nicht darunter. Und er zerbrach sich den Kopf, was sie zurückgehalten haben mochte. Hatte sie den Zug versäumt oder ihren Entschluß zur Abreise vielleicht im letzten Augenblick geändert?

Bis ihm plötzlich die beschämende Erkenntnis kam, er sei nach allen Regeln der Kunst „versetzt“ worden, auf einen falschen Strang geschoben! Unter freundlicher Mitwirkung des Herrn Portiers. Dafür hatte er dem Kerl noch zwanzig Mark gegeben! Wenn's nicht so dumm und ärgerlich gewesen wäre, hätte man herzhaft darüber lachen können. So wie die Komteß jetzt wahrscheinlich lachte, daß ihr lästiger Verehrer allein auf der Eisenbahn saß . . . Das war so deutlich, daß man sich wohl oder übel damit abfinden mußte. Eine kleine Episode, bei der man keine gerade glänzende Rolle gespielt hatte. . . . Und er begann unwillkürlich zu grübeln, wie es zugegangen sein mochte, daß er sich so Hals über Kopf verliebt hatte. War es nur der Aerger gewesen, daß sie dem Verwöhnten so gar keine Beachtung geschenkt hatte? . . . Oder gab es wirklich jenes geheimnisvolle Od, von dem er einmal gelesen hatte, daß es vom Menschen zum Menschen flog, den einen unwiderstehlich in den Bann des anderen zwang? . . . Oder floß in seinen Adern, als Erbteil von der polnischen Mutter her, ein Blut, das nur auf verwandte Reize ansprang? . . . Nutzlos war es, darüber nachzusinnen. Die Episode war abgeschlossen! Und — so sehr er sich dagegen zu wehren versuchte, er wurde der Stimmung nicht Herr — eine tiefe Traurigkeit senkte sich ihm ins Herz. Trostlos schien es ihm, nie mehr wiedersehen zu dürfen, was ihm für ein paar — ach nur zu kurze — Stunden Augenweide gewesen war! Den schön geschwungenen Mund, das pikante, etwas eigenwillige Näschen und den kleinen dunklen

Fleck links am Kinn, bei dem man immer das vermessene Begehren hatte, ihn zu küssen. . . . Aus und vorbei für alle Zeiten! Nur, weshalb führte ihm das Schicksal ein solches Menschenkind in den Weg? Bloß, um ihn nach kurzem Traum grausam zu äffen? . . .

Das Wetter war umgeschlagen, der schöne Frühlingstag hatte sich in Sturm und Regen gewandelt, vermischt mit Hagelschauern. Zuweilen prasselte es auf dem Wagendache, als wenn auf einer Tenne Erbsen ausgeschüttet wurden.

Der Zug fuhr durch flaches Land. Ab und zu sah man durch die angelaufenen Fensterscheiben hinter kahlen Bäumen ein paar rote Ziegeldächer, oder ein Häuflein strohgedeckter Katen drängte sich zusammen wie eine Kette verregneter Rebhühner . . . hie und da einmal im flachen Lande weit am Horizont ein schlanker Kirchturm. . . . Und dann meilenweit Wald, so daß es im Wagen ganz finster wurde. Graurot zum Himmel ragende Kiefern mit grünem Tannenunterholz, hier und da der weiße Stamm einer Birke, die ersten grünen Spritzerchen an den hängenden Zweigen . . . Es ging nach dem Osten! Man merkte es auch an den Menschen, die in dem Zuge fuhren. . . .

Die Mehrzahl sprach einen harten Dialekt mit seltsam breiten Umlauten . . . in den Bewegungen eine gewisse verhaltene Bedächtigkeit . . . kein lustiges Schwatzen und Krakeelen wie im geliebten Rheinland. . . . In einem Wagen dritter Klasse wohl an fünfzig polnische Juden, Männer, Weiber und Kinder mit unsäglichen Mengen ärmlichen Gepäcks. Wie ihm der Schaffner auf Befragen erklärte, Auswanderer, denen in dem „freien“ Amerika nach den neuerdings erlassenen strengen Bestimmungen die Erlaubnis zum Landen versagt worden war. Jetzt kehrten sie als Bettler in die Heimat zurück, das letzte bißchen Habe war für die nutzlose Reise draufgegangen.

Er öffnete das sorgfältig verschnürte Paket, das Ulrich ihm als Reiselektüre mitgegeben hatte. Broschüren, Werbeschriften des Ostmarkenvereins, amtliche Veröffentlichungen, eine kleine polnische Grammatik. Er schlug eins der mit rotem Umschlag versehenen Hefte auf, das den mit violettem Stempel gedruckten Vermerk „Vertraulich“ auf dem Deckel trug. Es behandelte das Eindringen der Polen in Ermland und Masuren, die in der südöstlichen Ausbuchtung Ostpreußens gelegenen Landschaften. Es wurde in der Einleitung als besonders frivol bezeichnet, weil den Polen hier selbst der Entschuldigungsgrund fehlte, den sie in den ehemals polnischen Provinzen Preußens für ihre Kampforganisationen bereit hielten: sie seien nichts als gerechte Abwehr gegen deutsche Unterdrückung. Weder das evangelische Masuren noch das angrenzende katholische Ermland waren je polnisch gewesen. Die Bevölkerung, eine Mischung aus den ureingesessenen Pruzzen, Masoviern und den vom Orden eingeführten Deutschen, war nur eine Zeitlang durch ein loses Lehnsverhältnis mit Polen verbunden, das der Große Kurfürst im Frieden von Oliva mit starker Hand zerrissen hatte. Und später waren Bestandteile hinzugekommen, die alles andere waren, nur nicht polnisch: die Salzburger Flüchtlinge aus dem Oesterreichischen und die aus Frankreich von der großen Revolution vertriebenen Geschlechter . . .

Die Masuren, die sich stets durch besondere Königstreue und Anhänglichkeit an Preußen ausgezeichnet hatten, verhielten sich im großen und ganzen ablehnend gegen den Versuch, sie zu großpolnischen Anschauungen zu erziehen. Immerhin war es den Polen gelungen, allein im Regierungsbezirke Allenstein mehr als fünf Quadratmeilen Boden in ihren Besitz zu bringen.

Die Bewegung im Kreise Heinrichsburg hatte eingesetzt, als 1891 das Rittergut Friedrichstein an einen Polen verkauft worden war. Der Vorbesitzer — trotz seines polnisch klingenden Namens ein guter preußischer Patriot, Landtagsabgeordneter und Rittmeister der Garde-Landwehr — war sich wohl der Tragweite dieses Verkaufes nicht mehr bewußt gewesen.

Eine Blutwelle schoß Viktor ins Gesicht: Der Verkäufer dieses Rittergutes war sein verstorbener Vater . . . Und er las mit brennenden Augen weiter:

„In seinen letzten Lebensjahren hatte es den Anschein, als sei mit dem wirtschaftlichen Zusammenbruch auch ein Verfall seiner Geisteskräfte eingetreten. Anders ist es wohl nicht zu erklären, daß er unter dem Einfluß seiner zweiten Frau, einer fanatischen Polin, dem berüchtigten polnischen Propst Swiderski Gelegenheit gab, die meisten Insassen des Gutes durch aus dem Posenschen geholte P[illegible] setzen. Seither ist das Ritterg[illegible] Herd und der Mittelpunkt der großpolnischen Werbearbeit in Masuren. Wie ein Geschwür an einstmals gesundem Leibe, das seine eiternden Senker langsam durch den ganzen Körper schiebt . . .“

Viktor ließ das Heft sinken. Die Frau, von der da gesprochen wurde, war seine Mutter gewesen! War es denkbar, daß ein aufrechter Mann sich durch ein Weib so von dem Wege abdrängen ließ, den ihm Herkunft, Erziehung, Pflicht und Gewissen vorschrieben? . . .

Ein Frösteln flog ihm über den Nacken: Er hatte kein Recht, sich über den verstorbenen Vater pharisäisch zu entrüsten! Er selbst hatte in diesen Tagen verdammt wenig daran gedacht, wohin es führen sollte, wenn er noch länger ein Paar schönen Augen nachlief, die aus dem verführerischen Gesicht einer Polin blickten . . . Aber wie hieß es in dem alten Spruch? „Selbsterkenntnis ist der Anfang aller Besserung . . .“ Und zum ersten Male fing er an, über das Wort „Selbsterziehung“ zu grübeln, das er so oft von dem treuen Eckart seiner Jugend gehört hatte . . . Das Wort hieß, sich an jedem Abend Rechenschaft abzulegen, ob die Handlungen und Gedanken des Tages vor einem höheren Richter als dem in der eigenen Brust bestehen könnten. Wenn er unter diesem Augenwinkel seine Vergangenheit durchmusterte, nahm sie sich recht kläglich aus . . . Bodenloser Leichtsinn, der ohne Ueberlegung jeder Lockung folgte, sich hinterher nur zuweilen klar machte, er sei wieder einmal von einer Art Schutzengel vor dem Sturz in den Abgrund bewahrt worden . . . In einer seiner Konduiten, in die er durch einen günstigen Zufall einen Blick hatte tun dürfen, stand von der Hand des Regierungspräsidenten zu lesen: „Nervöses Vollblut, zu augenblicklichen Höchstleistungen befähigt, aber zu ausdauernder Arbeit ungeeignet . . .“

Ein Wunder war es geradezu, daß es dem lieben alten Uli gelungen war, ihn trotz dieses Zeugnisses in eine Stellung zu bringen, die der Anfang einer glänzenden Laufbahn werden konnte. Der Beweis eines Vertrauens war es, wie es tiefer nicht denkbar war.

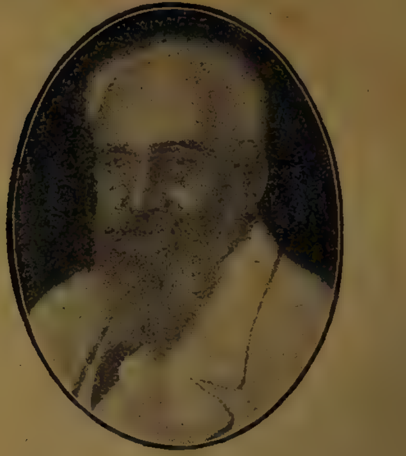
(Fortsetzung folgt.)



Der bayrische Minister des Innern Auer.
Phot. Umenhof.



Phot. Zander & Labisch.
Szene aus Wedekinds Bühnenwerk „Musik" in der Aufführung des Theaters in der Königgrätzer Straße in Berlin: Maria Orska in der Rolle der „Klara Hühnerwadel" und Ludwig Hartau als „Gesangspädagoge Reißner".



Prof. Lujo Brentano,
der berühmte Nationalökonom, der zum bayrischen Volkskommissar für Handel und Industrie ernannt wurde.
Phot. Kester.

RÄTSEL

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: an — bet — bo — chow — de — de — del — drid — e — e — e — ga — gam — ge — gel — ger — glou — her — il — il — ir — la — le — li — li — ma — ma — ma — ni — oel — rah — ram — rei — rei — ro — se — ta — te — ter — tri — tu — um — van — ven — ving — vir — wolf — sind 17 Wörter zu bilden, deren Endbuchstaben (diese zuerst) und Anfangsbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Scheffel-Zitat ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. amerikanischen Schriftsteller, 2. Stadt in Böhmen, 3. französischen Staatsmann, 4. Alpengipfel, 5. berühmten Anatom, 6. Kunsttechnik, 7. Sonntag, 8. Hauptstadt, 9. Fluß im Harz, 10. Vogel, 11. Prophetin, 12. Berg in den Anden, 13. Bibelbuch, 14. Metall, 15. Musikstück, 16. Pflanze, 17. Musikinstrument.

Lebensregel.

Dem argen i zu trau'n, kann Dir nicht frommen,
Mußt auf der a sein, stellt er sich auch bieder.
Um seinem bösen Plan zuvorzukommen,
Schlägst Du am besten gleich mit u ihn nieder.

Vorsicht.

Jetzt heißt's ig sein, sich durchzuwinden,
De schließe ein in sicheren Spinden.

Lösungen aus Nummer 50.

Silben-Rätsel:

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht.
H. Heine, Nachtgedanken.

1. Diamant, 2. Erlenbruch, 3. Naphtha, 4. Kupfer, 5. Istib, 6. Chaconne, 7. Abschreibung, 8. Nachruf, 9. Delta, 10. Eßlöffel, 11. Ulrich, 12. Taunus, 13. Schneeglöckchen, 14. Laubsäge, 15. Abend, 16. Nahum, 17. Dachau, 18. Ipswich, 19. Nägeli, 20. Dresden, 21. Ernani, 22. Rellstab, 23. Nacken, 24. Auerhahn, 25. China, 26. Talmud.

Hauswirtschaftliches: Stoffen, Stopfen.

Abhilfe: Schuhriegeln.

HUMOR

Zeichnung von Paul Simmel.



Nach der Aufhebung des Sparzwangs:
„Jetzt ruh' Dich erst 'ne Weile aus, Vater, ich stell' Dir mein Bankkonto zur Verfügung."

„Sie kommen mit Ihrem Gehalt nicht aus?" entrüstete sich der Chef. „Das ist kein Wunder. Jeden Augenblick sieht man sie im Kino und ausgerechnet auf den teuersten Plätzen!"

„Verzeihen Sie," entschuldigte sich der Angestellte, „ich habe hier leider einen Doppelgänger. Mit dem werde ich sehr häufig verwechselt."

„So," meinte der Chef. „Dann wundere ich mich nur, daß Sie Ihre Frau immer mit diesem Doppelgänger ausgehen lassen!"

*

„Ja," erzählte Fritzchen Köhler, „mal gingen wir auch in ein russisches Bad. Ein großer Kerl packte mich gleich, schrubbte und scheuerte mich ab, knetete mir alle Knochen durcheinander und dann, als er fertig war und ich erschöpft zusammensank, hieb er mir hinterrücks mit seiner riesigen Patsche vier laut klatschende Schläge herunter." — „Ja, warum denn?" — „Das fragte ich auch und er sagte, das ist das Zeichen, daß der nächste herankommt; die Glocke in dieser Zelle ist nämlich kaputt!"

Neulich flog bei uns die Pulverfabrik in die Luft. Es gab einen mächtigen Krach, einen unerhörten Krach. Erschrocken lief ich in das Zimmer unserer Großmutter; die alte Dame ist stocktaub. „August," sagt sie glücklich, „denk' Dir nur, mein Gehör bessert sich immer mehr, eben habe ich sogar gehört, wie Du an die Tür geklopft hast!"

*

Richter: „Sie stehen ja schon wieder vor den Schranken! Was hat Sie denn diesmal hergeführt?"

„Einer vom Sicherheitsdienst."

*

Ein endloser und sehr verworrener Detektivfilm war eben zu Ende. Gleich darauf erschien auf der weißen Wand die Ankündigung:

„Ab morgen: „Enthüllungen, der große Aufklärungsfilm!"

„So ein Nepp," entrüstete sich ein Mann im Publikum. „Da zeigen se extra so een Detektivdrama, wo sich keen Mensch darin zurechtfindt', damit man sich nachher auch noch den Aufklärungsfilm dazu ansehen muß!"

Poldi.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale für 1,95 Mk. vierteljährlich (7,80 Mk. jährlich, 65 Pf. monatlich). Anzeigen: Kriegspreis Mk. 10.— die 6-gespaltene Nonpareille-Zeile. — Verantwortlicher Redakteur: Kurt Karfunkel, Charlottenburg. — In Oesterreich-Ungarn für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Anzeigen: Ernst Haupt, Berlin-Schöneberg. —
a b c d e f g
Verlag und Druck von Ullstein & Co., Berlin SW, Kochstraße 22-26.
1 2 3 4 5 6 7



Reichspräsident Fritz Ebert.
Aufnahme Binder.